Hamburger

Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Siebenundzwanzigster Jahrgang. Januar, Februar, März.

Hamburg, 1851.

Inhalts-Verzeichniß.

Januar, Februar, März.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 1. Mittwoch, den 1. Januar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Politische und literarische Erinnerungen.

Unter obigem Titel werden ehestens geschichtliche Fragmente aus der französischen Kaiserzeit, der Restauration und den beiden Revolutionen von 1830 und 1848 erscheinen, deren Verfasser, Herr Audibert, indem er zu dem Staatsrathe und dem Cabinette der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Herrn von Chateaubriand gehörte, sich in einer Stellung befand, um selber zu sehen, oder doch zu erfahren, was Andre gesehen hatten. Dem **Constitutionnel** sind einstweilen Proben, von welchen wir in Folgendem einige nachnehmen, mitgetheilt worden.

I.

Zur Zeit des Krieges, welchen Spanien im Jahre 1740 mit England führte, erließ es ein Gesetz, durch welches bei Todesstrafe verboten war, irgend eine Waare aus England in Spanien, oder umgekehrt, spanische Waaren in England einzuführen.

Dies ist der Keim der Idee gewesen, welche das Genie Napoleons zu riesigen Verhältnissen entwickeln wollte, indem er seine Continentalblokade anordnete. Wie lange die von Spanien adoptirte Maaßregel gewährt hat, und ob sie von Erfolg gewesen ist, darauf kommt wenig an; der Erfolg war möglich, und nicht schwer. Herr in seinem Hause, konnte Spanien sich schon vermauern, Napoleon aber hätte aus ganz Europa ein alleiniges Königreich, und sich zu dessen einzigen Regenten machen müssen, wenn er die Continentalsperre überall ausgeführt haben wollte; auch war seine Blokade in der Wirklichkeit nichts Geringeres, als eine Universal-Monarchie.

Er verfolgte ihren Gedanken aber dennoch; überall, wo man der Blokade nicht beitreten wollte, überall, wo sie erst geboten werden mußte, trat er persönlich auf, und hieß dem Siege, die Eingänge zu den Häfen durch Ketten schließen, die Magazine, die Entrepots den englischen Waaren verriegeln, und, wenn sie deren schon enthielten, sie heraus zu holen, um sie auf öffentlichem Markte zu verbrennen. Eine lange Zeit war der Sieg ihm gehorsam; da war es denn schon natürlich, daß er bei sich selber that, was er bei den Anderen thun ließ. Als eine der nothwendigen Maaßregeln gab er auch seinem Finanzminister, dem redlichen und tüchtigen Herzoge von Gaeta, Befehl, ein Decret zu entwerfen, nach welchem auf allen Gränzen des Reiches ein Zollsystem von unerbittlicher Strenge walten sollte.

„Sind Sie mit Ihrem Zoll-Decrete bald fertig?“ fragte Napoleon eines Tages den Herzog von Gaeta, als derselbe ihm seine gewöhnliche Arbeit überbrachte.

„Ich wollte es eben Ewr. Majestät vorlegen,“ antwortete der Minister. „Eine von mir niedergesetzte Commission hat sich nach langen, angestrengten und sehr lebhaften Sitzungen mit der Entwerfung des Decrets beschäftigt, das eine Menge von Artikeln in sich faßt, um jeder Art von Contrebande zu wehren.“

„Aus welchen Personen war diese Commission zusammengesetzt?“

— Aus Magistratspersonen, Staatsräthen und mehreren höheren Angestellten der Zollverwaltung.

„Sonst Niemand?“

— Nein, Sire.

„Aber da scheint mir ein wichtiges Mitglied, ich möchte fast sagen, das einzig nöthige, zu fehlen.“

— Welches, Sire?

„Ein Schmuggler.“

— Ein Schmuggler unter Ihren ausgezeichnetsten Magistratspersonen und eminentesten Staatsräthen? Die Herren Schmuggler sind eben nicht daran gewöhnt, sich in so guter Gesellschaft zu sehen.

„Sie sind im Irrthum, mein werther Herzog; bei'm Schmuggelhandel, wie bei allen Dingen, ist die Aristokratie immer mit im Spiel."

— Ich gestehe, daß ich mit den Schmugglern wenig verkehre, wie aristocratisch sie auch seyn mögen, — antwortete der Herzog von Gaeta, in der Meinung, der Kaiser wolle, wie er das gerne that, der Unterhaltung durch einen Scherz eine heitere Wendung geben. Der Kaiser, der die Gedanken seines Ministers errieth, setzte aber alsobald hinzu: „Mein Herr Herzog, was ich da eben gesagt habe, ist ganz ernst gemeint, und Sie sollen sich dessen überzeugen. In der Stadt ***, in der Nähe der Pyrenäen, lebt ein Kaufmann*), der sich durch den Schmuggelhandel ein großes Vermögen erworben hat. Er geht jetzt vorsichtiger zu Werke und riskirt weniger, weil er viel zu verlieren hat, doch hat er seiner verstohlenen und straffälligen Industrie nicht ganz entsagt, ich weiß es; aber Rücksichten, die mir allein bekannt sind, haben mich veranlaßt, seiner zu schonen: ich werde ihn durch den Telegraphen herbeordern. Er ist mehr, als irgend ein Anderer, geeignet, in Rath genommen zu werden. Er muß in hohem Grade mit all den Listen bekannt seyn, um die Zollbarrieren zu umgehen oder sich zwischen ihnen durchzuschleichen, und diesen Listen kann, wenn er sie uns aufgedeckt haben wird, durch das neue Douanensystem ein Riegel vorgeschoben werden."

Wenige Tage darnach trat der Kaufmann aus *** sehr beklommen in das Cabinet des Kaisers. Sein Gewissen ließ ihm nur zu sehr den Grund ahnen und fürchten, weshalb der Telegraph seiner gedacht haben konnte. Der Kaiser eröffnete die Conversation in einem drücken Ton, und in so klaren Worten, daß der arme Kaufmann sogleich wußte, woran er war.

„Sie haben Schmuggelhandel getrieben, Herr, und Sie befassen sich noch jetzt damit?"

Der Kaufmann sah sich schon im Geiste füsilirt, und wollte sich dem Kaiser zu Füßen werfen: aber Napoleon hielt ihn davon ab, indem er sagte:

„Beruhigen Sie sich! ich habe nicht die Absicht, Sie zu strafen; wenn ich das gewollt hätte, so wäre es längst geschehen; aber gehen Sie in das anstoßende Zimmer, und sehen Sie aufmerksam den Entwurf zu einem Douanen-Decret durch, das mir zur Genehmigung vorgelegt worden ist, um mir darnach, in Ihrer Eigenschaft als Contrebandist, offen zu sagen, ob es seinem Zwecke vollkommen entsprechen würde. Mit diesem Dienste will ich mich als entschädigt für die Verzeihung halten, die ich Ihnen angedeihen lasse."

Der Kaufmann war hocherfreut, so wohlfeilen Kaufes wegzukommen, und kehrte in sehr kurzer Zeit zu dem Kaiser zurück.

„Nun, Ihre Meinung?" redete derselbe ihn sofort an.

— Die ist, Sire, antwortete der Gefragte, daß jenes Decret den Schmugglern keinen Schrecken einjagen wird, indem es den schon bestehenden Gesetzen nichts hinzufügt.

„Setzen Sie sich an dies Pult, Herr, und arbeiten Sie es um. Wird das lange währen?"

— Nein, Sire, denn ich werde damit anfangen, daß ich alle Artikel, die überflüssig oder nicht auszuführen sind, wegstreiche. Statt ihrer werde ich einige andre einschalten, die, wenn nur wenig an der Zahl, jedoch wirksam seyn werden.

Als unser Kaufmann mit seinen Streichungen und Wiedereinschaltungen fertig war, da entließ ihn der Kaiser mit folgenden Worten: „Mein Herr, ich rathe Ihnen für die Folge zur Vorsicht. Sehen Sie zu, daß ich nicht bei Ihnen das Experiment des Decrets zu machen habe, das durch Sie umgearbeitet worden ist. Ich kann wohl einmal verzeihen, allenfalls auch ein zweites Mal, aber nie zum dritten Mal, und die Strafe fällt dann um so härter aus, je länger sie verschoben worden ist. Ueberdem sind Sie reich, sehr reich, es ist demnach der Augenblick gekommen, wo Sie durch Ihre künftige Handlungsweise Ihr früheres Verfahren zu verwischen haben."

Der Kaiser übergab dem Herzoge von Gaeta darnach das von dem Schmuggler-Kaufmann amendirte, modificirte und verbesserte Decret mit den Worten: „Sehen Sie, Herr Herzog, wie man administrirt," worauf derselbe erwiederte: Sire, Sie drücken sich zu bescheiden aus; Sie könnten vielmehr sagen: „Sehen Sie, wie man regiert."

II.

Zu der Stunde von Waterloo, wo der Dampf beide Armee'n einhüllte, wo der Tod sich durch Tausende Kanonen- und Gewehrschüsse vervielfältigte; in dem feierlichen Augenblicke, wo der Sieg, nachdem er eine Zeit lang unschlüssig geschwebt, sich auf die Fahne niederzulassen im Begriff stand, für die er sich endlich entscheiden wollte, hatte Ney, an der Spitze seiner Truppen, es aufgegeben, weiter vorzurücken, aber er wich auch nicht zurück. Seine Soldaten fielen haufenweise; die Engländer vor ihm eben so. Es war, als ob es der Entscheidung einer Wette des Heroismus, und wer von beiden Theilen zuletzt fallen würde, gegolten hätte. Als Napoleon von weitem sah, wie diese Colonne seiner Armee sich lichtete, kam er im Trabe zu ihr herangeritten. Eben war Ney das Pferd unterm Leibe getödtet worden, und er hatte sich, den bloßen Degen drohend schwingend, unter demselben aufgerafft, als er, den Kaiser erblickend, fast zornig ausrief: „Sire, Sire, fort von hier! um Gottes Willen, entfernen Sie sich!" Napoleon nimmt aber von der bittenden Haltung Ney's keine Notiz, spricht selbst kein Wort zu ihm, sondern schüttelt nur das Haupt, als ob er sagen wollte: ich weiß schon, was ich zu thun habe und was mir die Umstände gebieten. Dann sich zu dem Ordonnanzofficier, dem Escadronschef Moline, der ihm zur Seite hielt, wendend, befahl er diesem, zum äußersten linken Flügel der Armee zu reiten, wo er den General Pire mit einer Division Cavallerie vorfinden würde, und von ihm so viele Regimenter herbeizuholen, als derselbe, ohne seine Stellung zu gefährden, würde missen können. „Sie sollen damit verstärkt werden," sagte er zu Ney, und ritt dann langsam längs der Linie hin, zu sehen, wie viele Soldaten ihm noch geblieben seyen, und ihre Haltung, ihre Züge musternd, um darnach ihre moralische Kraft zu beurtheilen. Seine Soldaten antworteten ihm darauf durch ein immenses Rufen: es lebe der Kaiser!

Als diese Revue, mitten unter Kanonen- und Gewehrkugeln, mit einer Ruhe, die ihre Kühnheit erhöhte, beendigt war, da kehrte Napoleon zu der Stelle zurück, von wo aus er die Schlacht

*) Man wird es begreiflich finden, daß ich den Namen dieses Kaufmanns verschweige. Er gehörte einer ehrenwerthen Familie an, und war mit einem Manne liirt, der damals in hohem Ansehn stand.

lenkt. Kaum dort angekommen, gewahrt er zur Rechten des Horizonts schwarze Massen. „Da kommt Grouchy," sagt er laut, „mit einem Armee-Corps, das noch nicht im Feuer gewesen ist." Aber ach! es war Bülow, es waren die Preußen. Man hat geglaubt, gesagt, und die Geschichte sagt es nach, Napoleon habe sich grausam getäuscht gehabt. Ist dem also? Ich habe von einem Generallieutenant, einem Manne von ausgezeichnetem Geiste, der dem Kaiser an jenem Tage nicht von der Seite gekommen ist, betheuern hören, daß bei diesem großen Feldherrn weder ein Irrthum, noch Versehen stattgefunden habe; daß er dort eben so wenig, als anderswo, habe hinter's Licht geführt werden können; daß er die Bewegung, den Marsch, die Manöver der Truppen zu gut gekannt habe, und in den Kriegslisten aller Art zu bewandert gewesen sey, um nicht einzusehn und ebenfalls zu errathen, welche Fahne die Colonne führte, die da plötzlich hervorbrach. Daß er den Namen Grouchy genannt hat, ist nur eine Nothlüge gewesen, um den Geist der Armee noch mehr anzufeuern, statt denselben durch die verhängnißvolle Wahrheit zu beugen. Eine verdoppelte Kraftanstrengung hätte noch Alles retten können. Es wäre nicht das erstemal gewesen, wo eine fast verlorene Schlacht in solcher Weise gewonnen worden wäre. Das Positive ist die Disposition, welche der Kaiser in diesem feierlichen Augenblick genommen hat. Er ließ die Artillerie des Reserveparks, der schon in voller Retirade war, wieder vorrücken. Was er damit bezweckte, ist leicht einzusehen: es sollte ein verzweifelter Angriff gemacht werden, und, wenn er mißlang, dann sollte diese furchtbare Artillerie dazu dienen, den Preußen die Stange zu halten, im schlimmsten Falle aber, wenn sie die Oberhand bekämen, die Retirade decken. Der Gesammtausdruck der Meinung des Generallieutenants, dessen ich erwähnt habe, läuft darauf hinaus, daß der Kaiser bei seiner Armee die Meinung habe erwecken wollen, daß Grouchy ein zweiter Desaix sey.

III.

Herr Beugnot war einer der geistreichsten Menschen seiner Zeit. Ein Reicher ruinirt sich leicht, wenn er zu verschwenderisch ist; Herr Beugnot aber konnte von seinem Geiste ausgeben, so viel er wollte, er war unerschöpflich; dabei floß derselbe seinem Munde stromweise zu, ungesucht, ohne Berechnung, ohne daß er einmal daran dachte. Der Geist war seine natürliche Sprache, und er ließ ihm insbesondere dann freien Lauf, wenn er mit jemandem zusammentraf, der ihn zu begreifen verstand.

Er hatte eine Eigenthümlichkeit ganz eigner Art. Jedem Geiste wohnt in der Regel ein kleiner Anflug des Sardonischen bei, wodurch Andre sich leicht gereizt fühlen; da Herr Beugnot sich dieses Vortheils doch nicht gern berauben, aber sich eben so wenig Feinde machen wollte, so war er auf den Einfall gekommen, sich selbst zur Zielscheibe seiner Epigramme zu machen und sich mit eigner Hand zu durchbohren. Wenn man ihn in einem dieser Momente satyrischer Laune hörte, so war man Zeuge eines der ergötzlichsten Selbstmorde.

Als ihm eines Abends, im Jahre 1829, Herr Berryer in der Kanzelei in den Wurf gekommen war, faßte er ihn gewissermaßen beim Kragen, damit er ihm nicht entrinnen sollte. Da gab es denn von beiden Seiten ein völliges Pelotonfeuer von Witzen. Bald hatte sich ein Kreis um Beide geschaart, um eins der merkwürdigsten Schauspiele zu genießen. Plötzlich aus der Conversation herausspringend, wenn man sich so ausdrücken darf, richtete Herr Beugnot da folgende Frage an seinen Gegner:

„Sie wissen doch, daß ich Geist habe?"

— Unstreitig!

„Aber auch, daß es mir an Charakter fehlt?"

— Das . . . . . .

„Nun, warum den Satz nicht vollenden? und sagen: das ist ebenfalls unstreitig."

— Sie haben den Schluß meiner Phrase nicht wohl errathen: er sollte lauten, daß man Ihnen so etwas nachsage.

„Nun, da hat man auch vollkommen Recht. Nichts kann wahrer seyn, als das, daß ich keinen Charakter habe. Dies ist aber ein großes Glück; denn wenn ich eben so viel Charakter, als Geist hätte, so würde ich die ganze Welt aufgeregt haben, während ich mit meinem Geiste allein ganz und gar nichts aus den Fugen bringe."

IV.

Als dieser geistreiche Herr Beugnot, zu Anfang der Restauration, Marine-Minister war, kam er, nach dem Brauche, mit seinem Portefeuille voller Ordonnanzen nach den Tuilerien, um sie dem Könige Ludwig XVIII., der nicht minder geistreich als er selber war, zur Unterzeichnung vorzulegen. Als der König damit fertig war, nahm er eine Petition von seinem Schreibtische, und übergab sie dem Minister mit der Bemerkung, daß er dieselbe ganz besonders berücksichtigt zu sehen wünsche.

„Es ist ein alter See-Officier," sagte der König, „zum activen Dienste nicht mehr tauglich, weil er zu lange in Unthätigkeit gelebt hat, und er bittet nun um eine bescheidene Anstellung in irgend einem Bureau einer See-Präfectur."

— Da er den König selber zum Fürsprecher hat, so kann er sicher seyn, bei erster Vacanz einzutreten.

„Nun, dann ist's so gut, als ob er schon angestellt wäre; denn er hat zu mir von einer Stelle gesprochen, die durch den Tod ihres früheren Inhabers seit mehreren Monaten zu Toulon erledigt sey."

— Diese Stelle existirt nicht mehr; ich habe sie aufgehoben, weil sie eine Sinecure, ein reiner Mißbrauch war.

„Sie scheinen ein Freund von Mißbräuchen zu seyn?"

— Das wohl nicht, Sire; sonst würde ich nicht Jagd darauf machen.

„Wie! Herr Beugnot, sollte es Ihnen bei all Ihrem Geiste fremd geblieben seyn, daß einen Mißbrauch zur Thür hinauswerfen zwei anderen Mißbräuchen die Fenster öffnen heißt? Lassen Sie uns die alten bewahren, um mit keinen neuen zu thun zu bekommen."

— Oho! dann rechnen Ew. Majestät fest darauf, daß der alte Officier ernannt werden wird; ich bedarf nicht einmal seiner Supplik; ja ich würde ihm nöthigenfalls selber bitten, die Stelle anzunehmen. Mit der Gefälligkeit, um die er anhält, erweist er mir selber einen Dienst: ein Mißbrauch, durch welchen dem Budget mehrere andere erspart werden, ei, das ist ja wahre Oeconomie! Sire, Ihr Protegé verdiente noch eine Extra-Gratification.

Herr von Talleyrand.

(Aus Chateaubriand's „Mémoires d'Outre-Tombe" 11r Band.)

Paris, 1838.

Als Herr von Talleyrand zum erstenmal in meiner politischen Laufbahn erschien, habe ich einige Worte über ihn gesagt. Gegenwärtig ist mir seine ganze Existenz durch seine letzte Stunde bekannt, wie sich einer der Alten schön ausdrückt.

Ich habe mit dem Herrn von Talleyrand in Beziehung gestanden; ich bin ihm als Mann von Ehre getreu gewesen, wie man dieses insbesondere bei der verdrießlichen Angelegenheit von Mons hat sehen können, wo ich mich seinethalben willig aufopferte. Zu einfältig, habe ich an dem, was ihm Unangenehmes begegnete Theil genommen, auch beklagte ich ihn, als Maubreuil ihn auf die Backe schlug. Es gab eine Zeit, wo er mich koketter Weise aufsuchte: er schrieb mir nach Gent, wie man gesehen hat, daß ich **ein kräftiger Mann** sey, und als ich in dem Hotel der Kapuzinerstraße wohnte, schickte er mir mit vollkommener Galanterie ein Siegel der auswärtigen Angelegenheiten, was unter seiner Constellation sonder Zweifel ein vielbedeutender Talisman war. Es ist vielleicht daher gekommen, daß ich seine Großmuth nicht genug in Anspruch genommen habe, wenn er mir feind geworden ist, ohne daß ich ihm dazu einen Anlaß gegeben hatte, es sey denn durch einige Erfolge, die mir ohne sein Zuthun zu Theil geworden waren. Seine Aeußerungen durchliefen die Welt, und beleidigten mich nicht, aber die Ungebundenheit seiner Sprache hat mir Mißtrauen eingeflößt, und da er sich ein Urtheil über mich erlaubt hat, so wird mir in Bezug auf ihn ein gleiches Recht zustehen.

Der Herr von Talleyrand ließ sich durch seine Eitelkeit verlocken; er hielt seine Rolle für sein Genie; er meinte, er sey ein Prophet, während er sich in Allem täuschte; seine Autorität war sonder Gewicht in Hinsicht von künftigen Dingen: er sah nie vor sich, sondern stets hinter sich. Der Macht des Ueberblickes und der Einsicht des Gewissens baar, entdeckte er nichts, wie es die höhere Intelligenz thut, wußte er nichts gleich der Redlichkeit zu würdigen. Er verstand die Zufälle des Glückes, wenn sie, ohne daß er sie vorhergesehen hatte, eingetroffen waren, wohl zu nützen, aber lediglich für seine Person. Ihm war der weite Ehrgeiz fremd, der die Interessen des öffentlichen Ruhms als den den Privatinteressen zuträglichsten Schatz ansieht. Der Herr von Talleyrand gehört demnach nicht zu der Classe von Geschöpfen, die geeignet sind, eins der phantastischen Gebilde zu werden, welchen die verfälschte oder getäuschte Meinung unablässig Phantasieen beigiebt. Dessenungeachtet ist es sicher, daß mehrere Gefühle, die aus verschiedenen Gründen unter einander stimmen, dazu beitragen, einen imaginairen Talleyrand zu schaffen.

Zuvörderst ist den Königen, den Cabinetten, den vormaligen ausländischen Ministern, den fremden Gesandten, die sich von diesem Manne haben hinters Licht führen lassen, weil sie ihn nicht zu durchschauen vermocht hatten, daran gelegen, darzuthun, daß sie nur einer begründeten Ueberlegenheit haben weichen müssen: sie wollen nicht gern vor einem Küchenjungen Napoleons den Hut gezogen haben.

Nächstdem sind die Mitglieder der alten französischen Aristokratie, die sich mit Herrn von Talleyrand in Verbindung gesetzt hatten, stolz darauf, in ihren Reihen einen Mann zu zählen, der so gütig gewesen, sie seiner Güte zu versichern.

Endlich haben die Revolutionnairs und die unmoralischen Generationen, obwohl sie gegen die Namen eifern, eine geheime Hinneigung zur Aristokratie: diese sonderbaren Neophiten bemühen sich gern um ihre Taufe, in dem Glauben, daß sie mit ihr auch ein gutes Benehmen lernen. Die zwiefache Apostasie des Fürsten schmeichelt zugleich eine andere Seite der Eigenliebe der jungen Democraten, denn sie folgern daraus, daß ihre Sache gut, und ein Adelicher so wie ein Priester höchst verächtlich seyen.

Wie es aber auch um diese Verhinderungen der Einsicht stehen mag, so ist Herr von Talleyrand nicht der Mann, um eine dauernde Illusion zu schaffen: es ist nicht genug Stoff des Wachsthums in ihm, um aus den Lügen eine Erhöhung der Statue zu bilden. Er ist zu sehr nahebei gesehen worden, und er wird nicht fortleben, weil sein Leben sich weder an eine ihn überlebende nationale Idee, noch an eine berühmte That, noch an ein Talent sonder Gleichen, noch an eine nützliche Entdeckung, noch an eine Epoche machende Auffassung knüpft. Das Daseyn durch die Tugend ist ihm untersagt; selbst die Gefahren haben sich nicht herabgelassen, sein Leben zu ehren: er hat das Regiment der Schreckenszeit außerhalb seines Landes verlebt, und ist erst dann wieder heimgekehrt, als sich das Forum in eine Antichambre verwandelt hatte.

Die diplomatischen Monumente beweisen die beziehungsweise Mittelmäßigkeit Talleyrand's: man wird nicht irgend ein achtungswerthes Factum anführen können, das ihm angehörte. Unter Bonaparte rührt keine wichtige Unterhandlung von ihm her, und als er ungebunden handeln konnte, da hat er sich die Gelegenheit entschlüpfen lassen, und verdorben, was er anrührte. Es ist wohl erwiesen, daß er schuld an der Ermordung des Herzogs von Enghien gewesen ist: dieser Blutflecken ist nie zu verwischen. Als ich den Tod des Prinzen besprochen habe, da habe ich diesen Minister nicht allein nicht zu hart angeklagt, sondern seiner vielmehr noch zu sehr geschont.

Talleyrand zeigte in seinem wahrheitswidrigen Behauptungen eine erschreckende Unverschämtheit. Ich habe in dem „Congrès de Verone" der Rede nicht erwähnt, die er in Betreff der Adresse über den spanischen Krieg in der Pairskammer abgelesen hat. Diese Rede begann in folgender feindlichen Weise:

„Es sind nun sechszehn Jahre, als ich durch den, der damals „die Welt beherrschte, berufen, ihm meine Meinung über den mit „dem spanischen Volke zu eröffnenden Kampf zu sagen, das Unglück „hatte, ihm mißfällig zu werden, indem ich ihm die Zukunft entschleierte, ihm alle die Gefahren offenbarte, die aus einem Angriff hervorgehen würden, der so ungerecht als verwegen war. „Meine Aufrichtigkeit wurde mir mit Ungnade gelohnt. Ein „sonderbares Geschick läßt mich nun nach einem so langen Zeit„raum, bei dem legitimen Monarchen dieselben Bemühungen, die„selben Rathschläge erneuern."

Es giebt Abwesenheiten des Gedächtnisses, oder Lügen, die einem Angst machen: man reißt die Ohren weit auf, man reibt sich die Augen, und weiß nicht, ob man wacht oder schläft. Wenn jemand, der mit solcher Dreistigkeit seine Behauptungen vorgetragen hat, die Tribune verläßt, und mit größter Ruhe seinen Platz

wieder einnimmt, so schauet man ihm in einer Art von Spannung des Grausens oder der Bewunderung nach, im Zweifel darüber, ob solch ein Mensch nicht von der Natur mit einer Autorität begabt worden ist, vermöge deren er die Wahrheit umschaffen oder vernichten kann.

Ich antwortete nicht: es war mir, als ob der Schatten Bonaparte's das Wort verlangen und das furchtbare Dementi erneuern würde, das er seiner Zeit dem Herrn von Talleyrand gegeben hatte. Männer, die Zeugen jenes Auftritts gewesen waren, saßen noch unter den Pairs, unter andern der Graf von Montesquiou. Der tugendhafte Herzog von Doudeauville, der ihn aus dem Munde seines Schwagers, des Herrn von Montesquiou selber vernommen hatte, hat ihn mir mitgetheilt, und der Graf von Cossac, der davon Zeuge gewesen ist, erzählt ihn einem Jeden, der dazu Lust hat. Dieser hatte selbst geglaubt, daß der Großwähler beim Austritt aus dem Cabinette arretirt werden würde. Napoleon rief, seinen bleichen Minister interpellirend, zornentbrannt aus: „Ihnen kleidet es eben, den „Krieg in Spanien zu verschreien; Ihnen, der Sie mir ihn ange„rathen haben; Ihnen, von dem ich einen ganzen Berg Briefe „habe, in welchen Sie mir zu beweisen suchten, daß dieser Krieg „eben so nothwendig sey als die Politik!“ — Diese Briefe sind bei der Wegnahme der Archive in den Tuilerien, im Jahr 1814, verschwunden. *)

Herr von Talleyrand erklärte in seiner Rede, daß er das Unglück gehabt habe, Bonaparte dadurch mißfällig zu werden, daß er ihm die Zukunft enthüllt und ihm die Gefahren geoffenbart, die aus einem so ungerechten als verwegenen Angriff entstehen würden. Möge Herr von Talleyrand sich in seinem Grabe beruhigen, ein Unglück wie dieses, hat er nicht gehabt: diese Calamität braucht er all den Unannehmlichkeiten, die er erlebt hat, nicht beizufügen.

Worin der Herr von Talleyrand hauptsächlich gegen die Legitimität gesündigt hat, das ist gewesen, daß er Ludwig XVIII. von einem Ehebündniß des Herzogs von Berry mit einer russischen Prinzessin abgerathen, und unverzeihlich hat er sich an Frankreich durch seine Zustimmung zu den empörenden Wiener Tractaten vergangen.

Das Resultat der Unterhandlungen des Herrn von Talleyrand ist gewesen, daß wir ohne Gränzen geblieben sind: eine zu Mons oder zu Coblenz verlorene Schlacht könnte die feindliche Cavallerie binnen acht Tagen bis unter die Mauern von Paris führen. Bei der alten Monarchie war Frankreich nicht allein durch einen Kreis von Festungen abgeschlossen, sondern auch am Rhein noch durch die unabhängigen Staaten Deutschlands vertheidigt. Man mußte in die Churfürstenthümer einfallen, oder mit ihnen unterhandeln, ehe man bis zu uns kommen konnte. Auf einer andern Seite hatten wir die Schweiz, ein neutrales, freies Land, dessen Gebiet von niemand verletzt wurde. Die Pyrenäen konnte keiner passiren, indem sie von den spanischen Bourbons bewacht wurden. Das hat Herr von Talleyrand nicht eingesehen; das sind die Mißgriffe, die ihn auf ewig als Politiker verdammen werden, Mißgriffe, die uns an einem Tage um die Werke Ludwigs XIV. und die Siege Napoleons gebracht haben!

(Schluß folgt.)

*) Dieses Umstandes ist bereits im dritten Bande dieser Memoiren, bei Gelegenheit des Todes des Herzogs von Enghien erwähnt worden.

Der buddhaistische Cultus in China.

(Aus dem Athenaeum.)

Der buddhaistische Cultus scheint hauptsächlich in den Provinzen Fokien und Chekiang heimisch zu seyn. Man sieht dort Tempel auf jeder Anhöhe, und große Klöster sind auch nicht selten. Da ich Gelegenheit gehabt hatte, mich auf einige Zeit in eins dieser Klöster einzuquartieren, so benutzte ich das, die Ceremonien der Buddha-Religion zu beobachten, und meine Wahrnehmungen niederzuschreiben, um sie Ihnen mitzutheilen.

Begierig, Zeuge von Allem zu seyn, hatte ich noch einige Minuten eher, als die Priester sich versammelten, meinen Standpunkt in einem der Zugänge zu dem großen Tempel genommen. Ich hatte noch nicht lange gewartet, als ein alter Priester an mir vorüber auf einem riesigen Holzblock, in der Form eines Fisches behauen, und in einem der Gänge vom Dachgebälke herniederhängend, zuschritt. Er that mehrere Schläge daran mit einem hölzernen Schlägel, was einen lauten hohlen Schall gab, der durch das ganze Kloster vernehmlich war. Als darnach noch die große erzene Glocke in dem Glockenstuhl dreimal angezogen worden war, da strömten die Priester, angethan mit einem gelben Gewande, das sie über die linke Schulter geworfen trugen, von allen Seiten herbei. Gleichzeitig ging noch ein alter Priester durch das Kloster, der auf ein viereckiges Brett trommelte, um die Confratres, die alles andre überhört haben möchten, aus dem Schlafe zu wecken und die Säumigen zum Gebete aufzufordern.

Der Tempel, zu welchem die Priester eilten, war ein großes Gebäude von reichlich hundert Fuß ins Gevierte. Sein Dach, von einer großen Anzahl hölzerner Pfeiler getragen, hatte eine Höhe von ungefähr sechszig Fuß. Drei große Götzenbilder: die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, jedes mindestens dreißig Fuß hoch, standen in der Mitte des Tempels. Vor ihnen stand ein Altar, zu dessen Fuß über hundert Matten ausgebreitet lagen, auf welchen die Priester knieend ihre Andacht verrichteten. Zu beiden Seiten der geräumigen Halle standen eine Menge kleinerer Idole, vergötterte Könige und sonstige große Männer, die sich bei Lebzeiten durch ihre Frömmigkeit ausgezeichnet hatten, aufgestellt.

Mit den Priestern in den Tempel tretend, sah ich, wie einer von ihnen die Lichter auf dem Altare anzündete und Weihrauch brannte. Letzterer erfüllte die Luft mit einem schweren aber dabei lieblichen Duft. Es herrschte überall eine feierliche Stille. Die Priester kamen einzeln und in der andächtigsten Haltung herbei; sie schlugen kaum die Augen auf, und nachdem sie rechts und links des Altars niedergekniet waren, verneigten sie sich mehrere Male vor ihren Götzen. Nicht lange, so wurde die große Glocke wieder angezogen, erst langsam und feierlich, dann rascher, wonach eine abermalige gänzliche Stille eintrat.

Als die Priester, ungefähr achtzig an der Zahl, sämmtlich versammelt waren, da begann der Tempeldienst. Ich setzte mich

in der Nähe der Thür, und nahm mir ein Notizenbuch zur Hand, um Alles, was ich zu sehen bekommen würde, gleich niederzuschreiben. Ein dem Altare zunächst stehender Priester läutete eine kleine Glocke und ein andrer schlug eine Trommel, wozu alle die übrigen mehrere Male Kniebeugungen machten. Darnach that ein dritter Priester abwechselnd Schläge mit einer großen erzenen Glocke auf ein rundes, inwendig hohles Holz, etwas größer als ein Menschenschädel. In diesem Stadium der Ceremonien trat ein junger Priester aus der Gruppe der übrigen hinaus, und nahm unter langsamen Verneigungen seinen Stand gerade dem Altar gegenüber. Sodann wurde in einem sehr melancholischen Tone ein Lobgesang angestimmt, zu welchem einer der Priester, dem Anschein nach der Führer, auf dem schon erwähnten hohlen runden Holze den Tact schlug. Zu Anfang des Gottesdienstes hatten die Priester, in zwei Hälften rechts und links geschieden, das Gesicht den großen Götzenbildern zugekehrt, vor dem Altare gestanden, nun machten sie aber eine plötzliche Wendung, so daß sie sich einander anschaueten. Der Gesang, der sehr langsam begonnen hatte, ging in ein immer rascheres Tempo über und verstummte dann plötzlich. Nach einer Stille von einer oder ein Paar Secunden, stimmte ein Einzelner wieder einige Noten an, und die ganze Versammlung fiel aufs Neue ein und wiederholte ihre vorherige Singweise.

Der junge Priester, welcher aus dem Haufen der übrigen herausgetreten war, nahm darauf seinen Stand gerade vor dem Altar, oder in der Nähe der Tempelthür, wo er sich mehrere Male langsam auf ein Kissen bückte, das dort ausdrücklich zu dem Ende angebracht zu seyn schien. Sodann trat er langsamen und feierlichen Schrittes an den Altar, von dem er ein Gefäß nahm, das er mit Wasser füllte. Nachdem er einige Kreuze und Kreisbewegungen mit der Hand gemacht hatte, verspritzte er etwas von dem Wasser auf das Altarblatt. Hiernach goß er von dem Wasser in dem Gefäße etwas in eine Schale, mit der er sich langsam bis an die Thür des Tempels zurückzog. Aus ihr hinaustretend, tunkte er seine Finger in die Schale, und besprützte mit dem daran haftenden Wasser einen in der Nähe der Thür stehenden steinernen Pfeiler. Dieser Theil der Ceremonie fiel mir außerordentlich auf, weil er mich lebhaft an die folgende Stelle im zweiten Buche Mosis erinnerte:

„Und nehmet ein Büschel Isop, und tunket in das Blut in „dem Becken, und berührt damit die Ueberschwelle, und die zween „Posten .... Darum so halte diese Weise für dich und deine „Kinder ewiglich."

Währenddem setzten die anderen Priester ihren Gesang fort, häufig das Tempo wechselnd, bald rasch und feurig, bald wieder langsam und feierlich, aber stets klagend. Endlich ließen sie sich langsam vor den Altar in die Knie nieder, und als sie sich wieder aufgerichtet hatten, traten sie eine Prozession an. Die Priester auf der rechten Seite des Altars bogen rechts, die zur linken Seite links ab, und zogen dann zu beiden Seiten der geräumigen Halle unter langsamem und feierlichem Gesange, wozu das Geklingel einer kleinen Glocke den Tact angab, einer hinter dem andern her, entlang. Als die beiden Züge sich am Ende des Gebäudes begegneten, da machten sie eine Schwenkung um einander und kehrten in derselben Ordnung, in welcher sie gekommen waren, zurück. Nach beendigtem Umzuge, der ungefähr fünf Minuten gewährt hatte, nahmen die Priester ihre frühere Stellung vor dem Altare wieder ein, und es wurde wie zuvor gesungen. Bald, nach einer oder ein Paar Minuten, warf sich der ganze Haufen aber in die Knie und setzte dabei das Singen fort. Wieder aufgestanden, sang die linke Priesterseite allein, und kniete abermals nieder, welchem Beispiel die rechte Seite folgte, was abwechselnd beide Theile zehn Minuten fortsetzten und sich dabei zwischendurch auf's Antlitz niederwarfen. Der Rest des Tempeldienstes war beinahe ganz so, wie zu Anfang, und wie ich's schon beschrieben habe.

Während all der Zeit der religiösen Ceremonien war die große Tempelthür durch einen dichten Vorhang verhangen geblieben, um die Sonnenstrahlen abzuhalten; kurz vor Beendigung derselben aber weggezogen, was einen sehr auffallenden und merkwürdigen Effect machte: es schossen Ströme röthlichen Lichtes durch den Tempel; die Lichter auf dem Altar schienen trüber zu brennen, und die riesigen Götzenbilder zeigten sich massenhafter und sonderbarer als zuvor. Jetzt gingen die Priester eins bei eins langsam, und eben so feierlich, als sie gekommen waren, wieder fort, dem Anschein nach tief durchdrungen von ihrem Tempeldienste.

Nach beendigtem Gebet begaben sich fast sämmtliche Priester in's Refectorium, wo dann sofort das Mittagsmahl angerichtet wurde. Dies Refectorium, mit vielen Tischen besetzt, ist so groß, daß mindestens 200 Personen darin speisen können. Die Buddhaisten essen kein Fleisch, sind aber tüchtige Consumenten von Reis und Gemüse. Ich war höchlichst erstaunt über die Masse von Reis, welche einer der Priester zu sich nahm. Trotz dem sahen er und seine Confraters nur jämmerlich und ausgemergelt aus, was wohl von ihrer sitzenden Lebensweise und der Beschaffenheit ihrer Speise herrühren mag.

Ein finnländisch-schwedischer Dichter.

Johann Ludwig Runeberg, ein finnländisch-schwedischer Dichter, der bereits bei einem Tegnér, Atterbom, Geijer, und der ganzen schwedischen Lesewelt so sehr Anerkennung gefunden hat, daß selbst schwedische Nachdrucker es der Mühe werth hielten, sich seiner Werke zu bemächtigen, hat außer dem im Verfolge dieser Mittheilung zu besprechenden Gedichte, drei Bändchen gesammelter kleinerer Gedichte und drei andere größere Dichtungen: Die „Elennschützen," „der Weihnachtsabend," und das „Grab zu Perrcho" („episches Gedicht in zwei Gesängen, übersetzt von Carl Eduard Elfström. Helsingfors 1845") herausgegeben. Auch eine Sammlung serbischer Lieder hat er aus dem Deutschen übersetzt und war längere Zeit Herausgeber der Zeitschrift: „Helsingfors Morgenblatt." Einige seiner kleinen Gedichte sind in's Deutsche, von Johannes van der Smissen (zu Kielmy in Samogitien) in den literarischen Beilagen zu Nr. 26 und 28 der Dorpater Zeitschrift „das Inland" 1847; „Nadeschda" von Holmberg in der schwedischen Zeitschrift: „Borgå Tidning" vom 22. Juli 1846 übersetzt. (Die „Hamb. Lit. und Krit.-Blätter" brachten 1847, in Nr. 126 Idyllen und in Nr. 133 Gedichte Runeberg's von H. Zeise mit bekannter Kunstfertigkeit verdeutscht.) Runeberg ist Lehrer der Beredsamkeit am Gymnasium zu Borgå in Finnland, über 40 Jahre alt, und ganz Finnländer. Eines

seiner größeren, bereits 1836 in Helsingfors im Original erschienenen Gedichte empfangen wir jetzt deutsch übersetzt, nämlich:

Hanna. Ein Gedicht in drei Gesängen von Johann Ludwig Runeberg. Aus dem Schwedischen übersetzt von Johannes van der Smissen. Mitau und Leipzig, G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung. 1850. V und 94 Seiten 12.

Wie schon erwähnt, der Dichter ist ganz Finnländer; „daher," sagt der Uebersetzer, dessen Vorwort (geschrieben im Juli 1847) uns den Stoff zu der obigen Notiz dargeboten, „spielt auch seine Hanna in Finnland, das ebenso wie Norwegen an Naturschönheiten reich ist, obgleich diese wohl dem übrigen Europa ziemlich fremd sind. Die Zeit der Handlung ist der Abend vor Johanni, dem eigentlichen Sommer- und Blumenfeste dieser nordischen Gegenden, wo man um Pfingsten häufig noch den warmen Ofen sucht." Als Zueignung befindet sich im Original ein kleines Gedicht: „An die erste Liebe," welches auch in der Uebersetzung wiedergegeben ist.

Das Gedicht ist eine Idylle, deren Scene ein finnländischer Pfarrhof und seine nächste Umgebung; nur wenige Personen beleben sie, der Pfarrer, seine Tochter, sein Sohn und dessen Studiengenosse, endlich ein Amtmann, ein altes und junges Hausmädchen; die Handlung ist höchst einfach: es war nach des Vaters Wunsche so gut als ausgemacht, daß der stattliche, wohlhabende Amtmann Hanna heimführen sollte, da kommt in den Ferien der Bruder August mit dem Freunde (dessen Schwester, Maria, seine Braut) von Abo; Hanna und der fremde Jüngling, in welchem der würdige Pfarrer den Sohn eines verstorbenen Jugendfreundes erkennt, sehen und lieben sich; — — — — — sie nahen sich dem schlummernden Vater

— — — — — — — — — — — — — — Erweckt aus dem Schlummer
Sah der Alte erstaunt auf die Tochter mit fragenden Blicken,
Sah und bewölkte sogleich im Ernste und wandte sein Auge
Scharf mit Wetterstrahl's Droh'n auf den Fremden. Sieh', bei dem Anblick
Mildert der Blitz sich, zerschmolz zur Thrän', froh öffnend die Arme,
Nahm er die Jungen und schloß an den Busen die beiden Geliebten.

Das kleine Familiengemälde erhält durch lebendige Schilderungen finnländischer Naturreize und finnländischen Lebens ein eigenthümliches Colorit; die herzlichen Erinnerungsworte, welche der Pfarrer seinem ältesten Freunde widmet, August's Characteristik seiner Maria, Hanna's Erzählung von dem Tode eines alten Fischers, u. dgl., unterbrechen die Handlung in ansprechender Weise.

Der Uebersetzer stellt Mehreres von Runeberg's Werken in Aussicht, wenn „Hanna" in Deutschland und zugleich in Livland, dem Nachbarlande des Dichters, die gehoffte Aufnahme findet.

Das Büchlein ist von der Verlagshandlung geschmackvoll ausgestattet.

H.

———

Erinnerungen an Heinrich Zschokke.

(Beschluß.)

Bei dem zweiten Besuche im Juli 1846 fand der Verfasser den Oheim leidend, und auf der Reise nach dem Schlangenbade erkrankte er in Straßburg ernstlich, setzte die Reise aber dennoch fort. Nach diesem Krankheitsanfalle erholte er sich nicht mehr vollständig. Nur zwei Briefe sandte er dem Neffen noch, den 4. Januar und im Mai 1848. Der letztere, eigenhändig geschriebene, den Genthe den 11. Mai erhielt, lautet:

Aarau, Mai 48.

Dein freundlicher Brief, mein lieber Genthe, machte uns allen Freude. Wir wissen Dich und die Deinigen nun wenigstens wohlauf; und wir wünschen, daß Ihr es in den gegenwärtigen Völkerstürmen bleiben möget. — Auch wir in unserer friedlichen, heitern Schweiz befinden uns ganz wohl und sehen dem tollen europäischen Schauspiel gar gemächlich zu, doch nicht ohne Besorgniß eines fast unvermeidlichen Weltkriegs. Was mich betrifft, geht's mir noch immer wie sonst. Der Winter hat mich sehr entkräftet; man wird mich wohl wieder in ein Soolbad schicken, mich frisch einzupökeln. Dank Dir, Du Lieber, für Deine Liebe und Fürsorge, wovon die mir gesandten Recepte zeugen, dank auch in meinem Namen dem gütigen Aeskulap in Eisleben! Aber die im Recepte angegebenen Arzneien sind wirklich schon an mir, doch vergebens, versucht worden. Ich merk' es wohl, es fehlt in den Apotheken an Medicin, Leuten von 78 Jahren die Frische und Kraft von 39 oder 49 Jahren zurückzugeben.

Erhebliches, noch weniger Dringendes, wüßt' ich Dir von uns Nichts zu melden. Vom jetzigen Stand unserer Familie im Canton Aargau, Bern, in München und Berlin werden Dir die folgenden Blattseiten erzählen, wenn auch nur Kleinigkeiten. Politisches haben Dir die Zeitungen in Fülle jeden Tag aufgetischt. Ich beklage das arme Deutschland. Der Unverstand der Fürsten oder ihrer Rathgeber hat die ungeheuere Staaten-Umwälzung hervorgerufen; der Despotismus der Büreaukratie, Volksverzweiflung und Anarchie! Aber Deutschland thut einen Schritt, wenn auch auf blutiger Bahn, aus seiner civilisirten Barbarei zur Civilisation und Menschenwürde.

Leb' wohl, Du Lieber; herzlichen Gruß all' Deinen Lieben von Deinem Freunde

Heinr. Zschokke.

Zschokke starb sanft und schmerzlos am 27. Juni, Morgens um 10 Uhr. Er hatte ein Alter erreicht von 77 Jahren, 3 Monaten und 5 Tagen. — Aus der von seinem Sohne Emil verfaßten Rede, welche auf dem Friedhofe vor der Versammlung gesprochen wurde, hier nur eine Stelle über die „Stunden der Andacht." „Das Bedeutendste aller Schriftwerke Zschokke's, die „Stunden der Andacht," erschließen uns den Blick in die innersten Tiefen seines Strebens. Sie zeigen uns, daß er ein Jesusjünger war im wahren Sinne des Wortes, der, unbeirrt von dem Parteihader der Confessionen und verschiedenen Glaubensansichten, allein Vergöttlichung des Gemüthes als höchste Lebensangelegenheit der Menschheit erkannte und dafür wirkte.

Er hatte von Jugend an gerungen nach der Erkenntniß Gottes und der Ewigkeit; durch alle Stürme des Lebens hindurch hatte er dieses heilige Ziel unverwandt im Auge behalten; noch im Greisenalter, und, wie seine letzten Arbeiten beweisen, bis zum

Tode, war es der Gegenstand seines Nachdenkens Tag und Nacht geblieben. Was er in seinem erfahrungsreichen Leben durch Forschen in der heil. Schrift, in der Schöpfung der Natur, in der Geschichte der Völker als einen Schatz von Weisheit gesammelt hatte, das ist es, was er in genanntem Schriftwerke für seine Zeitgenossen eben so muthig als kräftig verkündigte. Darum haben die „Stunden der Andacht“ auch ohne Zweifel für die Zeit Großes gewirkt. Sie fanden Eingang in „Hütten der Armuth und Palästen des Reichthums,“ so weit die deutsche Zunge klingt und über die Gränzen Deutschlands hinaus in Uebersetzungen in alle Theile der civilisirten Welt. So viele Bekümmerte schöpfen aus ihnen Trost, so viele Lebensmüde neuen Muth, so viele Zweifler neue Kraft zur klaren Anschauung der Welt und Gottes! Und wenn auch hin und wieder der Anfangs unbekannte Verfasser dieses Werkes verkannt und um seines Strebens willen selbst verlästert wurde, so bewies ihm dagegen, als sein Name bekannt geworden war, manche heiße Thräne des Dankes auf die rührendste Weise, daß er in seiner Absicht nicht fehlgegangen sei, daß er den Weg zu unzähligen Herzen gefunden habe.“

Seite 180. 181 sind mehrere periodische Blätter angeführt, welche nach Zschokke's Tode beachtenswerthe Mittheilungen über ihn lieferten.

Der achte Abschnitt (S. 188—239) lehrt uns Zschokke als Schriftsteller in manchen neuen Beziehungen kennen, und das sehr vollständige, chronologische, mit großer Sorgfalt ausgearbeitete Verzeichniß seiner Schriften ist ein trefflicher Beitrag zur Bibliographie. Zschokke's erstes Werk war: „Schwärmerei und Traum“ in Fragmenten, Romanen und Dialogen von Johann von Magdeburg; 2 Bände; Stettin 1791—94; darin: Charlotte Corday, oder die Rebellion von Calvados. Ein republikanisches Trauerspiel in vier Akten. Aus den Zeiten der französischen Revolution. In Jamben. Goethe bemerkt, daß dieses Stück mehr poetischen Werth hat, als einige andere, die auf der Bühne Glück gemacht haben. — Von den „Stunden der Andacht“ sind, bis 1849, 28 Auflagen erschienen; von der „Selbstschau“ vier, (die letzte jedoch nur von der Lebensgeschichte, nicht von dem zweiten Theile, 1849; m. vergl. S. 160—162). — Herr Pfarrer Emil Zschokke in Aarau besitzt eine Zschokke-Bibliothek, in welcher auch mehrere Uebersetzungen Zschokke'scher Werke (—englisch, italienisch, französisch, holländisch, böhmisch, serbisch, lettisch, magyarisch; — die „Stunden der Andacht“ sollen auch in's Russische übersetzt sein; von der „Branntweinpest“ ist eine polnische Uebersetzung angeführt —) sich befinden. — Der Verf. hält es für wünschenswerth, daß Buchhandlungen und Freunde der Literatur den Besitzer auf das ihm Fehlende aufmerksam machten, da er eine möglichst vollständige Sammlung beabsichtige. In der „Bibliotheca Americana. Catalogue of american publications, including reprints and original works, from 1820 to 1848 inclusive. Compiled and arranged by O. A. Roorbach. New York 1849.“ sind folgende englische Uebersetzungen verzeichnet: 1) Goldmaker's Village. Philadelphia, Appleton. 2) Hours of Meditation and Reflection. New York, Redfield. 3) Incidents of Social Life. Philad., Appleton. 4) Tales, by Parke Godwin. NewYork, Wiley & Putnam. 5) Veronica. NewYork, Harper & Brothers. Nur Nr. 4 ist eine Original-Uebersetzung; die übrigen Nummern sind Wiederab- oder Nachdrücke englischer Uebertragungen. — In Quérard's bekanntem Werke: La France littéraire, tome X, Paris 1839, sind 27 französische Uebersetzungen und eine italienische, in zwei Abtheilungen: Littérature — Histoire —, unter Zschokke, (Henri), littérateur suisse distingué, le W. Scott helvétien, S. 570. 571, zusammengestellt, darunter mehrere, die in Herrn Pfarrer Zschokke's Verzeichniß fehlen. Der Abellino ist zweimal übersetzt, 1799, von J. H. F. La Martelière bei seinem Théâtre de Schiller, und 1802 von Chazet (Vater). Der erste Band der Nouvelles Soirées d'Arau, 5 Bände, 1833, von J. Cherbuliez übersetzt, enthält „Mémoires sur la vie de Zschokke, écrits par lui-même“ (?).

Hören wir zum Schlusse Zschokke selbst noch über seine literarischen Leistungen (Brief an Karl v. Bonstetten vom 28. April 1825): „Was Sie über meine schriftstellerischen Arbeiten sagen, ist wohl richtig. Ich selbst halte nichts darauf. Ich betrachte das geschriebene oder gedruckte Wort, wie das gesprochene. Entweder will ich für den Augenblick wirken, oder mir selber durch Mittheilung das Herz erleichtern oder es erfreuen. In späteren Zeiten habe ich mehr Fleiß auf den Stil verwendet, als ehemals. Namensunsterblichkeit ist mir immer etwas sehr Gleichgültiges gewesen; ich bedauere die, welche nach einem Etwas jagen, was der Zufall gewährt oder versagt, und, wenn er's gewährt, für uns nicht mehr ist. Ich glaube in meinem Leben wohl etwas Besseres gethan zu haben, als das, was ich schrieb, und höheren Genuß gehabt zu haben, als den eine sogenannte „Celebrität“ ertheilen kann. Ich habe unzählige Male gewünscht, mein Name wäre nicht bekannt. Wenn man aus dem, was ich geschrieben, etwas Wesens gemacht hat, fühlt' ich mich in meinem Innern erhabener, nicht weil ich an das Lob glaubte, sondern weil es mir zum Maßstab ward für die Menschen, welche das lobten, was ich verachtete, oder doch für gemeine Mittelwaare erkannte. Ich bin zu spät lebensklug geworden, sonst hätt' ich gethan wie der Verfasser der Juniusbriefe, den noch jetzt Niemand kennt; nun aber ist mir nichts daran gelegen, ob so, oder so?“ — (Brief an denselben vom 7. September 1827:) „Ich möchte gern noch etwas schreiben; etwas Hochreligiöses. Ich möchte mein Allerheiligstes in die Sinnenwelt hinaus offenbaren; aber ich finde für meine Seligkeit und meinen Schmerz das Wort nicht. Und find' ich's, so würde ich mich wohl verstehen, aber wer, oder wie viele verständen mich? — Sagen Sie nicht, ich wolle zu viel. Was kann ich dafür? Ich soll Märchen schreiben, und daran feilen und feilen, bis sie classisch dastehen. Ich mag nicht feilen; ich mag keinen Namen unter den Leuten; ich wollte, ich hätte ihn nie auf ein Papier drucken lassen. Die bunten Spiele der Einbildungskraft haben für mich den Werth flüchtiger Nachtträume. Ich möchte etwas Nützliches, Großes, Göttliches leisten, nicht meinetwillen, sondern der Menschheit willen, die noch tief im Schatten des Todes, im Thierischen Sein ihre Tage hinbrütet zwischen Bacchanalien und Thränen.“

Druck und Papier sind sehr gut.

F. L. Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 2. Sonnabend, den 4. Januar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Graben des Chörß.[1])

Proben aus den Ungarschen Volkssagen,

erzählt von Mihal Tompa.[2])

An Borsod und an Heves Grenze,
O Wandrer, wenn du ziehst,
Im flachen Feld du eine alte
Spur eines Grabens siehst.

Gezogen wie vom Riesenpfluge
Scheint dieser Furchengang;
Er von der Tissa gen die Donau
Läuft meilenweit entlang.

Wer seinen langen Damm gezogen,
Wann er ward aufgewühlt:
Verliert in hundertjähr'gem Staube
Sich wie ein Nebelbild.

So steht er in der grünen Wiese
Wie eines Königs Grab,
Das, wie sein Herr, zu Staube wurde,
Deß' Ruhm zurück nichts gab.

Doch heilig wahr ist's, daß es stehet
Gar lange Zeit schon her;
— Und gut, daß es nicht spricht — würd's sprechen,
So kläng' es traurig sehr!

Der Jahre Nacht hindurch, schon vieler,
Man's froh aufwarf in Lust;
Doch ist gefüllt mit Erde heute
Noch nicht des Grabes Brust.

Und auch, wer weiß, wie vieler Menschen
Spur ausstirbt, rings herum:
Eh daß der Zeit Zerstörung dieses
Grab decket, still und stumm.

Doch — dessen Nam' auf Volkeslippen
Noch schwebt bis heut zu Tag; —
Vom Graben Chörß wir hören wollen,
Was lebt in alter Sag'.

—

Vor Alters, lang vor Alters,
Bevor so manchem Jahr,
Eh' noch im Vaterlande
Der Magyar seßhaft war:
War Longobarden König,
Nomadenfürst, der Ráb.[3])

[1]) Chërß spr. Tschërs.

[2]) Tompa Michály, deutsch Michael Tompa, reformirter Prediger im Haveser Komitate, etwa 1820—22 geboren, gehört der modernen lyrischen Plejade Ungarns mit Petöfi, Arany, Bachott, Erdélyi, Garay und Chácßár an, und machte sich 1846 schnell berühmt und beliebt durch seine tiefpoetischen Népmondák, népregék, (Volksmärchen und Volkssagen), sowie 1847 durch einen Band Gedichte.

[3]) Ráb spr. Raab.

Pannoniens Herr er wurde
Durch seines Schwertes That.
Zum Eigenthum er machte
Die Donau sich hinauf;
Auf ihren feilen Wiesen
Schlug er die Hütten auf.

Rád war ein harter Helde,
Sein Wuchs so riesenhaft!
Drei Männer, ihn zu zwingen
Hätt' Mühe er geschafft.
Sein Bart zog sich im Antlitz
Bis an das Auge nach;
Mehr sprach er mit den Augen,
Als seine Lippe sprach.
Krieg war sein ganzes Leben;
Kaum war er ausgeruht,
Stieß er, gleich einer Wespe,
In's Feld mit neuer Wuth.
Oft bracht' ihm wohl das Unglück
Nah, oder ganz hinein:
Zu Hause doch erzählte
Er nie des Sieges Pein.

Einstmals geschah's, daß Rád auch
Zu harten Strauß ausflog;
Chörß, den Avarenkönig,
Er als Genoß mitzog.
Und dorten, wo die Tissa
Die Wogen schlägt hochauf,
Dort setzten die Avaren
Und Chörß sich wildkühn auf.
Und als zusammenflossen
Der beiden Kön'ge Macht:
Da hatten Ueberschwemmung
In's Land sie weit gebracht.
Wild war die Schlacht im Anfang,
Doch bald kam's Ende schon:
Denn der Besiegte sank wohl,
Hef, oder floh davon.

Rád, gebend seinen Feinden
Den mächt'gen Todesschlag,
Trank dann mit Chörß, dem Führer,
Des Sieges Opfertag.
Darauf der Beute Säcke
Theilt dem er, der sich schlug.
Es kam den Schlachtensöhnen
Freigebig zu genug.
Chörß hatte nicht die Laune,
Zu theilen gleichfalls dort,
Denn seines Herzens Denken
Floh in die Ferne fort;
Denn seines Herzens Denken
Auf zu Ráds Tochter stieg,

Zur Délibáb [4]), der schönen,
Als Lohn für seinen Sieg.

Der Pußta wilde Rosen
Vertiefen sich in Traum;
Auch konnt' die Lust im Busen
Das Mädchen bergen kaum.
Sie schwor: wenn unter ihr auch
Einbrechen sollt' die Erde,
Auf sie der Himmel stürze . . . .
Er doch der ihre werde!

Rád zu dem Feuer führend,
Ihm schmeichelnd immerfort,
Sprach Chörß, des Kampfs gedenkend,
Zu Ende solches Wort:
„Rád, guter Nachbar, Bruder,
Herr in Pannonien!
Mit dir zog Chörß zum Kampfe,
Und konnt darin bestehn;
Der fischereichen Tissa
Herr ist er, reich an Zier,
Für ihn, da leben — sterben
In die Avaren schier;
Groß ist wohl dessen Macht schon,
Doch wachset sie noch mehr:
Drum, Délibáb, die schöne,
Als Kampfpreis fordert er!"

Und Délibáb's klein Herzchen,
Es pochte schnell sofort,
So peinlichsüßes Wehe
Empfand sie auf dies Wort.
Dies schmerzlich holde Fühlen
Geheime Lieb bezeigt,
Durch die in hellen Flammen
Zu Chörß ihr Herz sich neigt.

Den Rád doch, auf Chörß Rede,
Hat's heiß im Kopf gebrannt;
Denn noch fand er's nicht räthlich,
Zu weigern dieses Pfand,
Die Maid zu geben wirklich,
Kam ihm doch nicht im Sinn;
— Denn: Chörß ganz fortzutreiben,
Drauf zielt er lang' schon hin; —
Er dacht'! . . . sein wildes Antlitz
Schoß Blitze, Wuth er schnaubt,
Bis endlich ausgebrütet
Wohl dies sein listig Haupt:

---

[4]) Delibab, spr. Deelibaab; wörtlich: die Braut des kommenden Mittags, heißt auf den ungarschen Pußten jene farbenreiche, nebelerzeugte, durch die Sonnenstrahlen feenhaft beleuchtete, räthselhafte Luftspiegelung, die im übrigen Südeuropa, in der Krimm, und in den Wüsten Asiens und Afrikas unter den Namen: Fata morgana bekannt ist.

„Gleich ist mir's, Chörß, mein Mädchen,
Es werde Deine Braut!
Doch Du erhältst sie niemals —
Gieb Acht, ich spreche laut! —
Wenn Du zum Tissastrande
Sie nicht — daß Du nicht irrst! —
Den Weg, den Du gekommen,
Zu Wasser rück auch führst.
An Macht hast Du gemahnt mich,
Zeig' sie im Volksschwarm!
Kád ist bereit, die Braut dann
Zu legen Dir in Arm."

Als Chörß die Grenz' erreichet
Vom Reich, ihm zu getheilt:
Zu seines Volks Wachtfeuer
Er ringsumher schnell eilt.
Den König trug sein Kampfroß,
Von schneeweiß schönem Fell,
Und brachte ihn zur Tissa
Wie ein Gedanke schnell!
Das Antlitz, eilgen Fluges
Hat ihm ein Hauch gestreift:
Der Délibábs Geseufze
War's, das ihm nachgeschweift. —

Und an dem Tissastrande
Bekränzt von Weidengrün,
Wohl hundert, hundert Hände
Am Werk sich müde ziehn.
Chörß Volk stand auf den Sohlen
Und seine ganze Macht,
Und Jung und Alt, Klein, Große,
Hats Werk in Schweiß gebracht.
Sieh einen Ameis'haufen,
Wenn er den Bau sich gräbt:
So hatten die Avaren
In Arbeit fortgestrebt.
Tag, Nacht, das Werk fortglühte,
Ob spät, ob früh es war,
Daß einen Graben grabe
Des fleiß'gen Volkes Schaar.
Vom Tissastrand zur Donau
Sollt' laufen er durchs Feld,
Und täglich wuchs er weiter,
Ward sichtbar hingestellt.
Chörß überall gegenwärtig,
Wenn's stockte wo am Ort,
Trieb an die Kraft durch Mahnung,
War da stets und stets dort.

Schön Délibáb sah seufzend
Oft gegen Orient,
Und Zweifel, Hoffnung, Liebe
Ging mit ihr ungetrennt.
Einst, als sie eingeschlummert,
Halb fürchtend, halb beglückt,
Da hat die Morgenröthe,
Ihr einen Traum geschickt.
Und vor ihr zog im Traume her
Ein feenhaftes Land,
Wo Zauberbild auf Bild schnell
Ankam und wieder schwand.
Den König Chörß, den treuen,
Den Graben zeigt ihr Traum,
Und wie der Bräutigam sie
Führt auf den Wellenraum.

Auf wachte sie .... es machte
Der Traum sie glücklich sehr,
Sie wartet, und sie wartet
Ihm auf den Wellen her.
Vergebens hofft und harrt sie
Auf ihn mit Sehnsuchtsmacht.
Vom Pferd schlug Chörß, den König
In grauser Mitternacht,
— Er forscht auf wildem Pferde
Des Grabens Fortschritt nach —
Ein glühender Blitz vom Himmel
Der plötzlich niederbrach,
Und der in blutgen Schlachten
Sich hieb durch alle Noth,
Fand durch des mächt'gen Gottes
Blitz jetzt den schnellen Tod.

Im Borhod, an der Tissa
So weidenreichem Strand,
Wo seinen Fall das Streben
Des König Chörß einst fand:
Die selbe Stelle ist nunmehr
Vom Volke dicht bewohnt,
Als Marktfleck: A'roßállás *)
Er in der Ebne thront.
Viel Jahr sind schon verflossen,
Seitdem die Arbeit stockt,
Zum Graben Chörß die Sage
Dich Wandrer heut noch lockt.

Schaut euch die Délibáb an ....!
Wenn hell die Sonne glänzt,
Erscheint sie bebend oftmals
Wo's Feld am Graben gränzt;
Im Niederland, die Flächen
Geht feenhaft sie dahin,
Chörß sucht sie, seinen Ruhort:
Findt den nicht, und nicht ihn.
Heut harrt sie weinend seiner,
Wie sie geweint einst heiß,
So harrt und weint sie immer

*) Aroßzállás spr. Aaroßzaallaasch; wörtlich: Graben—Quartier. Königlicher Marktflecken im Gebiete der freien Jaßygen.

Ringsum im weiten Kreis.
Sie träumt dann neu den Traum auch,
Der ihr's so angethan:
Als Spiegelbild mit Wasser
Füllt sie den Graben an.

Kertbeny.

Herr von Talleyrand.

(Beschluß.)

Es ist behauptet worden, daß Hr. v. Talleyrand in der Politik Napoleon überlegen gewesen sey; es muß aber zuvörderst wohl beachtet werden, daß man nichts weiter als einen Commis vorstellt, wenn man der Inhaber des Portefeuille eines Eroberers ist, der jeden Morgen das Büllетin eines Sieges darin ablegt und die Geographie der Staaten verändert. Wenn Napoleon sich berauscht hatte, dann beging er sehr arge und jedermann in die Augen springende Fehler, die denn auch den Herrn von Talleyrand nicht entgangen seyn werden, was aber noch keineswegs von seinen Luchsblicken zeugt. Er compromittirte sich gar sehr bei der Katastrophe des Herzogs von Enghien, und verrechnete sich über den Krieg in Spanien von 1807, wiewohl er späterhin seine Rathschläge hat ableugnen und seine Worte zurücknehmen wollen.

Ein Acteur ist übrigens kein Hexenmeister, wenn es ihm an alle dem gebricht, was das Parterre zu blenden vermag; auch ist das Leben des Fürsten eine immerwährende Täuschung gewesen. Da er wußte, woran es ihm fehlte, so ging er einem Jeden aus dem Wege, der ihn kennen konnte. Er war stets darauf bedacht, sich nicht messen zu lassen: er zog sich zu gelegener Zeit in das Schweigen zurück, und verbarg sich in den drei stummen Stunden, die er dem Whist widmete. Man wunderte sich, daß eine Capacität wie diese, sich zu Erholungen von Menschen gewöhnlichen Schlages herablassen konnte; aber wer weiß, ob diese Capacität nicht Reiche theilte, indem sie die vier Buben in ihrer Hand mischte. Während dieser Momente des Escamotirens, arbeitete er im Stillen eine Effect machende Phrase aus, wozu ihm am Morgen eine Broschüre oder Abends eine Conversation die Idee an die Hand gegeben hatte. Nahm er Jemand bei Seite, um ihn durch seine Unterhaltung zu entzücken, so that er dies vor Allem dadurch, daß er ihn mit Lobeserhebungen zu kirren suchte, ihm eine glänzende Zukunft weissagte, und ihm einen Wechsel, ein großer Mann zu werden, auf ihn gezogen und nach Sicht zahlbar, gab; wenn er aber wahrnahm, daß man kein großes Vertrauen in ihn setzte, und einige kurze Phrasen, die als tiefbedeutend gelten sollten, ohne daß etwas dahintersteckte, nicht genug bewunderte, so drückte er sich, aus Furcht, daß das Ende seines Geistes zu Gesicht kommen möchte. Er würde recht gut erzählt haben, wenn seine Späße einen Subalternen oder einen Einfaltspinsel trafen, über den er sich ohne Gefahr lustig machen konnte, oder eins seiner Person attachirtes Opfer, als Stichblatt seiner Witze. Er konnte keine ernste Unterredung durchführen, und wenn er zum drittenmal den Mund öffnete, so war er mit seinen Ideen am Ende.

Aeltere Kupferstiche von dem Abbé von Perigord stellen ihn als einen recht hübschen Mann dar; der Herr von Talleyrand hat aber, so wie er älter geworden ist, Aehnlichkeit mit einem Todtenkopfe bekommen: seine Augen waren trübe, so daß es schwer hielt aus ihnen zu lesen, was ihm eben zu Statten kam. Da ihm viele Verachtung zu Theil geworden war, so war er damit wohl gesättigt, und hatte er ihr einen Platz in seinen beiden herabhängenden Mundwinkeln gegeben.

Ein vornehmes Wesen, das er von seiner Abkunft hatte, eine strenge Beobachtung des Anstandes, und ein kaltes geringschätzendes Air trugen dazu bei, die Illusion um den Fürsten von Benevent her zu erhalten. Seine Manieren übten auf die kleinen Leute und auf die Leute der neueren Gesellschaft, die mit der Gesellschaft der älteren Zeit unbekannt waren, ihre Herrschaft aus. Vordem begegnete man an allen Ecken Leuten, deren Haltung jener des Herrn von Talleyrand gleich war und die nicht weiter beachtet wurde; als er aber mitten in democratischen Sitten fast allein so dastand, da erschien er als ein Phänomen, und da mußte die Eigenliebe, um das Joch seiner Formen zu ertragen, dem Geiste des Ministers das Uebergewicht beimessen, welches nur seine Erziehung ausübte.

Wenn man, im Besitze einer ansehnlichen Stellung, in gewaltige Revolutionen hineingerissen wird, so erhält man durch sie eine Wichtigkeit des Zufalls, welche die Masse unserm persönlichen Verdienste zuschreibt. In den Strahlen Bonaparte's verloren, hat Herr von Talleyrand unter der Restauration in dem Schimmer eines Glückes geglänzt, das nicht das seinige war. Die zufällige Stellung des Fürsten von Benevent hat es ihm gestattet, sich das Ansehen zu geben, als sey Napoleon durch ihn gestürzt, Ludwig XVIII. durch ihn wieder eingesetzt worden. Bin ich doch selber, wie alle anderen Gimpel, einfältig genug gewesen, um an solch eine Fabel zu glauben! Zu einer besseren Einsicht gelangt, habe ich jedoch gesehen, daß Herr von Talleyrand kein politischer Warwick war, und daß seinem Arme die Kraft fehlte, welche Throne umwirft und aufrichtet.

Unparteiische Flachköpfe sagen: „ja, das geben wir zu, „daß er ein höchst unmoralischer Mann war; aber welch eine „Geschicklichkeit!" Aber ach! auch die Hoffnung, die so tröstend für seine Bewunderer, so erwünscht für sein Andenken wäre, aus ihm einen Dämonen zu machen, muß aufgegeben werden.

Ueber gewisse vulgaire Unterhandlungen, bei welchen er zuvörderst sein persönliches Interesse im Auge hatte, hinaus, mußte man keine Ansprüche an Herrn von Talleyrand machen.

Herr von Talleyrand hielt auf einige Gewohnheiten und Maximen, die bei den Sykophanten und den nichtsnutzigen Individuen, mit welchen er auf einem vertrauten Fuße lebte, im Gebrauche waren. Die, einem Wiener Minister nachgebildete, Toilette, in welcher er öffentlich erschien, bildete den Triumph seiner Diplomatie. Er rühmte sich, nie pressirt zu seyn, und nannte die Zeit einen Feind, den man tödten müsse, daher er sich denn auch etwas darauf zu Gute that, daß er sich nur einige wenige Augenblicke beschäftigte.

Da Herr von Talleyrand am Ende aber mit seiner Muße keine Meisterwerke hat zu Stande bringen können, so läßt sich annehmen, daß er sich getäuscht hat, als er von der Nothwendigkeit, sich von der Zeit loszumachen, gesprochen hat. Man

siegt nur dann über die Zeit, wenn man unsterbliche Werke schafft; mit Dingen ohne Zukunft, und durch frivole Zerstreuungen tödtet man sie nicht, vergeudet man sie nur.

Auf die Empfehlung der Frau von Stael, die seine Ernennung durch von Chenier auswirkte, ins Ministerium gekommen, war Herr von Talleyrand, damals sehr knapp bei Casse, bei fünf bis sechs verschiedenen Gelegenheiten darauf bedacht, sich ein Verögen zu begründen: zuerst vermittelst der Million, die ihm Portugal in der Hoffnung gab, daß das Directorium einen Friedensvertrag unterzeichnen würde, woraus aber nie etwas geworden ist; dann durch den Ankauf von belgischen Bons bei Gelegenheit des Friedens von Amiens, dessen Abschluß ihm, von Talleyrand, bekannt war, ehe er zur Kunde des Publikums kam; durch die Errichtung des Königreichs Hetrurien von kurzer Dauer; durch die Säcularisirung der geistlichen Güter in Deutschland; durch das Verschachern seiner Meinungen auf dem Wiener Congresse. Ja selbst die alten Papiere unserer Archive hatte er an Oesterreich verkaufen wollen, wobei er aber von dem Fürsten von Metternich angeführt ward, indem derselbe gewissenhaft die Originale zurücksandte, nachdem er — eine Copie davon hatte nehmen lassen.

Unfähig, nur eine einzige Phrase abzufassen, schrieb der Herr von Talleyrand die Depeschen ab, welche sein Secretair nach seinen Angaben, wobei es an Ausradirungen und Abänderungen nicht fehlte, entworfen hatte. Ich habe ihn aus seinen begonnenen Memoiren einige gefällige Details über seine Jugendzeit vorlesen hören. Da er in seinen Liebhabereien unbeständig war, und den andern Morgen verwünschte, was ihm heute gefallen hatte, so werden, wenn jene Memoiren vollständig existiren, *was ich* bezweifle, und er die entgegengesetzten Versionen beibehalten hat, die Urtheile über denselben Umstand und insbesondre über denselben Menschen sehr wahrscheinlich in einem gottlosen Widerspruch miteinander stehen. Ich glaube nicht an eine Niederlegung dieser Manuscripte in England; die angebliche Vorschrift, daß sie erst nach vierzig Jahren veröffentlicht werden sollen, scheint mir eine posthume Gaukelei zu seyn.

Träge und ohne Studium, von Natur frivol und leichtfertigen Herzens, rühmte der Fürst von Benevent sich einer Sache, die vielmehr seinen Stolz hätte demüthigen sollen, nämlich, sich nach dem Sturz von Reichen auf den Beinen erhalten zu haben. Die Geister ersten Ranges, welche Revolutionen ins Leben rufen, verschwinden, nur die Geister zweiten Ranges, die davon Nutzen ziehen, behaupten sich. Diese Patrone des andern Tages und der Industrie sehen die Generationen an sich vorüberziehen; sie haben den Auftrag, die Pässe mit dem Visa zu versehen, die gerichtliche Bestätigung des Ausspruchs zu besorgen; dieser untergeordneten Gattung gehörte der Herr von Talleyrand an: er unterzeichnete die Ereignisse, er schuf sie nicht.

Den Regierungen überleben, bleiben, wenn eine Macht von dannen geht, sich in Permanenz erklären, sich rühmen, nur dem Lande anzugehören, ein Mensch der Dinge und nicht der Personen zu seyn — das ist die Albernheit des unbehaglichen Egoismus, der den Mangel seiner Erhabenheit hinter hohen Worten zu verbergen sucht. Es giebt heutzutage viele Charactere dieser Art Unpartheilichkeit, viele solcher Bürger des Bodens: wenn aber Größe darin liegen soll, gleich dem Eremiten in den Ruinen des Colysäums alt zu werden, da muß man sie mit einem Kreuze bewachen; der Herr von Talleyrand hat aber das seinige unter die Füße getreten.

Unsere Gattung ist in zwei ungleiche Theile geschieden: in Menschen des Todes und von dem Tode geliebt, eine gewählte Heerde, die wieder erweckt wird; in Menschen des Lebens und von dem Tode vergessen, ein Haufen des Nichts, der nicht wieder ersteht. Das temporaire Dasein dieser Letzteren beruht in dem Namen, dem Credite, der Stellung, dem Vermögen; ihr Ansehn, ihre Autorität, ihre Macht zerrinnen mit ihrer Person: so wie ihr Salon und ihr Sarg geschlossen ist, ist es auch mit ihrer Bestimmung aus. So ist es dem Herrn von Talleyrand ergangen: seine Mumie ist in London, ehe man sie in ihre Gruft versenkt hat, einen Augenblick als der Repräsentant des kadaverischen Königthums, das uns regiert, zur Schau gestellt gewesen.

Der Herr von Talleyrand hat alle Regierungen verrathen, aber, ich wiederhole es, keine einzige wieder aufgerichtet noch gestürzt. Er hatte keine reelle Ueberlegenheit, nach der wahren Bedeutung dieser beiden Wörter. Ein Schemel alltäglicher Prosperität, so gewöhnlich im aristocratischen Leben, führet nicht zwei Fuß über die Gruft hinaus. Das Uebel, welches sich nicht in einer furchtbaren Explosion kundgiebt, sondern was der Sclave behutsam zum Nutzen seines Herrn in kleinen Portionen verwendet, das ist nichts weiter als Schandwerk. Das dem Verbrechen gefällige Laster tritt da in den Bedientenstand ein. Man denke sich einmal den Herrn von Talleyrand als einen Plebejer, arm und unbekannt, und, außer dem ihm nicht abzusprechenden Salonsgeiste, nur mit seiner Unmoralität begabt, und man würde sicherlich nie von ihm reden gehört haben. Man nehme dem Herrn von Talleyrand den verächtlich gewordenen vornehmen Herrn, den verehelichten Priester, den herabgewürdigten Bischof, und was bleibt da noch nach? Sein Ruf und seine Erfolge sind an diesen drei Verdorbenheiten geknüpft gewesen.

Die Komödie, mit welcher der Prälat seine zwei und achtzig Jahre gekrönt hat, ist ein erbärmliches Dings gewesen: erstens hat er, um einen Beweis der Kraft zu geben, im Institute eine gemeine Lobrede auf eine arme deutsche Kinnbacke, über die er sich lustig machte, gehalten. Trotz der vielen Schauspiele, die unsern Augen bis zur Uebersättigung geboten werden sind, hat man sich doch in einer Doppelreihe aufgestellt gehabt, um den großen Mann fortgehn zu sehen; darnach ist er zu Hause gestorben, gleich Diocletian, indem er sich der Welt gezeigt hat. Die Menge hat passend die letzte Stunde dieses auf drei Viertheile verfaulten Fürsten, mit einem krebsartigen Geschwüre in der Seite, das Haupt, obwohl von einer Binde gehalten, über der Brust herniederhängend, Minute um Minute seine Aussöhnung mit dem Himmel bestreitend, und seine Nichte um ihn her eine von weitem zwischen einem genarrten Priester und einem getäuschten kleinen Mädchen vorbereitete Rolle spielend, abgewartet. Er hat, als ihm die Sprache vergehen wollte, des Drängens müde, die Desavouirung seiner ersten Adhäsion zu der constitutionellen Kirche unterzeichnet, (vielleicht hat er dieses auch nicht einmal gethan) aber ohne ein Zeichen der Reue, ohne das Unmoralische und das Anstößige seines Lebens anzuerkennen, wie es eines Christen letzte Pflicht ist. Nie hat sich der Stolz so jämmerlich, die Bewunderung so einfältig, die

Frömmigkeit so düpirt bewiesen! Rom, das immer bedächtig zu Werke geht, hat diese Retraction auch nicht veröffentlicht.

Schon lange vor das Gericht da oben berufen, war der Herr von Talleyrand Contumaz: der Tod suchte ihn im Auftrage Gottes auf, und hatte ihn endlich gefunden. Um ein Leben, das so verdorben war, als dasjenige des Herrn von La Fayette unbefleckt geblieben ist, gehörig zu zergliedern, müßte man es mit einem Ekel aufnehmen können, wie ich ihn nicht überwinden kann. Die aussätzigen Menschen gleichen den Kadavern von Prostituirten, die dermaßen von Eiterbeulen angefressen sind, daß man sie nicht mehr seciren kann. Die französische Revolution ist eine umfassende politische Zerstörung inmitten der alten Welt; der Himmel gebe nur, daß nicht eine noch verderblichere Zerstörung, eine moralische Zerstörung durch die schlechte Seite dieser Revolution eintrete! Was würde aus dem Menschengeschlechte werden, wenn man es darauf anlegte Sitten, die mit Recht gebrandmarkt sind, wieder zu Ehren zu bringen; wenn man sich bestrebte, uns zur Bewunderung von gehässigen Beispielen anzufeuern, uns den Fortschritt des Jahrhunderts, die Begründung der Freiheit, die Tiefe des Genie's in verworfenen Naturen oder in scheußlichen Thaten nachzuweisen? Indem man sich scheut, das Schlechte unter seinem rechten Namen zu feiern, so legt man ihm ein falsches Gewand an: da ist dann jede Häßlichkeit schön, jede Schande ehrenvoll, jede Abscheulichkeit erhaben, und jedes Laster hat die seiner gewärtige Bewunderung. Wir sind zu der materiellen Gesellschaft des Heidenthums zurückgekehrt, bei welcher jegliche Verderbtheit ihre Altäre hatte. Hinweg mit diesen schändlichen, lügenhaften, verbrecherischen Lobesspenden, welche das öffentliche Gefühl verfälschen, die Jugend verführen, wohlgesinnte Leute muthlos machen, und die ein Hohn der Tugend, das Anspucken Christi durch den römischen Soldaten sind!

Die Ballons.

Geschichte der Luftfahrten, von deren Ursprung bis auf den heutigen Tag, von Julius Turgan, mit einer Einleitung von Herrn Gerard de Nerval.

Ueber obiges, vor Kurzem erschienene, Werk hat Herr Theophile Gautier in der „Presse" folgendes humoristische Referat gegeben.

Die Ballons sind gegenwärtig sehr in der Mode: man hört von nichts, als von Luftfahrten reden, und Sonntags sieht man unter dem Himmel mit Gas gefüllte Kugeln schweben. Sich in die Luft erheben, ist nur noch ein Spiel, und die Aeronauten müssen schon, gleich den Musikern, auf Schwierigkeiten bedacht seyn. So steigt denn der eine auf einem Pony, ein anderer auf einem Hirsch auf; ein Dritter entführt Europa auf einem Stier, ein Vierter läßt Jean de Bologne als Mercur an einem Bande unter seinem Nachen schweben, und ein Fünfter giebt lebende Bilder im Gewölk zum Besten. Mit diesem allen kommt die Wissenschaft um keinen Schritt weiter, aber diese glänzenden Bravaten gewöhnen die Gemüther, den Weg der Luft als völlig practicabel zu Fuß und zu Pferde zu betrachten, und während die Maulaffen die Nase empor halten, schauen die Leute von Genie sinnend vor sich nieder, befleißigen sich die Gelehrten der Berechnungen und der Combinationen.

Da jedes Streben Befriedigung haben muß, indem es uns von Gott eingegeben ist, und er nicht täuschen kann, so glauben wir fest, daß auch die Leitung der Aerostaten binnen einer nicht mehr fernen Zeit gefunden werden wird. Vielleicht ist sie es jetzt schon.

Seit die Welt steht, beschäftigt der Gedanke, zu fliegen, den Menschen im Wachen und im Traume: in einem unermeßlichen Luftmeere gebadet, in dem er untergegangen ist und an dessen Grunde er mühsam umher kriecht, hat in ihm der Wunsch rege werden müssen, sich in diesen durchsichtigen Wellen, welche die Flügel des Vogels und des Insects so leicht zertheilen, zu erheben. Vielleicht war der Mensch zu jenen Zeiten, die man fabelhaft nennt, weil ihre Geschichte nur durch die Poesie unter mythischen Formen, deren Sinn verloren gegangen, auf die Tradition übergegangen ist, schon in einer mehr oder minder vollständigen Weise dahin gelangt.

Die alten Erzählungen und die Mythologie sind voller Flüge, mit welchen es muthmaßlich mehr seine Richtigkeit hat, als man meint, ohne daß man auf das erste Buch Mosis und den jüdischen Himmel, unter welchem die Engel mit einfachen, doppelten oder sechsfachen Flügeln, je nach ihrer Hierarchie, umherflogen, zurückzugehen braucht. Sieht man nicht die Götter Homer's auf- und niedersteigen, bald durch ihre Leichtigkeit oder ihre specifische Schwere, bald auf einem mehr oder minder dicht condensirten Gewölke kutschirend? Da der Mensch die Götter in der Regel nach seinem eigenen Bilde schafft und ihnen seine Leidenschaften, seine Träume beilegt, so hat er sich die höheren Wesen mit einer Machtvollkommenheit gedacht, die er sich im Stillen selber wünschte. Es ist selbst wahrscheinlich, — wenn man aus den Olympiern, wie es gewisse Mythologen wollen, eine Art von Burggrafen macht, die, in ihren zwölf Schlössern oder Burgen verschanzt, oben auf den geheiligten Bergen die Eintagsfliegen oder das Landvolk der Ebenen beherrschten, gleich den hohen Herren am Rhein, — daß der Herold Mercur, welcher den Boten oder Mittelsmann zwischen der Erde und dem Olymp machte, sich durch mechanische oder physische Mittel senkte oder erhob, von welchen die Attribute, mit welchen man ihn darstellt, das Symbo seyn würden.

Wir neigen uns jedoch zu dem Glauben hin, daß diese Mittel mechanischer Art gewesen seyn werden: die Flügel des Pegasus, die Flügel an den Fersen und dem Stabe des Mercurs sind die reducirte, so zu sagen ideographische Darstellung von weit entwickelteren Organen, welche durch die Arme und die Beine in Bewegung gesetzt wurden, und wobei der geflügelte Stab als Steuer diente.

Pegasus, dem Bellerophon geliehen, um die Chimaire zu bekämpfen, und dem Perseus, um in den Hesperidengarten zu gelangen und Andromeda zu befreien, wird ein Pferd mit gewaltigen Flügeln, die durch Mechanik in Bewegung gesetzt wurden, oder auch ein wirklicher Aerostat gewesen seyn.

In den talmudischen Traditionen ist auch von Engeln oder Geistern die Rede, welche von den Planeten hernieder kamen,

um die Töchter der Menschen zu besuchen, weil sie dieselben schön fanden; und die Riesen der vorsündfluthlichen Stadt Enochina bedienten sich eines Luftschiffes, auf welches der Herr v. Lamartine in seinem „Chute d'un Ange“, das schönste seiner Werke, aber am mindesten verstanden, anspielt.

Jupiter ritt auf einem Adler, und fast alle Götter hatten ihr Gespann: Apoll hatte vor seinem Wagen Pferde, Juno fuhr mit Pfauen, Venus mit Tauben, Mars mit Hähnen. — Die Idee von der wilden Jagd hat sich bei den Menschen erhalten. Des feurigen Wagens des Elias wollen wir hier nicht weiter erwähnen — dies war ja ein Wunder —, aber wir können uns noch auf den von Drachen gezogenen Wagen berufen, welchen Ceres dem Triptolemus gegeben hatte, und auf den der Medea, womit sie durch die Lüfte fuhr, um den Palast Creons in Brand zu stecken, ihre Nebenbuhlerin Kreusa zu tödten, und Jason's Kinder umzubringen. — Einige Zeit zuvor hatten Helle und Phrixus das Meer mit Hülfe eines Widders mit goldenem Vließe durchschifft.

Phaeton war ein zweiter Pilastre des Rosiers, der seine Maschine nicht gehörig zu regieren wußte, und so mit seinem verbrannten Ballon vom Himmel herniederstürzte: es ist dieses der erste aerostatische Unfall, von dem man weiß. Dädalus, ein famoser Mechaniker, der automatische Statuen verfertigte, der ägyptischen des Labyrinths zu Kreta nachgebildet, und eine junge Kuh modellirt hatte, welche Pasiphea in der Gefangenschaft die Zeit vertrieb, machte sich und seinem Sohne endlich auch Flügel aus Federn, die mit Wachs zusammengekittet waren, womit sie von Kreta nach Sicilien fliegen wollten. Aber Icarus, minder geschickt und nicht so glücklich als der Vater, fiel ins Meer, wie Arban, und ertrank. Späterhin hören wir von dem Scythen Abaris, der die Welt auf einem goldnen Pfeil durchreiste, welcher ihn nicht allein trug, sondern ihm auch zugleich den Weg zeigte. Hier scheint mit dem Aerostaten ein Compaß in Verbindung gebracht worden zu seyn, und bei der hölzernen Taube des Archytas, deren Flügel durch eine Art Hauch aus ihrem Innern in Bewegung gesetzt wurden, wird irgend ein Gas das zwiefache physische und mechanische Verfahren vereinigt haben.

Der Magiker Simon erhob sich vor Nero in die Luft, aber St. Petrus, der auch zugegen war, machte, daß er herabfiel. Es hat auch gewisse scytisch-cimmerische Völker gegeben, die man Capnobaten, das heißt Dampftreter nannte. Ob sie die Dampfkraft erfunden hatten, oder eine durch Feuer verdünnte Luft in eine leichte Hülle zu fassen verstanden? Man weiß es nicht.

In der Nacht des Mittelalters wurde der Gedanke, in der Luft zu fahren, ein Traum, doch verlor er sich nicht. Die Alchymisten gedachten der Luftschifffahrt inmitten ihrer geheimnißvollen Werkstätten, und die Märchenerzähler wußten sich ihrer gar wundersam zu bedienen: der Vogel Rock, die Teppiche der vier Facardine, und die mit Feuerwerken angefüllte Kiste, in welcher ein armer Teufel der Tochter des Kalifen einen Besuch abstattete, sind nicht die schwächsten Reize in Tausend und eine Nacht. Ariost läßt Roger und Angelika auf dem Hippogryphen davon gehen, und die Hexe fährt auf einem Besenstiel — dies ist die niedrigste Herabwürdigung der glänzenden morgenländischen und griechischen Allegorien — durch die Luft.

Wilkins fliegende Menschen, Swifts Insel Laputa, und Voltaire's Micromegas waren wohl nur bloße Scherze; doch dienten sie dazu, die Chimaire, die bald keine mehr seyn wird, in dem menschlichen Geiste zu erhalten. Leonardo da Vinci, dies bewundernswürdige und vielseitige Genie, ist nahe daran gewesen, die Locomotive zu erfinden, ein Problem, mit dem er sich befaßt hat; man hält sogar dafür, daß er es gelöst, nur das Geheimniß für sich behalten habe. Aber der närrische Cyrano, der die phantastische Reise nach dem Mond geschrieben hat, ist der Wahrheit am nächsten gekommen. Wir wollen hier die Stelle geben, in welcher er seine Auffahrt zu dem bleichen Gestirn beschreibt:

„Man sehe, wie ich es anfing, zum Himmel empor zu kommen: ich hatte eine Menge mit Thau gefüllter Flaschen um meinen Leib befestigt, auf welche die Sonne nun so feurige Strahlen schoß, daß die Wärme, welche sie anzog, wie sie die größten Wolken anzieht, mich so hoch hob, daß ich mich endlich über der mittleren Region hinausgetragen fand; da ich aber gar zu rasch stieg, und, statt dem Monde näher zu kommen, wie es mein Wille war, mich noch mehr von ihm zu entfernen schien als bei meiner Auffahrt, so schlug ich mehrere meiner Flaschen entzwei, bis ich fühlte, daß meine Schwere die Oberhand über die Anziehungskraft erhalten hatte, und ich mich wieder der Erde näherte. Ich hatte mich nicht geirrt, denn einige Zeit darnach langte ich dort wieder an!“

Man sieht, daß der spitzfindige Haudegen, der über die Form seiner Nase so viele Duelle bestanden hat, hinter das Phänomen der Verdünnung der Luft, und wie sich dieselbe benutzen läßt, um sich in den atmosphärischen Schichten zu heben oder zu senken, gekommen war. Sonderbarer Weise ist von allen verständigen Leuten, die sich vor Montgolfier mit der Luftfahrt beschäftigt haben, es eben ein Narr gewesen, der darüber zuerst eine richtige Ansicht gehabt hat; freilich war dieser Narr neben seiner „burlesken Vermessenheit“ ein Mann von Geist und Wissen, in der Chemie bewandert, und hatte unter dem illustren Gassendi Physik studirt.

Ehe wir nun zur Wirklichkeit übergehen, wollen wir noch ein Project anführen, welches unter einem anscheinenden Unsinn eine Ahnung von den wahrhaften Gesetzen der Luftfahrt zu haben scheint. Es ist die schwache Helle, welche dem Morgenroth vorangeht, der unsichere Widerschein, der in Abwartung des Tages am Himmelsrande umherirrt.

(Schluß folgt.)

Das Leben der Propheten.

In Kanzelvorträgen von Dr. Salomon Friedlaender.

Erster Band. I. Einleitung. II. Samuel.

Brilon und Leipzig 1850. Druck und Verlag der M. Friedlaender'schen Officin in Brilon. Commission von H. Hunger in Leipzig. XIV, 283 und 2 Seiten Druckfehler und Inhalt.

Der Verfasser, Rabbiner und Prediger in Münster, ein noch junger Gelehrter, hat bereits 1847 eine Sammlung von Predigten, 1848 zwei Neujahrspredigten und eine durch den Concurs der Verlagshandlung vorläufig in's Stocken gerathene „Geschichte des Israelitischen Volkes“ herausgegeben; 1844 wurde seine theologische Preisschrift über ein kritisch und exege-

tisch schwieriges Stück des Alten Testaments von der Universität zu Heidelberg gekrönt. In der vorliegenden Sammlung wird ein Cyclus von Kanzelvorträgen eröffnet, in welchem das Leben der sämmtlichen uns bekannten Propheten nach Mose, geschildert werden soll; sie sind bei einem Gottesdienste gehalten, welchem auch die Zöglinge des Seminars (Vereinsschule) beiwohnen, um derentwillen derselbe hauptsächlich mit eingerichtet worden.

In der ersten Predigt (Einleitung) wird das Characteristische an den Propheten überhaupt dargestellt; Samuel aber in 25 Vorträgen in den verschiedenen Stadien und Beziehungen seines Lebens. Die Textesworte geben den Stoff zu den folgenden Betrachtungen: Die Mutter. Der Knabe. Die Weihe. Schwierige Zeiten. Zeitiges Einschreiten. Siegesparole. Der Prophet als Richter. Der Prophet unter den Seinen. Der Prophet als Rathgeber. Volkes Stimme Gottes Stimme. Staat und Religion. Erste Verwerfung. Der Mißbrauch der Religion. Die Antwort des Propheten. Rechte Strenge. Von der Vorsicht, mit welcher wir bei der Verkündigung der Wahrheit verfahren sollen. Gott schaut in's Herz. Die bessere Wahl. Der Prophet hat eine Zuflucht. Von dem Einfluß gottbegeisterter Männer auf Andere. Rücktritt von der öffentlichen Wirksamkeit. Die Macht der Rede. Der Prophet als Lehrer. Der Glaube an die Geisterwelt. Nach dem Tode.

Der Verfasser hat sich in der Vorrede in offener, würdiger Weise über seine Religions-Ansichten ausgesprochen; er will keine halbe Reform, sondern eine totale innere Umwandlung. „Religion", sagt er, „soll und darf nur Ueberzeugung seyn, wenn sie Bestand haben will; muß unser innerstes Bewußtseyn ausdrücken, Geist und Gemüth zugleich befriedigen und daher selbstredend in die neuen, lichteren Anschauungen, in die Resultate der Forschungen auf natur- und weltgeschichtlichen Boden selbst eingehen und sich durch diese zu begründen und zu verjüngen suchen." Wer sich zu einer Beurtheilung der Vorträge berufen glaubt (wir sind es natürlich nur in beschränkter Beziehung), den bitten wir, die Vorrede sine ira et studio aufmerksam zu lesen. Ja, sie enthält schon gewissermaßen eine Selbst-Kritik. Besser und kürzer wissen wir die Predigten nicht zu characterisiren, als es S. XIV geschehen: Keine derselben ist gemacht, jede ist geworden, der reinste Erguß des Innern des Predigers. Pectus facit dissertum, „das Herz allein macht den Redner", und hier hat das Herz, hat der ganze Mensch gesprochen, wie er denkt, fühlt und empfindet, wie er leibt und lebt. — Daher denn auch so manches herrliche, zum Rechtthun, zum Streben nach dem Besserwerden, zu ungeheuchelter Frömmigkeit, in nicht erkünstelter Begeisterung gesprochene Wort, aber auch einzelne Wendungen, einzelne Ausdrücke, deren Popularität der Verfasser rechtfertigt, die, im mündlichen Vortrage gewiß sehr wirksam, wir jedoch im Abdrucke lieber mit anderen, der höheren Redeform angemesseneren vertauscht gesehen hätten, um so mehr, da die Vorträge jetzt aus einem engeren in einen weiteren — wir hoffen und wünschen in den weitesten — Kreis hinaustreten.

Wären wir nicht schon durch die obige Anzeige der eigentlichen Bestimmung unserer Zeitschrift etwas ungetreu geworden, so würde es uns eine eben so leichte, als angenehme Arbeit sein, aus den 26 Predigten eine reiche Blumenlese vortrefflicher Stellen, namentlich die Jugend und Erziehung betreffend, anzustellen, belehrend, ermunternd für Juden und Christen, für Hohe und Niedere, für Junge und Alte, für Männer und Frauen.

Wir glauben im Sinne des Verfassers zu handeln, wenn wir noch erwähnen, daß er seine Sammlung von Kanzelvorträgen dem würdigen und hochverdienten Dirigenten des Vereins für Westfalen und Rheinprovinz zur Bildung von israelitischen Elementarlehrern und zur Beförderung von Handwerken und Künsten unter den Juden in Münster, Herrn Professor Dr. Haindorf, gewidmet. H.

Miscellen.

Das „Athenaeum" vom 7. Decbr. v. J. enthält folgenden Auszug aus einem Schreiben des Hrn. A. C. Harris, aus Rosetta vom 12. November: „Ich bin so glücklich gewesen, einen Theil des fehlenden Homerischen Papyrus, 171 Zeilen, zu finden, und lebe der Hoffnung, daß mir dies auch noch mit den letzten 139 Zeilen gelingen wird. Ich habe noch einen zweiten Papyrus in einem Buche der Urform erhalten, der, wenn vollständig — was leider nicht der Fall — seiner Angabe nach weitere vier Bücher der Iliade (α, β, γ, δ) nebst der Grammaire Tryphons von Alexandrien enthalten würde. Ich glaube, daß diese Manuscripte auf dem Körper Tryphons gefunden worden sind, von dem ich einen Arm besitze, der dieser Mumie abgerissen seyn wird, um ihr die Papyrusrolle abzunehmen, die ich zuerst, im verflossenen Jahre, gekauft habe. Der Grammatiker Tryphon hat ungefähr in der Zeit des Augustus gelebt, welchemnach dies Papyrus-Manuscript aus jenem Zeitalter oder aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung herstammt. Es liefert einen neuen Beweis des bedauerlichen Schicksals mancher werthvollen Werke, die den Mumien beigelegt gewesen, aber von den Mumien-Schakals, den Fellahs von Aegypten, schmählicher Weise zerstört worden sind."

Jüngst sind mit einem einzigen Schiffe 5000 lebende Schildkröten von Mogadore in England eingeführt worden.

Berichtigung. In der letzten Miscelle der letzten Nummer des vorigen Jahrganges ist statt 19 Millionen 29 Millionen Einwohner zu lesen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 3. **Mittwoch, den 8. Januar.** **1851.**

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Ballons.

(Beschluß.)

Ein Dominicaner zu Avignon, Joseph Galien, hat im Jahre 1757 ein Buch herausgegeben, das den Titel: „Die Kunst, in der Luft zu schiffen," führt. Er nimmt an, daß die Atmosphäre sich in zwei über einander liegenden Schichten theile, die leichter und leichter würden, je weiter sie sich von der Erde entfernten. „Ein Boot," sagt er, „hält sich über dem Wasser, weil es mit Luft angefüllt und diese leichter als das Wasser ist; wir wollen nun annehmen, daß ein gleicher Unterschied in der Schwere der oberen und der unteren Luftschichte stattfinde, als zwischen der Luft und dem Wasser; und weiter, daß ein Boot mit dem Kiel in der unteren Luft stände, während sein Rumpf in einer leichteren Schicht hinaufreichte, so würde dieses Boot dasselbe leisten, was ein anderes Boot auf dem Wasser."

Der Pater Joseph Galien sagt weiter, daß in der Region des Hagels zwei Schichten existirten, die sich in der Schwere wie 1 zu 2 verhielten; daß man also, wenn man ein Schiff in die Hagelregion brächte, dessen Bord aber 83 Klafter (!) darüber in die obere, um die Hälfte leichtere Luftschicht erhöhe, ganz gemächlich schiffen können würde. Aber die Seiten des Fahrzeuges müßten nothwendig 83 Klafter über das Niveau der Hagelschichte hinausragen, weil außerdem, so wie das Schiff sich bewegte, die Luft eindringen und es zum Kentern bringen würde.

Ueber die Form seines Luftschiffes ist unser Pater anfangs unschlüssig, doch entscheidet er sich schließlich für die cubische. Dabei soll es tausend Klafter Seitenwand haben. „Es würde," sagt er, „länger und breiter seyn, als die Stadt Avignon, und seine Höhe der eines ziemlich ansehnlichen Berges gleich kommen. Es könnte ungefähr zehnmal so groß werden, als Noah's Arche."

Man sieht, daß der Pater Galien Alles auf's Genaueste berechnet hat. Laden würde sein Schiff 58 Millionen Centner können, was 54 Mal mehr seyn dürfte, als was die Arche mit all ihrem Inhalt und einer Verproviantirung auf ein ganzes Jahr gewogen haben wird.

Daß ein Fahrzeug dieses Schlages eine große Anzahl Passagiere befördern könnte, läßt sich denken; auch läuft der Anschlag des Paters auf ungefähr 4 Millionen Köpfe hinaus, wobei noch Raum von beiläufig neun Centner Gepäck für jede Person übrig bliebe.

Man sieht, der Pater Galien ist nicht karg in seinen Rathschlägen, und die gewaltige Agregirung von Aerostaten nach dem System Petin's ist eine Kinderei dagegen.

Von jener Zeit ab haben der Sire de Bacqueville, der Dechant Desforges, und endlich Blanchard Versuche angestellt, die freilich fruchtlos geblieben sind, aber doch den Beweis liefern, daß die Idee, durch die Luft zu reisen, in der menschlichen Intelligenz mächtige Wurzel geschlagen hat.

Im Jahre 1783 wurde das Problem durch Joseph und Etienne Montgolfier gelöst, und Pilatre de Rosiers und d'Arlandes schwebten 500 Klafter hoch über Paris hin. Als Charles und Robert dann noch die Füllung des Ballons mit Wasserstoffgas erfunden hatten, da war die Luftschifffahrt begründet. Wegen der Hauptexperimente, sowohl in der bloßen Auffahrt, als in Betreff der zur Leitung angestellten Versuche bis auf die jüngste Zeit, verweisen wir den Leser auf das Werk des Hrn. Julien Turgan selber, der Alles auf's Beste zu ordnen und zusammenzufassen gewußt hat.

Eins der interessantesten Epistel seines Buches führt die Ueberschrift: Eindrücke.

„Es ist oft die sonderbare Frage an mich gerichtet worden," sagt Herr Turgan, „was man in einem Ballon empfände, und dies in der Meinung, daß ich als Antwort darauf eine bestimmte Auskunft geben könnte, die alle Empfindungen eines Reisenden in den höheren Regionen klar und kurz bezeichnete; ich habe aber nur darauf zu erwiedern vermocht, das hinge von den Umständen ab."

Die Empfindungen bei einer Luftfahrt sind wirklich so mannichfaltiger Art, daß sie sich gar nicht formuliren lassen. Sie durchlaufen in den beiden Beschreibungen, die ich hier folgen lasse, und die mir, die eine als der Typus des größten Wonnegefühls, die andere als der Typus der größten Verzweiflung erschienen sind, eine endlose Tonleiter. Die erstere ist von dem Verfasser selber.

„. . . . Nun veränderte sich die Landschaft ganz und gar: wir begannen in das Gewölk einzudringen. Die Sonnenstrahlen, die sich in diesen gewaltigen Massen verdunsteten Wassers in einer bizarren Weise brachen, brachten die sonderbarsten Luftbilder zuwege. Der Effect hatte große Aehnlichkeit mit einem mysteriösen Golgatha, und würde eine hübsche Decoration zu einer Landschaft des Thales Josephat am Auferstehungstage abgegeben haben. Einige Minuten darnach, bewunderten wir das schönste und berauschendste Schauspiel, das der Mensch nur sehen kann. Nichts in der Welt kann der hehren Pracht dieses Bildes an die Seite gestellt werden. Einen, jedoch unendlich kleinen, Begriff würden sich allenfalls diejenigen davon machen können, welche die schneeigten Gipfel der Alpen gesehen haben. Unter uns und um uns her erhoben sich Berge von einem unbekannten Weiß, die wie eine immense Heerde Schaafe, welche sich am Eingange zu ihrer Hürde tumultuarisch drängen, über einander stiegen und mit einander zu spielen schienen. Plötzlich wechselte die ätherische Landschaft abermals: See'n und andere gewaltige Wasserflächen sprüheten feurige Funken; ein immenses fahles Gestade diente ihnen zum Ufer; ein Horizont von strahlendem Gelb zeigte sich als ein Goldgebirge, und unter ihm breitete sich ein blauer Himmel aus, so klar, daß ihn das Auge bis zu unendlichen Fernen durchschauen konnte; unterwärts aber, durch einige Oeffnungen, gewahrte man etwas Gelbliches, Graues, Trübes, Schmutziges — die Erde.

„Die Erde erschien uns in diesem Augenblick als eine garstige Stätte, ein scheußlicher Kloak. Wir empfanden, bei langsamen und energischen Herzensschlägen, ein doppeltes Leben. Die Entfernungen, die Farben, die Ansichten, die Schnelligkeit, Alles hatte sich verändert. Es war mir, als ob ich in einer andern Welt aufgelebt wäre. Herr Green sagte, daß er so Schönes noch nie gesehen habe, und er schüttete in der Freude seines Herzens eiligst noch mehrere Sandsäcke aus. Wir stiegen darauf noch höher, und erreichten eine Höhe von ungefähr 6 Kilometres (anderthalb Meilen). Nun fiel aber das Athmen schwer, und während wir auf der einen Seite erfroren, wurden wir auf der anderen versengt; denn die Sonne erhitzte das Gas des Ballons, und wir stiegen noch immer. Leider konnten wir dieses höchsten Moments nicht länger genießen: es war 6 Uhr 35 Minuten, und um vor Nacht wieder die Erde zu erreichen, mußten wir das Ventil öffnen; als demselben ein Theil Gas entwichen war, begannen wir zu sinken.

„Wir sollten inzwischen noch eines Schauspiels genießen, wie es den Luftschiffern selten zu Theil wird: unser Ballon warf auf die Wolken einen Schatten, der mit einer Aureole von allen Farben des Regenbogens gesäumt war."

Die folgende Beschreibung, von Zambeccari, ist dagegen wahrhaft herzzerreißend:

„. . . . Wir ließen uns langsam durch eine weißliche Wolkenschicht hernieder, und als wir uns unter derselben befanden, da hörte Andreoli ein dumpfes, kaum vernehmbares Geräusch, in welchem er das ferne Brausen der Meereswogen erkannte. Er theilte mir diese Kunde sofort erschrocken mit. Ich horchte auf, und überzeugte mich nur zu bald, daß er wahr geredet hatte.... Dies Toben der Fluthen, die sich an einander brachen, wurde immer deutlicher, und ich gewahrte denn auch bald die Oberfläche des wild aufgeregten Meeres.

„Ich griff eiligst nach einem großen Ballastbeutel; aber als ich ihn eben ausschütten wollte, da saß die Gallerie und wir Alle mit ihr schon im Wasser. In dem ersten Schrecken warfen wir Alles, was die Maschine nur erleichtern konnte, von uns: den Ballast, unsre sämmtlichen Instrumente, einen Theil unserer Kleidungsstücke, und unser Geld. Da die Maschine sich noch immer nicht heben wollte, so warfen wir auch unsere Lampe in's Meer. Nachdem wir endlich noch Alles abgerissen und abgeschnitten hatten, was uns irgend entbehrlich schien, erhob sich der Ballon mit einer solchen Schnelligkeit und zu einer solchen Höhe, daß wir selbst schreiend uns einander nicht verständlich machen konnten. Mir wurde übel, und ich bekam ein heftiges Erbrechen.

„Grassetti bekam Nasenbluten, und uns beiden fiel es bei beklemmter Brust schwer, Athem zu holen. Da wir, als uns der Ballon in diese hohen Regionen getragen hatte, bis auf die Haut durchnäßt waren, so packte uns nun rasch die Kälte, und wir waren in einem Nu mit einer Eisrinde überzogen. Ich weiß es mir nicht zu erklären, woher es gekommen seyn mag, daß der Mond, der in seinem letzten Viertel war, mit uns in paralleler Linie stand, und uns blutroth erschien. Nachdem wir diese immensen Regionen eine halbe Stunde lang durchstrichen, und zu einer unermeßlichen Höhe getragen worden waren, begann die Maschine sich wieder langsam zu senken, und wir fielen neuerdings in's Meer. Es war ungefähr 4 Uhr Morgens.

„Ich kann nicht genau angeben, wie weit vom festen Lande wir in's Wasser gefallen waren: die Nacht war zu finster, das Meer ging zu hohl, und unsere Geistesstimmung war der Art, daß sie nicht zu Wahrnehmungen taugte. Es wird inmitten des adriatischen Meeres gewesen seyn, d. h. ungefähr in der Richtung von Rimini. Obwohl wir nur einen leisen Fall gemacht hatten, war doch die Gallerie eingebrochen: wir standen bis an den halben Leib im Wasser, und mehrere Male rollten die Wogen uns über dem Kopfe hin. Da der Ballon, in Folge aller dieser Wechselfälle und Vorkommnisse, um mehr als die Hälfte schlaffer geworden war, so konnte der Wind sich darin verfangen, wie in einem Segel, und wir wurden nun mehrere Stunden lang auf den empörten Fluthen hingeschleift und geschaukelt."

Julien Turgan hat keineswegs darauf Anspruch gemacht, das Problem der Leitung des Ballons zu lösen, wiewohl er in

den exacten Wissenschaften, um sich wirksam damit zu beschäftigen, wohlbewandert ist. Er hat nur in einem Buche, das sich ergötzlich und leicht liest, alles das zusammenstellen wollen, was auf die Ballons Bezug hat. Es ist *eine Geschichte*, und nicht eine Theorie, die er dem Publicum giebt: er hat aus den fernsten Zeiten bis auf den heutigen Tag alle die Versuche in glücklichen und in unglücklichen Flügen, reelle und chimairische — wohl wissend, daß auch in der Lüge immer etwas Wahres liegt, — gesammelt. Aus den Mythologien, aus den thalmudischen Traditionen, aus den Quartanten der Gelehrten, aus den fliegenden Blättern der Träumer, aus den Zeitungen und den Carricaturen, aus den Zeichnungen und den Beschreibungen in Broschüren des Tages, hat er das Gedicht mit der Legende, die Geschichte mit der Kunst, in der Luft zu schiffen, verbunden: man kann selbst sagen, daß von ihm vertraute Memoiren darüber herausgegeben worden sind, weil er persönlich mehrere kühne Luftfahrten ausgeführt und dann sehr natürlich und pittoresk beschrieben hat.

Mit dem Werke des Hrn. Julien Turgan hat man Alles unter Händen, was in Hinsicht auf Ballons versucht und ausgeführt worden ist. Man kann die Fortschritte in der Idee, und die Vervollkommnungen, welche ein jeder Aeronaut hinzugefügt hat, verfolgen; auch weiß das Buch des Hrn. Turgan noch, daß Wagstücke, die heutzutage als neu gelten, schon durch Testu, Beissig, Margat und Blanchard ausgeführt worden sind. Es war schon damals Mode, die kühnen Luftschiffer auf ihren gefährlichen Fahrten zu begleiten. Der Fürst von Ligne, der Marquis und die Marquisin von Montalembert, der Herzog von Chartres, der Graf von Artois, der Marquis von Arlandes und der Graf von Laurencin sind die Hauptnamen, welche den schon so zahlreichen Katalog der Luftreisenden eröffnen.

Die Expedition nach Mittel-Afrika.

(Aus dem Athenaeum.)

Briefe des Herrn Dr. Overweg an den Herrn Professor Dr. Ritter, (uns durch Se. Excellenz den Chevalier Bunsen gütigst mitgetheilt) berichten folgendes Nähere über den Fortgang der Expedition.

Nachdem sie die Wüste zwischen Ghat und Aïr unangefochten passirt war, sah sie sich in ihrer Weiterreise plötzlich durch Angriffe von großen Haufen wüthiger Tuaricks aufgehalten, und das Leben der Reisenden wurde nur durch die Entschlossenheit, die sie zeigten, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen, und durch das Zahlen eines ansehnlichen Lösegeldes gerettet.

In einem früheren Schreiben aus Taradshit, vom 24. August 1850, hatte Dr. Overweg sich geäußert: „Binnen drei Tagen werden wir mit Gottes Hülfe zu Selufie, dem ersten Platze im Königreiche Aïr, ankommen. Unsere Karavane ist, durch muthmaßlich übertriebene, Gerüchte über Hagars, die uns nachsetzten, allarmirt worden, und wir haben uns diese letzten Tage als im Kriegsstande angesehen. Die Kelows, die uns zur Bedeckung dienen, und die Tenelkum-Tuaricks, welche unsre Effecten und Waaren in Obhuth haben, zeigen sich jedoch in bester Stimmung. Bis jetzt ist uns von den Hagars noch nichts zu Gesicht gekommen, und wir werden uns sehr bald in dem Lande der Kelows und dann gänzlich aus ihrem Bereiche sehen." — Die der Zeit gehegten Besorgnisse sind jedoch nur zu begründet gewesen.

Zu Ghat weilten die Reisenden eine Woche, welche Zeit aber nichts weniger als zur Erholung und zum Vergnügen diente, indem sie sich ohne Unterlaß durch die gierigen Forderungen der Häuptlinge, und durch den Fanatismus der Einwohner geplagt sahen, und dieses in einem solchen Grade, daß sie nur wenig Gelegenheit hatten sich in der Stadt und der Umgegend umzusehen, außer wenn ihr ärztlicher Beistand in Anspruch genommen ward. Selbst der alte Hatita bewies sich als ein treuloser Freund der Engländer.

Am 25. Juli ging die Expedition wieder von Ghat ab, und stieß zwei Tage darnach zu der Kelow-Karavane, um unter deren Schutz die weitere Reise nach Tin-Tellus in Aïr, der Residenz des Kelow-Fürsten, fortzusetzen. Während der ersten vierzehn Tage, ging es sehr rasch mit der Reise, indem täglich zehn bis zwölf Stunden darauf verwendet wurden, was für unsre Reisenden unter einer afrikanischen Sonne und bei den wissenschaftlichen Beobachtungen, welchen sie unterwegs oblagen, fast zu viel geworden wäre, indem ihnen kaum die nöthige Zeit blieb, ihre Kräfte durch Rast und Schlaf wieder zu sammeln. Selbst die Kameele begannen Zeichen der Erschöpfung blicken zu lassen, und so mußte denn der letztere Theil der Reise mit minderer Eile zurückgelegt werden.

In einem späteren Schreiben aus Selafiet, vom 28. August, beschreibt der Dr. Overweg die Beendigung der Reise durch die Sahara folgendermaßen: „Endlich haben wir die große Wüste hinter uns, und sind an der Gränze von Sudan angekommen! Wir befinden uns in einer neuen Welt, umgeben von neuen Pflanzen im üppigen Grün, dessen wir solange entbehrt haben; wir sehen neue Thiere, und unsere Zelte sind innerhalb der Lager des Volkes von Aïr aufgeschlagen. Aber obgleich die beschwerliche Reise durch die Wüste vollführt ist, haben wir unsre Gedanken noch nicht hinlänglich sammeln können, und ist unser Gemüthszustand noch zu aufgeregt, um mit der nöthigen Ruhe auf alles das, was wir erlebt haben, zurückzuschauen. Die Begebenheiten und Gefahren der letzten wenigen Tage schweben uns noch zu lebhaft vor Augen, und selbst in diesem Augenblick sind wir noch nicht ganz geborgen. Die letzten zehn Tage lang ist unser Marsch ein stetes Kriegführen gewesen, weil wir die gefährlichen Gränzen zwischen den Asger- und Hagar-Tuariks und den Kelows (ein dritter Tuariksstamm) zu passiren hatten. Tag und Nacht folgten und umringten uns die Hagars in großen Haufen auf ihren Meharis, mit der Absicht, uns zu morden und auszurauben. Am 25. Aug. sahen wir uns von ungefähr 40 Bewaffneten, die auf Kameelen ritten, angegriffen, und in voriger Nacht hatte unsre Karavane sich 100 Feinde zu erwehren. In beiden Fällen war das Resultat sich gleich. Die Angreifer verlangten Anfangs nichts weniger als das Leben sämmtlicher Christen in der Karavane; darnach wollten sie sich damit begnügen, wenn dieselben auf der Stelle Muselmänner würden, oder nach Ghat zurückkehrten; das Ende vom Liede war endlich, daß wir eine starke Ranzion erlegen und unsre sämmtlichen besten Waaren hergeben mußten. Daß wir nicht

alle unsre Effecten und Instrumente verloren, ja selbst das Leben, das verdanken wir nur dem Benehmen und den Anstrengungen der Kelows und der Tapferkeit der Tenelkum-Tuariks, welche unsre Effecten zu bewachen hatten. Diese Letzteren hatten im Ganzen über vierzehn Musketen zu verfügen, was ihnen eine imponirende Haltung gegen den Feind gab. Hier, zu Selufiet — ein Platz aus Hütten von Gras aufgeführt — besteht eine Art von Regierung, unter einigen religiösen Muselmännern, (Marabuts) mit einem Sherif von Mekka an der Spitze, und wir sind hier sicherer, als in den Wadis, wo jeder Hagar sich als Sheikh betrachtet. In drei Tagen hoffen wir Tin-Tellus, die Residenz von En-Nour, des Sultans der Kelows, zu erreichen, wo wir uns in größerer Sicherheit zu sehen hoffen."

Die Sudanstraße von Ghat nach Aïr beschreibt Dr. Overweg als einen Gebirgspfad, der über Bergrücken, Tafelland und tief ausgehöhlte Felsenthäler hinführt. Ueberall, wo die Wadis breiter werden, und durch den Einfluß des Regens mit kahlen Felsen und Sand bedeckt sind, zeigen sie eine dürftige Vegetation an Gras und Bäumen. Der geognostische Charakter des Landes ist hier von weit größerem Interesse. Von Mursuk nach Ghat und fünf Tagereisen südlich über Ghat hinaus, bildet Sandstein von verschiedenen Farben die vorherrschende Organisation, bei durchgängig gleichem Aeußern der Felsen, gleichen Abhängen der Gebirge, gleichen Thaleinschnitten, und derselben horizontalen Schicht. Zu Aggeri gewinnt die Scene plötzlich ein anderes Ansehen. Hier sind die Berge gerundet, und Schichten, die vorspringende Terrassen bilden, kommen nicht mehr vor. Die Reisenden sahen sich mit einem Male in eine Granit-Region versetzt. Das ganze Land zwischen Aggeri und Aïr besteht aus sogenannten krystallenen Urfelsen, mit Glimmerschiefer und gewaltigen Granitmassen, in großer Mannichfaltigkeit von Gebirgsformen. Von Ghat ab erhebt sich die Oberfläche des Landes im Allgemeinen mehr und mehr, und zu Selufiet sahen die Reisenden um sich her die höchsten Gebirgsmassen, die ihnen auf ihrer Route zu Gesicht gekommen waren. Nach der Mitte des Augusts erfuhren sie den Einfluß der Sudans-Regen, indem die Atmosphäre feucht zu werden begann und die Abende und Morgen von Nebel begleitet waren. Auch kamen häufig schwere Gewitter und heftige Regengüsse vor. In Folge dieser Regen gewannen die Wadis ein durchaus verändertes Ansehen, und im Süden vom Taradshid zeigten sich überall üppig grünende Palmwälder. Nach Aussage der Eingebornen hält die Regenzeit bis Ende Septembers an.

Die Kunde über den jetzigen politischen Zustand von Sudan und Bornu verheißt der Expedition einen guten Erfolg. Ueberall herrscht Friede. Im Sudan führen die Fellatahs und deren Sultan zu Sackatu, und in Bornu die Araber und deren Sheikh, Amur el Kanemy, zu Kuka, ein kräftiges Regiment, daher denn die Karavanenstraßen in jenen Ländern auch völlig sicher sind.

Einer der wohlhabendsten arabischen Kaufleute, der viel gereis't ist, erzählte dem Dr. Overweg, daß der Sheikh von Bornu mit Wadai in gutem Einverständniß stehe, und daß unausgesetzt Karavanen über Wadai von Bornu nach Aegypten zögen.

Ein Postscriptum vom 29. August sagt noch: „Die Einwohner haben sich feindselig bewiesen, und uns alle unsere Kameele genommen; die Marabuts haben uns jedoch, weil sie in ihrem Buche (wohl der Koran) etwas zu unserem Gunsten gefunden, in Schutz genommen, und uns versprochen, daß wir morgen wohlbehalten nach Tin-Tellus gelangen sollten."

Nach einem, von dem englischen Consul zu Mursuk eingegangenem, Berichte scheint jene Verheißung auch in Erfüllung gegangen zu seyn.

Gedichte von Arthur Schott.

Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger. 1850.
VIII und 296 Seiten 8.

Diese Sammlung von Gedichten zeichnet sich vor ähnlichen durch eine große Mannigfaltigkeit des Inhaltes aus. Sie sind hervorgerufen durch Naturanschauung, Reiseerinnerungen, Erinnerungen an dahin geschiedene Freunde, u. s. w., frei von aller Künstelei, aus dem Leben und für's Leben, wie dies schon die Ueberschriften der einzelnen Abtheilungen andeuten: Aus der Reisetasche (Italien, Ungarn, Wallachei, Serbien, Deutschland.) — Asche. Waldleben. Kraut und Unkraut. (Aus dem Alltagsleben. Aus meinem beschaulichen Stillleben. Denksprüche. Sprichwörter.) Licht und Schatten. (Ehrenpreis. Dornranken. Malven.) Daß der Dichter ein Freund und Kenner der Pflanzenwelt, davon giebt uns eine Menge seiner Dichtungen Kunde, sie werden daher außer einem größeren Kreise von Lesern, vorzugsweise Botanikern und Forstmännern, Freude machen z. B.

Wir zwei Botaniker.

Ich und mein muntres Bergpferd
Reiten zusammen spazieren,
Schauen umher, was uns merkwerth,
Jedem zum Botanisiren.

Rechts suchen wir und zur Linken,
Vor und zurück auch nach Kräutern,
Wo sie verführerisch winken
Uns zwei gelehrten Freibeutern.

Während ich da mich befleiße,
Seltneres Gut zu verstehen,
Geh' ich auf eigene Weise
Sich den Genossen ergehen.

Dactylis, Alopecurus,
Carex auch kümmern ihn wenig.
Lolium und Cynosurus —
Gräser sind's, da ist er König.

Weiß nichts von Namen und Klassen,
Weiß aber doch so verständig
Just nur die guten zu fassen, —
Kennt sein System halt auswendig.

Die Akazie.

Tochter der Fremde,
Sanfte Akazie,
Dich ziert vor Allem
Schönheit und Grazie.

Schmiegsam die Aeste,
Zart deine Blätter,
Stehst du doch muthig
Stürmen und Wetter.

Liebliche Jungfrau,
Stachlicht bewehrte,
Die noch kein Dränger
Straflos begehrte.

Folgtest dem süßen
Freunde nach Norden,
Treu, wenn auch wilde
Stürme ihn morden.

Freundin des Frühlings,
Schmerzlich voll Sehnen
Weinst du auf's Grab ihm
Blühende Thränen.

Wenn du gibst, gib freundlich.

Schau! Schwer behängt den Apfelbaum,
Mit Früchten wie beregnet,
Die goldne Wucht, er trägt sie kaum,
So reich ist er gesegnet.

Zweig über Zweig, Ast über Ast
Senkt er zur Erde nieder,
Ruft dich als hochwillkomm'nen Gast:
„Komm' heut', komm morgen wieder!"

Vor Lust zu geben, bricht er schier
Und beugt sich so geschmeidig,
So viel du nimmst, er gönnt es dir,
Denn geben macht ihn freudig.

Am Segen trägt man bald zu schwer,
Bald schafft er Last und Grämen,
D'rum ist Geben seliger,
Als einzig wollen nehmen.

Doch wenn du gibst, so mach es leicht
Nicht stolz und übermüthig,
Daß man die Gabe leicht erreicht,
Neig dich vom Herzen gütig.

Einige Gedichte anderer Tendenz (St. Stephansthurm am Weihnachtsabend; Betrübten Weihnachtsabend, u. a.) sollen gelegentlich mitgetheilt werden.

Das sauber-einfache Aeußere entspricht dem Innern der Sammlung. H.

Ein Ausflug von Bern nach Hofwyl. *)

Hofwyl, aus mehr als zwanzig Gebäulichkeiten bestehend, nebst einem kleinen Schlosse, liegt auf einem freien, erhabenen Grunde, von seinen Feldern rings umgeben und mit der vollen Aussicht auf die Alpen. Wir stiegen aus und ein junger Mann hatte die Freundlichkeit, uns genaue Aufschlüsse über die ganze Anstalt, ihre Zwecke und Einrichtungen zu ertheilen. Der Gründer dieser Anstalt, von Fellenberg, ist übrigens eine zu interessante Persönlichkeit, als daß ich es mir versagen könnte, vor einer näheren Schilderung von Hofwyl meinen Lesern zuerst einen flüchtigen Abriß seines Lebens zu geben, wozu ich eine mir vorliegende Schrift von Zellweger benütze.

Philipp Emanuel von Fellenberg wurde 1771 geboren und stammte von einer, durch Rechtlichkeit ausgezeichneten Patricierfamilie ab. Sein Vater, Professor des Rechts, Mitglied der Regierung und Landvogt zu Wildenstein im Aargau, leitete sorgfältig seine Erziehung. Die Mutter that es noch mehr. Sie war ein edles Weib; alle Menschen mit Liebe umfassend und für deren Wohl glühend, legte sie in das Herz ihres Sohnes den ersten Keim der Menschenliebe, welcher später die segensreichsten Früchte bringen sollte. Noch nicht fünf Jahre alt, spielte der junge Fellenberg an einem Wagen und zog ihn gegen den steilen Abgrund des Hofraums. Schnell rollte der Wagen auf dem abschüssigen Pfade. Der Knabe wurde mit fortgerissen und überstürzt. Die Mutter sieht es, springt hinzu, hängt sich an den Wagen, und unmächtig, seinen Lauf zu hemmen, läßt sie sich über das scharfe Gestein nachschleppen und blutet für das so gerettete Kind. Ein solches Opfer mütterlicher Liebe blieb von dem braven Sohne nicht vergessen und wurde Ermunterung zu Thaten aufopfernder Menschenliebe. Im alten Schlosse Wildenstein entwickelte sich die erste geistige Regsamkeit in ihm. Mehrfache, lebhafte Eindrücke, durch die leidende Menschheit hervorgerufen und von seiner Mutter veranlaßt und benützt, blieben in der Tiefe seiner schönen Seele haften und entwickelten allmählig die ernste Richtung des Knaben. Eines Tages hatte er mit seiner Mutter die Irrenanstalt Königsfelden im Canton Aargau besucht. Als ihm nun, in's Freie zurückgekehrt, seine Mutter die Schönheit der Natur und die Pracht der untergehenden Sonne gezeigt und ihn fühlen gelehrt hatte, wie den eben betrachteten Unglücklichen dieses Alles umsonst blühe und glühe, als sie sein warmes Herz für Gott und zu aufopfernder Liebe für die Menschheit entflammt sah, führte sie ihren Sohn in ihr einsames Gemach. Hier hieß sie ihn nach

---

*) Aus: „Vom Rhein zum Montblanc. Erster Theil. Mainz, Verlag von Kirchheim u. Schott. 1850." Näheres über diese, von einer Frau verfaßten Reisebeschreibung nächstens.

einer feierlichen Anrede niederknieen und geloben, stets den Armen beizustehen und durch Nichts im Leben vermogt zu werden, von diesem Beistande abzulassen. Aus der Tiefe seiner Seele und mit heißen Thränen gelobte es der Sohn; aber als er seine Mutter selbst niederknieen und flehen sah, als sie ihn Gott empfahl und Gnade über den jungen Streiter herabrief, da mochte er wohl die Kraft der Edlen in sich erwachen fühlen und die Weihe zu den Thaten, die sein Leben krönen, kam über ihn. So leitete die edle Mutter im stillen Hause die aufkeimende Richtung des jungen Gemüthes. Der Vater that es in weiteren Kreisen. Dazu benützte er seine amtliche Stellung oder die Gelegenheit, wo im Vereine mit gleichgesinnten Patrioten die höchsten Interessen der Menschheit und des Vaterlandes berathen wurden und begeisterte Reden bedeutender Männer über gemeinnützige Gegenstände, von dem jungen Fellenberg feurig aufgefaßt, ihren Einfluß auf sein weiteres Streben nicht verfehlten. In einer Krankheit, welche ihn in seinem achtzehnten Jahre an den Rand des Grabes gebracht, bat er Gott inständig, ihn nicht aus der Welt scheiden zu lassen, bevor er seine Pläne zum Nutzen der Menschheit verwirklicht habe. Die Bitte ward erhört, Fellenberg genas und sah im Laufe der Zeit seine Wünsche und Erwartungen noch übertroffen. So segnet die Vorsehung Die, welche darum bitten. Als Fellenberg von der Universität Tübingen zurückgekommen, machte er die Bekanntschaft Pestalozzi's, dessen Verbesserungepläne seine Richtung für immer bestimmten. Mehrjährige Reisen verschafften ihm eine Anschauung von der Welt, in der die Leiden seiner Mitbrüder die erste Stelle einnahmen. Ein düsteres Bild von der Verdorbenheit der Sitten gewährte ihm besonders auch die in Frankreich ausgebrochene Revolution und sein Aufenthalt in Paris. Immer mehr ward er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Grundlagen alles häuslichen und bürgerlichen Glücks: Sittlichkeit und Religiosität allmählig zerstört würden, daß die Verarmung unter den niederen Volksclassen täglich zunehme und daß nur durch eine sorgfältigere, religiöse Erziehung und durch Verbesserung seiner öconomischen Lage dem Volke wahrhaft geholfen werden könne. Im Jahre 1799 kaufte er das Landgut Hofwyl und richtete nun sein Hauptaugenmerk auf die Verbesserung der Erziehung des Volkes. Er gründete eine landwirthschaftliche Lehranstalt, an welche sich ein Erziehungsinstitut für höhere Stände anschloß. Auch den Schullehrern ertheilte er von Zeit zu Zeit Anleitung, welche die Verbesserung des Unterrichts in den Volksschulen zum Zwecke hatte. Eine Erziehungsanstalt für arme Knaben sollte nun noch zeigen, wie die Kinder der untersten Volksclassen, der Bettler und herumziehenden Heimathlosen, und arme Waisen dem thätigen Leben gewonnen und mit geringen Kosten zu nützlichen Menschen erzogen werden könnten. Er ließ sich solche, zum Theil durch die Polizei aufgegriffene Kinder zuweisen, errichtete für sie eine besondere Armenschule und gab ihnen in Johann Jacob Wehrli, geb. 1790, einen Lehrer, der, von Fellenberg vorbereitet, den verwais'ten und verwahrlos'ten Kindern Alles wurde, nicht allein Lehrer, sondern auch Erzieher, Vater und Bruder. Mit unermüdlicher Geduld und Ausdauer, vielseitigem Talent, Tiefe des Verstandes, Umsicht und vor Allem hoher Religiosität vermogte er das Unmöglich-Scheinende zu vollbringen. Vom sechsten Jahre an, wo er die Kinder in Pflege nahm, unterzog er sich allen Sorgen für sie, für ihre Seele und ihren Geist, wie für ihren Leib. Er verrichtete eigenhändig alle nöthigen Reinigungen ihres Körpers, selbst ihre Kleider flickte er, wobei er sie in diesem Geschäfte zugleich unterwies, wie er denn überhaupt in Allem seinen Zöglingen als Beispiel voranging. Dies war namentlich auch in den landwirthschaftlichen Beschäftigungen der Fall, in welchen sie hauptsächlich unterrichtet wurden und wobei er überall selbst Hand mit anlegte. Man sah ihn oft unter seinen Zöglingen, wie er, gleich ihnen, mit unbedecktem Haupte und barfuß das Feld von Steinen und Unkraut reinigte, in der Küche Gemüse putzte, im Winter Wolle zupfte, alle sonstigen Geschäfte des Hauses besorgte und dabei die gemeinsamen Arbeiten mit lehrreichen Erzählungen würzte. Er unterrichtete seine Kinder im Schreiben, Lesen, Rechnen und Gesang, versammelte sie in den Abend- und Morgenstunden und bei den Mahlzeiten zum Gebet um sich, und schlief mit ihnen in einem und demselben Saale. Während Wehrli rastlos an diesem segensreichen Werke fortarbeitete, erstreckte sich Fellenbergs Thätigkeit nach allen Richtungen hin. Er leitete nicht allein seine eigene, vielseitige Anstalt, sondern er half auch mit Rath, That und Unterstützung anderen Instituten empor, die nach seiner Musteranstalt gegründet worden. Von 1824 bis 1834 war die Armenschule auf den höchsten Punkt der Vollkommenheit gestiegen. Die Zahl der Zöglinge war bis gegen hundert angewachsen, von welchen die älteren, zu Lehrern sich heranbildend, mit Wehrli gemeinsam wirkten und in das Ganze thätig eingriffen. Eben so war jedem älteren, zuverlässig befundenen Zöglinge ein jüngerer als Pflegebruder übergeben, damit er ihm fortwährend rathend, helfend, belehrend zur Seite stehe. So genoß die Anstalt bis zum Jahre 1834 des erfreulichsten Gedeihens; reiche Blüthen und Früchte der Humanität gingen aus der glücklichen Saat auf und die öffentliche Anerkennung trat, besonders im Auslande, immer entschiedener und erfreulicher hervor. Da ward Wehrli, von der Vorsehung zu einem ausgedehnteren Wirkungskreise, zur Leitung des thurganischen Lehrerseminars, bestimmt, plötzlich aus der Mitte seiner Schule weggerufen. Dies war ein schwerer Verlust für die Anstalt und deren Stifter, denn es wollte sich kein zweiter Wehrli mehr finden. Endlich, nach Verlauf von Jahren und nachdem die Armenschule bedeutend zurückgegangen, gelang es den unausgesetzten Bemühungen von Fellenberg's und Wehrli's, der auch aus der Ferne fortwährend sein Augenmerk auf Hofwyl gerichtet, für sie wieder einen von dem rechten Geiste beseelten jungen Mann zu gewinnen. Von Fellenberg sah nun sein Werk von Neuem blühen und gedeihen. Er, der immer jugendliche, immer kräftige und unaufhörlich thätige Greis hatte die Absicht, die Idee zur Einrichtung seiner Anstalt immer weiter zu verbreiten. Sein Streben ging dahin, durch eigene, zu diesem Zwecke zusammentretende Vereine nicht allein seine Anstalten in Hofwyl über das Grab hinaus sicher zu stellen, sondern überhaupt seine Ideen über das Grab hinaus sicher zu stellen, sondern überhaupt seine Ideen über wahrhafte Bildung des Volks in ausgedehntester Weise zu verwirklichen. Sein Vaterland nicht allein, nein die ganze civilisirte Menschheit damit zu beglücken, waren die heißesten Wünsche des Edlen. Sein hohes Ziel zu erreichen, entäußerte er sich willig selbst der kostbarsten Güter. Ohne sich zu besinnen, trat er

zur Leitung auswärtiger Armenschulen Männer ab, die ihm für Hofwyl von größtem Nutzen gewesen, und mit aller Bereitwilligkeit war er fortwährend beflissen, Armenlehrer gleich Aposteln in die weite Welt zu senden. Darum hauptsächlich entschloß er sich auch, zwei seiner Töchter ehemaligen Zöglingen aus Irland und Griechenland zu Gattinnen zu geben. Beide gelobten ihrem Schwiegervater die kräftigste Mitwirkung zur Verbesserung der Volkserziehung in ihrem Vaterlande. So führte der Stifter Hofwyls aus, was Pestalozzi sich zur Aufgabe seines Lebens gestellt, aber nicht zu lösen verstanden hatte. Noch in vollem Wirken begriffen, wurde im Jahre 1844 der edle 73jährige Greis von Gott in die Heimath abgerufen, wo seine reine Bruderliebe in der überschwenglichen Liebe des Vaters ihren Lohn findet.

Mit innigstem Bedauern hörten wir von dem oben erwähnten jungen Manne, daß in Hofwyl jetzt nur noch das Erziehungsinstitut für höhere Stände bestehe, die Armenschule aber, seit die Anstalten von Fellenbergs auf seinen Sohn übergegangen, so zu sagen eingegangen sei. Man bemerkte uns, daß der junge Fellenberg theils nicht den hohen menschenfreundlichen Sinn seines Vaters besitze, theils nicht die Erfahrung und Umsicht, die bei der Leitung solcher Institute erforderlich sei. Man führte uns in die Lehranstalt der Knaben, welche indessen alle ausgeflogen, mit ihren Lehrern*) auf einer Ferienreise begriffen waren und die wir uns erinnerten, an der Handeck begegnet zu haben. Auch Herr von Fellenberg war abwesend. Wir durchwanderten die großen Säle des Instituts, von welchen mich der Musiksaal besonders interessirte. Hier werden die Stunden ertheilt und kleine Concerte gegeben, wozu die nahen Berner sich einfinden. Auch des Schlafsaals will ich nicht vergessen, zu erwähnen, der mit seinen vielen kleinen Zellen uns sehr wohl gefiel. Der große Saal ist nämlich zu beiden Seiten mittelst Bretter und Scheidewände in zahlreiche kleine Stuben abgetheilt und nur in der Mitte ein Gang freigelassen. Ein jeder Knabe hat auf diese Art seine Stube für sich. Alle diese Zellen sind nach Vornen offen, nur die des Lehrers ist rings geschlossen. Die Einrichtung einer solchen besteht aus einem Bette, einem Stuhle, einem Tischchen und einer kleinen Commode. Je nach der Liebhaberei der Jungen, hängen Bilder aller Art, Zeichnungen von eigener Hand, manchmal auch die Portraits der Eltern oder das einer lieben Schwester, an der Bretterwand. In dem Schulsaale befinden sich die Bildnisse Fellenberg's und Wehrli's. Unter dem ersteren liest man folgende Worte: „Den Reichen gebricht es selten an Hülfe, stehe Du den Armen und Verlassenen bei.“ Es ist Dies das Gelöbniß, welches v. Fellenberg als Knabe seiner Mutter gethan. Der junge Mann, unser Führer, zeigte uns weiter den großen Hof mit allen Turn-Apparaten, die Scheuern, Ställe, Werkstätten für Ackergeräthschaften und die übrigen Einrichtungen. Ein hohes Thürmchen auf einem der Häuser, gerade in der Mitte aller Gebäulichkeiten, erregte meine besondere Aufmerksamkeit, und ich frug nach seinem Zwecke. Da erzählte man uns, Fellenberg habe es seiner Zeit errichten lassen, um von hier aus sein kleines Ländchen in vollem Ueberblicke zu haben. Oben befinde sich nämlich ein kleines Zimmer, worin er gearbeitet, seine im Felde beschäftigten Kinder beobachtet und mittelst eines Sprachrohrs seine Befehle nach allen Seiten hin ertheilt habe. Er selbst, sagte man uns weiter, war gar häufig auf dem Felde beschäftigt, wo er sich den beschwerlichsten Arbeiten unterzog. Keiner der Uebrigen vermogte das zu thun, was sein rastloser Fleiß vollbrachte. Mit Hacke und Spaten und in der Arbeiterjacke sei er so einmal aus dem Felde gekommen, als ein fremder Herr vor ihn getreten und nach Herrn von Fellenberg gefragt habe. „Gleich wird er vor Ihnen erscheinen,“ war seine Antwort, und in wenigen Minuten hatte sich der Bauer in einen Edelmann umgewandelt. Im wahren Sinne des Wortes ein Edelmann, erkannte von Fellenberg die Arbeiterjacke als den glänzendsten Orden auf seiner Brust, ja er zog das rauhe Kleid einem Königsmantel vor. Man führte uns darauf zu dem Denkmale, welches seine Söhne ihm hatten setzen lassen. Es ist ein lichter, in einfachem Style erbauter, griechischer Tempel, in dessen Mitte sich seine Büste erhebt. Er ruht hier an der Seite seiner früher verstorbenen Gattin inmitten seiner Felder, auf einer freien, duftenden Wiese, von balsamischen Lüften umweht. Die Morgenröthe verkündet sein Wirken, die Abendröthe verklärt seine himmlische Ruhe. In der Ferne leuchteten die Alpen als hehre Priester am Sarkophage des großen Dahingegangenen und feierten in heiliger Stille mit der ganzen Natur seinen süßen, friedlichen Schlummer. Nur von Zeit zu Zeit war es ein leises, fast wehmüthiges Wehen und Flüstern, welches sich in den, die geweihte Stätte umkränzenden Blumen und Pflanzen vernehmen ließ. Die Lüfte, die meine Stirne berührten, hatten etwas Ueberirdisches, ich fühlte mich erquickt und erhoben, und mir war, als sei es der Geist jenes Edlen, der mich begrüßte an dem Orte, wo er ein Denkmal der Menschenliebe errichtet und sein Andenken in Aller Herzen ruht. Eine Thräne tiefer Rührung rann über meine Wangen und ich freute mich in dem Gedanken, ihn, wie manchen lieben Dahingegangenen, einstens Jenseits zu begegnen. Nachdem ich mir am Grabe dieses Menschenfreundes, dessen Wege Marksteine der Wohlthätigkeit bezeichnen, zur Erinnerung eine Blume gepflückt, stiegen wir wieder, dem freundlichen Führer Dank und Lebewohl sagend, in unseren Wagen und begaben uns auf den Rückweg nach Bern. Doch lange noch hafteten meine Blicke auf dem Liebesmale, bis es endlich unserm Auge entschwand.

Durch kleine Waldungen führte unser Weg. Ein niedlicher Wagen, mit raschen, feurigen Pferden bespannt, von einem eleganten Herrn gelenkt, fuhr pfeilschnell an uns vorüber. „Herr von Fellenberg,“ bemerkte unser Kutscher.

---

*) Mehrere von den jetzt dort angestellten Lehrern sind aus Fellenbergs Institut hervorgegangen. Als Bettelkinder eingetreten, sind sie nun vortreffliche, hochgebildete Männer, die segensreich wirken.

Miscellen.

Johann Erdélyi, dem wir die Originalausgabe der ungarischen Volkslieder in 3 Bänden verdanken, kündigt so eben in Pest das Erscheinen seiner „Ungarischen Sprichwörter" an. Es steht zu erwarten, daß dieses Werk noch bedeutender wird, als die drei ähnlichen, schon vorhandenen, übrigens nicht werthlosen von Dugonick, Gaal und Bloch.

Kertbeny's Uebersetzung von 600 ungarischen Volksliedern ist kürzlich bei Leske in Darmstadt, 32 Bogen gr.-8. zur Ausgabe fertig geworden. Von ihm gleichfalls ins Deutsche übertragen, befinden sich jetzt „Arany's erzählende Dichtungen, 2 Bände, Verlag von Herbig, unter den Händen der Setzer. Eine mit vielen Anmerkungen versehene Uebersetzung von „Franz Toldy's Geschichte der ungarischen Nationalliteratur," an welcher dieser wissenschaftlich unermüdlich thätige junge Ungar augenblicklich arbeitet, wird (in 2 Bänden, 60 Bogen, von Engelmann verlegt) uns Deutschen endlich ein gründliches Quellenwerk über die so reichhaltige, aber nicht hinlänglich gekannte ungarische Literatur liefern. H.

Unlängst ist mit der 252sten Lieferung in Frankreich ein Werk vollendet worden, welches seit 1834 mit der größten Ausdauer ausgeführt worden ist, der „Trésor de numismatique et de glyptique," herausgegeben von Lachevardière, der 1837 von den versprochenen zwanzig Bänden bereits neun hatte erscheinen lassen. Delaroche besorgte die Auswahl der aufzunehmenden Denkmäler, Henriquel Dupont übernahm das Graviren, und Charles Lenormant, ausgezeichnet als Director der Münzen in der Nationalbibliothek, fertigte den Text.

Das Werk zerfällt in drei Theile; der erste umfaßt die antiken Monumente, der zweite die des Mittelalters und der neuern Zeit, der dritte die der Gegenwart. Ersterer besteht aus der „Neuen mythologischen Gallerie", den Basreliefs des Parthenon, der Numismatik der griechischen Könige und der Ikonographie der römischen Kaiser und ihrer Familien. In der zweiten Abtheilung findet man die italienischen Münzen des 15. und 16. Jahrhunderts, eine Reihe von Siegeln der Könige und Königinnen von Frankreich, der Souveraine von England, der großen Lehensträger der Krone von Frankreich, so wie der Gemeinden, Bischöfe, Aebte und Barone; ferner eine Reihe französischer Münzen von Karl VII. bis Ludwig XV. Ebenso befindet sich eine historische Auswahl der päpstlichen Münzen seit dem 15. Jahrhundert darin; ferner eine höchst sorgfältige und interessante Auswahl von Münzen, die seit dem Mittelalter geschlagen worden sind, und schließlich eine Reihe von prachtvollen Medaillen, die in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert geprägt wurden. Einen seltsamen Eindruck macht es, unmittelbar nach den schönen Münzen unter Heinrich IV. und Ludwig XIV. eine Sammlung der Münzen aus der Revolution zu finden. Auf manchen sind Hinrichtungen abgebildet, und zwar zum Theil von den ungeschicktesten Stümpern. Viele dagegen feiern eine große That, eine nützliche Erfindung oder einen berühmten Mann. Von letztern ist Napoleon am stärksten vertreten. Außer den ersten Denkmälern seiner Geschichte von 1796, wo er zuerst auf Münzen erscheint, bis 1803 findet sich auf 64 Seiten eine vollständige Sammlung von fast tausend kaiserlichen Münzen. (Mgbl. der Wiener Ztg.)

Unter der Ueberschrift: Die Baumwollen-Krisis, stellen die Household Words in Bezug auf England folgende ernste Betrachtungen an: „Ein Krieg mit America, ein Orkan in Georgien, ein giftiger Thau in Alabama, ein anhaltender Regen in Neu-Orleans sind sammt und sonders ein Todesschrei für sämmtliche Baumwollenspinner und Weber; denn wenn die Baumwollenfelder der südlichen Staaten weniger als ihr Durchschnittsquantum Baumwolle geben, sieht der Arbeiter in Manchester sich gezwungen, weniger als sein Durchschnittsquantum Speise zu genießen. Er florirt oder geräth in Noth, je nachdem die Baumwollenstaude gut oder schlecht gedeiht. Wohlfeiles Brod ist für ihn eine minder wichtige Frage, als wohlfeile Baumwolle. Wenn ihn die unwürdige und grausame Behandlung der farbigen Race im „Lande der Freiheit" empört, so bedenkt er nicht immer, daß es die Sclavenstaaten in America sind, welchen er Alles verdankt; daß es zu seinem Besten ist, wenn in jenen Staaten Alles beim Alten bleibt und man den Neger nach wie vor seine Ketten tragen läßt. Es ist zu seinem Nutzen, wenn der Sclavenhändler den Mißeo läuft, der mit dessen Geschäfte verknüpft ist; denn sein Webestuhl wird nur durch das Product der großen Anstrengungen des Negers im Gange erhalten. Da es nur eine einzige Quelle für die Versorgung seines Webestuhls giebt, so ist er von der Sclaverei abhängig. Die Riemen an der Peitsche desjenigen, der sich Sclaven hält, beschleunigen und mehren nicht allein die Mittel von dessen eigener Existenz, sondern auch die von vier Millionen Spinner, Weber und Drucker, die Zahl der brittischen Bevölkerung — sie beträgt in der That ein Sechstheil derselben —, deren Wohl und Weh gleich dem seinigen von dem Frieden und dem Flor der südlichen Staaten von America abhängig ist. Dieser ungeheure Theil des Volkes befindet sich ganz in der Lage einer Nation, die nur auf ein einziges Nahrungsmittel angewiesen ist, oder in der eines Mannes, der sein ganzes Vermögen auf eine Karte gesetzt hat. Wenn die Kartoffelernte in Irland mißräth, erleiden Tausende den Hungertod; aber es würde Millionen das Leben kosten, wenn plötzlich die Baumwollenzufuhren von der Westseite des atlantischen Meeres ausblieben. Die verarbeitete Baumwolle bildet die Hauptbekleidung von drei Viertheilen der gesammten Bevölkerung des Erdballs; und fünf Sechstheile des in den verschiedenen Theilen der Welt gewonnenen Ertrags der Baumwolle werden bei uns eingeführt; dennoch haben wir uns bis auf diese Stunde darin gefügt, in Hinsicht dieses Rohartikels von einer einzigen Quelle abhängig zu seyn!

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 4. Sonnabend, den 11. Januar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die polychromatische Decoration in Italien vom 12. bis zum 16. Jahrhundert.

(Aus dem Athenaeum.)

In einer unlängst gehaltenen Versammlung des Instituts brittischer Architekten, zu London, hielt eines seiner Mitglieder, Herr D. Wyatt, einen Vortrag über den obgenannten Gegenstand, den er mit einer Definition des spezifischen Einflusses der römischen Kunst auf die Malerei im Mittelalter eröffnete, wonach er durch die verschiedenen handschriftlichen Abhandlungen, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, die allmählige Einführung des byzantinischen Verfahrens nachwies. Nachdem er darauf aufmerksam gemacht hatte, wie die Malereien in den Katakomben, den letzten Spuren der berühmt gewesenen Malereien der Alten, sich im Gegensatze der einst vorherrschenden grünen Tinte im Colorit der griechischen Schule, im Allgemeinen durch eine eigenthümliche braune Tinte auszeichnen, wies er aus den illuminirten Manuscripten des Vaticans und anderer durch ihr Alter ehrwürdigen Bibliotheken nach, wie die Eigenthümlichkeiten der römischen Kunst sich von Jahrhunderten zu Jahrhunderten erhalten haben.

Durch die Verfolgung der bilderfeindlichen Kaiser aus ihrem Vaterlande vertrieben, hatten griechische Künstler ein Asyl in Italien gefunden, wo Hadrian II. sich ihrer annahm, und sie in Klöstern unterbrachte, die er zu dem Ende bauen ließ. Durch sie wurden dann eine Zeitlang die italienischen Kirchen mit einer Mosaik geschmückt, die sich insbesondere durch einen schlichten Goldgrund auszeichnete, aus welchem die Ornamente in den Urfarben hervortraten. — Herr Wyatt machte auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam, daß in den Ueberresten jener Zeit alle Farben zweiter und dritter Classe, die grüne Tinte der griechischen Schule ausgenommen, fehlen.

Die merkwürdige Lücke, welche während des Jahrhunderts vor dem Jahre 1000 durch ganz Europa statt gefunden hat — eine Folge des damals allgemein herrschenden Glaubens, daß mit diesem Jahre das Ende der Welt eintreten, es folglich nutzlos seyn würde, sich mit dauernden Werken zu befassen — machte sich gar sehr in Italien bemerklich, und erst im eilften Jahrhundert wurde die Geschicklichkeit von griechischen Künstlern neuerdings in Anspruch genommen. Gewisse Theile im Bau der Kirche Santa Maria Novella, zu Florenz, erforderten die Beihülfe der Malerei, und so sandten dann die florentinischen Magnaten Bevollmächtigte nach Griechenland, um dort zu dem Ende Künstler anzuwerben. Vermöge der Ueberwachung ihrer Arbeiten, und des Studirens ihrer Proceduren, erwarb sich Fra Giacomo da Turito, ein Franziskanermönch aus Siena, bald nach dem Jahr 1200 die Fähigkeit, die sogenannte Mosaikarbeit zu künstlerischen Zwecken zu verwenden, und nachdem er sich von Florenz nach Rom begeben hatte, führte er in letzterer Stadt eine Menge Werke aus, unter welchen die Mosaiken, welche die Gewölbe der Basiliken zu Santa Maria Maggiore und San Giovanni im Lateran bekleiden, die vornehmsten waren. Durch seinen Erfolg angefeuert, beschlossen die Florentiner nun die Decke ihrer Taufcapelle, an welcher eben gebauet wurde, in ähnlicher Weise zu bereichern, und da sie bei Fra Giakomo's Abwesenheit keinen Künstler in Florenz fanden, der dessen kundig war, so sandten sie Andrea Tafi zu den Venezianern, mit dem Ersuchen, zu erlauben, daß einige Griechen, die eben mit der Ausschmückung des Innern der St. Marcuskirche beschäftigt waren, die von der florentinischen Republik so sehr gewünschte Decken-

arbeit fertig machten. Darauf erhielten die Florentiner denn den Magister Appollonius, und von diesem erlernte sodann Andrea Tafi eine Kunst, die schließlich Italien durch die Familie Gaddi und andere Meister gesichert ward.

Während dieser Periode waren die Griechen in der Kunst in Tempera und Fresco zu arbeiten, nicht stehen geblieben, und Herr Wyatt wies aus Manuscripten jener Zeit nach, daß sie in jenen Proceduren bewandert gewesen sind. Ueber Cimabue und dessen Werke zu San Franzisco d'Assisi erging er sich mit einiger Ausführlichkeit, und machte auf die Beibehaltung des Goldgrundes und andrer Verzierungen, die von der steten Anwendung der Mosaiken herrührten, aufmerksam. Zunächst besprach Herr Wyatt das Leben und die Werke Giotto's, des Mündels und adoptirten Sohnes Cimabue's, dessen weiche, poetische und bilderreiche Schöpfungen in der Kapelle Arenata zu Padua und zu Franzisco d'Assisi, so wie seiner Schüler im Santo Campo zu Pisa, und machte zugleich auf den Geschmack aufmerksam, der bei den Ornamenten und architectonischen Ausschmückungen in Anwendung gebracht worden war, indem man Leben und Handlung in die Kurven und geometrischen Linien der Composition einer Figur gebracht hatte.

Nach einem flüchtigen Ueberblick der Werke von Meistern wie Taddeo Bartoli, Gentile de Fabriano und Fra Beato Angelico, wies Herr Wyatt den Einfluß nach, welchen die Mönche der herrschenden Orden Italiens, die Benedictiner, die Franciscaner, die Dominikaner, und die Karthäuser auf die Kunst ausgeübt haben. Von den Malern der mystischen Schule — deren Werke sich hauptsächlich durch eine mit Anmuth gepaarte religiöse Ruhe auszeichnen — ging er auf die Wiederbelebung des Studiums der Antike über, die gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts statt fand. In den Werken Perugino's, zu Perugia und zu Rom, schien die reizende Paarung der antiken Kunst mit der modernen Decorirung, gemeinhin als grotesker oder arabischer Styl bekannt, einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben, daß deren weitere Steigerung nur noch einem Raphael möglich war.

Nachdem Herr Wyatt noch auf die Verschiedenheit des Styls von Raphael und Pinturicchio, die beiden Lieblingsschüler des Perugino, aufmerksam gemacht hatte, wies er in den Werken des Letzteren den Einfluß der Schule des Colorirens nach, welche sich von Gentile da Fabriano und Fra Beato herschreibt, und schloß endlich seine Bemerkungen über die polychromatische Decoration in Italien durch eine kurze Musterung der Arbeiten Giovanni's von Udine und Giulio Romano's, Schüler Raphaels.

Schließlich machte Herr Wyatt auf den anomalen Zustand Englands aufmerksam, das, wiewohl in allen künstlerischen Beziehungen der Civilisation so sehr vorgeschritten, alles dessen ganz und gar entbehre, was als eine geschmackvolle Vereinigung der Geschwisterkünste gelten könne. Man mache Gemälde gleich Paletots, um an irgend jemand einen Käufer zu finden, der da glaube, daß sie ihm passen könnten; und Malereien, die des Characteristischen der Einheit bedürften, würden unter einem halben Dutzend Decorationskünstlern vertheilt, daher denn an keine Harmonie des Ganzen zu denken sey.

Berlin, zwei Jahre nach der Revolution.

Ein Reisebild, geschrieben im Herbste des Jahrs 1850 v. G. d'Encart.

Hamburg. Volksbuchhandlung in St. Pauli. 1851.

Der Verfasser schildert uns in diesem, sowohl durch Witz als Humor ansprechenden und anziehenden Gedicht, die Straßen, Kneipen, Philister und hervorragenden Persönlichkeiten des in Indifferentismus versunkenen Spree-Athens. Wer in den glorreichen Tagen des März die von Blut gerötheten Straßen und das kämpfende Volk gesehen, wem die allgemeine Begeisterung in's Herz gedrungen, und auf feurigen Schwingen mit fortgerissen, dem muß sich jetzt, wenn er dieselben Straßen durchwandert, eine Wehmuth aufdrängen, die das Blut in den Adern erstarren macht. Sie hat auch den Dichter dieser Gesänge tief ergriffen, der aber seinem Schmerze nicht in sentimentalen Worten Ausdruck giebt, sondern die kleineren, leichteren Waffen des Humors und Witzes zu scharfen, weithintreffenden Pfeilen formt, die ihr Ziel nicht verfehlen. Der tiefer Blickende wird unter der leichten Form, unter dem spielenden Witz, der vom lustigen Throne aus die Geißel mit lachenden Mienen schwingt, den sittlichen Ernst und die Entrüstung ob all der Schmach nicht vermissen. Der Verfasser hat sich Heine zum Vorbild erwählt, und es wäre Unrecht, ihn deshalb zu tadeln, er hat sich mit Glück in der Heineschen Form versucht, die sich ja auch besonders zu Dichtungen der erwähnten Art eignet. Wir verdanken dem Verfasser noch außerdem manches neu gebildete Wort, und stoßen häufig auf pikante Wendungen. Der Dichter, welcher, wie wir vermuthen, zum ersten Mal mit einer größeren Arbeit vor die Oeffentlichkeit tritt, wird in späteren Werken seine Originalität gewiß in ausgeprägterer, festerer Form auftreten lassen. Wir können es uns nicht versagen, der Dichtung die nachfolgenden Verse zu entnehmen, über welche die Leser dieser Blätter selbst ein Urtheil fällen mögen. Z.

Dort draußen auf dem Friedrichshain
Da ruhen jetzt die Todten,
Die in des Märzes Tagen einst
Ihr „Schach dem König“ boten.

Man setzte nicht matt, — man schlug nicht zu,
Man dachte nur ans Lauren,
Es ward Remis —, man opferte
Ganz ohne Erfolg die Bauern.

Jetzt liegen sie dort eingescharrt
In langen mahnenden Reihen,
Und kaum darf Blumen und Kränze noch
Das Volk den Todten weihen.

Sie liegen so still — sie liegen so stumm
Und reden doch mächtig zum Herzen;
Eine markerschütternde Sprache tönt
Aus diesen Gräbern des Märzen.

Ich hab' den Friedhof auch besucht,
Ich ging entlang die Grüfte;

In dem halbvertrockneten Blumenschmuck'
  Sangen die Abendlüfte.

Sie sangen so leise, so klagend, so mild,
  Und doch so sinneberauschend,
Sie sangen ein süßes Zukunftslied,
  Ich horchte, bange lauschend.

Und als die Sonne ganz versank —
  Und die Nebel kamen gezogen,
Da tönte das Lied des Abendwinds
  Wie grollende Meereswogen.

Und als es Nacht —, da ward es Sturm,
  Da wirbelten die Kränze
Der Gräber in der Luft umher:
  Ganz sonderbare Tänze.

Es deckte sich der Rasen auf,
  Die Sargesdeckel zersprangen,
Unheimlich tauchten die Leichen hervor
  Mit weißen Tüchern behangen.

Und immer mehr und immer mehr,
  Die Zahl ward immer immenser,
Die Wiener, die Pfälzer, die Ungarn und auch
  Zuletzt noch die Badenser.

Und also hielt die Leichenschaar
  Hier ab eine Riesenparade,
Und größer wird von Tag zu Tag
  Die Schaar durch Fürsten-Gnade.

Mein Auge wird naß. — So viele sind
  Geopfert — und nichts gewonnen!
Dummgläubig Volk, du hast geträumt!
  Dein Traum ist jetzt zerronnen.

Hei! wie du dich im Monat März
  Zum erstenmal gerüttelt,
Wie hat da manche Brust gebebt,
  Von feiger Angst zerschüttelt.

Das zitterte und duckte sich
  Und machte fromme Mienen,
Versprach, so viel und feierlich, —
  Was du — du glaubtest ihnen.

Das decorirte sich schwarz-roth-gold,
  Und schwenkte die Tricolore;
Wie der beste Fähnrich für seinen Sold
  Von einem zum andern Thore.

Man nannte dich „edel" — du nahmst es hin,
  Ganz Glaube, Liebe und Hoffen;
Dein Herz und Ohr stand jedem Wort,
  Das dir nur schmeichelte, offen.

Ja, ja, so war's. — Nun ist's vorbei,
  Nun tönen andre Geigen,
Der Sehnsuchtswalzer der Tyrannei,
  Der russische Knutenreigen.

Nun heißt es nicht: Du Volk bist groß! —
  Die Herren sind ja geborgen. —
Nun bist du wieder Rebellenpack.
  Wach' auf! Es dämmert der Morgen. —

Wach' auf! Zum Teufel die Träumerei! —
  Hier, Michel, an die Klingen!
Wir wollen auch ein neues Lied
  Dem Despotismus singen.

Das Volk, das groß im Edelmuth,
  Wird groß jetzt sein im Rächen. —
Wer Blut gesät, der erntet Blut —
  Wir werden uns wieder sprechen! —

Wir werden uns sprechen bald — recht bald
  Und ihm ein Liedchen singen,
Daß ihm soll werden heiß und kalt,
  Wenn er es hört erklingen.

Wir werden zu dem Liedchen schön
  Und richtig Takt auch schlagen;
Daß wir die Musik nicht verstehn,
  Soll man nicht wieder sagen.

Und wann verklungen die Musik,
  Dann wollen wir jubelnd zechen,
Und rufen der Freiheit ein donnernd Hoch!
  Wir werden uns wieder sprechen!

Die Schwägerin.

Novelle von Robert Prutz.

Dessau, Verlag von Moritz Katz. 1851. 351 Seiten. 8.

Eine einfache Novelle, die, gleich der vorliegenden, sich auf Familienverhältnisse beschränkt und uns in einen nur kleinen Kreis handelnder Personen führt, unterscheidet sich zwar sehr von Dem, was heut zu Tage vorzugsweise als Unterhaltungslectüre gesucht und geliebt wird; aber uns, und wir hoffen auch vielen von unsern Lesern und Leserinnen, zieht gerade diese Einfachheit des Stoffes an. Die Menschen, denen wir hier begegnen, gehören in die neueste Zeit, sie haben ihr Gutes, ihr Schlechtes, und tragen es zur Schau; wir werden nicht

von Scheingestalten umgaukelt, die sich als solche selbst verrathen, wie sie sich auch in die Wirklichkeit hinein zu drängen streben. Und wo wir noch im Zweifel sein möchten, hat der Verfasser ihr Dichten und Trachten deutlich genug geschildert und unsern Blicken ihre Seelenzustände klar enthüllt. — Zwei Söhne eines Mannes, der mit berechnender Schlauheit die Gunst seines Fürsten auszubeuten und vom Kammerdiener den Weg zur Würde eines Präsidenten zu finden verstand, ein älterer und ein spätgeborener, sind Bild und Gegenbild des Vaters, der an beiden sein egoistisches, engherziges Erziehungssystem, natürlich mit verschiedenem Erfolge, versuchte. Der jüngere, in bescheidener, selbstgewählter Laufbahn wirkend, wird dem Vater immer mehr entfremdet; der ältere wandelt ganz in seinen Fußstapfen. Zwei Frauen, gleichfalls sehr entgegengesetzte Charaktere, Amalie, eines Dorfschulmeisters Tochter, die Gattin des jüngeren Sohnes, Rentschreibers Georg von Werdenfels; Sidonie, ein junges, armes adliches Mädchen, seinem hochbejahrten siechen Bruder nach des alten Präsidenten Tode angetraut, sie namentlich, führen die Katastrophe der Erzählung herbei; ist diese nun auch, verglichen mit dem Vorhererzählten, nicht überraschend, so wird sie doch durch ein Ereigniß und dessen Folgen bedingt, das hier nicht ohne einigen Schein des Wunderbaren eintritt. — Unsere Anzeige soll nur aufmerksam machen auf ein Werk, das einer Dichtungsart angehört, auf deren Gebiete wir Robert Prutz schon früher thätig gesehen; über Entwickelung, Fortgang und Ende der Novelle mag die eigene Lectüre unsere Leser, und besonders unsere Leserinnen, denen sie gewiß Theilnahme abgewinnen wird, belehren. —

Aus der Charakterzeichnung des Präsidenten ein Bruchstück. Herr von Werdenfels hatte sich zum zweitenmale vermählt; die Geburt des Sohnes Georg war der Mutter Tod.

„So sah sich der Präsident also als Vater zweier Söhne, welche — ein gewiß seltener Fall — durch ein volles Menschenalter von einander geschieden waren, und zwischen denen daher jene zarten Beziehungen gemeinsamer Jugendfreuden, Jugendleiden niemals stattgehabt hatten.

Aber Eines war ihnen allerdings gemeinsam: die Erziehung des Vaters. Dieselbe war nach eben jenen Grundsätzen eingerichtet, über welche wir oben berichtet haben: nach den Grundsätzen also von der unbedingten Verworfenheit der menschlichen Natur, von der uneingeschränkten Herrschaft des Eigennutzes, als der alleinigen Wurzel alles menschlichen Handelns, und endlich von der völligen Nichtigkeit alles Glaubens, aller Liebe, mit einem Wort, aller edlen und heiligen Empfindungen. — Dieselbe peinliche Strenge in allen äußerlichen Pflichterfüllungen, welche er gegen seine Beamten befolgte, zeigte Herr von Werdenfels auch in der Erziehung seiner Söhne; mit derselben Gleichgiltigkeit, ja derselben hämischen Freude, mit welcher er die moralische Nichtswürdigkeit seiner Untergebenen nicht bloß duldete, sondern fast sogar ermunterte, ertrug er es auch, wo er die Keime des Eigennutzes, der Selbstsucht und Hinterlist sich in den zarten Gemüthern seiner Kinder entwickeln sah. Alles, was sonst den Kreis der Familie heiligt und verschönt: gegenseitige Unbefangenheit, Vertraulichkeit und Liebe — aus dem Hause des Präsidenten war es verbannt; all jene kleinen und doch so süßen, so unschätzbaren Zeichen der Anhänglichkeit und Hingebung, welche sonst das Herz eines Vaters beseligen, — in den Augen des Herrn von Werdenfels waren sie nichts, als Heuchelei und Thorheit; jene Schäkereien und Spiele, wie sie sonst wohl zwischen Aeltern und Kindern stattfinden, jenes liebevolle Eingehen der Großen auf die Gedanken und Vorstellungen der Kleinen, jenes halb ernsthafte, halb drollige Emporstreben der Heranwachsenden zu dem Ideenkreise der Erwachsenen — Herr von Werdenfels erklärte es einfach für elende Verweichlichung und Zeitverschwendung! Mit demselben Eifer und derselben Ausdauer, mit welcher andere Aeltern die Flamme der Zärtlichkeit in den jungen Herzen ihrer Kinder zu erwecken suchen, war der Präsident bemüht, jeden Ansatz zarterer Empfindung durch rauhe Strenge, und wo die Strenge nicht ausreichte, durch Spott und Bitterkeit zu unterdrücken. Alles in seinem Hause ging seinen genauen, bureaumäßig vorgeschriebenen Gang, Essen, Trinken, Schlafen, Fahren und Reiten, Arbeiten und Erholen, Sprechen und Schweigen, Alles, bis auf die Minute hin, hatte seine vorausbestimmte Zeit und Stunde: bloß für die Vertraulichkeit des Familienlebens, für das zwanglose Geplauder eines Vaters mit seinen Kindern gab es keine. — Wie geizig im Uebrigen, ließ Herr von Werdenfels es der Erziehung seiner Söhne doch an nichts fehlen, was irgend durch Geld geleistet und erworben werden kann; nur freilich von dem höchsten, dem eigentlichsten Schatz der Erziehung, dem Schatz der Liebe, bekamen sie nie auch nur das kleinste Almosen zu sehen. —

Der Präsident, wenn er bei gutem Humor war, pflegte das wohl seine spartanische Erziehung zu nennen. Das Schicksal, pflegte er zu sagen, habe recht gut gewußt, was es damit gewollt, daß es ihm nur Söhne gegeben, nicht Töchter. Männer wolle er erziehen, nicht Weiber; reich, groß, glücklich sollten seine Söhne werden, das Leben beherrschen durch Verstand, Schlauigkeit und List, nicht als sentimentale Tugendhelden sich in den Bettelmantel der Moral einhüllen und durch unzeitige Großmuth und Weichlichkeit eine Lebensstellung verscherzen, einen Reichthum zersplittern, die er ihnen mit so viel Anstrengung bereitet.“

Eine andere schöne Stelle des Buches abdrucken zu lassen, können wir uns nicht versagen:

„Unter allen Sorgen, welche ein Herz zermartern, einen Geist zerbröckeln können, gibt es keine schmerzlichere, als — Nahrungssorgen. Wir hören deutlich, wie unsere Leser aufschreien über die Trivialität dieses Ausspruchs; das Bischen tägliche Brod, was das sei, gegen die Schmerzen der Liebe, die Qualen der Eifersucht, ja nur gegen den Stachel des unbefriedigten Ehrgeizes?!

Ja wohl, Ihr schönen Seelen, das sagt Ihr, die Ihr satt seid! die Ihr nicht zu sorgen habt um die Blöße Eures Leibes, denen niemals die Nothdurft ihren unerbittlichen Stachel in die Seiten stößt!

Aber tretet herein in die Hütte des Elends; werft einen Blick auf jene Unzähligen, welche der Himmel verdammt hat, stets das Morgen dem Heute abzuringen; seht, wie diesen Unglücklichen, welche geschmiedet sind an die Galeere ewig neuer, ewig fruchtloser Arbeit, — seht, wie ihnen nicht nur die Blüthe der Gesundheit schwindet, die Kraft der Arme erlahmt, das Feuer des Auges erlischt, sondern auch die Blüthe ihres Geistes ist gebrochen, auch die Kraft ihrer Seele ward gelähmt, auch das Feuer ihrer Empfindungen verlischt, daß sie umherschleichen,

ohne Muth, ohne Hoffnung, ja ohne Wunsch zuletzt, keiner edlern Begeisterung, keiner aufflammenden Leidenschaft mehr fähig, nur nackte, seelenlose Schatten, aus denen alle Freudigkeit des Lebens gewichen ist und die das so schöne, so reiche menschliche Dasein nur noch als einen Fluch empfinden ...

Tretet weiter in die verschwiegene Zelle derer, welche um so ärmer sind, je weniger sie es scheinen dürfen; lernt sie kennen, jene zahllosen Familien, welche dem Abgrund des Elends noch nicht verfallen sind, noch nicht offenkundig als Bettler gelten, aber fortwährend am Rande desselben schweben, fortwährend in der Gefahr stehen, es zu werden; seht, wenn Ihr den Muth habt, in das trockne, brennende Auge dieses kleinen Handwerkers, der sein Elend nicht einmal gestehen darf, um den kläglichen Rest seiner Kundschaft nicht völlig zu verlieren; hört, wenn Euer Ohr nicht abgestumpft ist, gegen solche Töne, die heimlichen Seufzer dieses Beamten, der sein kleines ererbtes Capital und zwanzigjährigen Fleiß und Arbeit und Kenntnisse daran gesetzt hat, um endlich mit einer Stelle abgefunden zu werden, die kaum den Einzelnen ernähren würde, geschweige denn seine Frau und diese Schaar von Kindern, die, ihm selbst zur Verzweiflung, mit jedem Jahre zahlreicher heranwächst — und der doch bei alledem den Zorn seiner Obern auf's Aeußerste auf sich laden würde, würde er seinen Rock nicht ganz so sauber tragen, sein Gesicht nicht in ganz so freundliche Falten legen, nicht alle hergebrachten Aeußerlichkeiten des Lebens ganz so befolgen, wie die Amtsehre und der bürgerliche Anstand es verlangt ....

Steigt endlich hinauf in die stille Erkerstube des Gelehrten, in die Dachstube des Dichters; fragt diese niedern Wände, welche ein Menschenalter später eine bewundernde Nachwelt vielleicht als Reliquien verehrt, wie viel qualvollste Seufzer sie vernommen um die gemeine Sorge des Daseins; — sucht nach in diesen Büchern, welche der Stolz der Wissenschaft, diesen Gedichten, welche das Entzücken des Publicums bilden, wie viel ungesehene Thränen der Armuth der Verfasser, da er sie niederschrieb, geweint hat zwischen diese glatten, saubern Blätter, die Euch so behaglich zwischen den Fingern ruhen; rechnet aus, wenn Ihr es vermöchtet, wie oft dieser einfache weiße Tisch, von dem Ihr nach Jahrzehnten gar nicht begreifen könnt, wie ein so ausgezeichneter Mann so unsterbliche Werke an einem so elenden Tisch hat schreiben können, ja der vielleicht, wenn das Glück gut ist, dereinst splitterweis an reisende Engländer verkauft wird, um größere Summen, als der Besitzer, da er noch lebte, gemeiniglich beisammen gesehen hat, — rechnet aus, sage ich, wie oft auf diesem Tische das Brod gefehlt hat, den sterblichen Leib des unsterblichen Poeten zu nähren .....

Thut das, ich bitte Euch darum, Ihr zarten, empfindsamen Seelen, die Ihr uns gern einbilden möchtet, der zarte rosenfarbene Ichor der Götter fließe durch Eure Adern und Essen und Trinken sei nur eine ganz gemeine Verrichtung, die bei einem gebildeten Menschen gar nicht in Anschlag zu bringen, — thut es: und dann, wenn ihr noch den Muth habt, zuckt die Achseln, oder schüttelt mißbilligend den Kopf über den Elenden, welcher zu Grunde geht, weil ihm nichts weiter fehlt, als nur — das tägliche Brod!"

Die Verlagshandlung hat für die würdige äußere Ausstattung bestens Sorge getragen.

H.

Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf.

Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit acht Zeichnungen von Fritz Walthard.

Berlin, 1851. Verlag von Julius Springer. — Zürich: S. Höhr. Bonn: Haber u. Comp. — X und 350 Seiten. 8.

Wenn wir vor Kurzem das neueste Werk von Jeremias Gotthelf, „Die Käserei in der Vehfreude," ausführlich besprachen und unsern Lesern bestens empfahlen, so sind wir heute veranlaßt, sie an ein älteres (irren wir nicht, das erste) Buch, welches wir dem wackern Manne verdanken, zu erinnern. Zu erinnern, denn nicht allein unter seinen Berner, seinen Schweizer Landsleuten ist der „Bauernspiegel" überall verbreitet, sondern auch die deutschen Brüder haben ihn zu ihrem lieben Eigenthume gemacht; eine Angabe des Inhalts darf daher mit Fug und Recht unterbleiben; wer aber die einfache und dennoch für Jung und Alt eben so lehrreiche, ja lehrreichere Lebensgeschichte des Bauernsohnes, als so manche Biographie von Fürsten, hochgelehrten Herren, noch nicht kennen sollte, dem diene nur mit wenigen Worten zur Nachricht, daß sie die Bekanntschaft eines armen Bauernknaben machen werden, der jung eine Waise, ein an der Bettlergemeinde ausgebotener Güterbub, eine Weile auch ein Gassenbub, dann Knecht wird, mit vielen schlechten Menschen leben muß, aber auch gute findet, die ihn lieben, eine herzensgute Anneli, die Gott ihm wieder nimmt. Jeremias erzählt ihnen dann weiter, wie er an denen, die ihm wehe thaten, sich zu rächen suchte, verschweigt jedoch nicht die Folgen der Rache; er wird französischer Recrut, aus einem Recruten ein Mann, erhält den Abschied, kehrt krank heim, kommt zu Geld, zu einem Erbe und verspürt einen heftigen „Aemtlihunger", wird oft „abgespielen", sieht und findet Allerlei, nur nicht das Rechte, endlich aber doch eine bleibende Stätte als dreifacher Schulmeister, und schreibt seine Lebensgeschichte, die er, von Neuem erkrankt, dem Vorsteher, der kommt, ihm die Stelle des Gemeindeschreibers anzubieten, zum Druck übergeben will, wenn er sterben sollte. Aber Gottlob! er ist nicht gestorben und hat noch viel Anderes, eben so Schönes, als den „Bauernspiegel", geschrieben und drucken lassen. — Was nun den Leser noch sonst zu erfahren lieb und nützlich sein möchte, zumal Denen von ihnen, die bloß die erste Ausgabe zu ihrer Verfügung haben, kann ihnen Niemand besser als Jeremias Gotthelf selbst sagen. „Grüß Gott Euch wieder, liebe Leute, und dank ech Gott!" heißt es in der Vorrede zur zweiten Auflage, die auch in der dritten nicht fehlt, und fehlte sie, es wäre ein wahrer Verlust,

denn sie enthält gar Vieles, was Bauern und Herren sich recht tief einprägen mögen, zunächst freilich Schweizer-Bauern, Schweizer-Herren, aber den übrigen wird's auch nicht schaden. „Meine treuherzige Gabe habt Ihr treuherzig auf- und zu Herzen genommen; ich weiß, daß sie schon manchem armen Kind Segen gebracht hat. Viele haben mir einen freundlichen Dank geboten, daß ich sie der Mühe werth geachtet, den Spiegel ihnen vorzuhalten, und daß ich den Glauben gehabt, dieses Vorhalten führe zur Besserung, und nicht zu eitlem Zorn. Das war mir ein gut Zeugniß, daß ich Euch, ihr lieben Leute, besser kenne, als viele andere Leute. Hätte ich guten Freunden mein Büchlein vor dem Druck gezeigt, sie hätten es verbrannt, und vielleicht mich damit, nur damit ich nicht von Euch todtgeschlagen würde. Und als dasselbe gedruckt war unvermuthet, da hatten meine Freunde große Angst um mich, und fragten bekümmert an jedem Schausaaltag: ob man mich nicht mit abgeschlagenem Kopf in die Insel (Name des Cantons-Spital) gebracht, damit man mir ihn wieder zurecht- und besser aufsetze? Aber ich wanderte wohlgemuth und wohlbehalten unter Euch herum, und wer weiß, ob nicht freundliche Blicke von Mareilene und Aennelene mich begleiteten. Einige ärgerte der Titel; das Buch hätte man aller Leute Spiegel heißen sollen, und nicht Bauernspiegel, denn es kämen ja Leute aller Art darin vor, meinten sie. Aber bedenket, das Bauernleben bildet doch eigentlich den Grund und Boden des Buches, aus andern Ständen wandeln nur einige Gestalten flüchtig über diesen Boden.

Auch will ich Euch jetzt, da Ihr mich so vernünftig aufgenommen, aufrichtig berichten, daß dieser Titel ein Lockvogel war. Hitzig auf dem Lesen seid Ihr eben nicht, wenn Ihr etwas lesen sollt, so muß man es Euch apparti beitzen, und diese Beitze lag im Wort Bauernspiegel. Jetzt kann ich den Titel nicht mehr ändern, sonst kennt man das Buch nicht mehr. Einige meinten: den Herren, die doch immer die Nase zuvorderst hätten, hätte auch die Ehre eines Herrenspiegels zuerst gebührt; oder werden nun böse, daß er noch nicht nachgeliefert wurde.

Aber bedenket, wenn man nur einen Herrenspiegel machen, wenn man alle ihre Verkehrtheiten, Thorheiten, Narrheiten beschreiben wollte, so müßte man ein Buch machen, so groß wie eine Zehntscheuer; oder, da eine Zehntscheuer bald nicht größer zu sein braucht, als der Hosensack eines Seeländers, und die sind bekanntlich klein, da die Seeländer die Zwilche sparen müssen, auch große Säcke nicht nöthig haben, da sie desto größere Gläser haben, so groß wie der berüchtigte Bettlerpalast in der Länggaß bei Bern sammt seinen wohlverschlossenen Behältern, aus welchen genialisch theurer Mist für die Stadtäcker gezogen, oder den armen Leuten batzenweise zugemessen wird, was ihr eigenstes Eigenthum gewesen war. Zudem gibt es freilich reiche und arme, brave und schlechte Bauern, aber alle machen doch nur einen Stand aus; aber wie vielerlei Herrenstände, die in ihrer Lebensweise durchaus verschieden sind, gibt es nicht, und wie ließen sich wohl alle in ein Buch zusammenbringen, da man sie nirgends zusammen findet? Wo sieht man z. B. alte und neue Herren beisammen? Vielleicht am Maskenball. Aber wer will da erkennen: ob unter der Harlekinsmaske ein alter oder ein neuer Narr steckt? Wer will Advokaten und Pfarrer unter einen Hut bringen? Redet man einem Advokaten von einem Pfarrer, so kommt es ihm in die Luftröhre, er hustet, daß ihm der Bauch gnappet. Redet man einem Pfarrer von einem Advokaten, so kommt es dem Pfarrer in die Nase, und er muß nießen, daß es ihm weh thut in allen Seiten. Treffen sie sich wundersamer Weise in einem Stübli oder Futtergang, so gramselt es ihnen krebsartig in den Beinen, und sie gehen hinter sich so streng sie mögen. Wirthe, Kaufleute, Küderhändler, Aerzte sind freilich anderer Art; die findet man zwischen aller Leute Beinen. Aber diese Herren würden sich denn doch ärgern, nur so zwischen fremden Beinen dargestellt zu werden so nebenbei. Es wäre auch zum Theil ungerecht. Es gibt unter ihnen Leute, die aufrecht stehen, akurat wie die respectabelsten Männer, und bekanntlich kann man zwischen fremden Beinen nur tief gebückt existiren. Dann gibt es aber Herren, die sich stellen, als ob sie anderen Menschen auf dem Kopfe stünden, die, wenn sie beim Bären oder Löwen oder irgend bei einem andern Thier hinter einem Gütterli sitzen, von dem man nicht weiß, soll es einen Schoppen oder eine Halbe vorstellen, sich gebehrden, als ob sie Napoleon und seine alte Garde im Maul und Talleyrand und Metternich hinter den Ohren hätten. So müßte, wenn keine Herren-Sorte übergangen werden sollte, man wenigstens sieben Herrenspiegel hinter einander reihen; und vor so einer weitläufigen Geschichte grauset es mir, da von Natur Niemand ungerner sitzt und schreibt als ich. Zudem sind die Herren gar aufbegehrischer Art, die Alten und die Neuen, und die Letztern fast noch mehr als die Erstern, wie Kinder auch kitzliger sind als Greise.

Zudem sind die Herren b'sinnte Köpfe, die Jahre lang es nicht vergessen, wenn man ihnen den Hut nicht abgezogen oder anderer Meinung gewesen ist, als sie; würden sie mir es je vergessen, wenn ich mich unterstünde, ihre Majestät im Hauseck zum Verschein zu bringen? Doch kömmt Zeit kömmt Rath, und was sonst noch Alles kömmt, weiß Niemand.

Vor allem aus muß ich nur dafür sorgen helfen, daß dieses Büchlein etwas reputirlicher unter die Leute kömmt, und das gibt mir bei der wenigen Zeit, die ich übrig habe, viel zu thun. Man wird es dem Buch nicht ansehen, aber dem Ungeübten rauben auch Kleinigkeiten viele Zeit. Hauptveränderungen sind keine gemacht worden, selbst die Recensenten veranlaßten mich nicht dazu; sie gingen wider ihre Gewohnheit über Verdienen mild und schonend mit mir um. Nur zwei im berühmten Intelligenzblatt der Stadt Bern würdigten mich vornehmen und zermalmenden Tadels. Der Erstere entfloß den pontinischen Sümpfen, der Andere wahrscheinlich einem lieben Mitbürgerchen. Wahrscheinlich aus bürgerlichem Zutrauen sucht der Letztere eine Kraft in mir, die aus meiner bekannten Selbstgefälligkeit fließen und das schlechte Buch bei einer neuen Auflage in ein besseres umwandeln werde.

Aber lieber Mitbürger, da thust du mir zu viel Ehre an. Aus dieser Quelle sprudelt mir keine so wunderthätige Kraft. Oder hast du mich je unter den jungen Laffen gesehen, die jungen reichen Mädchen nachstellen, fast ehe sie unterwiesen sind, die mit merkwürdiger Schamlosigkeit jeder erledigten Stelle nachkriechen oder das Papachen kriechen lassen, die mit stupider Frechheit den Glauben wie eine Fahne vor sich hertragen: weil der Vater etwas sei, und zwar Gott weiß warum, so müßten die Söhne noch eine Potenz mehr sein, Gott möge ihnen ein Zeichen aufgedrückt haben, welches er wolle! Darum, lieber Mitbürger, urtheile nicht mehr vorschnell über mich, du könntest dich täuschen in mir.

Ein bedeutender Theil des Publikums hat den Stab gebrochen über den zweiten sogenannten politischen Theil; gar nicht hieher gehöre er, meinte man, daß gar zu viel geschwatzt werde, tadelte man. Aber gab es nicht eine Zeit, wo bei dem einen Theil des Volkes das Leben einen politischen Aufflug nahm und dem andern Theil Politik einzutrichtern versucht wurde? Soll dann in dieser Schilderung des Volkslebens diese Seite desselben nicht dargestellt werden dürfen, ja nicht viel mehr dargestellt werden müssen? Was kann ich dafür, daß man den Leuten die Politik so erleidete, daß jetzt Niemand mehr etwas davon hören mag? Und daß in diesem Theil viel geschwatzt wird, was kann ich dafür? Wie tritt seit 1832 bei vielen Leuten die Politik hervor in That oder Geschwätz? und ist dieses Geschwätz kurz oder breit? Auch taucht wieder bei den jetzigen Leuten ein Glaube auf, der bei den ehemaligen Leuten gegolten: Wer nicht Großrath sei oder irgend ein Bein von einem Großrath, den gehe die ganze Geschichte nichts an. Diese Neugläubigen will ich freundlich bitten, meine Liebe zu meinem Ländchen mir zu verzeihen. Ja mein Ländchen liebe ich, und diese Liebe ist's, die mich stark gemacht — ein Schwacher hätte den Bauernspiegel nicht geschrieben. Und um dieser Liebe willen habe ich den zweiten Theil nicht umgeschaffen, sondern ihn noch mit Zusätzen vermehrt. Was kann ich dafür, daß es in mir sprudelt und kocht, wenn ich das Glück dieses Ländchens durch selbstsüchtige Leidenschaften niedergetreten, durch Frechheit zerstört, durch Laster aufgezehrt, durch schnöde Geldsucht ausgebeutet, durch Unbedachtsamkeit, Rechthaberei oder Leichtsinn untergraben sehe. Verzeiht mir nun, wenn es auch überkocht. Bin ich doch ein im Lande gebornes Kind, und Landeskinder waren auch meine Väter seit einer schönen Reihe von Jahren; erlaubt man doch manchem fremden besternten oder verlöcherten Buben das große Wort zu führen über unseres Hauses heiligste Angelegenheiten. Ich, ein Kind der Freiheit, ein Mann des Worts, sollte unsere Hausgötter, Freiheit und Frömmigkeit nicht vertheidigen dürfen mit der Schärfe des freien Worts! Und findet man dennoch mein Beginnen unrecht, so verzeihe man mir um meiner Liebe willen, die mich zum Reden zwang. Man verzeihe mir auch, wenn Jemand unschuldig sich getroffen glaubt, ich wollte es nicht; und die schuldig Getroffenen mögen glauben, daß ich nicht um ihretwillen die freie Rede mir erlaubt, sondern aus Liebe zum theuren Vaterland. Wer aber diese Liebe mir verübeln will, dem will ich verzeihen.

Nun lebt wohl, liebe Leute, für diesmal und zürnet nüt!

Lebe aber auch du wohl, mein lieb Büchlein, mein Erstgebornes! Du sollst wandern gehen in fremder Herren Länder, sollst an fremde Thüren klopfen, sollst um freundliche Herberge bitten! Zage nicht! gute Leute gibt es auch dort. Sprichst du auch in fremder Mundart, sieht man dich anfangs auch mit mißtrauischen Augen an für einen verdächtigen Wälsch, so gedulde dich nur, man wird bald den ehrlichen Schweizer in dir erkennen, der wohl etwas wunderlich redet, aber doch gar treu es meint. Und wenn du ihnen treue Kunde bringst von dem leider viel bereisten aber wenig bekannten Lande, denn eines Volkes Sinn und Sitte liegen nicht auf der Heerstraße, finden sich nicht in den zur Unnatur verzehrten Mimeligestalten, so werden sie dir sicher freundliche Herberge geben als einem nicht unwillkommenen Gaste. Und wo du freundliche Gesichter findest, mein lieb Büchlein, da theile freundliche Grüße aus von denen, die hinter den Bergen wohnen.

Jeremias Gotthelf."

Vielleicht findet sich später noch Raum für eine kleine Blumenlese allerlei nützlicher Lehren aus der Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf.

Wir wünschten am Schlusse der "Käserei" ein kleines Wörterbuch zu finden; hier ist ein solches beigefügt (S. 346—350), es ließ sich aber noch ein gutes Dutzend Wörter hineinbringen. Was „Längizyti", „Kurzizyti" bedeute, darüber braucht man nicht nachzuschlagen (fände es auch nicht), aber was ein „Fecker", der so bedeutsam in das Lebensgeschick des heimgekehrten Soldaten eingreift, wissen wohl Wenige und wir wollen es ihnen nicht verrathen.

Gewöhnlich bekommt man für weniges Geld, wenn man Gotthelf's Schriften kauft, viel; das gilt auch vom „Bauernspiegel". Außer der uns vorliegenden, mit hübschen Zeichnungen ausgestatteten, schon sehr billigen Ausgabe, giebt es auch eine andere, noch billigere.

Hoffmann.

Oscar von Redwitz.*)

Oscar, Freiherr von Redwitz-Schmölz wurde geboren am 28. Juni 1823 zu Lichtenau, einem Städtchen unweit Ansbach im bayrischen Mittelfranken, und zwar mitten in den Mauern der dortigen Strafanstalt, der sein Vater als königlicher Commissair vorstand. Die Jahre seiner Kindheit und Jugend verlebte er anfangs in Kaiserslautern, wohin sein Vater als Director der dortigen Centralgefängnisse versetzt war, später in Speier an der französischen Grenze und in Zweibrücken, wo derselbe nach einander das Amt eines königlichen Oberzollinspectors bekleidete. Nachdem er an den letzten Orten und außerdem auf dem Collége im elsassischen Weißenburg seine Schulbildung vollendet hatte, bezog er in seinem achtzehnten Lebensjahre die Universität München, um sich daselbst den philosophischen und juristischen Studien zu widmen. Hier blieb er mit Ausnahme seines vorletzten Semesters, welches er in Erlangen zubrachte, fünf volle Jahre, worauf er, 23 Jahre alt, wieder in sein älterliches Haus zu Speier zurückkehrte und seine administrative Praxis begann. Den größesten Theil seiner Zeit weihte er hier aber der Dichtung seiner Amaranth, die er schon in München mitten unter seinen Studien für das erste juristische Examen und unter fortwährendem Conflikte

*) Nach seinen eigenen Mittheilungen; entlehnt aus: „Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit von Carl Barthel. Braunschweig 1850." Diese Vorlesungen wurden im Winter 1850 in Braunschweig gehalten. Ueber Inhalt und Tendenz derselben soll später berichtet werden. H.

zwischen Brodstudium und Poesie begonnen hatte. In Speier gedieh diese Dichtung bis auf den dritten Cyclus und erst in Kaiserslautern, wo er seine juristische Praxis bei einem Advocaten angetreten, brachte er dieselbe unter täglich neunstündiger strenger Bureauarbeit völlig zu Ende. Durch das nächtliche Dichten war er indeß so aufgerieben, daß er fast ein Jahr lang aller geistigen Arbeit sich enthalten mußte, und als nun auch im April des ohnehin so traurigen Jahres 1848 sein trefflicher Vater, Ludwig, Freiherr von Redwitz, ihm und seiner tieftrauernden 65jährigen Mutter wie seiner geliebten Schwester durch den Tod entrissen wurde, gerieth er durch alles dieses in solche innere und äußere Bedrängniß, daß man es nur der Gnade Gottes zuschreiben kann, daß da noch ein Lied in seiner Brust erblühen konnte. Aber oft gerade im schwersten Ungemach sprudelte der Quell am Frischesten. Als er nun eben so recht verwaist und leiblich ermüdet in der Welt dastand, führte ihm der Herr noch in demselben trüben Jahre 1848 ein Wesen zu, das als ein freundlicher Stern seinen Lebensweg erhellen sollte. Er verlobte sich mit einem damals fünfzehnjährigen häuslichen und frommen Mädchen und verlebte in der friedenreichsten Abgeschiedenheit den Herbst dieses Jahres auf dem Schellenberge bei Kaiserslautern, dem elterlichen Gute seiner Braut, das vorn im Vorworte seiner Amaranth „Amaranths Rückkehr", genau beschrieben ist. Während des Druckes dieser Dichtung brachte er dann 1849 in Mainz, den Sommer aber in München zu, wo er die herzlichste Aufnahme fand, während in der bayerschen Pfalz, seiner eigentlichen Heimath, der Aufruhr losbrach. Nachdem er dann den Herbst wieder auf dem Meierhause (Schellenberg bei Kaisers-lautern), einen Monat auch zur Kaltwasserkur in Weinheim an der Bergstraße gelebt hatte, machte er im December 1849 unter heftigen Kopfleiden sein letztes juristisches Examen in Speier, und vollendete nun, nach einem abermaligen Aufenthalte in Mainz, in der süßesten Muße auf dem Schellenberge auch sein Mährchen, das ebenfalls in München entstanden war. Der Sommer dieses Jahres führte ihn dann nach Bonn, wo er unter der hochherzigen Leitung des Dichters Simrock sich mit der mittelhochdeutschen Literatur beschäftigte und das Mährchen nochmals überarbeitete. Jetzt, nachdem er eben ein belgisches Seebad unweit Ostende besucht hat, verlebt er den Herbst wieder im stillen Hause seiner Verlobten, um dann den Winter nochmals in Bonn zuzubringen und im Frühjahr, so Gott will, die Braut heimzuführen. (Der Dichter ist Katholik. Der innigst geliebte Freund, dem Amaranth gewidmet, ist der frühere Regierungssecretair, jetzt katholische Theolog Wilhelm Molitor. „Was ich als Dichter bin, bin ich nächst Gottes Gnade durch ihn", schrieb er dem Verfasser der Vorlesungen, „das werde ich ewig vor aller Welt frei und dankbar bekennen.")

Miscellen.

Der Jahrgang 1702 der hamburger Wochenschrift „Historische Remarques über die neuesten Sachen in Europa" enthält in der achten Woche (21. Februar) die folgende wunderbare Notiz, von welcher ich augenblicklich jedoch nicht nachweisen kann, ob sie Scherz oder Ernst ist: Halle. Allhier ist das Athenaeum Salamoneum nächst an dem Berlinischen Neumarckte mit wohleingerichteten Zimmern Höfen, Sälen, Cabinetten und Kammern zur Information der Jugend auffgerichtet und fertig; von welchem der Herr Director in einem gedruckten Bogen versichert: 1) daß Kinder von 10. 20. 30 und mehr Jahren (sic!), darinnen so gut als bey den Eltern selbst, vor allen verführischen Debauchen verwahrt, sollen erzogen; und 2) in Theologia, Ethica, Politica, Oeconomia, Jure, Medicina, Hebräisch-Griechisch-Lateinisch-Italiänisch-Spanisch-Französisch-Deutsch-und andern jetzt an grossen Höfen beliebten Sprachen, von denen geschicktesten Lehrern nach der vom Directore neu erfundenen Mathematischen Staats-Methode gründlich unterwiesen werden. 3.) Der Praeceptoren sind 9. deren jeglicher täglich eine Stunde zu lesen hat. 4.) Sommers bleiben den Studirenden einige freye Stunden, welche sie mit spatzieren auf dem Altan, ingleichen mit Betrachtung der auf dem niedern Hofe befindlichen Officinen von allerhand Künstlern, zubringen können. 5.) Dabey ist ein grosser Apparatus von Mathematischen Instrumenten, Machinen &c. so in verschiedene Cabinete eingetheilet, als das Mathematische Staats-Cabinet, darinnen Staterae Docimasticae, Raths Probier-Wagen, Bilances, Pulßwagen, &c. das Geometrische Kunst-Bau-Cabinet, darinnen Pedes mechanici, Meßstäbe &c. das Optische Weisheits-Cabinet, darinnen Tubi &c. ingleichen ein Mathematischer Monarchen und 4. Facultaeten Saal. 6.) Die Exercitia und Music sollen gleichfalls geübet, und 7.) für Information, Stube, Kammern, Tisch, Bette, Holtz und Liecht jährlich von Mittel-Standes Personen 200 Thaler genommen, der Vornehmern Discretion aber nichts fürgeschrieben werden." H.

Das neueste Verzeichniß des antiquarischen Bücherlagers von H. W. Schmidt in Halle No. XLVIII bringt eine Bibliotheca botanica, Botanik im Allgemeinen, speciell und in ihren Beziehungen zur Forstkunde, Gartenwissenschaft und Pharmacie enthaltend (2156 Nummern), eine ausgezeichnete Sammlung von neuen, seltenen älteren und vielen Kupferwerken. S. 44—46 sind einzelne botanische Abhandlungen aus dem 9—21. Bande der Acta Academ. Leop. Carol. (1818—47), und S. 46—48, aus den Mémoires du Museum d'histoire naturelle. 12 tomes. Par. 1815—25, verzeichnet. (Für Entomologen bemerken wir, daß bei Herrn Schmidt bis Ostern d. J. „Meigen's systemat. Beschreibung der bekannten Europäischen zweiflügeligen Insekten" und „Wiedemann's Außer-Europäische zweiflügelige Insekten" zu herabgesetzten Preisen zu haben sind.) H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 5. Mittwoch, den 15. Januar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße Nr. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte der Pariser Kunstausstellungen.

Von Etne Jn. Delecluze.

(Aus dem Journal des Débats.)

Im Jahre 1648 suchten die französischen Künstler, auf Anrathen von Carl Lebrun, der damals schon berühmt war, bei Ludwig XIV. um die Begünstigung nach, eine besondere Gesellschaft bilden zu dürfen, was ihnen denn auch gewährt ward. Die nächste Folge hiervon war die Begründung der königlichen Academie der Malerei, Sculptur und Kupferstecherkunst, die im Jahre 1665 constituirt und eröffnet wurde.

Die Schöpfung dieser Academie gab denen, welche Mitglieder derselben waren, darauf bald die Idee ein, den König um die Erlaubniß, ihre Arbeiten öffentlich ausstellen zu dürfen, zu bitten, um vor den Augen des Publicums die ihnen gewordenen Begünstigungen zu rechtfertigen und nebenbei aus den Kritiken, zu welchen ihre Arbeiten die Veranlassung geben würden, Nutzen zu ziehen.

Auch dies Ersuchen wurde zugestanden, und da fand denn die erste öffentliche Ausstellung der lebenden academischen Künstler in Paris, im Jahre 1673 unter offnem Himmel, im Hofe des Palais Royal, statt. Nach dem Verzeichnisse — eine heutzutage sehr selten gewordene Piece — waren 140 Werke von funfzig Künstlern, nämlich 39 Malern, 6 Bildhauern und 5 Kupferstechern, zu Schau gestellt worden.

Unter jenen funfzig Namen waren zehn, mehr oder minder berühmt, deren Andenken sich erhalten hat, als: Carl Lebrun, Stella, Philippe aus der Champagne, und Boullonger, Geschichtsmaler; van der Meulen und Bourguignon, Schlachtenmaler, und Baptiste, berühmter Blumenmaler. Von den Bildhauern, welche das Verzeichniß nennt, ist Girardon der einzige, der noch heutigen Tages im Rufe steht; die Namen der beiden Kupferstecher Leclerc und Bernard Picard aber sind noch immer in aller Dilettanten Erinnerung.

Von den funfzig Namen des Verzeichnisses von 1673 hat demnach ein Fünftheil der Vergessenheit länger als anderthalb Jahrhundert widerstanden, und wenn, wie es damals hätte geschehen können, N. Poussin, Claude de Lorrain, Mignard, Largillière, Jouvenet, Audran, Nanteuil, Edelinck, Drevet, Coustou und Coisevox sich bei jener ersten Ausstellung auf dem Hofe des Palais Royal betheiligt hätten, so würde, statt der zehn oder zwölf mehr als mittelmäßigen Maler, welche auf dem Verzeichnisse figuriren und ihre Namen als berühmte Maler erhalten haben, dieses fast mit der Hälfte der Aussteller von 1673 der Fall gewesen seyn. Unter funfzig Ausstellern zwanzig als große Künstler berühmt geblieben! Man merke sich dies Verhältniß, auf welches wir bald zurück kommen werden; zuvor wollen wir einen flüchtigen Blick auf den Gang der Ausstellungen werfen, die einander bis auf den heutigen Tag gefolgt sind.

Die zweite Ausstellung hat erst siebenundzwanzig Jahre nach der ersten, Anno 1699, stattgefunden; sie wurde unter den Auspicien von Mansard, im Louvre eröffnet, und Coypel war es, der den Sieg in derselben davon trug. Die Zahl der Stücke, die von den Academikern eingesandt worden waren, belief sich auf 306.

Auf der dritten Ausstellung, im Jahre 1704, zählte man schon 447 Gemälde, 34 Bildhauerarbeiten und 19 Kupferstecherwerke.

Unter Ludwig XV. haben vierundzwanzig Ausstellungen stattgefunden, von welchen die von 1765 die stärkste gewesen ist, aber doch nur 428 Nummern zählte.

Während der Regierung Ludwigs XVI. sind nur neun Ausstellungen vorgekommen, unter welchen die von 1779 nur 293 Artikel, die von 1789 deren aber 339 enthielt.

Im Verlauf der ersten Republik haben acht Ausstellungen stattgefunden. Die Academie war schon 1791 aufgehoben worden, und da der Convent im Jahre 1793 decretirt hatte, daß jeder Künstler, ohne Unterschied, berechtigt seyn sollte seine Werke zur Ausstellung im Louvre einzuschicken, so hob sich die Zahl der Nummern des Catalogs von diesem Jahre mit einem Male auf 1040. Diese Fruchtbarkeit hielt jedoch nicht Stand. Wie leidenschaftlich man zu jener Zeit auch in allen Dingen zu Werke ging, kam man doch bald zu der Einsicht, daß es unstatthaft sey, die Kunsterzeugnisse ohne alle Controle in den Ausstellungen zuzulassen, und da wurde denn, unter dem Vorwande, alles das, was die Sitten und die politischen Ansichten jener Zeit verletzen könne, aus dem Louvre fern zu halten, willkürlich eine Jury niedergesetzt, die selbst ziemlich strenge verfuhr; auch war die Ausstellung im Jahre IX (1801) nur 487 Nummern stark.

Während der Kaiserzeit machte sich bei den Ausstellungen im Louvre wieder eine ansehnliche und mehr regelmäßige Zunahme bemerklich, wie folgendes Verzeichniß ergiebt:

Im Jahre XII 697 Stücke, als: 560 Gemälde, 60 Bildhauerarbeiten, 65 Kupferstich- und 12 Architecturwerke.

Im Jahre 1806 707 Stücke, als: 575 Gemälde, 56 Bildhauerarbeiten, 51 Kupferstich- und 25 Architecturwerke.

Im Jahre 1808 779 Stücke, als: 631 Gemälde, 68 Bildhauerarbeiten, 64 Kupferstich- und 16 Architecturwerke.

Im Jahre 1810 1219 Stück, als: 870 Gemälde, 133 Bildhauerarbeiten, 191 Kupferstich- und 25 Architecturwerke.

Im Jahre 1812 1327 Stücke, als: 1025 Gemälde, 193 Bildhauerarbeiten, 98 Kupferstich- und 11 Architecturwerke.

Diesen fünf Ausstellungen muß noch diejenige beigezählt werden, welche im Jahre 1810 über alle die Kunstwerke gehalten wurde, deren in dem Berichte der Jury über die Decennalprämien erwähnt worden war, wonach sich denn die Zahl dieser Art von Feierlichkeiten während des Consulats und der Regierung Napoleons auf 6 beläuft.

Während der Restauration haben ebenfalls sechs Ausstellungen stattgefunden, nämlich: 1814 über 1528 Stücke; 1817 über 1097 do.; 1819 über 1611 do.; 1822 über 1802 do.; 1824 über 2180 do., und 1827 über 1820 do.

Unter Ludwig Philipp wurden alljährlich Ausstellungen gehalten, und es haben deren während seiner Regierung sechszehn stattgefunden. In der stärksten, vom Jahre 1833, enthielt der Catalog 2925 Nummern; zehn Jahre später, 1843, war er auf die Zahl von 1597 heruntergekommen; in den folgenden Jahren war die Verschiedenheit nie größer als zwischen 2120 und 2500.

Endlich, nach der Februarrevolution, unter der zweiten Republik, weis't der Catalog der Ausstellung die ungeheure Anzahl von 5180 Artikeln nach.

Wenn man nun alle diese Ausstellungen mit einander vergleicht, so ergeben sich folgende Zahlen als das Maximum der von 1673 bis 1848 darin vorgekommenen Gegenstände:

Unter Ludwig XIV. . .	520.
„ Ludwig XV. . .	428.
„ Ludwig XVI. . .	350.
„ der ersten Republik	1040.
„ dem Kaiserreiche .	1327.
„ der Restauration .	2180.
„ Ludwig Philipp . .	2925.
„ der zweiten Republik	5180.

Ich habe zu Anfang dieses Artikels gesagt, daß, wenn die 21 eminenten Künstler, deren Namen ich angegeben, sich den 50 Academikern angeschlossen hätten, welche im Jahre 1673 die erste Ausstellung hielten, fast die Hälfte der Ausstellenden aus berühmten Künstlern bestanden haben würde. Um aber sicher zu gehen, wollen wir dieses nur für ein Drittheil gelten lassen.

Um nun recht genau zu ermitteln, welches Resultat die Ausstellungen im Louvre auf die Förderung der Künste und auf den Kunstbetrieb in einem Zeitraume von 137 Jahren gegeben haben, wollen wir die Ausstellung von 1673 mit der von 1810, welches unstreitig eine der merkwürdigsten des laufenden Jahrhunderts war, vergleichen.

In diesem Jahre hatten in der That, als alleinige Ausnahme, die berühmtesten Künstler des Augenblicks dazu beigetragen, den Glanz dieser Feierlichkeit zu erhöhen. In dem Cataloge von 1810 stehen 395 Maler, 56 Bildhauer, 18 Architecten und 64 Kupferstecher, zusammen 533 Aussteller verzeichnet, die 1219 Werke in das Louvre geschickt hatten.

Unter den 533 Ausstellern zeichneten sich aus: als Maler L. David, Girodet, Gerard, Gros, Guerin, Prud'hon, Carl Vernet, Granet, Valenciennes, Chauvin, Hersent, Isabey der Vater und Turpin de Cresse; als Bildhauer Chaudet, Cartellier und Bosio; als Kupferstecher Berwick und Desnoyers; als Blumenmaler Redouté, und endlich als Architecten Percier, Fontaine und Brongniart.

Nun fordere ich einen jeden, der bei der Frage interessirt ist, auf, den Catalog von 1810 durchzumustern, und zu sehen, ob er außer den von mir angegebenen 21 Namen wohl noch, was ich nicht glaube, einen einzigen heraussinden kann, der als wahrhaft berühmt gelten könnte. Wenn dem aber auch so wäre, so würde sich ergeben, daß im Jahre 1673 ein Drittheil der Ausstellenden namhafte Künstler waren, während im Jahre 1810 das geheiligte Bataillon der Künstler nur den vierundzwanzigsten Theil der 533 Maler, Bildhauer, Kupferstecher und Architecten ausmachte, welche bei der Ausstellung dieses Jahres concurrirten.

So ist die Berechnung, haarscharf gemacht. Da wir hier aber mehr die Geschichte der Kunst, als die der Academie im Auge haben, so wäre es in der Ordnung, auch die eminenten Künstler mitzuzählen, die im Jahre 1673 diesem Corps wohl nicht angehörten, aber doch Frankreich durch ihre Arbeiten verherrlichten, als: N. Poussin, Claude de Lorrain, Mignard, Largillière und andere, die ich schon genannt habe. Wenn man sich die königliche Academie so, wie sie hätte seyn sollen, denkt, dann würden die mit Recht berühmten Künstler von 1673, statt einen Drittheil der Ausstellenden, die Hälfte ausgemacht haben.

Ich habe, um ihre Resultate zu vergleichen, die beiden merkwürdigsten Ausstellungen gewählt, welche innerhalb 137 Jah-

en stattgefunden haben, und in welchen sich die Elite der Künstler bei der großen Kunstepoche in Frankreich bemerkbar gemacht hat. Daraus hat sich denn ergeben, daß von den 50 Ausstellern im Jahre 1673 noch heutigen Tages ein Drittheil als Künstler berühmt ist, während dieses von den 533 Ausstellern im Jahre 1810 nur auf 24 derselben Anwendung findet.

Dieser bedeutungsvollen Thatsache will ich noch eine hinzufügen, die dieses in einem noch höheren Grade zeigt. Nach den sorgfältigsten Forschungen, die ich mit Bezug auf die berühmten Namen der beiden Zeitabschnitte angestellt habe, habe ich deren für 1810 ebensowohl, als für 1673 nicht über 21 herausfinden können, was mich denn in der bei den früheren Ausstellungen zu mehreren Malen geäußerten Meinung bestärkt hat, daß, wie groß auch die Anzahl der Künstler ohne Beruf seyn mag, die ihre Werke in's Louvre tragen, die Zahl der ausgezeichneten Männer, so der Maler wie der Bildhauer, welchen ein wahrhaftes Genie ihrer Kunst zuerkannt werden muß, sich in allen Generationen fast gleich bleibt.

Der General Patrick Gordon.

Unter den Fremden, die in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in russischen Staats- und Kriegsdiensten eine bedeutende Stelle einnahmen, ragt vor allen hervor der Schotte Patrick (in Rußland Peter Iwanowitsch, Patricius und Peteruschka; der Name Patricius Leopoldus kommt nur auf dem Grabsteine vor) Gordon. Geboren den 31. Mai 1635 auf dem Erbbesitzthume seines Vaters John, Achlaichries Castel in dem Kirchspiele Crochdan der Grafschaft Aberdeen in Schottland, verließ er sein Vaterland schon 1651 und bildete sich wissenschaftlich in dem Jesuiter-Collegium zu Braunsberg unweit Frauenburg aus. Im Jahre 1654 schied er aus dieser Anstalt und im Februar (wahrscheinlich 1655) sehen wir ihn in Hamburg; er fand die Stadt voll von schwedischen Officieren, die Soldaten anwarben, und ließ sich, seiner Neigung entsprechend, überreden, unter der schwedischen Cavallerie Dienste zu nehmen. Wie er dann unweit Neu-Sandetz von den Polen 1656 gefangen genommen, polnischer Dragoner in der Compagnie des Starosten von Sandetz, Constantin Lubomirski, gleich nach der Schlacht bei Warschau in demselben Jahre von brandenburgischen Soldaten wieder gefangen genommen, 1658 als Fähndrich in das schwedische Regiment des Obersten Anderson aufgenommen wurde und 1659 seinen zweiten Dienst im polnischen Heere begann, aus diesem im Juli 1661 seinen Abschied erhielt und nun bis zu seinem Tode, am 29. November 1699 in Rußland unter drei Zaaren für militairische Organisationsbestrebungen kräftig und erfolgreich wirkte, in Kriegszügen sich Ehre und Ruhm erwarb, dies Alles ist von Gordon selbst ausführlich und genau erzählt in seinem, in englischer Sprache geschriebenen, längst bekannten, aber nur theilweise veröffentlichten Tagebuche. Im Jahre 1849 ist endlich erschienen:

Tagebuch
des
Generals
Patrick Gordon,
während seiner Kriegsdienste unter den Schweden und Polen vom Jahre 1655 bis 1661, und seines Aufenthaltes in Rußland, vom Jahre 1661 bis 1699,
zum ersten Male vollständig veröffentlicht
durch
Fürst M. A. Obolenski und Dr. phil. M. C. Posselt.
Erster Band.
Moskau. Gedruckt in der Universitäts-Buchdruckerei. 1849.
Leipzig, bei K. F. Köhler.

Das in sehr großem Octavformat splendid gedruckte Werk enthält, außer dem Titelblatte und der Inhaltsanzeige, LXIX Seiten Vorrede und 672 Seiten Text. In der Vorrede ist theils über die Handschrift des Tagebuches, die Uebersetzung und Auszüge u. s. w. desselben berichtet, theils eine gedrängte Uebersicht der Lebensereignisse Gordon's, eine Notiz über seine Söhne u. s. w. gegeben. Sauber lithographirte Bildnisse des Generals, nach einem Gemälde im Winterpalais, in der Gallerie Peter des Großen, und seiner zweiten Gemahlin aus der holländischen Familie Ronaer (die erste war eine Tochter des Obersten von Bockhoven), nach einer Copie in der Ablegekammer der Ermitage, sind beigefügt. Der in diesem Bande gelieferte Text besteht aus zwei Theilen, der erste vier, der zweite drei Capitel enthaltend. Ihr Inhalt ist folgender: 1. Theil, 1. Capitel: Gordon's Jugendschichte. Sein erster Dienst unter den Schweden. 2. Cap.: Erster Dienst unter den Polen. Begebenheiten seit der Einnahme von Krakau durch die Schweden bis auf die Belagerung von Warschau. 3. Cap.: Zweiter Dienst unter den Schweden. Begebenheiten der schwedischen Armee vom J. 1656 bis 1659. Gordon's eigene Begebenheiten und die der Duglassischen Compagnie. 4. Cap.: Zweiter Dienst unter den Polen vom J. 1659—1661. Sein Abschied aus polnischen Diensten. 2. Theil: Gordon's Aufenthalt in Rußland vom J. 1661—1684. 1. Cap.: Gordon's Reise nach Moskau. Seine Ankunft in Moskau und Engagement. Kurze Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten in den nordischen Reichen in den Jahren 1660 und 1661. Gordon's Dienst in Moskau. Begebenheiten bei den Kosaken in der Ukraine vom J. 1660—1665. Gordon's Aufenthalt in Smolensk. Gordon's Gesandtschaftsreise nach England im J. 1666—1667. 2. Cap.: Gordon's Aufenthalt in Cewsk und Zug gegen die Türken im J. 1677. Belagerung der Festung Tschigirin durch die Türken. Gordon's Zurückkunft nach Cewsk und Reise nach Moskau. 3. Cap.: Zweiter Feldzug gegen die Türken. Vertheidigung Tschigirins und Rückzug von da. — Die Seiten 561 bis 671 bringen sehr belehrende und interessante Beilagen und Erklärungen, nämlich: Auszüge aus der gleichzeitigen russischen Schrift von Grigorij Kotoschichin (nicht Koschichin, wie der Titel hat): „Ueber Rußland während der Regierung des Zaaren Alexei Michailowitsch" (1838 in der Universitäts-Bibliothek zu Upsala aufgefunden und 1840 in St. Petersburg von der archäologischen Commission zum Druck befördert). Diese Auszüge ertheilen den Lesern des Tagebuches authentische, nirgends so genügend zu findende, Auskunft

über die zaarischen Beamten, über die Höfe (Dwori), über die Behörden (Prikase) und das Militairwesen. 2) Officielle Papiere und Berichte, welche auf die nach Rußland gekommenen Glieder des Geschlechtes Gordon Bezug haben und im Archive des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten zu Moskau aufbewahrt werden. 3) Einzelne Anmerkungen zu dem 2. Theil des Gordonschen Tagebuches.

Der Hauptgesichtspunkt, aus welchem Gordon's Aufzeichnungen zu betrachten sind, muß allerdings der militairische sein; und in dieser Hinsicht sind sie von großem Werthe, indem sie z. B. ausführliche Werke über den polnischen Krieg, über die Geschichte Carl Gustav's und Johann Kasimir's mehrfach berichtigen und ergänzen. Aber auch zur Kenntniß der Staatsgeschichte der nordischen Reiche, so wie der geographischen und topographischen Zustände Rußlands während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, bieten sie nicht unwichtige Beiträge dar. — Was in Gordon's Familie, im Kreise seiner Freunde und Bekannten sich zutrug, die Lebensschicksale vieler Zeitgenossen, eine Menge kleiner Notizen aller Art, den Inhalt zwischen den kriegführenden Mächten abgeschlossener Conventionen u. dgl. findet man gleichfalls in dem Tagebuche. In seiner ursprünglichen Vollständigkeit bestand es aus acht oder neun, zum Theil sehr starken Bänden in Quarto. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts besaß ein gewisser Gordon, Uebersetzer bei der Admiralität in St. Petersburg, einen Theil desselben (die beiden ersten Bände, einen aus der Mitte und den letzten), welchen Graf Alexander Sergeiwitsch Stroganow 1759 von der Witwe kaufte. Der gelehrte Historiograph G. F. Müller wurde mit der Benutzung und Ausbeutung beauftragt; er erinnerte sich bei der Durchsicht des Tagebuches, daß von Baier bei der Abfassung der Geschichte Asow's in seiner (Müller's) „Sammlung Russischer Geschichte" (1737) ein Theil des Fehlenden zu Grunde gelegt sei. Später gelang es ihm, diesen Theil des Manuscripts (zwei starke Bände) in dem Archive des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten aufzufinden, so daß ihm jetzt sechs Bände, nämlich von den Jahren 1635—1659, 1659—1667, 1677. 1678, 1684—1690, 1690—1695, 1695—1699 (excl.) vorlagen. Die vom Grafen Stroganow erworbenen Bände wurden durch Schenkung Müller's Eigenthum und kamen nach dessen Tode mit allen seinen Manuscripten und Büchern in das erwähnte Archiv. Müller begann einen umfassenden Auszug in deutscher Sprache; die Fortsetzung und Vollendung dieser Arbeit verdanken wir dem Akademiker Stritter. In der Vorrede zu dem kürzlich veröffentlichten Tagebuche ist von den verschiedenen Bruchstücken, u. s. w., desselben, die von 1782 bis 1834 in russischer Sprache erschienen, nähere Kunde gegeben. Stritter übersetzte das Tagebuch nur bis zum Jahre 1691; gedruckt wurde seine Uebersetzung oder sein Auszug nicht. Der Fürst M. A. Obolenski, Chef des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten zu Moskau, bewahrt die erste Abtheilung von Anfang bis 1661 in seiner Bibliothek, Professor Pogodin zu Moskau den an diese sich anschließenden größeren Theil bis zum Jahre 1691. Nach dem Müller-Stritter'schen Manuscripte ist nun die Ausgabe veranstaltet, und bleiben nur der Rest und Schluß von 1691 an aus der englischen Urschrift in's Deutsche zu übertragen übrig. Unausgefüllte Lücken finden sich von 1667 bis 1677 und von 1678 bis 1684; vielleicht bringt ein glücklicher Zufall auch die noch fehlenden Bände, welche diese Jahre umfassen, an's Licht.

Bis zu dem Zeitpunkte, da Gordon seine Thätigkeit in Rußland begann, sind in 295 Noten die abweichenden Angaben Kochowski's, Pufendorf's, Rudawski's u. A. mitgetheilt und beleuchtet.

Was wir nun in dem zweiten (vielleicht schon ausgegebenen, uns aber noch nicht zugekommenen) Bande zu erwarten haben, wird natürlich noch auf größere Theilnahme Anspruch machen können, als der übrigens schon hinlänglich interessante Inhalt des ersten Bandes; denn Gordon wird uns dort in einem ganz anderen Wirkungskreise erscheinen, in einer Stellung und in einem Verhältnisse zum Zaaren, deren höchst folgenreiche Ergebnisse, wie im Vorwort sehr richtig bemerkt ist, gewiß nicht zur Genüge bekannt und gewürdigt sind. War auch Gordon schon vom Zaaren Alexei Michailowitsch nach Verdienst erkannt, so blieb ihm doch die einflußreichste Periode seines Lebens erst für die Zeit vorbehalten, als der junge geniale Zaar Peter Alexeiwitsch um sich einen Kreis von Männern bildete, die er berief und wählte, bei der Gründung seines großen Werkes thatkräftig mitzuwirken. „Wenn unter diesen Männern", heißt es in der Vorrede, „Einer mit Recht genannt zu werden verdient, und wenn Einer als Leiter der Ideen bei dem jungen Zaaren, so wie als Mitarbeiter für die Realisirung derselben sich große Verdienste erwarb, so war es gewiß Patrick Gordon. Keiner hat dieses vielleicht so sehr und im aufrichtigen Sinne anerkannt, als der kaiserliche Reformator selbst. Dafür legen zur Genüge nicht sowohl die rührenden Scenen bei dem Tode und der Beerdigung des Generalen Gordon, in denen Peter der Große als der theilnehmendste, auf das Schmerzlichste betroffene Leidtragende sich darstellt, Zeugnisse ab, als vielmehr das hingebende Vertrauen, welches, wir möchten sagen, dem freimüthigen Rathgeber und Freunde stets in erhöhtem Maaße gezollt wurde, auf das Bestimmteste dafür spricht. Wenn wir lesen, wie der Kaiser diesen Mann fast täglich zu sehen, um sich zu haben, mit ihm zu arbeiten und unter seiner Leitung alles Mögliche auszuführen, ihn in seiner Wohnung besuchend, ganze Tage und Nächte, theils sich belustigend, theils sich belehrend mit ihm zu verleben das Verlangen und Bedürfniß hatte; so liefert uns dieses ein Bild von dem Verhältnisse eines großen Herrschers zu einem würdigen Unterthanen, welches wir uns nicht einflußreicher und ersprießlicher denken können."

Waren Müller und Stritter ohne Zweifel die geeigneten Gelehrten, mit Umsicht das Wichtigere des Gordon'schen Tagebuches ganz, minder Wichtiges in kürzeren Andeutungen zu übersetzen; so können wir dennoch nicht verhehlen, daß eine vollständige Uebersetzung uns eine willkommenere Gabe gewesen wäre. Von einem Manne, wie Gordon, hört man gerne selbst Unbedeutendes erzählen; so z. B. die weggelassenen Scenen des Originals zwischen Gordon und der Tochter seines ehemaligen Wirthes, des Podstarosten von Maly Lummi, zum Anfang des 3. Capitels des ersten Theils (— Gordon berichtet im 2. Capitel, daß er bei jener Gelegenheit die polnische Sprache erlernt, da sich besonders die Tochter viele Mühe gegeben, seine Aussprache zu verbessern, ihm verliebte Fragen, Lieder und Räthsel vorzulegen —) sind vermuthlich interessant genug. Auch die Abkürzung der Beschrei-

bung der Reise Gordon's von Riga nach England und zurück wird manchem Leser nicht angenehm sein. — Zu bemerken ist noch, daß im Originale Gordon stets in der ersten, in der Uebersetzung in der dritten Person spricht.

Wir haben oben gesagt, daß Gordon in Hamburg den Entschluß faßte, sich der militairischen Laufbahn zu widmen; wir begegnen ihm auf seiner Reise nach und von England in unserer Vaterstadt später noch zweimal wieder. Zuerst den 6. August 1666 von Lübeck kommend. Er logirte in der Steinstraße im Gasthofe „zu der Stadt Reval" und nennt die Herren Nathanael Cambridge, Verpoorten und Kenedy, von welchen er Besuche empfing; den 7. ging er nach Altona, wo er dem (katholischen) Gottesdienste beiwohnte; den 11. Aug. verließ er Hamburg und setzte von Harburg aus seine Reise zu Lande fort. — Während seiner Heimreise über Holland, 1667, hörte er, daß die Königin Christina in Hamburg am 4. März einen Ball geben würde, beschleunigte daher seine Reise, kam aber erst am 8., Abends, an, und erfuhr „zu seinem großen Verdrusse", daß der Ball bereits gegeben. „Den 9. hörte der Obriste Gordon mit der stählernen Hand (er kommt oft im Tagebuche vor), daß unser Gordon angekommen sei, und kam mit Herrn Cambridge, der Gordon ein Packet aus Rußland einhändigte. . . . . . Den 10. schickte der Obriste Malyson einen Officier, Gordon zu bewillkommnen, und ließ sich entschuldigen, daß er selbst nicht kommen könne, weil er bettlägerig sei; bat aber, daß Gordon, da er als Privatperson gekommen, sich seines Wagens und seiner Leute bedienen möge; er werde solches als eine besondere Gefälligkeit ansehen. Gordon dankte ihm sehr, und versprach, sobald er könnte, beim ihm seinen Besuch abzustatten. Gordon speis'te bei dem Obristen Gordon mit der stählernen Hand zu Mittag. Nach Tische kam der Feldmarschall Würz. . . . . Er erfuhr in Hamburg den Tod seines ehemaligen Befehlshabers, des edelmüthigen Lubomirski, und daß ein dreizehnjähriger Stillstand zwischen dem Zaaren und dem Könige von Polen geschlossen sei. „Gordon verließ sein bisheriges Quartier und zog in die Stadt, in das Gasthaus „zum weißen Roß", wo er besser bedient wurde." . . . . „Da sich die Königin Christina noch in Hamburg befand, so ließ Gordon derselben sein Verlangen, ihrer Majestät vorgestellt zu werden, vortragen; welches dieselbe allergnädigst erlaubte. Gordon begab sich also mit dem Obristen Gordon mit der stählernen Hand dahin. Sie wurden durch einen italienischen Marchese in ein großes Zimmer geführt, an dessen oberem Ende die Königin stand. Als sie Gordon sah, und daß er nach seiner ersten Verbeugung sich näherte, so kam sie ihm bis auf die Hälfte des Zimmers entgegen, zog ihre Handschuhe aus und gab ihm ihre Hand zu küssen. Er hielt eine kurze Anrede an die Königin in hochdeutscher Sprache, sie dankte ihm, und bat ihn, in dem Zimmer mit ihr auf- und abzugehen. Er sprach ohngefähr eine halbe Stunde mit ihr, hörte darauf in eben demselben Zimmer eine kurze Messe und beurlaubte sich; er wurde durch einen Edelmann die Treppe hinunter bis an seine Kutsche begleitet." Am 23. kam er aus Lübeck zurück, wohin er sich begeben, um mit Herrn Johann von Schweden, der sich dort mit seiner Familie befand, wegen der gemeinschaftlichen Reise nach Rußland Abrede zu nehmen. Zwei Obriste, Schultz und Olefeld (Ahlefeld?), wollten mit ihren Officieren in russische Kriegsdienste treten; Gordon rieth ihnen aber davon ab u. s. w. Er wurde im englischen Hause bewirthet, machte seine Abschiedsbesuche, beurlaubte sich am 2. April Abends bei der Königin von Schweden, welche sich sehr gnädig gegen ihn bezeigte, und reis'te am 3. nach Lübeck, wo er sich drei Wochen aufhielt. (Der Verfasser hat sich bei der Angabe der Tage überall des neuen Stils oder des Gregorianischen Kalenders bedient.)

Wir werden später ein Bruchstück aus dem Kriegsleben Gordon's mittheilen; zum Schlusse noch eine kleine Notiz, die vielleicht von deutschen Bibliographen berichtigt werden kann. Der wirkliche Staatsrath Turgenew kaufte 1835 in London ein Werkchen in englischer Sprache über die Begebnisse des Generals Gordon von 1681 bis 1698, nach seinem Tagebuche abgefaßt, von dem die Herausgeber aber nicht angeben können, wann und von wem. Es ist uns auch nicht gelungen, den Titel eines solchen Buches aufzufinden. Möglich wäre es, daß C. A. Gordon bei seiner Concise History of the Ancient and Illustrious House of Gordon, from the origin of the Name to the present time, with an Account of the Pedigree of his Grace the Duke of Gordon, and of the Rt. Honble. the Earl of Aboyne, and the Lord Andrew Count Gordon, all faithfully collected from Scotch and Foreign Historians, Manuscripts, Records, and Registers. Aberdeen, printed for the Author, 1754. 12., einem in England selbst seltenen Buche, Patrick Gordon's Tagebuch benutzte und dieses das in London gekaufte Werk sei. Eine andere, von W. Gordon geschriebene, auch seltene Familiengeschichte (Edinb., printed by Tho. Ruddiman for the Author. 1726. 2 Bände) reicht nur bis 1690. — In Thomas Thorpe's Manuscripten-Catalog von 1834 kommt vor, was hier beiläufig erwähnt werden mag: Long and interessant letter of Thomas Gordon Esq., Brother of the Countess of Kintore, and Representative of the House of Huntley. 1810. — Pedigree of the family of Gordon, by Rouge Croix; in der Note ist bemerkt, es seien darin viele genealogische Details über die Familie enthalten. — Ein ziemlich langes Verzeichniß von Gordon's, die als Schriftsteller aufgetreten, ließe sich leicht zusammenstellen (im 3. Bande des Catalogs des Brittischen Museums von 1813 füllen sie zwei Seiten); am bekanntesten ist als solcher der Schwiegersohn unseres Generals, der russische General-Major Alexander Alexandrowitsch Gordon, der eine Geschichte Peter des Großen verfaßte (Aberdeen 1755, 2 Bände.

Dr. F. L. Hoffmann.

Sommergeschichten und Lieder,

von Theodor Storm.

Berlin. Verlag von Alexander Duncker, königl. Hofbuchhandlung. 1851. VIII und 150 Seiten.

Die vorliegende Sammlung, Prosa und Verse enthaltend, eine Festgabe wie es scheint, kündigt sich selbst in der Widmung anspruchslos so an: „Sommergeschichten" habe ich auf den

Titel geschrieben; um das Wesen der Geschichten zu bezeichnen, hätte ich „Situationen" schreiben müssen. Lieber aber als eine Classification habe ich ihnen einen Namen mitgeben wollen; und, weil sie Dir geweiht sind, so heißen sie „Sommergeschichten" nach der schönen, an unserer Küste nur zu kurzen Zeit des Jahres, die Du, wenn sie fern ist, so sehr ersehnst, wenn sie da ist, so voll zu genießen weißt; — die Dir, was immer unter den Menschen geschehen möge, auch dieses Jahr, und wolle Gott! noch viele Jahre Deine geliebten Rosen bringen wird!"

Die Sommergeschichten sind: Im Saal. Der kleine Häwelmann. (Ein Kindermärchen.) Immensee. Posthuma: Marthe und ihre Uhr. Wir haben einige derselben schon früher im „Schleswig-Holsteinischen Volkskalender" gelesen und in den Anzeigen desselben sie hervorgehoben. Sie sind wirklich mehr als „Situationen", für welche der Verfasser sie nur gelten lassen will, selbst die erste (die sich diesen Namen allenfalls gefallen lassen könnte), wovon unsere Leser sich selbst überzeugen mögen.

Im Saal.

Am Nachmittag war Kindtaufe gewesen; nun war es gegen Abend. Die Eltern des Täuflings saßen mit den Gästen im geräumigen Saal, unter ihnen die Großmutter des Mannes; die Andern waren ebenfalls nahe Verwandte, junge und alte, die Großmutter aber war ein ganzes Geschlecht älter, als die ältesten von diesen. Das Kind war nach ihr „Barbara" getauft worden; doch hatte es auch noch einen schöneren Namen erhalten, denn Barbara allein klang doch gar zu altfränkisch für das hübsche kleine Kind. Dennoch sollte es mit diesem Namen gerufen werden: so wollten es beide Eltern, wie viel auch die Freunde dagegen einzuwenden hatten. Die alte Großmutter aber erfuhr nichts davon, daß die Brauchbarkeit ihres langbewährten Namens in Zweifel gezogen war.

Der Prediger hatte nicht lange nach Verrichtung seines Amtes den Familienkreis sich selbst überlassen; nun wurden alte, liebe, oft erzählte Geschichten hervorgeholt und nicht zum letzten Male wieder erzählt. Sie kannten sich Alle; die Alten hatten die Jungen aufwachsen, die Aeltesten die Alten grau werden sehen; von Allen wurden die anmuthigsten und spaßhaftesten Kindergeschichten erzählt; wo kein Anderer sie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte Niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen hinter der Geburt aller Andern; die außer ihr selbst etwas davon wissen konnten, hätten weit über alles Menschenalter hinaus sein müssen. — Unter solchen Gesprächen war es abendlich geworden. Der Saal lag gegen Westen, ein rother Schimmer fiel durch die Fenster noch auf die Gypsrosen an den weißen, mit Stuckaturarbeit gezierten Wänden; dann verschwand auch der. Aus der Ferne konnte man ein dumpfes eintöniges Rauschen in der jetzt eingetretenen Stille vernehmen. Einige der Gäste horchten auf.

Das ist das Meer, sagte die junge Frau.

Ja, sagte die Großmutter, ich habe es oft gehört; es ist schon lange so gewesen.

Dann sprach wieder Niemand; draußen vor den Fenstern in dem schmalen Steinhof stand eine große Linde, und man hörte, wie die Sperlinge unter den Blättern zur Ruhe gingen. Der Hauswirth hatte die Hand seiner Frau gefaßt, die still an seiner Seite saß, und heftete seine Augen auf die krause alterthümliche Gypsdecke.

Was hast Du? fragte ihn die Großmutter.

Die Decke ist gerissen, sagte er, die Simse sind auch gesunken. Der Saal wird alt, Großmutter, wir müssen ihn umbauen.

Der Saal ist noch nicht so alt, erwiederte sie, ich weiß noch wohl, als er gebaut wurde.

Gebaut? Was war den früher hier?

Früher? wiederholte die Großmutter; dann verstummte sie eine Weile, und saß da wie ein lebloses Bild; ihre Augen sahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schotten der Dinge, deren Wesen lange dahin war. Dann sagte sie: Es ist achtzig Jahre her; dein Großvater und ich, wir haben es uns oft nachher erzählt, — die Saalthür führte dazumalen nicht in einen Hausraum, sondern aus dem Hause hinaus in einen kleinen Ziergarten; es ist aber nicht mehr dieselbe Thür, die alte hatte Glasscheiben, und man sah dadurch gerade in den Garten hinunter, wenn man zur Hausthür hereintrat. Der Garten lag drei Stufen tiefer, die Treppe war an beiden Seiten mit buntem chinesischen Geländer versehen. Zwischen zwei von niedrigem Bux eingefaßten Rabatten führete ein breiter mit weißen Muscheln ausgestreuter Steig nach einer Lindenlaube, davor zwischen zweien Kirschbäumen hing eine Schaukel; zu beiden Seiten der Laube an der hohen Gartenmauer standen sorgfältig aufgebundene Aprikosenbäume. — Hier konnte man Sommers in der Mittagsstunde deinen Urgroßvater regelmäßig auf- und abgehen sehen, die Aurikeln und holländischen Tulpen auf den Rabatten ausputzend oder mit Bast an weiße Stäbchen bindend. Er war ein strenger, accurater Mann mit militairischer Haltung und seine schwarzen Augenbrauen gaben ihm bei den weißgepuderten Haaren ein vornehmes Ansehen.

So war es einmal an einem August-Nachmittage, als dein Großvater die kleine Gartentreppe herabkam; aber dazumalen war er noch weit vom Großvater entfernt. — Ich seh' es noch vor meinen alten Augen, wie er mit schlankem Tritt auf deinen Urgroßvater zuging. Dann nahm er ein Schreiben aus einer sauber gestickten Brieftasche und überreichte es mit einer anmuthigen Verbeugung. Er war ein feiner junger Mensch mit sanften freundlichen Augen, und der schwarze Haarbeutel stach angenehm bei den lebbaften Wangen und dem perlgrauen Tuchrocke ab. — Als dein Urgroßvater das Schreiben gelesen hatte, nickte er und schüttelte deinem Großvater die Hand. Er mußte ihm schon gut sein, denn er that selten dergleichen. Dann wurde er in's Haus gerufen, und dein Großvater ging in den Garten hinab.

In der Schaukel vor der Laube saß ein achtjähriges Mädchen; sie hatte ein Bilderbuch auf dem Schooß, worin sie eifrig las; die klaren goldenen Locken hingen ihr über das heiße Gesichtchen herab, der Sonnenschein lag brennend daranf.

Wie heißt du? fragte der junge Mann.

Sie schüttelte das Haar zurück, und sagte: Barbara.

Nimm dich in Acht, Barbara, deine Locken schmelzen ja in der Sonne.

Die Kleine fuhr mit der Hand über das heiße Haar, der junge Mann lächelte, und es war ein sehr sanftes Lächeln. — — Es hat nicht Noth, sagte er; komm, wir wollen schaukeln.

Sie sprang heraus: Wart, ich muß erst mein Buch verwahren. Dann brachte sie es in die Laube. Als sie wiederkam, wollte er sie hineinheben. Nein, sagte sie, ich kann ganz allein.

Dann stellte sie sich auf das Schaukelbrettchen und rief: Nur zu! — Und nun zog dein Großvater, daß ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links um die Schultern tanzte; die Schaukel mit dem kleinen Mädchen ging im Sonnenschein auf und nieder, die klaren Locken wehten ihr frei von den Schläfen. Und immer ging es ihr noch nicht hoch genug! Als aber die Schaukel rauschend in die Lindenzweige flog, fuhren die Vögel zu beiden Seiten aus den Spalieren, daß die überreifen Aprikosen auf die Erde herabrollten.

Was war das? sagte er, und hielt die Schaukel an.

Sie lachte, wie er so fragen könne. Das war der Iritsch, sagte sie, er ist sonst gar nicht so bange.

Er hob sie aus der Schaukel, und sie gingen zu den Spalieren; da lagen die dunkelgelben Früchte zwischen dem Gesträuch. Dein Iritsch hat dich tractirt! sagte er. Sie schüttelte mit dem Kopf und legte eine schöne Aprikose in seine Hand. Dich! sagte sie leise.

Nun kam der Urgroßvater wieder in den Garten zurück. Nimm er sich in Acht, sagte er lächelnd, er wird sie sonst nicht wieder los. Dann sprach er von Geschäftssachen, und beide gingen in's Haus.

Am Abend durfte die kleine Barbara mit zu Tisch sitzen; der junge freundliche Mann hatte für sie gebeten. — So ganz, wie sie es gewünscht hatte, kam es freilich nicht; denn der Gast saß oben an ihres Vaters Seite; sie aber war nur noch ein kleines Mädchen, und mußte ganz unten bei dem allerjüngsten Schreiber sitzen. Darum war sie auch sobald mit ihrem Essen fertig; dann stand sie auf und schlich sich an den Stuhl ihres Vaters. Der aber sprach mit dem jungen Mann so eifrig über Conto und Disconto, daß dieser für die kleine Barbara gar keine Augen hatte. — Ja, ja, es ist achtzig Jahre her; aber die alte Großmutter denkt es noch wohl, wie die kleine Barbara damals recht sehr ungeduldig wurde und auf ihren guten Vater gar nicht zum Besten zu sprechen war. Die Uhr schlug zehn, und nun mußte sie gute Nacht sagen. Als sie zu deinem Großvater kam, fragte er sie: Schaukeln wir morgen? und die kleine Barbara wurde wieder ganz vergnügt. — Er ist ja ein alter Kindernarr, er! sagte der Urgroßvater; aber eigentlich war er selbst recht unvernünftig in sein kleines Mädchen verliebt.

Am andern Tage gegen Abend reiste dein Großvater fort.

Dann gingen acht Jahre hin. Die kleine Barbara stand oft zur Winterzeit an der Glasthür und hauchte die gefrornen Scheiben an; dann sah sie durch das große Guckloch in den beschneiten Garten hinab, und dachte an den schönen Sommer, an die glänzenden Blätter und an den warmen Sonnenschein, an den Iritsch, der immer in den Spalieren nistete, und wie einmal die reifen Aprikosen zur Erde gerollt waren, und dann dachte sie an einen Sommertag, wenn sie an den Sommer dachte. — So gingen die Jahre hin; die kleine Barbara war nun doppelt so alt, und eigentlich gar nicht mehr die kleine Barbara; aber der eine Sommertag stand noch immer als ein heller Punkt in ihrer Erinnerung. — Dann war er endlich eines Tages wirklich wieder da.

Wer? fragte lächelnd der Enkel, der Sommertag?

Ja, sagte die Großmutter, ja, dein Großvater. Es war ein rechter Sommertag.

Und dann? fragte er wieder.

Dann, sagte die Großmutter, gab es ein Brautpaar, und die kleine Barbara wurde deine Großmutter, wie sie hier unter euch sitzt und die alten Geschichten erzählt. — So weit war's aber noch nicht. Erst gab es eine Hochzeit, und dazu ließ dein Urgroßvater den Saal bauen. Mit dem Garten und den Blumen war's nun wohl vorbei; es hatte aber nicht Noth, er bekam bald lebendige Blumen zur Unterhaltung in seinen Mittagsstunden. Als der Saal fertig war, wurde die Hochzeit gehalten. Es war eine lustige Hochzeit, und die Gäste sprachen noch lange nachher davon. — Ihr, die ihr hier sitzt, und die ihr jetzt allenthalben dabei sein müßt, ihr wart freilich nicht dabei; aber eure Väter und Großväter, eure Mütter und Großmütter, und das waren auch Leute, die ein Wort mitzusprechen wußten. Es war damals freilich noch eine stille, bescheidene Zeit; wir wollten noch nicht Alles besser wissen, als die Majestäten und ihre Minister; und wer seine Nase in die Politik steckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen. Die Dienstmädchen hießen noch alle Trine oder Stine, und jeder trug den Rock nach seinem Stande. Jetzt tragt ihr sogar Schnurrbärte wie Junker und Cavaliere. Was wollt ihr denn? Wollt ihr alle mit regieren?

Ja, Großmutter, sagte der Enkel.

Und der Adel, und die hohen Herrschaften, die doch dazu geboren sind? Was soll aus denen werden?

Oh — — Adel — — sagte die junge Mutter, und sah mit stolzen liebevollen Augen zu ihrem Manne hinauf.

Der lächelte und sagte: Streichen, Großmutter; oder wir werden alle Freiherren, ganz Deutschland mit Mann und Maus. Sonst seh ich keinen Rath.

Die Großmutter erwiderte nichts darauf; sie sagte nur: Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeschichten geredet; die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren eben so vergnügt dabei, als ihr in euren neumodischen Gesellschaften. Bei Tische wurden spaßhafte Räthsel aufgegeben und Leberreime gemacht, beim Dessert wurde gesungen „Gesundheit, Herr Nachbar, das Gläschen ist leer“ und alle die andern hübschen Lieder, die nun vergessen sind; dein Großvater mit seiner hellen Tenorstimme war immer herauszuhören. — Die Menschen waren damals noch höflicher gegen einander; das Disputiren und Schreien galt in einer feinen Gesellschaft für sehr unziemlich. — Nun, das ist Alles anders geworden; — aber dein Großvater war ein sanfter, friedlicher Mann. Er ist schon lange nicht mehr auf dieser Welt; er ist mir weit vorausgegangen; es wird wohl Zeit, daß ich nachkomme.

Die Großmutter schwieg einen Augenblick, und es sprach Niemand. Nur ihre Hände fühlte sie ergriffen; sie wollten sie Alle noch behalten. Ein friedliches Lächeln glitt über das alte liebe Gesicht; dann sah sie auf ihren Enkel und sagte: Hier im Saal stand auch seine Leiche; du warst damals erst sechs Jahre alt, und standest am Sarg zu weinen. Dein Vater war ein strenger rücksichtsloser Mann. Heule nicht Junge, sagte er, und hob dich auf den Arm. Sieh her, so sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist. Dann wischte er sich heimlich selbst eine Thräne vom Gesicht. Er hatte immer eine große Verehrung für deinen Großvater gehabt. Jetzt sind sie Alle hinüber; — und heute hab' ich hier im Saal meine Urenkelin aus der Taufe gehoben, und ihr habt ihr den Namen eurer alten Großmutter ge-

geben. Möge der liebe Gott sie eben so glücklich und zufrieden zu meinen Tagen kommen lassen.

Die junge Mutter fiel vor der Großmutter auf die Knie und küßte ihre feinen Hände.

Der Enkel sagte: Großmutter, wir wollen den alten Saal ganz umreißen und wieder einen Ziergarten pflanzen; die kleine Barbara ist auch wieder da. Die Frauen sagen ja, sie ist dein Ebenbild; sie soll wieder in der Schaukel sitzen und die Sonne soll wieder auf goldne Kinderlocken scheinen; vielleicht kommt dann auch eines Sommer-Nachmittags der Großvater wieder die kleine chinesische Treppe herab, vielleicht — —

Die Großmutter lächelte: Du bist ein Phantast, sagte sie, dein Großvater war es auch."

Von den Gedichten sind die mit einem * bezeichneten aus dem „Liederbuche dreier Freunde, Theod. Mommsen, Theod. Storm, Tycho Mommsen (Kiel, Schwers'sche Buchhandlung, 1843)", welches nach Verdienst bei seinem Erscheinen eine so beifällige Aufnahme fand. Wir wählen aus den übrigen, unter denen: „Sturmnacht", das scherzhaft: „Von Katzen", „Ständchen" und die Mährchen-Scene „Schneewittchen" uns besonders angesprochen, das folgende:

Weihnachtsabend.

An die hellen Fenster kommt er gegangen
Und schaut in des Zimmers Raum:
Die Kinder alle tanzten und sangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum.

Da pocht ihm das Herz, daß es will zerspringen;
O, ruft er, laßt mich hinein,
Was Frommes, was Fröhliches will ich euch singen
Zu dem hellen Kerzenschein.

Und die Kinder kommen, die Kinder ziehen
Zur Schwelle den nächtlichen Gast;
Still grüßen die Alten, die Jungen umknieen
Ihn schon in geschäftiger Hast.

Und er singt: „Weit glänzen da draußen die Lande
Und locken den Knaben hinaus;
Mit klopfender Brust, im Reisegewande
Verläßt er das Vaterhaus.

Da trägt ihn des Lebens breitere Welle —
Wie war so weit die Welt!
Und es findet sich mancher gute Geselle,
Der's treulich mit ihm hält.

Tief bräunt ihm die Sonne die Blüthe der Wangen
Und der Bart umsprosset das Kinn;
Den Knaben, der blond in die Welt gegangen,
Wohl nimmer erkennet ihr ihn.

Aus goldnen und aus blauen Reben
Es mundet ihm jeder Wein;
Und dreister greift er in das Leben
Und in die Saiten ein.

Und für manche Dirne mit schwarzen Locken
Im Herzen findet er Raum; —
Da klingen durch das Land die Glocken,
Ihm war's wie ein alter Traum.

Wohin er kam, die Kinder sangen,
Die Kinder weit und breit,
Die Kerzen brannten, die Stimmlein klangen,
Das war die Weihnachtzeit.

Da fühlte er, daß er ein Mann geworden;
Hier gehörte er nicht dazu.
Hinter den blauen Bergen im Norden
Ließ ihm die Heimath nicht Ruh.

An die hellen Fenster kam er gegangen
Und schaut in des Zimmers Raum;
Die Schwestern und Brüder tanzten und sangen
Ein Christlied am Taxusbaum." —

Da war es, als würden lebendig die Lieder
Und nahe, der eben noch fern;
Um den Taxus tanzten Schwestern und Brüder
Und sangen ein Lied vom Herrn.

Da kann er nicht länger das Herz bezwingen,
Er breitet die Arme aus:
O schließet mich ein in das Preisen und Singen,
Ich bin ja der Sohn vom Haus!

Das Büchlein ist vom Verleger geschmackvoll ausgestattet. H.

Miscelle.

Pariser Blätter berichten unterm 5. d. von dort u. a. „Gestern Vormittag sah man einen sehr einfachen Leichenwagen aus der Schwalbenstraße, in der Nähe der St. Michaelisbrücke, abfahren, gefolgt von einer alten Frau, die einen alten und kümmerlichen Hund am Bande führte. Es war dies das traurige Leichenbegängniß einer der Merveilleuses, die unter dem Directorium und dem Consulate das größte Aufsehen gemacht haben. Tochter einer armen Fruchthändlerin, in der Straße St. Victor, aber von einer merkwürdigen Schönheit, hatte sie im Jahre VI unter den Gallerieen des Nationalpalastes gestrahlt. Der Marquis von Hertford, vor einigen Jahren in London verstorben, sah Tuberosa (unter diesem Namen war sie bekannt), verliebte sich sterblich in sie, und machte sie zu seiner Favorit-Sultanin. Sie bekam ihr eignes Hôtel in der Straße Caumartin, vierspännige Equipage, Logen in allen Haupttheatern, und eine Toilette wie eine Kaiserin. Auf drei Longchampsfahrten stellte sie die gesammte Pariser Aristocratie durch ihren Luxus in Schatten. Als sie darnach aber die Liebe des Marquis leichtsinniger Weise verscherzt hatte, versank sie aus ihrem vormaligen Glanze immer mehr, so, daß sie zuletzt ihr Leben nur noch durch einen kleinen Geflügelhandel fristen konnte."

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 6. Sonnabend, den 18. Januar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Camille Desmoulins.

In dem Feuilleton des Journal des Débats hat Herr Cuvillier Fleury die jüngst erschienene Biographie des Obengenannten — bekanntlich einer der Heroen des immensen Trauerspiels der ersten französischen Revolution, — von Ed. Fleury, wie folgt, beschrieben.

Camille Desmoulins war ein Demagoge schlimmsten Schlages. Er gehörte der Gattung von Revolutionairs an, die ein verderbter Instinct und persönliche Habgier in das revolutionaire Treiben lockte.

Ich weiß, daß ich, indem ich in dieser Weise den ersten Pinselstrich thue, um die Physionomie von Camille Desmoulins zu geben, fast mit allen denjenigen in Widerspruch gerathe, die ihn als warmen Anhänger der französischen Revolution zu schildern gesucht haben. Der illusterste Geschichtschreiber der revolutionairen Epoche, spricht von der naiven Etourderie Camille's. Ein andrer eminenter Schriftsteller legt ihm ein sanftes und zärtliches Gemüth bei. Auch der sehr gefügige Lamartine sieht in ihm nur einen Etourdi: „sein Tod war eine Etourderie, wie sein Leben;" und der Autor der Biographie, die ich vor Augen habe, und der ich zum Theil die Elemente einer entgegengesetzten Meinung entnehme, Herr Ed. Fleury selber, sagt irgendwo in seinem Werke: „Indem „Camille die Republik predigte, folgte er nur einem energi„schen Impulse seines Gefühls .... es war bei ihm „Sache der Ueberzeugung, diese mochte nun ver„brecherisch oder übertrieben seyn oder nicht."

Gleichviel, mir ist Camille Desmoulins, trotz der Unbesonnenheiten seines Lebens, trotz seines schaurigen Endes, und trotz Robespierre's und Lucile's, nimmermehr der interessante junge Mann, den man aus ihn hat machen wollen. In meinen Augen ist Camille Desmoulins unter den gewaltsamen Zerstörern des Thrones Ludwigs XVI. einer der Straffälligsten, in dem revolutionairen Haufen einer der Aergsten unter den Schlechten gewesen.

Ich weiß schon, daß man mir mit der stereotypen Phrase entgegentreten wird: „er war doch ein guter Vater und ein guter Gatte, ein guter Sohn und guter Bürger; und wenn ich beweisen will, daß es damit nicht viel auf sich gehabt hat, so wird man mich auf die Hirtengedichte des Conventsmitgliedes Freron verweisen." „Wir könnten Freron, diesen erbarmungs„losen Metzger des Südens, schildern," sagt Herr Ed. Fleury, „wie er sich bei der Duplessis, zu Bourg-la-Reine, mit den „Kaninchen, die ihm so lieb waren, daß Lucile (Desmoulins) „ihn den Beinamen Kaninchen gegeben hatte, im Grase „wälzte, mit ihnen spielte, sie abwechselnd hetzte und liebkos'te." — „Du weißt," schrieb er an Desmoulins, „seit lange, daß ich „sterblich in deine Frau verliebt bin; ich schreibe es ihr. Das „ist wohl der geringste Trost, den sich ein armes Kaninchen „geben kann, das seit acht Monaten abwesend ist!..." Und Bouli — Boula, dies war Camille's Schäfername, antwortete darauf: „Das Kaninchen ist mir theuer, weil es die Rouleau — dies war die anacreontische Bezeichnung von Lucile — liebt." Ein anderes Mal schrieb Freron an Camille's Frau: „Das arme Kaninchen hat Manches erlebt... Es „hat ihm oft nach dem Thymian und Quendel verlangt, womit „Ihre niedlichen Hände mit den kleinen Grübchen es in Ih„rem Garten zu Bourg-la-Reine zu pflegen beliebten.... Ich „bin darüber aus, dem schandbaren Toulon ein„zuheizen. Es ist mein fester Entschluß, unter seinen Wäl-

„len umzukommen, oder auch, sie **mit der Brandfackel „in der Hand** zu erklimmen."

Herr Ed. Fleury, der eine Menge Details über dies intime Leben und diese vertrauliche Correspondenz gesammelt hat, excellirt auch darin, sie zu erzählen, und es gelingt ihm ohne Mühe, selbst mitten durch das Lächerliche und Gehässige, und trotz des furchtbaren **Kaninchens**, über dieses so glückliche und so einige Familienleben ein liebliches Interesse zu verbreiten. Aber wie? Camille Desmoulins liebte doch seine Frau, alle Welt wußte das! manche Leute werden auch die dritte Nummer des **alten Cordelier** vom 15. December 1793 gelesen haben. Es ist bekannt, daß Camille Desmoulins, weil er unter der Hand Danton's zitterte, damals den Blutstrom zu hemmen suchte, der ihn am Ende selber mit sich fortzureißen drohte, und daß er in dem Augenblicke, wo die Schreckenszeit, deren Apostel er gewesen war, ihm auf den Leib zu rücken begann, sich gar sehr für das Erbarmen gestimmt fühlte. Der **alte Cordelier** ist eine verspätete Sühne der **Geschichte der Brissontiner**. Aber läßt sich ein Mann, der sein Leben auf den öffentlichen Markt gegeben hat, wohl nach einigen Idyllen seines häuslichen Lebens beurtheilen? Kann ein Mann, der fünf Jahre lang das unermüdliche Werkzeug einer wüthigen Polemik für die Vernichtung gewesen ist; der, noch vor Marat, die Raub, Mord und Terrorismus predigende Journalistik geschaffen hat, wohl nach der letzten seiner zahlreichen Schriften, derjenigen, welche die Furcht in extremis seinem hinschwindenden Ehrgeize und entmuthigten Herzen eingegeben, beurtheilt werden? Darf man endlich einen Mann, der eine solche Masse Blutes mit den Fluthen ätzender Dinte, die aus seiner Feder geflossen, vermischt gesehen hat, nach den Thränen beurtheilen, welche ihm in dem Augenblicke seines Sturzes, und als das Messer, welches er geschliffen, ihm selber an der Kehle stand, eine feige Reue mit dem Leben entriß? Nein, so darf die Geschichte nicht über ihn urtheilen! Ich habe da eine der verdammungswürdigsten Schriften, welche die stupide Vergötterung der Heroen der Schreckenszeit unter der letzten Regierung zu Tage gefördert hat, zur Hand. „Schaamloser und eitler Egoist!" ruft ihr Verfasser in dem Augenblicke aus, wo Camille Desmoulins das Schaffot besteigt, „fort mit Dir! ich rufe Dir „noch in dem Augenblicke Schande nach, wo **dein Haupt „schon in dem Weidenkorbe tanzen wird.**" Camille Desmoulins wird da, wie man sieht, mit einem Zorn behandelt, der abseiten eines Apologisten der Montagnards (B. Haureau) eben so viele Ungerechtigkeit, als Undankbarkeit verräth. Andrerseits ist Camille Desmoulins in den royalistischen Pamphleten häufig der Gegenstand von Apotheosen, in welchen sich ein übelangebrachtes Vergessen seiner Handlungen und seiner Schriften bekundet. Ich möchte meinerseits beweisen, daß Camille Desmoulins, trotz der endlichen Erschlaffung seines demagogischen Eifers, den Demagogen werth, denen aber, welche in dem oft erbarmungslosen Werke der Revolution die systematische Aufreizung und das monstruose Predigen zu revolutionairen Excessen verabscheuen, gehässig seyn muß.

Camille Desmoulins gehört in hohem Grade der Race von Geschöpfen, die unter keine Classe zu bringen sind, an, die bei öffentlichen Unruhen in Menge sichtbar werden und als ob sie der aufgerissenen Erde entstiegen. Man wird durch die Revolutionen ebensowohl dadurch, daß sie uns unverhältnißmäßig erheben, als, weil sie uns ohne Grund erniedrigen, declassificirt, und unter den Opfern oder den Privilegirten der Volkswuth sind das nicht immer die schlimmsten, die von ihr über den Haufen geworfen werden. Diese bewahren mindestens das Siegel der natürlichen Größe, oder der erworbenen Ueberlegenheit, die sie in einem bessern Zustande auszeichnete. Die Aergsten unter diesen Unclassificirten, das sind diejenigen, welche das Glück hebt, ohne zugleich das Niveau ihres Gemüthes und Geistes zu heben; diejenigen, welche die politische Wichtigkeit und die revolutionaire Popularität gewissermaßen in ihrer Mittelmäßigkeit und ihrer Unmacht erfaßt hat.

Camille Desmoulins war einer dieser Männer.

Damit will ich wohlverstanden die liberale Prüderie unsrer gleichheitssüchtigen Zeit nicht verletzen. Aus einer Classe in die andere übergehen, sich allmählig erheben, die professionellen Barrieren übersteigen, seine Stimmen abgegeben haben und in den Conseils des Herrschers sitzen, sich den Marschallsstab in seinem Tornister denken, selbst, wenn man will, aus einem Artillerielieutenant der Gründer eines Reiches werden, und mit derselben Hand, welche das Schlachtschwert geführt hat, Codexe entwerfen, diese ganze Bewegung von Unten nach Oben des geselligen Lebens, von seinen überraschendsten Wechselfällen ab bis zu seinen gewöhnlichsten Vorkömmnissen, das ist nicht bloß das Gesetz jeder in Reformwehen befindlichen Gesellschaft, sondern das allgemeine Recht der neueren Generationen, und wider dies Recht können weder die Sehnsucht noch die Träume der Verehrer der Vergangenheit etwas ausrichten.

Aber die Art von Declassificirung, die zu keiner Zeit und in keiner regelmäßigen Gesellschaft etwas taugt, das ist diejenige, welche von den demagogischen Revolutionen begünstigt werden; diejenige, welche durch die Verkehrung der Befähigungen, durch die plötzliche Exaltation der sich herandrängenden und unmächtigen Mittelmäßigkeiten, durch die zufällige Schöpfung oberflächlicher Größen bewerkstelligt wird, mit einem Worte die Declassificirung auf dem Wege der gewaltsamen Usurpirung der Souverainität und des politischen Einflusses.

Diese Art der socialen Unordnung ist es, welche durch die französische Revolution am meisten ermuthigt worden ist, und sie ist es auch gewesen, welche die meisten französischen Köpfe verrückt hat. Aus der Gleichheit der Rechte hat man die Gleichheit der Intelligenzen abgeleitet, und mit der Annahme, daß hinführo die Barrieren vor der menschlichen Ehrsucht gefallen seyen, ist man zu dem Schluß gekommen, die politische Laufbahn, d. h. diejenige Laufbahn, die den mittelmäßigen Geistern am zugänglichsten, den ernsten Geistern aber am schwierigsten ist, ein gemeinsames Erbtheil der Bürger geworden sey. Paul Louis Courier hat gesagt: „In Frankreich dient jedermann, oder „will dienen." Aber da hat er sich geirrt: jedermann in Frankreich möchte herrschen! Wie ist es deshalb auch ergangen? Fast Alle, die, bis zu dem ersten Consul Bonaparte, die revolutionaire Dictatur ausgeübt haben, waren von einer bedauerlichen Mittelmäßigkeit. In gewöhnlichen Zeiten wäre dabei auch nicht viel verloren gewesen, denn wenn Alles ruhig ist, so geben gewöhnliche Commis zuweilen ganz gute Minister ab. Aber Advocaten ohne Processe, Aerzte ohne Kranke, Schriftsteller ohne Leser, Acteurs, die ausgepfiffen werden, Kaufleute, die bankerott gemacht, verrückte Dichter, Priester, die ihren Glauben verleugnet haben, elende Pamphletisten und seichte

Sophistiker, konnten die wohl das in Revolution verfallene Frankreich regieren? In der Unmöglichkeit, sich durch die Größe ihrer Handlungen mit der Furchtbarkeit dieser Aufgabe auf eine gleiche Höhe zu stellen, hat die Mittelmäßigkeit der Regierenden dem durch die Uebertreibung in der Rede, durch eine falsche Rhetorik, eine falsche Religion, eine falsche Empfindsamkeit, einen falschen Heroismus abhelfen wollen. Dies Gefühl der Unmacht übersetzte Barere in patriotische *Karmagnolen*, verrieth Marat in dem Ami du peuple, Herbert im Père Duchesne, der Convent, als er lächerlicher Weise die Tugend auf die Tagesordnung setzte, Robespierre in den mörderischen Haranguirungen, kalt und geschliffen wie des Scharfrichters Samson Eisen, und die Guillotine war endlich das unvermeidliche und verhängnißvolle Werkzeug — Instrumentum regni — aller dieser unwissenden und untüchtigen Emporkömmlinge geworden, die nur in Einem Stücke etwas Besonderes zu leisten vermochten, nämlich im Zerstören und im Tödten. In der That hatte man zu keiner anderen Zeit unserer, in Unterweisungen dieser Art so furchtbaren, Geschichte die Vernichtung der Menschen mit einer officielleren Regelmäßigkeit und dem Anschein einer unbescholteneren Gesetzmäßigkeit betrieben. Das rührte daher, weil man tödtete, um zu regieren. Das Fällen von Menschen, von Monumenten und von Städten, hatte letztlich eine Präcision gewonnen, wie ein regulirter Holzschlag. Diese blutdürstige Verdorbenheit stand in einem mathematischen Einklange mit der Unmacht der Geister, verbunden mit einer extravaganten Ehrsucht, einer schaamlosen Begehrlichkeit und ungezügelten Leidenschaften.

Es giebt ein sehr schönes Capitel von Montaigne, unter der Ueberschrift: „*Feigheit, die Mutter der Grausamkeit.*“ Was Montaigne dort von der Feigheit sagt, das läßt sich auch von der Mittelmäßigkeit sagen, wenn sie mit der Ehrsucht gepaart ist. Sie ist die Mutter der Gemeinheit. Fast alle die Männer, welche Frankreich vom 10. August bis den 18. Brumaire regiert haben, waren declassificirte Ehrsüchtige oder arge Mittelmäßigkeiten, die von dem Gefühl einer immensen Gefahr zu allen möglichen Excessen der empörten Nichtigkeit hingerissen wurden. Die constituirende Versammlung hatte das alte Regime überwunden. Als der Convent demselben nichts mehr abzugewinnen wußte, da ertränkte er es in Blut. Man muß es sich schon erinnern, daß Camille Desmoulins, nachdem er einer der erbarmungslosesten Mitheuler der Meute gewesen, welche Jagd auf das verscheidende Königthum gemacht hat, hinterher, bis zu Anfang des Jahrs 1794, am gierigsten auf dessen Trümmer war. „Die Tapferkeit,“ sagt ebenfalls Montaigne, „bekundet sich nur da, wo sie Widerstand „findet, und hält ein, wenn sie den Feind ihrer Gnade unter„worfen sieht; der Kleinmuth aber, um sagen zu können, daß „er auch dabei gewesen sey, übernimmt, weil er an der ersten „nicht hat Theil nehmen können, die zweite Rolle, die des Ge„metzels und des Blutes. Die Mordthaten bei den Siegen „werden in der Regel von dem Volke und den Troßknechten „ausgeübt, und es finden bei dem Volkskriege deshalb so viele „unerhörte Grausamkeiten statt, weil die Canaille des Pöbels „sich an den Krieg gewöhnt, darnach lechzt, bis an die Knöchel „im Blute zu waten und die ihr zu Füßen liegenden Leichen „zu zerfleischen, gleich den Hunden, die gern über die Häute „von solchen wilden Thieren herfallen, um sie zu zerreißen, an „die sich sich, als sie lebten, nicht gewagt haben würden.“

Camille Desmoulins war einer der Männer, die durch die Declassificirung ihres Geschickes unfehlbar der Unordnung überantwortet, und zuweilen bis zu Verbrechen getrieben werden. Er war ein besonders schwaches Gemüth, ein eigenthümlich weicher Charakter, bei einem feurigen Gehirn, einer lebhaften Einbildung, einer geistreichen und raffinirten Geistesrichtung, und einem kleinlichen Geschmacke für Gelehrsamkeit und Citaten; er war mehr pedantisch als bösartig, mehr academisch als democratisch, mehr durch die Rhetorik als durch die Meinung zur Revolution hingerissen, mehr Lärm schlagend als leidenschaftlich, und hatte dabei einen Anflug natürlichen Verstandes, eine Gewandtheit des Styls, und die Befähigung des Reliefs und der Vollendung, die den Erzeugnissen seiner Feder zu allen Zeiten die Beachtung der Gelehrten, das Staunen der Dilettanten, und die Huldigung der besten Salons gewonnen haben würde. Camille Desmoulins ist der einzige demagogische Schriftsteller — vielleicht nebst Preudhon —, der von einer gewissen französischen Tradition ausging, und auf irgend einer Seite mit der Familie von Satyrikern in Verband stand, die von der Menippea ab auf Paul Louis Courier endigt, einzeln und momentan vielleicht auch Busy Rabutin und Saint Evremont berührt. Er ist wohl, wie Herr Thiers sagt, „der merkwürdigste „Schriftsteller der Revolution, und einer der geistreichsten — „jedoch nicht der naivesten — unserer Sprache. Er hat all „das Feuer und alle die Kühnheit der besten Pamphletisten, „die volle Kraft des classischen Spottes; aber er ermangelt der „Decenz, der Redlichkeit und der Autorität. Selbst der *alte* „*Cordelier*, dieser verspätete und höchste Schrei seines „Schreckens und seines Mitleids, hat nur den Werth des Gei„stes, der ihn eingehaucht hat. Es fehlt ihm die Autorität des „Menschen; aber darauf werde ich zurückkommen.“

So war Camille Desmoulins. Die Natur hatte ihn in eine der Formen geworfen, aus welchen noch nie ein zur Gründung oder zur Herrschaft eines Reiches bestimmter Mensch hervorgegangen ist. Er war ein Künstler, ein Literat, nichts weiter; es wäre dieses auch schon viel gewesen, wenn er nur dabei hätte verbleiben wollen; aber er war einer der Künstler, die Rom niederbrennen möchten, um sich ein Schauspiel zu bereiten; einer der Literaten, die im Stande sind, den Sieg eines Periodenbaues, den Succeß eines Wortes bis zu den Träumereien eines Thrones, bis in dem Blute eines Königs zu verfolgen. Es ist bekannt, daß Camille Desmoulins sich bei dem Processe Ludwigs XVI. mit unter den Rednern hatte einschreiben lassen, die gegen die Appellation an das Volk sprechen wollten. Seine desfallsige Rede resumirte sich in folgenden Beschlüssen:

„Der Nationalconvent erklärt, daß Ludwig den Tod verdient hat; er decretirt demnach, daß auf dem Carousselplatze ein Schaffot errichtet, und Ludwig mit einer Tafel, welche vorn die Aufschrift: *Meineidiger, und Verräther an der Nation*, und nach hinten das Wort *König* enthält, dahin abgeführt werde, um allen Völkern zu zeigen, daß die Knechtschaft der Nationen das Verbrechen des Königthums nicht verjähren macht, selbst wenn auch ein Zeitraum von funfzehn Jahrhunderten dazwischen liegt.

„Er decretirt ferner, daß das Grabgewölbe der Könige zu Saint-Denis inskünftige die Gruft für Räuber, Mörder, Verräther etc. seyn soll."

Wem leuchtet in dem gesuchten Baue dieses mörderischen Satzes nicht das Streben des Schöngeistes, dem Henker nachzuäffen, ein. Des Literaten politische Unmacht verräth sich in seiner Wuth.

Es wäre hier vielleicht am Orte, ein Wort über das Leben von Camille Desmoulins zu sagen, wenn es nicht so bekannt wäre. Er war im Jahre 1760 zu Guise geboren. Er war demnach dreißig Jahre alt, als die Revolution begann. Früher ein ausgezeichneter Eleve des Collegiums Ludwigs des Großen, war er damals ein absurder Advocat im Pariser Parlament. Dies kam daher, weil er mit einer literarischen Berufung geboren war; dem wollte er nun eine politische Bestimmung substituiren, welcher seine Feder aber nicht gewachsen und sein Geist nie aufrichtig zugethan war. In der Wahl zu Laon durchgefallen, waren ihm seine Landsleute verhaßt geworden, so, daß er von seiner Vaterstadt Guise nie anders als mit Groll und Geringschätzung sprach. „Das Bläschen des Guiser Volkes wird sich schon gegen mich aufblähen," schrieb er in dem Augenblick, wo die Sieger vom 10. August ihren unglückseligen Sieg schon in der Jagd nach Aemtern discutirten. Er hatte seine Wohnung in der Kanzlei, und ging Danton mit Rath an die Hand. Dies ist das einzige öffentliche Amt, das er ausgeübt hat, auch hat er damit nur einen Augenblick zu thun gehabt, ehe er durch Marats Protection zum Deputirten im National-Convent ernannt worden war. Aber in den drei vorhergehenden Jahren hatte er, in der Jagd auf die politische Wichtigkeit, auf die seine Ehrsucht es abgesehen hatte, allerlei Geschicke: zu Anfang Secretair und Seide von Mirabeau, ungerechter Weise (so glaube ich) der Käuflichkeit und der Bestechung durch Geld beschuldigt; bei allen Versuchen, die Ordnung zu stören, betheiligt, nicht als ein Enthusiast, der sich dazu hinreißen läßt, sondern — wie es sich auch in der merkwürdigen Correspondenz zeigt, die durch den Herrn Matton von Vervins gesammelt worden ist, — als ein Ehrsüchtiger, der davon Nutzen zog; Theoretiker der Emeute vor ihrem Ausbruch, und deren Lobredner nach ihrer Ausführung; wechselsweise Pamphletist und Journalist, wegen Verläumdung verfolgt oder für seine Unverschämtheit eingenommen, aber bei der lebhaftesten Explosion seiner Feder vor Allem darauf sehend, was ihm am meisten Vortheil brachte; denn er lebte von der Galle, die von ihr abträufelte. Eine Heirath, die zu einer so bedrängten Zeit der öffentlichen und der privaten Angelegenheiten für reich gelten konnte, scheint ihn für einen Augenblick diesem krampfhaften und hungrigen Leben zu entreißen, und da schreibt er an seinen Vater den folgenden Brief, in welchem sich der Geist der Berechnung ausspricht:

„. . . . . Nie habe ich eines so entzückenden Anblicks genossen, (er spricht von Lucilen, seiner Zukünftigen,) und ich hätte nicht geglaubt, daß die Natur und die Empfindsamkeit diese beiden Contraste bis zu diesem Punkte vereinigen könnte. Ihr Vater hat mir gesagt, daß er unsre Verbindung nur deshalb noch aussetze, weil er mir zuvor die 100,000 Fr. auskehren wollte, die er seiner Tochter als Mitgift verheißen habe, und daß ich mit ihm zum Notar gehen könnte, sobald es mir beliebte. Ich antwortete ihm darauf: Sie sind ein Capitalist, und haben Zeit ihres Lebens im Gelde gewühlt, ich aber mag von einem Contracte nichts wissen, und wüßte nicht, was ich mit so vielem Gelde beginnen sollte, Sie aber haben Ihre Tochter zu lieb, als daß ich für sie etwas zu stipuliren brauchte. . . . . Er giebt mir überdem noch die Hälfte seines Silberzeugs, das sich auf 10,000 Franken beläuft. . . . . Schicken Sie mir mit umgehender Post Ihre und meiner Mutter Einwilligung; betreiben Sie zu Laon rasch die Erlaubniß zur Trauung, und daß nur ein Aufgebot Noth thut, sowohl zu Guise als zu Paris. Wir können dann schon in acht Tagen Hochzeit halten."

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Alfred Meißner.

Vierte Auflage.

Leipzig, F. L. Herbig. 1851. VIII und 295 Seiten.

Zizka.

Gesänge von Alfred Meißner.

Vierte Auflage.

Leipzig, F. L. Herbig. 1851. VIII und 295 Seiten.

(Beides Miniaturausgaben, elegant gebunden, mit Goldschnitt.)

Welchen Anklang Meißner's Dichtungen gefunden, dafür zeugt genügend, daß sie uns in vierter, von der Verlagshandlung höchst geschmackvoll ausgestatteter Auflage dargeboten werden. Ueber so wohl Bekanntes und Aufgenommenes weitläufig zu berichten, würde, so sehr wir auch bedauern, daß uns dadurch die Gelegenheit genommen, den Genuß, den uns so vieles Einzelne gewährt, mit Manchem unserer Leser zu theilen, für die Mehrzahl derselben überflüssig sein. — Wie verschiedenartig der Character der Gedichte, zeigt die Bezeichnung der Abtheilungen: Frühling. Irrfahrten. Romanzen. Aus dem Leben. Sonette. Gestalten. Heroen. Freie Lieder. Trümmer. Vermischte Gedichte. Pariser Elegieen (1847). Versöhnung.

Der Dichter schildert sich selbst in dem schönen Liede:

Ein wenig Wein, ein wenig Liebe.

Ich bin kein froher heit'rer Knabe,
Ich bin ein sinnender Ascet,
Der liederreich, bei karger Habe
Begnügsam durch das Leben geht.
Kein Ort, an dem ich heimisch bliebe,
Hab' unter'm Pfühle stets mein Schwert —
Ein wenig Wein, ein wenig Liebe
Ist alles, was mein Herz begehrt.

Ich lieb's, im Sonnenschein zu stehen
Auf hohem Schiffe am Verdeck,
Die Wogen zieh'n, die Winde wehen,

Um's Haupt die Locken wehen keck.
Zur Ferne lockt das Fluthgetriebe —
Kein Blick, der da zurücke kehrt —
Ein wenig Wein, ein wenig Liebe
Ist alles, was mein Herz begehrt.

Und seh' ich Lorbeer, blüthenreichen,
Um and'rer Sänger Schläfen blüh'n,
Mir g'nügt vom Fels der Freiheit Zeichen,
Der wilde Epheu frisch und grün.
Mir sind die schmucklos grünen Triebe
Fast mehr als Ros' und Lorbeer werth,
Dabei ein wenig Wein und Liebe
Ist alles, was mein Herz begehrt.

Zum mind'sten brauch' ich nicht zu zagen,
Daß je mein Lied des Amts vergißt,
Den Mächtigen ein Wort zu sagen
Der Wahrheit, wie's des Sängers ist.
Zum Leben braucht solch mäß'ger Zecher
Nicht Pöbelgunst, nicht Fürstengnad',
Ein wenig Lieb' und einen Becher
Trifft wandernd man auf jedem Pfad.

Zizka konnte nur mit der Begeisterung, welche die seinem Andenken geweihten Gesänge belebt, von einem Böhmen besungen werden, der mit warmer Liebe seines Vaterlandes großes Volk liebt und dem Fremdling zuzurufen sich gedrungen fühlt:

— — — — — Du fremdes Blut,
Du kannst es freilich nicht in Liedern lesen,
Wie groß dies Volk in alter Zeit, wie gut,
Wie martyrheilig es im Tod gewesen.
Kein Dichterherz hat solchen hohen Tag,
Daß kund er's thäte ganz, wie du gelitten,
Wie du, da rings die Welt im Schlummer lag,
Hochherz'ges Böhmen, für das Licht gestritten,
Das weiß nur der, den diese Flur gebar,
Der diese heil'ge Scholle früh getreten,
Und innig treibt es ihn, bei dem Altar
Glorreicher Vorzeit noch sein Lied zu beten.

Außer dem „Eingang" und „Schlußgesang", besteht die Dichtung aus 26 Gesängen in drei Büchern (1419—1421. 1421—1423. 1423. 1424); einige geschichtliche Anmerkungen sind hinzugefügt. (Es wird z. B. erwähnt, daß Zizka in seiner slavischen Sprache einen Einäugigen bedeute und der Glaubenskämpfer sich in einer Urkunde, die sich im Stadtarchive von Schweinitz vorfand, schon 1384, als vor dem Litthauer Kriegszug, in welchem er ein Auge verlor, Johann Zizka genannt von Trocznow unterschrieb.)

Wir setzen, wie oben bemerkt, voraus, daß Meißner's Zizka, gleich seinen Gedichten, schon von Vielen gelesen; die Dichtung ist ein Nachtstück, es ist wahr; aber eben die Nacht, die dem Lichte weichen sollte, war ja des Dichters Stoff; erzählen wollte er den deutschen Herzen

In Donnersängen grollend und gedämpft,
Wie hier ein Volk, ein herrliches, mit Schmerzen,
Wie keines sonst für Licht und Recht gekämpft;
Erzählen möcht' ich es, vom Sturm begleitet,
Wie hier die Wiege war vom jungen Tag,
Wie sich von hier das erste Licht verbreitet
Auf eine Welt, die noch im Schlummer lag.

H.

Vom Rhein zum Montblanc.

Es steigen alle Kräfte aus dem Kerne
Und wurzeln in ihr stilles Herz zurücke;
So gibt Natur uns tausend Liebesblicke,
Damit der Mensch der Gottheit Liebe lerne.
Ich weihe mich dem großen Schauspiel gerne,
Und wenn ich mich am vollen Glanz erquicke,
Führt mich zum Himmel eine lichte Brücke.
Tieck.

Erster Theil.

Mainz. Verlag von Kirchheim und Schott. 1850.
VI und 310 Seiten 8.

Diese erste Hälfte, von einer Frau geschriebener Reise-Erinnerungen enthält: Abschied von der Heimath. Vom Rhein nach Schaffhausen. Schaffhausen. Von Schaffhausen nach Zürich. Zürich. Von Zürich nach Arth an den Fuß des Rigi. Von Arth über Goldau und den Rigi nach Luzern. Luzern. Fahrt auf dem Vierwaldstätter See von Luzern nach Flüelen. Von Flüelen nach dem Gotthard. Vom Gotthard über die Furca zum Rhonegletscher. Vom Rhonegletscher über die Mayenwand nach dem Grimselspital. Das Grimselspital. Vom Grimselspital durch das Oberhasli-Thal an die Handeck und nach Meyringen. Meyringen und Ausflug an den Brienzer See und den Gießbach. Von Meyringen nach dem Rosenlaui-Gletscher, über die Scheideck nach Grindelwald. Von Grindelwald über die Wengern-Alp zur Jungfrau und nach Lauterbrunnen. Von Lauterbrunnen nach Interlaken. Interlaken. Von Interlaken nach Thun, Fahrt auf dem Thuner See. Thun. Von Thun nach Bern. Bern und Ausflug nach Hofwyl.

Die Verfasserin hat die großartigen Naturerscheinungen, welche sich ihr darboten, mit Begeisterung geschildert, sie hat aber auch nicht versäumt, wo die Gelegenheit sich fand, dem Treiben und Thun der Menschen ihre Aufmerksamkeit zu schenken und mit sanftweiblicher Theilnahme ihr Elend beklagend, die Erinnerungen an die edelgesinnten Schweizermänner und an Das, was sie zur Milderung der Leiden ihrer Brüder, zu ihrer geistigen Erhebung gewirkt, zu erneuen. Aus fernerer und näherer Vergangenheit ist, wenn ein geschichtlich-denkwürdiger Ort die Veranlassung dazu gab, manches Wissenswerthe der Schweizer-Historie (zum Theil mit Beihülfe ihres Gatten, z. B. über die Sage vom Tell) mitgetheilt. — Die Reiseabenteuer und Reisegenossen sind mit heiterem Sinne erzählt und characterisirt; so z. B. ein schweigsames französisches Paar, welches aus Italien ein Bäumchen mitgebracht, es mühsam an sich auf dem Pferde trug und an jedem Wirthshause in Wasser stellte, um es frisch und wohl erhalten in die Heimath zu

bringen (— wer weiß, welch eine ernste Bedeutung dies Bäumchen für die Reisenden gehabt; sie hatten es vielleicht dem fernen Grabe eines ihnen theuren Wesens entnommen! —); ferner einen Hamburger Advokaten (den die Verfasserin als einen „munteren Gesellen" bezeichnet), welcher im Grimselspitale von der schönen Jungfrau Zierbach eine etwas lakonische Bemerkung entgegen nehmen mußte; u. s. w.

Unsere Leser mit der Darstellungsweise bekannt zu machen, mag Folgendes dienen:

Den Wasserfall an der Handeck schildert die Verfasserin so: „Zahllose Krümmungen des Weges mit immer neuen Scenerieen geleiten uns endlich zu dem weltberühmten Wasserfalle an der Handeck, ungefähr zwei Stunden von der Grimsel entfernt. Wie aber beschreib' ich das Kühnste, was kaum der Mensch zu fassen vermag! Ich sah den Sturz und meine Gedanken waren dahin, zu allgewaltig durchschauerte mich dieses maßlos-wilde Schauspiel der Natur. Da, wo die Schönheit und Größe der Schöpfung selbst eine Dichtung Gottes, schweigt des Menschen Poesie. — In der Schweiz, diesem Lande, welchem der Schöpfer das Siegel seiner Größe und Allmacht aufgedrückt, hier lernen wir die ganze Armseligkeit unserer Gedankenwelt kennen. Die Erkenntniß, welche wir hier sammeln und als kostbaren Schatz mit uns nehmen, ist: Anbeten den Herrn, ihn lieben und, uns vor ihm und seinen Werken selbst vergessend, verstummen. — So stehe ich denn still und staune, sehe hin auf die wilde Aar, wie sie, rasend aus dem dunklen Dickicht stürzend, sich hinabwälzt in den gähnenden Schlund, dessen Rachen zu entrinnen sie mit fürchterlichem Muthe kämpft. Der Aerlen- oder Handeckbach kommt ihr zu Hülfe; in einem Sprunge sich mit ihr vereinend, erfechten sie den Sieg und ziehen brüllend im Triumphe weiter, die schaumgekrönte Stirne dem Thale zuwendend. Hier, wo die Natur sich mit Pracht bekleidet, wo Alles schauerlich und wild, doch zugleich von hinreißender Schönheit ist, da vollendet der Schöpfer sein Zauberwerk, indem er mit kühner Hand in den Abgrund wirft den stolzen, schäumenden Fluß. Laut donnernd stürzt er hinab, und es schlägt mit gewaltigen Flügeln der Wasserstrudel den Fels. Im hohlen, dunklen Grund, drunten in bodenloser Kluft prallt und prasselt die Wassermasse, wühlet und tobet und läßt die Berge erdröhnen, die rundum aufstarren, entsetzt ob dem grausenhaften Treiben des wilden Gletschersohnes. Scheint es doch fast, als hätte die Phantasie, die Tochter der Unermeßlichkeit, sich allen Fesseln der Erde entwindend, hier frei sich aufgeschwungen und frei in ihrem Reiche geschaffen, was der Mensch mit betäubten Sinne anstaunt. Er, welchem der Meister Alles, nur nicht das Recht gab, in seine geheimste Werkstätte einzudringen, da, wo seiner Ueberschwenglichkeit Ocean fließt, kann fort und fort nur tropfenweis aus seiner Hand empfangen, was Ewigkeiten nicht erschöpfen sollen. Endloser Wirbel, endloses Rasen, wie wenn Heerden verfolgter, wilder, zügelloser Pferde mit fliegenden Mähnen und dampfenden Nüstern daher schnauben und sich von jäher Höhe hinab stürzen; so erscheint es uns, das kampfesmuthige Spiel des Aarflusses, über dessen Gewässer wir schweben. Denn auf schwankendem, schwindelndem Steg über dem heulenden Abgrund stehe ich."

Ueber die kunstvollen, lieblichen Holzschnitzarbeiten, deren Anblick auch uns noch kürzlich erst viele Freude gewährte, berichtet die Verfasserin: „Nach Tische betrachteten wir die mit großer Geschicklichkeit und Kunst gearbeiteten Holzschnitzwaaren, welche man im Berner Oberlande vielfach zum Verkauf ausstellt, hier in Meyringen aber besonders schön und in reicher Auswahl findet. Auch wir suchten unter den vielen schönen Sachen mancherlei größere und kleinere Gegenstände aus, um sie wohlverpackt mit in die Heimath zu nehmen. Mein Gatte, der sich für Industrie interessirt, fragte den Verkäufer, der selbst Holzschnitzer war, nach der Entstehung der Holzschnitzerei in dieser Gegend, die eine bedeutende Erwerbsquelle vieler Bewohner ausmacht. Der Mann Namens Flick aus Tracht, einem Orte am Brienzer See, gab sehr genügende Aufschlüsse darüber, die ich hier folgen lasse: Ein gewisser Christen Fischer, zu Brienz 1790 geboren, der sich längere Zeit hindurch als ein gewöhnlicher Drechsler hauptsächlich mit Verfertigung von Pfeifen, Spinnrädern und dergleichen beschäftigt und mit den Seinigen nur kümmerlich ernährt hatte, bekam eines Tages zufällig mehrere Gegenstände mit erhabener Arbeit zu sehen. Ein erfindungsreicher Kopf, wie er war, unternahm er es, diese in Holz nachzubilden, was in der ersten Hälfte des Jahres 1820 geschah. Im August desselben Jahres hatte er eine Zuckerdose gefertigt, welche Fremde im Vorübergehen sahen und um einen Louisd'or kauften. Ermuthigt durch den ersten günstigen Erfolg seiner Bemühungen arbeitete er weiter und hatte bald noch mehrere kleine Gegenstände vollendet, die ebenfalls wieder zu hohen Preisen an Fremde abgesetzt wurden. Darauf kamen Bestellungen ein und der Mann ging allmählig einer besseren Zukunft entgegen. Die Berner Regierung erkannte alsbald die Wichtigkeit dieser Anfänge eines neuen Industriezweiges für jene, an Erwerbsmitteln so wenig begünstigte Gegend, munterte Fischer in seinen Bestrebungen auf und unterstützte ihn 1826 mit Geldmitteln, die ihn in Stand setzten, sich ein Haus zu bauen und Zöglinge anzunehmen. Dadurch, so wie durch Nachahmung gewann die Holzschnitzerei immer mehr an Bedeutung und Umfang. Die politischen Verhältnisse in den Jahren 1830 und 1831 wirkten zwar nachtheilig auf den Absatz dieser Schnitzwaaren; allein die Stockung, welche das neue Gewerbe erfuhr, hielt nicht lange an, und der frühere Aufschwung begann von Neuem. Es ließen sich Handelsleute in Brienz nieder, welche die Holzschnitzwaaren zu einem ständigen Handelsartikel erhoben und ihnen auf ihren Reisen nach Deutschland und Frankreich immer größeren Absatz zu verschaffen wußten. So wurde dieser Industriezweig immer mehr ausgedehnt, und man zählt gegenwärtig in Brienz allein an 200 Holzschnitzer. Dieses Städtchen mit den zu seiner Gemeinde gehörigen Dörfern Brienzwyler, Schwändi und Hochstätten zeigt die größte Thätigkeit in dem neu entstandenen Gewerbe, wie denn überhaupt diese Gegend der Sitz desselben ist. Zwar hat es sich auch weiter in die Umgegend verbreitet, in's Oberhasli-Thal, nach Grindelwald, Lauterbrunnen u. s. w., es wird jedoch nirgends in der Bedeutung getrieben, wie zu Brienz. Die Holzschnitzerei kommt als Industriezweig eigentlich nur in dem Berner Oberlande vor und sonst nicht in der Schweiz, wenigstens ist sie nirgends weiter von Bedeutung. Hier aber ist sie entweder Hauptgewerbe und beschäftigt die Leute vorzugsweise, oder sie wird nur als Nebenarbeit behandelt, indem die Leute, während sie das Vieh auf

den Alpen weiden lassen und hüten, oder an Regentagen und zu Zeiten, wo sie nichts Anderes zu thun haben, also namentlich im Winter, sich mit der Verfertigung solcher Holzschnitzwaaren abgeben. Wer nicht selbstständig das Gewerbe betreibt, wird, je nachdem es ihn hauptsächlich oder nur nebenher beschäftigt, tagweise oder stückweise für seine Arbeit bezahlt; aber auch unter denjenigen, welche aus der Holzschnitzerei ein Gewerbe machen, gibt es Viele, die nicht tag-, sondern stückweise ihren Lohn erhalten. Es sind das namentlich Solche, welche zierliche, feine Arbeiten verfertigen und es soll zum Erstaunen sein, wie häufig aus den einfachsten Naturen sich große Talente entwickeln. Die vorzüglichsten Niederlagen solcher Holzschnitzwaaren finden sich in Meyringen und Interlaken, indem die hier unterhaltenen Lager ihre Waaren aus erster Hand beziehen, während die Niederlagen in Luzern, Bern und andern Orten ihre Gegenstände nur aus zweiter Hand erhalten. Der Hauptabsatz dieser Arbeiten hat im Berner Oberlande Statt, namentlich an den Orten, welche die Reisenden berühren; aber auch in der übrigen Schweiz und im Auslande wird viel davon verkauft, und der Handel damit soll in neuerer Zeit immer mehr an Bedeutung gewonnen haben."

Guggenbühl, dem Vater der Cretins, werden einige herzliche Worte gewidmet: „Der Abendberg, sich still und bescheiden in einen Schleier hüllend, wird einstens als ein Bild wahrer Tugend noch heller strahlen, als Millionen Gaukeleien, die vor der Welt im blendenden Glanze erscheinen. Hierher, auf den Abendberg hat sich Dr. Guggenbühl, Allem entsagend, was das Leben an Genüssen bietet, zurückgezogen, um jenen armen, unglücklichen Wesen, die mehr Thier als Mensch, den Cretinen, ein Vater zu werden. Mit hingebenster Liebe umfaßt er diese elenden, verlassenen Geschöpfe und sucht nach Vermögen auszugleichen, was die Natur versäumt. In einer Erziehungsanstalt, die er zu dem Zwecke 1840 gegründet, strebt er mit unsäglichen Mühen und namenloser Geduld die fast vernunftlosen Wesen möglichst zu bilden. Sowohl Cretinen aus der Umgegend, die solche erzeugt, als aus entfernteren Ländern befinden sich auf dem Abendberge, und gar manche glückliche Resultate erfreuten bereits Guggenbühls, für die reinste, erhabenste Liebe schlagendes Herz. Die Veranlassung zu dem Entschlusse Guggenbühls soll ein betender Cretin gewesen sein, das ärmste Geschöpf der Erde in Ehrfurcht und Liebe vor seinem Erschaffer! Dieser Anblick erschütterte die Seele des edlen Mannes in so hohem Grade, daß er augenblicklich über seinen künftigen Beruf entschieden war. Von allen Menschen entfernt, welche den, durch jene Schreckensgestalten bewohnten Ort fliehen, und nur von seinen traurigen Zöglingen umringt verbringt er ein in Gott begründetes Leben. Wahrlich ein hervorragendes Beispiel für die Welt, noch größer, reiner und glanzvoller, als der riesige, blendende Bau der ewig schneeigen Jungfrau. Ja, Guggenbühl, dessen Geist ein wahrer Abstrahl der Alles opfernden Liebe unsers Heilandes, hat mehr gethan als alle jene kleinlichen Titanen, die, zum Theil aus frechem Uebermuthe, die höchsten Gebirge erklimmen. Er hat jene Höhen erreicht, die, über Alles erhaben, bereits in dem Jenseits ruhen, vergoldet von der ewigen Sonne, während die Erde sie mit dem Dunkel ihrer Schatten umzieht."

Ein größeres Bruchstück, in welchem an den edlen von Fellenberg erinnernd, brachten unsere Blätter bereits.

Sobald der zweite Theil des von der Verlagshandlung in geschmackvoller Ausstattung veröffentlichen Werkes uns zukommt, werden wir unsere Leser mit dem Inhalte desselben bekannt machen.

Hoffmann.

Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart u. s. w.

(M. s. Nr. 90 der „Hamb. Literar. u. Krit. Blätter" von 1850.)

Vor uns liegt das dritte Heft, welches dem zweiten schnell gefolgt ist; es enthält auf den Seiten 321 bis 480 die Fortsetzung der Artikel des Buchstaben B, Bohn (oder vielmehr den Schluß der Biographie Peter von Bohlen's) bis Burmester (die Nummern 375—531). Als bedeutendere Schriftsteller stellen sich dar: Ami Boué, Geologe; Heinrich Wilhelm Brandes, Mathematiker und Astronom († 17. Mai 1834); der Schauspieler Johann Christian Brandes († 10. Nov. 1799); Daniel Braubach, Navigationslehrer († 31. Januar 1828); Barthold Heinrich Brockes († 16. oder 17. Januar 1747); Peter Heinrich Christoph Brodhagen († 25. Mai 1805); Ludwig Oscar Bröcker, Lehrer der neuerrichteten Hochschule für das weibliche Geschlecht; Friedrich Georg Buek; Johann Georg Büsch († 5. Aug. 1800); Kaspar Büssing, in Hamburg Professor der Mathematik am Gymnasium, später Diaconus an der Michaeliskirche, Lector der Theologie und Pastor an der Domkirche, Prediger am Hospital St. Hiob, mathematischer und heraldischer Schriftsteller († 19. oder 20. Oct. 1732); Daniel Büttner, war eigentlich Jurist, Professor zu Erfurt, dann Professor der Physik und Poesie am Gymnasium (diese eigenthümliche Zusammenstellung fand noch später Statt; man kann sie allerdings in gewisser Beziehung als sinnvoll anerkennen; Büttner hat übrigens neben mehreren naturwissenschaftlichen Dissertationen, die wol nähere Beachtung verdienten, auch geistliche Gedichte verfaßt; einer seiner Nachfolger im 18. Jahrhundert, der Botaniker Giseke, war auch Dichter und schrieb 1795 eine kleine, seinem hamburger Landsmanne Eschenburg gewidmete Abhandlung: „Ueber der Nibelungen Liet"; Büttner starb 9. Sept. 1696); Johann Gottfried Büttner, der wackere Kämpfer für die Sache der Enthaltsamkeit und als Schriftsteller über Nord-Amerika nicht unbekannt, lebte nur einige Jahre in unserer Mitte; Johann Bugenhagen († 20. April 1558); Christian Buncke, seit 1657 Physikus, ein Lieblingsschüler des großen Joachim Jungius und Mit-Vollstrecker seines Testaments, als Schriftsteller freilich nicht sehr fruchtbar († 18. April 1659); Guhrauer hat ihn unter den Schülern Jungius natürlich nicht unerwähnt gelassen.

Was dieses Namenregister eigentlich bezwecken soll, werden viele Leser denken oder fragen, und nicht ohne Grund,

da das Lexikon manche Theilnehmer gefunden, hoffentlich noch mehrere finden wird, also Jeder leicht selbst die Namen am hamburger literarischen Horizonte erblicken kann; wir denken aber augenblicklich nicht an unsere lieben Mitbürger, sondern an andere Leute, Deutsche, Franzosen u. s. w., die von Zeit zu Zeit von hamburger Krämerseelen, hamburger Nichtachtung der Gelehrsamkeit, hamburger feinem Schätzungstalent von Caffee und Zucker, Mangel dagegen jeglichen Schätzungstalentes wissenschaftlicher Bestrebungen u. dgl. träumen, — möchten sie es! — nein, die auch darüber ungewaschenes Zeug auf schönem weißen Papier in die Welt hinaussenden. (Man sehe z. B. die früher erwähnte nordische Reise des Herrn Dr. Clausade und höre, wenn man Geduld dazu hat, hin und wieder mündliche Aeußerungen.) Diesen wollten wir nur vorläufig, eine weitere erschöpfendere Behandlung des Thema's, bei welcher wir jedoch die Schattenseite des Gegenstandes nicht in blinder Vaterstadtsliebe verdecken werden, uns vorbehaltend, zeigen, daß allein von Boß bis Bur Hamburg eine ganz stattliche Reihe von Wissenschaftsmännern aufzeigen kann, die unter gleichzeitig literarisch wirksamen Franzosen, Oesterreichern, Sachsen u. s. w. preiswürdig hervorragen, oder doch ihnen durchaus ebenbürtig sind, ja von denen wol einer oder der andere (Büsch; von Bohlen gehört dem zweiten Hefte an) eines europäischen Rufes sich erfreute; wobei nicht unbeachtet gelassen werden darf, daß Mancher nicht geworden, was er war, wenn vaterstädtische wissenschaftliche Anstalten, vaterstädtische Ermunterung, Belehrung, Unterstützung ihm gefehlt hätten.

Hoffmann.

Miscellen.

Der illustrirte Volkskalender für die Schweiz 1851, sagt in „der Gallerie schweizerischer Zeitgenossen:"

Die Reihe dieser Volksmänner können wir nicht schließen, ohne ihr eine Erinnerung an unsern herrlichen Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf anzufügen, der durch das Mittel seiner Feder auch ein Volksbildner in seiner Weise ist.

Albert Bitzius (so ist sein eigentlicher Name), Bürger von Bern, wurde 1797 im Pfarrhause zu Murten geboren und studirte in Bern und Göttingen Theologie. Seit 1832 ist er Pfarrer in Lützelfluh im Emmenthal. Die Bedeutung dieses ausgezeichneten Mannes liegt in seinen Werken. In diesen schildert er mit einem tiefen sittlich-religiösen Geiste das Volksleben, zunächst seines Kantons, nach allen Seiten hin, nach allen Tiefen und Höhen, mit sprechender Naturwahrheit und künstlerischer Vollendung. Erst spät begann er seine schriftstellerische Laufbahn, aber mit einem Erfolge, der den unzweifelhaften Beruf des Mannes zum Schriftsteller und Lehrer des Volkes auf's Glänzendste bewährte. Sein „Bauernspiegel" sein „Uli", „Geld und Geist", „Anne Bäbi Jowäger", „Christens Brautfahrt", „Käthi, die Großmutter", seine „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben," seine Erzählung von der „„Käserei in der Vehfreude"" und viele andere waren ganz neue Erscheinungen, nicht nur in unserer einheimischen Literatur; die verwandte deutsche hatte selber so zu sagen nichts Aehnliches aufzuweisen, und so geschah es, daß trotz der vielen für einen Deutschen unverständlichen Eigenthümlichkeiten diese Schriften auch in Deutschland ein großes und warmes Publikum fanden. Die Tragweite der Feder unseres Bitzius ist freilich nicht leicht zu bemessen; aber irren wir nicht, so hat sie bereits viel und tief im Stillen gewirkt. Wir möchten ihr sogar einen Theil aus der Entschiedenheit zuschreiben, mit der in den neuesten Zeiten das Berner Volk sich gegen die demoralisirenden Tendenzen einer nicht auf unserm Boden gewachsenen Politik ausgesprochen hat.

Wichtigeres ist noch nicht über die Schriften des gefeierten Mannes gesagt worden: Bücher wie sein „Uli", „Bauernspiegel" rc. sollten in keinem Hause in Stadt und Land fehlen.

Wie Lord H. R. Holland in seinen, jüngst von seinem Sohne herausgegebenen, Reminiscenzen berichtet, war es in Aegypten, wo Napoleon, seiner eigenen Angabe zufolge, alle republikanischen Illusionen aufgab, in welchem sein früher Aufschwung im Rufe genährt worden war. So viel ist gewiß, daß er, seit seiner Erhebung zum Consulate, selten, wenn je eine Vorliebe dafür kundgab. Diejenigen, die ihn zeitig und gut gekannt haben, — sagt Lord H. R. Holland weiter — haben mir versichert, daß die Auftritte der Revolution ihn der Democratie entfremdet, ja sie ihm zum Ekel gemacht habe; daß er, außer diesem Widerwillen gegen alle Volkseinmischung in eine Autorität, welche der Besitz von Macht gebiert, mit Verdacht jeder Tendenz entgegentrat, die irgend geeignet war, dieselbe in Frankreich wieder zu erwecken oder anderer Orten (in Irland, Polen, Spanien) ins Leben zu rufen, weil er die Ueberzeugung hatte, daß das Unheil, was daraus entstehen könne, unmittelbar und sicher, das mögliche Gute aber ungewiß und problematisch sey.

In Bezug auf das Verhältniß der Verein. Staaten zu England, hat Talleyrand sich einst in den Verhandlungen des Pariser Instituts geäußert, Nordamerika müsse sich viel mehr zu dem Lande halten, dem es entsprungen sey, als zu dem, welchem es gewissermaßen seine Unabhängkeit zu verdanken habe.

Napoleon pflegte über sich selbst zu sagen: „Nein, nein, ich bin nicht weichherzig, ich bin es nie gewesen; aber ich bin zuverlässig."

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 7. Mittwoch, den 22. Januar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Camille Desmoulins.

(Fortsetzung.)

Aber diese Ehre bereichert ihn, ohne ihn zu befriedigen, giebt ihm eine Stellung, ohne ihn stätig zu machen, und wir sehen ihn bald wieder seinen vorherigen Gewohnheiten hingegeben. Eines Tages ist er, wenn er sich auch nicht dabei betheiligt, mit unter einem Volksauflaufe auf dem Marsfelde; ein anderes Mal petitionirt er in öffentlicher Sitzung der Nationalversammlung gegen das Directorium des Departements, das ihn von der Wahlliste gestrichen hat; noch ein anderes Mal declamirt er im Jacobinerclub wie ein Besessener gegen das königliche Veto; späterhin, als er wieder in den Advocatenstand zurückgetreten ist, giebt er in einem Privatprocesse, als Anwald eines Gauners der im Kartenspiel betrogen hat, einen Maaßstab der Moral und Decenz, die er bei der Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten geltend zu machen fähig seyn würde. Aber dieser Umstand will nicht bloß erwähnt, sondern erzählt seyn. Nach einer kurzen Auseinandersetzung des Rechts, fuhr Camille folgendermaßen fort: „. . . . . Wenn, als unsere Vorfahren nicht verderbt waren; wenn, als Tacitus sie den Römern als Muster der Tugenden aufstellte, es eine geschichtliche und unbestrittene Wahrheit war, daß unsere Väter in den Wäldern Galliens und Germaniens im Trente-et-un und selbst im Biribi um ihre persönliche Freiheit spielten; wenn diese Menschen, welchen die Knechtschaft ein Gräuel dünkte, dennoch um ihre Freiheit würfelten und sich zu Sclaven machten, weil, wie die Geschichtschreiber sagen, sie als Männer von Ehre strenge auf ihr Wort hielten, ist es da wohl zu verwundern, daß diese Leidenschaft für die Hasardspiele sich bis auf den heutigen Tag verewigt, und seit dem Augenblicke mit Wuth erneuert hat, wo durch die Proclamirung der Rechte Alles das für erlaubt erklärt worden ist, wodurch man nur sich selber und nicht Anderen schadet?... ꝛc. ꝛc.“

Brissot war empört über eine solche Vertheidigungsweise; Camille Desmoulins wußte es, und er faßte darüber einen Haß auf ihn, den man füglich tödtlich nennen kann; denn sein Brissot demasqué war das Prälutium des blutigen Prozesses, welcher späterhin der Gironde den Garaus machte.

So ungefähr, und bis zu dem Momente, auf welchen ich meine heutige Besprechung beschränken will, ist der Gang des Lebens von Camille Desmoulins in der Periode seines revolutionairen Aufschwungs gewesen. Aber ich will eine Biographie nicht umschaffen, die Herr Ed. Fleury so wohl ausgearbeitet hat. Ich habe den Anfang gemacht in meiner Weise ein Portrait dieses berühmten Demagogen zu entwerfen, und will damit fortfahren.

Camille Desmoulins besaß keine der physischen Eigenschaften und Befähigungen, die für die Herrschaft über die Massen dienlich sind, es wäre denn die des Unvermögens, sich selbst zu beherrschen. Er war im Ganzen von schwächlicher Gesundheit, hatte eine gemeine Physionomie, eine stotternde Sprache. Mit seiner Rede wollte es Anfangs nicht recht fort; so wie er aber in Eifer gerieth, wurde sie zügellos und declamatorisch. Seiner Haltung fehlte es an Kaltblütigkeit, seiner Geberdung an Distinction, und seiner Replik an Geistesgegenwart. Er hat mehrere Male, sowohl im Jacobinerclub als im Convent, eine gar erbärmliche Figur gespielt, wenn er entschlossenen Anklägern gegenüber stand, und wir werden weiterhin sehen, ob er vor seinen Richtern eine würdigere und muthigere Haltung gezeigt hat. Dessenungeachtet

und trotz all der Hindernisse, welche ihm die Natur, die Gesellschaft, die Erziehung in den Weg legten, ist Camille Desmoulins von allen denen, welche bei der französischen Revolution die Hand im Spiel gehabt haben, derjenige gewesen, der vielleicht am meisten und einer der Ersten dazu beigetragen hat, sie von dem regelmäßigen und legalen Wege abzulenken, und er konnte, als er eines Tages, wo seine Mittel nicht ausreichten, seinem Vater in einem Tone, wie man eine Steuer verlangt, um Unterstützung ansprach, wohl mit Recht zu ihm sagen:

„. . . . . ha! es ist eine schlechte Politik von Ihnen gewesen, daß Sie mir immer nur zwei Louisd'or zur Zeit geschickt haben, womit ich mir nie Möbeln und ein eignes Domicil habe anschaffen können. Und wenn ich bedenke, daß ich durch ein Domicil mein Glück hätte machen, Präsident, Districts-Befehlshaber, Repräsentant der Gemeinde von Paris werden können, statt dessen ich nun nur ein namhafter Schriftsteller, ein lebendes Beispiel bin, daß man mit Tugenden, Talenten, Arbeitslust, Character und großen erwiesenen Diensten zu Nichts kommen kann! Aber, sonderbar, es sind schon zehn Jahre, daß ich mich in ähnlicher Weise zu beklagen habe, und es ist mir leichter gewesen, eine Revolution herbei zu führen und Frankreich umzukehren, als von meinem Vater ein funfzig Louisd'or auf einem Brette zu erhalten und mich von ihm zu einem Etablissement geholfen zu sehen. Welch ein Mann sind Sie!"

Ich habe eine Revolution gemacht! Desmoulins hatte Recht, so zu sprechen. Aber, indem ich das sage, sieht es aus, als wollte ich ein Paradoxum zu Ehren bringen; denn es scheint schwer begreiflich, wie dieser Mann so schwachen Schlages, von einer so beschränkten politischen Fähigkeit, einer so unvollständigen revolutionairen Begabung, ein so mächtiger Revolutionair hat seyn können; und andrerseits wieder frägt man sich, wie es möglich sey, daß er bei so eminenten Geistesfähigkeiten nur ein Demagoge der schlechteren Art gewesen. Dieser Widerspruch ist aber nur scheinbar. Camille Desmoulins hat sich durch alle die Anstrengungen verderbt, vermöge deren er seinem Geschick entrinnen wollte. Er hat sich mit all der Gewalt erniedrigt, die er angewandt hatte, um sich zu heben. Er sagte von sich selber, „daß er der Revolution immer sechs Monate voraus sey", und doch ging sie rasch! In der Wirklichkeit wurde er durch den erkünstelten Anlauf, mit dem er vorwärts wollte, moralisch um eben so weit zurückgeworfen. Unter den Revolutionairs, von welchen Frankreich seit dem Sturze des Throns beherrscht worden ist, hat keiner einen wahrhaften Geist des Regierens besessen: Robespierre hatte davon nur die überspannte und theatralische Haltung, Danton die gebieterische und drohende Pantomime, Saint-Just die blinde und erbarmungslose Entschlossenheit, Barere die aus alten Papieren entnommene und förmliche Beredtsamkeit. Diese ephemeren Dictatoren der Republik hatten jedoch, Barere ausgenommen, mindestens die Eigenschaften ihres Postens: Kühnheit, eine fanatische Hülle, eine unverschämte Solennität, und einen Aufwand von großen Worten. Sie waren von Revolutionairen zugerichtet, und zum Kampfe bis zum Tode gewappnet. Camille Desmoulins, von welchem Marat sagte, daß er ein schwacher Kopf sey, aber gut von Herzen, und den alle Revolutionairs im Vordergrunde als ein furchtsames Kind ansahen, Camille Desmoulins spielte diese schimpfliche Komödie des Cynismus im Dienste der Unmacht, der Leidenschaft ohne Aufschwung und des Enthusiasmus ohne Ueberzeugung. Camille, ein angenehmer Schwätzer, eine zierliche Feder, ein subtiler Gelehrter, ein geistreicher Schriftsteller, vertauschte seine zartgeistige Bestimmung gegen die Rolle eines General-Laternenversorgers, wie er sich selber nannte, und während er eins der letzten und getreuesten Echos einer glänzenden und geschliffenen Gesellschaft hätte seyn können, nahm er mit der Benennung Hanswurst der Freiheit, die ihm derselbe Marat beigelegt hatte, vorlieb. Hanswurst! ja, Marat hatte ihn so sehr treffend bezeichnet, denn Camille Desmoulins besaß alle die Untugenden, die man dieser Personage beimißt: er war leckermäulig, hasenfüßig, habgierig, sinnlich, eitel.

Herr Ed. Fleury hat in seinem merkwürdigen Buche die Züge vervielfältigt, aus welchen ich, indem ich sie zusammenstelle, die Physionomie zu bilden bemüht bin, welche durch die Geschichte so merkwürdig geschmeichelt worden ist. Indem Camille Desmoulins sich durch Ehrsucht declassificirt und ein usurpirtes Piedestal bestiegen hatte, hatte er alle die Verkehrtheiten, welche sich bei seiner beweglichen Natur mit achtungswürdigen Eigenschaften und kostbaren Begabungen der Intelligenz vermischten, zu gehässigen Untugenden und fast zu Missethaten werden lassen. Indem die revolutionaire Politik eine Brandfackel in diese furchtsame Hand gab, einen Bürgerkranz um dies hohle und unsinnige Haupt wand (die Section der Quinze-Vingts hatte durch ein Decret erklärt, daß er sich um das Vaterland wohlverdient gemacht habe), und den unbesonnenen und auf Abwegen gerathenen Lüstling auf eine blutige Bahn führte, da weihete sie ihn der Schaamlosigkeit und der Extravaganz. Sie brachte die Untugenden einer mittelmäßigen Natur und eines kleinlichen Herzens an's Licht, und gab ihnen die Macht, den Staat in Unordnung zu bringen, die einzige Macht, deren Camille Desmoulins fähig war. Er war, was er auch that, nie etwas anderes als ein consultirender Revolutionair, wie er dieses auch von sich selber gesagt hat. Aber als Berather der Demagogie, als Wortführer auf offnem Markte, als Pamphletist im Solde der gemeinen Masse, — er schrieb am 22. Sept. 1789: „Meine Rede der Laterne an die Pariser geht gut ab und die Auflage ist beinahe vergriffen." — als Versorger der Laterne und Vorläufer des terroristischen Schaffots, war seine Macht groß, denn sie hatte einen Geist zur Triebfeder, der, indem er sich die Aufgabe gestellt, alle Barrieren der gesetzlichen Ordnung niederzuwerfen, damit begonnen hatte, alle ihre Zügel zu zerreißen. Quidlibet audendi....! Mit der Feder in der Hand Alles wagen; Alles sagen, da er nicht Alles thun konnte; zu allen Verbrechen drängen, und im Augenblick ihrer Ausführung zittern oder davon laufen; „über den Tod lachen", wie Herr von Lamartine sich ausgedrückt hat, um zu winseln und sich die Kleider zu zerreißen wenn er sich dann zeigt; den Goliath herausfordern, aber in die Knie fallen wenn der Riese sich umdreht, — das war die Macht Camille Desmoulins, und man muß staunen, daß sie bei einem so tapfern Volke einen solchen Grad hat erreichen können. Aber man nehme noch einmal das 27ste Capitel Montaigne's zur Hand, in welchem von den Hunden die Rede ist, die wüthend über die Leichen herfallen, aber erst durch das Horn und die Peitsche angefeuert werden müssen

wenn es zur Jagd geht. Camille Desmoulins war solch ein Köter der revolutionairen Meute. „Er verantworte sich", sagte eines Tages Malouet, indem er Camille in einer öffentlichen Sitzung der constituirenden Versammlung anklagte; „er verantworte sich, wenn er es wagt!" — „Ja, ich wage es!" rief Camille von einer Tribüne herab, auf welcher er der Sitzung als Zuschauer beiwohnte. Darüber entstand ein gewaltiger Rumor in der Versammlung, und es sollte derjenige, der sich einer solcher Insolenz schuldig gemacht hatte, zur Haft gebracht werden. Die Wachen drangen auf die Tribüne, von welcher die Unterbrechung ausgegangen war; aber Camille Desmoulins hatte sich aus dem Staube gemacht. Statt seiner wurde ein anderer ergriffen und eine Zeit lang gefangen gesetzt. In dieser Anecdote resumirt sich das ganze politische Leben Camille Desmoulins, und sie characterisirt gleichzeitig sein Verfahren und sein Talent. Für den Mann, der sich rühmte, am Tage vor der Einnahme der Bastille einen Waffenschmiedsladen geplündert zu haben („ich war damals ein Räuber, und ich rechne mir das zum Ruhm an," äußerte er sich zwei Jahre später); der am 15. Juli an seinen Vater schrieb: „ich war auf den ersten Kanonenschuß herbeigeeilt, aber die Bastille war schon genommen;" der aber dennoch denselben Tag in dem Aufzuge der Sieger mit gezogenem Säbel neben Target einherschritt; für den Mann, der bei den ersten Drohungen der Justiz immer ausriß; der vor dem Herrn von Crillon Widerruf leistete; der dem Prozesse des Herrn von Talon aus dem Wege gegangen war; der sich nach der Emeute auf dem Marsfelde verkrochen hatte; der ein Duell mit Naudet ausschlag; der Sanson, dem Scharfrichter, mit der Feder in der Hand eine Ehrenerklärung gab; der sich am Morgen des 10. August verborgen hielt; für den Mann, dem man den Beinamen Janot Desmoulins gegeben hatte, und den eine Carricatur, die damals sehr berühmt war, darstellte, wie er mit seiner berüchtigten Laterne unterm Arm im tollsten Rennen davon lief, für diesen unerschrockenen Revolutionair hat sich eine Devise gefunden, die unvergänglich bleiben wird; sie heißt: „ja, ich wage es!"

Aber man lasse das gut seyn: Camille hat Muth nach seiner Weise, einen Muth, bei dem er nichts riskirt, der ihm schmeichelhaftes Lob, leichterworbenen Ruf, und, was noch besser ist, blanke Thaler einbringt. „Meine Laterne hat mir nur zwölf Louisd'or eingebracht," schreibt er irgendwo; an einer andern Stelle aber sagt er: „Denken Sie sich, welch ein Glück mein Journal („die Revolutionen Frankreichs und Brabant") macht! mein Buchhändler macht mir Aussicht auf eine Einnahme von 4000 Thalern." Noch sagt er, an einer andern Stelle: „Als ich mich vor drei Tagen in der Vorhalle der allgemeinen Stände befand, und jemand meinen Namen genannt hatte, da sah ich, wie alle Welt, vor allem die Deputirten der drei Stände, mit der Neugier nach mir schaueten, die der Eigenliebe so wohl thut."... Ja, ja, das ist der Muth Camille Desmoulins! ein gleicher Muth wie der, welchen der Schauspieler unter dem Feuer der Rampe und vor dem Kasten des Souffleurs stählt. In derselben Weise zeigt er sich auch muthig vor seinem Vater, vor seinem Könige, vor seinem Gotte.... Wir haben schon gesehen, in welchem Tone er an seinen Vater schreibt, wenn dieser ihn nicht so viel Geld schicken will, als er verlangt. Wir wollen auf diesen Punct noch einmal zurückkommen, denn er ist characteristisch. So äußert er sich bei einer andern Gelegenheit gegen seinen Vater, der ein kleines Amt bei der Landvogtei zu Guise bekleidete und ein schlichter, rechtschaffener Mann war:

„Sie benehmen sich in der That mit einer Ungerechtigkeit gegen mich, die alle Gränzen übersteigt.... Ich sehe mich immer und ewig von Ihnen verläumdet. Sie nennen mich ohne Unterlaß einen Durchbringer, einen Verschwender.... Sie haben nicht zugeben wollen, daß ich in Paris anders logire, als in einem Gasthofe, und ich bin doch schon dreißig Jahre alt..... Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich von Guise nichts mehr wissen will! Ihre Nullität dort, und noch mehr die meinige, haben mich davon abgewendet.... Sie erwähnen immer gegen mich, daß ich noch Brüder habe; nun ja, aber da ist der Unterschied, daß die Natur mir Flügel gegeben hat, und daß meine Brüder nicht so wie ich die Kette der Bedürfnisse, die mich am Boden festhält, fühlen können....."

Ha! die Macht der republikanischen Brüderschaft!

Aber weiter! Als Ludwig XVI. aus den Tuilerien geflohen war und der Gränze zueilte, da war Camille, als sich diese Kunde verbreitete, Robespierre mit den Worten: „wir gehen Alle mit Dir in den Tod!" um den Hals gefallen; und als Ludwig XVI. von Varennes zurückgebracht wurde, da war er in Hast der Barriere zugeeilt, um, wie Herr Ed. Fleury sagt, Zeuge des Märtyrerthums dieses Königs zu seyn. „Man brauchte nicht lange zu warten," schreibt Camille, „aber man wunderte sich, daß man sich so lange von diesem gekrönten Lümmel hatte bethören lassen, dessen Netze so plump waren, als es sein Körper ist."

Ein anderes Mal, wo man in der Nationalversammlung die Bulletins über den Zustand des Königs, der an Erkältung litt, verlas, schrieb Camille:

„Mich wundert, daß die Aerzte nicht ceremoniell den Nachttopf und Nachtstuhl des Fürsten herbeitragen und Beides den Präsidenten und der Versammlung unter die Nase stellen, so wie daß Letztere nicht besonders einen Patriarchen der Gallier einsetzt, um über die Beschaffenheit des Stuhlgangs des großen Lama's öffentlichen Bericht zu erstatten!.... Wer ist wohl der verächtlichste Götzendiener: der Senat in der Küche des Tiberius, oder der Senat im heimlichen Gemache Ludwigs XVI.?"

Diesen niederträchtigen Verhöhnungen des hinsterbenden Königthums fügte Camille Desmoulins noch andere, welchen mindestens die Verwegenheit nicht abzusprechen ist, gegen den Gott zu, der sie heute wohl zuläßt, sie aber morgen strafen wird. Er sagte:

„Ja, es giebt einen Gott!.... Wir werden seiner inne, wenn wir einen Blick auf das Weltall werfen; aber wir sehen ihn, wie die unglücklichen Kinder, die, von ihren Eltern ausgesetzt, wohl wissen, daß sie einen Vater haben, denselben aber nicht zu Gesicht bekommen, wie viel sie auch nach ihm rufen mögen."

Um eine Idee von der Wuth zu geben, mit welcher der junge Schriftsteller unausgesetzt gegen die Gewalten, die im Fallen begriffen sind, gegen die Adelichen, die man verfolgt, gegen die Geistlichen, die man proscribirt, gegen die Paläste, die man niederreißt, und gegen die nicht minder in ihren Grundfesten erschütterten sociellen Institutionen zu Felde zieht; um diesen Heros der Zerstörung und des Raubes, diesen Räuber-Pamphletisten,

wie er sich selber nennt, diesen Literaten, der uns mit dem Stutzen in der Faust überall erwartet, wo wir vor der Verfolgung eine Zufluchtsstätte oder ein Exil suchen müssen, in seiner Thätigkeit zu zeigen; um mit einem Blicke ein Urtheil über die Meinungen, die Gesinnungen, die Ideen, die Auffassungen zu bilden, welche sein Rüstzeug in dieser Campagne der Ausrottung gegen die alte verscheidende Gesellschaft sind, wollen wir hier eine von dem Herrn Ed. Fleury mit Recht gebrandmarkte Stelle hersetzen, die aber leider gleich sehr feurig geschrieben, als verbrecherisch ist. Es ist das die Geschichte des Schuhflickers von Messina:

„...... Dieser Schuhflicker war ein Patriot, der noch eher, als Aristides, den Beinamen des Gerechten verdient hätte. Hingerissen von dem Eifer für das allgemeine Beste, konnte er es nicht ertragen, einen Meaupou, einen Terrai, einen Saint-Florentin seiner Zeit, und all den Troß von Handvöltern und Bösewichtern der beiden ersten Stände ungestraft in ihrem Bette den Tod der Gerechten sterben zu sehn. Er perorirte über dies Thema auf seinem Schemel so lange, bis er auch seine Gesellen zu einem gleichen Gerechtigkeitseifer entflammt hatte. Da vertheilten sie dann die Rollen unter sich, so, daß der eine Gesell als Referent, der andere als General-Procureur, der Meister selber aber als Präsident fungirte. Seine Bude war bald die furchtbarste Criminalkammer der ganzen Welt. Unsere Schuster decretirten, informirten, confrontirten, sprachen das Urtheil und — führten es auch aus. In der Abenddämmerung machte sich der Präsident mit einer Windbüchse auf den Weg, lauerte den Verfehmten auf, und verfehlte ihn nie. Bald hörte man auf Sicilien von nichts Anderem mehr sprechen, als von den vielen Buben, die von einer unsichtbaren Hand erschossen wurden, und man begann an eine Vorsehung zu glauben. Endlich aber wurde dieser Mann von großem Character, der nach dem Beispiel des Theseus und Hercules die Erde von Räubern säuberte, auf frischer That betroffen, und obwohl die bei ihm gefundenen Papiere nachwiesen, daß Allen, die durch seine Hand gefallen, zuvor ein Prozeß in bester Form gemacht worden war, wurde er nun seinerseits zum Tode verurtheilt. Er mußte das Schaffot besteigen, wurde aber von dem ganzen Volke bemitleidet und bewundert, und wäre eines bessern Looses würdig gewesen."

Es gehe nur an's Plündern und an das Morden der Bösewichter in den beiden ersten Ständen, Camille Desmoulins wird nicht auf sich warten lassen; er hält sich in Zeiten der öffentlichen Gefahr in steter Bereitschaft neben seinem Schreibzeuge, mit der Feder in der Hand. Wenn er sich aber selber in's Treffen begeben soll, so muß damit mehr Nutzen als Gefahr verknüpft seyn. Als es an die Verfolgung der Priester geht, da tritt er tapfer mit den Worten auf: „Ich möchte den sehn, der mir etwas Verächtlicheres in der Gesellschaft nachweisen könnte, als dasjenige, was man einen Abbe nennt. Kann es wohl etwas Einfältigeres geben, als es das Metier der Religion, der Enthaltsamkeit ist? rc. rc."

Als das Hôtel Castries vom Pöbel geplündert worden war, da gab Camille diese Scene der Verwüstung in einer Vignette, mit der Unterschrift: „Expedites Mittel des französischen Volkes, den Auszug eines Aristocraten zu bewerkstelligen;" und als späterhin die Septembermetzeleien begonnen, da hatte Camille den Muth, als General-Secretair von Danton zu fungiren. Als der Krieg mit dem Auslande ausgebrochen war, da bewies Camille sich nicht minder muthig gegen die Feinde Frankreichs, als er sich gegen die gefangen gehaltenen Greise in den Carmes bewiesen hatte! Er hatte sich eben verheirathet, und war noch in dem Honigmonate; aber Frankreich war bedroht, und da griff der heldenmüthige Gatte Lucile's zur — Feder, und brachte folgende Maaßregeln in Vorschlag:

„1) Jeder österreichische, piemontesische oder sonstige Soldat, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, soll auf der Stelle als ein Räuber gehängt oder als ein Raubthier erschossen werden.

„2) Ein jeder feindlicher Soldat, der sich schämt, in einem Tartarenlager und mitten unter einer Räuberhorde zu dienen, und der seine Waffen an Menschen, die seine Brüder sind, gegen die österreichischen Wölfe ausliefert, soll eine Portion Landes zugewiesen erhalten. Das französische Volk bestimmt einen Theil der Güter der Geistlichkeit, bis zu dem Belaufe von 100 Millionen, um die ehrlichen Ueberläufer für ihre Rechtschaffenheit zu belohnen.

„3) Ein jeder feindliche Deserteur, der den Kopf eines Capitains mitbringt, bekommt vier Mal so viel, als der Delegirte unter dem alten Regime an den auszahlte, der ihm einen Wolfskopf brachte. Die Nationalversammlung beauftragt ihren Liquidations-Ausschuß, ihr unverzüglich einen Preistarif all der Köpfe, von dem eines gewöhnlichen Lieutenants an bis zu dem eines Feldmarschalls und des Tyrannen, vorzulegen."

(Fortsetzung folgt.)

Des Auswanderers Handbuch.

Getreue Schilderung der Vereinigten Staaten von Nordamerika und zuverlässiger Rathgeber für dahin Auswandernde jedes Standes.

Von George M. v. Ross aus Nordamerika,
Redact. der Allgem. Auswanderungs-Zeitung.

Elberfeld u. Iserlohn. Julius Bädeker. 1851.

VIII und 509 Seiten 8.

Dieses Werk bildet den dritten Band von „Neueste Länderkunde mit besonderer Beziehung auf deutsche Auswanderung und Colonisation"; der erste enthält: „Texas von Viktor Bracht"; der zweite: „Australien und seine Kolonieen, insbesondere Süd-Australien und Australia felix von J. K. Haßkarl"; zwei Bücher, die mit Beifall aufgenommen sind. Das vorliegende „Handbuch" erschöpft seinen Gegenstand in jeder Beziehung; der Verfasser ist in Nordamerika geboren, lebte dort geraume Zeit als Landmann im Westen, Südwesten und Osten (was nicht zu übersehen), hielt sich bald kürzere, bald längere Zeit in verschiedenen Städten der Union auf, lernte alle Staaten derselben auf

seinen Reisen, und in Europa die Auswanderungs-Verhältnisse näher kennen. — Was wir vor einigen Wochen bei der Anzeige eines ähnlichen, trefflichen, jedoch bei Weitem nicht so umfassenden und einem specielleren Zwecke bestimmten, Werkes schrieben, gilt auch hier: Erfahrung und Autopsie an Ort und Stelle, sind Vorzüge, die es vor den vielen, wenn auch ganz fleißig gearbeiteten und aus guten Quellen entlehnten Compilationen, die aber immer Compilationen bleiben, in Anspruch nehmen darf.

Das Werk zerfällt in drei Hauptabtheilungen: I. Allgemeine Schilderung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. S. 5 — 120. II. Beschreibung der einzelnen Staaten der nordamerikanischen Union. S. 121—335. III. Rathgeber für Auswanderer. S. 337 — 486. Voran geht eine kurze Einleitung. S. 1—4. Ein alphabetisches, ausführliches Register füllt die Seiten 487—509.

Den größten Raum, man sieht es aus der Angabe der Seitenzahlen, nimmt die geographisch-topographisch-statistische Partie (zweite Hauptabtheilung) ein; da dem Verfasser vermuthlich die besten Original-Hülfsmittel zur Verfügung standen und er aus eigener Anschauung Irriges berichtigen, Fehlendes ergänzen, Nicht-Genügendes weiter ausführen konnte, so läßt sich erwarten, daß diese Beschreibung der einzelnen Staaten der Union eine zuverlässige sein und deshalb auch allen Freunden der Länderkunde, die so glücklich sind ruhig und zufrieden daheim im Vaterlande bleiben zu können, eine belehrende Lectüre gewähren werde. — Begründung, Verfassung und Verwaltung eines jeden Staates fehlen nicht; über die bedeutendsten Städte ist gleichfalls stets berichtet. — Ober-Californien, (erst am 13. August v. J. als Staat in die Union aufgenommen, wie nachträglich S. 486 nicht unerwähnt geblieben) ist als letzter der südwestlichen und westlichen Staaten im „Handbuche" S. 314—323 bereits geschildert. — Die Eintheilung ist die bekannte: A. Die östlichen oder Neu-England-Staaten (sechs). B. Die mittleren Staaten (vier). C. Die südlichen Staaten (eilf). D. Die südwestlichen und westlichen Staaten (eilf). E. Die Gebiete der nordamerikanischen Union (fünf, wozu nun seit dem 13. August vorigen Jahres noch Deseret oder Utah, das von den in Gütergemeinschaft und Vielweiberei lebenden Mormonen bewohnte Land, kommt).

In der ersten Hauptabtheilung findet sich Alles sehr zweckmäßig und mit steter Berücksichtigung auf fremde Uebersiedler zusammengestellt, was in die allgemeine Schilderung eines Landes gehört: Naturbeschaffenheit, kurzer Geschichtsabriß, Verfassung, Verwaltung, Bevölkerung, Culturverhältniß, u. dgl. S. 31—53 enthalten die nach den März-Ereignissen des Jahres 1848 so laut gepriesene und wirklich preiswürdige, jedoch, wenn man näher hinhorchte, von nur Wenigen der Lobspender gekannte und in ihren großartigen, aber durch nationale Verhältnisse hervorgerufenen und motivirten Bestimmungen sehr unvollkommen erkannte Verfassung vom 17. September 1787, nebst den Verbesserungen zu derselben (ratificirt am 15. December 1791, am 8. Januar 1798 und am 25. September 1804). Manches, dem Europäer, der nicht gerade vorzugsweise den Staaten der Union seine Aufmerksamkeit geschenkt, Neue, lernt man auch hier; so ist z. B. S. 99, wo vom gesetzlichen Zinsfuß gesprochen wird, eine Tabelle desselben in den verschiedenen Staaten, so wie der Wucherstrafen, die in New-Hampshire, Virginien, Georgia, Illinois und Wisconsin in der Verwirkung des dreifachen Betrages des Erwucherten bestehen, mitgetheilt; S. 113. 114 ist eine Soldtabelle der Officiere abgedruckt; des General-Majors monatlicher Totalgehalt beträgt 376 Doll., des Lieutenants der Artillerie und Infanterie, 64 Doll. 50 Cts.; die Unterhaltung des Heeres, welche durch die bedeutende Anzahl der Officiere sehr kostspielig ist, wurde für das Jahr vom 30. Juni 1850 bis dahin 1851 auf 7,298,030 Doll. veranschlagt, worunter 1,433,893 Doll. für Pensionen. — Der Bestand der Flotte (S. 116. 117) ist folgender: 12 Linienschiffe, 12 Fregatten erster, 2 zweiter Classe; 4 Brigs; 22 Kriegsschaluppen; 10 Schoners; 5 Bombenschiffe; 6 Transportschiffe; 8 Dampfschiffe. Der Commodore, senior, (welcher in Nordamerika die Stelle vertritt, die in anderen Marinen der Admiral einnimmt) erhält im Dienste 4500, beim Abschiede 3500 Doll. jährlich; ein eingetretener Seecadett, im Dienste 750, im Seedienste 400, beim Abschiede 300, der Professor der Mathematik 1200, der Lehrer an der Schiffsschule 480 Doll.; u. s. w.

Der Rathgeber für Auswanderer (dritte Hauptabtheilung) erörtert und beantwortet zuerst die Frage: Wer soll auswandern, wer nicht? Der Verfasser handelt von den verschiedenen Classen der Auswanderer mehr oder minder ausführlich, z. B. von den Handwerkern, S. 345—367, von den Gelehrten und Künstlern, S. 371—376. Was die Gelehrten betrifft, so stimmt er fast ganz mit Dem überein, was wir aus der Schrift des Dr. Ziekel in diesen Blättern früher mitgetheilt. „Akademische Professoren und Docenten, deren in einem Jahre mehr landen, als in zehn Jahren in ganz Nordamerika Professuren und Lehrstühle vacant werden, bleiben besser in Deutschland, als daß sie nach Nordamerika auswandern, wo sie, wenn sie nicht ein anderes Fach ergreifen (was bei einem deutschen Gelehrten fast ein Ding der Unmöglichkeit ist) verhungern müssen. Auch für Poeten und Literaten ist das sonst so fruchtbare Nordamerika ein höchst unfruchtbares Land." (S. 371. 372.) „Chemiker, tüchtige, praktisch geübte Chemiker finden in den bestehenden chemischen Fabriken Nordamerika's leicht eine Anstellung mit 30 bis 50 und mehr Dollars monatlichem Gehalt. Tüchtige Chemiker, welche einiges Betriebscapital besitzen, werden viele Wege finden zu einem bedeutenden Vermögen zu gelangen. Für Geognosten, Mineralogen und Bergbaukundige bietet fast jeder Staat der Union ein weites, ergiebiges Feld der Thätigkeit dar." (S. 373.) Hinsichtlich der Künstler wird im Allgemeinen bemerkt, daß für sie die Aussichten sich in Nordamerika von Jahr zu Jahr, jemehr der Sinn des Volkes und sein Geschmack für die Kunst empfänglich gemacht werden, sich bessern. Maler, Bildhauer, Xylographen oder Holzschneider (sie verdienen von 50 bis 100 Doll. monatlich), Lithographen und Kupferstecher, Photographen, Architecten (besonders, wenn sie Mittel besitzen, Bauten in Accord zu übernehmen), Musiker, die tüchtige Musiklehrer und Gentlemen sind, finden, nach dem Verfasser, (S. 374—376) gute Aufnahme und Einnahme; Daguerreotypisten, gewöhnliche Musikanten, Schauspieler sollen nicht kommen; „Schauspieler gehen in Nordamerika, wo alle deutsche Bühnen Winkeltheater sind, einer traurigen Zukunft entgegen, wenn sie nicht neben der Kunst — es klingt freilich sehr prosaisch, ist aber durchaus wahr — ein Handwerk treiben wollen." (S. 376.) Für Auswanderer ist alles nun Folgende wichtig und beachtungswerth: Vorbereitung zur Auswanderung (hier sind die

„von den Herren Chr. Matth. Schröder und Comp. in Hamburg ausgegebenen Verhaltungsregeln“ eingeschaltet); die Seereise; die Landung; die Reise ins Innere von Nordamerika; die Niederlassung; Auswahl des Landes; der Landkauf; das Farmen (S. 432 — 462). Der Anhang bringt den, nach Nordamerika Uebersiedelnden in der Regel unbekannten oder nicht hinlänglich bekannten Zolltarif der Vereinigten Staaten. (S. 463—486.)

Eine genaue General-Karte von Nordamerika, so wie eine Special-Karte der Vereinigten Staaten in Stahlstich, von dem Verfasser herausgegeben, befinden sich in Arbeit.

Druck und Papier sind sehr gut; der Preis dieses „Handbuches“, so wie der übrigen, für Auswanderer bestimmten Bädecker'schen Verlagswerke („C. de Haas' Wisconsin“, „Aug. Rauschenbusch' Anweisungen für Auswanderer nach den westlichen Staaten von Nordamerika, u. s. w.), ist billig.

Hoffmann.

Lettre de M. Libri à M. le Président de l'Institut de France.

Londres: Barthès et Lowell, Great-Marlborough Street. 1850. 72 Seiten gr.-8.

Herr Libri benutzt in diesem aus London den 5. September datirten Briefe die Veröffentlichung zweier Decrete des Präsidenten der französischen Republik vom 1. September 1850, welche die von ihm bekleidete Professur der Mathematik am Collège de France und seinen Sitz in der Akademie der Wissenschaften, Abtheilung der Geometrie, für erledigt erklären, um in seiner Widerlegung einzelner Puncte des Acte d'Accusation (man sehe diese Blätter Jahrgang 1850 No. 113) fortzufahren. Er wiederholt zuerst die Stellen desselben, welche sich auf das Archiv des Institut de France beziehen und zeigt dann durch Anführung vielfacher Beispiele, daß Actenstücke jeder Art, Briefe, Quitungen Abhandlungen u. s. w. aus demselben bereits vor dem 27. Februar 1839 (dem Tage, an welchem Herr Libri nach dem Acte zuerst dergleichen zum öffentlichen Verkaufe gebracht haben soll) verschwunden und in Autographen-Versteigerungen vorgekommen seien. Ueberall hat er die betreffenden Kataloge, namentlich die von Torpe in London von 1830 und folgenden Jahren, genannt, die einzelnen Stücke so wie sie in denselben verzeichnet, genau angegeben. Er erklärt sich gegen die allgemeinen und unbestimmten Ausdrücke des Acte und vertheidigt sich gegen den Vorwurf, Autographe, die, dem eigenen Geständnisse der Experts zu Folge von ihm bona fide erworben und aus anderem Besitze in den seinigen übergegangen, nicht an das Institut zurückgeliefert zu haben. — Das erste Erforderniß solcher Vertheidigungsschriften, wie die vorliegende, ist, daß nicht mit oberflächlichen Redensarten gekämpft wird, sondern daß Nachweise und Belege, die Andere controlliren können, beigebracht werden, und daran fehlt es hier nicht; geschont hat der Verfasser seine Gegner in diesem zweiten Schreiben nicht weniger, als in dem ersten, an Herrn Barthélemy Saint-Hilaire gerichteten, und die allerdings sichtbaren Blößen, welche die widerlegte Stelle des Acte hin und wieder zeigt, noch weiter aufgedeckt; so z. B., wenn dort zum Secretair der Akademie einer der vielen berühmten Bignon, von denen keiner es gewesen, creirt, wenn eine handschriftliche Notiz des Herrn Libri (in Bezug auf Manuscripte der Bibliothek zu Carpentras), von ihm aus Millin's Magazin encyclopédique entlehnt und als solche bezeichnet, zur Unterstützung der Beschuldigungen, für die seinige absichtlich ausgegeben oder aus Flüchtigkeit angesehen wird.

Aus welchem Gesichtspunkte man nun auch diese neuste Libri'sche Schrift (es sollen über andere Partieen der Anklage mehrere ähnliche nachfolgen) beurtheilen mag, darüber kann nur eine Stimme sein, daß die besprochene Archiv-Plünderung keine günstige Idee von der früheren Archiv-Verwaltung erweckt. Selbst ein Brief, den Napoleon am 6 Nivôse an VI an den Präsidenten des National-Instituts richtete und ohne Zweifel ein Dankschreiben für seine am 25. December 1797 (5 Nivôse an VI) erfolgte Ernennung zum Mitgliede desselben, Abtheilung der Mechanik, war, kam in den Autographen-Handel. (Katalog der Sammlung der Marquise de Dolomieu, verkauft am 15. Mai 1847. Der Katalog war schon vor 1836 verfertigt.) Wäre eine solche Arbeit nicht höchst unerfreulich, so ließe sich das Sündenregister vielleicht aus geschriebenen und gedruckten Autographen-Verzeichnissen deutscher Sammler (— das Brittische Museum bewahrt eine große Masse von Autographen, die erweislich öffentlichen Anstalten Frankreichs angehörten —) noch vermehren; so finden wir z. B. in dem Frankfurter Verzeichnisse vom 28. September 1847, welchem auch die zweite Abtheilung der bekannten Dorow'schen Sammlung einverleibt ist, die folgenden Stücke, deren Ursprung wir freilich nicht nachweisen können:

702. *Alembert*, Jean-le-Rond d', n. 1717 m. 1783.
Der berühmte Mathematiker u. Literator.
Quittance aut. sig. Paris 3. Mai 1774. ½ p. 4 franc.
Bescheinigung über eine von der Akademie erhaltene Summe.

741. *Neufchâteau*, François de, n. 1752, m. 1828.
Franz. Minister, Dichter u. Schriftsteller.
L. s. Epinal 5 Floréal, an IV. 2 p. 4 franc.
Sehr schönes Schreiben an den Präsidenten des National-Instituts, bei seiner Ernennung als Mitglied desselben.

Als erste Note ist S. 70 noch ein Brief mitgetheilt, den Herr Libri an den Herrn Administrateur du Collège de France am 5. September 1850 geschrieben, in der zweiten der Abdruck der Beschreibung einer Collection von vierzehn Folianten und zwei Quartanten mit chemischen Analysen und anderen Arbeiten, welche Claude Bourdelin und sein ältester gleichnamiger Sohn in der Akademie der Wissenschaften gelesen oder ihr überreicht, u. s. w., welche sich in einem Kataloge der Gebrüder De Bure, die auch lange Zeit Buchhändler des Instituts waren, vom Jahre 1840, findet. Herr Libri erwarb sie von Herrn Techner und überließ sie Lord Ashburnham: „Voilà donc près de *deux mille analyses présentées à l'Académie des Sciences*,“ heißt es S. 72, „plus les mémoires des dépenses faits pendant trente et un ans au *Laboratoire de l'Académie des*

Sciences, plus les *comptes rendus* des séances de l'Académie durant dix ans, le tout accompagné de beaucoup de papiers détachés, de quittances signées par des académiciens, etc. etc. Ce sont là véritablement de ces documents qui, suivant l'Acte d'Accusation, *ne peuvent entrer dans le commerce.* Pourtant ils ont été mis publiquement en vente, dans un catalogue imprimé il y a dix ans à Paris, par les anciens libraires de l'Institut, sans que personne ni au Palais de Justice ni à l'Institut, y trouvât à redire. Il ne s'agit pas ici d'une feuille isolée, qui aurait pu échapper à l'attention du parquet, il s'agit, sans compter le reste, de *deux mille analyses* présentées à l'Académie. La provenance de ces papiers *ne saurait être un instant douteuse:* elle est établie par le catalogue même de MM. De Bure. Pourtant personne n'a songé à parler de VOL ou de RECEL, à propos de cette vente.“

Hoffmann.

Von Peter dem Großen angeordneter Leichenzug bei der Beerdigung des Generals Gordon,

im Jahre 1699.

In der Anzeige des „Tagebuches des Generals Patrick Gordon“ wurde in einer aus der Vorrede zu demselben entlehnten Stelle erwähnt, wie Peter der Große den von ihm hochgeachteten Rathgeber und Feldherrn in den letzten Lebensaugenblicken und nach seinem Tode ehrte. Wir fügen hier aus derselben Quelle noch Einiges hinzu. Korb in seinem Diarium itineris in Moscoviam, S. 218, berichtet, der Kaiser hat ihm selbst die Augen zugedrückt, indem er in dem Momente des Scheidens zugegen gewesen sei und Thränen vergießend an dem Sterbebette gestanden habe. Er war in der Todesnacht zweimal gekommen, so wie er während der letzten Tage den Kranken fünfmal besucht und noch über wichtige Staatsangelegenheiten mit ihm gesprochen hatte. — Den Leichenzug, an welchem er persönlich Theil nahm, ordnete er selbst an; wie großartig und eigenthümlich er war, zeigt die von den Herausgebern in einer Anmerkung mitgetheilte Beschreibung. Er bewegte sich nämlich nach dem durch Gordon's Bemühungen gegründeten ersten steinernen Gotteshause der römisch-katholischen Gemeinde zu Moskau in folgender Ordnung: „1) Das butirkische Regiment der auserlesenen Truppen, als das erste dieser Heeresabtheilung. Vor jeder Rotte gingen die Officiere mit ihren, von schwarzem Flor umgebenen, Hellebarden und mit schwarzen Schärpen. Regiments-Musikanten spielten Trauerarien. Schwarz bemalte Trommeln gaben nur dumpfe Töne an; die Schäfte der Fahnen, deren Enden auf der Erde schleppten, waren mit schwarzem Krepp bedeckt. 2) Die große Fahne oder die kaiserliche Standarte, deren Schaft mit schwarzem Krepp versehen war, und die von zwei Stabsofficieren getragen wurde. 3) Der Kaiser in tiefer Trauer, in der Hand einen mit Krepp umwundenen Espaton haltend. 4) Ein Oberst auf einem mit schwarzem Tuch behangenen Pferde, den Anführerstab tragend, hinter ihm ebenfalls zu Pferde Paukenschläger, Hoboisten und Trompeter, welche tiefe, dumpfe Töne hören ließen. Alles Zubehör war schwarz. 5) Zwei Paradepferde des Verstorbenen von Stallknechten geführt und mit schwarzem Tuch, auf welchem in Gold gestickte Wappen glänzten, behangen. 6) Ein General-Major zu Fuße, welcher den Haushofmeister des Verstorbenen vorstellte, hinter ihm wehten zwei Fahnen, nämlich die Gordonsche Familien-Fahne, auf welcher sein Wappen in Gold ausgestickt war, und die Generals-Fahne. Beider Schäfte waren mit Krepp umwunden, die Fahnen wurden von Officieren getragen. 7) Sieben Officiere, welche auf schwarzsammtnen, mit silbernen Treffen versehenen Kissen des Verstorbenen Schärpe, goldene Sporen, Handschuhe, Degen, Helm, Panzer, Schild und Stock trugen. 8) Das Lieblings-Schlachtpferd des Verstorbenen, mit schwarzem Tuch behangen und von seinem ersten Stallknechte geführt; hinter demselben wurde von einem Officiere seine Kriegs-Standarte, deren Schaft mit Krepp umgeben war, getragen. 9) Ein Geharnischter in voller Rüstung mit entblößtem Schwerte. 10) Vier General-Majore in einer Reihe; hinter ihnen vier Oberste der auserlesenen Truppen, alle in tiefer Trauer. 11) Alle Schüler der Militair- und anderer Schulen mit ihren Vorgesetzten und Lehrern in Trauer. 12) Die Geistlichkeit der römisch-katholischen Kirche. 13) Der Sarg, mit rothem Sammt beschlagen, mit Goldstoffen und aus Silber verfertigten Wappen und Handgriffen verziert. Das Gestell, auf welchem der Sarg stand, war mit schwarzem Sammt bedeckt, der mit Goldstoffen und goldenen Quästen und Franzen versehen war. Abwechselnd trugen ihn 28 Oberste auf ihren Schultern. 14) Die Söhne und Töchter des Verstorbenen in tiefer Trauer und hinter ihnen seine Pagen. 15) Die außerordentlichen Gesandten des römischen Kaisers und des Churfürsten von Brandenburg und nach ihnen die Residenten und Kommissarien von England, Schweden, Dänemark und Holland in tiefer Trauer. 16) Die Witwe des Verstorbenen in höchster Trauer, von zwei Generalen geführt und von 20 der angesehensten Damen, den Frauen verschiedener Beamten, begleitet. 17) Vier und zwanzig Bojaren und alle Generale nach dem Alter zu zwei in einer Reihe und in Trauer. 18) Die Stabs- und Ober-Officiere der Land- und See-Macht. 19) Die Dienerschaft des Generals, alle in schwarzem Tuche gekleidet. — Endlich schloß sich hieran eine große Menge Menschen jeden Standes und Ranges. Der ganze Zug wurde von vier Ceremonienmeistern geordnet und geleitet.“ — Wir legen nur geringen Werth auf solches Schaugepränge, womit man Lebende und Todte ehren will — oft auch nicht will, aber muß —; in Gordon's Leichenfeier aber erkennen wir einen tieferen Sinn; der Schmerz des Kaisers um den tapfern und weisen Freund, den zweiten, der ihm in kurzer Frist entrissen wurde (Lefort war einige Monate früher gestorben), sprach sich darin ganz aus; er wollte seinen Russen, wollte der Welt darthun, wie er treu geleistete Dienste, wie er persönlichen Muth, Kriegserfahrung und geistige Ueberlegenheit auch im Ausländer zu würdigen wisse; der junge Fürst, (Peter war damals 27 Jahre alt) zeigte den Gekrönten Europa's, daß er neben anderen Tugenden, auch eine, auf Thronen oft vergeblich gesuchte, die Tugend der Dankbarkeit besaß.

Hoffmann.

Miscelle.

Die Sophienmoschee, 918 Jahre lang ein christlicher Tempel und durch häufige Erdbeben, so wie die unglaubliche Nachlässigkeit der Türken vor wenigen Jahren gänzlichem Ruine nahe, ist im Auftrage des jetzt regierenden Sultans endlich dem dro-

henden Verfalle entrissen worden. Die überaus schwierigen Restaurationsarbeiten wurden von dem trefflichen schweizer Architekten, Cavaliere Gasparo Fossati, unternommen und vollendet. Er begann sein Werk mit der Abtragung der verschiedenen Strebepfeiler, welche das Gebäude verunstalteten, ohne zu dessen Festigkeit im Mindesten beizutragen. Diese, von den türkischen Baukünstlern in der Absicht, die Kuppel bei Erderschütterungen nachhaltiger vor einem Einsturz zu sichern, angebrachten Stützen hatten sich von derselben gänzlich losgetrennt und entstellten nur mehr die wundersame Arbeit des Athenius von Tralles und des Isidorus von Milet, jener Baumeister, welche die erste von vier großen Pilastern gestützte Kuppel errichtet hatten. Fossati hat zur Befestigung dieser Kuppel ein Verfahren eingeschlagen, das auch bei der Peterskuppel in Rom in Anwendung gebracht worden war; er hat sie nämlich mit doppelten, äußerst starken Eisenreifen umgeben.

Unter den außerordentlichen Arbeiten, welche der schweizer Architekt im Innern der Sophienmoschee ausgeführt hat, muß zuerst der Aufrichtung 13 großer Säulen gedacht werden, welche eine der obern Gallerien stützen. Diese kostbaren Säulen aus Verde antico und Porphyr, welche einer Tradition zu Folge noch aus dem delphischen Tempel herrühren, hatten eine schiefe Richtung, vielleicht schon seit der Zeit des Kaisers Justinian angenommen, unter dessen Regierung die erste Kuppel eingestürzt war. Die 8 untern gigantischen Säulen aber, die ursprünglich im Tempel von Ephesus gestanden haben sollen, haben sich trefflich erhalten.

Im Jahre 1847 war es Fossati gelungen, die alten, auf Goldgrund angebrachten Mosaiken blos zu legen; die ganze Basilika erschien damals wie verjüngt strahlend von Gold, Marmorwerken und herrlichen Musivarbeiten. Unter andern hatten die blosgelegten Schätze einer kleinen Kapelle dem jungen kunstsinnigen Sultan so sehr gefallen, daß er dem Architekten die Beschleunigung seiner Arbeiten um jeden Preis anbefahl; gleichzeitig wurde ihm aber auch, um muselmännische Vorurtheile zu schonen, der Auftrag gegeben, die Heiligenbilder und sonstigen christlichen Darstellungen, in dem Maße, in welchem sie von der sie verbergenden Kruste befreit wurden, abermals jedoch nur in einer leicht zu beseitigenden Weise zu bedecken.

Unter den verschiedenen aufgedeckten Musivbildern zogen folgende vorzugsweise die Bewunderung der Beschauer auf sich: vier gigantische Seraphe an den vier Winkeln unter der Kuppel; vier Propheten, eine heil. Jungfrau, einige Engel und Heilige aus dem alten und neuen Testamente, ein Kaiser aus der Dynastie der Paläologen, dessen Bild die Türken aber schleunigst wieder bedecken ließen, und zwar aus dem Grunde, weil in jener Zeit ein Arzt gleichen Namens aus Konstantinopel verbannt worden war. Die große Mosaik über dem Hauptthore, den Erlöser zwischen der Jungfrau und einem Heiligen darstellend, der einen knieenden Kaiser segnet, erschien besonders schön und wohlerhalten.

Unstreitig muß die Sophienmoschee, dieser von Justinian der göttlichen Weisheit auf der äußersten Spitze des östlichen Europas errichtete Tempel, seines Reichthums halber an Marmor, so wie wegen der Neuheit und Kühnheit des Kuppelbaues, als das schönste Monument aus jener Epoche betrachtet werden.

In Berücksichtigung aller dieser Herrlichkeiten und Kunstwunder, wird es nicht befremden, wenn jener Monarch, als er die Sophienkirche auf den Ruinen des früheren, in dem furchtbaren Aufstande der Grünen und Blauen zerstörten gleichnamigen Gebäude wieder aufgerichtet hatte, zu einem Freudenrausche am Tage der Einweihung des Tempels (27. Dec. 537) jauchzend ausrief: „Ich habe dich übertroffen, o Salomon!“

Die kostbaren Mosaiken dieser kaiserlichen Moschee, welche seit 1453, in welchem Jahre Mahomed II. Konstantinopel eroberte, übertüncht geblieben waren und im Jahre 1847 für einen Moment wieder an's Tageslicht kamen, sind nun zwar auf Befehl der türkischen Regierung neuerdings verdeckt worden; in Folge der eben so unermüdlichen als einsichtsvollen Thätigkeit Fossati's wurden sie jedoch früher mit der größten Genauigkeit kopirt, um in England in einer Ausgabe veröffentlicht zu werden, die gewiß zu den werthvollsten Beiträgen auf dem großen Congreß aller Kunst- und Industrieproducte gehören wird. Schon im nächstkommenden Juni werden alle Mosaiken des Sophientempels in zweifarbigen Lithographien erscheinen, denen eine vom artistisch-historischen Standpunkte aus sehr interessante genaue Beschreibung der Basilika beigegeben seyn wird.

Herr Haghe, der berühmte englische Lithograph, arbeitet nach den Zeichnungen Fossati's und wird, wie auf den bereits vorliegenden Proben ersichtlich ist, ein Werk zu Stande bringen, das einer Zeit vollkommen würdig erscheint, in welcher Zeichenkunst und Chromolithographie bereits eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht haben.

Das ganze Werk, von dem Herrn Colraghi in London in einer kleineren und in einer größeren Ausgabe veröffentlicht, wird 25 Platten enthalten: den Haupteingang der Sophienmoschee, den Narther oder Portikus, die allgemeine Ansicht des großen Schiffes von Osten, Westen und vom Eingang aus aufgenommen, den Eingang in das Schiff von der Nordseite, dessen Centrum, die neue kaiserliche Tribune zwischen den Säulen von Ephesus, die Ansicht derselben von der Frontseite, den Eingang in das Gynaeceum oder die obere Gallerie, dieselbe Gallerie von der Südseite, von der Westseite, im Centrum, den Hintergrund derselben, die äußere Ansicht der Moschee vom Hofe Chatirvan aus, die Hauptfaçade gesehen vom Hofe Medresse, Ansicht der Moschee von Bab-Hamajum, Ansicht des Mihrab Presbyteriums, Ansicht von den kaiserlichen Gräbern aus (Turbes), Panorama von Konstantinopel, aufgenommen von einem der Minarets der Moschee, innere und äußere Ansicht der Moschee vor deren Restauration. Aber auch deutsche Kunst und deutscher Fleiß sind nicht zurückgeblieben als eine, wenn auch überaus schwierige Möglichkeit in Aussicht gestellt wurde, die so lange verborgenen Herrlichkeiten des Riesentempels am Bosphorus der europäischen Welt in Nachbildungen mittheilen zu können. Einem preußischen Architecten ist es durch sechsjährige unsägliche Mühen und Anstrengungen gelungen, den Restaurationsarbeiten beizuwohnen und die verdeckten Kunstgebilde in dem Maße, als sie zum Vorscheine kamen, in vollkommen gelungener Weise auf dem Papiere festzuhalten. Auch seine Arbeiten werden, und zwar im Auftrage Sr. Maj. des Königs von Preußen, gleich den Copien Fossati's nächstens in einer Prachtausgabe auf lithographischem Wege veröffentlicht werden.

(Abdbl. d. Wr. Ztg.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 8. Sonnabend, den 25. Januar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Camille Desmoulins.

(Fortsetzung.)

Unter den Emporkömmlingen der terroristischen Demagogie ist Keiner, der mich mehr kränken und in Zorn versetzen könnte, als Camille Desmoulins, weil es Niemand giebt, bei dem die Natur des Menschen weniger, die bösen Instincte, welche die Revolutionen vergiften, mehr gethan hätte. Mein Gefühl empört sich gegen diesen Pedanten, der den Staatsmann spielt; gegen diesen Possenreißer, der eins der Organe der Meinungen geworden ist; gegen diesen Figaro, der mit dem National-Rasirmesser (so nannte der Vater Duchesne die Guillotine) spielt; gegen diesen Pickelhäring (wie ihn Marat nannte), der Tribun geworden war; gegen diesen Lümmel (wie ihn Herr Michelet bezeichnet), als Gesetzgeber dropirt; gegen diesen improvisirten Pfeifer der Revolution (nach der sehr treffenden und geistreichen Bezeichnung des Hrn. Sainte-Beuve), der, heute noch Pfeifer, morgen seinen Regimentstambour oder seinen General über den Haufen rennen wird. Camille Desmoulins — dadurch will man ihn rechtfertigen, dadurch klagt sich aber meines Erachtens die Demagogie an, — Camille war nur ein großes Kind, und er ist eine der Meinungsgewalten und eins der furchtbaren Organe der revolutionairen Generation gewesen. Er war eines Tages einer ihrer legalen Repräsentanten, einer ihrer Gehör findenden Rathgeber, einer ihrer rührigen Diener, des Schlages, von welchem Herr Georges Duval in seinen Souvenirs de la Terreur etc. gesagt hat, sie waren gräulich geschäftig. Der arme Camille, wie ihn Babeuf nannte, war noch Billault-Varennes und vor Marat zum Deputirten von Paris erwählt worden. Mann oder Kind, Spiel oder Berechnung, Verbrechen oder Schwäche, Ueberzeugung oder Tändelei, Gassenbube oder Bandit, unserer Zeit ist darunter gedient, diese genialen Polissons, welche die Revolutionen anstiften, gehörig kennen zu lernen. Dies ist der einzige Zweck dieser wahrheitsgetreuen Studien.

Während der funfzehn Monate vom 10. August 1792 bis zu dem 31. October 1793, seit dem Sturz des Thrones bis zu der Hinrichtung der Girondisten, waren Camille drei große Prüfungen vorbehalten: die Septembermetzeleien, der Prozeß des Königs, der Prozeß der Gironde. Wir wollen ihm in diesen verschiedenen Abtheilungen seines revolutionairen Geschickes folgen.

Nach dem 10. August sammelte sich Camille Desmoulins. Er bedurfte dessen schon, denn er hatte die Kanonen der Tuilerien, von welchen sich sagen ließ, daß seine Pamphlete ihnen zu Pfropfen gedient hatten, von fern donnern gehört. „Camille wird sich", schreibt Herr Ed. Fleury, „nur von fern in die Gruppen der „Belagerer mischen, und nicht dem heroischen Zorn der Vertheidiger des Kastells Trotz bieten." „Camille legte sich schlafen", schreibt seine Frau unterm 12. December in ihr Tagebuch und giebt zugleich sehr merkwürdige Details über die Nacht vom 10. August. Also die Kanonen der Tuilerien haben Camille's Nerven erschüttert; er muß sich ein wenig erholen. Das thut er, und darnach prophezeiht er. „Ich halte die Freiheit für befestigt," schreibt er an seinen Vater, der nicht daran glaubt; „es bleibt „uns nun noch übrig, Frankreich eben so glücklich als frei zu „machen. Darauf will ich Tag und Nacht bedacht seyn." Demzufolge logirt er sich denn in der Kanzelei, auf dem Vendomeplatze, ein. „Ich bewohne jetzt", schreibt er weiter in dem Briefe an seinen Vater, „den Palast der Maupeou's, der Lamoignon's. „Aller Ihrer Weissagungen ungeachtet, daß ich es nie zu etwas „bringen würde, sehe ich mich zu der höchsten Stufe des Ranges „erhoben, den ein Mann in unserer Robe erreichen kann. . . . Wir

„sind hier, wie Sie sehen, durch die Bresche des Tuilerien-Schlosses „eingerückt, und es scheint mir beinahe, als ob wir nur „durch die Uhlanen und die Tyroler von dem Vendomeplatze würden verjagt werden können."

Verstanden? Durch die Emeute ist er in die Kanzelei gekommen, und um ihn daraus zu vertreiben, würde mindestens eine Coalition erforderlich seyn! Camille Desmoulins nimmt als ein ächter Patriot, und der (in seiner Sprache gesprochen) diese Revolution nicht für den König von Preußen gemacht hat, heroisch Besitz von seinem neuen Posten.

Aber gut wohnen, das reicht allein nicht aus: die Commensalität Danton's verlangt mehr.

Eines großen Mannes Freundschaft ist eine Wohlthat der Götter! sie heischt aber Opfer, und man ist nicht für so Weniges Generalsecretair des Justizministers. So schreibt zuvörderst Fouquier-Tinville an „seinen lieben Verwandten", um durch ihn ein kleines Amt zu erhalten:

„Den 20. August 1792.

„Bis zu dem ewig denkwürdigen Tage des 10. dieses Monats, mein theurer Verwandter, ist die Eigenschaft eines Patrioten nicht bloß eine Urkunde, die von allen Aemtern ausschloß, sondern selbst ein Motiv der Verfolgung gewesen, wie es sich sogar bei Ihnen erwiesen hat. Wie man hoffen muß, wird endlich auch die Zeit gekommen seyn, wo der wahre Patriotismus triumphiren muß, rc. Mein Patriotismus ist Ihnen bekannt, so wie auch meine Fähigkeit, insbesondre für streitige Dinge. Ich schmeichle mir, daß Sie die Güte haben werden, sich für mich bei dem Justizminister zu verwenden, um mir in seinen Bureau's, oder irgend anderswo eine Anstellung zu verschaffen. Sie wissen, daß ich Vater einer zahlreichen Familie und wenig begütert bin. Mein ältester Sohn, sechszehn Jahre alt, und der zu den Gränzen geeilt ist, hat mir viel gekostet und kostet mir noch ferner viel, rc.

„Ich bin, mein lieber Verwandter,

„Ihr

„unterthänigster und gehorsamster Dr. Fouquier,

„Rechtsanwalt."

Eine Anstellung, entweder in seinen Bureau's oder irgend anderswo! es ist ihm Alles Recht, dem braven Fouquier. Warum hat „der theure Verwandte" einen so gefügigen Sollicitanten nicht bei'm Wort genommen? Fouquier ist bereit, zu werden, was man will, Huissier oder Henker. Aber Camille Desmoulins, der eine glückliche Hand hat, läßt ihn einige Monate später zum öffentlichen Ankläger bei'm Revolutionstribunal ernennen. Camille hatte der Zeit dazu seine Gründe. Aber er hatte nur die Gegenwart vor Augen..... Hätte er in die Zukunft blicken können .....

Der Antheil, den Camille Desmoulins als Rath und Commensale Danton's — denn wenn dem Herrn Georges Duval zu glauben ist, so ist es mitten in einem Bankette gewesen, daß der unsichtbare Anordner dieser democratischen Schlachterei gewissermaßen der Ausführung seines Werkes präsidirt hat, — an den Septembermetzeleien genommen hat, ist in Abrede gestellt worden; er ist aber gar nicht zweifelhaft. Man brauchte nicht im Solde von Paris zu stehen, oder zu der Bande Maillard zu gehören, um an der moralischen Verantwortlichkeit der Septembermorde Theil zu haben: man brauchte nur am 2. September mit Danton zu speisen, und Prudhomme zu antworten: „man wird die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen verwechseln." Es brauchte nur dem Abbe Berardier, der in La Force gefangen saß, abseiten seines früheren Schülers Camille Desmoulins — dem, wie Herr Ed. Fleury sagt, diese gute That in Rechnung gebracht werden muß — ein Geleitschein zugesandt zu werden. Dem Willen des Hrn. Ed. Fleury, diese That Camille Desmoulins in Rechnung zu bringen, will ich mich willig fügen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie zugleich den Beweis liefere, daß der Schüler des Abbe Berardier um Alles wußte, und daß er, als Vertrauter des Hauptverbrechers, auch Mitschuldiger war. Aber, frage ich, war es, um in den Augen der Geschichte von dieser scheußlichen Complicität absolvirt zu seyn, hinreichend, seinen Professor der Rhetorik gerettet zu haben?

Das war der erste politische Act Camille Desmoulins nach dem 10. August: ein Gemisch von Niederträchtigkeit, Grausamkeit und Heuchelei. Das Septemberverbrechen war verwegen abseiten Derjenigen, die es, wie Danton, ausgebrütet, befohlen hatten und es eingestanden. Aber dieses in jeder Weise scheußliche Verbrechen war so feige als nur möglich bei Denen, die nur die blutige Hand zu lecken nöthig gehabt hatten. Dies war die Rolle, welche Camille gespielt.

Inzwischen begann die Annäherung des Prozesses des Königs die Gemüther zum Mitleid zu stimmen. Camille Desmoulins, der Deputirter von Paris geworden war, hatte seinen Sitz oben auf dem Berge genommen, und in dem neuen Journal, das er gegründet: „la Suite des Revolutions de France et de Brabant", schon den Profit des Opfers, das vorbereitet wurde, discontirt. „Das schönste und das angenehmste Opfer, das man Jupiter darbringen kann," schrieb er, „das ist ein König!" Dies Citat aus Seneca, dem Tragiker, hatte er zur Ueberschrift seines Journals gewählt. Dies hieß gleichzeitig den Prozeß, die Verurtheilung, seine Ueberzeugung und sein Votum vorweg entscheiden. Aber was schadete das? er war ja eher Journalist als Gesetzgeber, eher Pamphletist als Richter. Als Gesetzgeber gehörte Camille der Race demagogischer Unterbrecher an, die seit sechszig Jahren die Plage und die Schande der französischen Versammlungen gewesen sind, eine unverbesserliche und unvergängliche Race. Camille Desmoulins sprach nicht, und das hatte seinen Grund: er schrie! Ich bin so neugierig gewesen, im Moniteur nachzusehen, wie oft er in einem Zeitabschnitte von acht Monden sein Talent als Redner bekundet hat. Ich habe von ihm aber nichts, als Phrasen wie die folgenden, die alle den Stempel einer kindischen Eitelkeit oder lächerlichen Persönlichkeit tragen, gefunden: „Erlauben Sie, daß ich Sie belehre!"... „Ich will Ihnen Dinge sagen, die Ihnen noch neu sind!"... „Wenn dies Decret durchgeht, dann ist Frankreich verloren!"... „Ich will das Vaterland retten!" rc. rc. Der Moniteur hat ab und an Bemerkungen hinzugefügt, nach welchen es mir scheint, als habe der Logograph sich auf Kosten des kläglichen Unterbrechers lustig machen wollen, als: „Camille bewegt sich, das Wort verlangend, erhaltend und fast gleich wieder verlierend, auf der Tribune umher."

Ein andres Mal, den 8. Mai 1793, debattirte man über eine Truppenaushebung und eine Requisition von Waffen.

„.... Wir können uns nicht, wie die Römer, in die Ländereien der Ueberwundenen theilen," sagte Camille Desmoulins, „aber der Soldat des Vaterlandes muß immerhin von der Vertheidigung des Vaterlandes leben. Man hat zu Ihnen von zwei Classen von Bürgern gesprochen: von Herren und von Sansculotten; wohlan, nehmen Sie die Börse der Ersteren und bewaffnen Sie daraus die Letzteren. Verwenden Sie gegen die Rebellen das Geld der Reichen, den Muth der Armen. ..."

Einige Monate später sagte ein Redner, der es schon weiter gebracht hatte als Camille, bei einer ähnlichen Gelegenheit auf der Tribune der Jacobiner:

„... Waffen? die finden wir in der Börse der Aristocraten, um diese bis auf den letzten Mann zu opfern! Wenn es an Brod gebricht, dann tödten wir sie, salzen sie ein, und verspeisen sie.... Bürger, auf St. Domingo (der Redner war Secretair des Mulatten Rigaud gewesen) versicherte ein Schwarzer, ein Banden-Häuptling, dem man den Beinamen Weißfleisch gegeben hatte, es gäbe nichts Köstlicheres als Menschenfleisch. Ich habe es, seinem Beispiel folgend, versucht, und gefunden, daß er Recht hatte. Jene Schwarzen, von welchen man sagt, daß sie nicht civilisirt seyen, geben uns da eine Lehre in der Civilisation. Wenn es Noth thut, laßt uns ihnen nachahmen. Mitten im Ueberflusse eines Schlachtfeldes Hungers sterben, das ist einfältig ...!"

„Bürger," erwiederte Camille hierauf, diesmal wohlberathen, „was Du da sagest, das klingt nicht eben brüderlich. Es fehlt an Brod, das ist wahr; aber ich trage darauf an, daß der Antrag bis zu dem Augenblicke ausgesetzt werde, wo der Mangel uns nicht mehr die Wahl zwischen der Kruste von Pasteten und dem Fleische der Aristocraten lassen wird ..."

Das wären denn einige Proben des Talentes von Camille Desmoulins, wenn er einmal als Redner aufzutreten wagte; in der Regel aber verhielt er sich schweigend, und so wird's erklärlich, wie der Fleischer Legendre eines Tages zu ihm sagen konnte: „Weil Sie Latein verstehen (und die Sitzung vorbei war), antworten Sie mir nun. Im Convent wäre es am Orte, zu sprechen, dort thun Sie aber nur alle sechs Wochen einmal den Mund auf, und auch nur, um uns Impertinenzen zu sagen und uns Ignoranten zu schelten. Was thust Du hier, Du Faulpelz?" — „Aber, mein lieber Legendre, alle Welt hat nicht Deine Lungen." — „Wenn Du keine Lungen hast, so hättest Du das dem Volke sagen müssen, damit es deine 18 Franken jemand gegeben hätte, dem es nicht daran fehlte."

So war Camille Desmoulins als Gesetzgeber: leidenschaftlich und machtlos. Während des Prozesses des Königs, hat er jedoch sein Geld wohl erworben. Als Richter Ludwigs XVI. überschreitet er in der Schaamlosigkeit und der Verdorbenheit alle Gränzen. Diesem großen Märtyrer gegenüber, den Barere selbst mit Achtung behandelt, ergeht Camille Desmoulins sich nur in Wuthgeschrei, in rasender Geberdung und in den Exclamationen des ungeduldigen und wüthigen Hasses. Er verdammt die Formen, welche der Convent sich auferlegt hat, um, sie verhöhnend, die Gerechtigkeit doch mindestens zum Schein zu wahren, als ein unwürdiges Hinderniß. Eines Tages, am 26. December, schließt die Majorität, nachdem die Defensoren des Königs und der König selber abgehört worden sind, die Debatten; da macht Einer den Antrag, die Debatte über den Prozeß auf drei Tage zu vertagen. Bei dem Worte Vertagung wälzt sich aber der gesammte Berg gleich einer Lavine von seiner stürmischen Höhe hernieder, und es bricht eine gräuliche Emeute mitten in der Versammlung aus.

„..... Sechzig bis achtzig Mitglieder eines der äußersten Enden" (des linken), berichtet der Moniteur, „erheben sich gleichzeitig, und stürzen unter dem Applaus der Tribünen dem Bureau zu. An ihrer Spitze befinden sich Duhem, Billaud, Camille Desmoulins, Julien.... Duhem schreitet bis zu dem Sessel des Präsidenten vor, und apostrophirt ihn unter wilden Geberden. „„Die Mehrheit hat sich verleiten lassen, wir wollen aber, daß nur nach nominellem Aufruf deliberirt werden soll,"" rufen Einige aus. Sie halten sich über eine Viertelstunde lang tumultuarisch neben dem Bureau beisammen, um das Verlangen wegen des nominellen Aufrufs zu unterzeichnen. Die große Mehrheit der Versammlung verhält sich ruhig. Endlich zerstreuen sich die Unterzeichner, und suchen ihre Plätze wieder auf ..."

Ich habe diesen Auszug aus dem Moniteur für Diejenigen gegeben, die da meinen, daß es im Jahr der Gnade 1850 noch etwas Neues unter der Sonne gäbe. Aber wir wollen wieder zu Camille Desmoulins zurückkehren! Man möchte von ihm, der den König, so viel an ihm war, schon vor dem Prozesse getödtet hatte, obwohl ihm von der gemeinsten Decenz mindestens die Art kalten Mitleids eines Henkers vor seinem Opfer geboten war, sagen, daß es ihm leid gethan, daß die Tortur von der constituirenden Versammlung abgeschafft worden war. Er stellte sie für Ludwig XVI. wieder her. Er ist der Peiniger in diesem schändlichen Prozesse, und seine Leidenschaft macht sich in den tollsten Anträgen Luft. Eines derselben, dessen, wegen der schimpflichen Tafel, welche dem Könige über die Brust und den Nacken gehängt werden sollte, habe ich schon erwähnt. Er geht in seiner Raserei so weit, selbst die Richter zu insultiren, und muß zur Ordnung gerufen werden, weil er in dem Augenblicke, wo 280 Deputirte für die Appellation an das Volk votirt hatten, folgende Aeußerung zu machen wagt: „Da der König von Polen sich „von Rußland hat erkaufen lassen, so ist's nicht zu verwundern, „daß auch Viele unter uns, die noch keine Könige sind, sich „verkauft haben! ..."

Verkauft! Wir wären schon berechtigt, hier unsererseits Camille Desmoulins einen Prozeß zu machen, der ihm von Anderen gemacht worden ist, und die Frage an uns zu richten, ob der Mensch, den wir zu einer anderen Zeit als bis zur Lächerlichkeit geldgierig gesehn haben, nicht einmal aus Habgier seine Feder verkauft haben sollte, so wie er seine Seele aus Ehrsucht Preis gegeben hat. Der Marquis von Bouille erzählt, „daß Camille Desmoulins vom Hofe erkauft worden sey." Aber da hat der Hof, wie man gestehen muß, einen schlechten Handel gemacht. Seinerseits zieht Herr Granier de Cassagnac aus einigen Zeilen, die Camille in einem Augenblick, wo er sich verborgen halten mußte, an seine Abonnenten geschrieben hat, den Schluß, daß er sich auf seine Verkäuflichkeit etwas zu Gute that. „Trotz der

„preußischen Thaler, der englischen Guineen, und der holländischen „Ducaten," schrieb er, „rannte ich der Insolvenz und der Unwählbarkeit eben so rasch entgegen, als Ludwig XVI." Aber ich glaube, daß Herr Granier de Cassagnac sich hier irrt, und daß Camille gerade das Gegentheil hat sagen wollen, etwa so: „ich habe so viel Geld vom Auslande bekommen, und mich dermaßen verkauft, daß ich ruinirt bin. . . ."

Wie dem aber auch seyn möge, die von Camille Desmoulins seinen Collegen vorgeworfene Verkäuflichkeit erregte eine allgemeine Indignation, selbst bis auf die Bänke des Berges; auch ward er darüber berufen. Als der Augenblick gekommen war, über die dem Könige aufzuerlegende Strafe abzustimmen, da ließ Camille diese Gelegenheit nicht unbenutzt, um dem Verurtheilten eine letzte Kränkung, dem Gerichte eine letzte Beleidigung zuzufügen. „. . . Es ist gesagt worden," sagte er, „mit einem todten Könige giebt es keinen Menschen weniger. Ich stimme für den „Tod, für die Ehre der Nationalversammlung vielleicht schon zu spät. . ." Die Versammlung murrte abermals; aber der Applaus der Tribunen übertönte das Murren, und Camille nahm, überschüttet von dem Beifall der Strickerinnen, seinen Platz wieder ein.

In der Geschichte Camille Desmoulins kommt, dieser gräulichen Scene gegenüber, ein schönes Schauspiel vor. Es lebt ein Mann, in einer kleinen Stadt, tief in der Provinz, der schlicht und muthig gegen diese Wuthausbrüche protestirt. Derselbe ist durch die Revolution um sein Amt gekommen, ausgeraubt, ruinirt worden. Er würde ihr dies nachsehen, wenn sie nicht, indem sie ihn erniedrigt, seinen Sohn gehoben hätte; doch liebt er diesen Sohn, aber nur als ein Mann von Gemüth und von natürlichem Verstand. Dieser Mann da, das ist Camille's Vater!

Camille Desmoulins scheint recht sehr straffällig zu seyn, wenn man tiefer in sein Leben eindringt. Nicht allein seine angeborenen Instincte, seine zaghafte Seele, sein kraftloser Character, sein unbedachter Leichtsinn, seine kindische Empfindsamkeit, seine augenscheinlich und ausschließlich literarische Bestimmung, nein Alles untersagt ihm die ernsten und furchtbaren Zugänge zu der politischen Laufbahn; aber alle die Bande seines Herzens, das in diesem Stücke wohl liebreich, aber, wie ich es beweisen werde, nicht zart und gut war, die ihn an seine Familie fesselten, würden ihn doch an dem Abhange, wo er ausglitt, zurückgehalten haben, wenn er nicht durch eine Ehrsucht, die sich durch nichts rechtfertigen läßt, und durch eine Eitelkeit, die man, wenn von einem Vertrauten Danton's die Rede ist, wohl grausam nennen kann, fortgerissen worden wäre. Während er, ohne sich selbst in Gefahr zu begeben, die Populace zur Erstürmung der Tuilerien aufhetzte, dienten seine beiden Brüder in der activen Armee; späterhin ist der eine von ihnen bei der Belagerung von Maestricht gefallen, der andere durch die Aufständischen der Vendee ein Krüppel geworden. Seine Mutter war eine Heilige, seine Frau ein Engel, sein Vater ein Weiser.

Als Camille, wie wir gesehen haben, in der Trunkenheit seiner frivolen Freude seinem Vater die Anzeige gemacht hatte, daß er den Palast des Justizministeriums bezogen habe, da antwortete ihm derselbe:

„. . . Ich würde mich außerordentlich über deine Stellung freuen, mein Sohn, wenn Du dieselbe nicht einer Krisis verdanktest, die ich noch nicht für beendigt halte und deren Folgen ich noch immer fürchte.

„. . . Bei der Schwankung, in welcher Alles um uns her ist, wäre es mir wohl lieber gewesen, Dich als den ersten Bürger unsrer Geburtsstadt, denn an der Spitze des Ministeriums eines großen Reiches zu sehen, das schon sehr unterwühlt, sehr zerrissen, sehr herabgewürdigt worden ist, und das, weit entfernt, neu gekräftigt zu seyn, vielleicht von einem Augenblick zum andern zerstückelt oder vernichtet wird.

„Wie dem nun aber auch seyn möge, so zeichne Dich, da Du als Zweiter am Steuerruder, das deinem Freunde, dem Herrn Danton, in die Hand gegeben worden ist, für den Theil der Gerechtigkeit angestellt worden bist, durch die großen Eigenschaften aus, die bei dieser Administration in Anwendung gebracht werden können; lege den Parteigeist ab, der Dir vielleicht deinen Platz verschafft hat, der Dich aber nicht darin erhalten dürfte. Gewinne deine Feinde, indem Du Dich gerecht gegen sie beweisest, und willfährig, ihr Unrecht zu vergessen. Erwirb Dir so viele Freunde als möglich unter den rechtlichen Leuten, und nimm bei deiner Wahl immer auf die Verdienste und auf das Talent Rücksicht, rc. . . . ."

Gerechtigkeit! Vergessen erlittenen Unrechts! Verständige und unparteiische Wahl! Der Vater von Camille Desmoulins war in seiner Zeit, in seinem Lande nicht wohl zu Hause. Aber welcher Adel, wenn nicht Rechtzeitigkeit, in diesem Contraste! Welche Traurigkeit in diesen Beglückwünschungen; welche Bitterkeit und welchen Muth in diesen Rathschlägen! Wir wollen das Portrait dieses wackern Mannes vollenden, und mindestens bei seiner Zeichnung wieder einmal frei aufathmen.

Einige Zeit vor dieser Epoche, gegen das Ende von 1790, als Camille Desmoulins die Einwilligung des Herrn Duplessis zur Heirath mit dessen Tochter Lucile erhalten hatte, suchte er auch um die Zustimmung seines Vaters nach. Er schrieb nach Guise, und als sein Vater ihm nicht gleich antwortete, da bombardirte er ihn mit Briefen, hob die Aussteuer seiner Verlobten, 100,000 Livres ohne das Silberzeug, hervor, und die Hoffnungen, rc. Als er dennoch, auch auf einen zweiten Brief, keine Antwort bekommen hatte, da schrieb er endlich:

„Vater, dies ist schon der dritte Brief, den ich an Sie schreibe, um Sie um Ihre Einwilligung zu meiner Verheirathung mit einem himmlischen Mädchen zu bitten; doch haben Sie dreimal die Post abgehen lassen, ohne mir dieselbe zu ertheilen. Ich hätte nicht geglaubt, daß meiner Heirath Hindernisse durch Sie in den Weg gelegt werden würden. Sie hätten sich vielmehr auf die Post setzen, und mir Ihre Zustimmung persönlich ertheilen sollen. Ueberdem wissen Sie, welch lebhaften Characters ich bin. . ."

Endlich mußte Desmoulins der Vater schon nachgeben. Aber wie that er das? Er sandte seine Einwilligung ein, jedoch in einem laconischen und kühlen Styl. Herr Ed. Fleury weiß sich das nicht zu erklären, doch ist dies Räthsel gar nicht schwer. Der ehrliche Unter-Amtmann von Guise kannte seinen Sohn; er sah den Abgrund, den dessen Thorheit ihm grub, und er fühlte, ehe sie noch seine Schwiegertochter war, ein väterliches und hehres Mitleid mit dem Opfer.

Auch in dem Prozesse des Königs verläugnete sich der Heroismus des Vaters nicht. Aber wir wollen ihn selber hören:

„.... Ich würde untröstlich seyn, mein Sohn, auch deinen Namen unter denjenigen zu finden, die für den Tod Ludwigs XVI. stimmen werden.

„Dir steht ein gerechter und wahrhafter Ausweg offen, Dich vor diesem Flecken zu bewahren; der nämlich, Dich selber für unzulässig zu erklären, was Du auch in der That bist, nicht allein in den Augen Ludwigs XVI., sondern in den Augen eines jeden, der nur den geringsten Begriff von Gerechtigkeit hat. Du hast Deine Meinung als Journalist vor dem Urtheil ausgesprochen. Du hast, hingerissen von Deiner eignen Meinung, oder von einer fremden Eingenommenheit, Ludwig XVI. in einer Menge Deiner Schriften, die vielleicht nur zu viel Einfluß gehabt haben, denuncirt und ihn als Feind behandelt. Aus dem doppelten Grunde, daß Du sein Ankläger gewesen bist und daß Du im Voraus Deine Meinung über ihn ausgesprochen hast, kannst Du nicht einer der Richter Ludwigs XVI. seyn, ohne die Unparteilichkeit zu verletzen, welche einem jeden, der berufen ist, über einen Menschen auf Leben und Tod abzuurtheilen, eine neutrale Stellung geben muß ...."

(Schluß folgt.)

Taschenbuch der neuesten Geschichte.

Von Robert Prutz.

Erster Jahrgang:

Das Jahr achtzehnhundert neun und vierzig.

(Auch mit dem Titel:

Das Jahr achtzehnhundert neun und vierzig.

'S ist Fluch der Zeit, wenn Tolle führen Blinde.
Shakesp. König Lear.
Die Weltgeschichte hat keine Eile.
Hegel.)

Dessau. Verlag von Moritz Katz. 1851.

VIII, 497 Seiten und ein Blatt Verbesserungen. 8.

Die Einleitung, welche die Seiten 1—94 füllt, enthält: Das Jahr achtzehnhundert acht und vierzig. Vorläufige Charakteristik des Jahres achtzehnhundert neun und vierzig. Aussichten in die Zukunft. Zweck und Aufgabe des Buches. — Das Jahr achtzehnhundert neun und vierzig ist dann unter folgenden Ueberschriften besprochen: Lage Europa's zu Ende des Jahres achtzehnhundert acht und vierzig: Frankreich. Deutschland. Oesterreich. Preußen. Italien. — Die ersten Monate der Präsidentschaft in Frankreich. — Das deutsche Parlament bis zur Kaiserwahl. — Die drei ersten Monate in Preußen. — Oesterreich bis auf die Siege in Italien und den Einmarsch der Russen in Ungarn. — Die Kaiserdeputation in Berlin. — Der Schleswig-Holsteinische Krieg. — Auflösung der preußischen zweiten Kammer; Ablehnung der Kaiserkrone; Untergang der deutschen Nationalversammlung; Ausbruch des Bürgerkriegs in Deutschland. — Frankreich: die römische Expedition. — Frankreich bis zur Entlassung des Ministeriums Barrot-Dufaure. — Der Bürgerkrieg in Deutschland: Sachsen, Baden und die Pfalz. — Das preußische Unionsprojekt und die Versammlung in Gotha. — Die Katastrophe in Ungarn. — Schluß. — Der Verfasser hat in dem Abschnitt der Einleitung, welcher „Zweck und Aufgabe des Buches" bezeichnet, sich in folgender Weise erklärt. Es werde, meint er, keiner Rechtfertigung mehr bedürfen, wenn er mit den Ansichten und der Ueberzeugung, die in der Einleitung dargelegt worden, sich dennoch habe zu einem Unternehmen entschließen können, wie das vorliegende. „Auf den ersten Anblick nämlich," heißt es ferner, „liegt allerdings ein wunderlicher Widerspruch darin und der Verfasser selbst kann sich nicht rühmen, denselben in seiner eigenen Stimmung überall und zu allen Zeiten völlig überwunden zu haben —: sind unsere Aussichten in die Zukunft wirklich so düster, wie der Verfasser sie hier dargestellt hat, ist die ganze Fortdauer unserer Nation in der That so bedenklich, gehen wir wirklich solchen Jahrhunderten der Zerrüttung und des Bürgerkriegs entgegen, wie wir es hier verkündigt haben — wozu dann noch in aller Welt ein Buch wie dieses? ja wozu dann noch überhaupt ein Buch? Sind die Verwickelungen in der That und wirklich von der Art, daß sie nur mit Gewalt gelöst werden können, was ist dann größer, die Selbstüberschätzung oder die Leichtgläubigkeit, welche sich einbildet, es könne jetzt noch irgend etwas durch ein Buch gethan oder verhindert werden? —

Freilich kommt jetzt auf kein Buch mehr etwas an, weder auf dieses noch auf irgend eines der Welt, und wenn alle Weisen in Deutschland sich zusammenthun wollten, und wenn, nach dem populären Ausdruck, Schiller und Göthe selbst aus ihren Gräbern stiegen.

Aber etwas dennoch thut der Verfasser mit diesem Buche allerdings, oder glaubt es wenigstens damit zu thun: seine Pflicht. Unter allen Gebrechen des Augenblicks ist keins gefährlicher und schlimmer, als die politische Gleichgültigkeit und Erstorbenheit, welche sich neuerdings wiederum unseres Volkes bemächtigt hat. Der Rausch von acht und vierzig war nicht schön, gewiß nicht: aber geb' ihn uns Gott zurück, recht bald zurück, statt der ledernen Nüchternheit, welche jetzt wieder bei uns grassirt.

Dieser Gleichgültigkeit zunächst will das vorliegende Buch entgegenarbeiten. Es ist kein Buch für die Staatsmänner und Politiker von Profession, die wissen das Alles ja tausendmal anders und, versteht sich, tausendmal besser: sondern an jene gebildete Gesellschaft wendet es sich, die der Politik jetzt schon wieder ganz so überdrüssig geworden ist, wie ehedem, die sich schon wieder ganz so blasirt fühlt, über Rachel und Tom Pouce das Elend des Vaterlandes schon wieder ganz eben so vergißt oder, wo es hochkommt, ihr patriotisches Gewissen mit Geldkollecten und Zweckessen schon wieder ganz eben so zur Ruhe bringt, wie vor dem Jahre acht und vierzig. Bei den Familien möchte es Eingang finden, dieses Buch, die von dem Gang der Ereignisse nur aus flüchtiger Zeitungslektüre vereinzelte und bruchstückweise Kenntniß haben; verdrängen möchte es aus ihrem Kreise jene frivole Lektüre des bloßen Müssiggangs und der eitlen Zerstreuung, zu welcher

sie, von andern Interessen verlassen, sogar um sich zu flüchten von der störenden Politik, schon wieder greifen — oder wo nicht verdrängen, so doch wenigstens ablösen für einige Zeit. —

Vor allem aber und am liebsten möchte dies Buch Eingang finden bei der Jugend, bei jenem heranwachsenden, neuen Geschlecht, welches bestimmt ist, das unsere zu überdauern, und welches, so Gott will, neuen Saft und neues Blut in unsere Geschichte bringen wird!

An diese vor Allem hat der Verfasser gedacht, als er das Gemälde des letzten Jahres, das heißt das Gemälde unserer Irrthümer und Erniedrigungen entwarf; in ihre Herzen vor Allem wünscht er jene Ueberzeugung zu pflanzen, die sich (es ist ihm selbst nicht unbewußt) in diesem Buche vielleicht sogar bis zu einiger Ermüdung wiederholt findet, nämlich das die Freiheit nicht gedeihen kann ohne das Recht! daß ein Volk, welches frei und groß und glücklich werden will, auch die Arbeit nicht scheuen darf, welche davor gesetzt ist! daß eine unbestechliche Nemesis wacht über allem menschlichen Handeln, die kein Unrecht ungerochen läßt, auch das nicht, welches in edelster Absicht und im Namen der Freiheit selbst begangen wird! — Was uns am meisten gefehlt hat und wofür wir bei den heranwachsenden Generationen vor Allem Sorge tragen müssen, das ist, daß nicht auch ihr wieder der leere Enthusiasmus über den Kopf wachse: sondern bei Zeiten muß sie sich gewöhnen an Ernst und Wahrheit, Fleiß und Nüchternheit. Steht Deutschland überhaupt noch zu retten, so kann es allein dadurch gerettet werden, daß wir, wie ehemals ausschließlich literarische, so jetzt zugleich politische Bildung unter unserer Jugend zu verbreiten und sie frühzeitig nicht bloß an den Reiz der Freiheit, der findet sich schon von selbst! sondern auch an die Zucht des Gesetzes, an den Ernst politischer Arbeit zu gewöhnen suchen.

Dazu ist dem Verfasser keine bessere Vorschule bekannt, als eine möglichst aufrichtige und unparteiische Darstellung der Zeitgeschichte, unter deren Eindrücken das neue Geschlecht eben heranwächst. Freilich wird es schwer zu vermeiden sein, daß eine solche Darstellung, beim besten Willen, nicht dennoch in vielen Stücken einseitig und parteilich wird, sogar, in gewissem Sinne, sie muß es sein. Aber das hat bei der Zeitgeschichte gerade am Wenigsten zu sagen, da die fortschreitenden Ereignisse selbst schon immer das Nöthige berichtigen. Es ist wohl kaum bloßer Zufall, daß, seit Anfang des Jahrhunderts, sogar noch früher her, von der ersten französischen Revolution an, die bekanntlich zuerst wieder ein allgemeineres politisches Interesse auch in Deutschland anregte, diese populäre Form geschichtlicher Darstellung, immer und immer wieder aufgenommen worden ist, und zwar genau diese Form des Almanachs, und regelmäßig jedesmal auf's Neue, wo, durch irgend ein großartiges Ereigniß, eine neue Wendung der Geschichte eingetreten zu sein schien. — Der Verfasser hielt es der Mühe nicht unwerth, zu versuchen, ob diese so oft bewährte Form auch der jetzigen Zeit noch angemessen ist und ob ein „Historisches Taschenbuch", welches die Geschichte der jüngsten Vergangenheit noch einmal, in raschen, derben Zügen, vor das Auge des großen Publikums zu führen sucht, auch unter Umständen, wie die unseren, noch auf Leser rechnen darf.

Hiernach wolle man sich denn auch die eigenthümlich kritische oder, wenn es sich so besser anhört, polemische Haltung des vorliegenden Buches erklären. — Machte es Anspruch darauf, ein gelehrtes Werk für Sammler und Forscher zu sein, wollte es selbst nur eine Chronik sein zur Unterstützung des Gedächtnisses, so würde diese Form allerdings nicht allein nicht passend, sondern sogar recht sehr zu tadeln sein. Aber der Verfasser, bei diesem Buche, hatte weit weniger einen literarischen als einen patriotischen, einen praktischen Zweck im Auge. Es soll ihm dabei wenig verschlagen, ob das Mittel, das er gewählt hat, von Einigen behohnlächelt wird oder nicht. Er ist Schriftsteller und sucht als solcher zu wirken, nach bestem Gewissen, wie er weiß und kann. Ja er ist sogar so vorwitzig zu glauben, daß, wenn es Jeder in seiner Art so gehalten hätte und wäre bei dem geblieben, was seines Amtes und Handwerks ist, die Verwirrung von acht und vierzig wäre lange nicht so groß geworden als sie war. Es ist ganz gewiß nicht zum Vortheil unserer Entwicklung gewesen, daß unsere Schriftsteller, indem sie dahinter kamen, wie viel angenehmer Reden sei als Schreiben, und wie viel leichter der Beifall einer Tribüne erobert werde als der Lesewelt, sich auf einmal sammt und sonders zu praktischen Staatsmännern, zu Klubführern, Deputirten, ja am liebsten zu Ministern berufen glaubten. Ist der Verfasser diesem Irrthum der Zeit selbst Einiges schuldig geworden, so ist er jetzt in sich gekehrt und hat Buße gethan; als Ergebniß derselben wolle man, unter Anderem, auch dieses Buch betrachten, das er schließlich dem Wohlwollen Gleichstrebender eben so herzlich empfiehlt, als er es dem Haß der Gegner mit Gleichgültigkeit überläßt."

So recht zufrieden wird keine Partei mit dem Buche, besonders nicht mit dem Rückblick auf das Jahr achtzehnhundert acht und vierzig sein; aber darin scheint uns eben das Eigenthümliche desselben zu liegen, und gerade deshalb, wenn man sich auch durch die lebendige und kunstreiche Darstellung nicht überreden läßt, dem Verfasser in Allem beizustimmen, verdient das Buch eine nähere Beachtung und Erwägung. Die Geschichte einer so nahen Vergangenheit, einer so außerordentlichen und denkwürdigen, nachdem wir kaum aus ihr herausgetreten, schon jetzt zu schreiben, wäre allerdings gewagt, und würde sie nur eine lückenhafte werden; aber Das, was wir Alle erlebt, gehofft, gelitten, von Dem wir alle mehr oder weniger ein Theil gewesen, wer sähe es nicht gern in leichten, geistvoll und geschickt gezeichneten Umrissen sich wieder vergegenwärtigt? Denn oft thut es in der That augenblicklich Noth, Dessen zu gedenken, was in den beiden Jahren 1848 und 1849 sich ereignet, zur Warnung für die Einen, zur Lehre für die Anderen; so blind und verstockt wird doch wol Niemand sein, nicht anzuerkennen, daß diese Jahre ohne Seitenstück dastehen, und wenn überall noch eine mahnende Stimme Gehör findet, spricht sie zu uns aus den Erlebnissen derselben, so laut, so deutlich, wie aus wenigen anderen längst verflossener Zeit.

„Das Jahr achtzehnhundert neun und vierzig" kann, sind die „Zehn Jahre" des Verfassers (— der erste Band dieses Werkes ist in No. 94 des Jahrganges 1850 dieser Blätter angezeigt —) vollendet, wenn auch nicht als eine gleichförmige Fortsetzung, doch als eine vorläufige Ergänzung derselben dienen.

Druck (aus der Officin der Verlagshandlung) und Papier, überhaupt das ganze Aeußerliche des Taschenbuches, verdient lobende Anerkennung. H

Zu Hause.

Ein lyrischer Cyklus

von

Adolf Schults.

Elberfeld. Julius Bädeker. 1851.

50 Seiten 12.

Der Dichter, von welchem in demselben Verlage auch „Lieder aus Wisconsin" erschienen, die von mehreren Seiten sehr günstig beurtheilt sind, beginnt den Cyklus seiner Hauslieder mit bescheidenen Wünschen:

Wenig, wenig begehr' ich im Leben,
  Wenig, wenig und doch so viel!
Gütige Götter! wollet mir's geben
  Bis an all' meiner Tage Ziel!

Rüstige Hand zu jeglichem Werke,
  Das die Stunde mich schaffen heißt,
Frischen Muth und feurige Stärke,
  Klare Stirn und klaren Geist!

Alle den Meinen, groß und kleine,
  Rosige Wang' und ein lachend Aug'!
Feuer am Heerde, Brod im Schreine
  Und ein Tröpfelein Weins im Schlauch!

Frieden im Haus und im Herzen Frieden,
  Und ein klingendes Saitenspiel!
Wenig, wenig begehr' ich hienieden,
  Wenig, wenig und doch so viel!

Von den übrigen Liedern allen ist das eine noch tief-gefühlter, noch inniger als das andere; sie kommen, wer möchte das verkennen, so recht aus dem Herzen; die zarteste Sorge für die theuren Kinder, für die theure Gattin, spricht sich in ihnen aus. Frauen, Mütter vorzugsweise, wird das kleine Büchlein erfreuen, erfreuen wird sie, Lieder zu lesen, wie die folgenden:

Sprach der Vater: o möcht' ich sein
  Gleich dem Felsen zu schauen,
Drauf sich könnten die Kinder mein
  Sichere Hütten bauen!

Sprach der Vater: o wär' ich gleich
  Mächtigem Eichenbaume,
Sie zu schirmen mit schattigem Zweig
  Wo sie lägen im Traume!

Sprach der Vater: o wär ich ein Kahn
  Drauf sie möchten durchschiffen
Sicher den Lebensocean,
  Fern von Klippen und Riffen!

Spricht die Mutter: die Felswand kracht
  Wann der Boden erzittert;
Fährt ein Blitz aus der Wetternacht
  Steht die Eiche zersplittert.

Spricht die Mutter: wer wollte gar
  Schwankendem Kahn vertrauen?
Vater! lehre Dein Kinderpaar
  Lieber gen Himmel schauen!

Spricht die Mutter: und willst Du gut
  Väterlich wissen geschaltet,
O, befiehl sie in dessen Hut,
  Der von Ewigkeit waltet!

Frug das Kind den Vater sein:
  Vater, wo weilt mein Brüderlein?
Sprach der Vater, im Grabe tief
  Läg' es immer und schlief und schlief.

Frug das Kind die Mutter sein:
  Mutter, wo ist mein Brüderlein?
Sprach die Mutter, in Himmelshöhn
  Wär' es worden ein Englein schön.

Und willst Du erkennen der Gattin Werth,
  Erkennen mit stillem Beben,
So mußt Du sehen des Todes Schwert
  Ob ihrem Haupte schweben.

Und willst Du ermessen wie stark das Band,
  Das Band, das Liebe gewoben,
So mußt Du stehen am Bettesrand
  Gerichtet den Blick nach oben.

Und willst Du fühlen wie manches Mal
  Du bitter sie hast betrübet,
So mußt Du fürchten in banger Qual
  Sie sterbe, die Du geliebet!

Nicht die Dichtung, die Wirklichkeit wol hat dem Dichter die Schmerzenstöne entlockt, die Klage über ein feindliches Geschick.

welches ihn einem Beruf zugeführt, „für den kein Gott ihn schuf," die er uns hören läßt in den drei letzten Liedern „O, laßt es mich Euch sagen", „Wie wollt' ich treugeschäftig", und „Und soll ich nun Euch malen."

Papier und Druck verdienen Lob. H.

Miscellen.

Nach dem Original, welches ich besitze, liefere ich den folgenden Abdruck eines, an „Dr. Wilkens" gerichteten, poetischen Glückwunsches und Bittschreibens zum Neuenjahr. Die Jahreszahl ist nicht beigefügt und wer Gottlieb Fabricius gewesen, darüber kann ich keine Auskunft geben.

Hochedler Herr!
Dir stellt das angetretne Jahr
Den allerneuesten hülflosen Dichter dar,
Dem sein gelehrter Nahm ein halbes Vorrecht giebet,
Der Gunst sich zu erfreun, die deutsche Musen liebet.
Ich heisse schlechter nicht, als ein Fabricius,
Den aller Zeiten Lob mit Lust verehren muß,
Und kan vor jenem noch den wahren Vorzug haben,
Daß ich am Leben bin, und er bereits begraben.*)
Zwar leb ich. Aber wie? wie ein Gelehrter lebt,
Der eyfrig, doch umsonst nach Maecenaten strebt,
In seiner Stirne Schweiß die Kunst des Mangels lernet,
Das Glück von weiten sieht, und wann ers sieht, entfernet:
Wie einen Moses dort das segensvolle Land,
Wo Milch und Honig floß, zwar vor den Augen stand,
Doch nur zu seiner Quaal, weil er nach langen Reisen
Nichts von der Milch bekam, nichts von den süßen Speisen.
Ich bring in herber Noth hier meine Jugend zu,
Die Nächte sonder Schlaf, die Tage sonder Ruh.
Den Mittag, ach! ich mag vom Mittag nichts erwehnen,
Das Brodt wird mir zur Gall, und alles Bier zu Thränen.
Denn ach! wie sollte wohl der Götter Trank, der Wein,
Für Dichter meiner Art hier aufgehoben seyn?
Noch quält mich überdieß ein holzbedürftiger Winter.
Ich sinne, lese, schreib, und friere so, wie Günter,**)
Den Mangel, Noth und Frost oft aufs Papier gekrümmt,
Und der manch Heldenlied mit Klappern angestimmt.
Nur hierin gleich ich ihm. Denn hätt ich seine Gaben
Wie würde nicht von mir jetzt Deine Huld erhaben,
Die Huld, die Trost und Rath so manchem Armen schenkt,
Die Hungrige versorgt, ernähret, kleidet, tränkt,
Und die mir ganz gewiß, des Unglücks Centnerbürde,
Dafern sie Dir bekannt, gar bald erleichtern würde.
Dein Reichthum wird durch Dich ein segensvoller Fluß,
Der manchen lechzenden entzücket laben muß,
Und wie der fette Nil die dürren Stätten wässert,
Der Hofnung Schätze giebt, den Mangel schnell verbeßert.
O leite doch hiervon nur einen Quell auf mich,
Befruchte meinen Wunsch, er fleht: erbarme Dich.
Das geben setzt die Schrift mit zu den Seeligkeiten,
Es ist die Eigenschaft von tugendhaften Leuten.
Die Vorsicht, welche Dir das Geben überläßt,
Hat meiner Dürftigkeit das Nehmen abgepreßt.
Wie aber? hab auch ich nichts auf der Welt zu geben?
Ja. Was dann? Ein Gebet vor Dein beglücktes Leben,
Und einen treuen Wunsch, den Gott und Zeit erfüllt
Aus dem Gesundheit, Heil und steter Seegen quillt.
Der in dem neuen Jahr mit froher Wohlthat lohne,
Was Deine Huld verübt an einem Musensohne.

Gottlieb Fabricius.

H.

Ein indisches Journal, „Indische fliegende Blätter" benannt, das zu Benares erscheint, theilt seinen Lesern unter der Rubrik: „wundersame Nachrichten aus Europa", u. a. mit, daß ein Geologe zu Stockholm, da er einen Frosch gefunden, der, sechs bis sieben Jahre in der Erde vergraben, und so aller Nahrung und Luft beraubt, dennoch am Leben geblieben sey, von seiner Regierung die Erlaubniß erbeten und erhalten habe, ein ähnliches Experiment von vier bis fünf Jahr mit einem zwanzigjährigen Frauenzimmer zu versuchen. Die Redacteurs des genannten Blattes erinnern bei dieser Gelegenheit daran, daß vor einigen Jahren ein Fakir nach dem Hofe von Raodschyt-Singh gekommen sey, und um die Erlaubniß angehalten habe, sich mehrere Tage lebendig begraben zu lassen; dieselbe sey ihm auch bewilligt worden, und er nachdem seiner Gruft wohl und munter entstiegen. Mehrere Engländer seyen dessen Zeuge gewesen, hätten aber dennoch nicht daran glauben wollen, der Stockholmer Fall aber würde sie nun sicher eines Besseren belehrt haben.

---

*) Johann Albert Fabricius, der von den vielen Gelehrten dieses Namens wol gemeint ist, starb am 30. April 1736.

**) Johann Christian Günther, geb. den 8. April 1695, gest. den 15. März 1723 zu Jena, der talentvolle junge schlesische Dichter, der übrigens sich selbst einen Theil der Noth, die ihn niederdrückte, in Rechnung zu bringen hatte. Fabricius muß den Herrn Dr. Wilkens als einen toleranten Mann gekannt haben, sonst hätte er gewiß auf einen andern darbenden Dichter, der unverschuldet gelitten, hingewiesen, und leicht einen solchen gefunden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 9. Mittwoch, den 29. Januar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Camille Desmoulins.

(Beschluß.)

Einen Monat später schrieb Desmoulins der Vater abermals an seinen Sohn in derselben Angelegenheit:

„. . . Mein Sohn, Du kannst Dich noch jetzt unsterblich machen, und dazu räth Dir ein Vater, der Dich liebt; aber es ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Sieh, was ich ungefähr an Deiner Stelle sagen würde: „„Ich bin Republikaner in Wort und That: ich habe es bewiesen. Ich bin einer der ersten und der eifrigsten Denuncianten oder Ankläger Ludwigs XVI. gewesen, eben deshalb erkläre ich mich aber für unzulässig. Ich bin dieses der Austerität meiner Grundsätze, der Würde des Convents, der Gerechtigkeit, der Republik, Ludwig XVI., mir selber schuldig.““

„. . . Es bleibt dieses unter uns, damit Dir allein das Verdienst davon zufalle."

Man weiß, wie Camille votirt hat, und eine andre Antwort hat er seinem alten Vater nicht gegeben.

Nach dem Prozesse Ludwigs XVI. war die Vernichtung der Gironde der dritte politische Feldzug, an welchem Camille Desmoulins Theil nahm. Wir wollen nun sehen, welche Rolle er dabei gespielt hat. Camille ist bei dieser Streitfrage, es ist fast traurig zu sagen, durch keine ernste Feindseligkeit, durch keine innere Ueberzeugung betheiligt. Er tritt in ihr nur mit dem Grolle eines Schriftstellers und Advocaten auf. Es sind nicht Leidenschaften, die ihn auf diese Blutbahn treiben, nein, nur Nadelstiche. Ich habe schon bei einer anderen Gelegenheit der Ursachen seines Zornes gegen Brissot erwähnt. Brissot hatte es für ein sehr übles Beispiel erklärt, daß Camille vor einigen Monaten einen Gauner in Schutz genommen, der sich Betrügereien im Spiel hatte zu Schulden kommen lassen. Herr Ed. Fleury nimmt eine andre Ursache an. Ihm zufolge hatte man auf einer girondistischen Weihnachtsfeier eine muthwillige Anspielung auf ein angeblich eheliches Mißgeschick Camille Desmoulins gemacht. Aber wenn man bedenkt, wie leicht derselbe mehrfältig dergleichen Insinuationen genommen hat, kann man nicht anders glauben, als daß seine Empfindlichkeit sich nur wenig dadurch verletzt fühlte. Das war für ihn mehr ein Stoff zu Epigrammen. Aus diesem Grunde habe ich mich auch in Betreff seiner des Ausdrucks bedient, daß er nicht zart gut gewesen sey. Eine ächte Güte findet nicht ohne Herzensadel statt, so wie keine wahrhafte Liebe ohne eine gewisse Delicatesse des Geistes, und die hat er nicht immer gegen seine Frau beobachtet, u. a. nicht in einer Vertheidigungsschrift zu Gunsten des Generals Arthur Dillon.

Lucile Desmoulins nimmt eine schöne Seite in der Geschichte der Schreckenszeit ein; aber es ist nicht ihr Gatte, dem sie die fleckenlose Ehre und den milden Glanz ihres Gedächtnisses verdankt.

Camille Desmoulins hegte gegen die Gironde den Groll und die Leidenschaft seiner Partei, mehr aber noch seine eigene Feindseligkeit, den niedrigsten Eingebungen des persönlichen Hasses entsprungen, wie der Herr von Lamartine sehr richtig bemerkt. Einige Bemerkungen, die Brissot schon vor längerer Zeit gemacht hatte, späterhin einige nicht eben geistreiche Scherze Prudhomme's über Camille Desmoulins allbekannte Völlerei, waren es gewesen, die diesen Ehrsüchtigen zur äußersten Rache aufgestachelt hatten. Daß Camille ein Schlemmer war, war ein compromittirender Umstand zu einer Zeit, wo ihrer Viele sich nach einer lacedämonischen Suppe sehnten, und wo der wider alle sociellen Bevorzugungen entfesselte Neid auch der guten Köche nicht schonte. Späterhin, als die Tage der Reue

gekommen waren, konnte Camille Desmoulins schon sagen: „Ich habe im letzten Januar gesehen, wie Herr Nicolas — einer der Geschwornen Robespierre's — sein Mittagsmahl mit einem Bratapfel gehalten hat. Wollte Gott, daß ich, in einer Hütte und ungekannt, tief in irgend einem Departemente eben so mit meiner Frau lebte!“ Als Camille diese Sprache führte, da war es nahe vor seinem Sturze, und als die Furcht vor dem Henker ihm schon den Appetit benommen hatte. Er hatte den Anfang in dieser gefährlichen contrarevolutionairen Küchen-Carriere an der Tafel Mirabeau's gemacht, und sie in dem Momente, wo wir in seiner Geschichte sind, an der Tafel des Generals Dillon, eines energischen Kriegsmannes und tüchtigen Essers, geendigt. „Sage deinem Schlemmer von Mann,“ schrieb Freron an seine Frau, „daß die Becassinen und die Schnepfen hier (zu Toulon) besser als die Einwohner sind.“ „Wir (er und Mirabeau) sind dicke Freunde geworden; er „nennt mich mindestens seinen theuren Freund... Ich sehe „ein, daß seine zu gewählte und zu wohl besetzte Tafel mich „verwöhnen wird. Seine Bordeauxweine und sein Maraschino „sind nicht zu verachten, ich kann es mir nicht verhehlen, und „es wird mir hernach gewaltig schwer werden, zu „meiner republikanischen Einfachheit zurückzukeh„ren.“ Es ist, mit Bezug auf diese guten Mahlzeiten, nicht außer Acht zu lassen, daß Camille Desmoulins, als der Convent zwei Jahre später auf den Einfall kam, Mirabeau einen posthumen Proceß zu machen, was Manuel zu der Aeußerung Anlaß gab: „Setzet meinetwegen das Gedächtniß von Mirabeau in Arrest, aber verdammet es nicht ungehört,“ sich über den Amphytryon von Versailles in folgender Weise aussprach: „Ich besuchte Petion einige Tage nach der Beisetzung Mirabeau's, und fragte ihn bei dieser Gelegenheit, warum er derselben nicht beigewohnt habe, worauf er mir erwiederte: „„Ich habe einen von seiner Hand geschriebenen Verschwörungsplan gesehn.““ So hat Camille Desmoulins nie eine Gelegenheit unbenutzt gelassen, wo er seine Freunde, gleichviel ob todt, abwesend oder unglücklich, verrathen oder anklagen konnte; er hat sich dessen auch noch gerühmt.

Inzwischen war er doch, sey's durch den Einfluß eines guten Kochs, durch den Zauber eines aristocratischen Umgangs, oder durch eine eigenthümliche Ausnahme von Treue in diesem durch Contraste und Abtrünnigkeiten aller Art bezeichneten Lebens, dem General Dillon treu geblieben, der, als Befehlshaber einer Division der Ardennen-Armee, unter dem General Lafayette, nach dem 10. August des Verraths angeklagt war. Der Convent hatte ihn, weniger strenge als die Legislative, dieser Anklage entbunden, und die girondistischen Journalisten, u. a. Prudhomme, machten sich über die Deputirten des Berges lustig, daß sie bei dieser Gelegenheit ein Diner des Generals angenommen und es sich recht patriotisch hatten schmecken lassen. „Omne animal capitur esca,“ sagte Prudhomme, und Camille Desmoulins erwiederte darauf:

„... Ich hatte geglaubt, daß es meinen Committanten darum zu thun seyn müsse, zu erfahren, ob man abstimme oder nicht, aber nicht, ob man gut oder schlecht tafele; und Du, strenger Prudhomme, machst in der That zu viel Aufhebens in Deiner letzten Nummer über eine mit Trüffeln gefüllte Kalecute, die zur Carnevalszeit bei einem General auf die Tafel gekommen ist, der Frankreich an der Küste von Vienne gerettet hat....

„Wie würde sich die Sache stellen, Bürger Prudhomme, wenn ich nun meinerseits Ihre Nummern ausklauben wollte? Als ich gesehen, in welchem Geiste Ihr Journal seit sechs Monden gehalten worden ist, bin ich schon Willens gewesen, auch Sie zu Tisch zu laden, um Sie auf bessere Principien zurückzuführen; ich habe aber wieder bedacht, daß ein guter Republikaner möglicher Weise aus dem Royalisten Cazales oder Custine, Wimpfen oder Dillon zu machen seyn könnte, daß aber die Bekehrung eines Brissotiners eine Unmöglichkeit seyn würde, und da habe ich Ihre Wetterfahne all den Winden überlassen, die von der rechten Seite und der Themse her wehen....“

Als Antwort hierauf schrieb Camille Desmoulins nun seine grausame und beißende Geschichte der Brissotiner, d. h. das Exposé der Motive der mörderischen Anklage, welche Robespierre am folgenden 10. April gegen die Gironde schleuderte. Merkwürdige Naivität des revolutionairen Cynismus! Eine der Beschwerden Camille Desmoulins gegen die Girondisten besteht darin, daß einer ihrer opulentesten Amphytrions, der Herr von Sillery, ihn nicht mehr zu Gast bittet!... „Da ich dem „Sillery, der mich nicht mehr eingeladen hat, seit „lange verdächtig geworden war, so konnte ich es mir schon „denken, daß Louvet Gorsas und Carra meinen Platz an „der Tafel im Salon d'Apollon einnehmen würden.“

Seinen Platz an der Tafel einnehmen! Welch ein gräuliches Verbrechen! Das ließ Camille Desmoulins denn auch sehen. Die, wegen des Nichtzutritts im Apollosaal, in dem Speisesaal des Generals Dillon begonnene, Geschichte der Brissotiner hatte ihren Endpunct vor dem Richterstuhle Fouquier Tinville's. Als der Proceß begonnen war, erkannte Camille Desmoulins an der Sprache des öffentlichen Anklägers, daß alle Argumente der Anklage sein Werk waren, und da bebte er vor dem Unheil, das er angerichtet, zurück, nicht, daß er an Allem schuld gewesen wäre; denn ihm eine solche Wichtigkeit beizulegen, das würde niemandem einfallen, und wiewohl er späterhin gesagt hat: „Von Niemandem ist die Nothwendigkeit „der revolutionairen Maaßregeln durch schlagendere Gründe „nachgewiesen worden, als durch mich,“ ist er doch nichts weiter gewesen, als der Theoretiker oder der Scribent des Regime's, dessen Werkzeug von kräftigeren Armen gehandhabt wurde. Aber seine Feder hatte diesmal — man halte mir den Ausdruck zu gute — das Eisen geschliffen, das Fouquier Tinville auf die Gironde fallen ließ, und der Schrei, den Camille Desmoulins in dem Augenblicke ausstieß, wo er ihre Verurtheilung vernahm: „ich Unglücklicher, ich bin die Ursache ihres Todes!“ dieser Schrei eines stupiden und schmerzlichen Erstaunens, resumirte die ganze Wichtigkeit der Rolle, die er in diesem Kampfe, wo scheusliche Verläumdungen das Vorspiel einer furchtbaren Schlächterei gewesen waren, als Schriftsteller gespielt hatte.

Wir wollen uns beeilen, hinzuzusetzen, daß Camille Desmoulins, als er nicht volle zwei Monate später aufgefordert wurde, sich über sein Benehmen in dem Prozesse der Girondisten zu erklären, in öffentlicher Versammlung der Jacobiner, und in einer Sprache, die man zu wiederholen erröthen müßte, wenn es nicht Geschichte und von der besten wäre, öffentlich,

Angesichts der Welt, die Aeußerung einer reuigen und indignirten Ehrlichkeit desavouirte. Er sagte:

„Was den Anflug von Empfindsamkeit betrifft, die ich bei dem Urtheil über die Zweiundzwanzig gezeigt habe, so erkläre ich, daß diejenigen, die sie mir zum Vorwurf machen, weit entfernt waren, sich in eine ähnliche Lage, wie die meinige, zu befinden ....

„... Ein scharf markirtes Geschick hat gewollt, daß mir von den sechszig Personen, die meinen Ehecontract unterzeichnet haben, nur noch zwei Freunde, Robespierre und Danton, geblieben sind; alle die anderen sind ausgewandert, oder guillotinirt worden. Unter dieser Anzahl waren Sieben von den Zweiundzwanzig. Ein Anflug von Empfindsamkeit war sonach bei dieser Gelegenheit schon verzeihlich; doch betheure ich, nicht gesagt zu haben: sie sterben als Republikaner, als Brutusse, sondern: sie sterben als Republikaner, aber als föderalistische Republikaner.

„... Ich bin immer der Erste gewesen, meine eignen Freunde zu denunciren ..."

Am Ende des Jahres 1793 kommen wir zu dem Alten Cordelier, oder dem Camille Desmoulins, wie Herr Ed. Fleury ihn dem Camille Desmoulins gegenüber stellen möchte, den wir zu schildern versucht haben. Wir wollen nun sehen, was dies Pamphlet, das die damalige Welt in ihrer Ueberraschung, und die heutige Geschichte in ihrer Gefälligkeit einer hochherzigen und uneigennützigen Inspiration beigemessen hat, Erbarmendes hatte.

Ich habe da eine zwiefache Ausgabe des Alten Cordelier vor mir: die originale, von dem Buchdrucker und Buchhändler Desenne, und diejenige, welche Herr Matton der ältere im Jahre 1834 herausgegeben hat, mit Hinzufügung der Sätze, welche von dem ersten Verleger weggelassen worden sind, oder die auch von Camille selber aus Vorsicht ausgesetzt worden waren. Wohl, nachdem ich das Machwerk mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit gelesen, und mich bemüht habe, in dem Chaos der Ideen des Autors, in welchem sich mehr als in einem anderen seiner Producte die Ansichten jener Zeit vorfinden, ein wenig klar zu sehen, erkläre ich, die Hand auf's Herz: der Alte Cordelier ist nicht der Ausdruck eines indignirten ehrlichen Mannes, der in einer unverwerflichen Herausforderung, die er einem Tyrannen vor die Füße wirft, frei sein Leben in die Waage setzt; es ist nicht einmal der muthige Rathschlag eines ruhigen Geistes und einer uneigennützigen Mäßigung: der Alte Cordelier ist ein Parteistreich, mit all den Listen einer unruhigen Ehrsucht, mit all der Verwegenheit einer compromittirten, wohl selbst verzweifelten Lage geführt.

Die Verzweiflung, hat ein großer Dichter gesagt, ist häufig der einzige Rückhalt der Ueberwundenen. Sie ist auch oft der alleinige Muth kleinherziger Gemüther. Der Alte Cordelier war eine Verwegenheit, zu welcher der Anblick des Abgrundes vor den Füßen, und das Gefühl einer nahen Gefahr Camille Desmoulins und dessen Partei fatalistisch hintrieb. Er war zugleich eine Berechnung revolutionairer Strategie, so einfach als nur möglich. Bis an den Rand des Schlundes getrieben, kehrte man sich um, um nicht hineinzustürzen. Was man Ende des Jahres 1793 Reaction genannt hat, war damals, und ist fast immer, der Angstschrei einer Partei, die den Boden unter ihren Füßen weichen fühlt; hat doch Lamartine selber gesagt: „Danton machte aus der Menschlichkeit eine Faction." Man tilgte das Wort Tod auf der Fahne der Republik, und setzte statt seiner Verzeihung. Das Wort war schon besser; aber in das Feuer jener leidenschaftlichen Kämpfe geworfen, war es nur die Maske eines unversöhnlichen Hasses. Es sammelte die Partei Danton, ohne sie zu bekehren, temperirte sie, ohne sie milder zu stimmen.

Aus dieser doppelten Inspiration war der Alte Cordelier entsprungen, und man müßte recht sehr wenig wissen, was in dem Augenblicke, wo die Hinrichtung der Girondisten Robespierre freie Bahn ließ, in den verdächtigen Zusammenkünften der Parteien gesagt wurde, und sehr wenig mit dem Geheimniß dieser Coulissen bekannt seyn, um nicht zu erkennen, daß die Herausgabe des Journals von Camille Desmoulins zu einem Feldzugsplane gehörte, der Anfangs auf die Faction Hebert gemünzt war, bei dem Camille sich folglich mit seinen Leidenschaften und seinem Journalistengroll betheiligte, und der Robespierre erst nach dem ziemlich problematischen Versuche, ihn zu erreichen, treffen sollte.

Dieser Verfahrungsplan ist es, den der vormalige Conventsminister Garat — derselbe, der wegen der Belobung L'Hopitals von der französischen Academie bekränzt worden war — in einer sehr apologetischen Stelle seiner Memoiren „die Verschwörung Danton's" genannt hat. Herr Danou hat ihn aber richtiger in folgender Weise bezeichnet: „Man sah, wie, es sey „nun aus aufrichtiger Rückkehr zur Vernunft, aus Politik, Egoismus, Ehrsucht, oder aus dem Wunsche, in der Ruhe die Bürgschaft des Credits und der Schätze, die während der Stürme „erworben worden, zu finden, zu Anfang des Brumaire's des „Jahres II gewisse Deputirte, die bis dahin sehr „wühlerisch gewesen waren, sich plötzlich gegen „das weitere Umsichgreifen der Anarchie verbanden." .... Ja, man wollte des gewonnenen Wohlstandes froh werden: man träumte von Wohlbehagen und Ruhe; man genoß im Voraus, indem man sich nach Arcis an der Aube zurückzog, die Freuden des Privatlebens, für die man sich in den letzten Tagen dieses stürmischen Jahres so empfänglich gezeigt hatte. „Das Einzige, worauf Danton um diese Zeit sein Absehn „gerichtet hatte," schreibt Garat sehr naiv, „war, das Regiment „der Gesetze und Gerechtigkeit für Alle, das der Gnade für die „Feinde wieder walten zu lassen; dem Handel und der Industrie „durch eine unbegränzte Freiheit, den in Trümmern liegenden „Künsten und Wissenschaften durch großartige Aufmunterungen „aufzuhelfen." ... Nun ja, ich glaube es schon, daß dies Danton's Wunsch gewesen ist. Die Spuren des vergossenen Blutes verwischen, Tulpen und Rosen auf den Revolutionsplatz pflanzen, Eintracht und Gehorsam der Gesetze predigen, den Krieg verabscheuen, und ein patriarchalisches Leben führen, das wäre allen Parteihäuptern, als sie sich erst emporgeschwungen und vollgesogen hatten, schon Recht gewesen. Weiter ging auch Danton's Ehrsucht nicht, und Camille Desmoulins, der zu glauben begann, daß der Terrorismus denen nicht mehr dienlich sey, gegen die er sich wendet, versuchte ihn zum Mitleid zu stimmen, in Abwartung des Augenblickes, wo er ihn würde überwinden können: er that ihm den Vorschlag, sich die Zähne stumpf feilen zu lassen, weil er ihn bei seinem scharfen Gebisse nicht anzugreifen wagte. Der Alte Cordelier war, ich

wiederhole es, aus einer bizarren Paarung von Verwegenheit und Bedächtigkeit geboren.

Im Uebrigen waren Camille Desmoulins und Danton nicht die einzigen, die sich bei jener „Faction der Menschlichkeit“ betheiligten. Die Zeit stimmte dazu. Man nimmt zur Zeit großer Ueberschwemmungen, lange vorher, ehe der Strom zum Stehen kommt, Anzeichen wahr, die andeuten, daß die Quelle, aus welcher sich die Gewässer ergießen, zu versiegen beginnt. Eben so läßt sich bei dem Toben der politischen Leidenschaften an gewissen Symptomen erkennen, daß ihr Niveau zu fallen beginnt, wenn ihr Lauf auch noch eben so reißend und so vernichtend ist. In dem Augenblicke, von dem hier die Rede ist, begann diese Art von Reaction nicht blos in den Conferenzen zu Sevres oder zu Arcis an der Aube, sondern überall. Ueberall, selbst unter den Verhärtetsten, tauchte ein sonderbarer Wetteifer in der Empfindsamkeit, eine Aefferei der Gnade auf. Man braucht nur auf die Vorgänge in einigen Sitzungen des Convents zu sehen. Eines Tages kam es z. B. in der Versammlung zur Sprache, daß ein armer Teufel von Weinhändler in Paris hingerichtet werden sollte, weil sein Sohn — während er abwesend gewesen war — vergessen hatte, durch einen Anschlag in der Schenkstube die vorhandenen Vorräthe anzugeben. Da gab es denn Sensation auf den Bänken der Legislatoren, und es wurde sofort ein Aufschub der Hinrichtung decretirt. „Es „gereicht einem zur Ehre,“ rief Danton aus, „einen Unschuldigen „zu retten; ich selber will der Ueberbringer des von dem Convent „erlassenen Beschlusses seyn,“ und damit verläßt er die Versammlung, so auch David, der berühmte Maler. Letzterer kehrt nach einiger Zeit zurück, und sagt: „Bürger, ich kann Ihre „Empfindsamkeit beruhigen. Es haben eben vier Verschwörer „ihr Haupt auf dem Schaffotte fallen lassen; man meinte, daß „der Bürger, dessen Hinrichtung nach Ihrem Willen ausgesetzt „werden sollte, mit darunter gewesen wäre, aber der Beamte, „dem die Ausführung der Todesurtheile obliegt, hat mir das „Gegentheil versichert.....“ Da giebt die Versammlung denn ihre Zufriedenheit durch einen lebhaften Applaus zu erkennen...

Einige Tage später wird nun Peter Gaudon, so hieß der verurtheilte Weinhändler, vor die Barre des Convents geführt. Man gewährt ihm die Ehre, an der Sitzung Theil zu nehmen. Der Präsident, Couthon, giebt ihm den Bruderkuß, und apostrophirt ihn dann, wie folgt:

„...... Bürger, der bloße Gedanke, daß ein Unschuldiger „unter dem Gesetze hätte fallen können, hat den Nationalconvent „mit Schauder durchzuckt, und die schöne Bewegung, die sich in „Bezug auf Dich in diesem Kreise kundgegeben hat, giebt Antwort auf alle die Verläumdungen Pitt's und seiner Agenten.... „Ha! warum haben nicht alle Völker der Erde dieser denkwürdigen Sitzung beiwohnen können!.... Dein Leiden ist „groß gewesen, Bürger, aber Dein Triumph ist auch vollständig. „Das Unglück wird für den Wohlgesinnten oftmals eine unversiegbare Quelle köstlicher Genüsse, rc. rc.“

Man applaudirte, Peter Gaudon trat mit seiner Familie in den Saal, die Sitzung wurde aufgehoben, und da flossen die Thränen.

Ich bin bei diesem Citat etwas ausführlich gewesen. Warum? Habe ich ein gutes Gefühl lächerlich machen wollen? Gott bewahre! Aber wenn es von einem Terroristen ausgeht, er heiße nun Couthon oder Camille, David oder Danton, so traue ich der Sache nicht. Couthon spielte da unwillkürlich eine Komödie der Empfindsamkeit, die eben nach dem Geschmacke des Tages war. Und wie machte sich Fouché, als er von Toulon an seinen Kollegen und Freund Collot d'Herbois schrieb: „Der Krieg ist beendigt; nun laßt uns furchtbar sein, „um nicht befürchten zu dürfen, daß wir grausam „werden. Lasset uns die Verräther alle mit einem Schlage „vernichten, um uns den Schmerz, die lange Marter, „sie als Könige zu bestrafen, zu ersparen. Lasset „uns Gerechtigkeit nach dem Beispiel der Natur üben, „zuschlagen wie der Blitz! Adieu, mein Freund, Thränen der „Freude entrinnen meinen Augen, überströmen mein Herz...“— Folgendermaßen wieder sprach sich Collot d'Herbois, der Held des Platzes Brotteaux, aus, als er dem Jacobinerclub seine heuchlerische Elegie über das Gemetzel der Lyoneser vortrug:

„Wir haben ihrer zwei Hundert mit einem Schlage niederschmettern lassen, und daraus will man uns ein Verbrechen machen! Weiß man denn nicht, daß dies „vielmehr ein Beweis von Empfindsamkeit war? „Wenn zwanzig Straffällige guillotinirt werden, so erleidet der, „welcher von ihnen zuletzt an die Reihe kömmt, einen zwanzigfachen Tod, während diese zwei hundert Verschwörer zugleich „gestorben sind.... Man spricht von Empfindsamkeit, und empfindsam sind wir auch: die Jacobiner besitzen alle „Tugenden!“

Ich will an diese Vergleichung nicht festhalten, das Journal von Camille Desmoulins nicht mit dem Bericht von Collot d'Herbois auf gleiche Linie stellen, nur sagen, daß in dem Augenblick, wo der Alte Cordelier erschien, das Erbarmen überall war, man es mit der Luft einathmete; daß diejenigen, die nichts davon empfanden, sich doch so stellten, als ob dem so wäre, und daß es endlich nicht Camille Desmoulins gewesen ist, der es wieder ins Leben gerufen hat.

Der Doppelcharakter des Alten Cordelier, Vermessenheit und Berechnung, spricht sich in dem Detail des Werkes selber, das ein Monument der Widersprüche und des Unzusammenhängenden ist, aus. Es fehlt ihm an Lebenshauch, die Anlage ist holperig, confus, die Redesätze sind bald convulsivisch und rasend, bald wieder stockend und lau; der Styl ist buntscheckig und gesucht, trivial und schmeichlerisch, ein monstruoses Gemisch von Plattheiten und Beredtsamkeit, von Plumpheit und Malice, von Effronterie und Niederträchtigkeit. Es ist, man sehe mir diese Bezeichnung nach, ein Styl ohne Herz, an dem wohl die Gefangenen in ihrem Kerker haben Gefallen finden können, der aber nicht das Gemüth erwärmt, weil die Absichtlichkeit des Parteimenschen aus dem studirten Wirrwarr des Schriftstellers hervorleuchtet. Die Maske des Erbarmens konnte ein Gesicht nicht verdecken, von dem Georges Duval sagte: „es hatte die „gallichte Farbe des Robespierre; sein Auge war hart und finster, „und die ganze Physionomie hatte mehr von einem „Fischaar, als von einem Adler an sich.“

Von allen Werken Camille's ist der Alte Cordelier das mindest abgerundete. Als Schriftsteller hat er mehr jugendliche Begeisterung und revolutionairen Schwung in dem „Freien Frankreich,“ mehr Originalität in der „Rede der Laterne“, mehr Ressourcen und Abwechselung in den „Revolutionen

Frankreichs und Brabants", mehr tödtliche Ironie in der „Geschichte der Brissotiner" mehr feinen Spott in der „Antwort an Arthur Dillon" bekundet; er ist endlich pathetischer in dem Briefe, seine letzten Schriftzüge, gewesen, durch welchen er von seiner jungen Frau Abschied nimmt, und der mit folgender Phrase einer etwas studirten Verzweiflung endigt:

„Lebe wohl, Lucile! ich fühle das Gestade des Lebens vor „mir entrinnen! Ich sehe noch Lucile; ich sehe sie, meine Viel„geliebte, meine Lucile! Meine gefesselten Hände umarmen Dich, „und mein abgeschlagenes Haupt heftet noch seine brechenden Augen „auf Dich! . . . ."

Aber wir wollen tiefer in das Werk eindringen, und einen Augenblick bei dessen Einzelnheiten verweilen.

Die erste Nummer des Alten Cordelier erschien den 15. Frimaire des Jahres II (5. December 1793). Diese Nummer war durch und durch Honigseim für Robespierre, der Tags zuvor, in einer Sitzung des Jacobinerclubs, mit einer perfiden Kunst die Vertheidigung des angeklagten Dantons geführt hatte. „Bei all den anderen Gefahren der Republik," sagte Camille zu ihm, „hattest Du Gefährten des Ruhmes; gestern „aber bist Du allein ihr Retter gewesen." Inzwischen konnte Camille Desmoulins doch nicht unterlassen, bei der Verkündung, daß er wieder zur Journalistenfeder gegriffen habe, mit einiger Prahlerei zu Werke zu gehn . . . „Ich habe die ganze Hand voll Wahrheiten," sagte er, doch werde ich mich hüthen, dieselbe ganz zu öffnen; aber ich werde so viel davon fallen lassen, als zur Rettung Frankreichs und der einen und untheilbaren Republik (die Robespierre übrigens schon gerettet haben sollte) erforderlich ist." Diese Nummer, obwohl sehr unschuldig, machte wegen dessen, was sie verhieß, Aufsehen, und es wurden 50,000 Abdrücke davon gemacht. Robespierre ward darüber allarmirt, und Camille Desmoulins mußte ihm versprechen, ihm die Correcturbögen der folgenden Nummern erst vorzulegen.

Man sah dieses schon an der Nummer Zwei (vom 10. Dec.); sie enthielt das auf den Knieen geschriebene Manifest des großen terroristischen Kreuzzuges, den Robespierre zu Gunsten des höchsten Wesens vorbereitete. „Ich schäme mich," sagte der Verfasser am Eingange, „seit so lange ein Feigling gewesen zu seyn." Sein Muth bestand dann darin, die Faction Hebert anzugreifen, gegen welche Robespierre bereits mit all den Kräften kämpfte, welche ihm der Terrorismus an die Hand gab. Camille Desmoulins führte den Kampf, indem er der Faction des Pater Duchêne die Erinnerung an den Volksfreund entgegenstellte. „Marat," sagte er, „wird wegen seines unterirdischen Lebens und seiner unermüdlichen Arbeiten als das Maximum des Patriotismus angesehen!" . . . Das war also der Weg, den die Revolution zurückgelegt hatte! Marat war die Gränze, die nicht überschritten werden durfte, die man aber zu erreichen beflissen seyn mußte. Was die Argumente betrifft, die Camille zu Gunsten der religiösen Reform Robespierre's entwickelt, so ist das Beste, sie mit Stillschweigen zu übergehen: sie sind ein Ekel im Styl und in den Gedanken.

Ehe wir die dritte Nummer des Alten Cordelier beleuchten, wollen wir ein Wort über die Erkenntlichkeit Robespierre's für Camille Desmoulins sagen. Der Jacobinerclub war auf seine Läuterung bedacht. Die zweite Nummer von Camille's Journal war vom 20. Frimaire, und in der Sitzung vom 24sten widerrief der muthige Journalist öffentlich den Schrei des Mitleids, den ihm die Verurtheilung der Girondisten entrissen hatte. . . . Robespierre setzte diesem Menschen den Fuß auf den Nacken, daß er sich demüthige.

„Man muß bei Camille auf seine Tugenden und auf seine Schwächen sehen," sagte er. . . Er ist nach einander mit Lameth, mit Mirabeau, mit Dillon befreundet gewesen; man hat aber auch gesehen, daß er dieselben Götzen, welchen er Weihrauch gestreut hatte, zertrümmert hat. . . . Er hat sie auf dem Altare geopfert, den er ihnen errichtet gehabt. . . . Ich fordere Camille Desmoulins auf, seine Laufbahn zu verfolgen, aber nicht mehr so wankelmüthig zu seyn, und dahin zu streben, sich weniger in den Menschen zu irren, die eine große Rolle auf der politischen Bühne spielen. . . ."

Was blieb dem Jacobinerclub nach solch einer wuchtenden Apologie wohl anderes übrig, als Camille unter sich aufzunehmen! Darnach ließ er die dritte Nummer seines Alten Cordelier vom Stapel laufen, die Herr Ed. Fleury ein Meisterwerk des Muthes, des Gedankens und des Styls nennt. Daß Camille Desmoulins in dieser Nummer seines Journals in dem, was er aus dem Tacitus und andern lateinischen Schriftstellern übersetzt oder ihnen nachgebildet hat, mehr Originalität bekundete, und sich mehr als Politiker denn als Literat bewiesen hat, das gebe ich zu. Es ist dies nicht das erste Mal, wo Tacitus einer Uebersetzung sehr zu Statten gekommen ist. Es ist dies auch nicht das erste Mal, wo aus dessen unsterblichen Form Portraite hervorgegangen sind, die, alt im Zuschnitt, durch den unzerstörbaren Stempel der Wahrheit, welcher ihnen durch sein Genie aufgedrückt ist, jung und lebendig sind. Auch den Erfolg des Werkes will ich nicht bestreiten: er war immense, und ist es noch. Aber man erlaube mir einen Vergleich: der Effect des Werkes hatte die Erwartung des Verfassers übertroffen, und da glich derselbe den Kindern, welche den Kopf abwenden, wenn sie ein Gewehr abdrücken, oder davonlaufen, wenn sie ein Feuerwerk angezündet haben. Wir sprechen hier nicht blos unser Urtheil über das Buch, sondern auch über den Menschen aus. Der Mensch steht gegen das Buch zurück.

Zwischen der dritten und vierten Nummer des Alten Cordelier verstreichen einige Tage, und was geschieht da? Camille Desmoulins hat trotz seiner oratorischen Vorsicht einen erschreckenden Erfolg gehabt, und nun giebt er schon in der vierten Nummer klein bei. Er beginnt die Reihe seiner mea culpa's, die erst mit seinem Tode endigen soll. Doch enthält dieselbe einen schönen Anruf an die Freiheit. Ein Poet, der plötzlich berühmt geworden ist, sagte im Jahre 1830, nach einer Volksrevolution:

„C'est que la liberté n'est pas une comtesse
Du noble faubourg Saint-Germain."

Camille Desmoulins hat in dem Augenblicke, wo die Göttin der Vernunft, deren Oberpriester Hebert, und sein Küster Momoro auf dem Punkte zu erliegen standen, gesagt: „Die Freiheit ist „keine Opernnymphe, mit rother Mütze, schmutziger Wäsche und in „Lumpen gehüllt; wenn ich aber dieser Göttin zu Füßen fallen „soll, dann öffnet erst den zweimal hundert tausend Bürgern die „Kerker, die Ihr verdächtig nennt." Nach solch einer Phrase

muß man schon glauben, der mitleidige Journalist werde uns helfen, die Kerker zu erschließen; aber nur Geduld! Es heißt bei ihm nachdem:

„......Mögen die Herren Gemäßigten nicht auf diese Stelle fußen: sie muß mit dem übrigen Inhalt der Nr. 4 meines Blattes in Verbindung bleiben; denn meine Meinung spricht sich nur in der Gesammtheit aus. Ich, ein Zwerg, will mich nicht mit einem Riesen in Streit einlassen, und erkläre, daß ich nicht habe sagen wollen, daß man die Thüren der Häuser des Verdachts weit aufreißen, sondern nur, daß man deren Nebenpforten öffnen sollte. ...

An einer anderen Stelle wieder sagt er: „auch ich war „dafür, die Verdächtigen einzustecken, nur hatte ich eine andere „Ansicht über die Bezeichnung der Verdächtigkeit. ...“

Und was den famosen Ausschuß der Gnade betrifft, zu welchem Camille Desmoulins hier den Keim legte, so sagt er darüber anderer Orten:

„Mit dem Ausdrucke Ausschuß der Gnade habe ich nur einen Ausschuß der Justiz bezeichnen wollen; da dies neue Wort bei den Patrioten aber Anstoß gefunden hat, so würde ich straffällig seyn, wenn ich mich nicht beeilte, dies Wort selber zu unterdrücken, und mich in Culpa zu erklären, was ich denn hiermit in völliger Zerknirschung thue.“

Die fünfte Nummer, vom 24. December, führt den Titel: „Große Rechtfertigungsrede Camille Desmoulins im Jacobinerclub. Diese Nummer ist genau genommen das Meisterwerk der ganzen Sammlung, und dieses aus dem einfachen Grunde, weil Camille Desmoulins seine vormalige Haltung wieder angenommen hat, nicht mehr den Affen der Mäßigung macht, wieder er selber ist. Er hat seinen Schuß (in der Nr. 3) abgefeuert, und hat nun Furcht. Er wirft sich vor dem Mächtigen auf's Antlitz, und fällt die Schwachen an.

Eine Analyse dieser Nr. 5 ist nicht wohl möglich: man muß sie lesen. In ihr begegnet man nicht allein Camille Desmoulins selber, sondern der gesammten terroristischen Bande. Man sieht diese Menschen, die ganz Frankreich zittern machten, in elenden Streitigkeiten verwickelt, der Proscription durch Schmähreden präludiren, sich Spitzbübereien, Todesurtheile und Calembours an den Kopf werfen. Camille Desmoulins witzelt viel über Barere's Vieux Sac, was dieser ihm wieder in seinen Karmagnolen eintränkt.

Die gräuliche Allianz der Philippica und des lustigen Reigens; das Eisen, das unter dem Geräusch des Geigenspiels fällt; die Mischung von Wein und Blut; das Gelächter und das Zähneknirschen; die schauerliche Lustigkeit und die lächerliche Verzweiflung, alles dieses bildet den Inhalt der Nummer 5 des Alten Cordelier.

Camille Desmoulins liegt auf den Knieen, schlägt an seine Brust. Er muß ja mit dem guten Robespierre auf gutem Fuße stehen! Man sieht, daß sein Muth nicht lange vorgehalten hat.

„Wie! ich ein Aristocrat? ich, der nicht aufgehört hat mit Danton und Robespierre gegen die Tyrannen zu conspiriren. Meine acht Bände beurkunden meine Verschwörungen gegen die Aristocraten jeglicher Art: Royalisten, Feuillans, Brissotiner, Föderalisten. ... „Wo anders, als aus meinen Schriften,“ setzt er hinzu, „habt Ihr Eure Anklageacten gegen Bailly, Lafayette, Malouet, Mirabeau, die Lameths, Petion, von Orleans, Sillery, Brissot, Dumouriez hergenommen? ..... Ich bin mit den meisten dieser Menschen, die ich denuncirt, und von dem Augenblick ab, wo sie die Partei gewechselt hatten, ohne Unterlaß verfolgt habe, liirt gewesen, und erst als sie zum Tode verurtheilt worden waren, da habe ich ihnen, wie Barnave, die Hand gereicht. ....

„Dereinst,“ setzt er hinzu, „wird die Nachwelt ein Urtheil zwischen den Verdächtigen Barere's und den Verdächtigen des Tacitus fällen; einstweilen werden die Patrioten mit mir zufrieden seyn; denn ich habe nach der feierlichen Censur des Heilsausschusses es wie Fenelon gemacht, der die Kanzel bestiegen hat, um das Breve des Papstes zu verlesen, welches „die Maximen“ verdammte, und sie selbst zu zerreißen. Ich bin bereit, meine Nummer 3 zu verbrennen, und habe es Desenne schon untersagt, sie neu aufzulegen.“

Haben wir da der Demüthigung genug? Nein, Camille Desmoulins muß noch eine Stufe tiefer hinabsteigen. Er hat sich vor dem Heilsausschuß, den rettenden Ausschuß, wie er ihn nennt, gedemüthigt: das war mindestens eine Macht; aber was soll man von seiner Erniedrigung vor Barere denken? Er sagt:

„....Barere hat eine bittre Kritik meines Werkes durch eine dem Patriotismus des Verfassers dargebrachte öffentliche Huldigung geschlossen. Er hätte mir aber ein anderes Zeugniß geben, und anführen können, daß ich, am Tage der Einnahme von Toulon bei ihm zu Gaste, zu ihm gesagt hatte: „das sind die wahrhaft verdächtigen Menschen, und ihrer Verhaftung würde ich zuerst Beifall spenden; die Einnahme von Toulon thut ihnen leid, oder läßt sie doch eiskalt. ..

„....Diese Maulschelle, (von Barere) hat mich, ich gestehe es, bis in's Innerste erschüttert, und ich reibe mir noch immer die Augen darüber. ... Aber welches kriechende Gewürm erhöbe sich nicht, und bisse den, der es tritt! ...“

Camille Desmoulins erhebt sich also, um den ... Vater Duchêne zu beißen:

„....Schau einmal auf dein Leben, Hebert, und wage, zu sagen, mit welchem Rechte Du über die Jacobiner aburtheilst? Aber als ich, ohne Furcht vor den Mördern von Loustalot und den Urtheilssprüchen Talon's, es vor drei Jahren wagte, mich fast ganz allein zum Vertheidiger des Volksfreundes aufzuwerfen und ihn als den göttlichen Marat zu proclamiren, wo warst Du damals, Hebert? Du theiltest Contremarken aus, und die Directoren sind, wie mir versichert worden ist, nicht immer mit deiner Abrechnung zufrieden gewesen. ....“

Aber wir wollen diese ehrlichen Leute sich zanken lassen! Wenn ich mich bei der fünften Nummer des Alten Cordelier so lange aufgehalten habe, so ist das nicht geschehen, um diese Probe von der Polemik des Camille Desmoulins zu geben, sondern vielmehr den Fortschritt zu zeigen, den er in so kurzer Zeit und diesseits seiner ersten und vermessenen Inspiration gemacht hatte. Er nennt das auf den guten Weg zurückkehren. „Robespierre,“ sagt er, „hat mich wieder in Tritt gesetzt.“ Aber lassen wir ihn, und beklagen ihn, denn er nähert sich rücklings dem Schaffotte.

In der Sitzung des Jacobinerclubs vom 26. December war auf Heberts Antrag beschlossen worden, daß die letzten beiden Nummern von Camille's Journal einem Ausschusse zur Untersuchung überwiesen werden sollten, was denn die Folge hatte, daß die nächste, sechste Nummer, vom 30. December, nur noch eine unbedeutende Palinodie war. Er erzählt darin recht scherzhaft, daß man seinen Schwiegervater, den Herrn Duplessis, gefangen gesetzt habe, was sich ein Paar Commissarien der Section Mucius Scävola zu Nutz gemacht hätten, um ihm seine Pendülen zu stehlen. — Er erneuert indeß sein republikanisches Glaubensbekenntniß, und sagt: „Zur Begründung der Freiheit würde, wenn man weise wäre, schon die Preßfreiheit und eine ökonomische Guillotine genügen. Dies da war das letzte Wort, die höchste Anstrengung seiner Gnade.

In der Nummer 7 des Alten Cordelier, die er zu Anfang des Jahres 1794 geschrieben, hatte Camille Desmoulins alle seine Bitterkeit ergossen, er wagte es aber nicht, sie herauszugeben. Erst nach seinem Tode wurden die Correcturbögen, die er zwei Monate zurückbehalten hatte, auf seinem Tische gefunden.

Und solche Männer feiert man seit dreißig Jahren mit allen Trompeten der Fama! Eine Verschwörung von Ehrsüchtigen, welchen die Mittel ausgehen; eine Cabale von gesättigten Wollüstlingen, ein Complot aus Furcht, eine Ausbeutung der Menschlichkeit, das Bestreben eines Tages, der Erfolg eines Federstriches, der Muth einer Stunde! Die Uebersetzung einiger Zeilen des Tacitus, eingerahmt zwischen einem Prolog und einem Epilog, die deren ganze Bedeutung wieder aufheben! Ja, dieser gelungenen Version, dieses Stückes stereotyper Prosa halber hat man Camille Desmoulins seit sechszig Jahren einen Heroismus angedichtet, den sein ganzes Leben Lügen gestraft hat, und die durch seinen Tod selber, zu einer Zeit, wo alle Welt wohl zu sterben wußte, und wo seine junge Frau ihm den Muth, den man vor dem Henker zeigen muß, hätte lehren können, nicht gerechtfertigt worden ist!

Man wird über den Prozeß und das klägliche Ende des Verfassers des Alten Cordelier in dem merkwürdigen und ehrlichen Werke des Herrn Ed. Fleury noch manche interessante und mehrere nicht durch den Druck bekannt gewordene Details finden.

Jahresbericht des naturwissenschaftlichen Vereines in Halle.

(Zweites Jahr vom Juni 1849—1850.)

Mit einer lithographirten Tafel.

Berlin 1850. Wiegandt und Grieben.

161 (162) Seiten gr.-8.

Ueber die Entstehung des Vereins, der uns in dem vorliegenden Hefte die Belege seiner neuesten Wirksamkeit mittheilt, wurde in Nr. 144 des Jahrgangs 1849 unserer Zeitschrift berichtet: er constituirte sich am 21. Juni 1848 und veröffentlichte bereits „Auszug aus den Sitzungs-Protokollen. (Erstes Jahr von Juni 1848 bis Juni 1849.)“, in welchem die Vorträge und Referate der Mitglieder auf wenigen Blättern nur kurz angedeutet sind. Der „Jahresbericht“ (mit der Sitzung vom 4. Juli 1849 beginnend und schließend mit der Sitzung vom 19. Juni 1850), wie es schon die Seitenzahl zeigt, ist bedeutend umfassender und inhaltreicher. Er zerfällt in zwei Abschnitte: Auszug aus den Sitzungs-Protokollen, S. 1—50, und: Aufsätze, S. 57 — 159. Auf den Seiten 50 — 56 ist der Zuwachs der Bibliothek des Vereins seit Michaelis 1849 (76 Werke, 29 neuere Dissertationen und 4 einzelne Abhandlungen) verzeichnet.

Indem wir es nun naturwissenschaftlichen Journalen und competenteren Beurtheilern überlassen müssen, die höchst anerkennungswerthen Bestrebungen der Mitglieder dieses neuen (vielleicht neuesten) Vereins, der inmitten der Weltwirren ruhig fortstrebte, die Wissenschaften, denen er sich widmet, zu fördern, ausführlicher zu besprechen und zu würdigen, entlehnen wir nur einige Notizen aus dem ersten Abschnitte und werden dann die Aufsätze des zweiten angeben.

Herr Giebel hielt einen Vortrag über die Organisation und systematische Stellung der Pterodactylen, über deren Arten und die geologisch-geographische Verbreitung derselben. — Das Eigenthümliche derselben liegt in der Vereinigung der überwiegenden Amphibien-Charactere mit wenigen Vogel- und Säugethier-Merkmalen und dem einzig in der Natur vorkommenden vom kleinen Finger gebildeten Flug- oder Flatter-Organe. — Welche Stelle die Pterodactylen unter den Amphibien einnehmen, bedarf noch eines weiteren Nachweises. Von den Familien der lebenden Amphibien weichen sie so auffallend ab, daß sie in der Reihe derselben keine passende Stellung finden. Ihre natürliche Stellung kann nur durch ihr geologisches Auftreten, welches in eine Zeit fällt, wo der Unterschied von nackten und beschuppten Amphibien sowie die Klassen der Säugethiere und Vögel fehlen, begriffen werden. U. s. w. — Als ein sehr bewährtes Mittel zur Vertilgung der Schaben stellte Herr Bertram ein Gemenge von Steinmark und Kartoffeln dar. — Derselbe berichtete, daß in dem Benzoe ein bisher vergebens gesuchtes Auflösungsmittel für Gutta Percha gefunden sei und erörterte die Bereitungsart und Eigenschaften desselben, und gab in der folgenden Sitzung unter Vorlegung des Benzoe's und einer solchen Percha-Auflösung Mittheilungen über die verschiedenen Bereitungsweisen, Eigenschaften und Zusammensetzung des erstern. — In derselben Sitzung las Herr Wiegand einen ihm vom Director Strehlke in Danzig eingesandten Brief über die Drieberg'sche Luftdrucktheorie vor; von den hervorgehobenen Beobachtungen hier die erste: „Beim Herabgehen der Taucherglocke empfand ich das erste Mal einen fast unerträglichen Schmerz in den Ohren. Nach zehn Minuten war jede Spur der Unbehaglichkeit vorüber. Bei spätern Fahrten habe ich niemals eine Unbehaglichkeit empfunden. Die Taucherglocke wird in der Weichsel und im Danziger Hafen seit Jahren viel gebraucht, besonders zum Ausziehen von Pfählen. Vor zwei Jahren sah ich mehr als hundert Pfähle von beträchtlicher Länge auf einem Platze am Hafen liegen, die alle mit Hülfe einer Taucherglocke herausgezogen waren. So sind denn seit Jahren bestimmte Arbeiter bei der Taucherglocke beschäftigt. Alle leiden mehr oder weniger am Gehör. Die Arbeiter haben

selbst hinreichend bestimmte Vorstellungen über die größere Dichtigkeit der Luft mit zunehmender Tiefe. Wenn, haben mir die Leute gesagt, die Taucherglocke oder mit dem oberen Theile unter Wasser taucht, so sind 4 Mann hinreichend, um die Taucherglocke immer voll Luft zu halten, so daß über den untern Rand Blasen aufsteigen; ist die Glocke über 20 Fuß tief gesenkt, so sind 8 Mann an der Druckpumpe nöthig, damit die Leute in der Glocke hinreichend Luft haben. Das Experiment mit der zugekorkten Flasche, die unten mit der Luft der Glocke gefüllt, oben angelangt den Kork heraustreibt, machen die Arbeiter sehr häufig. Sie führen die gefüllten Branntweinflaschen in die Tiefe, trinken sie unten aus und verkorken sie dann; beim Hinaufziehen wird der Kork regelmäßig herausgetrieben." — Herr Giebel hielt belehrende Vorträge über die Familie der Ammoniadae, mit der Geschichte und Literatur dieser Gattung (S. 15 — 17, 18 — 20, 22 — 26, 41 — 43). — Herr Buchbinder referirte über ein Schreiben des Herrn Hellwig in Fürstenwalde, Berichtigungen und Zusätze zu seinem im ersten Hefte abgedruckten Vortrage über den Quincunx enthaltend (S. 29—38). — Herr Giebel theilte die Entdeckung des Mantelausschnittes bei Venus und verwandten Muscheln (durch L. v. Buch, 1830) mit. — Derselbe sprach über die Entdeckung einer wahren Knochenbreccie am Sudmerberge bei Goslar (durch Herrn Ulrich, Bergschüler in Klausthal.) —

Den zweiten Abschnitt bilden folgende Aufsätze: Scyphia uvaeformis n. sp. von C. Giebel (mit Abbildung). — Ueber die chemische Constitution des Wolframminerals von C. H. Schneider. Ueber das Aequivalent des Wolframmetalls. — Ueber einen Rhodocrinites verus im krystallisirten Flußspath, von A. L. Sack. — Herrn Troschel's Gedanken über eine naturgemäße Eintheilung der Thiere, von C. Giebel. — Die Braunkohlenformation im Magdeburg - Halberstädtischen, von Demselben. — Verzeichniß der in dem Steinkohlengebirge bei Wettin und Löbejün vorkommenden Pflanzen, von C. Andrae. — Ueber die Tribus der Sideen, von August Garcke. — Uber Achania Poeppigii Spr. und einige weniger bekannte Hibiscusarten, von Demselben. — Ueber Sida cordifolia L. und die von ihr getrennten Arten, von Demselben. — Uebersicht der die Stadt Halle und deren Umgegend behandelnden naturwissenschaftlichen Literatur, von E. A. Zuchold. Ueber diesen letzten Aufsatz, der unseren Studien näher liegt, dürfen wir uns wol ein paar Worte erlauben. Herr Zuchold hat nur die selbstständig erschienenen Schriften verzeichnet, aber die Zahl derselben (26) ist schon bedeutend genug, „um zu zeigen, daß Halle von jeher nicht nur fleißige, sondern auch tüchtige Forscher in seinen Mauern barg." Am stärksten ist die Botanik vertreten; bei weitem geringer die Mineralogie, und am geringsten die Zoologie. Den meisten Titelabschriften ist eine Analyse ihres Inhalts beigefügt und die ganze Zusammenstellung mit Fleiß gearbeitet. Es wäre erfreulich, wenn der Verfasser in deutschen Gegenden und Städten, von denen wir eine solche Bibliographie noch nicht besitzen, Nachfolger fände. Nur an Ort und Stelle können specielle Uebersichten dieser Art befriedigend gegeben werden. So hat z. B. Dr. Julius Petzholdt in seiner kleinen Schrift: Plauensche Bibliothek. Verzeichniss von Schriften über den Plauenschen Grund. Dresden, gedruckt auf Kosten des Verfassers. 1846, S. 7 — 10, eine sehr genaue Aufzählung der naturgeschichtlichen Beschreibungen des Plauenschen Grundes im Allgemeinen und Besonderen, namentlich in mineralogischer Beziehung, welche in Zeitschriften, anderen Werken und selbstständig erschienen, geliefert.

Erwähnen müssen wir zum Schlusse noch, daß am 10. Octbr. 1849 von dem Vorsitzenden Herrn Giebel die Anlegung naturhistorischer Sammlungen für den Verein beantragt und der Antrag nach kurzer Debatte angenommen wurde. Wir wünschen, so wie dem Verein selbst, auch diesen neu begründeten Sammlungen und der Bücher - Sammlung ein kräftiges und gedeihliches Aufblühen; dem ersteren noch viele so thätig, wie die bereits ihm angehörenden, wirkende Mitglieder; den Sammlungen des Vereins aber häufige und werthvolle Geschenke. (Der Buchhändler, Herr Eduard Anton, ist, was die Bibliothek betrifft, mit gutem Beispiele vorangegangen und hat dem Verein seinen naturwissenschaftlichen Verlag zum Geschenke angeboten.)

H. L. Hoffmann.

Corneille's Nachkommen.

Herr Baron von Stassart verlas in der Sitzung der Académie royale de Belgique (classe des lettres) am 15. Januar eine interessante Notiz über die Genealogie der Nachkommen des großen Corneille. Er geht bis dahin zurück, wo Lebrün an Voltaire schreibt, um ihn davon in Kenntniß zu setzen, daß eine Enkelin oder Großnichte des Verfassers des Cid im Elend schmachte und der Patriarch von Ferney es, wie bekannt, übernimmt, das Loos des jungen Mädchens zu sichern. Herr von Stassart giebt über die Genealogie Corneille's sehr merkwürdige, größtentheils aus autographischen Documenten, welche er besitzt, entlehnte Einzelnheiten. Das von Voltaire adoptirte Kind war weder eine Enkelin noch eine Großnichte Corneille's, sondern stammte nur von einem Oheim des berühmten Dichters ab. Man entdeckte hernach mehrere nähere Verwandte Corneille's. Auf den Vorschlag von Andrieux that die Akademie zu Anfang dieses Jahrhunderts Schritte bei der Behörde, um eine Pension für sie zu erhalten, die ihnen als Beihülfe gereicht werden sollte; denn sie befanden sich in keiner glücklichen Lage. Diese Pension ist von den verschiedenen Regierungen, die während 40 Jahre in Frankreich auf einander folgten, die Republik von 1848 mit einbegriffen, fortdauernd ertheilt worden. Die Notiz des Herrn Baron von Stassart wird in den Bulletins der Akademie erscheinen. Aus den genealogischen Belegen wird man ersehen, daß Charlotte Corday von Corneille in gerader Linie abstammte. (Aus dem Bericht über die Sitzung der Akademie v. 13. Januar in L'Indépendance Belge, 17. Jan. 1851.)

H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 10. Sonnabend, den 1. Februar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Skizzen aus der asiatischen und europäischen Türkei.

Von Herman Koeler, M. D.

Vorwort.

Die folgenden Bogen enthalten zunächst einige Schilderungen aus den Landschaften von Batum und Lasistan, die in dem östlichsten Winkel des schwarzen Meeres die Grenzbezirke des Paschaliks von Trebisond bilden. Die Küsten des alten Pontus sind nun seit mehreren Jahren schon durch regelmäßige Dampfschifffahrt dem europäischen Touristen näher gerückt und zugänglicher geworden. Aber für die meisten derselben bildet Trebisond das fernste Reiseziel, oder, bei der Weiterreise nach Persien, den einzigen Rastpunkt im Reiche der Komnenen, den sie kennen lernen; und die abgelegeneren östlicheren Bezirke sind, nach wie vor, nur wenig besucht und bekannt. Ein mehrmonatlicher Besuch in Trebisond und seiner Umgegend im Jahre 1842, und ein zweiter längerer Aufenthalt daselbst im Jahre 1843, gab mir Gelegenheit, auch obige Grenz-Districte zu durcheilen. So flüchtig der Besuch war, und so oberflächlich die Notizen sind, zu denen er mir Veranlassung gab: so möchte doch auch das Wenige, was hier dem Leser geboten wird, vielleicht von einigem Interesse seyn, eben weil es Gegenden und Menschen betrifft, die selten besucht und wenig gekannt sind.

Sollten die Umstände eine Fortsetzung dieser Skizzen erlauben, so würden weitere Mittheilungen über die Türkei nachfolgen, die ich, nach einem vierten Besuche, erst vor wenigen Monaten wieder verlassen habe.

Celle, im Januar 1851. D. V.

Tour von Batum nach Artwin in Armenien.

3ten Juni 1842.

Der Tag graute kaum, als mich das ungeduldige Stampfen der drei Pferde weckte, die ich für meine Excursion um einen geringen Preis auf vier Tage gemiethet hatte. Wenige Minuten darnach verließ ich das gastliche Haus, und fand Arifa und Mustafa, meine Reisegefährten, damit beschäftigt, die erst Tages zuvor angeschlagenen Hufeisen noch einmal nachzusehen; eine Vorsicht, die, bei Wegen so abscheulich wie wir sie zu erwarten hatten, allerdings ganz am Platze war.

Da ich selbst, nach dem Muster des Simonides, mein Gepäck auf so gut wie Nichts beschränkt hatte, so saß ich bald im Sattel, und freute mich, der für Ungewohnte so großen Qual kurzer türkischer Steigbügel durch die Gefälligkeit des englischen Vice-Consuls überhoben zu seyn. Hammer und Botanisirbüchse, die ich für einige gelegentliche Andenken an meine Excursion mitnahm, waren bald am hohen Sattelknopf befestigt, und ein tüchtiger Stock, der als Peitsche und nöthigenfalls gegen die wüthigen Hunde der Batumlis als Waffe dienen konnte, vollendete meine Ausrüstung.

Hasir im, ich bin fertig, rief ich meinen Begleitern zu; — aber die hatten noch gar mancherlei in Ordnung zu bringen und wegzupacken. Erst zähen Brodkuchen und zäheren Käse in die Satteltasche; dann Mais in den Futterbeutel; darnach Tabak für die ersehnte Stunde des Kief (Wohlbehagen, Ruhe, Siesta); dann frisches Pulver auf die Pfanne von Büchse und Pistolen. Das Alles gab dem alten Trebisonder Derwisch, der im nüchternen Zustande eben so unterhaltend und gesprächig, wie im be-

rauschten, und gleich mir ein muszafir (Gast) des Herrn Guarracino war, — — das gab ihm Zeit, herbeizukommen, und von seinem Lieblingsthema, den geistigen Getränken, zu reden. Alte Leute hätten kein Blut, meinte er, der Wein aber gebe es ihnen; und als ich ihm sagte, im Lande der Nemtsche (Deutschen) sey ein Sprichwort bekannt, wonach Milch für Junge Wein, der Wein aber für Alte Milch sey; da rief er entzückt aus, diese süßen Worte wolle er sich für immer in's Herz schreiben. Daß er freilich solcher Aufmunterung nicht bedurfte, sah man ihm längst an der Nase ab. Aber ein Rausch war ihm so sehr zum täglichen Bedürfniß geworden, daß er regelmäßig zu Opium-Pillen seine Zuflucht nahm, wenn Wein oder Rum nicht zu haben war, oder die Gegenwart allzuorthodoxer Glaubensgenossen ihm Zwang auferlegte. In einem elfenbeinernen Schächtelchen führte er sie bei sich, die Herz entzückenden, Sinn berückenden, Wittwer beweibenden, Sorgen vertreibenden. War er durch sie begeistert, dann ließ er sich selbst zum Tanzen und Singen nicht nöthigen; und nie um Worte verlegen, gab er zu verstehen, daß er im Vorgenuß des muhamedanischen Himmels schwelge. So ging es denn fort, bis die Aufregung der größten Abspannung, die Lebendigkeit der peinlichsten Erschlaffung, das Kraftgefühl der hinfälligsten zitternden Ermattung Platz machte, aus der ihn wieder nur Wein, Opium oder Caffee erlös'te. Wie er dem verbotenen Wein huldigte, so war er überhaupt ein Freidenker, und machte sich wenig aus dem Koran, dessen Lehren und Gebote er nur in so weit glaubte und befolgte, als sie mit seinen eigenen Neigungen und Ansichten überei stimmten. Diese bequeme Religions-Modelung nach seinem individuellen Belieben und Bedürfniß machte ihm den Umgang mit Franken sehr angenehm, in deren Gesellschaft er ohne Scheu Satzungen aussprach und Ansichten darlegte, die, wie er selbst gestand, ihm unausbleiblich Haß und Verfolgung zuziehen würden, falls er in Gegenwart rechtgläubiger Muhamedaner sie zu äußern wagen sollte. Was galten ihm die Streitigkeiten der Szuniten und Schiiten, die im Orient so oft der Gegenstand religiöser Conversation sind! Er war ja über die Engherzigkeit des Islam längst hinweg, und glaubte von des Propheten Dictaten so wenig, — glaubte ja überall so wenig. Indeß, wenn er kein echter Gläubiger war, so schien er doch trotz seiner Jahre an einem Verslein, was in keiner der Suren steht, im Glauben festzuhalten, und hüthete sich sorgfältig, dem Wortlaut jenes Verses nach zur Kategorie der Narren zu gehören. Auch an ein zukünftiges Leben glaubte er nicht, dessen Reize der Islam seinen Bekennern in so lockenden Farben schildert; er behauptete vielmehr, wem es auf Erden gut gehe, der habe den Himmel; wem schlecht, der habe die Hölle. Letztere war ihm nach seiner Angabe auch heute Morgen in vollem Maße zu Theil geworden, wo er so früh schon die frische Luft als Heilmittel aufgesucht hatte gegen Schlaflosigkeit, Kopfschmerz und Katzenjammer, eine Folge der reichlichen Potationen vom Abend vorher, wo er wieder einmal half seas over gewesen war.

Endlich aber saß auch Arifa im Sattel, und Mustafa hatte zum letzten Male in den Pistolen und in der stets geladenen Büchse die Kugel, zu größerer Sicherheit, mit dem Ladstock hinabgestoßen. Da fragte mich der Derwisch, wo meine Waffen seyen; ich habe keine, gab ich zur Antwort. Dann werden Sie glücklich reisen, weil Sie keine Furcht haben, rief er mir nach; denn schon jagten wir den Basar entlang, die Moschee vorbei, und bogen westwärts in das niedere Gebüsch hinein, was den kahlen Strand begrenzt. Arifa ritt voran, mit hoch geschwungener Peitsche, nach Art der Tartaren (reitende Postboten), und trieb uns durch ermunternden Zuruf zu größter Eile an. Mit Mühe nur können zwei Reiter auf dem ebenen, aber engen Wege sich ausweichen, und hart streiften wir oft an den prachtvollen violetten Blumenbüscheln des hohen rhododendron ponticum und an den wilden Rosen hin, bald von dornigem Gesträuch geritzt, bald mit Sorgfalt und seitwärts lehnend oder abwärts bückend, um den Backenschlägen auszuweichen, womit stärkere, vorspringende Aeste uns bedrohten.

So jagten wir bei windstiller, milder Luft und bedecktem Himmel, einer hinter dem andern, den einsamen trocknen Pfad entlang, bis er aus niedrem Buschholz unter hohe Bäume führte. Denn hier mußten die kleinen Klepper in dem grundlosen sumpfigen Boden Schritt für Schritt in die Stapfen des Vorgängers treten, und den tief versinkenden Fuß hoch erheben, um nicht über Baumstümpfe und riesige Wurzeln zu stolpern. Bald aber schimmerte in den tiefen Waldesschatten der helle Sonnenschein der Ebene von Kobáber, die nun vor uns lag, und schneller ging es wieder fort auf festerem, trocknem Boden. Durch weite Fluren und an fruchtbaren Maisfeldern vorbei, in deren Nähe einzelne Gehöfte unter Bäumen halb versteckt lagen, führte der Weg, durch eine Gegend, die keine Fernsicht gestattete, bis wir uns einem Dorfe näherten, und dort der Anblick der Berge den nun freieren Horizont der Landschaft verschönerte. Schon waren, beim Herannahen der heißen ungesunden Jahrszeit, die Weiden von ihren Heerden, die Dörfer von ihren Bewohnern verlassen, und wir drei schienen zur Zeit die einzigen Herren der Schöpfung zu seyn, wie wir schweigend hinter einander her jagten, bald dieser voran, bald jener. Meistens aber schloß ich selbst den Zug, weil mir zum Antreiben des Pferdes die scharfen türkischen Steigbügel fehlten, die lang und breit wie der Fuß, in vier spitze Ecken auslaufen, und dadurch zugleich die Stelle der Sporen vertreten. Da gewahrten wir in der Ferne ein Paar Bewaffnete, die uns entgegen kamen, und schnell schlossen wir eine engere Reihe, und auf Arifa's Anordnung bildete er selbst die Vorhut, ich ritt in der Mitte und Mustafa folgte als Nachhut. Etwas näher gekommen, rief Arifa den unbekannten Reisenden in kaum abzuschreiende Ferne ein szelám aleikúm zu, und als uns zur Antwort ward: aleikúm szelám, da konnten wir ruhig und ohne Vorsichtsmaßregeln weiter reiten. Mustafa warf die Büchse wieder über seinen Rücken, die er eben noch für mögliche Fälle auf den Sattelknopf gestützt hielt, und Arifa zog die Hand vom Griffe der Pistolen ab, die er im Gürtel trug, und langte wieder nach der Peitsche, die er inzwischen durch seine Leibbinde gesteckt hatte. In diesem Lande steter Fehden ist Alles auf die Abwehr von Feinden berechnet, und der Friedfertige oder Schwächere erwartet von dem Begegnenden die Antwort auf seinen Friedensgruß mit gleicher Spannung, wie in Kriegszeiten ein Kauffahrer, der seine eigene Flagge aufgehißt hat, auf die eines unbekannten Schiffes harrt, was ihm in Sicht kommt. Unwillkührlich mußte ich mich wieder an Süd-Spanien erinnern, dessen Sitten und Gebräuche noch so viele und unverkennbare Spuren seiner früheren orientalischen Bewohner aufweisen, und an das fragende quien, wer da? was auf das Pochen oder Klingeln an

der Hausthür erschallt. Erst wenn die stehende Antwort „gente de paz“, friedliche Leute oder gut Freund, gegeben ist, — erst dann wird die Thür geöffnet. Aber wie hier und dort das orientalische Mißtrauen, so ist auch die Formel, durch die es gebannt wird, stereotyp geworden. Ein aleikúm czelám, oder ein gente de paz als Antwort, eröffnet die Thür, und läßt für den Augenblick als unverdächtig auch den gelten, der Böses im Schilde führt und Mißtrauen verdient. Aber diesmal war das Vertrauen wohl begründet, denn es waren Handelsleute, die uns begegneten, also friedliche Leute von Profession, gente de paz par excellence, und geschworene Feinde von Kampf und Revolution; von letzterer selbst, wenn sie Errungenschaften bringen sollte. Sie wollten nach Batum, und zogen nach kurzer Zwiesprache weiter. Nicht lange darauf sahen wir einen größeren Trupp uns entgegen kommen. Diesmal ritt Mustafa voran, der ein Batumli (Bewohner oder Eingeborner von Batum) war und Landsleute zu erkennen glaubte. Arifa hätte sich ohnedies nur auf türkisch verständigen können, da ihm die Landessprache, ein Dialect des Georgischen, unbekannt war. Auch möchte seine Kleidung, die weit zierlicher und reicher war als hier zu Lande üblich, bei den argwöhnischen Bewohnern leicht Mißtrauen erweckt haben. Er war ein Diener des einzigen Franken in Batum, aus Trebisond gebürtig, ein großer stattlicher Mann, mit schwarzem Schnurrbart und gelblichem Teint. Seine Haltung und der Ausdruck seines Gesichts verriethen, daß ihm eine gehörige Dosis osmanischen Stolzes nicht fehle, und seine Kleidung, obgleich einfach für einen Türken, war dennoch unter den ärmlichen Lasen und rohen Batumlis die eleganteste. Um sein rothes Fes und dessen blauen Quaste (püskül) war ein weißer Shawl gewunden, und bildete so einen breiten Turban, der das Gesicht beschattete. Das Beinkleid war eng und strumpfartig anschließend von der Ferse bis zum Knie, über dem Knie aber sackförmig weit und faltenreich; es war wie die Jacke, mit den aufgeschlitzten hängenden Aermeln, von dunkelgrünem Tuch gemacht, und stach sehr vortheilhaft von der groben Kleidung des Mustafa ab, die wir fast immer bei den ärmeren Classen der Türken von dunkelbrauner Farbe war. Eine nationale Vorliebe für eine bestimmte Farbe der Bekleidung findet sich gar häufig, wenn nicht etwa schon der vom Klima gebotene Stoff derselben die Wahl einer Farbe gewissermaßen ausschließt, sey es bei civilisirten oder wilden Völkern; und das Braun zum Beispiel wird von den niederen Classen der Spanier eben so bevorzugt, wie von den Türken, und dort zu Jacken, Beinkleidern und Mänteln fast ausschließlich benutzt. Auch um die hohen Ueberziehstiefel, die nur des Rittes wegen angelegt waren, konnte Mustafa seinen Begleiter wohl beneiden; denn er selbst trug bloß dicke bunte wollene Kamaschenstrümpfe ohne Fuß über dem Beinkleid, und die nackten Füße nur mit einem Stück groben Leinens umwickelt. Ich selbst war fränkisch gekleidet. Orientalisches Costum würde mir das Geschimpftwerden von Groß und Klein und einzelne Steinwürfe von Seiten der Kinder erspart haben, da fränkische Tracht in diesen abgelegenen und selten besuchten Gegenden so unbekannt, und ihre Träger so gehaßt und verachtet sind. Auf der andern Seite gab aber meine europäische Kleidung zu erkennen, daß ich, wenn auch ein verächtlicher nasrani (Christ), ein verabscheuungswürdiger giaur (Ungläubiger), doch nicht ein rajah sey, das heißt ein christlicher Unterthan der Pforte. Indem sie mich daher kleineren Unbilden mehr Preis gab, schützte sie mich vor größeren, da man weiß, daß unrechtmäßiges Verfahren gegen einen Franken von dessen Consul scharf geahndet wird. Solche Gewißheit des Schutzes vor, oder der etwaigen Entschädigung nach ernstlichen Unbilden, und zugleich der Strafe für den angreifenden Uebelthäter, hatte ich aber, weil ich mich englischer Protection erfreute. Ihr kommt im Oriente nur die nordamerikanische und bis zu einem gewissen Grade die französische gleich. Den dortigen Consularpersonen anderer Staaten fehlt es theils an Macht und Einfluß auf Seiten der Regierung, die sie repräsentiren, theils auch an persönlicher Befähigung, oder gar an gutem Willen, um sich ihrer Schutzbefohlenen wirksam anzunehmen. Leider sind überdies manche dieser Repräsentanten höchst anrüchige Subjecte, deren Ruf durchaus keine Sicherheit bietet, daß sie nicht, im Fall des Conflicts mit einer türkischen Behörde, für deren goldene Gegenbeweise zugänglich seyn könnten.

Um sieben Uhr waren wir aus der Holzung hinaus auf die Ebene von Kahaber gekommen. Eine Stunde darauf, nach zweistündigem Ritt von Batum aus, langten wir am Fuß der Berge an, wo aus dem schönen Thale der reißende Tschoruksu, der Akampsis der Alten, und der größte nordwärts fließende Strom Armeniens, in die Ebene hineintritt, um zwei Stunden weiter in's Meer zu fallen. Längs seinem Laufe durch die Ebene ziehen sich bald Waldungen mit Dörfern oder einzelnen Hütten, bald Ackerfelder hin, auf denen mit ländlichen Arbeiten Männer und Frauen beschäftigt waren; letztere traten scheu zur Seite und wandten sich ab bis wir vorbei passirt. Auf dem linken westlichen Ufer des Flusses, wo das eigentliche Lasistan, nach persischer Benennung, oder die Landschaft Lahsa der Türken beginnt, sind Anbau und Bevölkerung stärker, und Felder und Hütten zeigen sich in größerer Menge. Wir sahen ein Paar Kähne am jenseitigen Ufer liegen, und riefen hinüber; denn wir wünschten den Fluß hier zu überfahren, da der Weg thalaufwärts bis Vetschka an seinem linken Ufer weniger schlecht und beschwerlich ist. Aber niemand schien unsern Ruf zu hören; niemand wenigstens antwortete ihm, als das neckische Echo.

Nachdem wir den Pferden eine kurze Rast zum Verschnaufen gegönnt, und vergebens auf einen Fährmann gewartet hatten, ritten wir den engen und steilen Pfad hinan, der an dem dicht bewachsenen Abhang der Thalwand sich hinzog. Unter uns braus'te der Tschoruksu mit seinen trüben, jetzt durch das Schmelzen des Schnees auf den höchsten Bergen seines Gebiets hoch geschwollenen Fluthen an den Felswänden hin, deren Vorsprünge seine wirbelnden und schäumenden Wellen bald hierhin, bald dorthin ablenkten. Er ist für gewöhnlich nicht sehr breit und tief, aber stets reißend, zumal im Sommer, wo er aufwärts kaum zu beschiffen ist. Nur flache, enge und leicht gebaute Kähne befahren ihn von Artwin abwärts, und gehen im Herbst und Winter von dort in acht bis neun Stunden bis zur Mündung hinab, obgleich die Entfernung achtzehn bis zwanzig Wegstunden beträgt. Stromaufwärts aber brauchen sie alsdann für dieselbe Strecke gegen vier Tage. Von Mai bis Juli wird er nur ausnahmsweise befahren, weil er zu reißend ist, und zwar abwärts noch, obgleich mit großer Gefahr, zu beschiffen ist, aufwärts aber nur leere Kähne gegen seine Strömung ankämpfen läßt. Ein solcher braucht dann aber acht bis neun Tage zur Bergfahrt, um die Strecke zurückzulegen,

die man zur selben Zeit stromabwärts in weniger als so viel Stunden durchfährt. Die Böte werden alsdann an den Stellen, wo das Thal breit genug ist, um einen Leinpfad zu gestatten, von den Schiffern gezogen; wo aber die klippige Thalwand bis in das Flußbett vortritt, da hilft man sich mühsam mittelst Stangen und Haken an den Felswänden fort. Gegen den Strom zu rudern ist unmöglich, und die Anwendung von Segeln erlaubt weder die gebrechliche Bauart der flachen Fahrzeuge, noch der wirbelnde Wind, der sich in den tiefen Einschnitten des vielgewundenen Thals zwischen den Klippen fängt, und stoßweise bald aus diesem, bald aus jenem Strich des Compaß von den Thalwinkeln herabweht. In der obern Hälfte seiner schiffbaren Strecke, von Artwin bis Botschka, beträgt die Schnelligkeit seiner Strömung zur Zeit des Hochwassers neun bis zehn Knoten, d. h. er durchläuft in einer Stunde eine Strecke von neun bis zehn Seemeilen (60 auf einen Grad), oder zwei und eine halbe geographische Meilen. Unterhalb Botschka durchläuft er alsdann, bei schwächerem Gefälle, nur vier bis sechs Knoten, oder eine bis anderthalb geographische Meilen in der Stunde. Außerordentliche Massen von Rollsteinen reißt er mit fort, und lagert sie in großen Haufen an denjenigen Stellen seines unteren Laufes ab, wo durch eine stärkere Biegung des Rinnbettes, oder durch entgegenstehende Klippen sein Lauf verlangsamt, sein Wasser gestaut, oder eine Gegenströmung veranlaßt wird. Diese Steinhaufen, wenn sie nicht von der nächsten Hochfluth wieder fortgeschwemmt werden, wachsen durch weitere Anschwemmung allmählig zu größeren Inseln an, die sich bei'm Fall des Flusses, vom Herbst bis Frühling, über den Wasserspiegel erheben und bald von einzelnen Pflanzen, später von Gesträuch und Buschwerk überzogen und befestigt werden. Die Kähne wagen sich bei ruhigem Wetter von der Mündung des Flusses noch zwei Stunden weiter längs dem Meeresstrande bis Batum, gezogen oder gerudert, und bringen, außer den mannigfaltigen Export-Waaren Persiens und Armeniens, noch Kalk, Bretter, Mauersteine, Ziegel und irdene Krüge von den Ortschaften am Tschoruksu herab. Aufwärts aber gehen sie nur gänzlich leer, da der Transport zu Pferde in's Innere weniger zeitraubend und kostspielig ist, als die für beladene Kähne so sehr beschwerliche, und ohnedies bei höherem Wasserstande ganz unmögliche Bergfahrt. Man fällt an den Ufern des Flusses eine Menge vortrefflichen Zimmerholzes, was nebst Ellern-, Buchen- und Fichtenstämmen nach Batum geflößt wird.

Einige Heerden von Ziegen und Ochsen begegneten uns; an letzteren konnten wir nur mit größter Mühe vorbeikommen; so eng war der Weg. Ein Fehltritt aber hätte Pferd und Reiter in den Fluß hinabgestürzt, der zwar zu uns heraufbrauste, aber nur stellenweis sichtbar ward. Denn eine schöne kräftige Vegetation von Eichen und Buchen, üppig umrankt von Epheu, Rosen und wildem Weinstock, hatte zwischen den Felsblöcken Wurzel gefaßt, und entzog ihn unsern Blicken. Sie war so dicht, daß sie vielleicht auch den Fallenden aufgefangen hätte. Bald aufwärts, bald abwärts, jetzt hoch über dem Flusse schwebend, und dann fast von seinen Wellen benetzt, bald über die Wurzeln, bald über die Wipfel hoher Bäume führte der schmale Weg, der an einigen Stellen von Bächen berieselt und dadurch schlüpfriger noch und gefährlicher war. Bei einem der Bäche kredenzte uns ein Knabe, dem seine außerordentliche Schönheit das sicherste Anrecht auf die Rolle eines Ganymed gab, in hölzernem Troge vom krystallhellen Wasser. Zierlich von gehauenem Stein gemauerte Wasserbehälter und fließende Brunnen (tscheschméh), geschmückt mit vergoldeten oder gemalten Sprüchen aus dem Koran, findet man in diesem Lande nicht. Seine Bewohner sind zu arm und zu roh, um aus Frömmigkeit solche Opfer zu bringen. Einfach und kunstlos fangen sie in hölzerner Rinne die Quelle auf, die aus dem Felsen hervorsprudelt; und eine daneben gelegte hölzerne Kelle oder ein trogartiger Schöpfer fordern den Wanderer zum Trinken auf. Das unentbehrlichste Bedürfniß des Reisenden in wüsten und öden Ländern, das frische Wasser, fehlt an der asiatischen Küste des Schwarzen Meeres nirgends. Die dichte Baumvegetation der Gebirge, und ihre zum Theil die Schneegränze überragende Höhe, führen dem Boden die Feuchtigkeit der Atmosphäre in Menge zu. Aber überall bleibt es nach türkischer Ansicht verdienstlich und ist ein Gott gefälliges Werk, den Vorrath des Wassers zu vermehren, oder sein Schöpfen, sei es auch nur durch die einfachste Vorrichtung, zu erleichtern. Reiche Muselmänner errichten darum oft fern von allen Ortschaften mit großen Kosten herrliche Brunnen zum Besten der Reisenden, die dann in deren Nähe eine Zeit lang zu rasten pflegen.

Als wir eine kleine Stein-Insel im Flusse, die schon mit Vegetation bedeckt war, passirt hatten, sahen wir auf der andern Thalseite das Dorf Merewét, umgeben von Feldern und Weiden; die überall den Fluß begleiten wo nur immer ein kleines Vorland ist, und nicht die ganze Thalbreite von Felswand zu Felswand von seinen Fluthen eingenommen wird. Gitterthüren und Schlagbäume von Flechtwerk, die an einzelnen Stellen den Weg versperrten, um das Vieh am Weglaufen zu hindern, zeigten uns die Nähe eines Ortes an. Um neun Uhr verließen wir den engen und schattigen Bergpfad, und kamen auf eine größere ebene Weitung des Thales, auf dessen waldigen Abhängen die Häuser des Dorfes Erge zerstreut liegen. Auf einem höheren Punkte in der Mitte der Flur, der den Ueberblick der ganzen Thalweite gestattete, lagerten einige Gruppen bewaffneter Männer, um die Annäherung von Fremden zu erspähen, und etwaige Ueberfälle, wie sie in dieser Heimath der Blutrache nicht selten sind, abzuwehren. Aber als wir ihnen näher gekommen, gewahrten wir, daß sie noch einen andern Zweck dabei hatten, hier Schildwach zu liegen, und, in der rechten Hand das dampfende Tschibúk (Tabackspfeife), im linken Arm die schwere Büchse, so recht nach Türken Art ihr otium cum dignitate zu genießen. Denn auf den Feldern ackerten ihre Frauen und Kinder, und zu deren Schutz und vielleicht auch Beaufsichtigung schienen die Bewaffneten hauptsächlich da zu seyn. In der Art, wie die Männer von Erge das Recht des Stärkeren verstanden und ausbeuteten, indem sie dem schönen Geschlecht die Mühe und Arbeit, sich selbst die bewaffnete Ruhe zutheilten, war freilich einige Aehnlichkeit mit dem Menschen im Urzustande nicht zu verkennen, und auch ihre Mienen und ganzes Aeußere widersprachen dem Eindruck von Wildheit durchaus nicht. Aber dennoch zeigten sie sich gegen uns nicht wild, sondern erwiederten das grüßende szelám aleicúm auf die gebührende Weise, und erlaubten uns, den Weg durch ihre Felder und durch die Gruppen emsiger Frauen zu verfolgen. Um leichter zu arbeiten hatten die Frauen ihre lästigen Manteltücher und Beinkleider abgelegt, und als wir nun zu ihnen kamen, wandten sie sich ab, und gaben uns den Anblick ihrer

nackten Beine Preis, um sich das Gesicht besser mit dem aufgeschürzten Rock verhüllen zu können. Die Kinder aber suchten furchtsam Schutz bei der Mutter, und starrten neugierig den Franken an; und erst als er vorüber geritten, faßten sie Muth, und sandten sammt den Frauen aus sicherer Ferne ihre Schimpfworte nach und einige Steine, die ihr Ziel verfehlten. Schnell hatten wir die Ebene hinter uns, und kletterten von neuem im herrlichsten Waldesschatten die Felsen eben so hoch hinauf wie hinab, bis wir um zehn Uhr zum Atscharäb Szu kamen, einem der größten Zuflüsse des Tscherak, der von den Gebirgen von Atscharäb herabstürmt. Eine längere hölzerne Brücke, die ungefähr eine Viertelstunde oberhalb seiner Mündung gelegen ist, führte uns hinüber und aus dem Paschalik von Trebisond in das von Erserúm. Dann folgten wir seinem Laufe bis wieder in das Thal des Tschorukszu hinein, ritten bald über Ackerland, bald über Felsen, und erreichten um halb eilf das große Dorf Madschalléh Jspir. Seine Felder und Obstgärten sind mit rohen Steinmauern eingefaßt, zu denen die großen Felsblöcke das Material geliefert haben, die von den schroffen Bergen herabgestürzt in Menge seine Umgegend bedecken. Gleich hinter dem Orte hatten wir den Madschalléh Szu zu überschreiten, dessen Brücke nur aus einem langen unbehauenen Fichtenstamm besteht, über dem eine Stange befestigt war, um als Geländer zu dienen. Jetzt aber war der Bach zum reißenden Strom angeschwollen, und hatte sein Bett weit überfluthet, so daß die Brücke kaum aus der Mitte der breiten Wasserfläche hervorragte. Vergebens suchten wir an seinem schmäleren obern Laufe eine Furt auf; denn das steil abfallende Felsufer gestattete dort keinen Zugang. So blieb uns nichts übrig als zu Pferde durchzuschwimmen. Die tosende brausende Fluth machte die Pferde stutzig; aber Zaum und Peitsche waren stärker als ihre Wasserscheu. Wir sprengten hinein, und steuerten stromauf, um dem reißenden Gefälle so viel wie möglich zu widerstehen. Mit ermunterndem Zuruf und mit Peitschenhieben über den Hals, den einzigen Theil der das Wasser überragte und den Schlägen einigermaßen zugänglich blieb, suchten wir die Thiere zur größten Kraftanstrengung zu reizen; unter dem Wasser aber half dazu noch der Druck von Wade und Sporen. So gelang es uns hinüber zu kommen, obgleich wir nahe zum Tscherukszu hinabgetrieben und nur um eine kurze Strecke dem Schicksal entgangen waren, seinen reißenden Wellen als Beute anheim zu fallen. Wohl mußten wir uns glücklich preisen, daß uns das Unglück nur beinahe getroffen hätte! Doch auch die drohende Nähe kann peinlich genug seyn; um so mehr, wenn es a hair breadth escape seyn mußte, durch die man dem nahenden Schicksal entging. Darum rief Arifa ein ernst gemeintes alláh kerim, als er wieder festen Boden unter den Füßen seines Pferdes spürte, und das steinige Ufer hinan klomm, was unsere Pferde, die kräftiger waren, schon früher erreicht hatten. Die Ermattung der Pferde nöthigte uns zu einem Halt, der auch uns selbst erwünscht kam, um unsere Kleider ein wenig auszuringen. So lange freilich konnten wir nicht warten bis sie getrocknet waren; saßen aber darum auch desto fester im Sattel.

Bald sahen wir auf der andern Thalseite das Dorf Kütschük Maradit (Klein M.); passirten darnach längs einer größeren Insel, und waren nicht lange nach zwölf Uhr dem Orte Böjük Maradit (Groß M.) gegenüber. Marktleute, die ihre Waaren in geflochtenen spitzen Tragkörben auf dem Rücken trugen, verkündeten uns die Nähe unseres ersehnten Haltes. Nachdem wir bei einer sehr starken Biegung des Thales über Klippen hinabgeritten waren, die in den Ländern der Franken als unzugänglich für Reiter gegolten haben würden, trafen wir eine Viertelstunde darauf, um ein Uhr, bei dem Basar von Chebba ein. Dieser besteht nur aus fünf bis sechs kleinen hölzernen Buden, die aber heute, wie an allen Arbeitstagen der Woche, geschlossen waren. Nur Freitags, am Sonntage der Muhamedaner, sind sie in den kleineren Ortschaften geöffnet; an den übrigen Tagen bleiben die Handelsleute in ihren oft weit entfernten Wohnhäusern. Jeder nicht all zu kleine Ort hat seinen Basar aufzuweisen, der immer an der Stelle errichtet ist, die für den Handelsverkehr die bequemste Lage hat. Daher steht er bei Küstenörtern so nah wie möglich an dem Punkte, wo die Schiffe zu ankern und die Böte auf den Strand geholt zu werden pflegen. Bei Ortschaften im gebirgigen Innern aber, deren Häuser unregelmäßig über eine weite Strecke zerstreut, und von Gärten und Aeckern umgeben, durch Thäler, Bäche oder Wälder getrennt, oft stundenweit aus einander liegen, steht der Basar an dem zugänglichsten, geräumigsten Punkte des Thals, und dicht an dem besuchtesten Wege. Liegt die Ortschaft auf einem ebenen und offenen Terrain, und sind ihre Häuser nach Art der größeren Städte dichter zusammen gruppirt, zu Gassen und Plätzen vereinigt, so haben die Marktbuden gewöhnlich ihre Lage im Mittelpunkt des Ortes, als der geschütztesten und zugleich bequemsten Stelle. Wo die Natur nicht schon durch Quellen oder Bäche auf dem Terrain des Basar für Wasser gesorgt hat, da ist es durch künstliche Vorrichtungen, durch Brunnen, Röhrenleitungen oder gemauerte Aquädukte herbeigeschafft. Denn der Bedarf an Wasser ist in seiner Nähe sehr groß, weil außer den zahlreichen Besuchern, die sich des Handels wegen in seiner Nähe versammeln, auch Vieh und Saumthiere in Menge auf den besuchteren Handelsstraßen an ihm vorbeigetrieben werden, und Heerden wie Reisende vorzugsweise in seiner Nachbarschaft Halt machen. Auch ein Kaffeehaus fehlt nie in der Nähe des Basar, und dient an den Markttagen als gemeinsames Rendezvous für Käufer und Verkäufer; so wie für die Durchreisenden, die vor dem neugierigen Auditorium ein lästiges Verhör über das wer? und weshalb?, das woher? und wohin? zu bestehen haben. In Chebba stehen die Buden des Basar und das ärmliche Kaffehaus in ihrer Nähe, ganz isolirt in der Mitte des Thalgrundes; erst in einiger Entfernung sieht man an den Abhängen der Berge die Wohnhäuser des Orts über Hecken und Gebüsch hervorragen. Der Kaffewirth sah seine Gäste nahen, und schickte sich an, sie gebührend zu empfangen; zu dem Ende vervollständigte er seine Toilette, zog eine neue Jacke an, und umwand sein abgeblichenes Fes turbanartig mit einem schwarzen Shawltuch, dessen Farbe zwar sehr verschossen, aber dennoch dunkel genug war, um seinen Eigner als Nicht-Türken erkennen zu lassen. Der Türke ist weiß beturbant, oder als Nachkomme des Muhamed durch grünen Turban ausgezeichnet; dem Griechen und Armenier aber erlaubt er nur schwarze oder dunkelfarbige Tücher um's Fes zu winden. So nimmt er auch für sich die gelbe Farbe zu Stiefeln oder Schuhen in Anspruch, für die er dem Rajah nur schwarz und roth gestattet.

Als wir abgestiegen waren und die Pferde angebunden hatten, war auch der armenische Kahwedschi mit seiner Toilette fertig, und

befestigte eben den Zipfel des langen Turban-Tuches, indem er ihn durch einige der Windungen hindurchsteckte. Kaum hatten wir unter dem Vordach des Bretterhauses auf dem erhöhten Fußboden Platz genommen, so brachte er schon die gestopfte Pfeife, die ich aber zu seiner Verwunderung mit einem itschmén, ich trinke nicht, das heißt ich rauche nicht, ablehnte. Der Türke bezeichnet das Tabackrauchen durch tütün itschmék, was wörtlich „Rauch (Taback) trinken" bedeutet, und jedenfalls für die schlürfende, saugende Mundbewegung des Rauchens eine sehr passende Benennung ist. Unterdeß wurden im Innern des Hauses, was nur durch die Thüröffnung erhellt und durch das Feuer eines kleinen Heerdes erleuchtet war, die arabischen Bohnen gestoßen, deren Aroma uns erquicken sollte. In einem großen steinernen Mörser, der, nur zu diesem Gebrauch bestimmt, ganz von dem Wohlgeruch des Kaffe imprägnirt ist, und als Familienstück vom Vater auf den Sohn vererbt, wurden sie von einem Knaben zermalmt; denn die bequemen Kaffemühlen kennt man in diesem Theile des Orient nicht. Endlich wurde das dampfende Täßchen präsentirt, was genau die Form und Größe einer halben Eierschale hat, und da es ohne Henkel und Fuß ist, in einem durchbrochenen messingenen Fußgestell wie in einem Eierbecher ruht. Aber Schale und Kern war diesmal gleich schlecht; schmutzig das findechán (Kaffe-Täßchen) und ohne Aroma sein Naß, gebraut von Bohnen, die nicht durch die Sonne von Jemen gereift waren. Da wir außer dem Kaffe nicht das Geringste zum Mittagemahl bekommen konnten, so würden wir ohne den mitgenommenen Vorrath von Brot und Käse, weit schlimmer daran gewesen seyn als unsere Pferde, für die sich wenigstens Mais in Menge vorfand. Es war aber nicht etwa bloß ausnahmsweise das Kaffehaus von Chebba, was seinen Besuchern so wenig zu bieten vermag von dem, was Leib und Seele zusammenhält; sondern es ist dies die Regel mit allen Kaffehäusern der kleineren Oerter und abgelegenen Straßen. Sie sind eben in nichts als der Bauart von den allerärmlichsten ventorillos Spaniens verschieden; die auch dem Wanderer nichts weiter als eine Unterkunft gegen den Regen, im Nothfall auch eine Streu zum Lager, und von Nahrungsmitteln nur eine Tasse Chokolade zu bieten im Stande sind. Die Aehnlichkeit zwischen beiden ist noch um so größer, weil auch dort die Chokolade, aus algarrobas und galleta (Schiffszwieback) statt aus Kakao fabricirt, sich zu der wirklichen Chokolade verhält, wie hier der Kaffe zum wirklichen Mokka. Ueberdieß wird sie auch in einer kleinen jicara (Chokolade-Tasse) aufgetischt, die an Größe das orientalische findschán kaum übertrifft. Noch ehe wir das frugale Mahl verzehrt hatten, sahen wir uns von bewaffneten Besuchern umringt, die von ihren Wohnungen am Abhange der Berge herbeigekommen waren, um ihre Neugier zu befriedigen, und von ihrer anstrengenden Unermüdlichkeit im Fragen sich an den Kaffe erholten, womit sie tractirt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Adam und Eva.

Eine Idylle in sieben Gesängen

von

Moritz Hartmann.

Leipzig, Friedr. Ludw. Herbig. 1851.

172 Seiten 8.

Keine biblische Idylle, wie der Titel es vermuthen läßt, bietet uns der Dichter dar, also nicht in's Paradies der Bibel führt er uns, obgleich die Ueberschriften seiner sieben Gesänge (— Die Schöpfung. Das Paradies. Das Paradies und die Schlange. Der Baum der Erkenntniß. Der Baum des Lebens. Und er soll dein Herr sein. Aus dem Paradiese ins Leben. —) darauf hinzudeuten scheinen, und dennoch in ein Paradies, zu welchem das Beisammenleben eines jungen Mädchens mit dem Pflegesohne ihrer Eltern die einsame Waldhütte umschafft. Vor den Russen, die als Einquartirung im Dorfe erwartet werden, will der Pächter Thomas die Tochter Eva geborgen wissen. Er wählt den kaum achtzehnjährigen Adam zu ihrem Beschützer:

. . . . . . Du wirst mich versteh'n. Kein Flecken und Makel
Haftet an Geist und Gemüth des theueren lieblichen Kindes,
Wie ihr Leib ist reich ihre Seele an Schönheit und Anmuth,
Schuldlos ist sie und rein, eine Blüthe unter den Menschen.
Aber leicht wird befleckt dem fünfzehnjährigen Kinde
Wenn es Häßliches sieht, Fantasie und Herz und Gedanken;
Denn zu empfänglich ist die Jugend für jeglichen Eindruck.
Und der weißeste Schnee ist's, der am leichtsten befleckt wird.

Sie ziehen nun in den Wald, und, Bruder und Schwester, leben sie in dem hölzernen Hause, welches Thomas früher für den Heger, der die Meiler bewacht, gebaut hatte, ein glückliches Leben, blos augenblicklich gestört durch den Frevel eines Russen, den Pater Camillus, der Kinder Schutzgeist, kaum vom Tode rettet, den ihm die Axt des Jünglings droht, gestört durch den von Adam muthig und geschickt besiegten Angriff eines Wolfes, als sie sich einst im Urwalde verirrt hatten und dort von heftigem Ungewitter überrascht wurden. — Eva gesteht mit zarter jungfräulicher Scheu dem Bruder bald, daß sie dieser Name kränke, daß es ihr oft sei, als gäb es schönere, bessere Namen, welche von Adam ihr viel holder und lieblicher klingen würden.

Lange schon nenn' ich Bruder dich nicht; denn ich fühle seit lange,
Etwas giebt's, das enger umschlingt, als der Bund der Geschwister,
Und durch das innigste Band, das es giebt, bin mit dir ich verbunden.
Sagen kann ich es nicht, doch wenn du Schwester mich nennest,
Ruft es immer in mir: das ist nicht der passende Name.
Fühlest du, Adam, nicht auch, daß irgend etwas uns fehlet?

Und Adam?

Wieder zum ersten Mal seit dem Tag der bekämpften Gefahren
Trat er hinaus in den Wald; es kam ihm lieblich entgegen

Luft und Duft, es hob sich das überwallende Herz ihm,
Und im tiefsten gerührt empfand er das Glück der Errettung.
Jetzt zum ersten Mal, mit einem Gefühle von Wehmuth,
Thränenden Auges besah er die Welt und erkannte die Freuden,
Die sie bietet und giebt dem schönen empfindenden Dasein.
Also ging er zu auf die Bank im Garten, wo weinend
Eva saß, und drückte gerührt und glücklich an's Herz sie.
Ja, so sprach er, es sei nur eins unser Leben in Zukunft.
Und sie hing an ihm mit festen, verschlungenen Armen.

Der Feind ist fort, nur der Nachtrab steht noch im Dorfe, der Vater will kommen die Kinder aus der Hütte im Walde nach Hause zu holen. Also aus dem Paradiese ins Leben! Camillus nimmt von ihnen Abschied.

Und es kam den Fußpfad herauf der Pater Camillus,
Vor den Kindern blieb er steh'n und legte die Hände
Ihnen auf's Haupt und drückte bewegt an das Herz sie und sagte:
Lebet denn wohl, ihr theuren Kinder, ich dank' euch, ich dank euch
Für das Glück, das ihr in die trauernde Oede mir brachtet,
Für das Leben, mit dem ihr die Einsamkeiten belebtet.
Ihr, ihr war't mir ein Gruß aus bessren verlorenen Welten,
Und ein Trost den nagenden Zweifeln an Menschen und Leben,
Und ein holder Beweis, daß ewig das Gute und Schöne
Und aus eigener Kraft stets neu und frisch wird geboren.
Eurem Leben, versteckt in den Einsamkeiten des Waldes,
Sah von ferne ich zu, wie am Gartenthore der Bettler
Stehet und staunt ob all der Pracht, die jenseits des Gitters.

Schweigend senkte der Mönch sein Antlitz; die Wange erblaßte,
Und sie fühlten die Hand auf ihrem Haupte erzittern.
Traurig umschlangen sie ihn mit den Armen und nannten ihn Vater.
Aber er lächelte mild. Die Strahlen der sinkenden Sonne
Färbten sein blasses Gesicht. Es legte sich Frieden und Stille
Rings auf den Wald. Er faßte die Hände von Adam und Eva,
Drückte sie fest an die Brust, und sprach mit erhobener Stimme:
Lebet wohl! Ihr kehret zurück zum Treiben der Menschen,
Wo der trennende Haß verweilt im Gewande des Schicksals,
Und als Weltgesetz regiert die verkleidete Lüge,
Und die Herzen verfälscht die heuchelnde, schmeichelnde Selbstsucht,
Wo die Dreie vereint zerreißen die theuersten Bande.
Aber nichts vermag euch zu trennen, Euch, die Vereinten,
Wenn Ihr dort im Gedräng', wie hier im einsamen Walde
Eure Welt Euch baut nach der Offenbarung des Herzens.
Schnell im Schooß der Natur hat sich die Blume entfaltet,
Wuchs und gedieh in Euch die Blume der Jugend, die Liebe.
Möge das heilige Feuer in Euch so innig und stark sein,
Daß noch in spätester Zeit und noch im frostigen Alter
Ihr Euch freudig vereint um die glimmenden wärmenden Kohlen,
Und ihr getrost hingeht die gewundenen Pfade des Lebens.
Also sprach er gerührt; da erscholl es: Amen! im Walde,
Und sie sahen sich um, dort stand der theuere Vater
Segnend streckte er aus seine Hand und lächelte: Amen.

Nur ein leichter Umriß der Idylle ist im Obigen gegeben, die Bruchstücke sind gewählt um diesen näher zu bezeichnen, nicht weil sie uns als Musterstellen des Gedichtes erschienen; es hat deren manche, die diesen Namen noch mehr verdienen. Dahin sind z. B. die beschreibenden im ersten Gesange zu rechnen; die Schilderung des Urwaldes und des Kampfes mit dem Wolf im fünften; ferner Adam's Erzählung von den Lebensschicksalen des wackern Paters Camillus u. s. w. — Wie diese harmlose Dichtung entstanden? Die traurige, trostlose Gegenwart, ihre Unbilden und Schreckensscenen erfüllten den Dichter mit Widerwillen, ließen ihn zur holden Idylle flüchten.

Daß sich da der Poet abwendet mit Ekel, verzeiht es,
Gütig verzeiht, daß er sich in's eigene Innere zurückzieht,
Wo die schönere Welt er sucht für sich und die Andern.
Nicht in die Einsamkeit ist fürwahr er geflohen mit Zagen,
Wenn zum Schönen er flieht, so floh er zur Menschheit, und ihr dann
Doppelt gehört er an, sobald er sich selber gehört nur.
Wer in erbärmlicher Zeit sein Bestes bewahrt, der errettet,
Was er vermag, ein Stück vom Ganzen der ganzen Gesammtheit.
Nennt ihr einsam denn, nennt ihr von versteinertem Herzen,
Nutzlos und unfruchtbar den Seher und Klausner von Patmos?
Einsam nicht und kalt in seiner olympischen Höhe,
Fremd dem menschlichen Drang, war nicht der Alte von Weimar,
Trotz dem geläufig gewordenen Wort, trotz Börne, dem Edlen.

Fern wohl steht der Poet in seiner geweihten Umfriedung;
Doch er kennet die Zeit, und schaut und deutet die Zukunft,
Weiß, daß der flüchtige Tag, und sei er noch so erbärmlich,
Nur die dunkele Thür zu besseren, strahlenden Zeiten.
Wenn er auch klagt und beweint die einzelnen Opfer, die fallen,
Stets doch heiteren Blicks hinschweift er über das Ganze
Und die Götter gerettet hinträgt er über das Schlachtfeld.
Jegliches Lied, das friedlichste selbst, ist der Hymnus der Freiheit,
Denn was wäre sie sonst, die Freiheit, wenn nicht das Schöne?
Und, womit sich selbst der Poet aus Niedergedrücktheit
Und aus Trauer befreit, damit auch Andre befreit er.

Und so müde des Zorns und müde des häßlichen Aergers
Flieg' ich freudig zurück auf rosig idyllischem Flügel,
Schnell zurück in das Land, das waldige, das mich geboren,
Und zurück in die Zeit der ersten und glücklichen Jugend,
Wiedererzählend genau und getreu, was da mir erzählt ward
Von glaubwürdigem Mund, die Geschichte von Adam und Eva.
Denn nichts Anderes ist fürwahr das Singen und Dichten,
Als die Erinnerung blos aus glücklichen Tagen der Kindheit,
Da wir wirklich gefühlt mit wahrhaft fühlendem Herzen,
Da wir gehört und geseh'n mit wirklichen Ohren und Augen,
Wenig beirrt durch Trug und Dunst von Innen und Außen.

Was auch, im Ganzen sehr wohlbegründet, über und gegen die neuesten stilllebigen Romanzen, die Idyllen- und Musenalmanachspoesie deutscher Dichter kürzlich gesagt ist (— Deutsches Museum, erstes Heft, S. 70—73 —), Hartmann's Idylle „Adam und Eva“ wird dem Dichter doch manches dankbare Herz zuwenden; denn wer möchte nicht dankbar sein, wenn ihm, auch nur für eine Stunde, das dunkle, wirre und verwirrende Zeitbild

in ein leuchtendes, geordnetes und erheiterndes umgewandelt, sich darstellt?

Die typographische Ausstattung. (Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig) ist einfach-schön.

H.

Zur Symbolik der Sprache.

Im Octoberhefte der „Europa" enthält ein Aufsatz: „Thüringer Wanderungen" von Gustav Kühne, interessante Mittheilungen über Fröbel und seine Kindergärten. Dort wird gesagt: „Der Laut h verräth die Function der Verbreitung eines allgemein „geistigen Lebens, wie in Hauch, Huld, Herz, Held, hin, her." Das scheint denn doch ein wenig sehr transcendental! Wenn aber Kühne vorher sagt: „Der Laut m giebt den Begriff eines „zusammengesetzten Stoffes, wie bei: Mehl, Milch, Mahl, Menge, im, am, Raum, Zaum, Reim" und das geistreich graphisch erläutert: „Der Buchstabe m erfordert ein Zusammenfassen der Lippen; das römische Zeichen M hat sogar sichtlich die Figur der Lippenpressung" — so mögte ich hier daran erinnern, daß in vielen deutschen Wörtern das h auch das Umschließende, Zusammenfassende selbst zu deuten scheint, wie in: Haut, Haus, Hof, Heerd, Heerde, Hirte, Hut (in doppelter Bedeutung), Hürde, Haag, hegen, Hecke, Hand, halten, Hütte, Hain, Himmel, Heimath, heimisch und heimlich, Herbst (mit Beziehung auf das Sammeln, Heimsen der Erndte), Hacke, Höhle u. s. w. — Ich bin auf diese Bemerkung gerathen, als ich einem Freunde die, ebenfalls hierher gehörige, Bedeutung des altdeutschen Hude erklären sollte. Freilich giebt es eine Menge von Wörtern, wo der Grundton h dieser Deutung fern liegt, und man muß sich hüten, einseitig und pedantisch zu werden; aber in dem weiten Gesammt-Reiche der Sprachforschung können die einzelnen Länder friedlich neben einander wohnen, jedes nach Landes Ursprung und Gesetz.

G. B. Dr.

Miscelle.

Ueber den früher in diesen Blättern erwähnten, im 113. Jahre in Hamburg gestorbenen Tischler Peter Schulte, geboren in der Mark Brandenburg in dem Dorfe Stortebeck bei Osterburg, 1587 den 30. März, geben die (von P. A. Lehmann redigirten) „Historische Remarques der neuesten Sachen in Europa", 2. Theil, S. 93, noch folgende Auskunft: „Er hatte sich bei seinem männlichen Alter nach Hamburg gewendet, allwo er zweymal Wittwer geworden. 1676 in seinem 89sten Jahre hat er sich zum drittenmale mit der noch lebenden Wittwe verheyrathet, mit der keine, von der ersten aber vier und von der andern Frau zwei Kinder gezeuget. Vor ungefähr 10 Jahren ist er von einer Haupt-Krankheit blind geworden und meistens Bettlägerig gewesen. Doch ist er bis an das Ende bei vollem und gesunden Verstande gewesen, wie er denn nur wenig Augenblicke vor seinem Tode (den 18. März 1700) gesagt: „Nu fahr ick hen na den hemmelschen Vader."

Von einem anderen unserer Alten, dem Invaliden Friedrich Johann Martin Preus, geboren zu Potsdam 1734 den 10. December, erzählt die „Staats und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten", 1837, No. 23: „Er war anfänglich Schreiber, diente darauf im Ziethenschen Husaren-Regimente, wurde im siebenjährigen Kriege von den Schweden gefangen und nach Schweden transportirt, ranzionirte sich daselbst, begab sich auf ein Schiff, litt Schiffbruch und trieb sich auf einem Wrack desselben so lange umher, bis er die Besinnung verlor; als er erwachte, fand er sich an die dänische Küste geworfen, unter Menschen, die ihn in's Leben zurückzubringen bemüht waren. Nach seiner Genesung nahm er Dienste unter der dänischen Artillerie, stand bei derselben sieben Jahre und avancirte zum Feldwebel. Er verheirathete sich und ward Vater eines Sohnes und zweier Töchter. — Die Frau und eine Tochter sind lange verstorben, auch die zweite Tochter ist wahrscheinlich nicht mehr im Leben. Er nahm seinen Abschied aus dänischen Diensten und begab sich nach Hamburg, wo er unter die Dragoner trat, bei denen er 23 Jahre und 5 Monate diente. Bei der Auflösung dieses Corps kam er unter das 128ste französische Regiment, mit welchem er nach Rußland marschirte. Von dort zurückgekehrt, lebte er in Hamburg als Dollmetscher. Im Jahre 1813 meldete er sich zur Aufnahme unter die freiwilligen Kämpfer der hanseatischen Legion, wurde aber abgewiesen, da er damals schon 79 Jahre alt war. Dies konnte ihn jedoch nicht abhalten, und er meldete sich auf's Neue und zwar unter der reitenden Artillerie, indem er nur 69 Jahre alt zu sein vorgab; worauf er dann aufgenommen wurde. Auch sein Sohn folgte seinem Beispiele, blieb aber im Felde. Nach seiner Heimkehr arbeitete er am Bauhofe; später wurde er Pförtner am Waisenhause, entsagte aber dieser Stelle, weil sie ihm gar zu ruhig war, und lebte seitdem von seiner Pension und der Unterstützung braver Bürger. Vor zwei Jahren feierte der Wirth zum König von England, Herr Marr, Preus' hundertjähriges Geburts-Jubiläum. Vor 12 Jahren verheirathete er sich zum zweiten Male und vor 5 Jahren nahm er noch eine Urenkelin zu sich und verpflegte dieses Kind, welches nunmehr das siebente Jahr seines Alters erreicht hat. Er starb am 17. Januar 1837 und brachte sein Alter auf hundert und zwei Jahre, einen Monat und sieben Tage. Die Garnison, im Verein mit den hanseatischen Kampfgenossen, ließ ihm am 24. Januar ein militairisches Leichenbegängniß zu Theil werden. Die hinterbliebene Wittwe sah die irdischen Reste dieses alten preußischen Heldensohnes — sein Vater war Major in Friedrichs des Einzigen Heeren — der Erde übergeben." (Diese Notiz ist in dem „Neuen Nekrolog der Deutschen" 15. Jahrg., 1837, 1. Thl., S. 120, 121 wieder abgedruckt. — Im 16. Jahrg., 1838, desselben Werkes, 2. Thl., S. 618—620, findet man auch ausführliche Nachrichten von den Lebensschicksalen der 109 Jahre alt gewordenen Anna Maria Schacht, geb. Freudendahl.)

H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 11. Mittwoch, den 5. Februar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Skizzen aus der asiatischen und europäischen Türkei.

Von Herman Koeler, M. D.

(Fortsetzung.)

Um zwei Uhr brachen wir wieder auf; letzten uns, mehr als am Caffee, an dem klaren Wasser eines nahen Gießbachs, und erblickten nach einem viertelstündigen Ritt den Ort Gokápcha am linken Ufer des Tschoruksu. Bald darnach sahen wir an den ersten Fichten den Beweis, daß wir uns schon in beträchtlicher Erhebung über Batum, und in einem kühleren Klima befanden. Die bisher so schön bewaldeten Thalwände wurden nun auf eine Zeit lang kahl, und traten als senkrechte Klippen hart an den Fluß hinan. Ueber treppenförmige Felsblöcke hinaufsteigend, kamen wir an Felsecken und Vorsprüngen, wo kein Weiterkommen möglich schien auf dem holprigen Wege, den auf drei Seiten die tiefsten Abgründe umgaben, den kein vortretender höherer Rand schützte, und den die äußerste Schmäle noch gefährlicher machte. Aengstlich spitzten die Pferde die Ohren, wie sie nichts als Abgrund vor und neben sich sahen, bliesen die Nüstern auf, und stemmten sich scheu an die höhere Felswand. Die Vorderbeine steif vorgestreckt, schienen sie entschlossen, nicht weiter zu gehen; denn der nächste Schritt geradeaus konnte sie hinabstürzen. Da galt es, nicht schwindlig werden, und das Pferd vortreiben auf dem engen Pfade, der sich in spitzem Winkel um die vorspringende Felsecke krümmte. Absteigen konnte man nicht; denn neben dem Pferde her zu gehen, verbot die Schmäle des Weges, der an der Felsmauer gewissermaßen frei schwebte. An einigen Stellen, wo Sturzbäche oder herabrollende Felsblöcke streckenweise den Pfad ganz ausgewaschen oder weggenagt und abgerieben hatten, waren Balken, mit Flechtwerk darauf, über die gefährliche Lücke gelegt, und bildeten eine schwankende Brücke, die man mit größerer Freude hinter als vor sich sah. Ohne die hochgebogenen türkischen Sättel, und ohne sich an den Mähnen des Pferdes zu halten, wäre es nicht möglich gewesen, solche Wege hinanzureiten; das Hinabreiten aber war unmöglich. Wir selbst mußten zu besserem Halt nach dem Gesträuch greifen, was aus den Ritzen des Gesteins emporragte, und überließen es den Pferden, uns nach über die Klippen hinabzurutschen. Wieder auf ebenem Thalboden angelangt, hatten wir uns der grasenden Hengste zu erwehren, die uns verfolgten und zum Absteigen nöthigten, um Steine aufzulesen. Aber selbst mit Steinwürfen gelang es uns nicht, sie fern zu halten, so lange der Weg breit und eben über die Weide führte. Erst die Enge des wieder aufsteigenden Bergpfades schützte uns vor den muthigen Thieren, die von weit schönerer Race waren, schlanker und höher als die Pferde der Batumlis.

Um halb vier Uhr kamen wir zu der ersten steinernen Brücke unseres Weges, die Kadarskúsk küpi genannt wird, und in einem hohen, kühn gespannten Bogen einen tosenden Waldbach überspannt. Sie gilt, wie so viele andere Brücken, Capellen und Burgen, für ein Bauwerk der Genueser, die in den Zeiten, wo sie die einzigen Vermittler zwischen Orient und Occident waren, von ihren Niederlassungen an den Küsten des schwarzen Meeres aus die Handelsrouten nach Armenien benutzten, um persische und indische Waaren herbeizuschaffen. Die Mehrzahl dieser alten, aus gehauenem Stein gebauten Brücken sind äußerst schmal, so daß zur Zeit nur ein Pferd hinübergehen kann. Dabei sind sie

durchaus ohne Brustwehr oder auch nur erhöhten Rand, und gewähren deshalb bei dem Tosen des tief unter dem schmalen hohen Bogen dahinbrausenden Wassers dem, der hinüber muß, nicht gerade im vollsten Maße das Gefühl der Sicherheit. Nur solche, die bei größerer Länge aus mehreren Bogen bestehen, pflegen auf beiden Seiten eine steinerne Einfassung zu haben, die aber oft den Brückenpfad nur um einen halben Fuß überragt, und für das Auge daher in geringerem Maße Sicherheit bedingt, als für den Fuß. Die Brücken sind von möglichst wenig Material gebaut, weshalb auch bei den einbogigen der Weg nicht horizontal hinüberführt, sondern steil bis zur Mitte ansteigt und eben so auf der andern Seite abwärts geht. So ist die ganze Brücke eigentlich nur Bogen, und die Weglinie von zwei Tangenten desselben gebildet, die über seinem höchsten Punkte zusammenstoßen.

Dicht unterhalb Kaderslüjk küpri liegt auf einem kegelförmigen Hügel am linken Ufer des Baches eine Thurm-Ruine; der Weg aber steigt an der stark bewachsenen Thalwand wieder hoch hinan, und führt durch so dichtes Gebüsch und niedrige Baumgänge, daß man sich oft ganz auf den Hals des Pferdes niederbeugen muß, um Stöße von den Aesten zu vermeiden. Wirklich entging auch Arifa dem Schicksal des Absalon nur, weil er einen kahlgeschornen Schädel hatte, und hatte Mühe, seinen Turban wieder zu erlangen, dessen blaue Quaste an einem Zweige hängen blieb. Noch einmal mußten wir an einer steilen Wand absteigen und hinabrutschen; kletterten nochmals aufwärts, und kamen dann auf ebenem Wege, der hoch über der Thalsohle sich am Abhang hinzog, um fünf Uhr dem Orte Botschka gegenüber an. Hier war für heute unser Ziel. Auf Zickzackwegen ritten wir zum Ufer des Flusses hinab, riefen einen Fährmann herüber, und schüttelten unterdeß an einigen Maulbeerbäumen, in deren Schatten hart am Ufer mehrere Grabsteine liegen. Letztere waren zum Theil schon von Moos und Flechten überzogen und in den Rasen halb versunken, so daß sie einer Zeit anzugehören schienen, die über die jetzige Generation hinausreichte, und nur noch erkennen ließen, daß sie dem Andenken von Christen galten. Denn sie waren sämmtlich horizontal gelegt, während die Grabsteine der Türken aufrecht hingestellt werden, und überdies durch ein aus dem Stein gehauenes Fes, oder bei orthodoxen durch einen Turban kenntlich sind, wenn sie das Grab eines Mannes bezeichnen. Der Schiffer hatte den Kahn an dem jenseitigen Ufer erst weit aufwärts ziehen müssen, um von der reißenden Strömung nicht zu weit hinabgeführt zu werden. Daher hatten wir noch auf ihn zu warten, als wir uns längst an den süßlichen dud (Maulbeeren) satt gegessen, die trotz des faden Geschmacks doch nach dem frugalen Imbiß von Chebba ein erwünschtes Labsal boten. Die Pferde scheuten den schaukelnden Kahn zu betreten, und nach vergeblichem Versuch, sie einzuschiffen, mußten wir sie auf dem diesseitigen Ufer lassen, auf welchem ohnedies morgen die Reise weiter gehen sollte. Zu ihrer Hut blieb Mustafa zurück; ein zerfallenes Gemäuer hart am Ufer mußte ihm zur Unterkunft für die Nacht dienen; und Speise versprachen wir ihm zu schicken. Ich selbst fuhr mit Arifa hinüber, und fand mich bald in dem noch nicht bretternen Caffeehause eines hieher verschlagenen Lesghiers einquartirt, das immerhin im Vergleich mit dem Laden in Chebba als ein wohlversehenes Gasthaus gelten konnte.

Ich habe gehofft, für heute ausruhen zu können. Aber dazu schien die Zeit noch nicht gekommen; denn es waren ihrer zu viele, die herbeieilten, den Franken zu betrachten und ihre Neugier zu befriedigen. Woher? wohin? zu welchem Zweck? wie alt? wie heißt du? und andere Fragen mehr stellte der letzte der herbeigelaufen kam, und kaum noch auf der Gallerie des Hauses Platz fand. Und mit gleicher Aufmerksamkeit, ja fast schien es mit gleicher Spannung, ward dieselbe Antwort darauf noch einmal von Allen wieder angehört, die einzeln ein Jeder schon auf dieselbe Frage dieselbe Antwort empfangen hatten. Die Männer von Botschka wirklich verstanden sich auf's Ausfragen, als ob sie bei den officiellen Repräsentanten der Neugier, den kaiserlich königlichen Beamten in der Sprenglergasse, in die Lehre gegangen. Adschaip schéi dür, es ist seltsam! rief der Eine aus, strich seinen Bart, und blickte wie fragend seinen Nachbar an, der, weniger enthusiastisch gestimmt, im Hinblick auf den Franken ein verächtliches Zucken der Mundwinkel nicht zu unterdrücken vermochte, und leise ein tadelndes giaur vor sich hinmurmelte. Masch alláh, rief ein Dritter aus, indem er die rothen Kugeln seines tesbih (Rosenkranz) durch die Finger gleiten ließ, und that noch einmal dieselbe Frage, als ob die Antwort zu erstaunlich geklungen hätte, um sie ohne Wiederholung glauben zu können. Freilich ist auch in Botschka ein Franke eine rara avis, und wer überdies ohne Waffen, namentlich aber ohne Waaren reist, und bloß um Land und Leute zu sehen so weit herkommt, von Stambul nach Botschka, der verdient wohl angestaunt zu werden. Denn dergleichen ist zu selten und zu seltsam, und läßt sich nur erklären, wie Arifa es that, indem er sagte: „Inglis dür", er ist ein Engländer. Als aber der wohlunterrichtete Tarbosanli ihnen erzählte: „schimdi jeni dünjadén geliór", er kommt jetzt von der neuen Welt, das heißt von Amerika, weil er wußte, daß ich einmal dort gewesen, da hatte er fast zu viel gesagt, und nur aus Artigkeit schien man ihn nicht geradezu Lügen zu strafen. Mehr Glauben hätte er vielleicht gefunden, wenn er behauptet hätte, ich käme direct vom Kewsér, der Quelle des Paradieses; denn von der hatte man wenigstens gehört. Aber von der neuen Welt — bah, c'était trop fort. Von meinen Besuchern schien leider keiner dem Staate der Schriftgelehrten anzugehören, sonst hätte ich mir wohl mit der Hoffnung schmeicheln dürfen, durch meine Ankunft dereinst in der Chronik von Botschka eine neue Epoche bezeichnet zu wissen. Das Interesse, was die Botschkalis an mir nahmen, war bisher nicht interessirt gewesen, wurde es aber, als sie erfuhren, ich sey ein hekim (Arzt) oder gar ein hekim baschi (Oberarzt, Leibarzt), wie mich Arifa titulirte. Er war nämlich der Ansicht, die nicht nur von allen seines Gleichen im Orient, sondern auch von so vielen bebänderten und beschlüsselten Bedienten im Frankenlande getheilt wird, daß nämlich nicht die Art der Dienstleistung, sondern der Rang dessen, dem sie zu gute kommt, den Werth und Rang des Dienenden bestimme. Und da der Rang gewöhnlich mit der vollen klingenden Benennung sich steigert, und in der Regel ein Wirklicher Geheimer Ober mehr gilt, als jede Einheit der preiswürdigen Dreieinigkeit für sich genommen, so machte er mich, um selbst im Range zu steigen, zu einem hekim baschi. Er setzte natürlich voraus, daß ein solcher mit der Hygiea mehr vertraut seyn, und darum höher in Werth und Rang stehen müsse, als ein bloßer hekim. Kaum war ich aber als ein fahrender

Schüler des Aeskulap bezeichnet, da streckten sich mir so viele Hände entgegen, daß nur ein Briareus allen zugleich hätte genügen können. Jeder wollte, daß ich ihm zuerst den Puls befühlte, um daraus ohne weitere Frage zu erkennen, was ihm fehle. Denn so will es das Vorurtheil des ungebildeten Türken, für den der Pulsschlag allein, wie bei den Bewohnern des himmlischen Reichs, zur vollkommenen Erkenntniß der Krankheit hinreicht. Nabsimi al, fühl meinen Puls! ruft der Patient, und streckt seinen Arm aus; und nach bedächtigem, langem Befühlen spricht der esadschi oder Apotheker: „chastaliginí taniörúm", ich kenne deine Krankheit. Dann reicht er ihm ein Mittel, was nach der Meinung des Kranken nur dann gut war, wenn eine gewaltsame, stark in die Augen springende Wirkung darauf folgt. In dem Fall verliert der Ruf des Arztes nicht, wenn auch die Krankheit einen üblen Ausgang nehmen sollte. Wohl aber wird er getadelt, wenn unter seiner Behandlung der Kranke sich allmählig bessert, ohne daß stürmische Symptome, durch eine kritische Bewegung der Natur oder durch die unmittelbare Einwirkung der Medicin hervorgerufen, das Verdienst des Arztes auf eine handgreifliche Art bezeichnen. Endlich geschah von Arifa's Seite eine Diversion zu meinen Gunsten, indem er auf die Frage „nch chabér war?" was giebt es für Neuigkeiten? den Tod des Osmán Paschá von Trebisond meldete. Obgleich Botschka nicht zu seinem Paschalik gehörte, so war er doch hier von früheren Zeiten her bekannt und gefürchtet, als er in den benachbarten Districten von Laßistan und Batum mit heimlichen Waffen und offener Gewalt mehrere Bei's und Aghas bekämpft hatte, die sich seiner Suprematie widersetzten.

Nun fand ich Zeit zu entwischen und mir die Lage der nicht unbeträchtlichen Ortschaft anzusehen. Die Häuser liegen unter Obstbäumen, am steilen grasigen Abhang hinauf, zum Theil bis zu einer ansehnlichen Höhe über dem Flusse. Es ist zwischen Artwin und Batum der volkreichste Ort, von Muhamedanern und Armeniern bewohnt, die viel gemeine Töpferwaaren, als Schüsseln, Krüge, Speiseplatten mit Fuß, auch Dachziegel verfertigen. Auf ihren zahlreichen leichten Kähnen, die in Maradit gebaut werden und mit schwarzen und weißen Streifen verziert sind, führen sie diese Artikel stromabwärts. Das Brennen des irdenen Geschirrs geschieht in Oefen, die man brunnenartig in der Erde ausgegraben und mit Backsteinen verkleidet hat. Den Weinstock und die Feigenbäume, die man in Batum nicht angebaut sieht, findet man hier wieder. Die Ackerfelder fangen über den höchst gelegenen Häusern an, und ziehen sich, mit Busch und Gestrüpp abwechselnd, weit hin am steilen Abhang der Thalwand. Bis zum oberen Anfang des Ortes strömt der Fluß von Osten nach Westen, biegt sich dann unter einem starken Winkel, und läuft an der lang gedehnten Botschka von Süden nach Norden vorbei. Bei jener Biegung mündet ein Bach in ihn, an dessen Rande eine Ruine steht. Etwas weiter stromauf ragt auf einer niedrigen Klippe, die in den Fluß vorspringt, ein wohlerhaltener alter genuesischer Thurm empor, der, seiner Lage nach zu urtheilen, zum Schutze der Schifffahrt oder zur Erhebung eines Wasserzolles gedient haben mag.

Als endlich die vielen Besucher sich zurückgezogen hatten, brachte man das Abendessen herbei, was in Eiern, tschorba (Suppe) und Lasut bestand. Letzteres vertritt in dieser Gegend, wie überall unter den kaukasischen und georgischen Stämmen, die Stelle des Brodes, und ist ein breiartiger, handhoher runder Kuchen von ein bis anderthalb Fuß Durchmesser, der aus sehr grobem Maismehl bereitet wird. In Bezug auf Geschmack und Consistenz läßt er sich am besten mit einem gewöhnlichen Kataplasma vergleichen, nur ist es um etwas trockner und durch eine dünne Kruste auf der Außenseite fester. Man bereitet das Lasut stets frisch vor jeder Mahlzeit, und genießt es wenn es noch ganz warm; was davon übrig bleibt, giebt man den Pferden. Da man außer dem Maismehl nur Wasser zu seiner Anfertigung bedarf, und der dicke Teig nur kurze Zeit zu backen braucht, so hat man in ihm eins der am schnellsten zuzurichtenden Nahrungsmittel, was nebst Milch fast die einzige Speise der Aermeren bildet. Wenn ich behaupte, daß mir manches Mal Lasut mit Milch oder selten Speisen recht gut geschmeckt hat, so muß man sich freilich erinnern, daß dem Hungernden jede Speise mundet, und daß die Ansprüche von Zunge und Gaumen um so mehr zurücktreten, je mehr die des Magens durch langes Fasten steigen. Uebrigens ist das Lasut zum wenigsten eben so schmackhaft, und dabei weit nahrhafter und gesunder, als das zähe türkische Brod der größeren Städte in dieser Gegend. Es ist indeß jedenfalls weniger wohlschmeckend, als die, freilich auch ziemlich faden, Brodkuchen, die man im Lande der Basken und Asturianer, und in der sogenannten Montaña, südlich von Santander, aus Maismehl backt. Sie werden borona oder artua genannt, und sind auch in Form und Consistenz gänzlich vom Lasut verschieden, indem sie dünne, trockne, härter gebackene Scheiben bilden.

In der engen Kammer hatte selbst die Gluth eines Kohlenbeckens nicht vermocht, der kalten Nachtluft entgegenzuwirken, die durch die Ritzen der Bretterwände einzog. Fröstelnd und schlaftrunken erhob ich mich am folgenden Morgen früh um vier Uhr, auf Arifa's Ruf, vom Fußboden, auf dem die Tantalus-Qual, vor Müdigkeit schlafen zu müssen, aber vor Flöhen nicht schlafen zu können, mich die ganze Nacht hindurch unruhig und wach erhalten hatte. Aber bald war das Gefühl von Kälte durch ein Schälchen dampfenden Caffee's, und die Müdigkeit durch die frische Morgenluft vertrieben, die mit dichten Nebelwolken von den Bergen in's Thal hinabstrich. Arifa schien im Dienste von Franken die Lehren seines Glaubens vergessen zu haben. Ich hatte ihn noch nie beten sehen; auch heute verlor er keine Zeit mit einem Morgengebet, und nur sehr wenige mit seiner Morgentoilette. Diese bestand bloß darin, den langen Zopf sorgfältig zu kämmen, der auf der Mitte des kahlgeschornen Scheitels gelassen wird. Ihn zu hegen und zu pflegen hat jeder Muselmann die größte Ursache, weil an ihm Muhamed die Gläubigen dereinst zum Himmel hinaufzieht. Eine Art der Himmelfahrt, die vor der Entdeckung des Chloroform wohl etwas schmerzhaft gewesen seyn mag. Als er den Kamm wieder in den Falten des Turban versteckt hatte, langte er einen kleinen Handspiegel aus ihm hervor, und besah sich. Das Resultat der Besichtigung fiel zur vollkommensten Zufriedenheit aus, und ein wahrhaft beneidenswerthes Wohlgefallen an seinem Selbst sprach sich in seinen heitern Mienen aus. Ich glaube kaum, daß Anadyomene mit größerer Selbstzufriedenheit ihr Abbild in dem krystallenen Spiegel der Wellen angelächelt hat, denen sie doch jedenfalls reiner entstiegen war, als Arifa sich in seinem messingenen Handspiegel sehen konnte.

Ein Glas Milch und ein Stück Brod von Batum waren zum Morgen-Imbiß schnell verzehrt, und in Begleitung der Schiffer stiegen wir zum Fluß hinab, und trafen um halb fünf Uhr drüben bei Mustafa ein, der mit gesattelten Pferden schon auf uns wartete. Zuerst ging es bergauf, in die Nebelwolken hinein, an einzelnen Fichten vorbei; dann längs dem Tschoruksu hin bis zur Mündung des Uetschkaléh Szu (Drei-Schloß-Wasser), aufwärts an diesem, und um ein Viertel nach fünf auf steinerner Brücke hinüber. Nun über steile treppenförmige Felsklippen hinan, und zum Abdallah Szu, den wir um halb sechs auf einer alten steinernen genuesischen Brücke überschritten, die trotz ihrer Länge und ihrer drei Bögen bei äußerster Schmäle nicht die geringste Schutzwehr an den Seiten hat. Bald darauf waren wir dem Dorfe Murwatsch gegenüber, in dessen Nähe bedeutende Ziegeleien sind, und kamen, nachdem das trübe neblige und kühle Wetter dem heitersten Sonnenschein gewichen war, bei einer sehr beträchtlichen und so steilen Höhe an, daß wir die Pferde führen mußten. An unzähligen Abhängen, die mit hohen Bäumen bewachsen waren, führte der Weg weiter, bald höher steigend, bald sich senkend, aber stets in sehr bedeutender Erhebung über dem Tschoruksu, der in weiter Ferne an der andern Thalseite hinströmte. Um halb neun Uhr sahen wir das Dorf Achäldaba unter uns, und kletterten am steilen Abhange zu ihm hinab, indem wir den Pferden überließen uns zu folgen, weil wir selbst nach dem Gebüsch und Gesträuch greifen mußten, um an der abschüssigen Wand einigen Halt zu haben.

So große landschaftliche Schönheiten das Thal des Tschoruksu bis hierher schon aufgewiesen hatte, so übertraf doch die Gegend von Achäldaba Alles frühere. Sie zeigte uns Punkte, die nicht nur durch dieselbe romantische Einsamkeit von Wald und Fels in ihren malerischsten Formen, den Blick des Beschauers in gleichem Maße fesseln mußten, wie der untere Theil des Flußthals, sondern die vor ihnen noch den Vorzug hatten, zugleich die herrlichsten und großartigsten Bergformen als Ferne, die Windungen des Stroms, die Abhänge und Gelände mit Aeckern und Ortschaften im Mittelgrunde, und dabei für die nächsten Gründe gleich idyllische Bilder zu gewähren, wie jene beschränkteren Partien. In mannigfachen Windungen schlängelte sich der Fluß, einem silbernen Bande gleich, am Fuß der Berge hin, zu fern und zu tief unter dem Beschauer, um durch sein unheimliches Getöse den friedlichen Eindruck der Landschaft zu stören. Ueber ihm starrten hoch und steil die nackten Felsen empor, an denen schmale Zickzacklinien den Bruch der engen Pfade bezeichneten. Hier und da waren, an weniger geneigten Stellen der jenseitigen Thalwand, Häuser zerstreut, umgeben von Feldern und Gebüsch. Sie schienen wie Nester angeklebt, und mit plötzlichem Herabsturz aus ihrer Höhe bedroht, die bei einigen wohl mehr als zweitausend Fuß über dem Fluß betragen mochte. Darüber erhoben sich dichtbewaldete Berge, und über ihnen Gipfel, die die Grenze ewigen Schnees überragten. Am diesseitigen Abhange des Thals, der sanfter geneigt war, weideten Heerden von Kühen und Ziegen, und Ackerfelder zogen sich hoch in die Nebenthäler und an den Thalseiten hinauf. Im nächsten Vorgrunde aber stürzten aus dem dunkelsten Schatten von Wald und Fels klare Bäche in Cascaden herab, und rieselten über blumige Wiesen den tiefergelegenen Feldern zu.

Man hätte erwarten mögen, in solcher Umgebung den entsprechenden idyllischen Gottheiten der Alten zu begegnen, und würde kaum erstaunt, und sicherlich nicht unangenehm überrascht gewesen seyn, eine einsame Dryade, oder eine Schaar von Nymphen anzutreffen, oder die in Gesellschaft der letzteren gewiß nicht fehlenden leichtfertigen Faunen. Wenigstens doch auf eine Bevölkerung von den gemüthlichen, friedlichen und dichterischen Hirten des Virgil und Theokrit mußte man sich Rechnung machen, um die Staffage mit dem Character der Landschaft in Einklang zu bringen. Aber die Täuschung verschwand bald, und die ängstliche Besorgniß, womit Mustafa uns warnte, das mittlerweile erreichte Dorf noch nicht zu betreten, bewies deutlich, daß eine Wiedergeburt der Götter Griechenlands hierorts annoch in weiter Ferne stehe, und erinnerte mich vorzugsweise nur an das „nos patriam fugimus" der ersten Ecloge; denn sicherlich hier waren wir nicht wie zu Hause.

Als wir zu dem höchstgelegenen Gehöfte des Orts herabgestiegen waren, setzten wir uns hungrig im Schatten einiger Bäume nieder, die nicht weit davon standen, und warteten auf das Herbeikommen einer Heerde von Ziegen, die in lustigen Sprüngen zu uns hinabkletterten. Der Knabe, der sie vorbeitrieb, war im Begriff davonzulaufen, als er uns Fremdlinge gewahrte; aber da meine Begleiter die Waffen ablegten, und dem Zuruf „gel burajá", komm her, das freundliche Liebkosungswort „Kusúm", „mein Lämmchen", folgen ließen, so gewann er Muth und sprach aus einiger Ferne mit ihnen. Durch ihn ließen wir nun unsere Ankunft im Dorfe ansagen. Denn da die Männer auf den Aeckern thalabwärts beschäftigt, und vermuthlich nur die Frauen zu Haus geblieben waren, so durften wir unangemeldet und ohne die Erlaubniß erbeten zu haben, das Dorf nicht betreten. So will es die argwöhnische Sitte des Landes. Nach einiger Zeit kamen auf unsre Botschaft ein Paar Männer herbei, und hießen uns unter den Obstbäumen niedersitzen, die um das Haus gepflanzt waren. Ein Caffeehaus gab es in dem kleinen abgelegenen Orte nicht; daher bereitete die Frau des nahen Hauses, die natürlich unsichtbar blieb, ein Mahl für uns. Lasut und Spiegeleier waren bald fertig, und mit ihnen wurde eine große Schale airán (Buttermilch) gebracht. Mit unseren Schüsseln stiegen wir zu einem kleinen Bach hinauf, der in der Nähe entsprang, um uns der Operation des Händewaschens zu unterziehen, die zwar für jeden Reisenden, zumal in heißen Gegenden, sehr angenehm und zweckmäßig, für den Muhamedaner aber unumgänglich nöthig ist, da ihm die Finger statt der Gabel dienen. Das Tischtuch war schon ausgebreitet; denn der frische Rasenteppich, von dem auch die Pferde ihre Maiskörner auflasen, war Stuhl, Tisch und Gedeck. Dann langten wir sammt unseren Wirthen zu, ließen die linke Hand als unrein ganz aus dem Spiele, und nahmen ein jeder in die rechte einen Klumpen Lasut, zerdrückten ihn über der Buttermilch zu kleinen Stücken, und langten diese mit hölzernem Löffel aus der gemeinschaftlichen Schüssel wieder heraus. Zwar auch der ärmste Türke wäscht, um des Gesetzes willen, vor dem Essen die Hände; aber der Gebrauch der Seife oder eines Handtuchs ist ihm unbekannt, und seine schmutzigen Tag und Nacht getragenen Beinkleider versehen die Stelle des letzteren. Man kann sich daher wohl denken, daß ein Uebergießen mit Wasser nicht in dem Grade allen Schmutz von seiner schwieligen Hand

entfernen wird, um einen feuchtwarmen Brei, den er darin zerquetscht hat, ganz rein in die gemeinsame Schale Milch gelangen zu lassen. Nach der Buttermilch wurden die Spiegeleier vorgenommen, die wir brüderlich mit den Fingerspitzen theilten. Daß hernach die Finger abgeleckt wurden, um nichts von ihrem schmackhaften fettigen Ueberzug zu verlieren, — das war in Achâldaba um so mehr an der Ordnung, als es selbst in Häusern von gutem und von dem besten Ton geschieht, ohne den Anstand zu verletzen. Das Dessert blieb aus. Um so eher schritten wir daher zur Reinigung unserer fünfspitzigen naturgemäßen Gabel. Dies geschehen, kletterten wir wieder zum Wege hinauf, begleitet vom Dank unserer Wirthe für das reichliche bakschisch (Trinkgeld), und fahren bald wieder aus einer Höhe von mehreren hundert Fuß auf Achâldaba hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen über die Pariser Kunstausstellung von 1850—1851.

Der Pariser Correspondent des Feuilleton der Indépendance Belge spricht sich über den obigen Gegenstand im Wesentlichen folgendermaßen aus:

Zur diesmaligen Ausstellung, die für die beiden Jahre 1850 und 1851 zählen soll, haben sich 1664 Aussteller eingefunden, 1516 männliche und 148 weibliche, worunter 1306 Maler, 204 Bildhauer, 44 Architecten, 78 Graveurs und 32 Lithographen. Die Gesammtzahl der eingelieferten Gegenstände beläuft sich auf 3952. Aus denselben habe ich nun die fünf und zwanzig Gemälde herauszusuchen, die von belgischen Malern — welche unsere Ausstellung, in der sich die Abwesenheit von Künstlern wie Wappers, Leys, De Keyser, Gallait, ꝛc. um so fühlbarer macht, als unsere großen Künstler: die Ingres, die Delaroche, die Ary Scheffer, ꝛc. diesmal nichts geliefert haben, im Allgemeinen sehr geringschätzig behandeln — eingesandt worden sind.

Um mit diesem statistischen Gesammtüberblick zum Schluß zu kommen, will ich noch bemerken, daß von diesen 3952 Werken der Malerei und der Bildhauerei 102 dem Ministerium des Innern, das sie, fast sämmtlich unter der Administration des Herrn Jeannon, bestellt hat, angehören.

Der Generaleffect der Ausstellung ist kein glänzender; sie hat keine Capitalwerke aufzuweisen, vor welchen sich die Menge anhäuft und sie bewundert. Es giebt dort viel Schönes, noch mehr Mittelmäßiges, und gar viel Schlechtes. Das kömmt daher, daß wir zu viele Maler haben. Mit 1664 Individuen, welche die Jury zugelassen hat, und ungefähr 600, die abgewiesen worden sind, gelangt man unter Zuzählung einiger hundert Künstler, die sich nicht gemeldet haben, zu einer Besorgniß einflößenden Totalität; denn man sieht nicht ein, wie solch ein Haufen Mittelmäßigkeiten von einer Kunst leben soll, die uns dermaßen überwuchert. In dieser Weise wird aus der Kunstausstellung, die ein Turnierplatz der Ehre, ein Museum seyn sollte, auf welches das Land stolz seyn könnte, eine Art von Bazar. Nun beginnen sogar die Dilettanten auch noch, Ausstellungen zu veranstalten. Alles dieses läuft sehr auf Mißbrauch hinaus, und es wird Zeit, daß sich die Behörde einmal in's Mittel legt. Wenn Paris den Fabricanten von Gemälden und den eitlen Dilettanten irgend ein permanentes Local anweis't, wo man die Kunst als eine Art von Waare aufsuchen kann, das ist sicher sehr erwünscht, und man sollte eilen, den vielfarbigen Strom, der die Kunst überschwemmt und sie ertränkt, durch eine gut angelegte Schleuse abzudämmen. Die Ausstellung von Gemälden sollte der strengsten Sichtung unterworfen werden, damit sie ein ernster und würdiger Ausdruck unsers Werthes, unsers künstlerischen Ruhmes sey. So gestalten würden wir dies Jahr in derselben nur zwei bis drei hundert Gemälde oder Statuen antreffen, der Rest aber würde dem Bazar anheimfallen.

Die Proclamirung der Republick, und die Ideen oder die Vermessenheiten, die insbesondere durch ihre erste Installirung hervorgerufen worden sind, hat sich lebhaft in den Künsten der Nachahmung, an deren Spitze die Malerei steht, bemerklich gemacht. Schon seit einigen Jahren hat diese Kunst darnach gestrebt, sich von gewissen Regeln frei zu machen, welche die Traditionen, die Erfahrung, das Beispiel der Meister als die classischen Mittel der Deutung der Natur, diesem unveränderlichen, ewigen Muster, beglaubigt hatten.

Heutzutage ist dies Streben mehr als je Rebellion geworden. Es scheint, daß man damals, wo man so wenig Umstände mit den Gesetzen der Politik und der Moral machte, der Meinung war, daß man sich auch von all den Regeln lossagen könne, auf welchen nach Vorschrift der Erfahrung die Künste sich stützen sollen. So haben wir zwanzig Jahre lang zwei einander gegenüber stehende Schulen gehabt, durch welche der alte Widerstand des sogenannten Classicismus gegen die Ueberschreitungen des Romantismus verewigt ward. Die Einen blieben der Raphaelschen Aufsuchung der lautren Linie getreu, womit es zu der Kaiserzeit bis zur Dürre getrieben wurde, während die Anderen den Venezianern das Colorit entlehnten, aus welchem ihre ungezügelte Phantasie eine Orgie machte. Aber in unserer Zeit und insbesondere seit zwei oder drei Jahren, hat man das Joch der Schulen abgeschüttelt, um individuell zu seyn. Ein jeder trachtet darnach, durch besondere und acrobatische Versuche Aufmerksamkeit zu erregen: der Eine breitet eine Leinewand aus, die als Monument dienen könnte; ein Anderer schneidet die seine microscopisch zu; dieser da reibt die schreiendsten Farben auf seine Palette, während jener da sich nur eine Art von trübem Grau in Grau bereitet; ein Fünfter macht sich zum Maler gefährlicher Nuditäten, während ein Sechster sich nur Gesindel und Säufer zu Sujets wählt: kurz ein jeder will originell und in Folge dessen bemerkt seyn, ohne alle Rücksichtnahme auf die Mittel, wodurch das beschafft wird. Was ist aber die Folge von Excessen dieser Art, unter welchen alle Gesetze, die man bis dahin respectirt hatte, die Traditionen und die Vorschriften, welche die Frucht der Erfahrung mehrerer Jahrhunderte sind, hintangesetzt werden? Ein gräuliches Chaos, in welchem alle Uebertreibungen, alle Mißbräuche, alle Irrthümer, ja fast Monstruositäten in einander laufen! Eine solche Lage, und womit es täglich ärger zu werden droht, ist höchst bedauerlich, und es wäre an der Zeit, auf Abhülfe bedacht zu seyn, damit es nicht den Anschein hat als ob die Regierung die Excesse, durch welche unsere Kunst zu Grunde geht, durch ihre jährliche Hospitalität

in Schutz nehmen wolle. Es dürfte mehr als je an der Zeit seyn, zu einer gewählten, partiellen Ausstellungsweise, ein Specimen der wahren Kunst unserer Zeit, wie wir es bereits besprochen haben, zu kommen. Alles Uebrige mag dann seine herausfordernden Excentricitäten im Bazar auskramen; dort trüge die Regierung wenigstens nicht eine Art von mitschuldiger Verantwortlichkeit.

Der Maler, auf den die von uns besprochene künstlerische Achterklärung vor allen andern anzuwenden wäre, nennt sich Courbet. Dieser vulgaire Name ist schon in allen Blättern genannt worden, wiewohl ich von Herzen gewünscht hätte, daß das Uebermaaß seines Strebens, sich, gleichviel um welchen Preis, bemerklich zu machen, durch die Kritik des Schweigens bestraft worden wäre. Eine dergleichen Malerei kritisiren, ein dergleichen System verdammen, heißt ihnen zu viel Ehre erweisen. Da ist Verachtung, Ekel besser am Platze. Aber ernste Federn haben diese monstruosen Producte eines verworfenen Pinsels durch eine Erwähnung geehrt, die, wenn auch strenge, sie doch als lebend anerkennt. Da ich nun aber meinerseits erkläre, daß Malereien wie diese als Kunst nicht existiren, so sehe ich mich durch die Initiative von Anderen nun auch hingerissen, und gezwungen, auch meinerseits ein Wort über den Herrn Courbet und sein erbärmliches Machwerk zu sprechen.

Am Ende ist's vielleicht im öffentlichen Interesse, daß es geschieht, wenn, wie die Rede geht, Herr Courbet als Offenbarer auftreten und eine neue Schule begründen will. Einer unsrer Kunstgenossen sagt, er habe der Kunst eine neue Seite abgewonnen, und seine Art zu malen würde ein revolutionairer Mauerbrecher werden. Ein anderer nennt diese Kunst den Neugebornen der Republik und ein legitimes Product, eine Kundgebung des democratischen und volksthümlichen Genie's ... Das ist aber sehr ernst; also Platz da vor dem Herrn Courbet!

Herr Courbet gerirt sich als das Haupt der Schule des Häßlichen; denn er macht schon Schule und Fanatismus!

„Nichts Schönes, als das Häßliche; nichts Wahres, als das Falsche!"

Das hat seinen Grund darin, daß eine solche Schule, die wenig studirt, in der That viel schaffen kann, viel zu viel! An Modellen gebricht es ihr auch nicht. Die Reinheit der Linien, die Feinheit des Colorits, die Erhabenheit des Styls, alles Dinge, die viele Zeit und vielen Fleiß erfordern, kümmern sie nicht. Sie nimmt einen kothigen Gassenbuben, einen Bauern mit einer Galgenphysionomie, einen ekelhaften Trunkenbold, besudelt eine Leinewand mit der materiellen Reproduction des Gegenstandes, und die Sache ist abgethan! Ich sage die materielle Reproduction, weil diese, in die Canaille vernarrte, Schule vielmehr Kleidungsstücke, Lumpen malt als Menschen. Die Steinbrecher des Herrn Courbet sind nichts weiter als häßliche Hampelmänner, angethan mit gräulichen Lumpen. Von Körper, von Bewegung, von Gelenken, von Anatomie keine Spur. Das Lumpige liegt diesem Maler mit der Kothpallete dermaßen am Herzen, daß er seinen Oel-Macadam über eine so grobdräthige Leinewand ausbreitet, daß dieselbe die Absicht verräth, daß sie mit seinem Pinsel, mit der Rohheit des Effects im Einklang stehen soll. Welch eine Kunst!

Herr Courbet hat neue Gemälde in diesem garstigen System in die Ausstellung gegeben. Eines davon ist nicht weniger als zwanzig Fuß lang, so daß man seinem Anblick nicht ausweichen kann, wie gern man es auch gewollt hätte. Es stellt eine Beerdigung zu Ornus oder Ornans, ich weiß nicht, auch ist es mir einerlei, vor. Das dargestellte Land ist gräulich, und der Himmel ebenfalls sehr häßlich; so wahr ist es, daß für diese klägliche Schule die schönen grünen Bäume, das zarte blaue Gewölk, die Reize der ländlichen Natur eben so wenig vorhanden sind, als die menschliche Schönheit. Die Blume ist ihr ein Gräuel, und Alles, was unter der Sonne schimmert, lächelt, glänzt, wird unterdrückt! Herr Courbet hat sich eine Leinewand von zwanzig Fuß zugeschnitten, um in colossaler Weise ein Sujet darzustellen, das höchstens in den kleinen Verhältnissen erträglich wäre, die es gestatten, daß man vorbeigehen kann, ohne darnach hinschauen zu müssen. Um die unedlen Gesichter, die grotesken Haltungen, das tolle Jagen nach Häßlichkeit und Gemeinheit, welche beiden Eigenschaften der Maler beisammenzuhalten durchaus bestrebt gewesen ist, zu beschreiben, wüßte ich nicht, wo ich meine Feder eintunken müßte. Während Madame George Sand, vielleicht von einem gleichen System ausgehend, den Bauern zu einem unwahrscheinlichen Ideal verpoetisirt, zeigt Herr Courbet ihn auf seinen Bildern verworfen, garstig und unsauber. Madame Sand schildert die romantische Erhabenheit seiner Seele, Herr Courbet giebt ihm zerrissene und schmutzige Beinkleider. Und in dem Ausdrucke der Gesichter läßt er vielmehr das Laster, das Laster in dem Schmutze, als die Gutmüthigkeit hervortreten. Ha! Balzac allein war der Mann, der den Bauern schildern konnte, wie er ist. Aber wo einen Pinsel finden, der dieser so früh zerknickten Feder gleich käme?

Doch wir wollen zur Ansicht von angenehmeren Dingen übergehen, und in all diesem Schatten ein wenig Sonne aufsuchen. Herr Gudin, der berühmteste unserer Marinemaler und einer unserer leuchtendsten Landschaftsmaler, wird uns die nöthige Sonne geben, um die mephytischen Dünste der Macadam-Malerei zu zerstreuen.

Herr Gudin hat fünf Bilder ausgestellt, aus welchen die reichen Eigenschaften seiner Palete und das seltene Talent hervorstrahlen, wovon er seit zwanzig Jahren so viele Proben abgelegt hat. Ich werde heute über die beiden Stücke reden, welche mit den Nummern 1389 und 1390 bezeichnet sind, weil sie mir in ihrem poetischen Gegensatze ein ziemlich vollständiges Specimen des erhabenen Standpunktes darzubieten scheinen, den das Talent des Künstlers gegenwärtig eingenommen hat. Das eine stellt eine Ansicht von Genua dar, das andere eine gezwungene Abfahrt eines Bootes. Von fast gleicher Größe, und neben einander hängend, bilden diese Bilder so zu sagen ein Paar Gegensätze, die sich ergänzen. Herr Gudin hat, indem er eine der schönsten Gesichtspunkte dargestellt, die feurige Stunde zu wählen gewagt, wo die im Zenith stehende Sonne über Alles, woran sich ihre Strahlen brechen, tausende von Goldflimmern tanzen läßt und die Perspective in einem glühenden Dunst verschwimmt. Man gewahrt, daß es die Stunde ist, wo man, um in die Ferne zu sehen, die Hand über die Augen halten muß, und diese Sorgfalt muß fast beachtet werden, wenn man das Gemälde betrachten will. Eine glühende Luft kreis't durch das ganze feurige Bild, dessen Wellen von dem Himmel lau gemacht sind. Die Durchsichtigkeit des Sonnendunstes läßt über dem Flimmern der Fluthen hin den zauberhaften Golf in der Form eines Pferdehufes, ganz übergossen

mit Villas, Denkmälern und goldbepuderten Landschaften, erschauen. Es ist köstlich!

Das andere Bild giebt uns einen Anblick der convulsivischen Natur. Nächst dem leuchtenden Dichter kömmt der Maler der maritimen Wirklichkeit. Da, mein Herr Courbet, haben wir auch eine finstere Seite der erzürnten Natur, eine der Unerfreulichkeiten der nachahmenden Kunst, die von einer unwilligen Palette verlangte Wahrheit! . . Und doch welch ein poetischer Zauber in der Weise, wie das kleine Fahrzeug auf den erzürnten Wogen und unter einem graugrünen und drohenden Himmel geschaukelt wird! Ha! das kömmt daher, weil Herr Gudin zu seinem europäischen Rufe auf den ernsten und großen Wegen der wahren Kunst, der edel ausgelegten Natur gelangt ist, und nicht auf Querwegen, auf den krummen Wegen der Uebertreibung. Und so ist es bei einem zarten Sinn, einem geläuterten Geschmack, einer poetischen Organisation möglich, den Gedanken des Moralisten zu verwirklichen, daß es keine Schlange, kein garstiges Ungeheuer gäbe, das die Kunst nicht zum Anschauen erträglich machen könnte.

(Schluß folgt.)

Preussen, Dänemark und die Herzogthümer Schleswig-Holstein; nebst Staatsplan zur möglichen Regulirung der streitigen Verhältnisse. Von Siegfried Weiss, Phls. „Hic Rhodus, hic salta." Wien 1850. Bei Schaumburg & Comp. (Auf dem Umschlage noch die Angabe: Staatswissenschaft und Politik II.) 74 (75) Seiten 8.

Diese Schrift, deren Vorrede und Zueignung im October und November 1850 geschrieben, handelt in dem ersten Abschnitte von der preußischen Politik auf (sic!) die nordischen Mächte; der Verfasser hat die Ueberzeugung, daß sie nur eine Eroberungspolitik sei, daß es nur darauf abgesehen gewesen, die Herzogthümer und noch einiges Andere der preußischen Monarchie gelegentlich einzuverleiben, u. w. d. a. Dänemark, dem der zweite Abschnitt gewidmet, findet hier einen aufrichtigen Anhänger und tapfern Vorkämpfer, der sich vorzüglich bemüht zu zeigen, daß Dänemark drei mächtige Feinde habe, Schweden, Preußen und Schleswig-Holstein. Der erste scheine zur Zeit „durch die Erreichung Norwegen's größtentheils befriedigt und sich mehr als Freund zu Dänemark zugeneigt;" aber die beiden anderen, offenen mächtigen Feinde, die habe es stets zu bekämpfen. — Frankreich hätte ein ganz besonderes Interesse „einen bedeutenden Werth auf die künftige Selbstständigkeit der dänischen Monarchie zu legen, und zwar sowohl in commercieller als politischer Beziehung." Von dem dritten Feinde heißt es, „er stehe zu Preußen wie der Mond als immerwährender Begleiter der Erde."! Den größten Theil der Abhandlung füllt der Abschnitt: Dänemark und die Herzogthümer. Die Streitfrage und Plan für ihre mögliche Ausgleichung. Nach einigen geschichtlichen Erörterungen wird eine zwiefache Art der Vermittlung vorgeschlagen: „a) Daß Schleswig mit Dänemark einverleibt und von Holstein ganz getrennt werde; wogegen Dänemark vielleicht Holstein die Selbstständigkeit unbeschränkt sichern würde, oder: b) daß die Herzogthümer ungetrennt mit einer Selbstständigkeit zusammen bleiben; dann aber an Dänemark das erweiterte Hoheitrecht zugestanden werde." Ueber die beiden Vorschläge lassen wir Herrn Weiss jetzt selbst reden: „Aus dem ersten Vorschlage können wir keinen Gewinn erblicken, weil die bekannten Grundlagen zur schleswig-holsteinischen Revolution hierin auch für die Zukunft zu finden sein würden. Es muß aber Dänemark sowohl wie Deutschland und den Herzogthümern daran liegen, Alles zu verhüten, was die Ruhe und den Frieden ferner stören könnte. Eine Zerreißung Schleswig-Holstein's möchte die Revolution nur auf die Zeit hinausschieben, aber daß sie darauf kommen würde, ist vielleicht mit Gewißheit anzunehmen, besonders da die Zukunft durch unvorhergesehene Fälle leicht Gelegenheit dafür bieten könnte.

Den zweiten Vorschlag können wir gänzlich annehmen, da er die Aussicht bietet, beiden Partien zu genügen. Freilich müssen sie sich alsdann entgegenkommen, und durch den Austausch gegenseitiger Concessionen zufrieden machen; ohne dies wäre nichts von dem Plane, welchen ich für diesen zweiten Vorschlag in Betracht zog, zu erwarten!! —

Wenn Dänemark die Unzertrennlichkeit und Selbstständigkeit der Fürstenthümer anerkennt, so muß ihm nach der andern Seite ein erweitertes Hoheitrecht zugestanden werden, selbst wenn damit die Forderung des Austritts Holstein's und Lauenburg's aus dem deutschen Bunde verknüpft wäre, worauf jedoch nicht mein Anmuthen bei Entwerfung des Planes gerichtet ist.

Aber die Ansprüche Dänemark's würden befriedigt werden, wenn sich Schleswig-Holstein, bei seiner unzertrennlichen Selbstständigkeit, des Antheils an dem Land- und Seeheere, an der auswärtigen Angelegenheit gänzlich entsagt und es Dänemark überläßt, über diese Theile der Staatsadministration zu disponiren, wie es diese für gut finden sollte.

Das Finanzwesen würde indirect mit Copenhagen verbunden, genügend erscheinen, und während eine Verfassung, den Herzogthümern: eine Volksvertretung, innere Selbstverwaltung mit verantwortlichen Ministern, eigene Justiz, nebst besonderem Coder zusagt, so müßte die Nothdurft des schleswig-holsteinischen Volkes im hinreichenden Maaße befriedigt sein, und Dänemark eine Wahrung seiner Interessen durch Gründung eines ewigen Friedens mit den Fürstenthümern erblicken.

Hiermit wäre die Selbstständigkeit und Unzertrennlichkeit der Herzogthümer nach mehrfacher Richtung motivirt und es würde nur noch eine dritte Frage hinsichtlich der Thronfolge zu erörtern sein.

Das dänische lex regia, welches die weiblichen wie männlichen Descendenten des königlich dänischen Hauses als Regenten Dänemark's zuläßt, und erst im 17. Siècle ins Leben trat, liefert freilich einen merkwürdigen Gegensatz zu den Ansichten, welche schon Carl der Große im 9. Jahrhundert über die Thronfolge aufstellte. Das alte lex salica bildete damals schon das Princip des Erbrechts männlicher Descendenten aus; dennoch ist es in Betracht zu ziehen, ob ein Volk etwas mit seinen Rechten verliert, wenn es eine Regentin über

sich hat! Wir glauben dies mit Gleichgültigkeit übergehen zu können, besonders wenn wir auf andere Staaten, wie England, Spanien rc. hinblicken, wo die weibliche Regentschaft eben so zulässig als in Dänemark ist, und diese Völker durch Gewährung der politischen wie bürgerlichen Gerechtsame völlig befriedigt werden.

Hat ein Volk eine bestimmte Verfassung, wodurch ihm gewisse Freiheiten garantirt werden, so kann weder dieser noch jener Regent solche Bestimmungen aufheben, ohne nicht das Recht öffentlich zu verletzen. Meiner Ansicht nach kann es daher dem Volke in dieser Art ganz gleich sein, ob das lex regia für Schleswig-Holstein gelten soll oder nicht, und deßhalb ist in meinem Plane auch keine Rede davon. Möge daher die Erbfolge sich ordnen wie sie wolle, auf die Verfassung darf sie keinen Einfluß haben.

Da aber Schleswig, wie wir bewiesen, als dänisches Land denselben Bestimmungen des lex regia unterliegt, wie die dänische Monarchie; so muß Holstein, wenn ihm wirklich daran liegt, mit Schleswig verbunden zu sein, unbedingt dieselben Bestimmungen des König-Gesetzes annehmen.

Hat Schleswig-Holstein nach dem folgenden Staatsplan eine solche Feststellung und Vereinigung mit Dänemark erreicht, — der aber nicht auf eine Intervention der auswärtigen Mächte, sondern nur auf den selbstständigen Ausgleich der Fürstenthümer mit Dänemark berechnet ist; so wird die Landesverfassung in allen Fällen aufrecht erhalten werden müssen, und für immer würde dem Gedeihen der Länder nichts mehr im Wege stehen!"

Der Verfasser tritt dann mit seinem „Staatsplan zur möglichen Vereinigung der Herzogthümer mit Dänemark", in forma, hervor, der drei Artikel: I. Die Herzogthümer (26 Paragraphe); II. Vom Statthalter (8 Paragraphe); III. Befugniß des Statthalters (14 Paragraphe) enthält. Voran geht die Generalbestimmung: Die Fürstenthümer Lauenburg, Holstein und Schleswig werden zusammen unter dem Namen: „Schleswig-Holstein" vereinigt. — Wir führen nur die vier ersten §§ des ersten Artikels an: 1. Die Herzogthümer Schleswig-Holstein stehen unter Einer selbstständigen Staatsregierung, welche die innere Verwaltung der Fürstenthümer über sich hat. 2. Die Herzogthümer Holstein und Lauenburg fahren fort, laut Bundes-Beschluß von 1820, Mitglieder des deutschen Bundes zu sein. 3. Se. Majestät der König von Dänemark, als Herzog der Fürstenthümer, sichert den Fürstenthümern Schleswig-Holstein eine gemeinschaftliche selbstständige Verfassung zu, wodurch dem Volke diejenigen Grund-Freiheiten garantirt werden, welche bereits für die dänische Monarchie gelten, ohne jedoch die Grundlagen dieses Vertrages und daraus entfallende Rechte zu verletzen. 4. Es erhalten die Herzogthümer eine gemeinschaftliche Volksvertretung in zwei Kammern, deren Sitz in Rendsburg oder Schleswig sein wird. — Der Statthalter soll auf Lebenszeit ernannt werden und bei Pflichtverletzungen absetzbar sein; wenn kein männlicher Vertreter im königlichen Hause vorhanden, so soll der König „eine beliebige Staatsperson für die Statthalterschaft der Fürstenthümer" erwählen; dem Statthalter werden vom Verfasser drei Minister zur Seite gegeben: der Justiz, der Finanzen und des Cultus, des Handels und der öffentlichen Bauten, und diesen und den Kammern gegenüber ihm ein suspensives Veto ertheilt, „wogegen aber das absolute Veto Sr. Majestät des Königs maaßgebend bleibt." Herr Weiss commentirt seinen „Staatsplan" S. 63 — 74 ausführlich und schließt mit dem Nachworte: „Hiermit hätte ich nun die Grenzen bestimmt, wodurch sich ein friedliches Verhältniß der Fürstenthümer Schleswig-Holstein herausstellen könnte. Ich bin von dem Gesichtspunkte ausgegangen, daß beide Parteien, sowohl von schleswig-holsteinischer als von dänischer Seite, über sich klar geworden sind, und wissen, was sie hauptsächlich wollen.

Daher faßte ich die beiden Interessen unpartheilich auf, und suchte durch den Mittelweg das Eine zu befestigen, ohne das Andere zu beeinträchtigen. Denn es scheint mir, daß Nebeninteressen den Hauptinteressen geopfert werden müssen, um einen Zweck zu erreichen. Auf dieser Grundlage wäre alsdann diese Arbeit ein gemachter Versuch zur Versöhnung zwischen den Herzogthümern und Dänemark zu nennen."

Die Eigenthümlichkeiten des Stils und der Ansichten des Verfassers werden aus den abgedruckten Bruchstücken dieses seines zweiten Beitrages zur „Staatswissenschaft und Politik" genügend erhellen; in dem ersten, von welchem gelegentlich, treten sie noch mehr hervor.

Die kleine Schrift ist splendid ausgestattet. H.

Miscellen.

In den Foreign Reminiscences, von H. R. Lord Holland, wird unter anderm einer großen Unkunde des vormaligen Friedensfürsten in der Geographie erwähnt, die so weit gegangen sey, daß der damalige hanseatische Geschäftsträger zu Madrid häufig officielle Mittheilungen erhalten habe, welche statt der Ueberschrift: „Villas Hanseaticas," die Ueberschrift Islas Asiaticas geführt hätten.

Dasselbe Werk giebt auch folgende Anecdote aus der Zeit des Wiener Congresses. Unter den Monarchen, welche demselben beiwohnten, befand sich auch Friedrich VI. König von Dänemark, der insbesondere von dem Kaiser von Oesterreich auf's liebreichste und freundschaftlichste behandelt wurde. Als dieser aber beim Abschiede zu seinem Gaste sagte: „Ew. Majestät haben während Ihres Aufenthalts hier Aller Herzen gewonnen," da antwortete derselbe, unter Anspielung darauf, daß Dänemark bei der Länder-vertheilung leer ausgegangen war, ja selbst eine kleine Einbuße erlitten hatte: „aber nicht eine Seele!"

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 12. Sonnabend, den 8. Februar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Legenden von Johan Ludwig Runeberg.

Aus dem Schwedischen von Heinrich Zeise.

I.

Die Taufe.

In einer Grotte in Arabiens Wüste
Wohnt' Eucharist, der Eremit, verborgen.
Mild gegen Alle, weise, vielerfahren,
Besuchten oft ihn Leute aus der Nähe,
Wenn Schmerz und Kummer drückte ihr Gemüth.
Einst kam ein Weib in seine stille Wohnung,
Ein neugebor'nes Kind im Arme tragend;
Bleich war sie, aber bleicher war das Kind.
Sie sagte: „Vater, wo soll Trost ich finden?
Sieh, dieses Kind ist todt, das heil'ge Wasser
Der Kirche netzte nicht des Würmchens Haupt.
O weh, es ist verloren, und wird niemals
Ein Erbtheil haben in dem Reiche Christi."

Der Eremit nahm strafend drauf das Wort:
„Weshalb, Weib, ließest sterben Du das Kind
Denn ohne Taufe, ohne Nothtauf' selbst?"

Die arme Mutter brach in Klagen aus;
Sie sagte: „Vater, in der öden Wüste
Gebar ich. Wasser fand ich nicht, die Sonne
Brannt' über mir, und unter mir der Sand,
Und ich, ich hatte Seufzer nur und Zähren."

Da ward der Greis gerührt, und eine Weile
Versank er in Gedanken, und er hob
Die dürre Hand ob seinen Augenbraunen;
Schließlich war seine Meinung fest und reif,
Und voll des Friedens und der Sanftmuth sprach er:
„Das Wasser macht es wahrlich nicht allein,
Der Geist ist's, welcher in dem Wasser ruht.
Weib, tröste Dich, Dein Kind es ist gerettet!
Der Geist des Herren hat's in dürrer Wüste
Getauft mit Deinen Seufzern, Deinen Thränen."

II.

Das Gebet.

Einst im frommen, fröhlichen Gespräche
Saß bei'm Mittagstisch der alte Luther
Wie gewöhnlich unter trauten Freunden.
Einer nahm alsdann das Wort und klagte:
„Schwer und bös' ist's in der Welt zu leben,
Voll der Mühen und der ird'schen Sorgen;
Deshalb ist's kein Wunder, daß so Mancher
Ruhe in des Klosters Schutz gesucht.

Mich auch plagt der Lärm und das Getöse
Eines weltlich unverdross'nen Strebens.
Mir ganz nahe hämmert man und schmiedet
Ohne Unterbrechung ganze Tage,
Und, wie früh' ich auch erwach', es stören
Lärm und Hammerschläge meine Andacht."

Luther sagte lachend: „Eine Störung?
Denke lieber: ich hab' lang geschlafen;
Hör', mein frommer Nachbar, wie er wohl
Aufsteh'n könnt' und das Gebet beginnen,
Ein Gebet, mein Freund, ist Fleiß und Arbeit.
Wahrlich, wenn der rauhe, schwarze Schmied
Aufwacht, und dann denkt: Gott gab mir wieder
Licht und Kraft, die Arbeit zu vollführen,
Und mit frohem Muth das Werk beginnt,
Dann sind seine Mühen unserm Herrn
Auch nicht minder lieb, als Deine Seufzer,
An dem Himmel klopfen seine Schläge
Vielleicht stärker dann, als Dein Gebet."

Skizzen aus der asiatischen und europäischen Türkei.

Von Herman Koeler, M. D.

(Fortsetzung.)

Der Weg zieht sich nun in der verschiedensten Höhe über dem Flußbett und auf dem verschiedenartigsten Terrain hin. Bald führt er über niedrigen Boden, der vom Strom unterwaschen ist, bald am Fuß oder auf dem Gipfel von hohen Klippen hin, bald zwischen Feldern und an bewaldeten Abhängen, bald an kahlen und steilen Felswänden, wo nach jedem Tritt des Pferdes Steine vom schmalen Pfad in den Abgrund rollen. Jetzt passirt man bewohnte Gegenden und lachende Gefilde, und dann wieder Striche ohne einige Spur von Anbau, und die wildesten Felsböden. Im Allgemeinen ist der Weg hier noch um ein Bedeutendes schlechter und gefährlicher, als am untern Lauf des Flusses, wo Bäume und Gesträuch theils die Abgründe den Blicken mehr entziehen, theils im Fall des Ausgleitens die Rettung wenigstens möglich erscheinen lassen. Dagegen wird hier schon durch die größere Höhe der Felswände und dann durch ihre Entblößung von Vegetation der Eindruck von Gefährlichkeit der Straße verstärkt. Auch wird mit der heutigen Tagereise eine Aenderung der Vegetation nicht bloß der Menge, sondern auch der Art nach auffällig, die von der beträchtlicheren Erhebung über dem Meere abhängt. Der Buchsbaum, der im untern Theil des Thales fehlt, bildet hier verhältnißmäßig starke, große und dichtbelaubte Stämme, und Fichten und Wachholder-Arten zeigen sich häufiger. Der Fleiß der armenischen Bewohner hat selbst die steilsten Abhänge, an denen nur noch eine Grasdecke sich zu bilden vermag, in Felder umgeschaffen, und Nestern gleich kleben an unscheinbar unzugänglichen Stellen ihre kleinen Bretterhäuser. Auch sieht man an den Abhängen der Thalwände die arbeitsamen armenischen Frauen den Männern in ländlichen Beschäftigungen beistehen, und erkennt auch hier, daß eine geringere Freigebigkeit der Natur durch eine größere Thätigkeit des Bewohners ersetzt wird.

Um elf Uhr sahen wir in der Ferne eine Ruine auf dem Gipfel eines hohen Berges, die wohl eine ehemalige Capelle seyn mochte, wie deren bei Trebisond so manche sich aus alter Zeit erhalten haben. Eine Viertelstunde darnach passirten wir auf hoher Brücke einen Bach, sahen mehrere Dörfer, und waren um zwölf Uhr einem kleinen Fluß gegenüber, der auf dem linken Thalufer mündet und von einer hohen einbogigen Brücke überspannt ist. Nach einer Stunde kamen wir, in dem nun weit engeren und von mehr senkrechten kahlen Felsen eingeschlossenen Thale, zu dem stattlichen Hause des Müsselim von Artwin, was auf einer kleinen beackerten Ebene dicht unter nackten, zerrissenen Klippen am rechten Flußufer gelegen ist. Nicht weit davon treten die Felsen auf beiden Seiten des Thals wieder hart an den Fluß heran, der den Fuß der Klippen bedrängt und unterwaschen hat, und sich brausend und schäumend an ihnen bricht. Man hat zum Sprengen mit Pulver seine Zuflucht nehmen müssen, um an der senkrechten Felswand einen gallerieartig eingeschnittenen Pfad anzulegen. Indessen scheint man die Mühe oder das Pulver, oder auch beides allzusehr gespart zu haben. Denn der halbe Tunnel ist so niedrig gerathen, daß er mehr für die Bequemlichkeit der zahlreichen Ziegenheerden des Landes, als für die Benutzung durch Fußgänger oder gar Reiter berechnet zu seyn scheint. Zugleich ist er so schmal und unter so spitzem Winkel schräg in den Felsen hineingesprengt, daß wir nicht nur absteigen und die Pferde hinter uns herziehen mußten, sondern daß auch diese nur mit gesenktem Kopf ihn passiren konnten, indem sie hart am Rande des Abgrunds hingingen, wo die Höhe des Einschnitts am beträchtlichsten ist. Wir selbst aber drängten uns gebückt an den niedrigsten Stellen der schrägen Wand hin, um wenigstens so weit wie möglich von dem Abgrund entfernt zu bleiben. Hernach verläßt man den Rand des Flusses, und im Zickzack steigt der Pfad die Felsen hinan, deren hartes Jaspis- und Kieselschiefer-Gestein den Tschoruksu genöthigt hat, sie in einem bedeutenden Bogen zu umgehen. Hier sind die ödesten, von Vegetation am meisten entblößten Stellen. Die ganze ungeheure Felsmasse erscheint wie ein wildes Chaos von Klippen und Abgründen, und grotesk gestaltete isolirte Felsen starren hier und dort über den zerrissenen Steinwänden empor. Vor zwei Uhr waren wir auf dem höchsten Punkte des Weges angekommen, der zwischen höheren Felsmassen zu beiden Seiten wie durch ein Thor hindurchführt, und uns den freudigen Anblick der Stadt Artwin, des Reiseziels, gewährte. Von dem Felsthore wie von einem Rahmen eingefaßt, lag die wilde romantische Felsen-Landschaft vor uns; Artwin selbst, etwa in gleicher Höhe mit unserm Standpunkte, hoch über dem Tschoruksu auf seinem linken Ufer. Seine Häuserreihen, aus denen mehrere Minarets emporragen, sind von Aeckern und Bäumen unterbrochen und ziehen sich zu beträchtlicher Höhe am Berge hinan, der oberhalb des Orts mit Waldung bedeckt ist. Andere Gipfel überragen aber die Stadt noch um ein Bedeutendes. Auf dem hohen Uferrande, der in senkrechten Klippen zum Flusse abstürzt, liegt einige hundert Fuß tiefer als Artwin die weitläuftige Ruine einer alten

genuesischen Burg, und nicht weit von ihr das erst neuerlich zur Ruine gewordene Ali-Bei-Szerai mit seinen weißen Mauern. Tief unter uns floß der Tschoruksu, zu dem der Weg im Zickzack hinabführte. In einem Coffeehause, was hart am Ufer und an der Mündung eines kleinen Baches stand, machten wir auf kurze Zeit Halt, damit die Pferde sich etwas verschnaufen und für das letzte und sehr beträchtliche Ansteigen neue Kraft gewinnen möchten. Dann gingen wir auf einer alten mehrbogigen steinernen Brücke zum linken Flußufer hinüber, und ritten auf Zickzackwegen zum Ali-Bei-Szerai hinauf. Dies ist aus gehauenem Stein gebaut und hat durch seine Festigkeit der gewaltsamen Zerstörung ziemlichen Widerstand geleistet. Nun ging es an Feldern und Hecken immer höher hinan, bis zu den ersten Häusern von Artwin, und von dort hatten wir noch um mehrere hundert Fuß hinanzusteigen, bis wir um vier Uhr vor dem Hause eines Armeniers hielten, bei dem wir Quartier zu finden hofften.

Unter dem Vorwand des Mangels an Raum wollte er uns nicht in sein Wohnhaus aufnehmen, und wies uns daher den Pferdestall als Logis an. Dies war ein niedriges Gebäude, dessen Mauern wegen der Steilheit und Abschüssigkeit der Straße auf der einen Seite bedeutend höher waren, als auf der andern. Der höhere geräumigere Theil diente als Stallung für die Pferde, und war durch eine halbe Bretterwand von dem niedrigeren straßauswärts liegenden Raume getrennt. In letzteren Verschlag führte von der Straße her eine kleine lukenartige Thür, durch die man nur gebückt hineinsteigen konnte. Wir hatten uns kaum dort niedergelassen, um ein wenig auszuruhen, als sich eine Schaar von Kindern vor der Luke versammelte, durch die Ankunft eines Franken herbeigelockt. Die Luke mußte offen bleiben, da sie zugleich als Thür und Fenster diente, und ihr Verschluß uns, außer dem nöthigen Licht, auch die noch nöthigere frische Luft in der ammoniakalischen Stall-Atmosphäre entzogen hätte. So konnten die Knaben mich in Muße anstarren und ungestört ihre Verwunderung und Verachtung ausdrücken über einen elenden giaur, der anstatt der weiten schalwar bloß enge inexpressibles, statt eines Fes oder Turban bloß eine Mütze, statt mehrfacher Jacken und eines geräumigen benirch oder enteri bloß einen Oberrock trage, zu dem das Tuch so kurz zugemessen und zugeschnitten sey, daß er kaum eine Falte werfen könne. Daran sehe man, daß die Franken sehr ärmlich, und daß in Frenzistan weit weniger Tuch seyn müsse, als in Artwin, wo so vieles fabricirt werde. Und überdies fehle ihm ja der Yataghan mit elfenbeinernem Griff, und die silberbeschlagene pischtow (Pistole) im Gürtel. Wenn er wenigstens ein messingenes diwit (Schreibzeug) bei sich hätte; aber er habe ja nicht einmal einen Gürtel, wo er all dergleichen Dinge hineinstecken könne. Statt all dessen habe er nur einen einfachen hölzernen Stock bei sich, der nicht einmal ein Pfeifenrohr sey, sondern ein bloßer Stab, wie ihn die Hirten führen. Pfui, wie ärmlich! So sprach einer der größeren Knaben, den das Schreibzeug, was er im Gürtel trug, als einen werdenden Gelehrten bezeichnete, und als berechtigt, dereinst den Titel Efendi in Anspruch zu nehmen. Pfui, wie ärmlich! riefen im Chor die übrigen dem Wortführer nach. Dann folgten allerlei Schimpfwörter, um ihren Abscheu vor dem giaur und firengi an den Tag zu legen; und als sie sich in die rechte Stimmung hineingeschimpft, da spuckten sie vor mir aus, und warfen aus einiger Ferne mit Steinen nach mir. Das ward mir denn doch lästig, und da ich an ihren Turbans sah, daß die Mehrzahl der Knaben keine Türken waren, so fragte ich, ob sie Christen seyen. Als sie mir erwiederten, daß sie katholische Armenier wären, da fand ich es für zweckmäßig, mich auch für einen Katholiken auszugeben, und bekreuzte mich nach katholischer Art, um zu beweisen, daß ich nicht etwa ein Bekenner des griechischen oder armenischen Glaubens sey. Denn jede der drei Kirchen hat ihre besondere Art des Bekreuzens. Nun galt kein Zweifel mehr an der Wahrheit meiner Worte. Im Augenblick waren sie wie umgewandelt; zutraulich und freundlich umringten sie den als einen der Ihrigen, der eben noch der Gegenstand ihres Spottes und Hohns gewesen war. Zu wissen, ich sey ein Iszewi oder Nasrani (Christ), würde nicht genügt haben, um sie so gänzlich umzustimmen; denn die verschiedenen christlichen Kirchen stehen sich hier weit schroffer gegenüber, als im Abendlande. Aber daß ich ein Katholik war, — das nur machte sie vergessen, wie verächtlich ich ihnen eben noch als giaur erschienen. Mit dem Namen giaur, dem arabischen Kafir, Ungläubiger, werden die Franken nicht bloß von den Muhamedanern geschimpft, sondern auch gelegentlich von den orientalischen Christen, seyen sie griechischer, armenischer oder katholischer Religion, obgleich alle diese selbst eben auch nur in die Kategorie des giaur gehören, und von den Türken auch zunächst so gescholten werden. Insofern verliert also das Wort im Munde von Christen seine eigentliche Bedeutung, und bezeichnet nicht sowohl den Nicht-Muhamedaner, als vielmehr bloß den, der als Franke erkannt wird. Der Name Franke, frengi oder firengi, kommt allen civilisirten Völkern Europa's außerhalb des türkischen Reiches zu, und überhaupt auch den Nationen anderer Welttheile, so weit sie europäischen Ursprungs sind und in Sitten und äußerer Bildung mit dem fränkischen Bewohner von Awrapá auf gleicher Stufe stehen. Der Begriff des Frankenlandes, frengistan, ist daher eben so groß als unbestimmt im Sinne der Orientalen. Die annähernde Wortähnlichkeit darf aber nicht dazu verleiten, etwa an Frankreich allein oder vorzugsweise zu denken, was bei den Türken Fransza memleketi, wie sein Bewohner Franzis genannt wird.

Die Knaben forderten mich auf, mit ihnen in die katholische Kirche zu gehen, die uns gegenüber, wenige Schritte oberhalb meines Logis, in derselben Straße lag. Ich schlug es aber ab, da ich vorzog, mir die Stadt und Umgegend anzusehen, und überdies nicht wünschte, die Neuheit in meinem Glauben etwa durch fehlerhafte Ausführung anderer Ceremonien zu verrathen, oder durch ungenügende Auskunft auf die gewiß unvermeidlichen Fragen des Priesters, der gerade jetzt in die Kirche hineinging. Meine abschlägige Antwort störte indeß das gute Vernehmen zwischen uns nicht, und einige meiner neuen Freunde liefen nach Hause, und kamen bald mit Körben voll Kirschen wieder, die sie mir zum Angebinde brachten. Auch frische Rosenbouquets holten sie mir zum Geschenk herbei, und kleine Stäbe, die sie guirlandenartig mit Rosen umwunden hatten. Als ich ihnen einige Pará gab, die sie wohl erwarten mochten, da ward ihre Freude so laut, wie ihre Freundlichkeit groß, und auch die kleinsten Bengel unter ihnen versäumten nicht, für das Gespendete zu danken, sey es durch Worte oder nur durch eine stumme Verbeugung, indem sie die Rechte zur Brust und Stirn erhoben. Dahá bir asdschik wer baná, gieb mir noch ein klein wenig! hieß es dann. Denn

das gänzliche Entbehren ist leichter, als das Aufhören im Nehmen und Genießen, und sie baten so dringend, daß ich mich an das instä̈ndige pa schi schi der kleinen Bonnyer erinnern mußte (s. meine „Notizen über Bonny“ ꝛc. Göttingen 1848). Der Metallglanz lockte selbst die scheuesten in größere Nähe, und gab ihnen Zutrauen genug, um auch durch Betasten des jabandschi (Fremden) ihre Neugierde zu befriedigen, die sie bisher nur durch Besehen aus der Ferne gestillt. Auch meine Neugierde befriedigten sie, und liefen spornstreichs nach Hause, wenn sie selbst nicht Auskunft geben konnten, um für mich die Namen der verschiedenen Berggipfel zu erfragen, die ich in allen Richtungen des Compaß emporsteigen sah. Andere aber, die zu weit nach dem eigenen Hause zu laufen hatten, erbaten sich Auskunft von den Frauen, die auf den flach geneigten Dächern der niedrigen Häuser beschäftigt waren, blau- oder rothgefärbtes Garn und Stücke selbstgewebten Tuchs zum Trocknen auszubreiten, und durch darauf gelegte Steine festzuhalten. Auf meine mehrmalige Nachfrage nach einem der Bergnamen, zog der älteste Knabe aus dem Gürtel ein spannenlanges und daumenbreites messingenes Schreibzeug hervor, was ein kleines Dintefäßchen, und in dem schmäleren Ende die stumpf zugeschnittenen Rohrstöckchen (Kalém) enthielt, die als Schreibfedern benutzt werden. Damit schrieb er mir dann zum besseren Verständniß den Namen des Gebirges in armenischen Buchstaben auf, und als ich ihm eine Bleifeder gab, die er zum ersten Male sah, versuchte er auch mit der zu schreiben, und trug seinen Taufnamen Ewanes (Johannes) zum Andenken in mein Notizbuch ein. Obgleich sie nun aber zutraulich und freundlich geworden, so belästigten sie uns endlich doch; denn die ganze lärmende Schaar umstand dichtgedrängt die niedrige Thür, durch die wir in dem halb unterirdischen Stalle Licht und Luft erhalten sollten. Arisa war bieder in seinem Schlafe nicht von ihnen gestört worden. Als er nun aber erwachte, da säumte er nicht, ihnen ein donnerndes haide gitin (fort, packt Euch!) zuzurufen, und dabei drohend seine Peitsche zu schwingen. Das machte uns indeß nur auf Augenblicke Luft, und sie zogen sich erst dann zurück, als wirklich der eine und andere durch einige Peitschenhiebe zum Weinen gebracht war. Selbst dann genossen sie noch aus sicherer Ferne den selten gebotenen Anblick eines Franken.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen über die Pariser Kunstausstellung von 1850—1851.

(Beschluß.)

Herr Gudin ist nicht blos ein Maler, bei dem die Handgriffe der Kunst ohne mögliche Geheimnisse sind, sondern er ist auch in einem der Genres, die ihm seinen Ruf erworben haben, in dem der Marine, ein Specialist durch und durch. Ich kann es mir schon herausnehmen, zu erklären, daß er ein vollkommener Seemann ist, und daß er unter den Malern, die sich seit Joseph Vernet und den Holländern, unsere Meister, auf das Meer begeben haben, um mit dessen Leidenschaften und Dramen bekannt zu werden, in der Hierarchie der Seemalerei als Admiral obenan gestellt werden muß. Seine Gezwungene Abfahrt ist ein neuer und überflüssiger Beweis der Nichtigkeit der Superiorität, auf welche die Seehäfen so viel Gewicht legen. Die Formen und die Takellage seiner Schiffe sind untadelhaft, und die Manöver, die er sie machen läßt, wären würdig, durch ein Sprachrohr Ruyter's oder Duperre's geboten worden zu seyn. Die Leinewand, von der ich rede, hat also dies unbestreitbare specielle Verdienst, und kein Barkenführer, keiner unserer Küstenlootsen hätte bei dem Anblick des Himmels, dessen Windstöße schon die Fluthen tief aufgewühlt haben, anders manövrirt als diese Barke. Was die angewandte Kunst betrifft, die ist vollkommen, und es würde nicht möglich seyn, den aufrührerischen Anblick der nautischen Natur getreuer und mit einer besseren Wahl des Ausdrucks wiederzugeben.

In dem Uebergange von dem Herrn Gudin zu dem Herrn Francia in Brüssel liegt keine zu große Kluft. Beide lieben das Meer, und Herr Francia ist neben unserm Admiral ein ganz ausgezeichneter Capitain in der Malerei. Aber ich habe heute schon so viel von dem Meere gesprochen, daß ich mich wieder an's Land begeben, und mich mit der schönen Leinewand des Herrn Van Roy beschäftigen will.

Herr Van Roy hat unter der Nummer 2996 ein Gemälde von mehr als mittler Größe in die Ausstellung gegeben, das den Grafen von Egmont darstellt, wie er dem Herzog von Alba Vorwürfe darüber macht, Belgien einer Inquisitorialregierung unterworfen zu haben. Ich will nicht untersuchen, ob in einem so wenig bezeichnenden Umstand ein dramatischer Stoff liegt, der das Verdienst der künstlerischen Ausführung durch das Interesse des Gegenstandes noch erhöhen könnte, sondern will nur bei der ersteren verweilen. Diese Ausführung ist sicherlich die eines ausgezeichneten Malers, dessen Behandlungsweise der Darstellung von großen, der Geschichte entlehnten Sujets durchaus angemessen ist. Sein Colorit ist zugleich verständig und glanzvoll, und in der Vertheilung der Effecte herrscht Harmonie. Die Zeichnung ist bei aller Correctheit geschmeidig, und der Gesammtausdruck des Bildes der Art, daß das Auge, wenn es in all der Masse von Bildern zufällig darauf fällt, unwillkürlich daran haften bleibt. Diese Leinewand ist also wohl geeignet, um bei uns nicht bloß ihren Autor, sondern auch die belgische Schule zu ehren, und wenn ich schließlich einen Effect in der Composition tadle, so thue ich das nur aus dem Drange, meiner Belobung ihren relativen Werth zu geben: Egmont kömmt in dem Eifer seiner Aufwallung dem Gesichte des grausamen Herzogs von Alba mit seiner ausgestreckten Hand zu nahe, und der Stallmeister, der hinter dem Sessel von diesem steht, drückt sein Erstaunen darüber durch eine Gebehrde aus, die mehr einer theatralischen Pantomime als einer natürlichen Leidenschaft ähnlich sieht.

Herr Pieter Van Schendel, ebenfalls von Brüssel, hat ein Gemälde (unter No. 2998) eingesandt, welches eine holländische Stadt darstellt, die vom Mond beschienen wird, während als Contrast auf eine Gruppe im Vordergrunde der Widerschein einer Art von Laterne fällt. Diese Leinewand, aus der Schule von Metzu, wird eben ihrer Sonderbarkeit wegen viel aufgesucht. Diese Art von Malerei, die in der französischen Schule nicht

vorkömmt, hat ihre Neugierigen und ihre Lacher. Man kann sich bei uns, mindestens in dem großen Haufen, keinen Begriff von solchen Kraftsprüngen machen, wie die, ein Gestirn mit einem Lampion kämpfen zu lassen. Ich meinestheils gestehe, daß diese Nachahmungen eines der Naturaspecten mir in ihrer niederländischen Gemüthlichkeit schon gefallen. Ich habe gehört, wie mehr als ein Künstler in lautem Entzücken vor den unter diesem Lichte so scharf hervortretenden Gesichtern ausgebrochen ist, und dabei ist der Name Meissonnier genannt worden, weil man sich unstreitig nicht sofort eines der Maler von der Schelde erinnerte, die in den Cabinetten der Dilettanten der auf frischer That aufgefaßten Wahrheit aufgestellt sind.

Das Bild des Herrn Van Schendel hat, wie gesagt, Erfolg, und selten ist der Raum, den es in einem günstigen Winkel einnimmt, frei von lächelnden Beschauern. Was mich betrifft, so spricht mich der Realismus der Gruppe des wohlaussehenden Fischhändlers und der niedlichen Käuferin wohl an, nicht aber der Fonds des Bildes, der, wahr als Ton, als Zeichnung eine Härte und eine Bestimmtheit hat, die sich in dem Dunste eines Mondscheinabends hätte verwischen müssen.

Da ich eben in diesem Saale bin, so will ich auch ein Wort über die Strafe des Tantalus sagen, eine niedliche Leinwand, auf welcher ein zweiter Brüsseler, Herr Joseph Stevens, einen wackeren Hund abgebildet hat, den sein zu kurzer Strang in einer respectvolleren Ferne, als ihm lieb ist, von Fleisch entfernt hält, das vor ihm auf einem Tische liegt. Diese Leinwand, die zugleich in einer sehr breiten und vollendeten Manier gemalt ist, scheint dem Herrn Stevens in dem speciellen Genre Erfolg zu versprechen, welchem Landseer in London und Jadin zu Paris durch das Verdienst des Ausdrucks ein wahres Interesse zu geben gewußt haben. Das Studium der Instincte und der Leidenschaften bei den Thieren, wenn man dies letztere Wort der Menschheit entlehnen darf, haben seit einigen Jahren höchst interessante und geistreiche Erklärungen in der Kunst gefunden. Man weiß, welche Folge von wahren kleinen Meisterwerken Granville besonders in der Zeichnung zu schaffen gewußt hat, indem er Lafontaine's Fabeln illustrirte und das merkwürdige Buch: die durch sich selbst geschilderten Thiere, verfaßte. Meines Bedünkens hat man diesen reizenden Zeichnungen eines wahrhaft originellen Meisters, der ein Genre geschaffen hat, indem er dasselbe mit einer unglaublichen Gewandtheit der Hand und einem höchst lieblichen Geiste der Erfindung und der Ingenuosität geübt, nicht die ihnen gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Also in diesem Genre, nur klarer dargelegt, so weit der Pinsel über dem Crayon und dem Holzschnitte im Vortheil ist, scheint Herr Stevens mir zu ächten Successen berufen zu seyn. Der Ausdruck seines Hundes ist vortrefflich: die Nüstern ziehen sich lüstern zusammen, das Auge ist feucht vor ungestillter Begier, und in der ganzen Schnauze spricht sich die lebhafte Sinnlichkeit aus. Das Fell des Thieres ist wohlbehandelt, und wenn ich etwas tadeln möchte, würde es der zu schwache Eindruck des Stranges am Halse des Tantalus bei dessen Kraftanstrengung seyn. Dies ausgenommen, und es ist wenig, könnte dies Bild, wenn gestochen, in Aqua-tinta ohne Nachtheil neben den Kupferstichen von Landseer bei unsern Bilderhändlern seinen Platz einnehmen.

Die riesige Composition des Herrn Müller, der einer unserer in Ruf stehenden jungen Künstler ist, bekannt unter der Benennung „Appell der letzten Opfer der Schreckenszeit," nimmt fast eine ganze Wand des großen viereckigten Saales ein, und man hat berechnet, daß in ihrer Oberfläche Alles aufgehen könnte, was die gesammte Zulassungs-Jury selber in die Ausstellung gegeben hat.

Herr Müller hat, indem er einer verabscheuungswürdigen Zeit diese Blattseite einer Erinnerung entlehnt, die ich für unnütz, wenn nicht selbst gefährlich halte, es sich angelegen seyn lassen eine möglichst große Anzahl von Portraits darin anzubringen. Die Geschichte sagt uns, daß die Zahl dieser Verurtheilten fünf und sechszig betrug, und daß es sämmtlich auserlesene Opfer waren, so, daß Fouquier-Tinville recht seine Lust daran haben konnte. Man zählte darunter eine Prinzessin, deren Name (Prinzessin von Chimay) mit der Geschichte der Niederlande verwebt ist, Marquis und Comtessen, zwei Dichter, einen Bischof und eine Schauspielerin. Diese weltliche, kokette Mischung trägt vielleicht die Schuld, daß das Werk des Herrn Müller nicht das Grausen einflößt, welches es außerdem einflößen sollte. Auf dem Bilde figuriren außer der Prinzessin von Chimay, welcher die Henkersknechte eben den Armensünderkarren besteigen lassen, an besonders bekannten Personen noch die folgenden: der Vicomte de Vigney, Großvater väterlicherseits unsers Dichters: der Marquis von Montalembert, auch der Großvater eines anderen, jedoch minder ernsten Academikers; die Fürstin von Grimaldi-Monaco, Großmutter des Fürsten Florestan I., des kleinen Monarchen, der von seinem Pariser Erdgeschosse aus sein widerspänstiges Fürstenthum regiert; Mademoiselle Leroy, von der Comedie-Française; die Wittwe des Marschalls von Senectere; die Gräfin von Nordonne-Pelet; die Marquisin von Colbert, Enkelin des großen Ministers; Herr Sommerson, Kammerdiener der Tanten Capet's (wie der Moniteur vom 7. Thermidor des Jahres 1794 sich ausdrückt); Riquet, die Frau des Friseurs der Frau des verstorbenen Capet's (nach gleicher Quelle); der deutsche Baron von Trenck; der Bischof von Agde, Graf von St. Simon; die Gräfin von Perigord; die Marquisin von Requelaure, deren Großvater an einem Tage wie dieser auch wohl das Lachen vergangen seyn würde; der Graf von Crequi-Montmorency; Loison, Director des Theaters in den elysäischen Feldern, und endlich, unter einer Menge Leute von verschiedenem Gewerbe, ein Schriftsteller, Roucher, und ein Dichter, unter all diesen Opfern das berühmteste, nämlich André Chenier.

Herr Müller hat diesem Letzteren den meist in die Augen fallenden Platz seines großen Bildes gegeben. Drückt die Physiognomie des Märtyrer-Poeten wohl den letzten Gedanken aus, den er gehegt haben soll? (Und doch war — Stoff dazu vorhanden!) Ich möchte das nicht behaupten. Die äußeren Züge sollen sehr ähnlich seyn, indem Herr Müller Gelegenheit gehabt hat, sich vollkommen authentische Portraits zu verschaffen. Das ist schon etwas! Aber da thut es mir leid um die erträumte Auszeichnung. Wenn er so gewesen wäre, hätte er sich wie ein gewöhnlicher Handwerksmann mit in den Haufen verlieren können, und der Dichter erscheint mir in dieser feierlichen Stunde, wo ihn ein gewaltsamer und scheußlicher Tod ruft, ohne Aureole!

Das Ganze des Gemäldes des Herrn Müller sieht meines Erachtens einem immensen Greuze ähnlich. Das ist dieselbe Koketterie in der Haltung, in der Kleidung, in den Seidenfetzen, in den angenehmen Gebehrdungen, die man in dem Kranken Großvater und in der Dorfbraut antrifft. Man sieht wohl, daß der junge Künstler seinen Ruf in einem minder feierlichen und minder schaurigen Genre gewonnen hat. Hatte er Recht in dem politischen Interesse einer Heraufbeschwörung, welche in den jetzigen Zeitläuften Vielen peinlich, widerwärtig seyn kann, einen neuen Weg des Succesſes zu suchen? Der Künstler mag sich Antwort geben, wenn er alle Kritiken über sein — laßt uns das Wort aussprechen — ehrsüchtiges Werk hat untersuchen können. Was mich betrifft, ich glaube aufrichtig, daß Herr Müller, der schon mit Recht eines Rufes genießt, besser daran gethan hätte, diese immense Blattseite nicht den Blicken der Söhne der Würger und der Erwürgten darzubieten. Man hat seit drei Jahren mehr als einmal eigenthümliche Stimmen im Finstern Drohungen murmeln hören, die den Pinsel dieses Beschwörers hätten festhalten können! Man sagt, das blutige Gespenst jener bösen Tage schleiche zuweilen in den drohenden Tiefen des Socialismus herum... Wie wollen Sie denn, daß der Geist sich hinlänglich von diesen vagen Befürchtungen losmache, damit man alle die Zeit, die Ihr Talent verdiente, vor der Unbedachtsamkeit dieses neuen Werkes Stand hielte? Unstreitig enthält diese immense Leinewand die sehr großen Eigenschaften, welche dem Herrn Müller einen fast eminenten Namen in der Kunst erworben haben. Aber noch einmal, hat er in der Gefahr seines Versuches die nöthigen Elemente gefunden, auf daß sein Talent sich eben so sehr vergrößert zu haben schiene, als seine Leinewand? Ich fürchte in der That, daß das zu bezweifeln ist, und seiner Composition scheint mir selbst die Einheit zu fehlen, die man von jeder Scene verlangt, über welcher ein und derselbe Gedanke herrscht, in der eine und dieselbe Leidenschaft zuckt, die ein und derselbe Schrecken schwellt!

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von **Robert Prutz** und **Wilhelm Wolfsohn.**

Leipzig, Verlag der J. C. Heinrichs'schen Buchhandlung. 1851.

Groß-Octav. *)

Von dieser neuen Zeitschrift, deren Tendenz durch den früher veröffentlichten Prospectus genügend bekannt geworden, erscheinen jährlich 24 Hefte, welche regelmäßig zu Anfang und in der Mitte eines jeden Monats ausgegeben werden. Je 12 Hefte bilden einen Band, zu welchem ein Titel nebst vollständigem Inhaltsverzeichnisse geliefert werden.

*) Durch Zufall verspätet. Es ist bereits auch das zweite Heft des „Deutschen Museums" ausgegeben.

Dürfen wir von dem gediegenen und interessanten Inhalte des ersten Heftes auf den Inhalt der folgenden schließen, so werden wir eine Reihe von Mittheilungen erhalten, die dem Museum Ansprüche auf einen Platz neben ähnlichen älteren deutschen und neueren englischen und französischen journalistischen Unternehmungen zusichern. Dieses erste Heft bringt nämlich: Zu Goethe's Leben. Von Adolf Schöll. (Das Urbild Charlotten's in den Geschwistern: Frau von Stein.) — Ueber innere Mission. Von Karl Gutzkow. Gutzkow sagt unter Anderem: „Schon jetzt tritt in Amerika und England, auf dessen Wohlthätigkeitsanstalten sich die deutsche innere Mission so oft beruft, das Liebeswerk der Rettung und der Heilung unsrer Gesellschaftsschäden viel harmloser, viel mehr als Ausfluß eines nationalen Ehrgefühles und einer reinen mildgestimmten Humanität auf, als bei uns. Der christliche Stempel fehlt natürlich auch dort nicht; allein weit mehr als bei uns wird das innere Behagen Derer sichtbar, die das Gute thun, um sich selber zu genügen. Die werbende, wühlende, zelotische Absichtlichkeit fehlt. Man giebt und straft mit dem Geben nicht. Man hat zunächst den Himmel, dann aber auch die Ehre eines großen Volkes vor Augen, die Consequenzen freier Institutionen, deren Mißstände man auszugleichen hätte. Man will dort nicht mehr mit diesen Werken der Liebe sagen, als die Unzulänglichkeit des Staates ergänzen und eine Lücke des Weltplans ausfüllen. Man gebe England eine neue Verfassung und stürze die Verhältnisse um, auf welche sich dort das Uebermaß der ungleichen Vertheilung der Güter des Lebens gründet, und man würde jenem antiken Motive der Staatstugend, das allein schon ausreicht, das Elend und die Verbrechen der Gesellschaft zu überwachen, jenseit des Canals fast völlig gleichkommen. Und von Amerika zu sprechen, so erinnern wir nur beispielsweise für die dortige Auffassung der inneren Mission an die klare, ruhige, humane Art, mit der die von dorther entsandten Friedensapostel in der Frankfurter Paulskirche sich als wirkliche Boten der Liebe zu erkennen gegeben haben." — Die Philologie im Allgemeinen und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Rede zur Eröffnung der eilften Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, am 30. September 1850 zu Berlin gehalten von August Böckh. Die Herausgeber bemerken dazu: „Wir freuen uns, vorstehende Rede, welche demnächst in den Verhandlungen der eilften Philologenversammlung erscheinen wird, den Lesern des deutschen Museums durch die Güte des Herrn Verfassers schon jetzt mittheilen zu können. Bei der Bedeutsamkeit derselben erschien es um so wünschenswerther, sie über den Kreis der nächsten Fachgenossen hinaus zu verbreiten." Und in der That verdient diese treffliche Rede Verbreitung in den weitesten Kreisen! Wir wiederholen nur den Schluß: „Wer könnte weniger antik sein als Jean Paul? Desto gewichtiger ist es, wenn dieser feinfühlende Humorist sagt: „die jetzige Welt versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zu dem Jahrmarkte des spätern Lebens nähme." Und hätten nicht auch wir Staatsmänner gehabt und hätten sie noch, welche die hohe Bedeutung der classischen Bildung für uns erkannt und diese in sich aufgenommen und ihre Verbreitung durch den Unterricht gewollt haben, so müßten wir beschämt zurücktreten, wenn ein französischer Staatsmann, wenn Thiers uns belehrt: nicht bloß Worte seien es, welche der Jugend mit dem Latein und dem Griechischen gelehrt

würden; es seien edle und erhabene Dinge, es sei die Geschichte der Menschheit in einfachen, großen und unauslöschlichen Bildern; und in unserm Jahrhundert die Jugend von der Quelle des einfachen antiken Schönen zu entfernen, sei nichts anderes als unsere sittliche Erniedrigung beschleunigen. „Lassen wir die Jugend im Alterthum, wie in einer sturmlosen, friedlichen und gesunden Freistatt, die bestimmt ist, sie frisch und rein zu erhalten!“ So lange noch solche Stimmen erschallen (und sie sind nicht so vereinzelt, und werden sich, je mehr die Ruhe in die Gemüther zurückkehrt, noch mehren,) so lange ferner die Philologen selber das Ihrige thun, und die großen Häupter der Wissenschaft, unter denen wir seit der Zeit der letzten Zusammenkunft den Tod des edlen Gottfried Hermann zu betrauern haben, durch verwandte kräftige Geister werden ersetzt werden, vertraue ich, die Besorgnisse für unsere Studien nicht besonders theilend, jener urkräftigen Macht des Alterthums eben so sicher, als Ovid der Unsterblichkeit des Aratos, die, obgleich dieser kein Stern erster Größe an dem Himmel antiker Bildung ist, sich dennoch glänzend bewährt hat. Haben diese Studien weit schlimmere Zeiten, haben sie die Völkerwanderung und das ganze Mittelalter, haben sie den dreißigjährigen Krieg überdauert, in welchem fast gänzlich erloschen, sie dennoch bald wieder zu schöner Blüthe erstanden sind, so werden sie auch die Zeit der neuesten Wirren überdauern, denen selber sie, zumal für das zerrissene deutsche Vaterland ein heilsames Gegenmittel in der leider zu oft überhörten politischen Weisheit des Alterthums bieten können.“ — Der letzte Sommer Lenau's. Erinnerung und Betrachtung von Berthold Auerbach. — Gedichte. Der Kampf auf dem Isenstein. Aus einer Tragödie: „Siegfrieds Tod“ von Emanuel Geibel. Cromwell. Dramatisches Fragment von Julius Mosen. — Literatur und Kunst, Kritische Betrachtungen (denn hier wird mehr als Recensionen im strengeren Wortsinne gegeben) über: Deutscher Musenalmanach, herausgegeben von Gruppe; Germania; (von Wolfsohn;) Karl v. Raumer's Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814; Groß' Erinnerungen aus den Kriegsjahren; Bildnisse berühmter Deutschen; Deutsche Zeitgenossen; Gallery of illustrious Americans; (von Prutz.) Der Prospectus spricht sich über diese kritischen Leistungen des Museums so aus: „Auf die Ehre, ein vollständiges kritisches Repertorium der neuesten Literatur zu sein, oder als Prügelbank zu dienen, für die Sünden unbedeutender Autoren, leistet das Deutsche Museum dabei gern Verzicht. Es wird sich die Grenzen seiner kritischen Besprechungen im Gegentheil ziemlich eng stecken, indem es sich überall nur auf das wahrhaft Bedeutende, wirklich Eingreifende, beschränkt; nöthigenfalls wird es seine Leser lieber an ein gutes altes Buch erinnern, als ihnen ein schlechtes neues durch kritische Zuthat pikant zu machen suchen.“ — Correspondenz: Briefe aus Berlin (politischen Inhalts) und aus Hamburg, I., von Feodor Wehl.

Wir müssen noch ausdrücklich bemerken, daß auf den 88 Seiten dieses Heftes bei zweckmäßiger typographischer Einrichtung, wie schon aus obiger Anzeige ersichtlich, sehr Viel geliefert ist. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist 3 Thaler.

Hoffmann.

Allgemeiner Gesuchs- und Offerten-Anzeiger
für den gesammten
deutschen Buch- und Antiquar-Handel
und die mit ihm verwandten Geschäftszweige.

Das „Organ des deutschen Buchhandels“, über welches wir von Zeit zu Zeit berichteten, hat in der bisherigen Form zu erscheinen aufgehört. Statt desselben geben die Herren Heinrich Burchhardt, als Redacteur, und Herr Th. Grieben, als Verleger, in Berlin jetzt heraus: „Allgemeiner Gesuchs- und Offerten-Anzeiger für den gesammten deutschen Buch- und Antiquarhandel und die mit ihm verwandten Geschäftszweige“. Der „Anzeiger“ erscheint, nach Maaßgabe des eingehenden Stoffes, wöchentlich ein- oder zweimal in einem halben Quart-Bogen und wird an alle Buch-, Kunst-, Musikalien- und Antiquariats-Handlungen gratis versandt, auch an diejenigen bedeutenderen Bibliotheken und an die Mehrzahl der Antiquare, die nicht mit dem Buchhandel in directem Verkehr stehen. — Es bedarf wol keiner weitläufigen Auseinandersetzung, daß ein solches Hülfsmittel dem Buch- und Antiquarhandel von großem Nutzen sein wird; wir glauben jedoch Vorsteher von öffentlichen und Besitzer von Privat-Bibliotheken besonders auf dasselbe aufmerksam machen zu müssen, da ihnen hier Gelegenheit geboten wird auf sehr einfachem Wege ihre bibliothekarischen Wünsche auszusprechen und sie, wenigstens theilweise, befriedigt zu sehen. — Herr Burchhardt, der sich seit 17 Jahren mit der Redaction des „Organs für den deutschen Buchhandel“ beschäftigte, wird das neue Unternehmen gewiß mit reger Thätigkeit und Umsicht leiten.

Hoffmann.

Kleine Notizen
über
Literatur, Kunst und Musik.

Prof. Droysen wird in Kurzem die Literatur der Freiheitskriege durch die Herausgabe der Denkwürdigkeiten des Grafen York vermehren.

Prof. Bülau hat so eben den zweiten Band von seinen „Geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen“ erscheinen lassen; unter anderen Mittheilungen enthält derselbe: Der Königstein und seine Gefangenen.

H. Klencke bietet dem deutschen Volke das neueste Werk seiner Feder: „Alexander von Humbold, ein biographisches Denkmal.“

In Bändchen von 15 bis 20 Bogen erscheint ein periodisches Werk unter dem Titel: „Das deutsche Volk“, das sich den Zweck setzt, durch Darstellung der Vergangenheit und Gegenwart unserer Nation zur Begründung ihrer Zukunft beizutragen. F. W. Barthold wird darin eine Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums liefern.

Von R. Walter sind so eben „Parlamentarische Größen" erschienen, in denen biographisch die hervorragendsten Persönlichkeiten der durchlebten Revolutionszeit besprochen werden.

Frédérik Bastiat, einer der bedeutendsten national-öconomischen Schriftsteller des heutigen Frankreichs, ist am 24. Dec. in einem Alter von 47 Jahren zu Rom gestorben.

Die Schweiz hat gegenwärtig 204 Zeitungen.

Schiller's „Kabale und Liebe" ist in's Czechische übersetzt worden und wird ehestens in Prag zur Aufführung kommen.

Die Malereien in der Berliner Schloßkuppel gehen ihrer Vollendung rasch entgegen.

Eine Broncestatue Samuel Hahnemann's, des in Leipzig gebornen und in Paris gestorbenen Erfinders der homöopathischen Heilmethode, wird gegenwärtig in Rom gearbeitet und soll nächsten August auf der Leipziger Promenade aufgestellt werden.

Horace Vernet hat von der französischen Regierung für ein großes Bild, welches Louis Napoleon zu Pferde darstellt, 80,000 Francs erhalten.

Jenny Lind hat dem Vernehmen nach aus Amerika bis jetzt nicht mehr als 150,000 Dollars nach Hause geschickt.

Die Cellospielerin Elisa Christiani hat ein Concert in Peterpaulshafen auf Kamtschatka gegeben!

Die alte, aber köstliche Oper: „Der lustige Schuster", ist in's Czechische übertragen und wird demnächst zur Aufführung kommen.

In Berlin bereitet man die heroische Oper: „Wilhelm von Oranien", componirt von C. Eckert, zur Aufführung vor.

Miscellen.

Kertbeny's deutscher Uebersetzung von Alexander Petöfi's Bauern-Mährchen: „Der Held János", über welches wir in Nr. 122 des Jahrganges 1850 unserer Zeitschrift berichtet haben, ist jetzt auch im Athenaeum, No. 1210, Jan. 4., S. 16. 17, ein Artikel gewidmet und dort eine Stelle der Dichtung, in's Englische übertragen, mitgetheilt. Dem Setzer wird es zuzuschreiben sein, daß statt Petöfi stets Petösi gedruckt ist.

In derselben Nummer des Athenaeum befindet sich ein Aufsatz von Albert Cohn in Berlin: Shakespeare on the early german stage (S. 21. 22.) und eine Notiz von Edward B. Cowell: Sanscrit Metres überschrieben.

Unter den in No. 1211, Jan. 11, desselben Journals besprochenen Büchern werden belobt: Transactions of the Kilkenny Archaeological Society. Vol. I. Dublin.

Von Herrn George Hogarth's (— Secretair der philharmonischen Gesellschaft in London und Ehrenmitglied der philharmonischen Gesellschaft in Paris —) Werke: The Musical Drama ist eine neue Auflage unter dem Titel: Memoirs of the Opera in Italy, France, Germany and England, in zwei Octavbänden bei Richard Bentley erschienen. Die angeführte Nummer des Athenaeum giebt unter der Rubrik: Music and the Drame, eine Anzeige dieser Memoirs. H.

Mit der Ueberschrift: „Wieder eine der Lieblichkeiten des amerikanischen Sclaventhums," erzählt der englische Globe, daß unlängst ein Geistlicher in Nord-Carolina zu einer einstündigen Ausstellung im Stock, dreißig Hieben auf dem bloßen Rücken, und einjährigem Gefängniß verurtheilt worden sey, weil er einem kleinen (Sclaven-) Mädchen eine Abschrift der zehn Gebote mitgetheilt habe.

Unter den Artikeln, welche durch die spanische Regierung von Madrid zu der großen Ausstellung in dem Londoner Glaspalaste eingesandt werden sollen, befindet sich auch eine sechszehnpfündige Haubitze, merkwürdig vollkommen und von schönem Bau, dabei so leicht, daß sie auf dem Gestell eines Vierpfünders ruht. Sie ist im Jahr 1837 durch die Carlisten in der Stückgießerei zu Oñate gegossen worden, und gehörte mit zu den Geschützen, welche Maroto an Espartero auslieferte, als dieser den Tractat von Bergara unterzeichnete.

Nach der neuesten Nummer des Pekin-Moniteurs, sollen mehrere Dschunken unter dem Befehl eines Mandarinen dritter Classe vor sechs Wochen mit Passagieren, welche an der großen Londoner Ausstellung Theil nehmen wollen, von Canton abgegangen seyn, und können bei günstigem Wetter, von Dampfböten in's Schlepptau genommen, innerhalb eines Monats in der englischen Hauptstadt eintreffen. Jede Dschunke hat vier Familien an Bord, meistens der Classe der Theehändler und der Porcelanverkäufer angehörend.

Viele englische Blätter rügen, und wohl mit Recht, die hervorstechende Partellichkeit des Lord Hollands in seinen Reminiscenzen für den Fürsten Talleyrand und für Philipp Egalité, im Gegensatze zu einer feindseligen Gesinnung gegen die unglückliche Königin Marie Antoinette.

Zur Aufnahme in das Corps von Nachtwächtern, die in den angesehensten Städten Frankreichs fungiren sollen, waren jüngst schon über 5000 Anmeldungen bei dem Polizeipräfecten zu Paris eingegangen. Dies neue Corps soll aber nur aus ausgedienten Militairs von ganz untadelhafter Aufführung gebildet werden und militairisch organisirt seyn.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 13. Mittwoch, den 12. Februar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Skizzen aus der asiatischen und europäischen Türkei.

Von Herman Keeler, M. D.

(Fortsetzung.)

Artwin hat ungefähr fünfhundert katholisch-armenische und einhundert armenische Häuser, und außerdem eine beträchtliche türkische Bevölkerung. Es liegt in bedeutender Höhe über dem linken Ufer des etwa eine halbe Stunde entfernten Tschorukhu, und zieht sich mit Gärten und vielen Feldern am östlichen Abhang des Berges hin, von dem seine höchstgelegenen Häuser noch um einige hundert Fuß überragt werden. Mit Ausnahme der Hauptstraßen im höchsten Theile der Stadt, namentlich des Basar und seiner Nachbarschaft, die gerade sind und sich in horizontaler Richtung erstrecken, sind die meisten Straßen außerordentlich steil und in unregelmäßigen Krümmungen am Abhange hinabgeführt, und von mehreren Bächen überrieselt, die zum Tschorukhu hinabstürzen. Die Häuser sind theils von gehauenem Stein, theils von Balken oder Brettern gebaut, und ihre Bedachung besteht meist in Brettern, die mit Steinen beschwert sind. Manche Wohnungen sind auch mit Ziegeln gedeckt. Da die Dächer zum Bleichen der Leinwand und zum Trocknen des gefärbten Garns und Tuchs benutzt werden, so sind sie gewöhnlich mit einer Luke versehen, durch die man aus dem Innern des Hauses hinaussteigen kann. Sie sind aus demselben Grunde so flach geneigt, daß man auf ihnen umhergehen kann, obgleich sie keinerlei Geländer oder Brustwehr an den Seiten haben. Die Einwohner sind industriös, betreiben Färberei und verfertigen vorzugsweise Wollen-Garn, grobe Tuche und leinene Zeuge. Die Färbereien liefern besonders blau- und rothgefärbte Stoffe. Bei dem abscheulichen Zustande der Wege ist zwar der Waaren-Transport sehr mühsam, aber dennoch ist der Handel beträchtlich, und die Verbindung mit Georgien, Persien und den größeren türkischen Handelsplätzen lebhaft. Die Entfernung Artwins beträgt in Wegstunden: von Batum 18 St., von Kars 24 St., von Erserum 96 St., von Trebisond 60 Stunden.

Mehrere gesonderte Bergzüge und einzelne Gipfel der Umgegend, die besonders hervorstechend sind, liegen von Artwin in folgenden Compaßrichtungen: In Osten das Tolgom-Gebirge; in Nord bei Ost das Koilar-Gebirge; in Süd bei Ost das Medra-Gebirge; in Nord-Ost bei Ost das Kadschal-Gebirge, was stellenweise noch mit Schnee bedeckt war. Außerdem liegen in Ost halb Süd das Jussuf-Bey-Szerai, in Nord-Ost bei Ost das Szaneebeck-Szerai, in Ost-Nord-Ost das zerstörte Ali-Bey-Szerai, und in Nord-Ost die oben erwähnte große genuesische Burgruine auf dem hohen und senkrechten linken Felsufer des Tschorukhu.

Die katholischen Armenier besitzen eine aus gehauenem Stein gebaute Kirche, die recht stattlich aussieht, aber noch nicht ganz vollendet war. Ihr geistliches Oberhaupt ist jetzt ein Bischof, der in dem armenischen Kloster bei Venedig erzogen worden ist. Der Basar wird von mehreren Straßen gebildet, deren Läden mit georgischen und persischen Waaren stets wohl versehen sind. In seiner Nähe stehen einige große Chans, die gewöhnlich ganz voll sind von Handelsreisenden und ihren Waarenballen. Es sind dies große hölzerne oder steinerne Gebäude, die über dem Erdgeschoß meist noch ein anderes Stockwerk haben, und einen offenen, viereckigen Hof umschließen, der für die Lastthiere als Stallung und für die Waaren als Magazin dient. Die Mauer des Chan pflegt in diesem Theile des Orients nach außen hin zu größerer Sicher-

heit höchstens einige kleine Oeffnungen zu haben, die eher Luftlöcher als Fenster gleichen. Nur ein einziges, wohlverwahrtes Thor führt hinein, und in den Hofraum, in welchem durch Brunnen oder Cisternen für den Wasserbedarf der vielen zweibeinigen und vierbeinigen Gäste gesorgt ist. Im oberen Stockwerke ist eine Menge von einzelnen verschließbaren Zimmern, die auf einen Corridor münden, der über dem Hofe an dem ganzen Stockwerk hinläuft. Die Zimmer werden für ein Geringes an solche Reisende vermiethet, die einen längeren Aufenthalt beabsichtigen. Sie enthalten aber keinerlei Art von Mobilien, und man findet, außer einem Feuerplatz, in ihnen höchstens noch eine um vier bis sechs Zoll erhöhte Stelle des Fußbodens, die der Länge und Breite eines gewöhnlichen Teppichs entspricht, wie ihn die Orientalen auf Reisen bei sich führen. Auf dieser Erhöhung wird dann der Teppich ausgebreitet, um bei Tage als Sitz, bei Nacht als Lager zu dienen. Die Waarenballen, das Gepäck, die Waffen und das Pferdegeschirr des Reisenden werden ebenfalls in demselben Zimmer untergebracht. Selten ist in der äußeren Wand des Zimmers ein kleine Fensteröffnung angebracht, und die Thür vertritt daher dessen Stelle und steht für gewöhnlich offen. Verläßt aber der Reisende sein Zimmer auf einige Zeit, so verschließt er es und giebt den Schlüssel dem chandschi selbst, oder dem odah baschi, das ist Zimmer-Aufseher, der überhaupt das Amt hat, für Ordnung und Sicherheit innerhalb des Chan zu sorgen, und deshalb Menschen, Thiere und Waaren unter seine polizeiliche Oberaufsicht nimmt. Für die Bereitung der Speisen hat der Reisende selbst zu sorgen, da die Chans nur Einkehrhäuser, aber keine Speise-, oder eigentliche Wirthshäuser sind. So voll die Chans zu seyn schienen, so würde sich doch wohl noch ein Plätzchen für uns in einem derselben gefunden haben, wenn nicht Arifa, vermuthlich aus besonderen Beweggründen, von vorn herein auf die Möglichkeit, dort Unterkunft zu finden, verzichtet hätte. Da wir indeß nur eine Nacht in Artwin bleiben wollten, so konnte ich mich um so eher zufrieden geben, sie in einem so schlechten Local überstehen zu müssen, als uns die Atmosphäre des Pferdestalles die angenehme Gewißheit gab, von jenen nächtlichen Peinigern verschont zu bleiben, die sonst in guten, wie in schlechten Häusern hier zu Lande eine Freistätte haben.

In buntscheckiger Gruppirung sah man auf dem Basar und in den Chans die verschiedenen Costume Klein-Asiens und der kaukasischen Länder neben einander. Eine so große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit nicht bloß in der Kleidung, sondern auch in der Gesichtsbildung und im ganzen äußeren Menschen, je nach der Nationalität, wie sie im Frankenlande nirgends auf einem Fleck gleich geringen Umfangs wahrzunehmen ist. Da saßen schlanke Perser auf einem Filzteppich, und tranken ihr Schälchen Thee (tchai), reichlich mit Zucker versüßt und mit Limonensaft gewürzt. Hohe Mützen aus schwarzem Lammfell hatten sie auf; eine lange Locke ihres schwarzen Haares hing vor dem Ohre herab. Geschwätzig priesen sie dem Vorübergehenden den weißlichgelben feinen Tambaki (persischer Tabak) an, der aus der Gegend von Schiras gebracht wird, und höflich luden sie diesen und jenen ein, an ihrem Thee Theil zu nehmen. Schnell im Wort und lebendig im Blick und Geberde, hatte keiner von ihnen Zeit, nach türkischer Art in Muße ein Tschibuk zu rauchen. Aber das persische Kalien ging im Kreise herum, und nach wenigen Zügen in die Hand eines anderen. Es ist dies eine Pfeife, deren zwei hölzerne Röhre unter spitzem Winkel mittelst eines birnförmigen Glasgefäßes, was mit Wasser gefüllt ist, communiciren. Das eine Rohr wird senkrecht gehalten, und trägt eine becherförmige metallene Kapsel, worin der Taback und auf ihm die Kohle liegt. Das andere Rohr ist mit einem Mundstück wie das der gewöhnlichen türkischen Pfeife versehen. Daneben saßen Georgier, mit niedrigen breiten Lammfellmützen und in kurze dunkle Röcke gekleidet. Ihre braunen Stiefel waren an der Spitze schnabelförmig lang gezogen und wie ein kleines Horn in die Höhe gebogen. Sie hatten seidene Zeuge zum Verkauf, die wohlfeil und stark, aber weit gröber und von ungalerem Faden sind, als die persische Seide. Schwarz beturbante Armenier boten ihre Garne und Tuche feil, und unter den Spezereien des Südens saßen als zufällig durchreisende Besucher bei der nargilèh-Pfeife einzelne Araber, deren Teint durch den weißen Turban noch dunkler erschien. Ihre scharf ausgeprägten Züge stachen auffallend von dem ruhigen Gesicht des phlegmatischen wohlgenährten Türken ab, der natürlich in Artwin am zahlreichsten repräsentirt war. Waffen und Sattelzeug, Schuhwerk und Kleidungsstücke, Taback, Lebensmittel und Zuckergebäck waren hauptsächlich bei ihm zu haben. Letzteres schien bei den Frauenzimmern die meiste Kundschaft zu finden, und dicht verhüllte Türkinnen, deren umfangreiche Formen durch das weiß und blaue Manteltuch (feradschèh und tscharschàf) und die weiten gelben Ueberziehstiefel ganz unkenntlich gemacht, besuchten in Menge den Laden des halwadschi (Conditor). Auch kleine armenische Mädchen sahen sehnsüchtig nach den Süßigkeiten hin, und konnten sich kaum von ihrem Anblick trennen, um dem scheltenden Ruf der Mutter zu folgen. Die Haare der Kleinen hingen platt gekämmt über den Nacken herab und waren mit schwarzen seidenen Schnüren durchflochten, die sich unten zu einem breiten Bande vereinigten und wie ein Bergmanns-Leder den Rücken bedeckten. Lüstern blickten ärmliche und rohe Lasen unter den Schätzen des Basar umher. Statt des Turban hatten sie den Kopf nur mit schmutzigen Leinwandstreifen umwunden. Der nackte Fuß und die schlechte Kleidung von braunem Zeug verriethen die Armuth der kräftigen Männer. Aber vom Gürtel hing an ledernem Riemen ein messingenes Oelfläschchen herab, und durch dessen Benutzung war die sicher treffende Büchse, der größte Schmuck und Reichthum des Lasen, im besten Stande. Mit ihrer Beihülfe, so schienen sie zu denken, konnte möglicher Weise ein Theil der Waaren auf dem Transport zur Küste hinab in andere Hände gelangen. Auch einzelne Tscherkessen sah man unter den Gruppen der Marktleute. Der trotzige Blick schien für sie so characteristisch zu seyn, wie die eigenthümliche Kleidung. Eine niedrige, aber radförmige, sehr breite Pelzmütze beschattete das Gesicht und gab ihm einen noch auffallenderen Ausdruck von Wildheit. Der braune Oberrock reichte bis über die Knie herab, und hatte auf beiden Seiten der Brust eine Tasche, aus der ein halb Dutzend Patronen hervorragte. Am ledernen Gürtel war die zweischneidige Kama befestigt. Zu den eigenthümlichsten Trachten gehörte auch die der armenischen Geistlichen. Ein hoher schwarzer Hut, oben sehr breit und viereckig, nach Art der Uhlanen-Tschapkas, ist das auffallendste Stück ihres Ornats. Denn ein schwarzes breites Stück Zeug fällt von seinem oberen Rande schürzenartig über den Rücken herab. Ein weiter sackartiger Oberrock von

dunkelblauem Tuch, mit weiten und langen Aermeln, hängt bis auf die plumpen schwarzen Stiefel hinab. So ritten sie durch die Straßen, auf reichgeschirrtem Pferde, was von einem Knaben geführt wurde, der nebenher lief; in seinen Lumpen und seiner hastigen Beweglichkeit der vollste Gegensatz zur würdevollen Ruhe seines geistlichen Herrn.

Als ich von meinem Spaziergang zurückkehrte, war es dunkel geworden, und Zeit für das Abendessen, was auch nicht lange mehr auf sich warten ließ. Mein Wirth brachte in irdenen Schalen trockne Oliven herbei und Spiegeleier, und in einer zinnernen Schüssel, deren breiter Rand mit armenischer Inschrift geschmückt war, wurden Fleisch-Stückchen aufgetischt, die man mit Fett in der Pfanne gebraten hatte. Zum Nachtisch hatten wir vortreffliche Kirschen und unsern Vorrath von Käse, und zum Getränk das klare Wasser eines Bachs, der über die Straße hinabfloß. Ueberdies war uns ein spannenhoher Holzblock gebracht worden, auf dem eine hölzerne Scheibe von der Form eines Präsentirtellers befestigt war. So hatten wir, wenn auch keinen Tisch, doch das Surrogat eines solchen, und brauchten die Gerichte nicht auf den schmutzigen Erdboden des Verschlages zu setzen. Ein Paar junge Armenier, die mich im Orte umhergeführt hatten, theilten das Mahl mit uns, was allseits gut zu munden schien, was aber bei hellerer Beleuchtung, als sie das kümmerliche Licht einer Papierlaterne gab, mir vermuthlich weniger geschmeckt haben würde. Denn so blieb die Besichtigung zum wenigsten außer Frage, und die Zunge urtheilte allein, ohne durch das Urtheil des Auges beirrt zu werden.

Am frühsten Morgen war Mustafa in Begleitung eines Armeniers mit den Pferden aufgebrochen, und diesmal auf dem *linken Ufer*, wo der Weg weniger schlecht ist, nach Botschka zurückgeritten. Ich selbst zog es vor, mit Arifa in einem Boote dahin zurückzukehren, um den Weg in wenigen Stunden zurückzulegen, statt eine ganze beschwerliche Tagereise davon zu haben. Um halb zehn Uhr gingen wir längs der Aecker und Obstgärten zu der Ruine auf dem hohen Ufer des Tschoruksu hinab, kletterten von dort auf Zickzackpfaden an den Felsen hin, passirten auf steinerner Brücke einen Bach, kamen an einigen Quellen vorbei, die mit Gemäuer eingefaßt waren, und trafen um halb elf Uhr am linken Ufer des Flusses ein, dem Hause des Müsselim gegenüber. Die Felsklippen fallen von Artwin bis hierher durchgängig so steil zum Wasser ab, daß das Ufer des Flusses ganz unzugänglich ist. Waaren und Passagiere müssen daher erst bis so weit *thalabwärts* gehen, um die Kahnfahrt anzutreten. Die Kähne finden zwar auch näher bei Artwin, oberhalb der großen Steinbrücke, die unter dem Ali-Bei-Szerai über den Tschoruksu führt, auf dem linken Ufer ein ebenes Vorland, was als Landungsplatz benutzt werden kann. Aber dann müssen sie unter den engen Bögen der Brücke hindurchpassiren, und sind dadurch der Gefahr ausgesetzt, an ihren Pfeilern zu zerschellen, oder in den gewaltigen Wirbeln des zusammengedrängten Wassers unterzugehen. Bei dem Hochwasser des Sommers können daher die Kähne nicht von dem obern Landungsplatz ab fahren, und nur bei dem niedrigen Wasserstande im Herbst und Winter gelingt es ihnen, sich hinaufzuarbeiten, der reißenden Strömung entgegen. Die Sonne des heitern wolkenfreien Tages hatte uns auf dem Marsche sehr belästigt, da ihre Wärme durch die Zurückstrahlung von den Felswänden noch gesteigert wurde. Wir freuten uns daher, im Schatten einiger Bäume hart am Ufer warten zu können, bis nach längerer Zeit die ganze Reisegesellschaft sich zusammengefunden hatte. Unter dem Gebüsch am Ufer hatten die Schiffer eine kleine Hütte von Reisig errichtet; da ließ man sie ungerufen und ungestört in ihrer vermeintlichen Siesta. Als aber sämmtliche Passagiere, ein Tartar, ein georgischer Handelsmann und einige Türken und Armenier herbeigekommen, da wurde vergebens von allen Seiten nach dem Kaikdschi (Bootmann) gerufen. Es blieb nichts übrig, als die Pfeife der Geduld zu rauchen, und unter Vermittelung dieses gemeinsamen Zeitvertreibs hatten die orientalischen Reisegefährten bald Bekanntschaft mit einander geschlossen. Endlich kamen auch die Schiffer von Artwin herab, wo sie versucht hatten, noch mehr Passagiere oder Waaren aufzutreiben. Der Kahn war schnell in's Wasser geschoben, einige Waarenballen in seiner Mitte aufgehäuft, und wir elf Passagiere wurden in dem beengten Raum in der Art untergebracht, daß einer dem andern die Wage hielt. Denn das gebrechliche trogförmige Fahrzeug war so leicht gebaut, daß eine Störung des Gleichgewichts in seiner Längsrichtung, und mehr noch der Breite nach, uns in dem wirbelnden Wasser gar sehr gefährdet haben würde. Bänke gab es im Boote nicht, und wir mußten stehen oder auf dem stellenweise lecken Boden sitzen. Der Schiffer selbst steuerte mit zwei langen Ruderschaufeln, eine auf jeder Seite des Kahns. Bei der Schnelligkeit der Fahrt, die der eines Dampfschiffes, wenn es in ebenem Wasser at full speed geht, um nichts nachstand, war sein Amt eben so angreifend, wie schwierig. Er mußte mit gespannter Aufmerksamkeit und mit großer Kraftanstrengung arbeiten, um zeitig genug von den Felsen abzusteuern, denen die reißende Strömung uns zutrieb, und um den Wirbeln zu widerstehen, die den Kahn herumzureißen drohten. Weniger hatten die drei Ruderer zu thun, die vorn saßen. Sie brauchten bei der Stärke der Strömung nur dann zu arbeiten, wenn sich an vorspringenden Felsecken und in den Winkeln der Klippen das Wasser staute und in geneigter Ebene zurückwirbelnd gefährliche Strudel und schäumende Stromschnellen bildete. An solchen Stellen war die größte Sorgfalt nöthig und das angestrengteste Rudern, damit der Kahn nicht von dem Strudel erfaßt und mit seinem niederen Bord statt mit dem hohen Bug den Wellen zugekehrt wurde. Oft schossen wir mit solcher Schnelligkeit auf Klippen zu, daß ein Zerschellen des Kahns fast unvermeidlich schien, bis die Gegenströmung des aufgestauten Wassers uns mit gleicher Schnelle wieder auf die andre Uferseite hinlenkte. Aus den mannigfachen Biegungen der Felswände wehte der Wind in heftigen Stößen bald auf diesem, bald auf jenem Strich des Kompaß herab, und blendete uns oft durch Wolken von Staub und Sand, die er den kahlen Klippen entführte. Selten sahen wir Ortschaften oder Felder, weil das Flußbett zu tief und steil in die Felsen eingeschnitten ist, und die Wohnungen und Aecker meistens erst in größerer Höhe an den Abhängen der Berge liegen. Aber Heerden von kurzhörnigem, kleinem Rindvieh sahen wir an mehreren Stellen, wo grasiges Vorland die Ufer bildete. Dort lagen auch Kähne hin und wieder auf dem flachen Strande, die wir dagegen auf dem Fluß nicht antrafen, weil der Wasserweg in dieser Jahreszeit wegen seiner Gefährlichkeit im Allgemeinen gemieden wird. Unsere Schiffer sangen und jubelten, laut und lärmig mehr nach Matrosen-Art, als nach türkischer Weise.

So oft sich auf den steilen Feldern über uns Frauenzimmer an den rothen Gewändern erkennen ließen, da versäumten die ausgelassenen Schiffer nie, ihnen derbe Späße zuzuschreien, die im Echo der Felsen wiederhallten. Auf solche Begrüßungen schienen aber die Frauen, die dem Ufer näher waren, mit Sicherheit zu rechnen; denn ehe wir herangekommen, suchten sie sich schon im Buschwerk zu verbergen, oder wandten sich ab, bis wir vorübergefahren. Den anderen ersparte die Entfernung die Mühe, über die Galanterien der Schiffer zu erröthen. Jedenfalls aber ließen sie die rohen Späße unerwiedert, und hatten nicht etwa wie die Müllerknechte der Donau-Schiffsmühlen in Ungarn für eine grobe Frage, die ihnen von den Vorüberfahrenden zugerufen ward, eine gröbere Antwort bereit. An einigen Punkten hielten wir nur auf Augenblicke an, um Passagiere zu landen; machten dann aber an einem ebenen Fleck des rechten Ufers unter hohen Maulbeerbäumen einen längeren Halt, um an ihren Beeren ein frugales Mittagemahl zusammen zu suchen. Um zwei Uhr fuhren wir wieder ab, mit leidlich gestilltem Hunger; ich selbst aber mit unleidlichem und nicht zu stillendem Druck und Thränen des Auges. Denn während ich beschäftigt war, die süßlichen Beeren aufzulesen, war mir ein Käfer so heftig gegen das Auge geflogen, daß ich über eine Woche lang mich mit der Entzündung zu placken hatte.

Die Fragen des Georgiers über das Land der Nemtsche, aus welchem er nur den Namen Leipzig kannte, und dann die Erzählungen des stets reisefertigen Tartaren gewährten den Passagieren so angenehme Unterhaltung, daß sie beinahe die Pfeife vergaßen, und ihren Rosenkranz (tesbih) unbeachtet am Arm hängen ließen, statt seine Kügelchen aus Langerweile durch die Finger gleiten zu lassen. Die Ruderer waren durch die Waarenballen von uns getrennt, und daher auf ihre eigene Unterhaltung angewiesen, die nach wie vor in lärmendem, nicht allzuharmonischem Gesange bestand. Darin unterbrachen sie sich nur, wenn Wirbel und Stromschnellen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und das angestrengteste Rudern nöthig machten. Wenn dann die Wellen den niedrigen Bord fast überschlugen, so machte die größte Spannung plötzlich Alle verstummen.

Um halb vier Uhr passirten wir die Thurm-Ruine oberhalb Botschka, und stiegen wenige Minuten darauf, nach dritthalbstündiger Fahrt, bei dem Caffeehause an der Mündung des Baches an's Land. Alle Räume desselben waren so mit Reisenden und Waarenballen überfüllt, daß an Unterkunft nicht zu denken war. Da wir leider eine kamillenartige Pflanze nicht besaßen, die in Georgien mit Erfolg gegen nächtliche Störenfriede benutzt wird, so wagten wir uns auch nicht wieder in das Caffeehaus des Lesghiers, wo wir neulich um alle Nachtruhe betrogen worden. Guter Rath war also theuer. Endlich fand sich aber doch ein sechsundachtzigjähriger Junggeselle, Osman mit Namen, und seines Handwerks ein Töpfer, der sich erbot, mir unter der Gallerie seines Hauses ein Nachtlager zu gewähren. Der gewöhnliche Grund, um die Anwesenheit eines Fremden für lästig zu halten, oder mit Mißtrauen anzusehen, fiel für ihn weg, da er in single blessedness lebte, und ein langwieriges Uebel, wogegen er meine Hülfe in Anspruch nahm, ließ ihm den Besuch des Franken noch überdies vortheilhaft erscheinen. Sein Haus war unter Obstbäumen am steilen Abhange des begras'ten Berges dicht über dem Flusse gelegen. Eine schmale Steintreppe ohne Geländer führte zu dem hölzernen Stockwerk hinauf, was auf steinernem Unterbau ruhte. Letzterer diente bloß als Schoppen für allerhand Ackergeräthe und als Magazin für die Fabrikate des alten Töpfers. Der Oberbau aber wurde als Wohnung benutzt, und hatte nach dem Flusse zu eine freie Gallerie, die von einem breiten Vordache überragt war. Das einzige Zimmer war nur ein bretterner Verschlag, ohne Fenster, und enthielt, mit Ausnahme von ein Paar Matratzen, die auf dem Boden lagen, und einer Kleiderkiste, die mit grellen Farben, grün und roth, bemalt war, durchaus nichts, wodurch es auf den Namen eines Wohnzimmers hätte Anspruch machen können. Deshalb diente die offene Gallerie als szelamlik oder edeb chanáh, das heißt als Visiten- oder Galla-Stube. An dem einen Ende derselben war der Bretter-Boden auf Mannslänge um sechs Zoll erhöht, und ein schmutziger Teppich darüber ausgebreitet. Das sollte Nachts mein Bett seyn, und war jetzt unser Stuhl und Tisch, als man aus einem Nachbarhause Speisen herbeischaffte. Osman und sein Freund Abdallah, ein gleich alter Hausgenosse, nahmen Theil am Mahle. Hernach verschafften sie mir für einen botanischen Spaziergang einen Begleiter, der aber meine Absicht, einige wenige pflanzliche Andenken zu sammeln, nicht völlig begriff, und mir mit einer großen Axt auf den Bergpfaden folgte, um nöthigenfalls Bäume für mein Herbarium zu fällen. Abends fand sich wieder eine Gesellschaft von Neugierigen ein, die sich nach dem oturún (setzt Euch) des gutmüthigen Alten in langer Reihe auf der Gallerie niederließen, und bald durch dichte Tabackswolken den Franken anstarrten. Bei einem Täßchen Caffee und einer fast greifbaren Tabacks-Atmosphäre, die nur zuweilen durch einen Windstoß etwas gelichtet wurde, schienen sie den Abend nicht lang zu finden, und den Ausbruch ganz zu vergessen. Später als Alle blieb aber ein Handelsmann, der früher einmal im Lande Iflak (Wallachei) gewesen war, und am Anblick eines Franken seine europäischen Erinnerungen auffrischen wollte. Staunend hörten seine Landsleute den Erzählungen des dschehán dideh, des Weltsehenden (persische Bezeichnung des Reisenden) zu, wie er zu ihrer Belehrung die Erfahrungen schilderte, die er im Lande der Europäer gemacht. Zu besserer Verdeutlichung seiner Ansichten brachte er, auf eine mehr erbauliche als schmeichelhafte Art, die Beobachtungen, die er über die Sitten und Unsitten der Franken angestellt hatte, ohne weitere Umstände mit dem fränkischen Individuum in Verbindung, was er zufällig vor sich sah. Als endlich die Kohlen in dem messingenen Becken verglimmt waren, und niemand sich erhob, das Feuer wieder anzuschüren, da merkte der gesprächige Herr, daß er längst tauben Ohren predige. Geräuschvoll brach er auf, und weckte dadurch den alten Osman, der sich bald mit seinem Freunde in das einzige Zimmer seiner Wohnung zurückzog, um das ich ihn nicht beneiden konnte. Denn der Wind strich durch die Spalten der Bretterwände so ungehindert, daß man hätte glauben können, das Zimmer sei eigens für den Zweck gebaut, die ungebrannten irdenen Gefäße, die in Menge darin aufgestellt waren, schnell durch den Zugwind trocknen zu lassen. In meine Kapote gehüllt, trotzte ich auf der freien Gallerie der kalten Nachtluft, und war bald von dem gleichförmigen murmelnden Getöse des Tschoruksu, der dicht unter mir hinbraus'te, eingeschläfert. Noch im Traum ward ich von seinen Wellen geschaukelt, fuhr durch Stromschnellen und Wirbel, und war nahe daran, vor Angst gelähmt, den Kahn am

scharfer Felsecke zerschellen zu sehen, als eine helfende Hand mich rettete, und der alte Osman mit einem Kalkmák makti olúr, es ist Zeit aufzustehen, mich weckte.

Heute schlugen wir den Weg ein, der am linken Ufer hinabführt, und wenn auch schlecht, doch minder so als der andere ist. Denn er führt zwar auch bald hart am Wasser, auf niedrigem und unterwaschenem Boden, bald hoch über steile Klippen und an Abgründen hin; im Ganzen bietet er aber doch mehr ebene Strecken, sanftere Abhänge, beackertes und begras'tes Vorland als der rechte Thalweg, und weit weniger wirklich gefährliche Punkte. An einigen Stellen waren sogar Leute beschäftigt, durch Sprengen mit Pulver oder durch Hauen die engsten und schlimmsten Partien zu beseitigen.

Nach dreistündigem Ritt kamen wir, bei warmem und trübem Wetter, unter heftigen Regenschauern zu Gadapcha an; und zwei Stunden später zu Böjek Moradit; einem lebhaften Orte, dessen Basar-Buden einen großen runden Platz einschließen. Hier machten wir für eine halbe Stunde Halt, und ruhten auf der niedergeklappten Thür eines tersi dükjani (Schneider Ladens) aus, dessen Besitzer uns und sich selbst mit einem freundlichen chosch boldük (angenehme Begegnung! willkommen!) zu der neuen Bekanntschaft gratulirte. Um Mittag waren wir der Mündung des Aschcharah Szu gegenüber; passirten darnach Merewét; und kamen nach längerem Ritt durch herrliches Gehölz, auf verhältnißmäßig ebenem Wege, am Ausgang des Tschorukßu-Thales an. Hier stehen auf den ausgedehnten Ackerfeldern, die sich am Fuß der Berge hinziehen, einzelne zerstreute Wohnungen. Aus einer derselben wurden Fährleute herbeigerufen, die mit dem Beistand einiger Hirten den Kahn bald ins Wasser hinabgeschoben, und eine tüchtige Strecke stromauf gezogen hatten. Die Pferde wollten das Boot nicht besteigen, weil es unter jedem Tritte ins Schwanken kam; wir ergriffen daher den für unsere eigene Sicherheit vortheilhafteren Ausweg, sie an den Halftern neben dem Kahne herzuziehen. Die reißende Strömung brachte uns schnell auf das andre Ufer; und um zwei Uhr jagten wir schon wieder über die Ebene von Kababer hin. Nur einmal ließen wir uns durch den Ruf eines Latumli auf kurze Zeit aufhalten, der herbeigelaufen kam, um den Schutz unserer Begleitung für sich und seine Frau bis Batum in Anspruch zu nehmen. Aber seine Hütte lag weit ab vom Wege, und zur Mitreise mußten sie sich erst rüsten. Wir jagten daher weiter, und kamen um vier Uhr in dem ganz verlassenen Batum wieder an, wo nur das Gebell der wüthigen Hunde uns empfing, und wo von der muhamedanischen Bevölkerung niemand mehr geblieben war, als nur die wenigen Wächter, und ein nackter, wahnsinniger Neger, der zwischen den nun geschlossenen Läden des Basar umherschlich. —

(Fortsetzung folgt.)

Hebbel und Gottschall. *)

Zwei Dichter; beide jung, kräftig, schaffend; beide mit dem Gedanken belebt, der deutschen Bühne einen neuen Aufschwung zu geben; beide wohlbekannt, sogar rühmlich bekannt in unserer Literatur, und doch, der Eine — Hebbel — im Absteigen, der Andere — Gottschall — im Aufsteigen begriffen. Wäre ich ein Astronom, ich würde von Zenith und Nadir sprechen. Weshalb ich sie aber zusammenstelle? werden Sie fragen! Das ist ein Zufall. Von Beiden brachte der Bühnenmarkt zu gleicher Zeit Neues. Hebbel sendet uns eine Tragödie, die „Herodes und Mariamne“ heißt; Gottschall eine Tragödie, welche den Namen „Lambertine von Mericourt“ führt. Wie sonderbar, wie launenhaft wählen die Dichter ihren Stoff! Siebenzehn Jahrhunderte liegen zwischen diesem Herodes und dieser Lambertine! Im Herodes wandern die Weisen des Morgenlandes umher, das Jesuskindlein aufzusuchen, und der Tyran läßt vergeblich die Kinder in Bethlehem umbringen: der Stern leuchtet fort und fort! In der Lambertine werden vergeblich die edlen Girondisten der Freiheit geopfert: der besseren, wahren Freiheit streben wir noch heute nach! Das wäre schon eine Aehnlichkeit — trotz der siebenzehn Jahrhunderte — eine Aehnlichkeit, an denen die Geschichte — leider — so reich ist, so reich, wie die Felder von edlem Blute, das der Freiheit geflossen, es sind.

Aber ich wiederhole es, nur der Zufall hat die beiden Namen zusammengestellt, und darum darf ich auch von Jedem einzeln reden.

Dem Alter gebührt der Vorzug, also von Hebbel zuerst. Hebbel ist in Hamburg berühmt geworden oder berühmt gemacht; dann ging er nach der Kaiserstadt, als großer Dichter, stieß jedes Muster von sich, schuf selbstständig, aus seinem eigenen Geiste, und hörte auf, ein großer Dichter zu sein. Er wollte selber Muster werden, und die bethörte Welt will ihn nicht anerkennen! — Vielleicht ist die Nachwelt dankbarer!

Ich denke noch der schönen Zeit, da die gute Amalie Schoppe die ersten Gedichte des jungen Mannes in ihrer Modenzeitung abdrucken ließ, und das junge, frische Talent schützte, aufmunterte, bekannt machte, so bekannt, daß der Buchhändler Campe auf ihn aufmerksam wurde, und nun seinerseits des jungen Mannes sich annahm. Campe hat immer Freude daran gefunden, junge Talente zu unterstützen: er thut es auch heute noch. Hebbel's Ursprünglichkeit, Naturwüchsigkeit sagte ihm zu, er erwartete Großes von ihm, erwartete es mit solcher Gewißheit, daß er nicht nur seine Gedichte, seine Genovefa und Judith, sogar noch seine Maria Magdalena (in der Hebbel sich huldvoll herabließ, Schiller schlecht nachzuahmen,) und seinen Diamant druckte. Er sorgte, daß Hebbel in Kiel studiren konnte, und machte ihm einen großen Namen. Da verließ denn der Dichter sein trauliches Stillleben in Wandsbeck und ging nach Wien. Von dort aus erhielten wir den Herodes und Mariamne. —

Man muß das Neue lesen, wenn es Einem auch mitunter sauer wird! So habe ich auch diesen Herodes gelesen, und will zu meiner Freude gleich gestehen, daß ich darin einen merklichen Fortschritt gefunden. Das heißt, Hebbel ist darin nicht so barock, nicht so komisch-garstig, wie in seinem Diamant; wir denken nicht mehr an schlechte Copien des seligen Grabbe, wir schaudern nicht mehr zurück vor der Unnatur — denn das Alles war ja hier nicht nothwendig. Man braucht nur Herodes zu geben, wie er war, man braucht nur zu lesen, was Josephus von ihm erzählt — und des Schauderns hat man genug. Hebbel ist dieses Mal ein-

*) Die obige Mittheilung ist, wie man sieht, schon vor einiger Zeit geschrieben, und der Abdruck nur durch Zufall verspätet. H.

fach, naiv geworden. Er läßt Herodes morden vom ersten bis zum fünften Act, seinen Schwager Aristobulus, seinen Schwager Joseph, Diesen und Jenen und zuletzt seine Frau Mariamne, und hinterher noch die Kinder in Bethlehem: ist das nicht genug des Schauders, um ein Stück zu machen! Wenn der Dichter hier noch hinzugefügt hätte, wer hätte es ertragen können! Nein, wir müssen es dem Dichter Dank wissen, daß er sich begnügte, Geschichte in Jamben zu erzählen, und bedauern nur, daß die Jamben oft gar keinen Rhytmus haben. Um aber nichts zu vergessen, muß ich auch erwähnen, daß Herodes in diesem Stücke einmal die Reise nach Rom macht, wohin Antonius ihn beruft, weil er Aristobul getödtet; ein anderes Mal gegen die Araber zu Felde zieht, und nach Antonius Niederlage zurückkehrt; also es fehlt nicht an Handlung, — die in den Zwischenacten vorgeht. Wenn Hebbel, ein Dichter von Gottes Gnaden, in einem Stücke solche Kunstpausen macht, wird man es der Frau Birch nicht mehr zum Vorwurf machen, daß sie die Effecte von mehren Jahren auf einen Abend zusammendrängt.

Doch ich muß noch von der Mariamne Etwas erzählen, ehe ich von Hebbel Abschied nehme.

Mariamne ist Herodes Weib, ein schönes Weib, das den König liebt, obgleich er der Mörder ihres Bruders ist, ihn so zärtlich liebt, daß sie aufhört, ihn zu lieben, weil Herodes an ihrer Liebe zweifeln konnte. Herodes nämlich — ich muß das in aller Ruhe erzählen — giebt zwei Mal, bei seiner Abreise, Auftrag, sein Weib zu morden, wenn er nicht wieder heimkehren sollte, damit nicht ein Anderer nach ihm sein Weib besitze. Mariamne erfährt es, nimmt es ihrem Gemahl schrecklich übel, weil er doch hätte voraussetzen müssen, daß sie sich selbst in solchem Falle den Tod gegeben hätte, und von nun an haßt sie Herodes mit solcher Wuth, daß sie gern und ruhig sich hinschlachten läßt. Das ist die große Idee des Stückes! Und nun weiß ich auch gar nichts weiter darüber zu sagen! Ich habe erzählt, was in den fünf Acten und in den vier Zwischenacten steht. Man kennt nun die grausige Geschichte von Herodes und seiner Mariamne — und ich beklage nur den Untergang eines Dichters, der Besseres leisten würde, wenn er es über sich gewinnen könnte, die Muster unserer Literatur anzuerkennen, und nicht selbst Muster sein zu wollen. —

Hebbel ist aus Hamburg, aus Campe's Buchladen so eigentlich hervorgegangen; — Gottschall wohl auch! Ein Grund mehr, sie zusammenzustellen.

Vor einigen Jahren lebte hier Gottschall, und dichtete, gestützt durch des sel. Baison's Bühnenkenntniß, seinen Hieronymus Snitger. Damals wollte die Welt auf dem Gebiete des Völkerbeglückens so Großes gebären, daß ich nicht in's Theater kam. Ich kann daher von diesem Hamburger Patrioten auch nicht berichten. Campe verlegte darauf seine Wiener Immortellen, die den Beweis gaben, daß Gottschall ein Dichter ist! Diese Immortellen sind schön! — — Campe verlegte ferner seine Gedichte, über die ich ein anderes Mal berichte, und dann ward sein Schill aufgeführt, der hier nicht sehr gefiel, ich weiß nicht, ob quoique oder malgré des Pferdegetrappels auf der Bühne. Gottschall ist seitdem auch durch Herrn Hinkeldey berühmt geworden, der ihn aus Berlin gewiesen, das gehört jedoch nicht hieher. Jetzt aber ist von Gottschall ein neues Stück erschienen, auf welches ich die Aufmerksamkeit lenken will, denn es ist gegen Schill ein bedeutender Fortschritt. (Von der lieblichen Marseillaise, die so viele Bühnen gaben, will ich gar nicht reden!) Gewiß ist aber, — Gottschall ist im Aufsteigen. —

Die Lambertine (Théroigne) von Mericourt der Geschichte ist nicht die des Dichters. Der Dichter hat sein gutes Recht in Anspruch genommen, und verschönert und veredelt, die Geschichte lieferte ihm kaum mehr wie den Namen. Ich muß dies vorausschicken, sonst muß man immer an die Lambertine denken, welche ausgepeitscht, erniedrigt ward, ihr Leben im Wahnsinn dahinschleppte, und welche eigentlich nur eine der jüngeren femmes de la halle gewesen — und solche Erinnerungen stören den Eindruck. Gottschall's Lambertine ist „das arme Kind des Volks, von Haß verfolgt," zugleich ein edles Weib, des eignen Werthes wohl bewußt, kräftig schön in ihrer Rache, wie in ihrer Buße, stolz, voll That, und hört doch nie auf, ein Weib zu sein. — Ein junger Edelmann (St. Eu) hat sie um ihre Liebe und ihr Glück betrogen, und daher ihr Haß gegen die Aristokratie, ihre Begeisterung für die Revolution, an der wir sie Theil nehmen sehen. Sie nimmt Rache an St. Eu, der ihre Jugend betrogen; sie rächt sich an Barbaroux, der die Manon Roland mehr liebte, wie sie, an die Manon Roland selbst, aber sie folgt immer nur dem Drange ihres Herzens, die Liebe ist ihre Entschuldigung, und so weis't sie auch den schönen Camille Desmoulins stolz zurück, denn sie kann ihn nicht lieben. Sie ist rein in ihrer Tugend. Diese Lambertine, die Heldin des Stücks, die Trägerin der Idee, ist vom Dichter reich und schön ausgestattet, sie ist für eine tragische Darstellerin eine wohl schwierige, aber dankbare Aufgabe.

Edler, aber auch kälter und weniger begeisternd, führt uns der Dichter die Manon Roland vor; sie versammelt die Edelsten um sich, muntert sie auf und sucht sie zu sich zu erheben. Sie ist das Bild der reinen Tugend. Diese beiden Gestaltungen sind die ausgeprägtesten und vorzüglichsten der Dichtung. Es fehlt auch nicht an Handlung, den Leser, und hoffentlich auch den Zuschauer, zu fesseln. Lambertine's Liebe für Barbaroux, ihre Eifersucht, ihre Rache, die daraus entstehenden Folgen, ihre Buße — geben reichen Stoff und Mannigfaltigkeit der Situationen. Wir werden dadurch mitten in das Gewühl der Revolution geschleudert, wir sehen die Ursache des Kampfes und den Kampf selbst vor uns, wir durchleben ein Stück Geschichte. Wir sehen Vergniaud, Santerre, Bazot, die Létrière (außer den schon Erwähnten) vor uns. Ob nun solche Scenen vor den Lampen den nöthigen Eindruck machen, das ist eine Frage, die schwer zu entscheiden ist. Der bühnenkundigste Theater-Director täuscht sich mitunter: wie sollte ich im Voraus darüber urtheilen wollen. Es fehlt dem Stücke nicht an Handlung, an Characteren, an Effecten — was kann man mehr verlangen! — Wie dem aber auch sei — die Lambertine ist ein Stück voll Poesie und Begeisterung, das der deutschen Literatur Ehre macht, und den Beweis giebt, daß Gottschall im Fortschreiten, im Aufsteigen begriffen ist. Und Deutschland sieht auf seine jungen Dichter, verfolgt ihr Streben und freut sich der gelungenen Werke, die unserer Literatur Ehre machen.

Simon.

Erich XIV.

Trauerspiel in 5 Akten von Heinrich Asmus.

Lübeck, von Rohden. 1848. *)

Es ist keine Frage, daß die Geschichte König Erich's XIV. von Schweden für alle Zeiten ein hochtragischer Stoff sei. Sie ist dies in so weitem Grade, daß wir uns oft im Stillen gewundert haben, wie dieser Stoff dem großen Blicke Shakspeare's, der unmittelbar nach ihrer Entwickelung auftrat, habe entgehen können. Es muß den Zeitgenossen an der Einzelkenntniß dieser Ereignisse wohl mehr gefehlt haben als uns. Diese Natur des Stoffs bewirkt, daß zahlreiche Bearbeitungen desselben unter uns erschienen sind; es ist ein Stoff, an dem sich der breite Blick des Dichters, Glut und Naturwahrheit bewähren kann und der selbst von geringerem Talent fast niemals ohne Erfolg in Angriff genommen wird. Leidenschaft, wie sie der Dramatiker braucht, ein Kampf um durchaus edle Güter, Königthum und Freiheit, gleichberechtigt, glühende Liebe, eine große Katastrophe, ein großer Untergang, eine vollkommen dramatische Peripatie und im Hintergrunde ein Volksgeschick — alles dies ladet zu diesem Stoffe lebhaft ein. Vor allen Dingen giebt sich hier zu erkennen, ob in der Brust des Poeten, der diesen Stoff ergreift, die Naturlaute der Leidenschaft einen poetischen Wiederhall finden, oder ob er nur ein Kunstpoet ist und nach conventionellen Formen, Wirkungen und Versen strebt. So denn auch hier. Wir haben eine Arbeit vor uns, die gegen viele Forderungen des Dramas verstößt, die den Vers oft mißachtet, und in der Technik des Dramas manches zu wünschen übrig läßt, in der aber die Naturstimme der Leidenschaft in wunderbare Laute ausbricht und poetische Affecte der anziehendsten Art sich Luft machen. Es ist ein dichterisches Werk, nicht gerade formlos, aber voll starker Formverletzungen. Der Ausdruck der Leidenschaften ist dem Verfasser in hohem Grade, die künstlerische Bewältigung und Bändigung derselben ist ihm nicht gelungen. Sie läßt sich erlangen: Erfahrung und Willenskraft führen dazu; das andere aber ist ein freies Geschenk der Natur: beide stehen zu einander wie Genie und Talent.

Die Geschichte Erich's ist bekannt; es ist bekannt wie seine Liebe zu Katharina Mansvetter ihn mit seinem Hofe, seiner Aristokratie verfeindet, ihn zum Volkskönig macht, wie er die Häupter des Adels in maßlos gesteigerter Leidenschaft vernichtet, hinschlachtet, vom Volke verlassen, fällt, und wie er in Wahnsinn endet, nachdem er das Haus der Sture zerstört; hier von Stenbock erschossen, nach Andern aus den Fenstern des Schlosses Gripsholm herabgestürzt. In den ersten Akten tritt die Liebe zu Katharina in schönen Naturlauten, besonders auf Seiten der Geliebten, Nordens Engel, in den Vordergrund; der politische Kampf entspinnt sich später und er hat seinen Kulminationspunkt im 4ten Akt, wo die Leidenschaft des Königs nahezu an Raserei streift. Zuerst fällt der jüngere Sture seiner Wuth. Die Scene ist schön. Erich ruft:

Dein Herzblut will ich — mach', gieb's her!

Er verwundet den Flehenden. Dieser zieht den Dolch aus der Wunde, läßt ihn und überreicht ihn knieend dem königlichen Mörder mit den Worten:

Es quillt das Blut so rein aus seinem Bronnen,
Es bittet Dich gerührt mit rothem Munde,
Lass' diese klaren Tropfen Dich versöhnen,
Lass' es die letzten sein, die, Herr, hier fließen.

Erich.

Ja, grad' die letzten will ich fließen sehen,
Nach all' den andern dürst' ich nicht.

Sture.

Ach, lösch' nicht aus mein schwaches, junges Leben —
Es ist für Dich ein Kleines mir's zu nehmen,
Mir aber wird es schwer, es zu verlieren,
Es wird das Herz des Vaters und der Mutter brechen.

Erich.

Brach meiner Mutter Herz nicht eh' ich's kannte?

Sture.

Du bist kein Mensch! Du bist ein wildes Thier!
Auf Leben oder Tod beginn' der Kampf jetzt hier!

Erich stößt ihn nieder. Ein Moment der Reue folgt; da tritt Sture, der Vater, zu ihm. Er erblickt den todten Sohn. „Herr, das ist mein Sohn. Das ist mein Blut, das dort fließet, mein Herz, das dort gebrochen liegt, mein Augenlicht, das da ausgelöscht ist für immer. Es ist meine Jugend, mein Reichthum, mein Leben, meine Nachwelt; das bin ich tausendmal, das dort lieget, besudelt, zerrissen, zerfleischt, hingeworfen. Und das ist Eure königliche Arbeit?"

Erich. Verzeiht mir, Graf! — Sture: Verzeihen? Nimmer! Nimmer! Nie! Ich schleudre Flüche, unaussprechliche auf Euch. Ich fluche Deinem Haupt, Deinem Herzen, Deiner Seele. Dem Henker Deinen Körper, der Schande Deinen Namen — der Hölle —"

Erich. Halt ein! Du rufst Deinen Todesengel! Knechte!

Sture. Fluch Deinem Sohn, Deinem Erstling, Schimpf, Armuth, Ketten. Dein Geschlecht sei ausgestrichen aus dem Buche der Lebendigen! —

Erich. Knechte — bringt ihn um in seinem Blute. Und die andern auch — Stenbock, Löwenhaupt, Erich Sture — daß kein Sture mir entgeht!" — Sture fällt, den Sohn segnend.

Wir gestehen, daß wir in diesem Naturschrei der Vaterliebe, in diesen kunstlosen Worten mehr Poesie entdecken, als in den gedrechselten Phrasen, mit welchen sich die gleiche Scene bei den Vorgängern unsers Dichters schmückt. So spricht ein Vater, so flucht ein Vater dem Mörder seines Lieblings; so stirbt ein schuldloser Knabe, so stirbt ein Vater, der ihn rächte; so endlich sprachen die Griechen, und so spricht Shakspeare. Das

*) Wir sehen uns veranlaßt, die obige Recension, welche sich in Nr. 106 des Jahrganges 1850 der „Blätter für literarische Unterhaltung" befindet, in vollständigem Wiederabdruck mitzutheilen, was um so bereitwilliger geschieht, da wir nicht im Stande wären, unsere Leser in geeigneterer Weise mit der verdienstlichen dramatischen Leistung des Herrn Asmus bekannt zu machen. Die Redaction.

hohle Phrasengeklingel in guten Versen lassen wir dagegen gern den Franzosen und ihren Nachbetern.

Aehnliche Stellen giebt es viele in diesem Drama; z. B. als die Königin die Leichen der Erschlagenen erblickt und die Knechte fragt:

Ha, habt Ihr den ermordet?
Belamson. Wir haben ihn erschlagen!
Königin. Ihr? Ihr?
Belamson. Wenn's besser klingt — der König!

Dagegen können wir den befremdlichen Gedanken nicht loben, daß der Verfasser den gefallenen König noch einmal zum Leben erwachen, bereuen und seine eigene Tragödie mit den Worten schließen läßt:

Sing', Nachwelt, mit Posaunenschall — volltönig —
Den Fürsten allen — vom gefall'nen König!

Hier war Schweigen das Bessere; die Lehre, die der Dichter giebt, spricht von selbst und durch sich. Thäte sie das nicht, so wäre das Drama umsonst geschrieben, und dies ist so wenig der Fall, daß wir dasselbe vielmehr und trotz seiner formellen Gebrechen doch als eine der geistvollsten unter den dramatischen Arbeiten der letzten Jahre dankbar begrüßen wollen.

Vom Gelde.

Unter diesem Titel erscheint so eben eine Broschüre, die muthmaßlich dem gegenwärtig in Berlin lebenden Publicisten Otto Hübner zugeschrieben wird, und so manche interessante Reflexionen enthält, daß wir nicht umhin können, einige derselben hier mitzutheilen, um den Leser auf das Ganze aufmerksam zu machen.

Wie die Getraidemenge, sagt Hübner, werthlos ist, welche den Bedarf einer Bevölkerung übersteigt und für welche vom Auslande nicht andere Güter zu erhalten sind, so reicht der Werth des Geldes nur zu der Höhe seiner Verwendung. Wie die Spinnmaschine nichts werth ist, wenn die Baumwolle fehlt, welche sie spinnen kann, so ist das Geld werthlos, wo keine andere Tauschgegenstände und kein Verkehr vorhanden; es erhält aber Werth, wo jene sich einstellen, und steigt im Werthe mit der Menge der andern Tauschgegenstände und mit der Größe des Verkehrs, welcher aus jener hervorgeht. Geld ist eine Arbeitskraft, ein Mittel, sowohl um Arbeit zu verrichten, als Arbeit zu ersparen. Und den höchsten Werth hat das Geld da, wo die Theilung der Arbeit, d. h. der Fall eintritt, daß Einer für den Andern arbeitet und der Tausch eine Nothwendigkeit ist.

Otto Hübner betrachtet die einzelnen Staaten als einzelne Haushaltungen, und folgert, daß das Geld für Völker und Staaten als Arbeitskraft um so weniger Werth hat, je mehr sie sich von einander abschließen, die Theilung der Arbeit unter sich vermindern, und jeder Staat alles selbst produciren will. Er folgert daraus, daß das Geld am nothwendigsten und am höchsten im Werthe ist, wo Völker gegenseitig für einander arbeiten, die einen vielleicht Rohstoffe hervorbringen, die andern die Fabrikate daraus herstellen. Er wiederholt damit seine Behauptung: daß Eingangszölle und Eingangsverbote geradezu verhindern, was sie erstreben, das Geld nicht herbeischaffen, sondern entbehrlich machen. Wie jede Waare zieht nämlich das Gold nach den Märkten, wo es am meisten werth, am häufigsten begehrt ist, also nach den Orten und Ländern, wo größere Massen anderer Tauschgegenstände vorhanden sind, welche Massen zu schmälern aber die Absicht der Zölle ist. — Das Geheimniß dessen, was wir Credit nennen, liegt also nach Hübner's Glaubensbekenntniß im Freihandel.

Höchst interessant ist die Tabelle, welche der Verfasser über das Verhältniß zwischen Papier- und Metallgeld in den verschiedenen deutschen Staaten aufstellt. Sachsen läßt nicht mehr als 12 Millionen Papiergeld circuliren, Baiern 4,500,000 Thlr. in Banknoten, Hannover 200,000 Thaler in Stadtcassenscheinen. In Oesterreich kommen auf den Kopf 6⅓ Thlr. Papier und kaum ½ Thlr. Metallgeld; Preußen dagegen pr. Kopf gegen 3½ Thlr. Papier- und etwa 4 Thlr. Metallgeld. Demnach kann Preußen all sein Papiergeld in Metallgeld umsetzen, während Oesterreich nur von Versprechungen lebt. A.

Miscellen.

Bücher-Auction in Brüssel, am 19. Februar u. ff. Tage, unter der Leitung von J. M. Heberle. Der 991 Werke enthaltende Katalog: Catalogue d'une très-précieuse collection de livres anciens et modernes principalement remarquable par des superbes manuscrits sur vélin avec des miniatures, des collections d'ouvrages sur l'Amérique, l'Angleterre, les pays étrangers, les mathématiques, l'astronomie, &c. ainsi que des anciennes impressions, &c. &c. provenant de plusieurs bibliophiles, verdient die genaue Beachtung aller Bücherfreunde und Bibliothekare. Nicht allein, daß er eine Menge bibliographischer Seltenheiten darbietet, er giebt auch Gelegenheit zu Erwerbung mehrerer werthvollen älterer und neuerer Werke, die durch den Buch- und Antiquariatshandel nicht leicht zu beziehen sind. Da der Katalog sich gewiß schon in vielen Händen befindet und auch mein Exemplar hiesigen Gelehrten zur Durchsicht zur Verfügung steht, so wird es überflüssig sein, einzelne seltene Werke u. dgl. besonders anzuführen. Nur einer eigenthümlichen Collection mag Erwähnung geschehen. Es ist dies No. 636, ein großer Folioband, 86 in Holland um 1720, und eine in England in Bezug auf John Law und sein System erschienene Carricaturen enthaltend, in kleinem und größtem Folio-Format, nebst 2 Bildnissen Law's. Die Kupfer sind von holländischen oder englischen Versen umgeben. Ferner befinden sich mehrere holländische Lustspiele, Briefe und andere Satiren, die den Gegenstand betreffen, in dem Bande. Auch auf die Mississippi-Speculation Bezügliches ist dabei. Hoffmann.

Berichtigung. In den Titelangaben von „Gordon's Tagebuch", No. 5, ist zu lesen Köhler, vom „deutschen Museum", No. 12, Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 14. Sonnabend, den 15. Februar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Des Dichters Heimkehr.

Nach dem Polnischen von Fritz von Fr.

In dem glänzend erleuchteten Salon der Frau von L. zu Warschau hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden. Sie bestand aus den Freunden des Hauses, den bedeutendsten literarischen Größen der polnischen Hauptstadt und dem unvermeidlichen Anhängsel von Hohlköpfen, die so zu sagen von ihres Nächsten Verstand und Witz leben, jede Neuigkeit von Haus zu Haus tragen und dadurch ihrer unbedeutenden und nichtssagenden Person die Aufmerksamkeit zuzuwenden suchen, daß sie sich zum Schildträger irgend einer berühmten Persönlichkeit aufwerfen und sich des vertrauten Umganges mit derselben rühmen.

Unter den Anwesenden befand sich auch der Dichter Brodzinski, und das Schicksal wollte es, daß er neben Jemand Platz nahm, der gleich den Planeten nur von erborgtem Lichte lebt. In seiner Zerstreutheit — eine Untugend, die ihm in nicht geringem Grade eigen war — hielt er den neben sich Sitzenden für einen bedeutenden Naturforscher und ließ sich mit ihm in ein tiefgelehrtes Gespräch über die mineralischen Schätze Polens ein. Der in die Disputation hineingezogene Nachbar, welcher sich der Demüthigung nicht aussetzen wollte, zu zeigen, daß der angeregte Gegenstand ihm, wie so vieles andere, völlig fremd sei, half sich mit Gemeinplätzen und hie und da aufgeschnappten technischen Ausdrücken, und verstieg sich sogar so weit, sich geringschätzend über den heutigen Stand der Wissenschaften zu äußern, sprang jedoch sofort wieder auf ein anderes Thema über, um weiteren Erklärungen zu entgehen und dadurch seine Blöße zu verbergen. Doch Brodzinski war nicht der Mann, der seinen Gegner so leichten Kaufs aus dem Garne ließ; er kam immer wieder auf seinen Gegenstand zurück, und zwar um so hartnäckiger, als ihn irgend ein poetischer Gedanke beschäftigte, den er bei dieser Gelegenheit ausspann und in seine Einzelheiten verfolgte. Sein Geist war ganz wo anders, als in den Eingeweiden der Erde, obgleich das, was er vorbrachte, treffend und der Sache angemessen war.

Der übrige Theil der Gesellschaft hatte sich leichteren Stoff zur Unterhaltung gewählt und unterdessen die Vorfallenheiten der letzten Tage besprochen. Der Ball beim Fürsten Statthalter, die neue Oper, die Soiree bei der Gräfin P. wurden der Reihe nach durchgenommen und gaben Gelegenheit zu manch geistreicher Bemerkung.

Der Wirthin des Hauses fiel es zuerst auf, daß Brodzinski, statt an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen, mit einem Salonfiguranten in einem Winkel saß und daselbst in eifrigem Gespräche begriffen war. Neugierig wendete sie ihre Blicke nach dem Dichter, gleichsam als wollte sie fragen: wie kommen diese beiden zusammen, und es dauerte gar nicht lange, so folgte der Frau von L. umgebende Kreis ihrem Beispiel und es entstand allgemeine Stille.

Brodzinski war währenddem auf den Olkußer Bergbau gekommen, ängstigte seinen Nebenmann mit Fragen über Umfang und Reichhaltigkeit der Gruben und verlangte Aufschluß darüber, ob wohl die zu erwartende Ausbeute die Kosten decke. „Hätten Sie wohl die Güte, mir zu sagen," so redete er seinen Nachbar an, „ob man auch anderwärts in unserm Lande auf edle Metalle gestoßen ist. Wie ich mich erinnere, sollen in den Karpathen Stellen vorkommen, die Spuren früherer Bearbeitung an sich tragen und silberhaltig sind."

„Allerdings“, erwiderte der Angeredete mit gedämpfter Stimme, denn die allgemeine Stille war ihm unheimlich — „man hat Spuren, Anzeichen . . . . doch es scheint . . . . man will gefunden haben . . . .

„Lieber Poet,“ rief jetzt die Dame des Hauses, „verlassen Sie doch endlich die Unterwelt und brechen Sie das langweilige Gespräch ab, womit Sie Herrn Joseph, der keine Idee vom Bergbau hat, nun schon so lange martern. Sehen Sie denn nicht, wie Ihre Fragen ihm den Angstschweiß auf die Stirn treiben und er nur aus Artigkeit die Rolle des gelehrten Mineralogen, Geologen, oder wie man das sonst noch nennt, übernommen hat? Das muß wahr sein, gegen die Zerstreuung unseres Poeten ist das Mittel noch zu erfinden.“

„Bitte tausendmal um Entschuldigung.“ Mit diesen Worten wendete sich der erschrockene Brodzinski zu seinem Nachbar, der sich mit dem duftenden Foulard die Stirn trocknete. „Die verwünschte Zerstreutheit! . . . . Ich muß gestehen, ich hielt Sie für Jemand Andern“ . . . .

„Das kommt denn auch so häufig vor,“ warf Frau von L. ein, „daß“ . . . .

„Daß es sich nicht der Mühe lohnt, darüber böse zu werden, nicht wahr, meine verehrte Freundin,“ ergänzte der liebenswürdige Dichter.

„Wer könnte wohl böse über dasjenige werden,“ erwiderte die Dame vom Hause, indem sie Brodzinski die Hand reichte, „was wir als Attribut des Poeten betrachten und schätzen müssen? Seine Gedanken kreisen immer in höheren Regionen und müssen mit der Alltäglichkeit, falls sie von ihr berührt werden, nothwendig in Conflict gerathen. Trösten Sie sich übrigens, werther Freund, es fehlt Ihnen nicht an Collegen; denken Sie nur an Thaddeus Czacki, Johann Potocki u. s. w. u. s. w., alles klassisch zerstreute Männer, ohne daß sie deshalb weniger groß und berühmt wären. Auch bei Ihnen betrachten wir diese Untugend — entschuldigen Sie den vielleicht unpassenden und jedenfalls harten Ausdruck — keineswegs als einen Fehler des Charakters, sondern vielmehr als eine Eigenthümlichkeit, welche Sie — aber werden Sie mir nicht eitel — nur noch anziehender macht.“

„Meine Gnädige,“ entgegnete Brodzinski mit Lächeln, „nach dem, was ich so eben vernommen habe, bleibt mir nichts übrig, als mich allen Ernstes der Zerstreuung zu befleißigen. Bis jetzt habe ich das Gegentheil gethan, leider ohne großen Erfolg, wie Sie noch heute Gelegenheit hatten zu bemerken.“

„Oh, bleiben Sie immer derjenige, der Sie bisher gewesen sind, wäre es auch nur der interessanten Verwickelungen wegen, die Ihre Zerstreuungen im Gefolge haben. Darf ich Sie an Piotrkow erinnern?“

„Was ist's mit Piotrkow,“ riefen einige anwesende Damen; „davon wissen wir ja gar nichts; oh, bitte, bitte, erzählen Sie.“

„Eine schöne Zumuthung,“ entgegnete Brodzinski heiter; „nicht genug, daß ich eine Lächerlichkeit begehe, nein, ich soll auch noch der Homer derselben sein.“

„So kommen Sie nicht durch, mein Freund,“ sagte Frau von L. Im Falle eines Widerstandes von Ihrer Seite übernehme ich das Geschäft der Erzählung; möglich, daß dann manches Unrichtige mit unterläuft, wie sich das ja oft trifft, wenn wir etwas aus zweiter Hand erhalten.“

„Ist dem also,“ seufzte Brodzinski und nahm eine demüthige Miene an, „so muß ich schon selbst mein Piotrkower Abentheuer erzählen. Es spielt nicht vor dem berühmten Tribunal, also nicht im Rathhause, über dessen Thür der weiße Adler im rothen Felde prangt, sondern einfach in einem — Wirthshause.“

„Wir hören, wir hören,“ riefen Alle.

„Es wird Ihnen erinnerlich sein, meine Herrschaften, daß ich 1825 eine Reise nach Italien machte. Ich unternahm sie theils meiner angegriffenen Gesundheit wegen, theils auch, um mich einmal selbst zu überzeugen, wie es denn dort „hinter der Gränze“ aussieht, hauptsächlich aber deshalb, weil ich das Bedürfniß fühlte, der drückenden Warschauer Luft zu entfliehen, die wie ein Alp auf mir lastete. Ich will Sie nicht mit dem unterhalten, was ich unter Italiens schönem, tiefblauem Himmel gesehen und gefühlt habe, das gehört nicht hierher und findet sich überdem in meinen Briefen, die in irgend einer Zeitung aufgenommen worden sind. Genug, ich lebte, wie der Vogel im Hanfsamen, was jeder im Auslande kann, dem es an einem gehörig visirten Passe, so wie den nöthigen Empfehlungen und Baarschaften nicht fehlt, und kehrte endlich wieder in die Heimath zurück. Doch nicht wie so Mancher unter uns, mit herabhängenden Ohren und der Sehnsucht nach dem Fremden, die sich bei uns so häufig in einem „in Paris, in London“, u. s. w. Luft macht, nicht wie der Gymnasiast nach den Ferien zu seinen Griechen und Römern und unter die pädagogische Zuchtruthe — Gott bewahre, ich eilte dem Vaterlande entgegen wie einer Geliebten, und zählte die Minuten, die mich ihm näher brachten. Die Rückkehr zur heimathlichen Stätte, sei sie auch öde und finster wie das Grab, hat immer etwas Erhebendes; gleich der unruhigen, ihr Kind suchenden Mutter strecken wir die Arme nach dem Boden aus, auf welchem wir das Licht der Welt erblickten. In Demuth und Aufrichtigkeit bekenne ich, daß wenn das schöne Italien Eindruck auf mich gemacht hat und ich mit Staunen und Verwunderung die Meisterwerke einer entschwundenen großen Zeit betrachtete, mein Herz davon am wenigsten berührt wurde. Ein unbeschreibliches Sehnen zog mich immer nach unsern armen, einfachen und doch so reizenden Gefilden, nach der melancholischen Sandfläche an der Weichsel und den Gesängen des Landvolks. Mir fehlten der scharfe Wind der östlichen Heimath, die phantastischen Wolkengestalten unseres hellblauen Himmels, vor Allem aber derjenige Kreis von Freunden, in dem ich mich so gerne bewegte und der meine Hoffnungen, meine Freuden so wie meinen Kummer verstand und theilte. Wer weiß, vielleicht hatte der Stolz des Polen daran seinen Antheil. Um die selbst als Trümmer noch herrlichen Ruinen Roms kroch ein erbärmliches, elendes Volk, das nur Sinn für den Groschen hat, während Natur und Kunst so große, so erhabene Reichthümer vor ihm entfalten und das an der Spitze aller Nationen stehen müßte, wenn es energisch und arbeitsam, nicht aber faul und träge wäre. Unwillkürlich drängte sich mir da der Gedanke auf: Warum hat der Himmel so stiefmütterlich an meinem Lande gehandelt? Dort erheben sich doch Seele und Gedanke über das Alltägliche, die Herzen erglühen von Liebe und Hingebung, der Baum häuslicher Tugenden steht in schönster Blüthe, der Glaube ist stark und kräftig, wenngleich einfältig, wie zur Zeit der ersten Christen . . . . und doch unser Loos nur ein bescheidenes, unser Himmel nur ein matter! Das Gefühl unserer moralischen Vorzüge rückte bei mir

die Italiener in den Hintergrund und nachdem ich mich hinreichend umgesehen, oft geseufzt hatte und das Sehnen immer mächtiger wurde, jagte ich wie ein moskowitischer Feldjäger, um so bald als möglich diejenige Erde zu küssen, die, in ein Säckchen eingenäht, ich als Reliquie auf dem Herzen trug, damit im Falle des Todes in der Fremde

„Heimische Erde mir decke die müden Lider der Augen,
Leichter die Trennung mir mache vom Lichte der lieblichen Sonne."

Sie können sich denken, meine Herrschaften, wie mir zu Muthe sein mußte, als ich, nahe der Heimath, in dem noch so vielfach polnischen Schlesien die ersten Birken, dies Symbol der slavischen Jungfrau, erblickte. Der Lorbeer, die Cypresse, der Oelbaum, die Pomeranze und Citrone des Südens, wie kalt und prosaisch stehen sie neben dem Baume des Ostens in seinem weißen Gewande und mit im Winde flatternden, aufgelös'ten Flechten. Die Birke erklärt uns recht deutlich die Eigenthümlichkeiten unseres Landes; in ihr hat der slavische Geist sichtbare Gestalt gewonnen und sie vor allen ..... doch, was thue ich? Ich falle ja schon wieder in den alten Fehler. Ich wollte meine Anecdote erzählen und spreche über den Geist der Poesie, als wenn ich auf dem Katheder stände."

„Lassen Sie sich nicht irre machen," riefen die Damen, „Zerstreuung der Art nehmen wir gern mit in den Kauf."

„Es ist unverzeihlich," sagte Brodzinski, indem er sich vor die Stirne schlug; „ich, einst wohlbestallter Professor, springe gleich einem Irrlicht regellos umher, anstatt den Faden des Gegenstandes im Auge zu behalten, und vergesse in meinem romantischen Paroxismus ganz des alten Horaz goldenes: Denique sit quod vis simplex duntaxat et unum. — ... Ach, du guter Gott, nun komme ich sogar ins Lateinische und bewirthe meine schönen Zuhörerinnen mit einem Gericht Classicität. Das setzt Allem die Krone auf."

(Schluß folgt.)

Ideen zu einem Versuch,
die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen.

Von

Wilhelm von Humboldt.

> Le difficile est de ne promulguer que des lois necessaires de rester à jamais fidèle à ce principe vraiment constitutionnel de la societé, de se mettre en garde contre la fureur de gouverner, la plus funeste maladie des gouvernemens modernes.
>
> Mirabeau l'ainé, sur l'éducation publique p. 69.

Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1851.

XXVII (XXVIII) und 189 Seiten gr.-8.

Wir verdanken die Mittheilung dieser früher nur zum kleinsten Theile in „Schiller's Thalia" und in der „Berlinischen Monatsschrift" gedruckten, zunächst von Dalberg veranlaßten Abhandlung, Herrn Dr. Eduard Cauer in Breslau, der in einer ausführlichen Einleitung über den Ursprung und das Schicksal derselben berichtet, ferner über das, hier, zwei vor der Hand unausfüllbare Lücken ausgenommen, vollständig veröffentlichte Manuscript, welches kürzlich in Ottmachau, Wilhelm von Humboldt's Besitzung in Schlesien, die nach seinem Tode seinen Söhnen zufiel, zum Vorschein kam, so wie über den Gesichtspunkt, aus welchem diese, später von ihrem Verfasser der Oeffentlichkeit entzogenen „Ideen" zu beurtheilen sind. Diesem letzten Theile der Einleitung ist eine vorzügliche Beachtung zuzuwenden, wenn man eine richtige Ansicht von der Jugendarbeit Humboldt's, die der Herausgeber mit Recht „eine kostbare Reliquie eines der ersten Geister unserer Nation" nennt, gewinnen will; wir geben daher, was dort gesagt, ganz wieder, um so mehr, da es überhaupt, abgesehen von der nächsten Beziehung, von Bedeutsamkeit ist. Der Herausgeber erklärt, er glaube nicht, daß man die Rücksicht einer übel verstandenen Pietät gegen Humboldt werde geltend machen wollen, der schon kurze Zeit nach Abfassung dieser Schrift ihre Veröffentlichung in der Gestalt, in welcher sie jetzt an's Licht tritt, unthunlich gefunden habe, und der ganz gewiß in der Zeit seiner vollen geistigen Reife eine solche noch viel weniger hätte gut heißen können. „Humboldt hatte ganz recht," fährt er fort, „wenn er eine Schrift der Oeffentlichkeit vorenthielt, die er nicht mehr vertreten zu können meinte. Aber sollte die Nation weniger in ihrem Rechte sein, wenn sie sich begierig alle Hülfsmittel aneignet, die sich ihr zum Verständniß eines Mannes darbieten, der nun doch einmal mit Allem, was er geschaffen und gewirkt hat, längst ihr Eigenthum geworden ist? Und von diesem Rechte Gebrauch zu machen, konnte um so weniger einem Bedenken unterliegen, als, wie sich von selbst versteht, dieser Mann dabei wahrlich keinen Schaden leidet. Das ist ja eben das Große an Erscheinungen, von Humboldt's Art, daß unsre Bewunderung für sie wachsen muß mit jeder neuen Seite, von der sie sich uns darstellen, mit jedem Schritte, den wir tiefer in das Verhältniß ihres Wesens eindringen.

Es kann die Absicht nicht sein, an dieser Stelle in irgend erschöpfender Weise die Resultate zu ziehen, die sich aus dem Neuen der folgenden Blätter für die vollere Anschauung von Humboldts Individualität und Entwickelungsgang ergeben. Nur die Richtung, in der sie unsres Erachtens liegen werden, im Allgemeinen anzudeuten, sei uns erlaubt. Kleine Geister werden sich vielleicht darüber hermachen, emsig die einzelnen Widersprüche hervorzusuchen, in die Humboldts staatsmännische Wirksamkeit mit den Grundsätzen getreten ist, die in der vorliegenden Schrift über alle Theile des politischen Lebens ausgesprochen sind, um schließlich mehr mit Behagen als mit Trauer das alte Lied anstimmen zu können, wie doch die Natur des Menschen so schwach, wie eitel und wandelbar seine Entschlüsse seien. Gönnen wir diese traurige Genugthuung denen, die das Große verkleinern müssen, um es nach ihrem Maaße messen zu können. Es verlohnt sich kaum der Mühe, einer so armseligen Auffassung gegenüber die innere Uebereinstimmung darzuthun, die sich durch Humboldts ganzes Leben hindurchzieht. Der Mann, der, als er in der Zeit der schwersten Drangsale die Sorge für das geistige Gedeihen des Volkes übernommen hatte, mit dem schönsten Erfolge für die Wiedererweckung des betäubten Nationalgeistes wirkte und der in einem Zustande, in welchem es kaum möglich schien, das Leben des Staates zu fristen, die Mittel zu dauernden Schöpfungen zu finden wußte; der dann in wechselnden Stellungen in Jahre langer un-

ermüdeter Thätigkeit Alles daran setzte, der Nation die äußeren und inneren Bedingungen einer gesunden, freien, entwickelungsfähigen Existenz zu schaffen; — der Mann hatte wahrlich, da er nun in demselben Augenblicke, in dem in unsren vaterländischen Verhältnissen die entschiedene Wendung zum Schlimmeren eingetreten war, wieder sich selbst zu leben anfing, keine Ursache, die Erinnerung an die Ideale zu fliehen, denen er einst in der vorliegenden Schrift Ausdruck gegeben hatte *) — Mit denselben Worten fast, mit denen er am Schlusse derselben den Geist bezeichnet, aus dem heraus er sie geschrieben habe, könnte man treffend das Wesen seiner politischen Laufbahn charakterisiren. Wenn Humboldt gegen das Ende seines Lebens in einem seiner schönen Sonnette mit innerster Befriedigung von sich sagte, daß er seiner Jugend treu geblieben sei, daß er Einheit in des Geistes Streben bewahrt habe, so wird kein Einsichtiger ihm auf Grund der vorliegenden Schrift das Recht zu solchem Ausspruche streitig machen wollen. Er hat in Wahrheit „fromm und treu der Jugend Genius sein Herz führen lassen."

Worein wir nun aber eigentlich den Hauptgewinn setzen, der sich aus der hier mitgetheilten Schrift für Humboldts Verständniß ergiebt, — das ist, daß eben der Genius seiner Jugend, der ihn durch's Leben geführt, in all seiner Frische und Ursprünglichkeit uns hier zum ersten Male näher tritt. Humboldt selbst, indem er sich der Uebereinstimmung rühmt, in der er mit seiner Jugend geblieben sei, unterscheidet doch eben diese Jugend sehr nachdrücklich von allen anderen Lebensepochen: „Die Gefühle, die heiligten der Jugend Blüthenweihe. — — — Denn von den duft'gen Lebenskränzen allen Am duftigsten der Kranz der Jugend schwillet." Diese Weihezeit in Humboldts Leben, die er selbst im Alter in so schönen und rührenden Worten feierte, war uns bisher so gut wie verschlossen. Hier bietet sich uns nun eine duftige Blüthe aus dem Kranze seiner Jugend dar.

Varnhagen *) hat an die Spitze der Charakteristik, die er uns von Humboldt giebt, ein Wort Rahels gestellt, Humboldt sei von keinem Alter gewesen und er hat seinerseits bestätigt, daß die verschiednen Lebensalter in ihm von geringer Kraft gewesen seien. Ich wage es ungern, dem Urtheil eines so bewährten Darstellers und eines Humboldt so nahe stehenden Mannes entgegenzutreten. Aber ich gestehe, daß, so wie uns jetzt Humboldts Geistesleben in einer langen Reihe von Documenten vorliegt, ich die Thatsachen doch damit einigermaaßen im Widerspruche finde. Die Einheit in Humboldts Wesen wäre nicht so sehr zu bewundern, wenn sie nicht in einer so großen Mannigfaltigkeit von Erscheinungsformen und Entwickelungsphasen zur Darstellung gekommen wäre. Der Kampf gegen die Hemmungen, die in der Enge, Unfreiheit und Einförmigkeit unsrer modernen Zustände für die energische und allseitige Entfaltung der Individualitäten liegen, ist das große Grundthema des vorliegenden Aufsatzes. Man darf sagen, daß kaum einer der Neueren diese Hemmungen an sich selbst weniger erfahren hat, als Humboldt, daß kaum in einem Zweiten eine gleich edle und tiefe Anlage gleich sehr und dauernd von allen Bedingungen des Gedeihens begünstigt war, daß kaum je gleich schöne Kräfte zu gleich schöner Wirksamkeit gekommen sind. Das ist es, was dem Drama seines Lebens jene wahrhaft idealische Vollendung gegeben hat, die wir sonst nur an den Gestalten des Alterthums zu finden gewohnt sind, ja was ihn diese selbst überragen läßt in dem, worin überhaupt die moderne Welt über das Alterthum hinausgegangen ist, — in der Vertiefung des subjectiven Lebens. Unter den Momenten der Vollendung von Humboldts Wesen scheint mir nun eins der bedeutendsten das zu sein, daß es ihm, der sein Leben durch alle Altersstufen hindurchführte, vergönnt war, das Charakteristische einer jeden in einer recht eigentlich mustergültigen Weise auszuprägen. Wo ist der Mann, der bei einer solchen Rastlosigkeit im Denken, eine solche Entschlossenheit zur That, der zugleich so viel Energie im Handeln und so viel Virtuosität im Genießen besessen hätte? wo der, dem zur Verwerthung aller dieser Fähigkeiten bessere Gelegenheiten entgegen gekommen wären, als ihm, der für die Tiefe und Schärfe seines Gedankens so große Objecte hatte in der Betheiligung an der gewaltigen geistigen Bewegung, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unter unserer Nation begonnen hatte; dem sich dann unter den glücklichsten Verhältnissen Italien darbot, das classische Land der Genüsse, der endlich für seine Thatkraft einen in Trümmer gefallenen Staat und in dem mächtig erwachenden Nationalgeiste den herrlichsten Stoff zum Neubau fand? Das waren Humboldts Mannesjahre. Vor noch nicht langer Zeit lagen diese allein in Wort und That offen vor uns. Seitdem seine „Sonnette," seine „Briefe an eine Freundin" an's Licht getreten sind, sind wir auch mit seinem Greisenalter bekannt geworden. Man wird schwerlich irgendwo ein schöneres Bild dieser Lebensstufe aufweisen können, als es sich in jenen Briefen und Dichtungen darstellt, die den tiefsten Frieden athmen, über die eine sanfte Trauer ausgegossen ist, und die das Innere fast abgelös't von der Gegenwart und getheilt zeigen zwischen der Erinnerung an die Vergangenheit und dem sehnsüchtigen Blicke in das Jenseits

*) In den von Pertz herausgegebenen „Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über deutsche Verfassungen." Berlin 1848, ist auch eine ausführliche Denkschrift Wilh. v. Humboldts über Preußens ständische Verfassung mitgetheilt (p. 97—175) datirt von Frankfurt, den 4. Februar 1819. Es läßt sich rücksichtlich der ganzen Anlage und der schriftstellerischen Intention kaum ein größerer Gegensatz denken, als zwischen dieser Denkschrift und unseren „Ideen." Dort durchweg das engste Anschließen an die Wirklichkeit, die strengste Beschränkung auf das unter den gegebenen Verhältnissen Ausführbare, — eine durchaus praktische Tendenz; — hier eine ausdrückliche Verleugnung dieser Rücksichten, der kühnste und freieste Schwung zum Idealen hin. Hier bewegt sich Alles um die Bestimmung des Inhalts der Staatsgewalt, dort um die Formen. Um so bemerkenswerther ist die Verwandtschaft in den Grundanschauungen des Staatslebens, die durch alle diese Verschiedenheiten hindurch für Jeden, der nur ein Auge für dergleichen hat, wahrnehmbar ist. In beiden Schriften dieselbe Hervorhebung des Bestrebens, die sittliche Kraft der Nation zu steigern, das individuelle Leben zu höherer Geltung zu bringen, das Regieren zu vereinfachen, Thätigkeit und Energie an die Stelle der Passivität und der Trägheit zu setzen. Selbst in gewissen besonders hervortretenden Abneigungen zeigt sich in beiden Schriften eine auffallende Uebereinstimmung, namentlich in dem Misfallen an dem hohlen formalen Wesen einer allmächtigen sich überhebenden Bureaukratie.

*) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. V. p. 118 ff.

und doch wieder so, daß sich diese beiden Richtungen des Gedankens auf das rührendste in einander schlingen. Das Gegenstück zu diesem Bilde fehlte bis jetzt. Die vorliegende Schrift bietet es uns dar, indem sie eine umfassende Uebersicht der Gedanken und Strebungen giebt, welche Humboldt's Jugend erfüllten. Es ist höchst anziehend, sie aus dem Gesichtspunkte dieses Contrastes zu betrachten als Ausgangspunkt seines inneren Lebens gegenüber dem Endpunkte desselben. So erst gewinnt man eine recht lebendige Anschauung der reichen und vollen Entwickelung, die zwischen dem einen und dem andern liegt. Welchen Wechsel der religiösen Stimmungen hat die Seele dieses Mannes durchlaufen müssen von dem prometheischen Selbstgefühle der Jugend bis zu der Hingebung und schmelzenden Weichheit des Alters *). Dort finden wir ihn mit der ganzen Energie des Gedankens gegen die Außenwelt geworfen und in jedem Kampfe mit der Gesammtheit der bestehenden Zustände; — hier gegen Alles außer ihm gleichgültig, ganz in sich gekehrt und versenkt; dort erfüllt von der Hoffnung durch äußere Veränderungen der Welt die Freiheit zu bringen; hier zufrieden mit der Gewißheit, in sich selber die Freiheit gefunden zu haben, die ihm noth thut. — Doch ich kann darauf verzichten, die Reihe dieser Gegensätze, die sich Jedem von selbst darbieten, weiter fortzuführen. Nur eine Bemerkung will ich nicht unterdrücken, die sich mir aufdrängt, indem ich dies Jugendwerk Humboldts im Zusammenhange mit den Verhältnissen denke, unter denen es entstanden ist. Es war die erste bedeutendere Frucht der Muße, die er sich durch Aufgeben des Staatsdienstes geschaffen hatte. Wir begreifen nun, daß es einem Geiste, der sich mit solchen Entwürfen trug, in der Enge des Gerichtszimmers nicht hatte behagen können. Aber wir preisen auch den Mann glücklich, dem es vergönnt war, die Schranken zu vernichten, da sie kaum begonnen hatten, ihm fühlbar zu werden. Wie ist dagegen so manche edle Natur, die wohl nicht minder zukunftreiche Keime des Großen und Schönen in sich getragen, — gezwungen, im Alter der Ideale in dem Joche des Alltagslebens zu ziehen, an demselben Conflicte zu Grunde gegangen, dem sich Humboldt mit leichter Mühe entziehen konnte. Den Kampf, den er als einen praktischen unter allgemeiner Mißbilligung seiner Freunde durch einen so schnellen Rückzug abbrach, hat er dann in der vorliegenden Schrift als einen theoretischen wieder aufgenommen und mit Geist, Kühnheit und Feuer zu Ende geführt.

Eine wie große Bedeutung nun auch die Schrift nach dem Allen als ergänzendes Document für die Geschichte von Humboldts innerem Leben hat, so ist doch, wie sich von selbst versteht, das Interesse derselben damit keinesweges erschöpft. Ihr Werth liegt durchaus nicht ausschließlich in dieser subjectiven Richtung. Von rein objectiven Gesichtspunkten aus betrachtet, stellt sie sich als eine nicht minder erhebliche Bereicherung unsrer Literatur dar. Nicht als ob der hier festgehaltene politische Standpunkt für unsere heutige Staatswissenschaft irgendwie maaßgebend werden könnte. Diese Betrachtungsweise, welcher der Staat zuletzt doch nur wie ein nothwendiges Uebel erscheint, das man auf das möglichst geringe Maaß zurückführen müsse, hat längst einer tieferen und wahreren Platz gemacht. — Wenn die wissenschaftliche Richtung, der Humboldt im Einklange mit seiner Zeit folgt, sich in dem Kampfe gegen den Staat als gegen eine fremde feindselige Gewalt erschöpft, — so hat dieser Kampf längst mit einem vollständigen theoretischen Siege geendigt, durch den aus der uns entgegenstehenden Macht unsere Macht geworden ist. Unser Ideal staatlicher Zustände liegt in einer ganz anderen Richtung, als das Humboldt'sche. — Nicht unseren Willen gegen die Gewalt des Staates sicher zu stellen, ist unser Ziel; das Ziel ist, ihn in die Staatsgewalt hineinzutragen. Nicht vom Staate, sondern im Staate wollen wir frei sein. Die politische Anschauungsweise der Gegenwart hat sich darin um ein gutes Theil der Denkart des Alterthums genähert, von der die moderne Staatstheorie wohl niemals weiter entfernt war, als gerade in der Zeit, in welcher unsre Schrift entstanden ist, und gegen die das in derselben aufgestellte Ideal den directesten Gegensatz bildet. Humboldt selbst ist zu diesen tieferen Tendenzen fortgeschritten. Seine staatsmännische Thätigkeit legt davon Zeugniß ab, so weit sie darauf gerichtet war, Formen zu schaffen, durch die der Wille der Nation zur Geltung kommen sollte, — Formen, gegen die er auf seinem früheren politischen Standpunkte die vollkommenste Gleichgültigkeit an den Tag legt. Und wenn es gewiß ist, daß diese spätere politische Richtung Humboldts ungleich praktischer war, als seine früheren Ideen, — so muß man weiter sagen, daß sie es eben darum war, weil sie sich auf eine bessere Theorie gründete.

Wenn sonach der absolute Werth dieser „Ideen" in Folge der mangelhaften Grundanschauung des Staats, auf der sie beruhen, nicht eben hoch anzuschlagen ist *), so ist, historisch

*) Unter den bisher ungedruckten Abschnitten unsrer Schrift ist mir als der merkwürdigste der von der Religion handelnde erschienen. Wie eingehend und mit wie viel innerer Wahrheit sind die verschiedenen religiösen Standpunkte charakterisirt; und wie deutlich tritt es doch hervor, wo Humboldt mit seinem eignen Pathos ist! Wie treffend ist Alles, was über die Stellung des Staates zur Religion gesagt ist! Noch eine besondere Bedeutung gewinnt dieser Abschnitt, wenn man bedenkt, daß nicht lange, ehe er geschrieben wurde, das Wöllner'sche Religionsedict erschienen war (1788). Die Beziehungen auf die durch dasselbe in Preußen herbeigeführten Zustände, die Humboldt während seiner kurzen praktischen Thätigkeit in Berlin zur Genüge hatte kennen lernen, sind ganz unverkennbar. Sollte wohl unter diesen Umständen die Vermuthung zu gewagt sein, daß gerade diese Parthie für die Censur der Hauptgrund des Anstoßes war?

*) Dieses Urtheil kann natürlich nur von der Schrift als einem Ganzen gelten. Der Werth der einzelnen Theile ist ein sehr verschiedener, und wächst ziemlich genau nach dem Maaße des innern Abstandes von dem Grundgedanken. Eine Bemerkung, die ungefähr so auch schon Schlesier gemacht hat in der Würdigung unsres Aufsatzes, die er auf Grund der ihm vorliegenden Stücke desselben giebt, und die durch die vollständige Betrachtung, wie sie jetzt möglich ist, lediglich bestätigt werden kann. Darin aber ist Schlesier ganz und gar irre gegangen, daß er die politischen Elemente der Schrift als ihr innerlich fremde, nur in Folge des äußeren von Dalberg gegebenen Anstoßes hineingekommene bezeichnet. Der politische Gedanke bildet die Seele des Ganzen, — und es ist so wenig wahr, daß Humboldts Ideen nur vorübergehend wider ihre Natur durch Dalberg die politische Richtung genommen hätten, — daß vielmehr

betrachtet, die Stellung, die sie in dem geistigen Entwicklungsprocesse unsrer Nation einnehmen, eine um so merkwürdigere.

Diese „Ideen“ wurzeln ihrem speculativen Gehalte nach ganz und durchaus in der Kant'schen Philosophie. Nun bemerke man wohl, daß sie zu Papier gebracht worden sind kurz nachdem die Kritik der Urtheilskraft erschienen war (1790), die bekanntlich auch auf Schiller einen so mächtigen Einfluß übte. Mit diesem Werke hatte Kant sein System in sich abgeschlossen, und ging nun in seinen folgenden Schriften dazu über, dasselbe anzuwenden. Von allen diesen Schriften und Aufsätzen, durch die er seine Principien in die Gebiete des individuellen Lebens, der Rechts- und Staatsverhältnisse, der Religion hineintrug, war im Jahre 1792 noch nichts erschienen. Eben so wenig war damals schon irgend ein Anfang damit gemacht, die durch die strenge Zucht der Kant'schen Methode gestählte Denkkraft in freier und unabhängiger Weise zu handhaben. Schiller war noch mit keiner der philosophischen Arbeiten hervorgetreten, welche die Früchte seiner Vertiefung in das Studium Kant's waren. Fichte's Name wurde noch nicht genannt. Es waren die Jahre der unbedingten Herrschaft des Kant'schen Systems, der sich, wenn wir von F. H. Jacobi's isolirter Erscheinung absehen, Alle willig fügten, die überhaupt von der geistigen Bewegung der Zeit ergriffen waren. Hält man sich diese Lage der Dinge gegenwärtig, so muß man in unserer Schrift die erste Bethätigung der wieder anhebenden Selbstständigkeit des Denkens erkennen. Und zwar macht sich diese Selbstständigkeit nach zwei Seiten hin geltend, einmal darin, daß Kant's Grundsätze hier zuerst in Gebiete hineingetragen sind, die von dem Meister bis dahin noch nicht betreten waren; sodann darin, daß diese Grundsätze selbst hier zuerst sich zu vertiefen und zu verlebendigen beginnen. In ersterer Rücksicht ist es von ungemeinem Interesse, die Ansichten, die Kant in seinen späteren Schriften *) über dieselben Materien entwickelt hat, zur Vergleichung heranzuziehen. Wie mir scheint, muß eine solche Vergleichung durchaus zu Humboldt's Gunsten ausschlagen. — Er ist in der Anwendung von Kant's Maximen auf das Recht und den Staat glücklicher gewesen, als der Urheber derselben; er hat ihn an Feinheit, Schärfe, Consequenz übertroffen. — Es würde uns zu weit führen, dieses Urtheil durch eine Zusammenstellung der beiderseitigen Raisonnements etwa über die Ehe, das Erbrecht, das Strafgesetz, über den Begriff der Staatsgewalt selber zu begründen.

Aber von noch ungleich größerer Bedeutung ist die Humboldt'sche Schrift da, wo sie über Kant nicht in der Anwendung seiner Gedanken, sondern in ihrer Auffassung selbst hinausgeht. Zum Theil geschieht es in vollkommen bewußter Weise, und aus der Art, in der mehrmals auf Kant Bezug genommen wird, erkennt man durch die unbegränzte Bewunderung hindurch, die Humboldt ihm zollt, doch bereits deutlich ein durchaus freies und selbst kritisches Verhalten. Humboldt wahrt sich in den Fragen der Moral und Aesthetik sehr bestimmt die Selbstständigkeit seines Urtheils. Die Theorie, die Kant in der Kritik der Urtheilskraft von dem Wesen der schönen Künste und ihrer Rangordnung gegeben hat, stellt er seine eigne entgegen. Wer wollte leugnen, daß die letztere weit tiefer gegriffen und weit sinniger durchgeführt ist? Humboldt hat in den ästhetischen Andeutungen dieser Schrift bereits denselben Weg aus dem Kant'schen Systeme hinaus gefunden, den gleich nach ihm Schiller betrat, und auf dem sie dann Beide Hand in Hand zu so bedeutenden Resultaten gekommen sind. — Aber nicht minder, als in den ästhetischen Principien stellt diese Schrift in den moralischen einen bemerkenswerthen Fortschritt gegen Kant dar. Ja es ist in ihnen im Wesentlichen bereits Fichte's Standpunkt erreicht. Indem Humboldt dazu kommt, die Energie die erste und einzige Tugend des Menschen zu nennen, womit zugleich die Trägheit als das eigentlich böse Princip in der menschlichen Natur bezeichnet ist, hat er in der That den Kernpunkt der Fichte'schen „Sittenlehre“ getroffen. Nur daß der Gedanke in unserer Schrift sogleich eine Wendung auf das Politische bekommt.

Die öffentlichen Verhältnisse sollen so geordnet werden, daß sie die Energie der Individuen möglichst steigern, ihre Selbstthätigkeit auf recht vielfältige Weise herausfordern. In dieser Forderung liegt eigentlich die Summe des positiven Gehalts der ganzen Untersuchung, und von dieser Seite angesehen enthält sie eine große Lehre, die unter unsern heutigen Verhältnissen mehr an ihrem Platze ist, als sie es je früher gewesen wäre, und die von den segensreichsten Wirkungen sein könnte, wenn die Gegenwart in demselben Maaße für dieselbe empfänglich wäre, in dem sie ihrer bedürftig ist. Das Grundübel in den Wirren der letzten Jahre lag doch am Ende darin, daß die Bestrebungen, von denen die Massen in Bewegung gesetzt waren,

---

augenscheinlich diese politische Richtung, seitdem er überhaupt selbstständig zu denken angefangen, in ihm die vorherrschende gewesen war. Und wie hätte es anders sein können? Seine ganze Erziehung war darauf angelegt, ihn für den Staatsdienst vorzubereiten; in demselben Sinne hatte er seine Universitätsstudien gemacht. — Er war in Göttingen mit Forster bekannt geworden, und diese politisch durch und durch aufgeregte Natur hatte ihm mächtig imponirt. Dazu nun noch die Eindrücke der französischen Revolution, die er bei seinem Aufenthalte in Paris während des Sommers 1789 in unmittelbarer Nähe auf sich hatte wirken lassen; — endlich der Beginn seiner juristischen Laufbahn. — Zu dieser Natur seines bisherigen Lebensganges stimmt es nun auch vollkommen, daß Humboldt in einem der oben herangezogenen Briefe an Schiller im Gegensatze zu diesem das Studium der öffentlichen Angelegenheiten ausdrücklich als seinen Beruf bezeichnet, während er Wolf gegenüber im Beginne seiner Correspondenz mit ihm eben so unverkennbar als ein Laie in philologischen Dingen erscheint. — Der Zeitpunkt, von dem an in Humboldts Gedanken und Studien Kunst, Alterthum, Sprache, Geistesleben diejenige Stelle einnehmen, die vorher Recht, Staat, die äußeren Verhältnisse des Menschen eingenommen haben, läßt sich sehr genau bestimmen. Er fällt unmittelbar nach Vollendung der vorliegenden Schrift. Es fehlt schon in ihr nicht an Stellen, die diese Veränderung ankündigen. Sie sind großentheils gerade die interessantesten und schönsten. Aber man würde nichts desto weniger sehr unrecht thun, in ihnen den Schwerpunkt von Humboldts damaligem Glaubenssysteme zu suchen.

*) Vergl. besonders: Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Königsberg 1797. Dann die schon vorher, 1795 erschienene Abhandlung: Zum ewigen Frieden; endlich: Der Streit der Fakultäten. Königsberg 1798, wo namentlich das über das Verhältniß der Staatsregierung zur Religion Gesagte interessante Vergleichungspunkte darbietet.

das vollkommne Widerspiel des Humboldt'schen Freiheitsideales waren. Alles lief in ihnen auf Steigerung der Genüsse hinaus. Ein Jeder will es so bequem haben wie möglich. Je weiter sich die Forderungen der politischen Schwärmer von heute und gestern von der Wirklichkeit entfernen, desto bestimmter tritt dies als ihr Grundzug hervor, und in letzter Instanz steigert sich diese Richtung zu dem Ideale eines gesellschaftlichen Zustandes, welcher der freien Bewegung der Individuen gar keinen Spielraum mehr läßt, in welchem Alles von dem Allgemeinen absorbirt, die Freiheit vollkommen der Wohlfahrt zum Opfer gebracht wird. Gegen den entnervenden Einfluß solcher Doctrinen, denen der Begriff der Individualität vollkommen verloren gegangen ist, möchten wir die gegenwärtige Schrift recht dringend als das heilsamste Gegengift empfehlen. Sie eignet sich für einen solchen Gebrauch eben darum so vortrefflich, weil ihr Verfasser mit gleich radicaler Einseitigkeit in dem entgegengesetzten Extreme befangen ist. — Möchten von diesem edlen Geiste recht Viele lernen, die Freiheit nicht um der Genüsse willen zu lieben, die sie verspricht, sondern um der sittlichen Kraft willen, die sie zugleich fordert und schafft."

Humboldt's Schrift besteht aus den folgenden 16 Abschnitten: 1) Einleitung. — 2) Betrachtung des einzelnen Menschen und der höchsten Endzwecke des Daseins desselben. — 3) Uebergang zur eigentlichen Untersuchung. Eintheilung derselben. Sorgfalt des Staats für das positive, insbesondere physische Wohl der Bürger. — 4) Sorgfalt des Staats für das negative Wohl der Bürger, für ihre Sicherheit. — 5) Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde. — 6) Sorgfalt des Staats für die Sicherheit der Bürger unter einander. Mittel, diesen Endzweck zu erreichen. Veranstaltungen, welche auf die Umformung des Geistes und Charakters der Bürger gerichtet sind. Oeffentliche Erziehung. — 7) Religion. — 8) Sittenverbesserung. — 9) Nähere, positive Bestimmung der Sorgfalt des Staats für die Sicherheit. Entwickelung des Begriffs der Sicherheit. — 10) Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung solcher Handlungen der Bürger, welche sich unmittelbar und geradezu nur auf den Handelnden selbst beziehen. (Polizeigesetze.) — 11) Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung solcher Handlungen der Bürger, welche sich unmittelbar und geradezu auf andre beziehen. (Civilgesetze.) — 12) Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch rechtliche Entscheidung der Streitigkeiten der Bürger. — 13) Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestrafung der Uebertretungen der Gesetze des Staates. (Kriminalgesetze.) — 14) Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung des Verhältnisses derjenigen Personen, welche nicht im Besitz der natürlichen, oder gehörig gereiften menschlichen Kräfte sind. (Unmündige und des Verstandes Beraubte.) Allgemeine Anmerkung zu diesem und den vier vorhergehenden Abschnitten. 15) Verhältniß der, zur Erhaltung des Staatsgebäudes überhaupt nothwendigen Mittel zur vorgetragenen Theorie. Schluß der theoretischen Entwicklung. — 16) Anwendung der vorgetragenen Theorie auf die Wirklichkeit.

Die unter dem Texte befindlichen mit Ziffern versehenen Anmerkungen rühren von dem Verfasser, die mit einem † bezeichneten vom Herausgeber her.

Die ehrenwerthe Verlagshandlung, deren „warmer zu jedem Opfer bereiten Eifer", wie in der Einleitung bemerkt wird, zu der gegenwärtigen Publication beigetragen, hat es hinsichtlich der äußeren Ausstattung an Nichts fehlen lassen. H.

Kernstellen aus Jeremias Gotthelf's Schriften.

Gesammelt von Otto Meißner.

Erster Theil.

Hamburg, Meißner & Schirges. 1851.

(IV und) 200 Seiten 12.

In Veranlassung der Besprechung einiger Schriften von Jeremias Gotthelf in unserer Zeitschrift ward darauf hingedeutet, wie vielen Stoff sie zu einer Blumenlese bedeutsamer Stellen darböten. Ganz unabhängig von dieser Andeutung ist nun Herr Meißner zu dem glücklichen Gedanken gekommen, aus den sämmtlichen Werken des wackern schweizer Pfarrers die vielen nützlichen Lehren, Lebensregeln und Betrachtungen über die Natur und die Menschen, ihr Thun und Treiben, ihr Gutes und Böses, auszuwählen, sie, mit ihrem Inhalte in der Regel entsprechenden Ueberschriften zu versehen und abdrucken zu lassen. Ein mit Sorgfalt entworfenes alphabetisches Register kann auch zugleich als Uebersicht Dessen, was das Büchlein bringt, betrachtet werden. Diese „Kernstellen" dürften, irren wir nicht, auch Denjenigen, die Gotthelf's Werke zwar bereits gelesen, aber sie nicht selbst besitzen, willkommen sein; daß sie denselben noch viele neue Leser gewinnen werden, ist kaum zu bezweifeln. Möge das zweite Bändchen dem ersten (in welchem Auszüge geliefert sind aus: „Leiden und Freuden eines Schulmeisters"; „Uli der Knecht"; „Uli der Pächter"; „Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf"; „Jacobs Wanderungen durch die Schweiz";) recht bald folgen. H.

Miscellen.

Die *Sepolture dei Giganti.* Diese Riesengräber auf Sardinien bestehen aus großen Steinen, welche ohne Mörtel auf einander gefügt sind und eine Haube von 36—50 Fuß Länge auf 3—6 in der Breite einfassen; die am besten erhaltenen sind mit ungeheuren Steinplatten bedeckt. Die Richtung eines solchen Grabes ist stets von Nordwest nach Südost. Am südlichen Ende erhebt sich ein gewaltiger, eckiger Stein, 10—15 Fuß hoch, dessen Gestalt bald elliptisch, bald viereckig, bald kegelförmig ist; mehre haben an ihrer Basis eine Oeffnung von 18 Zoll ins Gevierte. Nach jeder Seite läuft eine Reihe Steine aus, unregelmäßig an Umfang und Gestalt, die einen Bogen beschreiben, dessen Sehne 20—40 Fuß beträgt und das Ganze einem Sporn ähnlich macht. Die Benennung „Sepolture dei Giganti", welche die Sarden diesen Denkmalen geben, entspringt aus ihrer Ansicht, daß es

wirklich Riesengräber seien; andere Benennungen aber, z. B. „Stein der Juden", so wie ihr Alter, deuten darauf hin, daß es Opferstätten sein mochten. Diese „Sepolture" scheinen Sardinien ganz eigenthümlich anzugehören, und man kann mit Recht vermuthen, daß diese „Sepolture" die Gräber von Helden eines abgöttischen Volkes waren. A.

Auf der Insel Sardinien werden jährlich im Ganzen ungefähr 36,000 Centner Käse bereitet; die meisten aus Schaf- oder Ziegenmilch, welchen der wilde Thymian einen besondern und sehr angenehmen Geschmack verleiht. Das Gerstenbrod, „S'orzatu" genannt, die gewöhnliche Nahrung des Volkes, ist schwer und bitter; „Sucuccone", Waizenbrod, ist leicht und gut, aber etwas theurer, eben so das „Sufresu", eine Art Zwieback, der in sehr heißen Oefen bereitet wird. — Fleisch, das sehr häufig gegessen wird, ist wohlfeil. Das beliebteste Gericht, der „Barbaricini", besteht aus einem Gemisch von Bratwürsten, Bohnen, Kartoffeln, Kastanien, Oliven und kleinen Stücken Ochsen- oder Schweinefleisch, das mit Fett bereitet wird. A.

Gibraltar. Wohl nirgends in der Welt fand der berühmte Denkspruch: Labor omnia vincit improbus seltsamere Bestätigung. Die Natur hat hier einen nackten, brennenden Felsen senkrecht hingestellt, ihn allen Winden der Wüste, allen Gewittern des Himmels preisgegeben; sie hatte ohne Zweifel ihre Gründe dazu. Die Britten haben den Felsen behauen, in Spanien, vielleicht sogar in England Erde und ich weiß nicht wo Wasser geholt, und das kahle Gestein in einen Garten verwandelt, der, glaube ich, der hübscheste und lachendste auf der ganzen Halbinsel ist. Prächtige Bäume, Aloen vom schönsten Wuchse, Blumen aller Art, aller Zonen und Farben, reizende Kioske zeigen sich den verwunderten Blicken. Das Ganze ist freilich in einem Panzer von Granit gepreßt, und dieser Garten voll Kanonen erinnert stark an die Blumenbeete, welche die Soldaten in den Ruhestunden um die Zelte pflanzen. Aber gleichwohl hat der Mensch nicht leicht irgendwo der Natur auf überraschendere Weise Trotz geboten. A.

Der Weihnachtschmaus in Italien. Das Fest aller Feste in Italien bleibt der Weihnachtschmaus, der von 8 Uhr Abends bis tief in die Mitternacht währt, und bei welchem sich jeder Koch selbst übertreffen muß. Alle Fischer des mittelländischen Meeres tauchen Monate vorher in die Wogen, um diese Mahlzeit zu verherrlichen. Während der ganzen Woche vor Weihnacht wird kein Geschäft abgeschlossen außer dem Fischmarkte, der besonders Nachts ein hübsches Bild gewährt mit seinen hundert Lichtern in rothen Papierlampen, seinen Ladungen von Orangen und Citronen, seiner stummen Bevölkerung, mit glänzenden Schuppen und seiner bunten, in südlichem Muthwillen scherzenden und lachenden Menschenmenge. Der Weihnachtschmaus muß nun einmal dem Inbegriff höchster irdischer Glückseligkeit gleichen, den uns die italienischen Feenmärchen schildern als: „Un gran pranzo con dodici piatti." Unter diesen 12 Schüsseln geht es nicht ab. Der größte Luxus wird aber beim Nachtische entfaltet. Weihnacht hat seine eignen Süßigkeiten: Cremona ist wegen seiner Tortoni berühmt; die beste Mostarda kommt von Venedig; Spongata und Spongatini fertigt man in Mönchs- und Nonnenklöstern, die trefflichsten aber bei den Benedictinern von St. Johannes zu Parma. Diese „Spongatini dall' Aquila", also benannt von dem Adler des Evangelisten, den sie auf der Kruste tragen, und stattlicher als Hochzeitkuchen, werden in alle Welt versandt, artig in Silber und Seide gewickelt, zum Entzücken von allen Kinderherzen. A.

Was christlich sei und was nicht christlich, das kann meiner Ansicht nach nur aus den Aeußerungen und Lehren Christi selbst herausgefunden werden und zwar nur aus denen, welche von den Evangelisten Matthäus, Marcus und Lucas mitgetheilt worden; schon der Evangelist Johannes giebt eigene Worte, Zuthaten, noch mehr Paulus, Petrus und Jacobus. Bisweilen ist ihre Auffassung der Lehre Christi sogar schon nicht ganz frei von Irrthum und Consequenzmacherei. Die vier Letztgenannten haben den Kirchenvätern, Theologen und theologisirenden Mönchen mannigfach Veranlassung gegeben, eine wenn auch consequente, doch theilweise irrationelle und menschenfeindliche Lehre auszubilden, welche noch jetzt von Vielen für christlich gehalten und ausgegeben wird. Diese mönchische Auffassung des Christenthums verwechseln Manche mit dem Reinchristlichen, was Christus selbst lehrte. A.

Eigentliche Treue wird man nur da finden, wo ein freies menschliches Verhältniß obwaltet; aus der hündischen Ergebenheit der Sklaven, die man heut zu Tage als unsere Pflicht predigen will, wird unter Umständen die boshafteste Feindseligkeit. A.

Wo kein freier Wille, wo keine Versuchung ist, da kann auch keine Ehre, keine Tugend sein, und wo die Lebensweise so streng durch das Gesetz vorgeschrieben ist, da hat nur das Gesetz und nicht der Mensch Verdienst. A.

Bloße Ordnung ist etwas eben so Leeres, als bloße Freiheit; beides verlangt den Athem des Lebens, um das Gute und Große hervorzubringen und nur in ihrer Harmonie liegt die Fortdauer der menschlichen Gesellschaft. A.

Die jetzt Alles in England bewegende Frage in Betreff der Uebergriffe der römisch-katholischen Geistlichkeit, insbesondere des Cardinals Wiseman, ist Gegenstand einer wenn auch nicht durchweg ihrem Gehalte, doch ihrer Zahl nach sehr bedeutenden Literatur geworden. In Publisher's Circular 1850. Vol. XIII No. 317 S. 387—389 ist ein Verzeichniß von einigen 70 auf die „Papal Question" bezüglichen Schriften mitgetheilt, welches noch lange nicht vollständig ist. Ein der Bewegung sehr nahe stehender Londoner Gelehrter, auf Seiten der englischen Kirche, beabsichtigt eine möglichst vollständige Uebersicht dieses Literaturzweiges, mit kritischen Andeutungen über die Tendenz und den Werth der einzelnen Schriften, zu veröffentlichen. (Aus dem 1. Hefte von Jul. Petzholdt's „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft.")

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 15. Mittwoch, den 19. Februar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

An Wilhelm Grimm. *)

Als ich, daheim noch, Deinen Namen hörte
Begann's im Knaben ahnend sich zu regen,
Und einen Wunsch, nur einen thät er hegen —
Dich einst zu schau'n, Dich, den er hoch verehrte.

Dem Himmel Dank, der ihm den Wunsch gewährte —
Ich schaute Dich — und mit noch raschern Schlägen
Schlug, theurer Meister, Dir dies Herz entgegen,
Weil Ehrfurcht sich in Liebe nun verklärte —

Doch als Dein Wort mir jene Welt enthüllte
Voll goldner Mährchen und voll Wundersagen,
Durch die ein Geist der deutschen Vorzeit weht;

Welch eine Glut da meine Seel' erfüllte!!
War's doch, als wollt' es himmelan mich tragen,
Denn zur Begeist'rung war die Lieb' erhöht. —

*) Wir verdanken diese drei bisher ungedruckten Gedichte der freundlichen Mittheilung des Dichters, dessen „Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. Braunschweig, 1850“ nächstens besprochen werden sollen. H.

Mond und Herz.

O sieh doch, hoch am Himmel steht der Mond
Schaut klar und ruhig diese Welt sich an,
Und wie sie auch sich täglich, stündlich anders
Im Sturm des Wechsels unter ihm gestaltet,
Er zieht doch still die Bahn, die der bezeichnet,
Der allen Dingen Maaß und Ziel gesetzt.
O! wärst du Menschenherz doch gleich dem Mond,
Und stündest auch so klar, so still und heiter,
So in dir einig über deiner Welt!

Liebchens Wohnort.

Ich weiß kein liebres Städtchen
Im ganzen deutschen Land,
Als das, wo ich mein Mädchen,
Mein traut Herzliebchen fand.

Gar einsam liegt's und stille,
Kaum daß es Einer kennt —
Des Waldes grüne Fülle
Hat's von der Welt getrennt.

Ein Kirchlein, das von Weiten
Schon überm Walde ragt,
Ein Thurm aus grauen Zeiten
Sind seine einzge Pracht.

Und doch liegt mir das Städtchen
Wohl Tag und Nacht im Sinn —
Wohnt doch mein süßes Mädchen,
Mein traut Herzliebchen drin.

Karl Barthel.

Des Dichters Heimkehr.

Nach dem Polnischen von Fritz von Fr.

(Beschluß.)

Nachdem sich der Dichter geräuspert und im Sessel zurecht gerückt hatte, fuhr er langsam fort:

Nun will ich mich aber auch genau an die Sache halten und bitte recht sehr, mich die Peitsche fühlen zu lassen, im Falle ich wieder gegen eine Birke anrennen, oder am Himmel nach einem krausen Wölkchen suchen sollte. — Ich kam an unserer Gränze an und mußte, wie jeder Andere, das Ungemach über mich ergehen lassen, dem man daselbst ausgesetzt ist. Die kleinen Leiden, die man auf der Zollkammer zu erdulden hat, machten auf mich besonders einen unangenehmen Eindruck, denn sie rissen mich aus der süßen Ideenwelt in die rauhe Wirklichkeit. Das „Haben Sie etwas Steuerbares“ und die lauernde Miene des Gränzwächters haben doch etwas eben so Prosaisches als Beengendes.

Ich kam noch glücklich mit einem blauen Auge davon — ich bitte den Ausdruck figürlich zu nehmen, obgleich, wie böse Zungen behaupten, er auch manchmal in der Wirklichkeit anwendbar sein soll — und fuhr bald in dem historisch merkwürdigen Piotskow ein. Die preußische Küche, welche bei manchen andern liebenswürdigen Eigenschaften auch diejenige hat, daß sie die guten Gottesgaben durch ihre Kunst so gut wie ungenießbar macht, hatte nicht gerade vortheilhaft auf meine Korpulenz gewirkt; ich war, was man sagt, ausgehungert und sehnte mich nach den Fleischtöpfen Polens, deren Geruch mir schon auf der Gränze so lockend in die Nase gestiegen war. Ich hielt es deshalb für angemessener, dem Magen sein Recht widerfahren zu lassen, als die Sehenswürdigkeiten der Stadt aufzusuchen, und lenkte demzufolge meine Schritte nach einem anständigen Gasthofe, der mir von der Post aus gezeigt worden war. Ich trete ein, und mein erster Blick fällt auf ein großes Schild mit der Aufschrift: Restauration, Billard, und den unvermeidlichen zwei gekreuzten Stöcken und Kugeln als Attributen des „Stoß-Stangen-Spiels.“ Ich öffne die Thür und sehe einen Saal vor mir, den man — ich muß es als guter Patriot gestehen — im Ausland vergebens suchen würde und der vollkommen die „polnische Wirthschaft“ rechtfertigte, womit man uns jenseits der Gränze charakterisirt. Meine Combinationsgabe führte mich bald darauf, ich habe die „Restauration“ anderswo zu suchen, als unter Vieh allerlei Art, und die reingewaschene und mit frischem Sand bestreute Treppe schien mir gewissermaßen den Weg zeigen zu wollen. Ich stieg hinauf und fand oben einen sehr ordentlichen Saal, der sogar hinsichtlich der weißen Vorhänge und des gebohnten Fußbodens Anspruch auf Eleganz machen durfte. Der lange Tisch in der Mitte war mit einem feinen frischen Tuche bedeckt, die Servietten standen gleich Pyramiden auf den porzellanenen Tellern und die silbernen Bestecke lagen auf Böckchen von klarem Krystall. Malerisch stachen gegen die blendende Weiße die dunkeln Flaschen ab, die gleich Vorposten vor jedem Couvert Wache hielten, und Alles war überhaupt so nett und appetitlich, daß mir, wie man zu sagen pflegt, das Wasser im Munde zusammenlief. Ich wurde ordentlich eitel, dasjenige in einem vaterländischen Hotel zu finden, was das Ausland ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, rieb mir vergnügt die Hände, und fragte einen der Kellner, der sich um den Tisch herum zu schaffen machte:

„Ist das Essen bald fertig?“

„Im Augenblick,“ war die Antwort.

„Schön,“ sagte ich, und griff, um die Zeit bis zu dem großen Augenblick, der dem Wartenden gewöhnlich zur Ewigkeit wird, mit Etwas auszufüllen, nach den Zeitungen, die zerstreut auf einem Nebentische lagen. Das erste Blatt, welches mir in die Hände fiel, war der gute „Warschauer Courrier“, jener unschätzbare Schwätzer, der von jeher das Privilegium gehabt hat, daß selbst der verbissenste Politiker mit ihm den Reigen seiner Lectüre beginnt.

Es dauerte nicht lange, so fanden sich allmälig die Gäste zur Table d'hôte ein; es waren ausschließlich Officiere. Einer der zuletzt Eintretenden war eine schöne männliche Gestalt und den Epauletts nach zu urtheilen, General. Alles stand auf, um ihn zu bewillkommnen, und auch ich erhob mich von meinem Sitze, um seinen freundlichen Gruß zu erwidern.

Indem erschien die Suppenschüssel in der Thüre. Treu meiner Gewohnheit, der Mahlzeit ein Schnäppchen vorauszuschicken, schlug ich mit dem Messer an das Glas und rief: „Kellner, bringen Sie mir einen Liqueur!“

Ich wußte nicht warum, aber in dem Augenblick wendeten sich Aller Augen nach mir und schauten mich befremdet an. Der General, der mich fortwährend beobachtete, neigte sich zu den ihm zunächst Sitzenden und sprach eifrig mit ihnen, doch so, daß es nicht zu hören war. Der Kellner brachte mir auf einem zierlichen Teller, was ich verlangt hatte, und die übrigen Gäste folgten meinem Beispiel.

Die Suppe wurde herumgegeben. Jedenfalls hatte die Gesellschaft guten Appetit mitgebracht, denn die Stille, die am Tische herrschte, wurde nur durch das Klappern der Löffel unterbrochen. Mit dem Auftragen der Pasteten flogen die Stöpsel aus den Flaschen; der feurige Ungar perlte im hellen Glase und die Unterhaltung begann mit dem bekannten Sprüchwort von einem Gläschen nach der Suppe, welches an den Stabsarzt gerichtet wurde.

Einer der Officiere hatte sich ein Glas Bier reichen lassen. „Man sieht, Capitain, Sie sind nicht Poet,“ bemerkte sein Nachbar,

„Denn nur beim Rebensaft
„Reimt es sich mit Geschick,
„Aber ist Bier im Glas',
„Macht Dein Vers nirgends Glück.“

„Bravo, mein witziger Dichter,“ erwiderte der Angeredete, „schade nur, daß der Vers nicht von Ihrer Composition ist, Oberst.“ „Obgleich ich mich mit dem Reimen nicht befasse,“ fuhr er fort, „da dies nicht in mein Reglement gehört, so weiß ich doch, daß es verschiedene Arten von Poeten giebt, Klassiker und Romantiker, und die Letzteren können, schon der Unterscheidung wegen, recht wohl Geschmack am Bier finden. Warum sollte ich hier nicht Romantiker sein können?“

„Dixi“ rief der General, indem er in die Hände klatschte. Sie sind in Ihrem Rechte, Oberst, und ein vollkommener Romantikus, nicht des Bieres wegen, sondern der Abenteuer, die Sie in den italienischen und spanischen Legionen zu bestehen gehabt haben. Von Ihren Herren Collegen unterscheiden Sie sich jedoch dadurch, daß Ihnen selbst begegnet ist, was jene von verwünschten Prin-

gespensten, bezauberten Schlössern, feurigen Rittern u. s. w. aus ihrem Tintenfasse hervorholen."

Der Herr General hat Recht, warf einer der älteren Offiziere ein; ich möchte oft vor Lachen bersten, wenn mir so ein Stück Ballade zwischen die Finger kommt. Die alten Weiber am Spinnrocken bringen nicht solch ungereimtes Zeug zum Vorschein, wie die großen Geister, welche das Außerordentliche und Ungeheure in Mährchen suchen, an die Niemand glaubt, bei dem es im Kopfe noch geheuer ist. Wozu auch die Poesie im Nebel, im Monde oder in verfallenen Schlössern suchen, zu welchem Zwecke schreckliche Dämonen heraufbeschwören, da doch so viel Schönes und Rührendes unter uns lebt und webt? Fehlt den Liedern: Der Wind bringt ein Lied vom Ufer der Tiber — oder: Marsch, marsch, Dombrowski, vielleicht die Romantik? In der Stille des Abends beim glänzenden Mondesschimmer hört Ihr sie in jedem Dorfe, und unsere lebensfrischen, thatendurstigen Burschen wissen sie wohl zu deuten. Bei Nacht und Nebel zieht Einer oder der Andere das Pferd aus dem Stall, schnallt sich des Vaters Säbel um, an dem noch der Rost von Raclawice und Maciejowice klebt, schwingt sich auf und jagt hinaus in die Fremde, um sich eine Stellung, um sich Ruhm zu erkämpfen. Und dann, die Rückkehr unserer Helden, der Freudenruf der greisen Väter, der besorgten Mütter, der liebreizenden Mädchen, der sie empfängt, endlich der Zug nach Moskau, dem Zarensitz, dieses großartige, mit Frost und Flammen schließende Drama, über welchem sich die Riesengestalt des Verhängnisses gleich dem feurigen Genius des Jahrhunderts oder dem antiken Fatum erhebt. . . . Das nenne ich Poesie, das ist die Dichtung der Wahrheit, der Wirklichkeit und wirft alle krankhaften Auswüchse über den Haufen, die, mir wenigstens, Uebelkeiten verursachen, als wenn ich ein Brechmittel genommen hätte."

Ich war gerade über einem köstlichen Stück Kapaun, und hörte deshalb, wie man sagt, nur mit halbem Ohr auf die ästhetischen Expectorationen der Söhne des Mars; allein die letzten Worte des Sprechers, eines grauen, aber noch rüstigen und mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückten Soldaten, hatten für mich so viel Treffendes, daß ich unwillkürlich Messer und Gabel aus der Hand legte und Lust bekam, mich an der Debatte zu betheiligen. Ihre Ansicht, mein Herr, sagte ich, sollte eigentlich die Klassiker mit der Romantik versöhnen, da sie die Poesie auf das nationale Feld, als ihr eigentlichstes zurückführt. Alle Poesie, wenn sie nicht mit dem Leben der Nation verwebt ist und in deren Gefühl, Gedanken, Leiden, Hoffnungen und Träumen wurzelt, ist nur Spielerei, ein Kunststückchen, und findet nirgends Widerhall.... Deshalb dürfen wir jedoch die jungen Apostel des Romantischen nicht bekriegen, denn sie arbeiten daran, dem Dichter des Volks, dem wir noch entgegensehen, den Pfad zu ebnen.

Ich schwieg — und im Saale herrschte allgemeine Stille. Schon ärgerte ich mich, daß meine Einmischung das Gespräch unterbrochen hatte, als der General, indem er das leere Glas vor sich hinstellte, dasselbe wieder in neuen Fluß brachte. Wer weiß, sagte er, indem er auf meine letzten Worte anspielte, ob ein Dichter der Art nicht bereits unter uns wandelt. Wenn sich im Poeten Leben und Empfindung des Volkes abspiegeln sollen, so weiß ich einen, der mit und in diesem Volke gelebt hat, und es durch und durch kennt. Mit dem Säbel hat er Geschichte geschrieben und auf den Schneefeldern an der Moskwa sowohl, als auch in den Ebenen Leipzigs Beweise seines Muthes gegeben. Als Soldat ist er der Dichter der That, als Liebling des Landes und Volkes Sänger der Gefühle.

„Wen meinen Sie, General," fragten einige der Anwesenden.

„Rathen Sie, meine Herren."

„General, sagte mit selbstgefälliger Miene ein junger Offizier, möge es mir nicht als Selbstlob ausgelegt werden, wenn ich...."

„Ich weiß schon, worauf Sie zielen," erwiderte dieser, „doch dießmal hätten wir vorbeigeschossen. Sollte es Ihnen denn so schwer werden, meine Herren, zu errathen, daß ich von unserm Waffenbruder, dem süßen Dichter des Idylls Wieslaw spreche? Oder wären Ihnen vielleicht die Legionisten unbekannt, wo es heißt:

„Das Vaterland ist mein Beruf, und ich ein Sohn von Polens
Erde.
„. . . . . Unter Fremden
„Geh ich Dienste suchen. In Blut und Sterben
„Will einen Tropfen wenigstens dem Vaterland ich wahren."

„Oh, das kennen wir," riefen die Tischgenossen; „das ist ja von Brodzinski, unserm polnischen Dichter."

Ich muß gestehen, meine Herrschaften, daß wenn auch die klassisch-romantische Debatte mein Interesse in Anspruch nahm, ich doch keineswegs daran dachte, daß sie eine solche Wendung nehmen und mein werthes Ich dabei auf diese Art in den Vordergrund treten würde. Als hätte man sich verabredet, so hörte ich nun von allen Seiten Verse recitiren, die ich geschrieben hatte. Ich wurde verlegen wie ein Schulknabe, und fühlte, wie mir das Blut in die Wange stieg. Um diese peinliche Lage so viel als möglich zu verbergen, bückte ich mich tief auf den Teller und zermarterte mich an einem Stückchen Fisch; doch auch diese Kriegslist half mir zu nichts, die Declamationen und Lobeserhebungen wurden immer großartiger. Rührung, Dankbarkeit und auch etwas falsche Scham bewegten mich und machten mir das Herz so weich, daß mir bereits ein Paar dicke Thränen in den Augen standen, und ich auf dem besten Wege war, in lautes Schluchzen auszubrechen. Als wollte ich mir den Mund abwischen, fuhr ich mit der Serviette über das Gesicht und die nassen Augen, stand schnell auf, indem ich mich mit dem Abgang der Post entschuldigte, und rief den Kellner, um meine Rechnung zu bezahlen.

Der aber stand mit den Händen in der Tasche und lächelte.

„Was soll das heißen," fragte ich und der Kamm fing mir an zu schwellen; „ich will wissen, was ich schuldig bin."

Der Kellner behauptete seine vorige Stellung.

„Wollen Sie so gut sein und Ihrem Scherz ein Ende machen," rief ich entrüstet, und griff nach Mütze und Mantel; „Sie wissen, daß die Post nicht wartet."

Doch stellen Sie sich vor, was geschieht, während ich mich so geberde. Der General nebst allen Offizieren umringen mich mit dem gefüllten Glase in der Hand und der Kellner reicht auch mir eins auf einem zierlichen Präsentirteller.

Werther Gast, redete mich der General an und drückte mir die Hand, die altpolnische Sitte verlangt ein Gläschen vor dem Einsteigen. Und jetzt, meine Herren — hier wandte er sich zu der Gesellschaft — auf die glückliche Zurückkunft des geliebten Dichters — und Soldaten!

Hoch, hoch, schrie alles im Chor.

Nun erst fing ich an zu begreifen, daß ich in keiner Restauration war. Ich wollte mich bei dem General wegen meiner Zerstreuung entschuldigen, doch dieser schloß mich in seine Arme und rief: Gesegnet sei der Irrthum, der mir einen so lieben Gast zugeführt hat. Kann auch unser armes Land die Kunst, den Reichthum und die Naturwunder Italiens nicht erreichen, so soll es ihm doch in einer Sache nicht nachstehen, nämlich in der altpolnischen Tugend der Gastfreundschaft. . . . .

Mit Thränen im Auge schied ich von den mir liebgewordenen neuen Freunden. Und wer war jener General? Sie errathen es gewiß eben so leicht, wie ich es errathen habe. . . . Es war der Dichter Franz Morawski.

Brodzinski endigte hier seine Erzählung und die ganze Gesellschaft dankte ihm und freute sich über die schöne Episode aus dem Leben des Dichters.

„Sie nennen das schön, poetisch, bemerkte Brodzinski, was für mich eine Folter war. So oft ich daran denke, fällt mir die traurige Figur ein, die ich bei der ganzen Scene, die übrigens eine abgekartete war, ganz bestimmt gespielt habe. Noch jetzt überläuft mich eine Gänsehaut und ich glaube gewiß, ich bin wieder über und über roth geworden. Was half es mir damals, daß ich ein Glas Wasser nach dem andern hinunterstürzte; der Angstschweiß stand mir in hellen Tropfen auf der Stirn. Diese Lehre hat mich wohl auf immer von der verwünschten Zerstreuung geheilt.

Ha, ha, ha, rief die Dame des Hauses unter Lachen, die Dose mag doch ein wenig zu schwach gewesen sein. Es ist ja noch keine halbe Stunde her, daß Sie uns die glänzendsten Bewei'e vom Gegentheil gegeben haben. Die Zerstreuung ist ein Theil Ihrer selbst, theurer Freund; ohne sie würde ich an Ihnen irre werden und glauben, Jemand Anders vor mir zu sehen. Bedürfte es noch anderer Belege für die Wahrheit meiner Behauptung, so würde ich mir erlauben an meinen Mann zu erinnern, der manchmal in Verzweiflung ist, wenn Sie im Whist statt seine Farbe zu spielen, die Augen an der Decke herumschweifen lassen und Verse aus ihrem „Jahrestag“ singen. Mit solchem à tout macht man beim Kartenspiel keine Stiche. Oder dürfte ich vielleicht das Ave Marie im Salon der Gräfin Nathalie in Ihr Gedächtniß zurückrufen, bei dessen Anstimmung Sie als frommer Christ das Zeichen des Kreuzes machten und andächtig die Hände falteten? Ferner — denn ich bin noch lange nicht am Ende — wie war's denn beim Mittage im W.'schen Hause; wer hat denn da der Wirthin auf ächt brittische Manier die Hand gedrückt, statt sie zu küssen, und mir gesagt: wir geben nach alter Gewohnheit zusammen. Und endlich auf jenem merkwürdigen Spaziergang. . . . .

„Erbarmen, unerbittlicher Censor,“ rief Brodzinski, indem er flehend die Arme erhob, „verschone mich Armen! Es ist hier auf ein längeres Sündenregister meiner Verstöße gegen die usages du monde abgesehen, als Leporello in Bezug auf seinen Herrn aufzuweisen hat. Feierlich protestire ich gegen alle Anschuldigungen, da sie nicht in die Classe der Zerstreuung gehören, von welcher ich, wie ich bereits zu sagen die Ehre hatte, gründlich geheilt bin. Wenn ich jetzt noch anstoße — und ich will nicht leugnen, daß dieß hie und da der Fall sein kann — so geschieht es lediglich in Folge meiner ländlichen Unwissenheit in Sachen der Form und Ceremonie desjenigen, was Sie „die Welt“ zu nennen belieben. Wird der Neuling wohl vergebens um Nachsicht bitten?

Bibliotheca Biographica Lutherana.

Uebersicht der gedruckten Dr. *Mart. Luther* betreffenden biographischen Schriften

zusammengestellt von *Ernst Gustav Vogel.*

Halle, Druck und Verlag von H. W. Schmidt. 1851.

VIII und 145 Seiten gr.-8.

„Doctor Martin Luther, Professor bei der Universität Wittenberg, ein Privatmann, welcher Verstand und Muth, aber weder ungemeine Gelehrsamkeit noch einen cultivirten Geschmack besaß, dieser, nur durch Heldensinn, ohne irgend eine andere Macht, als die des gemeinen Menschenverstandes über viele wichtige Dinge, und der Wahrheit, wo er die Mißbräuche angriff, gab dem halben Europa eine neue Seele und neue unüberwindliche Kraft, schuf eine die Freiheit rettende Opposition. . . . . Luther hatte nicht jene Universalgelehrsamkeit, womit Erasmus glänzte; aber er hatte und erwarb noch die zu einer Kirchenreformation nöthige Kenntniß der Religionsquellen, und einen Sinn für das Wahre, der ihn in seiner Gradheit weiter brachte als die mühsamsten Untersuchungen; dabei eine feurige, kraftvolle Imagination, nicht Werk der Erinnerung gelesener Dinge, sondern seines Gefühls; eine sehr populäre Beredsamkeit, eine Gewalt im Gebrauch der deutschen Sprache, wie keiner seiner Zeitgenossen; dabei war er voll Vaterlandsliebe, und in Behauptung erkannter Wahrheit ein Held. Auch gab er halb Teutschland eine neue Seele. Dieser so heftige Mann war, so lange er lebte, der Schutzengel des Friedens; kaum war er todt, als der Religionskrieg ausbrach. Seine Freimüthigkeit gab ihm bei allen Fürsten seines Glaubens das größte Ansehen; er verhehlte nie, was ein Hof gegen das Wohl seines Landes vorzunehmen schien; seine Lehre für den Adel und für den Bauer war den Pflichten eines jeden Standes gemäß. Den sanften Melanchthon, seinen Mitarbeiter, liebte er, und bewunderte dessen größere Gelehrsamkeit. Gegner mochte er verdammen, aber er erlaubte sich nicht, wie Calvinus, sie zu verfolgen. Unüberwindlich standhaft vor Kaiser und Reich gegen alle Macht und List Roms, war er im Privatleben ein guter Mann, ein munterer Gesellschafter, und so uneigennützig, daß er fast nur Schulden hinterließ.“

So schildert Johannes von Müller Luther. Daß eines solchen Mann's Leben, die Einzelheiten desselben, sein Wirken, seine wissenschaftlichen Bestrebungen, vielfach beschrieben, dargestellt, lobend und tadelnd beurtheilt wurden, ward durch seine geistige Größe, seinen Einfluß auf sein Zeitalter und die ihnen folgenden zur Nothwendigkeit und Bedingung. Nachdem bereits Lipenius in seiner **Bibliotheca realis theologica** unvollständig angeführt, was über Luther geschrieben, erkannte 1717 der lübecker Superintendent Georg Heinrich Goetze das Bedürfniß die vorzüglichsten

Schriften, die von ihm handeln, in einer besonderen Abhandlung zu verzeichnen; ihm folgte Johann Abraham Wimmer, 1723. Johann Albert Fabricius lieferte zur Erinnerung an die vor damals zweihundert Jahren in Hamburg begonnene Kirchenreformation, 1728, eine Zusammenstellung literarischer und bibliographischer Nachweise selbstständiger Werke, anderen Werken einverleibter Abhandlungen, einzelner Stellen u. dgl., die über Luther und sein Leben, seine Schriften und sein Reformationswerk von Freunden und Feinden veröffentlicht waren, unter dem Titel: Centifolium Lutheranum sive notitia litteraria scriptorum omnis generis de b. D. Luthero, u. s. w., die er 1730 in einem zweiten Bande ergänzte und bedeutend vermehrte. Beide Bände umfassen außer den Inhaltsangaben und dem Register, 956 Seiten 8. *); man ersieht aus dieser Angabe, daß Fabricius auch hier seinen unermüdlichen Sammelfleiß bewährt hat. Es war die Sitte der Zeit, die ihn veranlaßte Manches aufzunehmen, was hätte beseitigt bleiben können; die 200 Abschnitte oder Rubriken, unter welche er sein zusammengetragenes reichhaltiges Material brachte, erschweren die Uebersicht und das Auffinden Dessen, worüber augenblicklich Belehrung gewünscht wird; der Supplement- oder zweite Band macht die Benutzung noch unbequemer. Ungerecht aber würde es sein, deshalb Fabricius' Leistung gering zu schätzen. Davon ist denn auch der Verfasser der Bibliotheca Biographica Lutherana weit entfernt; im Gegentheil, er hat die verdiente Anerkennung derselben, so wie der späteren von G. H. A. Ukert („D. Mart. Luther's Leben mit einer kurzen Reformationsgeschichte und der Literatur. Herausgeg. von F. A. Ukert. 2 Theile. Gotha 1817. 8.") in seinem Vorworte ausgesprochen, es jedoch auch nicht verschwiegen, daß beide an Mängeln leiden und eine neue Bearbeitung dieses Gegenstandes nicht unpassend, „zumal da mit dem Jahre 1846 ein für die biographische Literatur Luther's fruchtbarer Zeitpunkt vorübergegangen ist." Zur richtigen Beurtheilung von Vogel's Arbeit muß seine eigene Erklärung beachtet werden: „Der Unterzeichnete," heißt es S. IV des Vorwortes, „hat sich absichtlich auf Angabe von Büchertiteln und Citaten beschränkt, weil er sein Büchlein lediglich für Diejenigen bestimmte, welche diese Literatur in ihrer weiteren Ausdehnung sowohl als im Einzelnen kennen zu lernen wünschen, und mittelst dessen ihre Kenntniß der Lebensverhältnisse Luthers zu erweitern und zu vervollständigen wünschen, eine genauere Inhaltsangabe oder Beurtheilung der angeführten Schriften aber zu weit geführt haben würde. Er hat sich nicht verhehlt, daß sein Unternehmen mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft sei, welche einerseits in der Bestimmung der Grenzen, in welchen er sich zu halten hatte, andrerseits aber auch (und namentlich bei Büchern, welche er nicht selbst zu sehen Gelegenheit hatte) in der Unbestimmtheit und Trüglichkeit der Titel liegen. So wie er daher im Voraus bittet, derartige Mißgriffe zu entschuldigen, so schmeichelt er sich auch keineswegs eine Vollständigkeit erreicht zu haben, bei welcher nicht noch eine bedeutende Nachlese zu halten übrig bliebe. Uebrigens bemerkt er, daß es keineswegs seine Absicht gewesen, die eigentlichen Quellen der Lebensgeschichte Luthers anzugeben, von welchen sich hier nur eine einzige, das Leben desselben von Melanchthon, findet, sondern nur diejenigen Schriften zusammenzustellen, welche im Ganzen oder Besonderen seine Lebensgeschichte behandeln, und ihn in allen Beziehungen zum Gegenstande haben. In wie weit er seinen Zweck erreicht, muß der Gebrauch des Buches selbst lehren, wenigstens steht ihm als Verfasser kein Urtheil darüber zu; so viel kann er versichern, daß es ihm lieb wäre, durch Veröffentlichung eines brauchbaren Hilfsmittels zur tieferen Kenntniß und Erforschung der Lebensverhältnisse Luthers seine Hochachtung gegen denselben an den Tag gelegt zu haben."

Die bedeutende Masse von Titeln (über 1340) ist mit Geschick und Umsicht geordnet; es wird schon hinreichen, dies zu beweisen, wenn ich die Ueberschriften aller Hauptabtheilungen und einiger Unterabtheilungen angebe. Sie lauten: Literatur. S. 1. 2. — Biographische Schriften allgemeineren Inhalts, sowohl in prosaischer als poetischer Form: Eigentliche Biographien. Läster- und Vertheidigungschriften. Judicia. S. 2—35. — Schriften und Aufsätze über äußere persönliche Lebensverhältnisse Luthers und einzelne Begebenheiten aus dessen Leben. S. 35 — 79. — Luther's Wesen, Wissen und Wirken. S. 79—134. — Von den Unterabtheilungen der dritten Hauptabtheilung führe ich als Beispiele an: Vergleichungen: a) Mit Personen. 1) Abel. 2) Abraham. 3) Ananias. 4) Benno. 5) Camerarius. 6) Der große Christoph. 7) Elias. 8) Erasmus. 9) Joh. Huß. 10) Jeremias. 11) Johannes der Evangelist. 12) Johannes der Täufer. 13) Martin, Bischof von Tours. 14) Melanchthon. 15) Moses. 16) Noah. 17) Paulus. 18) Reuchlin. 19) Wicleff. b) Mit Sachen: 1) Schwan. 2) Sonne. 3) Stern (eine Schrift vom hamb. Senior P. T. Seelmann). (S. 88 — 93.) — Verdienste: a) im Allgemeinen; b) im Besonderen: Um Kirche und Staat. Um Theologie und theologische Wissenschaften; Hodegetik und Hermeneutik; Homiletik; Katechetik; Moral; Pastoraltheologie. (S. 96 — 100.) — Luther als nichttheologischer Gelehrter: a) als Humanist. b) als Sprachkenner, c) als Dichter und Musiker (16 Schriften und Aufsätze); d) als Redner, e) als Philosoph (11 Schriften, darunter: „Ob Lutherus recht gethan, daß er den summum Aristotelem für einen Esel gehalten. O. O. 1706"); f) als Rechtskenner; g) als Kenner der Arzneiwissenschaft; h) als Erzieher der Jugend (43 Schriften). (S. 109 — 118.) — Die Seiten 135. 136 enthalten Zusätze; die Seiten 137—145 ein Autorenregister. — Die Schriften, welche Katholiken zu Verfassern haben, sind mit einem Kreuze, die in der königlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen, mit einem Sternchen bezeichnet. — Die Titel sind hin und wieder abgekürzt, was zum Theil wol seinen Grund darin hat, daß der Verfasser, wenn ihm die Selbstansicht der Bücher

---

*) Herm. Sam. Reimarus erzählt in seinem Commentarius de vita et scriptis J. A. Fabricii, sein Schwiegervater habe einem Exemplare des Werkes Bildnisse und Münzabbildungen hinzugefügt. Wohin mag dieses, gewiß interessante illustrirte Exemplar gekommen sein? Ob mit den Manuscripten nach Kopenhagen? — Johann Gottlob Walter, der vieles Luther Betreffende geschrieben, soll sich damit beschäftigt haben das Centifolium Lutheranum zu ergänzen und zu vermehren. — Ich besitze ein mit Papier durchschossenes und einer Menge von handschriftlichen Zusätzen versehenes Exemplar, von dessen Existenz ich Herrn Vogel aber erst in Kenntniß setzte, als seine Arbeit schon dem Drucke überliefert war; es finden sich übrigens diese Zusätze auch besonders nur bei solchen Partieen des Buchs, die mein geehrter Freund, seinem Zwecke gemäß, nicht zu berücksichtigen hatte (Bibelausgaben, u. dgl.).

nicht gestattet war, sie fremden Citaten nachschreiben mußte. Einzelne kleine Irrthümer und Auslassungen mögen vielleicht dem Setzer in Rechnung zu bringen sein; andere sind vermuthlich durch den oben erwähnten Umstand herbeigeführt. Daß eine Nachlese möglich, ist im Vorworte bereits gesagt; wer ein Werk, wie diese Uebersicht, vor sich liegen hat und sich inmitten einer bedeutenden bibliographischen Büchersammlung befindet oder dem eine Bibliothek zur Verfügung steht, die mit Schriften über den behandelten Gegenstand zufällig gut ausgestattet ist, wird zur Berichtigung und Vermehrung einer solchen ansehnlichen Zahl von Büchertiteln stets hinreichenden Stoff finden. Das Verdienstliche der ersten Zusammenstellung leidet darunter nur wenig, und solche Zusätze u. dergl., gelangen sie an den Verfasser, werden von ihm gewiß gern entgegengenommen werden. Mein kleines Scherflein soll dem Verfasser der Bibliotheca biographica Lutherana nicht vorenthalten bleiben, unsere Leser aber, die schwerlich große Lust verspüren möchten, ein Dutzend Titel von Büchern, selbst wenn diese von unserm Luther handeln, zu lesen, will ich damit nicht behelligen.

Herr Schmidt hat für die würdige Ausstattung des Buches bestens gesorgt.

Hoffmann.

Der Staat Ober-Californien, *)

von den Mexikanern Nueva- oder Alta-California, von den Nordamerikanern Upper-California genannt, wurde nach dem im Jahre 1848 zwischen Mexiko und der nordamerikanischen Union abgeschlossenen Frieden, von ersterem an letztere abgetreten.

Nach der am 1. September 1849 im Convente zu Monterey entworfenen und am 10. November desselben Jahres angenommenen Verfassung theilt sich die Regierung des Landes in drei Branchen: in das gesetzgebende, das executive und das richterliche Departement. Die gesetzgebende Gewalt besteht aus dem Senate und dem Hause der Repräsentanten. Die Senatoren werden vom Volke auf zwei, die Repräsentanten auf ein Jahr gewählt, und wahlfähig sind nur Personen, welche ein Jahr lang vor der Wahl im Lande und davon sechs Monate in dem Bezirke gelebt haben, für welchen sie als Candidaten auftreten. Dieselbe Qualification wird von den Wählern gefordert. Die vollziehende (executive) Gewalt hat der vom Volke auf vier Jahre gewählte Gouverneur. Die richterliche Gewalt haben ein Obergerichtshof und die Bezirks- und Friedensgerichte. Die Richter des Obergerichtshofes werden am allgemeinen Wahltage aus und von dem Volke auf die Dauer von sechs Jahren gewählt.

Es dürfen keine Banken, wohl aber Depositen-Cassen errichtet werden, jedoch sollen diese weder Noten, noch Certificate, noch Papiergeld irgend einer Art ausgeben, sowie überhaupt kein Papiergeld circuliren darf. Die gesetzgebende Gewalt ist nicht befugt, Ehescheidungen zu bewilligen, auch haftet das Vermögen der Frau nicht für die Schulden des Mannes. Der Zweikampf ist verboten, directe oder indirecte Theilnehmer an einem solchen verlieren die Befähigung zu bürgerlichen Aemtern. Lotterien dürfen nicht gehalten, auch Loose zu auswärtigen Lotterien nicht verkauft werden. Die Sclaverei ist für immer vom Staate ausgeschlossen. Bis auf Weiteres ist Pueblo San Jose Sitz der Regierung.

Ober-Californien liegt zwischen dem stillen Ocean und dem 109.° westl. Länge und zwischen dem 32. und 42.° nördl. Breite, wird im Westen vom stillen Ocean, im Süden von Süd-Californien und Sonora, im Osten von Neu-Mexiko und Nebraska, im Norden von Oregon begrenzt, und umfaßt ungefähr 400,000 Quadratmeilen. Die Einwohnerzahl des Landes läßt sich nicht einmal annähernd genau angeben. Sie betrug im Jahre 1847 etwa 43,000, worunter 5000 von Spaniern abstammende Californier, 35,000 Indianer, 1000 Nordamerikaner, dann mexikanische Ansiedler, Europäer verschiedener Nationen und Sandwichinsulaner. Seit aber im Februar 1848 der Reichthum des Landes an Gold entdeckt wurde, strömten solche Massen Einwanderer aus dem östlichen Nordamerika, aus Central- und Südamerika, aus China und aus Europa hieher, daß die Gesammt-Einwohnerzahl, die sich jedoch täglich durch Neuankommende und durch Heimkehrende verändert, auf mindestens 160,000, vielleicht auf das Doppelte angegeben werden kann.

Die Hauptflüsse sind der Sacramento, der sich mit diesem an der Mündung vereinigende Joaquim, der San Buona, der Rio Colorado del Occidente und der Gila mit einer Menge bedeutender, zum Theil noch wenig bekannter Arme. Außer den beiden Taleseen im Küstenstriche, dem Pyramid-, dem großen Salz- und dem Yutahsee, giebt es noch eine große Anzahl umfangreicher See's im Staate, die theils noch gar nicht, theils nur oberflächlich erforscht sind.

Die Oberfläche des Staates wird am Zweckmäßigsten in drei Theile getheilt: in den östlich vom Colorado del Occidente, in den zwischen dem Colorado und der Sierra Nevada liegenden mittleren und in den sich vom stillen Ocean bis zur Sierra Nevada erstreckenden Theil.

Der erstgenannte Theil wird im Süden von Sonora, im Westen von Colorado, im Norden von den Bear Mountains und im Osten vom Anahuac-Gebirge begrenzt, umfaßt etwa 130,000 Quadratmeilen, ist bis jetzt aber fast nur an den Ufern der beiden Hauptströme, des Gila und des Colorado bereiset und gilt für ein bergiges, an gutem Wasser armes und nur in einzelnen Theilen cultivirbares Land.

Der zweite Theil, das Centrum des Staates, besteht fast ganz aus einer Sandwüste und schließt im Norden ein großes, zwischen dem 37. und 38.° nördl. Breite liegendes Becken in sich, dessen südliche Hälfte ebenfalls eine dürre Wüstenei bildet, während die nördliche eine von einigen Bergrücken durchschnittene Ebene ist, die das große Becken (Great Basin) genannt wird und deren Boden, dem größeren Umfange nach, aus Lehm-, Sand- und Salzgemisch besteht. In diesem nördlichen Becken liegt der Timpanogus- oder große Salzsee und der Yutahsee, die durch den Yutahfluß mit einander verbunden sind. Das Wasser des Salzsee's hat einen salzig-bitteren Geschmack, der es ungenießbar macht, das des Yutahflusses und des gleichnamigen Sees ist wohlschmeckend und klar. Von den die See'n umgebenden, mit Cedern und Eichen bewachsenen Höhen kommen kleine, kühle und reine

---

*) Aus: „Des Auswanderers Handbuch. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Georg M. v. Roos." M. s. No. 7 dieser Zeitschrift.

Flüsse herab, und hier haben sich etwa 10,000 Mormonen, die früher in Missouri und Illinois hausten, niedergelassen, bebauen gemeinschaftlich ihre Felder, leben in Gütergemeinschaft und Vielweiberei und haben bereits eine 1000 Häuser zählende Stadt gegründet. Die Mormonen nennen das von ihnen bewohnte und das daran anstoßende Land, als dessen Grenzen sie im Süden die Nordgrenze Sonoras, im Westen bis zum 33° 80' nördl. Breite die Südsee und die Sierra Nevada, im Norden die das innere Becken des Colorado begrenzende Bergkette bis zum Windriovergebirge und im Osten das Anahuacgebirge festgestellt haben wollen, Deseret (in der Mormonensprache „Honigbiene"), haben für diesen District bereits eine Verfassung entworfen und angenommen, und begehren nun, daß das von ihnen ohne alles Recht in Anspruch genommene Land als selbstständiger Staat in die Union aufgenommen werde. Da der eigenmächtig abgegrenzte District den Vorbedingungen, welche an ein zu einem Staate zu erhebendes Land gestellt werden, überhaupt und ganz besonders in sofern nicht entspricht, als er noch keine 60,000 Einwohner zählt, so wird der Congreß auf die Forderung der Mormonen nicht eingehen können. Am nördlichen und südlichen Auslaufe der die Salzebene westlich begrenzenden Bergreihen entspringen zwei Flüsse, welche später vereinigt, als St. Mary gegen Südwesten fließen und sich in See'n und Sümpfen verlaufen. Westlich von diesen kleinen See'n und Sümpfen, am Fuße der Sierra-Nevada, umgeben von etwas besserem Lande, liegt der Pyramidsee, in den sich der Salmontroutfluß, ein sich seinen Weg durch's Gebirge bahnender, klarer, forellenreicher Fluß ergießt. Den Fluß entlang führt ein 7000 Fuß hoch liegender Gebirgepaß in's Sacramento-Thal. In der Nähe des Pyramidsee's bestehen die Gebirgsausläufe aus schwarzem Basaltfels, der auch in der Sierra-Nevada, im Californischen Gebirge und in den Küstenbergen häufig ist, später findet man Sandsteinschichten, deren Conglomerate, Granit und Basalt folgen. Der südliche Theil dieses enormen, einen Flächeninhalt von etwa 160,000 Quadratmeilen umfassenden Centralbeckens ist, soweit er bekannt ist, ein wüstes Land, mit Ausnahme des im östlichen Winkel liegenden Gebirgethales Las Vegas de Santa Clara, welches herrlich bewässert ist und üppige Wiesen enthält.

Der dritte, etwa 110,000 Quadratmeilen große Theil Ober-Californiens, derjenige, der seines Goldreichthums wegen das Ziel tausender von Glücksjägern geworden ist und eine Umwälzung in der Werthbestimmung der edlen Metalle hervorzubringen droht, liegt zwischen der Sierra-Nevada und dem stillen Ocean und wird von der Nordgrenze bis zur Mündung des Sacramento herab von dem Californischen Gebirge und von der San-Francisco-Bai bis zur Grenze von Nieder-Californien hin von den Küstenbergen durchstrichen. Das californische Gebirge, im Norden von gleicher Höhe mit der Sierra-Nevada, erreicht eine Höhe von 7 bis 9000 Fuß und hat eine mittlere Breite von 80 Meilen. Allmälig von der Ebene aufsteigend, trägt das Gebirge auf seinen unteren Steigungen Eichenwaldungen, denen später Cedern und endlich Fichten und Kiefern folgen. Die Küstenberge, nach dem Meere hin felsig und schroff, laufen gegen Osten in hügelartige Vorberge und rollendes Land aus und erreichen eine Höhe von 3000 bis 4500 Fuß. Die von diesen Gebirgszügen gebildeten Thäler sind grasreich und von durchschnittlich fruchtbarem, durch Bäche und viele kleine See'n bewässerten Boden, auch sind die Hügel um sie herum gut bewaldet. Ein anderer dem Flußthale des Sacramento von Nordosten nach Westen, bis zur Mündung dieses Flusses folgender Höhenzug erreicht durchschnittlich eine Höhe von 1500 bis 1800 Fuß. Westlich von diesem Höhenzuge breitet sich in Form eines spitzen Dreiecks, dessen Schenkel auf der Grenzlinie zwischen Californien und Oregon ruhen, eine fruchtbare, theils bewaldete, theils in Prairien liegende Ebene aus, die für eine Menge der größten Farms hinlänglich Raum darbieten würde. Nicht so gut von Boden, des dasselbe durchschneidenden Sacramento-Flusses wegen, aber günstiger gelegen, ist das Sacramentothal, zwischen dem eben erwähnten Höhenzuge und der Sierra-Nevada. Die Oberfläche dieses Thales bildet zwei Terrassen, von denen sich die untere von der Mündung aufwärts bis auf ungefähr zur Hälfte der Länge des Flusses, die obere, um etwa 60 Fuß höher, von da bis zu den Quellen erstreckt. Außer vom Sacramento selbst, wird das Sacramento-Thal von den Tributären des Hauptstromes, vom American-Fork, vom Feather, Three-Buttes, Champagne, Pine, Antelope, Potas, Young, Beaulieu, Avoine, Liards und kleineren Flüssen und Bächen bewässert, welche im Sommer ganz oder zum größeren Theile ausgetrocknet, in der Regenzeit zu schwer zu passirenden, reißenden Strömen anschwellen. Diese Flüsse und besonders die von Osten kommenden sind es, welche in dem mit sich führenden Sande und in den Höhen, denen sie entspringen, Goldstaub und Golderz bergen und hier sind Goldwäschereien (Washings) und Minen (Diggings) angelegt, deren Ausbeute, von der Entdeckung im Februar 1848 an bis zum Beginn des Jahres 1850 mehr als 6 Millionen Dollars betragen hat. In der unteren Hälfte liegt das Thal seinem größeren Umfange nach in Grasland, in der oberen Hälfte ist es stärker bewaldet. Das San Joaquim-Thal, zu beiden Seiten des gleichnamigen, von Süden her der Corquines-Bai zuströmenden Flusses, liegt höher als das Sacramento-Thal, ist östlich vom San Joaquim durch den Rio de los Reyes, den Estanislao und mehrere kleine Flüsse bewässert, gut bewaldet und von guter Bodenbeschaffenheit, in der westlichen Hälfte aber, die Ufer der Tuleseen ausgenommen, die von Einigen als besonderes Thal gerechnet werden, dürr und unfruchtbar. Mit Wasserkraft, Holzreichthum, Gras und weiten Strecken fruchtbaren Bodens ausgestattet, eignet sich dieses Thal vorzüglich zur Anlage von Farms und Fabriketablissements.

Das Klima von Ober-Californien kann, im Ganzen genommen, ein gesundes genannt werden. Es giebt hier nur zwei Jahreszeiten, den Sommer, der vom März bis Mitte Novembers oder Anfang December dauert und in den Thälern sehr heiß ist, während ihn an der Küste häufig ein schneidend kalter Nordostwind plötzlich abkühlt, und die Regenzeit, welche von Mitte Novembers oder Anfang December bis Anfang März anhält und häufig sündfluthartige Wolkenbrüche bringt. Diese extremen Jahreszeiten sind dem Feld- und Gartenbau sehr ungünstig, es ist daher nöthig, daß Farmers, Gärtner und Weinbauer im trocknen Sommer für künstliche Bewässerung ihres Landes sorgen. Feld- und Gartenfrüchte und Wein gedeihen bei einiger Pflege in größter Ueppigkeit. Rindvieh- und Pferdezucht werden bereits betrieben, wären aber noch sehr zu heben; schlechter noch sind die Schweine- und Schafzucht, obgleich auch für diese der natürlichen Vortheile die Menge vorhanden sind. Fische und Biber, Bären, Hirsche, Anti-

lopen, Federwild, Schlangen, Kröten und Insecten giebt es in Menge. Der Reichthum des Staates an Platina, Silber, Quecksilber, Blei, Kupfer, Eisen und Zinnober scheint dem an Gold nicht nachzustehen, auch soll Schwefel vorhanden sein.

Die Goldregion und die für die dahin strömenden Einwanderer zunächst gelegene Küste ausgenommen, hat Ober-Californien nur sehr unbedeutende Städte:

San Diego, an der Meeresküste, da, wo das Flüßchen San Diego sich in den stillen Ocean ergießt, besitzt einen vorzüglichen Hafen, der an den seichtesten Stellen 20 bis 25 Fuß Tiefe und guten Ankergrund hat. Unter den wenigen Gebäuden, aus denen das kleine Städtchen besteht, befinden sich einige Saladeros, Häuser, in denen Rindshäute eingesalzen und zur Verschiffung verpackt werden, so ziemlich der einzige Handelsartikel des Orts. Monte-Rey, in sandiger Gegend, die nach einigen Meilen in eine fruchtbare Ebene übergeht, liegt an einer Bucht des stillen Oceans, die einen Hafen von 40 bis 50 Fuß Tiefe bildet, und in die sich die Flüßchen Monte-Rey und Pajaro ergießen. Die Stadt zählt ungefähr 1000 Einwohner, welche in Häusern von an der Luft getrockneten Backsteinen (Adobes) wohnen. San Francisco, an der mit drei größeren und mehreren kleinen Inseln geschmückten gleichnamigen Bai, die 6 Meilen breit und 36 Meilen lang ist, hat sich seit der Entdeckung des Goldreichthums Californiens in rasender Schnelligkeit von einem Städtchen von 6 bis 700 auf eine Stadt von 60,000 Einwohnern und darüber gehoben. Die Häuser der Stadt sind der großen Mehrzahl nach aus Holz, andere aus Adobes erbaut, und viele der hier aus allen Weltgegenden hergeströmten Einwanderer wohnen noch in Zelten. Von hier aus wandern die Goldgräber und Wäscher den Sacramento hinauf, der bereits mit Dampf- und Segelschiffen befahren wird, und hierher kehren viele von ihnen zurück, wenn sie mit Beute beladen wieder dem Heimathlande zusteuern wollen, oder wenn sie die Regenzeit aus der unwirthlichen Goldregion vertreibt. Der Verkehr in der Stadt ist ein ungeheurer, und die Hoffnung auf Gewinn in der Goldregion hat die Preise der Arbeit selbst, wie die der Erzeugnisse des Gewerbfleißes auf eine fabelhafte Höhe getrieben; so bezahlt man dem Tagelöhner einen täglichen Sold von 8, Schreinern, Zimmerleuten, Schmieden 12 bis 16 Dollars, kleine Zimmer in bretternen Häuschen kosten 1 bis 200 Dollars monatlichen Miethzins, einfache Stühle und Tische werden mit 10 und 20 Dollars bezahlt. Sollte die Goldausbeute nachlassen oder die Einwanderung noch längere Zeit in dem Maße wie gegenwärtig fortdauern, so werden Arbeit und Arbeitserzeugnisse auch wohl allmälig auf einen mäßigeren Preis zurückgeführt und dann der Landwirthschaft mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Der Pueblo (Flecken) San Jose, in einer weiten, fruchtbaren Ebene am Rio de Guadalupe, der sich drei Stunden davon entfernt in die San-Francisco-Bai ergießt, zählt gegen 3000 Einwohner, wovon 2000 Indianer sind, und ist vorläufig Sitz der Regierung. Neu-Helvetia, ein Fort, und Suttersville, ein Städtchen am Sacramento, beide von dem Schweizer-Capitain Sutter angelegt, dann Sonoma, Sacramento-City, Benecia u. m. a. Orte am Sacramento und in dessen Nähe, nehmen mit jedem Tage an Bedeutung zu, es läßt sich die Einwohnerzahl derselben aber nicht einmal annähernd angeben, weil sie durch das Hin- und Herwogen der Goldsucherzüge einem steten Wechsel unterworfen ist. Bodego, gegen 100 Meilen nördlich von San-Francisco, war früher in den Händen der Russen, die in der Nähe das von schönen Gärten umgebene Fort Roß errichteten. Der Hafen ist eng, gegen die von November bis März vorherrschenden Nordostwinde schlecht geschützt und nur für flach gehende Schiffe zugänglich.

Miscellen.

Die Freiheit der Kirche ist Knechtschaft des Staats.

Im Grunde wird wohl ein Jeder den Standpunkt des Rechts dem des Unrechts vorziehen. Er wird seine Forderungen lieber als Rechtsansprüche, als in der Form der Wünsche oder der Usurpation vorbringen. Aber um das zu können, muß ein Recht da sein. Wenn man Jemand ins Wasser wirft, so nützt es ihm nichts, wenn er festen Grund unter seinen Füßen verlangt. Im Wasser kann man nicht fest auftreten, man muß schwimmen. Außerdem ist das Recht an sich nichts Festes. Es ist seiner Natur nach kein bloßes Petrefact der Vergangenheit. Es hat nicht den Vorzug der materiellen Dinge, daß man es mit Händen greifen, seine Existenz und seine Beschaffenheit dem Ungläubigen mit sinnlicher Gewißheit nachweisen könnte. Das Recht wurzelte im Bewußtsein und hat, wie man es auch auffassen möge, eine subjective Seite. Das Recht ist nur die selbstgesetzte Grenze, die jede weitere Reflexion von der Vermittelung ausschließt. Eine solche Grenze ist nothwendig für die Welt der That, wenn man sie nicht wie ein Spielball allen Winden preisgeben will. A.

In Stockholm ist im December v. J. der Gerant und Redacteur eines dort erscheinenden Sonntagsblattes, Herr Fried. Sjoberg, von dem Assisenhofe und nach dem Ausspruche einer Jury, zu öffentlicher Kirchenbuße, zur Zahlung von 50 Reichsbankthalern an die Armen und von 100 Reichsbankthalern Prozeßkosten an den Staat verurtheilt worden, weil er in seinem Journal einen dortigen Kaufmann Philipson als wortbrüchig und übelberüchtigt bezeichnet hatte. (Es wäre nicht übel, wenn die Verläumder aller Länder vor die schwedischen Assisen verwiesen würden; sie dürften dann ihres feigen Handwerks bald überdrüssig werden.)

Zu Madrid besteht ein Bäckereibetrieb, der seit 1616 ununterbrochen von Vater auf Sohn fortgeerbt hat. Es dürfte schwerlich ein zweites Etablissement nachzuweisen sein, das, wie dieses, 235 Jahre unausgesetzt bei einer und derselben Familie geblieben wäre.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 16. **Sonnabend, den 22. Februar.** **1851.**

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Kurucz und Labancz.

Erzählende Dichtung von M. Tompa.*)

Aus dem Ungarischen übersetzt durch Kertbeny.

Vorbemerkung.

In den Rakocy'schen und Tököly'schen Kriegen mit Oesterreich hießen die Malkontenten Kurucz oder Kurutzen und die Kaiserlichen sammt ihren Anhängern Labancz oder Labontzen. Daniel Cornides (im „Ungr. Magazin", 1. Bd., S. 221—232) erklärt die Wörter am richtigsten so: Kurucz von dem türkischen Kurudschi, miles emeritus, geprüfter alter Veteran, und Labancz, eine Magyarisirung des deutschen Wortes Landsknecht.

I.

„Was kamen auf die Magyare doch jetzt für trübe Zeiten.
„Die Einen reisen dahin, und dorthin uns die Zweiten;
„Wir kennen nicht einander, blind, taub vor Leidenschaft!
„Und im Umhergezerre versickert unsre Kraft.

„Wir kämpften mit Tartaren und Türken oft genug,
„Doch, wohnte nur die Einheit bei uns, trotz Lug und Trug:
„So konnten wir doch athmen; jetzt aber ist's ein Graus,
„Es hackt der Rab' dem Raben die Augen selber aus.

„O Schöpfer, heil'ger Vater! zum Guten es doch wende,
„Und lass' auf uns nicht kommen das bitterböse Ende:
„Daß man der Magyare Freiheit, die bluterrung'ne Habe,
„Durch fremde Todtenschaufeln ins tiefe Grab vergrabe!"

Der Szuhay Matyas war es — auf apfelgrauem Schimmel
Nach Tarczal reitend, — welcher so aufgeseufzt gen Himmel;
Drei schweigsame Gesellen, sie ritten ihm zur Seite,
Gut spornten ihre Pferde sie in des Weges Breite.

Ein Kurucz war der Szuhay; voll Trotz, im Zorn gleich warm,
Doch's Herz in ihm war muthig, und Eisen brach sein Arm;
Im Traume hat von Freiheit gemurmelt er sogar, —
Selbst in der Welt der Kurucz nicht seines Gleichen war!

Viel tausend Weinstöck' hatte bei Tarczal er zunächst,
Wo gerne die Gaisdutte, der Muscateller wächs't,
Am Bergfuß dann, des Kellers neunfach verzweigter Gang,
Er war mit theuren Weinen gefüllt die Wand entlang.

Dorthinzu ritt auch eben der gute Szuhay jetzt,
Damit, was lang sein Herz schon an Bitt'rem angesetzt:
Durch viele „Eljen Ungarn!" er nunmehr bring ins Reine
Sich recht aussing', dabei auch nach Herzenslust ausweine.

Und es verließ die Sonne gerade roth die Erde,
Gar schweigsam ritt ein Jeder auf seinem guten Pferde;
Ein hübscher brauner Bursche besonders traurig schien
Drum rief der Szuhay Matyas recht laut auf ihn jetzt hin:

---

*) Ueber den Dichter s. m. die Notiz in dieser Zeitschrift, 1851, No. 2.

„O quäl' Dich nicht, geliebter Jungbruder Rekay Du
„Der Schleifstein, sollst es sehen, er bringt's doch noch dazu;
„Oft hört ich, daß der Kummer der Liebe mächtig brenne,
„Obgleich — Gott sei gedankt es! — ich sie nicht frenstens kenne.

„Man sagt, schön sei das Mädchen von dem Vas Benedek,
„Der alte Schuft doch habe mit ihr ganz andern Zweck,
„Er meint ja: einem Kurucz gäb niemals er sein Kind, —
„Hol seine Labanczseele der Teufel doch geschwind!"

„„Ich brauch' nicht ihres Vaters Kornhaus, nicht Rind, noch Flur,""
— Sprach Rekay drauf, — „„das Herze der Anna will ich nur;
„„Und Samstag Abends wend' ich gen Karczag meinen Schritt,
„„Gut oder bös, — ich nehme jedoch das Mädchen mit."" —

„Gott helf' Dir!" — sprach der Szuhay; doch hier nun theilte sich
Die kleine Reitgesellschaft, der Rekay, brüderlich
Die Hand den dreien reichend, aus ihrem Kreise schwand,
Schnell flog er in der Richtung dahin gen's Niederland.

Und unser Matyas murrte nachblickend ihm ein Stück:
„Mög' nur dem guten Burschen begegnen irgend Glück!
„Er dauert mich vom Herzen — verwandt sind wir auch nah:
„Vaih Kata und Zsofia, sie waren Schwestern ja."

Inzwischen wurd' es dunkel als wie in einem Faß,
Die Pferde konnten schrittweis' blos gehen noch fürbaß;
Nach vielen Plägen kam d'rauf, erst hungrig, durstig dann
Der Matyas mitternächtlich bei seinem Keller an.

Vom Pferde steigend, nimmt er den Schlüssel rasch hervor,
Doch prallt er jetzt verwundert zurück vom Kellerthor.....
Da dieses er erbrochen und offen noch erschaut,
Und drinnen trinkt man wahrlich, und lärmet überlaut.

„Bleibt auf den Pferden!" — ruft er leis' den Begleitern zu,
Vom Sattel seinen Fokos holt er in größter Ruh,
Stiehlt sich die Kellertreppe hinab dann voller List
Bis ungeseh'n im Rücken der Zecherschaar er ist.

Dem Szuhay Matyas kochte das Blut gleich ohne Schranken,
Denn er erblickte Labancz, wie seinen Wein sie tranken;
Sein Wein, sein theurer, guter, die Seele ihm zerweichte,
Der, auf den Boden fließend, bis an die Knöchel reichte.

Die schmucken Kellerlilien, sie waren ihrer neun,
Vas Benedek am Fasse schien Vorstand dem Verein;
Sie tranken und verhöhnten den Szuhay noch dafür,
Ausrufend: „wär' der Kahlkopf nur selber jetzo hier!"

Auch Pater Herko saß ja, der Kapuziner, da,
Und leerte froh die Krüge all' aus und Csutora;
Saufbruder war er, boshaft, sein Name schmachgebrannt,
Im halben Magyarreiche als Sprichwort schon bekannt.

Das Wort er jetzt auch führte: „Ihr Herr'n, ich bitte Euch...!"
— „„Hört ihm!"" — „Erzählen will ich von Szuhay Droll'ges gleich:
„Einst wandert ins Gebirg er hinaus, allein für sich
„Als eben an der Arbeit im Weinberg männiglich.

„Da saßt er sich, ausraucht er schnell seine Pfeif' Taback
„Und greift, zu betteln frischen, in der Arbeiter Sack;
„Ein jeder giebt Taback ihm, er nimmt ohn' viel Umschweife,
„Doch wird davon noch immer nicht voll die Riesenpfeife.

„Seitdem höhnt man den Kahlkopf, den Szuhay, ganz erbärmlich:
„Ein Magyar, groß die Pfeife, doch an Taback so ärmlich.
„Hej! an Taback wohl armer, jedoch weinreicher Bär,
„Dir zur Gesundheit trink' ich jetzt diesen Krug hier leer..."

„„Ich danke, danke!""... brüllte der Szuhay nun heraus;
Doch Pater Herko wahrlich, er trank den Krug nicht aus....
Wie eine Wand ward' weiß er, — und nüchtern wurden gleich
Auch alle neun der Säufer, großmäulig erst, jetzt bleich.

„Hinaus, wer hier ein Labancz! Mein Wein nicht Hunde labt,
Aufknüpf' der Henker alle Nachkommen, die Ihr habt!"
Den Span, in dessen Spalten gezwängt das Kellerlicht,
Riß jäh herab der Szuhay, schlug zwischen sie drein dicht.

Es kamen aber diese jetzt eilig auch zu sich,
„Schlag zu! Lass' Dich nicht schlagen!" rief jeder trotziglich;
Der Matyas trat bei Seit' doch, und unter sich ließ er
Die Bursche in dem Dunkel sich schlagen bitterschwer.

Als sie einand' geprügelt wie jeder just konnt schmieren,
Da krochen sie die Treppe empor auf allen Vieren;
Der Matyas war arg zornig, doch hat er da gelacht:
„Mein Großahn selbst sah niemals solch eine wackre Schlacht!"

Als neu er angezündet die ausgelöschte Kerze,
Trank er mit den Genossen nach diesem tollen Scherze;
Doch da sah er in einem halboffnen Faß im Eck
Versteckt still hocken unsern getreu'n Vas Benedek.

Ein bloßer Schatten brachte in Furcht ein Benedek,
Drum kroch aus Vorsicht eher ins Faß er, als aus Schreck;
Denn, wie bei uns ein Volkswort es wahrlich gut ausspricht:
Der Mensch erkennt im Dunkel selbst seinen Vater nicht.

Es grübelte der Matyas: was mach' ich nur mit ihm?
Ihn auf den Kopf zu stellen wär sonsten gar nicht schlimm,
Und in den Wein ihn tunken? — Doch andres dacht' er dann;
Fuchsfangen will ich! sprach er, fing drum dermaßen an:

„Hej, Freunde! ich weiß etwas, und sagen will ich's auch,
„Hier dieser Brief mit großem Amtssiegel, wie es Brauch,
„Er ist vom gnäd'gen Gutsherrn".... laut drohend fuhr er fort....
„Ich werde Euch, verrathet davon Ihr nur ein Wort!"

„Hej, wenn von dem Geheimniß, daß drin geschrieben steht,
„Vas Venedek ein Wort nur erfahren würde… seht:
„Er geb' viel hundert Farren, und Schafe ganze Schaaren,
„Nur, daß der alte Schuft es doch niemals wird erfahren!"

Dabei hat er dem Fasse jetzt zugekehrt den Rücken,
Es konnte ihn von rückwärts der Vas so gut erblicken;
Der schien bereit den Kurucz ein's über'n Kopf zu schlagen,
Doch war die Neugier größer, drum wollte er's nicht wagen.

„Unlängst bekam im Wandern der Bruder Rekay da
„Ein laufend Pferd zu sehen, flink wie ein Windspiel ja;
„Und besser schaut' er, — nun und: Dem Roß am Bügel hängt
„Ein Herr, mit welcher Bürde das Pferd toll weitersprengt.

„Der Rekay braucht ja mehr nicht, er rennet nach sogleich,
„— Ein herrliches Geschöpf war dies Roß, beim Blitze, Euch! —
„Er faßt das Pferd am Maule, es schäumte arg vor Wuth,
„Doch trifft den Herrn des Pferdes er schon in seinem Blut.

„Er wäscht ihn schön und bringt ihn dann wiederum zu sich:
„Der Herr frägt seinen Namen, und zeigt sich dankbarlich,
„Es nennt sich unser Bruder, und geht dann weiter fort.
„Wer war dies wohl? Ich weiß es, Ihr ahnet nicht ein Wort!

„Selbst Rekay weiß noch gar nichts! Der Bruder war's vom König…!
„Und er versprach dem Retter: — das ist gewiß nicht wenig —
„Sobald er sich ein Weib nimmt, wird er Baron im Nu,
„Und außerdem neun Dörfer bekommt er noch dazu.

„Ihr wißt, vom Vas die Tochter der Bursch seither schon liebt;
So lang ich aber lebe, er ihr die Hand nicht giebt!
Auch jetzt ging er nach Karczag, jedoch zum letztenmal,
Denn ich werd' Seiner Gnaden aussuchen ein Gemahl!"

Als Matyas so zu End war mit seiner Lugerzählung
Ging er im hintern Keller mit listiger Verhehlung.
Die andern folgten; Vas doch die Neugierde gestillt,
Kroch vor und ist entwichen von Freude ganz erfüllt.

Heraus trat Matyas mit den lautlachenden Genossen
Und mit dem Fuße hat er an's leere Faß gestoßen;
Dann rief er höhnisch: „warte, wart' nur, Vas Venedek
„Du sollst den Wein bezahlen mit Deinem besten Speck!"

II.

Und während sich in Tarczal dies gestern zugetragen
Ging Rekay heut nach Karczag, um länger nicht zu zagen,
Damit er dort, wo unten das Haus stand unsers Vas
Mit seiner theuern Anna zusammenträfe rasch.

Und unser Vas war reich wohl an Rind und Pferdgestütten;
Gefüllt mit Heu und Haber ringsum die Winterhütten.
An Reichthum war ihm keiner in Kunsag gleichgestellt
An seiner Tochter Schönheit nicht in der weiten Welt.

Im Karczag Städtchen war es grad Samstag Abend heut,
Es hatte neun geschlagen auch schon geraume Zeit;
Die Anna und die Kata, die etwas alterskrank,
Sie spannen, heimlich plaudernd, noch auf der Ofenbank.

Du meine Seele, Anna! Gieb Dich nicht hin der Qual!
Lang ist die Nacht, er kann ja noch kommen hundertmal!"
— „„Hej Kata! wenn mein Herze ihn doch erharrt so schwer
Wie's Turteltäubchen sehnet ihr Pärchen zu sich her!""

„Umsonst nicht hast Du, Taube! gewartet auf mich hier!"
Rief Rekay jetzt urplötzlich aufreißend jäh die Thür;
Ihm an den Hals fliegt Anna mit einem Jubelschrei,
An seinem Mund blieb hangen die Lippe ihr dabei.

„Ich kam getreulich, Anna! ist auch noch fest Dein Sinn:
„Und willst Du folgen Deinem Geliebten üb'rall hin?
„Ist's so, und willst Du halten den Schwur, Gott dargebracht,
„Soll uns des Priesters Segen vereinen diese Nacht?"

„„Sei ruhig, Dir gehören will diese Nacht ich noch!
„„Daß ich den Vater lasse, verlange immer doch!
„„Zurückkomm' ich, gestehe ihm Alles treu sodann,
„„Wenn er mich gleich ermordet, daß Du nunmehr mein Mann.""

Sie weilen kaum Minuten, in Unruh heiß entbrannt
Bis Kata flüstert: daß schon der Kutscher eingespannt;
Der Herr ist nicht zu Hause, die Jugend drum ist frei
Und ihre Pferde rennen, als wären sie wohl scheu.

Tief in das Aug' gedrücket den breitgekrämpten Hut,
So fuhr der stumme Kutscher, und trieb die Pferde gut;
An Imre's Brust lag Anna im traulichsten Gefühl
Und gegen Mitternacht wohl gelangten sie an's Ziel.

Sie stiegen ab bei einem gar guten alten Priester;
Der wollte sie auch ein'gen, schickt gleich zu seinem Küster:
Doch nahm er etwas Anstand und wollte zögern schier…..
Da öffnete der Kutscher jetzt unversehens die Thür.

Als der den breitgekrämpten Filzhut nun schnell abnahm,
Erkannte ihren Vater das Mädchen roth vor Scham….
Sie wurd' beinah verwandelt zu einem Stein sofort,
Der Alte aber sprach nur zum Priester solch ein Wort.

„„„Ehrwürd'ger Herr! ich heiße Vas Venedek, glaubt mir,
„„„Und mein geliebtes Kind ist die junge Braut dahier;
„„„Und meinem Vaterherzen ist's höchster Wunsch auf Erden,
„„„Daß beid' durch heil'gen Ehschwur vereinigt sollen werden."""

Das Brautpaar glaubt zu träumen trotz dieser Worte Klarheit,
Doch wie erst ward' es glücklich, als es begriff die Wahrheit!
Die Hände legt der Alte zusammen ihnen drauf,
Auch gab des Herren Diener den Segen noch im Kauf.

Es halſ'te und es küßte der Benedek ſein Kind,
Den Schwiegerſohn doch ließ er jetzt ſchwören gar geſchwind:
Daß wem zuerſt von ihnen wohl ſchnell ein Glück zufällt,
Der theile mit dem Andern Rang, Namen, ſo wie Geld.

„O Anna! iſt Dein Herz doch und Deine Hand jetzt mein,
Ein größres Glück kann nimmer für mich beſtimmt ja ſein;“
Sprach Imre; doch „„„wer weiß es!“““ ſagt Benedek mit Ruh.—
Im nächſten Augenblick ſchon fuhr man gen Karczag zu.

III.

Von Anna war im Städtchen des andern Tags die Rede,
Der ſprach: ſie ſtarb; der andre: ſie wurde plötzlich blöde;
Der zweit': ſie iſt entflohen; der dritte: nein, man ſtahl ſie!
Sie ſprang in Brunnen; nehmen mußt einen Mann zur Qual ſie.

Aufriß man Mund und Augen vor Staunen und Verlangen,
Als Kunſag's braunſte Bande zu ſpielen angefangen;
Als man bei'm geiz'gen Vas jetzt zehn Ochſen niederſchlug,
Den Boden hundert Fäſſern einſtieß, was kaum genug.

Die Glücklichen, ſie ſpeiſ'ten die Armen recht in Luſt,
Vier Tage und vier Nächte ſchrie fröhlich jede Bruſt;
Zigeuner, Bettler haſchten viel Kuchen ſich und Wein,
Am Wege ſelbſt die Wandrer fing jubelnd man ſich ein.

Die rothen Kunſag Mädchen und flinke Kungeſellen,
Vollbuſ'ge Jungfrau drehten im Tanze ſich, im ſchnellen;
Die Buſenknospen näßten durch's feine Hemd von Linnen,
Und brachten alle Burſchen vor Wonne bald von Sinnen.

Der Pater Herko war auch im gaſtlichen Verein
Und ſprach mit den Bejahrt'ren und trank nicht wenig Wein...
Mit einem Wort, ſolch Hochzeit hielt wohl Vas Benedek
Wie man noch nie geſehen auf dieſem Erdenfleck.

IV.

Und während drin in Karczag geweſen dies Getümmel,
Da ritt der Kurucz Szuhay auf ſeinem Apfelſchimmel
Zur Scheune vor dem Vas hin, mit ganz beſondren Zwecken,
Nach ihm an hundert Arme mit leeren Haberſäcken.

Er ſprach: „Ihr lieben Vettern! wohl habt gehört Ihr's ſchon,
„Daß Benedek geworden juſt heute ein Baron,
„Mir ließ er's zur Erinnerung an dieſen großen Tag
„So vieles Korn zu theilen an Euch, als jeder mag.

„Es will's der gute Wille von Seiner Gnaden ſo,
„Daß jeder hier beliebig forttrage Korn und Stroh;
„Er will ſich einen weitern Gottdank auch nicht erringen,
„Blos einen einz'gen leeren Fruchtſack ſollt Ihr ihm bringen.

Nicht eine arme Seele war müſſig von den Leuten,
Fort trugen ſie, was jeder nur irgend konnt' erbeuten;
Sie ſtreiften mit der Naſe faſt an den Cſizmen vorn,
So waren ſie beladen mit reinem, gutem Korn.

Drauf ſetzte ſich Herr Matyas gleich wieder auf ſein Pferd
Und drohte mit den Fäuſten gen Karczag zugekehrt:
„Haha! es wächſ't von ſelber wohl weder Korn noch Wein,
„Für meine Fäſſer leerte ich Deine Scheune ſein!“

V.

Vorbei war's große Schmauſen. Doch an dem andern Tag
Traf unſern Vas, von wegen des Korns, beinah der Schlag;
Erſt als das Volk dann ankam mit jenem leeren Sack:
Wohl jeden Augenblick er vor Wuth zuſammenſchrak.

Die Zeit verging. — Es lebte das junge Paar ſchon glücklich,
Vas harrt auf die Baronſchaft, er wußt' es ja ausdrücklich;
Oft brach er los — doch ritt ja bereits auf ſeinem Schenkel
Und zupfte ihm am großen Schnurrbart ein flinker Enkel.

VI.

Vas kam in Hortobagy einſt, auf ſchmalem Haidepfade
Zuſamm' mit Szuhay Matyas, was ihm nicht lieb gerade....
„Nun, nun, Ihr mein Herr Labancz!“ begann der gleich zu ſchrei'n,
Wann trinken wir die neue Baronſchaft denn wohl ein?!“ —

Der Benedek, er ſtutzte, wurd' roth bis an die Ohren....
„„„Der Tatar hol' Dich, Kurucz, Dir ſei es zugeſchworen!....“““
Daheim ſprach er, halb wüthend, halb doch mit mildem Sinn:
„„„Nicht geb' für zehn Baron's ich den kleinen Bencze hin!“““

Wörterbuch:

Szuhay Mátyás ſprich: Su-hai Maat-jaaſch, deutſch: Mathias Szuhay.
Vas Benedek „ Waſch Be-ne-dek, „ Benedikt Vas.
Tarczal „ Tar-zal. Ortsname.
Karczag „ Kar-zag. do.
Kunſág „ Kun-ſchaag. Der Diſtrict der Kumanier.
Rékay „ Reh-kai. Eigenname.
Herkó „ Her-koo. do.
Voth Kata und Zsófia (ſpr.: Schofia) Katharina und Sophia Veth.
Fokos ſprich: Fokeſch = Streitaxt, Streitkolben.
Cſutora ſprich: Tſchutera = hölzerne Weinflaſche.

Skizzen aus der aſiatiſchen und europäiſchen Türkei.

Von Herman Koeler, M. D.

(Fortſetzung.)

Küſtenfahrt von Batum nach Trebiſond, im Juni 1842.

Meinen Wunſch, ein Boot zur Ueberfahrt nach Tſcherkeſſien aufzutreiben, hatte ich in Batum nicht erreicht. In jenem Jahre

waren zum ersten Mal Dampfschiffe russischer Seits längs der Küste stationirt worden, um die Blockade wirksamer zu machen. Es ward hierdurch den nach der Abaßa und Tscherkessien handelnden Böten bedeutend erschwert sich durchzuschleichen, oder den Verfolgern zu entgehen; indem sie sich vor Dampfschiffen nicht wie vor Segelschiffen durch Rudern gegen den Wind retten konnten. Da ohnedieß eine Menge von kleineren und größeren Kreuzern die ganze Küste von Anapá bis Redútkaléh bewachten, so ward manches Boot bei dem Versuche, sich durch den Blockade-Cordon hineinzustehlen, genommen oder in Grund geschossen; und anderen gelang es nur, mit Preisgeben ihrer Ladung sich zu flüchten."

Auch in Batum waren zur Zeit meines Dortseins einige Böte eingelaufen, die den verfolgenden Kriegsschiffen nur durch Begünstigung der Nacht entgangen waren, und nachdem sie ihre aus Salz und Pulver bestehende Ladung, um leichter und schneller zu segeln, über Bord geworfen hatten.

Solche Umstände bewirken dann für einige Zeit an denjenigen Punkten der türkischen Küste, wo man von der Wegnahme eines Bootes erfahren, oder wohin sich nur mit Mühe ein verfolgtes Boot gerettet hat, eine Scheu vor derartigen Unternehmungen. Es bedarf daher erst der ermunternden Nachricht von dem glücklichen Durchschleichen eines kühneren Sklavenhändlers, oder der Gewißheit einer zeitweiligen Entfernung einzelner Kreuzer, bis die zu Wagnissen anfeuernde Liebe zum Gewinn über die Zaghaftigkeit den Sieg davon trägt. Da wird dann eine neue Ladung von Schießpulver, Salz, Blei, Tuch und Baumwollenzeug herbeigeschafft; und der Schiffer

reficit rates,
indocilis pauperiem pati.

Auf dem nächsten Basar kauft er einigen Mundvorrath von Reis, Mais, Oliven und Fischen ein. Ein weniges genügt ihm; denn er fährt nur bei ganz günstigem Winde ab, und rechnet daher auf eine Ueberfahrt von nur wenigen Tagen. Sobald dann der freudige Ruf „kiblehdén esiör", „es weht von Süden her", die noch am Lande weilende Mannschaft zum Strande hinabgetrieben hat, da sticht das leichte Boot von neuem in See, dem verhaßten und gefürchteten Mosków entgegen, begleitet von den Glückwünschen der Uferbevölkerung, und wiedertönend vom frohen Gejauchze der Matrosen. Manche der Fahrzeuge, die in diesem Handel beschäftigt sind, haben eine Takelage nach Art der Kutter, und sind mit einem Verdeck versehen. Sie müssen, im Fall der Verfolgung, in ihrer Eigenschaft sehr schnell, und dabei nahe an den Wind zu segeln, Rettung suchen. Andere aber sind an Größe, Bauart und Takelage um nichts von den gewöhnlichen unverdeckten türkischen Küstenböten verschieden. Diese besitzen eine so geringe Segel-Fähigkeit, daß sie nur an's Rudern gewiesen sind, wenn sie von einem Kreuzer erspäht werden. Sie lassen dann das einzige Segel herab, um den Kanonen ein weniger großes und auffallendes Ziel zu bieten, und rudern gegen den Wind an, bis etwa die Nähe des Landes oder die eintretende Dunkelheit ihm gestattet das Segel wieder zu benutzen.

Batum war lange schon ausgestorben und öde; in wenigen Tagen wollte auch mein Wirth den im Sommer so ungesunden Ort verlassen. Ich selbst aber wartete, da ich mein ursprüngliches Reiseziel in Nordwest aufgeben mußte, auf eine passende Gelegenheit, um nach Südwest nach Trebisond zurückzukehren. Sie war bald gefunden; denn ein griechischer Schiffskapitän kam von dem Küsten- und Grenzorte Tschorukssu an, in einem offenen türkischen Küstenboote, was er für die Fahrt von dort nach Trebisond gemiethet hatte. Mit ihm ward ich durch die Vermittelung des englischen Vice-Consuls bald einig; und bestieg am 10. Juni früh Morgens nach zwei Uhr das kleine Fahrzeug. Es lag noch auf dem steinigen ebenen Strande, und die Schiffsleute waren gerade beschäftigt, es auf untergelegten Walzen ins Wasser hinabzuschieben. So wenig mühsam diese Arbeit war, so viel Gewehr machte doch dabei der alte türkische Schiffer, den man, da er einst nach Mekka gepilgert war, schlechtweg Hadschi (Pilger) nannte. Eine lange Papierlaterne in der Hand, die nur einen schwachen Lichtschimmer verbreitete, commandirte er seine Matrosen mit lautem Geschrei, und theilte Schimpfwörter und Schläge rechts und links unter sie aus, wenn sie aus Unkenntniß oder aus Mangel an Kraft nicht ausführen konnten, was er befohlen. Denn um zu sparen hatte er anstatt Männer und Matrosen, nur vier unerwachsene und unerfahrene Jungen gemiethet, und mußte deshalb bei allen Arbeiten am Ende doch selbst das Beste thun. Diese Sparsamkeit schien übrigens durch die geringe Löhnung gerechtfertigt, die er für sein Boot und seine und seiner Leute Dienste in Anspruch nahm; indem er mit Kapitän Bozzo für die Fahrt von Tschorukssu bis Trebisond zu der unbedeutenden Summe von einhundert und fünfzig türkischen Piastern (etwa sechs spanischen Thalern) accordirt hatte. Nun kann zwar ein solches Boot diese Strecke von 115 Seemeilen im günstigsten Falle in achtzehn Stunden zurücklegen; es bringt aber auch bei Gegenwind, wenn es längs dem Strande gerudert und gezogen werden muß, fünf bis sechs Tage auf derselben zu. Da würde denn die tägliche Löhnung der fünf Menschen, die sich selbst beköstigen müssen, mit Inbegriff der Miethe des ganzen Schiffsraumes, die etwa zwei Lasten (à 4000 Pfund) Trächtigkeit besitzt, nur anderthalb Thaler unseren Geldes betragen.

Endlich war es dem Geschrei des alten Hadschi und den Anstrengungen seiner jugendlichen Mannschaft gelungen, das Schifflein wieder flott zu machen. Das hohe Steuer ward wieder an dem runden stark gebogenen Spiegel eingehängt, der ebenso wie der Bug geformt ist, und wie dieser in zwei hörnerartig emporragende Spitzen ausläuft. Das viereckige Raa-Segel wurde an dem Maste aufgezogen, und des schwachen Windes halber wurden die Riemen (Ruder) ausgelegt, um unsere Fahrt zu fördern. Unter den Krügen mit säuerlichem Wei von Tschorukssu und den Tonnen mit Blutigeln von Batum, den einzigen Gegenständen unserer Ladung, war bald ein Plätzchen zum Lager gefunden. Schmal und hart war es freilich; denn auf dem einen Rande des Bordes ruhte der Kopf und auf dem anderen die Füße; und kaum genügte die Breite des Fahrzeuges, um sich der Quere nach auf dem kleinen Verdeck auszustrecken. Dies überdeckte im Hintertheil des übrigens offenen Bootes einen Raum, worin einige Kleidungsstücke, Lebensmittel und zerbrechliche Gegenstände weggestaut werden konnten. Viel zu klein und niedrig ist aber der auf diese Weise abgeschlossene Raum, um als Koje, geschweige denn als Kajüte zu dienen; und nur im Falle der Noth könnte er möglicherweise auf kurze Zeit von einem einzigen Individuum als Versteck benutzt werden. Hinter uns beiden Passagieren, die wir fast die ganze Fläche des Verdecks zu

unserm Lager in Anspruch nahmen, saß auf niedriger Bank im ausgeschweiften bauchigen Spiegel des Bootes der alte Schiffer, das hohe gebogene Steuer in der Hand. Sonst gewiegt von niedrigen Wellen ruderten wir langsam gegen den Wind an, der ungünstig geworden war. Um halb sechs waren wir bei der Mündung des Tschorukssu, und fuhren westlich von ihm dicht längs dem hochbewaldeten ebenen Lande hin, bis wir drei Stunden später bei einer Stelle anhielten, wo die felsigen Berge wieder hart an das Meer hinantreten. Nur eine einzige Hütte stand hier, von Feldblöcken und Bäumen halb versteckt, und von Fischern bewohnt, die gerade in See stachen, in einem Kanoe, was roh aus einem Baumstamme ausgehöhlt war. Fische oder sonstige Lebensmittel konnten sie uns nicht überlassen; daher setzten wir nach kurzem Aufenthalt unsere Fahrt bis Makriali fort, wo wir um zehn Uhr anlangten.

Die Berge treten hier etwas vom Meere zurück, und ein langer flachuferiger breiter Strand zieht sich vor ihnen hin, und giebt an einer Küste, wo fast überall die Felsen bis an's Meer hinanragen, allerdings ein auffallendes Merkzeichen der Oertlichkeit ab; so daß es mir wahrscheinlich wird, der Ortsname Makriali sei aus dem griechischen *μακρὸς αἰγιαλὸς* entstanden. Als wir dem Strande nahe gekommen, ward das Boot mit dem Hintertheil dem Lande zu gekehrt, das Steuer ausgehängt, und die Matrosen sprangen in die Brandung; an ihrer Spitze der Hadschi, der sich erst zur Schonung seiner Garderobe eines Theils seiner Jacken und Beinkleider entledigt hatte. Dann wurde die höchste Welle abgepaßt, um mit ihrer Hülfe das Boot so weit als möglich auf den Strand hinaufzuschieben. Walzen führt jedes Boot bei sich; und da die Bewohner der Küstenörter hülfreiche Hand zu leisten pflegen, so steht es bald hoch und sicher, außer dem Bereiche der Wellen. Diese Arbeit erneut sich so oft irgendwo angehalten wird, denn nie läßt man die Böte im Wasser. Anker oder kleinere Kähne braucht man nicht, oder nur in sehr seltenen Fällen, und kann daher in tieferem Wasser nicht bleiben; im flächeren Wasser aber würden die Wellen der Brandung den Boden des Fahrzeuges auf dem überall steinigen Grunde beschädigen.

Endlich war es den vereinten Anstrengungen geglückt, das Boot den steilen Strand hinan zu ziehen, und high and dry stand es in Reihe und Glied mit mehreren anderen Fahrzeugen. Da rieb sich der alte Hadschi vergnügt die Hände, dankte mit einem alláh rasi ólah (Gott sei zufrieden, d. h. ich danke) den Männern von Makriali, die ihm geholfen, und ordnete die Zubereitung des Mahles an, während er noch mit der Vervollständigung seiner Toilette beschäftigt war. Drei Stäbe waren schnell zwischen den Steinen aufgestellt, ein Kessel daran gehängt, und bald hatte das prasselnde Feuer den Pillaw, die Hauptspeise der Türken, gar gekocht. Mit schneeweißer Büffelbutter bereitet hatte er ein appetitlicheres Ansehen als der Kessel, der zugleich die Stelle der Schüssel versah, und in den gierig ein halb Dutzend Hände hineingriffen, sobald der Reisbrei auf den feuchten Steinen des Strandes um etwas abgekühlt war.

Makriali ist nur ein unbedeutender Ort, und sein Basar besteht nur aus sieben hölzernen Buden, die dicht am Strande stehen und heute, als an einem Freitage, von einer Menge Lasen besucht waren, die sämmtlich bewaffnet gingen. Wenige Schritte vom Basar steht eine kleine Moschee, und östlich von den Buden ragt aus dichtem Gebüsch der Thurm eines festen Schlosses empor, was von Osman Pascha in Trebisond zerstört worden ist. Andere Wohnungen sind vom Strande aus nicht sichtbar; denn die Häuser des Ortes liegen zerstreut über eine weite Strecke einzeln am Berge oder in der Waldung versteckt. In diesem Theile des türkischen Gebietes sind, mit Ausnahme größerer Städte, die Häuser aller Ortschaften an der Küste oder im Binnenlande auf gleiche Weise über eine große Fläche zerstreut, und jedes von seinem Feld- und Gartenland umgeben. Der Basar und die Moschee aber sind immer an der besuchtesten, geräumigsten und zugänglichsten Stelle des Hauptweges oder des Strandes errichtet, und werden am Freitage von den Umwohnenden aufgesucht, zum Austausch und Kauf von Lebensmitteln und Waaren, und zur Erfüllung ihrer religiösen Vorschriften.

Der Abhang der Berge und der Grund zwischen ihnen ist stark mit Bäumen und Gebüsch bewachsen. Einige Bäche machen den Grund stellenweis sumpfig, indem die hoch aufgeworfenen Rollsteine des Strandes einen Damm bilden, durch den das Wasser aufgestaut, und die völlige Entleerung des Flußbettes gehindert wird. Zwei alte steinerne hochbogige Brücken führen über den größeren Bach. Felder sind in dem Grunde nirgends zu sehen, obgleich die Beschaffenheit seines Bodens für den Anbau des Reis sehr günstig zu sein scheint; alles ist vielmehr mit dichter Holzung bedeckt.

Unser alter geschwätziger Hadschi verzögerte ohne allen triftigen Grund unsere Abfahrt, indem er zwar vorgab, erst noch in der Moschee beten zu müssen; eigentlich aber nur Gelegenheit zum plaudern suchte, und unter den Gruppen von Marktleuten Neuigkeiten zu hören wünschte. Erst Nachmittags gegen fünf Uhr fuhren wir ab, bei immer noch ungünstigem Winde; kamen aber mit dem Rudern schneller vom Fleck, da statt eines hier zurückgelassenen erkrankten Knaben, ein kräftiger Mann sich erboten hatte, seine Passage bis Trebisond abzuarbeiten. So gut diese Küstenböte vor dem Winde segeln, so schlecht sind sie befähigt an den Wind zu segeln; indem der Mangel von Kiel und Schwertern, und der stumpfrunde Bug, bei Gegenwind ihre Abdrift zu beträchtlich macht. Deshalb verschafften sich unsere Schiffsleute die Abwechselung, da wo die Felsen nicht unmittelbar ins Meer hineintraten, oder Klippen im Meere selbst es nicht unmöglich machten, vom Strande aus das Boot an Tauen zu ziehen. Da lernte ich denn kennen, was es heißt, carpere litus, und sehnte mich nach den kräftigen Rädern des Stambul, eines österreichischen Dampfschiffes, was mich vor kurzem in kaum zwölf Stunden von Trebisond nach Batum gebracht hatte.

Wenn die Knaben vom Ziehen oder Rudern erschöpft, und durch das anstrengende Marschiren mit nacktem Fuß auf den Rollsteinen des Strandes ermüdet und gelähmt waren, dann wurde Hadschi aufgefordert, statt des Steuers ein Ruder zur Hand zu nehmen. Aber die Einladung kam ihm unerwünscht, und er beeilte sich einen kleinen Kompaß, in Form und Größe eines Petschafts, aus dem Gürtel zu langen, dessen Nadel ihm den Kibléh, den Süden, die Richtung nach Mekka bezeichnete. Wenn er dann in der Hand ein wenig Wasser geschöpft und durch Benetzen von Stirn, Arm und Fuß der Vorschrift des abdést, das heißt der

Abwaschung vor dem Gebet, Genüge geleistet hatte, dann war er bereit, nach den gesetzmäßigen Formen sein namás (Gebet) zu verrichten. Er kehrte sein Gesicht nach Süden hin und hieß uns Platz machen, damit er ungestört niederknieen, den Boden mit der Stirn berühren und seine stereotypen Betformeln murmeln konnte. So entging er dann für eine Zeitlang wenigstens der unbequemen Aufforderung zum Rudern. Das Beten aber hinderte ihn nicht, dem Gespräch der Andern zuzuhören; und manchmal unterbrach er sich in seiner andächtigen Stimmung, um den Matrosen etwas zu befehlen oder sie zu schimpfen, falls irgend etwas nach seiner Meinung nicht recht geschah. Auch beantwortete er durch ein zufriedenes Schmunzeln das oft gespendete ironische aferin (bravo), was der Anmuth seiner Verbeugungen und dem Schulgerechten seiner Bet-Uebungen galt. Gar lebhaft erinnerte mich der betende Hadschi an die Sonntagsfeier, wie ich sie oft auf englischen Schiffen erlebt, wo der Kapitän im Conflicte zwischen seinen himmlischen und seinen Marine-Interessen, die Vorlesung aus dem Gebetbuch zuweilen durch ein zorniges nothing off! unterbrach, was er dem Mann am Steuer, oder durch ein lautes brace the fore-yard!, was er der Deckwacht zuschrie.

Um sieben Uhr langten wir bei Abestra an, dessen Hütten in dichtem Gebüsch versteckt liegen und wo Hadschi durchaus wieder anhalten wollte, um für eine glückliche Fahrt zu beten. Der unbeträchtliche und von gangbaren Straßen entfernte Ort wird jetzt häufig von den Böten tscherkessischer Sklavenhändler besucht, die genöthigt sind die abgelegensten Punkte der Küste aufzusuchen, wohin der Einfluß der russischen Consulate nicht reicht, und wo daher auch die türkischen Obrigkeiten nicht für die Unterdrückung des Handels thätig sind. Denn durch die Wachsamkeit des russischen Consuls in Trebisond und seines Agenten in Sinope, so wie durch die Empfänglichkeit der türkischen Behörden für russisches Geld, ist der Handel mit Tscherkessen von diesen beiden früheren Stapelplätzen aus, von dem ersteren so gut wie unmöglich, und von dem anderen um ein Bedeutendes schwieriger geworden.

Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir weiter, und kamen Abends um acht Uhr in Choppa an, dem Hauptort der Provinz Lasistan, und Sitz des Müsselim, der früher in der Nähe von Batum residirte. Es hat einen ausgedehnten und hohen Strand, auf dem manche Böte neben dem unsrigen standen, da es der bedeutendste Handelsort des ganzen Bezirks ist. Die Handelsstraße von hier nach Artwin in Armenien ist stark benutzt, und Schiffs-Verbindung findet mit Batum, Riseh, Sürmeneh und Trebisond statt. Nachts lassen die Schiffer die Segelstange herab und breiten auf ihr das Segel dachförmig über dem Boote aus. Zusammengedrängt mit den Uebrigen, schlief ich unter so luftigem Dach trotz des frischen Windes geschützt und warm. Denn die Einladung des Müsselim, dessen Diener mich aus dem ersten Schlafe weckte, hatte ich nicht angenommen, weil mein Gesicht wegen einer heftigen Augen-Entzündung so mit Blutigel-Spuren und Schwamm-Stückchen überdeckt war, daß ich auf einen Besuch bei dem ersten Großwürdenträger von Lasistan verzichten zu müssen glaubte.

(Schluß folgt.)

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von Friedrich Bülau.

Zweiter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1850.
VI und 438 Seiten 8.

Es möchte fast überflüssig sein auf diesen zweiten Band der geheimen Geschichten, welcher dem ersten rasch gefolgt ist, aufmerksam zu machen, da er bereits vielen Lesern eine erwünschte Gelegenheit dargeboten haben wird, sich aus den Wirren der Gegenwart für einige Stunden in die Vergangenheit zu versetzen. Viel besser war es damals freilich auch nicht; Geschichten und Menschen, welche der Herr Herausgeber uns erzählt und vorführt, geben dazu unterhaltende, aber auch sehr belehrende Belege, die überdem größtentheils den Vorzug der Neuheit haben. Indem wir auf die Anzeige des ersten Bandes in No. 58 des vorigen Jahrganges unserer Zeitschrift verweisen, theilen wir den Inhalt dieses zweiten mit.

Achtzehn größere Aufsätze füllen die Seiten 1—399; sie sind: Ein Prätendent aus dem 16. Jahrhundert (Heinrich von Plauen). Ein Prätendent aus dem 19. Jahrhundert (Naundorff, Ludwig XVII.). Ein Erbfolgestreit im Lande Lippe (im 17. Jahrhundert). Herzog Friedrich von Schomberg (geb. im December 1615, gest. 1690). Verhandlungen Friedrich's II., Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg, mit Ludwig XIV. 1701 und 1702. Vom Hofrath und Professor Schulze in Gotha. (Aus einem demselben beim Erforschen der Lebens- und Regierungsgeschichte Herzogs Friedrich II. aus dem geheimen Archive zu Gotha mitgetheilten Actenstücke in vier Foliobänden, mit der Aufschrift: „Acta die Abschickung des Geh. Legationsrathes von Schleinitz an die Krone Frankreich betreffend, 1700—1702." Wir erhalten hier den klaren, unwiderlegbaren Beweis für Schlosser's und Anderer Angabe, daß nicht nur Wolfenbüttel, sondern auch Gotha am Anfange des spanischen Erbfolgekrieges mit Ludwig XIV. verbunden waren und beide nur durch Gewalt gehindert werden konnten, für die Franzosen zu werben.) Pfalzgräfin Marie Eleonore von Brandenburg (geb. den 22. März 1607, gest. den 8. Februar 1675; „eine durch und durch deutsche Fürstin, und zwar zu einer Zeit, da deutsche Bildung und deutscher Sinn von den Höfen unseres Vaterlandes immer mehr sich abwandte"). Von G. E. Guhrauer. Ferdinand VI. und Karl III., Könige von Spanien. Kaunitz und Choiseul. Der Königstein und seine Gefangene. (Der erste bekanntere Staatsgefangene war der Hof-Prediger Martin Mirus, vorher Professor und Superintendent zu Jena, ein Hauptgegner des Calvinismus und Verfolger der Kryptocalvinisten, welcher von 1588—91 auf der Festung sich befand, wohin ihn besonders der Kanzler Nicolaus Crell befördert hatte, der dann selbst, des Calvinismus halber (!), am 18. Nov. 1591 dahinkam und dort bis zum 4. October 1601 blieb.) Menzel und Siepmann. Ein Beitrag zur Geschichte des Staats- und Postgeheimnisses im 18. Jahrhundert. Die Grafen von Promnitz. Die Grafen von Hoym. Entführungen. Joseph von Frohn. Friedemann von Tümpling. Verschwörung auf Malta (1749). Die Damastdörfer Groß- und Klein-Schönau. Ein

Beitrag zur Sittengeschichte. Johann Gottfried Sillig (geb. am 13. August 1734, gest. am 22. Mai 1792).

Die Seiten 401—429 enthalten vierzehn Miscellen: Johannes Bokatius (geb. den 25. Dec. 1569 in der Oberlausitz). Johann Eberhard von Eltz (in Wallenstein's Diensten und bei dessen Unterhandlungen mit den Schweden und Protestanten gebraucht). Johann von Steenslycht (bei Gezelius Stenslycht, auch eine Zeitlang hamburgischer Commandant; diese Miscelle ist in No. 120 unserer Blätter, mit einem kleinen Zusatze, welcher freilich nur von örtlichem Interesse sein dürfte, wieder abgedruckt). De la Salle. Jenny Cameron. Sieben türkische Großveziere innerhalb dreißig Jahre. Der Herzog von Gramont und Champigny. Geisterbeschwörung. (Des königlichen Secretairs Björnram Gaukelei, gegen den König Gustav III. von Schweden gerichtet, vom Leibarzte Swen Hedin entdeckt.) Ein griechisches Wunder. Die schwarzwälder Bauern. Eine römische Demonstration (1745). Suworoff in Italien. Die deutsche Legion. (Beide Miscellen aus der zu Oldenburg 1842 erschienenen Biographie des oldenburgischen Generalmajors Wardenburg.) Freundestreue. (Aus General von Rhaden's: Cabrera.)

Die Nachträge (S. 430—432) liefern Zusätze und Berichtigungen. Ein alphabetisches Register ist sehr zweckmäßig auch diesem Bande beigefügt.

Die Fortsetzung wird hoffentlich nicht lange ausbleiben, da es dem Herrn Herausgeber an Stoff gewiß nicht fehlt und fremde werthvolle Beiträge, wie die oben erwähnten von Schulze und Guhrauer, sich auch schon einstellen werden.

Hoffmann.

Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft.

Zugleich mit dem letzten (zwölften) Hefte von Petzholdt's „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft (Deutschlands und des Auslandes)“ von 1850 ist uns auch das erste Heft des Jahrganges 1851 zugekommen, und freuen wir uns aus einer Anzeige des Herausgebers zu ersehen, daß sich die Theilnahme für diese bibliographisch-bibliothekwissenschaftliche Zeitschrift im letztvergangenen Jahre nicht unbedeutend gesteigert hat, namentlich dieselbe von Mehreren als früher mit Beiträgen, theils durch Zusendung von Schriften, theils von Mittheilungen darüber, unterstützt worden ist. Möge diese Theilnahme sich fortdauernd vermehren! Der „Anzeiger“ wird dadurch an Vollständigkeit immer mehr gewinnen; denn so groß und ausdauernd der Fleiß des Herausgebers im Zusammentragen und Anordnen in anderen Journalen ꝛc. zerstreuter Notizen auch ist, so stehen ihm doch natürlich nicht alle Quellen zur Verfügung. Besonders aber ist es wünschenswerth, daß ihm stets die eigene Ansicht, und als Ergebniß derselben, die eigene Beurtheilung neuer Productionen jeder Art auf dem Gebiete der Bibliographie und Bibliothekwissenschaft möglich gemacht und erleichtert werde. — Wir werden, sobald das Ergänzungsheft des Jahrganges 1850, welches die systematischen und alphabetischen Register enthalten soll, in unseren Händen, noch einen Rückblick auf denselben uns erlauben. — In dem vorliegenden ersten Hefte des neuen Jahrganges befinden sich S. 4—12 bedeutende Zusätze zur Peter'schen Faustliteratur („Die Literatur der Faustsage bis Ende des Jahres 1848. Systematisch zusammengestellt von Franz Peter. Als Manuscript gedruckt. Leipzig [Literar. Antiquarium], 1849.“ 8. VIII und 24 Seiten.) Unter den literar-histor. u. a. Schriften über die Faustsage ist der Artikel über dieselbe und ihre Literatur, in Dr. Eduard Meyer's „Studien zu Goethe's Faust“, S. 1—29 und 306—320, als trefflich bezeichnet und nur bedauert, daß in letzterer manche Druckfehler.

Hoffmann.

Miscellen.

Radamah, der König von Madagascar, ist, wie die meisten seiner Unterthanen, ein großer Verehrer der Musik, und hat, um dieser Liebhaberei zu jeder Zeit fröhnen zu können, etwa zwölf junge Leute durch den Chef des Musikcorps des 82. Regiments auf Isle de France, gegen ein Honorar von 200 Lsterl. des Jahrs, in dieser Kunst unterrichten lassen. Fremde, die an seinen Hof kommen, sind nicht wenig überrascht, dort von einem Trupp halbnackter Wilden die Meisterwerke Mozart's und Rossini's mit der Präcision eines Londoner oder Pariser Orchesters vortragen zu hören.

Paris enthält augenblicklich 29,525 bewohnte und 341 leer stehende Häuser, und außer 355 im Bau begriffenen Wohnungen zählt man dort 374,960, von welchen 356,906 vermiethet sind.

In einer am 28. v. M. in Paris gehaltenen Auction über die Gemäldesammlung des Herrn Thevenin, sind höhere Preise als je unter der Regierung Ludwig Philipps bezahlt worden, so u. a. für Die türkische Schule, von Decamps, 21,000 Fr., für Die Villa Pamphila desselben Künstlers 5600 Fr.; für Die Würfel spielenden Soldaten, von Meissonnier, 8025 Fr., für Weidende Schafe, von Demoiselle Rosa Bonheur, 2500 Fr. (Der Refer. dieser Notiz bedauert, daß die reichen Kunstliebhaber die Werke großer Künstler in der Regel weit höher in Auctionen bezahlen, als dann, wenn sie deren Ateliers verlassen.)

Der Referent über ein jüngst in England erschienenes Werk über den Wallfischfang, im Athenaeum, sagt mit Bezug auf die nutzlose Tödtung dieser Fischart — indem unter den jährlich erlegten 12,000 Fischen fast die Hälfte verloren gehe und nur von circa 6 bis 7000 Thran gewonnen wird — daß ihm von zuverlässiger Autorität versichert worden sei, daß, wenn dem kein Einhalt geschehe, es binnen 25 Jahren mit allem Wallfischfang auf den Stationen, welche die amerikanischen Wallfischjäger gegenwärtig ausbeuten, aus sein werde.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger

Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 17. Mittwoch, den 26. Februar. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Skizzen aus der asiatischen und europäischen Türkei.

Von Herman Koeler, M. D.

(Beschluß.)

Am elften Juni um vier Uhr Morgens verließen wir Choppa; durch Windstille wieder zum Rudern gezwungen, so daß wir erst nach vierstündiger Fahrt bei Arkaria ankamen, was ziemlich groß ist, und auf flachem Strande an einer langen Weitung in dem bergigen Küstenrande liegt. Da wir hier durchaus nichts zu essen bekommen konnten, so griffen wir den geringen Vorrath an, den wir für den Nothfall von Choppa mitgenommen, und setzten unsere Fahrt bald wieder fort. Nachmittags gegen Zwei passirten wir Wissa, was sich langgedehnt am Ausgang eines breiten Thales hinzieht, und in dessen Nähe die Ruine eines großen Schlosses liegt. Unter Regenschauern und stetem Wechsel von Windstille, Gegenwind und günstigen Windstößen erreichten wir um vier Uhr Gera, mit alter Burg; und zwei Stunden später Ardaschan.

Hier machten wir Halt für die Nacht, und holten das Boot auf den hohen und breiten Strand hinauf. Unmittelbar hinter den Rollsteinen des Strandes steht ein Caffeehaus, oder eigentlich nur das Gerippe eines solchen, denn es ist von dünnen Balken in der Art gebaut, daß zwischen ihnen, wie in einem Acten-Repositorium, viereckige regelmäßige Zwischenräume bleiben, von denen nur einige mit Mauersteinen ohne Mörtel ausgesetzt sind. Dicht neben diesem Hause, wo nichts als eine Tasse schlechten Caffees, und wegen seiner eigenthümlichen Bauart nicht einmal Schutz gegen den kühlen Abendwind zu haben war, steht im Westen der Basar. Er ist in Form eines Vierecks von einer Mauer umschlossen, und wird von einigen Reihen hölzerner Buden gebildet, die mit Ziegeln gedeckt sind und den größeren Theil des ummauerten Platzes ausfüllen. Etwas weiter landein liegt die Moschee, mit hölzernem Minaret; und südlich davon, auf dem Rande des Hügels, der die Strand-Ebene begrenzt, das stattliche Haus des Ajan. Die übrigen Häuser liegen in größerer Ferne an den Hügeln unter Gebüsch und Bäumen zerstreut. Ein kleiner Bach fließt in Osten von dem Basar und der Moschee dem Strande zu, dessen Rollstein-Damm ihm den Abfluß ins Meer versperrt, so daß er durchsickernd sich im Strande selbst verliert. Im Basar hatte sich jemand gefunden, der bereit war, aus seinem nicht sehr fernen Hause Speisen herbeizuschaffen, um den Ansprüchen unseres Magens zu genügen, die durch das braune Getränk, was uns der alte phlegmatische kahwedschi als Caffee präsentirt hatte, noch nicht im geringsten befriedigt waren. Eine Einladung von Seiten des Ajan überhob uns aber aller Weitläufigkeiten und unangenehmen Wartens; und wenige Minuten darnach hatten wir schon den Hügel erstiegen und betraten das große, aber einfach eingerichtete Haus des wohlhabenden Herrn. Bald nach den Begrüßungs-Phrasen und dem zum Visiten-Ceremoniell gehörigen Täßchen Caffee erschien das Abendessen, und vier Gerichte, ungerechnet das unvermeidliche Lasut, mehr aber noch die liebenswürdige Freundlichkeit des jungen und lustigen Wirths, der mit uns speis'te, ließen uns das Ardaschan als den Glanzpunkt dieser Küstenfahrt erkennen. Indessen die Erfahrungen der Nacht stimmten unsere günstige Ansicht um etwas herab, denn die zahlreiche und verschiedenartige Bevölkerung der Decken und

Matratzen, die man auf dem Boden des Zimmers, was außer uns noch zwei Türken beherbergte, ausgebreitet hatte, ließ uns das harte und lustige Lager unter dem Segel des Bootes bedeutend angenehmer erscheinen, trotz der nicht allzu beneidenswerthen Nähe von Schlafgenossen wie Hadschi und Consorten.

Am frühen Morgen des folgenden Tages brach sich das Meer in hoher schäumender Brandung am Strande, in Folge des stürmischen Nordwindes, der unter heftigen Regengüssen die ganze Nacht hindurch geweht hatte. Wir warteten daher noch einige Stunden, bis sich die See mit dem schwächer gewordenen Winde etwas gelegt hatte, und fuhren um acht Uhr fort, endlich doch einmal vom Winde begünstigt. Da wir nun nicht mehr zum Rudern oder Ziehen des Bootes unsre Zuflucht zu nehmen brauchten, so konnten wir uns auch weiter als bisher von der Küste entfernen, um nicht all ihren aus- und einspringenden Winkeln folgen zu müssen. Böte wie das unsrige pflegen übrigens nie so weit in die hohe See hinauszufahren, daß sie das Land aus dem Gesichte verlieren, was wegen der, je mehr landein, um desto höher ansteigenden Gebirgsketten bis zu sehr großer Ferne sichtbar ist. Ihren Cours bestimmen die Küsten-Schiffer nur nach den hervortretenden Caps, indem sie den Gebrauch des Kompaß zu diesem Zwecke nicht kennen, und ihn höchstens, wie andere Reisende, in sehr kleinem Formate bei sich führen, um bei ihrem Gebete die Richtung nach Mekka beobachten zu können. Zu dem Ende ist denn auch der nach Süden zeigende Theil der Magnetnadel, und nicht, wie bei dem gewöhnlichen Schiffs-Kompaß, die Nordspitze derselben, durch ein besonderes Merkmal bezeichnet. Bei nebligem Wetter erlaubt ihnen die nirgends durch Sandbänke, und nur an wenigen Stellen in unmittelbarster Nähe des Landes durch Klippen gefährdete Tiefe der See, sich der Küste überall zu nähern, und das Boot da, wo nicht die Felsen bis ins Meer hineintreten, auf den Strand zu holen. Werden sie fern vom Strande von stürmischem Wetter überrascht, so ist ihre Lage schlimmer, weil die überall sehr starke Brandung, und der Mangel an Buchten und natürlichen Häfen sie zwingt, auf hohem Meere zu bleiben. Die einzige Sorgfalt der Schiffer beschränkt sich alsdann darauf, das Boot nicht mit den Seiten, sondern mit den Enden der Richtung von Wind und Wellen entgegen zu halten. Gelingt ihnen dies, so sind sie gerettet, denn der volle, bauchige, entenbrustförmige Bau des Vorder- und Hintertheils macht, daß die Böte höchst buoyant sind, nicht die Wellen durchschneiden, sondern auf ihnen gehoben werden, und über sie hin statt durch sie hindurch zu gehen. Kommt aber durch Ungeschicklichkeit des Steuermannes das unverdeckte Boot mit seiner Längsseite quer vor hohen Wellen zu liegen, so wird es augenblicklich gefüllt und ist verloren. Uebrigens verläßt kein Schiffer den Strand, so lange Wind und See nur einigermaßen drohend sind, und verliert lieber ein Paar Wochen in vergeblichem Harren, als daß er bei noch so günstigem Winde in See stäche, wenn das Meer unruhig ist, ohne daß seine Wellen ihm irgend Gefahr bringen würden. Die häufigen Stürme von November bis März halten daher alle Böte der Südküste des Schwarzen Meeres am Strande zurück, und unterbrechen alle Küstenschiffahrt; mit alleiniger Ausnahme der Fischereien in der sichern Bucht von Batum, und des heimlichen Handels nach Tscherkessien. Letzterem pflegt dann keine andere Gefahr als vom Wetter zu drohen, weil auch die russischen Kreuzer gewöhnlich in dem Hafen von Sebastopol und andern Punkten der Küste Sicherheit vor den Winterstürmen suchen. Für den türkischen Schiffer, sei es ein Boot worin er fährt, oder ein Seeschiff, ist das Schwarze Meer im Winter ein noli me tangere; und da seine Schiffahrtskunst noch gar sehr primitiv geblieben, seine Bootfahrten noch nach derselben Norm Statt finden, und sein nautischer Horizont noch in denselben Grenzen beengt ist wie zu den Zeiten der Argonauten, so ist es ihm nicht zu verdenken, wenn er trotz des Fatalismus die gute Jahreszeit abwartet, ehe er in See sticht. Schon mit dem Namen Karàh denis, das Schwarze Meer, verbindet er die Idee von etwas Unheimlichem, von einem mare inhospitale, einem *Πόντος ἄξενος*; und nennt daher das Mittelländische Meer ak denis, das weiße Meer, weil ein heiterer hellerer Himmel in ihm sich spiegelt, ein milderes Klima seine Küsten schmückt, und weniger stürmisches und finsteres Wetter auf ihm herrscht.

Der günstige Wind schien heute auch auf den 64jährigen Hadschi einen verjüngenden Einfluß zu üben, und seinen seemännischen Muth und seine kaufmännische Wagelust neu zu beleben. In Erwartung eines vortheilhafteren Accords als für diese Fahrt von Tschorukßu nach Trebisond, erbot er sich, mich nach Tscherkessien hinüber zu fahren, was er trotz Karte und Kompaß sehr leicht finden zu können meinte. Zugleich bat er mich um ein Kuwwét-madschuhn, das heißt, um eine Kraft-Latwerge, damit er sich zu neuem Leben verjüngen könne; sei es, daß die Erinnerung an seine Heimath, Sürmeneh, der wir zusteuerten, oder der Gedanke an die lebendige Handelswaare des Adighe-Landes an solcher Ideen-Association Schuld war. Sehr merklich war aber namentlich der Einfluß des günstigen Windes auf die religiöse Stimmung des Schiffers, denn seit er sicher war, nicht zum Rudern aufgefordert zu werden, fiel es ihm durchaus nicht ein, die Zeit mit Beten hinzubringen, wodurch er sich vorher die Arbeitslosigkeit zu erkaufen pflegte.

Westlich von Arbaschan mündet in zwei Armen der Fluß Furtunah (Sturm), der eine kleine Strecke weit schiffbar ist; an seinem linken Ufer sind einige Reste alten Gemäuers, die man eski Trabosan, Alt-Trebisond nennt.

Gegenwind nöthigte uns bald wieder zum Rudern, und erst gegen elf Uhr langten wir bei Atina an, und zogen das Boot in einer kleinen Bucht auf den Strand, die in geringer Entfernung westlich vom Basar liegt, und wo schon fünf Böte mit persischen und georgischen Passagieren Schutz gesucht hatten. So wenig geräumig und geschützt die Bucht an sich ist, so gewähren doch einige, isolirt aus dem Meere hervorragende niedrige Klippen, an denen die erste Gewalt der heranstürmenden Wogen sich bricht, eine ruhigere Wasserfläche. In unmittelbarer Nähe des Strandes aber sind die Böte durch vorspringende Felsen gesichert, längs deren der Weg zu dem sechs bis acht Minuten entfernten östlichsten Theile des Ortes führt. Für größere Fahrzeuge als die gewöhnlichen offenen Küstenböte ist die Bucht nicht zugänglich. Auf der Landseite ist sie durch Felswände, die bis zum Strande vortreten, scheinbar vollkommen abgesperrt, denn einzelne Felsecken treten so nahe an's Wasser hinan, daß man einigermaßen trocknen Fußes nur dann sie umgehen kann, wenn man den Augenblick abpaßt, wo die höchste Welle der Brandung sich am Felsen zerschlagen hat, und nun über die Rollsteine des schmalen Strandes zurückläuft. Bei frischem nördlichen Winde und hoher See gelingt es

ner, durch und durch gebadet diese Stellen zu passiren, und man hat von Glück zu sagen, wenn man nicht durch die Gewalt der zurückfließenden Welle in die Brandung hineingerissen wird. Man zieht alsdann die Umwege über die Berge dem Strandwege vor. Ein riesiges Felsstück hat sich von einer Stelle des Weges abgelöst, und stößt nur mit seinem oberen Theile noch an die feststehende Felsmasse des Ufers, während es unten weit in das Meer hinausgefallen ist. Durch die auf solche Art gebildete Spalte, die theilweise von kleineren Blöcken ausgefüllt ist, muß man mühsam hindurchklettern und gelangt dann bald zu einem kleinen Bach, und jenseits desselben zu einigen Schmiedehütten. In ihrer Nähe erhebt sich dicht am Meere das Caffeehaus, auf dessen hölzernem Altan wir uns bald von Bewaffneten umringt sahen. Unter ihnen waren auch die Söhne des Ajan von Atina, der selbst zur Zeit abwesend war. Mein griechischer Reisegefährte suchte mit ihnen ein Handelsgeschäft zu Stande zu bringen, und vermochte sie während der Debatten über den Preis der verlangten Nußbaumbretter, uns aus ihrem nahe gelegenen Hause ein Mahl herbeizuschaffen, was in Lasut, Pillaw, Salat, Fischen, und einem aus Käse bereiteten Gerichte, ähnlich dem sogenannten Welch rabbit der Engländer, bestand. Viel schmutzige Hände griffen mit uns gemeinschaftlich in die Schüsseln, und theilten selbst die letzten Reste des Mahles zwischen sich und uns mit den Fingern, die, um nichts von dem anklebenden Wohlgeschmack zu verlieren, fleißig im Munde abgeleckt waren. Aber die widerwärtigste Zugabe war dennoch die Nachbarschaft eines von Ungeziefer wimmelnden zerlumpten Blödsinnigen, den ein Almosen von einigen Para nur noch magnetischer an uns zu fesseln schien. Wir durften indeß nicht wagen, ihn zu vertreiben, um nicht den Vorurtheilen der Mahomedaner zuwider zu handeln. Dicht neben dem Caffeehause stehen auf einem viereckigen Platze, den eine hohe Steinmauer umgiebt, mehrere theils unvollendete, theils schon zerfallene Buden, jetzt sämmtlich unbenutzt. Der eigentliche Basar dagegen wird von etlichen Dutzend Bretterbuden gebildet, die mit Ziegeln gedeckt sind, und in Süden und Westen von dem äußeren Umkreis jener Steinmauer einen großen runden Platz einschließen und einige kurze Gäßchen bilden. Auch hier sind die meisten Buden nur Freitags geöffnet, und an den übrigen Tagen blos die der Schmiede, der Bäcker und der Verkäufer von Reis, Mais und andern unentbehrlichen Lebensmitteln. Ein zweites Caffeehaus, was eben so ärmlich und schmutzig ist wie unser zunächst dem Strande gelegenes; dann das hohe, finster aussehende Bretterhaus des Ajan, durch breites Vordach und Gallerie vor den übrigen ausgezeichnet; ferner ein großer, aus gehauenem Stein gebauter Backofen, der isolirt am Strande steht; und ein halb Dutzend andere kleine Häuschen, die auf dem ebenen Vorland stehen, bilden mit dem Basar den östlichsten Theil des Ortes. Gleich hinter dem Marktplatze erheben sich in Süden und Westen die Berge, an deren Abhängen zwischen Feldern und hohem Baumbestand die Wohnhäuser von Atina zerstreut liegen.

Atina, das alte Ἀθῆναι, ist ein bevölkerter und sehr ausgedehnter Ort. Seine achthundert Wohnungen ziehen sich mehrere Stunden weit an dem hohen Ufer über Berg und Thal, durch Wälder und Felder, auf Felsen und an Bächen hin. Der Basar und die Moschee stehen wie gewöhnlich an dem zugänglichsten und offensten Punkte, nicht sehr weit von dem Landungsplatz. Die übrigen Häuser liegen nach Süden und Westen hin so weit zerstreut, daß man sie für einzelne Gehöfte, nicht für Theile eines gleichnamigen Ganzen ansehen möchte.

Ein Bach, der eine kleine Mühle treibt, fällt westlich vom Basar ins Meer; wenige Minuten östlich von ihm aber mündet ein kleiner Fluß, Atina Su oder Atina Tschai, Fluß von Atina, genannt. Er kommt aus einem freundlichen, nicht sehr breiten Thale herab, das von bewaldeten Hügeln eingefaßt wird, und in seinem Grunde Wiesen und Weiden hat. Die Gerölle von Granit, Augitporphyr und Kieselschiefer, die der Fluß herabgeschwemmt hat, sind von der bei stärkerem Winde aus Nord bis Nordwest sehr bedeutenden Brandung dammförmig hoch aufgeworfen und haben dem Fluß den nächsten Abzug ins Meer versperrt, und ihn gezwungen, sich in seitlicher Richtung auf längerem Umwege durch den Strand einen Ausgang zu suchen. Von seiner Mündung aus sieht man nach W. bis S. in die kleine Bucht hinein, wo die Böte auf den Strand geholt werden, und etwas ferner gewahrt man in W. ½ N. die Ruine einer Burg auf einer Klippe im Meere.

Der Vater des jetzigen Ajan lag mit Osman Pascha von Trebisond längere Zeit in Fehde; er wurde endlich von ihm umgebracht, und sein festes Schloß bis auf den Grund zerstört, so daß nur noch geringe Spuren davon auf den Felsen westlich vom Basar sichtbar sind. Sein großes Vermögen, was man auf vier Millionen Piaster schätzte (gegen zehn tausend Pfund Sterling nach dem jetzigen, aber ungleich mehr nach dem damaligen Werthe des türkischen Geldes), wurde von Osman Pascha confiscirt; sein Sohn aber, der jetzige Ajan, mußte achtzehn Jahre in der Verbannung leben. Der vor Kurzem erfolgte Tod des Osman Pascha hatte nun das Gefühl früherer Unabhängigkeit von neuem geweckt, und eine solche Gährung unter den Bewohnern von Atina hervorgerufen, daß die Söhne des Ajan, in seiner Abwesenheit mit dem Regiment betraut, nicht einmal während des Essens die geladene Büchse bei Seite zu legen wagten. Auch Abends, als sie uns eine Reissuppe, Fische und Pillaw verzehren halfen, die man aus ihrem Hause gesandt hatte, legten sie Büchse und Säbel über die Knie, während sie mit uns um die Schüsseln gelagert waren, und lauschten gespannt auf jeden Lärm von draußen.

Mit seiner Papierlaterne leuchtete uns im Dunkel der Nacht der Hadschi an Klippen und Brandung vorbei, durch die nicht ungefährliche Felsspalte zum Boote hin, und theilte mit uns das harte und enge Lager unter dem Segeltuch. Das murmelnde Plätschern der nahen Brandung und das weithin durch die stille Nacht vernehmbare melancholische Geschrei der Seemöwen hatte uns bald eingeschläfert, trotz der unbequemen Lagerstätte, und friedlich ruhten wir neben einander, Christen und Muhamedaner. Da wurde gegen Mitternacht durch einen eigenen Unfall unsere Ruhe gestört. Denn unser gemeinschaftliches Bett fing an zu schwimmen, und stieß mit solcher Heftigkeit auf die Steine des Strandes, daß es uns schnell der täuschenden Vorstellung entriß, im Traume gewiegt zu werden. Es hatte sich ein heftiger Nordwestwind aufgemacht, und jagte die gewaltigen Wellen der Brandung so hoch an den Strand hinauf, daß sie das Boot gehoben und beim Rücklauf seewärts mitgerissen hatten. Da mußten wir im heftigsten Regengusse eilends hinaus und ins Wasser springen, um es aus dem Bereich der Wellen und auf die höheren

Stellen des Strandes zu ziehen. Den anderen Böten war es nicht besser ergangen, und für eine Zeitlang übertönte das Schreien von Türken, Georgiern, Persern und Lasen sogar das brausende Getöse der Brandung.

Derselbe starke und ungünstige Wind, und in seinem Gefolge die hohe See, hielt uns am dreizehnten Juni noch in Atina zurück, obgleich das Handelsgeschäft längst zur Zufriedenheit meines Begleiters abgeschlossen war. Er hatte achthundert Nußbaumbretter, von sieben bis acht Fuß Länge und zwei Fuß Breite, zu einhundert und zehn Parà (etwa 5½ Sgr.) à Stück gekauft. Da er sie für den Markt von Constantinopel bestimmt hatte, so beabsichtigte er damit nach dem russischen Redutkaléh zu gehen und für drei oder vier Dukaten sich von der dortigen Zoll-Behörde bescheinigen zu lassen, daß die Bretter dort eingeschifft und auf russischem Boden gewachsen seien. Mit einem solchen Certifikate versehen, hatte er blos drei Procent des Werthes als Abgabe in Constantinopel zu bezahlen, statt der zwölf Procent, die diese Ladung hätte geben müssen, wenn sie der Wahrheit gemäß als Produkt des türkischen Bodens, und als in einem türkischen Hafen eingeschifft, declarirt worden wäre. Mit dem stereotypen Charakter der russischen Angestellten und Behörden, als unredlich und käuflich, sind die Schiffer und Handelsleute des Schwarzen Meeres so vertraut, daß sie nie in Verlegenheit kommen, falls etwa ihr eigenes Interesse mit dem des russischen Staates in Conflict gerathen sollte. Denn sie wissen aus untrüglicher Erfahrung, daß sie zur Wahrung ihres eigenen Vortheils nur dreist genug sein müssen, um klingende Beweise ihres Rechtes aufzuweisen; in deren Darbieten sie niemals fehlgreifen, wenn sie nur tief genug gegriffen haben. Außer Nußbaumholz kann man auch Ahornholz, Faßdauben und Zimmerholz in Atima bekommen, muß aber die Türken im Voraus bezahlen, ehe das Holz geschlagen ist, da sie nicht spekulativ genug sind es für eigenes Rißko zu fällen, und nicht arglos genug, um das bloße Versprechen der Abnahme als ein genügendes Unterpfand anzusehen. Der Wein von Atima ist röthlich und leicht, ein säuerliches miserabeles Getränk; mehr wohl durch den Mangel an sorgfältiger Behandlung, als durch die Ungunst von Klima und Boden.

Als das Wetter sich im Laufe des Tages aufklärte, der Regen uns nicht mehr unter dem Bootsegel oder unter dem Vordach des Kaffehauses gefangen hielt, ging ich von unserer Bucht aus längs dem Strande einige hundert Schritte nach Westen, um den alten Thurm zu besuchen, der auf einer Klippe aus dem Meere hervorragt. Einige Kanoes lagen zwar in der Nähe, aber sie waren gar plump und gebrechlich und bestanden nur aus einem abgerindeten und trog- oder rinnenartig roh ausgehöhlten Baumstamme, dessen weiteres und tieferes Ende hinten nothdürftig mit einem angenagelten Brett verschlossen war. Auch war nichts einem Ruder ähnliches aufzutreiben, und wenn ich also hinüber wollte, so blieb mir nichts übrig als hin zu schwimmen. Gedacht, gethan. Die Klippe liegt kaum einige hundert Fuß vom Lande; sie ist gegen zwanzig Fuß hoch; und die Ruine des alten viereckigen Thurms, der ihre ganze Oberfläche einnimmt, ist wenig höher. Er wird, wie alles alte Gemäuer in diesen Gegenden, den Dschenewis, das heißt den Genuesen zugeschrieben, mit deren Namen man auf das Freigebigste Brücken, Burgen und Kapellen zu taufen gewohnt ist. Seine Bauart läßt vermuthen, daß sein Alter jedenfalls nicht über die Zeit der Genuesen hinausreicht, die im Mittelalter als die unternehmendsten Kaufleute der Welt den Orient durchstreiften, und längs den besuchteren Handelswegen zum Schutz oder zur Erhebung von Wegzöllen ähnliche Bauten in Menge hinterlassen haben. Die Wellen hoben mich auf die niederen Felsblöcke der Klippe, die von Algen dicht überzogen so glatt und schlüpfrig waren, daß ich mich anstrengen mußte, um festen Fuß zu fassen und nicht wieder hinabgespült zu werden. Als ich aber höher kletterte, über den Bereich der Wellen hinaus, in der Hoffnung einen Eingang in das halb verfallene Gemäuer zu gewinnen, um etwa eine Inschrift oder irgend ein architektonisches Beiwerk aufzufinden, was einen sicheren Anhalt in der Bestimmung seines Alters hätte geben können; da sah ich mich bald zum Rückzuge genöthigt. Denn von hohen Brenn-Nesseln und dornigem Gesträuch, was den Gipfel der Klippe bedeckte, war ich bald so arg zerstochen und geritzt, daß ich zurückschwimmen mußte, ohne den Fuß der Ruine erreicht zu haben. Ich konnte noch von Glück sagen, daß mir nicht das Schicksal des Tobias zu Theil ward, da zahllose Seevögel Kopf an Kopf auf den Mauerkanten saßen, mich ohne die geringste Scheu umkreis'ten und wie im Spott über mein vergebliches Bemühen, unter lärmendem Geschnatter sich nicht entblödeten mich wie den Felsen selbst zu färben. Reingespült erreichte ich bald den Strand wieder, und fand meine Garderobe unangetastet in der Felsspalte, wo ich sie versteckt hatte. Leute, die auf den Feldern am Rande des hohen Ufers beschäftigt waren, hatten, wie ich jetzt merkte, mich beobachtet, vermuthlich aber aus neugieriger Verwunderung über mein Unternehmen vergessen, an die Durchsuchung meiner Habseligkeiten zu denken. Uebrigens hatte ich die Lust verloren eine gleiche Schwimmfahrt nach der andern Klippe anzustellen, die dicht daneben liegt, und ohne Ruine, aber ebenfalls von unzähligen Seevögeln bevölkert und weiß beguanot ist. Ich kletterte darauf an den Bergen umher, unter deren Bäumen und Feldern die Wohnungen von Atima zerstreut liegen. Im Suchen nach einigen botanischen Andenken hatte ich mich, ohne viel auf meine Umgebung zu achten, einem Hause genähert, vor dem mehrere Frauenzimmer mit ländlichen Arbeiten beschäftigt waren. Da sah ich plötzlich einen Mann mit gezogenem Jataghan auf mich zukommen. Ich war gänzlich unbewaffnet, und konnte ein Paar derbe Fäuste einem Jataghan gegenüber doch auch nicht hoch in Rechnung bringen. Daher hielt ich es für das Rathsamste, auf meinem Wege und in meiner Beschäftigung fortzufahren und nicht einmal durch Ausblicken Befremdung oder Besorgniß zu verrathen. Als er vor mir stand, fragte er in barschem Ton: neh istérszen burdá, was willst Du hier? und musterte mich mit trotzigem Blick. In Deutschland habe ich manchmal schon die richtige Antwort zu geben schwer gefunden, und unverständlicher als eine unrichtige, wenn man mich fragte: „he sölt wol Geld?“, weil ich etwa einen Stein vom Boden auflas in einer Gegend, die nie zum Californischen Eldorado werden wird. Hier aber würde ich um eine wörtliche Erklärung, weshalb ich Pflanzen und Steine sammelte, noch mehr verlegen gewesen sein, und gab daher eine stumme Antwort, indem ich auf die gesammelten Andenken wies und langsam weiter ging, absichtlich mich oft aufhaltend und nach Blumen bückend. Nach einer halben Stunde kehrte ich auf demselben Wege zurück und fand den trotzigen Frager noch auf derselben Stelle, im Gespräch mit einem anderen Landsmann, der

mir später begegnet war und mich mit einem freundlichen szabachlér chair olszún (guten Morgen) gegrüßt hatte. Ihr Gespräch galt mir und dem Zweck den ich haben möchte, um so allein an den Bergen umherzustreifen. Ohne Notiz von ihnen zu nehmen ging ich vorüber, und ward auch nicht weiter belästigt. Vermuthlich hatte die orientalische Furcht vor Störung in seiner abgeschiedenen Häuslichkeit ihn veranlaßt mich, die blanke Waffe in der Hand, zur Rede zu stellen, und nur meine scheinbare Gleichgültigkeit ihn von schlimmerem zurückgehalten.

Eine freundlichere Bekanntschaft erwartete mich Abends im Kaffehaus, wo ein ländlicher Virtuose auf einem Saiteninstrument in Form einer Violine musicirte. Sein Spiel fand großen Beifall, obgleich er die dünnen spitzen Töne nicht in Accorde klingen ließ, sondern unverbunden, wie wenn er erst das Instrument zu stimmen dächte. Er sang auch dazu, und zwar in einer Weise, die an den unharmonischen näselnden Singsang und die bald wild, bald melancholisch klingenden coplas gemeiner Andalusier erinnerte. Doch das unmelodische Geschrei hielt die Müdigkeit nicht ab, und ich und mein Begleiter suchten unser Lager auf. Einfach war es und wenig solide; ein bloßes Brett, was wir zum Schutz gegen springende Besucher über mehreren Balken vier Fuß hoch vom Boden in der dunklen Kammer des Kaffehauses befestigten.

Am Morgen des vierzehnten Juni erlaubten uns die ebene See und der günstige Ostwind Atima zu verlassen, und lange fuhren wir an den Bergen und Thälern hin, über die seine Felder und Häuser sich hinziehen. Dann passirten wir eine Thurmruine, die malerisch im Gebüsch auf einem steilen Felsen am Meeresufer steht, und entfernten uns darnach mehr und mehr vom Lande, indem wir den geraden Cours auf Trebisond einhielten. Dadurch konnten wir den schönen Anblick der Bergketten genießen, die landeinwärts höher und höher ansteigen; die niedrigeren mit Holzung, Ortschaften und Aeckern, die höheren mit Wäldern und Weideplätzen, die höchsten mit Schnee bedeckt und theilweise durch Wolken verhüllt. Gegen Mittag sahen wir Riseh, was sich weit gedehnt am Strande hinzieht und östlich von Trebisond der größte Küstenplatz ist. Es besitzt viele Fischerböte und kleine Küstenfahrer, und ist stark bei den Fischereien und dem Thrangewinn von Batum betheiligt; auch treibt es mit Reis, Mais und Buchsbaum beträchtlichen Handel. Von hier aus nach Westen zu ist die Küste weit stärker bevölkert und besser angebaut, als in dem östlichen Theile des Paschaliks.

Um zwei Uhr machten wir einen kurzen Halt bei Kap Aepetta, wo auf ebenem sandigem Strande eine kaum funfzehn Fuß hohe Klippe hervorragt, an deren östlicher Seite geringe, kaum noch zu erkennende, Reste alten Gemäuers befindlich sind. Eine zweite ebenfalls niedrige Klippe steht in unbedeutender Entfernung in Westen davon, und neben ihr einige Häuser, von denen eins durch Größe und stattliches Aussehen auffällt. Zwanzig bis dreißig Schritt vom Meere steigen die beackerten und mit Holzung bewachsenen Berge an, deren Abhang hier so sanft und flach geneigt ist, wie ich es nirgends an der östlicheren Küste gefunden; letztere ist deshalb auch von wilderem und großartigerem Ansehen. Mit dem vortrefflichen Wasser einer nahen Quelle hatten wir bald einige hohe irdene Krüge antiker Form gefüllt, die in den Küstenböten die Stelle der Wasserfässer vertreten und stachen von neuem in See. Der günstige Wind trieb uns über die spiegelglatte Fläche so schnell dahin, daß wir einige schwerer beladene Böte und eine Brigg ohne Mühe einholten, und nach Verlauf von zwei Stunden schon Sürmeneh, die Heimath unseres Hadschi, vor uns sahen. Da das Städchen sich an den Höhen über dem Strande sehr lang hinzieht, so waren wir erst um fünf Uhr seiner vortrefflichen Rhede gegenüber, in deren Nähe, am westlichsten Ende des Orts, ein Fluß mündet, über den eine alte steinerne Brücke führt.

Dem günstigen Winde folgte die völligste Windstille, und langsam brachte das Rudern uns längs der schönen Küste weiter. Ein lebhafter Streit zwischen dem alten Hadschi und einem Kawäß (Polizeisoldat), den wir in Arkaschan als Passagier eingenommen hatten, verzögerte unsere Fahrt noch mehr, indem die Matrosen über dem Mitsprechen und Lachen das Rudern versäumten. Den Gegenstand des Streites bildete die Anzahl der Winde, von denen der Kawäß neun annahm, während Hadschi nur acht gelten lassen wollte. Beide geriethen in Eifer, und schienen durch Schreien einander überzeugen zu wollen. Aber Hadschi hatte die Lacher auf seiner Seite, denn die Mannschaft hielt ihn für die größere Auktorität in Bezug auf die Kenntniß der Windrose, und gab dem Kawäß Unrecht. Der murmelte einige bös klingende, aber wohl nicht so bös gemeinte Worte in den Bart, und hielt sich schadlos an den schlimmen Quälgeistern, gegen die er, als auf selbsteigenem Gebiete betroffen, das grundrechtliche Jagdrecht ausübte. Vom milden Sonnenschein gelockt sich etwas leichter zu kleiden, verfolgte er sie ohne unsere Gesellschaft im Geringsten zu berücksichtigen, und warf jeden erwischten Feind mit ausgestrecktem Arm über Bord, unter einem gar komischen Blick frohlockender Schadenfreude, die ihm für die Niederlage durch Hadschi's Wissenschaft reichlichen Ersatz zu gewähren schien.

Erst Abends um acht Uhr waren wir Kávata gegenüber; einigen Hütten, die auf sumpfigem Boden am Ausgang eines Thales liegen, dessen wichtigstes Produkt die Haselnüsse sind. Von ihnen gehen jährlich fünf bis sechs Schiffsladungen nach Constantinopel, Smyrna und Alexandrien. Eine Stunde weit thalaufwärts von hier kommt man längs einem kleinen Bach, über den zwei steinerne einbogige Brücken führen, zu der Ortschaft Kütschük Samaritga (Klein S.), wo eine Mineralquelle (Säuerling mit geringem Eisengehalt) ist, die an gewissen Festtagen von den Kranken griechischer Religion aus der Umgegend aufgesucht wird. Auch nach Trebisond wird das Wasser zuweilen gebracht, und ausnahmsweise wohl auch einmal nach Constantinopel verschickt.

Nachts um zehn Uhr langten wir endlich in Trebisond an, und hatten das Glück um wenige Stunden einer neuntägigen Quarantaine zuvorzukommen. Denn in den frühesten Stunden des folgenden Tages traf die Nachricht ein, daß in den Districten von Lisanéb und Atscharáb die Pest ausgebrochen wär. Da Batum zunächst an Adscharáb gränzt, so würden auch wir, bei etwas späterer Ankunft, zu dem traurigen Aufenthalt in Güsél Szerai genöthigt worden sein. Dieß ist nämlich seit mehreren Jahren, in Widerspruch mit dem orthodoxen Fanatismus, zum Lazaretto eingerichtet, kann aber seinen pestverdächtigen Bewohnern, für die Entbehrung der Freiheit und jeden fränkischen Comforts, einzig und allein durch eine herrliche Aussicht Ersatz bieten. Aber für dieß Mal entging ich der Gefangenschaft und damit der Gewißheit, die schöne Aussicht mit einem toujours perdrix verwünschen zu müssen.

Ehe noch das Boot auf den Strand gezogen war, trug mich der alte Hadschi auf seinem Rücken an's Land und schied von mir mit einem freundlichen alláh berekét wersún (god bless you)! Von niemand befragt, woher? und wohin? fand ich ungesehen beim Sternenlichte den Weg zum Medán (Platz) hinauf; und ehe der einsame Nachtwächter herbeikam, der mich dort aus der Ferne anrief, hatte ich schon ein Nebengäßchen erreicht und, nach kurzem Pochen und Erkennungsruf, am Thore meiner alten Wohnung Einlaß gefunden.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Sechszehnter Theil. Neue Folge: Vierter Theil.

Leipzig: F. A. Brockhaus, 1850. (IV u.) 473 Seiten 8.

François Gayot de Pitaval, aus Lyon, gest. 1743, ein höchst mittelmäßiger Vielschreiber, der sich jedoch selbst für einen sehr geistreichen Mann hielt und unverschämt genug war, die berühmtesten Schriftsteller zu kritisiren, gab auch in 20 Bänden „Causes célèbres et intéressantes" heraus, sein einziges Werk, welches, obgleich durch ein ähnliches späteres, weit vorzüglicheres von François Richer, gest. 1790, verdrängt, seinen Namen der gänzlichen Vergessenheit entrissen, ja in neuester Zeit ihn zur allgemeinen Kunde gebracht hat, nachdem die jetzt zu sechszehn Bänden angewachsene, im Brockhaus'schen Verlag erscheinende Sammlung merkwürdiger Criminalgeschichten mit demselben bezeichnet wurde. Aber nur Pitaval's Namen trägt sie; die Herausgeber haben ihrer neuen Sammlung durch Auswahl und Darstellung einen ganz anderen Geist, ein ganz anderes Leben verliehen und ihr eine solche Theilnahme zu erwerben verstanden, wie sich deren wenige so bändereiche Werke der Gegenwart erfreuen; viele der von ihnen aufgenommenen Rechtsfälle sind von Bedeutsamkeit in physiologischer Hinsicht, andere ergänzen und erläutern einzelne Partieen der Geschichte. Es gilt dies auch von dem neuesten Bande. In letzter Beziehung führen wir an: Lord Lovat und die Rebellen von Culloden. Labédoyère. Ney. Das Verschwinden des Lord Bathurst in Perleberg. — Unter den übrigen Criminalgeschichten: Ein Mord am künftigen Geschlecht; James Blomfield Rush (sehr ausführlich); Angelique de la Motte Villert d'Apremont; die Giftmörderin Ruthardt; Honorée de Berghes; Charlotte de Calvierre; die weiße Katze und das weiße Mädchen, sind einige, die Stoff zu Romanen darbieten und augenblicklich den erschütternden Eindruck vergessen lassen, welchen die Schilderung der Greuelthaten eines Rush und eines altadeligen sächsischen Edelmannes, auf den Leser macht. Ungemein ergötzlich ist die Geschichte der sittsamen Frisirmamsell Cornudet in Issoudun und der ebendaselbst einheimischen verhängnißvollen weißen Katze, welche Veranlassung zu einem vier Jahre dauernden Processe gaben.

Die Verlagshandlung hat den Preis der ersten Folge „des Neuen Pitaval", 12 Theile, 1842—47, für einige Zeit auf 12 Thlr. ermäßigt. H.

Neueste Zustände und Ereignisse in Mecklenburg.

Politisch-, ökonomisch- und sozial-geschichtlich nach den autentischen Quellen bearbeitet und dargestellt von **Friederich Soltau.**

Erster Theil.

Die Zeit der revolutionären Bewegung und ihre Vorgeschichte 1843—1850.

Schwerin, 1851. C. Kürschner'sche Verlagshandlung. 155 (156) Seiten gr.-8.

Beiträge zur Geschichte einzelner deutscher Staaten während der letzten Jahre, wenn sie nicht blos aus Zeitungsartikeln zusammengeschrieben, sondern aus Aktenstücken und andern lautern Quellen geschöpft, und übersichtlich wohlgeordnet abgefaßt sind, müssen als brauchbare und willkommene Materialien zu einem künftigen großen Gemälde der deutschen Zustände und Bestrebungen dieses denkwürdigen Zeitraums, abgesehen von dem augenblicklichen Interesse, welches sie zunächst im Lande selbst, dann aber auch außerhalb desselben in Anspruch nehmen dürfen, betrachtet werden und sind mit Dank entgegenzunehmen. — Wenn der Verfasser uns in leichten Umrissen zugleich die Vorgeschichte der Jahre 1848—1850, die mecklenburgischen Zustände in den Jahren 1843 bis 1847 schildert, so war diese Schilderung zur vollkommenen Lösung seiner Aufgabe nothwendig; denn in Mecklenburg mehr denn irgendwo, ward in jenen Jahren vorbereitet, oder richtiger es bereitete sich selbst vor, was später in's Leben trat, freilich nur in ein Schein-Leben von sehr kurzer Dauer!

Ob der zweite Theil, wie zu vermuthen, die Darstellung fortführen und wie weit, oder ob er einzelne Zustände des Landes und der Verwaltung in besonderen Abhandlungen, in ausführlicher Behandlung (was sehr wünschenswerth) darlegen wird, ist in dem Vorworte nicht angedeutet. Wir werden nach dem Erscheinen desselben darüber berichten. Dieser erste Theil zerfällt in eine kurze Einleitung und vier Hauptabschnitte, deren specieller Inhalt in der Ueberschrift eines jeden angegeben ist; es sind folgende: 1. Mecklenburg in den Jahren 1843 bis 1847. 2. Das Jahr 1848. Der außerordentliche Landtag. Bewegungen bis zum Zusammentreten der Abgeordneten-Kammer im Herbst. 3. Die Abgeordneten-Kammer in ihrer Thätigkeit vom 31. October 1848 bis 22. August 1849. 4. Das konstitutionelle Ministerium v. Lützow. (Dieser letzte Abschnitt geht bis zur Vertagung der Abgeordneten-Kammer, April 1850.)

Es ist nicht unsere Sache, zu erörtern, in wiefern der Verfasser in seinen Berichten, in der Auffassung und Beurtheilung von Ereignissen und Maaßnahmen, seine individuellen Ansichten und Ueberzeugungen geltend gemacht hat, eine solche Erörterung

muß anderen kritischen, namentlich mecklenburgischen Zeitschriften anheimgestellt bleiben; die für seine Mittheilung gewählte Form ist ansprechend und seine Sorgfalt in Bearbeitung des zu seiner Verfügung gewesenen Stoffes unverkennbar.

H.

Beleuchtender Beitrag zur österreichischen Finanz-Epoche.

von *Siegfried Weiss*, Phls.

Wien 1850. In Commission bei Schaumburg & Comp.

16 Seiten 8.

Der Inhalt dieses Bogens, den wir übrigens Jedem, der ihn zu lesen begierig werden möchte, mitzutheilen bereit sind, leidet keinen Auszug; Democraten und Aristocraten, Beiden wird von Herrn Weiss die Schuld des hereingekünstelten Mißtrauens gegen das österreichische Finanzwesen in Rechnung gebracht; daß es mit demselben gar nicht übel, sondern besser denn je stehe, vernehmen wir von ihm mit herzlicher Theilnahme S. 14—16, woselbst es heißt:

„Wenn sich mit dem österreichischen Finanzausweis ein Deficit und eine Staatsschuld herausstellte, welches der Staatsschatz nicht gleich zu decken vermochte; ja wenn selbst der österreichische Staatsschatz ganz leer von baarer Münze gewesen wäre, so ist hiermit noch lange nicht ein Mißcredit der österreichischen Finanzen erwiesen, man könnte dies nur eine Finanzverlegenheit nennen, wenn der National- und Staatsreichthum des weit ausgedehnten österreichischen Kaiserstaates als Hilfsmittel des Staats in Betracht gezogen wird.

Früher als der constitutionelle Staat noch nicht für Oesterreich existirte und von einem Geld-Agio gegen Papiergeld nicht die Rede war, — standen die Finanzen Oesterreichs nicht so gut als jetzt, wo man einen solchen Gewinn zu rechtfertigen suchen will. Damals war Deutsch-Oesterreich hauptsächlich die Norm der Staatseinnahmen des Kaiserreiches. Die Kronländer, früher größtentheils in ihrer inneren Verwaltung unabhängig von Oesterreich, genossen Vorrechte, welche sie der Steuerverpflichtungen dem Staate gegenüber entledigten. Im alten Regie erhielten sich daher die Finanzen in keinem erfreulichen Zustande, da die Nachhilfe für dieselben nur eine schwache sein konnte.

Der jetzige Stand der österreichischen Staatsorganisation durch die Verfassung vom 4. März, brachte aber das Land in ein ganz anderes Verhältniß, wo es auf eine großartige Zukunft rechnen darf.

Durch die Centralisation Oesterreichs ist die Stärke der Nation nach allen Richtungen hin enger zusammengehalten, wodurch sie einer Vervollkommnung geistiger und materieller Nationalkräfte erwarten darf. Der noch nicht materiell entwickelte österreichische Staat hat hiervon den besten Gewinn zu ziehen. Denn Erwerbe, Handel, Schifffahrt und Ackerbau dürfen am Ende Maaßgabe für den Staatsreichthum bleiben, und je mehr sich jene Zweige bei einer Nation verwerthen, je reicher wird der Staat.

Durch das ernste und energische Vorschreiten und die rastlose Thätigkeit der österreichischen Staatsbehörde für ein solches Nationalwohl, und die Vollendung des begonnenen großartigen Werkes, — steht Oesterreich eine große segensreiche Epoche bevor, wodurch sich die österreichischen Staatseinnahmen selbst regeln und vereinfachen dürfen.

Jetzt schon gewinnt Oesterreich durch die bewirkte Centralisation seines Staats an 15 Millionen Gulden, welche sich durch die Gleichbesteuerung sämmtlicher Kronländer ergeben. Mithin ist hier schon eine Summa definitiv mehr erschwungen, welche zur Amortisation des Papiergeldes beigesteuert werden kann. Die Krongüter ferner, welche dem österreichischen Staate für den nöthigen Fall zu Gebote stehen, übersteigen aber ⅔ des Werthes der österreichischen Staatsschuld, nachdem größtentheils die alten österreichischen Metalliques getilgt wurden, wofür ein Theil derselben verpfändet war.

Abgesehen von der nun in Oesterreich eingeführten Staatsökonomie; abgesehen von dem zu erreichenden großen Nutzen, welchen die Verwerthung der österreichischen Staats- und Handels-Politik bringen muß, ist es jetzt schon erwiesen und klar, in wiefern der österreichischen Finanzverwaltung die Mittel gegeben sind, Verpflichtungen überall genügend nachkommen zu können.

Mithin begreife Jeder, und besonders der Oesterreicher, daß das falsche und hereingekünstelte Mißtrauen im eigenen Lande verschwinden, und daß man hauptsächlich gegen den Geldwucher stark sein muß, welcher das Nationalwohl aufzehren will. Stark gegen Verläumdung und Mißtrauen, und Untersuchung um die Wahrheit zu finden, dies muß vorhanden sein, um Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. —

Der österreichische Staat, welcher demnach reich zu nennen ist, und die österreichische Nationalbank, welche ihre reelle Sache durch den Werth ihrer Actionäre beweis't, — werden alsdann nicht mehr in ihrer Finanzverwaltung von Sonderinteressen angefeindet, und zum materiellen Wohle Oesterreich's der National-Credit unterstützt werden.

Hieraus war es also ersichtlich, daß die so sehr ausgeschrieene österreichische Finanznoth im Staate und der Nationalbank nur von dem Gesichtspunkte der Anfeindung und des Eigennutzes zu betrachten sei und von dort aus ihren Ursprung hat. Nur ist es zu wünschen, daß Jeder dieser falschen Richtung gegen das allgemeine Staatswohl entschieden entgegentreten möge, und solche Anfeindungen nicht dulde!"

H.

Milton's Freiheitsliebe.

Wir sehen die Größe der Seele Milton's in seiner glühenden und unerschütterlichen Anhänglichkeit an die Freiheit. Die Freiheit in allen ihren Formen und Zweigen war ihm theuer, aber vorzüglich die Freiheit des Gedankens und der Rede, des Gewissens und der Gottesverehrung, die Freiheit, die Wahrheit zu suchen, zu bekennen und zu verbreiten. Die Freiheit der gewöhnlichen Politiker, welche die äußerlichen Rechte der Menschen schirmt und von der Erwerbung des Eigenthums und äußerer Güter Beschränkungen entfernt, blieb weit hinter derjenigen zurück, für welche Milton lebte und zu sterben bereit war. Die

Tyrannei, die er am meisten haßte, war die, welche die geistige und sittliche Kraft des Staates niederbrach. Die schlimmste Gestalt der Institutionen, welche er angriff, war die, welche den Geist in Fesseln legte. Er fühlte in sich selbst, daß der menschliche Geist ein Vermögen beständiger Entwickelung habe, daß er gemäß seiner Natur nach Erweiterung strebe und zum Fortschritt geschaffen sei; und er wünschte daher jede Kette gebrochen, damit derselbe die Bahn der Wahrheit und Tugend mit wachsendem Eifer und Erfolg siegreich durchlaufen möchte. Diese Hingebung an eine geistige und höhere Freiheit, die ihn selbst in den heißesten Kämpfen niemals verließ, trug viel dazu bei, sein Genie, seine Phantasie, seinen Geschmack und seine Empfindung vor den verdörrenden und befleckenden Einflüssen einer öffentlichen Stellung und der Partheiwuth zu bewahren. Er warf eine poetische Färbung über die Politik und gab seinem Staatdienste höhere Bezüge. Die Thatsache, daß Milton in jenen stürmischen Tagen und inmitten der Versuchungen eines öffentlichen Amtes seine hohen Fähigkeiten unverdorben erhielt, ist ein Beweis nicht gewöhnlicher Größe. Die Politik, so sehr sie auch den Verstand in einer gewissen Sphäre thätig, scharfsichtig und erfindungsreich macht, vernichtet doch sein Verlangen nach allgemeiner Wahrheit, lähmt das Gefühl und die Einbildungskraft, verdirbt die Wahrhaftigkeit und Einfachheit des Geistes, zerstört jenes Vertrauen auf menschliche Tugend, welches der Menschenliebe und edler Aufopferung zum Grunde liegt, und endet in kalter, kluger Selbstsucht. Milton ging durch eine Revolution hindurch, welche in ihren letzten Stadien und ihrem Ausgange besonders geeignet war, den Enthusiasmus zu dämpfen, die Traumgebilde der Hoffnung zu zerstreuen und Zweifel an der Wirklichkeit und Wahrheit der Kraft der Tugend einzuflößen; und dennoch ging der Eifer, das sittliche Gefühl und der Enthusiasmus seiner Jugend aus der Versuchung unverletzt und sogar erhoben hervor. (Aus Dr. William Ellery Channing's, in einer Auswahl übersetzten Werken, Verlag von Hermann Schultze in Berlin, welchen später ein besonderer Artikel gewidmet werden soll. Der verehrungswürdige amerikanische Geistliche nennt Milton's berühmtestes prosaisches Werk „Areopagitica oder eine Rede für die Freiheit der Presse", ein edles Werk, ein köstliches Handbuch der Freiheit, ein Arsenal unsterblicher Waffen für die Vertheidigung des höchsten Vorrechts der Menschheit, der geistigen Freiheit. — Milton's Areopagitica, or a speech for the Liberty of unlicensed Printing erschien 1644, 4°; auch 1758 und 1772, 8°. C. H. Timperley's Dictionary of Printers and Printing, &c. London 1839, giebt S. 510, 511 Näheres. — In Channing's Beurtheilung von Milton's, zu dessen eigener Zeit unbekannten, von C. R. Sumner aus dem Lateinischen ins Englische übersetzten Werke: A Treatise on Christian Doctrine, beziehen sich die Citate anderer prosaischen Schriften Milton's auf die in Boston 1826 erschienene Sammlung: A Selection from the English Prose Works of John Milton, welche auch Auszüge aus dessen Areopagitica enthalten wird.)

Hoffmann.

Kleine Notizen
aus
Literatur, Kunst und Musik.

Die Literatur über China häuft sich von Woche zu Woche. Consistorialrath Käuffer in Dresden hat ein schätzenswerthes Werk: „Das chinesische Volk vor Abraham's Zeit ꝛc." herausgegeben, welches über die Gottesidee der Altchinesen handelt. — An dieses Werk schließt sich ein anderes: „Ethnographische Uebersicht des chinesischen Reichs" von Dr. Möller, und binnen einigen Wochen wird sich diesen ein Buch des Engländers Wells Williams in Uebersetzung anreihen: „Das Reich der Mitte, oder China und seine Bewohner mit Lithographien und Holzschnitten".

Die kommende Ostermesse wird uns eine „Biographie Lenau's" bringen, von dessen Schwager Anton Xaver Schurz in Wien verfaßt.

Strodtmann, der Verfasser von: „G. Kinkel. Eine biographische Skizze" — wovon so eben der zweite Theil vollendet ist — arbeitet gegenwärtig an einer Biographie Dorlu's.

Die nächste Zukunft wird uns Arbeiten der bedeutendsten Schriftsteller und Dichter vorführen. Berthold Auerbach arbeitet an einem Roman; Otto Ludwig an der Umarbeitung einer Tragödie und Anastasius Grün wird bald ein größeres Dichterwerk erscheinen lassen, das mit den Fragen der Gegenwart in Beziehung steht.

Hebbel hat seine „Genoveva" für die Bühne eingerichtet und einen Epilog hinzugedichtet, der von Kennern sehr gelobt wird.

Der englische sociale Roman: „Alton Locke. Tailor and poet," ist in zweiter Auflage erschienen, was ihm einige Bedeutung giebt.

Ebenfalls in zweiter Auflage erscheinen die „Memoiren der Lola Montez" im Buchhandel; auch sind sie mehrfach übersetzt.

Im Wiener Burgtheater kam Shakespeare's „Heinrich IV.", dessen beide Theile Laube für einen Abend verschmolzen hatte, zur Aufführung, fand aber in dieser Verstümmelung wenig Anklang.

Als vor einigen Wochen Lucile Grahn als Jelva die Stuttgarter entzückte, rief ein eisgrauer Hauptmann im Zwischenacte: „Gott strammer! das Ding greift mich so an, daß es mir ganz magenschwach wird."

Carl Maria v. Weber soll in Dresden ein Denkmal errichtet werden.

Der Bildhauer Dietrich in Berlin, ein strebsamer Geist, der sich durch sein Genie vom einfachen Tischler zu einem der geschicktesten Künstler emporgeschwungen, arbeitet gegenwärtig an zwei Statuen, die für die londoner Ausstellung bestimmt sind.

Friedrich's des Großen Denkmal wird am 31. Mai d. J., an dem Tage, wo er 1740 den Thron bestieg, feierlich enthüllt werden.

A.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 18. Sonnabend, den 1. März. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Gedichte von Johan Ludvig Runeberg.

Aus dem Schwedischen von Heinrich Zeise.

I.

Die Verlassene.

Laub und Kräuter und Blumen klein,
Glänzende Lilien mit Thau darein,
Purpurrosen voll Duft und Glanz,
Ich will Euch wählen zum bräutlichen Kranz.
Vergißmeinnicht an der Quelle klar,
Wie ist dein Stengel der Dornen baar.
Jene Blume, sie gleicht dir nicht,
Die mein klopfendes Herz umflicht,
Sie hat Dornen, die wecken den Schmerz,
Die verwunden das zagende Herz.

Singt meinen Hochzeitsang überall
Murmelnder Quell und du Wasserfall,
Singt von den Tagen der Zukunft froh,
Daß ich vergesse die Zeit, welche floh,
Daß ich vergesse des Lebens Qual,
Ihn, der meine Treue verrieth und stahl!

Singt meinen Hochzeitsang überall
Murmelnder Quell und du Wasserfall,
Singet zärtlich den Abschiedsang,
Jenem Falschen, der einst mich umschlang.

Einen Andern erwähle ich,
Und so leicht nicht verräth er mich;
Der nicht im Lenz mich küssend umfäßt,
Und verschwindet, wenn er uns verläßt.
Komm', o Tod, und nimm du mein Herz,
Heut soll es schlummern bei dir ohne Schmerz!
Deine Braut ist von Zähren fast blind,
Fast ihre Wangen verblichen sind,
Deine Rose ist fast nicht mehr roth,
Komm' zu mir, komm' o du holder Tod.

II.

Der Greis.

Ein König scheint mir der Greis,
Wenn still sich schließt des Lebens Kreis,
Am Ziel der Bahn so hochgeehrt,
So siegreich und beneidenswerth.

Ein jeder Sturm hat sich gelegt,
Man huldigt ihm so tiefbewegt,
Der Leidenschaften wildes Heer,
Naht sich nicht seinem Reiche mehr.

Sein Volk, so friedlich, sanft und lind,
Die Wünsche, so entschlummert sind,
Und was in der Erinnrung blieb
Aus frühern Zeiten hold und lieb.

Sein Scepter ist der Wanderstab,
Und seine feste Burg, ein Grab,
Die Ruh' giebt ihm den Königskranz,
Die Kron ist Silberlockenglanz.

III.

Der Maler.

In meinen Liedern wünschest Du zu strahlen,
Du batest mich, mein Kind, zu tausend Malen,
Daß ich mit Farben des Gedichtes klug
Zeichne des süßen Angesichtes Zug.

Wohlan! mein Pinsel soll nicht länger warten;
Wähl' Du die Zeit, versuch' in allen Arten,
Daß mein Du seist, in Laune und Gestalt,
Wie ich als Künstler es verordne bald.

Schön sollst Du sein, denn Schönheit nur alleine
Ist werth, daß sie sich mit der Kunst vereine;
Und wenn es lächelt, ist das Mädchen schön,
Sei deshalb froh, wenn mich Dein Aug' gesehn.

Sei zärtlich, Schönheit sie ist vielgestaltig,
Ein Blick des Auges wirkt oft allgewaltig,
Drum richte, wenn das Bild gelingen soll,
Auf mich den Blick, der treuen Liebe voll.

Und Güte offenbar' sich in den Zügen,
Die Lust zu schenken, trösten, zu vergnügen —
Vergiß drum nicht, daß Du mir allstund
Zum Küssen reichest Deinen Purpurmund.

Weich, schön und gut, wie soll dein Bild nicht strahlen!
Jedoch parteiisch darf der Maler malen —
Tauch' ich den Pinsel in die Farben ein,
So sag', daß Du auf ewig, ewig mein.

Carrier zu Nantes.

Ein warnendes Beispiel für die Völker, sich nicht durch revolutionaire Minoritäten hinreißen zu lassen.

(Aus einer neuen Ausgabe der Histoire de la Vendée militaire, par M. Cretineau-Joly.)

Der Unterstützung Carrier's und der straffälligen Schlaffheit der Nanteser gewiß, die vor sechszig Banditen zitterten, wie sie vielleicht einer Armee gegenüber nicht gezittert hätten, ließen die Anhänger Marats ihren Grausamkeiten die Zügel schießen.

Es ist gräulich zu denken, und noch gräulicher zu sagen, doch muß es ausgesprochen werden, um durch die Feigheit der Einen darzuthun, wie lobenswerth die Kühnheit der Andern gewesen, Menschen wie diesen Trotz zu bieten. Die Stadt Nantes ist in Masse aufgestanden, um die königliche Armee abzuschlagen, die sie belagerte. Ihre Bewohner haben muthig die Vendee bekämpft, die ihnen Freiheit und Frieden brachte; sie sind wacker unter den Waffen, zu allen Zeiten wacker gewesen, und doch sieht man sie scheu und erbleichend sich den Schändlichkeiten von etwa hundert verworfenen Bösewichtern fügen.

In dem Register des Nanteser Ausschusses findet sich eine Deliberation verzeichnet, die der sonst unbegreiflichen Furcht eines ganzen Volkes vor einigen Ungeheuern fast zur Entschuldigung dienen kann. Diese Deliberation ist scheußlich in ihrer laconischen Rohheit, aber sie giebt ein treues Bild von der Lage der Nanteser und von dem revolutionairen Wahnsinn ihrer Gebieter. Sie lautet:

„Den 15. Brumaire.

„Einkerkerung aller Reichen und aller Leute von Geist, welche die öffentliche Meinung als verdächtig bezeichnet.

„Die Sitzung aufgehoben um 10 Uhr Abends.

„Bachelier, Präsident.

„Goulin, Secretair.“

Als Goulin, da ihm der Prozeß gemacht wurde, alle die Verbrechen vorgehalten wurden, deren er sich schuldig gemacht hatte, da antwortete dieser Mann mit einer furchtbaren Kälte: „Alles das, was Euch jetzt als so abscheulich erscheint, war damals nur revolutionair!“ Er hatte nicht Unrecht; auch wurde er freigesprochen.

Carrier sagte zu den Nantesern: „Ich und meine Freunde vom Berge, wir wollen vielmehr aus ganz Frankreich einen Kirchhof machen, als davon abstehen, es nach unserer Weise zu regeneriren.“ Und die Nanteser ließen ihn gewähren, beugten ihren Hals unter seinen Guillotinen, ließen sich proscribiren, sich ertränken. Mußte Carrier nicht, in Abwartung der Vendee, deren Niederlage von Mans ihm die Trümmer zuführte, seine Muße ausfüllen? Mußte er nicht dem Menschengeschlechte ein betrübendes Beispiel dessen geben, was der Schrecken für einen Einfluß auf die kräftigsten Gemüther hat?

Der Repräsentant, dessen Blutgier die Ersäufungen in der Loire, die Erschießungen in den Steinbrüchen von Gigant, und die Guillotine nicht zu stillen vermochte, ließ auch eine Menge holländischer und englischer Gefangenen unter dem Vorwande morden, wie es in dem officiellen Beschlusse heißt — denn bei der Revolution ist Alles officiell — „daß die Patrioten kein Brod hätten und diese Helfershelfer Pitt's und Coburg's dessen zu viel verschlängen.“

Nantes schauert unter seinem Säbel, dessen bluttriefende Klinge er im Club um sein Haupt schwenkt, wie das Lamm unter dem Messer des Schlachters. Um zu zeigen, wie weit seine Verachtung der Menschen geht, läßt er 132 der angesehensten Bürger der Stadt aufgreifen. Einer von ihnen, Namens Devay, ein junger Mann, schwach und kränklich, hatte sich freiwillig für seinen älteren Bruder, Vater von sieben Kindern und die einzige Stütze dieser zahlreichen Familie, gestellt, eine Aufopferung, die ihm das Leben kostete, indem er, kaum in den Gefängnissen zu Paris angelangt, an den Folgen der langen Agonie der Reise starb.

Ein Theil der Verhafteten hat an den Ereignissen der Revolution, die sie unterstützten, thätigen Antheil genommen; die

Uebrigen haben sie durch ihr Schweigen bekämpft; aber sie alle sind reich, angesehen. Das ist eine Beute, die Carrier nicht fahren lassen will. Er befiehlt anfangs, daß sie erschossen werden sollen, begnügt sich dann aber, nach reiferer Ueberlegung, damit, sie nach Paris zu schicken. Sie hatten einen langen und beschwerlichen Weg bis dahin zurückzulegen, indem sie gleich Galeerensklaven zu Zweien an einander gefesselt waren. Boussard, Commandant eines Pariser Bataillons bei der West-Armee, dem ihre Escortirung aufgetragen war, hatte unter der Hand die Weisung bekommen, sie sämmtlich bei den Brücken über dem Ge zu ersäufen, worauf er, ein rechtschaffener Mann, sich jedoch nicht einließ, obgleich Chaux ihm vor dem Abmarsch gesagt hatte: „Es ist dieses der „Krieg der Armen gegen die Reichen. Diese Herren wissen ja, „wie es den 96 Priestern ergangen ist: also sie bringen Opfer, „oder sie sterben!“

In diesem hehren Haufen von Verurtheilten gab es eben sowohl Patrioten als Royalisten: so machte Carrier die Gleichheit geltend! Auf der ganzen Route wurden sie von den Clubs mit Demonstrationen des Hasses begrüßt. Zu Angers erboten sich die Patrioten unter ihnen vergebens, gegen die Vendeer zu kämpfen, die im Begriff standen die Stadt zu belagern, und zu Saumur wären sie alle beinahe vom Volke gesteinigt worden. Auf einem Hofraume in Verwahrsam gebracht, wo sechs und dreißig Gefangene der royalistischen Armee den Tod erwarten, tritt der Henker zu ihnen, und bietet ihnen eine Wette an, daß er sie sammt und sonders in weniger als einer Stunde um einen Kopf kürzer machen will, oder, wie sein Kunstausdruck lautet: „pour les faire tous cracher au bassinet en moins d'une heure.“ Zu Lanfunais finden sie mitleidige Herzen, aber zu Angerville und zu Arpajon läßt es die Volksmasse nicht bloß dabei bewenden, sie mit den fürchterlichsten Flüchen zu überhäufen, sondern beraubt sie auch ihrer sämmtlichen Kleidung. Am 15. Nivose des Jahres II (5. Januar 1794) in Paris angekommen, hören sie auf ihrem Wege die Colporteurs die Räubereien und Verbrechen ausrufen, die sie in der Vendee begangen haben sollen, und daß ihre Hinrichtung auf den 17. desselben Monats angesetzt sei. Man weiß nicht, durch welch ein unerklärliches Ungefähr diese große Anzahl Schuldloser ihrem Tode entronnen ist. Sie waren vergessen in der Conciergerie, in den Kerkern des Montgommerythurms zurückgeblieben, und traten späterhin mit der vollen Wucht ihrer Leiden als Zeugen in dem Carrier'schen Prozesse auf.

Da dem Volksrepräsentanten Opfer, auf die er mit gezählt hatte, entrissen worden waren, so mußte er an deren Statt andre haben: er dachte sich zu dem Ende eine Gefängnißverschwörung aus. Auf die Meldung eines Kerkermeisters, daß die Gefangenen — die fast Hungers starben — sich das Schwarzbrod und den Reis, der ihnen zur Nahrung diene, einander an die Köpfe würfen, ließ er Generalmarsch schlagen; die Compagnie Marat und die Ersäufer traten unter die Waffen, und das Vaterland wurde in Gefahr erklärt. Dann begann man in den Kerkern zu morden, auf den öffentlichen Plätzen zu füsiliren. Boivin, ein Nanteser Ciseleur und provisorischer Stadtcommandant, erhielt folgenden Befehl zur Niedermetzelung der Gefangenen:

„Im Namen des Revolutionsausschusses von Nantes.

„Der provisorische Commandant von Nantes wird aufgefordert, sofort 300 Mann besoldeter Truppen zu stellen, die zur Hälfte nach dem Hause des Bouffay marschiren, dort die im beifolgenden Verzeichnisse angegebenen Gefangenen in Empfang nehmen, sie zu Zweien bei den Händen zusammenbinden, und sich dann nach dem Posten von Eperonniere begeben sollen. Die andere Hälfte soll nach Saintes-Claires ausbrechen, und aus diesem Hause alle die, ebenfalls in beifolgendem Verzeichnisse benannten, Individuen nach dem Hause Eperonniere abführen. Wenn das Ganze endlich in diesem Arresthause angekommen ist, sollen dazu noch hundert der dortigen Verhafteten genommen, und Alle, ohne Unterschied, erschossen werden, wie es dem Commandanten am paßlichsten erscheinen wird.

„Nantes, den 15. Frimaire des Jahres II (5. Dec. 1793)

„Unterz.: Grand-Maison, Goulin, Mainguet.“

Als Boivin diesen Befehl gelesen, wirft er ihn in einem Zorn der Menschlichkeit auf die Erde, und sagt muthig: „Ich bin Soldat, um Frankreichs Feinde zu bekämpfen, aber nicht, um meine Landsleute zu morden!“

Carrier's Schergen wagen es nicht, einen ähnlichen Versuch zu wiederholen: Boivin's vereinzelter Muth hat sie abgeschreckt; aber da greifen sie zu dem Aushülfsmittel des Ertränkens. Es war dieses die erste juridisch constatirte Noyade.

Das Revolutionstribunal hatte sich geweigert, alle diejenigen, die ersäuft werden sollten, in Masse zu verurtheilen; das störte Carrier aber in seinem Vorhaben nicht. Am 16. Frimaire des Jahres II (6. December 1793) wandte er sich an den Stab der Nationalgarde, und wagte es, diesen Bürgern, Brüder, Eltern oder Freunde der ausersehenen Opfer, folgenden schriftlichen Befehl zustellen zu lassen:

„Im Namen des Gesetzes fordere ich Sie auf und gebiete Ihnen, Fouquet und Lamberty die nöthige bewaffnete Macht zu unterstellen, deren sie zur Ausführung einer ihnen von mir vertrauten Expedition bedürfen, und sie Tag und Nacht derselben obliegen zu lassen.“

Die Nationalgarde wußte, was Lamberty und Fouquet ausführen sollten; und doch protestirte sie nicht!

Um diesem in den Jahrbüchern des Verbrechens unerhörten Attentate eine öffentliche Sanction zu geben, besudelte Carrier die Galliote, die zu diesen Orgieen diente, mit seiner Gegenwart. Er nahm auf ihr ein Mittagsmahl ein, und Sandroc, einer der Mitgäste, hat davon folgende Beschreibung gegeben: „Ich hatte einen Freund unter den Eingekerkerten, um dessen Freilassung ich bei dem Ausschusse eingekommen war, und da hatte mich der Bürger Laloi, um meiner Supplik eine günstigere Aufnahme zu sichern, aufgefordert, mit ihm in Gesellschaft zu speisen. Er führte mich darauf an Bord einer Galliote, und als wir zu dem Raum derselben hinabgestiegen waren, da sah ich dort eine Tafel für funfzehn bis zwanzig Couverts angerichtet. Auf meine Frage, was dies zu bedeuten habe, und was für ein Fahrzeug dies sei, antwortete mir Laloi: „„Es ist dieses die große Tasse der Calottenträger, und da Lamberty diese Expedition vollführt hat, so hat Carrier, um ihn dafür zu belohnen, ihm die Galliote zum Geschenk gemacht.““ Endlich setzte man sich zu Tisch: Lamberty saß zur Rechten, Lalot links. Auch Foucaut, Robin und O'Sullivan waren mit unter den Gästen, und es ging sehr munter über Tisch her. Lamberty erzählte von seinen sauberen Expeditionen: er habe, sagte er, seine Opfer zu Zweien vortreten lassen, sie dann durch-

sucht, gebunden, in die Gabarre hinabsteigen und ins Wasser werfen lassen. Alle Anwesenden ermangelten nicht, ihren Beifall laut auszudrücken, auch machte man Carrier auf die wackeren Kameraden aufmerksam, die bei dieser Heldenthat thätig gewesen waren."

Am 20. Frimaire (10. December) ließ ein bärtiger und rothhaariger Quidam, der sich General Hector nannte, auf der Weide von Mauves 200 gefangene Vendeer erschießen. Unter ihnen befanden sich mehrere Kinder von sieben bis zwölf Jahr; aber Carrier hatte gesagt: „das sind junge Wölfe, die muß man erwürgen." Inzwischen war doch ein Republikaner, Namens Fonbonne, und Director der Hospitäler zu Nantes, bei dem Anblick dieses Aufzuges dermaßen von Mitleid ergriffen worden, daß er hin zu der Wiese stürzte, und sich zwischen die Soldaten und die Royalisten, die schon niedergeknieet waren, um den Todesstreich zu empfangen, warf. Sein Flehen erweichte die kalten Henker auch so weit, daß sie ihm acht der kleinen Kinder herausgaben, deren sterbende Väter sie seiner Menschlichkeit empfahlen. Man sah bei dieser Füsilade, wie bei vielen andern, wie diese unschuldigen Geschöpfe sich an die Beine der Soldaten selber, die zu ihrer Hinrichtung beordert waren, anklammerten und mit ihren zarten Stimmen um ihr Leben flehten. Aber sie wurden dann mit dem Säbel niedergehauen: hatte Westermann doch gesagt, das Erbarmen gehöre nicht mit zu den revolutionairen Tugenden! Einer der Soldaten hatte es aber in der republikanischen Tugend noch nicht so weit gebracht! Von den Bitten eines der Kinder erweicht, hockte er sich dasselbe hinten auf seinen Tornister, setzte darnach sein Schießen auf Commando fort, brachte aber seine rührende Last lebend mit sich nach Nantes zurück.

Nach einer solchen Schlächterei hätte der Convent schon aus wohlverstandener Indulgenz den Groll zu beschwichtigen, den Haß zu mildern bemüht seyn sollen; das wäre sowohl gerecht als politisch gewesen. Das fiel aber Carrier, seinem Agenten in den Westprovinzen, nicht entfernt ein, er sann vielmehr noch neue Verfolgungen aus, von welchen der bloße Gedanke Schauder erregt. Als vier und zwanzig Sprengel ihm ihre Unterwerfung hatten anzeigen lassen, antwortete er darauf durch den mündlichen Befehl, daß Alles sollte niedergehauen werden. Von den Landleuten der nur eine Stunde weit von Nantes belegenen Gemeinde Bouguenais, die ruhig wieder an ihre Feldarbeit gegangen waren, wurden 7 bis 800 aufgegriffen, nach dem Schlosse Aux geführt, und dort ohne Urtheil und ohne Ursache ermordet.

Ein junger Officier der republikanischen Armee, der nachherige General Hugo, der, als dieser grausame Act vollzogen werden sollte, zugegen war, hatte den zu jenen Zeiten fast ohne Ausnahme mit dem Tode bestraften Muth der Menschlichkeit, darwider zu protestiren, und zog sich, als dies vergebens war, zurück, seinen Soldaten, welche sich als die Werkzeuge Carrier's gebrauchen ließen, das Gehässige des Attentats überlassend. Als dem Repräsentanten dieser Vorfall mitgetheilt worden war, da sagte er: „Wenn ich keine Brigands mehr zu tödten haben werde, so sollen die Patrioten des Schlages, wie dieser Herr da, an die Reihe kommen: sie sind für die Revolution nicht minder gefährlich als die andern."

Die Districte der Vendee hatten um Lebensmittel und um Fourage gebeten, weil dorten Alles vernichtet worden war; aber Carrier, der vielleicht wie Robespierre, wie alle Revolutionairs, erst grausam war, um hinterher Philantrop zu seyn, gab dem General Haxo, der sich zum Vermittler dieses Ansuchens bei den Patrioten gemacht hatte, folgende Antwort:

„Es ist recht sehr zu verwundern, wie die Vendee, nachdem sie das Vaterland durch den blutigsten und grausamsten Krieg zerfleischt hat, es wagen mag, Subsistenzmittel anzusprechen. Es liegt in meinem Plane, und ist auch von dem Nationalconvente geboten, daß aus diesem verfluchten Lande die Lebensmittel, die Fourage, kurz Alles weggenommen, die Häuser niedergebrannt, die sämmtlichen Einwohner ausgerottet werden sollen, und ich werde dazu sofort den Befehl ertheilen. Sie möchten die Patrioten auch noch aushungern lassen, nachdem sie sie zu Tausenden umgebracht haben! Biete Du Alles auf, daß der Vendee auch nicht ein Korn Getraide bleibe; lasse Alles an die Commissarien zu Nantes ausliefern. Ich befehle Dir dieses aufs strengste, und Du haftest mir von nun ab für die pünktlichste Ausführung. Du darfst mit einem Worte in diesem Lande der Proscription nicht das Geringste lassen, sondern hast dafür zu sorgen, daß sämmtliche Lebensmittel und Fourage nach Nantes geschafft werden."

Als der General Haxo sich nicht zum Complicen solcher Grausamkeiten machen will, und, ebenso wie der junge Hugo, bei dem Conventsmitgliede Vorstellungen darwider macht, da ertheilt ihm Carrier die folgende, noch peremtorischere Ordre:

„Es wird Ihnen hiemit befohlen, alle Häuser der Rebellen niederzubrennen, alle Bewohner derselben niederzumetzeln, und alle Subsistenzen daraus fortzuführen."

Man hatte indeß auf dem Lande Proclamationen verbreitet, durch welche allen verirrten Brüdern, die freiwillig die Waffen ablegen würden, Vergessenheit des Vergangenen zugesagt wurde, und es hatten sich in dem Glauben an diese Zusage eine Menge Detaschements der Vendeer vor dem Conventsmitgliede gestellt, so einige hatten sich sogar erboten, der Republik zu dienen. Carrier aber befahl, daß sie erschossen werden sollten, und als der Officier, dem er ihre Hinrichtung auftrug, einen Augenblick unschlüssig erschien, da herrschte er ihm zu: „ihre Köpfe, oder der Deinige!" Da es an Pulver fehlte, um diese Menge Unglücklicher zu erschießen, so wurden sie mit dem Bayonnette niedergestochen. Der Moniteur vom 6. Nivose des Jahres II enthält folgendes Schreiben Carrier's an den Heilsausschuß, vom 30. Frimaire (20. December), das im Convent verlesen und worüber dessen Verfasser belobt wurde:

„Die Niederlage der Brigands ist so vollständig, daß sie von unseren Streifcorps theils getödtet, theils zu Hunderten aufgegriffen und zu Nantes eingebracht werden. Die Guillotine reicht nicht mehr aus, und so bin ich darauf verfallen, sie erschießen zu lassen. Auch zu Angers treffen sie bei Hunderten ein, und ich habe meinen Collegen Francastel eingeladen, in derselben ersprießlichen und expeditiven Weise zu verfahren. Es geschieht aus dem Princip der Humanität, daß ich die Erde der Freiheit von diesen Ungeheuern säubere."

Die Principien der Menschlichkeit, welche der Repräsentant unter seiner Carmagnole barg, sind bekannt, was aber noch nicht bekannt ist, das ist der passive Gehorsam, welchen die höheren Officiere geleistet haben. Carrier hatte seine revolutionairen Vorrichtungen so wohl getroffen, daß selbst die Generäle sich ein

Verdienst daraus machten, ihm in seinen Grausamkeiten nachzuahmen. Er hatte zu Nantes Noyaden angestellt, und der Generaladjudant Faivre griff zu demselben Mittel an der Küste von Bourgneuf. Derselbe schrieb am 5. Nivose des Jahres II (25. December 1793):

„Es ist dem Schiffscapitain Pierre Mace, vom Schiffe Destin, der Befehl ertheilt worden, Jeanne Vielet, die Frau von Jean Peraud, an's Land zu setzen, mit den Uebrigen aber nach der Höhe von Pierre-Moine zu fahren. Dort soll er diese als Rebellen am Gesetze ins Meer werfen lassen, und wenn das geschehen ist, auf seinen Posten zurückkehren."

„Der Generaladjudant, Faivre.

„Auch noch die vier Füseliere und der Corporal, die sich an Bord befinden.

„Der Commandant, P. Foucaud der Jüngere."

Die Nachschrift wurde eben so wie die Ordre selber in Ausführung gebracht. Die Anzahl und die Namen der Unglücklichen, die an Bord dieses Schiffes gewesen, kennt man nicht.

Am 4. Nivose des Jahres II (24. December 1793) schrieb Carrier an den Heilsausschuß:

„Nantes ist illuminirt, und der Ausruf: es lebe die Republik! es lebe der Berg! erschallt in allen Straßen. Die Fröhlichkeit ist allgemein und unaussprechlich. Ja, sie lebe, unsre theure Republik! ihr Triumph ist gesichert."

Es ist aber gut, dem Volke zu sagen, zu welchen Mitteln man griff, um die allgemeine und unaussprechliche Fröhlichkeit zu erzeugen, deren der Repräsentant in seinem Schreiben gedenkt.

Diese Mittel waren revolutionair einfach, und ihre Spur findet sich in dem Verzeichnisse der Erschießungen und Ertränkungen.

„Den 4. Nivose, Mittags.

„Es wird allen Einwohnern anbefohlen, zur Feier der Vernichtung der Brigands zu illuminiren. Heute Abend werden alle Bürger die Freude der ächten Sansculotten theilen, oder sie haben dem Nationalrasirmesser, das ihnen den letzten Bart abnehmen wird, Rede zu stehen, warum nicht.

„Bachelier, Präsident.
„Goullin, Secretair.

Hinten auf dem Blatte steht:

„Den 5. Nivose, um 2 Uhr Morgens.

„Der in Mission anwesende Präsident hat den Befehl ertheilt, daß die Feinde des Vaterlandes, welche gestern, indem sie sich mit uns nicht gefreut, Zeugniß ihrer unbürgerlichen Gesinnung gegeben haben, sofort vor die competenten Gerichte gestellt werden sollen. Demzufolge sind auch 71 arretirt worden. Es macht sich gut, daß die Guillotine eben heute Morgen geschliffen worden ist."

Die erwähnten 71 kamen noch denselben Tag um.

Das war eine Lehre, um, wie sich das Conventsmitglied ausdrückte, „die Herren zu belehren, was es heißt, nicht lachen zu wollen, wenn die Nation will, daß man fröhlich sein soll."

(Fortsetzung folgt.)

Die aus Holz geschnitzte Stube in Lübeck.

Unter den vielen alten Schnitzwerken, die man theils in den Kirchen, theils im Rathhause zu Lübeck erblickt, nimmt keins mehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch als die aus Holz geschnitzte Stube daselbst, wo in dem kleinen Raum von 22 Fuß Länge und 14 Fuß Höhe über 30,000 Figuren, unter denen eine Menge Portraits, höchst sinnreich und kunstvoll angebracht wurden. Dieses so schöne wie seltene Schnitzwerk ist mehr denn dritthalb Jahrhunderte alt und soll nach seiner gänzlichen Beendigung, wenn man der öffentlichen Meinung trauen darf, ungefähr 40,000 ℔. Lüb. gekostet haben. Abgesehen von dieser Sage, müssen wir dennoch gestehen, daß die Ausführung der Arbeit große, bedeutende Summen erheischte, indem der Künstler mit Hülfe dreier Gesellen 12 Jahre, von 1573 bis 1585, daran schnitzte. Zu bedauern ist's, daß der Name des Künstlers unbekannt blieb.*) (Sein Portrait erblickt man unter dem Spiegel mitten unter seinen arbeitenden Gehülfen, nebst dem Monogramm HT (zusammengeschlungen) 1585 auf dem Blocke, und sodann in ganzer Figur mit Hammer und Meißel auf dem Fußgestell der einen Säule in der Ecke rechts.) Der Name des Mannes und Kunstfreundes aber, welcher sich nicht scheute, der Kunst ein so bedeutendes Geldopfer zu bringen, wird in den Annalen Lübecks stets ehrenvoll seinen Platz behaupten. Es war der reiche Friedenhagen, dessen Nachkommen sich in der Marienkirche zu Lübeck durch den von ihnen geschenkten Altar ebenfalls ein ewiges Denkmal setzten.

Schon beim Eintreten ins Zimmer, erregt die künstliche Einrichtung der Thür unsere Aufmerksamkeit: sie ruht nicht in Angeln, sondern wird durch eiserne Federn so gehalten, daß man sie auf beiden Seiten öffnen und schließen kann. Der Gesammt-Eindruck aber, den das Innere bei dem ersten Anblick auf uns macht, überrascht auf eine so eigenthümliche Weise, daß wir gleichsam nach Worten ringen, um die in uns rege gewordenen Gefühle und Gedanken mitzutheilen. Erst nachdem das Auge eine gewisse Ruhe erlangt, entfaltet sich bei einer genaueren Betrachtung die Schönheit und Vorzüglichkeit der Holzschnitte. Ueberall auch auf dem kleinsten Stückchen Holz entsteht dem staunenden Blick plötzlich, wie ein Gedanke den andern erzeugt, ein neues Gebilde, das uns ergreifend an den eisernen Fleiß und mahnend an die lobenswerthe Beharrlichkeit des Künstlers erinnert. Und obwohl die späteren Besitzer dieses Zimmers wenig zu dessen Erhaltung beigetragen haben, ja wohl gar von einem falschen Geschmack geleitet, die uns

*) In No. 64 der Hamb. Literarischen und Kritischen Blätter, Jahrgang 1845, wird zwar behauptet, daß dieses Schnitzwerk von Hans Brüggemann — in Husum geboren und in Armuth gestorben — herrühre, von demselben, der den „Altarschrein" im Dom zu Schleswig 1514—21 verfertigte. Allein wir hegen dagegen einen kleinen Zweifel, den wir seiner Zeit auch in den „N. Lüb. Blättern" laut werden ließen und wider den bis jetzt Keiner aufgetreten ist. Von 1514 bis 1573 sind 59 Jahre. Geben wir dem Holzschneider Hans Brüggemann mindestens 20—25 Jahre als er sein Werk in Bordesholm anfing, so war er wenigstens in den achtzigen, als er die hiesige Arbeit begann. Sollte eine Hand in diesen Jahren noch so fest sein, solches Kunstwerk zu schaffen? Oder hat er die Arbeit hier nur geleitet? Beide Arbeiten haben freilich viele Aehnlichkeit, ja selbst viele Objecte sind dieselben; bevor wir aber nicht das Sterbejahr Brüggemann's wissen, können wir ihm den Preis nicht zuerkennen, so gerne wir es auch wünschen und wollen.

H. A.

da einiges ganz Unpassende hinzufügten, so prangt dennoch alles trotz des hohen Alters, wie durch sich selbst geschützt, in jugendlicher Frische.

Die Decke ist ein sehr schönes Tafelwerk mit vergoldeten Rosetten, Weintrauben, Wappen, Figuren, aber zu hoch, als daß man das Einzelne gut erkennen kann. Die Wände des Zimmers endlich, aus hartem braunen Eichenholze, enthalten in kleineren Abtheilungen, die uns wiederum in sechs Hauptreihen geordnet erscheinen, die feinsten Schnitzwerke. Zwischen ihnen befinden sich, mit zum Theil recht niedlich gemeißelten Figuren, alabasterne Tafeln, die das „Morgenblatt", Jahrgang 1818, No. 231, worin dies Zimmer zuerst öffentlich erwähnt wurde, sehr freigebig mit dem Prädicat „wahre Antiken" belegt. Dieser Meinung können wir leider nicht beipflichten, uns bleiben sie niedliche Figuren.

Es ist eine, bei den meisten Bilderwerken der früheren Zeit sich wiederholende Erscheinung, die sich aber gar leicht aus dem Mangel einer umfassenden Bildung erklärt, daß die so fleißigen und geistvollen Künstler sich gar arge Verstöße gegen Zeit und Geschichte in ihren Darstellungen zu Schulden kommen ließen. Auch unsers Künstlers Arbeiten sind von dergleichen Mißgriffen nicht frei geblieben. Als Belege für diese Behauptung beleuchten wir einige Darstellungen. Hier erblicken wir z. B. Maria in einem sehr reichen und kostbaren Zimmer und außerdem zaubert der Künstler noch in dasselbe Geräthe, die einer viel jüngeren Zeit angehören; dort ist der Stall zu Bethlehem mit Säulen geschmückt, der gesattelten Pferde gar nicht einmal zu gedenken. Weiter hinten sind die Sphinxen in des Hohenpriesters Zimmer nicht passend, eben so wenig gehört Pilatus unter einen Baldachin und wohl schwerlich wurde Jesus mit so derben, vergoldeten Ruten gegeißelt.

Auch Zeitverwechselungen finden sich in mehren Darstellungen. Absichtslos wählen wir die Tafel, welche das jüngste Gericht darstellt. Hier läßt der Künstler seiner Imagination freien Spielraum. Ueber einem gedoppelten goldenen Regenbogen erblicken wir im Himmel die Dreieinigkeit (ganz nach Dürer's Idee dargestellt), vor ihr kauern auf Wolken dichtgedrängt Gruppen, unter denen Maria und Luther genau zu erkennen sind. Unten auf der Erde aber sieht man in buntem Gemisch die Auferstandenen abgesondert. Die Guten, leider nur in kleiner Anzahl, werden von Engeln empfangen und geleitet. Der Verdammten Zahl ist größer; und wirklich ergreifend hat hier des Künstlers Meißel im todten Stein den Ausdruck der Verzweiflung in den Gesichtern der der Hölle Verfallenen geschaffen. Der Fürst der Unterwelt, an den vergoldeten Flügeln und characterischem Ausdruck kennbar, wühlet hier auf eine höchst originelle Weise: er ergreift die Verdammten bei den Haaren und Füßen und wirft sie in — den weiten Rachen eines Wallfisches. Die Menge der Figuren, jedoch im Hintergrunde größtentheils nur durch Köpfe angedeutet, ist außerordentlich groß — es sind deren wenigstens 120. Und das Alles auf einem Raume von nicht mehr als einem einzigen Quadratfuße!

Die nun weiter abwärts folgende, tiefere Reihe, sie beginnt mit der Schöpfung und schließt mit der Figur des Bildners, besteht aus dreizehn Fächern und gehört unstreitig zu den besten unter allen hier aufgestellten Schnitzwerken. Die Holzarbeit ist äußerst fein gehalten und zweifelsohne von des Künstlers Genius ins Leben gerufen. Sie enthält auf länglichen, ungefähr vier bis fünf Zoll breiten Tafeln biblische Zeichnungen, vermischt mit mythischen Scenen des Actäons, Paris, der Euterpe, Venus, der Satyren, u. dgl. Zwischen diesen Darstellungen erblickt man völlig kennbare Bildnisse der Reformatoren und die mancher Fürsten mit ihren Gemahlinnen aus damaliger Zeit. Alle Gestalten sind trotz ihrer Kleinheit voll vielen Ausdrucks und, um das Gemisch bunter und zugleich kunst- und werthvoller zu machen, hat der Künstler die Räume zwischen diesen Fächern noch angefüllt mit Karyatiden, Bildsäulen, am Obertheile weiberartig, die als Bauzierrathen zur Unterstützung hervorragender Lasten gebraucht werden, und sonstigen größtentheils trefflich gearbeiteten Figuren aus Alabaster, wie auch mit Abbildungen von Tugenden und Lastern und den ihnen zugetheilten Attributen, vermischt mit Wappen, Engelsköpfen, Gestalten von Fürsten, Völkerschaften und anderem Schnitzwerke aus Holz. Gar wunderlich spielt auch auf diesen Tafeln des Künstlers Phantasie! So finden wir in der ersten Reihe die Schöpfung dargestellt, woselbst uns der Stamm von dem Baume des Erkenntnisses als Todtengerippe entgegen grinst. Nahe liegt die Deutung: der Baum trug den Tod in sich, welchen er durch seine Frucht erzeugte; ob sie die richtige sei, stehe dahin, geistvoll wäre dann diese Allegorie gewiß. — Auf derselben Tafel erscheint die Sündfluth, wo Christus, ein Kreuz tragend, aus den Wolken herab auf den Erdball schaut, auf dem die Erdenwürmer bemüht sind im Schweiße ihres Angesichts große Kasten vor sich herzuschieben.

Auf der zweiten Tafel wird die Aufopferung Isaak's dargestellt, wobei wir Abraham mit einem mächtigen Schwert erblicken, das so weit in die Wolken reicht, daß ein Engel dasselbe gemächlich ergreifen und festhalten kann. Und bei Jacob's Traum, auf derselben Tafel, läßt der Künstler Gott selbst die Leiter halten, nachdem er ihn vorher mit einer dreifachen Krone geschmückt hat.

Der Zug mit der Bundeslade, Tafel 3, liefert ebenfalls sehr gelungene Bilder, geschieht aber vor einer großen Stadt. Die vierte Tafel hat der Künstler mit 24 Figuren, einem Portrait, zwei Thronhimmeln, Säulen, Burgen, Bäumen und anderem Laubwerk geschmückt. — Bei der Verkündigung, auf der siebenten Tafel, sitzt die fromme Jungfrau, ein schöner Holzschnitt, auf einer Thronbettstelle, ein Buch in der Hand haltend, zu ihren Füßen steht ein Topf mit mannigfachen Blumen angefüllt, und neben ihr an einem Altare, hält ein Engel, bewehrt mit einem Scepter, Wache. Die Geburt Christi, auf derselben Tafel, ereignet sich zwar in einem Stalle, derselbe hat aber Säulen und Bogengänge; der Neugeborne liegt in einem runden Korbe und ein Lamm küßt den Welterlöser. — Am Samaritischen Brunnen — Tafel 8 — erblicken wir Jesus mit einem runden Hut auf dem Schooße, ein Tisch mit Brot belegt, steht neben ihm. — Auf der eilften Tafel steht die wilde Göttin der Jagd, Diana, gefangen mit ihren Nymphen in einem engen Brunnen an einer Pumpensäule.

In der dritten Reihe sind die Fächer größer und werden meistentheils von korinthischen Säulen, die mit bunten Verzierungen von Figuren, Masken und Laubwerk geschmückt sind, getragen. Die Schlußsteine bilden Larven mit mannigfachem Ausdrucke; noch weiter abwärts stehen halbhervorspringende Brustbilder in altdeutscher Tracht, die so überaus fein gearbeitet sind, daß man an

den Köpfen die Haarflechten, ja sogar die Steine des Schmuckes, so wie an den Kleidern die gefalteten Halskrausen und Pauschärmel deutlich erkennen kann. Und um auch die kleinste Stelle zu füllen und zu benutzen, hat der Künstler den mehrsten Figuren musikalische Instrumente beigegeben.

An den Fußgestellen der Säulen erblickt man Abbildungen, die vorzugsweise auf die freien Künste sich beziehen, von denen aber auch selbst Völkerschaften und die vier Monarchieen nicht ausgeschlossen sind. Hier fällt der Künstler ein originelles Urtheil über die verschiedenen Völker, indem er ihnen bald lieblich-schöne Engelsköpfe, bald aber recht häßlich-schöne Fratzen- und Teufelsgesichter aufsetzte. (Aus der zweiten Ecke, zwischen vier Säulen, grins't ebenfalls unter allerliebsten Götterbildern von schöner, ausdrucksvoller Arbeit, wie sie überall zwischen den genannten Abbildungen stehen, der Fürst der Unterwelt hervor.)

Die buntausgelegten Fächer der Nischen enthalten theils biblische, theils mythische Zeichnungen, in gewisser Ordnung. Unter diesen zeichnen sich besonders einige Fächer aus, welche unbezweifelt die gelungensten von allen sind und die eben so mannigfache als besondere Gruppen uns präsentiren. Hiehin rechnen wir die so oft wiederkehrende Dreieinigkeit, wo der Vater sitzend, den todten Jesus auf dem Schooße haltend, mit einer dreifachen Krone geschmückt ist; der heilige Geist in der Gestalt einer Taube, schwebt über ihnen.

Von ganz besonderem Kunstwerthe sind noch die beiden in der Mittelwand (worin die Hauptthüre steht) befindlichen Holztafeln, indem sie nicht nur überaus reich an Figuren, sondern auch so äußerst fein geschnitzt sind, daß die Hände an ihnen, der Ausdruck der Gesichter, ja selbst die Muster der Zeuge, die Glieder der Halsketten und sogar die Früchte auf den Tellern deutlich hervortreten; die Zeichnungen an den Gefäßen nicht ausgenommen. Die Gruppen, Stellungen und Gesichtszüge sind vollkommen bezeichnend und der Ausdruck der Wollust, der Lüsternheit und des Schmerzes unverkennbar. Und das alles auf einem Stückchen Holze von 27 Zoll Länge und 10 Zoll Höhe! Seiner wundersamen Laune blieb auch hier der Künstler getreu. Der ersten Darstellung liegt nämlich das Evangelium von dem reichen Manne und dem armen Lazarus zum Grunde und dennoch läßt der Künstler die Figuren — 22 an der Zahl — meistentheils in altdeutscher Kleidung, mit kurzen Röcken, steifen Mänteln und weiten Beinkleidern einherschreiten.

Die zweite Tafel in der Mittelwand zeigt ein Doppelbild, in der ersten Hälfte geschieht die Kreuzigung Christi und seine Taufe. Aber trotz dem erblicken wir hier einen sächsischen Churfürsten nebst seiner frommen Gemahlin knien, hinter diesen steht Luther, vollkommen ähnlich, auf den Erlöser hinzeigend. Die zweite Hälfte stellt die Versuchung dar, wobei der Teufel dem Heilande große geschliffene Steine anbietet, und alles dies geschieht in der Nähe Jerusalems, dessen Fernansicht den ganzen Hintergrund ausschmückt. Die schwierige Aufgabe in dem Faltenwurfe der Gewänder, der trefflich-meisterhaft gezeichneten Stickerei und der gegliederten Halskette mit einem daran hängenden Bildnisse, ist auch in diesem Stücke so fein und ohne Fehler gelöset, daß man nicht genug die Meisterschaft des Künstlers bewundern kann. Je länger man es betrachtet, desto mehr entdeckt das Auge die Reinheit und Vorzüglichkeit jedes Einzelnen.

Die noch übrigen Nischen enthalten auf gedoppelten Tafeln in Holz und Alabaster, allegorische Darstellungen der fünf Sinne, mit lateinischen Unterschriften, die zusammengelesen folgende bekannte Verse geben:

Trux aper auditu — Lynx visu — Milvus odore —
Simia nos superat gustu — Sed aranea tactu.

Die Fensterwände enthalten noch in zwanzig, größtentheils gutgearbeiteten Stücken, welche die Größe eines Octavblattes haben, Darstellungen aus Joseph's Lebensgeschichte.

Dies ist das Wesentlichste in diesem merkwürdigen Zimmer, wollte ich jedes Stück einzeln und ausführlich beschreiben, so möchte ich leicht einen Folianten liefern, durch eigene Anschauung wird sich hoffentlich der Besucher das Fehlende selbst verschaffen. Unbefriedigt aber wird Keiner das Zimmer verlassen. (Jeden Donnerstag zwischen 1 — 2 Uhr ist dasselbe geöffnet; doch kann man auch zu jeder andern Tageszeit dasselbe in Augenschein nehmen.)

Amalia Schoppe möge uns den Schluß liefern, diese Schriftstellerin besingt die merkwürdige Stube in folgendem Sonette.

Altdeutsche Kunst hat hier ein Werk geboren,
Vor dem sich staunend meine Seele beuget,
Und sich in Demuth Menschengröße neiget,
Die sich zum Ziel Unsterblichkeit erkoren.

Kein Stückchen Holz ist hier dem Ruhm verloren,
Weil jedes Künstlergenius bezeuget,
Und sich Gedanke durch Gedank' erzeuget,
Unsterblich, herrlich, nicht ein Raub der Horen.

Sollt' die Gebilde alle ich beschreiben,
Die hier des Künstlers Fleiß aus Holz geschnitten,
So müßt' ich viele lange Jahre singen:

Vom Paradiese müßt hinauf ich dringen
Bis zum Olymp und dann mit schnellen Schritten
Durch Kunst, Natur und Welt die Musen treiben.

Heinrich Asmus.

Der letzte Hohenstaufe,

eine Tragödie in fünf Aufzügen

von

O. H. Ayrer.

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1850. 204 Seiten 8.

Diese Tragödie ist eine schöne Apotheose der Freundschaft, der Freundschaft Friedrich's von Oesterreichs und des letzten Hohenstaufen. — Konrad, nach bald verschwindendem, augenblicklichem Scheinglücke, fällt besiegt und fliehend nebst dem Freunde in Johannes von Frangipani, Grafen von Astura, Händen. Dieser Frangipani, der unversöhnliche, Rache dürstende Hohenstaufen-Feind, ist der böse Dämon Konrad's und Friedrich's; der Tochter Liebe, Konrad's, das Herz des Freundes schwer verwundender Gerechtigkeitssinn, seine Großmuth, die dem Mörder verzeiht, ihn kann Nichts rühren, er muß seinem Hasse das erkohrene Opfer bringen und in Karl von Anjou, König von

Neapel, findet er den rechten Mann, es schnell zu vollziehen. Doch ihn selbst kostet der Tod des edlen Freundespaars gleichfalls ein Opfer, seine Julia will nicht leben, als ihr geliebter Friedrich, auch auf diesem Wege unwandelbar treu dem Jugendfreunde vereint, zum Hochgerichte geht; seiner Rache Härte vermag selbst der Schmerz um die Tochter nicht zu schmelzen, mit Hohn weis't er des edlen Hohenstaufen Versöhnungshand zurück.

Sollte diese Tragödie zur Darstellung auf der Bühne gelangen, so dürfte sie vermuthlich manche Kürzungen zu erleiden haben und durch diese vieler trefflicher Stellen beraubt werden. Der siebente Auftritt des zweiten Aufzuges z. B., so schön er ist, der Traum Konrad's im Kerker u. A. würden schwerlich unangetastet bleiben. Eine nicht leicht zu beseitigende Schwierigkeit bei der in Scenesetzung würde übrigens auch sich entgegenstellen, nämlich die, zwei jugendliche Darsteller zu finden, welche die beiden Helden der Tragoedie, Konrad und Friedrich, mit derselben innigen Begeisterung uns vorzuführen befähigt, in welcher sie von dem Verfasser gezeichnet sind. Die Hohenstaufen-Tragoedien haben überhaupt, täuscht uns die Erinnerung nicht, eines glänzenden Glückes auf der Bühne sich nur erfreut, wenn einzelne Hauptrollen höchst-begabten Künstlern, wie einer Sophie Schröder und ihr Ebenbürtigen, zugetheilt waren. — Kreisen, die durch gemeinschaftliche Lesung dramatischer Erzeugnisse sich geistig zu unterhalten lieben, glauben wir „den letzten Hohenstaufen" besonders empfehlen zu können.

Als Probe schreiben wir ein paar Bruchstücke ab: In Rom, wo Konrad als künftiger König und Kaiser feierlichst begrüßt wird, spricht er zu den Häuptern der Ghibellinen:

Mag krampfhaft auch das Herz des Mannes schlagen,
Wenn herbes Weh' die Seele ihm zerreißt,
Er soll die eig'ne Bürde standhaft tragen,
Der eig'nen Qual Gewicht soll er nicht wägen,
Den Brüdern fliegen hülfereich entgegen,
Wenn helfen ihn der Ruf des Unglücks heißt!
Der Tröstung Ruh', gewonnen fremden Schmerz,
Sei Balsam ihm auch für das eig'ne Herz!
Doch wen zum Herrscher rief auf dieser Erde
Der Himmel, dem fiel noch ein größ'res Loos!
Wie bei dem Hirten Hülfe sucht die Heerde,
Das bange Kind in seiner Mutter Schooß,
So muß das Volk in Nacht, Gefahr und Grauen
Vertrauend auf zu seinem Herrscher schauen!
Und, wie ein Gott, zu trocknen seine Thränen,
Zu retten es von Schmach und von Verderben,
Für es zu kämpfen, muß es sein, zu sterben, —
Das ist des Herrschers göttlicher Beruf!

Von Friedrich's, in Verona mit Julia geschlossenem Liebesbund in Kenntniß gesetzt, ruft er ihm zu:

— selig, dreimal selig, wer die Liebe,
Die heil'ge hat in seine Brust gebettet!
Der hat gepflanzt die gotterfüllte Knospe,
Aus welcher jedes Hochgefühl der Seele,
Aus welcher Glaube, Hoffnung höh'rer Welten,
Der Gottheit Ahnung blüht im schönen Kranze!
Und mag die schwarze Nacht sich schwärzer färben,
Mag seine Wuth des Lebens Sturm verdoppeln,
Den Sternenglanz kann keine Nacht verdunkeln,
Das Licht löscht keines Sturmes Wehen aus!

Vorahnend ihr Geschick, sagt Friedrich:

— — — — —; mein Dasein ist gekettet
An Dich, wie an den Himmelsraum die Sterne;
Und führtest Du mich an der Erde Grenzen,
Und an des Todes Thor, ich muß Dir folgen,
Mit Dir nur kann ich leben, muß ich sterben!

Und Konrad:

Ja, Du gehörst mir, Du gehörst mir ganz!
Das ist der Trost, das ist der Lebensbalsam,
Den ich im tiefsten Herzensgrund bewahre,
Zu dem ich flüchte in den bängsten Stunden!
Sieh', wohl umringen Viele mich als Freunde,
Und sonnen sich in meines Glückes Glanze;
Doch Liebe nicht, der eig'ne Wunsch und Hoffen
Heißt wohl die Meisten meinen Fahnen folgen.
Und wenn des Sternes Strahlen einst verlöschten,
Wenn dieser Sturm, mit dem so lang' ich kämpfte,
Mich eines Tags besiegt zu Boden würfe,
Dann würden sie verschwinden wie die Mücken,
Die eines Frühlingshauches warmer Odem
Hervorgelockt, und nun der Nord erschreckte.
Und müßt' ich einen solchen Tag erleben,
Und mir der letzte Hoffnungsstrahl erlöschen,
Stünd' ich allein in diesem fremden Lande;
Kein Vater mir, kein Bruder mir zur Seite —
Dann hab' ich Dich! an Deinen Busen werf' ich
Das tiefgebeugte Haupt, und weine aus
Den großen Schmerz an Deinem treuen Herzen!
Du bleibest mir! Wenn Alle mich verlassen,
Verläßt mein Friedrich, er verläßt mich nicht!

H.

Kleine Notizen aus Literatur, Kunst und Musik.

Lenau's Statuette, die der Bildhauer Hirschhenser in Wien nach dem Schädelabgusse und einem Daguerreotyp gearbeitet, soll von wahrer Portraitähnlichkeit sein. Der Dichter lehnt, in einem kurzen ungarischen Pelzrocke, sinnend, die Hände, in deren einer er ein Buch halb offen hält, übereinandergeschlagen, an eine vom Blitz zerschmetterte Eiche.

Schäffer, Prof. am Städel'schen Institute in Frankfurt, ist im Begriff, eine mehrjährige Arbeit zu vollenden: einen Kupferstich, der Raphael'schen Madonna della Sedia, der von Allen, die ihn gesehen, als etwas ganz Ausgezeichnetes gerühmt wird. Der Düsseldorfer Kunstverein ist wegen Erwerbung dieses Blattes mit dem Künstler in Unterhandlung getreten. A.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 19. Mittwoch, den 5. März. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

1851,

oder

Abenteuer des Herrn Sandboys nebst Familie,

nach London gekommen, „um sich zu amüsiren" und die große Ausstellung zu sehen.

Unter obigem Titel geben die Herren Henry Mayhew und George Cruikshank ein humoristisches Werk in monatlichen Heften heraus, zu welchem Ersterer den Text und Letzterer die Zeichnungen liefert, beides in gewohnter Meisterschaft, wie die erste Nummer zeigt.

Die große Ausstellung — so beginnt Herr Mayhew — zieht die Neugierigen der ganzen Welt, das heißt neun Zehntheile des Menschengeschlechts, an. Der Afrikaner hat seinen Strauß bestiegen, der Criep der Wüste eine Ausflugs-Caravanne von Zeolu nach Fez angekündigt, und von den Jakutischen Schillibeers ist bereits der erste Rennthier-Omnibus nach Nowgorod expedirt werden. Pfennig-Ladungen dampfen in ägyptischen Tageslichten und im Mondscheine den alten Nil hinab, während scindische Bräute und Junggesellen, vom Punschab ausgelaufen, und auf der Niederfahrt des Indus zusammengestoßen, mit birmanischen Bootsleuten Nummer 9 und 12 über das rothe Meer um die Wette jagen, zu Muscat und Aden anlaufend, um Passagiere — à zwei Pence die Person — nach dem Isthmus aufzunehmen. Der Eskimo hat eben seinen neuen einregistrirten Seehunds-Paletot von dem großen Warmhalter der arctischen Regionen gekauft, die hottentottische Venus ihre natürliche Fülle durch den Zauber einer Pariser Crinoline noch gehoben. Der Yemasse ist emsig beschäftigt, seine Wangen mit dem Rouge der Urwälder blau zu färben. Der Truesit von Neu-Seeland hat die üppige Perrücke in die Reihe gebracht und des Häuptlings der Papuas Horn beschnitten und gekräuselt, der Botocude sich ein Paar neue hölzerne Ohrringe bestellt, und der Maripusan sich seine Zähne mit dem besten braunschweiger schwarzen Zahnpulver gelb gefärbt. Der Cingalese arbeitet aus Leibeskräften mit einem Kalydor aus Cocusnußöl, sich blank zu wichsen wie einen Stiefel, und der König von Dahomey — ein ebenholzerner Adam — rüstet sich, mit Nankin-Kamaschen und Epauletten zur Reise nach London, um dem Gemahl der Königin seine Glückwünsche darzubringen.

Aber die Bewegung beschränkt sich nicht blos auf die äußersten Endpunkte der Welt, die Metropole von Großbritannien ist ebenfalls in einer wundersamen Aufregung. Alexis Soyer schickt sich an, eine Restauration für alle Nationen zu eröffnen, in welcher das Universum von sechs Pence ab bis zu hundert Guineen soll speisen können, nach Karten, auf welchen man unter gepökelten Rüben bis zu Nachtigallenzungen, Ratzen à la Tartare für den Chinesen, Truthähne mit Trüffeln für den Pariser Feinschmecker, so wie gestovten Missionnair der Marquesas-Inseln, oder kaltgerösteten Bischof von Neu-Seeland die Wahl hat. Daneben soll ein Park eingerichtet werden, mit Schweizer Landhäusern, in welchen der mäßige Türke seinen Durst in Dubliner Porter löschen kann, und mit chinesischen Pagoden, auf deren goldenen Gallerieen der arme deutsche Student, von Kant's unentdeckbaren Noumena träumend, seinen Pfennings-Pickwick schmauchen, seinen arabischen Cichorien schlürfen, und, in einem Anfall von Geistesabwesenheit, an sein Vaterland denken und den Zucker einstecken mag.

St. Pauls und die Westminster-Abtei haben eben wegen des zunehmenden Andranges ihre Eintrittspreise verdoppeln wollen, als den beiden großen englischen Kathedralen von dem Herrn Jullien, dem stets Bereiten die Gunst eines urtheilsfähigen Publikums zu verdienen," ein so verführerisches Anerbieten gemacht wurde, daß sie dasselbe nicht abweisen zu dürfen vermeinten. Nun sollen in denselben denn unter Kurzem, an wechselnden Abenden, folgende Gegenstände zur Bewunderung von Millionen vorgezeigt werden: ein crystallener Verhang, mit Gas erleuchtete bunte Fenster, Statuen unter der Beleuchtung von rosenfarbenen Lampen, das schwarze Musikcorps Sr. Majestät von Thaddi, mit einhundert dazu gehörigen Gebeinen, die Monstrum-Maultrommel, das Euchurdy-gurdy-chon, die Musiker von Tongusa, die Sänger von den Maldiven, die Glee-Minstrels von Paraguay, die Troubadours von dem fernen Vancouver, die Schneeball-Familie von der Goldküste, der Nationaltanz der Samojeden, die thebanischen Brüder, und, ausdrücklich her verschrieben, die berühmte Räuberbande der Wüste.

Auch Barnum hat Jenny Lind fahren lassen, und ist mit den Commissarien der Armenordnung einen Contract eingegangen, demzufolge er sich anheischig macht, die Armensteuer von ganz England ein volles Jahr allein zu zahlen, wogegen ihm das Somerset-Haus überlassen werden soll, um dasselbe unter dem sehr bezeichnenden Titel von Xenodokeion Pancosmopoliticon als ein großes Hotel für alle Nationen zu benutzen, in welchem jeder Gast ein Bett, Boudoir und eine Mahlzeit haben soll, nebst täglicher einstündiger Verfügung über einen Diener, so wie auch über einen Privat-Kaplan (je nach des Individuums Glauben) freien Zutritt zu allen Theatern und Sehenswürdigkeiten, die Entree-Berechtigung zu dem geheimen Rath und dem Palast, Messer und Gabel, und Spucknäpfe nach Belieben an den Tafeln des Adels, einen Sitz nebst Nachtmütze und Kissen im Unterhause, eine Bank nebst einer Cigarre im Gerichtssaal, freie Benutzung der Spalten der Times, und das Recht, Freunde und Gäste des vorherigen Tages darin durchzuhecheln, das Privilegium, in der Staatskarosse des Lordmayors (mit dem Bürgerrechte der Stadt London) Besuche abzulegen, und sich der Staatsbarke der Goldschmiede zu Wasserfahrten zu bedienen; endlich das volle Präsentationsrecht zum Lever Ihrer allergnädigsten Majestät, und die Investitur des Hosenbandordens nach Belieben, so wie auch das Prärogativ, abwechselnd einmal in der Woche bei Sr. Excellenz dem General Tom-Thumb zu speisen. Alles dieses will Herr Barnum dem „hochherzigen und aufgeklärten amerikanischen Publikum," wie er sich ausdrückt, für einen Schilling den Kopf pr. Tag darbieten, was ihm natürlich nur durch die Menge derer, die von seinem Erbieten Gebrauch machen werden, möglich ist.

Carrier zu Nantes.

Ein warnendes Beispiel für die Völker, sich nicht durch revolutionaire Minoritäten hinreißen zu lassen.

(Fortsetzung.)

Der Wundarzt Thomas, ein Republikaner, der in der Bekämpfung der Royalisten zwei und zwanzig Wunden erhalten hatte, war beauftragt worden, die Schwangerschaft mehrerer Vendeerinnen zu constatiren, die im Entrepot gefangen gehalten wurden. Wir wollen hören, wie sein desfallsiges Protocoll lautet. Es dürften Kannibalen Anstand nehmen, demselben Glauben zu schenken.

„Bei meinem Eintritt in diese gräuliche Mördergrube sah ich eine große Menge Leichen zerstreut umher liegen, und Kinder, die in Kübeln voll menschlicher Excremente erstickt waren oder noch mit dem Tode rangen. Ich war tief erschüttert. Bei meinem Durchgang durch die inneren Säle schraken die Frauen zusammen, weil ihnen keine andre Männer zu Gesicht kamen, als ihre Henker; ich suchte sie jedoch zu beruhigen, indem ich mich in der Sprache der Menschlichkeit gegen sie äußerte. Ich constatirte die Schwangerschaft von dreißig unter ihnen, worunter einige im siebenten bis achten Monate. Einige Tage darnach kam ich wieder, um mich nach diesen Frauen, die ihr Zustand unverletzlich machte, umzusehen. . . . . Die Unglücklichen waren in die Fluthen gestürzt worden! Je weiter ich auf diesem Bluttheater vordrang, je gräulicher wurde die Scene. In den Gefangenhäusern Epronniere und Marilliere waren 800 Frauen und eine gleiche Anzahl Kinder abgesetzt worden, und doch gab es dort keine Betten, kein Stroh, keine Waschkübel. Der Arzt Rollin und ich, wir haben in weniger als vier Minuten fünf Kinder sterben sehen, weil sie keine Nahrung bekommen hatten. Auf unsre Erkundigung bei säugenden Frauen in der Nachbarschaft, ob sie nicht im Stande und geneigt wären, den unglücklichen Geschöpfen etwas Nahrung zukommen zu lassen, erwiderten sie: „Ei, wie dürften wir das? Grandmaison läßt einen jeden sofort einstecken, der diesen Frauen oder diesen Kindern irgend Lebensmittel verabreicht."

Es fiel der revolutionairen Brüderschaft nicht ein, die Tausende von Gefangenen zu ernähren, die man im Namen der Freiheit in Ketten geschlagen hatte. Selbst das Mitleid der in der Nähe wohnenden arbeitenden weiblichen Classe galt als Verbrechen. Carrier schrieb unter'm 27. Frimaire an den Convent: „Unsre braven Sanscülotten sind knapp an Brod, die Gefangenen müssen sich deshalb schon ganz darohne behelfen; aber sie werden deshalb um so besser bei Appetit sein, wenn sie ihren letzten Sprung in die Loire machen. Ich lasse sie erst hungern, um sie für ihre Hartnäckigkeit zu bestrafen."

Dies System fand Nachahmer unter den Demagogen. Zu Nantes wandten die Sbirren des Convents es gegen die Frauen und Kinder an, und zu Toulouse gab die Municipalität, durch einen Beschluß vom 4. Ventose des Jahres II, unterzeichnet von dem Maire Goussac und dem Secretair Michel, dem Aushungerungssystem ein Ansehn der Besteuerung. Sie decretirte nämlich:

„Die Verhafteten sollen 24 Stunden nach Erlaß von Gegenwärtigem an die Casse des Bürgers Estelle, Schatzmeisters der Administration zu zahlen gehalten sein: die im Gefängnisse Visitation 30,000 Livres, und die in dem Karmelitergefängnisse 5000 Livres. Zu solcher Zahlung sollen sie solidarisch durch Mittel, wie die Administration sie gut finden wird, namentlich durch gänzliche Vorenthaltung jeglicher Nahrung gezwungen werden."

Von seinen eignen Erlebnissen hat der Wundarzt Thomas Folgendes berichtet: „. . . . Fünf Tage später hatte Fonbonne, der sich um die Menschheit wohlverdient gemacht hat, in Erfahrung gebracht, daß im Entrepot eine ganze Familie gefangen gehalten wurde, mit der er früher bekannt gewesen war. Es war

dieses die Frau von Jourdan mit ihren Töchtern, die älteste 20, die jüngste 13 Jahre alt. Fonbonne wollte nun an diesen armen Frauen die Rechte des Mitleids üben.“ Delille (so erzählt er selber) that mir den Vorschlag, in Gemeinschaft mit ihm die jüngste dem Schaurigen ihres Schicksals zu entziehen. In dem Gefängnisse, wo die Unglücklichen eingekerkert waren, angekommen, wurde uns ein scheußliches Loch, finster und stinkend, nachgewiesen. Nachdem wir uns ein Licht hatten geben lassen, fanden wir die Armen im Stroh dicht an einander gedrängt, um sich der Kälte zu erwehren. In diesem Strohe lagen auch die Leichen von Frauen, die verschieden waren, und das junge Mädchen, welches wir zu retten gekommen waren, hatte sich, theils vor Schrecken, theils aus Frost in der Kleidung ihrer Mutter verborgen. Statt aber auf unser Anerbieten und unsern Beistand einzugehen, sagte die Letztere: „Nein, meine Tochter soll mit mir vergehen: wir wollen mit einander sterben.“ — Wir glaubten jedoch, im Interesse der Menschlichkeit selbst mit Gewalt verfahren zu dürfen, und so nahm ich das junge Mädchen ohne weiteres mit mir nach Hause. Nachdem ich sie hatte waschen und neu kleiden lassen, übergab ich sie, um jeder Verläumdung vorzubeugen, einem Manne reifen Alters und bewährten Vertrauens; die Unglückliche lebte aber nur noch acht Monate.

Das Entrepot war das Gefängniß, welches, wie Carrier mit einer gehässigen Naivität sagte, „dem Tode als patriotisches Vorzimmer diente.“ Wer einmal im Entrepot war, der hatte vielerlei revolutionaire Auswege, aus dieser Welt zu scheiden, als: das Schaffott, die Füsilade, die Noyade, oder eine ansteckende Krankheit. Es war nicht möglich, einem von ihnen zu entgehen. Der Henker machte Anspruch auf Köpfe, die ihm eine Prämie einbrachten, und die Soldaten so wie die Ersäufer waren auch ihres Lohnes gewärtig. Die ansteckenden Krankheiten thaten ein Uebriges. Die, stets geleerten, aber immer neu angefüllten, Gefängnisse wurden in wenigen Wochen so verpestet, daß die Soldaten, welche im Entrepot auf Wache gestellt wurden, von den aus diesem Nationalgefängnisse aufsteigenden Dünsten erstickt, todt zur Erde niederfielen. Eines Tages kamen in dieser Weise 25 Grenadiere in einer Stunde um. Als Carrier dies hörte, da rief er lachend aus: „Sie haben den Anblick eines Schauspiels nicht ertragen können, das dem Herzen eines Patrioten so wohl thut; sie sind keine ächten Republikaner gewesen!“

Bei dem Allen rasteten die Füsiladen, das Guillotiniren und die Noyaden keinen Augenblick. Zuerst hatte man die Nacht dazu erkoren, um die Vendeer, die Aufkäufer, die Gemäßigten, kurz wen man eben unter Händen hatte, zu ertränken. Diese scheußlichen Hinrichtungen in Masse, welche die Revolution anfangs hat ableugnen wollen und die sie nachdem verdammt hat, wurden zu allererst inmitten der Finsterniß vorgenommen; aber durch die Straflosigkeit, womit die Einwohner von Nantes ihre Vermessenheit belohnten, dreist gemacht, wollten Carrier und seine Anhänger des Vergnügens der Noyaden auch am hellen Tage genießen. Man wählte also die Mittagszeit dazu, damit sie niemandem verborgen blieben. Die dem Wassertode Geweihten wurden in einem von allen Seiten verschlossenen Fahrzeuge von andern Schiffen, auf welchen sich Zimmerleute mit ihren Aexten befanden, mitten auf den Strom geleitet, und dort versenkt, indem Letztere die Seiten des gemeinsamen großen Sarges einschlugen. Dies Verfahren erschien aber auf die Länge als zu kostspielig, und da half Carrier dem durch die Erfindung der Fallluke ab.

Diese Fallluke war eine im untersten Schiffsraume angebrachte weite Oeffnung, die auf ein gegebenes Zeichen diejenigen hindurch ließ, welche in sie hinabgeworfen worden waren. Carrier ließ diese Opfer zwei und zwei zusammenkoppeln: einen Greis mit einem jungen Mädchen, und eine alte Frau mit einem jungen Manne. Sie wurden ihrer Kleider beraubt und Rücken an Rücken zusammengebunden. In dieser Lage blieben sie eine Stunde lang der Kälte ausgesetzt; dann wurden sie in eines jener Fallluken-Fahrzeuge geworfen. Das nannte man die republikanischen Hochzeiten! Dazu brüllten die Mörder noch cynische Gesänge. Wenn eines oder das andre Opfer nicht gleich versank und wohl selbst in die Nähe ihrer Kähne trieb, so hieben sie ihm lachend die Hände ab, womit es sich an diese anklammern wollte, oder schlugen ihm mit Bootshaken auf den Kopf.

Während einer dieser patriotischen Ersäufungen eilte ein Artillerie-Sergeant, Namens Hacmard, an das Ufer der Loire, um seine Schwester zurückzufordern, welche von den Ersäufern in ihr Contingent von Opfern mit hineingezogen worden war. Carrier hatte, was sehr selten geschah, ihre Freilassung bewilligt. Hacmard war jedoch zu spät gekommen: seine Schwester war schon den Fluthen überantwortet worden. Indem er aber die noch übrigen Frauen sieht, die bei einer Januarskälte ein gleiches Geschick mit seiner Schwester erwarteten, fällt ihm plötzlich ein guter Gedanke ein. Er nähert sich derjenigen, durch die er den Tod seiner Schwester erfahren hat, wirft ihr seinen Mantel über die nackten Schultern, und ruft den Henkern mit einer scheinbaren Freude, die sein Herz nicht hegte, zu: „Da ist meine Schwester; hier die Erlaubniß zu ihrer Freilassung!“ Es war die Vicomtesse de l'Epinay, die diesem wackern Soldaten das Leben verdankte.

Die, wie durch ein Wunder, der Ersäufung entgangene arme Mutter fand aber ihre beiden Kinder, die ihrem verhängnißvollen Itinerarium von Mans bis nach Ancenis gefolgt waren, nicht mehr vor. Das eine war Hungers gestorben, und das andre, für welches eine treue Dienerin das nothdürftige Brod erbettelt hatte, war dem ungewohnten Elende erlegen. Die Frau von l'Epinay selber war glücklicher: sie blieb am Leben, und gebar aus einer zweiten Ehe mit Herrn Guyet Desfontaines einen Sohn, der nachdem Deputirter der Vendee geworden ist.

Die stete Wuth des Conventsmitgliedes wurde nur noch von der schmählichen Witzelei Goullin's überboten. Er schrieb u. a. an den Ausschuß:

„Ein gewisser Luzeau, genannt Lamulonniere, zu allen Zeiten wegen seiner Aristocratie bekannt, ist nebst seiner Frau und Tochter, alle als Bauern verkleidet, in dem Moore von la Gilaudiere bei einer Wittwe Alliot entdeckt, ergriffen und durch den Bürger Pinard dem Revolutionsausschusse überantwortet worden. Derselbe Pinard hat in demselben Moore auch noch einen gewissen Herve, genannt Labauche, mit seiner Tochter, ebenfalls als Landleute verkleidet, aufgefunden. Man empfiehlt diese Zeisige, die außerdem, daß sie sich des Verbrechens, sich zu verbergen und zu verkleiden, schuldig gemacht, auch geraubt, und zwei emigrirte Söhne haben sollen, bestens. Die armen Leute sind erschöpft, krank und bedürfen der zartesten Pflege: die Justiz muß ihnen ein Hospitalbillet ausstellen. Ja, ja, der Revolutionsausschuß kann nicht

umhin, sie seinen Brüdern der Militair- und Revolutions-Commission aufs angelegentlichste zu empfehlen."

Außer den Füsiladen, deren Zahl unberechenbar war, haben nach dem Geständniß des Revolutionsausschusses über 23 Noyaden, die meisten von 8 bis 900 Opfern, stattgefunden. Eine Frau Pichot, die zu la Secherie, wo die Einschiffungen für die ersteren geschahen, lebte, hat darüber namentlich ausgesagt:

„Im Frimaire sah ich in der Dämmerung eine Menge Frauen mit aufgelös'tem Haar und die Kleidung in Unordnung, mehrere mit Kindern auf dem Arm, herbeiführen. Einige unter ihnen waren hoch schwanger, und ihre Niederkunft erfolgte auf der Galliote, die ihr Grab zu werden bestimmt war.

„Eines Tages wurden eine ansehnliche Anzahl Gefangener auf Karren aus dem Entrepot nach einer der zu den Noyaden bestimmten Gallioten transportirt, auf welcher sie, von den Henkern vergessen, acht und vierzig Stunden so dicht eingeschlossen gehalten wurden, daß etwa sechszig dieser Unglücklichen erstickten. Robin befahl, mit dem Säbel in der Faust, den neuen Gefangenen, die er herbeigeführt hatte, diese Leichen ins Wasser zu werfen; darnach aber ließ er Alles, was noch von den Gefangenen am Leben war, Männer, Weiber und Kinder, von seinen Helfershelfern entkleiden und binden. In diesem Zustande wurden die dem Tode Geweihten in eine Barke hinabgelassen, und, an Ringen in derselben befestigt, versenkt. Diese Noyade fand am lichten Tage statt."

Die Noyaden ermangelten noch immer einer legalen Weihe, der **Moniteur** und der Convent vorenthielten ihnen dieselbe aber nicht lange. In der öffentlichen Sitzung vom 11. Nivose des Jahres II, über welche Sitzung das officielle Blatt vom 13. cj. (2. Januar 1794) Bericht erstattet, verlangte Minier das Wort, um, unter dem Freudengetrampel der Anwesenden, der Versammlung folgendes Schreiben aus Nantes vorzulesen:

„Mein Freund, ich kann Dir mit großem Vergnügen melden, daß die Brigands endlich vernichtet worden sind. Die Zahl derjenigen, die hier seit acht Tagen eingebracht werden, ist nicht zu übersehen: es treffen deren mit jedem Augenblick ein. Die Guillotine arbeitete zu langsam, und da das Erschießen auch zu viele Zeit wegnahm, überdem Pulver und Blei kostete, so ist man dazu geschritten, ihrer eine gewisse Anzahl auf große Kähne zu bringen, diese mitten in den Fluß, eine halbe Stunde von der Stadt, zu fahren und dann zu versenken. Diese Operation wird täglich wiederholt."

Und solch ein Schreiben ward in einer gesetzgebenden Versammlung verlesen, von einer französischen Versammlung ohne ein Zeichen des Mißfallens angehört, als ein ganz gewöhnliches Document in dem **Moniteur** aufgenommen!

Man starb überall und in jeglicher Weise. Bald war das Wasser der Loire nicht mehr genießbar, und seine Benutzung mußte verboten werden: es war durch die Fäulniß von Leichen vergiftet. Wenn die auf dem Flusse liegenden Fahrzeuge die Anker lichteten, brachten sie deren zu Hunderten an die Oberfläche des Wassers, und auf beiden Ufern, von Nantes bis nach Paimboeuf, sah man nur noch improvisirte Todtengräber und über deren Häuptern krächzende Raben und andere Raubvögel. Von Polizei wegen wurde selbst der Genuß von Fischen, insbesondere der von Neunaugen untersagt.

Trotz dem wurde auch noch mit den Füsiladen von Gigant fortgefahren. Diese Executionen währten vier bis fünf Stunden. Nachdem die Soldaten und die Republikaner diesen nationalen Festen beigewohnt hatten, zogen sie singend, mit blutigen Menschenresten, einer Zunge, einem Herzen, einem Arm, mehreren Ohren, die sie den Opfern entrissen hatten, auf ihren Bayonnetten tragend, durch die Straßen der Stadt!

(Fortsetzung folgt.)

Die Kinder Gottes.

Roman in drei Bänden

von

Max Ring.

Breslau, Verlag von Joh. Urban Kern. 1851. 238, 262 u. 364 Seiten 8.

Es sind sehr verschiedenartige Schauplätze, auf welchen die Handlung dieses Romans sich entwickelt und fortschreitet, die Festung Königstein, der üppige Hof August des Starken, Herrnhut, welches wir entstehen sehen, die Insel St. Thomas, des Kronprinzen von Preußen reizendes Rheinsberg. Von allen ist der entfernteste, die Insel St. Thomas, der bedeutsamste, denn hier beginnt ein neues geistiges Leben derjenigen Person, welche, bezeichnen auch geschichtlich bekanntere Namen die übrigen, die Hauptperson ist. Zwei Gegensätze: Sinneslust und stille Gottergebenheit, die Kinder der Welt und die Kinder Gottes treten überall hervor. Historische Grundlagen sind unverkennbar; von Klettenberg, von Kyau, die Gräfin Orzelska, Zinzendorf, Christian David, Edelmann, u. A. bieten hinreichenden Stoff, um das Gemälde zu beleben. Erscheinen sie hier in einzelnen Lebensbeziehungen anders, wie wir sie in gleichzeitigen Memoiren oder späteren biographischen Schilderungen finden, es darf uns nicht befremden, der Verfasser selbst hat ja sein Buch einen Roman genannt. Und dennoch zog er es vor, uns den Begründer Herrnhut's in treuer Zeichnung von Meisterhand vorzuführen und in Allem, was, nicht auf einen kleinen Raum beschränkt, von der Gemeinde der Herrnhuter, den Kindern Gottes, berichtet ist, werden die Schriften ihrer Freunde und Feinde nicht unbenutzt geblieben sein. Wie viel er von seinen eigenen Anschauungen in die von dem Alchymisten von Klettenberg, von dem Verehrer Spinoza's, dem portugiesischen Juden Nunnez Dacosta, von Zinzendorf, Christian David, Edelmann, der Gräfin Angelika von Kaltwitz, von ihrem Sohne Arnold, dargelegten religiösen Ansichten hinübergetragen, Dem nachzuspüren oder darüber Vermuthungen zu äußern scheint uns nutzlos; doch was er mit seinem Roman wollte, darüber belehrt er uns selbst am Schlusse des letzten Bandes:

„Das ganze Leben unseres Helden sollte nur den Rahmen einer bedeutenden Geschichtsepoche abgeben. In Arnold suchten wir dieses merkwürdige Jahrhundert mit seinen Gedanken und Empfindungen, mit seinen Vorurtheilen und seinen Bestrebungen zu veranschaulichen. Das einzelne Individuum spiegelt seine Zeit ab, wie der Thautropfen den goldenen Sonnenball. Die vorüberrauschende Welle ist ein Theil des unermeßlichen Oceans, die Minute ein Bruchstück der Ewigkeit. In dem beschränktesten

Menschenleben kommt der Geist der Zeit zum Selbstbewußtsein und keine Existenz ist so geringfügig, daß an ihr nicht die Schwingungen der Geschichte beobachtet werden könnten. Nur im Zusammenhange mit seiner Zeit kann das Individuum verstanden werden, so wie die Zeit sich in dem Menschen offenbart.

Das achtzehnte Jahrhundert wurzelte in einer traurigen Vergangenheit. Der kühne Geist der Reformation war längst erloschen, er ruhte von seinen Kämpfen aus und war von einem todtenähnlichen Schlafe befallen. Die freie Forschung wurde aufs neue von der Orthodoxie unterjocht. An die Stelle der alten Dogmen waren neue getreten, nicht minder lastend und drückend für den menschlichen Verstand. Die Wissenschaften waren nach dem dreißigjährigen Kriege eher zurückgegangen, als vorwärts geschritten. Sie vermochten sich nicht vom Glauben, nicht einmal vom Aberglauben zu emancipiren. Die Astronomie konnte sich nur im Gefolge der Astrologie Eingang verschaffen, die Chemie mußte als Alchymie und Goldmacherkunst auftreten, um sich zu behaupten. Es war eine günstige Zeit für Charlatane und Betrüger wie Herr von Klettenberg, die meist selbst betrogen waren. Die Philosophie befand sich in ihrer Kindheit und wurde gänzlich von der Theologie unterdrückt. Diese war zu einem strengen Dogmatismus erstarrt, welcher jede freie Regung des Geistes niederhielt. Die Geistlichen bildeten einen abgeschlossenen Stand, welcher mit Feuer und Schwerdt gegen jeden Andersgläubigen wüthete. Theologische Zänkereien und Wortklaubereien gehörten zur Tagesordnung. Von den Kanzeln herab wurde verketzert, gestritten geschimpft, am wenigsten aber das Volk belehrt und erbaut. Dem religiösen Bedürfnisse, der innerlichen Sehnsucht nach dem Höheren, konnte eine solche Theologie in keinerlei Weise genügen.

Durch die Reformation waren zwar die vielen kleinen Herren im deutschen Reiche beseitigt und die Macht der Fürsten durch Einziehung der Kirchengüter und Bekämpfung des Vasallenrechtes bedeutend angewachsen, aber dafür fehlte auch die bunte Mannigfaltigkeit und das bewegte Leben des Mittelalters. Die Raubritter und Wegelagerer waren verschwunden, aber auch die Sickingen und Hutten, welche im Dienste der Freiheit und Wahrheit ihre Waffen geschwungen hatten. Eine düstere Einförmigkeit, eine dumpfe Apathie hatte sich der Zeitgenossen bemächtigt. Vom Volke war keine Rede mehr. Nur die Fürsten herrschten unbeschränkt und betrachteten ihre Unterthanen als eine Heerde, welche geschoren ward. Die geistige und materielle Freiheit lag schwer danieder.

Aber bald begann der Geist sich wieder zu regen. In Frankreich bildete sich zuerst unter der glänzenden Regierung eines Ludwigs, der das absolute Königthum repräsentirte, eine ausgezeichnete Literatur, die trotzdem sie unter dem Schutze des unumschränktesten Monarchen blühte, wie stets der Geist, im Dienste der Wahrheit stand. Ein Fenelon predigte das Christenthum in seiner reinsten Form, ein Bossuet und Bourdaloue erhoben die Kanzel zum Lehrstuhl, von dem sie die erhabendsten Grundsätze der Wahrheit verkündigten und oft selbst ihres königlichen Gebieters nicht schonten. Ein Corneille und Racine führten dem staunenden Parterre die großen Beispiele des Alterthums vor die Augen und forderten zur Nachahmung auf, während ein Molière die Thorheiten seiner Zeit geißelte und eingebildete Höflinge so wie heuchlerische Finsterlinge mit seinem beißenden Witze verfolgte. Ebenso wenig blieb England in der Entwickelung zurück, wo der Vater der modernen Philosophie, ein Locke seine „Versuche" schrieb, ein Tindal u. s. w. das Wesen des Christenthums einer strengen Untersuchung unterwarf. Unterdeß hatte die vorwiegend religiöse Anschauung auch in Deutschland eine eigenthümliche Wendung angenommen. Der Geist der Nation trieb dieselbe zu einer tieferen Auffassung des Evangeliums, als die bestehende Orthodoxie aufzuweisen hatte. Zunächst that sich dieses Streben im Pietismus und in der vielfachen Sektenbildung kund. Ein bedeutender Mann, der Graf Zinzendorf, verstand diese Richtung praktisch zu begründen. Durch die Umstände begünstigt, wurde er der Stifter Herrnhuts.

Die Brüdergemeinde selbst erhob sich bald über das gewöhnliche Niveau eines sektirischen Konventikels und nahm eine eigenthümliche Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Jahrhunderts ein. Von einer religiösen Idee ausgehend und getragen, erhielt sie im Verlaufe der Zeit die Gestalt eines socialen Staates, der, unabhängig von den bestehenden Verhältnissen, sich entwickelte. Die Gemeinsamkeit der Arbeit und zum Theil auch des Vermögens, die Hülfs- und Unterstützungskassen, die solidarische Verpflichtung aller Mitglieder, selbst die Verloosung der Frauen sind höchst beachtungswerthe Erscheinungen und zeigen bereits eine vollkommen entwickelte freie Association mit kommunistischer Grundlage, wie sie die neueste Zeit erst zu begründen sucht. In Herrnhut finden wir den Beweis für die Möglichkeit einer praktischen Ausführung dieser von Anhängern und Gegnern gleich verkannten Principien. Die Lebensfähigkeit eines kommunistischen Staates ist im Angesichte der Brüdergemeinden nicht länger zu bezweifeln. Jedenfalls verdienen diese Einrichtungen, welche sich so sehr bewährt, einer genaueren Untersuchung, als bisher. Muß auch der religiöse Glaube, der Fanatismus für die Tradition als der wahre Lebensstoff der Brüdergemeinde anerkannt werden, so darf man doch die übrigen Faktoren, gemeinsame Interessen und Bedürfnisse nicht zu gering veranschlagen Jedenfalls ist die Gründung Herrnhuts eine der interessantesten Thatsachen des achtzehnten Jahrhunderts.

Während sich hier in den Brüdergemeinden die schöpferische Kraft des Geistes auf das glänzendste bewährte, war seine zerstörende Kraft nicht minder thätig, um Vorurtheile und leere Formen zu vernichten. In dem freien Holland, begünstigt durch eine liberale Verfassung, entwickelte sich neben dem bedeutenden, durch den Handel hervorgebrachten Wohlstand, eine lebendig rege Litteratur. Von Amsterdam aus wurden die kühnsten Schriften gegen die bestehende Tradition in die Welt geschleudert. Pamphlete und Libelle gegen Staat und Kirche überschwemmten die benachbarten Staaten. Kein Verbot, keine Zollschranke hemmte den beflügelten Gedanken, der wie der Vogel in der Luft ungehindert das Saatkorn des Gedankens fallen ließ. Aber neben diesen leichtbeschwingten Geistern erhob sich ein Genius, wie ihn nur wenig Jahrhunderte aufzuweisen haben. Er hieß Benedikt Spinoza, welcher eine neue pantheistische Weltanschauung begründete. Je mehr das Jahrhundert sich seinem Ende entgegenneigte, desto kühner und entschiedener brachen seine besten Geister mit der Vergangenheit. An die Stelle der Knechtschaft war das allgemeine Streben nach Freiheit getreten. Die Dogmen der Kirche wurden nicht minder wie die absolute Regierung angegriffen. Statt des finsteren Fanatismus wurde Toleranz, statt der Barbarei, Humanität gepredigt. An die Stelle der Religion war die Aufklärung getreten.

Die letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts heißen darum nicht mit Unrecht schlechtweg die Aufklärungsperiode.

Diese ganze Richtung der Zeit fand ihren Brennpunkt, ihre höchste Spitze in dem Genie Friedrich des Großen, der den Bruch mit der Vergangenheit darstellt, so wie er den Ausgangspunkt einer neuen Weltepoche bezeichnet.

Durch alle diese verschiedene Phasen des Jahrhunderts haben wir unseren Helden bis zu dem Augenblick begleitet, wo er dem größten Manne seiner Zeit gegenüberstand. Indem er Friedrich diente, weihte er sein Leben der Idee."

Wir können uns, wie schon bei anderen Veranlassungen in diesen Blättern angedeutet ist, nur selten entschließen, mit dürren Worten nachzuerzählen, was in kunstreicher Form von dem Dichter dargeboten wird, unsere Anzeigen bezwecken nur, wir wiederholen auch Dieses, zur eigenen Lesung einzuladen. Und diesen Roman — wir würden dem Buche gern einen *andern* Namen geben, könnten wir einen passenden auffinden — wünschen wir vorzugsweise auch von Wissenschaftsmännern gelesen zu sehen, die Romanenlectüre sonst ferne von sich halten, möchten aber dann auch ihr Urtheil, ihr Lob, ihren Tadel vernehmen, Von *solcher* Seite besonders, sofern wir des talentvollen Verfassers (dessen Trauerspiel: „Die Genfer" in No. 128 dieser Blätter vom vorigen Jahr besprochen ist) geistiges Wirken und Wesen recht erkannt haben, dürfte ihm eine Kritik nicht unlieb sein. Uns haben „Die Kinder Gottes" einen Genuß gewährt, den wir zu den nicht gewöhnlichen rechnen; indem wir dies eingestehen, wollen wir jedoch nicht unbemerkt lassen, daß bei einer künftigen Ueberarbeitung vielleicht einige Reflexionen, die nicht neu und den Gang der Geschichte hemmen, zu tilgen wären; sie schaden der sonst so belebten und hinreißenden Darstellung. Von dieser geben wir eine Probe aus dem dritten Bande, die nur der Erläuterung bedarf, daß Christian, David und Arnold nebst anderen Brüdern eine Missionsreise nach der dänischen Kolonie St. Thomas unternommen, und dort gerade von den Pflanzern, die von dem Gedanken geängstigt wurden, daß die Schwarzen bei dem Erwachen ihrer Vernunft, auch nach der Freiheit streben könnten, sich am meisten in ihren Bestrebungen gehemmt sahen.

„Wieder war es an einem Sonntage. Der Vortrag des frommen Missionärs war so eben beendet und er lag mit der neuen Gemeinde auf den Knieen und betete das Vaterunser. Die Neger falteten ihre dunklen Hände und stammelten mit den wulstigen Lippen die ihnen ungewohnten Worte, welche der Heiland selbst seinen Bekennern vorgeschrieben. Der Gottesdienst hatte der furchtbaren Hitze wegen erst in der späten Abendstunde begonnen. Die Nacht war plötzlich angebrochen, da unter dem Aequator der Uebergang von Tag zur Nacht nicht durch die sanfte Dämmerung vermittelt wird. Ein glühender Feuerball, sank die Sonne in das grüne Meer, das sich in einen Flammenstrom verwandelte und wie siedend Erz die Insel rings umfluthete. Einen Augenblick nur verschmolz der Himmel und die See zu einer Gluth. Das Gebirge mit seinem Urwald, der Hafen mit seinen Schiffen war in Purpurlohe eingetaucht, die Wipfel der Bäume und die hohen Masten leuchteten wie riesige Fackeln hoch empor. Die ganze Luft zitterte von goldnem Glanz und rosigem Licht. Auf den Sonnenuntergang folgte in jähem Uebergang die tropisch schöne Nacht. Der Himmel, vor einer Minute noch flammend roth, zeigte jetzt einen matten Silberglanz. Auf dem dunklen Grunde leuchteten die Sternbilder in jener Pracht, welche nur der nächtige Horizont unter dem Aequator aufzuweisen hat. Die den nordischen Bewohnern gänzlich unbekannten Welten strahlten in nie geahnten Glorien, auch die uns sichtbaren Sterne erschienen größer, leuchtender als bei uns. Myriaden von goldenen Punkten flimmerten an dem nächtigen Dom. Die Milchstraße, welche dem sichtbaren Auge bei uns nur als feiner Silbernebel deutlich wird, entfaltete sich hier wie ein riesiges Juwelenband mit unzähligen blitzenden und schimmernden Demanten ausgeschmückt. Aber all die Pracht wurde von dem südlichen Kreuze überstrahlt, das aus den größten und funkelndsten Sternen gebildet ward. Hoch erhaben stand das wunderbare Zeichen der Erlösung da, das leuchtende, golden schimmernde Symbol des Christenthums aus rollenden Welten und flammenden Sphären von der mächtigen Hand des Schöpfers aufgestellt.

Christian David deutete mit erhobenem Arm hinauf zum Himmel, wo das Zeichen der Erlösung trostreich aufgerichtet war.

„Denn dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit!" betete er begeisterungsvoll, indem er siegesgewiß zu dem riesigen Sternenkreuze sah.

„Amen, Amen!" rief die schwarze Gemeinde und beugte sich vor dem mächtigen Herrn, der den Sternenhimmel über Alle ausgebreitet hat.

In diesem Moment ertönte durch die stille Nacht ein greller Pfiff. Dumpfer Hufschlag und der einförmige Tritt vieler Bewaffneten schallten aus der Ferne und rückten immer näher und näher heran. Instinktmäßig ahnten die armen Schwarzen das drohende Mißgeschick und drängten sich bestürzt um die Missionäre, von denen sie Schutz und Hülfe zu erwarten schienen.

Christian David war aus seiner Verzückung aufgewacht und erwartete selbst unruhig in der Gemeinde, wie ein Hirt unter seinen Lämmern, die heranstürmende Menge, welche augenscheinlich nach dem Andachtsplatze ihre Richtung nahm.

Mit lautem Geschrei und wildem Geheul stürzten die weißen Pflanzer mit Stöcken, Knüppeln und Peitschen bewaffnet auf die Neger ein, welche scheu und widerstandslos zu entfliehen suchten.

Aber jeder Ausweg war ihnen im voraus versperrt. Ihre Verfolger hatten einen doppelten Kreis geschlossen und zur Vorsicht noch überdies Posten ausgestellt, um die Versprengten aufzufangen. Die armen Schlachtopfer stießen, als sie jedes Entkommen für unmöglich hielten, einen lauten Schrei der Verzweiflung aus.

Wieder ertönte zum zweiten Male der grelle Pfiff und die Peiniger stürzten sich auf ihre Opfer ohne Erbarmen und Widerstand. Nun begann eine wilde Hetzjagd auf die Schwarzen, welche im Kreise herumirrten und vergebens die doppelte Kette zu durchbrechen suchten. Durch die Lüfte saus'ten die Stöcke, schallten die Peitschen, tönten das Weinen und Schreien der Mißhandelten. Hier und da tauchte eine Fackel auf und beleuchtete mit ihrem grellen rothen Schein das entsetzliche Schauspiel.

Wenn auch einem der Neger es gelungen war, mit übermenschlicher Kraft oder aalglatter Behendigkeit den Kreis der unbarmherzigen Pflanzer zu durchbrechen, so war sein Loos darum nicht glücklicher. Mit lautem Huzza ließen die weißen Kolonisten ihre Bluthunde los, welche die Spuren des Flüchtigen rastlos verfolgten. Heulend jagte die Meute durch das Zucker-

rohr, unter dessen Schatten der Unglückliche verschwunden war, sie heftete sich an seine Fersen und riß ihn zu Boden nieder, mit scharfem Zahn in seinem Fleische wühlend.

Der stille Frieden der tropischen Sommernacht war mit einem Male gestört. Flüche und Verwünschungen wechselten mit bangem Angstgeschrei und herzzerschneidendem Gewimmer ab. Hier schützte eine schwarze Mutter mit ihrem nackten Leib das eigene Kind, dort sank ein kräftiger Mann unter einem sausenden Schlag zusammen und sein Blut strömte heiß und naß an dem dunklen Körper nieder. Wie dämonische Gestalten irrten die furchtsamen Neger in dem gefährlichen Kreis herum, verfolgt von den Pflanzern, welche Teufeln gleich, die flammenden Fackeln in der Hand, ihre Schlachtopfer umstanden und selbst in der Nacht zu treffen wußten.

„Im Namen Gottes, haltet ein!" schrie Christian David laut, aber seine Stimme wurde von dem wilden Geschrei, den Drohungen der Pflanzer, dem Geheul der Neger und dem Bellen der Meute übertönt.

Die Schwarzen wagten keine Gegenwehr, erschrocken drängten sie sich zu einem dunklen Knäuel zusammen und ergaben sich ohne Widerstand in ihr Geschick.

„Sollen wir diese Metzelei dulden?" fragte Arnold den Zimmergesellen.

„Wir sind Boten des Friedens und dürfen nicht Gewalt mit Gewalt vertreiben," entgegnete dieser, dem es keineswegs an Muth gebrach, der aber seiner Stellung nichts vergeben wollte.

„So magst Du es ertragen, ich vermag es nicht," rief der Jüngling mit hochgerötheten Wangen.

Seine Geduld war erschöpft. Auf seiner Stirn schwollen die Adern an, mit Zorn blitzenden Augen stürzte er auf den nächsten Weißen los. Ehe dieser zur Gegenwehr sich anschicken konnte, hatte er ihm seine Waffe entrissen und schlug ihn mit einem einzigen Hieb zu Boden.

„Schlagt den Hund todt, haut ihn nieder!" schrieen die Pflanzer, welche bisher nur ihre Neger mißhandelt und gegen die unter dem besonderen Schutz der Regierung stehenden Missionäre keinen Angriff gewagt hatten.

„Versucht es!" rief Arnold mit donnernder Stimme, indem er mit kräftigem Arme seine eisenbeschlagene Keule schwang.

Die Pflanzer zögerten einen Augenblick. Sie waren nur muthig gegen Wehrlose, aber feig, sobald ihnen kräftiger Widerstand entgegentrat. Endlich stürmten die Verwegensten auf Arnold ein. Dieser stand wie ein zürnender Cherub mit geschwungener Waffe da und erwartete den ersten Angriff von Seiten der Erbitterten. Die Fackeln beleuchteten mit ihrer rothen Glut die kräftige Gestalt des Jünglings. Seine Locken flatterten wild um das schöne von Wuth und Kampflust flammende Angesicht. Seine funkelnden Augen schleuderten Blitze des Zorns und Verachtung auf seine Feinde nieder.

„Feige Memmen!" rief er mit seiner Donnerstimme.

Die Kolonisten, vertrauend auf ihre Ueberzahl, wagten endlich einen Angriff auf den Einzelnen. Mit Geschicklichkeit wehrte er ihre Hiebe ab und schmetterte mit seiner Keule Streich auf Streich gegen die Heranstürmenden. Bald befand sich zwischen ihm und seinen Gegnern, welche scheu zurückgewichen waren, ein weiter Zwischenraum.

Erschöpft zwar durch die übermäßige Anstrengung, doch unbesiegt, ruhte Arnold einen Augenblick vom Kampfe aus. Die Neger blickten zu ihrem Beschützer mit stumpfsinniger Verehrung auf.

„Soll ein Mann uns schrecken?" schrie ein Pflanzer laut. „Nieder mit dem Missionär, sonst ist es um unser Ansehn, um unsere Autorität geschehen."

Dieser Ausruf verfehlte selbst auf die durch das südliche Leben und Ausschweifungen aller Art entnervten Kolonisten seine Wirkung nicht.

Schreiend und sich gegenseitig anfeuernd stürzten sie auf den schönen Jüngling los, der ruhig und gefaßt ihren erneuerten Angriff erwartete und mit derselben Kraft zurückwies, wie zuvor. Aber ein hinterlistiger Kreole hatte sich heimlich und ungesehn herbeigeschlichen. Wie eine Schlange wand er sich am Boden hin. Plötzlich schnellte er in die Höhe empor und faßte Arnold bei den Füßen, so daß derselbe strauchelte und zu Boden fiel.

Die feigen Pflanzer stießen ein lautes Jubelgeschrei aus und warfen sich auf den Wehrlosen, der an Händen und Füßen gehalten, keinen Widerstand zu leisten vermochte. Mit thierischer Wildheit stürzten sie sich auf ihr Opfer, das sicher ihrer Wuth erlegen wäre, wenn nicht Christian David blitzesschnell mit dem eigenen Körper den besiegten Jüngling geschützt hätte.

„Wollt Ihr einen Wehrlosen tödten?" schrie er ihnen entgegen.

Nur ein wildes Wuthgeschrei war die Antwort der Pflanzer.

„So mordet mich zuerst!" rief der muthige Zimmergesell.

„Schlagt sie Beide todt!" brüllten die Pflanzer einander zu.

Die Menge stand rathlos und überlegend da. So groß ihre Wuth auch war, so mochte doch, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, keiner die Verantwortung auf sich nehmen, daß er den ersten Schlag geführt.

In diesem gefährlichen Augenblicke langte der Gouverneur der Insel mit einem Theile der Besatzung an. Von allen Seiten erhoben sich auf seine Fragen Anschuldigungen und Verleumdungen gegen die Missionäre und vor Allen gegen Arnold und Christian David.

„Sie wiegeln mit ihren Reden die Neger auf."

„Sie reizen zur Empörung und offenem Widerstand."

„Ein Exempel muß statuirt werden."

So schrieen die Pflanzer in wirrer Eintracht, dem Gouverneur ihre Klagen über die Brüder entgegen.

Dieser ordnete vorläufig die Verhaftung Arnolds und Christian Davids auf das Andringen der Kolonisten an."

Wir haben die eben mitgetheilte Stelle auch deshalb ausgewählt, weil der Vorgang, der hier erzählt wird, auf den Helden des Romans, auf Arnold, einen tiefen, erschütternden Eindruck machte, alte Zweifel aus seiner Jugenderinnerung, aus dem Zusammenleben mit dem Freigeiste von Klettenberg, wieder in ihm erweckte, und, befördert durch Dacosta's Lehren, auf der Heimreise nach Herrnhut, seine Trennung von der Gemeinde herbeiführte und ihn dann zum Kronprinzen Friedrich brachte.

Die äußere Ausstattung ist schön. H.

Kleine Notizen
aus
Literatur, Kunst und Musik.

— A. von Sternberg hat bei Schlodtmann in Bremen den ersten Band seines sogenannten komischen Romans: „der deutsche Gilblas" erscheinen lassen, um, wie er in der Vorrede sagt, ein altes gutes Genre, nämlich den komischen Roman, wieder zur Geltung zu bringen. Corruption!

— Wilhelm Rüstow, ehemaliger preußischer Ingenieurofficier, hat in zweiter Auflage zu Zürich ein keckes Werklein herausgegeben, das den Titel führt: „Der deutsche Militairstaat, vor und während der Revolution", in welchem sich ein bedeutendes Organisationstalent verräth und der Beachtung des deutschen Publikums würdig ist.

— Willibald Alexis ist mit einem Roman beschäftigt, der die Zeit um 1806, die Epoche des Lombard und Haugwitz, zum Gegenstand und Berlin zum Schauplatz hat.

— „Von einer verschollenen Königsstadt" ist der Titel eines eben erschienenen romantischen Gedichts — von W. Constant — wenn wir nicht irren, in welchem der Sänger den Fürsten alle Nationalgröße zuschreibt. Das Königthum erlebt hier eine Feier, auf die es wohl schwerlich rechnete. W. Constant singt:

„Das Königthum ist ein güldener Stern
Der sanft vom Himmel gewunken(!!).
Sein mildes Licht ist nah und fern
In tausend Herzen gesunken u. s. w.

— „Tiberius Grachus", Drama in fünf Aufzügen von Moritz Heidrich wurde am 7. Februar auf der Leipziger Bühne zum Erstenmale mit vielem Beifall aufgeführt. Das Stück hat zwar einige Längen, selbst handlungsarme Scenen, namentlich im vierten Akt, verdient aber dessen ungeachtet im Allgemeinen als verständig und bühnengerecht Lob und Anerkennung. Der Verfasser wurde mehrmals gerufen.

— Franz Schuselka hat soeben ein neues Schriftchen erscheinen lassen, das unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Es ist betitelt: „Völkereinigung. Ein Beitrag zur Versöhnung der Nationalitäten Oestreichs" und trägt als Motto Herder's Worte: Kein Vorwurf ist drückender als der, fremden Nationen Unrecht gethan zu haben.

— Ida Frick hat unter dem tröstlichen Titel: „Keine Politik" einen Roman herausgegeben, in welchem aber trotz dem die Judenemancipation und der Jesuitenhaß unserer Zeit als Tendenz aufgestellt ist.

— L. Mariotti bietet uns in seinen „Scenen aus dem italienischen Leben" ein feuriges Bild römischen Lebens, das mit Nationalzeichnungen und Abentheuern durchwebt ist.

— Der Archivarrath von Riedel hat soeben der Oeffentlichkeit übergeben: „Zehn Jahre aus der Geschichte des Ahnherrn des preußischen Königshauses", worin er unter Anderem den Beweis zu führen sucht, jenes alte Brandenburg sei keineswegs das Kaufobject eines Geschäfts gewesen, wie man bisher gefabelt.

— Dr. H. Gräfe, Mitglied des bleibenden Ständeausschusses, hat soeben herausgegeben: „Der Verfassungskampf in Kurhessen nach Entstehung, Fortgang und Ende rc."

— Professor Schneider in Gotha hat die Malerkunst mit einem neuen Bilde bereichert; der Gegenstand ist eine Sage aus Thüringen: Graf von Gleichen, aus dem Orient zurückkommend, stellt seiner Gemahlin die Geliebte des Südens vor. Das Bild kommt in Besitz des Königs von Hannover.

— Der junge geniale Bildhauer Wolfgang in Gotha, Schüler Schwanthaler's, erregt durch seine vollendete Marmorbüste des Herzogs allgemeine Bewunderung. Im Frühjahr wird auch die Marmorbüste der Herzogin von demselben Künstler vollendet sein.

— Lortzing's letzte komische Oper: „die vornehmen Dilettanten" hat bei ihrer Aufführung in Frankfurt a. M. großen Beifall gefunden. In dem Nachlasse des zu früh Verschiedenen befindet sich auch eine Oper: „Regina", die bei Lebzeiten Lortzing's nirgends zur Aufführung kommen konnte.

— Auber soll seine neue Oper: „Der Orangenkorb", deren Hauptrolle der berühmten Alboni bestimmt ist, bald vollendet haben.

— In Mannheim wurde eine neue komische Oper in drei Akten: „Die rothe Maske" von Ernst Pauer aufgeführt.

— August Conradi in Berlin arbeitet ununterbrochen an der Instrumentirung seiner Oper: „Musa, der letzte Maurerfürst."

— Jenny Lind ist in Havannah angekommen und die Westindier scheinen bereits in vollem Fieber zu sein. Der „Faro de Havana" erklärt, er könne nicht alle Sonette zu Ehren der schwedischen Nachtigall aufnehmen, die ihm zuströmten.

Remus.

Miscellen.

Als etwaige Surrogate der Kartoffeln, falls diese so werthvolle, ja in Europa fast unentbehrlich gewordene Frucht einmal wieder, und wohl gar bleibend, von der Krankheit heimgesucht werden sollte, die vor drei oder vier Jahren so viele ihrer Felder verwüstete; hat der französische Consul bei der Republik Ecuador dem Pflanzengarten zu Paris ein Paar Knollenpflanzen eingesandt, die manche der Eigenschaften besitzen, welche ersterer ihren Werth geben, nämlich: die Hocas, in der Gestalt einer Niere, von Farbe roth und gelb, und im Geschmack wie eine Wallnuß, und den Millico. Letztere Pflanze kömmt der Kartoffel sowohl in der Form als im Geschmack und in der Farbe noch näher. Es fragt sich nur, ob eine oder die andere oder beide dieser neuen Früchte in unserem Klima Gedeihen haben und sich rasch fortpflanzen werden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 20. Sonnabend, den 8. März. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Ovid's sechszehnte Heroide.

Metrisch übertragen von Dr. J. Henning.

Paris an die Helena. *)

Priamus Sohn entsendet hiemit Dir freundliche Grüße,
Wünscht Dir ein Glück, wie Du's einzig zu schenken vermagst.
Red' ich? Oder bedarf's nicht erst der kündenden Worte,
Ist mehr, als ich gewünscht, etwa die Glut schon bekannt? —
Wär', o wär' sie verhüllt, bis Zeit und Stunde gekommen,
Wo man der seligen Lust ohne Gefahr sich erfreut.
Doch schlecht hehl' ich es nur; wer kann auch bergen ein Feuer,
Das sich durch flammende Glut wieder und wieder verräth?
Aber willst Du vielleicht, daß die Sache bei Namen ich nenne,
Höre das Wort: Ich bin über die Ohren verliebt.
Hab' Mitleiden mit mir, lies nicht mit zürnender Miene,
Was ich Dir offen gesteh, lies es mit freundlichem Blick.
Hoch schon bin ich beglückt, daß nur mein Briefchen Du annahmst,
Hoffnung schöpf' ich, ich selbst würd' es desgleichen vielleicht.
Würd' mein Sehnen erfüllt, wie mir's die Göttin verheißen,
Venus, den Liebenden hold, die zu der Reise mir rieth!
Denn mich treibt eine höhere Macht — das entschuldiget Vieles —
Und ein mächtiger Gott ist dem Beginnen geneigt.
Groß zwar ist die Belohnung, allein ich begehre mit Recht sie,
Selber Cythere hat Dich mir zur Liebe bestimmt.
Mit ihr fuhr ich getrost ferneher vom Sigäergestade
Auf phereklei'schem Schiff über die schwankende See.
Sie gab günstigen Wind, sie gab mir freundliche Meerfahrt,
Die sie dem Meer entstieg, mächtig beherrscht sie das Meer.
Ferner mög', wie des Meers, so auch des sehnenden Herzens
Toben sie stillen, auch dies lenken zum Hafen hinein.
Mit schon bracht' ich die Glut, nicht hier erst hat sie gezündet;
Sie war's, die zu der langwierigen Reise mich trieb.
Denn nicht tobender Wind, nicht trieb mich traurige Irrfahrt,
Her zum lakonischen Land wurde die Flotte gelenkt.
Traun! Und nicht um schnöden Gewinn durchschnitt ich die Fluten
Mit dem Kiele, mein Schatz steht in der Himmlischen Hut.
Und nicht nah' ich aus Reisebegier den grajischen Städten,
Schöner ist, auch fürwahr reicher an Schätzen mein Reich.
Dich nur wünsch' ich, die Venus dem Hochbeglückten bestimmt hat,
Dich nur hab' ich ersehnt, eh' ich Dich selber geschaut.
Eher im Geist schon hab' ich geschaut Dein reizendes Antlitz
Wie Dein Bild mir der Ruf malte, da liebt' ich Dich schon.
Und kein Wunder fürwahr, wenn fern schon im Herzen entzündet,
Jetzt mit erneuerter Glut mächtig die Liebe sich regt.

*) Zugleich als Fortsetzung und Ergänzung von: Ovid's Heroiden. Erster bis funfzehnter Brief, metrisch übertragen von Dr. Julius Henning. Hamburg, J. A. Meißner, 1844.

Also will's das Geschick, nicht widerstrebe dem Schicksal, —
Höre, was ich Dir jetzt künde der Wahrheit getreu.
Eh' ich zur Welt noch kam und im Mutterleibe geborgen,
Sorg' und drückende Last meiner Erzeugerin war,
Däucht ihr einstens im Traum, eine hochauflodernde Fackel
Mit weitleuchtendem Schein bring' sie als Mutter zur Welt.
Angsterfüllt verkündet sie drauf das gräuliche Traumbild
Ihrem Gemahl, der fragt ängstlich die Seher um Rath.
„Ilion brennt von Paris entflammt“ — so kündet der Seher
Jene brennende Glut war's, die mich jetzo verzehrt.
Muth und schöne Gestalt — schien ich gleich niederer Abkunft —
War Anzeichen jedoch höherer, edler Geburt. —
Rings von Bergen umkränzt, im Schatten des waldigen Ida,
Wo die Fichte sich hochragend zur Eiche gesellt,
Ist ein Ort, hier weidet nicht Schaaf, nicht hüpfet die Ziege,
Nicht mit trägem Gekäu graſ't auf dem Felde die Kuh.
Hier Dardania's Burg mit hochaufragenden Zinnen
Und fernschauend das Meer stand ich am Baume gelehnt.
Siehe, da glaubt' ich erstaunt fernher Fußtritte zu hören —
— Wahrheit red' ich, die kaum glaublich dem Hörer erscheint —
Vor mir stand, herniedergeschwebt auf hurtigen Schwingen,
Der vom Atlas entstammt und der Pleione Sproß.
Was mir zu sehen erlaubt, das sei mir erlaubt zu verkünden:
Einen goldenen Stab führte der Gott in der Hand.
Und drei Göttergestalten, Minerva, Venus und Juno,
Nah'n mit niedlichem Fuß über den Rasen daher.
Ich erschrak, ich stutzte zurück und es bäumte das Haar sich,
„Nur nicht blöde, mein Sohn!“ sprach des Geflügelten Mund.
Du bist Kenner fürwahr, sei Du Entscheider des Wettstreits
Welche der Göttinnen hier würdig des Preises Dir scheint.“
Daß kein Sträuben mir hilft, befiehlt er in Jupiters Namen;
Schwebt auf ätherischer Bahn dann zu den Sternen empor.
Bald ward klarer mein Blick, voll freudigen Muthes erhob ich
Bald die Augen, und schaut' jegliche holde Gestalt.
Alle verdienten den Preis und nur das Eine beklagt' ich,
Daß nicht jede beim Streit konnte die Siegerin sein.
Doch es gefiel schon da von den Drein mir Eine vor Allen,
Wisse, die Göttin war's, welche den Liebenden hold. —
Jegliche wünschte zu siegen und mit preiswerthen Geschenken
Suchten sie, jede für sich, günstigen Spruch zu empfah'n.
Herrschaft bot mir Jovis Gemahl und Tapferkeit Pallas
Zweifelnd schwankt' ich, ob Macht besser, ob muthiger Sinn.
Venus lächelte hold: „Nicht mögen Dich solche Geschenke
Reizen, die beide so sehr fährlicher Wechsel bedroht.
Liebesglück empfängst Du von mir und der reizenden Leda
Schönere Tochter sie ist Deiner Umarmung bestimmt.
Sprachs, und wie billig und recht, siegreich durch Gaben und Schönheit,
Kehrte die Holde sodann heim zum erhab'nen Olymp.
Selbst indeß — es begann schon da mein freundlicher Schicksal —
Werd' ich durch deutliches Maal fürstlichen Sprosses erkannt.
Jubel erfüllt den Palast ob des wiedergefundenen Sohnes;
Sämmtlichem Trojervolk war es ein festlicher Tag.
Und wie Dich ich ersehn', so ersehnten die Mädchen den Paris.
Der von Vielen gewünscht, ist nur der Einen geweiht.
Nicht nur Fürstengeblüt und Königstöchter begehrten
Mich, — bei den Nymphen sogar war ich begehrt und beliebt.
Doch mich kümmert' es nicht, da des höchsten Hoffens Erfüllung,
Dich, holdseliges Weib, Dich zu besitzen mir winkt.
Wachend sah ich nur Dich, Dich sah ich in lieblichem Traume;
Wenn von erquickendem Schlaf ruhten die Augen bedeckt.
Und wie brenn' ich erst jetzt, da ich Dich mit den Augen erschaute,
Der ich vor Sehnen erglüht, als mir die Flamme noch fern.
Nein, ich konnte die sehnende Lust nicht länger bezwingen,
Her zum ersehnten Ziel strebt' ich auf bläulicher Flut....

Hebr. 13, 2.

(Gedruckt in Tippelskirch's — jetzt Nathusius' — Volksblatte für Stadt und Land. Halle, bei R. Mühlmann.)

„Gastfrei zu sein vergesset nicht, denn durch dasselbige haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt.

Wenn Deinem Haus ein Gast sich naht,
So nimm ihn freundlich an die Hand,
Und führ' ihn ein zu jeder Frist.
Und sieh, ob's nicht ein Engel ist,
Den Dir der Herr gesandt.

Gar Mancher nahm schon unbewußt
Solch einen Engel auf als Gast,
Doch weil sein Sinn verblendet war,
Und er nicht sah das Flügelpaar,
Da ward er ihm zur Last.

Nein, naht ein Gast sich Deiner Thür,
Und säh' er auch gering nur aus,
Schau' ihn recht an, es könnte sein,
Er trät als Engel bei Dir ein,
Der Segen bringt ins Haus.

Vielleicht, daß er von einer Last,
Die lange Dir schon drückend ward,
Gar unverhofft Dich nun befreit
Und in der Noth Dir Rettung beut, —
Wär' das nicht Engelart?

Vielleicht, daß er den Schmerzensdorn,
Der lange Dir im Herzen saß,
Heraus Dir zieht gar unvermerkt
Und Dich mit Trostesbalsam stärkt, —
Wär' nicht ein Engel das?

Vielleicht, daß er den Sündendorn,
Der noch viel schmerzlicher Dich sticht,
Und den Dir Herz und Welt verschweigt,
Mit Lieb und Freundlichkeit Dir zeigt. —
Wär's da ein Engel nicht?

Und nicht, daß er ihn blos Dir zeigt,
Ach nein, er führt Dich dann wohl auch
Dem Einen zu, der einzig ist
Der rechte Arzt, dem Herren Christ!
Wär' das nicht Engelbrauch?

Drum, naht ein Gast, o merk' es Dir,
So führ' ihn freundlich bei Dir ein,
Schau ihm nur hold in's Angesicht
Und raub' ihm das Vertrauen nicht.
Es könnt' ein Engel sein!

Carl Barthel.

Carrier zu Nantes.

Ein warnendes Beispiel für die Völker, sich nicht durch revolutionaire Minoritäten hinreißen zu lassen.

(Fortsetzung.)

Ein gräßliches Schauspiel wurde zu Clisson gegeben. Die Soldaten Marat's unternahmen dorthin eine Art Lustpartie zwischen zwei Noyaden, und richteten dann eine Art von hohlem Scheiterhaufen auf, unter welchen leere Fässer gestellt wurden, um das Fett von anderthalb hundert Frauen aufzufangen, die sie vermittelst dieses Scheiterhaufens ausbrieten. Die mit Menschenfett gefüllten Fässer wurden sodann nach Nantes geschafft, um dort verkauft zu werden, und in dem Register Carrier's ist zu lesen: „Diese öconomische Operation hatte ein Fett ergeben, das tausendmal lieblicher als Schweineschmalz war.“

Eines Tages fielen so viele Frauen, Kinder und Greise unter den Kugeln, daß Carrier und dessen Ausschuß, die Zeuge des hohen Leichenhaufens waren, diesen nach dem Platze, wo die Männer, die von all diesen Grausamkeiten nur in einer anerkennenden Weise zu sprechen wußten, im Convente saßen, den Berg benannten. Am 29. Nivose des Jahres II (18. Januar 1794) decretirte der Ausschuß: „alle Bürger sind gehalten, zum Eingraben der Leichname, wenn Füsiladen von Chouans stattgefunden haben, behülflich zu seyn.“ Als Motiv dieses Befehls hieß es weiter: „Die Zahl dieser Schändlichen ist leider zu groß, als daß nicht die größte Vorsicht hinsichtlich ihrer Vergrabung Noth thäte, damit sie uns nach ihrem Tode nicht noch mehr schaden, als zur Zeit ihres Lebens.“

So waren die Maaßregeln der Freiheit und der Menschlichkeit beschaffen, zu welchen die Revolution in Nantes griff. In Paris schlug sie denselben Weg ein: Chaumette, der Procureur der Gemeinde, schrieb an den Präsidenten des Directoriums des Seine-Departements — wir haben das Original des Briefes vor uns liegen —:

„Es ist mir ein Mißbrauch angezeigt worden, Bürger Administratoren, gegen welchen ich zugleich Ihre Wachsamkeit und Ihre Humanität anrufe.

„Nach den Hinrichtungen der Verbrecher läßt man das Blut der Hingerichteten stehen, wo es vergossen worden ist, und es sammeln sich da Hunde, um es aufzulecken. An diesem Schauspiel weiden eine Menge Leute ihren Blick, was ihre Gemüther zur Grausamkeit reizt. Andere, die sanfteren Sinnes, aber kurzsichtig sind, beschweren sich wieder, daß es ihnen passirt, unwillkürlich in Menschenblut zu waten.

„Sie werden einsehen, wie nothwendig es ist, einem solchen Mißbrauche baldigst abzuhelfen. Ich habe schon den Nachrichter zu mir her beschieden, derselbe hat mir aber erklärt, das sey eine Sache, die ihm nichts anginge: er habe gesetzlich nur mit der Hinrichtung zu thun, nichts mit deren Folgen.

„Da nun Alles, was den Bau, die Ausbesserung ꝛc. der Maschine, die zur Vollstreckung der Urtheilssprüche der Criminalgerichtshöfe dient, betrifft, unter Ihrer Aufsicht steht, so bitte ich Sie, dem Zimmermann, der jene Arbeiten macht, zu befehlen, Vorrichtungen zu treffen, daß gleich nach einer Hinrichtung keine Spur von dem vergossenen Blute mehr übrig bleibe.

„Ich baue in dieser Sache ganz auf Ihre Liebe zur Ordnung und zu den guten Sitten.“

Verhindern, daß die Franzosen nicht in dem Blute ihrer Mitbürger zu waten brauchen, das wurde von der Republik Ordnung und gute Sitte genannt!

. . . .

Zurückgezogen in einem Hause am äußersten Ende des Stadtviertels Richebourg, hatte sich das Conventsmitglied mit einer Leibgarde mit rothen Mützen und in Carmagnolen umgeben. Es zitterte vor seinen Opfern, hatte Furcht vor den Gespenstern der Gemordeten. Um diese Furcht zu verscheuchen, überließ es sich im Verborgenen endlosen Ausschweifungen. Seit lange hatte es den Befehl gegeben, die bürgerlichen Behörden nicht vor ihn zu lassen: dieselben würden Brod verlangt haben, Carrier wollte sie aber nur mit Blut speisen. Er war nur seinen Günstlingen zugänglich. Das Conventsmitglied hatte ebensowohl seine Mignons als ein Valois. Es waren Lavaux, Robin, Lamberty und Fouquet, welchen die Sorge oblag, auf das Vergnügen jener und auf das Vergnügen ihres Gebieters bedacht zu seyn. Die Bürgerin la Normand und das junge Mädchen Louise Angelica Caron hatten die Aufgabe, Letzterem die Zeit zu verkürzen. Beide waren jung, schön, und mit all der Anmuth ihres Geschlechts begabt.

Carrier verdankt die Schmach, welche er sich erworben hat, nicht allein seiner verfuschten Organisation; nein, er ist auch von Grund aus ein Revolutionair gewesen. Er war von Haus aus ein Schwächling und willenlos: er hatte weder das Ungestüm der Leidenschaften, noch den Enthusiasmus für das Gute, oder den Drang zum Bösen, welche die Unterscheidung zwischen dem Laster und der Tugend begründen. Die Demagogie berauschte ihn mit der zügellosen Gewalt, die sie ihm verlieh, und der Wucht seiner Gewalt erliegend, wollte er nicht hinter sich schauen.

In dem Bazar, wo jede Nacht so viele Verbrechen gegen die Gesellschaft, die er verachtet, und gegen die Natur, die ihm ein Gräuel ist, begangen werden, ist Carrier nicht mehr bloß ein Ungeheuer, das sich in fleischlichen Lüsten wälzt, und das, an den

Lippen einer Frau hängend, vor sich hin die Minuten zählt, welche diese selbige Frau noch leben soll; nein er ist noch anderes als dies: er ist die in Kraft umgewandelte Verzweiflung; ein armer Schlucker, aus welchem plötzlich ein Monarch geworden; die factisch gewordene demagogische Idee; und die, so hastig eingetretene, Degradirung aller Eigenschaften, daß nicht einmal die Constatirung der moralischen Krankheit, die erste Ursache dieser Entwürdigung, möglich gewesen ist.

Man sehe auch nur, mit welcher Kunst der Elende sich mit Bildern der Verdorbenheit und des Luxus umgiebt; wie er das Laster erhöht und die Tugend in den Staub gezogen hat! In seinen Salons sieht man Frauen von Edelleuten, Edelleute selber, die sich aus Furcht vor dem Tode dazu hergegeben haben, ihm in allen Dingen dienstbar zu seyn. An diesen Trupp entwürdigter Gemüther läßt Carrier insbesondere seine beißendsten Sarcasmen aus; sie sind die alleinige Zielscheibe seines Zornes in jeglicher Stunde, wenn derselbe nicht durch ein Todesurtheil besänftigt wird, und inmitten dieser verdorbenen Atmosphäre lacht der Proconsul aus vollem Halse.

Wir beurtheilen diesen Mann, wie ihn vielleicht noch kein Anderer beurtheilt hat; aber wir haben ihn in seiner Existenz von wenigen Monaten so scharf studirt, und er hat, gleich so vielen seiner gräulichen Collegen, in der Geschichte der französischen Revolution den Handlungen ein solches Siegel der Gemeinheit aufgedrückt, in seinen Unthaten eine so tiefe Unmoralität verrathen, daß er uns stets als eine der Typen erschienen ist, die das Verbrechen zum Besten einer Idee abnutzen.

Marc-Antoine Jullien, der Sohn eines Conventsmitgliedes des Drome-Departements, einer der eifrigsten Satelliten Robespierre's, und der sich späterhin als Philantrop Jullien (von Paris) gerirte, passirt im Monate Januar 1794 durch Nantes. Es ist ihm von dem Heilsausschusse eine confidentielle Mission im Westen aufgetragen worden. Zeuge so vielen Jammers, wird der junge Mann indignirt, und schreibt darüber an seinen guten Freund Robespierre, der die Veranlassung dazu gewesen ist, nun aber den Weg der Reaction gegen sein eignes Schreckenssystem eingeschlagen hat. Er denuncirt Carrier unterm 16. Pluviose des Jahres II der Republik (4. Februar 1794) in folgender Weise:

„Ich habe in Nantes das alte Regime vorgefunden; die Energie der Sansculotten ist erstickt, und die ächten Republikaner weinen vor Verzweiflung, daß sie den Despotismus haben wieder aufleben sehen. Der Bürgerkrieg scheint im Schooße so vieler Gräuel zu brüten.

„Die Gerechtigkeit muß man Carrier widerfahren lassen, daß er zuvörderst den Negociantismus zertrümmert und gegen den Handelsgeist, den Aristocratismus und Föderalismus angedonnert hat; nachdem hat er aber, selbst gegen die Patrioten, welchen er sich furchtbar zu machen Willens gewesen zu seyn scheint, das Schreckenssystem walten zu lassen gesucht. Er ist von sehr schlechten Leuten umgeben, und hat die Schlechtigkeiten einiger Speichellecker durch Amtsertheilungen belohnt, während er die Republikaner abgewiesen, ihre Meinung unbeachtet gelassen, das Feuer ihres Patriotismus ertödtet hat. Er hat unerhörter Weise die Sitzungen einer Gesellschaft von Montagnards drei Tage lang geschlossen gehalten; hat Deputationen der Volksgesellschaft nicht in Person, sondern durch einen insolenten Schreiber empfangen, und darnach diejenigen, die darüber Beschwerde geführt, daß es eine Mittelsperson zwischen den Magistratspersonen, den Organen des Volkes und dem Volksrepräsentanten gäbe, und die in ihrem republikanischen Freimuthe darauf angetragen hatten, daß Carrier aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden sollte, wenn er nicht mehr mit ihr zu fraternisiren gesonnen sey, über Nacht festnehmen, vor sich bringen lassen, und, unter Bedrohung mit dem Tode, mit Schlägen mißhandelt. Das sind Thatsachen, von welchen ich selber Zeuge gewesen bin. Es wird ihm aber noch Anderes schuld gegeben: er soll namentlich alle die Gefangenen, welche die Gefängnisse zu Nantes füllten, ohne einen Unterschied zu machen, haben heraus nehmen, auf Böte bringen und in der Loire ersäufen lassen. Er hat mir selber gesagt, daß sich nur in dieser Weise revolutioniren lasse."

Carrier wird darnach aufgefordert, sich in den Schooß des Convents zu begeben. Vor seinem Abgange aus dieser Stadt, wo die Erinnerung an ihn unvergänglich seyn wird, nimmt der Repräsentant von der Municipalität und den Administrationen von Nantes Abschied. Unterm 25. Pluviose des Jahres II (13. Febr. 1794) steht in den Stadtbüchern das Protocoll dieser Sitzung verzeichnet. Carrier sagte: „daß er ein Recht habe auf die Achtung und Freundschaft aller ächten Sansculotten, weil Alles, was er als Repräsentant des französischen Volks gethan, den Triumph der einen und untheilbaren Republik, und die Ausrottung der schändlichen Contrarevolutionairs und Brigands bezweckt habe, die seit eilf Monaten die Vendee verheerten; daß es ihm weh thue, nicht verhehlen zu können, daß die Armee der Rebellen, von welcher nicht mehr ein Satellite existiren sollte, seit einiger Zeit neu aus ihrer Asche zu erstehen scheine; daß er die letzten Niederlagen, welche unsre Truppen erlitten hätten, nur dem Umstande beimesse, daß die Generäle unserer Armeen seit einem Monate säumig in der Correspondenz mit ihm gewesen wären; doch dürften die Republikaner wegen der convulsivischen Bewegungen der Rebellen außer Sorge seyn, denn der Heilsausschuß würde auf seinen Bericht Maaßregeln ergreifen, in Folge deren die Brigands unter Kurzem mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden würden.

„Er versicherte dem Municipalcorps und dem Generalconseil der Gemeinde, daß sie seiner Achtung und seines Vertrauens genössen, so auch die beiden anderen Administrationen, die sich als ächte Sansculotten erwiesen hätten; daß die Eile seiner Abreise es ihm nicht gestatte, sich zu einer jeden hinzubegeben, daß er aber die Municipalität ersuche, einige ihrer Mitglieder zu ernennen, um ihnen dies Zeugniß seinerseits zu überbringen. Zum Schluß forderte er den Bürger Maire auf, ihn in seinem eignen Namen und im Namen des Generalconseils brüderlich zu umhalsen.

„Der Bürger Maire hat darauf das Wort an den Volksrepräsentanten Carrier gerichtet, und ihm im Namen des Conseils die Achtung und die Freundschaft bezeugt, die er sich durch seine republikanische Energie, und durch seinen Eifer in der Verfolgung und Bestrafung der Contrarevolutionairs bei den Sansculotten erworben, wonach er ihn brüderlich in seine Arme geschlossen."

Am 26. Pluviose des Jahres II (14. Februar 1794) von Nantes abgegangen, wurde der Ersäufer nach dem 9. Thermidor vor Gericht gestellt. Er vertheidigte sich. Fanden seine Verbrechen nicht eine Entschuldigung in den Verbrechen seiner sämmtlichen Collegen? Aber sie, die Marat einen Platz im Pantheon gegeben

halten, verurtheilten ihn. Dem Convent gegenüber, hatte er zur Rechtfertigung seiner Grausamkeiten nur ein Wort, aber dies eine Wort war sublim in seiner Gräulichkeit und Wahrheit. „Ihr Alle, bis zu der Glocke des Präsidenten," rief er aus, „seid eben so straffällig als ich!"

(Schluß folgt.)

Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit,

in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt

von

Carl Barthel.

Motto: „Das Schriftthum ist ein Spiegelbild der Zeit."

Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock. 1850. VIII und 426 Seiten gr.-8.

Diese Vorlesungen wurden im Winter 1850 in Braunschweig vor einer zahlreichen Versammlung gehalten. Um sie richtig zu würdigen, muß man den eigenthümlichen Standpunkt des Verfassers, von welchem aus er Gebildeten vermitteln wollte, was Männer der Wissenschaft gegeben, kennen; dieser ist nun, wenigstens vorwiegend, ein sittlich-religiöser. In dem Vorworte bestimmt der Verfasser, welcher Theologe ist, Dies näher dahin: „Vor Allem, was auf dem Gebiete unserer neuesten Literatur den Glauben und die Sittlichkeit gefährdet, zu warnen, und das hervorzuheben, was auf demselben Gebiete in beiden Beziehungen besonders förderlich ist, das war, außer der ästhetischen Beurtheilung, eigentlich meine Haupttendenz. Einen andern Standpunkt einzunehmen war mir theils meiner innersten Natur nach unmöglich, theils wäre es auch überflüssig gewesen, da Darstellungen der neuesten Literatur von rein ästhetischem, belletristischem oder sonstigem Charakter genug vorhanden sind." Behält man diesen Zweck der Vorlesungen vor Augen, so kann man nicht umhin anzuerkennen, daß die Aufgabe, welche in ihnen gelöst werden sollte, vollkommen gelöst ist. Ein gründliches Studium der besprochenen Literatur-Erzeugnisse, Bekanntschaft mit den Lebensverhältnissen der Dichter, consequentes Festhalten an der Ueberzeugung, die bei der Beurtheilung als leitendes Princip diente, eine gewählte, ansprechende Diction, charakterisiren die Vorlesungen und diese ihre Eigenschaften rechtfertigen den Wunsch der Zuhörer, sie gedruckt zu besitzen. Der Abdruck ist jedoch nur nach nochmaliger Ueberarbeitung des Ganzen und durch verschiedene, besonders in den sechs letzten Vorlesungen bedeutende Zusätze bereichert, erfolgt. — Daß manche Ansichten und Urtheile, die vom Verfasser dargelegt und ausgesprochen, nicht überall eine beifällige Aufnahme, ja daß sie in gewissen Kreisen entschiedenen Widerspruch und laute Gegenrede finden werden, dürfte ihm selbst nicht unbewußt sein; man vergesse aber nicht, wie von ihm, was er bezweckte, offen und unumwunden erklärt ist, wie er selbst den Maaßstab angegeben, den man an seine Vorlesungen legen soll. Wir wenigstens würden es für unbillig halten, das Ganze aus einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten; dagegen verhelen wir es nicht, wir wären Einzelnem lieber nicht in der gewählten Form begegnet; so sind z. B. die Charakteristiken einiger lebenden Dichter hinsichtlich ihres äußeren Lebens nicht immer mit Benutzung der lautersten Quellen, um nicht zu sagen, mit vorgefaßter Meinung gezeichnet, wenn gleichwol Tadel und Lob ihrer dichterischen Productionen von Unpartheilichkeit zeugt. (Heine und Hoffmann z. B. werden als Lyriker mit Auszeichnung hervorgehoben und belobt.) Uebrigens sind die biographischen Notizen sorgfältig zusammengestellt, bisweilen neu, z. B. über den Volksschriftsteller der Thüringer Gustav Jahn, den Sänger des „Hohenliedes in Liedern", geb. den 23. Februar 1818 in Sondersleben im Herzogthum Anhalt-Dessau (nach dem Selbstberichte, in der Beilage zur siebenten Vorlesung), sowie über den Verfasser der „Amaranth" und des „Mährchen", Oscar Freiherr von Redwitz-Schmölz (in der zwölften Vorlesung; m. s. No. 4 unserer Zeitschrift). — Wenn Das, was in sittlich-religiöser Beziehung dem Verfasser in den Dichtungen als verderblich erscheint und ihn, nach innerster Ueberzeugung, zur Rüge und zum Tadel auffordert, gerügt und getadelt wird, es kann nicht überraschen; aber mildere Worte hätten in der Regel eben so sicher zum Ziele geführt. Die Tendenz eines lebenden, auf dem Schmerzenslager dahinsiechenden Dichters wäre z. B. hinreichend geschildert, auch ohne die Hinweisung auf Gottes Strafgericht.

Wir lassen jetzt eine Uebersicht des Hauptinhaltes der 12 Vorlesungen folgen: Einleitung. Romantische Schule. Sänger der Befreiungskriege. Schwäbische Dichterschule. Junges Deutschland. Dichter neuerer Bestrebungen in Stoff und Form. Volksthümliche Literatur. Oesterreichische Dichter. Politische Dichter revolutionairer Tendenz. Die kirchgläubigen Dichter heilsamer Opposition gegen Wahn und Lüge der Zeit. Literarische Frauen. Schluß. Welche Dichter in den einzelnen Vorlesungen besprochen sind, werden unsere Leser im Allgemeinen leicht errathen; wir wollen nur die Repräsentanten dreier Classen nennen: Nachklänge der Romantik: Chamisso. Eichendorff. Politische Dichter: Herwegh. Prutz. (Becker). Hoffmann von Fallersleben. Kirchgläubige Dichter: Geibel. Redwitz. Franz Jahn. J. P. Lange. (Hier hätte wol auch Lebrecht Dreves genannt werden müssen.) — Unter den literarischen Frauen, deren in der kurzen Uebersicht derselben gedacht ist, ist Annette von Droste-Hülshoff, „die als Meisterin der poetischen Erzählung überall die weibliche Sitte bewahrt", in künstlerischer Hinsicht am höchsten gestellt, als die lieblichste Erscheinung aber unter allen besonders lyrischen Dichterinnen die geistliche Sängerin Luise Hensel aus Köln bezeichnet, „die schon durch das einzige Lied: Müde bin ich, geh zur Ruh, sich bei allen tieferen Gemüthern unvergeßlich gemacht hat." Die durch Uebersetzungen bei uns eingebürgerte Frederike Bremer nennt der Verfasser: „ein echtes Weib als Schriftstellerin und insofern, wenn auch nicht in künstlerischer Beziehung, musterhaft für die ganze schriftstellernde Frauenwelt."

Als Probe geben wir zwei Bruchstücke, eins aus der siebenten Vorlesung, über Immermann's Schriften, das andere aus der zwölften, über die „Amaranth".

Nachdem vorher von Immermann's Stellung überhaupt und seinem Verhältnisse zu Platen gehandelt, auch bemerkt ist, daß er bis zuletzt zu keiner rechten Popularität kommen konnte,

heißt es: „Ihm fehlte der Glanz und die Liebe, welche die Menschen gewinnt, und zu einer intimeren Verbindung mit moderner Dichtkunst, die ihm dies hätte geben können, fehlte ihm wiederum die Liebe, welche Genossen sucht und das Trennende schonend übersieht. Am schlimmsten ging es ihm wohl mit seinen Dramen, die trotz ihrer gelungenen Anlage und schönen Ausführung im Einzelnen nie recht auf der Bühne heimisch wurden. Sein „Cardenio und Celinde,“ den ja auch Platen in seinem romantischen Oedipus angriff, ging zu nackt in bunte grelle Dinge ein und verletzte das sittliche Gefühl, ohne doch etwa durch Schönheit zu entschädigen, sein „Trauerspiel in Tyrol“, das den Heldentod Andreas Hofers zum Gegenstand hat, vermischte die so naheliegende Wirklichkeit zu sehr mit der Welt des Wunders und behandelte überdies einen Enthusiasmus, der schon verraucht war, sein „Kaiser Friedrich II.“ hatte, wie bisher alle Hohenstaufen, in dramatischer Form, wenig Erfolg, und sein „Alexis“ endlich, eine tragische Trilogie, hatte des Schreckens zu viel und bewegte sich zu sehr in den Linien der zornigen Schönheit. Von allen seinen Dramen leiden aber wohl die „Verkleidungen“ am meisten an sittlicher Frivolität. So schoß denn Immermann, weil er sowohl seine Zeit, als auch seine eignen Kräfte nicht kannte, stets fehl; aber glücklicherweise hatte er auch innere Kraft genug, um sich immer wieder erfolgreich zu erneuern. Nachdem er diese dramatischen Vorstudien gemacht hatte, ging er zu epischen Gestaltungen innerlicher moderner Interessen über, die er zuerst in seinem „Merlin“, einer Mythe, versuchte. Indeß auch hier überwucherte das Phantastische der romantischen Allegorie und Mystik noch zu sehr die speculative Innerlichkeit und seine spröde Natur schien sich hier an dem tiefsinnigen Stoffe abzuarbeiten, ohne ihn recht in Fluß zu bringen. Anders stand es mit seinem Romane „Die Epigonen“, worin er offenbar einen Wilhelm Meister der modernen Verhältnisse schreiben wollte. In diesem Werke trat der Dichter zum erstenmale aus der Phantastik in das wirkliche uns nahe stehende Leben über, indem er hier die Zustände unserer Literatur zum Süjet nahm, und zeigte auch in der Form eine Ruhe, Behaglichkeit und Ueberschaulichkeit, wie wir sie nur bei Göthe finden. Dieses Werk, das zuerst einigen Erfolg hatte, scheint ihm denn auch fernerhin die Richtung auf den Roman gegeben zu haben, der unstreitig sein eigentliches Feld war, da er in dieser weitbegränzten Dichtungsform sein episches Wesen in voller Breite ausdehnen und seinen Witz, seine Satyre, wie sein persönlichstes Leben darin an den Mann bringen konnte. So schuf er denn in seiner letzten Lebenszeit seinen „Münchhausen“, einen Roman, der nicht allein der glänzendste Beleg dafür ist, wie Immermann, jemehr er fortschritt, immer kräftigere und frischere Anläufe zu nehmen verstand, sondern auch, abgesehen von der persönlichen Entwickelung des Dichters, der beste Roman des vorigen, vielleicht auch des jetzigen Jahrzehends ist. Es scheint fast, als ob Immermann erst jene lange Leidensschule der Erfolglosigkeit hatte durchmachen müssen, um zuletzt noch ein so wahrhaft nationaler Dichter zu werden, als der er sich hier zeigt. Denn nachdem er lange umhergetappt hatte nach Stoffen, die dem Interesse der Nation zu ferne lagen, mag er eben durch die Erfahrung gewitzigt, eingesehen haben, daß er die Nation nur gewinnen könne, wenn er einen Griff in das Volksleben thue. Und er hatte sich nicht verrechnet. Eben daß er in diesem Romane sich mit seiner männlichen Natur in das derbe patriarchalische Leben der westphälischen Bauern, die zu seiner nächsten Nachbarschaft gehörten, versenkte und uns erquickliche Charaktere aus festem Gusse und gutem Schrot und Korn darstellte, wie wir sie dort in Westphalen wirklich finden, eben daß er uns hier auf deutschen Boden, unter deutsche Sitten, deutsche Schicksale versetzt, das war es, was dem Romane ein Lesepublikum von der Zahl und Art verschaffte, wie kein anderer Roman unserer Zeit je bekam und auch verdient. Freilich verläugnete nun Immermann auch in diesem Meisterwerke seine isolirte Stellung nicht, da er hier von ironischer Höhe herab Welt und Zeit betrachtet, aber es springen darin auch wieder so frische Quellen seines eigenen kernigen Wesens, es treten uns aus ihm so herzstärkende Gestalten volksthümlicher Wirklichkeit entgegen, wie z. B. der meisterlich geschilderte Dorfschulze, und der Humor des Dichters flattert hier so spielend über die ganze Breite der weltlichen und literarischen Zustände unserer Zeit, daß dieses Werk jeden Leser, der nur das Herz auf dem rechten Flecke hat, aufs Tiefste erquicken wird.“ . . . . Freilich zeigte derselbe Immermann in seinem letzten Produkte, dem romantischen Gedichte „Tristan und Isolde“, wo er sich wieder gänzlich in das romantische Element der Zaubertränke und der ritterlichen Minne versenkte, indem er den schon von Gottfried von Straßburg behandelten Stoff verjüngte, wie wenig die Befreundung mit dem Volksleben ihn selbst umgestaltet hatte. Indeß kann man doch nicht läugnen, daß der warme menschliche Herzschlag, der dieses durch seinen Tod unterbrochene Gedicht belebte, Zeugniß davon giebt, wie der schon oft erstarkte Dichter auch hier sich noch einmal auf die höchste Höhe hätte schwingen können, wenn eben der Tod nicht seinem Ringen und Streben ein Ende gemacht hätte. Wer hätte wohl geahnt, daß er, der reife Mann, noch so lyrisch jubeln, noch so liebesjung, so innig, so glühend hätte singen können, als in seinem Fragmente, „Tristan und Isolde“? Aber das ist eben ein allgemeines Bildungsgesetz aller höheren Genien, daß sie langsam gedeihen und bis ins Alter hinaus wachsen, während kleine Menschen die Sonnenwende rasch erreichen und mit sich selbst so bald zu Ende und zufrieden sind.“

Die Mittheilungen über die „Amaranth“ von v. Redwitz beginnen so: „Erst mit einer einzigen Dichtung, dem romantischen Epos „Amaranth“, ist dieser jugendliche Dichter an's Licht getreten. (Bekanntlich ist jetzt auch das vom Verfasser S. 420 erwähnte „Mährchen“ in Mainz erschienen.) Aber durch dieselbe versetzte er uns auch wie mit einem Zauberschlage aus den rauhen Märzstürmen in den vollen Frühling deutscher Poesie, und ließ uns ahnen, daß von ihm nächst Geibel das größte Heil für unsere Dichtkunst zu erwarten sei. Fände darum diese Amaranth auch nicht die rasche und glänzende Aufnahme, die sie, wie kein anderes Erstlingswerk eines deutschen Dichters jetzt erfährt, da sie seit Kurzem wie im Fluge ihren Siegeslauf durch ganz Deutschland nimmt und sogar schon den Weg über das Meer gefunden hat, ja wäre sie auch von der Menge ungekannt geblieben, oder wohl gar verkannt werden, — was doch nur hie und da geschehen ist —; ich würde mich dennoch gedrungen fühlen, sie als die herrlichste poetische Schöpfung unserer letzten Tage und diesen Oscar von Redwitz als den bedeutendsten Sänger der jüngsten Zeit Ihnen vorzuführen.

Nie hat mich ein Dichter so wunderbar gemahnt an die große Sängertrias des deutschen Mittelalters, als dieser. In ihm scheint sie wie in einer Person wiedererwacht und verjüngt, denn wie bei ihm Alles an die Zartheit und Keuschheit des deutschen Minnegesangs erinnert, so ist in ihm auch die reizvolle Darstellung eines Gottfried von Straßburg, die kindliche Anmuth und Klarheit eines Hartmann von der Aue, wie die christliche Gedankentiefe eines Wolfram von Eschenbach aufs Schönste vereinigt."

An einer anderen Stelle der zwölften Vorlesung finden wir die folgende Bemerkung: „Der Dichter der Amaranth ruht an der Quelle christlicher Wahrheit und hierin liegt das tiefste Geheimniß der überwältigenden Macht seiner Poesie, hierin ihr größter Reiz, ihre reichste Schönheit."

Hoffmann.

Ydale,

herausgegeben von P. Chr. Asbjörnsen.

Christiania 1851.

Der norwegische Schriftsteller Asbjörnsen, der manchem Leser dieser Blätter noch durch seine trefflichen Volkssagen und Waldfeimährchen, von denen einige seiner Zeit mitgetheilt wurden, bekannt sein wird, hat unter dem Namen Ydale eine Winterschrift herausgegeben, auf welche wir aufmerksam zu machen nicht unterlassen wollen. Der Herausgeber, welcher früher die Berge und Thäler Norwegens durchschweifte, und uns an die donnernden Fosse und rauschenden Elfe führte, der uns den blondgelockten Neck und die Waldfei auf den Gebirgsweiden zeigte, bietet uns in diesem Werke Bilder von einer Reise nach dem Mittelmeer, welche er mit der Korvette „Ornen" (der Adler) unternommen. Der Verfasser schildert uns in seiner bekannten, anziehenden Weise das Seeleben, und weiß den geringfügigsten Gegenständen Leben und Poesie einzuhauchen. Der Leser wähnt sich nach dem Süden versetzt, und bald wölbt sich über ihn der tiefe Azur des Himmels, bald tragen ihn die empörten Wogen über den gähnenden Abgrund. Vorzüglich haben uns die Kapitel „Ein Sonntag auf dem atlantischen Meer" und „Ein Sonnabend Abend in der Messe" angesprochen. Das Buch enthält ferner Skizzen aus Island von Th. Kjerulf, eine höchst anziehende Erzählung „Ein Wiedersehn" und „Briefe aus Rom" von P. J. Collett, welche Schilderungen der Natur, Kunst und des Volkslebens liefern.

Z.

Miscellen.

Nicht Nachahmung der Natur ist die Aufgabe der **Kunst**, sondern Vollendung derselben, Veranschaulichung derselben in ihrer der Idee entsprechenden Erscheinung; und daher kann **nicht** die gemeine Wirklichkeit in Natur und Geschichte Gegenstand der Poesie werden, sondern nur das in seiner Art Vollkommene, das ein Repräsentant seiner Idee ist, das Schöne im Charakteristischen.

R.

In der **Poesie** kommt **Alles** auf den **Gehalt** an, dieser entscheidet, ob und welcher Aberglaube in eine Dichtung aufzunehmen sei. Gehaltvolle Mythen, wie der vom Prometheus, von der Pandora, von der Psyche ꝛc. sind schon an sich poetisch und erleichtern daher dem Dichter sehr eine poetische Bearbeitung. Gehaltloses dummes Zeug aber, wie es im abgeschmackten Aberglauben des Pöbels vorkommt, und nur dessen innere Angst und Noth abbildet, dürfte auch dem größten Dichter schwer werden, in Poesie zu verwandeln.

A.

Sieh die Blume, wie sie sich der aufgehenden Sonne zuwendet; sie sauget Licht, und pranget und blühet — Nacht, Finsterniß umgeben sie, — sie welkt! Das geht täglich vor unsern Augen vor, nach physischen Gesetzen wie man sagt. Und sollten im Innern der Dinge, in der Geisterwelt diese Gesetze nicht wirken? Ist denn der Geist so isolirt, abgetrennt, willkürlich als wir wähnen? Nein! er wendet sich hinauf zum Quell und zu der Sonne aller Wesen, und Licht und Wahrheit und Güte füllt ihn; er vergißt seines Gottes, wandelt in irdischen Dingen herum, greift nach Schatten — und welkt!

A.

Eines Tages wohnten wir der Verbrennung des Leichnams eines Hindu bei — erzählt **Moritz Wagner** in seiner Reise nach Kolchis —; es war der Pächter der salsanischen Fischerei, dessen Seele sich zu den Vätern versammelt hatte. Einer seiner Glaubensgenossen erzeigte ihm nach hindustanischem Gebrauche die letzte Ehre, indem er die Leiche in weiße Leinwand hüllte, den Kopf mit fünf Pfund Butter bestrich und den Körper auf dem Holzstoß unter lauten Gebeten verbrannte. Mein dicker Drechslermeister erzählt die Sache seiner Frau daheim mit löblicher Genauigkeit. Während ein gebildeter Landsmann mit mir sich an der poetischen Seite einer Leichenfeier erbaute, wo der Körper, ohne in das schauerliche Dunkel der Erde versenkt zu werden, ohne den langsamen und ekelhaften Proceß der Verwesung, durch die heilige, läuternde Macht des Feuers an die Elemente schnell zurückgegeben wird, betrachtete Frau Gotthardt nur die ökonomische Seite und meinte auch diese Art der Todtenbestattung sei besser und wohlfeiler; man erspare den Sarg, den Todtengräber und die Kosten der Ruhestätte auf dem Kirchhofe. Herr Gotthardt opponirte und meinte: dafür sei die Butter, womit der Hindu den Kopf der Leiche so freigebig beschmiert habe, in Tiflis um so theurer. Die Frau Drechslerin erwiderte: „Glaubst Du, ich würde Dir auch fünf Pfund Butter auf's Gesicht schmieren! Ein halb Pfund allerhöchstens! Oder auch gar nix. Du hast ja selbst genug Speck auf Dir." Mein dicker Hausherr gehörte nicht zu den zartfühlendsten Personen; aber die Art wie seine Ehehälfte so

ganz ohne Spur von Gemüthsbewegung, als handle es sich um eine Angelegenheit der Werkstätte oder des Stalles, von seiner künftigen Bestattung sprach, schien ihn sichtbar zu verdrießen, und ich hörte ihn später nie wieder vom Hindu oder vom Tode reden.

Die Vor-Ausstellung im Industrie-Palaste ist nun vorüber, berichtet das Athenaeum vom 8. vorigen Monats, und fährt dann in Betreff dieses Gegenstandes fort, wie folgt: „Hinführo wird von dem executiven Ausschuß bis zum 1. Mai niemand mehr zugelassen werden, außer denen, welche die eingelieferten Sachen zu ordnen haben. An dem letzten Tage der Zulassung war das Gebäude von Morgens früh bis spät Abends gedrängt voll von Besuchern, obgleich der Eintrittspreis fünf Schilling betrug. Dies ist ein Vorschmack von dem Interesse, welches das Publikum dem Unternehmen weihen wird, und ein gewichtiges Argument gegen den Vorschlag, den Zutritt ganz frei zu geben. Die inneren Einrichtungen gehen rasch ihrer Vollendung entgegen, und binnen wenig Tagen wird das ganze Gebäude dem executiven Ausschuß übergeben werden. Währenddem gehen immer mehr Notizen über die Vorkehrungen ein, welche auswärts getroffen werden. Das amerikanische Kriegsschiff, das die Regierung der Vereinigten Staaten für die Gegenstände dieser Ausstellung bewilligt hat, der St. Lawrence, wird dem Vernehmen nach zu Southampton Station nehmen, und das Fest der Industrie und der Vereinigung der Nationen durch mehrere Lustbarkeiten an seinem Bord feiern. Ein Gleiches wird wahrscheinlich abseiten der anderen fremden Schiffe geschehen, die im Londoner und anderen englischen Häfen liegen. In Frankreich sind alle Parteien der Legislatur dahin übereingekommen, eine ansehnliche Summe zur Deckung der Kosten zu votiren, die erforderlich seyn möchten, um die Industrie des Landes im besten Lichte erscheinen zu lassen. Eine Anzahl scharfsinniger und geschickter Arbeiter soll in den verschiedenen Ateliers ausgewählt und auf Staatskosten herübergesandt werden, um die Fabrication und das Material der besten englischen Erzeugnisse, nicht blos in der Ausstellung, sondern auch in den verschiedenen Districten, wo sie am vollkommensten fabricirt werden, zu studiren. Das heißt die Bedeutung der Ausstellung in ihrem wahren Sinne erkennen, und kann als ein Wink für uns selber gelten. Von welchem Werthe die Einsendungen aus Frankreich seyn werden, läßt sich schon aus dem Umstande beurtheilen, daß die dortige Regierung darauf in London eine Assecuranz von 800,000 Lsterl. beordert hat. Die ausländische Kunst wird so fern, als sie zulässig ist, wahrscheinlich auch gut und in weitem Umfange repräsentirt werden. Der ungarische Bildhauer, Herr Engel, hat eine Gruppe aus der Geschichte der Schlacht der Amazonen und der Argonauten, die ihm von dem Prinzen Albert in Bestellung gegeben worden ist, beendigt und bereits mit zu der Ausstellung im Glaspalaste abgesandt. Die römische Regierung zeigt sich ebenfalls thätig. Das Mosaik-Etablissement im Vatican arbeitet an einer Figur des heiligen Johannes in halber Lebensgröße, nach dem Gemälde Guercino's, auf die dem Vernehmen nach Alles verwandt werden soll, was die Kunst nur leisten kann. Andere römische Künstler wollen Landschaften und Phantasie-Compositionen aus demselben Material einsenden. Auch soll es die Absicht seyn, die zwölf auserlesenen, von dem Papste Gregorius mit 8000 Dollars bezahlten Cameen, welche der Chevalier Girometti auf orientalischen Gemmen gravirt hat, und die seit Jahren ein Gegenstand der Bewunderung aller Reisenden gewesen sind, die den Vatican besucht haben, mit zur Ausstellung zu geben.

Amerikanische Blätter berichten das zu Newyork, im 76sten Jahre, erfolgte Ableben des berühmten Naturforschers John James Audubon, und erzählen unter Anderm als Beleg des seltenen Eifers, mit welchem derselbe, namentlich in der Ornithologie, seine Forschungen betrieben hat, daß er, nachdem er einst über einem der nördlichen See'n in Amerika einen ihm unbekannten großen Vogel gesehen, dem er nicht hatte beikommen können, zehn Jahre auf die Aufsuchung eines zweiten Exemplars gleicher Art verwandte, was ihm denn auch endlich in einer Entfernung von drei tausend Meilen gelang.

Eine besondere Classe Brahminen in Bengalen, Kulins genannt, zeichnet sich durch Vielweiberei im weitesten Maaßstabe aus, und der Indian Examiner erwähnt Eines derselben, der nicht weniger als dreihundert Ehebündnisse eingegangen war und weithin im Lande überall von seinen Frauen vorfand.

Die englischen Schiffbauer Thomas Tucker & Comp. zu Liverpool haben die von Amerikanern ausgegangene Herausforderung: beiderseits ein Segelschiff in beliebiger Größe zu bauen, und daß dem, welchem nach bestandener Probefahrt der Sieg zuerkannt worden, das andere als Wettpreis zufallen solle, angenommen.

Wie ein Herr W. Scott unlängst in der Londoner geographischen Gesellschaft behauptete, ist Hong-Kong keineswegs ein so ungesunder Ort, als wofür er ausgegeben wird, und die furchtbare Sterblichkeit unter den dort stationirenden Truppen vielmehr aus der Lage ihrer Barracken, dem Postenstehen der Leute, und insbesondere ihrem häufigen Genusse des so wohlfeilen verderblichen chinesischen Schamschus, als aus der Gefährlichkeit des Klimas zu erklären. Sonderbarer Weise steht ein von den Chinesen „Todtenthal" benanntes Thal auf englischen Militairkarten als „Glückliches Thal" bezeichnet.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 21. **Mittwoch, den 12. März.** **1851.**

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Englische Gedichte.

Uebersetzt von F. J. Freiholz.

Der Minstrel.

Von Thomas Moore.

Der Minstrelknabe zog zum Krieg
Zog kühn und furchtlos dem Tod entgegen;
Am Rücken ihm die Harfe hing,
Und an der Hüfte des Vaters Degen.
Stolz sang er noch vor dem Gefecht:
„Land des Gesangs! von der Welt verrathen!
Ein Degen schützet doch dein Recht,
Und eine Harfe preis't deine Thaten.“

Der Minstrel fiel! — Jedoch sein Muth
Wird von dem Feinde ihm nicht gebeuget,
Er bricht die Harfe stolz entzwei,
Damit für ewig auch sie jetzt schweiget:
„Dich schände nicht der Kette Zwang
Die du getönet zum Lob der Braven,
Dein Liebes- und dein Heldenklang
Verstumme hier in dem Land der Sklaven.“

Stanzen für Musik.

Von Lord Byron.

„O Lachrimarum fons, tenero sacro
Ducentium ortus ex animo: quater
Felix! in imo qui scatentem
Pectore te, pia Nympha, sensit.“
Gray.

Ist verbrannt dein Jugendfeuer, nahet sich das Alter dir,
Reicht die Welt dir keine Freude, nimmt sie eine dann dafür;
Schnell verwelken dir die Rosen, die auf deinen Wangen blüh'n
Und die zarten Herzensblumen müssen in der Jugend fliehn.

Das Gefühl, das dir geblieben aus dem morschen Wrack des Glücks,
Wird durch Felsen hingetrieben auf dem Meer des Mißgeschicks,
Tief im Wellengrab versunken ruht der Kompaß, der gezeigt
In der Ferne grüne Ufer, die dein Schiff nicht mehr erreicht.

Todesfrost bedeckt die Seele, kalt bleibt sie bei fremdem Schmerz,
Denn so glaubt sie zu vergessen, was bewegt das eigne Herz.
Durch den harten Lebenswinter friert der Quell der Thränen ein,
Und es glitzert aus den Augen wie des Eises heller Schein.

Ruhst du in den nächt'gen Stunden nicht mehr an des Schlafes Brust,
Strömt der Witz auch von den Lippen, scheucht den Kummer auch die Lust;
Gleicht dies nur dem ewiggrünen Epheu, der den Thurm umrankt,
Welcher innen grau und moderad und von Außen freundlich prangt.

Könnte ich doch jetzt noch weinen, bei des Menschenbruders Leid,
Fühlt' ich, wie ich einst gefühlet, wär' zurück die goldne Zeit:
Fließt der Wüstenquell auch salzig, labt er doch den Wandersmann,
So erquickt des Mitleids Thräne auf der wüsten Lebensbahn.

Mit den blut'gen Waffen in den Händen,
Als ein Streiter auf dem Feld zu enden,
Und die Welt vom Siegesglanz verklärt, —
Wem wär' solcher Heldentod nicht werth?!

Königin meiner Seele.

Von Rizzio. (Sein letztes Lied.)

Kön'gin meiner Seele, du mein Licht!
Wenn ich deine Stimme höre,
Wie dein Mund mir Lieb' und Gnade spricht,
Beug ich mich zu dir und schwöre,
Daß ich dich zur einz'gen Herrin wähle,
Kön'gin meiner Seele,
Maria, Maria, Kön'gin meiner Seele!

Kalt ist's Land, wo deine Wiege stand
Und von Bergen eingeschlossen,
Zieh nach meinem fernen Vaterland
Italien, wo Rosen sprossen,
Das umspült von silberblauer Welle,
Kön'gin meiner Seele,
Maria, Maria, Kön'gin meiner Seele!

Für dich windet man der Rosen Kranz,
Spannet man der Laute Saiten,
Es entfliehen dort nicht im Nordwindstanz
Deine Huld und deine Freuden.
Flieh', eh' des Schicksals Gunst dir fehle
Kön'gin meiner Seele,
Maria, Maria, Kön'gin meiner Seele.

Todesgesang.

Von R. Burns.

Lebet ewig wohl nun, Himmel, Erde,
Die der Sonne letzter Strahl verklärte!
Lebt wohl nun Freundeslieb und Treu'
Meine Todesstunde kommt herbei.

Nur dem Sklaven, nur dem feigen Wichte
Nahe Tod, mit deinem Schreckgesichte,
Aengst'ge diese, aber nicht den Mann,
Der dir kalt ins Auge sehen kann!

Deine Tücke wirft den Landmann nieder,
Ach er sinkt — man denket sein nicht wieder;
Und von dir besieget stirbt der Held,
Dessen Name lebt für alle Welt.

Carrier zu Nantes.

Ein warnendes Beispiel für die Völker, sich nicht durch revolutionaire Minoritäten hinreißen zu lassen.

(Beschluß.)

Carrier hatte Recht, und es war vielleicht eben deshalb, daß man ihn verdammte.

Mit seinem Abgange von Nantes ließ aber das Blutfieber nicht nach, welches er seinen Complicen mitgetheilt hatte. Sein System revolutionairer Säuberung währte fort, als ob er noch zugegen gewesen wäre. Die Noyaden und die Seuchen, die Guillotine und die Füsiladen haus'ten ohne Erbarmen. Goullin, Chaux, Lamberty, Bachelier, Fouquet, Lavaux und Robin legten die letzte Hand an die Ausrottung. Endlich trafen die Conventsmitglieder Bourbotte und Bo, als Nachfolger Carriers' ein, zum großen Glück der Patrioten, die unter dem Proconsul nicht sicherer gewesen waren als die Aristocraten. Es trat in dem Blutbade eine Pause ein.

Daß Carrier in allen seinen Collegen bei den West-Armeen Nachahmer gehabt hat, ist außer Zweifel; er hat sie aber alle an Gräuel übertroffen. Sein Name ist durch Verbrechen populair geworden; wir haben uns deshalb an diese Verbrechen halten müssen. Wer möchte nun noch Nachlese halten in den einzelnen Schandthaten, die Pocholle in Rennes verübte, womit Francastel Angers besudelte, und die zu Brest, zu Laval, zu Vannes, zu Niort, zu St. Malo, zu Fontenay und in jeder Stadt des Westen von Brecard, Laignelot, Herz, Esnue-Lavallee, Turreau, Bourbotte, Lequinio, Jean-Bon-Saint-André, Thirion, Lecarpentier, Levasseur, Laplanche und Prieur von der Marne begangen worden sind? Diese sind eben so revolutionair straffällig als Carrier gewesen, nur in kleinerem Maaßstabe. Die Einen haben Militaircommissionen eingesetzt, die Anderen einen Jeden, der ihnen nicht Patriot genug zu sein schien, dem Volksrächer überantwortet. Alle, alle ließen ohne Urtheil und Recht füsiliren oder guillotiniren.

Und doch haben sich, man muß es zur Schande der politischen Exaltationen bekennen, unter den Revolutionairs, die sich durch unbegreifliche Leidenschaften hinreißen ließen, die nie vor einer vermessenen That zurückschreckten, Menschen gefunden, die sich im Schoße ihrer Familien, im engeren Kreise ihrer Bekannten Liebe und Achtung zu erwerben wußten. In den niederen Classen der Gesellschaft geboren, meinten sie, nachdem sie sich mit einem Ruck zur Allmacht emporgeschwungen hatten, daß sie nur durch Blutvergießen zur Verwirklichung ihrer Träume gelangen könnten. Der Terrorismus war für die meisten unter ihnen nur ein Mittel, vorwärts zu kommen, vielleicht der Regeneration, und nicht eine

gräuliche Last. Selbst Carrier hat in seiner legitimen Frau eine Apologistin gefunden. Diese Wittwe eines Scheusals hat an die Noyaden und anderen Grausamkeiten, die ihr Gatte zu Nantes, wohin sie ihm nicht gefolgt war, verübt hat, nie glauben wollen. Als ihr davon zu Ohren gekommen war, da hat sie ausgerufen: „Ha! die Schändlichen, wie sie den armen Mann verläumden, ihn, der nicht einem Lamm hätte weh thun mögen!"

Diese Worte der Wittwe Carrier's, die Ansichten eines besseren Charakters der Conventsmitglieder, mögen etwas für sich haben; wir bestreiten das nicht, es bestätigt uns vielmehr in unserer Meinung. Es bekundet sich darin bis zur Evidenz das Uebel, welches die Revolutionen erzeugen können, und wie rasch solche Revolutionen die mindest grausamen Naturen umkehren. Mehr als gegen die bösen Menschen, sollten die Gesellschaften gegen die alle Ordnung umstürzenden Principien, gegen die Ideen des Aufruhrs, welche, nachdem sie die Individuen aus ihrer Sphäre gerissen haben, sie, ohne einen anderen Zügel als ihre überreizten Leidenschaften, mitten in die Stürme schleudern, mit größtem Nachdruck einschreiten.

In all den blutigen Expeditionen, von welchen wir eine Skizze gegeben haben, liegt übrigens wohl weniger Ironie und Grausamkeit, als in der revolutionairen Justiz, von welcher wir einige, dem Register der Militair-Tribunäle entnommene Auszüge mittheilen wollen.

„Sitzung vom 9. Nivose des Jahres II, (29. December 1793). Morgens.

Da das morgende Fest, zur Feier der Einnahme von Toulon, durch ein brüderliches Mahl beendet werden soll, zu welchem der Volksrepräsentant eingeladen ist, und dem auch — es lebe die Gleichheit! — der Volksrächer beiwohnen wird, so haben die augenblicklich zu Rennes vereinten drei Militairgerichte beschlossen, daß morgen keine Sitzung stattfinden soll. — Zwei barmherzige Schwestern, die vor die Commission berufen worden waren, um sich wegen angeschuldigter Pflichtvergessenheit zu verantworten, haben die Vermessenheit gehabt, laut vor dem Volke zu erklären, daß sie den geheiligten Eid der Freiheit nicht geleistet hätten und nie leisten würden; sie sind demzufolge für verdächtig erklärt und eingekerkert worden.

„Man wird nicht verfehlen, eben so mit den anderen Nönnchen zu verfahren, die eben so gesonnen sein möchten."

Ein wenig weiter unten, aber auf derselben Blattseite, ist zu lesen:

„Am 11. ist keine Sitzung gehalten worden, weil kein Fest Freude macht, von dem man sich nicht den folgenden Tag ausruhen kann. Ueberdem haben die Volksrepräsentanten Lavallee und Laplanche, die dem Mahle beigewohnt, solches den andern Tag zu erwiedern. Es sind ein paar sehr angenehme Tage gewesen, denn es war ein herzliches Fest."

Weiterhin heißt es noch: „Jungen Leuten aus der Stadt Rennes ist die brüderliche Umarmung bewilligt worden, weil sie sich durch eine Deputation erbeten haben, militairische Executionen selbst zu vollziehen, um ihre Wuth an den schändlichen Chouans zu kühlen."

Alles dieses ist von dem Präsidenten Brutus Magnier und von seinem Secretair Scävola unterzeichnet.

Von Schrecken ergriffen, überließen die Nanteser das Morden den Noyeurs (Ersäufern) oder den unwissenden Soldaten; die jungen Bürger zu Rennes aber waren minder nervenschwach: sie griffen dem Henker unter die Arme, um ihm seine nationalen Strapazen zu erleichtern!

Zu Antrain erhielt der Repräsentant Pochole folgendes Schreiben:

„Bürger Repräsentant,

„Ich bin ein ächter Patriot, der von dem alten Regime verfolgt worden ist. Man hat mich in dem hiesigen Stadtgefängnisse mit einem Haufen ehemaliger Adelicher und vormaliger Bauern eingesperrt. Es lebe die Gleichheit! Diese Brigands von ehrlichen Leuten murmeln den ganzen Tag lang contrarevolutionaire Gebete her; das empört mein sansculottisches Herz. Solltest Du nicht ein nationales Scheermesser haben, um ihnen den Bart abzunehmen?

„Im Gefängnisse zu Antrain, den 17. Nivose des Jahres II der Freiheit.

„Aristide Bucheau.

Dieser Aristides Bucheau war eine Art von Straßenräuber, hatte auch schon mehrere Male entehrende Strafen erlitten; aber der Repräsentant Pochole lächelte beim Durchlesen seines Briefes, und er wurde in seine — bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt. Man ernannte ihn selbst zum Präsidenten eines neuen Revolutionstribunals, ein Amt, das an keinen Ort gebunden war, sondern überall hin verlegt werden konnte, wo die Conventsmitglieder es für nöthig erachteten. Ueberall, wo die Revolution obsiegte, war es ihre erste Sorge, zur Unterstützung ihrer desorganisirenden Grundsätze alle anrüchigen Menschen, betrügerische Bankerotteurs und sonstige Verbrecher an sich zu ziehen.

Auf dem ersten Blatte des Registers der durch ein dergleichen Tribunal gefällten Urtheile lies't man:

„Den 25. Nivose.

„In einem Zuge 68 Brigands, männliche und weibliche, verhört, verurtheilt und hingerichtet, weil sie durch unschickliche und unbürgerliche Gebete im Gefängnisse gegen die heilige Gleichheit conspirirten."

Das Tribunal, dessen Präsident dieser Aristides geworden war, hat seine executiven Functionen nur sieben und vierzig Tage behalten, doch hat es in dieser Zeit an Vendeern, Gemäßigten und Feuillantinern 1815, worunter 145 Kinder von vier bis eilf Jahren, gemordet oder, nach seinem Ausdrucke, sansculottirt.

Am 25. Prairial des Jahres III klagte Boursault den Brutus Magnier beim Convent an. „Ich habe in dem Heilsausschusse ein Papier hinterlegt," sagte dieser Repräsentant, aus welchem sich ergiebt, wie weit seine blinde Grausamkeit gegangen ist. Als er Präsident der Militaircommission war, da schrieb er an einen andern Buben: „Schicke mir zu morgen sechs Stück Wild für die Guillotine. Nimm dazu, was Du willst; aber die Sache hat Eile."

Brutus Magnier, dessen Name in den Denkbüchern der Verbrechen eine scheußliche Celebrität erlangt hat, war ein geborner

Amerikaner. Er war im Alter von 17 Jahren von Cayenne nach Frankreich abgegangen, um an der dortigen Revolution Theil zu nehmen. Er machte die Schlacht von Jemmapes mit, und wurde darnach als Commandant der Sappeurs nach der Vendee gesandt. Als Präsident der Militaircommissionen war er kaum 21 Jahre alt, als er sich dergestalt blutigen Gräueln hingab.

Ein Bürger Cato Burondelle, der einer anderen eben so expeditiven Commission, als wir sie eben besprochen haben, vorstand, übersandte an Francastel folgenden Bericht: „Deinen Befehlen zufolge, mein Repräsentant, verurtheilen wir alle Tage hehre Haufen der Stützen Pitt's und Coburgs. Es kommen Fälle vor, wo einige derselben die Stirn haben, Beweise dessen, was die Nation gegen sie hat, zu verlangen. Solchen Mißbrauch des alten Regime's hat die Nation aber abgeschafft. Sie sind straffällig, weil wir es wollen, und sie müssen sterben, weil sie reich sind, das ist genug. Einstweilen tödte ich ihrer eins ins andere gerechnet täglich zwischen sechzig und achtzig. Noch einige Aderlasse, und die Nation wird sich wohler fühlen!"

Zu Redon, Questembert, Vannes und im ganzen Morbihan verbreitete Le Batteux, ein Schenkwirth, der sich von einer revolutionairen Armee unter einem General Avril begleiten ließ, überall Zerstörung, Brand und Tod, wo er erschien. Er ließ zuerst die Royalisten, dann die Gemäßigten und letztlich selbst die Patrioten erschießen, und das ganze Dorf Contbihan niederbrennen. Zu Bourg-Paul-Mussillac überraschte er etwa hundert Landleute, die sich, ihr einziges Verbrechen, zum Gebet in der Kirche versammelt hatten. Auf seinem Befehl verließ die Hälfte, Männer und Frauen, die heilige Stätte, und da wurden sie sämmtlich von Avril und seinen Helfershelfern auf dem Kirchhofe niedergemacht. Batteux aber schrieb unterm 21. Nivose des Jahres II (10. Januar 1794) an Carrier:

„Die Sachen machen sich, mein würdiger Repräsentant, fast ganz so wacker wie zu Nantes. Ich lasse die Aristocraten braten, Du ersäufst sie. Ich gehe also heißer zu Werke als Du. Avril ist ein vortrefflicher Sansculot, aber Dein College Trehouart möchte meiner Nationaljustiz gern ein wenig in den Weg treten. Diese Kröte des Sumpfes schreckt mich jedoch nicht, denn ich weiß, daß wir den Heilsausschuß auf unserer Seite haben. Das Menschengeschlecht muß regenerirt werden, indem man ihm das alte Blut abzapft. Laßt uns nur frisch darauf los tödten; es werden in der von dem päpstlich-monarchischen Aussatze behafteten Bretagne doch noch genug Vorurtheile und Dummheiten übrig bleiben!"

Zu Saumur erwürgte man die Vendeer bei Tage und bei Nacht. Zwei von der Pariser Gemeinde nach dieser Stadt geschickte Commissarien, um die Operationen der Revolutionstribunale zu überwachen, schrieben unterm 16. Frimaire des Jahres II an den Heilsausschuß:

„Gruß, Brüderschaft, Freude, Gesundheit, Ausdauer und Raschheit in den revolutionairen Maaßregeln. Ca ira!

„Die Post geht ab, und es warten Brigands auf unser Urtheil, um die Guillotine zu besteigen. Seit vierzehn Tagen haben wir ihrer vier hundert diesen Weg einschlagen lassen.

„Unterz.: Felix und Millier."

Dieser Felix und dieser Millier schrieben fünf Tage später an den Heilsausschuß:

„Es fehlt uns augenblicklich an Brigands für unsere Sühn-Ceremonien zu Ehren der Gleichheit; aber die Umgegend von Saumur und die benachbarten Städte sind voll lauer Patrioten, mit Herzen, die im Moderantismus Saft und Kraft verloren haben, Schelme, die reich sind und die vor unserer Gerechtigkeit zittern. Wir werden sie in den Korb der Gleichheit spucken lassen. Heute sind Siebenzehn verurtheilt worden, von skandalösem Reichthum und im Besitz ergiebiger Weinberge. Wir erklären alles dieses für Nationaleigenthum! Mäßigung ist ein Verbrechen. Um kräftig drein zu schlagen, bedürfen wir nicht erst Ihres Befehls. Wir kennen Euch, Bürger Repräsentanten, und wissen recht gut, daß wir Eure bürgerliche Gesinnung immer nur noch schwach in Ausführung bringen."

Die Beschreibung so vieler Gräuel, die sich auf allen Punkten wiederholen, und das Lesen so vieler blutigen Schriftstücke hat mir das Herz und die Augen dermaßen angegriffen, daß der Geschichtschreiber Halt machen muß. Er hat erzählt, ist aber nicht so glücklich, gleich den Römern, seinen Vorgängern in der Beschreibung von Verbrechen sagen zu können: narrandum non probandum. Alles ist erwiesen, und länger als ein ganzes Jahr hat es im Westen keine Stadt gegeben, wo nicht die Guillotine in Permanenz gewesen wäre, keine Stunde, wo nicht ein Haupt gefallen, kein Conventsmitglied, das nicht eine Escorte von Henkern im Gefolge gehabt hätte. Es giebt nicht ein Dorf, in dessen Municipalregistern sich nicht die officielle Spur von all diesen unbegreiflichen Missethaten vorfände.

Drei neue Zeitschriften.

Deutsches Museum. Herausgegeben von R. Prutz und W. Wolfsohn. Leipzig, Hinrichs.

Alle vierzehn Tage ein Heft.

Der Phönix. Herausgegeben von J. V. Zingerle und T. Wildauer. Innsbruck, A. Witting.

Wöchentlich eine Nummer.

Wochenschrift für Kunst und Literatur. Herausgegeben von Aimé von Wouwermans. Graz.

Vor den Stürmen des Jahres 1848 mußte sich der größte Theil der nichtpolitischen Zeitschriften flüchten, während aus dem damals so fruchtreichen, ergiebigen Felde der Politik eine Unzahl von Tagesblättern wie Unkraut emporschoß. Es war ein wildes Drängen und Treiben, und Jeder, der schreiben konnte, glaubte sich berufen auch einige Steine beitragen zu müssen zum Tempel deutscher Freiheit und Einheit. Weil der Arbeitslohn nicht gleich bezahlt wurde, sind nun die Bauleute großentheils wieder davongelaufen, und das so großartig angelegte Gebäude steht schwarz und finster da wie eine verwitterte Ruine. — Jetzt kommt der Beruf des wahren Vaterlandsfreundes wieder mehr in Geltung, denn das Volk wird nicht allein frei, wenn man seine Ketten zer-

bricht, nur dann wird es frei sein, wenn es jenen Grad der Bildung erlangt hat, der es die gewonnene Freiheit vernunftgemäß benutzen läßt. Bildung ist der einzige Hebel, mit dem man jede Gewaltherrschaft aus den Fugen heben kann, und darum ist Verbreitung wahrhafter Bildung der Lebenszweck jedes ehrlichen Mannes. Aber nicht nach unten allein braucht man Sendboten und Träger dieser Bildung, auch in den oberen Schichten der Gesellschaft sind gar viele Keime noch zu wecken, viele ersterbende Geisteskräfte neu zu beleben und Vorhandenes in segensreicher Thätigkeit zu erhalten. Nichts ist geeigneter den befruchtenden Samen dieser Bildung in alle Welt auszustreuen, als Zeitschriften, und wenn auch viele Körner auf harten Boden fallen, so werden doch auch deren viele ein empfängliches Erdreich finden und aufblühen in segensreichem Gedeihen. Die drei obenstehenden Zeitschriften sind alle dazu bestimmt, als Anfacher des Bildungsfunkens für die höheren Stände zu dienen.

Das deutsche Museum hat sich den weitesten Wirkungskreis gespannt. Alles ausschließend, was nur dem Fachgelehrten verständlich sein würde, will es doch die gebildete Welt mit den Erfolgen und dem Gang der neuzeitlichen Wissenschaft vermitteln, und darum seinen Lesern den gesammten Umfang der modernen Wissenschaften allmälig zur Anschauung bringen. Einerseits will es allen Strebungen der Philosophie, der Theologie, der Rechtswissenschaft, der Geschichte, der Naturwissenschaften, der Literaturgeschichte und der Alterthumswissenschaften, sowie den Fragen der ästhetischen Kritik und der Tagesgeschichte gebührende Rechnung tragen, anderntheils will es auch den schönwissenschaftlichen Schöpfungen in Gedicht, Novelle und Drama einigen Platz einräumen. Die Herausgeber glauben bei dieser letzteren Abtheilung mit besonderer Strenge verfahren zu müssen, um in der Lesewelt jene Theilnahme für journalistische Belletristik wieder zu erwecken, die in letzter Zeit fast gänzlich eingeschlummert war. Daß Strenge in diesem Gebiete Noth thut, wird jeder Einsichtsvolle überzeugt sein, aber nicht allein gegen die Fremdlinge in der Schriftstellerwelt, auch gegen die „anerkannten Talente“ muß sie in Anwendung kommen. Daß es aber den Herausgebern nicht ganz Ernst ist, hier immer den „allerstrengsten Maaßstab“ anzulegen, beweis't das erste Heft, dessen Cromwell von Julius Mosen vor einem allerstrengsten Maaßstab schwerlich bestanden wäre. — Ueber das ganze, in seinen Strebungen unbedingt lobwürdige, Unternehmen jetzt schon ein entscheidendes Urtheil zu fällen, ist unmöglich, da uns von dieser jungen Zeitschrift erst zwei Hefte vorliegen. Der beste Beitrag des ersten Heftes ist unstreitig die ergreifende Schilderung „der letzte Sommer Lenau's“ von B. Auerbach. Wir erfahren hier keine besondere Merkwürdigkeit aus dem Leben des unglücklichen Dichters, den die Nacht des Todes nun befreit hat aus der Nacht des Geistes, aber auch diese wenigen Perlen aus dem Werktagsleben einer geschiedenen Größe, wird das deutsche Volk aufbewahren wie ein theures Angedenken. Auerbach hat dem Verstorbenen damit den schönsten Grabeskranz gewunden. — A. Schöll giebt einige scharfe Striche zu Goethe's Leben; A. Böckh bringt seine zu Basel gehaltene geistreiche Rede über die Philologie und ihr Verhältniß zur Gegenwart; Gutzkow spricht über innere Mission und E. Geibel liefert ein Stück aus einer Tragödie. — Das zweite Heft enthält einen trefflichen Aufsatz über den englischen Sittenroman von Wellmann; einen Aufsatz Guhrauer's, des fleißigsten aller Forscher in deutschen Literaturschätzen, über Goethe's Aufenthalt in Karlsbad; ziemlich interesselose Metamorphosen eines angehenden Studenten von H. König und kurze Andeutungen über slavische Volkslieder aus Oberschlesien von Max Waldau mit einer Zugabe von 18 Uebersetzungen solcher Volkslieder. Den beiden Heften zugegeben sind Buchbeurtheilungen und Correspondenzen. — Weitere Beiträge werden noch versprochen von den beiden Herausgebern, Rosenkranz, W. Stricker, Anastasius Grün, Hoffmann von Fallersleben, E. Boas und Anderen. Wie man aus dieser kurzen Uebersicht ersehen kann, befinden sich in der Zahl der Mitarbeiter viele Namen, auf die Deutschland stolz sein kann, und einer Zeitschrift, bei der solche Männer zu Gevatter stehen, darf man unbesorgt ein günstiges Gedeihen vorhersagen. —

Bevor wir zum Phönix übergehen, wollen wir einen flüchtigen Blick auf die österreichische belletristische Journalistik werfen. Welch wüstes Feld begegnet da den Augen? Wie üppig ist das Unkraut aufgeschossen und wie kümmerlich steht die kernhafte Frucht! Betrachten wir z. B. einmal die Kaiserstadt Wien, die täglich eine Menge von Zeitschriften in die Welt sendet, unter denen sich nicht ein einziges gediegenes Unterhaltungsblatt befindet. Bäuerle's Theater-Zeitung ist ein Mischmasch geworden von gelehrtem und albernem Zeug, von Politik und Schöngeisterei, von Seiltänzergeschichten und Theaterhändeln; von Allem etwas und im Ganzen nichts. Und diese Klatschbase ist das bestgeleitete aller Wiener Unterhaltungsblätter. Saphir's Humorist, der sonst eine so glänzende Rolle gespielt, ist nicht einmal mehr der Schatten vom Schatten seiner einstigen Größe, und doch ist er noch eines der besten Blätter Wiens. Die geistreichsten Wiener Schriftsteller widmeten seither einen großen Theil ihrer Kräfte den Feuilletons der größeren politischen Zeitungen, obgleich diese deutschen Zeitungsfeuilletons hauptsächlich daran Schuld sind, daß in Deutschland der Geschmack an gediegenen Unterhaltungszeitschriften so sehr gesunken ist. — Dieses Bedürfniß war lange fühlbar und die kleineren Landesstädte waren es, die demselben, zur Beschämung der Hauptstadt, zuerst Rechnung trugen. So entstand in Innsbruck Mitte vorigen Jahres der Phönix unter Leitung des geistvollen Dichters J. V. Zingerle. Das deutsche Museum wird sich hauptsächlich in den Verstandeswissenschaften bewegen und vielleicht einst der Hort deutscher Prosa werden. Der Phönix wendet seine Hauptkraft der Unterhaltung zu, ohne dabei die Verstandeswissenschaften auszuschließen, und besonders die deutsche Dichtkunst ist es, die er schützend unter seine Fittige nimmt. Es ist bei den meisten Zeitschriften unumstößliche Ansicht, daß Gedichte keinen Leserkreis haben, und leider entbehrt diese Ansicht nicht aller Wahrheit. Wenn aber diese Blätter häufiger gute Gedichte brächten, so könnten und müßten sie sich dadurch einen Leserkreis für Gedichte schaffen. Von dieser Ansicht geht der Phönix aus, und wenn das übrige Deutschland dem tyroler Blatte die verdiente Unterstützung schenkt, so wird es gewiß einst für Deutschland ein segensreicher Wecker und Beleber des guten Geschmackes werden. Die im vorigen Jahre erschienenen Blätter enthalten werthvolle Spenden der österreichischen Dichterwelt; beigesteuert haben, neben andern weniger bekannten, Grillparzer, Friedr. Hebbel, L. A. Frankl, Ad. Pichler und J. V. Zingerle; vom Rheine kamen Gaben

von K. Simrock, Alex. Kaufmann und Sternau; die preußische Hauptstadt ist durch F. Eggers vertreten, und unter den Münchener Sängern verdienen besonders Leonhard Wohlmuth's sinnige Gedichte unsere Beachtung. Von sonst in Deutschland wohlbekannten Namen finden sich noch Dingelstedt und Geibel. Durch eine Reihe von Berichten aus Danzig, Graz, Frankfurt, Verona, Paris, Würzburg, München, Heidelberg u. s. w. erhalten die Leser fortlaufende Kunde vom öffentlichen Leben dieser Schwesterstädte. — Der neu angetretene Jahrgang brachte bereits Gedichte von Kaufmann, Frankl und Anderen. Eine hübsche Erzählung „Emma Wald" von Ph. Will; beherzigenswerthe Worte über Shakespeare von Dr. G. E. Haas; eine Forschung über die lyrische Poesie von Pius Zingerle; Lebensbilder aus Tyrol von A. Pichler und noch einige andere Erzählungen und kürzere Aufsätze. —

Ebenfalls eine Oesterreicherin ist die Wochenschrift für Kunst und Literatur, die Ende vorigen Jahres den Pfad der Oeffentlichkeit betreten hat. Wir glauben zwar nicht, daß sie in irgend einem Literaturzweige bahnbrechend auftreten wird, aber wir glauben, daß sie nicht allein in ihren engern, sondern auch in weiteren Kreisen viel Gutes stiften kann. Ohne zu hoch zu greifen, bleibt sie doch auch wieder vom gemeinen Wege der Alltäglichkeit in gebührender Entfernung, und wenn sie auch vielleicht für den Gelehrten zu unterhaltungssüchtig, und für den Unterhaltungsmenschen zu gelehrt sein mag, so ist sie doch gerade recht für eine gewisse Klasse von Menschen, deren Zahl wohl die größte ist in der Lesewelt. Die erste Abtheilung des Blattes behandelt die Fragen der Literatur und bringt Berichte über die neuen Erscheinungen in der Bücherwelt; die zweite Abtheilung ist der Unterhaltung gewidmet. Die ersten Nummern des neuen Jahres brachten einen Aufsatz über das Schriftstellerthum der Gegenwart von Aimé von Wouwermans; Philologische Arabesken von Semlitsch, u. s. w. Für die zweite Abtheilung sind bedeutende Kräfte gewonnen, wie J. G. Seidl, J. H. Vogl, A. Schuhmacher, F. Hebbel, Bauernfeld, A. Pichler, W. v. Metzerich und Andere. — Die in No. 1 mitgetheilte Neujahrs-Phantasie von Wilhelm Gärtner ist mir ein wenig zu phantastisch und verworren; dagegen verspricht das im Blatt 2 begonnene Genrebild von Aimé von Wouwermans „Hinter den Coulissen" ein recht hübsches Bühnenstück zu werden. —

F. J. Freiholz.

Dr. William Ellery Channing's Werke.

In einer Auswahl aus dem Englischen übersetzt u. herausgegeben von

L. A. Schulze, Stadt-Schulrath und **Ad. Sydow,** Prediger an der Neuen Kirche zu Berlin.

1—6. Bändchen.

Berlin. Verlag von Hermann Schultze. 1850.
XXV und 180, VI und 188, 188, 204, 177, 199 Seiten 12.

Das erste Bändchen enthält Nachrichten über Channing's Leben, bei welchen besonders seines Neffen W. H. Channing Memoir of William Ellery Channing, with extracts from his correspondence and manuscripts. Three volumes. London, John Chapman, 1848, und Auszüge aus amerikanischen Blättern benutzt sind; im zweiten befindet sich eine Characterschilderung desselben von A. W. Zumpt. Channing ist zu Newport im Staate Rhode-Island den 7. April 1780 geboren und starb am 2. October 1842; er war seit 1803, 40 Jahre lang, Geistlicher der Gemeinde in der Federal-Street in Boston, welche zu den unitarischen gehört. — „Die Predigten, welche er während des Krieges mit England 1812 herausgab, machten seinen Namen in allen Staaten der Union bekannt. Später begründeten seine Recensionen über Milton (wir haben ein Bruchstück derselben bereits in Nr. 17 unserer Blätter mitgetheilt), Fenelon, Napoleon, über die Union, die Sklaverei und seine theologischen Reden und Abhandlungen den Ruf, dessen er sich in Amerika erfreut. In England fand er lange nicht die verdiente Anerkennung. Die Stimmführer der öffentlichen Meinung ignorirten ihn oder suchten ihn durch ein mattes und schwaches Lob zu beseitigen. Aber das Volk urtheilte anders. Langsam und durch ihren eigenen Werth allein bahnten sich seine Schriften ihren Weg. Jetzt sind sie in Tausenden von Exemplaren in England verbreitet und Gesellschaften sind zusammengetreten, um die Mittel herbeizuschaffen, sie durch wohlfeile Ausgaben Allen zugänglich zu machen. Seine Popularität wurde in England sogar größer als in Amerika. Viele nannten ihn nur den amerikanischen Prediger. Als Lord Morpeth nach Amerika reiste, nahm seine Schwester mit den Worten von ihm Abschied: Um zwei Dinge beneide ich Dich: Du wirst den Niagarafall sehen und Dr. Channing." (Vorwort S. XVIII. XIX.) Die Herausgeber schließen das Vorwort mit der folgenden Schilderung des edlen Amerikaners, deren Richtigkeit durch jede in ihre Sammlung aufgenommene Abhandlung und Rede bewährt wird: „Weil Channing in jedem Menschen durch die äußere Hülle hindurch die Würde und Hoheit seiner Bestimmung, seine geistige und geistliche Natur als sein wahres Sein und Wesen erkannte und anerkannte, so ehrte er ihn über Alles und suchte ihm zu helfen, diese edle Natur, zugleich die Quelle alles seines Glückes, zu entfalten. Er war ein Menschenfreund. Er ehrte und liebte den Menschen ohne Rücksicht auf Vaterland, Geburt, Amt, Reichthum, Stellung, weil er ein Mensch war. Diese Qualität überstrahlte bei ihm alle übrigen. Er war der Freund und Sachwalter der Armen, der Anwalt der zur Sclaverei verurtheilten afrikanischen Race, und der Vertheidiger der Rechte und der Freiheit der Menschheit in allen ihren Formen. Alle diese Formen der Freiheit galten ihm aber nur in so fern etwas, als sie Manifestationen und Gewährleistungen der wahren persönlichen und geistigen Freiheit waren, die er als das Element alles sittlichen Lebens betrachtete. Dieses religiös-sittliche Leben war ihm der Anfang und das Ende, war die Aufgabe, die er in sich und an seinen Mitmenschen auszuführen, für das Ziel seines Lebens hielt. Vor Allem begann er hierbei mit sich selbst. Selbstbildung oder Selbstveredelung war bei ihm ein Wort von der tiefsten und gewichtvollsten Bedeutung. Sich selbst zu einem vollkommenen Manne zu machen in Christo Jesu, war das Werk, daß er in früher Jugend begann und bis zu seinem Ende nie unterbrochen hat. Andere hierzu zu ermuntern, dazu bediente er sich des Wortes, das in den Schriften niedergelegt ist, welche wir hier dem

Publikum übergeben." — Aus Zumpt's Aufsatz entlehnen wir einige Bemerkungen über die Form und den Geist seiner Schriften: „Die Form in Channing's Schriften ist edel und schön, die Kraft, mit der er zu überzeugen versteht, außerordentlich. Seine Beredsamkeit wird von Allen gepriesen und sein Stil hat ihm bei sehr Vielen den Ruhm verschafft, für den besten Schriftsteller Amerika's gehalten zu werden. Er besitzt eine eigenthümliche Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, die gefördert wird durch das Bestreben, Vielen und auch minder Gebildeten verständlich zu sein. Seine Sätze sind meistens kurz, der Gang der Gedanken einfach; sie reihen sich klar an einander, von verschiedenen Seiten beleuchtet und in zahlreichen Gleichnissen und Bildern ausgeführt. Seine Beredsamkeit ist natürlich: sie entspringt aus tiefer eigner Ueberzeugung und dem heiligen, glühenden Interesse, das er für die Verbreitung der Wahrheit hat. Man fühlt, daß es ihm Ernst ist mit dem, was er lehrt, und daß er das Beste will. Nie reißt ihn sein Eifer zur Unduldsamkeit fort: nur zu überzeugen ist sein Wunsch; er achtet die Freiheit und das Recht Anderer, selber die Wahrheit zu untersuchen, und dies giebt seiner Rede eine Milde und eine Weichheit, die ihm eben so sehr das Mitgefühl seiner Zuhörer gewinnt, als die Kraft der Ueberzeugung, mit der er spricht. Dazu kommt eine Freimüthigkeit, wie sie selbst in Amerika selten ist. Fern von unchristlicher Verdammungslust schont er zwar überall der Personen, aber gegen die Sachen hat er keine Schonung: die Wahrheit zu verrathen oder mit ihr zu unterhandeln gilt ihm für schimpflich und unsittlich. So ist seine Rede, wo es sich um sittliche und den innern Menschen angehende Fragen handelt, gleich einem Feuer, das wohlthätige und belebende Wärme ausströmt; wo sie auf äußere Gegenstände des Lobes oder Tadels stößt, da lodert sie in sittlicher Entrüstung oder in begeisterndem Preise zur hellen Flamme empor.

Channing war ein scharfer Denker. Er überrascht häufig durch neue Seiten, die er seinem Gegenstande abgewinnt, er erfreut durch gerades und richtiges Urtheil. Aber, so sehr auch der Stoff, den er großen Theils behandelt, die Philosophen im Allgemeinen, zuletzt die deutschen Philosophen beschäftigt hat, so schwer oder vielleicht unmöglich würde es sein, ihn mit irgend einem derselben zu vergleichen. Deutsche Philosophie überhaupt ist in England und Amerika wenig bekannt, wohl auch wenig beliebt; man ist der Meinung, sie thue der Frömmigkeit und Christlichkeit Eintrag. Auch Channing ist von dieser Ansicht nicht frei: er verwechselt unsere Philosophie mit jener französischen des vorigen Jahrhunderts, deren verderblichem Einflusse er hauptsächlich den wenig erfolgreichen Ausgang der französischen Revolution zuschreibt. Sein ganzes Verfahren ist sogar meist dem der Philosophie widerstrebend. Er stellt weder einen bestimmten Grundsatz an die Spitze der Untersuchung und entwickelt dann aus ihm seine Folgerungen, noch gelangt er umgekehrt von Einzelheiten aus zu einem allgemeinen Ergebniß. Er geht rein praktisch zu Werke. Nachdem er seinen Gegenstand hingestellt hat, macht er einzelne, überaus treffende und geschickte Bemerkungen darüber. Diese erläutert er dann anschaulich und beredt."

Die Schriften Channing's, welche diese Auswahl umfaßt, sind theils religiöse, theils sociale; die Herausgeber haben sehr zweckmäßig sie mit besonderen Titeln versehen lassen, so daß sie von der Verlagshandlung getrennt abgegeben werden können. Drei Bändchen (das erste, dritte und fünfte) liefern die religiösen, drei (das zweite, vierte und sechste) die socialen Schriften. Wir lassen die Angabe des Inhalts aller hier folgen: 1) Religiöse: Vorreden zur ersten Bostoner und dritten Glasgower Ausgabe. Einleitende Bemerkungen. Ueber den Character und die Schriften von John Milton; eine Recension. — Bemerkungen über den Character und die Schriften Fenelon's. Ueber Selbstverläugnung. Gedächtnißrede auf den Prediger Dr. Follen. *) — Der Character

*) Wir gestatten uns die Anmerkung des Herrn Prediger Sydow zu dieser Gedächtnißrede, die den deutschen Freunden Follen's gewiß interessant erscheinen wird, abdrucken zu lassen. „Am 13. Januar 1840 verbrannte in der Meerenge Long Island ungefähr 50 Meilen von New-York das Dampfschiff Lexington. Von der Mannschaft und den Reisenden entkamen nur vier Personen. Unter den Verunglückten befand sich auch der Prediger Dr. Carl Follen, Channing's Freund und Amtsgenoß. Diese Umstände veranlaßten, nachdem jede Hoffnung, daß Follen möchte gerettet sein, verschwunden war, die obige Rede. Follen war aus Darmstadt gebürtig, hatte als Jüngling die Freiheitskriege mitgemacht, war nachher in die bekannten Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe verwickelt worden und entzog sich den Verfolgungen in Europa durch die Auswanderung nach Amerika, wo er zuerst an der Universität Cambridge als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur wirkte. Später übernahm er das geistliche Amt. Es ist anziehend, in dem Urtheile Channing's über ihn zugleich den Amerikaner über den Deutschen reden zu hören. Einige Monate nach Follen's Tode schreibt Channing an Blanco White, in England, dem er die obige Gedächtnißrede übersendet hatte, noch Folgendes: (s. Memoir of W. F. Channing. London 1848. Vol. III S. 305) „Ich habe Ihnen eine Rede geschickt, welche hoffentlich in Ihre Hände gelangt ist und die durch den Tod des Dr. Follen veranlaßt wurde. Er war einer meiner theuersten Freunde und ich kann nicht hoffen, daß mir seine Stelle je wieder ausgefüllt werde. Vielleicht habe ich nie einen so wahren Freund der Freiheit, des Rechten gekannt. Er hatte nach dem Falle Napoleons an den übelberathenen revolutionären Bewegungen in Deutschland Theil genommen, welche durch die Weigerung der Herrscher, dem Volke, das sie wieder hergestellt hatte, ihr Versprechen einer neuen Verfassung zu halten, hervorgerufen wurden. Obwohl damals wenig über 20 Jahre alt, hatten ihm seine Uneigennützigkeit, Muth und Geschicklichkeit doch eine Stelle unter den hauptsächlichsten Führern angewiesen. Er wurde genöthigt, in der Schweiz eine Zufluchtsstätte zu suchen, wo aber wiederholt von Seiten der heiligen Allianz seine Auslieferung gefordert wurde. Endlich fand er hier bei uns Sicherheit, aber nicht den Lohn, der seiner Treue gegen die Freiheit gebührt hätte. Gehorsam seinen höchsten Gewissensüberzeugungen hatte er sich dem „Verein gegen die Sclaverei" angeschlossen, der, wie Sie wissen, in den Freien Staaten um der Aufregung willen, die er in den Sclaven haltenden Staaten verursachte, verfolgt ward, und durch diesen Schritt machte er sich mißliebig und versperrte sich sein weiteres Fortkommen. Wir waren eines solchen Mannes nicht werth! Er lebte nicht in glänzender äußerer Lage, aber hochgesegnet in seinem häuslichen Leben und heitermuthig durch seinen hochherzigen Geist — und er starb, um die Anerkennungen seines Werthes zu empfangen, welche ihm schon im Leben hätten zu Theil werden sollen. Er hat für seine Grundsätze gelitten, und doch kann ich an seinem Beispiel recht erkennen, wie die Tugend ihr eigner großer Lohn ist."

Christi. Die Nachahmbarkeit des Characters Christi. Die Liebe zu Christo; zwei Vorträge. Das zukünftige Leben. Unsterblichkeit. 2) Sociale: William Ellery Channing und sein Wirken, von Dr. A. W. Zumpt. Ueber Selbstbildung. Das gegenwärtige Zeitalter. — Ueber die Hebung der arbeitenden Klassen; zwei Vorträge. Ueber die Mäßigkeit. Anmerkung: Ueber öffentliche Meinung. — Ueber Vereine. Ueber National-Literatur. Ueber Erziehung.

Von den neuen, noch nicht erschienenen Bändchen wird das achte den Aufsatz über Napoleon Bonaparte, das zehnte die Betrachtung über den Krieg bringen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß gleich den einzelnen, von den Uebersetzern früher herausgegebenen Reden Channing's (Berlin 1846 und 1847), auch diese Auswahl aus seinen sämmtlichen Werken mit Beifall und Theilnahme aufgenommen werden wird; sie ist übrigens nicht darauf gerichtet gewesen, wie es im Vorworte heißt, nur das Werthvollste aus Channing's Schriften zu sammeln. „Es würde dies eine schwierige Aufgabe gewesen sein, da es fast keine Schrift Channing's giebt, welche nicht auf jeder Seite einen Reichthum trefflicher, reiner und hoher Gedanken enthielte. Vielmehr besteht die Auswahl nur darin, daß diejenigen Schriften gewählt worden sind, welche nicht ausschließlich oder vorzugsweise die amerikanischen Zustände behandeln, wie die Schriften über die Sklaverei, die Union und andere. Zwar finden sich auch in den hier vorgelegten Schriften, wie es nicht anders sein kann, vielfach Bezugnahmen auf die Zustände der Kirche und des Landes, in denen sich der Verfasser bewegte, wie denn überhaupt, wo er sich aus der Betrachtung der allgemeinen Principien in das praktische Gebiet hinüberbewegt, die besonderen Verhältnisse und das sociale Leben der nordamerikanischen Freistaaten einen Einfluß auf die Anwendung äußern, die er seinen Principien giebt, — woran sich der Leser erinnern muß, um die jedesmalige Tendenz des Verfassers richtig zu fassen; — indessen haben theils die von Channing aufgestellten Principien eine so allgemeine und umfassende Bedeutung, theils sind auch die von ihm oft in Bezug genommenen socialen Zustände Nordamerika's in vielen Beziehungen den unsrigen so ähnlich und ihnen zugleich so vorausgeeilt, daß seine Schriften auch in Bezug auf die praktische Anwendung seiner Principien reiche Belehrung gewähren, weshalb die Herausgeber auch solche Stellen seiner Schriften unverkürzt wiedergegeben haben."

Wir behalten es uns vor aus den socialen Schriften später einige Fragmente zu entnehmen und nach dem Erscheinen der noch übrigen Bändchen den Inhalt derselben anzuzeigen.

Druck und Papier sind sehr gut; der Preis ist billig.

H.

London im Jahre 1851.

Ein praktisches Handbuch für Reisende nach England.

Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1851.

(VIII), 128 und 144 Seiten 8.

Das Buch besteht aus zwei Abtheilungen; die erste zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen: I. Was der Fremde vor der Ankunft wissen sollte. 1) Die Reise nach London. 2) Ankunft und Aufsuchen einer Wohnung. 3) Lebensweise und Sitte in England. 4) Der Tag in London. 5) Wie lebt man billig in London. II. Oeffentliches Leben. 1) Kirche. 2) Königthum und Adel. 3) Staatsregierung und Verwaltung. 4) Wissenschaft und Kunst. 5) Handel und Verkehr. 6) Gewerbe. 7) Gemeinnützige und Wohlthätigkeits-Anstalten. 8) Vergnügen und Erholung. 9) Das Jahr in London. — Einige Bemerkungen über die Industrie-Ausstellung. — Die zweite Abtheilung hat gleichfalls zwei Unterabtheilungen: I. Zur Orientirung. 1) Geschichtlicher und topographischer Ueberblick. 2) Panorama von London. 3) Ausflüge in die Umgegend von London. II. Die Sehenswürdigkeiten London's (in alphabetischer Ordnung). Daran schließt sich ein Anhang, enthaltend: 1) Orte, welche der Fremde unbedingt sehen sollte. 2) Sehenswürdigkeiten im Allgemeinen. (Angabe der Zeit, wo sie offen.) 3) Oeffentliche Bäder. 4. Tabelle der bei den Excursionen erwähnten Orte. 5) Fremde Gesandtschaften und Consulate in London. 6) Postverbindung mit dem Auslande. 7) Eisenbahn- und Dampfschifffahrten. 8) Banquiers in London. 9) Cabriolet-Fahrpreise. 10) Maaß und Gewicht. 11) Münzwesen. Ein Plan zur Orientirung in London und eine Karte der wichtigsten Eisenbahn-Linien Englands sind beigefügt.

Ein Werk gleich dem vorliegenden, nach einem, wie aus der Inhaltsangabe ersichtlich, so zweckmäßigen Plane ausgearbeitet, würde gegenwärtig, wo Beruf und Wißbegierde Tausende von Deutschen nach Englands Hauptstadt führen werden, schon eine werthvolle Gabe sein, wenn es auch nur aus den neuesten besten Hülfsmitteln zusammengetragen wäre; dieses „praktische Handbuch" hat aber noch den bedeutenden Vorzug und erhält dadurch einen noch höheren Grad von Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit, daß bei vielen Angaben die eigene Anschauung des Verfassers, der durch längeren Aufenthalt in London mit den Bedürfnissen des dort ankommenden Fremden vertraut geworden, zu Grunde gelegt ist. Wer dieses „London" vor der Hinreise aufmerksam liest und es während seines dortigen Aufenthaltes zu seinem beständigen Begleiter macht, der wird sich leicht orientiren, und in den Stand gesetzt werden, ohne Zeitverlust das Wichtigste zu sehen, keine unnütze Ausgaben zu machen, und im Verkehre mit den Bewohnern der Stadt nicht ganz als Neuling zu erscheinen.

Das Werk ist seiner Bestimmung gemäß dauerhaft und doch elegant gebunden; am Schlusse sind weiße Blätter zum Eintragen von Notizen angehängt.

H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 22. Sonnabend, den 15. März. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Geburt Ludwig XIV.

(Aus den Memoiren Richelieu's.)

Aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts ist ein Schriftwerk auf uns gekommen, das jedenfalls zu den interessantesten und wichtigsten gehört, welche die Geschichte überhaupt aufzuweisen hat, — die Memoiren des Cardinal von Richelieu, jenes großen Ministers, der die Regierung Ludwig's XIII., eines an sich schwachen und energielosen Fürsten, zu einer der folgenreichsten, nicht nur für die Geschichte Frankreichs, sondern Europa's überhaupt gemacht hat. Es sei uns erlaubt, zuvörderst einige Worte über diesen großen Mann zu sagen.

Jean Armand Duplessis Cardinal Herzog von Richelieu, geboren zu Paris im September 1583, war der erste Staatsmann, der in seinem Lande den Begriff des moderaen Staates im Gegensatz gegen das mittelalterliche Feudalwesen, das ganz aufzuheben er freilich weder im Stande, noch auch wohl gewillt war, zu realisiren suchte. In dem Frankreich, wie es von ihm umgeschaffen wurde, hat er ein Vorbild für die reformatorischen Staaten des achtzehnten Jahrhunderts geliefert, denn die Staaten Friedrich des Großen, Catharina II., Joseph II., ruhen, bei aller sonstigen Verschiedenheit, doch auf derselben Basis, der Beseitigung der mittleren Gewalten, seien es nun mächtige Geschlechter oder einflußreiche Provinzialstände, durch die eine oberste Gewalt der absoluten Königsmacht. Für die innere Organisation seines Vaterlandes hat Richelieu das Werk begonnen, das Ludwig XIV., die französische Revolution und Napoleon fortgesetzt haben — die Centralisation aller Kräfte des Landes in dem Einen Mittelpunkte Paris; das in Künsten und Wissenschaften, wie in der Politik tonangebende Frankreich, Ludwig XIV., bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts Sitz der europäischen Cultur, wäre ohne Richelieu nie möglich gewesen; für das Königthum war er der Philipp, wenn Ludwig XIV. sein Alexander war.

Was nun aber diese Memoiren Richelieu's, zehn starke Bände, betrifft, so sind dieselben in der Manuscripten-Sammlung der großen Pariser Bibliothek lange mit ängstlicher Sorgfalt vor den Augen des Publikums verborgen worden und nur einzelne Bevorzugte konnten sich rühmen, einen flüchtigen Blick haben hinein werfen zu dürfen. Erst unter der Restauration, im Jahr 1823, wurden die Freunde der Geschichte in den Besitz des so lange ersehnten Schatzes gesetzt, indem diese Memoiren einer großen Sammlung von Documenten für die Geschichte Frankreichs, die damals erschien, einverleibt wurden.*) Mit welcher Freude diese Veröffentlichung bewillkommnet wurde, läßt sich denken. Sogleich bemächtigte sich aber auch die Kritik dieses reichen Stoffes. Während nämlich die Einen behaupteten, daß die Geschichte in diesen Memoiren ein unmittelbar aus der Feder des Cardinals hervorgegangenes Werk gewonnen habe — glaubte man doch sogar in den Schriftzügen des Manuscripts die Hand des Ministers zu erkennen! — wollten Andere nur eine Ueberarbeitung oder gar nur eine letzte Durchsicht des Werkes durch den Cardinal zugestehen, noch Andere, sich stützend auf einzelne darin vorkommende historische

---

*) Mémoires sur l'Histoire de France depuis l'avénement de Henri IV. jusqu'à la Paix de Paris conclue en 1763 avec des notices sur chaque auteur et des observations sur chaque ouvrages, publiés par M. Petitot. Paris.

Die Memoiren sind enthalten in: 2e Série Vol. 20—30 (gegen 40 [illegible]

Ungenauigkeiten, meinten selbst diese entfernte Betheiligung desselben bestreiten zu müssen. Es ist hier der Ort nicht, auf diese Streitfragen näher einzugehen, besonders da dieselben noch zwischen den großen Geschichtsforschern schwebend sind, so viel aber ist gewiß, diese Bände bilden eines der interessanten Quellenwerke der neuern Geschichte. Die innere Geschichte Frankreichs während dieses denkwürdigen Ministeriums; Richelieu's Kampf mit den Großen, deren Widerstand in der Vertheidigung der alten Provinzialrechte gegen das Nivellirungssystem desselben oft eine gewisse Berechtigung und eine starke Stütze fand; der schwerere Kampf am Hofe selbst um den höchsten Einfluß beim Könige, den der Cardinal Anfangs mit den bisherigen hohen Würdeträgern, dann mit der Königin Mutter, Maria von Medicis, die den Gedanken, von ihrem eigenen Schützling, denn das war Richelieu, verdrängt zu werden, nicht ertragen konnte und daher Alles, aber vergebens, aufbot, ihn zu vernichten; endlich mit dem Bruder des Königs, Gaston Herzog von Orleans (der Letztere eröffnet gewissermaßen die Reihe jener Orleans, die im Verlaufe der Geschichte das regierende Haus in Frankreich bekämpfen) zu bestehen hatte; dann der Krieg mit den Hugenotten, der mit der Eroberung ihres Hauptplatzes, des festen La Rochelle, und der feudalistisch-religiöse Kampf im Süden von Frankreich, der mit der Hinrichtung des Herzogs von Montmorency, jenes glänzendsten Repräsentanten des altfranzösischen Adels, endet, alle diese das Interesse in hohem Grade in Anspruch nehmenden Begebenheiten werden hier ausführlich und anschaulich geschildert. Noch bedeutsamer für deutsche Leser ist aber die Darstellung der äußeren Angelegenheiten Frankreichs. Denn hier wickelt sich das ganze blutige Drama vor unseren Augen ab, das damals in unserem Vaterlande aufgeführt wurde und an dem der französische Staatsmann einen für uns so sehr verderblichen Antheil nahm. Alle Helden des dreißigjährigen Krieges, Christian von Dänemark, Mansfeld, Tilly, Gustav Adolf, Wallenstein, Oxenstjerna, Bernhard von Sachsen-Weimar werden an uns vorübergeführt und mit oft nur wenigen, aber treffenden Worten beurtheilt. Was aber noch mehr ist, die Thür des Conseilzimmers, in welchem die für die Geschicke Europa's hochwichtigen Beschlüsse gefaßt wurden, wird vor uns aufgethan und in ausführlichen Gutachten des Cardinals an den König werden uns alle die Motive entwickelt, die denselben zur Unterstützung Gustav Adolf's bei seinem Zuge nach Deutschland, zu den Verhandlungen mit Wallenstein, mit den deutschen Protestanten und zur Insoldnahme des Weimaraners vermochten. Dabei begegnet man zahlreichen allgemeinen Bemerkungen, über die Stellung des Fürsten zu den Großen seines Reiches, zu seinen Verwandten, seinen Ministern, die einen Stempel der Großartigkeit an sich tragen, wie er ihnen nur von einem unmittelbar in den Staatsgeschäften lebenden großen Genius aufgedrückt werden konnte.

Dieses Wenige mag denn genügen, um einen ungefähren Begriff von der Wichtigkeit des mehrerwähnten umfangreichen Documents für die neuere Geschichte zu geben. Die Erzählung der Geburt Ludwig XIV. (5. September 1638), die wir hier mitzutheilen beabsichtigen, schließt den zehnten Band der Memoiren und damit das ganze Werk, wenigstens so weit es auf uns gekommen. Denn allerdings sieht man aus den letzten Worten, daß eine Fortsetzung mindestens beabsichtigt war; es hat sich aber in den Manuscripten-Sammlungen der französischen Bibliotheken bis jetzt nichts Weiteres vorgefunden. Doch bildet diese Schilderung der Sache nach keinen unpassenden Abschluß des Geschichtswerkes. Wenn wir nämlich bedenken, daß das mächtige Gebäude, das Richelieu durch die Concentrirung der gesammten Kräfte Frankreichs um das Königthum herum aufzuführen gedachte, so lange auf schwankendem Boden stand und mit dem Tode des Ministers wieder zusammenzustürzen drohte, als der, ohnehin schwächliche und kränkliche, König keinen Leibeserben hatte, so werden wir die große Wichtigkeit dieses Ereignisses einsehen. Erst jetzt konnte man hoffen, der Factionen völlig Herr zu werden und besonders den unruhigen, aufwieglerischen Herzog von Orleans, der, so lange er der muthmaßliche Thronfolger war, Richelieu's Bestrebungen, den er nun einmal haßte, einen erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt und trotz aller gegen seine Anhänger angewandten Strenge immer wieder deren neue gefunden hatte, gänzlich zu beseitigen; erst jetzt konnte das Land zu einem Gefühle von Sicherheit kommen. Drei und zwanzig Jahre lang war die Ehe Ludwig XIII. mit Anna von Oesterreich unfruchtbar gewesen; endlich ward ihnen ein Sohn geboren, der einer der glänzendsten Repräsentanten des Königthums werden und dasselbe auf eine früher nie geahnte Höhe (der aber auch freilich nach den Worten des Dichters „der donnernde Fall" nahe lag!) heben sollte. Dieses Ereigniß krönte Richelieu's Werk und die Befriedigung, die er über dasselbe empfand, blickt in der nachstehenden Schilderung überall durch. Aber auch die ganze Bevölkerung, die damals noch volle Ursache hatte, sich an das Königthum anzuschließen, empfand mit dem Minister die hohe Bedeutung des Geschehenen und ihre Freudenbezeugungen darüber waren gewiß nicht erheuchelt. Richelieu sollte dasselbe nicht lange überleben, es war, als wenn der schwächliche Körper, der bisher diesen Riesengeist aufrecht erhalten hatte, jetzt seine wesentlichsten Dienste geleistet zu haben glaubte; Richelieu starb am 4. December 1642.

Für das Verständniß der einleitenden Worte dieses Bruchstückes fügen wir noch hinzu, daß wegen des glücklichen Fortganges des spanischen Krieges der König kurz vorher in allen Kirchen des Landes und mit ganz besonderem Glanze in den hauptsächlichsten Kirchen von Paris der Jungfrau Maria ein Dankfest hatte feiern lassen und zugleich das Reich in ihren ganz besonderen Schutz gegeben hatte; indem wir nur noch bemerken, daß wir den streng royalistischen und religiösen Ton der Darstellung unverändert beibehalten.

Die Geburt Ludwig XIV. *)

Dieses Gebet des Königs wurde von der göttlichen Gnade herrlich belohnt. Denn mitten in den Arbeiten und Betrübnissen Ihrer Majestät während dieses Krieges, deren Ende sie zum Ruhme Gottes, für die Ruhe der Christenheit und die Erleichterung ihres Volkes, dem sie ihren Ruhm und das Wachsthum ihrer Größe nachsetzte, wünschen mußte, gab Gott ihr den Trost, die Königin glücklich niederkommen und sich als den Vater eines Sohnes zu sehen, der eines Tages Erbe ihrer Tugenden sein und sich nach ihr auf den Thron seines Vaters setzen werde. Obgleich man seit mehreren Monaten alle Anzeichen, welche die Aerzte nur wünschen konnten, von der Schwangerschaft der Königin hatte, so wollte man sich doch noch nicht recht davon überzeugt halten, theils

*) Petitot 2e Série 30 p. 533—37.

weil man es zu eifrig wünschte, theils weil seit 22 Jahren die Wünsche des ganzen Königreichs es nicht hatten von Gott erlangen können.*) Mehrere fromme und religiöse Personen hatten es der Königin allerdings schon vor langer Zeit vorhergesagt, aber man war eher geneigt, in ihren Worten den eifrigen Wunsch darnach, der sie beseelte, als eine Erleuchtung, die sie von Gott empfangen hätten, zu suchen.**) Ein einfacher Mann, der die Heerde hütete, Namens Pierre Roger, aus dem Dorfe Sainte-Geneviève-Des-Bois, sagte ihr vorher, daß sie den 4. September niederkommen würde: sie fühlte die ersten Schmerzen der Niederkunft gegen 11 Uhr Abends, kam aber erst den folgenden Tag gegen 2 Uhr Morgens nieder und ward mit wenig Schmerzen entbunden. Das Kind wurde auf der Stelle durch den ersten Almosenier des Königs mit Wasser benetzt***) und in die Hände der verwittweten Marquise von Lansiac, seiner zukünftigen Gouvernante, übergeben. Seine Majestät, die dabei gegenwärtig war, dankte Gott dafür mit einer ganz außerordentlichen Innigkeit, der Größe der Wohlthat angemessen, welche er ihm und seinem Königreiche bei dieser Gelegenheit erzeigte. Er sandte sofort die Nachricht davon in alle seine Provinzen, ihnen meldend, daß, wie er immer das Glück, die Vortheile und den Ruhm, deren Frankreich seit seiner Thronbesteigung genossen, als eben so viele Folgen des göttlichen Beistandes, der seinen Staat zu dem blühendsten und siegreichsten der Christenheit gemacht, erkannt habe, er jetzt durch die Geburt eines Dauphins sichtbarlich inne werde, daß es Gott wohlgefällig sei, seine, des Königs, Person und sein Königreich mit Wohlthaten zu überhäufen, und daß in dem Uebermaaß seiner Freude, einen seiner innigsten Wünsche erfüllt zu sehen, es Nichts gebe, was ihn mehr ergreife, als die Hoffnung, in welcher er sei, daß diese neue Gunst des Himmels von allen anderen begleitet sein werde, die er für ein vollkommenes Wohlergehen seines Königreiches wünschen könnte, und daß, wenn die Unruhen im Innern und nach Außen ihm und seinen Unterthanen einige Betrübnisse und Leiden verursacht hätten, Dies nur dazu dienen würde, sie mit desto mehr Befriedigung die Früchte aller ihrer Arbeiten genießen und sichtbar werden zu lassen, daß dieselben mit nicht weniger Einsicht, als Glück verwandt worden seien. Deshalb nun ermahne er sie, Gott zu danken, das Te Deum zu singen, die Kanonen lösen zu lassen und alle Freudenbezeigungen zu veranstalten, die ihnen nur möglich wären, indem sie einen Jeden aufforderten, die göttliche Gnade anzuflehen, daß dieselbe dieses Wesen (cette créature), welches sie auf die Welt gesetzt habe, lange erhalten und gedeihen lassen, ihm aber, dem Könige, die Mittel verleihen und eingeben möge, es in Seiner Furcht und zu Seinem Ruhme zu erziehen und zu unterrichten und zuzulassen, daß alle seine Handlungen, und zugleich auch die Seiner Majestät, Seinen heiligen Befehlen und Weisungen gemäß seien.

Man sah niemals so große Freudenbezeigungen in Frankreich als in Veranlassung dieser neuen Gnade Gottes. Kleine und Große, Volk, Adel und Geistlichkeit, sagten Demselben wetteifernd tausend Danksagungen. In den Städten sah man Nichts als Festlichkeiten vor den Thüren der Häuser, wobei alle Hinzukommende mit Verschwendung bewirthet wurden. In Paris dauerten diese Feste mehrere Tage und es schien, als ob ein Jeder, der vorher über die Lasten, welche der Krieg nothwendigerweise mit sich bringt, geklagt hatte, jetzt sein Heilmittel in der Geburt dieses Dauphin gefunden hätte, der ihnen in Wahrheit von Gott gegeben zu sein schien, als ein Beweis des Segens auf den König und seine Rathschläge in diesem Kriege, weil inmitten des Geschreies, welches seine Feinde vermöge ihrer gewöhnlichen Listen und Kunstgriffe über denselben erhoben, Gott, nach zwei und zwanzig Jahren Gelübden und Gebeten, die Wünsche Frankreichs erfüllt hatte, indem Er dem Könige und seinem Staate diese unerwartete Befriedigung als ein sicheres Pfand und Zeichen dafür gegeben hatte, daß Er bald Frankreich und der ganzen Christenheit die vollkommene Erfüllung Seines Wohles, nämlich den allgemeinen Frieden geben werde, in welchem Jeder mit Sicherheit leben und Dessen, was er hat, genießen kann. Mit Recht schien ihm die Größe dieses Prinzen durch die beiden glänzenden Siege vorhergesagt zu sein, welche wenige Tage vor seiner Geburt Gott den See-Armeen des Königs auf den beiden Meeren, dem Mittelländischen und dem Ocean verliehen hatte,*) durch welche Siege diese beiden Meere dem königlichen Dauphin bei seiner Geburt gewissermaßen die Huldigung geleistet hatten.

Als der Cardinal, der noch in der Picardie war, wo ihn der König zurückgelassen hatte, durch den Herrn von La Chesnaye, welchen Se. Majestät ihm zugesandt hatte, diese Nachricht erfuhr, machte er in dem Uebermaaß seiner Freude ihm ein so schönes Geschenk, daß der König es ihm zurückgeben wollte, aus Furcht, er möchte es verlieren, indem er dabei sagte, er habe niemals so viel in seinem Privatvermögen gehabt.**)

---

*) Der Herausgeber Petitot macht zu einer früheren Stelle (p. 313) folgende Note: Madame de Motteville erzählt mit einiger Wahrscheinlichkeit die zufällige Veranlassung, durch die zwei Ehegatten einander nahe gebracht wurden, die seit langer Zeit in schlechtem Einverständniß miteinander lebten. Ludwig XIII. ging oft in das Kloster Maria Heimsuchung, in der Straße St. Antoine, um dort Mademoiselle de Lafayette zu besuchen, die er noch immer liebte. (Es war übrigens eine sehr unschuldige, platonische Liebe, wie denn Ludwig XIII. keine andere Liebschaften, als solche, gehabt hat; dennoch nöthigte die Eifersucht der Königin das durch Schönheit ausgezeichnete Fräulein den Schleier zu nehmen.) Als er eines Abends spät von dort weggegangen war, wurde es so schlechtes Wetter, daß er genöthigt ward, im Louvre zu übernachten, wo kein anderes Bett, als daß der Königin war. Wie Dem nun auch sein mag," fügt Madame de Motteville hinzu, „damals war es, daß Gott Frankreich den jetzt regierenden König, Ludwig XIV., gewährte, der vom Volke der „Gottgegebene" (Dieudonné) genannt wurde."

**) Richelieu ist, trotz mancher theologischen Phrase, die in diesen Memoiren vorkommt, keineswegs so theologisch gesinnt, wie sich von einem Cardinale der Heiligen Römischen Kirche erwarten ließe; er spottet vielmehr gern, wo es versteckt geschehen kann, über die frommen Seher.

***) Eine Art Vortaufe.

---

*) Es sind dies zwei Seesiege gegen die Spanier, der eine in den Genuesischen Gewässern, der andere an der spanischen Nordküste bei St. Sebastian; die ersten, welche eine französische Flotte nach langer Zeit wieder erfocht und in sofern von Bedeutung.

**) Der Cardinal machte einen eben so glänzenden, wo nicht einen glänzenderen Hof als der König; er konnte demselben also auch wohl ein solches Geschenk machen.

Sobald die Königin sich erheben konnte, bat sie den Bischof von Lisieux die heilige Messe in ihrem Zimmer zu sagen. Während dieser begab sie sich nach dem Offertorium*) zum Altare, ließ sich auf die Knie nieder, indem sie die Erstlingsfrucht ihrer Ehe in ihren Armen hielt und brachte das Kind Gott dar, damit es Ihm von seinen ersten Tagen an gehöre. Dieses Geschenk bekräftigte sie durch die heilige Communion, welche sie darauf unter einem lauten Thränenerguß ihrer selbst und Derer, die zugegen waren, empfing.

Alle Könige und großen Fürsten der Christenheit, ausgenommen die vom Hause Oesterreich, bezeigten durch Abgesandte ihre Theilnahme an der Freude des Königs. Mehrere Völker und Auswärtige stellten öffentliche Freudenbezeigungen an und ließen Gott Danksagungen darbringen; und unter Anderen machte die Stadt Hamburg, welche ungeachtet aller Drohungen des Königs von Ungarn**), sie in die Reichsacht zu thun, unseren Gesandten bei sich behalten hatte, so große Freudenbezeigungen, daß der Herr von Kurtz, Vice-Kanzler des erwähnten vorgeblichen Kaisers, ihr lebhafte Vorwürfe und Klagen darüber zukommen ließ.

Seine Majestät faßte sofort den Entschluß, den Papst (Urban VIII.) einzuladen, Pathe dieses in Wahrheit Gottgegebenen (Dieudonné) Dauphins zu sein und, je nachdem es die Geneigtheit, in welcher sich Seine Heiligkeit befinden würde, erlaubte, diese Ceremonie zu theilen, die wohl weit besser und mit mehr Andacht im Frieden als im Kriege angestellt worden wäre, wenn es nicht der eifrige Wunsch des Königs gewesen, diese bald ins Werk gesetzt und jenen bald sicher eingeleitet zu sehen.***) — s.

Die Räuber an der Arriége.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Die Ufer der Arriége in dem Theile, der sich von dem furchtbaren Felsen von Foix bis zu der Gränze von Spanien und von Andorra erstreckt, bilden wohl eine der merkwürdigsten Landschaften der Welt. Unter Bäumen in dem tiefen Bette verborgen, den der Fluß sich zwischen den unzugänglichen Absätzen der ganz von Höhlen durchfurchten, obenauf mit Burgen, durch die Verheerungen des Krieges und den Zahn der Zeit in Schutt gelegt, bekränzten Granitbergen ausgehöhlt hat, verräth er seine Anwesenheit nur durch das Geräusch seiner Sprünge über die Kiesel und das Erz hinweg, welches ihm ohne Unterlaß von den Strömen, die sich jenseits der staffelweise vertheilten Dörfer, und der Fichtenwälder, welche diese vor den Lavinenstürzen schützen, von den schneeigen Gipfeln der Pyrenäen herab ergießen, zugeführt wird.

An einem kühlen Octobermorgen, zogen zwei Reisende, welche die Muße der Gerichtsferien zu den belebenden Quellen der Pyrenäen geführt hatte, und die sich aus eigener Anschauung überzeugen wollten, ob die wundersamen Beschreibungen, die ihnen über die Natur- und mineralogischen Reichthümer dieses so wenig besuchten Landes gemacht worden waren, begründet wären, die malerische Straße, welche die Stände von Foix vordem in den Felsen haben sprengen lassen, um die Communication mit den kleinen Städten, Tarascon, Ussat und Ax, die schon seit Carls des Großen Zeit wegen ihrer mineralischen Gewässer und ihrer balsamischen und schwefelhaltigen Atmosphäre berühmt gewesen sind, zu bewerkstelligen.

In dem Dorfe angekommen, wo sich die Mine von Vic d'Essos, die älteste, bedeutendste und vielleicht reichste der ausgebeuteten Eisengruben befindet, erkundigten sich die Reisenden, ob man ihnen nicht einen Führer zu den Tabo-See'n und zum Gipfel des St. Barthelemy, des höchsten der Berge der Bergkette in diesem Theile der Pyrenäen, verschaffen könne.

Ueber dies Verlangen der beiden Fremden verbreitete sich ein lebhaftes Gefühl der Verwunderung, ja fast des Schreckens in dem ganzen Dorfe. Was mochten die Reisenden im Schilde führen? Welch mächtiges Interesse konnte sie zu einer Unternehmung veranlassen, die, nach den Reticenzen und dem Austausche verstohlener Blicke der Eingebornen des Landes zu urtheilen, mit großen Gefahren verknüpft zu seyn schien?

Endlich fand sich jedoch ein Führer, ein Bergbewohner von etwa sechszig Jahren, noch flink, rüstig und entschlossen, und von einer intelligenten und schlauen Physionomie. Er sprach überdem, was im Innern des Landes ziemlich selten ist, geläufig Französisch. Er wünschte indeß vor dem Aufbruche noch in seiner Wohnung vorzusprechen, um seinen Sohn, der zwanzig Jahre alt war, mitzunehmen, so wie einige unentbehrliche Gegenstände. Die beiden Fremden folgten ihm dahin, und als sie dort ankamen, konnten sie sich einer gewissen Verwunderung nicht erwehren, als sie in einer Art von Truhe verschiedene physicalische und chemische Instrumente, so wie zwei oder drei Bücher in der catalonischen Mundart, von welchen das eine über die Cabalistik und die chemische Wissenschaft handelte, wahrnahmen.

„Es war mir nur darum zu thun, Sie rasch aus dem Dorfe zu entfernen," sagte der Bergbewohner, indem er seinen Schnappsack ordnete. „Ihr Wunsch, einen Führer zu bekommen, ist in einem Nu allen Einwohnern bekannt geworden, und da sind denn sofort die gewöhnlichen Muthmaßungen aufgetaucht.

— Was für Muthmaßungen? fragten die Reisenden.

„Wie? Ihnen sind also die Traditionen, die abergläubische Leichtgläubigkeit der Arriégeaner nicht bekannt?" erwiederte der Führer. „So erfahren Sie denn, daß der Tabo-See und der Gipfel des St. Barthelemyberges in dem Lande als der Aufenthaltsort der bösen Geister angesehen werden; daß man dort, wie es heißt,

---

*) Der Theil der Messe, in welchem Brod und Wein dem Herrn dargeboten wird.

**) Frankreich erkannte Ferdinand III., welcher während des Krieges zum Deutschen Kaiser gewählt war, nicht an. — Hamburg war der Hauptsitz der Verhandlungen Frankreichs mit den Schweden und den Ständen des Niedersächsischen Kreises.

***) Der Verfasser der Memoiren giebt sich durchweg die erdenklichste Mühe, die Friedensliebe Frankreichs und seinen lebhaften Wunsch, den Drangsalen des Krieges in Deutschland ein Ende zu setzen, hervorzuheben, und alle Schuld der Verzögerung auf den Ehrgeiz des Hauses Spanien-Oestreich zu wälzen; noch die letzten Zeilen des umfangreichen Werkes sind, wie man sieht, diesem Streben gewidmet.

den Belzebub citiren kann, und daß derselbe einem jeden, der ihm seine Seele verschreibt, so viel Gold giebt, als er nur haben will.

— Wenn dem nun auch so wäre, was ginge das den Dorfbewohnern an, bemerkten die beiden Fremden.

„Was ihnen Das angeht?“ rief der Führer in einem Ton des Schreckens aus. „Oho! da hört der Aberglaube auf! Wenn man zu den ersten See'n gekommen ist, die sieben Stunden Weges vom Fuße des Gebirges entfernt liegen, und aus Unvorsichtigkeit oder gar aus Bosheit ein Felsstück in den Estagnon (ein kleiner Teich) wirft, so steigt aus demselben ein dichtes Gewölk auf, das einen erstickenden Schwefeldunst verbreitet, und alsobald rollt der Donner, fahren Blitze im Zickzack durch die Lüfte, und bricht ein Orkan los, der das ganze Land verheert!“

Da diese Mittheilung, trotz des Tons der Ueberzeugung, in welchem der Führer sie machte, auf die Reisenden keinen Eindruck hervorzubringen schien, so erzählte er ihnen, wie vor einigen Jahren zwei Freunde, sonder Zweifel ein Paar Goldsucher, zu den Tabe-See'n hinaufgestiegen seyen, dort die Nacht zugebracht hätten, und erst den andern Tag wieder herunter gekommen wären. Währenddem seyen aber die Wiesen, die Tags zuvor noch üppig gegrünt hätten, versengt, die Mais- und die Buchweizen-Ernte vom Hagel vernichtet worden. Da die Bergbewohner nun nicht daran gezweifelt hätten, daß das Unglück, welches sie betroffen, eine Folge der strafbaren Practiken der Goldsucher sey, so hätten sie sich derselben bemächtigt, und würden sie ohne Gnade umgebracht haben, wenn nicht die Brigade Gendarmerie zu Tarascon, die glücklicher Weise nicht an Teufel und Hexenkünste glaubte, sich ins Mittel gelegt und sie ihren Händen entrissen hätte.

Da das Wort Goldsucher, welches der Führer in seiner nicht eben beruhigenden Erzählung zweimal mit einer gewissen Absichtlichkeit ausgesprochen, die Neugier der Reisenden erregt hatte, so erklärte ihnen derselbe, daß das Land der Arriége, augenblicklich so arm und so heruntergekommen wie kein anderes auf der von dem Baron Charles Dupin angefertigten Charte der Intelligenz und des Reichthums, vor Zeiten ein wahres Californien gewesen sey und dieses noch jetzt seyn könnte.

Als Beleg seiner Behauptung gab der Führer den beiden Fremden eines der Bücher in die Hände, die ihnen bei ihrer Ankunft aufgefallen waren, und aus dem sie, unter seiner Hülfe, wenn irgend ein catalonischer Idiomismus sie in Verlegenheit setzte, folgende Details entnahmen:

„Die Arriége ist wegen der vielen Goldkörner, die sie in ihrem Sande mit sich fortführt, von den Römern auri fera (goldhaltig) genannt worden. Durch dies Phänomen aufmerksam gemacht, waren es, dem Diodorus von Sicilien zufolge, die Phönizier, welche die ersten Goldgruben im Pyrenäengebirge eröffneten; der Ertrag derselben dehnte sich bald bis zu einem Cubiktalente täglich aus, und ihre Bearbeiter hatten einen solchen Ueberfluß an Gold und Silber, daß sie für ihre im Hafen von Port-Vendres stationirenden Schiffe Anker daraus schmieden ließen.“

Andere Schriftsteller des Alterthums berichten, freilich ohne einen anderen Beleg als die Traditionen, die sich bis auf den heutigen Tag von Vater auf Sohn fortgepflanzt haben, daß ein durch die Unvorsichtigkeit von Hirten verursachter Waldbrand eine solche Intensität erreicht gehabt hätte, daß die Gold- und Silber-Erze des Gebirges geschmolzen und in das tiefe Bett der Arriége geflossen seyen. Am mindesten unwahrscheinlich von den verschiedenen Angaben ist wohl die des Possidonius, daß es die Volsger, deren Herrschaft sich bis zu den Pyrenäen erstreckte, gewesen wären, die zuerst die Goldgruben ausgebeutet hätten, und daß die immensen Reichthümer, die sie in dem geheiligten See verborgen gehabt, vielmehr ihrer Industrie als der Plünderung des Delphinentempels zugeschrieben werden könnten.

Wie dem aber auch seyn möge, und ohne daß man es sich zu erklären weiß woher sich der famose Schatz herschreiben mag, den der Proconsul Cepion von Toulouse mit sich genommen hat, ist es seit drei Jahrhunderten mehrere Male vergebens versucht worden, die so sehr von Diodorus von Sicilien und Possidonius gepriesenen Goldgruben mit Erfolg auszubeuten. Es ist wahr, daß die Ströme und Flüsse im Arriége-Departement noch immer Goldkörner mit sich führen, doch hat sich die Arbeit der Goldwäscher seit mehreren Jahren so schlecht belohnt, daß die meisten unter ihnen sie ganz aufgegeben haben und sich nun lieber mit dem Ackerbau beschäftigen.

Zu einer, noch nicht sehr entfernten, Zeit scheint dem jedoch anders gewesen zu seyn. Im Jahr 1718 hat Reaumur eine sehr interessante Abhandlung über den goldhaltigen Sand der Arriége verfaßt und in der Academie der Wissenschaften verlesen, und die Gelehrten Pailhes und Guitard haben sich in den Jahren 1750 und 1761 mit demselben Gegenstand beschäftigt.

Die Münzstätte zu Toulouse war damals allein berechtigt, das von den Goldwäschern gewonnene Gold einzuschmelzen, und diese mußten den Ertrag ihrer Mühen im Burrau Pamiers abliefern. Man zahlte ihnen anfangs 86 Livres für die Unze Gold, und als dessen Werth späterhin bis auf 72 Livres heruntergegangen war, da verkauften sie Alles pr. Contrabande an die Spanier. Von 1750 bis 1791 haben die Goldwäscher, wie Pailhes sagt, nur 18 Marks im Bureau Pamiers abgeliefert, während die Münze zu Toulouse in früheren Zeiten 200 Marks jährlich bekommen hat. Damals belief sich der Verdienst der Goldwäscher in gewöhnlichen Fällen auf 1 Livre 10 Sous des Tages, und bis zu 6 Livres, wenn die Flüsse und Bäche aus ihren Ufern traten.

Zwischen diesem und den verführerischen, aber vielleicht fabelhaften Beschreibungen der reichen Ernten, welche die californischen Goldsucher halten, liegt allerdings eine große Kluft; möglicherweise sind die Letzteren aber auch ausdauernder und unternehmender, als die Goldwäscher der Arriége. So viel ist gewiß, daß die beiden in Rede stehenden Reisenden von dem St. Barthelemy, ohne sich dem Teufel zu verschreiben, so viel mit Goldflimmern gemischten Sand mitgebracht haben, daß die Münzstätte zu Toulouse einen Barren reinsten Gehalts daraus hat schmelzen können.

Wir wollen es nicht versuchen, hier eine Beschreibung des prächtigen Schauspiels zu geben, dessen man von den Gipfeln dieser hohen Berge genießt, auf welchen sich wunderbarer Weise See'n von crystallheller Lauterkeit befinden. Wir haben uns schon zu sehr bei den Nebenumständen eines Ausfluges aufgehalten, der uns zu den geheimnißvollen Grotten von Bedaillac und den Schellen, dem Schauplatze des tragischen Ereignisses, welches wir dem Leser erzählen wollen, führen sollte.

Indem man von dem St. Barthelemy herniedersteigt, um nach Cabannes und Tarascon zu gelangen, fühlt man, in der

engen Schlucht, wo sich die berühmten Ussat-Bäder befinden, angekommen, sich über den schaurigen Anblick betroffen, den das immense, ganz granitne Gebirge ihnen gegenüber darbietet. Man sieht in den zerrissenen Seiten dieser titanischen Felsen, von Strecke zu Strecke sich gleich weiten Mündungen Höhlungen öffnen, in welchen meistens Bären hausen, welchen die Bergbewohner gern ihre Jungen wegfangen, um sie abzurichten. Der Sage nach haben die Christen zu der Zeit, wo die Sarazenen das Land überschwemmten, und erst durch die Siege Carl Martel's wieder vertrieben wurden, sich in diese finsteren Schluchten, von welchen einige noch jetzt die Spuren von Befestigungen an sich tragen, zurückgezogen gehabt.

Unter diesen Felshöhlen ist eine einzige, die eine Art von Regelmäßigkeit aufzuweisen hat, und in welcher sich durch behauenes Gestein die Arbeit von Menschenhänden bekundet. „Dieses ist die Schellengrotte, eine wundersame, gewaltige Höhle, in die sich aber nur Ausländer hinein zu wagen erdreisten, indem dort Nachts gräuliche Dinge vorgehen," wie der Führer sagte.

Der furchtsame Ton, und die Miene der Ueberzeugung, womit der Greis diese Worte gesprochen hatte, gaben der schon angeregten Neugier der Reisenden einen neuen Sporn; aber wie sehr sie ihn auch baten, war er doch nicht zu bewegen, sie weiter als bis zum Eingange der Grotte zu begleiten. Sein Sohn aber, der kühner, oder minder befangen als der Vater war, weil er die Ereignisse, von welchen dieser Zeuge gewesen, nicht mit erlebt hatte, zündete ein paar Fackeln an, nahm noch einige andere zur Reserve mit, und drang, den Reisenden voran, in die Höhle ein, während sein Vater sich unter einem Felsenvorsprung niederkauerte, und den beiden Fremden versprach, ihnen nach ihrer Rückkunft das furchtbare Drama zu erzählen, welches, wie er sagte, in ihren Tiefen vorgefallen sey.

An ihrem Eingange nur enge, hebt und erweitert sich die Höhle plötzlich in dem Grade, daß es keine Kathedrale giebt, die ein kühneres Gewölbe, ein geräumigeres Schiff hätte. Nichts kann erhabener, sonorer, regelmäßiger seyn, als dieser immense, auf schlanken Pfeilern ruhende und überall in Stalactiten funkelnde Saal. Das Volk der Pyrenäen hat bei seiner poetischen und abergläubischen Einbildung über die Naturmerkwürdigkeiten, welche diese bewunderswürdige Höhle darbietet, eine ganze Legende zusammengesetzt.

Zuvörderst fällt ein silberheller Wasserstreifen von einer Säule in ein ungefähr anderthalb Fuß über dem Fußboden erhabenes Bassin herab: „das ist der Weihkessel," sagte der Führer zu seinen Begleitern, und setzte, nach oben auf eine Doppelreihe von Versteinerungen in der Größe und der Form von Menschen in Mönchskutten zeigend, sich bekreuzend hinzu: „das ist die Prozession der Kapuziner."

Neben und vor der Doppelreihe der Kapuziner, befindet sich ein länglich viereckigter ausgehöhlter Block: der Führer bezeichnete ihn als den Beichtstuhl. Ein paar Blöcke, die Aehnlichkeit mit der Gestalt von Menschen haben, aber von ungleicher Größe sind, gab er als Engel und Riese an, und zwei große hohle Stalactiten, die, indem er mit seinen Fackeln darauf schlug, einen dumpfen, nachhallenden Ton von sich gaben, nannte er die Glocken.

Es ist sonach Alles, was zum Cultus gehört, hier beisammen: die Grotte ist der Tempel; die Glocken rufen die Gläubigen zur Messe; der Bischof — denn auch seine Kapuze und Mütze werden gezeigt — wird sie abhalten, während die Sünder, insbesondre die inbrünstigeren Sünderinnen, ihre Seele im Beichtstuhl zu läutern bemüht sind. Es würde diesem Pompe aber etwas fehlen, wenn nicht auch die majestätische Orgel durch ihre mächtige Harmonie die Seelen zur Gottheit emporhöbe; so gehe man denn nur an's äußerste Ende der Grotte, und man wird auch die Orgel finden, die nur auf eine kundige Hand, um sie zu beleben, zu warten scheint. Ihr Block, von dreißig Fuß Höhe, bei neun Fuß Tiefe, vereinigt durch seine vollkommen von einander getrennten, und in der Länge so symmetrisch wechselnden Pfeifen, daß die Täuschung außerordentlich ist, den Fußboden mit dem Gewölbe.

(Fortsetzung folgt.)

Satzungen und Gebräuche des talmudisch-rabbinischen Judenthums.

Ein Handbuch für Juristen, Staatsmänner, Theologen und Geschichtsforscher, so wie für Alle, welche sich über diesen Gegenstand belehren wollen.

Von Dr. *J. F. Schröder,*

Rector am Königl. Andreanum in Hildesheim.

Bremen. Verlag von A. D. Geisler. 1851.

XII und 678 Seiten Gr.-8.

„Die Juden, eine Nation, deren fortdauernde Existenz, da sie überall in der Zerstreuung lebt, als ein Wunder erscheint, sind das einzige Volk aus uralter Zeit, welches den Verlust seines nationalen Bestehens überdauert und die Eigenheiten seines volksthümlichen Lebens zum größten Theile fortwährend beibehalten hat. Alle Spuren gleichzeitiger alter Völker sind verwischt; die Babylonier, Assyrier, Aegypter u. s. w. sind fast noch spurloser verschwunden als ihre Städte. Das größte und letzte der alten Reiche, das römische, erkennt man nicht mehr in seinen Nachkommen; aber die Juden leben noch jetzt fast eben so unterschieden von andern Völkern als vor drei Jahrtausenden in Davids Stadt.

Woher kommt das? Größtentheils wohl nur von den Anfeindungen, Verfolgungen und Bedrückungen, denen sie in allen Ländern ausgesetzt gewesen sind. Man sieht dies recht deutlich daraus, daß, seitdem diese abgenommen und seitdem sogar in manchen Staaten die Juden mit den Christen gleiche Rechte erhalten haben, ihre Eigenthümlichkeiten sich mehr und mehr verlieren, so daß sie in Kurzem ihre Nationalität aufgegeben und sich mit den Christen ganz verschmelzen haben werden. (?) Die Reformen, welche ein großer Theil derselben in neuerer Zeit im Cultus und dem ganzen talmudisch-rabbinischen Ceremoniale hat eintreten lassen, werden zu diesem Ziele hinleiten; denn dieses reformirte Judenthum hat seine äußeren Formen fast ganz von der christlichen Kirche entlehnt. Die Christen waren also selbst Schuld daran, wenn die Juden bis jetzt das blieben, was sie waren; sie sind besser, großmüthiger

und edler geworden, seitdem sie freier geworden sind. Nur in der Abgeschlossenheit von der übrigen Welt und wenn es die modernen Studien und Wissenschaften von sich fern hält, kann das alte Judenthum bestehen sobald der Jude die Gelegenheit ergreift, sich wissenschaftlich auszubilden, hört er auf Jude zu sein; (?) er fängt an, die Vorschriften seines Talmud und seiner Rabbinen gering zu achten, und so muß bald ein völliger Abfall von denselben erfolgen, sogar ein Abfall von vielen mosaischen Gesetzen. Denn da die weitläufigen mosaischen Ceremonialgesetze für ein an Lebensart und Himmelsstrich von unsern Ländern so verschiedenes Land gegeben wurden, und nach der Vertreibung der Juden aus demselben und der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem bereits längst nicht mehr in ihrer Gesammtheit Geltung haben können, ist es sehr erklärlich, wenn auch andere, in jedem Lande haltbare Gesetze, wie z. B. das Sabbathsgesetz, von neueren Rabbinen nicht mehr in ihrer alten Strenge aufrecht erhalten werden. Auch sind schon vor längerer Zeit solche Veränderungen vorgenommen worden und mithin alle andere nachfolgende gerechtfertigt. So wurde von Seiten des großen polnischen Concils die Leviratsehe, obgleich sie eine mosaische Anordnung ist, aufgehoben; ferner wurde schon zur Zeit des zweiten Tempels von Synedrium die Strafe des Trinkens des bitteren Wassers abgeschafft.

Das gegenwärtige Reform-Judenthum nähert sich mit raschen Schritten dem reinen Theismus. Aber man muß nicht glauben, daß das alte Judenthum schon völlig abgestorben sei, im Gegentheile hält noch eine große Anzahl seiner Bekenner fest an den talmudisch-rabbinischen Satzungen, wie ja auf dem Gebiete des Glaubens sich stets solche schroffe Grundsätze finden.

Es bedarf wohl keiner Bevorwortung, daß eine Darstellung der Satzungen und Gebräuche dieses talmudisch-rabbinischen Judenthums gerade in unserer Zeit, wo es in Conflict getreten ist mit den Reformbestrebungen, für alle Juristen und Staatsbeamte nicht nur von großem Interesse, sondern sogar etwas Nothwendiges sei, da der Gesetzgeber wie der Jurist genaue Kenntniß von dieser Sache haben müssen. Die christlichen Theologen sind schon ex professo auf dieses Studium hingewiesen, wie überhaupt für sie die Bekanntschaft mit dem Talmud sehr nützlich ist, da z. B. sogar manche Stellen des n. Test. durch denselben neues Licht erhalten, obgleich von Wenigen jetzt dieses Studium betrieben wird.

Aber auch für jeden Gebildeten dürfte die Kenntniß der alten jüdischen Satzungen und Gebräuche in vieler Hinsicht nützlich und interessant sein, da die Juden mitten unter uns leben und in so vieler Beziehung zu uns stehen.

Die älteren Werke, welche über diesen Gegenstand belehren, z. B. Eisenmenger's (entdecktes Judenthum,) Schudt's (jüdische Merkwürdigkeiten) Bodenschatz, Wagenseil und andere, sind theils gehässig geschrieben, theils sind sie nicht mehr im Buchhandel zu haben, sondern finden sich nur noch in Bibliotheken als Seltenheit. Gegenwärtige Schrift hält sich rein objectiv, ohne alle Nebentendenzen; sie umfaßt alles Wissenswürdige und giebt ein vollständiges Bild des religiösen sowohl als des bürgerlichen und häuslichen Lebens des talmudisch-rabbinischen Juden und seines Glaubens; nur diesen wollten wir schildern, nicht aber, was das Reformjudenthum von den alten Satzungen beibehalten hat.

Da dieses Buch nicht blos für Gelehrte bestimmt ist, so ist die Darstellung populär gehalten, für die theologischen Leser aber (neben den mit allem Fleiße nach deutsch-jüdischer Aussprache angegebenen hebräischen Ausdrücken) im Einschlusse überall das Hebräische und Rabbinische im Originaltexte hinzugefügt und zwar mit untergesetzten Vocalen, da Viele unter den Theologen nicht gewohnt sind, unvocalisirte hebräische Stücke zu lesen. Solche eingeschobene Wörter und Sätze stören aber nirgends den Zusammenhang für die des Hebräischen und Rabbinischen Unkundigen, welche also nur über dieselben hinwegzulesen brauchen. Um der Theologen willen hielten wir aber solche Zusätze für durchaus nothwendig.

Da über manche Punkte unter den hebr. Gelehrten selbst Uneinigkeit herrscht, so konnte der Verf. nur historisch die Sache berichten. Bei der großen Masse von Gegenständen, die unter einander in dem einen oder dem anderen Punkte zusammenhängen, war eine strenge Ordnung oft nicht herzustellen und Einzelnes streift daher mitunter in eine verwandte Materie über, so daß es schwer war, jede Wiederholung zu vermeiden.

Den Stoff bot dem Verf. vorzüglich eine ältere jüdische Zeitschrift, die in mehreren Jahrgängen erschienen ist: Der Jude, eine Wochenschrift. Leipz. 1768. Der Herausgeber derselben war ein getaufter Jude, Namens Gottfried Selig, wie er sich in den Dedicationen unterschreibt. Diese Zeitschrift ist unendlich weitschichtig und breit, so daß viele Geduld dazu gehört, sie zu lesen, doch hat sie das Verdienst, daß sie überall die Bücher anführt, aus denen sie Mittheilungen macht, und namentlich die Stellen aus den seltenen rabbinischen Büchern übersetzt enthält. Auch daß sie so manche rabbinische Mährchen und Erzählungen vollständig giebt, macht sie interessant."

In dem so eben Mitgetheilten, der Vorrede des Buches, hat Herr Dr. Schröder genügend dargelegt, welches der Zweck desselben und sich über die Bearbeitung seines Stoffes hinreichend erklärt; es ist daher unnöthig, in dieser Beziehung Etwas hinzuzufügen. Um unseren Lesern aber zu zeigen, wie reichhaltig dieser Stoff, bedarf es nur einer Angabe Dessen, was die drei Bücher, aus welchen das Werk besteht, enthalten; doch müssen wir uns, in Berücksichtigung der Tendenz unserer Zeitschrift, darauf beschränken blos die Abtheilungen eines jeden anzuführen, ohne in das Detail der einzelnen Kapitel einzugehen.

Einleitung. Erstes Buch. Der jüdische Cultus: Erste Abtheilung. Der Sabbath und die Neumonde. (8 Kapitel.) Zweite Abtheilung. Die übrigen Feste der Juden. (9 Kapitel.) Dritte Abtheilung. Häusliche religiöse Gebräuche der Juden: Cultus an den Wochentagen. (8 Kapitel.) Vierte Abtheilung. Aufnahme in das Judenthum durch die Beschneidung. (6 Kapitel.) Zweites Buch. Der religiöse Glaube und der Aberglaube der Juden. (8 Kapitel.) Drittes Buch. Das bürgerliche Leben der Juden. Erste Abtheilung. Von Ehesachen. (8 Kapitel.) Zweite Abtheilung. Gebräuche bei Krankheiten, Todesfällen und Begräbnissen. (6 Kapitel.) Dritte Abtheilung. Von Speisen, Getränken und Anderem. Schluß. Vom Eidschwure. Anhang. Von dem gegenwärtigen Zustande der Juden in den verschiedenen Ländern der Erde. (Hier ist benutzt: „Die Juden unserer Zeit u. s. w. Von Bonav. Mayer. 1842.")

Das zweite Buch, wie erwähnt, zerfällt nicht in Abtheilungen, sondern in acht Kapitel (Seite 368 — 455); sein Inhalt ist besonders interessant und beachtungswerth; wir geben daher noch die Ueberschriften derselben: 1) Lehre von Gott. — Gebote und Verbote in dieser Beziehung. 2) Von den Engeln und den bösen Geistern. 3) Die Lehre von der Seelenwanderung. 4) Von den siebenfachen Strafen, welche die menschlichen Seelen zu erdulden haben. — Beschreibung der Hölle. 5) Von der Buße. 6) Vom jüdischen Paradiese. 7) Vom Messias. 8) Von den Gelübden, insbesondere vom Nasiräatsgelübde.

Herrn Dr. Schröder's Darstellung des talmudisch-rabbinischen Judenthums ist so umfassend, so ausführlich, wie uns aus neuerer Zeit, wenigstens in deutscher Sprache, keine ähnliche bekannt geworden; daß er seinen Vorgängern, namentlich Selig's Zeitschrift: „Der Jude" (9 Bände, Leipzig 1768—77, nach Kayser jetzt Breslau, Korn, 9 Thlr.), folgte, hat er im Vorworte bemerkt, aber auch selbstständige Forschungen und Erkundigungen, wie hin und wieder ersichtlich, nicht unterlassen. — Die Kunde von manchen Satzungen, von manchen Gebräuchen ist natürlich nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt, schon lange werden sie nur symbolisch angedeutet und können nur so angedeutet werden, da Verhältnisse, ja Oertlichkeiten, an welche sie geknüpft, sich anders gestaltet oder verschwunden; ihr geschichtlich-religiöses Interesse ist aber deshalb kein geringeres, es ist vielmehr Erforderniß, sich mit ihnen bekannt zu machen, um nicht zu irrigen Beurtheilungen jener symbolischen Handlungen sich verleiten zu lassen. Ob von den vielen anderen in Wirksamkeit gebliebenen Gebräuchen nicht im Laufe der Zeit einige beseitigt oder doch bedeutende Beschränkungen erlitten (wir haben hier, es bedarf wol kaum dieser Erinnerung, stets das sogenannte orthodoxe Judenthum vor Augen), darüber können wir nicht entscheiden, doch ist uns, auf geäußerte Vermuthung versichert, daß Dem nicht so sei. Sonst möchten wir, den anderweitigen großen Nutzen der mühevollen Arbeit vollkommen anerkennend, ein Bedenken über die practische Brauchbarkeit, d. h. über die vollgültige Anwendung mancher Nachweise und Belehrungen im Lebensverkehr mit Juden, aussprechen.

Um nicht der Unvollständigkeit, des absichtlichen Verschweigens, also der Parteilichkeit sich beschuldigt zu sehen, mußte der Verfasser aus dem vorgefundenen Material Vieles in sein Buch aufnehmen, was in unedler Weise ausgebeutet, gemißdeutet, ja gemißbraucht werden kann, Vieles, ursprünglich wol besserer Natur, Dem, durch krankhafter, wenn nicht gar scheinheiliger Begeisterung oder willkürlicher Deutung des Gesetzes und der Aussprüche der Weisen, sich hingebende Lehrer, das Gepräge der Unnatur aufgedrückt ward; aber gerade deshalb, weil Dergleichen aufzufinden unschwer ist, wird es zur Pflicht, als Gegensatz hervorzuheben, daß in nicht wenigen der besprochenen Gebräuche ein tieferer, ernsterer Sinn liegt, daß die Reinheit und Erhabenheit einzelner Religionslehren in ihrer Urgestalt, die Kraft und Würde einzelner Gebete, nur von Befangenen verkannt werden können, die sie schon deshalb verdächtigen und verurtheilen, weil sie jüdische sind. Beweise dafür wären leicht beizubringen, würden hier aber nicht an ihrer Stelle sein.

Was den Anhang betrifft, enthält die vom Verfasser benutzte Schrift des Herrn Mayer unleugbar Belehrendes über jüdische Zustände vor 1842; in Hamburg scheint er sich jedoch nicht genügend orientirt oder falschen Berichten Glauben geschenkt zu haben; so grenzt z. B. was er von einem ehrenwerthen Prediger des neuen jüdischen Tempels fabelt, an's Lächerliche. Der gelehrte geistliche Gemeinde-Beamte hieß nicht Berneis, sondern Bernays.

Herrn Geisler, dem Verleger, aber, um gerecht zu sein müssen wir hinzufügen, auch dem Typographen, Herrn Dubbers in unserer Schwesterstadt Bremen, verdankt das Buch eine treffliche äußere Ausstattung. Lettern, Druck, Papier, Alles ist schön.

Hoffmann.

Miscellen.

In England will man die große Nationalausstellung auch zur Abhaltung eines großen Schachspiel-Tourniers benutzen, und es hat sich zu dem Ende bereits eine Comite gebildet, an deren Spitze der Herzog von Marlborough steht. Eine Comite zu Paris, unter der Präsidentschaft des Herzogs von Caraman, wird an den Arbeiten der englischen zur Ausführung der nöthigen Vorbereitungen Theil nehmen. Das Turnier soll aus einer Reihe großer individueller Wettkämpfe im Schachspiel bestehen, an welchen Spieler aller Länder Theil nehmen können; ferner in ähnlichen Wettkämpfen partiell zwischen englischen und irländischen Spielern, und endlich aus einer großen Consultations-Partie zwischen vier dazu erwählten Britten und vier Ausländern. Die an dem Turnier theilnehmenden Spieler sollen auch eine constituirende Versammlung ernennen, durch welche die bestehenden Spielregeln revidirt und verbessert werden sollen, und deren Ausspruch dann als Gesetz gilt. Die siegreichen Spieler erhalten Prämien von verschiedenem Belaufe, über deren Bedeutsamkeit die Summe der Subscriptionen entscheiden wird.

Nach einer in den Londoner Times angestellten Berechnung, welcher eine halbjährige Frequenz der englischen Eisenbahnen zu Grunde gelegt ist, hätten von 690,555 Passagieren, die sich dieser Reisemethode bedienten, nur ein Einziger ohne eigne Verschuldung eine Verletzung erlitten, und das Verhältniß von auf der Stelle Getödteten sich wie Eins zu mehr als drei Millionen ergeben.

Unter den neueren Einsendungen für die große Londoner Ausstellung befindet sich auch ein albanesischer Anzug, an dessen Verfertigung funfzig Personen drei Monate lang gearbeitet haben.

Berichtigung. In Nr. 21 d. Bl., S. 165, zweite Spalte, Z. 5 von oben, l. m. Max Waldau.

Gedruckt bei A. F. M. Nümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 23. Mittwoch, den 19. März. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Räuber an der Arriége.

(Fortsetzung.)

Lebhaft von diesem grandiosen Anblick ergriffen, verließen die beiden Touristen die Höhle, nachdem sie noch, in einer zweiten Abtheilung, einen gewaltigen Block in der Gestalt eines Grabsteins gesehen hatten, den die Tradition als das Grabmal Rolands bezeichnet, dessen Name gleich dem Karols (Carls des Großen) in [illegible] Ehren gehalten wird. Der alte Führer hatte im [illegible] sie unter einem Gebüsche von Rhododendrons ein Schläfchen gehalten. Er war hoch erfreut, als er sie alle wohlbehalten wiedersah, und als er sodann von den Fremden an sein gegebenes Versprechen erinnert wurde, da begann er die tragische Begebenheit zu erzählen, von der er ein Zeuge und [illegible] gewesen war.

Es war gegen Ausgang des spanischen Krieges, als die Gränze noch von Guerillas überlaufen war und eine Menge junger Leute aus dem Departement der Arriége, um sich dem Militairdienste zu entziehen, sich in das Gebirge warfen, und, als Deserteurs und als Schmuggler, einen zwiefachen Kampf gegen die Gendarmerie und die Douane zu bestehen hatten.

Die Eschellengrotte, die wegen der Merkwürdigkeiten, die sie enthält, zu allen Zeiten berühmt gewesen ist, war damals noch nicht so leicht zugängig als heutzutage. Die Mündung war freilich schon eben so weit, und führte zu einer weiten und hohen Gallerie von etwa dreißig bis sechs und dreißig Fuß, deren Wölbung sich aber nach ungefähr hundert Schritten dermaßen senkte, daß sie fast den Boden berührte, so daß nur an einer einzigen Stelle so viel freier Raum war, daß ein Mensch auf dem Bauche hindurchkriechen konnte. Nur so konnte man zu der eigentlichen Höhle gelangen, bevor einer der Präfecten des Arriége-Departements, der Herr von Mortarieu, in dem Felsen den Gang hat aushauen lassen, der jetzt dahin führt, und der immer noch an mehreren Stellen so niedrig ist, daß man mehrere Minuten lang in tiefgebückter Haltung gehen muß.

Diese Höhle, vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit wie man sieht sehr leicht zu vertheidigen, war zu der Zeit, die wir hier im Auge haben, der Schlupfwinkel einer Bande von vierzig bis funfzig kriegerischen und entschlossenen Männern, deren Räubereien sich bald über alle benachbarten Länder erstreckten. Unter der Anführung eines mit allen Schlichen und Hülfsmitteln des Partisanenkrieges vertrauten, vormaligen Miqueletschefs ihre Streifereien auf der einen Seite bis nach Saint-Girons und auf der andern Seite bis nach Ax ausdehnend, wurden die Räuber von der Arriége bald der Schrecken der Heerstraßen und der isolirten Wohnungen. Durch den Erfolg ermuthigt, hielten sie nicht allein die Diligenzen und die Reisenden an, sondern auch die Convoys der Regierung, deren Fourgons sie plünderten, nachdem sie die Bedeckung niedergemacht hatten.

Dieser verwegene Kampf hatte sich schon über ein Jahr in die Länge gezogen, ohne daß die Gendarmerie und Douane, die den Räubern mehrere Treffen geliefert, über sie ein Weiteres hätte erringen können, als ihnen einige Leute zu tödten, deren Leichname sie nach ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln mit sich schleppten, damit sie nicht erkannt würden. Um diesem Räuberwesen endlich

einmal mit einem Schlage ein Ende zu machen, war zwischen dem Präfecten und den Militairbehörden ein Plan verabredet worden, vermöge dessen die ganze Bande in ihrer Höhle überrumpelt, und diese, wenn es seyn müßte, förmlich belagert werden sollte.

Nach diesem Plane, und nachdem der Befehlshaber der Gendarmerie und der Obrist des 65sten Linien-Infanterie-Regiments, welches damals an der Arriége in Garnison lag, ihre Maaßregeln getroffen hatten, wurden die Douaniers in den Vertiefungen des Ussat-Felsens, welcher den Höhlen auf der anderen Seite des Flusses gegenüber liegt, auf Beobachtung ausgestellt, um den Augenblick zu erspähen, wo die ganze Bande, mit Beute beladen und von Strapazen erschöpft, von irgend einer entfernten Expedition nach ihrem Schlupfwinkel heimkehren würde.

Es verstrich fast eine volle Woche, und die Officiere, welche Tag und Nacht zwei Compagnieen auserwählter Mannschaft und ein Detaschement Cavallerie in Tarascon marschfertig hielten, hatten schon beinahe die Geduld verloren, als in der siebenten Nacht ein Douanier die Meldung machte, daß die gesammte Bande so eben in der Höhle eingetroffen und dort unfehlbar zu überrumpeln sey.

Da hiezu im Voraus alle Vorrichtungen getroffen waren, so setzten sich die Soldaten, die Schlösser ihrer geladenen Gewehre mit Tüchern umwickelt, um die Feuchtigkeit abzuhalten, und die Patrontaschen reichlich mit Munition angefüllt, sofort in Marsch. In einer Viertelstunde war die Entfernung, welche Tarascon von Ussat trennt, in der größten Stille zurückgelegt. Durch einen dichten Nebel begünstigt, passirte die erste Compagnie beim Schein von Blendlaternen den jähen Abhang des Felsens, und drang bis zu der ersten Gallerie der Höhle ein. In der Nähe des engen Schlundes angekommen, durch welchen man allein in das Innere gelangen konnte, ließ der Befehl führende Officier seine Grenadiere einen Kreis bilden, und fragte, ob sich ein Freiwilliger unter ihnen fände, der es wagen wolle, der Erste zu seyn, welcher dem Führer durch diese schmale Oeffnung auf dem Bauche und das Gewehr hinter sich drein ziehend, nachkröche.

Statt Eines Mannes, meldeten sich deren Dreißig. Die Gefahr, die zu bestehen war, war unstreitig groß; aber es waren dazu auch nur Soldaten gewählt worden, die keine Furcht kannten. Der Officier bezeichnete diejenigen, welche zuerst eindringen sollten, nach Nummern, regalirte sie mit einer Ration Branntewein, drückte einem jeden freundlich die Hand, und empfahl Allen, sich bei ihrem Durchkriechen möglichst stille zu verhalten, außer wenn sie angegriffen würden und nach Beistand rufen müßten. Es wurde weiter verabredet, daß jeder Einzelne, so wie er die enge Mündung passirt sey, sich ohne alles Geräusch erheben und neben derselben schußfertig aufstellen solle, bis alle Kameraden dort beisammen wären.

In dieser Weise sollten 75 Mann der ersten Compagnie successive in die Höhle eindringen, während die übrigen sich draußen auf die Lauer hielten, um ihren Kameraden zu Hülfe zu kommen, sobald es in der Höhle zum Schießen käme. Außerdem sollte die am Fuße des Berges hinterlassene zweite Compagnie auf das erste Zeichen, das ihr von den längs der Abdachung aufgestellten einzelnen Posten gegeben werden würde, ebenfalls herbeieilen.

Der Führer, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, der sich Costals nannte und aus Portets, einem Dorfe in der Nähe des Karoler Hauses, gebürtig war, ging zuerst, sorglos und entschlossen, daran, den engen Schlund, der ihm wohlbekannt zu seyn schien, zu passiren. Der Länge nach auf dem Bauche hingestreckt, kroch er einer Schlange gleich hindurch, und war bald in der Finsterniß verschwunden. In derselben Weise folgten ihm die Soldaten einzeln nach, und es war schon die halbe Compagnie ins Innere gelangt, ohne daß sich irgend ein Geräusch hatte vernehmen lassen, und ohne daß die überall herrschende Finsterniß durch den kleinsten Lichtschimmer unterbrochen worden war.

Das konnte nur als ein gutes Zeichen gelten. Durch eine lange Straflosigkeit dreist gemacht, hatten die Räuber es sonder Zweifel versäumt, gehörig auf ihrer Huth zu seyn; überdem nach der Rückkunft von einer strapaziösen Expedition angegriffen, waren sie muthmaßlich in einen tiefen Schlaf verfallen. So erklärte man sich die ununterbrochene Stille, und es drangen noch weitere 25 Grenadiere ihren vorangegangenen Kameraden freudig nach.

Seit dem Anfang des Unternehmens war eine volle Stunde verstrichen, und man war ungeduldig seines Resultats gewärtig; aber es verstrich fast noch eine Stunde, ohne daß das furchtbare Schweigen, welches in der Höhle herrschte, durch irgend ein Geräusch gestört worden wäre. Plötzlich erscholl eine Salve, der rasch eine zweite und eine dritte folgte, ganz wie ein Pelotonfeuer.

Es war also endlich zum Treffen gekommen. Der Officier, der in der Gallerie zurückgeblieben war, beorderte den Rest seiner Leute, noch 25 Mann, nun auch noch durch die enge Oeffnung hindurchzukriechen, und ließ zugleich die zweite Compagnie herbeikommen, während ein Paar Gensdarmen sich eiligst nach Tarascon begaben, um dort die Anzeige zu machen, daß die Räuberbande der Höhlen von Ussat mit dem 65sten Regimente handgemein geworden sey und allem Anschein nach ganz und gar vertilgt werden würde.

Das Gewehrfeuer hielt ungefähr eine Stunde an. Gleich der ersten Compagnie war währenddem auch die zweite, mit einem Lieutenant an der Spitze, ins Innere der Höhle eingedrungen, und hatte nur, um den Rückzug zu decken, einen Sicherheitsposten zurückgelassen.

Das Schießen, Anfangs durch das Echo repetirt, hatte längst aufgehört, und der Tag begann bereits zu dämmern, doch war von den circa 200 Mann, die an der Expedition Theil genommen hatten, Keiner wieder zum Vorschein gekommen.

Inzwischen hatte sich die Kunde von dem, was hier vorging, über das Land verbreitet, und von allen Seiten strömten Bauern herbei, um sich an dem Anblick der eingefangenen oder getödteten Räuber zu weiden. Währenddem traf aber auch der Obrist des 65sten Regiments selber von Tarascon ein, und brachte noch zwei Compagnieen desselben mit. Er war ein alter Soldat, der die Feldzüge in Aegypten und Italien mitgemacht hatte, strenge im Commando, karg mit Worten, aber rasch und energisch im Handeln. Er ließ sich in wenigen Worten über das Vorgefallene Bericht erstatten, und erkundigte sich, wie viel Mann in die Höhle eingedrungen seyen, wie viel Patronen ein jeder gehabt hätte, und wie bald das Schießen aufgehört habe. Mit jeder Antwort, die

ihm auf seine Fragen gegeben wurde, verfinsterte sich sein Gesicht mehr und mehr, und nachdem er geboten hatte, daß Alle auf einem Fleck stehen bleiben sollten, schritt er in Nachdenken verloren in fieberhafter Aufregung auf und ab.

Noch immer herrschte dasselbe Schweigen. Nach einer Stunde rief der Obrist einen jungen Soldaten des Landes herbei, und gebot ihm, denselben Weg einzuschlagen, den die beiden Compagnieen vor ihm genommen hatten; er selber kroch demselben nach, hielt ihm aber dabei den rechten Fuß, den derselbe zuvor hatte entkleiden müssen.

Nach wenigen Minuten sah man den Obristen wieder aus der engen Schlucht zurückkriechen, und sich, bleich und mit verzerrtem Gesichte, aufrichten. „Man setze die Waffen in Haufen!" commandirte er, und ertheilte dann einem Gendarmen, den er rufen ließ, den Befehl, sich unmittelbar nach Tarascon zu begeben und zwei Maurer mit dem nöthigen Material an Kalk und Handwerksgeräth, um ihr Geschäft zu betreiben, herbeizuholen.

Noch denselben Abend fand sich der Eingang der Höhle solide vermauert, und es wurde ein Posten dabei aufgestellt, um jede Annäherung zu verbieten; die braven Soldaten des 65sten Regiments aber zogen sich schweigend und düster nach Tarascon zurück.

Das Regiment hatte bei 200 Mann verloren. Der Obrist konnte nicht daran zweifeln; denn in dem Augenblick, wo der junge Soldat, der ihm in der engen Schlucht voran kroch, deren innere Ausmündung erreicht hatte, fühlte er, wie dessen Fuß krampfhaft zuckte und eiskalt wurde. Mit einem heftigen Ruck wurde dann der Körper weggezogen. Aus diesen schaurigen Indizien mußte er folgern, daß man dem Unglücklichen den Kopf abgeschlagen hatte, und daß es all den anderen, die vor ihm diesen gefährlichen Weg gemacht, eben so ergangen war.

Aber die Räuber sollten mindestens für ihr Verbrechen büßen! Für immer in ein lebendiges Grab eingeschlossen, sollten sie darin einen noch weit gräßlicheren Tod sterben, als sie so vielen braven Soldaten bereitet hatten..... So dachte es der Obrist, und das war auch die Meinung der gesammten Bevölkerung der Stadt und des platten Landes. Nun denke man sich aber ihr Erstaunen, als sie nach drei Tagen hörten, daß der Generaleinnehmer, dessen Bureaux sich in der Nähe der Präfectur zu Foix befanden, als er Morgens in sein Cabinet getreten war, die Casse erbrochen, und statt der bedeutenden Summe, die sie enthalten, einen großen Zettel mit den Worten: „Die Räuber der Höhle von Eschelles und von Bedayac", darin vorgefunden hatte.

Man kann sich schwerlich einen Begriff von der Ueberraschung, ja fast dem Schrecken machen, der sich bei der Kunde dieses verwegenen Handstreichs, dieser verbrecherischen Verhöhnung über das ganze Arriége-Departement verbreitete. In dem abergläubischen Gebirge fanden die wundersamsten Erzählungen Glauben, und man zweifelte nicht mehr, daß die Räuber der Eschellen-Höhle Hexenmeister seyen und mit dem Teufel im Bunde ständen. In den Städten waren ganz andere, aber eben so alberne Angaben im Schwange: man sprach von strafwürdigen Einverständnissen, von schändlichem geheimen Verrath.

Was die verständigeren Leute, die Beamten, die Garnison, die Magistratspersonen betrifft, so schien ihnen nur die eine Annahme eines doppelten Ausgangs der Höhle zulässig zu seyn. Aber vergebens wurden die Einwohner des Landes abgehört: weder die jüngeren Leute noch die Greise hatten je gehört, daß man anders als durch die Oeffnung, die der Obrist hatte vermauern lassen, und zu welcher der Zutritt überdem so wohl überwacht wurde, in die geheimnißvolle Höhle gelangen konnte.

Schließlich, und nachdem man all das Gestrüpp in Brand gesteckt hatte, welches den Zutritt zu irgend einem unbekannten Eingang hätte maskiren können, wurde beschlossen, das Gebirge gewissermaßen zu blockiren, es von allen Seiten durch einen Truppencordon einzuschließen, und an seinen Abhängen so wie auf seinem Gipfel Posten aufzustellen, vor welchen sich keine lebende Seele ihm unbemerkt hätte nähern oder sich von ihm entfernen können.

Drei Wochen lang blieb diese Blockade erfolglos, und die Soldaten begannen, trotz ihres feurigen Wunsches ihre Kameraden zu rächen, schon über das Beschwerliche des sauren Dienstes zu murren, den man ihnen auferlegte, als, in einer finsteren und regnigten Nacht, ein Sergeant, der für den Augenblick sein Bivouac verlassen hatte, um sich zu einem galanten Stelldichein einzufinden, welches, in der Entfernung einer Stunde, zwischen ihm und der Tochter eines Grubenarbeiters zu Vic-d'Essos verabredet worden war, in einem dichten Gebüsch von Erdbeerbäumen und Zwergkirschenbäumen, unter deren Laube er sich niedergekauert hielt, eine dumpfe Stimme zu vernehmen glaubte, die unter dem bemoos'ten Steine hervorzukommen schien, auf welchen er sein Haupt gelegt hatte. Er entfernte sich sodann, ohne irgend ein Geräusch zu machen, einige Schritte, und legte sich hinter einem Gesträuche platt auf den Bauch nieder, um, den Athem an sich haltend, die Lösung des seltsamen Phänomens abzuwarten.

(Schluß folgt.)

Die Londoner Gewerbeausstellung.

Der Glaspalast, in welchem alle Erdtheile aus den Gebieten der Wissenschaften und Künste, der Industrie und der Gewerke ihre Erzeugnisse zur Schau niedergelegt haben, ist beendet; er umschließt einen Raum von 24 engl. Acres, und verdient schon seiner Technik wegen als ein Wunderwerk benannt zu werden, wie folgende Skizzen beweisen. Das Dach und die Seitenwände sind aus 3zölligem dicken Glase; ersteres wird von 64 Fuß hohen eisernen Säulen getragen, deren Dicke zwischen 1—8 Zoll variirt. Auf zwei gleichlaufend sich hinziehenden, über einander angebrachten Gallerieen, deren Dauerhaftigkeit augenblicklich von einer besonders dazu erwählten Ingenier-Commission geprüft wird, werden die feinern und leichten Gegenstände aufgestellt: Glaswaaren, Spitzen, Shawls, Gewebe aller Art, Schnitzarbeiten; in der Mitte aber wird ein 30 Fuß langes Krystallbecken die Bewunderung auf sich ziehen. An der Westseite des Gebäudes findet England seinen

Platz; hier werden zwei Meisterwerke paradiren: eine Uhr, nicht größer als ein Sechsling und die Schlacht von Trafalgar, aus 73 in Holz gearbeiteten Schiffen bestehend, die durch einen Mechanismus in Bewegung gesetzt werden und zum Erstaunen der Beschauer im Nu die ganze Schlachtordnung unter dem Befehle Nelson's ausführen. Die innere Einrichtung jedes einzelnen Schiffes soll bis ins kleinste Detail meisterhaft sein. — Unter denjenigen Arbeiten, die vorzugsweise Frauenhände hervorbrachten, erregt eine Stickerei, das Opfer Isaaks darstellend, von dreitausend Quadratzoll Größe, allgemeine Bewunderung. — Auf der nordwestlichen Seite des Gebäudes und auch außerhalb desselben werden die beweglichen Maschinen, unter ihnen eine Dampfmaschine von 100 Pferdekraft, aufgestellt. — Am Eingange in der Mitte nach Süd und Nord werden Nordamerika's und Rußland's Erzeugnisse ihren Platz finden; zu beiden Seiten reihen sich Schweden, Norwegen, Nord- und Westdeutschland, so wie Oesterreich an. Ihnen folgen die Schweiz, Spanien, Portugal und Griechenland. Mit Frankreichs Gewerbeerzeugnissen sind verschmolzen die von Belgien und Holland; Frankreich allein nimmt einen Flächenraum von 240 Fuß Länge und 200 Fuß Breite ein. Von den deutschen Fabrikanten aus dem deutschen Zollverein beträgt die Zahl der gelieferten Gegenstände 1600, von denen 894 auf Preußen, 234 auf Sachsen und 104 auf Baiern kommen. Doch nicht nur Europa, auch China, Persien, Brasilien, Mexiko, Aegypten, und selbst das steinige Arabien haben es nicht unterlassen, Gegenstände ihres Gewerbfleißes auf die Londoner Ausstellung zu senden. Unter den an den Ufern des Indus gefertigten Gegenständen befindet sich ein Stoff aus Baumrinde, der so zart ist, daß man ihn kaum auf der Haut fühlt.

Der Haupteingang in der Mitte ist 48 Fuß breit, und die Tische neben den Galerien steigern ihre Höhe, um den Blick selbst auf die entfernteren Gegenstände frei zu lassen. Das Gebäude hat acht Seitengänge, welche parallel mit dem Hauptgange laufen, der den Glaspalast in seiner ganzen Länge durchzieht. Jeder Seitengang ist zehn Fuß breit. Wer alle Tische im untern Raum und auf den Galerien durchwandern wollte, müßte einen Weg von zwanzig englischen Meilen zurücklegen.

Bekanntlich hat die englische Regierung zu diesem Gebäude 50,000 Pfund Sterl. ausgesetzt, mit welcher Summe aber keineswegs die Kosten gedeckt sind, weshalb man auf die Eintrittspreise rechnet, um das plus zu bestreiten. Diese Eintrittspreise sind für die erste Woche auf 5 Pfund Sterl., für die zweite auf 1 Pfund Sterl. und für die dritte auf 10 Schilling für die Person bestimmt; später jedoch ist das Entrée nur 1 Schilling per Kopf. Nach dem englischen Calcul werden wohl in den ersten beiden Wochen 35,000 Pfund Sterl. eingehen, denn so leicht wird wohl kein Bemittelter diese Gelegenheit, die Wunder der modernen Welt in Augenschein zu nehmen, unbenutzt vorüber gehen lassen. A.

Der unterweisende **Zier- und Nutzgärtner.** Vollständiges Lehr- und Handbuch des Gartenbau's in allen seinen einzelnen Zweigen und Verrichtungen. Enthaltend: Practische, auf langjährige Erfahrungen begründete Anleitung, alles Erforderliche bei den Anlagen, Culturen und Treibereien in der Zierpflanzen-, Baum-, Obst-, Wein- und Gemüsezucht auf die zweckmäßigste und vereinfachste Weise so zu besorgen, daß bei dem größten Vergnügen der höchste Nutzen erzielt wird. Für Gärtner und Gartenfreunde, sowie als Leitfaden für Gärtnerlehranstalten bearbeitet von Carl Friedrich Förster (Mitglied mehrerer Gartenbaugesellschaften). Mit Abbildungen. Gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte dritte Auflage des Werkes „die Gärtnerei in ihrem höchsten Ertrage durch größtmöglichste Vereinfachung.“ IV (Beurtheilungen und Empfehlungen des Buches), XXII und 496 (487) Seiten 8. u. 1 Tafel Abbild.

Der praktische **Blumengärtner.** Vollständiges, alphabetisch geordnetes Handbuch der Blumenzucht in ihrem ganzen Umfange. Für Gärtner, Gartenfreunde, und überhaupt alle Diejenigen, welche die ältern und neuesten schönsten und beliebtesten Zierpflanzen im Freien, in Gewächshäusern und in Zimmern auf die beste und leichteste Weise cultiviren wollen. Mit einem Blumengarten-Kalender und Register über die lateinischen Synonyme und deutschen Eigennamen. Von Heinrich Gruner. Mit Berücksichtigung der neuesten erprobten Erfahrungen aufs Neue gänzlich umgearbeitet von Carl Friedrich Förster, (Mitglied mehrerer Gartenbaugesellschaften). Sechste vielfach vermehrte Auflage. IV (Beurtheilungen und Empfehlungen des Werks), XVI und 496 (483) Seiten 8.

Beide Werke sind im Verlage von Hrn. Jm. Tr. Wöller in Leipzig erschienen. — Wir haben die freilich sehr ausführlichen Titel um so mehr vollständig abdrucken lassen, da sie keine bloße Lockmittel sind, sondern die Bücher wirklich enthalten, was diese Titel versprechen. Sowol der „Zier- und Nutzgärtner“ als der „Blumengärtner“ haben in früheren, besonders in der letzten Auflage, sich vieler, ungemein günstiger Beurtheilungen von competenten Richtern erfreut, und werden sie diesen in jeder Beziehung bereicherten Auflagen gewiß in einem noch größeren Maaße zu Theil werden.

Die Eintheilung des „Zier- und Nutzgärtners“ ist folgende: A. Allgemeiner Theil: Anweisungen. 1. Anlage, Bedürfnisse und Vorarbeiten (5 §§). 2. Vertheilung und Aufstellung der Pflanzen (2 §§). 3. Die Wechselkultur (2 §§). 4. Pflege und Wartung der Pflanzen (9 §§). 5. Conservation

und Winterschutz der Pflanzen in Localen und im Freien (4 §§). 6. Fortpflanzung der Gewächse durch Vermehrungs- und sogenannte Veredelungsmethoden (6 §§). 7. Samenzucht und Bastard-Erzeugung (2 §§). 8. Kenntniß, Vertilgung und Abhaltung der lebenden und leblosen Pflanzenzerstörer (6 §§). 9. Die bekanntesten Krankheiten der Pflanzen, ihre Entstehung und Heilung (23 §§). 10. Wissensnöthige Notizen für Gartenfreunde und Gärtner vom Fach (4 §§). B. Besonderer Theil: Kulturen. AA. Künstliche oder Treiberei-Kulturen (6 §§). BB. Naturgemäße Kulturen: 1. Die Zierpflanzenkultur (3 §§). Die Gemüsepflanzenkultur (10 §§). 3. Die Obstpflanzenkultur (4 §§).

In der Bearbeitung und Anordnung dieses reichhaltigen Stoffes erkennt man überall den praktisch-erfahrenen, in dem Vortrage den wissenschaftlich gebildeten Gärtner. Man lies't das Buch mit Belehrung und Vergnügen, wenn man auch eben nicht in der Lage sich befindet, es, seinem eigentlichen Zwecke gemäß, practisch zu benutzen. Bei der großen Theilnahme, die dem edlen Gartenbau in neuerer Zeit von allen Seiten zugewendet ist, muß man es Herrn Förster und seinem Verleger Dank wissen, daß sie auch den Laien Gelegenheit dargeboten, sich von so Manchem zu unterrichten, worüber eben wegen des Mangels eines zuverlässigen und allgemein verständlichen Unterrichts, in ihren Köpfen sonst ein Dunkel herrschte. Zu diesen Laien gehören denn auch wir und sind, durch den „Zier- und Nutzgärtner" belehrt, z. B. zum klareren Verständnisse von Einzelnem gelangt, was wir, von sachkundiger Freundeshand geschrieben, über die hamburgischen Privat- und Handelsgärten einer unserer kleinen literarischen localen Arbeiten einverleibt haben.*)

Von den vielen günstigen Aeußerungen über die vorhergehende Ausgabe des Werkes führen wir nur eine an; in dem Sitzungsprotokolle der Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbau's ꝛc. zu Berlin vom 24. Nov. 1844 heißt es nämlich von demselben: „Es ist auf vieljährige Erfahrungen des Verfassers gegründet, und verbreitet sich in sehr praktischer Weise, besonders über die allgemeinen, höchst wichtigen Vorkenntnisse der Gärtnerei. Die in den früheren Werken des Verfassers sich bekundende Sachkenntniß und Gründlichkeit spricht auch zu Gunsten dieses Buchs und läßt es als eine sehr nützliche Aufstellung höchst beachtungswerthen Erfahrungen erscheinen."

Da weder das so eben besprochene, noch das gleich zu besprechende Buch dazu geeignet sind, größere Auszüge aus denselben zu entlehnen, wollen wir wenigstens, um unserer Sitte nicht ganz untreu zu werden, eine Note, die der Bemerkung, daß eine Hauptsache, die Zwergheit der Pflanzen sicherer zu erzielen und zu begünstigen, die starke Einzwängung der Wurzeln in kleine, jedoch mehr flache, als hohe Töpfe sei, die nur mit sehr magerer Erde gefüllt werden dürften, beigefügt ist, wiedergeben. Die eben erwähnte Methode, heißt es in derselben, „sei ein Kunststück, welches die Chinesen schon seit Jahrhunderten üben. Gleich wie sie ihren Mädchen in früher Jugend die Füße gewaltsam in kupferne Schuhe pressen, um ihnen (nach chinesischen Ansichten!) eine gewisse Niedlichkeit anzueignen, so pflanzen sie Bäume und Sträucher aller Art (sogar Eichen) in kleine Gefäße, um Miniatur-Exemplare von 1½—2 F. Höhe zu ziehen. Je besser die Procedur gelingt, desto größer ist nach chinesischen Begriffen die Schönheit der Pflanze. — Wir sehen hieraus, daß die Nipptischpflanzen, das Tändelwerk müßiger Damen, ihren Ursprung jedenfalls der chinesischen Spielerei zu danken haben, und daß sich demnach unsere Gärtner dieser Erfindung nicht rühmen können." Zur Zwerggestalt an Körper und öfterer noch an Gemüth und Geist verkrüppelte Menschen giebt es leider genug; warum also auch noch mit Pfuscherhänden in das schöne Pflanzenreich hineinwühlen! So wie wir nur den kräftig, in ungeschwächter Kraft sich entwickelnden Menschen mit wahrer, reiner Theilnahme betrachten, so auch nur die Pflanze, die unverkümmert, hoch und stark emporwächs't, wie die Natur sie treibt und bildet.

Der praktische „Blumengärtner" wird eröffnet durch kurze, aber genügende Belehrungen, welche zum Gegenstande haben: Lage, Boden, Bestellung und Eintheilung desselben; Erd- und Dünger-Arten, besonders für Topfpflanzen; Behandlung und Aussaat des Samens; das Mistbeet und den Preßkasten; das Verpflanzen, Versetzen und Begießen der Zierpflanzen; Winterdecken der zärtlicheren Landpflanzen, Standort der Topfpflanzen im Ueberwinterungslocale und im Freien; künstliche Vermehrungs- oder Fortpflanzungs-Methoden; die Feinde des Blumengartens und ihre Vertilgung; die in den Blumengärten erforderlichen Geräthschaften und Werkzeuge. — Darauf folgt eine Erklärung der in dem Werke vorkommenden Zeichen und Abkürzungen und dann S. 33—460: Alphabetisch-geordnete Uebersicht der schönsten und am leichtesten zu cultivirenden Zierpflanzen, ihre Beschreibung und Cultur: A—Z. Ein Blumengarten-Kalender auf alle Monate im Jahre nimmt die Seiten 461 bis 473 ein, und ein Register über die lateinischen Synonymen und die deutschen Eigennamen der beschriebenen Pflanzen die Seiten 474—483.

Die einzelnen Pflanzengattungen sind natürlich mehr oder weniger ausführlich behandelt, je nachdem sie einen größeren oder geringeren Reichthum von Arten darbieten; so sind die Cacteen, über welche Herr Förster auch ein besonderes Werk („Handbuch der Cacteenkunde in ihrem ganzen Umfange ꝛc. Leipzig, 1846, bei Wöller") herausgegeben, von dem Fürst Salm-Dyk, der erste Cacteenkundiger, rühmt: „es gebe die vollständigste und gründlichste Anleitung, die er irgend gefunden habe", S. 101—119; die Camellien (nach einem Jesuiten, H. J. Camellius, der im 17. Jahrhundert die Inseln des östlichen Asiens bereis'te, benannt), S. 127—136; die Orangenbäume, S. 159—169; die Nelken, S. 192—202; die Rosen (— der Verfasser stellt eine Monographie und Cultur derselben unter dem Titel: „der Rosengärtner" in Aussicht —), S. 374—398; die Tulpen, S. 434—440, u. s. w., sehr ausführlich beschrieben. — Bei jeder Pflanzengattung ist durch römische und deutsche (arabische) Zahlen angegeben, in welche Klasse und Ordnung des Linné'schen

*) Für nicht-hamburgische Leser sei bemerkt, daß hier auf die Artikel: „Hamburgische und in der Umgegend befindliche Gärten", und „Botanischer Garten", S. 453 bis 455 und S. 451 und 452, in dem dritten Abschnitte des von den Hermann'schen Erben herausgegebenen „Hamburgischen Adreß-Buches für 1851", hingedeutet wird.

Sexualsystems sie gehören. Einem, dem Verfasser gegebenen Winke, die Angaben, wohin die vorkommenden Pflanzengattungen in demselben gehören, mit einem natürlichen Systeme zu vertauschen, hat derselbe aus vollkommen gerechtfertigten Gründen, die im Vorworte zu lesen sind, unbefolgt gelassen. —

Ob nicht die Abkürzung der hinter den Artennamen angeführten Namen der Autoren, welche freilich allgemeine Sitte, theilweise zu beseitigen sein möchte, darüber wagen wir nicht zu entscheiden; glauben aber doch, daß es manchem weniger gelehrten Gärtner und Gartenfreunde angenehm sein dürfte, solche Namen, wenn sie zum ersten Male vorkommen, ganz ausgesetzt zu finden; noch belehrender würde es sein, wenn Herr Förster, der überall eine so gründliche Kenntniß der Literargeschichte und Bibliographie der Botanik darlegt, sich entschließen könnte, in einem besonderen alphabetischen Verzeichnisse neben den vollständigen Familiennamen, auch die Vornamen, und wenn es möglich, die Zeit des botanischen Wirkens der Männer zu geben, welche die Pflanze entdeckt oder beschrieben haben.

Der Vorstand des Vereins zur Beförderung des Gartenbau's in den königl. Preuß. Staaten erklärt eine frühere Ausgabe des Buchs als ganz seinem Zwecke entsprechend und empfiehlt es sehr; in den „Frauendorfer Blättern" hat Fürst der 4. und 5. Auflage großes Lob gespendet; die allgem. Gartenzeitung, die Pfälzer Gartenzeitung, die Schweizer Zeitschrift für Gartenbau, fällten ähnliche günstige Urtheile.

Gelegentlich sind auch kleine Notizen über das Geschichtliche der Pflanzen und dergl. beigefügt; z. B. die von den Türken schon lange cultivirte gemeine oder Garten-Tulpe ist dem berühmten Schweizer Botaniker (und hochverdienten, rastlosen Bibliographen) Conrad Geßner, der sie zuerst beschrieb, zu Ehren von Linné Tulipa Gesneriana benannt; der Gattungsname soll von dem türkischen Worte Tulipent oder Tulpant herkommen, mit welchem in der Türkei eine Art Mützen bezeichnet werden, mit deren Form die Gestalt der Tulpe viele Aehnlichkeit hat. (Wir machen Tulipomanen auf einen neuen Roman von Alexander Dumas, der auch in geschichtlicher Hinsicht nicht uninteressant ist: La Tulipe noire, aufmerksam.) — Bei Laurus nobilis L., edler Lorbeer, Dichter-Lorbeer, wird bemerkt: „Die Alten verehrten diesen Baum sehr hoch und umwanden mit seinen Zweigen die Schläfe ihrer Dichter und Helden; in unserem galanten Zeitalter dagegen wirft man die Lorbeerkränze nur vor die Füße der Tänzerinnen und Sängerinnen, (— kommt doch wol selten vor; gelbe Immortellen mit zeitgemäßen nationalfarbigen Atlasbändern genügen schon! —), oder man ziert höchstens die auf die Tafel eines Zweck-Essens gesetzten Wildschweinsköpfe damit!" — Die prachtvolle Passiflora (Passionsblume) veranlaßt die Anmerkung: „Die heilige Einfalt glaubt in den Befruchtungsorganen und Nectarfäden dieser eigenthümlich gebauten Blumen alle Werkzeuge der Passion oder des Leidens unseres Heilandes zu finden, daher der Name Passionsblume. Zu diesem Glauben gehört freilich eine sehr lebhafte Einbildungskraft, wie zu so manchen andern Dingen in der Welt." — Amaryllis formosissima L. ward im Jahre 1594 aus Mexico von Dr. Tovar geschickt, der sie Lilium Jacobeum (daher Jacobslilie, Jacobsstab, Lilie von St. Jago) nannte, weil ihre Kronblätter durch ihre Stellung jenen rothen Schwertern gleichen, die auf die Kleider des St. Jacobsordens gestickt werden. — In Veranlassung von Pomum Adami (citrus auratus Pom. Adami *Risso.*) wird in der Note erinnert: „Die meisten unter dem Namen Adams-, Juden- oder Paradiesäpfel bekannten Orangenfrüchte variiren öfters auf so eine Weise, daß das zitzenförmige Ende einen Absatz bildet, welcher das Ansehen hat, als wäre er durch einen Menschenbiß entstanden. Daher die Sage der Juden, nach welcher der Adamsapfel die Frucht des bekannten verbotenen Baumes war, in welche Adam zu beißen sich verleiten ließ!" Bei der Agavo americana L. hat Herr Förster selbst die kleine Schrift des hamburger Arztes, Dr. J. Domin. Schulze „über die große amerikanische Agave" (Hamb. 1782) nicht unbeachtet gelassen und aus derselben einige Beispiele angeführt, z. B. das merkwürdige von der in Obergräz im Jahr 1742, 28 Jahre alten, mit 14,264 Blumen blühenden Agave, von welchen mehrere Samen ansetzten. (Als gute Hamburger haben wir uns auch gefreut, daß der Verfasser die Verzeichnisse der Matadore*) unserer Handelsgärtner, Booth & Söhne und Böckmann, hin und wieder citirt und auf sie seine Leser verweis't.)

Die deutschen Namen vieler Pflanzen sind wunderbar, manche nebenbei im höchsten Grade unästhetisch und den schönen Kindern Flora's durchaus unangemessen; wir finden z. B. Wanzengesicht, Saubrod, Schweinbratenpflanze, Schweizerhose, Kuhmaul, Aaspflanze (Stapelie), Hottentottenfeige, Hundezahn, Drachenkopf, Bauernsenf, Küchenschelle, Teufelsauge, Teufelsknoten, Teufelspuppe, Teufelszwirn (man sieht der Teufel hat sich auch im Reiche der Blumen geltend zu machen gewußt!), Pestwurz, frankfurter Millionair, Fuchswein, Panschkraut, Allermannsharnisch oder Ehrenschwertel, Braut in Haaren, Jungfer im Busch, nackte Jungfrau, Grete im Busch, Fürstliche Witwe im Trauerflor, Berühre mich nicht, Frauenschuh, Jungfernwein, Schöngesicht, Schönauge, Marien- oder Brautschuh, Jungfernschürze, Frauenspiegel, Frauenflachs, Pantoffelblume, Trajans-Säule, Trompetenzunge, Gaukler- oder Affenblume, Bärenklau (Acanthus mollis L. gab dem Kallimachos in Korinth bekanntlich das Modell zur Verzierung des korinthischen Säulenknaufes), Bärenohr, Reiherschnabel, Elephantenrüssel, Eberraute, Löwenmaul, Papageien-Siegwurz, Gutduft, Götterduft, Göttergeruch, Sonnenauge, Sonnenflügel, Thränengras, Berufungskraut (gemeine Bertramgabe), Salomonssiegel, Schönfaden, Jupitersregen, Jehovablümchen, Hiobs- oder Christusthränen, u. s. w.

Der „Zier- und Nutzgärtner" bildet auch den ersten, der „Blumengärtner" den zweiten, und ein drittes Werk: „Der unterweisende Monatsgärtner von Heinrich Gruner, auf's Neue bearbeitet von Förster", den dritten Band der „Wohlfeilen compendiösen Gartenbibliothek", jedoch so, daß jedes Werk für sich selbstständig dasteht. Der Verleger hat alle hübsch ausgestattet und über den Verkaufspreis, wenn man die Seitenzahl und den ökonomischen Druck ansieht, kann man auch nicht klagen.

---

*) Daß hier nicht auf Mundt's „Matadore", von denen nächstens angespielt werden soll, dagegen verwahren wir uns hiermit in optima forma!

Wir hoffen gegen den Vorwurf: der Lust, unserer bibliographischen Passion einen Tribut darzubringen, nie widerstehen zu können, von edlen Gartenfreunden vertheidigt zu werden, wenn wir ihnen beiläufig den folgenden Titel einer kleinen Schrift namhaft machen, die vermuthlich nicht in den Buchhandel gekommen, aber durch Inhalt und Darstellung gleich anziehend ist: „Ueber die Kunstgärtnerei bei den alten Römern. Vortrag in zwei Sitzungen des Thüringer Gartenbau-Vereins zu Gotha im October und November 1845 gehalten von Professor Dr. E. F. Wüstemann. 1846", 32 Seiten gr.-8. Es ist hier Alles zusammengestellt, was den Gegenstand betrifft und früher von Sulzer, Böttiger, v. Bonstetten, Becker, Ruperti, Mazois, („Palast des Scaurus", welchem Werke ein Abschnitt über die römischen Gärten einverleibt ist) und Pauly, theils nur durch Angabe der Literatur, theils in einzelnen Beiträgen erörtert wurde. Manches Großartige lernen wir kennen, aber es tritt auch recht deutlich hervor, wie weit die neue und neueste Zeit in der schönen Kunst des Gartenbaues fortgeschritten und wie „die Gartenflora der Alten im Vergleich mit der unendlichen Mannigfaltigkeit von Blumen, welche bei uns auch nur den Garten eines gewöhnlichen Privatmannes schmücken, dürftig erscheinen muß." Verbraucht wurden in Rom ungemein viele Blumen zu Kränzen und Guirlanden oder Festons, sie wurden aber, da die in der Umgegend Roms gezogenen bei Weitem nicht hinreichten, aus andern Ländern, namentlich aus Egypten, herbeigeschafft und der Blumenhandel wurde ein wichtiger Handelszweig. (Die Liter. u. Krit. Blätter werden gelegentlich Mehreres aus dem Wüstemann'schen Vortrage bringen.) Hoffmann.

Nekrolog.

In diesen Tagen ertönen in Preußens Haupt- und Residenzstadt Trauerklänge, die zweifelsohne in den Herzen von Tausenden wiederhallen: es werden die irdischen Ueberreste eines der geistreichsten und edelsten Bewohner Berlins, eines der gefeiertsten Gelehrten dieses Jahrhunderts, die Ueberreste des verstorbenen Professors Karl Lachmann in die Gruft gesenkt.

Durch diesen vor einigen Tagen erfolgten Tod hat die Berliner Universität und mit ihr die gesammte gelehrte Welt einen unersetzlichen Verlust zu beklagen.

Karl Lachmann wurde am 4. März 1793 in Braunschweig geboren und war seit 1814 Doctor der Philosophie. Seit 1816 wirkte er als Collaborator am Friedrich-Werder'schen Gymnasium zu Berlin, worauf er ein halbes Jahr als Oberlehrer an dem Friedrichs-Collegium in Königsberg in Preußen thätig war; von hier ward er 1818 als außerordentlicher Professor an die Berliner Universität berufen, wo ihm bald darauf der Lehrstuhl eines ordentlichen Professors der Literaturgeschichte und die Mitgliedschaft der Academie der Wissenschaften zu Theil wurde.

Lachmann war einer der gelehrtesten Kritiker seiner Zeit; seine Werke auf jedem Gebiete der Wissenschaft sprechen dafür das beredteste Zeugniß. Die hervorragendsten darunter sind: eine Ausgabe des Iwain von Hartman v. d. Aue, des Parival, von Wolfram von Eschenbach, des Nibelungenliedes, der Luther'schen Bibel, der Werke Lessing's ꝛc. Auf dem Gebiete der römischen und griechischen Literatur hat L. uns beschenkt mit einer kritischen Ausgabe der Ilias, der Institutionen des Cajus und zuletzt mit der Lucretius de rerum natura, die von den Gelehrten selbst der Ausgabe des Horaz von Bentley zur Seite gestellt wird.

Besonders fruchtbar für die Wissenschaft war Lachmann durch die Leitung des philologischen Seminars und die aufmunternde Theilnahme, welche er allen Schülern ohne Ausnahme bewies, bei denen er wissenschaftliches Streben wahrnahm.

Die Krankheit, welche seinem segensreichen Wirken ein Ende gemacht hat, nöthigte ihn schon in den letzten Tagen des Januars dieses Jahres seine so besuchten Vorlesungen einzustellen. Die bekanntlich später nothwendig gewordene Amputation, welche zwar glücklich ausgeführt, konnte dem Uebel doch nicht Einhalt thun.

Lachmann starb am 13. März Morgens 9 Uhr in bewußtlosem Zustande. Was er auf Erden mit regem Eifer zu erforschen sich bestrebte, das wird ihm nun im klarsten Lichte erscheinen, in welches er eingegangen. A.

Kleine Notizen

aus

Literatur, Kunst und Musik.

Jacob Venedey arbeitet gegenwärtig an einem Tagebuche, wovon ehestens unter dem Titel: „Schleswig-Holstein im Jahre 1850" der erste Band erscheinen wird.

Von Heinrich Pröhle ist nächstens: „Aus dem Harze" zu erwarten.

Gustav Kühne's: „Deutsche Männer und Frauen", die so eben die Presse verlassen haben, bieten uns eine Reihe interessanter Charakteristiken, von Kaiser Joseph bis Fr. Fröbel, die gewiß gefallen werden.

Lamartine's „Girondisten", die in czechischer Uebersetzung in Prag erschienen, sind daselbst verboten worden.

Für alle, welche sich für das classische Alterthum interessiren, werden die so eben erschienenen „antiquarischen Briefe" von Böckh und Anderen eine gesuchte Lectüre sein. Der Inhalt dieser Briefe nämlich beschäftigt sich mit Xenophon, Platon, mit athenaischer und spartanischer Verfassung, mit griechischen und römischen Geschichtsschreibern, mit Sklaverei, mit Metrik, Prosodie, Prosa, mit Religion, Mythologie und Kunst ꝛc.

Theodor Mügge's neuester Roman: „Der Voigt von Silt" (in zwei Theilen) erfreut sich eines verdienten Beifalles.

Hans Köster soll — durch seine Frau, wie die Fama sagt — die Aufführung seines patriotischen Schauspiels: „der große Kurfürst" (mit Musikstücken von dem Capellmeister Taubert) auf der königl. Bühne zu Berlin erwirkt haben. Rott wird die Rolle des Kurfürsten und Döring die des Feldmarschalls Dörfflinger vertreten. — Ob nun auch wohl Gutzkow's: „Zopf und Schwert" daselbst zur Aufführung kommen?

Die Schwedin Amalie Hansen ist eine Doppelkünstlerin: sie ließ sich unlängst zu Crefeld und Cöln als Clavier- und Violinspielerin hören. Namentlich wird ihr schöner Anschlag auf dem Piano gerühmt.

Ein 7jähriger Knabe in Iserlohn erinnert durch sein eminentes musikalisches Talent an Mozart. Er spielte einen schwierigen Choral, welchen er in der Kirche gehört, auf dem Clavier gleich nach und transponirte ihn überdem zwölf Mal.

Feldmann's Originalposse: „Der Mann im Monde" wird im Theater an der Wien zur Aufführung kommen.

Zu Paris in der Opéra comique wird eine neue einaktige Oper, betitelt „Lelio", vorbereitet.

Die Havanneser sind doch trutzige Kerle; ihre Begeisterung für Jenny Lind ist schnell verraucht. Sie wollen die enormen Preise, welche der augenblickliche Herr und Meister der schwedischen Nachtigall — Barnum — fordert, nicht zahlen und gehen nicht ins Theater. Der habgierige Speculant muß nun mit einem Deficit von 15,000 Dollars die Rückreise antreten. A.

Miscellen.

Wer erklärt den Doppelsinn des Schicksals? Es pflanzt in der Kinder Gemüth der Herzen die innigste Neigung, während die Väter sich grimmig hassen und verfolgen; es läßt an den Dornen der Zwietracht die Wunderblume der Liebe erblühen und einet und scheidet so in einer Verkettung Freundliches und Feindliches. A.

In Talleyrand und in Metternich sind zwei Principien personificirt, welche diese unheilvollen Männer vielleicht noch lange Zeit überleben; in Talleyrand die Politik des Trugs und des Hohns, immer verkauft und immer käuflich, die Kunst, unter verschiedenen Formen immer derselbe und unter denselben Formen ein Anderer zu sein; in Metternich die Politik der rohen Materie, der Genius der Trägheit, die schwere Kunst der Dummheit. A.

Nach den neuesten bekannten Angaben über den Briefverkehr in einzelnen Ländern stellt sich Folgendes heraus: In England kommen auf den Kopf 11, 0; in der Schweiz 5, 6; in Frankreich 3, 0; in Preußen 2, 7; und in Oesterreich 0, 6 Briefe.

In den Niederlanden will man die Bemerkung gemacht haben, daß sich alle 35 Jahre die Witterung wiederhole, und in der Kölner Zeitung findet diese Meinung ihr Echo. Das Jahr 1846 entsprach in Hinsicht der Witterung dem des Jahres 1811; und so entspricht auch 1850/51 ganz dem Winter von 1815/16.

Nach officiellen Nachrichten kommen in Paris durchschnittlich jeden Tag vor: 2 erklärte Bankerotte; 215 versetzte Pfänder beim städtischen Leihhause; 2—3 unnatürliche Todesfälle; 50 gerichtlich angeordnete Verkäufe; 470 Aufnahmen von Kranken in öffentliche Anstalten; 94 Todesfälle; 3000 gerichtliche Vorladungen ꝛc. — 14,025 Haushaltungen bekommen zeitweilige Unterstützungen; 19,583 Haushaltungen für das ganze Jahr; besondere Unterstützungen bekommen 2205 achtzigjährige, 2997 siebenzigjährige Greise, 1151 Blinde und 329 Schlagflüssige. — Um seine Ausgaben an Wohnungsmiethe, Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und Steuern zu decken, bedarf Paris täglich eine Million Thaler.

Zu den merkwürdigsten Gegenständen, die man in der großen Ausstellung in London sehen wird, gehört eine aus Frankreich eingesandte gläserne Flasche ohne den kleinsten Fehler und Flecken, die so groß ist, daß drei Personen an einem Tische darin bequem sitzen können. Man steigt auf einer Leiter hinein. Der dazu gehörige Stöpsel wiegt 40 Pfund. Die Flasche hat neun Ellen im Umfang. — Ausgezeichnet ist der große Spiegel mit Porzellan-Rahmen aus Meißen und eben daher ein Porzellan-Camelienbouquet. — Ein Reisesattel eines indischen Fürsten wird auf 35,000 Thlr. geschätzt und ein Salzfaß aus Lahore auf 42,000 Thlr. Das letztere stellt einen Pfau dar, dessen Schweif mit Edelsteinen übersäet ist.

Nach den Mittheilungen des Dr. Livingstone findet sich nördlich von dem Ngami-See ein zweiter in einer Entfernung von 150 — 200 engl. Meilen, der mehrere große Inseln enthält und mit dem Ngami durch einen reißenden Fluß in Verbindung stehen soll.

Der Katalog für das laufende Wintersemester an den drei Hochschulen Basel, Zürich, Bern zeugt von sehr bedeutendem Professorenüberflusse und Studentenmangel. Die Gesammtzahl der Lehrer beträgt 125 und die der Studenten 400.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 24. Sonnabend, den 22. März 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Als
Lachmann
„Der Erklärer der Nibelungen und der Klage"
erkrankte.

Die alten Götter leben
Und zeigen ihre Macht;
Wir fühlen sie und beben
Nacht uns die Brut der Nacht.

Das muß ich heut' erkennen
An eines Mannes Leid,
Den stolz wir Deutsche nennen:
Echo der Götterzeit!

Er hat dem Rhein entwunden
Den Nibelungenhort,
Zum Zauberschloß gefunden
Endlich das Lösungswort.

Er sprengte uns die Pforte,
Die schon das Moos verbarg,
Rief Auferstehungsworte
In jeden Heldensarg!

Da schwang in Jugendschöne
Siegfried sein gutes Schwerdt
Und Hagen hat die Söhne
Der Nacht zum Kampf bewehrt.

O Weh! Es hat die Tücke
Des bösen Gotts gesiegt;
Er lacht in seinem Glücke,
Weil Siegfried unterliegt.

Doch heut', nach tausend Jahren,
Das Volk noch Siegfried nennt;
Das Leid, was er erfahren,
Ward ihm zum Monument.

Drum haßt der grimme Hagen
So blutig jeden Mann,
Der uns die alten Sagen
In Wahrheit deuten kann.

Sein Speer hat dich getroffen:
Die Brust zerwühlt das Erz;
Wir zittern und wir hoffen
Und schauen himmelwärts.

Götter des Lichtes! Zeiget
An diesem eure Macht,
An dieses Lager steiget
Und haltet Heldenwacht!

Muß seine Stärke weichen,
So seid ihr selbst besiegt;
Ihr gebet uns das Zeichen,
Das euer Reich erliegt!

Dann bleibt uns nur der Klage
Eintönig Trauerlied:
Die Götter sind zur Sage,
Weil unser Siegfried schied.

Einer von seinen Schülern. *)

Die Räuber an der Arriége.

(Beschluß.)

Inzwischen war die Stimme, die er zu hören vermeint hatte, verstummt; nichts deutete darauf hin, daß noch ein anderes menschliches Geschöpf sich in seiner Nähe befände, und er begann bereits zu befürchten, daß er das Spielwerk irgend einer Ausgeburt seiner Einbildung gewesen sey, als er, den Blick noch immer der Stelle des Felsens zugekehrt, aus welcher die Stimme gekommen zu seyn schien, plötzlich die Zweige um dieselben her sich bewegen, einen Mann sich langsam aufrichten, und zu dem Bette des Stromes, der, von Vic-d'Essos kommend, sich zwischen Ussat und Tarascon in die Arriége ergießt, hinabgehen sah, nachdem er sich zuvor scheu umgeschaut hatte, ob er auch bemerkt worden. So gelangte dieser Mann denn in einer ziemlichen Entfernung zu der großen Heerstraße, wo ihn nichts mehr von den Landbewohnern unterschied, indem er gleich ihnen mit einem sammtnen Wamms und kurzen Beinkleidern nebst andoranischer Mütze angethan war.

Sobald ihm diese phantastische Personage aus dem Gesicht war, untersuchte der Sergeant sehr aufmerksam die Stelle, wo er sie hatte erscheinen sehen, und fand hinter einer Felsenecke, künstlich dem uneingeweihten Auge verborgen, die Mündung eines unterirdischen Ganges, der groß genug war, um von einem ausgewachsenen Menschen passirt zu werden. Nicht mehr daran zweifelnd, daß dies, trotz der Entfernung dieses Punktes von dem bekannten Eingange zu der Eschelles-Höhle, der unbekannte Ausgang sey, vermittelst dessen die Räuber ihre Communication nach Außen unterhielten, bemerkte der Sergeant sich die Stelle ganz genau, und eilte in größter Hast zu dem Obristen, um ihm seine Entdeckung mitzutheilen.

Noch in derselben Nacht drang ein halbes Bataillon des Regiments mit dem Obristen an der Spitze in den vielfach krumm laufenden Gang ein, der unter dem Strombette hin bis zu dem Fuße des Berges und über lange und schmale Gallerieen nach der Eschellen-Höhle führte.

Nach dem ihr gegebenen strengen Befehle, beobachtete die Truppe die größte Stille, und wenn man die Gesichter der Braven, aus welchen sie bestand, hätte sehen können, so würde man den peinlichen Eindruck der Erinnerung an den bedauerlichen Ausgang des ersten Unternehmens, gepaart mit dem energischen Entschluß, den Tod so vieler auserlesenen Soldaten, die so schändlich gemordet worden waren, zu rächen, darin haben lesen können.

Der unheimliche Marsch im Finstern hatte ungefähr eine halbe Stunde gewährt, als man an einer Biegung des Ganges, und ziemlich nahe, einen schwachen Lichtschimmer bemerkte, und in demselben Augenblick von einer dort aufgestellten Schildwache halblaut, und sichtlich in der Meinung, es mit Kameraden zu thun zu haben, mit einem: „wer da?" angerufen ward. Ein Grenadier sprang ihm rasch auf den Leib, und durchbohrte ihn mit dem Bayonnet, so daß er seinen Ruf nicht hatte wiederholen, noch sein Gewehr, das er eben anschlagen wollte, abfeuern können.

Die Gallerie war an dieser Stelle so enge, daß alle Soldaten über die Leiche des Räubers hinschreiten mußten, der, wenn er besser seinen Posten bewahrt hätte, sie sammt und sonders hätte aufhalten und dem Rest der Bande die nöthige Zeit geben können, herbei zu kommen und ihnen ein weiteres Vordringen unmöglich zu machen.

So wie dies letzte Hinderniß aber erst bewältigt war, gelangte man in einen so weiten Saal, daß zwanzig Mann in der Fronte darin aufgestellt werden konnten. Der Obrist ließ hier Halt machen: die Stunde der Gefahr war eingetreten! Vier Sappeurs, mit Fackeln versehen, mußten dieselben anzünden; zugleich trommelten die Tambours zum Angriff, und die Räuber, mitten in einer Orgie überrumpelt, griffen eiligst zu den Waffen und eröffneten unter lautem Geschrei ein lebhaftes Gewehrfeuer.

Es muß ein furchtbares Schauspiel gewesen seyn, die so unerwartete Attacke und die verzweifelte Gegenwehr. Die Räuber waren der Zahl nach die Schwächeren, aber sie hatten den Vortheil, mit allen Windungen und geheimen Gängen der Höhle bekannt zu seyn. In diesem Vernichtungskampfe, beim Schein der Fackeln und der Feuertöpfe, und dem Aufblitzen der Gewehrsalven, wurde Alles ein Werkzeug des Todes. Gewaltige Stalactiten, durch die Erschütterung des Schießens gelös't, stürzten vom Gewölbe hernieder, und zerschmetterten in ihrem Falle Räuber und Soldaten. Die von dem Felsen abprallenden Kugeln rissen von demselben Splittern ab, durch welche die gräulichen Verwundungen noch vermehrt wurden. Zugleich verbreitete sich, durch das Echo noch vervielfältigt, der schaurige Lärm des Kampfes, das Wirbeln der Trommeln, das Geschrei der Verwundeten und der Sterbenden in dem ganzen Umfange der Höhle.

Der Räuber waren nur ungefähr vierzig, aber bei den Vortheilen, welche ihnen die Oertlichkeit darbot, und als tüchtige Schützen, die ihr Leben auf Nichts gesetzt hatten, war ihre Stärke um das Hundertfache höher anzuschlagen. Fast immer durch Spalten oder Vorsprünge des Felsens gedeckt, schossen sie unsere Soldaten nieder, ohne daß diese ihre Revanche nehmen konnten. Glücklicher Weise war die Truppe durch die immer nachrückende Verstärkung im Stande, ihre Verluste rasch zu ersetzen, und, indem sie allmählig weiter vordrang, die Räuber bis zu einem Fleck zu treiben, wo der Kampf, der so vielen Braven das Leben kostete, doch endlich mit einem Schlage zu Ende gebracht werden mußte.

Nachdem man sich fast eine Stunde geschlagen hatte, und die Räuber von einer Stellung zur andern vertrieben worden waren,

---

*) Aus Berlin eingesandt. — Lachmann's Tod ist ein für die Wissenschaft und seine ihn innig verehrende Schüler schwer zu ersetzender, ja man kann wol sagen, unersetzlicher Verlust! H.

entschlossen sich dieselben endlich, einen kleinen See zu überschreiten, der sich auf ungefähr zwei Drittheile der Höhle befindet. Die Soldaten, welchen die seichten Stellen des See's unbekannt waren, geriethen, ihnen nachsetzend, bis an die Mitte des Leibes ins Wasser, und mußten dabei ein mörderisches Feuer aushalten; als sie aber erst wieder auf dem Trocknen waren, trieben sie die Räuber mit gefälltem Bayonnet bis an das äußerste Ende der niederen Höhle vor sich her.

Dort wartete ihrer aber eine neue Schwierigkeit, ein noch weit ernsteres Hinderniß, als alle diejenigen, die sie bis dahin durch Entschlossenheit und Muth überwunden hatten.

Die Räuber waren bis zu dem Punkte der Höhle von Ussat zurückgetrieben worden, wo die Neugierigen, die dieselbe besuchen, noch heutigen Tages ihr Leben ein Paar schwachen Leitern — wonach sie auch benannt wird — anvertrauen müssen, die, zusammengebunden, den einzigen Zugang aus der ersten in die zweite Höhle, über eine senkrechte Distanz von ungefähr funfzig Fuß, unter welcher sich ein bodenloser Abgrund öffnet, bildet.

Es war in der höchstgelegenen Höhle, die zweite von der Oeffnung aus, die den Ussat'schen Bädern gegenüber liegt, aber in welche die Truppe, von dem entgegengesetzten Ausgang kommend, zuerst eingedrungen war, wo bis dahin der Kampf stattgefunden hatte. Die gehetzten Räuber kamen also in Unordnung an den Rand des Abgrunds an, über welchen die beiden Leitern geworfen lagen, und faßten in durch Menschenhände auf einem schlüpfrigen Felsenvorsprunge, der eine Plateforme bildet, wo kaum zehn bis zwölf Personen neben einander Platz haben, gehauenen Löchern Fuß.

Hier angekommen, löschten sie die Fackeln aus, welche die Höhle erleuchteten, und zündeten einen Haufen feuchtes Stroh an, um über die ganze Gallerie einen dicken und erstickenden Qualm zu verbreiten; sodann ließen sie sich an den Leitern hinab, und stürzten diese in den Abgrund, nachdem sie einen kleinen Söller erreicht hatten, auf welchem nur acht von ihnen Platz fanden. Die übrigen begaben sich während dessen nach dem unteren Theil der Grotte, von wo sie über Felsen und Stalactiten bis zu einer Art von Nischen in ungleichen Höhen kletterten, aus welchen sie, selbst unsichtbar und geschützt, ihre Gegner niederschießen konnten, wenn diese ihrerseits den Versuch machten, den Abgrund zu überschreiten.

Die Soldaten waren auf's Höchste erstaunt, wie man es sich denken kann, als sie, einen Augenblick durch die Finsterniß aufgehalten und durch den Rauch halb erstickt, nachdem es ihnen gelungen war, den Strohbrand zu löschen, beim Schein der wiederangezündeten Fackeln die letzten Räuber in den Felsen verschwinden sahen.

Das Geknatter eines wohlunterhaltenen Gewehrfeuers, das zugleich von dem Söller und von dem Gewölbe ausging, entriß sie bald ihrer Verwunderung, und zeigte ihnen, in welcher Gefahr sie sich befanden. Das ganze erste Glied wurde niedergeschmettert, als es an dem Saume des vertikalen Felsens angekommen war. Das verursachte auf einen Augenblick eine Unentschlossenheit, ja selbst Entmuthigung, die in eine Art von Retirade endigte. In diesem ungleichen Kampfe sah man sich von unsichtbaren Feinden getroffen, ohne ihnen wieder etwas anhaben zu können.

Dem Obristen leuchtete es bei seinem erfahrenen Ueberblicke aber ein, daß dies der entscheidende Augenblick sey. Er hatte sich im Voraus mit Strickleitern versehen, und nachdem er alle Lichter hatte auslöschen lassen, ertheilte er in kurzem Commandoton den Befehl zum Rückzuge.

Zu gleicher Zeit, und während das Gros der Truppe die Beine bewegte, als ob es sich in Marsch gesetzt hätte, vertheilte er seine besten Schützen in den äußersten Vertiefungen des Felsens, und ließ Leitern herbeibringen, um solche, bevor man in den Löchern auf dem Söller Stand fassen konnte, über den Abgrund zu werfen.

Als Alles vorgerichtet, und Jedermann schußfertig für die ihm zugedachte Rolle bereit war, ließ der Obrist plötzlich einige Feuertöpfe nach der Plateform werfen, deren rothes Licht, indem es sich wie die Flamme eines Vulcans über dem nassen Boden des Söllers und den spiegelblanken Facetten der Stalactiten verbreitete, mit einem Male sowohl die Räuber auf der Plateform, als diejenigen, welche gleich Statuen auf ihren Piedestalen am Gewölbe vertheilt standen, sichtbar machte.

Nun fielen hundert Schüsse mit einem Male, und man sah, wie fast sämmtliche Räuber, durch das plötzliche Licht geblendet, und nun ihrerseits von unsichtbaren Feinden niedergeschmettert, gleich Puppen bei einem Lustschießen zu Boden stürzten. Zugleich hatte man die Leitern an den Söller gelehnt, und die Soldaten glitten auf ihnen unter Siegesgeschrei hinab.

Das Gewehrfeuer währte inzwischen noch einige Augenblicke auf den Gallerieen fort, wo die noch übriggebliebenen Räuber sich zu retten suchten. Mit einem ernsten Widerstande war es aber ihrerseits vorbei, da ihnen auch die Munition auszugehen begann. Ihre Anführer waren todt, und was von ihnen selber noch am Leben war, war fast sämmtlich verwundet; doch zogen mehrere es vor, zu sterben, als sich zu ergeben, und so konnte man nur zwölf dieser Elenden habhaft werden, die gebunden nach Tarascon abgeführt und der Gerechtigkeit überantwortet wurden.

Als der letzte Schuß gefallen war, sammelte sich die Truppe wieder, und nachdem man die immense Lücke in ihren Reihen constatirt hatte, wurde die prächtige Grotte, die wir schon beschrieben haben, scharf durchsucht. Am äußersten Ende der Gallerie, die parallel mit den Bädern von Ussat läuft, bei der Mündung des Berges angekommen, stieß der Obrist, welcher mit mehreren Officieren voranging, einen Schrei des Entsetzens aus. Ein furchtbares Schauspiel bot sich seinen Blicken dar, und erschütterte auch seine Truppe, die sich, stumm vor Schmerz und Wuth, um ihn her schaarte.

An der, ganz von Blut gerötheten, Felswand standen 146 Körper und eine gleiche Anzahl abgeschlagener Köpfe symetrisch aufgestellt. Es waren dies die Reste der wackern Soldaten des 65sten Regiments, die vor zwanzig Tagen in die Höhle einzudringen versucht hatten und von den Räubern geköpft worden waren, so wie sie das Ende des engen Eingangs erreichten.

Nur des Führers Leichnam fand sich nicht vor, was auf ein Einverständniß desselben mit den Räubern schließen läßt; doch hat dies Einverständniß sich nie ermitteln lassen, indem er in seinem Lande nie wieder zum Vorschein gekommen ist, sey es, daß man sich seiner doch entledigt hatte, um seines Schweigens sicher zu seyn, oder daß er es für gerathen gehalten, sich mit dem Preise seines Verraths über die nahe Gränze nach Spanien zu flüchten.

Was die zwölf Gefangenen betrifft, die man auf dem Transporte von den Schluchten Ussat's nach den Thürmen von Foix, die

als Departementalgefängniß benutzt werden, nur mit Mühe vor der Volkswuth schützen konnte, so büßten sie nach nicht vollen drei Monaten ihre Verbrechen auf dem Marktplatze zu Foix.

Kurze Zeit darnach ließ die Präfecturaladministration des Arriége-Departements, nach Aufgabe der Herren Clauzel und St. André, Mitglieder des Conseil-General, den vermauerten Eingang der Höhle wieder öffnen und zugleich die enge Passage in das Innere durch Ingenieurs erweitern. Die Reste der schändlich gemordeten 146 Soldaten des 65sten Regiments, und der fast noch einmal so viel Gefallenen in dem Kampfe mit den Räubern, wurden nach einer einfachen Todtenfeier in der alterthümlichen Kirche von Ussat auf dem daneben liegenden Kirchhofe im Beiseyn der ganzen Bevölkerung der Umgegend begraben.

Am Schlusse dieser Erzählung, deren Interesse für die beiden Zuhörer noch durch den schaurigen Anblick der Oertlichkeit und die einbrechende Dunkelheit eines Herbstabends gesteigert wurde, setzte der alte Führer in einem Ton naiver und abergläubischer Furchtsamkeit hinzu, daß es für jeden Einwohner des Landes gefährlich sey, nach Sonnenuntergang in die Tiefen der Höhle einzudringen, weil die Seelen der ohne ein christliches Grab gebliebenen Leiber der Räuber dort haus'ten und grausame Rache übten.

Unter dem Eindruck dieser Erzählung kehrten die beiden jungen Männer dann nach Foix zurück, wo sie den andern Tag unter dichtem Staube die Acten des den zwölf Räubern gemachten Prozesses aussuchten.

Eilf derselben waren aus der spanischen Cerdagna und der Umgegend von Puycerda gebürtig. Ein Einziger gehörte im Arriége-Departement und im Sprengel von Orles zu Hause. Dieser hatte, ohne einen einzigen Complicen namhaft machen zu wollen, erklärt, daß sie sich freiwillig dem Tode geweiht hätten, um die Ehre ihres Namens zu retten. Er hatte auf die Ausländer gescholten, daß sie sich ergeben hätten, und den Umstand, daß er sich mit ihnen in derselben Lage befand, damit entschuldigt, daß er bewußtlos und aus fünf Wunden blutend den Gegnern in die Hände gefallen sey.

Oesterreich.

Eine kürzlich erschienene kleine Schrift: „Das Jahr 1850. Zeitbetrachtungen von Friedrich Bülau, ordentlichem Professor der Staats- und Kameralwissenschaften an der Universität zu Leipzig. Leipzig, 1851. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung“, 54 Seiten gr.-8., wird, es ist vorauszusehen, von Vielen, besonders von den Gothanern (— vom Verfasser auch „neuere Girondisten“ genannt —), deren Thun und Treiben mehrere Seiten derselben gewidmet sind, so wie in Preußen etwas mißliebig aufgenommen werden. Aber auch an Lesern, die des Verfassers Betrachtungen als zeitgemäß und wohlbegründet anerkennen, wird es nicht fehlen. Wir empfehlen sie jedenfalls allen Parteien, und nebenbei auch den Höchst- und Hochgestellten zur Erwägung. — Herr Professor Bülau, welcher es offen bekennt, daß er sehr wenig an die Zeitmode gewöhnt, mit Vorliebe alle Uebel den Regierungen zur Last zu legen, vielmehr von jeher nicht ohne einen Zug von Parteilichkeit für die Regierungsseite, als Gegensatz nicht der Volks-, sondern der Oppositionsseite, gewesen, spricht gleichwol die Ueberzeugung aus, daß, wenn 1848 die Hauptschuld an den Völkern lag, dieselbe 1850 bei Regierungen zu suchen sei. „Wir sagen geflissentlich nicht: bei den Regierungen“, heißt es S. 5, „— denn Einzelne haben Besseres gewollt und Keine konnte allein zum Ziele —, aber bei Regierungen. Auch auf der Volksseite, besonders in den sogenannten conservativen Kreisen, fing man theilweise an, wieder in alte Thorheiten zu verfallen und den Eindruck der Jammerjahre zu schnell zu vergessen, und das mag auch auf die Regierungen einige Rückwirkung gehabt haben. Im Ganzen aber hatten die Regierungen das Thun und Lassen, waren in der seltenen Lage, ganz unbekümmert das bewerkstelligen zu können, was sie nach bestem Wissen und Gewissen für nöthig und gut hielten, und konnten gewiß sein, daß ihnen auch Meinung und Vertrauen um so sicherer zufallen würden, mit je größerer Kraft, Festigkeit und Energie sie es ausführten. Das Nöthige aber schnell und übereinstimmend und in imponirender Weise zu thun, dazu hatten sie alle mögliche Aufforderung.“ Die Zustände der einzelnen Staaten werden S. 34—54 durch oft allerdings nur flüchtige Rückblicke auf dieselben geschildert. Oesterreich's Gegenwart erscheint dem Verfasser in folgender ansprechender Gestalt:

„Oesterreich ist vielleicht der einzige Staat, der durch die Revolution gewonnen hat und zwar viel. Die Uebel, die es mit ihr „errungen“ hatte, und die sich im Anfang als die Hauptpreise des Kampfes in den Vorgrund stellten, hat es so ziemlich alle glücklich abgeworfen. Das Volk ist wirkliche und drückende Beschwerden losgeworden und fühlt sich wesentlich wohler und freier als vorher. Der Geist der Reform hat gewaltigen Stoff gefunden und ist mit überaus großer Rührigkeit und echt österreichischem praktischem Verstande daran thätig. Die unermeßlichen Hilfsquellen des an Kräften so reichen, noch so viel Ursprüngliches, noch nicht Abgenutztes und Ueberspanntes enthaltenden Reiches sind erst jetzt dem Staate zur vollen, freien Verfügung gestellt. In dem siegreichen Heere lebt ein gewaltiger Geist, der die widerstrebendsten Elemente dem großen Ganzen gewinnt. Ueberallhin bricht der Verkehr sich neue Bahnen und wird der Reichthum des Bodens aufgeschlossen. Eine Folge von Menschenaltern wird vergeben, bevor das alles in volles Wirken gesetzt worden, wozu jetzt sich der Zugang eröffnet. Der neue Geist, der das Unterrichtswesen durchdringt, bewährt, wie entschieden Oesterreich gewissen Richtungen seines früheren Systemes entsagt hat. Manche vielleicht gewagte politische Maaßregel mag gerade in dem dortigen Volksthum besser auszuschlagen versprechen, als in dem raffinirteren Norddeutschland. Schatten bleiben natürlich in solchem Gedränge nicht aus. Die Geldnoth, ein altes Uebel in Oesterreich, wird sich, schon jetzt durch kräftiges Einschreiten gegen den Wuchergeist gemildert, allmälig legen, wie die materiellen Verhältnisse in ihre natürliche Blüthe treten. Daß der größte Theil der italischen Besitzungen jemals mehr als ein erobertes und unterworfenes Land werde, daß Mailand den Sinn wieder aufnehme, in dem es das 18te Jahrhundert hindurch blühte, wagen wir nicht zu hoffen. Die Religionsverhältnisse werden noch lange ihre überwiegend katholische Färbung bewahren, und der österreichische Staat wird sich, so gut wie der französische, darauf berufen, daß die katholische Confession die „Confession der Mehrzahl des Volkes“ ist. Aber

gewaltig ist der hebende und gewinnende Eindruck, den die feste, kräftige, geistvolle und erfolgreiche Haltung der Regierung und ihre Reihe von Thaten auf das Volk gemacht haben. Daß in Prag die erkünstelte Czechomanie *) noch ihre verbissenen Anhänger hat; daß der Stolz der Magyaren schwerlich beherzigt, wie gewiß er sich um seine Verfassung der Jahrhunderte und die reelle Unabhängigkeit und Selbstherrschaft, die sie ihm sicherte, lediglich durch den von Kossuth gepredigten Allerweltsliberalismus hat bringen lassen **); daß unter dem wiener Fabrikproletariat die communistisch-socialistische Versucherschlange noch umschleicht; daß in den großen Städten der Kaffeehausliberalismus noch seine Anhänger hat, denen das Verständniß für die wirklichen Vorschritte abgeht, weil der Geschmack des liberalen Formalismus nicht genug Befriedigung findet und weil die Maaßregeln etwas tiefer gehen, als ihre politische Conversationsbildung, ist ganz richtig. Aber die Zeugnisse aller unbefangenen Augenzeugen über die Zustände, wie über die Stimmungen der überwiegend größten Mehrzahl der Bevölkerung, lauten ganz anders, als die schwarzfärberischen Berichte der drei oder vier verlogenen Literaten, welche die Gothanerzeitungen mit ihren Berichten über Oesterreich ausstatten. Mit vollem Vertrauen rufen wir den Auswanderungslustigen zu: wer eine feste, vielverheißende Zukunft sucht, der wird sie sicherer und das deutsche Gemüth ansprechender, als in Amerika, unter Oesterreichs Scepter finden."

Hoffmann.

Grundriß der Geschichte Schleswig-Holsteins von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Von

St. Gätschenberger.

Würzburg, 1851. Stahel'sche Buchhandlung.

Das wackere Volk an Deutschlands Nordmarken, für das einst alle deutschen Herzen schlugen und für das sich jetzt kein rettender Arm erhebt, dies tapfere Volk, dem die Großmächte vielleicht neuen Lebensgeist einhauchen, oder das sie vielleicht verbluten lassen an schmerzlichen Wunden, dies stammverwandte Brudervolk beschäftigt unsere Aufmerksamkeit mehr denn je. Es ist nun der Augenblick gekommen, wo es sich entscheiden muß, ob endlich einmal Friede einkehren darf in die sturmesmüden Herzen, ob die Gluth der Zwietracht dauernd gelöscht wird, die sonst beim leisesten Winde immer wieder in hellen Flammen auflodern würde. Deutsche Gelehrte haben die Rechte der Herzogthümer hinlänglich bewiesen, und deutsche Geschichtschreiber haben uns zur Erläuterung und Bekräftigung dieser Beweise die Geschichte Schleswig-Holsteins erzählt. Gätschenberger giebt uns in seinem Buche einen neuen Beitrag zu den schon vorhandenen Werken über die Geschichte dieses Landes. Der Verfasser, der selbst kurze Zeit als Freiwilliger beim schleswig-holsteinischen Heere sich aufhielt, und der so manches aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, verweilt mit besonderer Vorliebe bei der neuesten Geschichte, während er die Geschichte der älteren Zeit uns in kurzen Umrissen vorführt. Daß die jetzigen Augenblicke allgemeiner Aufregung dem Schriftsteller nicht so viel kaltes Blut lassen, um jene Pflicht des Geschichtschreibers immer im Auge zu behalten, daß nirgends das System seines Glaubens, seines Standes und seines Landes hervorleuchten darf, mag als Entschuldigung dienen, daß Gätschenberger eigentlich mehr eine Rechtfertigungsschrift der Volkspartei geschrieben hat, als eine Geschichte Schleswig-Holsteins. Dem Buche voran steht eine Widmung an das Schleswig-Holsteinische Volk, die mit folgenden Worten schließt: „Von mir, dem schwachen Einzelnen, der leider diesmal nur zähneknirschend von Weitem dein Verbluten mit ansehen kann, nimm dieses Buch, das Einzige was ich jetzt habe, was ich dir bieten kann. Von deinem Erwachen an habe ich, edles Volk, gelobt, treu und fest zu dir zu stehen, und ich werde den Schwur halten!"

Dann schildert er in kurzer Einleitung die allgemeinen Verhältnisse und die Lage des Landes. Er ruft Deutschland auf und die deutschen Fürsten, die deutsche Ehre nicht preiszugeben dem Hohn des Auslandes; dann giebt er der „bethörten Prinzenpartei der Beseler und Reventlou, der Gotha'schen Halbheit" einige derbe democratische Seitenhiebe und macht zuletzt den Dänen noch etwelche Schmeicheleien wegen ihrer „schändlichen Pläne". Seine Auffassung der alten Geschichte bietet nichts Neues und nur die einzige von ihm erzählte Thatsache dürfte bemerkenswerth sein, daß unter Herzog Christian August (1700) sieben Jahre lang die Herzogthümer keine Landtage, kein Landgericht haben konnten, blos weil der Administrator bei dem gemeinschaftlichen Ausschreiben für die herzoglichen Namen und Titel auf der den königlichen gleich großen Fracturschrift bestand, und der König das weigerte. (S. 40.) — Die Geschichte der neuen Zeit beginnt G. mit Jens Uwe Lornsen, dem Vater der schleswig-holsteinischen Bewegung, der, ein ächter Sprößling der alten Friesen, seine Landsleute aufrüttelte aus langem Schlummer; sodann auf Orla Lehmann, den Träger des dänischen Liberalismus übergehend, schildert er die unermüdlichen Strebungen der Preßfreiheitsgesellschaft, Schleswig dänisch zu machen. So feindlich sonst Gätschenberger dem Dänenthume gegenübersteht, hier kann er nicht umhin seinen democratischen Mitbrüdern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und nur zu bedauern, daß die deutschen Elemente nicht von entschiedeneren Kräften unterstützt wurden, daß hier kein Orla Lehmann und nicht einmal ein Bauer Skau erstand. — Bei der Schilderung des Würzburger Sängerfestes spricht der Verfasser die eitle Besorgniß aus, er möchte durch einen Sängergruß, der übrigens ziemlich unpoetisch und schwunglos ist, mitschuldig geworden sein, „daß Schleswig-Holstein sich mit dem Gedanken der unausbleiblichen Hülfe von Seiten Deutschlands vertraut machte." Ueber diese Gewissensbisse mag Gätschenberger sich unbesorgt hinwegsetzen, denn ein ruhiges, kaltblütiges Volk wie das der Herzogthümer läßt sich nicht durch einige gereimte Zeilen zum Aufstande treiben. Hier mußten arge

*) Alle Achtung vor echter Anhänglichkeit an natürliches Volksthum. Aber eben im Volksthum läßt sich nicht so leicht und so nachhaltig restauriren, wie in staatlichen Einrichtungen, und das gebildete Böhmen war längst über das Czechenthum hinaus.

**) Den Ungarn gegenüber hatte Kaiser Franz ganz Recht mit seinem: „totus mundus stultizat et quaerit *imaginarias* constitutiones."

Bedrückungen vorausgehen und bedeutendere Stimmen des Mitgefühls laut werden, bevor man zum Aeußersten griff. — In einem eigenen „dem Herrn Beseler und Consorten" gehörigen Capitel erzählt er, „Wie die aristokratische provisorische Regierung die Volkskraft der Herzogthümer, statt sie zu entwickeln, niederdrückte, und die Sympathien des deutschen Volkes zu ersticken suchte." Nach der Ansicht des Verfassers mußte man ernstlich den Krieg wollen, und brechen, was nicht mehr zu biegen war. Nachdem wir nun die Schule der Erfahrung mit durchgemacht, glauben wir selbst, daß es besser gewesen wäre, wenn man Anfangs durch einen entscheidenden Schlag die Sache geendigt hätte. Es war Kraft und Begeisterung genug dazu vorhanden und nach geschehener That wäre die übrige Welt eben so gut zufrieden gewesen wie nach der Trennung der Niederlande und der Befreiung Griechenlands. Die deutschen Fürsten und das deutsche Volk hatten sich für die Rechtmäßigkeit der schleswig-holsteinischen Forderungen ausgesprochen, und wenn man damals nicht durch langweilige Unterhandlungen die Begeisterung verpufft und durch endlose Halbheiten die Volkskraft gelähmt hätte, so müßte die Lage der Dinge eine andere sein, als sie jetzt wirklich ist. — Doch wenden wir uns ab von diesen unerquicklichen Betrachtungen und werfen wir noch einige kurze Blicke auf das vor uns liegende Buch. Wenn der Verfasser in dem eben beregten Capitel mit besonderer Bitterkeit zu Felde zieht gegen die „Vollblutaristokraten, die nur mit Glacehandschuhen und feinen preußischen Gardesoldaten" kämpfen wollten, mit einem für seine Sache äußerst begeisterten Volke, so glaubt er um so mehr ein Recht zu solchem Tadel zu haben, da auch er seine „Thätigkeit, Gesundheit und Geld der schleswig-holsteinischen Sache gewidmet und ihr sein Leben ebenfalls gern geweiht hätte." Er erzählt seine Werbungen und seinen Freischaarenzug nach den Herzogthümern, und neben andern Vorwürfen über kalten und zweideutigen Empfang, bringt er auch diesen: „In ganz Deutschland hatten wir freie Fahrt, als wir an die Elbe kamen, zu deren Schutz wir herbeigeeilt, da mußten wir die Ueberfahrt zahlen." — Nachdem noch „Festesser Gagern", „Denunciant Hans von Raumer" und „Ordensritter v. d. Tann" von der Galle des Verfassers ein Spritzbad erhalten, kommt er zu dem endlichen Schlusse: „1) daß nur, wo die Volkskraft herrscht, Sicherheit ist, daß die Rechte des Volkes gewahrt sind; und 2) daß nur durch die allgemeine Freiheit die Freiheit des Einzelnen dauernd erblüht!"

Wenn wir nun den Gesammteindruck des Buches betrachten, so dringt sich uns die Ueberzeugung auf, daß damit der Sache der Herzogthümer mehr geschadet als genützt wird. Die vom Volke gewählte Regierung und das Volk selbst werden der Lauheit und Unentschiedenheit beschuldigt, und der Aufstand des Jahres 1848 wird all seines poetischen Schimmers entkleidet, so daß am Ende nichts mehr übrig bleibt als das nüchterne Gerippe eines Gelehrtenputsches. Wir können zwar nicht entscheiden, ob der Verfasser überall die Wahrheit gesprochen, aber eine innere Stimme sagt uns, daß es wenigstens sehr oft traurige Wahrheit sein mag, was wir vernehmen, wenn auch in vielen Punkten das Auge des Demokraten schwärzer sieht, als vielleicht wir sehen würden!

Den Anhang des Buches bildet ein wahrhaft schönes Gedicht: „Beim Tode Heinrich Hansen's in Eckernförde", von dem wir die erste und letzte Strophe mittheilen wollen:

Nicht um den Sprosser klag' ich, der den Lenz gelebt,
Den vollen Lenz, mit seinen Blüthenträumen,
Wenn er im rauhen Herbst die Flügel hebt,
Um fortzuzieh'n aus den geliebten Räumen.
Fiel freudeschwach vom Himmelsplan
Er nach so reichen Tagen,
Sein kühles Grab im Ocean,
Wer würde es beklagen?

— — — — — — —

Ich zürnte, als der Todesengel dich,
Den Führer, vor dem Kampf, hinweggenommen,
Doch jetzt, wo Hoffnung stirbt, erkenne ich:
Wie mild und gütig war sein Kommen!
Es hob die Hoffnung dich empor
Auf Glück und Ruhm der Erden;
Sähst du dein Land im Trauerflor,
Du würdest trostlos sterben!

Der Erlös des Werkes ist nach Abzug der Kosten für die Verwundeten in Schleswig-Holstein bestimmt.

F. J. Freiholz.

Reise nach London.

Eine kurze praktische Anleitung zum mündlichen Gebrauch der Englischen Sprache

von

H. Hamilton.

Mit einem Panorama der Themse und Plan von London.

Elberfeld, Julius Bädeker. 1851. 116 Seiten 8.

Dieses sehr zeitgemäße Büchlein besteht aus mehreren, mit, dem Inhalte entsprechenden Ueberschriften versehenen Gesprächen, Fragen, rc., in englischer und deutscher Sprache. Der Verfasser hat sie zweckgemäß aus dem Leben, besonders dem Reiseleben gewählt, und so können sie den in der englischen Sprache wenig Geübten, welche London besuchen wollen, während der Reise und ihres dortigen Aufenthalts im täglichen Verkehre recht nützlich werden, wenn ihnen die richtige Wortzusammenstellung, rc. nicht augenblicklich gegenwärtig sein sollte. Am Schlusse findet man die englischen Geldverhältnisse, Maaße und Gewichte angegeben. Das Panorama der Themse von Southend bis London, so wie der Plan, auf dessen Rückseite das Aeußere und Innere des „Divan" abgebildet ist, sind brauchbare Zugaben. H.

Ein Frühstück.

Es war ein trüber Novembermorgen. Einen Freund erwartend saß ich in einer Fenstervertiefung des Gasthauses zum Raben in S., vor mir ein Glas guten Frankenwein und im

Munde eine Bremer Cigarre, deren Rauchwolken meinem Auge als Unterhaltung dienten.

Auf der Straße wogte die bunteste Mischung aller österreichischen Waffengattungen, da in S. gerade das Hauptquartier des FML. Legeditsch, des Oberbefehlshabers der für den Norden bestimmten österreichischen Truppen, sich befand. Ungarn und Böhmen, Dalmatiner und Polen, Deutsche und Italiener, alle diese Volksstämme hatten ihre Söhne auf den Befehl des Kaisers von Oesterreich in das Herz Deutschlands geschickt, und so feindlich sie auch sonst sich gegenüberstehen mochten, das eine Banner hatte sie wenigstens in so weit geeint, daß einem oberflächlichen Beschauer der innere Zwiespalt nicht erkennbar werden konnte.

Nachdem ich eine Zeit lang der einzige Gast des Wirthszimmers gewesen war, traten zwei gemeine Husaren ein, die an einem mir gegenüber stehenden Tische Platz nahmen.

Der Eine verlangte den Speisezettel.

— Wünschen die Herren vielleicht ein Glas Bier? fragte der Gasthausbesitzer, dem die Gegenwart gemeiner Soldaten in seinem von Officieren fleißig besuchten Zimmer nicht angenehm sein mochte.

— Bringen Sie den Speisezettel, dann werden wir Ihnen schon sagen was wir wünschen! erwiederte in bestimmtem Tone der Aeltere von beiden, ein großer und schöner Mann.

Zwar etwas höflicher, aber doch mit aller Gemächlichkeit brachte der Wirth die verlangte Karte.

Die beiden Husaren suchten sich einige Leckerbissen aus, die sie zu erhalten wünschten, und nach kurzer Weile auch erhielten.

— Haben Sie Tokaier? fragte der Eine.

— Nein.

— Auch keinen Champagner?

— O Ja. Ausgezeichneten fränkischen Schaumwein, die Flasche für einen preußischen Thaler.

— Haben Sie keinen ächten Champagner?

— O Ja; der möchte den Herren aber etwas zu theuer sein. Die Flasche kostet zwei preußische Thaler.

— Wir haben gefragt ob Sie ächten Champagner haben und nicht was er kostet, entgegnete ärgerlich der Aeltere. Bringen Sie zwei Flaschen.

Der Wirth zögerte.

— Eilen Sie. Wir müssen zum Verlese und können nicht länger warten.

Unterdeß war ein Officier eingetreten, dem die beiden Soldaten die üblichen militärischen Ehrfurchtsbezeugungen erwiesen. Dieser dankte höflich, drückte beiden die Hand und setzte sich zu ihnen.

Da der Wirth solche Vertraulichkeit sah, zögerte er nicht länger und bald standen zwei Flaschen ächten Champagner vor den zwei gemeinen Husaren, während der Officier sich mit einem Glase gewöhnlichen Weins begnügte.

Nachdem sie mit diesem leckern Frühstück zu Ende waren, fragten sie nach der Zeche.

— Zehn Gulden! sagte mit einem Kratzfuße der Wirth.

Der Eine von ihnen zahlte den Betrag und Beide verließen Arm in Arm das Zimmer.

— Mir war bange um mein Geld, sagte der Wirth, als sie fort waren.

— Das hätten Sie nicht nöthig gehabt, entgegnete der Officier. Der Eine von ihnen, der große, schöne Mann ist Graf B—y, der nahe Verwandte jenes durch Henkershand um's Leben gekommenen ungarischen Ministers B. Er war Husarenoberst und ist im ungarischen Aufstande mit seinem ganzen Regimente übergetreten. Der Andere ist der ehemalige Major Baron S., der ebenfalls zur Strafe für seinen Uebertritt nach der Bewältigung Ungarns als gemeiner Soldat dem Heere einverleibt wurde.

— Und haben diese keine Aussicht auf Wiedererhebung in ihren vorigen Stand? fragte ich.

— Freilich haben sie diese Hoffnung, erwiederte der Officier, und es wird sogar von Oben sehr gewünscht, daß sie kleine Beförderungen annehmen möchten, weil man sie dadurch zu gewinnen denkt. Aber von den vielen unserem Regimente einverleibten Ungarn hat nicht ein Einziger noch eine Beförderung angenommen. Sie sind zu stolz dazu und wollen keine Gnade von einem Fürsten, den sie nicht lieben, sie wollen keine Befreiung von einer Strafe für ein Vergehen, das sie sich zur höchsten Ehre anrechnen. Die sonst die ersten Stellen bekleidet, vollziehen genau und strenge nun den Dienst des gemeinen Soldaten und niemals werden Sie einen murren oder klagen hören. Man hat den Heerd der Empörung in Ungarn vollständig zerstören wollen, indem man die glühenden Scheite in alle Theile des Reiches warf. Hier glühen sie fort und wenn die Flamme wieder aufschlägt, möchte sie um so verderblicher werden. Die vertheilten Ungarn werben sich mächtige Bundesgenossen an dem Mitleide mit ihrem unglücklichen Schicksal, und an der Achtung, die Jeder der erhabenen Größe zollt, mit der sie ihr Unglück ertragen.

F. J. Freiholz.

Aus dem Tagebuche eines Dorfküsters.

Nach dem Dänischen von Asmus.

Föulum, am 1. Jan. 1708.

Der Herr verleihe uns Allen ein fröhliches Neujahr, und erhalte unsern guten Herr Soefren! Als er gestern Abend das Licht ausputzte, meinte Mutter zwar, er werde nicht bis zum nächsten Neujahr leben, allein das hat wohl nichts zu bedeuten. Uebrigens war es ein recht vergnüglicher Abend. Als Herr Soefren nach dem Essen die Mütze abnahm, und, wie er pflegt, agamus gratias sprach, zeigte er mit dem Finger auf mich, statt auf Hans. Das war das erste Mal, daß ich das lateinische Tischgebet hersagte; heute vor einem Jahr sprach es Hans, allein da machte ich große Augen, denn ich verstand kein Sterbenswort davon, und nun habe ich schon die Hälfte vom Cornelius Nepos inne. Sonderbar, aber es ist mir immer, als sollte ich einst Pfarrer in Föulum werden. Ach, wie würden sich meine Eltern freuen, wenn sie den Tag erlebten! Und wenn dann des Predigers Hans Superintendent in Wiborg werden könnte — wie sein Vater meint — ei nun, wer kann wissen? Gott waltet ja über Alle — sein Wille geschehe! Amen in nomine Jesu!

Föulum, am 3. Sept. 1708.

Gestern hab' ich mit Gottes Hülfe mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt. Nun habe ich Hans im Lateinischen beinahe eingeholt. Zu Haus bin ich fleißiger als er, ich sitze über den Büchern, während er im Felde mit dem Jäger Daniel umherstreift. Auf diese Weise wird er wohl schwerlich Superintendent werden. Der arme Herr Soefren, er sieht es wohl ein! Wenn er mitunter zu ihm sagt: „mi fili, mi fili! otium est pulvinor diaboli!“ stehen ihm gewöhnlich die Thränen in den Augen. — Zum Neujahr fangen wir mit dem Griechischen an. Herr Soefren hat mir ein griechisches Testament geschenkt. „Ist das nicht ein wunderliches Gekritzel? Es läuft wohl in eins vor deinen Augen?“ sagte er freundlich zu mir, und kniff mich in die Ohren, wie er immer thut, wenn er aufgeräumt ist. Aber warte nur, wie wird er Augen machen, wenn er hört, daß ich schon rasch vom Blatte weglesen kann.

Föulum die St. Martini.

Mit Hans geht's schief! Herr Soefren war so böse auf ihn, daß er den ganzen Tag nur in unserer Muttersprache mit ihm gesprochen, zu mir aber sprach er lateinisch. Ja, ich hörte, daß er für sich murmelte: „vellem hunc esse filium meum!“ Das war ich, den er meinte. Wie jämmerlich der Hans aber auch in dem Cicero stockte. Aber ich weiß recht gut, woher das kam: als vorgestern sein Vater eine halbe Stunde von hier zur Hochzeit war, ging er mit Daniel in das Liedum Holz, und dort — Gott sei uns gnädig! — dort hat ihm eine Bache die Hosen zerrissen. Er belog zwar die Mutter und sagte, der Bolle des Gutsherrn habe es gethan, aber sie gab ihm eine Maulschelle — habeat!

---

6 Föulum, calendis Januar. 1709.

Proh dolor! Herr Soefren ist todt! Oh me miserum! Als wir uns letzten Weihnachtsabend zu Tisch gesetzt, legte er den Löffel hin und starrte lange, lange, recht trübselig Hans an. „Fregisti cor meum,“ sagte er dann seufzend und ging in sein Schlafzimmer. Ach, er stand nicht wieder auf! Ich bin seit der Stunde alle Tage bei ihm gewesen und er hat mir viele gute Lehren und Ermahnungen gegeben — nun sehe ich ihn aber nie wieder. Am Donnerstag sah ich ihn zum letzten Male, nie werde ich seine Worte vergessen! „Gott gebe meinem Sohne dein redliches Herz!“ sprach er mit schon bebender Stimme, faltete dann die magern Hände, legte sie auf das Kissen zurück und betete: „pater in manus tuas committo spiritum meum!“ Das waren seine letzten Worte. — Als ich sah, daß die Madame ihre Schürze vor die Augen hielt, wurde mir recht übel zu Muthe; ich stürzte aus dem Zimmer. Vor der Thür stand Hans und weinte: seras dat poenas turpi poenitentia, dachte ich — allein er fiel mir um den Hals und schluchzte. Gott verzeih' ihm seine Wildheit, die hat mich am meisten betrübt.

Föulum, Pridie iduum Januarii MDCCIX.

Seit gestern ist mein Vater nach der Stadt Wiborg, um zu sehen, ob er dort einen Freitisch für mich erhalten kann, wenn ich dort in die lateinische Schule komme. Wie sehne ich mich nach der Stunde! Ich lese zwar den ganzen Tag, aber der ist jetzt so kurz, und Mutter meint: Es gehe zu viel darauf, bei Licht zu lesen. — Ich kann auch nicht mit dem Briefe an Tuticanus fertig werden. Nein! da war es anders, als der gute Herr Soefren noch lebte! eheu mortuus est! — Es ist ein gräulicher Winter! Himmel und Erde sind eins geworden. Es liegt ein Schneehaufen dicht an dem Gipfel unserer Scheune. Vorige Woche schoß Hans zwei Hasen in unserm Kohlgarten — er hat bald seinen armen Vater vergessen — erfährt's der Jäger Daniel, wird es ihm übel gehen.

Föulum, Idibus Januarii MDCCIX.

Vater ist noch immer nicht da und das Wetter ist gleich abscheulich. Wenn er nur nicht irre gegangen ist. — Da kommt so eben Franz längst der Scheune herunter, mit seiner Büchse auf der Schulter und mehren Vögeln in der Hand — er kommt zu uns herein. — Es sind Rebhühner, die er auf dem Dünger des Nachbars geschossen, und wünscht, Mutter sollte sie ihm braten; sie wagte es aber nicht, denn es könnte der Herrschaft zu Ohren kommen.

Föulum XVIII. Calend. Febr.

Ach! Ach! Ach! Mein lieber Vater ist erfroren! Ein Mann aus Stockholm hat ihn in einem zusammengewehten Schneehaufen gefunden, und ihn nach Hause gefahren. Ich bin so verweint, daß ich nicht aus den Augen sehen kann; die Mutter auch — Gott tröste uns beide! — — —

Föulum, am 18. Febr.

Beinahe hätte ich Hans nicht wieder erkannt, er trägt einen grünen Rock und eine dito Feder auf dem Hute. „Sieh“ — sagte er — „nun bin ich ein Schütze! Und was bist Du? Ein Schuljunge — ein Lateiner!“ — „Ja, Gott helfe uns!“ entgegnete ich — „mit dem Latein ist es wohl vorbei. Ich werde wohl Pfarrer, wo Du Superintendent bist. Meine Mutter soll nicht verhungern, während ich in der Stadt vor den Thüren umhersinge. Ich will zu Hause bleiben, um ihr das Brot zu verdienen. Ach, Hans, wäre Dein Vater noch am Leben!“ — „Schweig'! — versetzte Hans barsch — „ich hätte doch mein Lebelang kein Latein gelernt — zum Henker! was soll das dumme Zeug! Nein, mache es so, daß Du auch ins Schloß kommst! Da giebt's gute Tage und Ueberfluß und Freude!“ — „Ja, wie soll ich das anfangen?“ fragte ich. „Nun, wir wollen sehen!“ rief er und rannte fort. — Er hat doch ein gut Gemüth, der Hans — aber toll und thöricht ist er. Kaum sind es sechs Wochen, daß sein Vater starb, und vor drei Wochen folgte die Mutter nach, und er thut, als hätt' er nichts verloren. Er kann die eine Stunde weinen und die andere lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 25. Mittwoch, den 26. März. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Lieder aus Tyrol.

Von Adolf Pichler.

Entschuldigung.

Es schwand die Zeit, wo Lieb mit Sehnsuchtsbangen
Zur bleichen Mondesscheibe seufzend schaute,
Wo sie noch horchte, wie die Vögel sangen
Und ihren Schmerz dem Veilchen anvertraute.

Die Freiheitsmütze trägt sie wild und blutig
Jetzt auf dem Haupt mit trotzigen Geberden,
Ihr Auge schleudert Blitze todesmuthig,
Sie ruft: Es soll ein Tag der Rache werden!

Ob so, ob so? — Stets wird sie euch berücken,
Sie bleibet doch die Königin der Herzen,
Und schafft wie einst, das nämliche Entzücken,
Und schafft wie einst, dieselben bittern Schmerzen.

I.

Was liegt daran, ob sie auch tückisch grollen
Und uns zu trennen schmieden schwere Kette,
Den Trank, den sie uns herb bereiten wollen,
Sie schlürfen selbst ihn noch, es gilt die Wette!

Sie haben nie vom Geiste was vernommen,
Wie sollten sie, das ist verlorne Kunde!
Sie wissen nicht, wo Liebe treu entglommen,
Daß Geister Zeugen sind dem festen Bunde.

Laß sie es wagen, sind mit mir verschworen
Die Erde und des Himmels blaue Räume,
Die Nachtigallen flöten tauben Ohren,
Dir bringen sie des Liebsten Frühlingsträume.

Und wärest du im Thurme fest verschlossen,
Ich hieße dann den Epheu aufwärts ranken,
Die Blätter lispeln, die ums Fenster sprossen,
Und künden meine innersten Gedanken.

Und muß der Epheu ihrem Messer weichen,
So werden dir die Sterne Botschaft bringen,
Was wissen sie von diesen hehren Zeichen,
Den Harmonien, welche Sterne singen!

Und würden sie den Himmel dir verhängen
Mit schwarzem Flor, so wird mein Lied erklingen
Und des Verließes enge Wände sprengen,
Dir meiner Liebe Friedenswort zu bringen!

II.

Ich weiß es wohl, sie streuen ihre Samen
Und pflanzen Kraut mit wohlverstandner Pflege,
Die Beete schließet grüner Bux als Rahmen,
Die kahle Mauer zieht sich ums Gehege.

Sie dulden da und dort auch eine Blume,
Wie sie die Liebe dulden in dem Leben,
Die strenge Wirthschaft rechnen sie zum Ruhme,
Die Blume kann ja später Heu noch geben.

Ich seh es wohl, wie sie bedenklich schweigen,
Weil ich gelernt nie, ihnen mich zu fügen,
Es mögen meine Keime aufwärts steigen,
Ich mag sie nicht um ihren Lenz betrügen.

Aus meinem Busen soll die Liebe blühen,
Wie an des Lavaberges heißen Räumen
Der wilden Rebe volle Beeren glühen,
Daß die Pokale von dem Feuer schäumen.

III.

Es stieg die Nacht vom Sternenhimmel nieder
Auf Erden ihres hehren Amts zu walten,
Der Schlummer schloß auch mir die matten Lider,
Und öffnete das Thor der Traumgestalten:

Auf einer Haide traurig und verlassen
Schritt ich dahin, du schwebtest mir entgegen,
Ich wollte freudig deine Hände fassen,
Als wie gefesselt konnt' ich mich nicht regen.

Da gingest du mit leisem Gruß vorüber,
Ich sah dir nach durchzuckt von wildem Leide,
Zu Häupten ward der Himmel trüb und trüber,
Und düstrer noch erschien die braune Haide.

IV.

Sie hetzten mich aus deiner trauten Nähe
Ich zählte fliehend nicht der Wand'rung Stunden,
Ich habe eines nur — der Trennung Wehe,
Doch nicht des Körpers Müdigkeit empfunden.

Die Ferse blutig und das Kleid zerrissen
Saß ich am Tisch, vom Schmerz ein satter Zecher,
Die Wirthin stellte auf den kargen Bissen
Und Alpenwasser in dem Zirbelbecher.

Ich konnte nicht die starren Blicke wenden
Im Winkel dort von des Erlösers Bilde,
Gebräunt von Rauch mit ausgespannten Händen
Neigt er zu mir voll Gnade sich und Milde.

Da ist der Sinn davon mir aufgegangen,
Daß nur der Dulder fasse Christi Lehren,
Ich deckte mit den Händen meine Wangen
Und mochte nicht den heißen Thränen wehren.

Schluß.

Wie viele Stunden sind seitdem entflogen,
Als diese Verse ich voll Schmerz geschrieben;
Beruhigt sind der Leidenschaften Wogen —
Vorüber Alles, nur das Lied geblieben!

Gleich einem Schatze will ich es behalten,
Die Schlacke ist's von einem heißen Leben,
Wird trüb' das Aug' und will das Herz erkalten,
So mag es von Vergang'nem Kunde geben.

Und auch dein Bild von Duft und Glanz umwoben,
O daß es nie vor meinem Sinn verblasse!
Ward auch die Mauer zwischen uns geschoben
Erbarmungslos von ihrem feigen Hasse.

Es stehn auch sie gezeichnet in dem Liede,
Und dieses sei des Dichters ganze Rache:
Der Jungfrau Haupt umspielet Licht und Friede,
Doch ihr zu Füßen liegt der Höllendrache!

Dahomey und die Dahomanen,

ein Tagebuch über zwei Missionen an den König von Dahomey und den Aufenthalt in dessen Hauptstadt, in den Jahren 1849 und 1850.

Von Frederik E. Forbes, Com. R. N.

Ueber das obige Werk berichtet das Athenaeum vom 1. d. u. a. wie folgt:

Als, im Herbst von 1849, der unternehmende afrikanische Reisende, Herr Duncan, zum Vice-Consul J. M. am Hofe von Dahomey ernannt worden war, da wurde der Lieutenant Forbes, ein ausgezeichneter Officier im Blockadedienst, erkoren, ihn auf seiner Sendung nach Abomey, der dahomanischen Hauptstadt, zu begleiten. Der unmittelbare Gegenstand der Sendung war, bei dem Könige von Dahomey Vorstellungen gegen den Sclavenhandel, welcher den großen und eigentlich einzigen Handel in seinem Reiche bildet, zu machen, und ihn wo möglich zu bewegen, daß er seine Aufmerksamkeit auf eine andre Handelsbranche richtete. Der Lieutenant Forbes hatte ihm ein Schreiben von dem Oberbefehlshaber zur See zu überbringen.

Nachdem der König durch einen Boten seine Bereitwilligkeit, die Mission zu empfangen, erklärt und dem Lieutenant Forbes einen Paß, durch sein Gebiet zu reisen, in der Gestalt eines Rohrs mit goldenem Knopfe zugesandt hatte, brachen die beiden

Abgesandten, von Dollmetschern und einem Gefolge begleitet, das die zu Geschenken bestimmten Rumfässer, Beutel mit Kauri-Muscheln, ꝛc. zu tragen hatte, am 12. October von Whydah, dem Seehafen von Dahomey, auf und trafen nach einem viertägigen Marsche zu Abomey, das 90 (englische) Meilen im Innern des Landes liegt, ein. Diese Stadt und ihre nächste Umgebung wird folgendermaßen beschrieben:

„Ungefähr eine Viertelmeile von den Stadtthoren, zu beiden Seiten der Straße, stehen ein Paar 32pfündige Karonaden unter Schoppen aufgestellt. Von da ab bis zu den Thoren selber ist die Straße mit Fetischhäusern besetzt, deren Zahl sich auf mehr als sechzig beläuft. Links zeigt sich, am Saume eines Schlagholzes, ein von einem hohen rothen Lehmwalle umgebener Palast. Kein Fremder kann Abomey betreten, ohne ein Mißbehagen über den Mangel an Großartigem und einen Ekel über die Ausschmückungen seines Thorweges zu empfinden. Die Stadt hat ungefähr acht Meilen Umfang, und ist, ihre einzige Vertheidigung, mit einem ungefähr fünf Fuß tiefen Deiche, mit der stachelichten Acacia ausgefüllt, umgeben. Man gelangt zu ihr durch sechs Thore, gewöhnliche Lehmwälle, welche die Landstraße durchkreuzen, mit zwei Oeffnungen, von welchen die eine dem Könige reservirt ist und die andre seinen Unterthanen zu Gebote steht. Ueber jeder dieser Oeffnungen befinden sich ein Paar Menschenschädel ausgestellt, und inwendig sind ganze Pyramiden von Schädeln, so von Menschen wie von allen Thieren des Feldes, selbst von Elephanten aufgeschichtet. Außer diesen sechs Thoren, wendet sich der Teich, der von ovaler Form ist, zu beiden Seiten des nordwestlichen Thores nach Norden und Nordwesten, und über jede Abzweigung ist ein ähnlicher Thorweg, der lediglich den Zweck hat — den Feind bei einem nächtlichen Ueberfall irre zu führen. In dem Mittelpunkte der Stadt befinden sich neben einander die Paläste von Dange-lahcordeh und Agrimgomeh; dem Norden zu befindet sich der Original-Palast Dahomey's, und um sie her so wie dem südlichen Thore zu liegen Häuser, unter welchen sich die der Minister besonders auszeichnen. In der Fronte von Agrimgomeh befindet sich ein großes Viereck, das die Barracken, einen hohen Schoppen oder Palaverhaus, eine Salutirungsbatterie von funfzehn Stücken und einen Teich von stehendem Wasser enthält. Eben innerhalb des südlichen Thores (dem Cannah) befindet sich eine Salutirungsbatterie und ein Teich, so wie eine Menge Grobschmiedsbuden. Die Wege oder Straßen sind gut gehalten, und wenn es auch gar keine Läden giebt, so wird dieser Mangel durch ein Paar große Märkte ersetzt: dem Ah-jah-i, im Osten des Centralpalastes, der zugleich zum Markt, zur Parade und als Opferplatz benutzt wird, und dem Hung-juleh, eben vor dem Südthor. Außer diesen beiden großen Märkten giebt es noch mehrere kleine, deren Buden sämmtlich ihre Eigenthümer haben und von Frauen aus allen Classen und Ständen vorgestanden werden. Groß ist die Zahl der lächerlich verzierten Fetischhäuser. Tuche werden in den Palästen und in den Häusern verfertigt. Die einzige sonstige Fabrik ist eine Töpferei, die, nebst einer Färberei, ein königliches Monopol ist, insofern die königlichen Frauen darin arbeiten und ihnen niemand nahen darf. Innerhalb der Stadt liegen große Strecken Brachlandes, aber auch manche angebaute Meiereien. Regelmäßige Straßen giebt es nicht, und es fällt einem Europäer schwer, es sich zu denken, daß er sich in der Hauptstadt eines ansehnlichen Landes befindet, indem sämmtliche Häuser von hohen Wällen aus rothem Lehm umgeben sind, welche mit ihnen hohe Wald- nebst Orangen-, Bananen- und anderen Fruchtbäumen einschließen. Alle Häuser sind niedrig und mit Stroh gedeckt; nur eins, im Palaste von Dange-lah-cordeh, und ein zweites in dem von Cumassi, können sich zweier Stockwerke rühmen."

Den Emissarien wurde eine Zusammenkunft mit Gezo, dem Könige, gewährt, der sie im Staate, umgeben von seinen Ministern und Cabuzirs oder Adelichen, seinen Frauen, seiner ganzen Armee schwarzer Amazonen und einer Menge, ebenfalls bewaffneten Volkes empfing.

„Se. dahomanische Majestät, der König Gezo, zählt ungefähr 48 Jahr, sieht wohl aus, und ist von einer weit lichteren Farbe als ein gewöhnlicher Neger. Er hat ein gebieterisches Ansehn und eine geistreiche aber äußerst ernste Physiognomie. Daß er stolz ist, erleidet keinen Zweifel; er verräth in seiner Haltung, daß die Erde es sich zur Ehre anrechnen muß, von ihm betreten zu seyn. Wenn er nicht ein wenig schielte, könnte er für einen schönen Mann gelten. Im Contraste zu dem schimmernden Aufputz seiner Minister, Frauen, und Cabuzirs (die in allen Farben glänzten und mit Korallen, Gold, Silber und Messingschmuck überladen waren) war der König einfach gekleidet, angethan mit einem weiten, gelbseidenen Gewande mit atlaßnen Sternen und Halbmonden besetzt, Mandingo-Sandalen, und einem spanischen goldbetreßten Hute. Sein einziger Schmuck bestand in einer kleinen goldenen Kette von europäischer Arbeit. Nachdem wir auf den Stühlen der königlichen Matte gegenüber Platz genommen hatten, wurde eine complimentarische Unterhaltung eröffnet und der König richtete eine Menge Fragen über unsere Monarchie und über England an uns."

Gezo bewirthete die Emissarien aufs Beste, nahm ihre Geschenke in Empfang, und zeigte ihnen alle Herrlichkeiten seines Reiches, darunter eine Musterung seiner Amazonentruppe und ein umfassendes Hofceremoniell. Er war mit einem Worte höchst artig und herablassend, obgleich er und sein Volk die Gesandtschaft als ein seiner Größe gezolltes Compliment, als eine Huldigung ansah, welche die Erste der weißen Nationen der mächtigsten schwarzen Nation darbrachte. Der Hauptfrage wich er aber aus, und sagte, als ihm das Schreiben des Oberbefehlshabers vorgelesen worden war, das sey eine zu ernste Sache, um anders als in einem großen Palaver besprochen zu werden; die Emissarien möchten sich deshalb im Monat Mai wieder einfinden, wenn ein Nationalfest in Dahomey gefeiert würde. Die Herren Duncan und Forbes mußten also unverrichteter Sache wieder abreisen. Auf dem Wege zur Meeresküste wurde Herr Duncan ernstlich krank, und er war kaum an Bord des Schiffes, als er zu Aller Leidwesen starb.

Die verschiedenen statistischen und sonstigen Daten, welche der Lieutenant Forbes auf seiner ersten Mission zu sammeln Gelegenheit gehabt hat, resumiren sich auf Folgendes: „Das Land erstreckt sich von Osten nach Westen ungefähr 180, und von der Meeresküste bis ins Innere, zu dem Kong-Gebirge, 200 Meilen. Dieser weite Landstrich, obwohl reich an allen Arten von Naturproducten, ist dennoch nur sehr dünn bevölkert, eine Folge der verheerenden Kriege und der Sclavenjagden, deren Schauplatz es seit länger als einem Jahrhundert gewesen ist. Die gesammte Bevölkerung beiderlei Geschlechts scheint nicht über 200,000 zu seyn, und unter diesen nur 20,000 Freie.

Die Hauptstadt Abomey zählt ungefähr 30,000 Einwohner. Die dahomanische Armee besteht aus 12,000 Köpfen regulairer Truppen, worunter ungefähr 5000 Amazonen oder zum Kriegführen abgerichtete Negerinnen. Die Einführung von Amazonenheeren in Dahomey schreibt sich von Ada Hunzu, dem Großvater Gezo's (1774—1789), her. Nöthigenfalls kann der König von Dahomey aber 50,000 Krieger beiderlei Geschlechts oder den vierten Theil seiner ganzen Volksmasse ins Feld stellen, indem die Weiber dasselbe leisten als die Männer, und noch weit wilder sind. Die einzige Beschäftigung der Nation, mit Ausnahme von etwas Ackerbau, der übrigens wohl betrieben wird, und einiger weniger Manufacturen zu Abomey, besteht in der Sclavenjagd. Alljährlich wird die Nation in Masse zu einer Razzia gegen irgend einen benachbarten Stamm, oder gegen eine Nation im Innern oder in der Nähe der Meeresküste aufgeboten, und dann werden Dörfer verwüstet, Greise und Kinder ermordet, tausende von Gefangenen fortgeschleppt, um auf dem Gebiete von Dahomey den Fetischgötzen geopfert, oder nach Whydah getrieben zu werden, wo ansäßige Sclavenhändler sie dem dahomanischen Könige abkaufen, um sie ihrerseits an portugiesische und brasilianische Sclavenhändler abzusetzen, die dann die Gelegenheit ablauern, wo sie durch die Linie der brittischen Kreuzer und über das atlantische Meer schlüpfen können. Diese Sclavenjagden werden gewöhnlich im November und December vorgenommen. Ihr Ertrag bildet die einzige Revenue des Königs von Dahomey, der, außer den Rationen, die er seinen Soldaten geben muß, sie auch zur Zeit des schon erwähnten Nationalfestes mit Rum, Tuch, Kauris &c. beschenkt. Seine Minister und höheren Beamten werden in derselben Weise besoldet. Der König ist absolut, und schlägt seinen Unterthanen die Köpfe ab, wenn er dazu Lust hat; doch ist er an gewisse Traditionen und Regeln gebunden. Bei gedachtem Feste werden die Staatsangelegenheiten in einem sehr lärmenden Palaver, wobei die Amazonen sich insbesondere bemerklich machen, besprochen; auch wird das Nöthige über die nächste Sclavenjagd insgeheim verabredet. Die Fetischdiener oder Priester üben das ganze Jahr hindurch einen großen Einfluß aus.

Der Lieutenant Forbes kehrte in Begleitung des jetzigen englischen Consuls in den Schlupfhäfen, Herrn Beecroft, zur Zeit des dortigen großen Nationalfestes nach Abomey zurück. Sie verweilten daselbst vom 26. Mai bis zum 6. Juli, welche ganze Zeit in Neger-Aufzügen und Palavern zugebracht wurde, bei denen der König stets in Person den Reigen anführte. Die Abgesandten zweifelten nicht, daß bei oder nach den meisten dieser Aufzüge privatim Menschenopferungen stattfanden, und fühlten sich sehr widrig von dem Andlick der Menschenschädel berührt, die bei ihnen allen eine Rolle als Zierrath spielten; aber erst bei der Hauptepisode, dem Ek-que-nu-ah-toh-meh oder dem Auswerfen von Geschenken, wurden sie mit der Ausübung von Menschenopfern in all ihrer Gräulichkeit bekannt. An diesem großen Festtage, dem letzten Tage des Monats Mai, stellt sich der König, umgeben von seinen Hofleuten, auf einen erhöhten Söller und verbringt mehrere Stunden damit, daß er unausgesetzt Geschenke an Tuch, Liquören und Kauris unter die Tausende von nackten Schwarzen wirft, die ihrer sehnsüchtig gewärtig sind und sich darum balgen. Die letzte dieser „Gaben des Monarchen an sein Volk" besteht ein für allemal in einer Anzahl lebender Gefangenen, die, nachdem sie einen ganzen Tag lang an der Brüstung der Plateform zur Schau gestellt gewesen, an Händen und Füßen gebunden, in weißer Bekleidung und mit rothen Kappen auf dem Kopfe, in Körben dem wilden Haufen unten zugeworfen und von diesem in Stücken gerissen und gehauen werden. Diesmal belief sich die Zahl solcher Opfer auf vierzehn. Nachdem der Lieutenant Forbes erzählt hat, was sich bis spät Nachmittags, wo der König sich auf kurze Zeit zurückgezogen, um der Ruhe zu genießen, zugetragen, fährt er fort:

„Ich wollte, ich könnte hier mit dem Berichte über die Vorgänge dieses Tages schließen, und hätte nur der barbarischen Politik zu gedenken, die schlimmste aller menschlichen Leidenschaften zu erwecken, um das Volk an die Großartigkeit einer Austheilung von Geschenken glauben zu machen, die sich als sehr ärmlich ausweisen würden, wenn man sie individuell vertheilte. Die Masse hat keinen Begriff von dem Gesammtbelauf dessen, warum sie sich balgt, sie meint vielmehr, daß ein unausgesetztes siebenstündiges Auswerfen von Geschenken etwas Immenses seyn müsse. Wer dabei leer ausgeht, der sieht darin nur seinen Unstern, und wenn er sein Unglück Anderen klagt, so glaubt ihm niemand, weil Alle es in ihrem Interesse halten, die Glücksgriffe, die sie gethan haben, zu verheimlichen. Während der königlichen Abwesenheit herrschte, wie wenn allgemein verabredet, eine Grabesstille, die nur durch das Todtengeläute von Eunuchen über eilf dem Tode geweihte Menschen unterbrochen wurde. Von den vierzehn der auf dem Söller ausgestellten Opfer war es uns gelungen dreien das Leben zu retten. Gebunden, wie wir es schon erwähnt haben, schaueten diese muthigen Männer ihren Verfolgern mit einer Standhaftigkeit ins Antlitz, die wahrhaft erstaunenswürdig war. Nicht einen Seufzer ließen sie hören. Zeit meines Lebens habe ich nicht solche Kälte Angesichts eines nahen Todes gesehen. Man hätte ihre Aufrichtigkeit bezweifeln mögen, wenn sie sich nicht in einer ergreifenden Weise bekundet hätte. Ein höllischer Bube griff mit den Fingern nach den Augen eines der Opfer, das sein Haupt gesenkt hielt, zog sie aber ungenutzt wieder zurück und wurde nun von seinen teuflischen Genossen ausgelacht. Zehn der für das blutdürstige Volk bestimmten Menschenopfer, ein Alligator und eine Katze wurden von Soldaten, die übrigen vier von Amazonen bewacht. Während dessen war der König zurückgekehrt, und nachdem er uns an das entferntere Ende des Söllers hatte rufen lassen, fragte er uns, ob wir Zeuge der Opferung seyn wollten. Wir lehnten dies mit Grausen ab und baten vielmehr, daß es uns vergönnt werden möchte, einige der Opfer loszukaufen. Als ich gewahrte, wie er nach einer kurzen Besprechung mit seinen Hofleuten zu wanken begann, da bot ich ihm 100 Dollars für den ersten und den letzten der zehn Todescandidaten, und Herr Beecroft that ein ähnliches Gebot für den ersten unter den Vieren. Eins und das andere wurde angenommen und die Bande der Geretteten wurden gelös't, doch mußten sie noch Zeuge des gräßlichen Endes ihrer minder glücklichen Landsleute seyn. Auf das ernstliche Zureden des Königs konnten wir nicht umhin, den Platz anzusehen, wo die Opferung gehalten werden sollte. Unmittelbar unter dem königlichen Standpunkte, inmitten eines Acazien-Gebüsches, standen, schauerlich grinsend, sieben oder acht stämmige Scheusale, mit Keulen und mit Säbeln bewehrt, und als der König sich mit uns zeigte, da

forderte das Volk ihn mit wüthigem Geschrei auf, ihm sein — Futter zu spenden, es sey hungerig."

Die Herren Forbes und Beecroft eilten, aus der Nähe der Gräuelstätte fortzukommen. Sie erfuhren nachdem, daß drei der Opfer von dem Könige selber und die übrigen durch seine Minister dem Volke zugeworfen worden waren.

Der Zweck der Gesandtschaft wurde nicht erreicht, indem Gezo sich in Betreff des Sclavenhandels auf die nationale Gewohnheit, auf das Beispiel seiner Vorfahren und das der benachbarten Nationen berief, und dann hervorhob, wie viele Zeit darüber vergehen würde, um einen Handel in Palmöl zu begründen und ein System von Handelsgefällen einzuführen, wie ihm die Abgesandten riethen, um das Reich Dahomey auch ohne Sclavenhandel wohlhabend und reich zu machen. Inzwischen diktirte er doch ein freundschaftliches Schreiben an die Königin Victoria, worin er erklärte, daß er aus den Dahomanen gern eine große ackerbauliche Nation zu machen bereit sey, wenn er nur erst sähe, wie es bewerkstelligt werden könnte; jedenfalls wünsche er mit der Krone von Großbritannien in freundschaftlichen Verhältnissen zu bleiben (dabei äußerte er gegen den Lieutenant Forbes, daß er einige neue Zelte von feinem Tuche und in besonderem Muster nicht verschmähen würde), und würde einen britischen Consul oder selbst einige Missionarien wohl aufnehmen.

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow.

Zweiter, dritter, vierter Band.

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1850. 409, 466, 438 Seiten 8.

Eine Anzeige des ersten Bandes befindet sich in Nr. 112 des Jahrganges 1850 unserer Blätter, welche wir zu vergleichen bitten. In den vorliegenden drei Bänden entwickelt sich die Handlung des Romans schon bedeutend weiter, wir lernen die Personen desselben immer näher kennen und neben ihnen treten noch einige neue auf, die ganz geeignet sind unsere Theilnahme für sich in Anspruch zu nehmen. Wenn hin und wieder Rückblicke auf früher Erzähltes sichtbar werden, so können wir sie nur billigen, da sie unsere Erinnerung an dasselbe wieder erwecken und uns dienen, den Faden der Geschichte nicht zu verlieren. Gutzkow's Talente, seine Leser in steter Spannung zu erhalten, verdanken „die Ritter vom Geiste" es, daß drei Bände des Romans mit gleich großem Interesse ununterbrochen gelesen werden, wenn es dagegen bei der Lesung eines Bandes manches anderen nicht selten sich ereignet, daß wiederholt Pausen eintreten. Unserer eigenen Erfahrung würden wir hierin nicht unbedingt trauen, wir könnten für unsere Behauptung aber uns bekannt gewordene, fremde anführen. Gelangten die fünf noch zu erwartenden Bände auch auf einmal zu uns, es möchte dann schnell jedes andere Buch vorläufig bei Seite gelegt werden.

Auf eine Stelle im vierten Bande glauben wir aufmerksam machen zu müssen. Der Verfasser sagt dort nämlich in Veranlassung der schroffen Gegensätze, welche die politische Aufregung eines Tages, in einem kleinen Cirkel sich geltend machen läßt: „Den Austausch dieser Ansichten schildern wir nicht. Nennt diese Streitenden Söhne der Zeit, nennt sie Dioskuren auf den weißen Lichtrossen der Legitimität, nennt sie die gefesselten Titanen der Opposition; sie erörterten nur Das, was wir vorziehen, durch den Hebel des Volkes und an ihm selbst zu schildern durch eine allmälige Entwickelung von Persönlichkeiten, deren Bedeutung für den modernen Volksgeist im späteren Verlaufe sichtbarer hervortreten wird." —

Ueber ein umfangreiches Werk wie das Gutzkow'sche, nach einem oder einigen Bänden, vor seinem Abschlusse, mit kurzen dictatorischen Worten aburtheilen zu wollen, erscheint uns unwürdig, wenigstens sehr voreilig; soll dem Dichter nicht das Recht werden, das dem bildenden Künstler unbedingt zugebilligt wird? Wer würde sich nach der einzelnen Partie, nach unbelebten Umrissen einer Kunstschöpfung des Bildhauers oder Malers, ein entscheidendes Urtheil über das Ganze gestatten?

H.

Vom Rhein zum Montblanc.

Zweiter Theil.

Mainz, Verlag von Kirchheim und Schott. 1851. 248 Seiten 8.

Indem wir auf die Anzeige des ersten Theiles in No. 6 dieser Zeitschrift verweisen, fügen wir nur noch hinzu, daß neben dem lebendigen Gefühle für das Großartige und Schöne in der Natur und im Menschleben, welches die verehrte Verfasserin überall bekundet, ihr frommer Sinn stets Gelegenheit nimmt, dem religiösen Elemente seine Bedeutung zu bewahren und wo sie diesen frommen Sinn bei bedeutenden Persönlichkeiten, wie Franz von Sales, Peter Canisius, Elisabeth Fry u. A. findet, ihn hervorzuheben.

Die 21 Abschnitte sind überschrieben: Von Bern nach Freiburg. Freiburg. Von Freiburg nach Vevay. Der Genfer See. Von Vevay nach Villeneuve. Von Villeneuve nach Martigny. Von Martigny über die Tête noire nach Chamouny. Chamouny und seine Umgebung. Von Chamouny nach St. Martin. Der Montblanc. Von St. Martin nach Genf. Genf. Fahrt auf dem Genfer See von Genf nach Lausanne. Lausanne. Von Lausanne nach Yverdon. Von Yverdon nach Neufchâtel. Neufchâtel. Von Neufchâtel auf den Jura nach La Chaux de Fonds. La Chaux de Fonds. Von La Chaux de Fonds nach Basel. Basel. Abschied von der Schweiz. Rückkehr in die Heimath. — Ein geographisches Register zu beiden Theilen ist S. 239—248 beigefügt.

Wir haben die Verfasserin auch auf ihrer fortgesetzten Reise mit Interesse begleitet; die vielen Schilderungen von Naturscenen, würden ihren Berichten das Gepräge der Einförmigkeit aufdrücken, so schön sie auch zum Theil sind, wenn sie nicht mit anderen abwechselten, die uns der Schweizer große Vergangenheit und das Andenken an edle, dem Vaterlande sich ganz weihende Männer zurückrufen oder auch ein Bild der Gegenwart darbieten. So, um nur einige Beispiele anzuführen, wird, wie schon angedeutet, ein Blick auf das Leben des Canisius geworfen und über den Zustand des von ihm gestifteten (jetzt aufgehobenen) großartigen Freiburger Jesuiten-Collegiums berichtet, bei Clarens und Chillon Rousseau's neuer Heloise gedacht und von der Lectüre dieses

Romans abgerathen. „Rousseau", heißt es, „der sein eigenes Werk, die Meisterschöpfung einer Julie gewissenlos selbst verunstaltete, hat, indem er sie der Welt übergab, große Schuld auf sich gewälzt." Die Bäder von St. Gervais, verlieren nach der Versicherung unserer Reisenden, von ihrer schönen Lage abgesehen, bei einem Aufenthalte in denselben, sehr viel von der Herrlichkeit, die in Journalen fortwährend angepriesen wird; ihr Eigenthümer, der in Paris lebt, kommt nur von Zeit zu Zeit dahin; sie werden größtentheils von Parisern besucht. Während die Verfasserin in Genf verweilt, erzählt sie uns von Franz von Sales, Fürstbischof von Genf, und von Franziska von Chantal, seiner Schülerin, der Großmutter der Frau von Sevigné; als Gegensatz bleibt Calvin nicht unerwähnt. Ueber Rousseau sagt sie: „Welcher Sterbliche darf und kann über das innere Seelenleben eines Bruders aburtheilen? Ist der Mensch doch sich selbst ein Räthsel, wie viel mehr ist es ihm das Herz eines Anderen. So auch läßt sich ein Geist wie der Rousseau's, wenn auch oft von einer unlauteren Phantasie irre geführt und irre führend, nicht leicht ergründen und noch weniger darüber absprechen. Nur wer ihn erschaffen, kann ihn richten. Rousseau wird von der einen Seite vergöttert — namentlich von den Freiheitsschwindlern — von der anderen vielleicht allzu strenge beurtheilt. Ich mögte die Seele Rousseau's mit einem herrlichen Instrumente vergleichen, einer Aeolsharfe, die, mit zum Theil guten, zum Theil schlechten Saiten bezogen, durch entgegengesetzte Winde und Stürme ergriffen, die kontrastirendsten, oft die schrillsten Töne hören läßt. Einsam und verborgen durchrauscht sie die Welt, erklingt aber selten oder niemals in reiner Harmonie. Wohl ziehen zuweilen einzelne geweihte Klänge mitten durch das Chaos der Töne, das mit dem Reize des Sonderbaren und Geheimnißvollen sich umgiebt und in seiner, sich selbst nicht klaren Urkraft imponirt, nie aber versöhnend und heilend die Tiefen des menschlichen Geistes durchweht. Für uns sollen die reinen, klaren Laute, die Rousseau in das Herz zu gießen weiß, keine Sirenenstimmen sein, mit welchen er die Welt zu bestricken beabsichtigt hätte. Wir wollen glauben, daß er es gut gemeint und statt irre führen zu wollen, selbst mit sich uneins, die rechte Harmonie, die die Welt mit dem Himmel verbindet, nicht gekannt hat. Die Zeit, die ihn geboren, das Jahrhundert, das ihn getragen, die Wissenschaft, die ihn unterrichtet — sie vermögen seine Verirrungen nicht gut zu machen, aber seinem Geiste, wenn er sich verantwortet, können sie zur Entschuldigung dienen." — Indem sie des Besuches ihres Mannes in den Genfer Gefängnissen erwähnt, spricht die Verfasserin über das Gefängnißwesen. In den Gefängnissen von Genf ist das s. g. Isolirungssystem nur zum Theile eingeführt, die Gefangenen sind nämlich nur bei Nacht getrennt, bei Tage aber zur Arbeit und zum Schweigen angewiesen. Immer mehr soll man jedoch einsehen, daß dieses System an großen Mängeln leide, indem die Gefangenen sich durch Zeichensprache verständigen u. s. w., es soll daher bald eine völlige Isolirung eingeführt werden. Howard und Elisabeth Fry sind mehrere Seiten gewidmet. — Voltaire's ehemaliger Wohnsitz in Ferney — $1\frac{1}{2}$ Stunde landeinwärts von Genf — wurde nicht aufgesucht; aus welchem Gesichtspunkte der Philosoph von Ferney angesehen wird, zeigt die folgende Aeußerung: „Wie sollte auch Jemand, dem das Wohl der Menschheit wahrhaft am Herzen liegt, ein Interesse daran finden, Voltaire's Wohnung zu schauen, diesen Thron des Uebermuthes, meist umhüllt von dem Nimbus, den ein blendender Geist um sich zu ziehen gewußt, das Haus eines Mannes, in dessen Gehirn ein Feuer loderte, welches verzehrende Flammen über den Erdkreis warf?" — Beim Anblicke Yverdon's ist den Bestrebungen Heinrich Pestalozzi's der verdiente Tribut gebracht; bei dem geschichtlich berühmten Schlosse in Orbe am Fuße des Jura's wird an Bertha, die Gute, Rudolph's Gemalin, „in der romantischen Schweiz unsterblich durch ächte königliche Tugenden, die sie als die Zierde ihres Geschlechtes erscheinen lassen", erinnert. — Zu dem Flor Neuschâtel's trugen einige Männer aus seiner Mitte wesentlich bei. „Vor Allem", heißt es ferner, „nenne ich David Pury, der sich durch treue Anhänglichkeit an seine Vaterstadt hoch berühmt gemacht, und lasse eine kleine Beschreibung seines interessanten Lebens hier folgen. Der Sohn unbemittelter Eltern, verließ David Pury in früher Jugend seine Vaterstadt, um sich zu Genf in einer Handlung ein Unterkommen zu suchen. Mit Verstand und Fleiß erwarb er sich nach und nach bedeutende Kenntnisse und sein ungewöhnlicher Geist strebte bald nach einem größeren kaufmännischen Wirkungskreise, als er ihn zu Genf finden konnte. Er ging daher nach London und erwarb sich durch weise Sparsamkeit und kluge Speculation nach etlichen Jahren so viel, daß er einen Juwelenhandel anfangen konnte. Bald darauf auch London verlassend, begab er sich nach Spanien und von da nach Lissabon. Neben seinem Juwelenhandel unternahm er mit gleichem Geschick und Erfolg auch bedeutende Bankgeschäfte. Mit seinem Scharfsinne und seiner unermüdlichen Ausdauer errang er so bald bedeutende Reichthümer und gelangte zu immer größerem Ansehen. Alles vereinigte sich, ihn zu heben. Rang und Titel standen ihm zu Gebote, denn der Hof selbst huldigte dem seltenen Manne. Doch er verschmähte den Tand der Welt und benützte die mit eisernem Fleiße gewonnenen Schätze nur, um mit ihrer Hülfe den Armen ein Vater zu sein. Sein treues, edles Gemüth trieb ihn an, seinem Vaterlande eine besondere Stütze zu werden, und Neuschâtel, als seine Geburtsstätte, erfreute sich vor Allem seiner Fürsorge. Unwillkürlich erinnert man sich hier des Kaisers Vespasian, der in Avenches seine Wiege mit Glanz umgab. Wenn auch nicht Kaiser, so handelte Pury doch wahrhaft kaiserlich, und seine Krone bildeten unschätzbare Perlen, die Freudenthränen der Nothleidenden, deren Engel er geworden. Nicht äußere Pracht war es jedoch, in welche er seine Vaterstadt kleiden wollte, er kannte ja das Bessere und strebte auch darnach. Sein einfacher, richtiger Sinn, der ihn unter allen Verhältnissen nie verließ, leitete ihn auch hier, und so waren seine ersten reichen Spenden für Neuschâtel dazu bestimmt, seinen dürftigen Landsleuten eine Quelle zu bieten, aus welcher sie für alle Zeiten schöpfen könnten. Außer manchen Wohlthätigkeits- und anderen Anstalten, die sich durch seine bedeutenden Zuschüsse erhoben, entstand ein Armen- und Krankenhaus aus seinen Mitteln. Zur Errichtung eines solchen übersandte er 100,000 Thlr. und wiederholte dieses große Geschenk in den folgenden zwei Jahren. Außerdem entströmten seiner milden Hand jährlich noch besondere Beiträge für die Armen der Stadt. Doch er bahnte Jenen, die er, kinderlos, als die Seinigen betrachtete, nicht allein die Wege, um sich drückenden Verhältnissen zu entwinden, er war auch bemüht, sie einer besseren Zukunft entgegen zu führen. Zu dem Zwecke verwandte er beträchtliche Summen auf die Anlage neuer Straßen,

die Neuschâtel mit anderen Orten in Verbindung setzten. So kreis'te neues, frisches Blut durch die Adern des Landes, dessen rascher, kräftiger Pulsschlag zum großen Theile David Pury zuzuschreiben ist. Eine Reihe edler Thaten schmückten das greise Haupt, als er es 1788 im 77sten Jahre seines Lebens zur Ruhe niederlegte. Den Schlußstein seines edlen Wollens und Wirkens sowie seiner treuen Anhänglichkeit an die Vaterstadt bildete sein Vermächtniß, wodurch er Neuschâtel sein ganzes Vermögen zuwies. Ueber zwei Millionen Gulden wurden, seinem Wunsche gemäß, für Schulen, Kirchen und Armen-Anstalt.n verwandt und ebenso sorgte er für freundliche Ausstattung der Stadt und für Verschönerung ihrer Umgebungen. So war der letzte Athemzug des vortrefflichen Pury noch ein Segenshauch für Neuschâtel. Wahrlich des Freiherrn-Titels, den seine Vaterstadt ihm von Friedrich dem Großen zu verschaffen gewußt und dem anspruchslosen Manne als Dank für so Vieles, was er ihr gethan, aufgedrungen, hätte es da nicht bedurft, wo der ganze innere Kern Adel war, ja! der reinste Adel, den die Welt aufzuweisen hat." — Die Beschreibung von La Chaux de Fonds und die belehrenden Notizen über die Geschichte der dortigen Uhrenfabrication füllen die Seiten 200 bis 213. — In Basel stellt die Verfasserin eine Vergleichung zwischen den Bas'lern und Belgiern an. Die Sitteneinfalt und Mäßigkeit, welche die Baseler bei allem Luxus, der im Innern ihrer Häuser herrschen soll, ziert und ihre Wohlthätigkeits-Anstalten werden gerühmt, besonders das Bürgerhospital und die Armenherberge für Durchreisende aller Länder. „Was die Baseler weiter auszeichnet, ist große Umsicht, Thätigkeit und Ausdauer. Durch weise Benutzung der Zeit und der Verhältnisse sind sie nach und nach zu einem Reichthume gelangt, der sprüchwörtlich geworden ist. Man zählt in Basel viele Millionäre. Freilich hat dieser Reichthum auch eine Geldaristocratie hervorgerufen und mit dieser alle Uebel derselben. Immer bleibt es aber wahr, daß da, wo man die flüchtige Zeit in kräftige That umzumünzen pflegt, es mit dem Wohle einer Bevölkerung im Allgemeinen gut steht. — Wir sehen das auch in Belgien. Alles greift dort rasch, kräftig und unermüdlich in die Räder der Zeit ein, um ihren Umschwung nicht unbenützt zu lassen. Die Belgier heben, den Baslern gleich, aus dem tiefen Schacht eigner Erfahrungen Schätze und finden keine Beschwerde in den Beschwernissen des Lebens. Das Basler Stadthaus, im burgundischen Style ausgeführt, ist ebenso verwandt mit vielen Bauten belgischer Städte, wie ich den Charakter der Basler mit dem der Belgier verwandt finde. Hier wie dort hält man treu an seiner Religion, nur daß man in Belgien ruhig und fest auf religiösem Boden steht, ohne, wie in Basel, darnach zu streben, Andersdenkende anzufeinden und zu vertreiben. Hier wie dort hält man am Altherkömmlichen. Man bewegt sich gerne in dem gewohnten, liebgewordenen Geleise und schwindelt darum nicht wie Andere, welche unklug dem wirbelnden Umschwung unseres Zeitalters folgen und sich von ihm fortreißen lassen. Weise benützen auch Beide, der Belgier wie der Basler, die mächtigen Triebfedern, welche unser Jahrhundert hervorgerufen. Sehen wir nach Belgien. Einem Nervengewebe gleich umspannen die eisernen Schienen das Land und steigern das Leben des Verkehrs. Alles drängt und treibt hin zu seinem Ziele. Doch fehlt nie die gehaltene Ruhe, die nüchterne Ueberlegung, der Sinn für Recht und Rechtlichkeit. Was brachte dieses Volk mit seiner kühnen Entschlossenheit nicht Alles zu Wege! Man betrachte nur die Wunder des menschlichen Geistes dort in den gesprengten Felsmassen und in den durchschnittenen Bergen, durch deren Eingeweide der beflügelte Wagenzug dahin fährt! Man werfe seine Blicke in die Tiefen, trage sie zu den steilen Höhen, sehe diese Brücken, Dämme und Viaducte, über welche der feurige Wagen nach dem Machtgebote des Menschen fabelhaft dahin fliegt! Dies Alles ist das Werk des Belgiers, des Belgiers, der stets wohl weiß, was er thut, das Gute anerkennt und benutzt, wo er es findet und das Erprobte erfaßt mit Kraft und Geschicklichkeit. So auch versteht der Basler, dessen Stadt auf den Gränzen von Deutschland, der Schweiz und Frankreich liegt, mit verständigem Sinn aus dem ihn umgebenden Länderkranze Bewährtes zu benutzen. Unermüdlich strebt er, dem auf gutem Boden wurzelnden Baume seines Handels und Verkehrs Raum und Bewegung zu verschaffen, damit er seine Zweige weithin entfalte und aus seiner Krone reichliche Blüthen und Früchte herabschüttle. Möchte der Basler dem Belgier auch darin gleichen, daß er, wie dieser, freien Gemüthes mit dem Ernst unbefangene Heiterkeit vereine." Hoffmann.

Aus dem Tagebuche eines Dorfküsters.

(Fortsetzung.)

Thiele, am 1. Mai 1709.

Ich bin Bedienter bei der gnädigen Herrschaft! Lebe wohl, Predigeramt! lebe wohl, Latein! O, meine lieben Bücher: valete plurimum! vendidi libertatem meam für 12 Gulden. Acht soll die Mutter haben, und überdies hat der gnädige Herr versprochen, ihr Holz anweisen zu lassen, so, daß sie nicht Hunger noch Frost leiden wird. Hans hat mir wirklich den Dienst verschafft. Das ist ein Wetterjunge. Er hat im Schlosse viel zu sagen und ist dort der Hahn im Korbe bei allen Mädchen. Die Ausgeberin steckte ihm ein groß Stück Kuchen zu, die Meierin lächelte ihm verstohlen zu, dasselbe thut das Kammermädchen, ja selbst eines der gnädigen Fräulein nickte freundlich, als sie bei ihm vorüber ging. Es scheint, als werde er Schütze an Peters Stelle. Das Schlimmste ist, daß er sich angewöhnt, ärger als ein Matrose zu fluchen.

Thiele, am 12. Mai 1709.

Es geht mir, gottlob! recht gut. Wir sind sechs Bediente um den Herrn, die gnädige Frau, den Junker und die zwei Fräulein. Es bleibt mir Zeit genug zum Studiren, und ich versäume meine lieben Bücher nicht. Zwar habe ich wenig Nutzen davon, aber ich kann's doch nicht unterlassen. Gestern wurden die Bücher des seligen Herrn Soefren verkauft, ich kaufte für zwei Gulden und bekam so viel ich tragen konnte. Darunter sind mehre Bände von Ovidius. Eins führt den Titel „ars amoris", ein anderes „remedium amoris." Diese beiden werde ich zuerst lesen. Ich bin recht neugierig auf ihren Inhalt. Einst sah ich sie in dem Studierzimmer des Herrn Soefren und nahm sie in die Hand, aber er schnappte sie mir vor der Nase weg, und sagte: „abstine manus!" Die Hand vom Korbe! Das ist nichts für Dich!"

Thiele, am 3. Juni 1709.

Wenn ich doch Französisch könnte! Die Herrschaften sprechen nichts anderes, wenn sie essen, und ich verstehe kein Wort davon. Gestern sprachen sie aber von mir, denn sie sahen mich oft an; einmal hätt' ich bald den Teller fallen lassen. Ich stand hinter dem Stuhl des Fräuleins Sophie. Sie drehte sich um und sah mir grade ins Gesicht. Es ist ein bildschönes Fräulein, das Fräulein Sophie! Es thut mir recht im Herzen wohl, sie anzusehen.

Thiele, am 13. Sept. 1709.

Gestern war es bei uns ein recht unruhiger Tag. Die von Wiskum waren herübergekommen, und es gab große Jagd. Ich war auch dabei und hatte eine von den Büchsen des gnädigen Herrn bekommen. Im Anfang ging es recht gut, aber zuletzt fuhr ein Wolf an mir vorüber — ich hätte bald vor Schreck die Büchse fallen lassen und vergaß ganz zu schießen. Hans stand dicht bei mir und erschoß den Wolf. „Du bist ein Vieh!" sagte er darauf zu mir — „aber ich will Dich nicht verrathen." — Später kam die gnädige Herrschaft vorüber und sagte: Du bist ein Schafskopf, Martin, Du nimmst Bestechungen an!" — „Ich bitte ganz unterthänigst um Entschuldigung — entgegnete ich — ich bin ganz unschuldig, böse Zungen wollen mich gewiß bei dem gnädigen Herrn anschwärzen, aber ich werde ihm, mit Gottes Beistand, ehrlich und treu dienen." — Da lachte er vollends und sagte: „Du bist ein großer Schafskopf!" — Doch damit war es nicht vorbei; als die Herrschaften bei Tische saßen, fingen sie wieder vom Wolfe an und fragten mich: „Wie viel er mir gegeben?" und solcher Sachen mehr. Ich weiß nicht recht, was sie meinten, allein das konnte ich doch begreifen, daß sie mich zum Besten hatten. Selbst das Fräulein Sophie lachte mir grade ins Gesicht, das that mir am meisten leid. Und dabei sprachen sie immer französisch. Sollte ich denn die Nasensprache nicht auch erlernen können? Es kann kaum schwerer sein, als Latein.

Thiele, am 2. October 1709.

Es ist nicht unmöglich, das seh' ich jetzt ein! Französisch ist nichts anderes als verkehrtes Latein. In dem Kasten mit alten Büchern, den ich kaufte, befindet sich eine Metamorphosis auf Französisch. Das traf sich ganz vortrefflich! Das Lateinische verstand ich schon lange. Aber eins kommt mir sonderbar vor: Wenn ich oben sprechen höre, ist es mir, als sei kein französisches Wort darunter. Von Ovidus sprechen sie nun gar nicht. —

Es ist nöthig, daß ich mich auf das Schießen lege, der gnädige Herr will mich durchaus mit auf die Jagd haben; nur kann ich ihm nichts recht machen, er brummt, oder lacht, mitunter beides zugleich. Dann trage ich die Büchse nicht recht, dann lade ich nicht richtig, ich ziele nicht recht, ich drücke nicht recht ab. Hans soll mir Unterricht geben. — „Sieh' mir den Hans an!" sagte der gnädige Herr gestern — „das ist ein Schütze! Aber Du? Du trägst die Büchse auf der Schulter, als wenn sie eine Sense wäre, und wenn Du zielst, ist es, als solltest Du rücklings fallen." — Auch Fräulein Sophie lachte mich aus, es steht ihr aber gut, sie hat wunderschöne Zähne.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Notizen
aus
Literatur, Kunst und Musik.

Von dem Grafen M. Desewffy ist so eben in Wien erschienen: „Der politisch-sociale Radikalismus der Neuzeit. In seinen Doctrinen kritisch beleuchtet."

Die Tagesliteratur ist mit einer kleinen Schrift von C. v. Förster bereichert, die den Titel führt: „Ein Wort über die Freiheit der Presse. Offener Brief an die Herren Abgeordneten der beiden preußischen Kammern."

Das Volksbuch von A. Streckfuß: „Robert Blum, sein Leben, sein Wirken. Ein Buch für das Volk, nach den besten Quellen bearbeitet" erscheint so eben in dritter Auflage.

Gustav zu Putlitz's: „Was sich der Wald erzählt" erscheint in fünfter Auflage und zugleich in englischer Uebersetzung. Es soll bei den Britten denselben Beifall finden, welchen es bereits bei uns gefunden.

Man sagt, Herr v. Radowitz wird nächstens eine „Darstellung der preußischen Politik" der Oeffentlichkeit übergeben; ein zweites Werk: „Staat und Kirche" soll folgen.

Von D. A. Pfaff erscheint so eben ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage unter dem Titel: „Das Trauerspiel in Kurhessen."

„König und Dichter" ist der Titel eines Kinkel-Albums, das vorige Woche die Presse verlassen hat und „Stimmen der Zeit" enthält.

In der nachgelassenen Manuscriptensammlung des verstorbenen Herzogs von Buckingham will man endlich Aufschlüsse über den bis jetzt noch unbekannten Verfasser der „Juniusbriefe" entdeckt haben.

Madame Charlotte Birch-Pfeiffer hat ihr 57stes Stück vollendet. Es führt den Titel: „Magdala" und wird in Berlin zuerst zur Darstellung kommen.

In Aachen will man diesen Sommer nach einer dreijährigen Unterbrechung endlich wieder ein großes niederrheinisches Musikfest veranstalten. Das Programm ist bereits ausgeschrieben und die Einladungen zur Mithülfe sind schon versandt.

In Berlin wurde Adam's neue Oper: „Giralda" zum Erstenmale aufgeführt und in Schwerin Flotow's neue Oper: „Sophie Catharina."

In Paris erscheint eine Wochenschrift: „Europe et Amérique, Journal des Peuples" in französischer und englischer Sprache, die sich die Aufgabe gestellt hat, dem Socialismus in beiden Staaten Anhänger zu verschaffen.

In neun farbigen Skizzen hat Adolf Schrödter das Gedicht von A. B. Marcus: „Der Hofstaat des Weines" dargestellt. Der Humor und die Laune, mit welchen diese Illustrationen ausgeführt sind, finden bei Kennern Anerkennung. A.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 26. Sonnabend, den 29. März. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Matadore.
Ein Roman der Gegenwart.
Von
Theodor Mundt.

Erster Theil: Mecklenburg und Paris. Zweiter Theil: Der Frühling in Berlin.

F. A. Brockhaus. 1850. 324 und 314 Seiten 8.

Matadore? — so wird Mancher gleich einer der Personen des Romans, der jungen mecklenburgischen Gräfin Leonore Sarmland, fragen. Hören wir die Antwort, welche eine andere Person desselben, der kleine Fritz Lerche, der adelichen mit den Bäckergesellen im Städtchen Waaren Brod bereitenden Dame ertheilt:

„Ja wir sind die Matadore dieser Zeit. Wir sind weder Studenten, noch Handwerksbursche, noch Helden, und wollen am allerwenigsten das letztere sein, denn ein Held ist heutzutage ein höchst altmodischer und reactionairer Begriff. Seitdem aber der große Geheimbund der Matadore sich begründet und durch die ganze Zeit verzweigt hat, weiß Jeder, daß die heutige Welt keinen Helden mehr bedarf, um frei und glücklich zu werden. So seht Ihr uns, mein Fräulein, die wir jetzt als Matadore die Welt durchziehen, um sie frei und glücklich zu machen!

Also das seid Ihr und Eure Freunde? sagte das sinnige Mädchen nachdenkend. Das interessirt mich unbeschreiblich! Ich habe immer gehört, daß die Matadore zwar gewaltige und entscheidende Leute sind, die in den Stiergefechten dem Thier, wenn es aufs Aeußerste gebracht ist, den Todesstoß versetzen, aber man nennt sie zugleich handwerksmäßige Kämpfer, die ein Gewerbe aus der Tapferkeit machen.

Ihr seid ausnehmend gelehrt, Fräulein! versetzte Fritz Lerche. Außerdem müßt Ihr ein spanisches Wörterbuch führen, welches ganz teufelsmäßig sarkastisch gegen die armen Matadore zu Werke geht. Aber hört noch Eins! Wir sind die neuen Landsknechte des heutigen Zeitgeistes, der, wie ich schon die Ehre gehabt habe, Euch zu sagen, keine Heroen mehr brauchen kann. Darum sind wir gekommen, um das Geschäft zu übernehmen. Wir machen es bei weitem billiger, als die ehemaligen Heroen, die außerordentlich viel Apparat für ihre Unsterblichkeit gebrauchten, und steife Prachtkerls, aber keine beweglichen Volksmänner waren. Wir suchen die Weltgeschichte mehr auf die Dutzend-Arbeit zurückzuführen, und reisen nun so lange herum, bis wir den Herrgott selber in unsere Mitte herabgezogen und aus ihm einen wohlgenährten Dutzendmenschen, dem sein Futter garantirt werden soll, gemacht haben! Da oben muß ihm ohnedies jetzt bange um sein Fortkommen werden.

Das also sind Eure Zwecke, sagte Leonore langsam zu dem jungen Manne, auf dessen feingezeichnetem Gesicht Spott und Melancholie sich mischten. Und dazu habt Ihr einen förmlichen Bund der Matadore geschlossen?

Er erstreckt sich jetzt durch alle Länder und Völker! antwortete Lerche, indem er über die Ernsthaftigkeit des jungen Mädchens lachen mußte. Ueberall warten wir Verbündete nur darauf, um dem Thier, wenn es auf das Aeußerste gebracht ist, den Todesstoß zu versetzen, wie Ihr Euch in Eurer allerliebsten Katechismusweisheit auszudrücken beliebt habt.

Und welches ist denn das Thier, welches die Matadore jagen? fragte Leonore, zweifelhaft den Kopf schüttelnd.

Dies Thier heißt die Freiheit! erwiderte Fritz Lerche, indem seine bleiche Wange von einem flüchtigen Roth überlaufen wurde. Wir jagen das edle Thier, die Freiheit, um sie zu tödten, das ist

wahr, aber wir tödten sie wie das Reh, aus dem wir Etwas viel Höheres machen wollen, als das Reh ist, nämlich den Rehbraten. Denn Ihr werdet mir doch zugeben müssen, daß ein sicherer Rehbraten in der Schüssel viel mehr werth ist als das Reh, wenn es noch so schön und frei im Walde umherläuft. So legen wir Matadore jetzt lediglich deshalb die letzte Hand an die Freiheit, damit die Menschheit etwas von ihr in den Magen bekommt. Wir werden die Freiheit einschlachten, wenn wir sie erst haben, und dies mein Kind, nennt man das socialistische Moment unserer Bestrebungen. Jeder, der sich als Mensch legitimiren kann, erhält dann seine Portion, von der er sich gleichmäßig satt essen kann, bis an das Ende seiner Tage. Keiner darf aber mehr oder weniger essen als ihm zukommt, sonst wird er zum Verräther an der Idee der Gleichberechtigung, und das höchste Gesetz der Zukunft wird darum: gute Verdauung heißen!"

Zur Ergänzung des so eben Mitgetheilten müssen wir nun noch hinzufügen, was später zwischen dem Vetter Leonoren's, Roman von Roth, und der Sängerin Giuditta im Salon des Präsidenten der französischen Republik verhandelt wird. „Ich höre hier seit einiger Zeit neben mir von nichts als von Matadoren reden, sagte Giuditta zu ihrer jungen Freundin (Leonore). Sagt mir doch in aller Welt, was ihr darunter in Deutschland versteht, und ob dies etwa eine neue Fortschrittspartei ist, die sich bei Euch gebildet hat?

Roman ersah die Gelegenheit, das Gespräch mit der für ihn so zurückhaltenden Giuditta wieder an sich zu reißen, und übernahm deshalb die Beantwortung der an Leonore gerichteten Frage. Er sagte: Große Giuditta! Nach der von meiner kleinen Cousine angenommenen höchst originellen Theorie giebt es gar keine Helden mehr in unserer Zeit, und wird auch keine mehr geben, sondern Alles geschieht durch die Matadore, die das Volk führen und vertreten, die aber auch im Volke zur rechten Zeit wieder verschwinden müssen, wie der Wellenschaum im unendlichen Meere verschwindet. Dies ist auch ein ganz hübsches und gerechtes Schicksal, mit dem ich meinerseits gern zufrieden bin! Mit dem Kultus des Heldenthums begraben wir den letzten Rest des Despotismus und der Autorität, und die sich einzig und allein selbst bestimmende Masse häutet sich nur noch in uns Matadoren ab, die wir blos dem Volke die Zunge und die Glieder lösen helfen, ohne selbst etwas Anderes als Zunge und Glied zu sein.

Also zu dieser Einsicht ist man auch in Deutschland bereits gekommen? fragte Giuditta, indem sie ihre plötzlich heiß erglühenden Wangen durch starke Bewegungen ihres Fächers zu kühlen suchte.

Es handelt sich heut um das Götterthum des ganzen Volkes, fuhr sie dann mit leuchtenden Augen fort. Neben und außer dem Volke kann jetzt Niemand mehr Held oder Gott sein, das ganze Volk ist der leitende Gott und der kämpfende Held, und jeder arme hungernde Mensch ist ein geborner Heros.

Bravo, Bravo, erhabene Giuditta! rief Roman mit Leidenschaftlichkeit aus. Und was sonst die fahrenden Helden waren, das sind heut nur Agenten und Werkzeuge, deren Lohn mit ihrem Auftrag dahin geht. Aber es steckt für mich eine ungeheure Beruhigung darin, daß man heut nicht mehr nöthig hat, selbst ein Heros zu sein, sondern daß man dieses umständlichere und verantwortungsreiche Geschäft der Masse überlassen kann. Fröhlich und mit leichtem Gepäck gehen wir Matadore durch unsere Zeit dahin, wir pauken das Volk in seine Glückseligkeit ein, und ziehen uns dann hinter den kühlen Schatten der Volkssouverainetät zurück.

Wir befinden uns hier im Salon des Präsidenten aller Matadore! sagte Giuditta, welche an dieser Unterhaltung mit Roman plötzlich Geschmack zu finden schien. Wir wollen darum die Matadore nicht so stark preisen, weil wir sonst als Schmeichler und Höflinge in diesem Salon angesehen werden könnten.

Eine unvergleichliche Malice liegt in dieser Bemerkung! rief Roman, der in der Unterhaltung immer leicht wieder auf seinen burschikosen Ton zurückging. In der That, wir müssen es Herrn Louis Napoleon zugestehen, daß er vor der Hand der erste aller europäischen Matadore ist, und darum mußte er auch aus der Urne des allgemeinen Stimmrechts als der erste Präsident der ersten europäischen Republik hervorgehen. Aber in diese Urne wird er nun bald auch wieder zurückkriechen müssen, denn das allgemeine Stimmrecht, das ihn emporgetragen hat, muß ihn auch ganz naturgemäß wieder verschlingen. Bei einem Matador ist es eben so wichtig, daß er wieder heruntergebracht wird, als daß er obenauf kommt!

Verletzen wir das Gastrecht nicht! mahnte Giuditta mit emporgehobenem Finger. Wir sitzen hier noch unter dem Fittig des Napoleonischen Adlers. Es war ein pfiffiger Gedanke, fügte sie leiser hinzu, den Adler des Kaiserreichs zu einem Banner zu benutzen, in welchem die monarchischen und die demokratischen Interessen Frankreichs sich allmälig wieder vereinigen und verschmelzen sollen. Aber glauben Sie mir, Herr Roman, ein Matador darf nicht auf seine eigene Hand pfiffig sein, sonst geht er am ersten verloren. Er darf nie über den Volksinstinkt hinausgehen, und darum nichts Kläglicheres als ein Matador, der die Witterung verloren und nun wie ein altgewordener Jagdhund nicht mehr recht weiß, auf welches Wild der Zeit er eigentlich anschlagen soll. Und die Matadore werden außerordentlich früh alt, das muß in ihrem Charakter und in ihrer Handtirung liegen.

Weiß Gott, das ist wahr, das ist ungeheuer wahr! rief Roman halb lachend, halb betroffen, indem er sich unwillkürlich an den kahlen Fleck in der Mitte seines blonden Haupthaares faßte.

Ich habe noch einen Gedanken, der die Sache der Matadore erschöpft! sagte Giuditta, die immer aufgeregter wurde, und jetzt mit einer fieberhaften Lebhaftigkeit sich zu bewegen begann. Ihre herrliche, stark gewölbte Brust hob sich in den heftigsten Athemzügen, und aus den Augen blitzte das gewaltige und gedankenreiche Feuer, durch welches ihre Kunstschöpfungen in den höchsten Momenten beseelt zu werden pflegten.

Mein Gedanke ist der, sagte sie, daß die Matadore nur die Vermittler zwischen dem Verderben und der Wahrheit sind, und daß sie, wenn sie richtige Matadore sein wollen, nach der Wahrheit streben und zugleich in sich selbst verderbt sein müssen. Die Matadore sind die Agenten des Verderbens, welche die Wahrheit reifen helfen müssen. Ist es nicht so, Herr Roman, und habe ich Ihren Begriff, für den ich Ihnen in der That außerordentlich dankbar bin, nunmehr vollständig gefaßt?

Roman sah sie mit dem höchsten Erstaunen an, denn ihr Gesicht veränderte sich bei dieser Frage auf die wunderbarste Weise. Es nahm einen wehmuthsvollen und innig schmerzlichen Ausdruck an, und in ihren Augen schimmerte etwas wie von dem leisen Hauch einer Thräne.

Das ist eben der Grund, setzte sie mit dem weichsten Accent hinzu, weshalb auch ich auf der Bühne nichts als ein Matador bin, obwol mich die Leute oft mit dem Namen einer großen Künstlerin ausgeschmückt haben. Von der reinen und großen Heldenkunst kann aber jetzt keine Rede mehr sein. Der größte Künstler kokettirt heutzutage immer noch mit dem Verderbten und Gemeinen, und muß es thun. Wir Kunstmatadore richten eigentlich heut mit der vollsten Absicht die Kunst zu Grunde, und wenn wir dies in der hinreißendsten und unwiderstehlichsten Weise thun, so besteht eben darin unsere Größe und unser Verdienst. Wir müssen die alte Kunst jetzt zu Grunde richten, um einer neuen Raum zu schaffen. So sind wir recht nützliche Werkzeuge und recht wirksame Matadore!" —

Auch dieser Roman, wie so viele der neuesten, versetzt uns in die letztverflossenen Jahre (1849/50). — Mit des Verfassers bekannter Gewandtheit und Kunstfertigkeit, so wie mit vielem Humor geschrieben, ist er zunächst ein politisch-socialer, aber auch ein Kunst-, ja pädagogischer Roman. Die Frauen, denen Rollen in demselben zugetheilt sind, werden die Theilnahme der Leser vorzugsweise in Anspruch nehmen; Leonoren's ist schon gedacht; ihr Schutzgeist, ihre muthige Vertheidigerin gegen eine unnatürliche Mutter, ist die begeisterte Freundin der französischen Republik, Giuditta; die ältere Gräfin Sarmland, geistig beschränkt und eitel, fürchtet durch die Reize der Tochter verdunkelt zu werden und hat sich deshalb Erziehungsgrundsätze erkünstelt, die eben so thöricht als tyrannisch sind; hart genug läßt der Verfasser sie aber auch dafür büßen. Eine rasch vorübergehende, aber liebenswürdigere Erscheinung ist Frau Berthier; der Matador Fritz Lerche kann vom Glücke sagen, daß er sie, so wie der Vetter Roman die Cousine Leonore, als Gattin heimführt, freilich etwas weit hin, nach Amerika, aber die beiden Ehepaare werden sich dort schon bereits recht gemüthliche Hütten gebaut und das Matadorenthum vergessen haben. Ein dritter Matador, Malounin, vom Fürsten Tolschakoff, einem russischen diplomatischen Beobachter, denuncirt, muß eine unfreiwillige Reise nach St. Petersburg antreten, und ist vermuthlich bereits etwas tiefer in's Land hinein transportirt. Graf Sarmland, ein alter, gänzlich charakterloser Herr, kehrt mit seiner, durch einen Sturz vom Pferde an Mund, Nase und Bein arg beschädigten Gemalin nach Mecklenburg auf die Güter zurück; sie beabsichtigt dort eine neue Art der Bewirthschaftung einzuführen und ferne von der Welt in ländlicher Abgeschiedenheit ihr Leben zu beschließen. — Die herrliche Giuditta stirbt; als sie schon im Todeskampfe, erscheint die stille und liebenswürdige Persönlichkeit ihres Mannes Clément, an ihrem Bette. Sie fragt ihn mit leiser Stimme: „Wie steht es denn mit der französischen Republik? Clément zuckte lächelnd die Achsel und erwiderte: Sie trägt die Freiheit und alle ihre Institutionen zu Grabe. Schweigen wir von ihr! — Schweigen wir von ihr! wiederholte Giuditta langsam. Richtet ein Königthum der Bruderliebe auf und versöhnt Euch mit Gott und den Armen! Weiter giebt es in dieser Welt nichts. Wenn Ihr die Staaten reformiren wollt, so reformirt sie im Namen Gottes, der Freiheit und der Armuth! Aus diesen dreien macht einen neuen Herrscherbegriff! Sonst müßt Ihr gar kläglich zu Schanden werden!"

Die Ueberschriften der drei Bücher des Romans und ihrer Kapitel sind zum Theil zwar nicht ganz geeignet, um ihren Inhalt zu verrathen, wir wollen sie aber dennoch unsern Lesern nicht vorenthalten. Erstes Buch. Ein Schloß in Mecklenburg. 9 Kapitel: Der Oppositionsball der Gräfin Sarmland. — Leonore. — Der Kaiser von Haiti in Mecklenburg. — Die Geheimnisse des Schlosses Sarmland. — Ein Todter. — Winternachtsträume. — Die Bäder Deutschlands. — Der Bund der Matadore. — Abschied von Mecklenburg. — Zweites Buch. Die Matadore in Paris. 11 Kapitel: Leonoren's Bekanntschaften. — Die Sängerin Giuditta. — Die Julisäule. — Cette bonne vieille pétite mére l'insurrection. — Eine Soirée im Elisée National. — Pläne à la Giraffe. — Das Ende der Soirée. — Die Flüchtlinge. — Der Heirathsantrag. — Giuditta's Schützling. — Gallien und Germanien. — Drittes Buch. Der Frühling in Berlin. 18 Kapitel. (Der zweite Band.) Unter den Linden. — Zufällige Leute. — Frau Berthier. — Der Spazierritt nach Charlottenburg. — Ein Unglücksfall. — Die Verwundete. — Meyerbeer und Giuditta. — Das Paradies. — Der Tabacksladen unter den Linden. — Die beiden Kranken. — Die Krankenpflegerin aus dem Volke (Frau Berthier). — Die Auslieferung an Rußland. — Nach Amerika. — Die Person der Zukunft. — Die Bezirks-Landpartbie. — Herr von Manteuffel und Herr von Radowitz. — Götter-Marmor. — Das Band der Natur.

Daß der Verfasser sich gerade Mecklenburg gewählt, um daher eine widerwärtige und diverse komische Figuren (z. B. den Baron Rantzau) zu holen, wird ihm ohne Zweifel dort keinen freundlichen Empfang bereiten, wenn er einmal eine Lust-Eisenbahnfahrt dahin macht; aber er mußte doch Grund und Boden sich gewinnen und wußte zu gut, daß die Zeit längst vorbei ist, wo die harmlosen Romanenleser noch Geschmack fanden an Dem: „Am Ufer eines still dahin fließenden Flusses." — „Auf einem in romantischer Umgebung gelegenen Schlosse mit herrlicher Fernansicht." — „Der Graf und die Gräfin, aus einem der edelsten Geschlechter eines deutschen Fürstenthumes entsprossen, dessen Herrscher seit fünf Jahrhunderten durch Weisheit und Gerechtigkeit hervorragten." — U. s. w. — Es ist ein Bedürfniß der neueren, besonders der nachmärzlichen Zeit, genau zu erfahren, auf welchem Terrain man sich befindet. Statt Mecklenburg hätten immerhin auch Pommern, Westphalen u. s. w. zum Schauplatz der ersten Abtheilung des Romans dienen können. Herr Mundt hat nun zufällig für Mecklenburg eine besondere Passion gehabt, und es wäre engherzig, ihm deshalb zu zürnen. — Das Buch hat ein sehr wohlgefälliges Aeußeres. H.

Aus dem Tagebuche eines Dorfküsters.

(Fortsetzung.)

Thiele, am 7. November 1709.

Gestern habe ich den ersten Fuchs geschossen! Der gnädige Herr nannte mich einen braven garçon und schenkte mir ein Pulverhorn von eingelegter Arbeit. Hansens Unterricht hat gute Früchte getragen. Die Jagd ist doch recht ergötzlich. — Mit dem Französischen geht's auch besser. Ich fange nun an, die Aussprache heraus zu kriegen. Vor einigen Tagen horchte ich an der

Thür als die Gouvernante die Fräulein unterrichtete. Als sie fertig waren und eben hinauf gingen, schlich ich mich hinein, um nachzusehen, was für ein Buch sie sich bedienten. Alle Welt! wie freute ich mich. Es war eben eins, das ich habe, und l'ecole du monde heißt. Nun stehe ich mit meinem Buche alle Tage vor der Thür und horche und das geht recht gut. Die französische Sprache ist doch weit hübscher, als ich dachte. Es steht dem Fräulein Sophie allerliebst, wenn sie darin plaudert.

Thiele, am 13. December 1709.

Gestern rettete Gott meinen gnädigen Herrn durch meine geringe Hand. Wir waren auf Kloppjagd in dem Liedum-Holz. Nicht weit von dem großen Moor sprang ein Keiler hervor und fuhr gerade auf den gnädigen Herrn zu. Er schoß und traf, aber nicht gut genug. Nun ging die Bestie wüthend auf ihn los. Allein der gnädige Herr ließ sich nicht verblüffen: er zog seinen Hirschfänger und wollte ihn dem Schweine in den Hals stoßen, aber er brach morsch entzwei. Jetzt war guter Rath theuer. Alles war so schnell geschehen, daß Niemand zu Hülfe kommen konnte. Gerade in dem Augenblick, als ich hinzu eilen wollte, erblickte ich den gnädigen Herrn auf dem Rücken des Ebers, der mit ihm ins Dickicht stürzte. „Schießt!“ rief er dem Förster zu, der sein nächster Nebenmann zur Linken war, allein dieser wagte es nicht. „Zum Teufel, so schieß doch!“ wiederholte er, während er bei Hansen vorbei fuhr — aber an Hansens Büchse brannte das Zündpulver nur ab. Nun kam der Keiler gerade auf mich zu. „Schieß' Martin! sonst reitet das Ungestüm mit mir zum Teuf—!“ rief er mir zu. In Gottes Namen, dachte ich, legte an, zielte auf das Hintertheil der Bestie und traf so gut, daß ich seine beiden Schenkel zerschmetterte. Froh ward ich, und froh wurden wir alle, am meisten der gnädige Herr. „Das war ein Meisterschuß“ — sagte er — „behalte die Büchse, Martin, die du so gut gebraucht und hört“ — sagte er darauf zum Förster: „Ihr altes Weib! stempelt mir die größte Buche im Forste für seine alte Mutter. — Hans mag nach Hause gehn und einen bessern Stein auf den Hahn schrauben!“ — Als wir zu Hause kamen, wurde nichts gethan als gefragt und erzählt. Der gnädige Herr klopfte mich auf die Wangen und das Fräulein Sophie lächelte mir so freundlich zu, daß mir das Herz im Halse saß.

Thiele, am 11. Januar 1710.

Eine plaisante Witterung. Die Sonne erhebt sich roth wie Gluth und es ist recht curios zu sehen, wie sie so durch die weißen Bäume ihre Strahlen wirft, und die Bäume sehen aus, als wären sie gepudert und die Zweige hängen rings herum bis zur Erde herunter. Der alte Grand Richard muß daran glauben, ein Paar Zweige sind schon gebrochen.

Eben solche Witterung war es vor acht Tagen, als wir im Schlitten nach Fußingsör fuhren, und ich auf dem des Fräulein Sophie hinten auf stand. Sie wollte selbst fahren, aber kaum war eine Viertelstunde vergangen, da fingen ihr die kleinen Finger an zu frieren. „J'ai froid“ — sagte sie für sich selbst hin. „Soll ich denn fahren, gnädiges Fräulein?“ fragte ich. „Comment?“ sagte sie, „verstehst du französisch?“ — „Un peu Mademoiselle“, gab ich zur Antwort. Da drehte sie den Kopf herum, und sah mir starr in die Augen. Ich nahm in jede Hand einen Zügel und so befand sie sich zwischen meinen beiden Armen. Ich hielt sie weit von einander, um ihr nicht nahe zu kommen, aber jedes Mal, wenn der Schlitten einen kleinen Stoß erhielt, und ich sie berührte, war es mir, als hätt' ich einen heißen Ofen angerührt. Es war mir, als flög' ich mit ihr durch die Lüfte und noch ehe ich's wußte, waren wir in Fußingsör angelangt. Wenn sie nicht gerufen hätte: „Tenez, Martin!“ arrêtez-vous!“ so wär' ich mit ihr vorbei, bis an's Ende der Welt gefahren.

Ob sie nicht heute wieder im Schlitten fahren will! — Ach, da kommt Hans mit der Büchse des gnädigen Herrn, die er rein gemacht — es soll also wieder auf die Jagd gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

So eben ist auch der fünfte Band von Gutzkow's Roman: „Die Ritter vom Geiste“ erschienen. Nach flüchtiger Durchsicht zu urtheilen, scheint er für das Verständniß des Ganzen von Bedeutsamkeit. Die Idee eines Bundes des freien Geistes, des allgemeinen Menschengeistes gegen die physische Gewalt, wird hier von Dankmar Wildungen dargelegt. Ueberhaupt bringt er manche Aufklärungen bisher noch dunkel erscheinender Partieen der Erzählung und ist reich an, auch hinsichtlich der Diction, schönen Stellen. Wir werden später auf diesen Band zurückkommen.

H.

Das Glück läßt sich nicht erjagen, nicht mit der Schlinge fangen, es muß darum geworben, auf redlichem Wege gewonnen werden. Für den Einzelnen wie für ganze Völker ist das wichtigste Anliegen, ihren gottgegebenen Beruf zu erkennen, und in diesem Berufe, wie groß oder wie klein er sei, sich treu zu erweisen: denn nur wer im Kleinen treu ist, soll das Große erlangen.

A.

Ein Gesetz kann mit Recht auf allgemeine Befolgung nur dann Anspruch machen, wenn es das ist was es unbedingt sein soll, nämlich der Ausfluß des freien, ungeknechteten Volkswillens. So lange das Gesetz dies nicht ist, kann es sich wohl durch Anwendung äußerer Gewalt Gehorsam verschaffen, aber dieser Gehorsam ist als unfreiwillig und erzwungen anzusehen, es ist der Gehorsam des von der Zuchtruthe begleiteten Sklaven. Die wahre Herrschaft des Gesetzes ist daher nur in einem Staate denkbar, wo das Gesetz der Ausfluß des Volkswillens ist, wo der Einzelne sich ihm unterwirft, nicht weil er muß, sondern weil er will.

A.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Siebenundzwanzigster Jahrgang. April, Mai, Juni.

Hamburg, 1851.

Inhalts-Verzeichniß.

April, Mai, Juni.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

SOCIETY

№ 27. Mittwoch, den 2. April. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Literatur in Tyrol.

Eine Skizze von Adolf Pichler.*)

Vor wenigen Jahren noch dürfte es ziemlich schwer gewesen sein, über Literaturzustände in Tyrol etwas zu schreiben; denn seit die Alpenblumen, ein Almanach, zu dessen Herausgabe sich vor beiläufig zwei Decennien mehrere strebsame Männer vereinigt hatten, eingegangen waren, lieferte die Presse kaum etwas mehr als Kalender und Gebetbücher. Fast schien es, als solle für Tyrol jene Frage: Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Geltung erhalten, wobei freilich die Werke eines Mannes, den man überall den besten beizählt — die Werke Fallmerayer's unberücksichtigt blieben. Es konnte wohl nicht anders sein. Wären auch Schriftsteller aufgetreten, so hätte es in der engen Provinz an einem Publikum gefehlt, und hätte sich auch dieses gefunden, so würden wohl die hochwürdigen Censoren, deren Treiben vielleicht nirgends ekelhafter und willkürlicher war, den Sperrbaum vorgelegt haben. Davon könnte am ehesten Senn reden, der im Jahre 1838 den unglücklichen Versuch machte, Gedichte herauszugeben. Der fromme Censor unterdrückte ein unschuldiges Trinklied, weil dadurch Fraß und Völlerei verursacht werden könnte! — Durch solche Fesseln wurde ein bedeutender Geist mundtodt gemacht, denn leider finden auf Senn jene Worte von Tacitus Anwendung: Ingenia studiaque oppresseris facilius, quam revocaveris. Subit quippe etiam ipsius inertiae dulcedo, et invisa primo desidia, postremo amatur.

Wenn trotz dieser ungünstigen Verhältnisse nicht alles Streben spurlos erlosch, so ist dies nur ein Zeichen der nachhaltigen Kraft jener Männer, in denen einmal das Bedürfniß nach geistiger Wirksamkeit erwacht war. Wir nennen zuerst den Benedictiner von Marienberg, Albert Jäger, welcher ein Werk über den Tyrolerkrieg von 1703 veröffentlichte, — wir nennen ihn nicht etwa blos deswegen, weil er dadurch den Ehrenkranz des rothen Tyroleradlers mit neuen Lorbeern schmückte, sondern weil er der erste kühn und entschlossen das Treiben des Jesuitenordens, der leider dazumal an das Gymnasium nach Innsbruck berufen worden war, mit der Fackel der Geschichte beleuchtete. Er that dieses lange vor den Märztagen bei einer Vorlesung am Museum. Man kann sich leicht denken, welchen Widerhall sein lebendiges Wort in einer Zeit fand, wo man nur schüchtern und verstohlen aus dem Auslande eingeschmuggelte liberale Broschüren von Hand zu Hand gehen ließ. Und erst der Ingrimm bei jener Partei, welche bereits glaubte, es sei Nacht und Finsterniß geworden, weil sie die schwarzen Kutten vor die Sonne gehängt hatte!!! Hier sei auch des trefflichen Alois Flir gedacht, der als Aesthetikprofessor auf eine jüngere Generation in hohem Grade anregend und bildend wirkte. Auf den Charakter dieses Mannes, dessen Vorträge die Herzen der Jünglinge besonders dadurch gewannen, daß sie gerade das Gegentheil von dem gottvergessenen Schlendrian und grauen Pedantismus österreichischer Professoren gewöhnlichen Styles waren, kann wohl der oft mißbrauchte Ausdruck „urkräftig" im edelsten Sinne angewendet werden; gehoben wird dieser Charakter noch durch eine wahrhaft großartige klassische Bildung, durch ein aus-

*) Von Herrn Dr. Pichler in Innsbruck zugleich mit den in No. 25 unserer Blätter abgedruckten „Liedern aus Tyrol" eingesandt; fernere Mittheilungen sind von ihm freundlichst in Aussicht gestellt.
H.

gedehntes Wissen, mit dessen Splittern Andere, die weniger bescheiden sind, eine glänzende und glitzernde Procentwirthschaft treiben würden. Von Flir sind einige Aufsätze über Hamlet erschienen, welche überall, wo man Kern und Schale zu unterscheiden vermag, Beifall gewonnen; ich darf mich hier wohl, ohne indiscret zu sein, auf einen Brief Fr. Hebbel's berufen.

Wenn Steub und Fr. Lentner auch keine Tyroler sind, so haben doch Beide durch Werke, die einem längern Aufenthalt in Tyrol entsprangen, großen Einfluß erlangt. Dabei waren freilich Hindernisse verschiedener Art zu bekämpfen: nicht bloß Bureaucratie und Clerisei behandelten sie mit feindlichem Argwohn; es stand ihnen überdies ein sonderbares, alteingewurzeltes Vorurtheil entgegen. Wenn ein Fremder über Tyrol etwas zu schreiben wagte, war man zum vorhinein überzeugt, es fehle ihm jede Fähigkeit, das spezifisch Aelplerische aufzufassen. Es hieß alsogleich: „der könnt es auch bleiben lassen, er will uns nur zum Gespötte machen, mög' er hingehen, wo der Pfeffer wächst'! Ganz unbegründet war dies Vorurtheil freilich nicht, denn bisher hatte noch keiner von den zahlreichen Touristen, welche Land ein Land aus trabten, und dann die Reisekosten durch Anfertigung einer Broschüre zu decken suchten, der Wahrheit entsprechende Bilder geliefert; gleichsam als läge Tyrol im Lande der Botokuden, wohin kaum eine Straße oder ein Schiff führt. Nur langsam und allmälig konnten Steub und Lentner Boden gewinnen; die Leute überzeugten sich endlich, daß es diese Baiern gut und ehrlich meinten, und so schlossen sich nach und nach die Herzen auf. Steub's literarische Verdienste hervorzuheben ist überflüssig, man braucht nur an seine „drei Sommer in Tyrol" zu erinnern. Lentner gehört nun als Bürger von Meran dem Lande an, für welches er von jeher eine so große Vorliebe hegte. Diese beiden Männer haben sich durch die Freundlichkeit, mit der sie auch den bescheidensten Anfang in Kunst und Literatur, wenn daraus nur irgend etwas zu werden schien, begrüßten und empfahlen, vielfältigen Dank verdient.

Durch alle diese Verhältnisse wurde nach und nach ein in Tyrol bisher fast unbekannter Gegensatz von Parteien bedingt. Man sprach von Conservativen, denen jeder Fortschritt nicht etwa nur in politischer, sondern auch in geistiger Beziehung Gräuel und Sünde schien, und von Liberalen, welche freilich anderswo bei ihren mäßigen Ansprüchen diesen Namen nicht erhalten hätten. Jene entluden ihren Unwillen in der Augsburger Postzeitung; doch erregte es keinen Schrecken, höchstens nur Gelächter, wenn sie über Jung-Tyrol, welches einen gewissen Fr. Schiller aus Marbach in Schwaben oder gar den „Wüstling" Goethe höher achtete als Görres, beim Schalle der Zionstrompete ihre Flüche ausposaunten. Diese Reibungen hatten wenigstens den Vortheil, daß sie das Interesse für gewisse Streitfragen anregten und dann wach erhielten.

Werke von höherer Bedeutung erschienen während dieser Zeit keine; die flüchtigste Skizze oder auch nur eine kurze Aufzählung der Namen kann dies zur Genüge darthun. Pius Zingerle, der sich früher als Orientalist im Syrischen und Chaldäischen Anerkennung erworben, wollte auch auf anderem Gebiete Lorbeer pflücken, und gab daher lyrische Gedichte heraus, die nach Form und Ausdruck großentheils in ein verflossenes Jahrhundert gehören, wo Mondschein und Thränenweiden an Leichenhügeln stehende Themata waren. Etwas kräftiger sind Lertha's Poesien, welche meistens die große Vergangenheit Tyrols verherrlichen; er hat jedoch mehr Verdienst als Erforscher des Alterthums, womit er sich noch immer beschäftigt. Beda Weber dürfen wir hier natürlich nicht übergehen, um so weniger, da er selbst seine Gedichte als „Lieder aus Tyrol" bezeichnet. Dieser Mann, wie Zingerle, Jäger und Lertha, Mönch zu Marienberg, versuchte sich nach verschiedenen Richtungen, konnte es jedoch in keiner zur Bedeutung bringen. Talent kann man ihm, ohne ungerecht zu sein, gewiß nicht absprechen, wohl aber jene echte Bildung, welche aus kräftiger Selbstbeherrschung entsprungen, das schöne Maaß in Kunst und Leben hauptsächlich bedingt, ohne welches jedes Streben nach dem Ziele erfolglos bleibt und in bizarrer Verschrobenheit endet. Die Gedichte kamen bei Cotta heraus, man kann die Drucklegung derselben nur als eine Buchhändlerspeculation auf den Titel „Lieder aus Tyrol" betrachten, denn der Kritiker, dem der Buchhändler das Manuscript zur Beachtung mittheilte, wird die confusen Verse des hochwürdigen Paters schwerlich für Poesie erklärt haben. Später gab Beda Weber die Gedichte des Tyroler Minnesängers Oswald von Wolkenstein in Druck; gelehrte Kritiker wiesen jedoch darauf hin, daß ihm die für eine solche Aufgabe nöthige Sprachbildung und Kenntniß des Mittelhochdeutschen gefehlt habe. Noch weniger Beifall fanden Beda Weber's erste historische Versuche, als er im Sinne und Style Görres'scher Mystik über Tyrol im Zeitalter der Reformation und die ekstatische Giovanna della croce Geschichte zu schreiben begann. Auf die neuesten, zum Theile unstreitig besseren Werke Beda Weber's werden wir noch in der Folge zurückkommen. Auch die Frühlieder aus Tyrol wollen wir hier erwähnen, eine Sammlung von Gedichten, zu welcher mehrere junge Tyroler Beiträge geliefert hatten. Daß diese Lieder unschuldig waren wie die ersten Schneeglöckchen an der Grenze zwischen Winter und Lenz, kann man sich leicht vorstellen, da sie unter vormärzlicher Censur 1846 erschienen. Sie fanden wenig Beachtung, enthielten aber unter Mittelmäßigem manches Gute, ja sogar Treffliche, wozu besonders die Gedichte Adolf Purtscher's zählen, der sich später auf dem österreichischen Reichstage zu Kremsier als Redner der Linken auszeichnete. Gegenwärtig ist der bekannte Schriftsteller L. Frankl beschäftiget, diesem Tyroler ein biographisches Denkmal zu setzen und seinen literarischen Nachlaß herauszugeben.

Der großartige Umschwung des Jahres 1848 hatte auch Tyrol nicht unberührt gelassen, überall begann eine frischere Strömung, bei der freilich manche so verdutzt aussahen, wie die Schacherer im Tempel, als ihnen die Geldtische umgeworfen wurden. Doch zuerst drängte das politische Interesse jedes andere in den Hintergrund: strebsame junge Männer schufen zu Innsbruck einen parlamentarischen Verein, dessen Aufgabe es war, durch lebendige Debatte über Tagesfragen und damit Verwandtes in steter Uebung tüchtige Redner heranzubilden. Noch ein anderer Hebel wirkte in den weitesten Kreisen: es war der Kampf an der Südgränze, zu deren Beschirmung so viele Schützencompagnien unter schwarz-roth-goldener Fahne auszogen.

Um diese Zeit begann Kink seine Vorträge über Tyrolergeschichte in einem ganz anderen Geiste, als man bisher diesen Gegenstand zu behandeln gewagt hatte. Kink hat diese Vorlesungen jetzt drucken lassen, sie reichen bis zum Jahre 1369, wo bekanntlich unter Margaretha Maultasch Tyrol mit Oester-

reich dauernd vereinigt wurde. Wohl könnte man an der Form des Buches manches tadeln, die Strenge muß aber vor der billigen Rücksicht auf die Art seines Ursprunges — es wurde nämlich aus einzelnen Vorlesungen aufgebaut — verstummen. Ueberdies vergißt man kleine Fehler gerne, wenn sie durch große Vorzüge aufgewogen werden, wie hier: durch eine klare Auffassung, welche selbst bei den verwickeltsten Verhältnissen nie den rothen Faden verliert, durch eine warme Darstellung der leitenden Ideen und des Einzelnen, das als Resultat aus diesen hervorquillt. Sagen wir es offen, auch das rechnen wir Kink als ein Verdienst an, daß er sich nirgends in jene trockene Detailkrämerei verlor, die bisher den meisten Tyroler Geschichtsschreibern als Ideal galt: wenn alle Blätter eines hochadeligen Stammbaumes gezählt werden sollten, als wär' es der Baum des Paradieses, oder irgendwo ein alter Topf mit unerklärbaren Runen zur Freude der gelehrten Herren gefunden wurde. Bei einer ausgedehnten Kenntniß des Ganzen und der Theile hat Kink niemals vergilbten Pergamenten Altärchen aufgebaut, das nahmen ihm freilich jene Stockhistoriker übel, denen tausendjähriger Aktenstaub als Weihrauch duftet, allein der laute Beifall, welchen das neue Werk überall erntete, machte sie verstummen, so daß sie ihre Rügen zurückschlucken mußten. Der Styl unsers Geschichtschreibers hat zwar hie und da noch falsche Flitter, er wird sie aber wegstreifen, und sich mehr und mehr zu jener Einfachheit durcharbeiten, welche die erste und letzte Zierde seiner ernsten Muse sein soll. Man erwartet von ihm die Fortsetzung des unter so günstigen Auspizien begonnenen Werkes; jetzt nimmt seine Thätigkeit die Herausgabe des codex Wangianus, den die Akademie der Wissenschaften drucken läßt, in vollen Anspruch.

Fast gleichzeitig verließ Beda Weber's „Geschichte des Tyroler Minnesängers Oswald von Wolkenstein und seiner Zeit“ die Presse. Dieses Werk lag bereits seit Langem fertig im Pulte des Verfassers, der es schon vor vielen Jahren noch mit dem Enthusiasmus jugendlicher Vorliebe begonnen, und seine beste Kraft dazu verwendet hatte. Es mag großer Fleiß und vielseitiges Studium darauf gerichtet worden sein, den Gegenstand gründlich zu behandeln, man bemerkt es bei jeder Zeile; überdies lesen sich die meisten Parthien leicht und angenehm; daß es jedoch nicht völlig zu einem historischen Kunstwerke reifte, liegt im Charakter des Verfassers, der noch nie einen Stoff künstlerisch zu gliedern und zu beherrschen wußte. Das Werkchen über Botzen, welches Beda Weber im selben Jahre veröffentlichte, enthält eine große Menge interessanter Details, namentlich in Bezug auf Sittengeschichte und Cultur des Landes in verschiedenen Perioden. Weniger angenehm überraschte uns Beda Weber mit einem Bändchen neuer Gedichte, welche anonym unter dem Titel „vormärzliche Lieder aus Tyrol“ an's Licht traten. Soll damit angedeutet sein, daß die vormärzliche Censur nicht gestattete, diese Lieder den übrigen bei Cotta bereits erschienenen einzureihen? — Nun da war die Censur ein blindes Werkzeug der Vorsehung, welche uns vor solchen Poesien gnädig bewahren wollte. An Manierirtheit und Abgeschmacktheit dürften diese Lieder schwerlich ihresgleichen finden; der Titel „Lieder aus Tyrol“ scheint wohl nur aus Ironie vorgedruckt zu sein. Wir wollen nicht so boshaft sein, irgend eine Strophe zu citiren, sowohl des Verfassers, als auch des Lesers wegen.

Eine willkommnere Gabe brachte uns die heimische Muse in den Alpensträußen, welche Vinzenz von Ehrhart und Ignaz Zingerle wanden. Diese Blumen sind großentheils Zeitgedichte, hervorgerufen durch die Verhältnisse und Stimmungen der jüngsten Vergangenheit. Möge man immerhin über solche Gedichte den Stab brechen, weil es eben Zeitgedichte sind, denen als Gattung an und für sich jede höhere Berechtigung fehlt; wir begrüßen insbesondere die meist nach Form und Vers vollendeten Poesien Ehrhart's in der freundlichen Hoffnung: es werde solchen Blüten eine edle Frucht folgen. Daß wir uns nicht täuschen, verbürgen bereits einige Balladen, die Ehrhart seitdem im Phönix veröffentlichte. Ignaz Zingerle gab später eine Bearbeitung des mittelhochdeutschen Epos Laurin in Druck, welche von der wissenschaftlichen Kritik freundlich aufgenommen wurde, ich kann es mir daher ersparen, irgend etwas weiteres beizusetzen. Zu gleicher Zeit veranstaltete er eine Sammlung von Tyroler Volkssagen. Hier ist eine doppelte Auffassung möglich. Man betrachtet entweder die Sage, wie sie der Mund des Volkes einfach und unverdorben überliefert, nur als rohen Stoff, den man, so oder so poetisch appretiren kann, und das hat wohl auch sein Verdienst vorzüglich bei den historischen Sagen; oder man stellt sich auf jenen Standpunkt, zu welchem Grimm mit kräftiger Hand die Bahn brach, einen Standpunkt, von dem aus die herrlichste und weiteste Fernsicht auf den alten Götterglauben und die Geschichte des deutschen Volkes sich aufthut. Zingerle hat die Bearbeitungen der Tyroler Sagen, wie sie Ebert, Seidl, Mosen u. s. w. in ihren Werken da und dort zerstreut gerade boten, so wie auch eigene Aufzeichnungen topographisch zusammengestellt und dadurch den Touristen, welche das Land durchwandern, ein liebes Geschenk gemacht; wissenschaftlichen Werth nimmt er für sein Büchlein selbst keinen in Anspruch, es wäre daher unbillig, wenn wir einen strengeren Maaßstab anlegen wollten. In Bezug auf den höhern oben angedeuteten Standpunkt Grimm's wollen wir hoffen, daß die so reichhaltigen Tyroler Sagen, ehe sie noch dem Gedächtniß des Volkes völlig entschwinden, einen verständigen Sammler und sagenkundigen Deuter finden werden. Schätzenswerthe Beiträge in dieser Richtung lieferte Vonbun, welcher die Sagen Vorarlberg's in Druck gab, und eine Sammlung alemannischer Stammessagen überhaupt in Aussicht stellt. Gegenwärtig bearbeitet Zingerle eine Geschichte der Literatur in Tyrol. Merkwürdig dürfte dieses Werk werden durch den Hinblick auf die Entwicklung der Volkspoesie, und des religiösen Dramas, welches in unsern Bergen bis auf die neueste Zeit herab seinen Hauptsitz hatte.

Schließlich wollen wir noch ein Unternehmen erwähnen, zu dem sich die tüchtigsten Kräfte des Landes vereinigten: ich meine den „Phönix.“ Diese Zeitschrift begann im Jahre 1850 und zeichnete sich durch den gediegenen Inhalt ihrer Aufsätze vortheilhaft aus. Dessen ungeachtet konnte sie aber nicht Wurzel fassen; denn die große Menge der Halbgebildeten, welche amüsirt und nur amüsirt werden will, fand nichts, was die Lachmuskeln anregte, es fehlten Anekdötchen und Novelletten, vor Allem jedoch der kritische Theaterskandal, zu dem unser löbliches Bühneninstitut genug Stoff geboten hätte. Es sind das im Kleinen dieselben Ursachen, welche zugleich mit den politischen Verhältnissen auch im übrigen Deutschland jedem ernsteren Unternehmen hemmend im Wege stehen, ja es fast unmöglich machen. Zudem war gleich

Anfangs wenig Aussicht vorhanden, daß sich diese Zeitschrift jenseits der Grenzen unserer Provinz verbreiten werde; von einem belletristischen Blatte aus Tyrol schien man zum vorahinein nichts zu erwarten, was für deutsche Literatur im Allgemeinen von Belang sein könnte. Alles das wirkte wieder verstimmend auf die Mitarbeiter zurück, besonders auf jene, denen auch andere Journale zur Veröffentlichung von Aufsätzen offen stehen. Unter den Mitarbeitern des „Phönix“ heben wir außer Ebrhart, Flir, Hink, Lertha u. s. w., deren Namen der Leser bereits im Verlaufe des Aufsatzes kennen lernte, insbesondere den Caplan des Irrenhauses zu Hall, Sebastian Ruf, hervor, der sich, wie bereits schon früher, so auch neuerdings durch seine tiefsinnigen Aphorismen Anerkennung in weiteren Kreisen erwarb; ferner Martinus Meier, den geschickten Bearbeiter von Tyroler Sagen und Josef Daum, dessen Humoresken, voll Witz und Laune, zu den besten Leistungen des „Phönix“ zählen. Möge dieses auch die schickliche Stelle sein, ein jugendliches Talent zu erwähnen: Ch. Schneller, der einen an schönen Stellen reichen Cyclus von Liedern über das Heldenjahr 1809 unter dem Titel „Freiheit und Treue“ für den Druck vorbereitet.

Walhalla der Menschheit,

dargestellt von H. v. Rebenstock.

1. 2.

Crefeld 1847. 48. (Berlin. Oehmigke's Buchhandlung.) 352 und 386 Seiten 8.*)

Hervorragende Persönlichkeiten der Weltgeschichte in dichterischen Gemälden zu schildern, ist eine würdige und belohnende Aufgabe der Poesie, aber auch eine nicht leicht befriedigend zu lösende. Theils muß der Dichter genau vertraut sein, nicht blos mit diesen Persönlichkeiten selbst, sondern auch mit den Ereignissen und den neben ihnen Wirkenden des Zeitraums, in welchem sie handelnd auftreten; theils hat er sich vorzusehen, daß er in der Begeisterung für seine Helden oder im Unmuthe über die Geißeln der Menschheit und Schreckensgestalten, denen er einen Platz in seinem Cyclus einzuräumen genöthigt ist, nicht unwahr und naturwidrig zeichne.

Der Verfasser der Walhalla bekundet eine nicht oberflächliche Bekanntschaft mit der Geschichte, besonders der Geschichte der Religionen und der Kirche, die sich in einzelnen characteristischen Zügen bemerkbar macht. Die Männer, deren Andenken er feiert, werden uns in lebensfrischen Bildern vorgeführt, und wo etwa dem weniger in die Jahrbücher der Geschichte Eingeweihten sich in der Dichtung eine dunkle Stelle oder nicht sofort erkennbare Beziehung darbietet, klären Anmerkungen sie auf oder liefern die nöthigen Nachweise; in der Inhaltsangabe sind die Hauptmomente der Begebenheiten während des Wirkens der besungenen Personen und ihr Einfluß auf dieselben kurz angedeutet und so die den Dichter leitenden Ideen zur Anschauung gebracht. Nur die alte und ein Theil der mittleren Zeit umfassen die zwei Bände, aber in beiden Zeitaltern findet sich ja auch der reichste Stoff für solche poetische Schilderungen. — Ueberall leuchtet der fromme religiöse Sinn des Dichters hervor.

Der erste Band beginnt mit einer Zueignung (— Die Offenbarungen der Geschichte —), einem „Eingange“ (— Der Mensch durch die Phasen der Naturreligion gehend. Eine Vision —), und besteht aus drei Abtheilungen: Israeliten (— Entwicklung der Theokratie —). Griechen (— Entwicklung des Schönen —). Römer (— Entwicklung des Rechts —). Sie werden vertreten, die ersten durch Moses, David, Jeremias, Daniel; die zweiten durch Herakles, Theseus, Kodros, Lykurgos, Themistokles, Perikles, Demosthenes; die dritten durch Brutus, Virginius, Camillus, Regulus, Tiberius Gracchus, Marius, Cato. — Der zweite Band zerfällt gleichfalls, außer dem „Eingange“ (— Die Auferstehung —), in drei Abtheilungen: Römer und Griechen (— Die Kirche des römischen Reichs —). Sarazenen (— Die Ausbreitung des Islam —). Germanen (— Die abendländische Kirche —). In der ersten Abtheilung werden uns vergegenwärtigt: Paulus, Justinus, Athanasius, Leo, Heraklius, Photius; in der zweiten: Mahomed, Harun al Raschid, Hulaku, Mahomed II.; in der dritten: Winfried, Karl der Große, Gregor VII., Gottfried von Bouillon, Friedrich II., Huß, Luther. Seinen Gedankengang bei der Vision im „Ausgange“: Der Mensch zu seiner höchsten Entwickelung fortschreitend, lehrt uns der Verfasser in folgender Weise kennen: „V. 1—5. Das Paradies, liegt in der Zukunft, aber nicht außer uns, sondern in der Erforschung des Wahren. Wahrheit begrenzt die Freiheit. — V. 6—28 Paulinisches Zeitalter, folgt dem petrinischen, und hat die erweiterte Aufgabe, theils durch Kampf, theils durch den Anbau Amerika's und endlich durch die zahlreichen Missionen das Christenthum auf der Erde auszubreiten. Schilderung der noch bestehenden heidnischen Glaubensformen. — V. 29—46. Europa's Beruf. Die Germanen scheinen die Aufgabe zu haben, die Idee des Christenthums zu realisiren. Der Glaube läutert sich durch die zur Wahrheit fortschreitenden Wissenschaften. — V. 47—55. Johanneisches Zeitalter. Der Kampf des Glaubens mit der Wissenschaft, als Vertreterin der Freiheit des Geistes, wird endlich durch die Liebe, die höchste und letzte Offenbarung, vermittelt; worin sowohl der Form nach Theokratie, Schönheit und Recht, als auch dem Inhalt nach Wahrheit und Freiheit sich begrenzen, ergänzen und vereinigen.“

An den „Ausgang“ schließen sich die Abschiedsworte an den Leser:

„Was aus dem Meer der Zeiten dringt,
Was sich herab vom Himmel schwingt,
Was leis' in Aller Herzen klingt,
Und laut von Dichterzungen,
Was Edler Trost und Lebenslicht,
Was Todesnacht und Grab durchbricht,
Das ist das ew'ge Weltgedicht! —
Nimm's hin, so wie's gesungen.

Den dritten Gesang der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes: „Hulaku“, der uns sehr angesprochen, wollen wir gele-

*) Wir bemerken, daß dieses, äußerlich schön ausgestattete Werk, welches, wie ersichtlich, schon vor einigen Jahren erschienen, uns erst kürzlich zugekommen.

gentlich unsern Lesern ganz mittheilen; vorläufig hier ein Bruchstück (den Schluß) des sechsten Gesanges der dritten Abtheilung: „Huß“.

„Huß sei verdammt!“ ertönt's vom Priestermunde,
Und schaurig hallt's im Kreuzgewölbe nach;
„Verstoßen sei aus heil'gem Christenbunde,
„Du, der, ein Wolf, in Lämmerhürde brach!
„Gehorche nun des hohen Raths Befehle:
„Zum Flammentod bereite deine Seele!
„Komm' über dich, der mit dem frechsten Muth
„Der Kirche trotzt, dein schuldbefleckies Blut.“ —

„Ruft: „„Ueber uns!““ Denn mit so trotz'ger Freude
„Rief wahnbethört einst Juda's Priesterschaar.“ —
Ein Diener naht mit geistlichem Geschmeide;
Er legt ihm an des Priesterthums Talar,
Und thut darauf den Kelch in seine Hände;
Doch Huß vergißt den Schmerz der Feuerbrände;
„So that man einst mit Hohn das Purpurkleid
Dem Heiland um!“ ruft er, im Geist erfreut.

Und wie er steht in priesterlichen Ehren,
Ertönt zu ihm des Bischofs mahnend Wort:
„Noch ist es Zeit! Entsage deinen Lehren!“ —
„Nicht widerrief der Heiland, unser Hort!“ —
„Entkleidend dich, Verräther, des Gewandes,
„Entkleid' ich dich des priesterlichen Standes,
„Nehm' dir den Kelch vom Blut des Herrn gefüllt,
Draus, Judas, dir kein ew'ges Heil mehr quillt.“ —

„Ich aber trau' auf Gnade meines Gottes,
„Der nimmt den Kelch des Heiles nicht von mir;
„Ich trink' aus ihm im Himmel, trotz des Spottes
„Von eurer Hand und gift'gen Zunge hier!“ —
Dann eine Kron', umwallt von Feuerwellen
Mit einer Schaar von teuflischen Gesellen,
Empfängt sein Haupt. „Herr,“ ruft er hoch entzückt,
„Wer bin ich, daß mich deine Krone schmückt?“ —

Und ringsum ruhn, ergriffen von Erstaunen,
Die Augen auf dem hehren Leidensmann,
Und leise hebt ein schüchtern heimlich Raunen,
„Seht, welch ein Mensch!“ im Fürstenkreise an.
Der Bischof hört's, und spricht mit innrem Beben:
„Großmächt'ger Herr, dir ist er übergeben!“ —
Drauf Sigismund mit tiefbetrübtem Muth:
„Thut, Pfalzgraf, ihm, wie man an Ketzern thut.“ —

Der Pfalzgraf führt den Dulder aus dem Dome
Am Thor empfängt ihn rauhe Henkershand;
Zum Holzstoß geht er mit dem Menschenstrome,
Der Reiser häuft zum schnellen Scheiterbrand;
Auch nahet ihm, die Reiser hinzutragen,
Ein Mütterchen, ergraut in Ehrentagen,
Und schürt das Holz in ihrem frommen Haß;
Da lächelt Huß: „Sancta simplicitas!“ —
Und kniert hin vor seinem Todesbette,
Und hebt die Hand zum lichten Himmel auf,
Und betet laut: „Mein Gott, auf dieser Stätte
„Schloß, dir getreu, schon Mancher seinen Lauf.
„Des Dulders Loos aus freiem Trieb erwähl' ich,
„Und meine Seel' in deine Hand befehl' ich!
„Dir Dank, du hast den Trost mir eingeflößt,
„Durch deinen Sohn eilt sie empor, erlöst!“ —

Rings ruft das Volk: „Wie kann der Ketzer beten!“
Und starrt ihn an verwundert und gerührt,
Und sieht verstummt die Scheiter ihn betreten,
Gleich einem Lamm, das man zur Schlachtbank führt.
Der Pfalzgraf tritt mitleidig an die Stufen:
„Frei ziehe fort! Noch kannst du wiederrufen!“ —
„Nein! Drücke, Tod, dein Siegel auf mein Wort!“ —
Da flammt es auf; frei zieht die Seele fort.

H.

Die Dänen in Lübeck.

Roman in zwei Büchern.

Von

Heinrich Asmus.

Erstes Buch: Der Travenschiffer.

Lübeck, 1851. Selbstverlag. 176 Seiten gr.=12.

Es ist eine sehr ferne liegende Zeit, in welche der Verfasser uns zurückführt, das Jahr 1200! Aus seiner vaterstädtischen, an Stoffen zu historisch-romantischen Darstellungen nicht armen Geschichte hat er eine schreckensvolle Episode gewählt, die Verbrennung Lübeck's durch die Dänen bis auf fünf Häuser. Der gute Geist in der Erzählung ist der Travenschiffer Bruns, der böse ein früherer Schreiber, dann dänischer Soldat, Flemming. Daß die Liebe auch in diesem Roman ihr Recht geltend macht, ist in der Ordnung; die Tochter des für Lübecks Freiheit und Selbstständigkeit begeisterten Bürgermeisters Wyffhusen, Margarethe, von Flemming mit verschmähter und daher ihn zur Rache reizender, von Bruns mit aufopfernder, unwandelbarer Liebe geliebt, wird die Gattin eines Dritten, des jungen Stattarztes, aber ein Gifttrank, von Flemming ihm bereitet, trennt ihn bald von ihr. Es sind dieses nur Einzelnheiten, die wir hervorheben; wir wollen den Lesern nicht die Unterhaltung und den Genuß stören, welche ihnen die Lectüre der Erzählung gewähren wird. Manches kräftige Wort gegen die damalige Dänenherrschaft, manches patriotische lübeckischer Sehnsucht nach dem „einigen Deutschland“ vernehmen wir. Hin und wieder blickt in dem alterthümlichen Gemälde ein etwas modernes Colorit durch; ob zum Vortheile desselben, bleibe dahin gestellt. — Sobald das zweite Buch des Romans erschienen ist, werden wir darüber gleichfalls berichten und auf das dann vollendete Ganze noch einen Rückblick werfen. H.

Aus dem Tagebuche eines Dorfküsters.

(Fortsetzung.)

Thiele, am 13. Februar 1710.

Mir ist nicht recht wohl! Es ist mir, als läge ein Alp auf meiner Brust, das Essen schmeckt mir nicht und des Nachts kann ich nicht schlafen. Vorige Nacht hatte ich einen sonderbaren Traum. Mir träumte, als stände ich hinten auf dem Schlitten des Fräulein Sophie, aber mit einem Male saß ich im Schlitten, und sie auf meinem Schooß. Ich hatte meinen rechten Arm um ihren Leib und sie ihren linken um meinen Hals geschlungen. Sie neigte den Kopf und küßte mich, aber in dem nämlichen Augenblick erwachte ich. Ach, ich hätte so gerne noch länger geträumt!

Es ist ein rares Buch, das sie mir geliehen, ich divertire mich damit jeden Abend. Wer doch so glücklich einmal werden könnte, wie der tartarische Prinz! Je mehr ich französisch lese, desto besser gefällt mir die Sprache. Ich bin nahe daran, mein Latein darüber zu vergessen.

Thiele, am 13. März 1710.

Als wir gestern von der Schnepfenjagd zu Hause kamen, sagte der Herr zu mir: „Ich höre, Martin, daß du französisch verstehst." — „Ein wenig, gnädiger Herr," gab ich zur Antwort. — „Dann kannst du auch nicht länger bei Tische aufwarten, wir können ja deinetwegen nicht mehr frei reden." „Ach — rief ich — der gnädige Herr werden mich doch nicht verstoßen!" — „Point du tout," versetzte er, „du sollst von jetzt mein Valet de chambre sein. Und wenn Junker Christen nach Paris geht, sollst du ihn begleiten. Wie gefällt dir das?" — Ich war so gerührt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte und küßte seine Hand. Obgleich es mich nun recht freut, so kommt es mir doch vor, als gehe ich nicht gerne von hier und glaube wirklich, daß meine Gesundheit seitdem schlechter geworden ist.

Thiele, am 1. Mai 1710.

Ach, ich unglücklicher Mensch! nun weiß ich, was mir fehlt. Ovidius hat es mir gesagt, er hat ganz deutlich meine Krankheit beschrieben. Wenn ich nicht sehr irre, so heißt sie Amor, in unsere Sprache übertragen Liebe, und diejenige, in die ich charmirt bin, wird ohne Zweifel Fräulein Sophie sein. Ach, armer Tropf, was soll daraus werden? Ich muß die remedia amoris probiren!

Eben sah ich sie im Vorsaal, sie sprach mit Hans recht freundlich. Es schnitt mir wie ein Messer durch's Herz; es war mir, als könnte ich ihm eine Kugel durch's Hirn jagen — allein, als sie mir vorbei hüpfte mit einem Lächeln — war mir zu Muthe, als wäre ich auf der Kloppjagd und mir käme ein Stück Wild vor den Schuß. Das Herz klopfte mir bis in den Hals hinauf — kaum kann ich Athem schöpfen, und meine Blicke hängen noch starr an der Thür — ah! malheureux que je suis!

Thiele, am 17. Juni 1710.

Das Schloß ist leer und ausgestorben, öde und still überall. Die gnädige Herrschaft ist verreiset und kommt erst in acht Tagen zurück. Wie werde ich diese verschlagen? Ich weiß nichts, wozu ich Lust hätte, meine Büchse ist voller Staub und Rost und ich mag sie nicht reinigen. Wie Hans und die Uebrigen so lustig und heiter sein können, ist mir unbegreiflich, sie plaudern und lachen, daß es in dem Schlosse wiederhallt und ich — seufze wie eine Rohrdommel. Ach, Fräulein Sophie, wärst du doch ein Bauermädchen, oder ich ein Prinz!

Thiele, am 28. Juni 1710.

Das Schloß glänzt wieder in meinen Augen, als wäre es eben mit Kalk erst übertüncht und neu aufgeputzt worden. Die Bäume haben eine schöne, hellgrüne Farbe bekommen und alle Menschen sehen so milde. — Das Fräulein ist wieder da! Sie fuhr durch das Schloßthor, wie die Sonne aus einer Wolke, und doch zitterte ich wie Espenlaub. Es ist zwar gut, verliebt zu sein, aber auch schlimm!

Thiele, am 17. December 1710.

Gestern begleitete ich meine liebe Mutter zu ihrer Ruhestätte. Der neue Prediger — Gott lohn' es ihm! — hielt ihrem Heimgang zu Ehren, eine Leichenpredigt, die sieben Viertelstunden dauerte. — Sie war mir eine gute und liebe Mutter. Der Herr verleihe ihr eine selige Urstätt! † † †

Thiele, am 23. Januar 1711.

Eine famöse Witterung! Weder Frost noch Schlittenbahn, immer Regen und Sturm, südliche Winde und trauriges Wetter. Um diese Zeit war es voriges Jahr, als wir nach Fußingsöe fuhren. Ach, wenn ich noch des Abends gedenke. Der Mond schien so blank wie ein silberner Teller vom blauen Himmel herab, und warf unsre Schatten neben uns auf den Schnee. Ich bückte mich vorüber, so, daß mein Schatten sich mit Fräulein Sophiens Schatten vereinte und da war es mir, als wären wir beide nur Eins. Ein kalter Wind blies uns entgegen, er wehete ihren süßen Athem auf mich zurück, ich schlürfte ihn wie Wein. Ach, ich Thor, ich verliebter Thor! Was nützen mir alle solche Considérations! — Nächsten Sonntag reise ich mit Junker Christen nach Kopenhagen und dort werden wir den ganzen Sommer bleiben. Ich denke, ich werde, ehe der nächste Mai kommt, todt sein! Ah Mademoiselle Sophie, adieu! un éternel adieu! —

Zur See, zwischen Samsöe und Seeland, am 3. Febr. 1711.

Die Sonne geht hinter meinem lieben Jütland unter. Ihr Wiederschein legt sich über das ruhige Meer, wie eine unendliche Feuerstraße hin. Es ist mir, als grüße er mich von meiner Heimath. Ach, sie ist weit, sehr weit von hier, und ich entferne mich noch immer weiter von ihr! Was sie wohl jetzt machen, auf Thiele? Es singt mir im rechten — ob Sophie wohl von mir spricht? Ach, nein! ich bin ja nur ein armer Bedienter — warum sollte sie an mich denken? Ebensowenig wie der Schiffer, der mit

auf dem Rücken geschlagenen Händen auf dem Verdeck auf und nieder geht. Er guckt so oft nach Norden — was er wohl hat? „Ein Schwede“ sagt er eben. Gott steh uns gnädig bei!

Callundborg, am 4. Februar 1711.

Nun weiß ich auch, was Krieg heißt! Ich bin in der Bataille gewesen und, der Herr Zebaoth sei gepriesen, wir haben gesiegt. — Es war ein schwedischer Kaper, wie der Schiffsherr im Voraus sagte. Diesen Morgen beim Anbruch des Tages wurden wir seiner, in einer Entfernung von einer halben Meile wieder gewahr. Sie sagten, daß er Jagd auf uns mache. — —

„Sind welche von Euch Passagieren, die Mannes-Muth und Herz, und zugleich Lust haben, sich mit dem schwedischen Kaper herumzubalgen?“ fragte der Schiffsherr. „Ich habe eine gute Büchse!“ gab Junker Christen zur Antwort — „und mein Bedienter hat auch eine!“ — „wollen wir die Jagd mal versuchen, Martin?“ — „Wie der Junker befiehlt,“ erwiederte ich, eilte in die Kajüte hinab, lud unsre Büchsen, und brachte sie nebst Pulver und Kugeln auf's Verdeck. Zwei jütsche Soldaten waren aus dem Raum heraufgekommen; jeder von ihnen hatte seine Büchse und der Schiffsherr ein spanisches Gewehr, so lang als er selbst. Der Steuermann und die Matrosen griffen zu Beilen und Spießen.

„Können wir nicht von ihm wegsegeln, mein lieber Schiffsherr?“ fragte ich. — „Den Teufel auch können wir“ — gab er zur Antwort. „Du siehst ja, er hält auf uns ein, so viel er nur kann. Du wirst bald seine Stücke brummen hören; ist Dir aber bange, so geh nach Hause, und verbirg Dich in die Truhe Deiner Mutter!“

In demselben Moment quoll Rauch aus dem schwedischen Piraten hervor, und wir vernahmen ein fürchterliches Krachen und Gesause über unsern Häuptern. Nicht viel später vernahmen wir einen neuen Knall, dann noch einen und die letzte Kugel schlug in unsern Mast und riß ein Stück herunter. Da ward mir ganz wunderlich zu Muthe, mein Herz klopfte immer schneller und heftiger, und es saus'te und braus'te mir vor den Ohren. Als aber der Schwede uns auf Büchsenschußweite nahe gekommen war, und ich den ersten Schuß abdrückte, glaubte ich auf der Kloppjagd zu sein. Der Schwede kam näher, immer näher, wir standen hinter der Kajüte verborgen und feuerten lustig auf ihn hinaus. Es fielen mehre von seinen Leuten, besonders durch meine und des Junkers Kugeln. „Können wir eine fliegende Schnepfe schießen, Martin — sagte Junker Christen — so können wir auch wohl einen Feind treffen, besonders wenn er still steht.“ —

„Brav, Jungen!“ rief der Schiffsherr. „Seht Ihr den schwedischen Capitän, ihn, der mit dem großen Säbel in der Hand auf und nieder geht? Sucht ihn heraus, und der Sieg ist unser!“ — Ich legte auf ihn an, drückte ab, und so wie ich die Büchse absetzte, sah ich ihn aufs Verdeck stürzen. —

„Hurrah!“ rief der Schiffsherr und wir andern alle mit, aber der Kaper legte um und segelte einen andern Cours. Mit der dänischen Flagge an der Spitze des Mastbaums liefen wir stolz und froh in Callundborgs Hafen ein, denn Niemand war verletzt, obgleich die Kugeln über und durch das Schiff flogen. — Der Hofmeister, Monsieur Hartmann, bekam allein Blut zu sehen und das auf eine drollige Art. Er lag unten in der Hangematte des Schiffers und rauchte seine Pfeife, als das Gefecht begann. Kurz nachher stieg ich hinunter, um Leinwand für die Kugeln zu holen. „Martin,“ sprach er, „quid hoc sibi vult?“ Doch ehe ich noch antworten konnte, kam eine Kugel durch das Kajütenfenster, nahm die Pfeife mit, die aus der Hangematte hervorragte — und das Mundstück riß ihm den Gaumen entzwei.

Nun sind wir im Hafen und auf festem Lande, wo die Ruhe auf einen solchen Strauß recht süß schmecken wird.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus der Einladungsschrift des Herrn Director Bertheau zu der öffentlichen Prüfung der Zöglinge der Realschule, welche 1) (S. 1—46) den zweiten Theil der beachtungswerthen Abhandlung des Herrn Dr. Sievers: Tacitus und Tiberius, 2) Schulnachrichten vom Director enthält, erfahren wir eine höchst zeitgemäße, nützliche Ergänzung und eine wesentliche Verbesserung des Unterrichts. Die Schule verdankt nämlich der Liberalität der Schulbehörde und der besonderen Güte des Herrn Protoscholarchen Senator Merck den zum Unterricht in der Chemie nöthigen Apparat, und hat deshalb Herr Dr. Fischer in diesem Winter in der ersten Classe diese Wissenschaft vortragen und die zur Erläuterung dienenden Experimente anstellen können; er wird diesen Unterricht auch ferner fortsetzen. — Zum Hülfslehrer des Zeichnenlehrers, Herrn Hardorff, ist Herr Theodor Bülau gewählt, der künftig nun neben dem Unterrichte im freien Handzeichnen auch den im Reissen ertheilen wird. Es ist bei der Anzeige dieser Wahl von dem Herrn Director bemerkt, daß nicht nur die Uebungen im Reissen für den spätern Beruf vieler Schüler sehr wichtig seien, sondern da in der Realschule alle Schüler am Zeichnenunterrichte theilnehmen, darauf gedacht werden mußte, den Unbegabteren denselben erfreulich und nützlich zu machen. Wer in freiem Handzeichnen nur wenig Genügendes zu leisten vermöge, werde doch im Stande sein, Reißfeder und Lineal zu gebrauchen und an geometrischen und architectonischen Zeichnungen Auge und Hand zu üben. H.

Dem Verlagsbuchhändler Herrn Theodor Christian Friedrich Enslin in Berlin wurde am 5. März in Folge seines am 28. October v. J. stattgehabten fünfzigjährigen Geschäftsjubiläums, von der philosophischen Facultät der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität als Anerkennung seiner Verdienste um den Buchhandel und die Bibliographie das Doctordiplom ertheilt. Das Diplom ist am 18. Februar ausgefertigt; Enslin wird in demselben als „vir de re libraria et bibliographica scriptionibus multis variisque insigniter meritus“ bezeichnet.

Das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ enthält in seinem nichtamtlichen Theile der No. 19 den Abdruck einer „Pe-

tition gegen die in dem preußischen Preßgesetz-Entwurfe vom 4. December 1850 enthaltenen Bestimmungen über Verantwortlichkeit der Buchhändler und Buchdrucker. Der Hohen Ersten Kammer in Berlin übergeben von Dr. Gustav Schwetschke." Abgesehen von ihrem wichtigen Gegenstande, hat diese Petition vor vielen anderen den Vorzug, daß sie als ein bedeutendes Actenstück zur Geschichte der geistigen Kultur Deutschlands, zunächst Preußens, zugleich aber auch als höchst interessanter Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels, einen bleibenden Werth behalten wird. Gegen den Schluß seiner Petition bemerkt der Verfasser: „Man weise nicht hier ab mit Idealismus und Doctrinarismus. Die Wissenschaft hat in ihrer Geschichte eine sehr praktische und concrete Seite. Widmet der Staatsmann dieser Seite der Literarhistorie die gebührende Berücksichtigung, so wird er zu Fehlgriffen auf dem Gebiete der literarischen Gesetzgebung sich nicht wol verleiten lassen. Existirt aber die Literarhistorie für den Staatsmann gar nicht, so läuft er Gefahr, in den Grundzügen und dem Detail dieser Gesetzgebung in auffallender Weise irre zu gehen." Es sind goldene Worte, die Schwetschke hier geschrieben; hätten die Staatsmänner sich von jeher etwas mehr um die Literarhistorie bekümmert, wie mancher Mißgriff bei Verfügungen, welche die Beschränkung des literarischen und bibliographischen Verkehrs betreffen, die vielleicht gar nicht so böse gemeint, aber schnurstracks Allem entgegen was die Geschichte der literarischen Kultur auf jeder Seite lehrt, wären dann unterblieben, wie manche Paragraphe der neuesten Preßgesetze, deren Unausführbarkeit die Erfahrung von Jahrhunderten längst dargethan, die Sachkundige, selbst in trostloser Zeit, in Heiterkeit versetzten, hätten dann wahrscheinlich das Tageslicht nicht erblickt!

Im amtlichen Theile der No. 20 des „Börsenblattes" ist die „Petition an die Hohen preußischen Kammern, betreffend den Entwurf des Gesetzes über die Presse vom 4. December 1850", von 72 Berliner Buchhändlern rc. unterzeichnet (8. Febr.) mitgetheilt. —

Die Herren Dr. Spiker, Redacteur der Spenerschen Zeitung, Buchhändler G. Reimer, Dr. Parthey, Chef der Nicolai'schen Buchhandlung, und Dr. Hahn, früher Redacteur der Reform, sind von der Commission der ersten Kammer, an welche die §§ des Preßgesetzentwurfes über die Strafen und die Verantwortlichkeit zur nochmaligen Prüfung zurückgegeben sind, zugezogen.

Unter den 25 im Monate November v. J. in Rußland verbotenen Büchern („Börsenblatt" No. 20) ist eins, welches in diesen Blättern wiederholt angezeigt und empfohlen wurde und hiemit trotz dem Verbote von Neuem bestens empfohlen wird. Wir möchten, hätten wir überall Etwas zu verwetten, allen unseren hiesigen und auswärtigen Lesern, die nicht etwa das „Börsenblatt" gelesen, eine hohe Wette anbieten, daß sie den Titel nicht errathen. Er heißt: Das Weltall. Beschreibung und Geschichte des Kosmos im Entwickelungskampfe der Natur. In 2 Bänden. Allen Freunden der Natur gewidmet von Dr. O. Ule. Halle, Druck und Verlag von H. W. Schmidt. 1850." — Auch „Giebel's Kosmos oder Geschichte des Weltalls, Leipzig, 1850" hat das russische Interdict getroffen. H.

Im Verlage von Jm. Tr. Wöller in Leipzig sind des verst. Prof. W. v. Schlözer bekannte Werke: „Vollständige praktische deutsch-englische Sprachlehre" in der sechsten (gebunden 1 ₰), und: „Grammatisch-praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten gründlichen Erlernung der englischen Sprache" in der zweiten Auflage (10 Ngr.), so eben erschienen. Der „Sprachlehre" sind die Empfehlungen der früheren Ausgaben von Kraft, Krämer, Eggers, George E. Day (zu Newhaven, Nord-Amerika) des „Hamb. Correspondenten" und der „Wöchentl. gemeinnütz. Nachrichten" beigefügt.

Eine der wichtigsten Reisen der neuesten Zeit: „Tagebuch einer Landreise in Australien von Moretonbay nach Port Essington von Dr. Ludwig Leichhardt. Aus dem Englischen von Ernst A. Zuchold. (Mit den Holzschnitten des Originals)" wird in sechs oder acht Wochen im Verlage von H. W. Schmidt in Halle erscheinen.

Jeremias Gotthelf's treffliche Schriften: „Die Armennoth" und „Dursli der Branntweinsäufer" liegen in zweiter, und dritter Auflage (Berlin, Julius Springer) vor uns und sollen nächstens in unserer Zeitschrift besprochen werden. H.

Der reine Democrat, der Socialist, wie er nur in Deutschland vorkommt, kennt kein anderes Vaterland, als seine Partei. Der socialistische Franzose steht ihm näher als der conservative Deutsche. Ruge hat das seiner Zeit ganz richtig ausgesprochen. Der echte Democrat feiert die Schlacht bei Jena.

Ein kürzlich von Panama in England angekommenes Schiff hat u. a. auch 2,104,000 Perlmutterschaalen an Bord, die größte Einfuhr dieses Artikels in einer Sendung, die, so viel man weiß, je vorgekommen ist.

Einem Ipswicher Blatte zufolge sind dort von einem berühmten Rattenfänger, Joseph Pooley, im verflossenen Jahre in Zeit von ein und zwanzig Wochen an ein Schaulocal 11,465 Ratten zur Hetze dieser Thiere abgeliefert und ihm, das Dutzend zu 2½ s, mit 253 Lsterl. 11 d bezahlt worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 28. Sonnabend, den 5. April. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

Von J. de Chatillon.

(Aus dem Constitutionnel.)

Josef Ribera, genannt Spagnoletto.

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte zu **Xativa**, einer kleinen Stadt unfern von Valencia, ein Bürger, **Namens** de Ribera. Dieser Bürger hatte viele Jahre in Portugal, Italien und den Niederlanden gedient und sich dann, gichtisch und **voll** glorreicher Schmarren, in seinen Geburtsort zurückgezogen, um **dort**, zufrieden mit der Pension, die ihm von seinem Gebieter, dem **Könige** von Spanien, zum Lohn für seine guten Dienste **bewilligt** worden war, seine Laufbahn in Frieden zu beschließen. **Diese Pension** — mit welcher der König von Spanien sich, **nebenbei** bemerkt, nicht gar großmüthig bewiesen hatte — war die **einzige** Ressource des Capitains Ribera, und er hatte damit nicht **allein seine** persönlichen Bedürfnisse und Nebenausgaben, sondern auch **noch** die Erziehung von zwei Söhnen zu bestreiten, die er **natürlich** auch dem Kriegerstande bestimmte.

Der Aelteste, dessen Vornamen anzugeben die spanischen **Biographen** vergessen haben, besuchte schon die Fechtsalons, die Kneipen und die Ballspielplätze, um dort gute Sitten zu lernen, als sein jüngerer Bruder kaum sein achtes Jahr angetreten hatte.

Man weiß nicht, ob der Entschluß des Capitains Ribera, auch dieses Kind die Bahn des militairischen Ruhmes betreten zu lassen, den Rathschlägen seiner Freunde, die, ihn selber zum Beispiel nehmend, ihm vielfältig vorstellten, wie trügerisch die Verheißungen der Fortuna seyen, gewichen ist, oder ob nicht der schwächliche Körperbau seines Jüngstgebornen der einzige Beweggrund gewesen, der ihn auf andere Ideen gebracht hat; genug, er entschied sich plötzlich, ihn den Wissenschaften zu widmen. Josef — so hieß das Kind — wurde demnach, wie ein Doctor, in schwarzen Sarsch gekleidet, und er mußte, unter einem pedantischen Informator aus Salamanca, die Jahre der Kindheit, während welcher sich die physische Constitution und die Falten des Geistes nach den ersten Gewohnheiten und Eindrücken bilden und feststellen, über langweiligen Büchern hocken.

So gelang es denn der Wissenschaft von Salamanca, aus Josef Ribera ein finsteres, grämliches und tückisches Kind zu machen, während die unangenehme Figur, der widerwärtige Character, und die feindselige Mission seines Präceptors das Gefühl des Hasses in ihm aufregten.

Als er funfzehn Jahre alt geworden war, beschloß sein Vater, ihn nach irgend einer gelehrten Stadt zu schicken, um dort seine so wohl begonnene Ausbildung zu vollenden; er sollte demnach zwei Jahre in Valencia zubringen, und dann nach Belieben unter den Fächern, zu welchen dort auf's glänzendste der Grund gelegt wurde, nämlich Theologie, Arzeneikunde, Astronomie, wählen.

Dem jungen Menschen war seit lange das väterliche Haus zuwider, und er hatte sich im Stillen sehr darnach gesehnt, es unter irgend einem Vorwande zu verlassen; man kann sich deshalb denken, wie sehr er sich freute, als diese Frage, die bei dem gebieterischen Character des Capitains nicht wohl hätte berührt werden können, so von selber zur Sprache kam. Der geringste Eigenwille abseiten derjenigen, die unter der Autorität des alten

Soldaten standen, war in der That hinreichend, einen Sturm heraufzubeschwören, dem zu trotzen nicht leicht jemandem einfiel.

Josef Ribera verhehlte seine Freude auf's sorgfältigste und schien nur dem väterlichen Gebote Folge zu leisten, als er mit einer ziemlich runden Summe, die für seinen Unterhalt und seine Studien auf ein Jahr ausreichen sollten, nach Valencia abreis'te. Er nahm außerdem ein Empfehlungsschreiben an den Großinquisitor der Provinz mit, das ihm ein Mönch von ich weiß nicht welchem Orden mitgegeben hatte, der ein vertrauter Freund des Capitains und der gewöhnliche Commensal des Hauses war.

Was der junge Mann in der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Valencia getrieben hat, das vermag ich nicht anzugeben; aber so viel ist sicher, daß er aus Zufall, oder vielmehr vermöge der glücklichen Vorbestimmung, die nie verfehlt, den eminenten Talenten den Weg zu bezeichnen, der ausdrücklich für sie gebahnt ist, sehr bald die Bekanntschaft des Malers Ribalta machte.

Francesco Ribalta hatte lange in Italien gelebt und war einer der Künstler, welchen die spanische Malerei am meisten zu verdanken hatte. Nachdem sie eine lange Zeit einer ängstlichen und trocknen Nachbildung der Natur beflissen gewesen war, begann sie, Dank diesem Meister und noch einigen anderen, durch die Ueberlegenheit Italiens angespornten Malern, welche zu Rom, in Florenz und zu Neapel die hohen Traditionen der Kunst, die aus Griechenland herstammende ideale Reinheit der Linie, und die in den unerschöpflichen Ruinen der rivalisirenden Halbinsel, welche zugleich die Inhaberin der heidnischen Poesie und des katholischen Glaubens war, verbreitete Göttlichkeit der Form, aufgesucht hatten, begann sie nun eine breitere Bahn zu betreten.

Die Ansicht von Ribalta's Werken war für den jungen Studenten eine wahre Offenbarung. Von dem Tage ab, wo er das Atelier dieses Malers betreten, hatte er dem Studium der Theologie entsagt, mit der Arzeneiwissenschaft für immer gebrochen und seine Zukunft dem Cultus der Kunst geweiht. Er brachte sechs Monate lang seine Tage und den größeren Theil der Nächte, ohne eine andere Anleitung als seinen geheimen Instinct, damit zu, Alles, was ihm zu Gesicht kam, nachzubilden, wandte, im Verhältniß zu seinen beschränkten Mitteln, unvernünftige Summen auf, um auf der Straße, in den Aubergen, unter den Klosterpforten Modelle anzuwerben, und trieb es damit so arg, daß er bald keinen Maravedis mehr im Besitz hatte. Unter diesen Umständen blieb ihm nun nichts anderes übrig, als sich an seinen Vater zu wenden; dies that er denn auch und zeigte ihm in einem sehr beredten Schreiben an, daß er beschlossen habe, Maler zu werden. Zugleich klagte er ihm aber seine Noth in einer Weise, daß es hätte einen Stein erweichen können.

Aber der Capitain Ribera war härter als ein Stein. Er antwortete seinem Sohne, daß er wider seinen Entschluß nichts einzuwenden habe, und daß er sich von der Laufbahn seiner Wahl auch viel verspräche; daß er ihm aber mit einer weiteren Unterstützung nicht an die Hand gehen könne. In einem Postscriptum ermahnte er ihn noch, sich um eine Schreiberstelle bei irgend einem Gelehrten zu bewerben, bis es ihm gelänge, von seiner Malerei zu leben.

Ehe der junge Mann noch bis zu diesem Postscriptum gekommen war, hatte er aber schon seinen Entschluß gefaßt.

„Ich werde zu dem Meister gehen," sagte er bei sich, und drückte den väterlichen Brief in der Tasche zusammen, „und bei ihm darum anhalten, daß er mich zum Farbenreiben in seinen Dienst nimmt; das Weitere wird sich dann schon finden."

Als er seinen Gasthof verließ, um seinen Vorsatz auf der Stelle auszuführen, da sah er auf der Straße eine große Masse Volks vor einem Aufzuge von Mönchen und Soldaten, der dieselbe passirte, auf den Knieen liegen. An der Spitze des Zuges ging ein Mann, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren, zwischen vier Hellebardieren, und diesen voraus eine Person von hoher Statur, in rothem Zeuge gekleidet und mit einem Bund Stricken in der Hand.

Josef Ribera erkannte bei diesem Anblick und aus den Reden des Volkes, daß der Mensch mit den gebundenen Händen ein Verbrecher sey, der gehangen werden sollte. Da er von Natur Gefallen am Schauerlichen fand, das Hängen ein Schauspiel ist, das nicht alle Tage vorkommt, und der Richtplatz überdem auf dem Wege zu dem Atelier von Ribalta lag, so folgte er dem Zuge nach und sah der Hinrichtung zu.

Der Urtheilsspruch besagte, daß der Körper des Verurtheilten bis zum Abend am Galgen hängen bleiben sollte; da aber in dem Augenblicke, wo die königliche Justiz befriedigt worden war, ein heftiger Regen eintrat, so stob die Menge nach allen Seiten aus einander, und bald waren auf dem Platze nur noch der Gehängte, der im Winde an seinem Stricke baumelte, und Ribera, der ihn betrachtete, vorhanden.

Ein jeder, der um diese Zeit dieses Weges gekommen wäre, würde diesen jungen Mann sicher für den Bruder oder den Freund des Verbrechers gehalten haben, der nur den Abend abwarten wollte, um sich dessen sterbliche Hülle ausliefern zu lassen; es war aber ein ganz anderes Interesse, das Ribera vor diesem peinlichen Schauspiel festhielt. Er blieb, triefend vom Regen und ohne die Unfreundlichkeit des Wetters zu beachten, zwei volle Stunden, die Augen auf den Galgen gerichtet, auf einem Eckstein sitzen, und entfernte sich erst dann, als, nachdem es der Sonne gelungen war, das Gewölk zu zertheilen, die Neugierigen und die der Straße Ziehenden wieder zum Vorschein kamen; statt nun aber seinen Weg zur Wohnung des Malers Ribalta fortzusetzen, kehrte er wieder zu seinem Gasthofe zurück und schloß sich in sein Zimmer ein.

Sodann griff er zu seinen Crayons und begann das grausame Modell nachzubilden, das er in sich aufgenommen hatte. Er brachte die ganze Nacht bei dieser Arbeit zu, durch sein eigenes Werk und auch durch Hunger aufgeregt und einer Art phantastischen Grauens hingegeben.

Mit Anbruch des Tages war die Zeichnung vollendet, und die furchtbare und ergreifende Wahrheit der Skizze wurde durch den Zauber der Farbe kaum noch gehoben.

Einige Stunden später machte Ribera sich mit seinem Carton unter'm Arm zu Ribalta auf den Weg.

Der Meister war eben in hohem Grade aufgebracht und hatte zugleich den Lehrling, der ihm die Farben rieb, sammt seinen Eleven vor die Thür gesetzt, weil sie alle es unter ihrer Würde gefunden hatten, sich dieser Arbeit auch nur einen einzigen Tag zu unterziehen. Einer der Letzteren, dem Ribera auf der Straße begegnet war, hatte ihm diese Details mitgetheilt.

„Bist Du auch ein Edelmann, Du, und hältst Dich für zu vornehm, eine Palette zu ordnen?“ redete Ribalta ihn gleich beim Eintritt an.

— Meister, antwortete Ribera, indem er ehrerbietig die Hand an sein Barett legte, ich bin allerdings etwas von einem Edelmann, ich glaube aber, daß ich meinem Stande nichts vergebe, indem ich einem großen Künstler wie ihr seyd diene. Ich will also gerne Euer Farbenreiber und, setzte er hinzu, indem er dem Meister sein Werk von der vorherigen Nacht vorzeigte, Euer Eleve werden, wenn Ihr mich dessen würdig haltet.

Ribalta hatte den jungen Mann trotz seines menschenscheuen Wesens und seines schweigsamen Characters immer schon gerne gesehen, und war überdem empfänglich für ein wohlangebrachtes Lob. Die Antwort von Ribera gefiel ihm und er hatte kaum einen Blick auf die Zeichnung geworfen, die ihm derselbe übergeben hatte, als er ihn auf's herzlichste umarmte und zu ihm sagte:

„Du sollst mein Eleve, mein Favorit-Eleve seyn, und Du wirst einmal ein großer Maler werden, weil Du keinen sämmerlichen Hochmuth hegst.“

Von diesem Tage an ward Ribera in der That der Lieblings-Eleve von Ribalta, der ihn nicht allein in Allem unterwies, sondern auch Tisch und Wohnung mit ihm theilte. Bald gesellte er ihn sich selber bei den bedeutenderen Arbeiten zu, die er übernommen hatte, ja er vertraute ihm allein die Ausschmückung einer Kapelle der St. Franziskanermönche an.

Ich habe gesagt, daß Ribalta eine lange Zeit in Italien gelebt hatte: es machte ihm nun Vergnügen, die dort gesammelten Eindrücke zum öfteren durch die Erzählung wieder aufzufrischen, und diese, tausendmal mit Enthusiasmus heraufbeschworenen Erinnerungen hatten in Ribera's Herzen einen unwiderstehlichen Drang, auch seinerseits das Land Raphaels kennen zu lernen und so zu sagen an der Quelle, zu Florenz, Rom, Neapel, vor den Werken der großen Künstler, die er nur den Namen nach kannte, die Begeisterung zu suchen, erweckt. Die Sehnsucht, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, wurde zu einer fixen Idee, und Ribera's ganzes Streben war bald darauf gerichtet, durch angestrengtes Arbeiten die nöthige Summe Geldes zu einer solchen Reise zu erübrigen. Er unternahm sie endlich, um das Jahr 1605, in Gesellschaft seines Bruders, der sich nach Neapel begab, um in ein Reitercorps zu treten, das für den Krieg in Flandern bestimmt war.

Die Biographen weichen in der Geschichte der ersten Jahre Ribera's von einander ab, so auch über die Veranlassung zu seiner Reise nach Italien; aber von seiner Ankunft zu Neapel ab verschwindet jedes Dunkel, und es hält leicht, dies originelle, mit Ruhm überhäufte, von Leidenschaften gepeinigte Daseyn so zu sagen von Tag zu Tag zu verfolgen.

Wenn man die Geschichte der großen Künstler und der großen Poeten durchgeht, so möchte man glauben, daß die Noth für das Genie der Schmelztiegel sey, in welchem es durchaus erst die Prüfung bestehen müsse, ehe es am lichten Tage glänzen könne. Wenn man auch nicht so weit gehen will, es als ein absolutes Princip anzunehmen, daß das Elend der unerläßliche Impuls des Genies sey, so muß man doch zugeben, daß es, mit seltnen Ausnahmen, seit lange der Auslaufspunkt der glänzendsten künstlerischen und literarischen Geschicke gewesen ist.

Josef Ribera mußte dies fatale Defilee passiren. Nach der Abreise seines Bruders allein geblieben, sah er, der gänzlich unbekannt war, seine letzten Hülfsquellen bald versiegt, und verfiel in eine tiefe Armuth. Ein fleißiger Besucher des Unterrichts, den Michael Angelo Caravagio, dessen Atelier damals eine Menge Eleven zählte, ertheilte, und von dem Meister bald vor Allen ausgezeichnet, erhielt er von demselben Anweisungen und Lobsprüche, die seinem Talente zu Gute kamen und seinem Stolze schmeichelten; aber das Interesse, welches Caravagio an ihm nahm, hatte nichts von der herzlichen und hülfreichen Freundschaft Ribalta's an sich.

Wenn inzwischen einerseits seine Noth sich täglich steigerte, sah ihn andererseits jeder Tag sich höher über seine Rivale erheben, und die Eifersucht der Letzteren, so wie das uneigennützige Lob der großen Künstler, welche die gewöhnliche Gesellschaft Caravagio's bildeten, ließen Ribera die peinlichsten Entbehrungen, die er überdem als Adelstitel der Zukunft ansah, mit Ergebung ertragen.

Nach dem Tode von Caravagio entschloß sich Ribera, nach Rom zu gehen. Er war während dessen aber ein Maler in der vollen Bedeutung des Wortes geworden; dies Zeugniß wurde ihm, außer von seinem eigenen Bewußtseyn, von Kennern gegeben, auch begann eine Art von Wohlhabenheit ihn für die bitterste Noth, die er erduldet hatte, zu entschädigen; doch konnte ihn dies erste Lächeln Fortuna's nicht halten. Er wandte sich von dem Erfolge als von einem Steine des Anstoßes ab, und trat muthig die Reise zur Hauptstadt der künstlerischen Ausbildung an, willig, den rauhen Pfad der Armuth auf's Neue zu betreten, wenn er dafür nur einen Funken des geheiligten Heerdes werde einsammeln können, von welchem der Ruhm auflodert.

Diese erste Reise nach Rom und sein dortiger Aufenthalt hatten einen mächtigen Einfluß auf Ribera's Talent. In der Schule des Caravagio ausgebildet, war er Anfangs ein enthusiastischer Verehrer der Manier dieses energischen und bis zur Derbheit wahren Meisters geworden. Er ahmte ihm selber, wie die Biographen sagen, mit solchem Glücke nach, daß auch die geübtesten Augen seine Werke mit Caravagio's Werken verwechselten. Aber die Tragweite seines Geistes ging über die Gränzen eines Systems hinaus, und der Anblick der großen Werke Raphaels und der Carrachios modificirte bald seine Grundsätze und gab seiner Vorliebe eine andere Richtung: sein feuriges Gemüth trat in die ideale Welt ein, den Aufregungen, die es ihm erhielt, völlig fremd und auf die Einweihung um so besser vorbereitet, als es dessen mysteriöse Reize nur erst geahnt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin du Bibliophile Belge,

publié par *J.-M. Heberlé,*

sous la direction de M. ***Ch. de Chênedollé.***

Tome VII No. 6. Cologne, Bonn et Bruxelles, J.-M. Heberlé. 1850.
Gr.-8. S. 337—418.

Durch zufällige Umstände ist das Erscheinen des sechsten Heftes verzögert; das siebente, welches zugleich den Haupttitel

und das Inhaltsverzeichniß bringen wird, soll ihm schnell folgen und wird jetzt wahrscheinlich schon vollendet sein. Es ist ein wahrer Gewinn für unser, von dem Begründer mit so vieler Liebe gepflegtes Bulletin, daß ein Gelehrter von Herrn Ch. de Chênedollé's Geist, Wissen und Geschmack sich entschlossen hat, es fortzuführen, und wiederhole ich bei dieser Veranlassung den Wunsch, daß die Theilnahme für dasselbe in Deutschland noch eine lebhaftere werden möge, als sie es bisher gewesen, ausdrücklich hervorhebend, daß nicht nur Bibliographen und Bibliothekare, sondern auch Männer der Wissenschaft überhaupt mannigfaltigen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung in den Heften dieses Journals so wie bisher, auch künftig finden werden; eine Zusicherung, die ich mir nicht erlauben würde, wäre ich nicht durch mein Verhältniß zu demselben, mit dem Vorrath interessanter Beiträge zufällig bekannt, die sich bereits angehäuft und dem Abdrucke entgegensehen.

Das vorliegende Heft enthält zuerst Ergänzungen des Herrn Archivars Vander Meersch in Gent zu einem von Herrn Alex. Pinchart gelieferten Aufsatze über das merkwürdige, in seiner Art wol einzige Buch: „Den uitersten wille van Lowys Porquin,“ und zwar in Bezug auf eine sechste Ausgabe desselben: „Te Ghendt, by de weduwe van Gheeraert van Salenson, op de Hoochpoort, in den Bybel. Anno 1575“, kl.-8. Die Verse, welche sich am Ende des Bandes befinden, beginnen so:

Eerlick van verstande, en suyver van sonden,
Was Adam ghescheppen na schrifts orconden,
Maer van syn eyghen vleesch was hy bedroghen,

u. s. w., und schließen:

Salomons wysheyt is oock ghewordden cleyn
Deurt volghen des vleeschs in der vrouwen aenschyne
Alle die dat volghen commen deur in pyne,
Das wilt v ghy menschen tot suyverheyt begheuen,
Des vleeschs lust te volghen doet oneerlick leuen.

Herr Arthur Dinaux hat Brunet's „Manuel“ gegen die Beschuldigung, es seien in demselben die „Amorum Emblemata“ von Otho Vaenius (Van Veen) ungenau beschrieben, in Schutz genommen, neue Aufklärungen über das Werk gegeben und am Schlusse ein bei weitem selteneres emblematisches Buch desselben Schriftstellers: „Emblemata sive symbola a principibus, viris ecclesiasticis, ac militaribus, aliisque usurpanda. Deuises ou emblemes pour princes, gens d'église, gens de guerre et aultres. — Bruxellae, ex offic. Huberti Antonii. Anno M. DC. XXIIII“, 4., nambaft gemacht. — Von Herrn Dinaux ist ferner der Artikel: Imprimeurs et imprimeries *imaginaires*, fortgesetzt (No. 216—321). Es sind unter den Titeln gar sonderbare, und nicht weniger sonderbar sind die erdichteten Verlagsörter und Namen der Verleger; viele der Letzteren hatten übrigens oft gewiß gute Gründe sich zu scheuen, ihren wirklichen Namen kund zu geben, da ihre Verlagsartikel sehr anstößig-erotischer Natur. Pigault-Lebrun's „L'enfant du carnaval“ erschien 1796 mit der Angabe: „à Rome, de l'imprimerie du Saint-Pére“; der „Essais sur l'histoire de la Révolution française, par une société d'auteurs latins (Héron de Villefosse)“, mit der Bezeichnung: „Romae, prope Caesaris hortos, et à Paris, près du jardin des Tuileries. XII fructidor an VIII.“ — Eine bibliographische Seltenheit, den 5. und 6. Theil von Dumont's „Fragments généalogiques“ (Genf, 1776, 12.), besitzt Herr Ph. Kervyn de Volkaersbeke; er beschreibt sie und theilt die Namen der niederländischen Familien mit, von welchen in den beiden Bänden gehandelt ist. Sehr treffend wird bemerkt, daß das Motto auf dem Titelblatte, eine Satire auf das Werk selbst zu sein scheine; es ist aus Voltaire's Disc. sur l'inég. des cond. entnommen und lautet:

Ce monde est un grand bal, où des fous déguisés,
Sous les risibles noms d'Eminence et d'Altesse,
Pensent enfler leur être et hausser leur bassesse
En vain des vanités l'appareil nous surprend,
Les mortels sont égaux, leurs masque est différent.

Herr H. Helbig hat eine Notiz über die großherz. Bibliothek in Darmstadt mitgetheilt; er hat, ohne die dahin zu rechnenden Handschriften, wenigstens 3,500 Bände in derselben gefunden, die sich auf die Geschichte der Niederlande beziehen. Das freundliche Benehmen und das gründliche und umfassende Wissen der Bibliotheksbeamten wird sehr gerühmt. Die Bibliothek (im großherz. Schlosse) ist mit Ausnahme der Festtage täglich, Vormittags von 9 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr geöffnet. — Unter der Ueberschrift: Nouveaux mélanges inédits du baron *de Villenfagne* (— die beiden gedruckten Bände seiner Mélanges historiques et littéraires erschienen 1788 und 1810; Herr de Chênedollé hat dem Andenken dieses ehrenwerthen Mitgliedes der Akademie zu Brüssel Erinnerungsworte gewidmet und sein großes, handschriftlich vorhandenes Werk: Bibliothéque Eburonne besprochen im Annuaire de l'Acad. roy. de Bruxelles, 3e année, 1837, S. 102 —) erhalten wir höchst interessante specielle Nachrichten von drei wenig bekannten lüttichen Schriftstellern: Lambert Le Ruite, Dom Mathias Lambert und Erasme Foullon. D. Mathias Lambert wurde 1542 geboren; er schrieb eine Exposition de la règle de Saint-Benoit, die kurz nach seinem Tode, 1596 zu Lüttich gedruckt ist; am Schlusse findet man eine Abhandlung: „Du danger et péril qu'il y a de converser et hanter trop familièrement avec femmes, tant séculières que religieuses“; es sind ergötzliche Bruchstücke derselben angeführt; die Geistlichen warnt er ganz besonders vor ihren femmes chambrières, und zeigt wie sie der menschlichen Schwäche so manche Gelegenheit darböten, zu unterliegen, vor allen Dingen wenn sie gar Vergnügen fänden zu singen, „ce qui est pire de poison.“ Er sagt: „Il es plus tolérable, d'ouyer siffler un basilique, qu'ouyer chanter une femme“, man könne eher einen Drachen zischen, als eine Frau singen hören! Im letzten Kapitel räth er, und wiederum namentlich den Priestern, sich nicht allein vor schönen und jungen Frauen, sondern auch vor alten und häßlichen in Acht zu nehmen; als Grund giebt er an „qu'amour ne trouve rien laid“ u. s. w. — Extrait du testament de *Henri Brucaeus (Vander Broeck)*, médecin belge, établi à Rostock, ist ein Nachweis betitelt, den ich dem verst. Begründer des Bulletin für seine Zeitschrift zustellte; er hat noch kurz vor seinem Tode ein Paar kleine Noten hinzugeschrieben, deren eine Herr de Chênedollé berichtigt, indem er die belgischen Schriftsteller citirt, welche Artikel über Brucaeus geben, nämlich Paquot in seinen Mé-

moires littéraires, t. XIV., S. 360—371, und F. J. de Smet in der Galerie berühmter, in Alost (Aalst) geborener Männer als Anhang der „Recherch. historiq. et critiq. sur la vie et les édit. de *Thierry Martens* p. *de Gand*. Alost 1845", S. 223; der Artikel in der „Biographie universelle, t. VI", S. 70, ist unvollständig und ungenau; des Testaments und des nachgelassenen Werkes von Brucaeus: „Musica theorica. Rost. 1609", wird nirgends gedacht. (Die hamburgische Stadtbibliothek besitzt ein Exemplar dieser nicht häufig vorkommenden kleinen Schrift, welches Joachim Jungius gehörte und, wie es scheint von ihm, mit mehreren handschriftlichen Bemerkungen versehen ist. Es soll im Bulletin darüber Näheres erfolgen.)

Die Abtheilung: Chronique et Variétés (S. 379—406) beginnt mit einer Revue des ventes parisiennes von Herrn G. Brunet, Präsidenten der Akademie in Bordeaux; die Pariser Bibliophilen müssen reichlich gefüllte Geldbeutel haben; Hundert oder Zweihundert und mehr Francs für einzelne, freilich schön erhaltene und von bibliographischer Künstlerhand gebundene Werke, selbst des 18. Jahrhunderts, sind nichts Ungewöhnliches; z. B. Robinson Crusoé, 1731, 3 vol., 12., der in Nodier's Auction 115 Fr. brachte, ist in der Auction E. B. (Baudelocque) für 187 Fr. verkauft. —

Herr de Chênedollé hat den Bericht des Herrn Baron Walckenaer über die Arbeiten der Commission der Académie des inscriptions et belles lettres (gelesen am 5. Juli) während des ersten Halbjahres 1850, und einen Artikel der „Union" vom 4. Juli 1850, in welchem der Prospectus einer neuen wissenschaftlichen Leistung der Benedictiner veröffentlicht wird, abdrucken lassen. Im Eingange des Artikels heißt es: „*L'ordre des bénédictins* a gardé en France une grande renommée, même auprès des opinions les moins bienveillantes pour l'Eglise; non qu'il ait mérité l'indulgence par des faiblesses, mais placé plus loin des luttes politiques ou philosophiques par la nature de ses travaux et par le calme de ses retraites, il semble avoir moins irrité l'orgueil des sectes et s'être fait plus aisément pardonner sa foi." Das angekündigte Werk ist: „Spicilegium Solesmense complectens SS. quorundam Patrum, auctorumque ecclesiasticorum, qui a primo inde saeculo ad duodecimum usque floruere ancedota hactenus opera, publici juris facta curante domno J. B. Pitra O. S. B. monacho, e congregatione gallica, nonnullis ex abbatia Solesmensi opem conferentibus." — Ich stimme Herrn de Chênedollé bei, wenn er mit dem Wunsche schließt, daß das Vaterland der Bollandus, A. le Mire, Hoynck van Papendrecht, Ghesquiere, nicht theilnahmlos bei diesem bedeutenden Werke bleiben möge; auch Belgien muß einen reichen Beitrag den gelehrten Nachfolgern der Martène, Durand und Mabillon liefern. — „De tout et de rien" nennt Herr Alexander Pinchart sechs Notizen, unter welchen eine französische Blumensprache des 16ten Jahrhunderts; sie einzeln näher zu bezeichnen, müssen wir uns, mancher unserer Leser eingedenk, versagen; interessiren wird aber auch sie der Poëme-nain des Herrn Advocaten Ulysse Tencé, gedruckt von Herrn Louis Tencé in Brüssel: „Le spectre de Missolonghi", ein Gedicht von 192 alexandrinischen Versen auf 19 Seiten länglichen Formats und nur 7 Centim. und 4 Millim. lang und 5½ hoch. — E. C. unterzeichnet ist die Anzeige zweier nicht in den Buchhandel gekommener Werke; das zweite ist von einer jungen schönen, reichen und edlen jüdischen Jungfrau Abigaïl Lindo, Tochter von David Abarbanel Lindo, Esq., ausgearbeitet und hat den Titel: „A Hebrew and English and English and Hebrew Dictionary with roots and abreviations. By Abigaïl third daughter of D. A. Lindo, Esq. (Not published.) London, 5606—1846, 8., 359 Seiten. Dies Wörterbuch soll in England großes Aufsehen erregt haben. — S. 305. 306 ist die, leider nicht in den Buchhandel gekommene, von Herrn L. Polain aufgefundene und herausgegebene „Chronik des Domherrn zu St. Lambert in Lüttich, Jehan le Bel, (gedruckt in Mons von Emm. Hoyois, 1850), angezeigt und die Leistung des gelehrten Archivars des Staatsarchivs in Lüttich nach Verdienst gewürdigt.

Unter Nécrologie hat Herr de Chênedollé S. 397—407 den König Louis Philipp und seine Tochter, Belgien's vielgeliebte, tugend- und talentreiche Königin, die Zierde aller Frauen und Fürstinnen, der speciellen Tendenz der Zeitschrift entsprechend, auf ihren wissenschaftlichen und Kunst-Sinn hinweisend, wie seine Ueberzeugung und Verehrung für die Dahingeschiedenen, die ihm „nec beneficio nec injuria cogniti", ihn dazu aufforderten, beredt und herzlich geschildert. Die Königin hatte eine mit großer Umsicht gesammelte Handbibliothek; ihre sanfte und duldsame Frömmigkeit, ihre vielfältigen und ausgebreiteten Kenntnisse der Erzeugnisse der neueren Literatur und schönen Künste waren würdig in dieser Sammlung vertreten; die treffliche Familienmutter erblickt man auch hier in der Auswahl der Bücher über Erziehung. Der erhabene Geist der Königin hatte leicht die hohe Bedeutsamkeit ihrer Pflichten als Christin, als Mutter, als Fürstin erkannt. Der berühmten Bibliothèque de Bourgogne widmete sie eine große Theilnahme, besuchte dieselbe wiederholt, und schenkte ihr ein prächtiges Manuscript der Uebersetzung der Cyropädie des Xenophon mit Miniaturen; (Inventaire des manuscrits de Bourgogne No. 11.703), über welches Herr Marchal eine noch nicht gedruckte Abhandlung geschrieben hat. Früher den Herzogen von Burgund gehörend, wurde es in einer Pariser Bücherversteigerung für einen hohen Preis im Auftrage der Königin erworben.

In der Revue bibliographique (S. 408—416) werden unter anderen folgende Werke, vorzüglich insofern sie der Bibliographie eine Ausbeute gewähren, besprochen: „Recherches historiques sur la ville de Bergues, en Flandre, p. Louis Débaecker. Bruges 1849"; „Considérations historiques et artistiques sur les monnaies de France, p. Benjamin Fillon. Fontenay Vendée 1850"; „Les Belges en Bohême, ou Campagnes et Négociations du comte de Bucquoy, grandbailli du Hainaut, p. Charles Rahl. Bruxelles 1850" (— der Verfasser dieser in C. Muquardt's Verlage erschienenen Schrift, Herr Charles Rahlenbeck, beabsichtigt nach und nach Biographieen aller großen Feldherren und ausgezeichneten Diplomaten, Tilly's, Merode's, Mansfeld's u. a., die im dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Rolle spielten, herauszugeben —); „Histoire des races humaines d'Europe, depuis leur formation jusqu'à leur rencontre dans la Gaule, p. P. A. F. Gérard. Bruxelles 1849" (— nur in 200 Exemplaren gedruckt, von denen über die Hälfte nach Deutschland, „cette terre classique des libres penseurs

et des hommes à systéme" sagt Herr de Chênedollé, geschickt ist —); „Notice historique et archéologique sur les églises des villes du Brabant et sur quelques monuments gothiques de cette province. Bruxelles 1850" (— Verfasser ist Herr A. J. Sterckx, und die Auflage der kleinen, sehr gerühmten Schrift besteht nur aus 104 Exemplaren —). Die Nummer 2 und 6—7 des „Journal de l'amateur de livres. Paris, P. Jannet, 1850" sind näher analysirt; No. 2 bringt den Anfang und No. 6—7 die Fortsetzung des ersten Briefes eines russischen Bibliophilen an einen französischen über seine bibliographische Reise in Spanien, unterzeichnet S.; er schreibt z. B. „Haben Sie die Absicht Sich eine spanische Bibliothek zu sammeln, so bleiben Sie in Paris, schreiben nach London, und sie werden in drei Monaten mit weniger Kosten, ohne Anstrengung und Zeitverlust, sich eine zahlenreichere und auserlesenere Sammlung bilden können, als Sie es während zehn Jahre Aufenthalts und Reisen in Spanien nicht im Stande sind." Don A. Duran, der Herausgeber einer Sammlung älterer spanischen Poesien, hat kürzlich den ersten Band einer kritischen Ausgabe des Romancero veröffentlicht. In Toledo lernte Herr S. Don B. Gallardo kennen, „l'homme le plus instruit peut-être et l'un des plus remarquables de toute l'Espagne."

F. L. Hoffmann.

Mecklenburgs Flora.

Seit wir in unserm Aufsatze „Mecklenburgs Fortschritte in geistiger Hinsicht" in den „Hamb. Lit. und Krit. Blättern" 1849 (Nr. 14 und 15) Mecklenburgs Journalistik annäherungsweise beleuchteten — denn darf man wol anders als in der Sprache der Diplomaten reden? — hat sich Manches geändert: ob zum Besseren oder zum Schlechteren, darüber wagen wir in nuce kein Urtheil, da wir erkannt haben, daß nur wellenförmig, bergauf bergab, der Fortschritt der Cultur gehet. Ohne alle Einleitung, wofern nicht das eben Angedeutete schon den Namen einer Einleitung verdient, wollen wir daher heute die Aufzählung der mecklenburgischen zeitweise erscheinenden Tagesblätter beginnen.

1) Der „Norddeutsche Correspondent," Organ der Landes-Grundgesetzlichen-Erbvergleichs-Parthei (de 1755), seit der Redaktion des Advokaten Fr. Maassen und F. von Florencourt's auf Herr Maassen allein, neuerdings aber auf einen gewissen Herrn Kayser übergegangen, ein vielfach verkanntes Blatt, dessen Tendenz von der der Kreuzzeitung nur wenig differirt.

2) Die „Schweriner Zeitung" (seit Mai 15, 1850 so geheißen), früher „Demokratische Zeitung", noch früher „Landtagsbote" trotz unveränderter Tendenz, redigirt von Herrn F. Hartig, dem Drucker des Blattes. Frühere Redaktion: Buchhändler Markus, noch früher der bisherige Gymnasiallehrer Dr. Wenzlaff, bekannt geworden durch seine werthvolle „Meteorologie."

3) Die „Mecklenburgische Zeitung", von der Redaktion des Gothaer Partheimannes, Herrn Professor Hegel-Rostock, auf Dr. Wedemeier und seit dem vorjährigen Rücktritt des Ministeriums von Lützow auf den Gymnasiallehrer Dr. Haupt-Wismar übergegangen.

4) Die „Güstrower Zeitung", verlegt von H. H. C. Ebert's Erben, ein Blatt, das es, selbst wenn es einmal außer Lokal-Artikel Aufsätze allgemeiner Politik bringt, gewiß mit keiner Parthei verderben wird.

5) Die „Rostocker Zeitung", herausgegeben von und gedruckt bei Carl Fr. Behm — viel gelesen, weil sie die meisten Privat-Annoncen bringt, im vorigen Jahre insgeheim von dem für den Freihandel schwärmenden Herrn Dr. Friedensburg redigirt, als welcher darauf mit drei anderen Herren von dem jetzigen Ministerium Graf von Bülow Landes verwiesen wurde.

6) Die „Parchim'sche Zeitung", herausgegeben und gedruckt von H. Zimmermann, Wortführer der Bürger-Repräsentantenkammer, freisinnig, wenn auch vorsichtig.

7) Die „Wismar'sche Zeitung", herausgegeben von J. G. W. Oesten Wittwe, Organ der special-staatlichen Raths-Parthei.

8) Die „Neustrelitzer Zeitung", verlegt von G. F. Spalding, die Cabinets-Geist athmende ministerielle Zeitung, hat einen sehr bescheidenen Redakteur, Dr. G. Steltzenburg, der seine Leitartikel nicht an die Spitze der Zeitung zu setzen pflegt, sondern damit nachhinkt.

9) „Neue Teterower Zeitung", verlegt von F. H. Kehlert jun. Teterow, Du dessen Wahlspruch seit Jahrhunderten war „Old Mecklenburgh for ever!", Du inmitten der reichen freiherrlichen und gräflichen Güter gelegen, Du Centralpunkt der mecklenburgischen sogenannten (Speck-) Schweiz, Du hast neuerdings gewagt Deinen Predigern das herkömmliche Opfer zu „steuerverweigern?" Was sagt Deine Zeitung dazu.

10) „Reformblatt" für beide Mecklenburg, redigirt von L. Reinhard, ehemaligem Rektor von Boitzenburg, Stuttgarter Reichs-Parlaments-Mitglied, Verfasser des „Trier'schen Rock, ein Tractätlein aus Mecklenburg", der „Scherben, Reise über Crivitz nach Norwegen" — Was bedarf es noch, Deinen sprudelnden Witz in bonam oder malam partem zu charakterisiren?

11) „Regierungsblatt" für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, ein Gesetzes-Blatt.

12) Der „Volksfreund für die Städte Bützow und Schwan", herausgegeben von Fr. Werner — Mecklenburgische Nachrichten, politische Rundschau, Unterhaltungs-Literatur, Annoncen: Alles dies für ein paar Schilling auf ein Quartblatt gedruckt!

13) „Boizenburg-Hagenower Wochenblatt," redigirt von Fr. Weigel — Hagenow, auch Du mein Sohn Brutus?

14) Das „wiedergeborne Mecklenburg", gedruckt zu Ludwigslust (hervorgegangen aus den ehemaligen „Ludwigsluster Anzeigen"), redigirt vom Canzlei-Advokaten Rabe; witzig, satyrisch, viel von Damen gelesen.

15) Das „Unterhaltungsblatt" des Candidaten, Herrn Bell, zu Neubrandenburg — he, kleiner Töffel, lebt Er noch?

16) Der „Sülzer Stadt- und Landbote", gedruckt in Ribnitz — immer der Alte!

17) Das „Volksblatt für Stadt und Land", gedruckt und verlegt von C. Hirsch in Rostock, Drucker des „Norddeutschen Correspondenten", gebildet nach dem „Tippelskircher Volksblatte?"

18) Die „Plauer Zeitung", gedruckt und verlegt von L. Hanke, kann es nicht erreichen, daß durch sie fortan, nicht wie seither durch den Ausrufer, die Magistrats-Publikanda zur Oeffentlichkeit gelangen.

19) Der „Wächter für Ordnung, Sicherheit und Recht," redigirt vom Criminalrathe A. Ackermann in Bützow, Polizeiblatt.

20) „Die Neue Rostocker Zeitung", nach Eingange der Oeberg'schen Raths-Anzeigen, versuchsweise von dem Besitzer einer zweiten Stadt-Druckerei mit Holzschnitten zu Nutz und Frommen und zur Ergötzlichkeit wohldenkender Bürger. Quousque abutere, Catilina, patientia nostra?!

21) „Mecklenburg-Schwerinsche Anzeigen," Feuilleton für gerichtliche Erkenntnisse und Annoncen für das ganze Land.

22) „Warener Wochenblatt", verlegt von C. Quandt, mit den launigen Prophezeihungen des Herrn Buchhändlers Kopsel, wofür ihm Klio den ewiggrünenden Lorbeer um die Schläfe winden wird.

23) Der „Malchiner Bürgerfreund", gemäßigt raisonnirend um des Grundsatzes willen: Si pacem vis u. s. w., nicht weil zur Zeit in Malchin's Ringmauern die Landes-Grundgesetzlich-Erbvergleichlichen unvergleichlichen Stände wieder tagen.

24) Das „Zeitblatt für die evangelische Kirche Mecklenburgs", redigirt nach wie vor von Krabbe-Karsten-Schröter zu Schwerin, anti-synodal.

25) „Praktisches Wochenblatt, allgemeine deutsche landwirthschaftliche Zeitung" redigirt von Mussehl-Neubrandenburg. Sie bespricht die materiellen Interessen des Landes.

Das ist die Flora beider Mecklenburg, einige Pflanzen sind Waldblumen, herrlich grünende Kräuter, andere Pilze oder künstlich auf Mistbeeten gezogene. Wer sich ein Linné oder Cuvier zu sein dünkt, mag classificiren; unser Herbarium haben wir darum nicht geordnet, weil die Flora durchweg nicht perennirende Gewächse darbietet, nicht darum eben weil uns die Kryptogamen zu schaffen machen dürften.

Ich schließe mit Hans Sachs'ens Moral, Ausgabe a. 1612 S. 766, Z. 6 und 7:

„Daß frewd vnd nutz jhm (Mecklenburg) darauß wachs
An leib vnd seel, das wünscht H. Sachs!"

O. Belitz,
Hotel Graf Schwichelt zu Celle.

Aus dem Tagebuche eines Dorfküsters.

(Fortsetzung.)

Kopenhagen, am 2. Juni 1711.

Mein Kopf ist ganz wirr von den raren Sachen, die ich hier gesehen und gehört. Ich kann sie nicht alle in einen Gedanken zusammen fassen, das eine verdrängt das andere, wie die Wolken der Sturm. Aber das Curioseste von Allem ist doch, daß ich nahe daran bin, meiner Liebe los zu werden. Je länger ich hier bin, je weniger sehne ich mich nach Fräulein Sophie, und ich möchte fast glauben, daß in Kopenhagen eben so schöne Mädel sind. Sollte ich Noten zu Ovidii remedium schreiben, so würde ich eine Reise nach der Hauptstadt, als ein Mittel gegen jene gefährliche Maladie, empfehlen.

Vor Anker, unter Kronenburg, am 12. Sept. 1711.

Ach, gnädiger Himmel, was habe ich erlebt! Welchen Jammer, welches Elend haben diese meine Augen gesehen. Gott hat uns unserer Sünden willen heimgesucht und das Volk mit Beulen geschlagen. Rings um mich sind sie wie Fliegen gefallen, allein ich Unwürdiger wurde aus dem Rachen des Todes befreit! Ach, ach, mein lieber Junker! Was soll ich sagen, wenn ich nun ohne ihn nach Hause komme? Aber ich habe mich erst mit seinem letzten Seufzer von ihm getrennt, ich habe selbst das Leben für ihn gewagt, doch Gott, sein Name sei gepriesen, hat es verschont. — Wenn ich an diese Tage des Gräuels denke, will mir das Herz brechen. Bang und schweigend saßen wir vom Abend bis zum Morgen in unserer einsamen Wohnung, sahen uns an und seufzten. Nur selten guckten wir auf die öde Straße hinaus, wo es sonst von Menschen wimmelte, nur einzelne triste Gestalten schlichen, wie ein revenant, über das Pflaster hin; und hinter den Fenstern standen die Leute wie Gefangene, bleich und unbeweglich, als wären sie gemalte Bilder. Wurde dann das hohle Gerassel des Pestwagens gehört, fuhren sie alle vom Fenster zurück, um des gräulichen Anblicks überhoben zu sein. Ich habe ihn nur einmal gesehen und verlange ihn nicht mehr. Da fahren die schwarzen Todesengel mit dem langen Wagen voller Leichen, sie lagen wie Vieh unter einander geworfen. Hinten aus dem Wagen hingen Kopf und Arme eines jungen Weibes herab, die Augen starrten gräßlich aus dem schwarzgelben Gesichte, und das Haupthaar kehrte die Straße. Da wurde der Junker zum Erstenmale erschüttert, er schwankte in sein Schlafzimmer und legte sich zu Bette. Aber ich seufzte in meinem Herzen: „Sie sollen alle wie Schafe ins Grab gelegt werden, der Tod soll sie verzehren, aber Gott wird meine Seele aus der Gewalt des Grabes befreien, denn er hat sich meiner erbarmt. Sela!"

Thiele, am 29. Sept. 1711.

So bin ich denn nun wieder hier. Als ich durch den Thorweg herein schritt, hämmerte mir das Herz eben so heftig wie den Tag, da wir mit dem Schweden gefochten. Und als ich zu der gnädigen Herrschaft eintrat, und sie alle in Schwarz erblickte, weinte ich wie ein Kind, und sie alle weinten mit. Ich konnte vor Schluchzen kaum sprechen, und ehe ich noch die affreuse Geschichte beendet, wandte sich der gnädige Herr ab und schlich in sein Zimmer. Gott tröste sie nach seiner Barmherzigkeit. Amen!

Thiele, am 8. October 1711.

Heute waren wir zum Erstenmale nach meiner Heimkehr auf der Jagd. Ach, es war nicht, wie früher, sie gab uns nur wenige Befriedigung. „Martin" — seufzte der gnädige Herr mitunter zu mir herüber — „wir vermissen Junker Christen!" — Und so seufzte er, daß es mir durch Mark und Bein ging! Wir kehrten noch lange vor Abend mit einem armseligen Hasen heim.

Thiele, am 2. November 1711.

Es fängt wieder an lebendig im Schlosse zu werden, wir erwarten höchst vornehmen Besuch. Seine Excellenz Herr Güldenlöwe, mit Suite, denkt sich einige Wochen hier aufzuhalten und

mit der Jagd zu divertiren. Gestern sprachen die gnädigen Herrschaften bei Tische davon. „Er ist von hochköniglichem Geblüte und ein vollkommener Cavalier", sagte die gnädige Frau und sah dabei Fräulein Sophie an. Diese wurde roth, starrte auf den Teller und lächelte, aber es fuhr wie Eis durch meinen ganzen Leib. Ach, ich meinte, daß ich von meiner thörichten Inclination geheilt wäre, allein jetzt fühle ich, daß die Krankheit mit noch größerer Force zurückgekehrt ist. Ich zapple wie ein Rebhuhn im Netze. Wäre ich doch tausend Meilen weit von hier!

Thiele, am 14. November 1711.

Endlich ist Seine Excellenz mit der größten Pracht und Herrlichkeit hier arrivirt. Zwei Läufer mit hohen silbernen Mützen kamen eine gute Viertelstunde voraus in den Schloßhof getrippelt. Sie stellten sich, mit ihren langen bunten Röcken, und mit Blumensträußen an der Brust, zu beiden Seiten der Einfahrt. Die gnädige Frau watschelte durch eine Thür hinein und durch eine andere hinaus. Das Fräulein Sophie stand im großen Saal, und guckte bald in den Spiegel, bald aus dem Fenster. Sie sah mich gar nicht, obgleich ich mehrmals durch's Zimmer ging. Endlich kam er selbst mit sechs gelben Pferden vor dem Wagen, angefahren; ein hübscher magnifiquer Herr. Er sah vornehm und gnädig, und doch war es mir, als sei etwas Widriges an ihm. Bald lächelte er so ekelhaft süß, bald kniffte er die Augen zusammen, als sähe er gegen die Sonne, dabei bückte er sich vor jedem, doch war es mir, als bücke er sich nur, um sich nachher höher zu erheben. Als er zur Comtesse Sophie kam, stieg etwas Blut in seine bleichen Wangen, und er lispelte ein ellenlanges Compliment, natürlich in französischer Sprache, hervor. Während des Essens wandte er kein Auge von ihr, auch dann nicht, wenn er mit den übrigen sprach. Mitunter blickte sie verstohlen zu ihm hinüber — allein ich verbrannte meine Hand an den heißen Tellern, daß sie heute voller Blasen ist. Ach, wäre das nur die einzige Stelle, wo es mich schmerzt!

Thiele, am 20. November 1711.

Ja, es ist ganz sicher: es wird eine Mariage daraus! Man braucht nur auf die gnädige Frau zu attendiren. Wenn sie das Fräulein Sophie ansieht, legt sie den Kopf zurück wie eine Ente, wenn sie satt ist, verdreht die Augen und schließt sie zu, als wenn sie sogleich einschlafen wollte, und dann schnattert sie: Un cavalier accompli, ma fille, n'est-ce pas? et il vous aime, c'est très-clair! Ja, leider ist es nur klar genug! Und sie liebt ihn wieder — das ist nicht minder klar. Möge sie nur glücklich werden!

Thiele, am 4. December 1711.

Bis jetzt hat die Excellenz nicht besonders von der Jagd profitirt, wir sind freilich zweimal in den Forst gegangen, jedesmal ist er es aber schon auf halbem Wege satt geworden. Es ist im Schlosse ein Stück Wild, das ihn wie ein Magnet anzieht. — Wär' ich doch in Kopenhagen geblieben!

Thiele, am 8. December 1711.

Heute wurde die Mariage declarirt, und um acht Tage schon wird Hochzeit sein. Wohin soll ich mich bis dahin verbergen? Ich kann es nicht ansehen, wenn er seinen Arm um ihre Taille schlingt — es ist mir, als schnitt ein Messer mir durch's Herz! — —

Gütiger Himmel! beinahe glaube ich, es geht Hans eben so wie mir. Als ich ihm die Mariage mittheilte, stieß er seine Büchse so gegen die Erde, daß der Schaft in Stücke sprang und dann rannte er mit dem Reste wie ein Wahnsinniger in die Heide hinaus. So bin ich doch nicht der einzige Thor in der Welt!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Herr Albrecht Kirchhoff in Leipzig, der vor einiger Zeit im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" über den augsburger Buchhändler Johann Rynmann (1497—1522) sehr belehrende biographische und bibliopolische Notizen mittheilte (auch in 25 Exemplaren, 22 Seiten gr.-8., besonders gedruckt), hat in No. 14 und 15 desselben in ähnlicher Weise Nachweise über Gottfried Hittorp, Buchhändler in Cöln 1512—1560 geliefert. Es knüpft sich an den Namen dieses als Verleger bedeutenden, wissenschaftlich gebildeten Mannes ein Proceß wegen Nachdrucks, den Hieronymus Froben und Nicolaus Episcopius in Basel 1535 gegen ihn anhängig machten, und welcher, wie der Verfasser bemerkt, einen wenig erfreulichen Blick auf den damaligen Zustand der literarischen Rechtsverhältnisse gewährt und zeigt, in welcher Verwirrung sich dieselben trotz aller kaiserlichen Privilegien, und sogar durch dieselben befanden; er war 1539 noch nicht beendigt; vielleicht wurde er durch Vergleich beigelegt oder von den baseler Buchhändlern aufgegeben. (Herr Kirchhoff hat bei dieser Partie seiner Mittheilung Wigand's „Wetzlar'sche Beiträge" benutzt.)

No. 17 des „Börsenblatts" enthält einen kleinen Beitrag von mir zur Biographie hamburgischer Buchhändler (Johann Naumann und Otto Nicolaus Naumann, der in Kiel und Greifswald studirt hatte, Neumann, J. C. Bohn, J. J. C. Bode, A. F. Ruprecht, der freilich in der größten Hälfte seines Lebens nur Antiquar und Bücher-Commissionär, früher aber mit J. G. Fritsch in Verbindung war, und B. G. Hoffmann), zu welchem theilweise Herrn Hübbe's gesammelte Materialien den Stoff dargeboten haben.

Des Herrn Rectors Schröder in Hildesheim Werk: „Satzungen und Gebräuche des rabbinisch-talmudischen Judenthums ist auch im „Athenaeum" vom 5. Febr., No. 1215, S. 166 u. 167 besprochen.

Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 29. **Mittwoch, den 9. April.** **1851.**

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. -- Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Invalide.

„Weh' euch, ihr stolzen Hallen."

Noch ragen die Zwingherrnmauern
Und Burgen himmelan,
Die Kämpfer der Freiheit trauern,
Beladen mit Acht und Bann.
Die Männer, die für sie gefallen,
Sie springen gewappnet empor,
„Weh' euch, ihr stolzen Hallen,"
Klingt donnernd an mein Ohr.

Auch ich stand im Frühlingsdrange
In wilder, tosender Schlacht,
Als jauchzend, nach endlosem Zwange,
Der Völkerfrühling erwacht.
Da sproßten die Blumen, die rothen,
Bezaubernd, üppig und reich.
Sie schmückten die schlummernden Todten
Im Schoß der Erden so bleich.

Und rauschend erhob seine Schwingen
Der Freiheit riesiger Aar,
Wir hörten Lieder erklingen
Begeisternd und wunderbar.
Sie zogen mit mächtigem Streben
Uns in den Donner der Schlacht,
Da hat sein blühendes Leben
So Mancher als Opfer gebracht.

Ein Bruder sank mir zur Seite,
Noch Knabe mit goldgelbem Haar,
Der jubelnd dem Tode sich weihte,
Sein Auge leuchtete klar.
Ihn hatte die Kugel erschlagen,
Er fiel in den brennenden Sand,
Erstickte die Seufzer und Klagen,
Und preßte aufs Herz seine Hand.

Mir aber war's nicht beschieden
Zu fallen im Donner der Schlacht,
Es hat mich zum Invaliden
Die Kugel der Söldner gemacht.
Doch soll bis zum Grabe mich schmücken
Das Schwert, meine blinkende Wehr.
So ziehe ich einsam auf Krücken
Von Land zu Lande umher.

Und ist auch die Sonne gesunken,
Sie muß wieder auferstehn,
Der Freiheit glimmender Funken
Kann nimmer im Sturme verwehn.
Drum will ich den Funken schüren
Bei Tag und in dämmernder Nacht,
Bis alle Hände sich rühren,
Und alle Herzen erwacht.

O, hört ihr den Donner erschallen?
Es sinken Mauern und Thor,
„Weh' euch, ihr stolzen Hallen,"
Erklingt es im rasenden Chor.

Die Flammen, des Sturms Geheule
Verscheuchen die Ruhe der Nacht.
„Und keine einzige Säule
Zeugt von verschwund'ner Pracht."

H. Zeise.

Ein Fürst.

Ich sitze einsam auf dem nicht'gen Throne,
Bin ohne Freund, verlassen und allein,
Es lastet auf der Stirn die güldne Krone,
Mich blendet nicht ihr thöricht eitler Schein.
Höflinge stehen lächelnd mir zur Seite,
Doch freie Männer sieht mein Auge nicht,
Die Wahrheit, der ich ganz mein Leben weihte,
Stellt offen nie sich vor mein Angesicht.

Vom Volk getrennt durch Höflinge und Schranken
Soll ich ein Freund der Unterdrückten sein,
Ich schwang die hehre Waffe der Gedanken,
Und stellte stets mich in der Kämpfer Reih'n.
Doch Dolche waren überall geschliffen,
Hier glatte Zungen, dort ein kaltes Herz,
Ich sah umgeben mich von tausend Riffen,
Und meine Seele hob sich himmelwärts.

Und das Gestirn sah ich der Himmelswage,
Das hehre Sinnbild der Gerechtigkeit,
Die ich im Herzen tief verschlossen trage,
Im lichten Glanze, rein und unentweiht.
Doch auf den Trümmern ihr Altäre bauen,
Da, wo der Wahnsinn seine Kränze flicht,
Das hieß, die heil'gen Tempel niederhauen,
Das hieß, erlöschen jedes Himmelslicht.

O, nehmt ihn hin den schimmernd goldnen Reifen,
Mit dem ihr Glück und Macht verbunden glaubt,
Es werden tausend Hände darnach greifen,
Und brennen wird er noch auf manchem Haupt.
Des Purpurmantels will ich mich entkleiden,
Und jubelnd tret' ich in des Volkes Reih'n,
Der größte Fluch, das schrecklichste der Leiden
Ist, ein gekröntes Fürstenhaupt zu sein.

H. Zeise.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Viele Tage lang lebte Ribera zu Rom ein doppeltes Leben: das eine überglücklich, und in einer Art von Verzückung vor den Wundern der Kunst; das andre bitter, peinlich, und in dem Kampfe mit der Widerwärtigkeit um eine Krume Brod. Trotz dem widerstand er standhaft jeglicher Versuchung: zu Neapel hatte er seine Unabhängigkeit dem hochmüthigen Patronate des Cardinals Borgia vorgezogen; zu Rom verschmähte er die prunkende Gastfreundschaft eines anderen hohen Herrn, und haus'te lieber in der Nähe von Lastträgern, als daß er seiner Künstlerwürde etwas vergeben, und sich, der sich familiair mit dem Schatten des göttlichen Sanzio unterhielt, herablassen wollte, jeden Morgen zu einer bestimmten Stunde das Erwachen einer bloßen Hoheit abzuwarten.

Es scheint nicht, daß Ribera während dieser beschaulichen Periode etwas geschaffen hat, außer einigen Zeichnungen, die er an seine Clienten auf offenem Markte für ein Gericht Bohnen hingab. Diese hatten ihm den Beinamen kleiner Spanier, lo Spanoletto, gegeben, welcher Beiname nachdem auch seinen Werken geblieben ist.

Der Anblick dieser Skizzen, die man in den Cabinetten italienischer Kunstliebhaber aufs sorgfältigste aufbewahrt sieht, setzt es außer Zweifel, daß der Spanoletto schon zu jener Zeit es in seiner Kunst so weit gebracht hatte, daß seine Pinsel ihm ein großes Förderungsmittel hätten seyn können; aber er wollte nicht durch die bloße Achtung, welche so vielen Werken, die sich eben über das Mittelmäßige erheben, zu Theil wird, zur Berühmtheit gelangen, und konnte sich nicht entschließen, ohne die Sicherheit, gleich mit einem Schlage aller Huldigung davon zu tragen, sich dem Urtheil eines Publikums Preis zu geben, das gewohnt war, die Messe unter den schönsten Fresken der Welt zu hören und täglich ein neues Werk erstehen zu sehn.

Damals herrschte in der That die schöne Zeit der lombardischen Schule, und fast alle Meister, durch die sie berühmt geworden ist, befanden sich zu Rom, die Einen zu Anfang, die Anderen schon in der Mitte oder am Ende ihrer Laufbahn. So hätte man, ohne die Eifersucht, welche so oft das Herz der großen Künstler plagt und sie in rivalisirenden Cotterien scheidet, Albano, die Carrachios, den Dominichino, Lanfranc, Guerchino, und Guido, von dem Josepin zum Papste sagte: „Wir andern, wir arbeiten „gleich Menschen, aber der Guido arbeitet gleich Engeln", mit einander conversirend antreffen können.

Der Stolz, welcher Zeit seines Lebens der vorherrschende Charakterzug Ribera's war, läßt vermuthen, daß das Beisammenseyn so vieler Künstler, die er zu Richtern gehabt haben würde, und deren Rival er zu werden gedachte, das Motiv dieser Mäßigkeit eines feurigen, regsamen, schaffenslustigen Genie's, dem aber in der Folge mehr der Neid, dessen Gegenstand er des Ruhmes halber war, als der Ruhm selber am Herzen lag, gewesen ist.

Wie dem nun auch seyn möge, genug, der Spanoletto lebte, ohne sich deshalb zu beklagen, zu Rom fast in der Weise eines Lazaroni, aus der Hand in den Mund, ohne Sorge für den nächsten Tag, seinen Geist durch das beschauliche Studium der Schönheit auf die großen Auffassungen vorbereitend, deren prächtigsten Erzeugnisse Spanien und Italien aufbewahren. Vergebens waren ihm von einem der Carrachios dessen Atelier und Modelle zur Verfügung gestellt worden; Ribera schlug das großmüthige Anerbieten aus, um nicht späterhin den Inconvenienzen der Dankbarkeit unterworfen zu seyn, und reis'te nach Parma und Modena ab, um dort die Werke von Correggio zu studiren.

Keiner der Biographen, die sich mit Spagnoletto beschäftigt haben, hat es versäumt, dieser Reise und des Zweckes, warum sie unternommen ward, zu erwähnen, weil durch dieselbe seine Manier definitiv festgestellt wurde. Schon hatte das Studium der Meister der lombardischen Schule seinem Pinsel die rauhe Strenge des Caravagio genommen, als ihn das Studium des Correggio von seinen früheren Verirrungen, von welchen die Bilder, die er seitdem gemalt hat, keine Spur mehr verrathen, außer in einer viel späteren Zeit, zufällig, und unter Umständen, deren wir zu gehöriger Zeit erwähnen werden, vollends befreit.

Da es nicht unsre Absicht ist, hier eine Geschichte der von Spagnoletto gemalten Bilder, sondern vielmehr die seines Lebens zu geben, so wollen wir bloß sagen, daß Josef Ribera, als er, nachdem er Rom, Parma und Modena besucht, und sich an den in diesen begünstigten Stätten eingeschlossenen Meisterwerken begeistert hatte, nach Neapel zurückgekehrt war, darauf zu denken begann, sein Glück zu machen, dasselbe auch bald zwang, ihm unterthan zu werden. Ehe er es aber dahin brachte, hatte er doch noch neue Kämpfe zu bestehen. Die Unbedachtsamkeit und Sorglosigkeit eines Künstlers setzten ihn noch grausamen Prüfungen aus, und führten die trübseligsten Zeiten wieder für ihn herbei. Da ihm die Plackereien, in die sich nur die Jugend mit Leichtigkeit zu finden weiß, sehr lästig zu werden begannen, so war er mehrere Male so muthlos geworden, daß er beinahe die Palette bei Seite geworfen, und statt ihrer die Muskete genommen hätte, um sich zu seinem Bruder zu begeben, der inzwischen Capitain über eine Compagnie geworden war.

Das Ungefähr, diese Gottheit der gelegenen Zeit, kam ihm in dem kritischen Augenblicke jedoch zu Statten, und brachte ihn von seinen verzweifelten Plänen ab. Damit ging es folgendermaßen zu:

Eines Tages pochte der Wirth des Gasthofes, in welchem der Spagnoletto logirte, schon mit Tagesanbruch bei dem Künstler an, um ihn höflich und geschmeidig, wie jeder neapolitanische Gastwirth, um seine Miethe und die verschiedenen Auslagen, die er seit lange für ihn gemacht hatte, zu mahnen. Die Rechnung belief sich auf zwanzig Ducaten; in Ribera's Börse aber war der Teufel, oder weniger noch, Niemand zu Hause, was er denn auch seinem Gläubiger rund heraus sagte.

„Ein jeder muß aber doch aus dem, was er hat, Nutzen zu ziehen suchen," entgegnete dieser, und setzte hinzu: „ich könnte nun eben einen Herrn ins Logis bekommen, wenn ich nur ein Stübchen frei hätte.

— Wenn demselben mit dem gedient ist, was ich bewohne, sagte der Maler darauf, so kann er es haben; ich drücke mich dann.

„Ist das Ernst? kann ich's vermiethen?

— Das könnt Ihr; es soll noch vor Abend geräumt seyn.

Ribera begann in der That, noch denselben Abend, mit Hülfe eines Lastträgers, dem er sein Gepäck, aus einiger Leinwand und Staffeleien bestehend, zu tragen gab, auszuziehen; ehe er aber noch über die Schwelle des Hauses hinaus war, hatte ihn der Wirth bei seinem Rockermel gefaßt, und fragte:

„He! wohin?

— Wohin es mir beliebt, antwortete Ribera stolz.

„Das klingt ganz hübsch: aber meine kleine Rechnung?

— Habe ich Euch nicht schon gesagt, daß ich nicht im Stande bin sie zu bezahlen?

„Mit einem Mann von Talent, wie Ihr, muß man schon in Gelegenheit sehen; so sey es denn darum! nur laßt mir diese drei Gemälde da, und Ihr sollt damit quitt seyn.

Die drei Gemälde, welche der Wirth in Anspruch nahm, waren drei köstliche Skizzen, womit er den Platz über der Thür seines Hauses und sein Hauptzimmer ausschmücken wollte.

Ribera, dem mehr daran lag, sich den Hauswirth vom Halse zu schaffen, als seine Skizzen zu behalten, ging sofort den Handel ein, und nahm dann sein Logis in einem anderen Gasthofe, der noch bescheidener war, als derjenige, den er seiner bedrückten Lage wegen hatte räumen müssen.

Er hatte sein neues Logis seit einer Woche bewohnt, als ihm eine ihm gänzlich unbekannte Person einen Besuch abstattete. Es war dieses ein kleiner Alter, verschroben wie ein Z, und schwarz gekleidet wie ein Theologe. Derselbe trug eine Leinwand unter'm Arm, die Ribera auf den ersten Blick als eine derjenigen erkannte, die er vor wenigen Tagen seinem gewesenen Hauswirthe in Zahlung überlassen hatte.

Der Unbekannte führte sich bei dem Künstler mit der Frage ein, ob er Josef Ribera, der Verfertiger des Gemäldes sey, das er ihm vorzeigte, und als derselbe dies bejahete, da bestellte er bei ihm ein Bild, das die heilige Magdalene darstellen sollte, und das er ihm mit sechzig Ducaten zu bezahlen versprach, wonach er seine Adresse abgab und sich entfernte.

Ribera machte sich rasch an die Arbeit, und als er damit fertig war, erhielt er die besprochene Summe von seinem unbekannten Besucher, der ihm als ein phantastisches Wesen erschien, jedoch nichts weiter als ein reicher Bilderhändler war.

Dieser Bilderhändler war jedoch anderen Schlages, als die meisten seiner Gewerbsgenossen: er schätzte ein Stück nicht darnach, ob es vom Alter recht geschwärzt und theils beschädigt, sondern nur, ob es schön war, und Arbeiten dieser letzteren Art bezahlte er ohne Bedenken nach ihrem Werthe, weil er sich auf sein Urtheil verlassen konnte. Wenn er eine Liebhaberei hatte, so war sie insbesondre auf solche Bilder gerichtet, in welchen sich irgend ein neu auftauchendes Talent bekundete: er gehorchte darin seinem natürlichen Hange, während er zugleich seinem Interesse diente; denn Dank seiner starken Kundschaft, und dem seinem Geschmacke im Ganzen bewilligten Vertrauen, war es ihm leicht, dem Künstler, den er poussiren wollte, die Gunst des Publikums zu gewinnen; zuvor schaffte er sich aber eine Menge von den Werken desselben an, die er dann mit großem Vortheil wieder absetzte, wenn der Ruf seines Schützlings einmal begründet war.

Diesem Bilderhändler hatte Ribera denn auch das Begehr zu verdanken, welches seine Arbeiten bald fanden, und so spröde sich das Glück bis dahin gegen ihn bewiesen hatte, so freundlich lächelte es ihm von nun ab zu. Darum ließ er aber doch nicht ab von seinem Fleiße. Jede Woche sah unter seinem fruchtbaren Pinsel ein Meisterwerk erstehen, das die edlen Dilettanten zu Neapel mit Gold aufwogen, und er ließ sich kaum die Zeit, mit der einzigen Tochter des gedachten Bilderhändlers und Erbin eines ansehnlichen Vermögens Hochzeit zu halten.

Um die Zeit dieser Verehelichung setzte ein merkwürdiger Vorfall der Popularität des Spagnoletto die Krone auf.

Der Vicekönig gab ein Fest; als Ribera unfern seines Palastes eben eines seiner Bilder: das Märtyrerthum des heiligen Bartholomäus, zur öffentlichen Schau ausgestellt hatte, über welches das Volk in seinem Entzücken einen so anhaltenden Jubel erhob, daß der Vicekönig dies tobende Geschrei für das Zeichen einer Rebellion hielt, und an der Spitze seiner Garden und der Edelleute, die dem Feste beiwohnten, mit gezogenem Degen auf die Straße stürzte. Als er dort aber seines Irrthums inne ward, und den Grund des Lärmens kennen lernte, da ließ er den Künstler, dem das Volk eine so laute Huldigung darbrachte, zu sich kommen, setzte ihm auf der Stelle ein ansehnliches Jahrgehalt aus, gab ihm freie Wohnung in seinem Palaste, und verlieh ihm den Titel eines königlichen Malers.

Als Ribera von diesem Tage ab nun nicht bloß den reichsten Herren zu Neapel an Vermögen, sondern auch den edelsten unter ihnen durch die ihm zu Theil gefallene hohe Gunst gleich geworden war, da entwickelte er eine unerhörte Pracht. Es gab zu Neapel keinen Palast, der mehr besucht worden wäre, als der seinige; seine Feste nahmen es in Glanz mit den Festen des Herzogs von Arcos selber auf, und jeden Morgen ließ er durch einen seiner Diener, der zugleich die Aufsicht über seine Silberkammer führte, Almosen unter einen Haufen von Armen austheilen, der sich vor seiner Wohnung einfand.

Diese splendide Wohlthätigkeit sowohl, als auch sein Verdienst als Künstler wurde ihm darnach von dem Papste mit dem Titel eines Ritters Christi gelohnt, und damit es ihm an keiner Auszeichnung fehle, wurde er auch als Mitglied in die Academie von St. Lucas aufgenommen.

Trotz seines großen Reichthums, der Gunst, in welcher er bei dem Vicekönig, dem Papste, dem Könige von Spanien und dem Publikum stand, war Ribera aber dennoch nicht glücklich. Auf dem Gipfel eines glänzenden Geschickes, nagte der Wurm des Neides an dem Herzen des Künstlers. Durch seine Prosperität verwirrt, und fast verrückt vor Hochmuth, konnte er den Gedanken nicht ertragen, Nebenbuhler in der Künstlerwelt zu haben. Jedermann gab zwar zu, daß er der reichste und aufs prächtigste eingerichtete Maler auf Erden sey, aber Viele behaupteten, daß er nicht der größte unter ihnen wäre, und sprachen die Palme einem Künstler aus Bologna zu, der das Abendmahl des heiligen Hieronymus für funfzig Thaler gemalt hatte. — Funfzig Thaler dem Dominikaner (Dominicus Zampieri) für das Abendmahl des heiligen Hieronymus! Das ist Thatsache, und es ist unserem Zeitalter demnach nicht ausschließlich der Vorwurf zu machen, daß es nicht wisse, was es thut.

Zu Gunsten des, von seinen Zeitgenossen so über die Maßen heruntergesetzten, neunzehnten Jahrhunderts, ist auch das noch zu bemerken, daß, wenn noch heutigen Tages das Künstlervolk in viele feindliche Lager getheilt ist, der Krieg doch in einer loyalen Weise und mit Anstand, nicht verkappt, mit Dolch und Gift, geführt wird, und dies ist schon ein Fortschritt.

Das Leben des Spagnoletto wäre ohne den unversöhnlichen Haß, mit welchem er Albano, Josepin, die Carrachios, und insbesondre den Dominichino verfolgte, ein schönes gewesen. Ihm ist auch das bedauerliche Ende zuzuschreiben, das der berühmte und unglückliche Zampieri genommen hat.

Man sagt, daß Ribera den Versuch gemacht habe, Dominichino dadurch in den Schatten zu stellen, daß er zu der Manier des Caravazio zurückgekehrt sey, dessen bizarre Keckheiten, indem sie die Gewohnheiten des Publikums brächen, dessen gesammte Aufmerksamkeit für einige Zeit absorbiren sollten. Aber das Publikum ließ sich nicht so leicht absorbiren, als Ribera es sich gedacht hatte; es ging vielmehr hin, den Theil der Malereien im Duomo des heiligen Januarius, welcher dem Dominikaner anvertraut worden war, zu bewundern, sobald er ihn beendigt hatte. Zampieri mußte die Unabhängigkeit des Publikums aber schwer büßen.

Eines Tages, wo er abwesend war, wurde ihm, auf Anstiften eines seiner Feinde, durch einen Arbeiter der für den Rest der Fresken bestimmte Firniß verdorben, so daß die Malerei fast unmittelbar Risse bekam, und Dominichino nun seine Arbeiten aufgeben mußte. Die öffentliche Stimme klagte Ribera an; aber wenn der schlechte Streich auch von Lanfranc, oder von Belisaire, die ebenfalls den Henker von Dominichino gespielt haben, hergerührt haben sollte, so ist die schonungslose und verstockte Verfolgung, welche der Spagnoletto gegen seinen Nebenbuhler ausgeübt hat, allein schon hinreichend gewesen, seinem Gedächtnisse einen Flecken anzuhängen, den nichts zu verwischen im Stande ist.

Nach der Erzählung von Einigen wäre Dominichino fleißig im Studium und unermüdet in der Arbeit, aber ohne die nöthige Kraft, gegen seinen mächtigen Feind anzuringen, in Schwermuth verfallen, und hätte sich derselben am Ende durch Gift entzogen.

Hat er sich nun selbst den Tod gegeben, oder hat er ihn durch die Hand eines Buben, von Spagnoletto dazu gemiethet, erhalten? Das ist ein Zweifel, den die Geschichte aufgeworfen hat, und den zu untersuchen zu peinlich ist; so viel steht jedoch fest, daß die Meinung der Zeitgenossen Ribera, in Ermangelung von schlagenden Beweisen, folgerungsweise auch dieses Frevels anklagte. Annibal Carrachio, Guido und Josepin waren von Spagnoletto unter Benutzung der Gunst, in welcher er stand, und des Einflusses, den ihm sein Reichthum gab, längst beseitigt worden, doch hatte er sich mindestens damit begnügt, sie nur zu verscheuchen.

Dergleichen Erinnerungen lassen es kaum zu, Mitleid mit dem großen Unglück zu fühlen, das den Tod Spagnoletto's herbeigeführt hat, nachdem dies Herz an seiner einzigen Stelle, wo es verwundet werden konnte, zerrissen worden war.

Ribera hatte nie einen Menschen geliebt, außer seinen beiden Töchtern, von welchen die älteste mit einem spanischen Edelmann zu Madrid, wo derselbe ein hohes Amt bekleidete, verheirathet war. Die jüngere hatte er noch im Hause, als Don Juan nach Neapel kam, um die von Masaniello angezettelte Empörung zu dämpfen. Als die Hauptschuldigen eingekerkert, oder gehangen worden waren, da feierte Don Juan den Triumph der Waffen Sr. kathol. Maj. Philipps IV. durch glänzende Feste. Auf diesen Festen fand sich Alles beisammen, was Neapel damals Illustres besaß, so an Reichthum, als an Geburt und Talent, und Ribera war einer der ersten, der dazu geladen ward. Diese Ehre kam ihm aber theuer zu stehen. Durch die Schönheit seiner Tochter zu ihr in Liebe entbrannt, gelang es Don Juan, sie zu verführen und aufzuheben. Der Schmerz Ribera's hierüber kannte keine Gränzen, aber der Rang des Entführers schützte denselben vor

seiner augenblicklichen Rache, und er barg einstweilen seinen Schimpf und seine Verzweiflung in seiner Villa zu Pausilippo. Als der Maler aber nicht lange darnach erfahren hatte, daß seine Tochter in einem Kloster weilte, wo ihr von ihrem Geliebten häufige Besuche abgestattet wurden, da bewaffnete er einige getreue Diener, und machte sich mit ihnen auf, um Don Juan aus einem Hinterhalte zu überfallen und zu tödten. Seit jenem Tage hat man aber nie mehr etwas von ihm gehört, und meint, daß er in seinem Unternehmen umgekommen sey, oder auch, daß er aus Verzweiflung, es nicht vollführen zu können, sich selber das Leben genommen habe. Dies geheimnißvolle Verschwinden hat im Jahr 1656 stattgefunden, um welche Zeit Spagnoletto 68 Jahre alt war.

Die meisten Werke dieses Malers zeichnen sich in ihrem allgemeinen Anblick hinlänglich aus, um die verschiedenen Manieren, die er der Verschiedenheit seiner Studien verdankte, leicht darin zu erkennen. So zeigt sich in dem Märtyrerthum des heil. Bartholomäus, und in der Anbetung der Hirten, die wir in dem Museum des Louvre gesehen haben, der volle Abstand, welcher nothwendiger Weise den Eleven des Caravagio, der hin und wieder auf seine ersten Studien zurückkömmt, von dem Schüler Raphaels scheidet, der in der idealen Welt nach einem göttlichen Strahle sucht, um damit die Augen der Mutter des Heilandes zu verklären.

Aber die Sammlung spanischer Gemälde, die unlängst mit dem Museum des Louvre vereinigt worden ist, vermag nur einen unvollständigen Begriff von dem Talente Spagnoletto's zu geben. Wer sich mit ihm wohlbekannt machen will, der muß das in Italien und in Spanien, insbesondre in dem ersteren Lande thun, dessen Himmel die besondre Eigenschaft zu haben scheint, die Farben in ihrem ursprünglichen Glanze zu erhalten.

Unter der sehr großen Anzahl von Spagnoletto's Werken, deren vollständige Aufzählung in einer gewöhnlichen Biographie nicht an ihrem Platze seyn würde, darf doch die Angabe der *folgenden* nicht unterlassen werden: im Louvre: außer der Anbetung der Hirten und dem Märtyrerthum des heil. Bartholomäus, David, der Tod Cato's, die ägyptische St. Marie; zu Neapel: ein knieender St. Bruno, und St. Januarius, wie er aus dem feurigen Ofen hervorgeht, das Abendmahl der Apostel, die zwölf Propheten, die Kreuzesabnahme im Kloster St. Martin, und endlich zu Madrid die Jacobsleiter, die von einem Touristen mit einem Lichtstrom verglichen worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Alte und junge Lehrer.*)

„Alt und jung, oft Gegensätze, wie Wasser und Feuer! — Jung sein ist ein köstliches Ding, und wenn es irgend etwas giebt, um was ein Sterblicher etwa den Anderen beneiden dürfte, so wäre es Jugend mit Gesundheit vereint. Unsere Volksschullehrer sind es nun besonders, welche in vollster Jugendkraft, in jenem herrlichen Alter, wo das Leben an Blüthen so überschwenglich reich ist, in ihr schönes Amt eintreten, und welcher Menschenfreund wollte sich nicht herzinnig freuen, wenn er auf die Schaar der jungen Männer blickt, welche überall in Stadt und Dorf am Werke der Jugendbildung arbeiten! — Aber auch Jünglinge werden älter und alt; auch die Jugend muß zum Alter hinzutreten und mit diesem in Gemeinschaft des Geistes das Werk vollbringen, was beiden auferlegt ist. Jedes Alter nun, von der Kindheit bis zum Greise, hat seine ihm eigenthümlichen, ja, man möchte fast sagen „nothwendigen" Fehler, aber auch seine Tugenden und Vorzüge. Davon überzeugt uns alsbald ein aufmerksamer Blick in die Lehrerwelt und wir bemerken es besonders da recht lebhaft, wo jüngere und ältere Lehrer zusammenwirken. Dann treten oft das Alte und Neue einander kampfbegierig gegenüber, und nicht selten geschieht es, daß leider die den Altersstufen eigenthümlichen Fehler auf einander losplatzen, um einen lebenverbitternden Kampf zu beginnen, gleichsam als ob man wechselseitig vollkommen blind sei gegen die jeder Altersstufe eigenthümlichen Vorzüge.

Wie oft schon klagten jüngere Lehrer über ihre älteren Kollegen. Sie werfen den Letzteren Mißtrauen, Neid, Habsucht oder Schadenfreude vor; wie oft schon grollten ältere Lehrer den jüngeren Mitarbeitern und beschuldigten diese des Dünkels, der Herrschsucht und Leidenschaftlichkeit. Wer hat unter Lehrern gelebt und hat solche Klagen noch nicht gehört? —

Und wenn nun in einer Gemeinde an einer Schule zwei so feindliche Gegensätze in den Personen eines alten und jungen Lehrers wirken, wenn beide zwar an ein und dieselbe Deichsel ein und desselben Schulwagens gespannt sind, aber nach Süden und Norden ziehen möchten, statt vereint nach Osten zu streben: wie steht es dann mit der Jugend, welche beiden Männern in die Hände gegeben worden? — Wem sollen sich die Kinderherzen ehrend und liebend hingeben? Und wenn bei allen nur vorkommenden Gelegenheiten der Eine den Anderen in der Gemeinde verkleinert, wen soll diese dann achten? Was ist natürlicher, als daß Beide leiden, Beide endlich verachtet werden, und daß der Stand, der ganze Lehrerstand zuletzt an öffentlicher Meinung einbüßt. Kann es etwas Schrecklicheres geben, als Menschen, die sich täglich sehen müssen, täglich an ein und demselben Werke arbeiten und sich dennoch mit Scheelsucht be-

*) Aus: „Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen. Von L. Kellner. Ein Beitrag zur Belebung der Lehrer-Konferenzen und der Berufsliebe. Zweite, vermehrte Auflage. Essen. Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1851." VIII und 158 Seiten 8. Wir haben bereits in No. 109 des Jahrg. 1850 unserer Blätter die erste Auflage dieser kleinen, aber inhaltreichen, vortrefflichen Schrift, mit all der Anerkennung, die sie so sehr verdient, zur Kunde unserer Leser gebracht; diese zweite ist nicht nur in einigen Einzelnheiten verbessert, sondern auch ansehnlich vermehrt worden (von 111 auf 158, oder von 101 auf 137 Aphorismen). Daß der erste in der kurzen Vorbemerkung von dem würdigen Verfasser ausgesprochene Wunsch, diese neue Auflage möge gleich der früheren eine freundliche Aufnahme finden, erfüllt werde, leidet keinen Zweifel; und mit dem zweiten: „wie Manches Vielen aus der Seele gesprochen war, so möge es auch in die Seelen geredet und zur lebendigen That werden", vereinigen wir den unserigen. — Die hinzugefügten Aphorismen sind alle Ergebnisse reifer Erfahrung, inniger Berufsliebe und klaren Verständnisses Dessen, was der Volksschule und ihrem Lehrer Noth thut und zum Heil und Frommen gereicht. H.

betrachten? Wer bringt es endlich in Anschlag, wie ein solches Verhältniß auf die Herzen wirkt und sie für alle Zukunft vergiftet und verstockt!

Solchen Uebelständen ist nicht durch äußerliche Formen und Regeln, nicht durch die Kraft des obrigkeitlichen Gesetzes, sondern nur durch die Kraft der göttlichen Liebe, nur durch Sinnesänderung und durch Veredlung des Gemüthes abzuhelfen.

Vor Allem fehlt es da, wo die junge und alte Kraft sich gegenseitig in bitterer Fehde begegnen, an der wahren Berufsliebe, an der Achtung des Standes selbst. Bist du so ganz aus vollster Seele Lehrer, treibst du dein ehrwürdiges Amt mit ungetheilter Hingebung: dann wirst du deinen Kollegen als Mitarbeiter auf einerlei Fruchtfelde ebenfalls ehren und achten, und wirst es über dich vermögen, dein eigenes Interesse dem Wohle der Schule unterzuordnen. Geht dir aber die eigene Ehre oder der eigene Ruhm über die Ehre Gottes und des Amtes, steht dir das Urtheil der Welt höher, als die stille Zufriedenheit des eigenen Gewissens, dann ist freilich kein dauernder Friede, keine aufrichtige Harmonie zu hoffen. Glaubst du mehr an dich und deine eigene Vortrefflichkeit, als an den Ausspruch der Schrift: „Wir sind allzumal Sünder!“ dann wirst du dich jeder Belehrung verschließen, und an deiner Eitelkeit wird die Stimme der Ermahnung und Warnung, wie an ehernem Schilde, abprallen.

Ich denke mir einen jungen Lehrer, wie er kaum aus dem Seminar entlassen worden. Mit heiliger Liebe zu seinem Berufe tritt er in's Amt, voll des redlichsten Willens, erfüllt von den besten, heitersten Plänen. Seine künftige Wirksamkeit erscheint ihm so anmuthig; er träumt sich's so schön, im Kreise der Kinder und im innigen Vereine mit dem älteren Kollegen zu arbeiten. Da tritt ihm dieser entgegen, kalt, mißtrauisch und nüchtern; die dargereichte, mit dem Herzen dargebotene Rechte wird kaum beachtet, das freundliche, hoffnungsfröhliche Wort findet keinen Anklang, — und dahin sind die Ideale des jungen Lehrers; erstickt, wenigstens gelähmt, ist die jugendliche Berufsfreudigkeit, wie ein unvermutheter Nachtfrost die Frühlingsblumen tödtet.

Seht jenen alternden Lehrer! Sein Haar bleicht, und er sehnt sich nach einer Stütze, durch die ihm das schwere, bisher treu geführte Amt erleichtert wird. Er erwartet den verheißenen Gehülfen mit jenen Gefühlen, die etwa einen Vater beseelen, welcher der Ankunft des längst ersehnten Sohnes harret. — Wohl kommt endlich ein junger Gehülfe; aber er tritt nicht mit den Gesinnungen eines Sohnes herzu. Hochmüthigen Geistes, seine erworbene Bildung weit überschätzend, tritt der Jüngling dem Greise entgegen, zuckt über dessen Leistungen und Ansichten vornehm die Achsel, spricht und träumt nur von dringend nöthigen Reformen und schneidet mit jedem rücksichtslosen Worte tief in die Seele dessen ein, der ihn kaum so herzlich und hoffnungsvoll willkommen hieß.

Ach, das Leben wäre nicht halb so schwer, wenn es sich die Menschen nicht schwer machten! Wer hätte keine Neider und Feinde? Die besten Menschen haben deren oft am meisten. Zeichne dich aus, erhebe dich über das Alltägliche und sei versichert, daß es dir nicht an Neidern, mithin auch nicht an Feinden fehlen wird. Wirken nun zwei Lehrer zusammen und hat der eine solche Neider, dann treten diese tückischen Sinnes zum anderen heran, und sind gar geschäftig im Ohrenblasen, und hetzen und verkleinern so lange, bis die argwöhnische Seele endlich durch das Gift des Mißtrauens und der Scheelsucht besseren Regungen unzugänglich wird. Wer länger gelebt und gewirkt hat, der weiß auch, wie wahr ich hier rede. Möchte doch Jeder, der einmal bestimmt ist, im Vereine mit Anderen zu wirken, möchte doch namentlich jeder Lehrer sein Ohr solchen Einflüsterungen verschließen, und nur eigenen Anschauungen, eigenen Erlebnissen trauen, stets aber bedenken, daß ein argwöhnischer Sinn immer durch die schärfste Brille sieht. Und sind die Herzen einander einmal entfremdet worden, so hoffe man selten Etwas von Mittelspersonen, desto mehr aber von der eigenen Persönlichkeit und von dem geraden, biederen Worte. Man möchte oft so gerne wieder einander näher rücken; aber Keiner will den ersten Schritt thun, und so geht man denn kalt nebeneinander hin, und mit jedem Tage senkt sich das Gift tödtlichen Hasses tiefer in die Herzen ein. Glaubst du als jüngerer Lehrer etwa, daß es dir Schande bringe, oder deine Ehre verletze, wenn du dem älteren Mitarbeiter zuerst die Hand zur Versöhnung bietest? Ziemt es nicht der Jugend, überall das Alter zu ehren und zu schonen? Aber auch dem Lehrergreise kann es nur zur Ehre gereichen, wenn unter den Früchten seiner Welt- und Lebenserfahrungen auch die Versöhnlichkeit prangt.

Es ist hart, wenn der ältere Lehrer am Abend seines mühevollen Lebens das geringe Einkommen vielleicht noch durch Abzüge für einen Gehülfen verkleinern muß. Aber jämmerlich ist es auch, wenn er das den Kollegen entgelten läßt durch hämische Reden, kaltes Benehmen und durch allerlei kleinliche Ausfälle, welche endlich auch den Besten zur Verzweiflung treiben möchten. Sollte es schwer sein, einzusehen, daß es auch dem jüngeren Lehrer nur schmerzlich sein kann, auf Unkosten und mit Beeinträchtigung eines Greises seine Existenz zu haben? Darum sollten beide Friede halten und mit Nachsicht und Schonung nur darauf denken, einander das mühevolle Leben durch Liebe zu erleichtern.

Genug! Möchten unter allen Umständen die jüngeren Lehrer sich stets daran erinnern, daß auch sie einst alt werden, und möchten hingegen die Lehrergreise nicht vergessen, daß auch sie einst jung waren! Dann würde Vieles besser gehen und stehen.“ —

Biographie des 1646 gestorbenen Herzogs Johann Adolph von Sachsen, Engern und Westphalen.

In No. 101 ff., 1850, dieser Blätter habe ich mit vielem Vergnügen die Namen von 97 hochbejahrt verstorbener Männer und Frauen Hamburgs gelesen. In jetziger Zeit, wo das öffentliche Leben, die lug- und truguolle Politik mit Ekel erfüllen muß, wird Mancher, der sonst wohl nicht Kraft und Neigung genug besitzt an der Wissenschaft und ihrer ewig geltenden Bedeutung festzuhalten, an dieser alma mater, an deren Brust die jetzigen Generationen großgesäugt, — nolens volens von dem forum zu den Penaten zurückgetrieben, wo Apollo und die Musen ihn mit liebenden Armen umfangen. Sehr wenige unserer 97 betagt Verstorbenen haben dazumal auf hoher Sturmfluth ihren Lebenskahn durchweg fortgerudert, und wenn sie auch keck und kühn in

ihrer Jugendzeit der Scylla und der Charybdis Gebrul entgegengingen und gleich manchem kühnen Weltumsegler die Fahrt auf des wellenbewegten Lebens Ocean antraten; wenn sie anfangs frei, flott, froh und dabei vielleicht nicht immer sonderlich fromm den Thyrsusstab schwangen: sie lebten wenigstens so, daß sie für das Alter ein trauliches Asyl sich gewonnen hatten. Für die spätern Lebensjahre die Laren zu wissen und können ihnen nachjagen, die den lebensmüden Wanderer liebreich und warm umfangen: das ist und bleibt nach wie vor der Lebens-Anker des menschlichen Daseins. — Viele scheitern, weil sie im Thatendrange ihn verkennen, auch Viele unserer momentanen Heroen des Welt-Getriebes werden noch daran scheitern!

Der nachfolgend genannte, aus der Specialgeschichte des dreißigjährigen Krieges wohlbekannte Herzog berücksichtigte sein lebelang Obiges, eine Forderung für jeden Menschen, auf keine Weise. Darum waren auch seine letzten Lebensjahre, so wildbewegt auch seine erste Jugendzeit war, nicht sanft und nicht milde sein Tod, ebensowenig Freude hatte daher der alte Vater von seinem von ihm so herzlich geliebten Sohne.

Ich besitze die geschriebene Leichenpredigt, und der Geschichte wird mit folgendem Auszuge aus derselben gedient sein.

Personalia

Belangende des weiland durchleuchtigen, Hochgebohrnen fursten vnd Herrn Johan Adolph, Hertzogen zu Sachsen, Engern vnd Westphalen, Hochseligen Andenkens, Geburt, Tauffe, Aufferzihung, Tugend, Leben, Schwachheit und Seel. Todt.

I. Nativitas ratione primae prosapiae.

Nativitas pp. So seynd Ihr F. G. der Väterlich. und Mütterlichen Geburts-Linie nach auß König, Chur- Vnd Fürstlichen Vhralten Stamme entsproßen und gezeuget; denn Ihr Hochsel. Fürstl. Gn. itzo hochbekummerter Herr Vater ist, der durchleuchtiger Hochgeborner Fürst und Herr, Herr **Augustus**, Hertzog zu Sachsen, Engern Vndt Westphalen, vor welchen, alß unsern gn. LandesVater wir flehentlich Gott zu bitten, daß er I. F. G. in diesem Hertz schmertzlichen Betrübniß von oben herab Kräfftiglich trösten, Vndt dem gantzen Fürstenthumb zum Schutz Vndt Trost, noch eine Lange Zeit bey beständiger Gesundheit, langem Leben, Vndt allem Fürstl. Wolergehen gnädigl. erhalten wolle.

Mater. Elisab. Sophia. Die Fraw Mutter ist geweßen die weiland, durchleuchtige, hochgeborne Fürstin vnd Fraw, Fraw, **Elisabetha Sophia**, gebohren zu Schleßwig, Hollstein, Hertzogin zu Sachsen, Engern Vndt Westphalen, Christl. Andenkens, welche a. 1627 den 24. Nov. eines frühen Todes Verfahren und in d. Domkirche zu Rateburg ist beygesetzet.

Väterliche Verwandten aufffteigender Linie.

Deinde Ascendentes pp. Der GroßVater ist geweßen, der Weiland durchleuchtige hochgebohrne Fürst und Herr, Herr, **Frantz** der **ander**, Hertzog zu Sachßen, Engern Vndt Westphalen, Christ rühmlichen Andenkens, welcher den 2. Jul. 1629 eines Seel. Todes verblichen, und zur **Lawenburg** Fürstl. beigesetzet worden.

Avia Margaretha. Die GroßFraw Mutter ist gewest, Fraw, Margaretha, zu **Stetin**, Pommern, Hertzogin zu Sachsen, Engern und Westphalen, welche **Anno** 1581 gestorben Vndt zu Ratzeburgh in die Dohm Kirche beygesetzet worden.

Proavus ex parte Avi pater Franc. Imus. Der Elter Herr Vater (: wegen des Groß Herr Vatters Herr **Frantz** der **I.** weiland Hertzog zu Sachßen, Engern Vndt Westphalen, welcher 1581 auch sel. Todes verschieden.

Proavia Sybilla. Die Elter Fraw Mutter, Fraw Sybilla, weiland Hertzogin zu Sachßen, E. V. W. gebohrne Landgräfin in Thuringen, Marggräfin zu Meißen, welche den 18. Juli **Anno** 1592. Seel. Todes verfahren.

Proavus ex parte aviae paternae philippus Imus. Der Elter Herr Vater (: wegen der Groß Fraw-Mutter:) Herr Philip **I.** weiland Hertzogh zu Neu Pommern, der Caßuben Vnd Wenden Furst zu Rugen und Graff zu Gutzkow, welcher im J. Chr. 1560 entschlaffen.

Proavia Maria. Die Elter Fraw Mutter, Fraw Maria, gebohren auß Churfl. Hauß. Sachsen, Churfurst **Johan Friderichen** Fraw Schwester, welche **A.** 1583 Seel. T. verblichen.

Mutterliche Anverwandten aufffteigender Linie.

Ascendentes in linia Materna Avus Johannes Adolphus. Der Großvater von der Fraw Mutter ist gewest, der Durchleuchtiger Hochgebohrne Fürst vnd Herr, Herr **Johan Adolph**, weiland Erbe zu Norwegen, Hertzog zu Schleßwigh, Hollstein, Stormarn vnd der Dittmarschen, Graff zu Oldenburgh, † 1616.

Avia Augusta. Die Fraw groß Mutter **Augusta** weil. gebohren auß Königl. Stammen zu Dennemark, Hertzogin zu Schleßwig, Hollstein, Stormarn pp., † 5. Febr. 1639.

Proavus Adolphus. Der ElterHerr Vater (wegen des Mütterl. groß Vaters) Herr **Adolph**, weil. Erbe zu Norwegen pp. † 1586.

Proavia Christina. Die Elter, Fraw Mutter, **Christina** Hertzogin zu Schleßwig Hollstein t. c., gebohrne Landgräfin zu Heßen, † 1609, Apr. 3.

Proavia Sophia. Die Elter Fraw Mutter, Sophia Königin zu Denne-M. gebohrne Hertzogin zu Mecklenburgh, † 1631.

II. Nativitas ratione temporis.

Ihr Hochsel. Fürstl. Gnd. Vorhochgedachte Eltern sind **Anno** 1620 mitt einander in den Christl. Ehestand getreten, und haben den 5 Tag **Mart.** zu **Husem** im Hertzogthumb Schleßwigh mitt Christl. ceremonien Ihr Fürstl. beylager gehalten. Auß diesem Christl. Ehestand seindt durch Gottes reichen Segen entsproßen drey Frewlein und drey Herrlein, davon zwey Fürstl. Frewlein noch am Leben.

Zweene Herlein vnd 1 Frewlein sind vor diesem schon selig Todes verblichen, und zu Ratzeburgh in die Dohmkirche Fürstl. beigesetzet.

Anno 1626 d. 22. Okt. am Sontag **Trin.** gegen Abendt ¼ nach 4 Vhren seindt gebohren I. F. G. **Johan Ad.** Hertz. zu Sachßen Engern vndt Westphalen.

Regeneratio & educatio puerilis.

Vndt nach Dero leiblichen Geburth in gedachten 1626. Jahr, alsobald den 26. Nov. durch Wasser vnd Geist in der Heil. Tauffe wieder gebohren.

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Dorfküsters.

(Fortsetzung.)

Thiele, am 16. December 1711.

Fräulein Sophie hat die Kinderblattern bekommen! Ach, wie fürchte ich für ihr Leben. Könnte ich doch an ihrer Stelle sterben! Aber ich kann ja nicht mehr als einmal die Krankheit bekommen. Ihr schönes Gesicht ist ganz geschwollen und über und über mit Blasen bedeckt.

Thiele, am 13. März 1712.

So bin ich doch wieder von meiner schweren Krankheit genesen. Ich glaubte, sie würde die letzte sein, und seufzte aus vollem Herzen zu Gott um meine Erlösung. Aber ich muß noch eine Weile in diesem Jammerthale umherwandeln. Es ist sein Wille, er geschehe! — Es ist mir, als wäre ich vom Tode erstanden, und mich dünkt, als hätte diese dreimonatliche Krankheit eben so viele Jahre gedauert.

Gestern sah ich sie zum Erstenmale wieder, und zwar mit guter Contenance, beinah sollte ich denken, daß die Krankheit meine thörichte Liebe geheilt habe. Sie war etwas blaß und es kam mir vor, als sehe sie etwas unzufrieden aus. Leider hat sie auch wohl Ursache dazu. Seine Excellenz ist ein großer Libertin. Ich sah heute durch einen Riß in meiner Zimmerthür, wie er das Mädchen der gnädigen Frau, und zwar auf eine gar indecente Manier, umfaßte. Ach, das arme Fräulein! Wäre ich Seine Excellenz, ich würde sie wie einen Engel des Himmels adoriren.

Thiele, am 1. Mai 1712.

Seine Excellenz ist so eben abgereiset, und läßt seine Liebste hier zurück. Er ist ihrer wohl satt und — verzeihe mir Gott — ich glaube, sie ist es seiner auch. Wenigstens sehnt sie sich nicht nach ihm, denn sie ist eben so heiter und vive, ja selbst noch mehr, wie vorher; aber doch hin und wieder etwas — hoffärtig. Oft redet sie mich an, als wäre ich ein Bettler, und dann wieder, als sei ich ihres Gleichen. Ich glaube beinah, daß sie mich zum Besten hat, mich armen Narren. Ich bin noch nicht klug geworden, denn sie kann mich noch froh und betrübt machen, ganz wie sie will.

Thiele, am 3. Juni 1712.

Meine Gesundheit erhalte ich wohl nie wieder, die Heiterkeit meiner Jugend ist gänzlich fort, mein ganzes Wesen ist schwer und matt, es giebt nichts, wozu ich wohl Lust hätte: ich mag weder jagen noch lesen, Büchse und Buch sind gleich voll Staub. Das Französische, was ich anfangs so plaisant fand, mag ich weder hören noch sprechen — das ist eine falsche Sprache!

Thiele, am 24. Juni 1712.

Ich habe mein Zimmer mit Hans vertauscht, er wollte durchaus das meine haben, weil er sich fürchtet nach dem Kirchhof hinaus zu schlafen. Der Thor! dort muß er ja doch einmal auf immer schlafen. Ich bin mit dem Tausch recht zufrieden, denn ich kann von dort die Gräber meiner Eltern sehen; sie sind wohl verwahrt.

Dort in der Ecke ist das Grab des Herrn Soefern; es wachsen schon Disteln darauf — die will ich doch ausraufen.

Thiele, am 13. December 1712.

Das Mädchen der Frau hat einen kleinen Sohn geboren und hat einen Spitzenkrämer als Vater angegeben, allein das ganze Schloß weiß recht gut, wer die Schuld trägt. — Das Fräulein hat selbst darüber raillirt; ich weiß nicht, wie ihr das möglich ist, aber freilich sie nimmt die Welt sich sehr leicht. Ich bin nicht von der Natur.

Thiele, am 27. Februar 1713.

Träum' ich, oder bin ich wach? Haben mich meine Sinne düpirt, oder war sie wirklich mein? Ja, sie war die Meine! Mit diesen meinen Armen habe ich sie umschlungen, sie hat an meiner Brust geruht, meine Lippen mit Küssen — mit heißen Küssen bedeckt. Nun möcht' ich gern sterben, so glücklich kann ich doch nicht wieder werden. Doch nein! was ist mit mir geschehen? Was habe ich gethan? Ach, ich weiß selbst nicht, was ich schreibe — ich fürchte, daß ich wahnsinnig bin! — —

Thiele, am 5. März 1713.

Laß mich sie in's Gedächtniß mir zurückrufen, diese deuten Augenblicke! Laß mich recht erwägen, wie glücklich ich gewesen. Jetzt erst fange ich an, wie aus einem Rausche zu erwachen. —

Der gnädige Herr kehrte von der Jagd heim, und Hans war die Nacht über im Walde geblieben, um einen Dachs auszuwerfen, der in einer Grube gefangen war. Ich wußte wohl, daß er erst beim Anbruch des Tages zurückkommen konnte, und so kam es mir in den Sinn, mich in mein voriges Zimmer zu betten. Kaum war ich eingeschlummert, so wurde ich von einem Kusse geweckt. Erschrocken erhob ich mich, und war im Begriffe zu schreien, da fühlte ich eine weiche Hand auf meinem Munde, und eine süße Stimme flüsterte — ihre Stimme, die ich nicht nennen darf. Da — da — o! ich Sünder — ich verstockter Sünder! — habe ich meinen Herrn verrathen und kann es nicht einmal von Herzen recht bereuen. Jedesmal, wenn ich Pönitenz machen will, werde ich von einer himmlischen Freude, die meiner Reue spottet, daran verhindert. Ich fühle es, ich sehne mich ein Verbrechen, das ich verfluchen sollte, zu repetiren. „Ewig die Meine!" waren die ersten Worte, die ich hervorstoßen konnte — da aber riß sie sich mit einem jähen Kreisch aus meinen Armen, und ich war allein. Die Thür knarrte, ich setzte mich aufrecht im Bette, ich war noch zweifelhaft, ob nicht alles ein Spuk gewesen. Ach, warum entfloh sie wieder? Warum kam sie denn ungerufen, ungelockt? Hat sie mich, wie ich sie geliebt — schweigend, innig, glühend? — —

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. In No. 25 d. Bl. Seite 196, zweite Spalte, Zeile 22 von unten l. m. ungenäßt statt ungenutzt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 30. Sonnabend, den 12. April. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reiandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Dominichino.

Indem wir eine Skizze von dem Leben des Spagnoletto gegeben, konnten wir nicht umhin, auch das des Dominichino's, seines illustren Opfers, zu erwähnen. Das Wenige, was wir davon angedeutet haben, hat jedoch schon eine hinreichende Idee von dem Contraste geben können, den ein Paar im höchsten Grade merkwürdige Existenzen, welche mitten in derselben Generation, und in der Verfolgung des, allen ausgezeichneten Genie's gemeinsamen, Geschickes neben einander dahin fließen, darzubieten vermögen. Während die Physionomie Ribera's sich in der Vergangenheit in kräftigen und ergreifenden Zügen zeichnet, erscheint die des Dominichino in einer Aureole der Traurigkeit und Schwermuth. Indem man die ersten Schritte des Spagnoletto, und wie geringschätzig er die Glücksgöttin behandelt, sieht, weiß man schon, daß er über sie obsiegen wird; und an seiner entschlossenen Haltung gewahrt man, daß er sich sein Ziel im Voraus gesteckt hat, und daß er der Schwierigkeiten des Weges nicht achtet, weil er sicher ist, da anzukommen, wo er einmal hat ankommen wollen.

Eben so wenig braucht man dem Dominichino weithin im Leben zu folgen, um zu errathen, daß er nie an irgend ein Ziel gedacht hat, oder daß dies Ziel sich für ihn in den Tiefen der unendlichen Vollkommenheit verliert, und daß er darauf zugeht, nicht, weil er es erblickt, sondern weil ihn das Genie dahin leitet.

Er, der große Künstler, wird der posthumen Ehren theilhaftig werden, welche die Nachwelt zuerkennt; aber er gehört nicht zu denen, die sich, in einem gewissen Sinne des Wortes, auf das Ankommen verstehen, weil er den stolzen Ehrgeiz des Rufes, dies Kräftigungsmittel, welches die Machtlosen in dem hoffnungslosen Ringen stärkt, gar nicht oder in einer kaum bemerklichen Dosis besitzt. Er nimmt kaum von der Bewunderung der Menschen Notiz, und es scheint, als ob der Gegenstand seines Trachtens so hoch über dem Ruhm läge, daß er es kaum wagen mag, in dessen Verfolgung zu beharren. Auch geht er dabei, trotz seiner Stärke, scheu zu Werke, ist unschlüssig, wiewohl er Glauben hat, und von vornherein wie muthlos.

Zu Bologna ist es, wo Dominichino, im October des Jahres 1581, geboren wurde. Er war der zweite Sohn eines Schusters, Namens Zampieri, der sich zu einem gewissen Wohlstande emporgearbeitet hatte. Der würdige Handwerksmann freuete sich dessen, aber weniger wegen der Aussicht, die er hatte, nach einem mühevollen Leben eines ruhigen Alters zu genießen, als weil er sich im Stande sah, seinen Kindern eine bessere Erziehung zu geben, als sie nach ihrer Herkunft zu erwarten berechtigt waren. Da er aber, wie gut er seinen Pfriem auch zu benutzen verstanden hatte, doch keineswegs für reich gelten konnte, so glaubte er, es nicht abwarten zu müssen, daß seine beiden Söhne in das Alter träten, wo sie versucht sein könnten die Früchte seiner Ersparnisse zu verjubeln, und beschloß sehr weise, einen jeden von ihnen eine liberale Profession lernen zu lassen, zu welchem Ende er unter seinen alten Kunden einige verständige Männer zu Rathe zog. Unter diesen befand sich auch der Maler Calvaert.

Calvaert machte darauf Zampieri das Anerbieten, daß er seinen ältesten Sohn, dessen lebhafte Einbildung und offener Charakter ihm gefielen, zu sich nehmen wollte, und versprach, einen Künstler aus ihm zu machen. Da Calvaert zu Bologna eines ziemlichen Ansehens genoß, so daß er Figur machte, und gut zu leben hatte, so ließ Zampieri sich verleiten, ihm seinen Erstgebornen anzuvertrauen.

Nun fragte es sich noch, was mit dem Jüngeren anfangen, bei dem sich noch keine bestimmte Anlage kundgab. Dominichino Zampieri war ein Knabe von ruhigem Naturell, aber ein wenig verschlossen und mürrisch. Mit Kindern seines Alters zu spielen, machte ihm keinen Spaß, und lärmende Spiele waren ihm zuwider; seine Lust bestand darin, sich in abgelegenen Winkeln seinen Träumereien hinzugeben.

„Was stelle ich mit dem da auf?" sagte der verdutzte Schuster zu Calvaert? Es ist ein Duckmäuser, der es sich nicht merken läßt, was er denkt.

— Laßt ihn ein Schriftgelehrter werden, weiht ihn der Kirche, Ihr könnt nichts Besseres thun, sagte Calvaert zu ihm. Gregorius VII. war ein Zimmermann, und die Schusterzunft hat noch keinen Papst geliefert; wer weiß, was einmal geschieht.

Calvaerts Rath wurde noch einmal befolgt, und Dominichino Zampieri begann die Elemente der Kenntnisse zu studiren, die nöthig waren um es in dem Stande, welchem man ihn bestimmt hatte, recht weit zu bringen.

Nach Verlauf von vier Jahren, wußte er mancherlei und viel des Besten, denn seinem strebsamen, ernsten und verständigen Geiste ging nichts von der Saat verloren, die darauf fiel, und er konnte sich späterhin mehr als einmal dazu Glück wünschen, daß er sich für die Tage der Prüfung die tröstlichen Maximen der Weisen, den kräftigenden Geist der heiligen Bücher, und die placide Resignation einiger heidnischer Philosophen zu eigen gemacht hatte.

Während Dominichino sich aufs lobenswertheste bemühte, ein Gelehrter zu werden, scheiterten alle Versuche Calvaerts, dem Gehirn seines älteren Bruders einen Funken zu entlocken, der auf irgend eine Anlage hingedeutet hätte. Daraus folgerte er denn, daß sein Eleve nicht für die Laufbahn der Künste passe, welche Ansicht er auch dem würdigen Schuster mittheilte.

„Aber was soll ich denn aus ihm machen?" rief der arme Mann aus.

— Einen Schreiber, einen Gelehrten, späterhin einen Cardinal, antwortete Calvaert.

„Ich habe ja schon einen Papst-Candidaten," erwiderte ihm der Schuster darauf; „soll ich denn ohne alle Aussicht auf Nachkommenschaft sterben?"

— Nun, sagte Calvaert wieder, ich bin es gewesen, der Euch den verkehrten Weg hat einschlagen lassen; es ist deshalb meine Schuldigkeit, die Sachen wieder ins Reine zu bringen; so lasset denn den älteren mit dem jüngeren einen Tausch machen, und gebt mir diesen in die Lehre; ich komme für ihn auf. Ohne daß er einen Lehrer gehabt hat, und bloß daß er einige Male zu mir in mein Atelier gekommen ist, hat er mehr von der Malerei gelernt, als sein Bruder nach vierjährigen Studien.

Der alte Zampieri ließ sich abermals von Calvaert rathen, und so kam Dominichino denn zu dem Berufe, der seine wahre Bestimmung war. Bis dahin hatte er sich mit der Kunst nur als einen seinem jugendlichen Sinn zusagenden Zeitvertreib beschäftigt; sobald er aber wußte, daß die Malerei sein Gewerbe werden sollte, und so wie er Calvaerts Atelier betreten hatte, da fiel ihm ein Stein vom Herzen; er dankte Gott, ihn aus seinen Leviten heraus genommen zu haben, und befleißigte sich des Studiums mit einem unermüdlichen Eifer. Bald nahm er unter den Eleven Calvaerts den ersten Rang ein, und dieser weissagte ihm, um ihn noch mehr anzuspornen, daß er dereinst eben so berühmt werden würde wie er selber.

Dieser Calvaert war ein flämischer Künstler, von unbestreitbarem Verdienst, aber einem Verdienste, das mehr auf Achtung als auf Triumph, mehr auf Wohlwollen als auf Bewunderung Anspruch machen konnte. Er hatte sich inzwischen ein erkleckliches Vermögen erworben, und nahm in der Meinung des aufgeklärten Publikums zunächst den Carrachios einen ausgezeichneten Rang ein. Viele an seiner Stelle würden sich das haben genügen lassen, Calvaert war aber von einer blinden und höchst unduldsamen Eigenliebe besessen, und er konnte es den Carrachios nicht verzeihen, daß sie als die Häupter der Bologneser Schule bezeichnet wurden; er sah darin einen an seinem Ruhm verübten Raub und ein Zeichen der crassen Unwissenheit des Jahrhunderts. Ungern gestand er jenen irgend ein Verdienst zu, auch hatte er allen jungen Leuten, die sein Atelier besuchten, verboten, einen Fuß zu den Carrachios zu setzen, ihre Weise nachzuahmen, oder ihre Werke zu copiren, unter Androhung sofortiger Ausweisung.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Gründung der constitutionellen Monarchie in Belgien durch den Nationalcongreß,

nach amtlichen Quellen

von

Theodor Juste.

Zweiter Band.

Brüssel — Leipzig — Gent. Karl Muquardt. 1850.

XI und 332 Seiten gr.-8.

Der erste Band des vorliegenden Werkes, welches als eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuesten staatswissenschaftlich-geschichtlichen Literatur zu betrachten, ist im vorigen Jahrgange unsrer Zeitschrift, No. 106, S. 833—836 ausführlich besprochen und sind in No. 109, S. 857 und 858 zwei Bruchstücke desselben, die uns das Bild des heldenmüthigen Grafen Friedrich von Merode vorführen, abgedruckt. Dieser erste Band besteht aus zwei Hauptabtheilungen: Die provisorische Regierung, und: Die Verfassung; er schließt mit der Beendigung der Berathung über dieselbe. Der zweite, schon vor einiger Zeit erschienen, aber uns jetzt erst zugekommene Band, umfaßt in fünfzehn Kapiteln die wichtige Periode der Regentschaft des ehrwürdigen Staatsverwesers Surlet de Chokier (gestorben am 7. August 1839 auf dem Landgute Gingelom), der Ernennung des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg zum Könige der Belgier und

dessen Ankunft und Thronbesteigung. — Hinzugefügt sind S. 281 bis 306 folgende Ergänzungen beider Bände: 1. Ueber den Ursprung des Königreichs der Niederlande (besonders nach Thiers). 2. Verwerfung des Staatsgrundgesetzes des Königreichs der Niederlande durch die belgischen Notabeln (am 15. August 1815; ein Auszug aus dem sechsten Bande der Oeuvres complétes, 1840, von J. J. Raepsaet, gestorben 1832, einem Augenzeugen der Begebenheiten, welche er erzählt. 3. Die achtzehn Artikel. Diese Ergänzung ist Allen zur aufmerksamen Beachtung zu empfehlen, die durch einseitige Parthei-Urtheile leicht verleitet werden könnten, das zweite Ministerium des Staatsverwesers und namentlich den Minister Lebeau zu beschuldigen, daß es, wie der Verfasser sagt, „sich von der Diplomatie habe betrügen lassen, oder daß es die belgische Nation habe täuschen wollen, indem es die Friedenspräliminarien, welche man die 18 Artikel nennt, als für Belgien vortheilhafte Verträge darstellte.“ — Sehr zweckmäßig sind S. 307 bis 328 die Stiftungsurkunden der belgischen Monarchie mitgetheilt, nämlich: 1. Unabhängigkeit des belgischen Volkes. (18. Nov. 1830.) 2. Ewige Ausschließung der Familie Oranien-Nassau von aller Macht in Belgien. (24. Nov. 1830.) 3. Regierungsform in Belgien. (22. Nov. 1830.) 4. Unabhängigkeit Belgiens. — Ausschließung der Nassau. (24. Febr. 1831.) 5. Die Verfassung Belgiens. (7. Febr. 1831.) 6. Dekret, durch welches S. K. H. der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg zum König der Belgier proklamirt wird. (4. Juni 1831.) 7. Protokoll der feierlichen Einsetzung Leopold's I., Königs der Belgier. (21. Juli 1831.) Wir haben Tag und Jahr der Documente absichtlich gewissenhaft registrirt, in der festen Ueberzeugung, daß diese Daten eben so sehr, ja noch mehr es verdienen dem Gedächtnisse eingeprägt zu werden, als die Daten gewonnener Schlachten, der Geburts- und Todeszeit gekrönter Häupter u. s. w. — Im Anhange, S. 329—332, findet man das Namens-Verzeichniß der Mitglieder des belgischen Congresses; freilich nur Namen, aber welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Namen! — Der Bericht an den König vom 24. Sept. 1849 über die Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Congresses und der Verfassung, so wie der königliche Beschluß sind auf den letzten Seiten enthalten.

Den Inhalt des zweiten Bandes bilden großentheils parlamentarische und diplomatische Verhandlungen; aber sie sind der Grund und Boden, aus welchen die constitutionelle belgische Monarchie hervorging und man befürchte nicht mit einem trocknen Referate der inmitten des Nationalcongresses stattgefundenen Debatten, die übrigens oft das größte Interesse gewähren, oder der außerhalb desselben in London und Paris geführten Verhandlungen gelangweilt zu werden; in kunstreicher, lebendiger, ja bisweilen fast dramatischer Darstellung, doch zugleich mit historischer Treue und feinem, richtigen Schicklichkeits- und Gerechtigkeitsgefühle, hat Herr Theodor Juste es verstanden, ihre Geschichte zu schreiben. Was der Verfasser in den fünfzehn Kapiteln erzählt, hier kurz zusammenzufassen, würde uns schlecht gelingen; wir kennen keins, welches nicht den reichsten Stoff darbietet zu den ernstesten Betrachtungen und zur dankbaren Anerkennung der ruhmwürdigen Bestrebungen der Männer, die freilich die Revolution mit hervorriefen und förderten, aber auch dem Vaterlande eine Muster-Verfassung gaben, eine Verfassung, die als Belgiens schützendes Palladium sich in den Stürmen der Zeit bewährt hat, die ihm einen König gaben, den, man möchte sagen, die Vorsehung recht eigentlich für Belgien geschaffen zu haben scheint. Doch, es darf nicht verschwiegen werden, nicht unter steten Sonnenblicken wurde die junge Monarchie geboren; oft droheten finstre Wolken am belgischen und fremden Horizont — an ersterem besonders — sie zu verdunkeln. Von Außen her wurden inländische Sonderinteressen — und wo, wenn es um Neugestaltung des Alten oder gar um eine ganz neue Schöpfung im Staatenleben sich handelt, machen sie sich nicht geltend! — schlau benutzt, den Saamen der Zwietracht und der Verdächtigung zu säen, sogar zu lärmenden, widersetzlichen Kundgebungen die Bürger der Hauptstadt und anderer Städte des Landes zu verlocken; unblutig zwar meistens, dennoch verwirrend, störend wenigstens die Berathungen der Freunde des Vaterlandes, wenn auch nur augenblicklich. Der Verfasser, gewissenhafter Geschichtschreiber, hat diese Schattenseite der Gründung der constitutionellen belgischen Monarchie nicht verdeckt; er durfte es nicht. (Ueber die Ergebnisse der angestellten Untersuchungen möchte vielleicht mancher Leser gerne noch Näheres erfahren.) Selbst als mit überwiegender Stimmenmehrheit (152) die Königswahl entschieden war, äußerte sich die Volksfreude nicht laut; der Zweifel, ob der Gewählte kommen würde, hielt sie noch zurück; ein Zweifel, leicht zu entschuldigen, wenn man sich die hohe Stellung, das freie, sorgenlose Leben des Fürsten in seiner zweiten Heimath vergegenwärtigt. Aber er brachte der Ruhe Europa's, den Wünschen der Belgier ein Opfer, vergolten jedoch durch ihre Liebe, vergolten durch das schönste häusliche Glück, welches nur ein, allen Belgiern, ja Jedem, der ein solches Glück zu würdigen befähigt, heiliger Schmerzenstag trübte. — — Der Zweifel wurde schnell besiegt; am 11. Juli trafen die Deputirten des Nationalcongresses, die Herren Lebeau, (welcher sich gleich Herrn Devaux, da die letzten Hindernisse, welche sich der definitiven Constituirung des Landes entgegengestellt, am 9. Juli gehoben waren, vom Ministerium zurückgezogen), Graf Felix de Merode, Fleussu, de Muelenaere und Jos. d'Hoogvorst in London ein, um dem Prinzen Leopold die Annahme der achtzehn Artikeln anzuzeigen und ihn nach Belgien zu begleiten; am 17. reis'te der König, welcher am 15. Juli Lord Grey geschrieben hatte: „Als Souverain Belgiens ist es meine Absicht, Nichts von den Einkünften, die mir bei meiner Vermählung durch Parlamentsacte bewilligt worden sind (50,000 Lsterl.), aus England mit hinweg zu nehmen“, von dort ab. Künstlich vorbereitete und deshalb nur zu oft zum theatralischen Pomp sich gestaltende Festlichkeiten und veranlaßter Jubel haben uns nie Theilnahme abgewinnen können, aber der feierliche und herzliche Empfang des Königs auf belgischem Boden war anderer, edlerer Natur.

„Die Reise des Königs war ein Triumphzug von Furnes an bis nach dem Schlosse Laeken. Man konnte nicht umhin, die glänzende und allgemeine Darlegung der Freude in den Städten, durch die der Zug ging, zu bewundern; aber was am meisten rührte, war der Empfang, der dem Souverain auf dem Lande zu Theil wurde. Wenn man einen Dorfpfarrer mit weißem Haar, mit ehrwürdigem Gesicht kommen sah, um in einem lutherischen Prinzen den Beschützer der Unabhängigkeit des Landes, den Wiederhersteller der so lange unterdrückten belgischen Nationalität zu begrüßen: so wurden die Augenzeugen durch die Mischung von Patriotismus, der sich an die alten Traditionen knüpfte, und von

Toleranz, die sich an die liberalen Prinzipe der Revolution von 1830 anlehnte, oft tief gerührt. Und wenn man dann die grünen Zweige und die Guirlanden sah, welche die an der Landstraße zerstreuten Hütten schmückten, wenn man die naive und ungezwungene Freude der armen, auf der Schwelle dieser Hütten versammelten Bewohner sah, so konnte man sagen, das Volk begreife instinktmäßig die ganze Bedeutung dieses Einzugs. Es fühlte, daß der durch die Stimme der Nationalversammlung erwählte Prinz Vertrauen, Frieden, Sicherheit, Handel, allgemeine Wohlfahrt wiederbringen werde. Man konnte auch in der Bevölkerung Flanderns und Brabants, die herbeiströmte, um den König zu sehen, die alte Achtung vor der monarchischen Macht wiedererkennen, die das belgische Volk stets mit unbesiegbarer Liebe zur Freiheit zu vereinen gewußt hat. Ein König der Belgier, das war für das Volk die glückliche Vergangenheit unter den Herzögen von Brabant und den Grafen von Flandern; eine unabhängige Monarchie, das war die glänzende Wiederherstellung der alten Nationalität. Die Republik, wenn sie wiederhergestellt worden wäre, hätte das Volk nur an die unglücklichen Tage von 1793 erinnert, an die Tyrannei und an die Räubereien der Commissaire des Nationalconvents; und ein Präsident hätte weder für die Erinnerungen, noch für die Einbildungskraft des Volkes etwas Ansprechendes gehabt. Er würde von fast allmächtigen Vorurtheilen, wenn nicht von dem Nationalgefühl verworfen worden sein.

Der Enthusiasmus, der beim Anblick des Königs der Belgier ausbrach, war also aufrichtig, freiwillig, allgemein. Alle fühlten sich glücklich. Man sah in den Städten, durch die der Zug ging, Mitglieder des Congresses, die einige Tage vorher leidenschaftliche Gegner gewesen waren, auf einander zu kommen, sich umarmen und ihre vergangenen Streitigkeiten vergessen, um sich alle Dem anzuschließen, welchen sowohl der Instinkt des großen Haufens als der unbefangene Verstand der Politiker als den Befestiger, wenn nicht gar als den Retter der wiedererlangten Unabhängigkeit und der von der Weisheit der souverainen Versammlung aufgerichteten liberalen Institutionen betrachtete. Man muß übrigens hinzufügen, daß auch das Benehmen des neuen Königs, dessen Wesen so leicht für ihn einnahm, seine so freundlichen Ansprachen, seine Antworten voll Takt und Geist, seine Kenntniß der Geschichte und der Interessen des Landes viel dazu beitrugen, gewisse Vorurtheile verschwinden zu machen und die alten Parteien um den constitutionellen Thron zu sammeln.

In der Nähe von Alost gab der König einer Deputation von Burgemeistern folgende Antwort: „Ich habe eine glänzende „und glückliche Stellung nur verlassen, um mich dem Glücke „Belgiens zu widmen. Ich komme mit der festen Absicht her, die „Institutionen des Landes zu befestigen, die Freiheiten desselben „aufrecht zu erhalten und ihnen Achtung zu verschaffen, seine Un„abhängigkeit zu vertheidigen. Der so rührende Empfang, welcher „mir, seitdem ich den ersten Fuß auf das belgische Gebiet gesetzt „habe, überall zu Theil wird, beweis't mir, daß ich durch Annahme „der Krone einem National-Wunsche entsprochen habe. Ich rechne „auf Sie, meine Herren, und Sie können dagegen bei allen Ihren „Rechten und Interessen auf mich zählen."

An der Gränze von Brabant wurde der König vom Civil-Gouverneur de Coppin und dem Commandanten der zweiten Militairdivision, dem General Duvivier, empfangen.

„Sire", sagte dieser alte Soldat zu ihm, „als Organ der „Truppen, welche die zweite Militairdivision bilden, die zu comman„diren ich die Ehre habe, verspreche ich Ihnen in deren Namen „Achtung und Gehorsam. Kommen Sie, Sire, werden Sie das „Glück unseres schönen Vaterlandes. Das Heer hat unserm ver„ehrungswürdigen Regenten Treue geschworen; es hat seinen „Schwur gehalten. Wir erneuern denselben jetzt Ihnen: rechnen „Sie auf uns. Wir werden stets Säbel und Bajonette bereit „haben, um Sie zu vertheidigen." Der König antwortete von neuem (— bezieht sich auf die Antwort, welche der König dem General de Wautier, Commandanten der ersten Militairdivision und des flandrischen Armeecorps ertheilt hatte —), er rechne vollkommen auf das Heer.

Die Menge mehrte sich in dem Maaße, wie man sich Brüssel näherte. Einige hundert Wagen, zahlreiche Gruppen von Reitern und Tausende von Fußgängern bedeckten die Landstraße auf drei Stunden weit vor Brüssel bis an das Thor der Hauptstadt. Oefter als einmal antwortete der König auf die Glückwünsche, die man ihm darbrachte, daß er sich bei dem Anblicke eines so allgemeinen Enthusiasmus glücklich schätze, der freigewählte König des belgischen Volkes zu sein. Mehrmals sah man ihn auch in seinem Wagen aufstehen, bewegt und ergriffen von den einstimmigen Freuderufen, welche die unzählige Menge ausstieß, die herbeigeeilt war um ihn zu sehen.

Es war bald elf Uhr Abends, als der, beständig von Enthusiasmus des Volkes aufgehaltene Wagen beim Schlosse Laeken anlangte. Der König empfing hier die Beglückwünschungen des Regenten von Belgien, der Minister, der Congreßmitglieder, welche das Bureau bildeten, und der höheren Staatsbeamten."

In der letzten Sitzung des Congresses (am 20. Juli) beschäftigte sich derselbe, nachdem er der Landesverwaltung den nöthigen Credit für das dritte Vierteljahr von 1831 bewilligt hatte, mit einem Dekret, welches die Preßfreiheit feststellen sollte. „Die Presse trat," sagt der Verfasser, „von den Ausnahmebestimmungen befreit, in das allgemeine Recht ein; die Freiheit des Prüfens wurde geachtet, die redliche und ernste Besprechung geschützt. Dem man zuvorkommen wollte, das war nur die Störung der Ordnung unter der Aegide der Freiheit, der schnöde und öffentliche Angriff auf die bindende Macht der Gesetze, auf die verfassungsmäßige Autorität der Kammern. Es sollte dem Mißbrauch der Freiheit, dem Zwange, welcher der öffentlichen Meinung durch Heftigkeit oder Verleumdung angethan werden konnte, vorgebeugt werden. Beim Ziele seiner Aufgaben angelangt, wünschte der Congreß sein Werk zu befestigen. Er hatte eine constitutionelle Monarchie dekretirt: er mußte nun dafür sorgen, daß sie in ihren Grund-Institutionen geachtet werde; er hatte Allen ein reiches Maaß von Freiheit gegeben: diese mußte nun aber auch vor Zügellosigkeit gesichert werden." (Dieses, aus 18 Paragraphen bestehende Dekret ward durch das Gesetz vom 19. Juli 1832 bis spätestens zum 1. Mai 1833 vertagt und durch ein anderes vom 6. Juli 1833 wieder in Kraft gesetzt.) — Die um fünf Uhr abgebrochene Sitzung wurde um neun Uhr wieder begonnen und über den von den Mitgliedern der Repräsentantenkammer und des Senats, so wie von allen Justiz- und Verwaltungs-Beamten, den Offizieren der Bürgergarde und des Heeres, u. s. w. zu leistenden Eid ein Dekret in neuer Abfassung beschlossen.

„Die Nationalversammlung“, heißt es ferner, „zeigte sich nicht undankbar gegen den ehrwürdigen Mann, der das höchste Staatsamt mitten in den Stürmen, durch die das Land gegangen war, mit Klugheit und Redlichkeit verwaltet hatte. Sie decretirte, daß der Baron Erasmus Louis Surlet de Chokier, Staatsverweser von Belgien, sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe; daß eine Denkmünze geschlagen werden solle, um das Andenken an seine Verwaltung zu verewigen; endlich daß er eine lebenslängliche Pension von zehntausend Gulden vom Staate erhalten solle.

Dann legte die souveraine Versammlung die Macht nieder, von der sie einen so edlen Gebrauch gemacht hatte. Es wurde beschlossen, daß der Nationalcongreß sich sofort nach der Eidesleistung des Königs vertagen und daß er am Tage des Zusammentretens der Kammern vollgültig aufgelöſ't sein solle; daß bis zu dieser Auflösung der König allein das Recht haben solle, den Congreß zusammenzuberufen, der von nun an nur den Theil der gesetzgebenden Macht auszuüben habe, welchen die Constitution den Kammern zutheile; endlich daß die Regierung beauftragt sein solle, in Uebereinstimmung mit dem Gesetze vom 3. März 1831 spätestens binnen vierzig Tagen die Wahlen vornehmen zu lassen, und spätestens in zwei Monaten die Kammern einzuberufen.

Es war bald zwei Uhr Morgens, als der Congreß sich trennte, nachdem er noch durch Acclamation der Bürgergarde des ganzen Königreichs Dank votirt hatte.“

Aus dem fünfzehnten Kapitel entnehmen wir noch Folgendes: „Die constituirende Versammlung Belgiens nimmt ihre Stelle in der Geschichte neben dem amerikanischen Congreß von 1774 und der französischen Nationalversammlung von 1789 ein. Die Aufgabe der belgischen Versammlung war ohne Zweifel weniger imposant und weniger schwierig, als die ihrer Vorgänger, aber für die neuen Dienste, welche der Congreß von 1830 der Civilisation leistete, hätte er gewiß die Billigung Washingtons und Jeffersons erlangt, Lobsprüche von Bailly und Mirabeau eingeerndtet.

Hinter den Barricaden erwählt, einige Tage nach dem Bombardement der Haupthandelsstadt des Landes zusammengetreten, wußte sich die belgische Nationalversammlung dennoch vor der leidenschaftlichen Hinreißung zu bewahren, welche der Anblick des in tiefe Bekümmerniß versunkenen Vaterlandes so natürlich machte. Indem der Congreß mit einer Mischung von Kühnheit und Vorsicht das patriotische Werk der provisorischen Regierung fortsetzte, bestätigte er feierlich die Unabhängigkeit der belgischen Provinzen und sagte sich von der alten Dynastie los — hierauf beschränkte er seine Repressalien. Ohne sich durch die Drohungen der beunruhigten Mächte schrecken zu lassen, voll Vertrauen auf die Rechtmäßigkeit seiner Mission und auf die Klugheit des Volkes, von dem er seine Macht erhalten, ging er muthig auf das ihm vorschwebende Ziel los. Und er erreichte dieses ruhmwürdige Ziel trotz der größesten Hindernisse, indem er zur rechten Zeit kluge Mäßigung unter die Energie seines Eifers für das Wohl des Vaterlandes mischte, indem er sich mehr durch Umsicht als durch Leidenschaft leiten ließ, indem er nie aus dem Auge verlor, daß auch die absoluteste Dictatur ihre nothwendigen Gränzen hat.

Die Grundsätze der im Jahre 1828 zwischen den beiden Parteien, welche die belgische Opposition bildeten, abgeschlossenen Union belebten die souveraine Versammlung. Man hat mit Recht behaupten können, daß keine systematische Geschiedenheit, keine dauernde Spaltung zwischen der rechten und der linken Seite, zwischen Katholiken und Liberalen bestanden habe. Jeder behielt nur seine Individualität, und Alle suchten der Freiheit und der Unabhängigkeit des Vaterlandes den Sieg zu verschaffen. Die Stimmen waren im Allgemeinen ganz frei. Dieselben, welche bei einer Frage vereinigt waren, trennten sich bei der andern, und kamen bei einer dritten wieder zusammen. Es bestand ein gegenseitiges Vertrauen zu den Ansichten der Andern. Die Discussion war mitunter stürmisch, aber sie veranlaßte nie Achtserklärungen.

Die ehrenwerthen Bürger, die in dieser berühmten Versammlung saßen, freuen sich noch in der Erinnerung darüber, daß kein vorgefaßtes System die Berathungen hemmte. Alles geschah öffentlich, im Sitzungssaale, ohne vorherige Besprechung unter Parteien, die vielmehr alle mit einander verschmolzen waren. Und diesem offenen und redlichen Wege verdankte man die Einigkeit und die Schnelligkeit der Entscheidungen des Congresses, jene mit imposanter Majorität gefaßten Beschlüsse, jene Verfassung, die noch von keiner andern in Europa übertroffen worden ist.

Die französische constituirende Versammlung von 1789 hatte das Feudalwesen zerstört und die Grundlage zur neuen gesellschaftlichen Verfassung gelegt: die belgische Versammlung von 1830 vervollständigte und vervollkommnete ihr Werk durch Neuerungen, die sie von der Weisheit der Gesetzgeber der großen amerikanischen Republik und von den reinsten und edelsten Traditionen unserer alten Communen entlehnte. Die belgische Monarchie mußte, indem sie durch das angeerbte Princip die ausgedehntesten Freiheiten sicherte, jene Festigkeit erlangen, die man vergeblich in den absoluten und in den rein demokratischen Staaten sucht. „Können wir von einer andern Regierungsform“, sagten die Verfasser unsrer Constitution, „irgend etwas erwarten, was das monarchische System, wie wir es aufgestellt haben, uns versagte? Haben wir die Republik um irgend eine Einrichtung zu beneiden? Man nenne uns eine uns fehlende Freiheit oder Garantie, und wir werden uns beeilen, dieselbe noch zu verlangen. . . . Das Land muß wissen, daß unsere Monarchie uns alle Freiheiten gegeben hat, indem nur zwei sociale Berechtigungen beibehalten sind: das Königthum und das Eigenthum. Um diese herum ist alles Terrain abgeräumt, geebnet. In Belgien hat die Verfassung der Republik nichts weiter übrig gelassen, als das Königthum zu verdrängen und das Eigenthumsrecht anzutasten.“ Dies durfte die belgische constituirende Versammlung nach Erfüllung ihrer Aufgabe sagen. Seitdem haben wir Königreiche erschüttern, Throne umstürzen, große Völker sich in den Zuckungen der Anarchie erschöpfen sehen, haben neue Verfassungen ausarbeiten sehen, wozu das ganze Volk versammelt worden ist. Ist aus diesen Revolutionen ein wirklich freieres Volk als das belgische hervorgegangen? Haben diese Katastrophen ein in jeder Hinsicht liberaleres, im vollen Sinne des Wortes mehr dem Fortschritt huldigendes Staatsgrundgesetz als das constitutionelle Werk von 1831 hervorgebracht? Wer möchte das behaupten wollen?

Ehre sei darum dem Congresse, dem Gesetzgeber des unabhängigen Belgiens! Ehre dieser, sowohl durch ihre Einsicht als durch ihre Vaterlandsliebe ausgezeichneten Versammlung! Durch die Annahme der Friedenspräliminarien, durch die Einsetzung des Königs, welche die Folge jener Annahme war, hatte die National-

versammlung ihr Werk gekrönt und eine Restauration, oder vielmehr ein Erlöschen des belgischen Namens, welches die unvermeidliche Folge einer schon beschlossenen Theilung gewesen wäre, verhütet. Dem Eifer eines aufgeklärten und redlichen Ministeriums, der Weisheit der Majorität des Congresses verdankte das Land heute die Freude, die alle Herzen erfüllte, und die überall rege Hoffnung, die alle vergangenen Uebel vergessen machte."

Herr Juste schließt sein treffliches Werk mit den Worten: „Die Einsetzung des ersten Königs der Belgier ließ unser, in seine früheren Rechte wieder eingesetztes Land definitif in den europäischen Staatenbund eintreten. Diese denkwürdige Feierlichkeit bestätigte, indem sie den Sieg der Septemberrevolution verherrlichte, die Unabhängigkeit, die Nationalität, die Freiheiten des wiedererlangten Vaterlandes. Die Belgier hatten, nachdem sie lange Zeit hin- und hergeworfen waren, ihrem Schicksal Stätigkeit gegeben. Voll Vertrauen auf die Vorsehung und auf ihr gutes Recht, erblickten Sie jetzt das Ende ihres Unglücks und die Morgenröthe der Wohlfahrt, zu der sie den Grund gelegt hatten.

Möchten die Geschlechter, die uns in diesem alten Lande, dem einstigen Schauplatze so vieler schrecklicher Ereignisse, nachfolgen werden, das Werk des Congresses von 1830 verewigen! Und könnten doch unsre Nachkommen, treu den großen Ueberlieferungen aus unsrer Zeit, eben so durch ihren Muth und ihre Klugheit die Prüfungen besiegen, die ihnen vorbehalten sind! Möge das unabhängige Belgien unvergänglich sein; möge es als Sitz politischer Freiheit, als eins der festesten Bollwerke der Civilisation die Achtung und die Sympathie der Welt sich bewahren!"

Dieser Wunsch eines aufrichtigen Vaterlandsfreundes, er ist auch unser innigste Wunsch; er kann nicht unerfüllt bleiben, wenn die Verfassung und das Band, welches König und Volk vereint, stets treu beschirmt und fest geschlungen erhalten wird; die Blätter, welche einst späten Nachkommen die Jahrbücher der Geschichte der belgischen constitutionellen Monarchie zu überliefern bestimmt sind, werden für Fürsten und Völker die lehrreichsten, die inhaltschwersten sein. Aber auch wir, die Zeitgenossen, wollen so weit diese Geschichte bis jetzt geschrieben oder in unserer Erinnerung lebt, sie immer uns vergegenwärtigen, und wer unter uns berufen, im Rathe der Fürsten zu sitzen, dem sei es heiligste Pflicht ihren Blick hinzulenken auf Belgiens Institutionen, auf Belgiens König!

F. L. Hoffmann.

Biographie des 1646 gestorbenen Herzogs Johann Adolph von Sachsen, Engern und Westphalen.

(Beschluß.)

III. Institutio.

Anno 1632 sind J. Hochfel. Fürstl. Gn. im 6. Jahr Ihres Alters dem 1. praeceptori anvertrawet, und durch deßen trewe information in 5 Jahren bey guter disciplin und auffsicht so weit gebracht worden, daß Sie nebenst der reinen Hochteutschen Sprach nicht allein die fundamenta pietatis zum selig machenden Christenthumb nach der Ungeenderten Augsburgischen Confession trewlich gelegt: Sondern auch nach fertigen Lesen und Schreiben ad rudimenta Grammaticae latinae geschritten. Alß A. 1637 eine Enderung mitt angeregten Praeceptore vorgegangen, sind J. Hochfel. F. G. mitt einem andern versehen worden, welcher anderthalb Jahr die institution fortgesetzet.

Von Anno 1639 biß an Ihr Hochf. F. G. Ende seyn Dieselben dann von nachgehends bestellten praeceptorn und informatorn (denen auch Hofemeister adjungiret und surrogiret gewesen) ohne Unterlaß vornemblich zwar in pietate, dar nebens aber in artibus humanioribus, und sonderlichen latina &t Gallica lingua wie ingleichen in moribo, mitt erforderten Fleiß trewlich geübet worden. Also daß Sie in examine, da nemblich daßelbe daß erste mahl des Gebrauchs des Heiligen Nachtmahls, von dem Seel. General-Superintendenten HE. M. Melchiore Cramero angestellet) im Christenthumb sehr wol fundiret befunden worden, wie Sie denn auch in artibus & moribus so weit kommen daß sie der Lateinischen Sprach meist kundig und in moribo gantz Sittsamb gewesen.

IV. Virtutes animi.

Pietas in qua praeluxit. Nach dieser guten education haben sich allerhandt gute Land und Leuten erfrewliche Tugenden spuren und merken lassen, unter denen

Die wahre Gottesfurcht (welche Ihr: Hochfel. F. G. mit steter Anhörung gottliches Worts, andächtigen gebrauch des Heil. Sacramentis, fleißiger Lesung der Bibel und Theologischer Schriften, denn auch täglichem Morgen und Abend gebet, nichts under mitt Singen, wen man die Bet Glocke geruhret, hatt blicken laßen) billig den Vorzug helt: bey welcher J. Hochfel. furstl. Gn. — — — bevorab gegen Ihr: Sel. Ende, den Nutzen reichlich gespuhret.

Neben der wahren Gottesfurcht Lies sich spuren gegen daß Armuth und die Noht leidende einer, barmendes, sanfftmuthiges gemuht, welches von der Tyrannei abhorrirte, und daß wie das rechtlich bevorab aber die Heuchelep. Und daß Hoff gemeine Lieb-Koßen anfieng zu erkennen und merklich zu haßen Also daß, wann J. F. G. nach abgelegter Niederländischer Reiße und Himkunfft ad consilia mittgezogen worden, Sie offt den gantzen Tag, demselben unverdroßen beywohnen können.

Privatim waren J. Hochfel. F. G. ein gehorsamer Sohn Ihres gnädigen HE. Vaters, allso daß Sie denselben mitt Wißen und Willen niemahls erzürnet. Die Frewlein Schwester Liebten Sie mitt ungefeerbter bruderlicher Liebe. Ja gegen Ihre Bedienten ließ sich ein gar friedliches, sanfftmüthiges, verschweigens ingenium, welches wol einen Kebler (?) versehen könnte, sonsten kein wüstes Leben und welluste spuren und merken.

V. Morbus.

J. Hochf. F. G. Leibes Schwachheit belangende, so haben Dieselben eher nicht alß gegen daß Ende des 1643. Jahrs (alß J. Hochfel. F. G. des Jahrs vorhero im Sommer Anno 1642 mitt einem Hoffmeister und praeceptore nach den vereinigten Niederlanden geschicket worden, da sie dieselb bevorab Holl- und Seeland woll perlustriret, Sich indes in das Gravenhage eine geraume Zeit auffgehalten, und gegen Endigung eines halben Jahres auff erforderung mitt gutter gesundheit nach Hause gekommen, einen gar dumpfigen Husten gemerket, der Anfangs ohne sonderlichs Außwerfen gewesen, sich auch nach gehenden Sommer ziemlich gemildert, doch gegen den Herbst sputum sanguinis oder Blut auß werfen gefunden, dawieder den vor erforderten Medicus, Herr D. Joh: Georg: laurentio allerhandt medicamenta unterschiedlichen verordnet, dem malo aber hali dadurch (weil es sich nach mahl befunden daß es quodam modo haereditarium gewe-

sen) nicht mögen gesteuret, viel weniger abgeholffen worden, sondern hat sich ie mehr und mehr sputem purissime magna copia täglich befunden . . . . dannenhero nicht allein wollgedachter Medico darwieder gebracht, sondern auch über Ihm, Herr Johan Henrico Meybaum Med. D. erfordert und Ihrer Beyder consilium medicum super caussis morbi ingravescentis expetiret worden. Welcher consilium dann eröffnet hatt, daß weile die hypochondria — entstehe, dahero eine scorbutische Fäulung, Dünste und Aufflowung zum Haupte, darauff ferner catarrh verursacht worden, welche herr nacher auff die Brust fielen, den Husten causirten und viel-eicht auch wol die Lunge schon — angegriffen habe . . . . hier-auff denn daß gemeine Gebet vor J. F. G. auff den Cantzeln angeordnet und der Krankheit Notdurfft nach eine ordentliche Cur — vor die handgenommen werden, welche den J. F. G. den gantzen Winter über abgewartet, und sich keinen Verdruß überwinden laßen.

Ja, alß sich die gehoffte beßerung nicht wollen erringen, sondern febris hectua sich ie mehr dabey täglich spuren laßen, — ist auch Herr Johan Hers Med. Doct: nach Hoff erfordert worden, welcher mitt wollgedachten Herrn Medicis super causis morbi et remediis mit mehrem conferiret, auch nebenst Ihnen conjunctim die Cur nachmahls fleißig fortsetzen helffen. Aber es hatt sich leider befunden, daß solch allgemeines, gebet zu diesem Leben nicht erhöret, umb der Schwachheit nicht zu helfen gewesen. J. Hochsel. F. G. haben es auch selbsten erkennet, daß weil Gott Ihre Seele wohlgefalle, derselbe mitt Ihr durch solche abzehrende Krankheit auß diesem Leben eyle; dahero J. Hochsel. F. G. nicht allein den gantzen Winter über, mehrentheils Theologica mit Ihr tractiren und insonderheit die quaestiones über die Augssburgische Confeßion erklären laßen, sondern auch die Fasten Zeit über, mitt betrachtung des Leidens und Sterbens Christi heilsamlich zugebracht, haben darauff gegen die Osterliche Zeit, weil der Husten immer hefftiger, daß Außwerfen häufiger, und der Leib gantz machtloß worden sich würdiglich zum sel. Abschied geschickt gemacht.

VI. Praeparatio seria ad mortem paulo post subsecutam.

Alß nun den 4 Aprilis Sonnabends vor Quasimodogeniti der Hoff Prediger H. Georg: Ederus umb acht Uhr erfordert worden, haben Ihre Hochselige Fürstliche Gnaden anfangs mit besonderer devotion Ihre Beichte gethan und nicht allein Ihr gebrechliches, sundliches Leben, auß dem Spiegel der heil. 10 Gebot erkandt, sondern auch der unendlichen Gute, Gnad und barmhertzigkeit Gottes des himlischen Vaters, wie auch des thewren Verdiensts J. Christi sich hertzlich getrostet und die heilige Absolution gebeten. Welche denn Ihr mittgetheilet, und hierauff eine kurtze sermon ex dicto Pauli 1 Cor. 11 v. 25. der Mensch prufe sich selbst etc. wie ein Christlicher Communicant sich vorhero, ehe er sich zu solcher Gnadentafel einstelle, beydes nach dem Gesetz und Evangelio würdiglich und wol prüfen und bereiten solle, ist gehalten worden, Welcher Sermon Ihr. Hochsel. F. G. mitt Hertzens Andacht, wie solches deroselben Geberden augenscheinlich gegeben, zugehöret und darauff daß H. Sacrament des wahren Leibes und Blutes Christi genoßen. . . . . Nach dieser Zeit haben Ihr. Hochsel. F. G. sich gar wol zufrieden, und des Zeitlichen gantz begeben, hergegen des Betens und singens nur begehret, mit geistlichen Ansprachen sich insonderheit erlustiget, bevorab von der aufferstehung der Todten, derer AbBildung Ihr. Hochsel. F. G. bevorab in der Verneuwung des großen Gebäwdes der Welt, bey dem damahl gegenwertigen Frühling sich erfräwlich erinnert haben.

Weil nun J. Hochsel. F. G. nichts mehr, alß eine selige Aufflösung hertzlich gewünschet; So haben Sie auch Alles, wie es solte nach dero Todesfall gehalten werden, verordnet. Worzu Sie denn nicht allein den erklärten Leichtext selbst erkieset, sondern auch die Erklärung der Weißheit der Gerechten. Davon im Text meldung geschicht, auß dem dicto Pauli Ephes. 3. v. 19 zu nehmen begehret; Maßen dann J. hochsel. F. G. dem HE. General-Superintendenten selbst darumb angesprochen, und sonsten sonderlich zubenehmen gegeben: wie Sie es nicht gerne sehen, daß nach Ihrem seligen Tode wegen der Leich Predigt ein Streit geführet, sondern Ihrer Herrn Vatern General-Superintendens die Leich Predig halten solte. Zwar den 14. Aprilis ließ es sich etwaß zur Beßerung an, aber solche Beßerung wehrte nicht lange.

Als den 20. April früe die Schwachheit je mehr und mehr zugenommen, auch — — — den Herrn Oberschenken Thomas von Gehren, den Sarg füglich verfertigen zu laßen, angeredet — haben J. F. G. deren hochgeehrten Herrn Vatern gar beweglich valediciret . . . . . Hiernechst haben J. hochsel. F. G. auch dero Fräwlein Schwestern — — — mit beyderseits vergoßenen Thränen gesegnet — alß auch haben J. Hochsel. F. G. daß tröstliche Lied: Hertlich thut mich verlangen . . . . durch Ihre Bediente versingen laßen — darauff auch gesegnet. — Sonst aber, waß Ihr Hochsel. F. G. geordnet, bewilliget, und dero trewen Dienern, vor die geleistete trewen Dienste Vergeltung geschehen. — Den 22. Apr., da haben — — — J. hochsel. F. G. nach gesprochenen Abendsegen von 9 biß $\frac{3}{4}$ auff 11 Uhr etwaß beginnen zu schlaffen, nach diesem — biß über 12 Uhr gantz stille gelegen. — In summa J. hochsel. F. G. haben sich dabey alß ein streitender christl. Ritter, so unerschrocken, bezeuget, daß außerdem, waß des Nachts zwischen 11 und 12 geschehen, man gantz kein ungewöhnliches verspüren mögen. Alß — nach 12 Uhren anderes Tages zu Mittage, die Herrn Räthe noch eins auffzuwarten sich eingestellet — haben Sie das Haubt geneiget und stille worden. — darauff Sie, gleich weren eingeschlaffen, daß sich die umbstehenden Räthe und Bediente der gar sanfften Aufflösung verwundern müßen, den Tag Georgii war der 23. Apr. zwischen 12 und $\frac{1}{2}$ Einß nach Mittage, Anno 1646, Ihres Alters 19 Jhar, 6 Monat und 1 Tag, weniger etwa 7 Stunden. —

Wenn die Leichenpredigt die Wahrheit sagt, wie es bis auf die Zeit der Beisetzung des preußischen Prinzen zu Reinsberg zu geschehen pflegte: so war Herr Johann Adolph, Herzog zu Sachsen, Engern und Westphalen ein ehrenwerther Jüngling, kein Held des Krieges, nur ein rechtlicher Sohn einer braven Fürstenfamilie. — Die Stilprobe der Personalia hat ihre interessante Seite.

D. Belitz, Professorand.

Collection de Chroniques Belges inédites,

publiée par ordre du Gouvergement.

Von diesem, von Herrn C. Muquardt in Brüssel durch jede Buchhandlung zu beziehenden Geschichtswerke (gr.-4), dessen

baldige und ununterbrochene Fortsetzung sehr zu wünschen ist, sind bis jetzt 14 Publicationen erfolgt. Wir glauben den Freunden der Geschichte einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier einen Ueberblick der Bestandtheile desselben geben:

Rymkronyk v. *Jan van Heelu*, uitgegeven met ophelderingen en aenteekningen v. *J.-B. Willems.* 1836. LXIX u. 611 SS. m. 1 K. (Public. Nr. 1.)

Chronique rimée de *Philippe Mouskes*, publiée p. le baron *De Reiffenberg.*
- 1r B. 1836. CCCLXXXIX u. 554 SS. m. 4 KK. (Public. Nr. 2.)
- 2r B. CCCXXVIII u. 880 SS. m. 2 KK. (Public. Nr. 4.)
- Supplément. 1845. 30 SS. m. 1 K.

Corpus Chronicorum Flandriae ed. *J.-J. De Smet*, cathedralis S. Bavonis canonicus.
- 1r B. 1837. LIX u. 734 SS. (Public. Nr. 3.)
- 2r B. VIII u. 1008 SS. (Public. Nr. 6.)

Brabantsche Yeesten of Rymkronyk van Braband d. *Jan De Klerk*, van Antwerpen, uitgegeven d. *J.-F. Willems.*
- 1r B. 1839. LXIX u. 904 SS. m. KK. (Public. Nr. 5.)
- 2r B. 1843. XII u. 780 SS. (Public. Nr. 7.)

Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut, et de Luxembourg, recueillis et publiés pour la première fois p. le baron *De Reiffenberg.*
- 1r B. Partie diplomatique. — Chartes de Namur et de Hainaut. (Public. Nr. 9.)
- 4r B. Légendes historico-poétiques. — Le chevalier au Cygne et Godefroi de Bouillon, poëme historique avec des nouvelles recherches sur les légendes qui ont rapport à la Belgique, un travail et des documents sur les croisades. (Public. Nr. 10.)
- 5r B. Suite du poëme ou chanson d'Antioche et de Godefroid de Bouillon. (Public. Nr. 13.)
- 7r B. Le Roman de Gilles de Chin; Annales de Stavelot; Annales d'Anchin; Histoire de l'abbaye de St. Hubert depuis sa fondation vers l'an 687 jusqu'à l'année 1106; Chronique de l'abbaye de Liessies, depuis l'an 750 jusqu'à l'an 1758, et l'Histoire de l'abbaye de St. Denis en Bourqueroie, p. l'abbé *Gaspar Vincq.* (Public. No. 12.)
- 8r B. Suite des Chroniques monastiques. (Public. Nr. 14.)

Die übrigen Bände der „Monuments" sind noch nicht erschienen.

Documents relatifs aux troubles du pays de Liége, sous les princes-évêques Louis de Bourbon et Jean de Horne, publiés p. M. le chanoine *P.-F.-X. de Ram.* 1844. XXVI u. 964 SS. m. KK. (Public. Nr. 8.)

Relation des troubles de Gand sous Charles-Quint, suivie de 330 documents inédits sur cet événement, publiée p. M. *Gachard.* LXXVIII u. 778 SS. m. 1 K. (Public. Nr. 11.) H.

Kleine Notizen
aus
Literatur, Kunst und Musik.

Auerbach arbeitet augenblicklich an der „Geschichte einer schwäbischen Bauernfamilie" und wird wie verlautet, dieselbe bald vollendet haben.

Clara Raphael hat uns aus Copenhagen „zwölf Briefe" gesandt, welche die Emancipation des weiblichen Geschlechts zum Gegenstand haben, und mitunter dies Thema originell besprechen.

Von Ludw. Feuerbach ist so eben ein gehaltvolles Buch erschienen: „Ueber das Wesen der Religion mit Zusätzen und Anmerkungen." Es sind diese Vorlesungen zugleich der achte Band seiner sämmtlichen Werke.

Die Goethe-Literatur mehrt sich wieder. Eduard Boas hat jüngst ein Werk geschrieben, das den Titel führt: „Schiller und Goethe im Xenienkampfe" und in zwei Abtheilungen zerfällt: „die Angriffe" und „die Gegenwehr." Eine tüchtige Biographie des unsterblichen Dichters ist von Schäfer erschienen, und Prof. Jahn wird seinen Briefwechsel mit Goethe ebenfalls bald veröffentlichen.

Die Phonographie findet in England und Amerika ungemein großen Anklang; bereits zählt letzteres 10 phonographisch gedruckte Zeitungen. Durch diese neue Art des Bücherdrucks erspart man 20 Procent an Lettern.

Hebbel's „Judith" sollte in Klagenfurt zur Aufführung kommen, allein die Damen der Aristokratie protestirten dagegen und so sah sich der ängstliche Director bewogen, die Aufführung zu unterlassen.

Der Bildhauer Prof. Kiß in Berlin hat von dem Könige den Auftrag erhalten, die Bekämpfung der Revolution in Baden und der Pfalz durch ein Modell zu verewigen.

Die enkaustische Malerei auf rheinische Lava, kommt in Berlin immermehr in Aufnahme, weil sie sich wegen ihrer Unvergänglichkeit zu äußern Verzierungen von Bauwerken ganz außerordentlich eignet. Die Lava wird in Platten gesägt, die in die Außenwände der Gebäude eingefügt werden und mit einer weißen Glasur überzogen. Die Herren v. Klöber und Martins in Berlin haben bereits große und schöne Werke solcher Art zu Stande gebracht, darunter ein Bild zur Ausfüllung eines Spitzbogenfeldes, welches der König zur äußern Verzierung der Kirche zu Wittenberg bestellt hat. Es stellt den gekreuzigten Erlöser dar, an dessen Seiten Luther und Melanchthon knien; den Hintergrund bildet eine alte Darstellung der Stadt Wittenberg.

Der Maler Hildebrand in Düsseldorf ist mit der Vollendung seines vortrefflichen Bildes „König Lear und Cordelia" beschäftigt. Mit Recht drängt man sich bereits, es zu beschauen, denn Vielen dürfte der Genuß versagt bleiben, da es zur Auswanderung nach Amerika bestimmt ist. A.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 31. Mittwoch, den 16. April. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Gedichte von Johan Ludvig Runeberg.

Aus dem Schwedischen von H. Zeise.

I.

Der Herbstabend.

Wie bleich ist Alles, wie verwelkt, wie todt!
Wo sind des Sommers Blumen, blau und roth?
Im Thal ruht Alles, und der Wald er schweiget,
Zum Grabe sich die bleiche Erde neiget.

Doch blickt das Auge froh zum Himmelszelt,
Im Herzen dämmert eine höh're Welt,
Es schimmert uns im Geist das Land der Sterne,
Es schimmert unvergänglich in der Ferne.

So träumet mir am Abend schwer und bang
Ich sehe, wie das Laub der Birke sank,
Der nackte Strand sich in dem Wasser malet,
Und ob dem Mond die Silberwolke strahlet.

II.

Der Gedanke.

Sieh Gedanke, über Hügel
Schwingt der Vogel sich vom Baum,
Du auch, du hast deine Flügel,
Und zum Fluge deinen Raum.

Daß du an den Staub gebunden
Sage nicht, denn ohne Ruh'
Eilst du wie das Licht, wie Stunden, —
Freier bist als beide du.

Ist's auf Erden froh, dann weile
In der Freuden stillem Port,
Ist es traurig, o dann eile
Nach den höhern Welten fort.

III.

Mein Leben.

Kampf am Grabesrande schwer,
Schiffahrt auf empörtem Meer,
Streben, ohne Rast und Ruh',
O, mein Leben, das bist du.

Sehnsucht füllt des Seglers Sinn,
Vor ihm dehnt das Meer sich hin,
„Jenseits strahlt der Purpurschein,
Ich will nah' dem Anblick sein.

Ich will hin zum schönern Strand,
Zu des Lichts, des Friedens Land." —
Segel schwoll, die Hoffnung lag,
Und das Schiff ins Weite zog.

Kampf am Grabesrande schwer,
Schiffahrt auf empörtem Meer,
Streben, ohne Rast und Ruh',
O, mein Leben, das bist du.

O, wie ist der Hafen weit,
Und die Ruh' vergang'ner Zeit;
Wie der Hoffnung Küste bleicht,
Nie vergessen, nie erreicht.

Schiffers Bahn die Woge stört,
Und das Meer heult wild empört;
Ach, noch muß der Purpurschein,
Gleich schön meinen Blicken sein.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Trotz dieses Verbotes fügte es sich, daß Dominichino Zampieri die Bekanntschaft des Albanos machte, der mit ihm in fast gleichem Alter war, und, nachdem er früher eben so wie der Guido unter Calvaerts Leitung gestanden hatte, seit Kurzem ins feindliche Lager, d. h. in die Werkstatt von Ludwig Carrachio übergegangen war. Die Sympathie, welche die beiden jungen Leute zu einander zog, steigerte sich bald zu einer innigen Freundschaft, und Dominichino Zampieri ließ sich trotz seiner Gewissensscrupeln bewegen, auch seinerseits das Atelier von Ludwig Carrachio zu frequentiren. Er erkannte sehr bald, wie sehr dieser Maler dem Calvaert überlegen war, aber voller Dankbarkeit gegen den flämischen Meister, der ihn auf die Bahn der Kunst geführt hatte, und zu ehrlich, um denselben verrätherisch zu verlassen, widerstand er den Verlockungen Albanos, seinem Beispiel zu folgen, und nahm edelmüthig seinen Meister gegen die Spöttereien in Schutz, welche die Eleven Ludwig Carrachio's ohne Unterlaß gegen ihn losließen. Doch glaubte er es sich wohl erlauben zu dürfen, ohne Calvaerts Vorwissen die Modelle der rivalisirenden Schule zu copiren, und es gelang ihm auch, dies eine geraume Zeit insgeheim zu thun; eines Tages fiel es aber Calvaert, durch perfide Angaben argwöhnisch gemacht, ein, sich persönlich von deren Grund oder Ungrund zu überzeugen. Er ging zu dem Ende zu dem Vater seines Eleven, unter dem Vorwande, ihm zu sagen, wie sehr er mit den Fortschritten des jungen Mannes zufrieden sey, und bat ihn, ihm einmal die Studien zu zeigen, die er außer den Stunden malte, welche er täglich im Atelier zubrächte.

Entzückt über die ihm von Calvaert erwiesene Ehre, beeilte sich der Schuster, ihm das Dachkämmerchen zu öffnen, welches dem Dominichino zum Atelier diente. Der flämische Maler brauchte sich nur flüchtig umzuschauen, um sich zu überzeugen, daß man ihm höchstens nur die halbe Wahrheit gesagt hatte. Auf der Staffelei, längs den Wänden, überall verbrecherische Copieen der Carrachios; und von ihm, Calvaert, gar nichts! Er verbarg seinen Zorn, und äußerte auch bei seiner Heimkunft zu Hause nichts von seinem Besuche gegen den Schuldigen, der erst am Abend durch seinen Vater davon Kunde erhielt.

Darüber war derselbe nun nicht wenig erschrocken, und er getraute sich den andern Tag kaum, Calvaerts Atelier wieder zu betreten, weil er nicht zweifelte, ohne weiteres abgewiesen zu werden. Er wagte es jedoch darauf, und begab sich schüchtern auf seinen gewohnten Platz, gefolgt von dem zürnenden Blicke des Meisters, der in großen Schritten im Atelier auf und ab ging, abwechselnd aber bei einem und dem anderen seiner mittelmäßigsten Schüler stehen blieb, um ihnen mit stolzer Stimme und in einem fast grollenden Ton die übertriebensten Lobsprüche zu spenden. Endlich trat er auch hinter Dominichino, der eben die letzte Hand an ein Studienbild nach der Natur legte, und betrachtete eine lange Zeit schweigend dies wahrhaft merkwürdige Werk, das aber in den Augen des flämischen Malers einen Hauptfehler hatte, den nämlich, daß die Carrachios sich darin verriethen.

„Dominichino," sagte er endlich, indem er dem jungen Manne mit dem Zeigefinger stark auf die Schulter drückte, „seit einiger Zeit ist's nicht, wie es seyn sollte: Du arbeitest entweder gar nicht, oder bist beflissen, dummes Zeug zu machen. Ich weiß, daß Du mit dem Albano verkehrst, der ein Erztaugenichts ist.

— Aber, Meister... stotterte Dominichino.

„Damit nicht genug," fuhr Calvaert fort, „bemühest Du Dich auch, den unwürdigen Carrachios nachzuahmen, die es sich angelegen seyn lassen, die guten Methoden und die heilsamen Traditionen in Mißcredit zu bringen. Glaubst Du, daß dies der rechte Weg ist, um ein Maler zu werden?"

„„Ne sutor ultra crepidam"" murmelte in diesem Augenblicke ein Eleve, der auf Dominichino neidisch war, und den es freuete, ihn geschmäht zu sehen, vor sich hin.

Dominichino, der diese Beleidigung hörte, zuckte darüber die Achseln.

Bis dahin hatte Calvaert seine Ruhe behauptet, aber dies unglückliche Achselzucken, das er für eine impertinente Antwort auf seine Bemerkungen hielt, hatte bei ihm die Wirkung eines Feuerfunkens, der in ein Faß Pulver fällt. Sein Zorn kannte keine Gränzen mehr: er riß die Leinewand, an welcher Dominichino malte, von der Staffelei herab, vernichtete sie mit einem Fußtritt, stieß den jungen Mann rauh zur Thür hinaus, und gab ihm eine derbe Ohrfeige.

So kam Dominichino Zampieri aus dem Atelier Calvaerts, um anderen Tages, zur großen Freude Albano's und seiner anderen neuen Collegen, in dasjenige von Ludwig Carrachio einzutreten.

Denselben Abend wurde ihm ein Bewillkommnungsschmaus gegeben, und es kostete ihm viele Mühe, seinen früheren Meister vor einem ihm zugedachten Charivari zu bewahren.

Hier dürfte nun auch folgende Anecdote, die von allen Biographen des Dominichino erzählt wird, an ihrem Platze seyn.

Um den Wetteifer unter seinen Eleven anzufeuern, pflegte Ludwig Carrachio von Zeit zu Zeit eine Preisbewerbung unter ihnen zu veranstalten. Eine solche Preisbewerbung fand nun statt, als Dominichino erst eine kurze Zeit der Unterweisung seines neuen Meisters genossen hatte. Mit nur geringem Vertrauen zu seinen Kräften, wagte der neue Ankömmling es nicht, die Kampfsbahn zu betreten, doch machte er insgeheim eine

Zeichnung fertig. Als die Preise bereits ausgetheilt waren, und Lugwig Carrachio ihm einen Vorwurf über seine Schüchternheit machte, da entschloß sich Dominichino, seine Skizze seinem Meister zu zeigen, bloß, um nur seine Meinung darüber zu hören. Betroffen über den Vorzug, den diese Arbeit selbst über diejenige hatte, welcher der erste Preis zuerkannt worden war, bildete Ludwig Carrachio nun ein Tribunal aus all den Schülern, welche an der Preisbewerbung Theil genommen hatten, und nachdem er ihnen die Arbeit des Dominichino vorgelegt, that er ihnen den Vorschlag, selber ihrem zu bescheidenen Kameraden den Platz anzuweisen, der seinen Verdiensten gebührte. Einstimmig erklärte dann diese improvisirte Jury, daß Dominichino die Prämie hätte haben müssen, und derjenige, dem sie ertheilt worden war, verstand sich willig dazu, sie ihm abzutreten. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch die Benennung Dominichino, das Diminutiv seines Vornamens, beigelegt, unter welcher er nachdem stets bezeichnet worden ist.

Dieser ihm von seinen Mitbewerbern zuerkannte Triumph war schon geeignet, ihn über die schwere Beleidigung zu trösten, die ihm seine Liebe zur Kunst zugezogen hatte; so wohl wurde es ihm aber nicht für alle die Kränkungen, Aergernisse und Prüfungen, die seiner noch in der Zukunft warteten. Bald schuf ihm sein Talent, das, langsam, aber aller Augen sichtlich, mit jedem Tage wuchs, selbst unter Denjenigen Feinde, die ihm bis dahin Gerechtigkeit und Großmuth hatten angedeihen lassen; so wahr ist es, daß man über die Menschheit kein absolutes Urtheil, nach dem Tage oder der Stunde, ob sie gut oder schlecht sey, fällen darf, und daß man, um mit ihr zufrieden zu seyn, sie nur in einem günstigen Augenblicke überrumpeln muß.

Dominichino hatte ein sanftes, liebendes Gemüth, das ganz dem Guten vertraute, und so mußten ihm solche Enttäuschungen sehr wehe thun; glücklicher Weise fand er Rückhalt und Trost in der Freundschaft des Albano, der ein närrischer Kauz, aber hochherzig war. Die beiden Künstler wohnten beisammen, und führten das brüderliche Leben, welches Alles unter sich theilt: Armuth und Fülle, Leid und Freude, bis zu dem Tage, wo Albano sich zur Reise nach Rom entschloß.

Dominichino weigerte sich, seinen Freund dorthin zu begleiten. „Du thust schon Recht," sagte er zu ihm, „nach Rom zu gehen, denn Du brauchst nur, wenn Du eben bei Laune bist, den Pinsel in die Hand zu nehmen, um schöne Sachen auf die Leinewand zu zaubern, und es erleidet keinen Zweifel, daß Du Erfolg haben wirst; aber was würde aus mir dort werden, der ich ein langsamer Arbeiter bin und auch das Geräth unsers Metiers noch nicht einmal gehörig zu handhaben weiß? Also reise Du, ich aber muß mich erst noch besser zu unterrichten suchen und mich noch eine geraume Zeit im Stillen vorbereiten, ehe ich es wagen darf, irgend Anspruch auf Ruhm und Vermögen zu machen."

Alle Bitten des Albano scheiterten an der schüchternen Bescheidenheit des Dominichino; so mußte er denn seine Reise allein antreten.

Kaum in Rom angekommen, schrieb er in Enthusiasmus glühende Briefe an seinen Freund, in welchen die Wunder der Hauptstadt der künstlerischen Welt in leidenschaftlichen Zügen geschildert waren. „Mir ist zu Muthe wie einem Blinden," sagte er darin, „der plötzlich sehend geworden ist und das Licht der Sonne erblickt. Willst Du sie nicht auch mit mir bewundern?"

Dominichino leistete aber noch lange Widerstand. Er wollte sich nicht mitten in neue Gewohnheiten, in unverhoffte Eindrücke, vielleicht in Erfolge hinein reißen lassen, die ihn möglicher Weise von den ernsten Studien hätten abwendig machen können, welchen er zu Bologna oblag.

Albano war ein Freund von Festlichkeiten, von vornehmen Bekanntschaften, von Gastereien, von Liebes- und anderen Abenteuern, während Dominichino die Einsamkeit suchte, um sich in stille Betrachtungen zu versenken. Aus ihnen schöpfte er seine Stärke; ihm that die Melancholie Noth, die, wie die Abwesenheit eines theuren Freundes, einen leichten Schmerz erzeugt: darin fand er Poesie.

Als ruhige Natur, welche die Schweigsamkeit liebt und für den häuslichen Frieden geschaffen ist, widerstand Dominichino diesen Characteren auch aus angeborner Antipathie, und nicht minder ebenfalls aus einem geheimen Widerwillen gegen eine Welt, welche mit derselben Hand und zur selben Zeit Kronen und Reichthum, Qualen und Verfolgungen austheilt: es ist, als ob er eine Ahnung von dem Loose gehabt hätte, das ihm beschieden war.

Ein Jahr war seit Albanos Abreise verflossen, als derselbe, um dem schon wankend gewordenen Entschlusse seines Freundes einen letzten Streich zu versetzen, ihm einige kostbare Zeichnungen nach Raphael zusandte. Bei dem Anblicke dieser Meisterwerke fühlte Dominichino sich überwunden; er schrieb an Albano, daß er abzureisen bereit sey, wenn einige Aussicht da wäre, daß er zu Rom Arbeiten erhalten könnte, hinlänglich, um ihn für die Beschränktheit seiner persönlichen Mittel zu entschädigen.

„Komme nur!" lautete Albanos Antwort, und da machte sich Dominichino denn auch unmittelbar auf den Weg.

Zu Rom fand derselbe Albano mit einer Menge Arbeiten beauftragt vor und in einer Art von Opulenz lebend, die er seinem leichten, anmuthigen und weltlichen Talente verdankte, und er ward sein Gast. Bald wurde er durch die Protection dieses brüderlichen Freundes bei Annibal Carrachio angestellt, der damals die farnesische Gallerie malte.

Hier ist's, wo die eigentliche glorreiche Laufbahn des Dominichino beginnt. Den Arbeiten Annibal Carrachios beigesellt, debütirte er durch ein Meisterstück: der Tod des Adonis, welches Anfangs sehr natürlich seinem Meister zugeschrieben ward; derselbe war jedoch großmüthig genug, um sich den Irrthum des Publikums nicht zu Nutz zu machen, hatte auch selber authentischen und legitimen Ruhmes genug, um nicht noch den von anderen usurpiren zu dürfen. Er ließ edelmüthig seinem Eleven den Theil des Triumphs zukommen, der ihm gebührte, und bei einem Gastmahl, das er seinen Freunden und Eleven gab, reichte er dem Dominichino die Hälfte eines Kranzes zu, der ihm von jenen geboten worden war. Ha! es war, als ob dieser Kranz unter seinen Blättern einen bösen Geist verborgen gehalten hätte; denn von demselben Tage an begann für Dominichino die lange Reihe von neidischen Verläumdungen und gemeinen Verfolgungen, die erst mit seinem Leben geendet haben.

Er war schwer von Begriff und langsam in der Arbeit; er mußte lange über einen Gedanken nachdenken, der in seinem Geiste aufgewacht war, ehe er sich desselben bemeistern konnte; auch liebte er kein Geräusch, keine Versammlungen in seinem Atelier. Ihn widerte der müssige, eitle, bedeutungslose und

überlästige Haufe an, der die Plage der Künstler ist, durch den sie aber nach Laune herausgestrichen oder herabgewürdigt werden, und den sie ertragen, anhören und schmeicheln müssen, weil er es ist, der über das Gesuchtseyn und den Ruf verfügt.

Dominichino sah diese Macht nicht ein, oder behandelte sie geringschätzig, und sie wandte sich von ihm ab; er mußte selber sehen, wie sie in dem kritischen Augenblicke, wo es sich, eine wichtige Sache zu Anfang einer Laufbahn, auf welcher es von Wetteiferern wimmelt, für ihn darum handelte, Genugthuung für die ersten üblen Nachreden zu bekommen, und die Spötter in den Sand zu setzen, welche die Schüchternheit, die aus seinen Gewohnheiten hervorleuchtete, und das Linkische seiner Persönlichkeit keck gemacht hatte, Partei für die Neidischen nahm. Ich habe die in Rede stehende Sache eine wichtige Sache genannt, denn es giebt gegen die Schüchternen keine expeditivere Waffe, als die des von dem Neide gehandhabten Spottes. Die Wunden, die er schlägt, flößen der Masse keine Theilnahme ein: statt sie zu bemitleiden, lacht sie darüber. So wurde denn zu Rom gern über den Bologneser von schwerfälliger Haltung gelacht, der übertriebene Lobsprüche für baare Münze, Spöttereien, die er in seiner Zerstreuung nicht erkannte, für Artigkeiten nahm, der eines Schusters Sohn war, weder Feder auf dem Haupte, noch einen Dolch im Gürtel trug, und sich, um zu malen, einschloß, wie ein Adept der chemischen Wissenschaft, der nach dem Stein der Weisen forscht. Als Dominichino aber endlich dahinter kam, daß man ihn verhöhnte, da empfand er dies schmerzlich, und er hatte nur die innige Freundschaft des Albano und die aufgeklärte Gewissenhaftigkeit des Annibal Carrachio, um sich der böswilligen Satyren zu erwehren.

„Derjenige, den Du Ochs nennst," sagte Letzterer zu seinem Bruder Augustin, „wird seine Furche so gut zu ziehen wissen, daß er das Feld der Malerei fruchtbar machen wird."

(Fortsetzung folgt.)

Dramatische Zeitgemälde

von

H. Graf v. Veltheim.

Inhalt: Die Erben der Zeit. — End' und Anfang.

Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock. 1850. 280 Seiten 8.

Der geniale Verfasser der „dramatischen Versuche" („Seekönig" und „Splendiano"), welche ihrer Zeit — 1847 — die Aufmerksamkeit in dem Grade erregten, daß die Kritik dem Dichter eine glänzende Zukunft in der dramatischen Laufbahn prophezeien durfte*), beschenkt uns unter obigem Titel mit zwei neuen Producten seiner Muse, die sich dem Grundgedanken nach durchaus an die erstgenannten anschließen. Auch jene dramatischen Versuche waren Zeitgemälde, Gemälde der Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit, zwar nicht für diejenigen, deren blödes Auge von der bewegten Zeit nichts sieht als die Oberfläche, nicht für jene Wagnersnaturen, die „in dem schwarzen Pudel immer nur den schwarzen Pudel sehen", sondern für diejenigen, welche den Pulsschlag der Zeit verstehen, welche wissen, von welchen ewig waltenden Kräften die Weltgeschichte regiert wird. Der Dichter denkt nicht mit Hegel, daß sich aus der Geschichte nichts lernen lasse, er denkt mit Ben Akiba: „Es ist schon Alles dagewesen." Und an dem, was schon einmal dagewesen ist, sollen wir lernen, was kommen wird, was kommen muß, wir sollen lernen, was die Gegenwart bedarf. Ein solcher Vorwurf der Dichtkunst wird oft fälschlich mit der ordinären Tendenzpoesie verwechselt. Es heißt aber das Wesen der Kunst verkennen, wenn man von ihr verlangt, daß sie zu keiner Zeit und unter keinen Umständen einen anderen Zweck haben solle, als sich selbst. Wenn eine Nation eine Zeit auf der Höhe ihrer organischen Entwickelung steht, dann allerdings mag der Dichter

singen wie der Vogel singt
Der in den Zweigen wohnet.

In einer Uebergangsperiode aber, wie die ist, in welcher wir leben, kann der Dichter keine edlere Aufgabe haben als die, seine Kunst zur Trägerin des Gedankens, der Schmerzen der Zeit zu machen.

Von diesem Gesichtspunkte betrachtet müssen wir Graf Veltheim's Dramen zu den interessantesten Erscheinungen der Zeit rechnen. Von den „dramatischen Versuchen" ist dies seitens der Kritik vollkommen anerkannt worden. Eine ungewöhnliche Frische und Originalität, geistreiche Erfindung, Kunst in der Zeichnung der Charaktere und Situationen zeugten von dem entschiedensten Beruf des Verfassers für die dramatische Dichtkunst. Aber der Zeitraum zwischen dem Erscheinen der dramatischen Versuche und dem der vorliegenden Zeitgemälde war ein zu ereignißreicher, als daß er auf einen jungen, noch nicht zum vollkommenen Abschluß mit seiner Weltanschauung gelangten Dichter ohne Einfluß hätte bleiben können. Vor allem bedarf der dramatische Dichter, wenn er durch eine gährende Zeit hindurch unbeirrt fortschreiten soll, eines solchen Abschlusses; seine dichterische Natur muß sich (um uns eines vulgären Ausdrucks zu bedienen) gesetzt haben; sonst sind Störungen in seiner künstlerischen Entwickelung unvermeidlich. Wenn es daher auch scheinen sollte, als habe Graf V. in diesen „Zeitgemälden" keinen Fortschritt als dramatischer Dichter gemacht, so darf uns dies an seinem entschiedenen Berufe für das Drama nicht irre machen. Das glänzende Talent des Verfassers bekundet sich auch in diesen Zeitgemälden durch eine Fülle genialer Züge, durch die dem Gedanken mit größerer Leichtigkeit als früher sich anschmiegende Form, durch geistvolle Erfindung, endlich durch den wahrhaft dichterischen Geist, der das Ganze durchweht. Daneben finden wir allerdings die Fehler seiner früheren Werke wieder, jene Vorliebe für das Grau in Grau Malen einzelner Charaktere und namentlich den fast immer auf eine Negation hinauslaufenden Schluß seiner Dramen. Hiervon abgesehen bleiben aber immer hochpoetische, lebens- und seelenvolle Gemälde übrig, und schon als solche sind sie der größten Aufmerksamkeit würdig.

Daß ein Volk zu Grunde gehen muß, und wie es zu Grunde geht, wenn es sich nicht zu männlicher Thatkraft aufschwingen kann, das ist auch in den vorliegenden „Zeitgemälden" der Grundgedanke.

*) Sie sind gleichfalls im Verlage von E. Leibrock erschienen und ausführlich besprochen in den „Blättern für literar. Unterhaltung", 1847, Nr. 169, und im „Gesellschafter", 1847, Lit.-Bl. S. 55. H.

Das erste „die Erben der Zeit“ spielt in Florenz im Jahr 1737. Während Spanier, Franzosen und Oesterreicher sich um Fetzen des schönen Landes raufen, nähert sich Johann Gaston, der letzte Sprößling des Medicärhauses, seinem Tode, an welchen sich die Hoffnungen und Befürchtungen verschiedener Parteien knüpfen. Zu seinem Nachfolger ist der Herzog von Lothringen bestimmt, und die Patrioten sehen mit Schrecken dem Zeitpunkte entgegen, der das Land in die Hände der Barbaren liefern soll. Aber das Volk ist schwach, entnervt und unfähig zu Thaten. Eine Nationalpartei concentrirt sich in der *Academie der Bacchanten*, welche das Volk gegen die Ausländer aufzubringen sucht und im Interesse der Einheit Italiens auf eine Vereinigung Toscana's mit Rom hinarbeitet. Aber diese Bacchanten sind, mit Ausnahme ihres Führers, des männlichen, freiheitbegeisterten Grafen Uberti, nur Maul- und Phrasenhelden, die es eben zu nichts weiter bringen können, als zu kleinlichen Intriguen und ohnmächtigen Demonstrationen. Uberti selbst verachtet sie im Herzen. Was Italien fehlt, drückt er selbst sehr richtig aus:

In dreien Silben dieses Worts: „Verschwörung“
Liegt unsres Landes Unheil ganz zu Tag.
Nicht jene Männer ruf' ich Euch zum Muster,
Die Rach' und Ehrgelüst dem reinen Trieb
Des Vaterlandes nie zu opfern wußten;
In jeder neuen Knechtschaft neues Glück,
Und morgen schon das alte Elend fühlend,
Treulos dem fremden wie dem eignen Sinn
Treulos dem eignen Glück vor Allem.

Für ein Werkzeug der auswärtigen Mächte gilt dem Volke der am Hofe allmächtige Kardinal und Jesuit Marcantonio Lando. Sohn eines selbst durch Jesuitencabale gefallenen Mannes, hat er sich, während sein Bruder, der Bildhauer Lapo Lando, ein starrer Republikaner geblieben ist, durch Geist und Energie zu seiner Würde aufgeschwungen. Was er geworden ist, das ist er aus Ueberzeugung geworden; er repräsentirt den jesuitischen Absolutismus in aller seiner Schroffheit zwar, aber auch in aller seiner selbstbewußten Energie. Während das Volk und die Bacchanten in ihm einen Verräther Italiens an die Ausländer sehen, ist er im Gegentheil heimlich im Interesse des heiligen Stuhls gleichfalls für eine Verbindung Toscana's mit Rom thätig. Uberti, welcher zufällig hiervon Kunde erhält, sucht sich dem Manne zu nähern, der, wenn auch aus anderen Motiven, doch thatsächlich mit ihm selbst gleiches Ziel verfolgt. Aber der Kardinal will von einer solchen Analogie der Bestrebungen nichts wissen; er weis't sie vielmehr mit den Worten zurück:

Wenn es die Sitte der Empörung ist
Aus einem Haufen vielgefärbter Lappen
Des Aufruhrs Fahne los und bunt zu flicken
So ist's der Herrscher Brauch mit Recht
Selbst und allein ihr Banner zu entfalten,
Von *einer nur, doch ächter* Farbenwahl,
Werkzeuge nur, nicht Mitarbeiters Laune
Zu ihrem Plan verwendend

— — — — — — —

Im Schooße
Der absoluten Form, die uns beherrscht,
Muß sich die andre Richtung mächtig regen.
Und rütteln an dem Recht der Wirklichkeit.
Doch nur die *eignen Kräfte* kann ich achten,
Und *neue Wahrheit*, nicht erborgten Kram,
Der statt zu helfen nur die Schwäche kündet.

Aber es sind noch zwei unächte Sprößlinge der Medici vorhanden. Johann Gaston hat in jüngeren Jahren eine Schwester der Brüder Lando verführt und mit ihr ein Zwillingspaar erzeugt, welche Lapo Lando von einem Manne aus dem Volke wie Proletarierkinder hat erziehen lassen. Tonio ist Vetturin, Fiammetta Blumenhändlerin geworden. Niemand als die Lando's, der Großherzog und der Erzieher der Kinder wissen um das Geheimniß. Der Cardinal, eine Zeit lang in Ungnade gefallen und vom Hofe entfernt, weiß sich durch sein Werkzeug, den nichtswürdigen Grafen Olonna, wieder daselbst zu rehabilitiren. Die Bacchanten benutzten die durch eine Hungersnoth noch vermehrte Gährung im Volke, um Marcantonios plötzliche Rückkehr an den Hof mit der Zunahme der Krankheit des Großherzogs in Verbindung zu bringen. Man spricht von einer Vergiftung. Das Volk, wüthend gegen die Reichen, die während seiner Leiden prunkende Feste geben, rottet sich bei Gelegenheit eines solchen vor Olonna's Pallaste zusammen. Olonna erwiedert die Drohungen des Haufens mit Hohn, es kommt zu Thätlichkeiten und der Graf ersticht den jungen Vetturin Antonio. Die dadurch entstehende Verwirrung benutzend läßt er Fiammetta, deren Ehre er schon lange nachgestellt hat, mit Gewalt in seinen Pallast bringen und entehrt sie dort. Antonio's Tod und Fiammetta's Verschwinden bringen das Geheimniß des Ursprungs beider an das Licht. Das Volk schiebt der That politische Motive unter und die Erbitterung steigt zur Wuth. Unter Lapo Lando's Anführung wird der Palast des Kardinals gestürmt, um Fiammetta zu befreien. Aber man findet nur ihre Leiche. Olonna, vom Kardinal mit der ganzen Rache seines Ordens bedroht, wenn das Mädchen im Palaste gefunden würde, hat sie ermorden lassen. Marcantonio selbst hat einen Beschützer vor der Volksrache in dem Grafen Uberti gefunden, der ihn in einer Gondel über den Arno in Sicherheit bringen will. Die Flucht wird aber vom Volke entdeckt und der Kardinal während der Ueberfahrt über den Fluß von der Brücke aus von seinem Bruder und Bewaffneten aus dem Volke mit Flintenschüssen getödtet. In derselben Nacht verscheidet der Großherzog und Tags darauf rücken die Oesterreicher in die Stadt ein. Uberti entkommt nach Sicilien.

Dies die Fabel des Stückes, gewiß ein durchaus dramatischer Stoff. Die Trostlosigkeit einer unkräftigen Generation, die Fruchtlosigkeit des bloßen Kampfes mit hohlen Phrasen gegen den seines Zweckes bewußten Absolutismus, das ist der Grundgedanke, um den sich das Stück in zum Theil sehr gut erfundenen Situationen gruppirt, wenn gleich eine gewisse Lockerheit im Zusammenhange der einzelnen Scenen unverkennbar ist. Vortrefflich sind die Volksscenen im ersten und dritten Akte, wie denn überhaupt der Dichter gerade in dergleichen Sittenschilderungen eine wahre Virtuosität besitzt, die durch eine reiche Fülle von Humor unterstützt wird.

Aber die trübe Weltanschauung, die wir schon aus den „dramatischen Versuchen“ kennen, übermannt den Dichter leider auch

hier wieder. Uberti, der weder bei den Mittelständen (deren Ruheliebe und Mangel an Thatkraft in ihren beiden Repräsentanten Vitella und Settimo grell, aber leider nur zu wahr geschildert sind), noch beim niederen Volke Unterstützung findet, muß sein engeres Vaterland fliehen. Er geht zu Grunde an seiner Zeit. Auch Marcantonio geht zu Grunde; das forderte schon die poetische Gerechtigkeit. Aber wie geht er zu Grunde? Etwa durch ein Höheres als er selbst und sein Princip ist? durch etwas Sittliches? Keineswegs. Durch einen Volkshaufen, den mehr der Hunger als sittliches Gefühl zur Empörung getrieben hat, durch denselben Volkshaufen, der am folgenden Tage die einziehenden Oesterreicher mit Jubel begrüßt! Mit dieser schneidenden Dissonanz endet das Stück. Keine Spur von Auflösung des Mißklanges! Keine Spur trostreicher Versöhnung! Der Dichter scheint gefühlt zu haben, daß er seine Leser nicht mit diesem unaufgelös'ten Septimenaccorde im Ohr entlassen darf. Darum hat er den eigentlich ganz überflüssigen fünften Akt, der nur sechs Seiten lang ist, noch hinzugefügt. Er läßt Uberti am trasimenischen See von seinen Freunden Abschied nehmen. Aber der Trost, den der Graf sich selbst beim Scheiden giebt

Du fragst
Wohin ich fliehen soll vor solchem Wissen?
Noch lebt ein großes Wort, ein freies Land,
Italiens Kunst —

kann kein wahrer Trost sein. Die Kunst ist ja selbst nur ein Theil der Nationalentwickelung, und ohne wahres Nationalgefühl kann auch die Kunst nur etwas Unächtes, etwas Erborgtes sein; wo der Nation keine Zukunft blüht, da blüht auch der ächten Kunst keine. Die Vergangenheit aber darf im Drama nicht für die Misere der Gegenwart und Zukunft entschädigen wollen.

In dem zweiten Drama „End' und Anfang" führt uns der Dichter in das letzte Jahrhundert des römischen Reiches zurück. Er zeigt uns die letzten galvanischen Zuckungen des römischen Kolosses, den der Geist bereits verlassen hatte. Der Dichter ist hier ganz in seinem Elemente und wenngleich die Ausführung hinter der trefflichen Anlage in mancher Hinsicht zurückgeblieben ist, so haben wir in diesem Stücke immer ein Gemälde voll wunderbarer Lebendigkeit und Wahrheit vor uns. Der Inhalt ist in Kurzem folgender: Der alte Vandale Stilicho, Reichsverweser unter dem schwachen Honorius, ist der letzte Anker des römischen Staatsschiffes. Ueberzeugt, daß nur eine großartige Unternehmung den morschen Bau zusammenhalten kann, geht sein Plan dahin, die getrennten Theile, das ost- und weströmische Reich, wieder zu einem Ganzen zu vereinigen und mit diesem Ganzen der Schöpfer einer neuen Zeit durch Verbreitung der römischen Kultur nach Norden und Nordosten zu werden. Gegen diesen großartigen Plan intriguirt natürlich die byzantinische Hofkabale, und zwar durch den schlauen und hochgebildeten, aber gewissenlosen Olympius, den ehemaligen Erzieher der jungen Kaiser. Olympius will den Stilicho dadurch vernichten, daß er den Kampf zwischen diesem und dem Gothenherzoge Alarich, dem die von Theodosius versprochenen Ländereien verweigert worden sind und der jetzt Italien bedroht, auf alle Weise zu nähren sucht; beide sollen sich gegenseitig vernichten. Es war ein höchst glücklicher Gedanke des Dichters den Olympius nicht zum gemeinen Intriguanten, sondern zum Vertreter eines Princips zu machen, des Princips der Erhaltung der Civilisation gegenüber der hereinbrechenden Barbarei. Er handelt nicht aus persönlichem Haß gegen Alarich.

Was kann der Haß in meiner Rechnung zählen?
Der Staat bedarf nicht meiner Leidenschaft.
Was ich vermag, das ist den Kampf zu schüren,
In dem sich Feind und Feind vernichten soll;
Ob Alarich, ob Stilicho erliege,
Der Barbarei gilt meines Hasses Waffe,
Nicht diesen Männern.

Gleichzeitig werden die Prätorianer und der römische Pöbel, die beide durch Stilichos weise Reformen in der Verwaltung, mehrfach beeinträchtigt sind, gegen den Reichsverweser bearbeitet. Schon stehen die Heere der Römer und der Gothen einander gegenüber. Stilicho, die Nothwendigkeit erkennend, den schwachen Kaiser in diesem kritischen Augenblicke den Einflüsterungen der oströmischen Partei zu entziehen, verläßt plötzlich heimlich das Lager, um Honorius aus seinem Palaste in Ravenna abzuholen und mit sich ins Lager zu führen. Diese Absicht wird dem Olympius verrathen und überzeugt, daß seine Partei verloren ist, wenn sie gelingt, läßt er Stilicho durch einige Prätorianerhäuptlinge ermorden. Das Heer am Benacus, durch Stilicho's plötzliche Abreise in Ungewißheit und Besorgniß um das Schicksal des geliebten Feldherrn versetzt, geräth in völlige Auflösung und öffnet dadurch den Weg nach Rom dem Heere Alarichs, der, unterstützt von der entfesselten Wuth des römischen Pöbels, als Sieger in die Hauptstadt der Welt einzieht.

Der Anlage nach ist dieses zweite Stück als Drama jedenfalls ein Fortschritt gegen das erste. In der Ausführung aber hat das Streben des Dichters, ein reiches Gemälde damaliger Sitten und Zustände zu geben, dem dramatischen Charakter Eintrag gethan. Eine Fülle zum Theil meisterhafter Einzelnheiten, für welche der Dichter die sorgfältigsten historischen Studien gemacht haben muß, und in welchen er den ganzen Reichthum seiner Phantasie und seines trefflichen Humors entfaltet, machen das Stück zu einem höchst lebensvollen Gemälde, erzeugen aber zugleich eine gewisse Decentralisation, welche der dramatischen Einheit zum Nachtheile gereicht. Es fehlt die nöthige Gruppirung um einen Mittelpunkt, einen Hauptcharakter; weder Stilicho, noch Alarich, noch Olympius ragen als Träger eines Grundgedankens hinreichend hervor; sie laufen vielmehr parallel neben einander her und das Interesse des Lesers wird dadurch zerstückelt. Die Charakteristik der drei Genannten so wie mehrere Persönlichkeiten zweiten Ranges ist zum Theil vortrefflich. Weniger hat uns die Gestalt des Sklaven Njalo, befriedigt. Die Motivirung seiner Handlungsweise ist dem Dichter nicht vollständig gelungen, und dadurch erhält dieser Charakter eine, wenn gleich entfernte Aehnlichkeit mit dem Mohren Aaron in Shakespeares Titus Andronikus, die zurückstoßend wirkt.

Sehen wir von dem erwähnten Mangel an Centralisation ab, der dem Drama zum Vorwurfe zu machen ist, so liegt uns dagegeben in den Einzelnheiten des Stückes und durch dieselben ein höchst interessantes, naturwahres Bild damaliger Sitten und Zustände vor. Das üppige Leben der römischen Patricier, die Insolenz und Gemeinheit der Proletarier, das Unwesen der Sophisten und Histrionen, die rohe biedere Kraft der Germanen, Alles

dieses giebt Stoff zu Scenen von der geistvollsten Erfindung und entschiedensten Wirkung. Zeilen, wie die folgende meisterhafte Schilderung der Meeresruh:

Nein, das ist nicht Neptuns gewölbte Brust,
Des tückevollen Herzens rauhe Decke,
Nicht jener Schreckenstimme dunkle Gruft,
Die Kampf und Aufruhr brüllt ins Reich der Wellen,
Lärmblasendem Tritonenheer gebeut
Und ihres Sturmes schwarze Vögel sendet. —
So wogt der Liebesstunde zarte Brust
Der süße Pfühl, der athmend dir entgegnet,
Nachbebend wie in Ohnmacht dem Genuß
Und die Erinn'rung träumend seiner Freuden.

stehen doch wohl über der Kritik!

Das versöhnende Moment am Schluß des Stückes bildet das Christenthum. Auch dies ist ein Fortschritt des Dichters. Wenigstens muß die Schlußscene den Regeln des Drama's dem Buchstaben nach genügen, wie sie dem Theaterpublikum und dem flüchtigen Leser genügen wird. Dem denkenden Leser nicht, denn der denkende Leser liest't die Weltanschauung des Dichters aus dem ganzen Stücke heraus, und die heilige Monstranz des Bischofs kann ihn nicht täuschen über die auch in diesem Drama noch nicht überwundene Weltanschauung des Dichters, nach welcher die sogenannte Weltordnung doch nichts anderes bedeutet als ein regelmäßiges Auf- und Niedersteigen der beiden Eimer Civilisation und Barbarei.

Schließlich können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir an einzelnen Stellen dieses Stückes, namentlich in den Schlußscenen der Akte, einige Influenz des Studiums des Calderon zu bemerken geglaubt haben, vor welcher wir den Dichter, der vollkommen auf eigenen Füßen stehen kann, warnen möchten.*)

B. . . . . . . r.

Aus dem Tagebuche eines Dorfküsters.

(Fortsetzung.)

Thiele, am 6. März 1713.

O, Welt! Welt! wie bist du falsch! Ehrlichkeit ist ganz und gar verschwunden, und Tugend und Ehre sind mit Füßen getreten. Doch warum mich beklagen? bin ich besser als er? Ist meine Sünde kleiner, weil ich glaube, daß meine Liebe größer sei? — Ach, ich habe meinen verdienten Lohn, wir sind gleich gut, der eine verräth den andern! — Ach, Du falsches Weibsbild! Du Potiphars Weib! Darum war es also, daß Du geschrieen und Dich geflüchtet hast, als Du meine Stimme hörtest — darum? Es war also ein alte Gewohnheit, ein bekannter Weg, als Du mein Lager — nein! — Hansens Lager gesucht! — Während ich Dich anbetete, während ich zu Dir, wie zu einem heiligen Engel hinauf sah, hast Du mit meinem Mitdiener gebuhlt! — — —

Es war Mitternacht. Von süßen Erinnerungen trunken, wandelte ich im Garten umher. In einem dunkeln Gange sah ich etwas sich bewegen. Es schwante mir, daß sie es sein möchte. Eilend schritt ich hinzu — sie war es! Ja, es war sie! Aber wie traf ich sie? Auf Hansens Schooß, mit den Armen seinen Hals umschlungen. Sie fuhren jäh auseinander, aber ich stand, als sollte ich in die Erde wachsen. Die Sonne fand mich noch auf derselben Stelle. Mich fror und ich zitterte wie Espenlaub. O, du elende, du falsche, du verdorbene Welt!

Thiele, am 9. März 1713.

Heute sah ich sie seit jener sündvollen Nacht zum Erstenmale wieder. Ein schnelles Erröthen zog über ihr Angesicht hin, sie warf die Blicke im Zimmer umher, um meinem zu entgehen. Ich fühlte, daß mir auf einmal warm und kalt wurde. In dem Moment, als wir allein waren, eilte sie hastig bei mir vorüber, indem sie mit geschlossenen Augen mir zuflüsterte: „silence!“ und noch eh' ich den Druck ihrer Hand vernommen, war sie verschwunden.

Thiele, am 13. April 1713.

Alles ist entdeckt! Der Schloßherr, die gnädige Frau, das ganze Schloß weiß es, und es ist die Mademoiselle Lapouce, die sie entdeckt und verrathen hat. Das junge Fräulein mochte sie gern railliren, das hatte sie sich hinter's Ohr geschrieben. Nie hat man es dem listigen, verschmitzten Weibe anmerken können, daß es nur ein Wörtchen Dänisch verstehe, und daher haben sie aus Unbesonnenheit in ihrer Gegenwart etwas gesagt oder verabredet, wodurch sie Wind bekam. Sie ist ihnen so lange auf die Fährte gegangen, bis sie das Lager richtig aufgefunden und hinein geguckt hat. Du mein Himmel, wie ist alles hier im Aufruhr! Der gnädige Herr rennt wie wahnsinnig mit seiner Büchse umher, um Hans zu erschießen, allein Hans ist schon zu Pferde und weit weg. Das Fräulein ist in die Eckstube eingesperrt, damit der Herr sich nicht an ihr vergreife. Ach, Gott! Gott! wie wird das enden? Ich bebe jedesmal, wenn ich nur seine Stimme höre. Mein Gewissen verdammt mich und macht mich zum Poltron, Reue und Furcht haben mich so ergriffen, daß Liebe und Eifersucht ganz aus meinem Herzen verbannt sind. Ach, wäre ich funfzehn Meilen unter der Erde! —

Thiele, am 14. April 1713.

Hans ist hier gewesen. Diese Nacht trat er in mein Zimmer, um zu erfahren, wie die Sachen hier ständen. Er war in betrunkenem Zustande, und weinte und fluchte durcheinander. — „Verrathe mich nicht, daß ich hier gewesen — sagte er beim Abschiede — sonst bist du ein Kind des Todes!“ — Er würde gewiß Wort halten! Ich werde mich wohl hüten! Allein, was kann er eigentlich wollen? Er weiß es wohl selbst nicht.

Thiele, am 17. April 1713.

Fräulein Sophie ist fort! Diese Nacht ist sie aus einem Fenster échappirt. Hans ist gewiß hier gewesen und hat sie ab-

---

*) Auch die in Braunschweig erscheinende „Reichszeitung“ Nr. 63, vom 14. März, enthält eine Anzeige der „dramatischen Zeitgemälde.“

H.

geholt, denn gegen Mitternacht ist Jemand zweien Personen begegnet, doch wegen der Dunkelheit hat er nicht erfahren können, ob beide Mannsleute waren. Es war auf dem Wege nach Wiborg; wir alle mußten aufsitzen und den ganzen Tag suchen, sind aber ohne sie gefunden zu haben, alle zurückgekehrt. Ich habe Wind bekommen, daß sie Stiern-Brücke passirt sind, werde mich aber hüten, ihnen zu nahe zu kommen. Ach, über die Welt, in der wir leben! — Mein braver Herr! Es wird ihm das Leben kosten, er liegt zu Bett und keiner darf zu ihm.

Thiele, am 20. April 1713.

Heute wurde ich zum gnädigen Herrn gerufen. Ach, du gütiger Erlöser, wie ist er bleich und abgefallen! Er kommt nicht mit dem Leben davon, das ist deutlich zu sehen. —

„Martin — sagte er, als ich eintrat — bist Du es? Komm her zu mir!" — Sobald ich seine Stimme hörte, fing ich an zu weinen. Früher sprach er, als spräch' er aus einer Tonne, und wenn er aus der großen Thür hinausrief: „Martin, komm' mit den Hunden!" so war es, als sollten die Mauern einstürzen und Hühner und Enten flatterten erschrocken umher. — Jetzt aber sprach er so leise und matt, daß mein Herz nahe daran war zu brechen. — „Martin — fuhr er fort — hast Du keine Schnepfen geschossen?" — „Nein, gnädiger Herr! — erwiederte ich schluchzend — ich bin gar nicht ausgewesen." — „Nicht? versetzte er. — „Ich schieße keine mehr!" — „Warum nicht? gab ich zur Antwort — Gott kann noch helfen!" — „Nein, Martin — fuhr er fort — mit mir ist es bald vorbei! Ja, hätt' ich noch Christen!" — Er zerdrückte zwei Thränen in den hohlen Augen. — „Wo ist Vaillant?" fragte er weiter. — „Er liegt hinter dem Ofen," entgegnete ich. — „Ruf' ihn!" befahl er. — Der Hund kam und legte den Kopf an das Bettgestell. Der Herr liebkos'te ihn eine Weile und sah ihn wehmüthig an. „Du bist mir ein treuer Gefährte gewesen — sprach er — du hast mich nicht verlassen. Wenn ich todt bin, sollst Du ihn erschießen, Martin, und ihn unter dem großen Eschenbaum vor dem Kirchhof begraben, aber triff ihn gut, und laß ihn nicht merken, was Du vor hast — versprich mir das!" — „Ich gelob' es, gnädiger Herr!" — „Er soll nicht in fremde Hände — fuhr er fort — und mein Jagdpferd und Donner (so nannte er seine Lieblingsbüchse) und mein Gürtel sollen Dir gehören. Meinen Grauen darfst Du nie von Dir kommen lassen; wenn er alt wird und nicht mehr kauen kann, sollst Du ihn erschießen!" — „Ja, lieber Herr — stammelte ich kaum vor Weinen heraus. — „Und dort — fuhr er fort — liegt eine Rolle auf dem Tisch, die sollst Du für Deinen treuen Dienst haben. Geh' nun, Martin, und flehe zu Gott um meine sündige Seele." — Ich küßte seine Hand, und schwankte dann aus dem Zimmer. — O Gott! verleihe ihm ein seliges Ende! Er war mir ein guter und gnädiger Herr!

Thiele, am 3. Mai 1713.

So ist er denn auch heimgegangen! Nun habe ich keinen Freund mehr auf der weiten Erde. Hier will ich nicht bleiben. Ich muß in die Welt hinaus, um meine melancholischen Gedanken los zu werden. —

Armer Vaillant! Ach, als ich die Büchse nahm, sprang er so freudig um mich herum, er wußte nicht, daß ich ihn zum Tode führte. Nein! einen solchen Schuß thu' ich in meinem Leben nicht mehr. Als ich die Büchse spannte und er das Knacken des Hahnes hörte, fing er an zu wedeln, und dachte nicht im Mindesten daran, daß es ihm selber gelten sollte. Als das Pulver fing und er sich im Todeskrampf krümmte, war es, als würde mir das Herz im Busen zu enge und müßte auch heraus. Ach, mein lieber seliger Herr! es war der letzte, der schwerste Dienst, den ich Dir erzeigt habe. —

Unter Segel bei Thunöe, am 3. Mai 1713.

Zum zweiten, vielleicht zum letzten Male, sag' ich Dir, geliebtes Vaterland, Lebewohl! Lebewohl! Du grüner Wald — du braune Hütte — lebet wohl, alle Freuden meiner Jugend! Viel leichter um's Herz war es mir, als mich vor zwei Jahren die wilden Wogen trugen, damals hatte ich noch meinen guten Herrn, nun ruht er im Grabe, mein Junker auch, und sie — die ich so gerne vergessen möchte — sie zieht, Gott weiß, wo und auf welche Weise, in der Welt umher. Auch ich muß die Gunst der Fortuna fristen und mein Brod unter wildfremden Menschen essen. Ja, den Krieg will ich versuchen — es giebt Brot oder Tod! Der Graue und ich, wir wollen zusammenhalten, er ist ja mein einziger Freund auf Erden. — (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Nach Balfour's Handbuch der Botanik, verzögert sich das Blühen der Pflanzen in den mittleren Breiten von Europa und Nord-Amerika im Durchschnitt um vier Tage mit jedem Breitengrade nach Norden. Demnach blüht eine und dieselbe Pflanze zu Zürich um 6 Tage später als zu Parma, zu Tübingen 13, zu Jena 17, zu Berlin 25, zu Hamburg 33, zu Greifswald 36 und zu Christiania gar 52 Tage. Eben so verhält es sich mit den Früchten, und während es zu Neapel schon am 1. Mai reife Kirschen giebt, wird diese Frucht in Paris und im mittleren Deutschland erst mit Ende Juni, im südlichen England in der zweiten Hälfte Julis zeitig.

Um die vielen Fremden, welche zu der großen Ausstellung nach London kommen werden, möglichst vor den Praktiken der Taschendiebe zu sichern, wird die Polizei nicht allein mit verdoppelter Wachsamkeit zu Werke gehen, sondern soll auch der geringste Diebstahl, der in den öffentlichen Parks oder in der Ausstellung selber verübt wird, auf's gelindeste mit neunmonatlicher Haft bei schwerer Arbeit, und, falls der Verbrecher schon einmal condemnirt gewesen ist, mit Transportation bestraft werden.

Berichtigung. In Nr. 28 d. Bl., in der zweiten Miscelle, ist statt Neumann Naumann zu lesen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 32. Sonnabend, den 19. April. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das Proletariergrab am Allerseelentage.

Es duften die Gräber umher,
Mit Blumen reichlich geschmücket,
Das Grab dort ist einsam und leer,
Kein Beter an ihm sich bücket.
Drin schlummert ein Proletar,
Voll Sorgen und Mühen sein Leben;
Die schwielige Hand allein es war,
Die Nahrung ihm gegeben.

Rings schimmert und glänzt ein Lichtermeer
Auf prunkenden Gräbern der Reichen.
Sie fühlen von solcher Pracht nichts mehr,
Sie verwesen alle, die Leichen.
Auf diesem Grabe glänzt kein Licht,
Der kleine Hügel ist dunkel,
Bis aus den Wolken der Mond sich bricht
Und der traulichen Sternlein Gefunkel.

Rings prunken in eitler Pracht
Die steinernen Monumente.
Der Menschen Gewalt und Macht
Nimmt mit dem Tode ein Ende.
Auch Mächtige mußten vergeh'n;
Was ist aus ihnen geworden?
Ein Denkmal nur blieb steh'n
In jenen steinernen Worten.

Auf diesem Grabe steht kein Stein, —
Ein Kreuzlein von Holz, halbzersplittert,
Es ist des Todten Denkmal allein,
Und das ist bald auch verwittert.
Da unten ruht ja ein Proletar
Nach seinen Mühen und Leiden.
Vom Leben, das ihm voll Dornen war,
Sah man ihn ruhig scheiden.

So mancher Reiche modert dort,
Der viele Menschen betrogen;
Es lügt auf ihn das steinerne Wort,
Doch jenseits wird nicht gelogen.
Dies Grab wird bald vergessen sein,
Es ist ja das Grab eines Armen;
Ihm will ich dieses Lied hier weih'n,
Aus der Dichterbrust, der warmen.

O schlummre sanft, o Proletar,
Im Erdenschooß da drunten,
Die Dir im Leben ferne war,
Die Ruhe, die hast Du gefunden.
Schmückt auch Dein Grab nicht eitle Zier
Am Tage Allerseelen,
So fleh' ich doch voll Wehmuth hier,
Wenn auch die Lampen Dir fehlen.

Würzburg. Julius Ruttor.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

St. Thomas von Aquino war wegen der anscheinenden Unbehülflichkeit seines Geistes von seinen Kameraden in derselben Weise bezeichnet worden, eine Beleidigung, die dessen illustrer Meister, Albert der Große, fast mit denselben Worten abfertigte. Er sagte:

„Wohl, wenn der Thomas ein Ochs ist, so wird er einstens die ganze Welt mit seinem Gebrüll erfüllen."

Wenn Dominichino gegen die Schwierigkeiten, die ihm von Leuten des Schlages, wie ich sie zu schildern versucht habe, allein hätte anringen sollen, so würde er wahrscheinlich erlegen seyn; aber Albano, der ihn fast gewaltsam nach Rom hinüber gezogen hatte, konnte es nicht zugeben, daß solch ein Genie, dessen Geheimniß ihm bekannt war, durch eine Verbrüderung von Pygmäen verkannt, erstickt, beleidigt ward. Er hatte mit ihm Dach und Fach getheilt, und brachte es auch dahin, daß er mit ihm gleicher Gunst genoß.

Die Familie Aguchi, ein edles Haus von florentinischem Ursprung, wurde damals durch zwei ihrer Mitglieder in Rom repräsentirt: P. Aguchi, den Cardinal, und J. B. Aguchi, einen leidenschaftlichen Kunstliebhaber, dem sein großer Reichthum, seine Geburt und seine hohen Verbindungen gestatteten, je nach den Umständen die Rolle eines Mäcen oder die eines Augustus zu spielen. J. B. Aguchi verstand sich auch eben so wohl auf Menschen als auf Sachen der Kunst, und es ward Albano, der ihm intim befreundet war, nicht schwer, sein Interesse auf Dominichino hinzuleiten. Diesem wurden darüber bald die Beweise zu Theil. Er malte für J. B. Aguchi die Susanne im Bade nebst den beiden Alten, und die Verzückung des heiligen Paulus, ein Paar Gemälde, die zu Rom großes Aufsehn machten. Dies verdroß die Faction eines Tiarini, Gessi, Colonna und Sementa aber sehr, und sie verschwor sich, dem Dominichino die Protection zu entreißen, die er der Freundschaft des Albano verdankte.

Eines Tages erklärte der Cardinal Aguchi, welcher seines Namens der ältere war, seinem Bruder, daß er nie im Leben wieder mit ihm zusammen kommen wolle, wenn er fortfahre, dem Dominichino ein Asyl zu geben, indem ihm derselbe als ein gefährlicher Philosoph, der sich dem Calvinismus zuneige, und als ein Schuft und ein Schandfleck der Malerkunst geschildert worden sey.

J. B. Aguchi hatte Wind von dem Complotte bekommen; auch wußte er recht gut, von woher der Streich geführt worden war; da ihm aber sehr daran lag, den sehr herrischen Cardinal nicht zu erzürnen, so unterwarf er sich ihm ohne Einrede. Zur selbigen Zeit sagte er aber zu Dominichino, er solle wegen der Folgen der Bosheit seiner Feinde nur außer Sorgen seyn, er wolle es schon zu bewerkstelligen wissen, daß sie ihm zum Ruhme ausfallen sollten. Dies Versprechen lösete er denn auch in folgender Weise:

Er versammelte, um den Geburtstag seines Bruders zu feiern, auf seinem Landsitze Alles, was Rom an ausgezeichneten Kunstliebhabern besaß. Das Fest wurde in einem Saale gefeiert, der an eine lange Gallerie stieß, die eine zahlreiche Sammlung von Gemälden der berühmtesten Künstler aus der italienischen Schule enthielt. Diese Gallerie war nur Wenigen bekannt, weil J. B. Aguchi, voller Achtung für die großen Todten und die illustren Lebenden, deren Meisterwerke in seinem Hause versammelt waren, es als ein ihrem Andenken oder ihrem Talente angethanene Beleidigung ansah, sie der einfältigen Neugier von Unwissenden Preis zu geben. Nun aber äußerten alle Gäste um so dringender den Wunsch, in dies Heiligthum einzudringen, als ihr Amphitryon absichtlich neuer Erwerbungen, womit er es bereichert, erwähnt hatte.

„Deine Gallerie scheint wahre Wunderwerke zu enthalten, Bruder," sagte der Cardinal zu ihm.

— Einige Originale von ziemlich hohem Werthe, antwortete ihm der jüngere Aguchi; wenn Ew. Eminenz sie beurtheilen wollen, dürfen Sie nur noch einige Schritte weiter gehen.

Als der Cardinal sich dazu bereit erklärt hatte, that sich die Thür der Gallerie offen, und es boten sich der Bewunderung der Gäste unschätzbare Schätze dar. Die Kunst aller Zeitalter war hier vertreten. Da gab es ein Brettchen mit der Wachsmalerei des Griechen Apollonius, aus dem dreizehnten Jahrhundert; Cimabue's, Giotto's, Perugino's, Leonardo da Vinci's, Raphael's und eine Menge Werke der eben lebenden großen Künstler. — Am Ende der Gallerie bemerkte der Cardinal einen grünen Vorhang, der eine Leinewand von großem Umfange zu verbergen schien, und fragte seinen Bruder nach der Ursache dieser Eigenthümlichkeit.

J. B. Aguchi stellte sich, als ob ihn diese Frage sehr in Verlegenheit setzte, und der Cardinal mußte erst lebhaft in ihn dringen, ehe er sich dazu verstand, diese mysteriöse Leinewand zu enthüllen.

Endlich wurde der Vorhang weggezogen, und da zeigte sich, glänzend von einem Strahl der untergehenden Sonne beleuchtet, welche das Gesicht des Heiligen zu verklären schien, Dominichino's kostbares Gemälde von St. Petrus im Gefängniß.

Ohne in Sachen der Kunst so eingeweiht zu seyn wie sein Bruder, wollte der Cardinal doch nicht für einen Nichtkenner gelten, auch muß man sagen; daß ihm in dergleichen Materien ein geübter und zarter Geschmack nicht abgesprochen werden konnte.

Er untersuchte das Gemälde eine lange Zeit, betrachtete es durch die hohle Hand, und trat vor- und rückwärts, wie es die Kenner zu thun pflegen, um den rechten Standpunkt der Anschauung zu finden und die Wirkung besser beurtheilen zu können.

„Aber . . . das ist ein Meisterstück!" rief er plötzlich aus. „Was sagen Sie dazu, meine Herren?"

Die Anwesenden, welche, ehe sie ihre Meinung von sich gaben, erst den Ausspruch des Cardinals hatten abwarten wollen, ließen nun ihrer Bewunderung Zaum und Zügel schießen, und ergossen sich bis zur Hyperbel in Ausrufungen und belobenden Ausdrücken.

„Wer ist denn der Verfasser dieses schönen Bildes, den niemand von uns kennt?" fragte der Cardinal.

— Bruder, antwortete ihm darauf J. B. Aguchi, ich bitte Ew. Eminenz, zu erwägen, daß, wenn ich dies Gemälde aufgedeckt habe, solches nur auf Ihren Wunsch, fast auf Ihren Befehl geschehen ist. Dies Bild ist von einem Künstler aus

Bologna, der so unglücklich gewesen, sich Ewr. Eminenz Ungnade zuzuziehen.

Wie! von Dominichino? Dominichino, der Sudler, kann solche Bilder schaffen? Dominichino, der Ketzer, hat solch ein Verständniß von den Heiligen? Aber es ist mir doch gesagt worden, daß Dominichino kaum den Namen eines Malers verdiente.

— Das haben nur solche, die selbst nichts schaffen können, Neider und Verläumder gethan, erwiederte Aguchi.

„Wohlan", sagte der Cardinal sodann, „die Verläumder und die Neidharte haben mich wohl täuschen können, aber sie sollen mich nicht hindern, dem Dominichino eine glänzende Genugthuung zu geben."

Von diesem Tage an hatte Dominichino die Gunst des Cardinals Aguchi erworben, dem er den heiligen Hieronymus in seiner Höhle, und den heiligen Franz vor einem Kruzifix knieend malen mußte. Er hatte eben dies letzte Gemälde beendigt, als der Cardinal starb.

Dominichino ward nun noch Architect und Bildhauer, um das Andenken desjenigen zu ehren, der ihm Gerechtigkeit zu Theil werden ließ, nachdem er ihn verkannt hatte. Nach seinen Zeichnungen und seinen Plänen, ist das Grabmal des Cardinals angefertigt worden, und mehrere der Verzierungen, die dies Monument schmücken, sind von ihm selber ausgehauen.

Der Cardinal Aguchi hatte vor seinem Ende Dominichino dem Cardinal Aldobrandini empfohlen, und dieser honorirte die Empfehlung des Verstorbenen, indem er dessen Schützling die Decorirung des Palastes von Belvedere anvertraute. Da malte Dominichino dann in einer Folge von Fresken die verschiedenen Episoden der Geschichte des Apolls. Fast unmittelbar darnach ging er an die Verherrlichung, wie es in einer Biographie heißt, der Abtei von Grotta-Ferrata, wo die Geschichte der Wunder des Abbé's St. Nil, durch seinen Pinsel dargestellt, die Bewunderung eines jeden erregt, der diese Malereien, die noch so klar und so lebhaft colorirt sind, als ob sie erst von gestern wären, in Augenschein nimmt. Er war eben im Begriff, die letzte Hand an dies schöne Werk zu legen, als ihn eine Herzensangelegenheit sich zu entfernen veranlaßte. Hiermit hatte es folgende Bewandtniß:

Dominichino hatte die Gewohnheit, wenn ihm ein Mann, ein junges Mädchen oder ein Kind begegnete, deren Züge oder Haltung von auffälligem Character waren, solchem Modell, das ihm der Zufall zugeführt, nachzugehen, bis es seiner Erinnerung so eingeprägt war, daß er es so zu sagen nach dem Leben copiren konnte. Eines Tages, am Himmelfahrtsfeste, sah er aus einer Kapelle von Frascati ein junges Mädchen von so großer Schönheit herauskommen, daß er sich nicht erinnerte, selbst in seiner Einbildung je einen so vollkommenen Typus gesehen zu haben. Ohne Arges zu denken, nur nach seiner Gewohnheit und Methode, folgte er ihr auf allen ihren Wegen, und malte, wenn wieder in seiner Wohnung angelangt, ihr Portrait.

Wer kennt nicht die Narrheit Pygmalions? Ebenso erging es dem Dominichino: er verliebte sich sterblich in sein Modell, und berauschte sich in langen Zügen in der süßesten und zugleich keuschesten Glückseligkeit. Am Ende aber trübte sich, so wie es mit gewissen magischen Spiegeln geht, der lautre Trank, an welchem sich seine Lippen netzten, und da erschien ihm statt des idealen Bildes, das er selbst geschaffen hatte, das schöne junge Mädchen, von Gott geschaffen, um geliebt zu werden und diese Liebe mit der menschlichen Liebe zu vergelten, in welche alle zärtlichen Schwärmereien endigen, wie sehr sich zarte Gewissen auch bemühen mögen, die rein sinnlichen Wünsche zu unterdrücken.

Dominichino hatte niemand, dem er sich hätte anvertrauen können; er schrieb aber an Albano, der sich eben zu Florenz befand, und bat ihn, herüberzukommen, um ihm einen großen Dienst zu erweisen. Bis zur Ankunft dieses erprobten Freundes trieb er aber, der so ernst gewesen, der wie ein Greis gelebt hatte, alle die Possen der spanischen Liebhaber, schaute Tage lang der Gebieterin seines Herzens nach, brachte ganze Nächte unter ihren Fenstern zu, und ließ den Pinsel ruhen, um Sonnette zu dichten, die er, wenn sie kaum fertig waren, ins Feuer warf. Endlich traf Albano ein und wurde in das Geheimniß eingeweiht. Da Dominichino ihn nur herberufen hatte, um sich von ihm rathen zu lassen, so glaubte er ihm keinen besseren Rath geben zu können als den, seine Geliebte zu heirathen. Es gelang ihm auch, ihm bei den Eltern des jungen Mädchens Zutritt zu verschaffen, und er übernahm es, diese von der Leidenschaft seines Freundes in Kenntniß zu setzen. Unglücklicher Weise war er es selber, der geliebt wurde; Albano war jedoch kein Verräther; er beschränkte sich ganz auf die Rolle eines Brautwerbers, und machte Namens Dominichino's, der dazu nie den Muth gehabt hätte, den Heirathsantrag in bester Form.

Aber das Resultat solcher Aufopferung und all der Geschicklichkeit und Beredsamkeit, die aufgeboten worden, war, daß Dominichino sowohl von dem jungen Mädchen als von deren Eltern mit gleicher Indignation verworfen ward, wiewohl aus verschiedenen Gründen. In den Augen der Eltern war er, eines Schusters Sohn, von zu niedriger Abkunft; in den Augen des jungen Mädchens aber war er vor allem ein Complice des Albano, den sie geliebt hatte, von dem sie verschmäht worden war, und dessen Gleichgültigkeit ihr eine tödtliche Kränkung zu seyn schien.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Alter der Blattern-Krankheit.

(Aus dem Athenaeum.)

In der Sitzung der englischen asiatischen Gesellschaft vom 15. vorigen Monats verlas der Professor Wilson unter andern auch einen Aufsatz über die hindustanische Verehrung einer Göttin Sitala oder Sita, zu welcher die Mütter des Landes beten, um ihren Schutz gegen die Pocken und ähnlichen Uebeln anzurufen. An diese Verehrung der genannten Göttin knüpft sich eine Frage, die mit Bezug auf die Blatternkrankheit Interesse hat. Nach der Meinung von ärztlichen Schriftstellern wäre sie in älteren Zeiten in Europa nicht vorgekommen. Die erste bestimmte Kunde von ihr hat Al Razi (Rhazes), ein arabischer Arzt gegeben, der zu Anfang des zehnten Jahrhunderts geschrieben. Man ist der Meinung gewesen, sie habe sich zuerst um die Mitte des sechsten Jahrhunderts in Aegypten gezeigt; es existirt aber keine verläßliche Autorität über ihr Erscheinen

vor Rhazes Zeiten, doch läßt sich annehmen, daß sie, weil so wohl bekannt, schon lange vor ihm da gewesen ist. Unstreitig haben die Araber im achten und im neunten Jahrhundert mit Indien und China im Handelsverkehr gestanden, und es gilt für ausgemacht, daß die Blatternkrankheit von dort in Aegypten und Syrien eingeführt worden ist; auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese Plage schon lange unter verschiedenen Benennungen in Indien bekannt gewesen ist. Trotz der Wahrscheinlichkeit aber, daß sie dort seit undenklichen Zeiten existirt hat, wird ihrer in den älteren ärztlichen Schriften der Hindus nicht erwähnt. Die Hymne an die Göttin Sitala ist muthmaßlich im achten oder neunten Jahrhundert verfaßt, und wenn sich aus ihr auch kein so verläßlicher Schluß ziehen läßt, als es zu wünschen wäre, so erweis't sich doch daraus, daß die besagte Krankheit eher in Indien geherrscht hat, als sie in Europa bekannt geworden ist. Die Inoculation der Blattern scheint sich auch aus Indien herzuschreiben, obwohl die Zeit ihrer Entdeckung unbekannt geblieben ist. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß mit der Verbreitung des Budhaismus von Indien nach China auch manche Kenntnisse der beiden Länder gemeinsam geworden sind. Die Blatternkrankheit soll zuerst in chinesischen Büchern nach dem siebenten Jahrhundert beschrieben und die Inoculirung um das eilfte Jahrhundert in China eingeführt worden seyn. Das Uebel wird dort eben so zeitig oder noch früher als in Europa zur Sprache gekommen seyn, aber wahrscheinlich nicht so früh als in Indien, und sowohl China wie Aegypten scheinen diese verheerende Seuche diesem Lande zu verdanken, wo sie noch heutigen Tages zum öfteren furchtbar wüthet, indem dort noch immer die unvollkommne alte Inoculirungsmethode angewandt wird, die mehr geeignet scheint das Uebel zu verbreiten, denn es auszurotten.

Ungarn im Vormärz.

Nach Grundkräften, Verfassung, Verwaltung und Kultur

dargestellt von

Alexius Fényes,

Mitglied der ungarischen Akademie.

Aus dem Ungarischen.

Leipzig, Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. 1851.

VIII und 326 Seiten 8.

In Beziehung auf den durch seine wissenschaftlichen Leistungen rühmlichst bekannten Verfasser und das Original heißt es in der (aus Hamburg datirten) Vorbemerkung des Uebersetzers: „Unmöglich kann der Deutsche, der Ungarn kennen und seine Kämpfe begreifen lernen will, einen bessern und zuverlässigern Führer finden, als jener Mann es ist, der die Erforschung und Darstellung Ungarns in allen Beziehungen, zu seiner Lebensaufgabe gemacht, an deren Lösung er seit Jahrzehnten mit unermüdlichem Fleiße und nimmerrastender Thätigkeit arbeitet; der sich durch seine großen wahrhaftgediegenen geographischen und statistischen Werke bleibende Verdienste um sein Vaterland und einen ehrenvollen Platz im Reiche der Wissenschaften erworben; — wir meinen: Alexius Fényes (spr. Fehnjesch).

Vielfachen dringenden Aufforderungen nachgebend, entschloß sich der stets arbeitslustige Verfasser in den letzten Monaten des Vormärz: die reichen Resultate seiner bisherigen, in seinen größern Werken niedergelegten Forschungen in einer gedrängten aber erschöpfenden, und weil volksthümlichen doch nicht minder gründlichen, übersichtlichen Zusammenstellung auch dem größern Publikum, dem jene Werke theils zu ausführlich, theils zu kostspielig, zugänglich zu machen. Es entstand hieraus sein „Magyarország leirása" (Pest 1847), dessen erster Theil eine Darstellung Ungarns im Allgemeinen giebt, während der zweite die einzelnen Kreise, Gespannschaften und Bezirke ausführlicher und detaillirter beschreibt; — ein Buch, für dessen Zweckmäßigkeit und Gediegenheit auch der bei uns beispiellose große Absatz zeugte, den es rasch nach seinem Erscheinen fand, so daß es bald zum Haus- und Handbuch jedes Ungarn wurde, der sein Vaterland näher zu kennen verlangte. Wir übergeben hiemit dem deutschen Publikum den ersten allgemeinen, daher für nichtungarische Leser interessantern Theil jenes Buches in einer möglichstgetreuen Uebersetzung. Möge es eine freundliche Aufnahme finden, und sein Scherflein dazu beitragen, eine bessere und genauere Kenntniß Ungarns unter unsern deutschen Brüdern zu verbreiten." Dieser Zweck wird gewiß erreicht werden; das Buch giebt eine alles Wissenswerthe umfassende, aus authentischen Quellen geschöpfte Uebersicht des vormärzlichen Ungarns, dessen Verfassung und Verwaltungsverhältnisse faktisch noch großentheils fortbestehen. Daß die Kenntniß derselben gerade jetzt, wo die Frage von dem Eintritt des Gesammtöstreichs, also auch Ungarns, in den deutschen Bund eine der vielbesprochenen gewesen und noch ist, uns Deutschen sehr nützlich, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Im ersten Buche: Die Grundkräfte Ungarns ist, mit belehrenden statistischen Daten und Tabellen beurkundet, gehandelt vom Lande, von der Bevölkerung, von den Produkten, von der Industrie, vom Handel. — Die Bevölkerung betrug im Jahre 1846 11,895,796 Seelen; die verschiedenen Volksstämme folgen in nachstehender Reihe auf einander:

Magyaren	4,744,899.
Slovaken	1,722,005.
Raiczen	1,293,095.
Kroaten	943,995.
Ruthenen	459,870.
Wenden	44,536.
Bulgaren	12,940.
Montenegriner	3,025.
Deutsche	1,126,666.
Wallachen	1,272,787.
Franzosen	5,691.
Griechen	4,530.
Klementiner	2,150.

(Dieses bemerkenswerthe Völkchen, welches blos in der Militairgrenze im peterwardeiner Regiment in den zwei Ortschaften Hertkovec und Nikince wohnt und dessen Sprache ein Ueberrest der alten, bereits verlorengegangenen illirischen ist, gehört zur römisch-katholischen Kirche. Die Klementiner sind ein schöner und starker Menschenschlag, besonders aber gelten ihre Frauen als die schönsten in Ungarn.)

Juden	259,607.

Ueber den ungarischen Handel im Allgemeinen sagt Herr Fényes: „Die Lage Ungarns ist für den Handel recht günstig, denn es verbündet den gebildeten industrietreibenden Westen mit dem an Naturprodukten reichen Osten, außerdem besitzt es zahlreiche, ansehnliche schiffbare Flüsse, und hat eine große und ausgezeichnete Menge von Naturerzeugnissen. Trotz all dieser Vorzüge ist unser Handel arm und unbedeutend. Es hat dies manche Gründe; der hauptsächlichste ist aber: der beispiellosschlechte Zustand unserer Landstraßen und die vielen ungeregelten Flüsse. Indem ich behufs der von mir anzufertigenden Gewerbestatistik die ungarischen Fabrikanten und Zünfte über die Hemmnisse ihres Betriebes befragte, wurden einstimmig als das erste desselben unsere schlechten Wege bezeichnet, welche einen pünktlichen und ordentlichen Verkehr unmöglich machen, dabei noch die Transportkosten um 20—30 pCt. erhöhen, wodurch die Konkurrenz der heimischen Produkte mit den ausländischen oft erschwert, oft unmöglich wird. Es ist daher, wenn wir einen ordentlichen Verkehr, blühende Industrie und Ackerbau haben wollen, unsere erste Pflicht: für den Straßenbau und Regulirung der Flüsse zu sorgen, denn die Eisenbahnen allein werden dem Uebel nicht abhelfen.“ — Der Wirkungskreis der 1841 gebildeten pester Handelsbank ist folgender: „1. übernimmt sie für ein gewisses Procent und unter gewissen Bedingungen Wechsel zur Diskontirung (Diskontobank); 2. giebt sie Denjenigen, die in die Bankkasse baares Geld hinterlegen, einen zu ihrer freien Verfügung (avista) stehenden Bankbrief (Girobank); 3. nimmt sie baares Geld, Gold- und Silbergeräthe, wie auch Staatspapiere in Verwahrung (Depositenbank); 4. giebt sie auf Gold und Silber, Staatsscheine, auf Produkte und Fabrikate, die nicht dem Verderben unterworfen sind, für 6 pCt. und das Magazingeld Darlehn (Leihbank). Das Stammkapital wurde auf 2,000,000 Fl. C.M. bestimmt, die durch 4000 Aktien zu 500 Fl. eingebracht wurden.“

Das zweite Buch hat die Staatsverfassung zum Gegenstande. Die fünf Abschnitte desselben: Grundgesetze; Erb- und Thronfolge; der ungarische König; Rechte des Königs; Rechte der Nation, bieten viel Interessantes dar; überall ist auf die betreffenden älteren und neueren Gesetzartikel verwiesen. In dem Paragraphen von den Rechten der katholischen hohen Geistlichkeit ist auch einer in früheren Zeiten geltenden, eigenthümlichen Pflicht gedacht: der erlauer Bischof mußte nämlich den vierten Königssohn auf seine Kosten erziehen lassen. (Herr Fényes hat gewiß in seinen größeren Werken Specielleres aus den Ergebnissen seiner geschichtlichen Forschungen mitgetheilt; ob die Bischöfe oft veranlaßt worden diese Pflicht zu erfüllen, und wie es geschehen, darüber möchte mit uns sich wol mancher Leser belehrt sehen).

Das dritte Buch: Ungarns Staatsverwaltung, besteht aus folgenden Abschnitten: Politische Dikasterien (in sechs Paragraphen: Eintheilung des Reichs, in politischer, juridischer, kirchlicher, militärischer Hinsicht; die königlichungarische Hofkanzlei; der königlichungarische Statthaltereirath; Gespanschaften; königliche Freistädte; freie Militärgemeinden; freie Distrikte); das Militär; die Staatseinkünfte (die Gesammtsumme derselben wird auf 34,262,333 Fl. C. M. angegeben); Kirchenverwaltung; Rechtspflege. Der Verfasser bemerkt: „Wenn der gegenseitige Widerspruch unserer bürgerlichen Gesetze und die schwankende Praxis schon in dem bürgerlichen Gerichtsverfahren besorgnißerregende Ungewißheit erzeugt, so müssen wir unsere Kriminalgesetze und unser strafrechtliches Verfahren noch viel mangelhafter nennen. Für das Ordnen unserer bürgerlichen Gesetze bemühte sich wenigstens einst Verböczy und nach ihm bis auf die neueste Zeit herab mancher verdienstvolle Mann, so daß wir schon zahlreiche Handbücher besitzen, die in dem finstern Labirinth als ziemlich sichere Leuchte dienen können; aber über unser Kriminalrecht haben nur Wenige und auch Diese — da ihnen die Reichstagsdekrete nur wenig Stoff boten — sehr mangelhaft und unvollkommen geschrieben. Und so fehlt es dem Ungar noch heute an einem systematischen Strafgesetzbuch, und wenn es sich um Leben und Ehre handelt, so hängt die Entscheidung nicht vom Gesetz, sondern mehr von der Einsicht und dem guten Willen seiner Richter ab.“

Im vierten Buche: Wissenschaft und Kunst, lernen wir kennen: die höheren Institute (die, vom König 1830 bestätigte ungarische gelehrte Gesellschaft oder Akademie, deren Aufgabe ist in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst die Ausbildung der Nationalsprache zu fördern; die Kisfaludygesellschaft, nach dem trefflichen Dichter Karl Kisfaludy so benannt; den naturwissenschaftlichen, den landwirthschaftlichen und den Industrie-Verein; die Kunstinstitute; das vom Grafen Franz Szécheni 1802 gegründete, an Büchern, Handschriften, Alterthümern rc. reichhaltige ungarische Nationalmuseum); die nichtkonfessionellen und die konfessionellen Lehranstalten (mehrere besitzen nicht unbedeutende Bibliotheken; die Bänderzahl der pester königlichen Universitäts-Bibliothek beträgt nach Fényes 65,000, die des debrecziner Kollegiums 30,000). Ueber die Schulen der Juden wird bemerkt: „Es ist eine der rühmenswerthen Eigenschaften des Juden, daß er freudig und ohne Kosten zu scheuen sein Kind unterrichten läßt; darum finden wir selten einen Juden, der — wie arm er auch sei — nicht schreiben, lesen, besonders aber rechnen kann. Da jedoch die ungarischen Juden ihre Kinder größtentheils durch Privatlehrer unterrichten lassen, so kann die Zahl der lernenden Kinder jüdischen Glaubens nicht bestimmt angegeben werden; doch werden wir wol nicht weit von der Wahrheit abweichen, wenn wir auf jeden zehnten Israeliten einen Schüler, somit für ganz Ungarn 24,000 annehmen. Uebrigens bestehen in den größeren Gemeinden auch öffentliche, unter diesen auch wolorganisirte Normalschulen, die von dem Oberinspector des betreffenden katholischen Schulbezirks abhängen. Von den öffentlichen Schulen, die alle eine reale Richtung haben, sind die bedeutendsten: die pester, altofener, arader, großkanischaer und preßburger.“

Die Verlagshandlung hat für guten Druck und Papier genügend gesorgt.

Hoffmann.

Die Bewohner Australiens.*)

Die Bewohner Australiens sind ein zur malayischen Race gehöriger Menschenstamm, von schwärzlich brauner Farbe. Ihr

*) Aus dem zweiten Hefte des zweiten Bandes der „Königsberger Naturwissenschaftlichen Unterhaltungen. Königsberg. Verlag der Gebrüder Borntrăger. 1851“; ein Bericht über den interessanten Inhalt derselben soll nächstens erfolgen. H.

Körper, namentlich der der Männer, ist im Ganzen von ansehnlicher Größe, mitunter sechs Fuß lang, nur spricht sich auf den ersten Blick eine große Magerkeit und eine auffallende Schlankheit der Arme und Beine aus. Der Leib ist oft hängend. Der Kopf ist verhältnißmäßig groß und namentlich der obere Theil breit, der untere schmal und hervorspringend, mit breitem Munde, nach vorn gerichteten Zähnen und angeschwollenen Lippen. Die Augen sind klein und eingesunken, bei Vielen aus übler Gewohnheit blinzelnd, doch auch lebhaft. Die Augenbraunen und Wimpern sind dick und lang, die Nase breit, oberhalb eingedrückt, Nasenlöcher sehr groß. Die Backenknochen stehen vor. Das Haar ist wenig kraus, sehr selten wollig, sondern eher struppig, bisweilen lang; der Bart schwach und buschig. Die Schärfe der Sinne der Australier wird sehr gerühmt. Eine besondere Zierde sind Einschnitte in die Haut, außerdem weiße Malereien über Brust, Rücken und Gesicht, von denen eine ocker- oder ziegelroth bestrichene Stirne, Augenbraunen, Nasenrücken und Backen stark abstechen. Vorzüglich an Festtagen steckt man ein kleines Stück Holz, Rohr oder einen Knochen durch die Nasenscheidewand. Den mannbar werdenden Knaben pflegt man die obern Vorderzähne auszuschlagen. Die Zähne der Eingebornen sind wunderschön. Ein speculativer Engländer, der bemerkte, daß die Eingebornen sich für ein Schnupftuch, ein Messer ein Stück Taback, einen Ohrring u. s. w. alles von der schlechtesten Sorte — willig einen oder mehrere Zähne ausreißen ließen, hat diese Entdeckung eifrigst cultivirt und eine Masse der schönsten südaustralischen Menschenzähne zusammengebracht und nach London geschickt. Dort langten sie kürzlich an und waren bald vergriffen; die Londoner Zahnärzte zahlten enorme Preise, das Geschäft ging vorzüglich; neue Bestellungen sind gemacht.

Der Charakter der Australier hat sich da, wo er sich in völliger Unbefangenheit äußerte, ehe noch die nähere Bekanntschaft mit Europäern Leidenschaften erregte, vortheilhafter als bei andern Wilden gezeigt. Sie sind größtentheils harmlos, heiter, geschwätzig, gegen Fremde anfänglich sehr scheu, vorsichtig, mißtrauisch, dann freundlich, zutraulich, und, was auffallend ist, aber sich auch neuerdings bestätigt hat, in vieler Beziehung höchst gleichgültig gegen ihnen neue Erscheinungen, während doch sonst Wilde durch ihre Zudringlichkeit höchst lästig zu werden pflegen. Daß die Australier von weniger rachsüchtigen Gefühlen beherrscht werden, beweisen auch die unter ihnen stattfindenden Kriege. Sie spornen sich dazu durch lange Vorbereitungen und großen Lärm und lagern sich einander gegenüber; dann beginnen Zweikämpfe, erst später ein allgemeiner Kampf, an dem sich auch die Weiber betheiligen, wobei aber, wenn ein Mensch fällt, sehr häufig vom Kampfe abgestanden und Trauerfeierlichkeiten angestellt werden.

Die meisten Australier gehen nackt, nur die nördlich wohnenden tragen bisweilen eine kleine Schürze, die westlichen hin und wieder Mäntel von Opossumfell. Stricke aus Opossumfellstücken gedreht, umgürten die Hüften. Viele umbinden ihre Haare mit einer Kopfbinde von gewebtem ausländischem Zeuge. Wenige wohnen in einer Art Hütte, höchstens sechs bis zwölf Fuß im Durchmesser lang und breit, von Strauchwerk umstellt, mit Baumrinde ziemlich schützend bedeckt, die Meisten unter freiem Himmel. Geräthschaften kennen sie nur äußerst wenige. Scharfe Muscheln und Quarzsteine sind ihre Schneideinstrumente; die an der Küste wohnenden Australier fertigen eine Art Kähne und Netze. Die besten Kunstprodukte sind ihre Waffen, vor Allem eine sechs bis zwölf Fuß lange Lanze von dem leichten Schafte des Grasbaums (Xanthorrhoea hastile) gebildet, an die oben mit Harz scharfe Steinstücke, Knochen, Fischgräthen und dergleichen, zum Theil zu Widerhaken geformt, befestigt werden. Sie werfen die Lanze mit großer Kraft und Sicherheit auf 100 bis 150 Schritte und zwar mit Hilfe eines besondern Wurfstocks, der die Stelle einer Schleuder vertritt. Viele tragen im Gurte eine zwei- oder mehrschneidige Holz- oder Steinkeule, Waddi oder Wudah genannt, womit beim Erklettern von Bäumen Stiegen eingehauen und im Kampfe geworfen wird. Die äußerste Gewandtheit, mit welcher der Neuholländer den Schild führt, ist mit die Ursache, weshalb verhältnißmäßig so Wenige verwundet werden. Ein sehr eigenthümliches, interessantes Wurfgeschoß ist der Boumerang, auch Keili genannt.

Nahrungsmittel sind dem Australier aufs Kärglichste zugemessen. An den Küsten fängt man Fische, Muscheln, Krebse, auch Schildkröten; wenn aber die Fische sich von den Küsten zurückziehen, steigt die Noth hoch und man begnügt sich mit den an das Ufer geworfenen Meerthier-Ueberresten. Im Innern des Landes sind die wenigen dort vorkommenden Säugethiere, namentlich Känguruhs, das Opossum und Vögel aller Art das beste Nahrungsmittel; außerdem Eidechsen und Schlangen, sodann Honig, Käferlarven, Schmetterlinge und Ungeziefer. An wildwachsenden, nahrhaften Früchten hat Australien großen Mangel. Die Pflanzenkost der Bewohner besteht in Pandanen-Früchten, in Yams-Wurzeln, in der Wurzel eines Farrenkrauts (Pteris esculenta), der Seerose (Nymphaea) und weniger anderer Gewächse, welche Wurzeln zum Theil geröstet werden, in jungen Blättern und Trieben verschiedener Pflanzen, an der Küste in Seetang. Sehr oft steigt der Hunger der unglücklichen Bewohner auf den höchsten Grad. Zum Anbau von Getreidearten und Anpflanzung von Fruchtbäumen hat noch keine Macht den Australier bewegen können. Er ist dazu zu faul und zu gleichgültig gegen sein Leben. Findet sich einmal viel Nahrung, so verzehrt man sie im Uebermaß Tage lang hinter einander und hungert darauf wieder. Solche Lebensweise schadet natürlich der Gesundheit sehr; daher bei ihnen Obstructionen und Gallenfieber sehr gewöhnliche Krankheiten sind; außerdem finden sich häufig Hautausschläge und Augenentzündungen.

Die Australier bilden Stämme und diese halten sich innerhalb eines gewissen Bezirks auf, der von den Mitgliedern der andern Stämme gewöhnlich nicht überschritten werden darf. Sie unterscheiden sich, theils durch verschiedene Dialekte, theils durch verschiedenartige Waffengeräthe, auch durch die Malereien des Körpers. Von einer Verfassung ist bei ihnen nicht die Rede. Der älteste und stärkste des Stammes ist Oberhaupt. An einigen Orten ist die Oberhauptwürde erblich. Eine Art Priester, die zugleich die Stelle von Aerzten vertreten, stehen in großem Ansehen. Die Frauen verrichten, ohne gerade Sklaven genannt werden zu können, die schwersten Arbeiten, während der Mann auf der Jagd lebt, oder sich unbeschäftigt umher treibt. Mehrere Frauen zu haben ist erlaubt, doch hat selten ein Mann mehr als eine Frau, weil er mehrere nicht ernähren kann. Daß die Frauen von den Männern, wie nach frühern Berichten es den Anschein hatte, vielfach und arg gemißhandelt werden, haben neuere Reisende widerlegt. Die Mütter schleppen ihre kleinen Kinder, die im sechsten Monate benannt werden, so lange, bis jene sich selbst einigermaßen Nah-

rung verschaffen können, mit sich umher und sorgen überhaupt mit großer Zärtlichkeit für sie. — Ihre **Todten** bestatten die Australier meistens auf sehr einfache Weise, indem sie die Leichname entweder sogleich in hohle Bäume stecken, oder dasselbe erst später mit den Skeletten thun, nachdem der Leichnam in die Rinde des sogenannten Theebaumes (einer Melaleuca) eingewickelt, in Verwesung übergegangen ist.

Was von den Ansichten der Australier über ein **jenseitiges** Leben in den bisherigen Berichten uns mitgetheilt worden, ist ebenso unbestimmt, als das, was man über ihre **religiösen Vorstellungen**, welche letztere mit dem Glauben an einen guten und einen bösen Geist übereinstimmen sollen, uns mitgetheilt hat. Zu leicht werden die Reisenden, zumal sie mit den Eingeborenen, ihrer bis jetzt noch nicht genügend bekannten, unverständlichen Sprache halber, sich nur schwer verständigen können, versucht, von denselben andere Ansichten, als die wirklichen vorauszusetzen, und zwar solche, die man bei andern wilden Völkern bis jetzt gefunden hat. Man wird zu bestimmten Thatsachen hierüber erst nach längerer Zeit gelangen können. — Die neuesten Untersuchungen über die **Sprache** der australischen Stämme, besonders von **Earl**, haben zu dem Resultat geführt, daß eine ihnen allen gemeinsame Stammsprache hier und dort zwar verschiedene Dialekte hat, dieselbe dennoch im Ganzen so wenig variirt, daß sich die Mitglieder verschiedener Stämme ziemlich gut mit einander verständigen können. Eigenthümlich ist, daß die Consonanten f und s in den australischen Dialekten ganz weggeworfen werden. Sonst aber endigen wenigstens zwei Drittheile der Worte mit einem Consonanten. Der Nasenton ng ist sehr gewöhnlich.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit Europäer mit den Bewohnern Australiens in mehrfache Berührung getreten sind. In der letzten Zeit, seit das böse Treiben der Verbrecher aufgehört, haben sich jene sogar mehrfache Mühe gegeben, diese bedauernswürdigen Kinder der Natur wenigstens zu einem gewissen Grade von Civilisation zu führen und ihnen bessere Begriffe vom Werthe des Lebens beizubringen, und doch sind die gewonnenen Fortschritte eigentlich gleich Null zu rechnen. Denn kann wohl da von Civilisation die Rede sein, wo noch in seiner ganzen Abscheulichkeit und in so großem Umfange der Kindermord besteht wie in Australien? Werden dort Zwillinge verschiedenen Geschlechts geboren, so wird das Mädchen getödtet. Sind die Neugebornen fehlerhaft gebildet, werden sie gleichfalls getödtet; stirbt die Mutter eines Säuglings, so begräbt man den letztern mit der erstern. Häufig geschieht es leider auch, daß die Sprößlinge während und vor der Geburt getödtet werden. Von dem Vorwurfe, daß die Australier auch Menschenfleisch essen, kann man dieselben noch immer nicht befreien. Es ist schrecklich zu hören und doch verzehren, mag es auch immerhin die Folge schrecklichen Hungers sein, Mütter die Leichname ihrer Kinder.

Daß die Schuld solchen Mißlingens die Ureinwohner Australiens heranzubilden zum großen Theil, mindestens was die frühere Zeit anbetrifft, die Colonisten tragen, ist gewiß; denn in den ersten Jahrzehnden haben diese durch unmenschliche Behandlung und durch Mittheilung mehrfacher Laster jene eher entmenschlicht als gesitteter gemacht; — aber auch jetzt und künftig noch wird der **Colonist**, weil er eben nur sein eigenes Interesse im Auge hat, — weil er bald wohlhabend und reich zu werden sucht, und zwar durch die Benutzung desselben Landes, das früher den Eingeborenen gehörte, das Wohl des Eingeborenen hinten an setzen, der ihm überdies oft feindlich gegenüber steht, weil er gutwillig seinen Besitz nicht hergeben will. Leider aber müssen wir sagen, stehen noch andere Umstände einer Civilisirung entgegen. Der Ureinwohner Australiens sind zu wenige; 50,000 leben auf jenem Continent, der etwa zwei Drittheil so groß wie Europa ist, ganz sicher nicht mehr und diese wenigen ziehen sich immer weiter vor dem gefürchteten Colonisten nach dem Innern des Landes zurück. Ehe aber dorthin die Colonisation dringt, wird wahrscheinlich der australische Menschenstamm dem Erlöschen nahe sein, denn das Aussterben desselben nimmt durch die Kämpfe der Bewohner mit den Weißen und unter sich, durch Krankheiten, durch Nahrungsmangel und Kindermord wahrhaft mit Riesenschritten und zwar mit steigender Vermehrung der Europäer in gleichem Grade zu, so daß man in letzterer Beziehung selbst wieder an die schon sonst gemachte Erfahrung erinnert hat, daß eine Menschenrace auf die andere nicht bloß materiell, sondern auch geistig eine furchtbar zerstörende Wirkung äußert. —

Aus dem Tagebuche eines Dorfküsters.

(Fortsetzung.)

Schweden, am 13. Juni 1716.

Hier sitze ich, ein armer Gefangener in fremdem Lande! Soweit hat mein Degen durchgeholfen. Mein Oberst und ich haben es nicht leicht unter den Feinden gemacht, allein was sollten wir zwei gegen zehn! Ach, mein alter Grauer mußte daran glauben; wären wir doch einander gefolgt.

Stockholm, am 14. August 1717.

Das ist nicht länger auszuhalten! Sie schleppen mich von einer Festung zur andern, versuchen mich, drohen mir, daß ich Dienste nehmen soll; aber lieber will ich in einem unterirdischen Kerker verhungern, als gegen meinen angebornen König und Herrn fechten. Noch lieber möcht' ich meine Freiheit haben. Ich will einen Versuch wagen, entweder sie oder den Tod zu finden.

Norköping, am 3. Februar 1718.

So ward ich dennoch schwedischer Soldat! Wie lange ich mich auch gehütet und mich wie ein gehetztes Wild in Wäldern und zwischen Felsen verborgen gehalten, sie haben mich doch gefunden. Was sollte ich thun? Besser unter Gottes freiem Himmel, zwischen Degen und Kanonen, als innerhalb vier Wänden eines Gefängnisses. Sie haben mir versprochen, daß ich nicht gegen meine Landsleute, nur gegen die Moscowiter ziehen soll. Der hat vielleicht die rechte Kugel mit dem Namen: **Martin Winge**.

Sibirien, am 15. Mai 1721.

Herr, mein Gott! wie gar wunderbar sind deine Wege. Viele tausend Meilen von meiner lieben Heimath treib' ich mich

in einem rohen, traurigen Lande umher. Ich gehe auf zugefrornen Strömen und im Schnee bis über die Knie, während daheim Feld und Wald mit ihrem grünen Sommerkleide geschmückt sind. Vor meinem alten Zimmerfenster blüht der Apfelbaum, der Hänfling singt in der Stachelbeerhecke, der Staarmatz sitzt auf dem Giebel und pfeift sein lustiges Stück und die Lerche trillert hoch in den Wolken. Hier heulen Wölfe und Bären, Geier und Raben krächzen in den finstern Wäldern. Wo mag das Ende dieser Einöde sein? Ach, wo ist das Ende meines elenden Lebens? —

Riga, am 2. Sept. 1743.

Soll ich noch den Tag erleben, daß ich mein Vaterland wieder sehe! Während vier und zwanzig langer, trauriger Jahre, während vier und zwanzig düstrer, kalter Winter, habe ich Füchse und Zobel in Sibiriens Wäldern gejagt. Wie müde bin ich des Lebens schon lange — lange gewesen! Allein, ich will geduldig harren, bis mein Herr und Erlöser mich ruft. Er wird vielleicht meine müden Glieder doch noch in die väterliche Erde betten. Ach! — in der Ferne sehe ich die dänische Flagge! Das heilige Zeichen des Kreuzes und der Erlösung. Meine Seele lobe den Herrn und was in mir ist seinen heiligen Namen!

Falster in Dänemark, am 23. Oct. 1743.

Wieder dem Tode nah und wieder weit von ihm entfernt. In Sturm und Ungewitter nahete ich meinem geliebten Vaterlande. Die Wogen zerbrachen unser Schiff und drohten uns zu verschlingen; allein der Herr rettete mich, seine Hand hat mich erhalten — er wird sie mir nicht entziehen, obgleich ich arm und halbnackt unter Fremden wandle.

Corselidse, auf Falster, am 2. Nov. 1743.

So hätt' ich eine Freistätt' gefunden, ein Obdach gegen die Stürme der Welt, und was noch mehr, einen frommen, braven Herrn, der mir Brot giebt und mir versprochen hat, bis an meinen Tod für mich zu sorgen. So soll ich denn nicht mehr Wohnung wechseln, bis man mich in die letzte hinaus trägt. —

Corselidse, am 1. Mai 1744.

Wie reizend ist doch die Landschaft! Alles steht in voller Blüthe, der Wald ist grün, die Flur ist grün, Blumen überall. In Sibirien ist's noch Winter. Gott sei für diesen Tausch gelobt! — Mein Herr hat mich recht gern, ich muß mitunter ganze Stunden bei ihm sitzen und ihm vom Kriege und von allen Ländern erzählen, die ich durchwandert bin. Und mag er gern hören, mag ich auch gern sprechen. Es ergötzt mich, meine mannigfaltigen ausgestandenen Fatalitäten ins Gedächtniß zurückzurufen.

Corselidse, am 2. Juli 1744.

O, du Vater der Barmherzigkeit, war mir denn dieser bittre Kelch noch vorbehalten? Mußten die alten Wunden wieder aufgerissen werden? Ja, ja, es war dein Wille! — Ich habe sie gesehen! Sie? ach nein! sie nicht! einen gefallenen Engel, eine Gestalt der Finsterniß habe ich gesehen. Oft habe ich mir den Tod gewünscht, aber jetzt ist mir das Leben zum Ekel geworden. Ich kann nicht mehr schreiben. — — —

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Herr Augustus Petermann berichtet in dem Londoner Athenaeum vom 22. v. M.: „Bei Sr. Excellenz dem Chevalier Bunsen sind Briefe von den Doctoren Barth und Overweg eingelaufen, aus welchen wir erfahren, daß sie bis October v. J. noch immer im Königreiche Air zurückgehalten wurden. In meiner letzten Mittheilung habe ich der Schwierigkeiten und Gefahren erwähnt, die ihnen bei dem Eintritt in jenes Land aufgestoßen waren, dessen Einwohner sich ihnen feindselig bewiesen hatten, so daß ihr Schicksal gänzlich von dem Schutze des Fürsten En-Nur, Sultans der Kelve's, abhängig zu seyn schien.

Dieses gehofften Schutzes sind sie glücklicher Weise theilhaft geworden, doch scheint derselbe nur hingereicht zu haben, sie über Tin-Tellus, der Residenz des Fürsten, hinaus zu sichern, daher sie die Erforschung des Landes selber aufzugeben und nur bei dem Fürsten zu verweilen genöthigt waren. Sie haben jedoch Gelegenheit gehabt, sich währenddem manche mündliche Auskunft zu verschaffen, namentlich über den Strich Landes im Westen und Südwesten von Ghat, der keineswegs eine monotone Wüstenei, sondern von vielen fruchtbaren und wasserreichen Wadys durchschnitten ist. Zu den neuen und nicht minder interessanten Erscheinungen gehörte auch die eines See's, zwischen Ghat und Tuat, in dessen Gewässern Krocodille haus'ten.

An dem Tage, von welchem das Schreiben des Dr. Barth datirt ist, dem 2. October, wollten die Reisenden einen Ausflug nach Aghades, der Hauptstadt von Air machen, da der neue Sultan ihnen seinen Schutz zugesagt hatte und der tapfre Schwiegersohn En-Nur sie begleiten wollte.

Die Breite von Tin-Nur hatte sich zu 18° 34' N. ergeben, der Längengrad war noch nicht ganz ermittelt worden. Die regnigte Jahreszeit währt bis September und täglich kommen zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags bei Westwind Gewitter vor, während es sonst aus Osten weht. Ob die Expedition nach dem See Tschad wird gehen können, scheint noch ungewiß zu seyn.

Ein englischer Reisender in Aegypten berichtet dem Londoner Athenaeum über den Vandalismus, der dort augenblicklich von den Pyramiden bis zu den Kataracten verübt wird: „die nordische Pyramide von Dashur wird als ein Steinbruch benutzt, um aus ihrem Material irgend einen benachbarten Palast oder eine Villa aufzuführen; nicht besser ergeht es den Gräbern von Sackara, den Grabhügeln von Abydus und dem Tempel von Erment. Zwei andere Tempel, von welchen die Reisenden erst Kunde bekommen hatten, als sie nicht mehr existirten, sind innerhalb der letzten sechs Jahre gänzlich demolirt und ihr Material aus der Nähe von Scheikh Fadl fortgeschafft worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 33. Mittwoch, den 23. April. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Meine Stimmung.

Wehmuth wecket in dem Herzen
Stimmen aus vergang'ner Zeit,
Wecket neu vernarbte Schmerzen,
Jugendsang von Liebesleid.

Jene Lieder sind verklungen,
Und mit ihnen auch mein Weh;
Und das Bild, das ich besungen,
Ich aus weiter Ferne seh'.

Doch in mancher Abendstunde,
In der trauten Einsamkeit,
Schwebt um mich, wie Geisterkunde,
Jenes Bild der Jugendzeit.

Jene Zeit der ersten Liebe,
Nimmer kehret sie zurück;
Fort sind ihre reinen Triebe
Und der Sehnsuchtsschmerzen Glück.

Düster ist es jetzt im Innern,
Freiheit heischt sein steter Ruf;
Doch erquickend ist's Erinnern,
Das die Jugendliebe schuf.

Und ich greife in die Saiten,
Sing' voll Wehmuth mir ein Lied;
Jene Zeit mir brachte Leiden,
Doch noch jetzt zu ihr mich's zieht.

Würzburg. Julius Rutter.

Nachklang.

Meine Lieder sind gesungen,
Die ich Dir in Gluten sang;
Meine Leier ist zersprungen,
Die fast nur von Liebe klang.

An der Wand soll fortan hängen
Meine Leier unberührt;
Still bleib' es von Schmerzensklängen,
Ruh' dem Müden doch gebührt.

Ruh'n will ich von meinen Leiden,
Liebe sei von mir verbannt;
Und der Leier Silbersaiten
Werden nimmer neu gespannt.

Würzburg. Julius Rutter.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Albano, der seinem Freunde den Rath gegeben hatte, daß er seine Geliebte heirathen sollte, rieth ihm nun, als dazu alle Hoffnung verschwunden war, sich zu trösten, wie andere unter gleichen Umständen es auch thäten. Aber Dominichino blieb untröstlich; die Wunde seines Herzens war zu tief, und sie blutete noch lange: er wurde schwermüthiger als je, und diese Schwermuth macht sich auch in den letzten Scenen der Geschichte der Wunder von St. Nil bemerklich.

Das Schlimmste dieses Querstrichs würde für Dominichino eine unerfüllte Hoffnung und eine Demüthigung gewesen seyn, wenn er denselben nicht durch eine Unvorsichtigkeit oder eine verliebte Bravade noch verschlimmert hätte. Er hatte der Versuchung nicht widerstehen können, unter den Personen, mit welchen sein Pinsel die Grotta-Ferrata bevölkerte, das Bildniß derjenigen anzubringen, die er so sehr geliebt hatte, und so stellte er sie in dem Costüm eines Pagen dar. Das Publikum mußte etwas von der unglücklichen Leidenschaft des Dominichino, und des Malers Absicht blieb niemandem verborgen; es wurde laut darüber gesprochen. Da gelang es denn auch dem Lanfranc, der längst darauf gesonnen hatte, ihn zu entfernen, einen Scandal zu erregen, und Dominichino Zampieri aus Bologna mußte sich vor dem Zorn einer angesehenen Familie flüchten, die ihn als einer doppelten Beleidigung gegen sie schuldig betrachtete.

In dem Lande, wo dieser Vorfall sich zugetragen hat, wird von Einigen behauptet, daß das junge Mädchen, in die Dominichino sich so sterblich verliebt hatte, nichts weiter als eine Courtisane, und kaum das gewesen sey. Es widersteht uns, diese Version, die nichts für sich hat als die Volkssage, gelten zu lassen, auch wird sie schon durch den Character Dominichino's, wie ihn die geschriebenen Zeugnisse schildern, unwahrscheinlich.

Zurückgekehrt nach Rom, wo Albano mit der Ausführung großer Arbeiten für den Marquis von Justiniani beschäftigt war, erfuhr Dominichino noch einmal, was eine aufrichtige Freundschaft werth ist. Die Sujets, die Albano an den Plafonds des Schlosses Bassano auszuführen übernommen hatte, gehörten der Geschichte des Apolls an, und ihnen sollten unmittelbar solche folgen, die der Geschichte Diana's entlehnt waren. Unter dem Vorwande, daß er mit den Arbeiten nicht zu der Zeit fertig werden dürfte, die von dem Marquis von Justiniani vorgeschrieben war, überredete Albano ihn, einen Theil davon an Dominichino zu übertragen, dem dann die Darstellung der Geschichte der Diana zufiel.

Aus derselben Zeit datiren sich das Abendmahl des heiligen Hieronymus, ein für die Kirche von San-Girolamo della Carita bestimmtes Meisterwerk, und das Märtyrerthum des heiligen Andreas. In der Lebensbeschreibung des Ribera habe ich es bereits erwähnt, daß Dominichino für sein Abendmahl des heiligen Hieronymus den elenden Preis von funfzig Thalern erhalten hat. Diese erhabene Schöpfung machte jedoch großes Aufsehen in Italien: es war, als ob es ein wiederaufgefundenes Meisterwerk aus der schönen Zeit der römischen Malerei gewesen wäre, von welcher nur die Carrachio's die Traditionen, soweit es in ihrer Macht gestanden, aufbewahrt hatten, und die von Dominichino, ihrem Schüler, nun so mächtig wiedergeschaffen worden war, als durch Leonardo da Vinci, Michael Angelo, Raphael und Titian; es war, wie eine laute Warnung inmitten der Decadenz, eine zwischen ihrem Abhange aufgerichtete Barriere. Auch schlossen die jungen Maler, die diesem Abhange folgten, sich einander näher an, um den ernsten und ihnen mißfälligen Ruhm, der sich mitten aus der Aermlichkeit emporrichtete, zu ersticken. Augustin Carrachio hatte vor Dominichino denselben Gegenstand behandelt, und die beiden Compositionen hatten einige Analogie. Lanfranc benutzte das, um den Dominichino zu beschuldigen, daß er Augustin Carrachio copirt habe, eine Verläumdung, die gleich allen anderen Verläumdungen ihre Leute fand, die sie für Wahrheit nahmen. Das Abendmahl des heiligen Hieronymus ward nun auf einen Boden relegirt, wo Poussin es zwanzig Jahre später auffand. Diesem französischen Maler gebührt die Ehre, das Verdienst dieses bewundernswürdigen Werkes zur Anerkennung gebracht zu haben, und nun bekam dasselbe einen Platz im Vatican, der Verklärung von Raphael gegenüber. Durch die boshaften Angriffe gekränkt, und muthlos gemacht, und unglücklich in der Isolirung, in welcher er leben mußte, wenn er nicht überall auf einen Feind oder Spötter stoßen wollte, entschloß Dominichino sich endlich, nach Bologna zurückzukehren. Dies Vorhaben führte er jedoch erst da aus, nachdem er noch zwei Jahre zu Fano zugebracht hatte, wohin er durch das Haus Nolfi berufen worden war, um auf den Wänden der Kathedrale die Geschichte der heiligen Jungfrau al-Fresco zu malen. Zu Fano lernte Dominichino zum erstenmal in seinem Leben die Annehmlichkeit einer zugleich großartigen und gütigen Hospitalität, und einer Protection, die nicht drückend war, erkennen, und konnte das freie, ruhige Leben führen, welches den sinnenden Geistern und den schwärmerischen Gemüthern zusagt. Er schied ungern und voll Traurigkeit aus diesem Kreise, gleich jemand, der, zum Dulden verdammt, die Stunde der Ruhe und Erholung dahin eilen sieht, die seinen Schmerzen vergönnt gewesen.

Er sollte jedoch sein Vaterland wiedersehen, und hegte einige Hoffnung, von denjenigen zuvorkommend aufgenommen zu werden, die es sich zur Ehre anrechnen mußten, ihn zum Mitbürger zu haben. Aber ach! er fand dort die Masse durch Guido gefesselt, der die galante Jugend durch seine zarte Prachtliebe, die Frauen, diese furchtbare Macht, durch seine Schönheit, seine auserlesene Eleganz, und seine Keckheit, und das größere Publikum durch die unerschöpfliche und unbegränzte Fruchtbarkeit seines Pinsels blendete.

Die Bologneser bewilligten dem armen Dominichino, der bald wieder von ihnen schied, ihnen aber eins der merkwürdigsten Productionen seines Pinsels, die Jungfrau des Rosenkranzes, hinterließ, nur eine Achtung zweiten Grades.

Das vorbenannte Gemälde hatte ihn vollends ruinirt. Ein langsamer und gewissenhafter Arbeiter, wandte er in Modellen und in der Zeit immer mehr auf, als was ihm seine Werke eindrachten, und so hatte er von seinem elterlichen Vermögen nichts mehr übrig, als er Bologna verließ, um nach Rom zurückzukehren, wohin er abermals durch Albano berufen worden war.

Ich hätte bald eine Sache von äußerster Wichtigkeit im Leben des Dominichino vergessen, die nämlich, daß er sich während seines Aufenthalts zu Bologna verheirathet hatte. Seine Frau

gehörte einer wackern Familie an, und brachte ihm auch einiges Geld zu; sie hieß Marsibilia, ein reizender, sanft von den Lippen gleitender Name, dessen harmonischer Klang zu großen Erwartungen berechtigte; auch war Marsibilia ein Schatz von Schönheit, ein Engel der Sanftmuth, und sie liebte Dominichino mit der hingebenden Zärtlichkeit, die insbesondre das verkannte, hintangesetzte und leidende Genie einflößt.

Dominichino verlebte mehrere Monate in einer Seligkeit, von welcher er bis dahin keine Idee gehabt hatte; bis ihn eines Tags das Schreiben eines Advocaten aus seinem Wonnegefühl aufschreckte. Man machte ihm die Mitgift seiner Gattin streitig, und bedrohte ihn mit einem Prozeß. Dominichino sollte mit habgierigen und in der Chicane bewanderten Verwandten einen Prozeß bestehen, einem Procurator die Stirn bieten! Er weilte noch zwei Jahre zu Bologna, um diesen unglücklichen Prozeß zu betreiben, und gab endlich aus Ueberdruß alle seine Ansprüche auf, wie gerecht sie auch waren.

Lanfranc hatte sich die Abwesenheit des Dominichino zu Nutz gemacht, um mehrere wichtige Arbeiten, die diesem versprochen gewesen waren, zu bekommen. Als der große Künstler sich dieser Ressource beraubt sah, und eine Dürftigkeit, die ihn nicht mehr allein drückte, bei ihm einkehrte, da verfiel er in eine gänzliche Niedergeschlagenheit, und schloß sich in seinem Atelier ein, ohne daß es ihm einfiel, den Versuch zu machen, die Protection der illustren Personen wiederzugewinnen, welche früher seinem Talente die gebührende Gerechtigkeit hatten widerfahren lassen. Nun verbreitete sich das Gerücht, daß Dominichino verrückt geworden sei; Lanfranc suchte dasselbe ganz besonders zu verbreiten, und zeigte, um es glaubhafter zu machen, bei sich im Hause verschiedene extravagante Malereien vor, die er seinem Rivalen zuschrieb.

Man weiß, wie die Welt mit denen verfährt, die von einem nicht wieder gut zu machenden Unglück betroffen werden: Anfangs bedauert sie dieselben, dann vergißt sie sie, und endlich nimmt sie keine Notiz mehr von ihnen.

Dominichino sah sich denn auch wirklich vergessen, und erst nach zwei langen Jahren schweigsamen Duldens wurde ihm von dem Cardinal de Montalte, der die Kirche des heiligen Andreas aus dem Thale hatte bauen lassen, deren Ausschmückung anvertraut. Die vier Evangelisten, in den Ecken des Doms dargestellt, und das Gemälde des Märtyrerthums der heiligen Agnes waren aber kaum aufgedeckt, als sich alle Welt in dichten Haufen zur Kapelle drängte, um die schöne Arbeit des Dominichino zu bewundern. Das entflammte jedoch den Haß, den Lanfranc auf ihn hatte, nur noch mehr, und er wußte es durch seine Intriguen dahin zu bringen, daß ihm selber die Malereien des Doms zugeschrieben wurden.

Der Cardinal von Montalte war todt; es waren seine Erben, welchen Lanfranc diese Ungerechtigkeit entrissen hatte, und Dominichino suchte sie vergebens zur Rücknahme eines Ausspruchs zu bewegen, von welchem nicht allein sein Ruhm, sondern auch die Existenz seiner Familie abhing. Albano hatte nun selber Familie, von der er sich nicht mehr trennte, war auch nicht mehr in Rom. Diesmal war es Guido, der dem Dominichino zu Hülfe kam, Guido, den Lanfranc nie zur Theilnahme an seinen Treulosigkeiten und den schmutzigen Manövern seiner Kabale hatte bewegen können; ein hochherziger Rival, der kein Bedenken trug, sich bei dem Papste Gregorius XV. zum Protector eines Concurrenten zu machen, der ihm durch sein Talent höchst gefährlich werden konnte. Guido war eine der lebhaften, etwas närrischen Naturen, welche sich alle liebenswürdigen Mängel aneignen, dahingegen aber weder den Lastern noch den Untugenden zugänglich sind, die sich mit reinem Gewissen und mit Seelengröße nicht vertragen. — Er benutzte die Gunst, in welcher er bei dem Papste Gregorius XV. stand, um ihn daran zu erinnern, daß er, als er noch Cardinal Ludovisi gewesen, geruht hatte eins der Kinder des Dominichino über der Taufe zu halten. Darauf wurde dieser denn bald zum Architecten des Vaticans ernannt, und dieser Posten, nach welchen alle Künstler strebten, dürfte ihm nachdem eine recht anständige Wohlhabenheit gesichert haben, wenn nicht der Tod, der ihm seine beiden Kinder genommen, auch noch den Papst getroffen hätte. Dominichino hatte kaum die Zeit gehabt, den Beweis zu geben, daß er als Architect nichts weniger gelte, denn als Maler, als dies Ereigniß seine Hoffnungen zerstreute. — Eben im Begriff, Rom zu verlassen, ohne eigentlich zu wissen, wo er Arbeit suchen sollte, wurde ihm von dem Abgeordneten des St. Januar-Schatzes der Vorschlag gemacht, nach Neapel zu kommen und die Malereien der Kapelle zu übernehmen. Dort führte Ribera das Scepter. Ich habe in der Lebensbeschreibung dieses spanischen Malers schon gesagt, in welcher Gunst derselbe bei dem Vicekönig stand, und welche Tyrannei er über die anderen Künstler, seine Confrères ausübte. Um ihn her und unter seiner höchsten Leitung, hatten sich keine gewöhnliche Coterieen von Neidern, nein förmliche Banden von Raufbolden, Haufen von Künstlern ohne Talent, die jeden Augenblick das Atelier wechselten und von den Almosen des Spagnoletto lebten, ihm dagegen mit ihrem Degen zu Gebote standen, organisirt. Der Schrecken, welchen diese furchtbare Verbrüderung einflößte, war hinreichend, um aus Neapel jeden Maler zu verscheuchen, der diesen Condottieri's durch das geringste Anzeichen von Talent widerwärtig war. So hatten Guido, Josepin und Gessi nach einander die Arbeit verlassen, welche dem Dominichino angetragen ward. Er nahm sie trotz der Abmahnungen Albano's und der Besorgnisse seiner Gattin an, und reis'te nach Neapel ab. Er bekam seine Wohnung in dem Schatzgebäude, und es wurde ihm im voraus ein festes Honorar von hundert Thalern für die ganze, und von funfzig Thalern für die halbe Figur zugestanden.

Die Kapelle des Schatzamts enthält sieben Altäre, von welchen der größte isolirt liegt und mit einer Kuppel überwölbt ist. Belisarius hatte schon den Anfang zu ihrer Ausschmückung gemacht; als Dominichino aber die Deputirten darauf aufmerksam machte, daß diese Malereien weder zu dem Styl noch zu dem Ton passen würden, welchen er anzuwenden Willens sey, da gaben sie sofort ihre Einwilligung, dieselben wieder zu beseitigen.

Belisarius war aber eine der Kreaturen Ribera's, und im höchsten Grade über die seinem Schützlinge widerfahrene Beleidigung aufgebracht, beschloß derselbe, den Dominichino dahin zu bringen, daß er sich entfernen müßte. Dabei benahm er sich in folgender Weise:

Als der Vicekönig, dessen Hofmaler Ribera war, eines Tages gegen ihn den Wunsch äußerte, einige Werke des Dominichino, von dem er so viel reden höre, zu besitzen, da forderte Ribera ihn auf, diesen Bologneser, von dem er sagte, daß er nicht ohne

Talent sey, und der für einen etwas geistesschwachen Mann auch recht hübsche Sachen geschaffen habe, zu sich herzubescheiden.

Das that der Vicekönig; er hatte aber die äußerste Mühe, Dominichino zur Annahme eines Auftrages auf vier Bilder von großer Dimension zu bewegen; auch verstand er sich erst dann dazu, als die Deputirten des Schatzes, welchen er alle seine Zeit zugesagt, mit darein gewilligt hatten. Ein solcher Ausgang der Sache convenirte aber dem Ribera nicht; er hatte darauf gerechnet, daß Dominichino seine eingegangenen Verbindlichkeiten brechen, und sich so mit den Deputirten überwerfen sollte: er schlug also einen anderen Weg ein, um sein Ziel zu erreichen. Weit entfernt, den Aerger merken zu lassen, den ihm der Erfolg des Dominichino verursachte, belobte er zum Schein dessen Arbeit, äußerte jedoch, daß die jüngst verfertigten Theile den früheren sehr an innerem Gehalte nachständen, was, wie er den Deputirten zu verstehen gab, nur daher käme, daß er von seiner zweifachen Arbeit erschöpft würde.

Das beunruhigte nun die Deputirten, und sie verlangten von Dominichino, daß er die Arbeiten für den Vicekönig einstweilen liegen lassen sollte; dieser aber drohte, ihn ins Gefängniß werfen zu lassen, wenn seine Bilder nicht in der festgesetzten Zeit fertig würden. In diesem Dilemma verlor Dominichino nun den Kopf: er flüchtete, als ob er sich was hätte zu Schulden kommen lassen, nach Rom, mit Hinterlassung seiner Frau und seiner Tochter in Neapel, wo die Deputirten sie als Geißeln festhielten. Er blieb ein Jahr zu Rom, an der Ausführung der für den Vicekönig übernommenen Werke arbeitend.

Nach Verlauf dieser Zeit, forderte der Bischof von Neapel, dem es gelungen war, ihn mit den Deputirten des Schatzes auszusöhnen, ihn zur Rückkehr auf. Er war dieserhalb unschlüssig, und als man ihm, um ihn anderen Sinnes zu machen, seine Frau und Tochter entgegen schickte, da verstand er sich zwar dazu, jedoch nur ungern, weil er den Haß Ribera's fürchtete, den er trotz des gleißnerischen Scheines des Wohlwollens erkannt hatte.

Dieser Haß gab sich denn auch bald offen kund. Mit Demüthigungen überhäuft, und krank an Leib und Seele, arbeitete Dominichino nur selten, und mußte sich die Kränkung gefallen lassen, seine Arbeit von Spagnoletto retouchirt zu sehen. Diese Prüfung traf ihn härter als Alles, was er Zeit seines Lebens erduldet hatte; auch erklärte er dem Vicekönig und den Deputirten des Schatzes, daß er keine Hand mehr an die ihm aufgetragenen Malereien legen würde, wenn er sich als einen Schüler des spanischen Malers ansehen sollte. Von da ab nahmen die Verfolgungen, deren Gegenstand er war, einen noch gehässigeren Character an.

Ich habe schon gesagt, welcher schändlichen Mittel man sich bedient hat, um ihn zu bewegen, sein Unternehmen aufzugeben, und wie ein Arbeiter im Solde seines Feindes seinem für die Fresken in dem Januarius-Dom bestimmten Firnisse eine verderbliche Substanz beigemischt hatte. Er setzte diese große und schon weit vorgerückte Arbeit jedoch fort, und brauchte nur noch wenige Zeit, um sie zu vollenden, als die Furcht vor Vergiftung seinen Geist zerrüttete. Er verließ von da ab seine Wohnung nicht mehr, und nahm keine andere Nahrung zu sich, als die er eigenhändig bereitet hatte. Trotz dieser Vorsicht, starb er im Jahre **1641**, nach der Angabe von Einigen vergiftet, und zwar durch Spagnoletto, nach der von Anderen aber an der Auszehrung.

(Fortsetzung folgt.)

Erdenglück.

Von der Verfasserin der „Ernsten Stunden" und der Gedichtsammlung „Den Frauen".

Zwei Theile.

Berlin. Verlag von Herrmann Schultze. 1850.
VI, 292 und 338 Seiten 8.

Die Verfasserin übergiebt ihr Buch „den Frauen" mit folgenden Worten: „Der Frauenwelt, die mich schon zweimal so freundlich aufgenommen hat, widme ich auch diese Blätter in ihrer einfachen Anspruchslosigkeit. Möchten sie eine der stillen Stunden ausfüllen, die man ja wohl am Abend eines leichten oder schweren Tagewerkes verträumt, indem man aus der Welt ins Herz, oder mit dem Auge des Herzens in die Welt blickt, und die leisen Fäden aufsucht, welche beide mit einander verbinden.

Was einmal erfahren und erlebt ward, steht nicht vereinzelt da; gleiche Erfahrungen, ähnliche Erlebnisse haben Viele bewegt, und so findet das Leid im Leide Trost, das unverstandene und deshalb tief verschwiegene Gefühl im ausgesprochenen eine Antwort, die ihm neue Bahnen öffnet, neue Hoffnungen weckt, und wer die schönsten Blüthen des Lebens brach, der glaubt sie noch einmal zu brechen, wenn Erinnerung ihm die alten Lieder singt, die über die Erde gehen, seit die Freude eine Stimme und die Sehnsucht einen Seufzer hat.

Vom Glück wollte ich reden, vom süßen Glück der Erde! wie es für Kind und Jungfrau, Weib und Mutter, für Mann und Greis Lebensbestimmung, Zweck und Ziel aller Wünsche und alles Strebens ist, wie es lächelnd vom Himmel herabsinkt, und freundlich unter den Menschen wohnt. Ich blickte um mich her und suchte das Glück; aber sein Paradies war nicht mehr hienieden, auf allen seinen Blüthen lag der Staub der Erde und entstellte ihre Schönheit; nur wenn ein Himmelslüftchen diesen weghauchte, prangte der Wunderkelch der fremden Pflanze in seinen tausend Farben, und hüllte sich dann schnell wieder ein in den trüben Schleier, der sie dem suchenden Auge verbarg.

Verhüllt, entstellt, verborgen, blüht die Blume des Erdenglücks, aber sie wurzelt doch in dem heimischen Boden, sie ist kein Traum, sondern eine Wahrheit, und wer recht warm, recht treu, recht kindlich an sie glaubt und nach ihr forscht, der wird sie finden, und wäre die Schlange zehnfach zerstörender darüber hingeglitten. Wem sie die äußere Welt ganz versagt, oder frühzeitig bricht, dem wird sie in der innern schöner und unverwelklicher blühen, trägt er nur still das Samenkorn hinein in ihr fruchtbarstes Land, das Herz, und kann er den Frühling erwarten, der alles erneut, was verwelkt und gestorben ist, wenn auch sein Säuseln und Wehen erst über dem Hügel erwachen sollte, unter dem er entschlummert ist.

Wäre es mir gelungen, mit den einfach zusammengestellten Bildern meiner Erzählung diese Ahnung angeregt, ein Echo geweckt zu haben, das mir fernher wiedertönte: „so ist es! wir haben erfahren, wir haben erlebt, was der Traum einer Dichtung darstellen wollte,“ o wie reich wäre der Lohn der Arbeit, wie muthvoll würde ich eine andere Seite des Lebens betrachten und dem „Erdenglück“ das „Erdenleid“ anzureihen versuchen!

Den Frauen seien sie gewidmet, diese harmlosen Blätter, und möge Ihr Antheil ihnen Heimathsrecht gewinnen, am häuslichen Heerde, im stillen Kämmerlein, unter der Gartenlaube, die den Kreis gleichgestimmter Freundinnen vereint; dann wird kein Sturm sie zerstreuen, und ihre leise Stimme nicht ungehört verhallen.“

Den Gang der Erzählung näher anzugeben, vermögen wir nicht, er ist etwas verwickelt und häufig durch Episoden unterbrochen; auch würden wir unseren Leserinnen vermuthlich einen schlechten Dienst erzeigen, wenn wir es versuchten. Die Verfasserin scheint einen tiefen Blick in's Menschenleben gethan zu haben und reich an Erfahrungen zu sein. Die weibliche Feder würde man nicht verkennen, wenn die Verfasserin auch ihre Autorschaft verheimlicht hätte; der zarte Frauensinn und die mit Vorliebe gelungen gezeichneten Frauenbilder würden sie verrathen, und so manche schöne Stelle konnte nur eine edle Frau schreiben, z. B. „Elternliebe ist ein Schatz, den kein anderer ersetzt. Was das Vater- und das Mutterherz versteht, was ihm das Kind entgegenbringt an Vertrauen, was es von ihm annimmt an Opfern, ach! das bringt und nimmt es von keinem mehr. Die geheimnißvolle Macht des Blutes lehrt, unbewußt, die Liebe da suchen, wo sie am tiefsten und reinsten, wo sie immer zu finden ist, wo kein demüthigendes Gefühl ihre Gefährtin, die Dankbarkeit, begleitet und sie aus einer Freude zu einer Pflicht umgestaltet. Wer unter Fremden aufwuchs, in dessen Herzen bleiben gar viele dunkle Kammern; er geht mit der ungestillten Sehnsucht nach einer Heimath durchs Leben, die er um so schwärmerischer liebt, je weniger er sie jemals gekannt hat. Mag ihm das Glück lächeln, es wird den Winterfrost nicht hinwegschmelzen aus seiner Seele, er bleibt eine fremde Pflanze im fremden Boden, blüht und lebt, aber duftlos und matt!

Wer Elternliebe an seiner Wiege sah, glaubt überhaupt an Liebe, wie an das Licht, erwartet sie überall in der Welt, und trägt sie unbefangen den Menschen entgegen. Wen Mitleid oder Pflichtgefühl allein groß zog — der zieht sich scheu in sich selbst zurück, um nicht mehr Raum und Luft zum Dasein zu brauchen, als man ihm eben vergönnen will, und liegt Stolz in der Seele, so verbirgt sie das schmerzliche Weh, das all ihr Empfinden begleitet, unter trauriger Kälte, aber es bleibt jener rothe Faden, der das Gespinnst ihres Lebens unaufhörlich und unzertrennlich durchwebt.“

Etwas Ironie finden wir jedoch auch bisweilen; so schreibt eine der Persönlichkeiten der Erzählung, ein Hoffräulein, in einem Briefe an eine Freundin: „Das vierte Blatt unseres Kleeblatts ist Fräulein Aurora von Holm, unsere Aelteste. Eine große, blonde, vermöge ihrer Schwere allein schon fest auftretende Dame, die ihre und unsere Ruhe zu sehr achtet, um sich jemals in unnöthige Aufregung zu versetzen, wenn sie alles hat, besitzt und erwartet, was ihr den Genuß einer oder aller Behaglichkeiten des Lebens sichert. Wenn ich sie oft während der Soiréen stundenlang auf demselben Flecke beobachtet hatte, oder vielmehr immer da wiederfand, wo ich sie zuletzt gesehen, die matten blauen Augen langsam öffnend und schließend, selten die Lippen, nie irgend etwas anderes bewegend, Locken und Schleifen, die immer schlaff an ihr niederhangen, höchstens von einem Luftzuge, gegen ihren Willen, gehoben, so kam mir oftmals der Gedanke, ob es der Industrie künftiger Jahrhunderte nicht gelingen sollte, Dampfmaschinen zu erfinden, welche den Dienst versehen könnten, zu welchem man jetzt die unsterblichen Seelen der Hofdamen und Cavaliere verwendet. Wie viele Vortheile, um bei uns stehen zu bleiben, müßte solches Dampfhoffräulein nicht vor dem lebendigen haben? Immer jung, gesund und schön, oder doch leicht restaurirt, unempfindlich gegen Hitze und Kälte, Ermüdung oder Langeweile, würde es Menschenalter und Jubiläen überdauern, und, mit dem übrigen Schloßinventarium, von einem Regenten zum andern übergehen, unerschöpflich in der vorgeschriebenen Unterhaltung, auf die eine kundige Hand es jeden Morgen gestellt habe. Z. B. könnte Nr. 1 mit den neuesten Romanen, Nr. 2 mit Stadtneuigkeiten, Nr. 3, 4, 5 u. s. w. mit verschiedenen Talenten ausgefüttert, und nach Befinden die innern Zeiger auf Witz oder Sentimentalität gestellt sein, die Gleichmuth und Liebenswürdigkeit ohnehin immer im Gange erhielten. Sollte sich die Rede dabei nicht herstellen lassen, so würde es vielleicht schon genügen, wenn die Lippen sich nur öffneten, um fortlaufende geschriebene Aeußerungen sehen zu lassen, die das Verdienst hätten, niemals zu laut zu werden, und noch unbeachteter bleiben konnten, als ein gesprochenes Wort, das keinen Anklang findet. Wie unbefangen und harmlos würden sich diese Augen alle anblicken, wie taktvoll sich alles bewegen, wie friedlich alle Verhältnisse sich gestalten. Freilich müßte lange Uebung und große Vorsicht die Aufseher eines solchen Hofes vor allen Mißgriffen schützen, daß nicht z. B. während einer eintreffenden Trauernachricht sich noch Scherzworte und Witzspiele in aller Munde zeigten, oder gar das Gehwerk einmal zu früh in Thätigkeit gerathend, zur Tafel- oder Theestunde eine Auswanderung der Gesellschaft bewirkte, deren unaufhaltsamer Eifer ihr selbst, und am Ende sogar den Mauern gefährlich werden müßte, denn was hemmt die innere Gluth, wo ein Dampfkessel die Stelle des Herzens einnimmt? — Doch, wenn die glorreiche Erfindung nur erst gemacht ist, deren ersten Gedanken ich hier angeregt habe, wird ihre Vervollkommnung schon fortschreiten, und es am Ende nur eine Kleinigkeit sein, auch Reden und Schweigen mit einem Druck hervorzubringen.“

Die Leistungen einer jungen Schriftstellerin werden uns in folgender Weise geschildert: „Die Werke der neuen Schriftstellerin hatten sich durch ihre einfachen aber gefühlswahren Lebensbilder Antheil gewonnen. Sie strebten nicht nach gesuchter Originalität, welche keine mehr ist, sobald sie nicht unbewußt diesen Stempel trägt, sie rührten nicht an die Fragen der Zeit, die ein weibliches Auge immer nur in einseitig falschem Lichte erblickt, weil sie Lebenssphären umfassen, von denen es sich schüchtern oder verletzt abwenden muß, und welche in ihrer vielfachen Gestaltung nur dem alles umfassenden und alles versuchenden Männergeiste vertraut und zugänglich sind, weil er sie zu beherrschen berufen ist. Augustens anspruchslose Erzählungen gehörten der stillen Welt des Hauses und des Herzens, sie zeigten das klare Leben, wie es dem gereiften Blick erscheint, sie malten die Rosenträume der Jugend

mit den Farben der Poesie, stellten kein Fatum und keine unbesiegbare Leidenschaft als Gebieter der Seele auf, nannten den Schmerz und die Freude Boten der himmlischen Liebe am Lebenswege, und suchten die Lösung göttlicher Räthsel nicht unter den Nebeln der Erde mit grübelndem Forschen, sondern mit der ahnenden Seele, im Licht einer andern Welt. Und es fanden sich der Freunde viele für die friedlichen Bilder ihrer Phantasie; Herzen, die erlebt hatten, was sie erfand, neigten sich ihr zu, weil ihr Gefühl sich begegnete; frei vom Gezänk der Parteien, die sie gänzlich übersahen, weil sie keiner angehörte, unbeneidet um kleine, echt weibliche Erfolge, unangefeindet von der Böswilligkeit, die nicht ohne eigenen Nutzen schadet, und deren Angriffe sie wahrscheinlich gar nicht verstanden hätte, ging sie ihren unbeachteten stillen Weg, wie ein blasser Stern unter den tausend strahlenden Lichtern am Dichterhimmel verloren, aber dennoch von manchem freundlichen Auge gesucht und gern gefunden."

Zum Motto auf dem Titelblatte sind Worte von Thomas Moore gewählt:

Some flow'rets of Eden ye still inherit,
But the trail of the Serpent is over them all.

Zwar ein'ge Himmelsblüthen ließ als Erbschaft
uns das Paradies,
Doch allzu deutlich tragen nur sie allesammt der
Schlange Spur.

Die äußere Ausstattung ist sehr ansprechend.

H.

Zur neuesten ungarischen Literatur.

In der Beilage zu Nr. 68 der „Allg. Zeitung" befindet sich S. 1084 u. 1085 unter der Rubrik: „Litterarisches aus Ungarn" eine aus Pesth, Ende Febr. datirte Uebersicht der Erscheinungen der ungarischen Literatur in den letztverflossenen Monaten. — Wir sind durch eine gütige Mittheilung im Stande noch einige neuere hinzuzufügen. 1) Das Honved- und Huszárenleben in Anekdoten, von Karádsy. 2) Die Männer der ungarischen Revolution, von Alexander Szilágyi. 2 Bände. Zweite Aufl. 3) Reisen in Amerika, von Haraßthi. 4) Görgei und die Waffenstreckung, von Szilágyi. 5) Kossuth's parlamentarisches Leben von Karádsy und Rákay. 6) Publizistische Fragmente von Szalay. 7) Das Buch der Staatsmänner und Redner von Szalay. Neue Folge. 2 Bände, enthaltend: Canning, Dupin, Brougham, Franklin, Constant, Mackintosh, Jefferson, Lamartine. Ueber die vorhergehenden letzten Lieferungen, die gegen das Ende des vorigen Jahres erschienen sind, heißt es in der „Allg. Zeitung": „Das bedeutendste historisch-politische Werk ist das Buch der Staatsmänner und Redner von Ladislaus Szalay, gewesenen Abgesandten der ungarischen Regierung bei der Centralgewalt in Frankfurt. Der Verfasser ist der tüchtigste Rechtsgelehrte Ungarns, der mit den ersten Männern der Wissenschaft im Auslande gleichen Schritt gehalten, und seine Studien auch auf die andern Zweige der Staatswissenschaften wie der Geschichte ausgedehnt hat. Die in Rede stehende Galerie europäischer Staatsmänner ist eine der glänzendsten Leistungen der ungarischen Litteratur. Mit staatsmännischem Geiste und in künstlerischer Form werden darin die geschilderten politischen Celebritäten in ihrem Leben und Wirken, im Zusammenhange mit den Ereignissen und wichtigen Zeitfragen die ihrem öffentlichen Wirkungskreise angehörten, in markiger, lebensfrischer Zeichnung dem Leser vor Augen gestellt. Der Verfasser lebt gegenwärtig mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt in Zürich, doch nicht als politischer Flüchtling, denn seiner Rückkehr ins Vaterland steht nichts im Wege, da er nachdem durch das Abtreten seines Vollmachtgebers, des Erzherzogs Palatins Stephan, seine Mission als beendigt betrachtet worden, sich vom politischen Schauplatze gänzlich zurückgezogen."

Die in der „Allg. Zeitung" erwähnten „zurückgelassenen Novellen eines Heimathlosen (Flüchtlings")" sind von J. Saso; „die ungarischen Flüchtlinge in der Türkei, von Imreßi, erscheinen so eben bei Herbig in Leipzig deutsch; von Nr. 1 in unserer Liste werden wir vermuthlich von Kertbeny eine deutsche Uebersetzung erhalten. Von demselben in's Deutsche im Originalversmaß übertragen liegen vor uns: „Erzählende Dichtungen von J. Arany, 2 Bände (Toldy und die Eroberung von Murány)", so wie: „Ausgewählte ungarische Volkslieder." Wir werden nächstens über beide Werke berichten.

Ueber Petöfi, dessen „Held János" wir einen Artikel in unseren Blättern gewidmet haben, spricht Saint-René Taillandier in der zweiten Februar-Lieferung der „Revue des deux mondes" d. J. ein sehr günstiges Urtheil aus.

Das 5. Heft des zweiten Bandes des „Ujabb kori ismeretek tára (Conversations-Lexikon der neuen Zeit) Pest 1850" enthält eine Biographie des Hamburgers Lebrecht Dreves nebst einem Verzeichnisse seiner dichterischen Werke, aus der Feder des gefeierten Dichters und Historikers Vajza.

Hoffmann.

Aus dem Tagebuche eines Dorfküsters.

(Beschluß.)

Corselitze, am 8. August 1744.

Es ist nicht aus Plaisir, daß ich die Feder wieder ergreife, allein wenn Jemand nach meinem Tode die Augen auf diese Blätter werfen möchte, so erfahre er doch, wie die Sünde ihren Kindern lohnt. —

Ich ging jenen trübseligen Tag und erlustigte mich durch eine Promenade in unserm schönen Garten. Als ich bei der offenen Gitterthür vorbeischreite, sehe ich da einen Mann sitzen, dessen Gesichtszüge ungeachtet eines schwarzgrauen, dicken Bartes, und des finsteren Blickes, mir bekannt vorkamen. „Bist Du auch da?" fragte er mich mit einem häßlichen Schmunzeln. Der Stock fiel mir aus der Hand und alle meine Glieder zitterten. Es war Hans. — „Herr, Du mein Gott! rief ich aus — muß ich Dich hier finden? Wo ist Fräulein Sophie?" — „Ei, — erwiederte er mit gräßlichem Fluchen — die Fräuleinschaft hat der T...... geholt und die gnädige Frauenschaft dazu! Willst Du aber meine tugendgezierte Gattin sehen, so liegt sie dort und jätet!" —

„Soffi! rief er — hier ist ein alter Bekannter.“ — Da drehte sie sich halb zu uns um — sie lag auf den Knieen, drei Schritte von mir entfernt — sah mich einen Augenblick an, und begann dann wieder ihre Arbeit. Dieses Gesicht, dies vorher so schöne Gesicht, wie war es verändert! Bleigrau, zusammengeschrumpft, verdrießlich erschien es mir, als hätte es nie lächeln können. Eine durchlöcherte Kappe mit langen Fasern von zerrissenen schwarzen Spitzen verdüsterte es noch mehr. Schmutzige Lumpen von Kleidern, die einst fein und zierlich gewesen, hingen um ihren dicken, entstellten Körper her. Ich fühlte, daß ich nahe daran war, ohnmächtig zu werden, aber keine Thräne benetzte mein Auge. — Eine Aengstlichkeit, ein Ekel, als wenn ich eine Natter erblickt hätte, ergriff mich, ich konnte weder sprechen, noch von der Stelle mich bewegen. Hans riß mich wieder aus der Betäubung. „Jetzt ist sie wohl nicht so hübsch, als damals, da sie Dich in der Nacht besuchte?“ rief er. Mich schauderte. — „Die Vergoldung ist verblichen! — fuhr er fort — aber das treffliche Gemüth hat sie noch. Hoffärtig und maliciös ist sie noch immer und die Zunge weiß sie zu gebrauchen. Hei! gnädige Frau! sprechen Sie doch einwenig mit uns! Nun, beliebt es ihr? fuhr er fort. — „Doch wenn wir erst zu Hause sind, kommt wohl das Maulwerk in den Gang.“ — „Hast Du nicht zu einem Viertel, Martin! alter Bekanntschaft wegen?“ — Ich gab ihm etwas und ging wie im Traume dem Schlosse zu. An der Gartenthür stand mein Herr. „Kennst Du diese Leute?“ fragte er. — „Ach, allgütiger Gott! — gab ich zur Antwort — ich habe sie schon seit vielen Jahren gekannt.“ — „Es sind schlechte Menschen!“ fuhr er fort — sie ist boshaft und auffahrend und er trinkt wie ein Schwamm. Sie haben ein Paar Jahre ein Häuschen unten am Strande bewohnt. Er giebt sich mit Fischerei ab und sie arbeitet um Wochenlohn im Garten. Sie soll das Kind rechtlicher Aeltern sein!“ — Da brachen meine Thränen hervor und erleichterten mein beklommenes Herz. Ich erzählte ihm, wer sie eigentlich sei und sein Entsetzen ward eben so groß, als meine Trauer.

Corselidse, am 14. September 1744.

Ich zweifle, daß ich es hier länger aushalte. Seit ich mich in ihrer Nähe weiß, gefällt mir der Aufenthalt nicht mehr; ich kann ja nicht umhin, sie zu sehen. Gesprochen habe ich sie noch nicht, denn ich scheue sie wie einen bösen Geist. Hans sucht mich immer mit einer Zudringlichkeit auf, die weder dem Herrn noch mir ansteht. Wenn sein Branntweins-Athem mir entgegenschlägt, ist's als reiche mir Jemand Gift zum Trunke. — Er hat mir ihre gemeinsame Geschichte erzählt — wie ist sie schrecklich, ekelhaft! In Dänemark, in Deutschland haben sie sich von Ort zu Ort umhergetrieben; er blies das Waldhorn, sie schlug die Zither, dadurch haben sie sich das Leben gefristet, und wenn das nicht hinreichen wollte, trieb sie ein Geschäft, das — wenn ich nur daran denke, will mir mein Herz verbluten. Auch dem machte die Zeit ein Ende, und sie hätten verhungern müssen, wenn mein mitleidiger Herr sich ihrer nicht angenommen. Gott verzeihe mir — ich könnte mich nach Sibirien zurück wünschen. —

Corselidse, am 1. Mai 1745.

Gottes Segen über meinen raren, edelmüthigen Herrn! Er hat meinen Wunsch, in der Heimath meine Tage zu beschließen, wohl bemerkt, und hat mir deshalb, ohne mein Wissen, bei der neuen Herrschaft in Thiele eine gute Stelle verschafft. Nächsten Dienstag geh' ich mit einem Schiffe von hier ab. Gott belohne ihn in Ewigkeit!

Unter Segel, zwischen Seeland und Samsöe,
am 4. Juli 1745.

„Fürchtet diejenigen nicht, die nur den Leib tödten, sondern die, welche Seele und Leib zugleich verderben.“ Ich empfinde die Kraft dieser Worte unsers Erlösers. Als ich in jüngeren Jahren auf diesen Wellen den Kugeln des Schweden stand, war mir besser zu Muth, als, da ich im Garten zu Corselidse den gefallenen Engel meiner Jugend wieder sah. Degen und Kugel, Hiebe und Streiche, Wunden und Tod sind wie nichts gegen die Verlorenheit der Seele — gegen das Verderben einer unschuldigen Seele. Hätte ich damals ihren schönen Körper von wilden Thieren zerrissen gesehen, würde es meine Brust nicht so zusammen gedrückt haben, als jetzt, da ich sie verdorben, verächtlich, verloren gefunden. Als sie dort auf den Knieen hingestreckt lag, und in der Erde wühlte, war es mir, als begrübe sie meine letzte Hoffnung, den letzten Rest von Glauben an Ehre und Tugend. Aber so wie der alte Türk, mein Mitgefangener in Sibirien, während des größten Elends zu mir sagte, will auch ich sagen: „Gott ist groß!“ — ja, und barmherzig! Er kann und wird weit mehr, als wir Menschen fassen können, an uns thun. —

Thiele, am 14. Juli 1745.

So bin ich denn glücklich in meinen letzten Winterhafen eingelaufen. Länger als dreißig Jahre bin ich auf dem wilden Meere der Welt umhergetrieben, um da, wo ich begann, zu enden. Was habe ich ausgerichtet? Was habe ich gewonnen? Ein Grab, eine Ruhestätte unter meinen Vorfahren. Es ist etwas, und dabei nicht so ganz wenig. Ich habe Freunde und Bekannte, sowohl in als auf der Erde. Noch steht der Apfelbaum vor meinem Fenster — aber auch er ist älter geworden. Der Krebs frißt an seinem Stamme, der Sturm hat sein Haupt gebeugt und an seinen Zweigen wächst Moos, wie graue Haare auf dem Kopfe eines Greises. Am Kirchenwege steht noch die alte Eiche, an deren Wurzel ich den armen Vaillant begrub. So erkenn' ich manchen Baum wieder, manchen mit Haidekraut bewachsenen Hügel, und selbst die todten Steine hier liegen Jahrhunderte unverändert und sehen ein Geschlecht nach dem andern aufblühen und vergehen. Das Geschlecht, das ich gekannt, ist nun auch nicht mehr. Neue Herrschaften, neue Diener — ich bin ein Fremder, ein Ausländer zwischen Allen.

Thiele, am 2. September 1749.

Heute sind's nun sechs und funfzig Jahre, daß ich das Licht dieser Welt erblickte! Ach, mein Herr und Gott, wo sind sie geblieben, diese vielen tausend Tage? Wo sind die Freuden meiner Jugend? Sie sind bei den Freunden derselben. In dieser Jahreszeit war es, wo wir recht die Ergötzlichkeit der Jagd genossen. Wie lustig war da alles, wenn wir des Morgens auszogen? Die Jäger riefen, die Hunde bellten und die Pferde stampften eben so ungeduldig, als wir selbst. Bald suchten wir

die Vögel in der Haide heim, bald die wilden Thiere des Waldes. Mit Gesang und Spiel fuhren wir aus und kehrten heim. Jetzt ist alles still hier wie in einem Kloster. Der gnädige Herr liebt die Jagd nicht; schweigend und einsam geht der Schütze hinaus und still kommt er wieder zurück. Das jetzige Geschlecht ist traurig, wie ich selbst. —

Thiele, am 12. Januar 1751.

Eine stille, herrliche Winternacht! Alles was ich seh' — blau und weiß. Der Mond hat die Sterne verjagt, er will allein herrschen und leuchten. Meine junge Seele strahlte eben so blank und lustig wie der Mond, und auch die **ihrige** war rein, unbefleckt, wie frischgefallener Schnee. Nun ist meine Seele düster wie die Haide und die ihre — wenn sie noch lebt — wird mit einem sibirischen Thale nach einer Ueberschwemmung zu vergleichen sein: tief und düster gefurcht von Wasserströmen, rings bestreut mit Steinen und umgeworfenen Bäumen. — Ja, Herr! züchtigst Du jemanden mit vielen Strafen wegen der Missethat, da machst Du, daß seine elende Gestalt vergeht, wie eine Milbe! In der That, die Menschen sind alle eitel.

Föulum, am 12. Mai 1753.

Letzten Sonntag verrichtete ich zum Erstenmale mein Amt, als Küster in den Kirchen zu Thiele und Winge. — Der gnädige Herr hat mich auf seinem Sterbebette dazu ernannt. Hier wohne ich nun wieder in dem Hause meines Vaters — aber ich wohne hier allein. Alle meine Jugendfreunde sind schon längst zur Ruhe eingegangen: ich bin noch zurück, wie ein kahler Baum auf der Haide — doch in kurzer Zeit werde ich wieder mit ihnen beisammen sein und die Reihe meiner Vorfahren beschließen. — —

Diese Blätter sollen der einzige Ueberrest von mir sein. Wenn Jemand einmal, nach meinem Tode, sie durchlesen mag, seufze und sage er: „Was den Menschen betrifft, so sind seine Tage wie Gras, wie eine Blume auf dem Felde, so soll er blühen. Aber der Wind fährt über sie hin und ihre Stelle ist nicht mehr zu erkennen. Doch die Barmherzigkeit des Herrn dauert von Ewigkeit zu Ewigkeit!" —

Miscellen.

Das Einladungs-Programm, zu den feierlichen Redeübungen in der Aula des hamburgischen Johanneums am 24. April, enthält: 1) Beiträge zur Kritik des Thukydides. Zweite Abtheilung. Mit einem Anhang: Ueber die Oligarchie zu Athen im Jahre 411. Von Herrn Professor Dr. Ulrich. (Die erste Abtheilung dieser sehr schätzungswerthen Beiträge erschien in früheren Programmen und auch in selbstständiger Form.) 2. Schulnachrichten vom Director, Herrn Dr. Kraft, welcher sie mit einer trefflichen Lebensschilderung des seinen Freunden, Collegen und Schülern unvergeßlichen, am 29. Januar d. J. plötzlich aus ihrer Mitte geschiedenen, Professor Calmberg (geb. zu Wasungen im Herzogthum Meiningen am 12. April 1794; Collaborator seit 1819, Professor seit 1822) eröffnet. — Die Schülerzahl des Johanneums betrug nach Ostern 1850 zusammen 117, nach Michaelis 125, nach Ostern d. J. gehen sechs Primaner (fünf aus Hamburg, einer aus Ritzebüttel) zur Universität ab (vier nach Göttingen, einer nach Heidelberg, einer nach Bonn). Von Ostern 1850 bis Ostern 1851 wurden in die Gelehrtenschule 29 neue Schüler aufgenommen. H.

Für einige unserer Leser, zu deren gewöhnlicher Lectüre die „Göttingischen gelehrten Anzeigen" nicht gehören, kommt der Nachweis wol nicht zu spät, daß sie in Stück 96 bis 101—102 des Jahrganges 1850 derselben eine ausführliche Besprechung zweier englischen amtlichen und zweier Privat-Publicationen, welche die Länder der Hudson's-Bay-Compagnie zum Gegenstande haben, finden werden. Es sind die Parliamentary papers 1849, no. 227, 1848, no. 619, 1849, no. 103, und „The Hudson's Bay Territories, by *R. M. Martin*. London 1849" und „Twenty-five years' Service in the H. B. Territories, by *J. Mc. Lean*. 2 Vols. London 1849." Wappäus ist der Verfasser dieser sehr belehrenden Recensionen. H.

Auf einer vor Kurzem zu Paris gehaltenen Auction kam unter andern merkwürdigen Artikeln auch eine goldene Uhr zum Verkauf, die von dem Uhrmacher Beaumarchais im Jahr 1751 für den Prinzen von Conti verfertigt worden und mit dessen Wappen versehen war. Dieselbe ist nicht bloß wegen des Namens ihres Verfertigers, der durch die Schriften seines Sohnes berühmt geworden, sondern auch in ihrer Mechanik merkwürdig. Ihr Räderwerk wird durch eine neue Triebkraft in Bewegung gesetzt, die zwar von Beaumarchais dem Vater erfunden worden war, deren Princip er jedoch großentheils seinem Sohne zu verdanken hatte. Er erwähnte dieses Umstandes in einer Schrift, die er zu jener Zeit an die Akademie der Wissenschaften richtete, und sprach mit Stolz von seinem Sohn — der damals noch ein sehr junger Mann war — der ein ausgezeichneter Mechaniker zu werden verspräche. Der alte Uhrmacher ahnte es nicht, daß sein Sohn der Nachwelt hauptsächlich als der Verfasser von ein Paar Opern bekannt werden sollte, die in Witz und jugendlichem Feuer nicht ihres Gleichen haben, und daß die Zeit kommen würde, wo ein Exemplar seines famosen neuen Uhren-Stoßwerkes ihren Hauptwerth dem Umstande zu verdanken hätte, daß der Name des Autors von „Figaro's Hochzeit und dem Barbier von Sevilla" darauf gravirt war. Ein holländischer Dilettant hat diese Uhr um den Preis von 76 Sterl. erstanden.

Dem Sydney Herald zufolge ist nun auch eine Expedition zur Aufsuchung des Dr. Leichhardt ausgesandt worden, von dem man seit zwei Jahren, wo er eine Reise zur Erkundung des Innern des Landes angetreten hat, ohne Nachricht ist, außer daß er, nachdem er bereits eine Strecke von 300 englischen Meilen zurückgelegt hatte, noch einmal zur letzten Gränzstation zurückgekehrt war, um über den Theil des Landes, welchen er bereits gesehen hatte, und den er als so köstlich, gesund und fruchtbar als irgend ein anderes Land der Welt schilderte, Bericht zu erstatten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße **No. 6.** Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

SCHIETEI

№ 34. Sonnabend, den 26. April. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Biographien
berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Carrachios.

Obgleich diese Studien die Geschichte der Maler vielmehr in Hinsicht auf ihre Biographie, als auf die der Kritik ihrer Werke bezwecken, und das mehr oder minder große Interesse, welches die meisten dieser Existenzen, die fast alle einen originellen Character haben, einflößen, das Hauptmotiv ist, welches uns veranlaßt, vorzugsweise die eine vor der anderen zu skizziren, können wir, nachdem wir von Dominichino gesprochen haben, es uns nicht versagen, inmitten der Schule von Bologna, welcher er angehörte, und die Ende des sechszehnten Jahrhunderts, bis tief in das siebenzehnte hinein, neben der venezianischen Schule, aus welcher Titian kaum ausgeschieden war und in welcher er Paul Veronese und Tintoretto als Nachfolger hinterlassen hatte, in so hehrem Glanze strahlte, zu verweilen.

Ich habe mit Bezug auf Dominichino gesagt, daß der Hauptruhm dieses großen Künstlers darin bestanden hätte, sich dem Strome des Verfalls entgegengestemmt und denselben bis zu dem Augenblicke aufgehalten zu haben, wo der Tod seiner mächtigen Hand den Pinsel hätte entfallen lassen. Dieser Ruhm gebührt ihm jedoch nicht ausschließlich; ein großer Theil desselben ist, ohne den des Dominichino zu verringern, mit vollem Rechte den Carrachios zuzuschreiben.

Die drei Carrachios und Dominichino bildeten die gesammte Bologneser Schule. Diese vier Männer, von verschiedener Begabung, aber ohne anscheinende Vereinbarung nach einem gemeinsamen Ziele strebend, und, ohne sich darüber berathen zu haben, nur weil es in ihrer Bestimmung lag, die schwere Aufgabe eines tapferen Widerstandes lösend, erscheinen dem Auge des Biographen wie eine Kohorte hochherziger Verschworener, die er nicht trennen darf; deshalb lassen wir denn auch die Biographie der Carrachios unmittelbar auf die des Dominichino folgen.

Der Ursprung der bologneser Malerei geht bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück. Zu jener Zeit malten fromme Künstler zu Bologna, durch griechische Mosaikarbeiter unterrichtet, die naiven Bildnisse der Jungfrau, die überall den poetischen Typus des Beginns der christlichen Kunst bilden. Die Zeit hat nur eine sehr kleine Anzahl dieser Versuche verschont, in welchen die Mutter Gottes in der Regel geradeaufstehend, den einen Arm am Leibe herniederhängend, den andern über der Brust gekreuzt, wie wenn er das göttliche Kind hielte, dargestellt war. Die Miniaturgemälde des zwölften Jahrhunderts sind diesen Malereien in Hinsicht des Colorits unendlich überlegen, kommen ihnen aber in der Composition sehr nahe. Die Madonnenmaler, von welchen ich hier spreche, waren auch meistens Miniaturmaler und zwar sehr geschickte. Sie verwandten auf ihre Malereien die Geduld und die Delicatesse in der Arbeit, die das Verdienst der illuminirten Pergamente jener Zeit bilden; aber es ging ihnen, was sich schon bei einigen dieser kleinen Werke in einem ziemlichen Grade bemerklich macht, das Sanfte in den Umrissen, der rechte Ausdruck, und eine gewisse Grazie in der Anordnung ab.

Diese Verschiedenheiten sind wohl dem Einflusse der griechischen Mosaikarbeiter beizumessen, nach welchen die Miniaturmaler und die Illuminirer zu Bologna Figuren in halber und in natürlicher Größe zu malen begannen; denn wenn diese Griechen,

wie man nicht anders sagen kann, Ornamentisten von zartem Geschmacke waren, so sahen sie die Figur in ihren Kompositionen doch nur als Nebensache an, bestimmt, der Umgebung, in welcher die Linien und die Farben gleich den bizarren Effecten eines Kaleidoscops tausenderlei sinnreiche Combinationen bildeten, zum Motiv zu dienen.

So stand es mit der Malerei zu Bologna, auch fast eben so zu Siena, Florenz und Pisa, als, um die Mitte dieses Jahrhunderts, Cimabue geboren wurde, den man als den Messias der Malerei in Italien ansehen darf.

Das Hauptverdienst Cimabue's nächst dem, daß er die Wege nachgewiesen hat, welche die neuere Kunst einzuschlagen hatte, besteht darin, daß er in Giotto einen Schüler gebildet, der bald seinen Meister übertraf.

„Credette Cimabue nella pittura
Tener lo campo, ed ora ha Giotto il grido."

„Cimabue glaubte das Scepter der Malerei zu halten," sagt Dante, „aber Giotto hat es ihm entwunden."

In der That hatte Cimabue, wiewohl er von den byzantinischen Traditionen um einen Schritt zurückgetreten war, doch die meisten der geweihten Typen beibehalten; Giotto war es, der definitiv den Triumph des Schisma herbeiführte, indem er ausgearteten Principien solche Principien substituirte, wie sein origineller Geschmack und ein natürlicher Schönheitssinn sie ihm eingaben.

Giotto durchzog gleich einem Apostel ganz Italien; er ging selbst bis nach Avignon, überall von seinen Modellen hinterlassend. So erklärt sich der allgemeine Impuls, den die Malerei im Verlaufe des vierzehnten Jahrhunderts erhalten hat. Er ließ es sich überdem angelegen sein, Schüler zu bilden, und schied aus keiner Stadt, bevor er nicht sicher war, seine Kunst daselbst in guten Händen zu hinterlassen. Diese Mittel der Verbreitung hatten prompte Resultate. Die Schule von Florenz war gebildet! Nach des Meisters Tode sah Bologna zwei seiner Eleven in seiner Mitte eintreffen: Pace Ottaviano de Faenza und Guglielmo de Forli.

Es hatte auch eine Art von Schule: man findet in den wenigen Figuren, die aus jener Zeit noch vorhanden sind, weniger Aufwand an Gold, eine Idee von der Perspective, und Versuche in der Halbtinte.

Nächst Pace Ottaviano und Guglielmo ist noch Franco von Bologna zu nennen, der Lorenzo und Vitale zu Schülern hatte. Man kann den Namen des Letzteren nicht nennen, ohne einer Eigenthümlichkeit zu erwähnen, wonach man sich einen Begriff von dem moralischen und religiösen Character der Malerei im vierzehnten Jahrhundert machen kann.

Vitale und Lorenzo waren in enger Freundschaft verbunden; wegen ihrer Geschicklichkeit bekannt, wurden sie in die Klöster und die Kathedralen berufen, um die Wände der Kapellen mit ihren Fresken zu schmücken, eine Arbeit, die sie mit einander theilten. Inzwischen ging die Frömmigkeit Vitale's so weit, daß er die Darstellung Christi am Kreuze stets dem Lorenzo überließ, indem er die Bemerkung machte, „es sey schon genug, daß Christus einmal von den Juden gekreuzigt worden wäre, und es wäre Unrecht von den Christen, ihm diese grausame Todesstrafe noch immerwährend erleiden zu lassen."

Der italienische Autor, dem dieser Umstand entnommen ist, setzt in Betreff Jacopo Avanzi's, des Schülers von Vitale hinzu, daß auch dieser durch gleiche Bedenklichkeiten abgehalten worden sey, die Leiden des Heilands darzustellen, und sich blos auf das Malen des Bildnisses der heiligen Jungfrau beschränkt habe.

So war es mit dem Anfange der bologneser Schule, die bis zu dem Augenblicke stationair blieb, wo der Einfluß Perugino's und nach ihm der des Raphael in Italien dem des Giotto, der bis dahin allein dagestanden hatte, folgte.

Um diese Zeit lebte zu Bologna ein Maler Namens Francia, der von Raphael, mit dem er in stetem Briefwechsel stand, sehr geschätzt wurde. Der illustre Zögling des Perugino nahm nicht Anstand, sich zum öfteren bei ihm Raths zu erholen, und bei einer dieser Gelegenheiten schickte er ihm ein Paar von ihm gemalter Bilder zu, die in Bologna blieben und dort große Sensation machten. Obwohl vor diesen Meisterwerken verzagend, ging Francia doch daran, diese schöne Malerei, welche der Künstler, den man den göttlichen nannte, so mit einem Male entdeckt hatte, zu lehren, und die Schule von Bologna machte es bald wie alle die anderen, das heißt, sie eignete sich die lautre und weite Manier an, welche mit der Lieblichkeit Perugino's die Kraft Michael Angelo's, und mit der christlichen Poesie der Meister des Mittelalters das Ideal des heidnischen Alterthums paarte.

Aber nach dem Tode Raphaels trat ein, was immer eintritt, wenn die Kunst oder die Literatur einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, daß sie nicht darüber hinaus gehen kann: es bildete sich zu Bologna eine Schule von Nachahmern, die bald in die Uebertreibungen eines manierirten Styls und in Aermlichkeiten der Phantasie verfiel. Das Ideale wurde der alleinige Gegenstand alles Strebens, und in diesem Streben vergaß man es, auch der Wirklichkeit einigermaßen ihr Recht wiederfahren zu lassen. So ging es mindestens in Bologna zu, wo die energische Manier des Michael Angelo keine Adepten gewonnen hatte und folglich dem Irrthum und dem falschen Geschmacke freies Feld ließ.

Es war Ludwig Carrachio vorbehalten, der Gründer der neuen Schule zu seyn, die nach den Schulen von Rom und Florenz die glänzendste und fruchtbarste in Italien ward.

Ludwig Carrachio ist im Jahre 1555 zu Bologna geboren und war eines Schlachters Sohn. Er legte schon früh einen solchen Widerwillen gegen das Gewerbe seines Vaters an den Tag, daß derselbe darauf verzichten mußte, sich in ihm einen Nachfolger zu erziehen.

Dies machte diesem braven Mann vielen Kummer; denn er war nicht reich genug, daß sein Sohn dereinst von seinem Erbtheil leben konnte, und andererseits wußte er nicht, welches Handwerk er ihm lernen lassen sollte.

Das Kind verrieth in seinen Augen, und eben so nach der Meinung der Nachbarn, die er darüber zu Rathe zog, gar keine vernünftige Anlage. Wenn man aber zu demselben sagte: „Du Faulpelz, was soll denn aus Dir werden?" so antwortete es ruhig: ich will ein Maler werden.

Der Vater meinte seinen Sohn am besten von seiner dummen Idee heilen zu können, wenn er ihn einmal beim Wort nähme. Er gab ihn also zu dem Maler Prospero Fontana, um Farben zu reiben und Geschäftswege zu gehen, auch empfahl er diesem insgeheim, sich strenge, nöthigenfalls selbst ein wenig hart gegen seinen Schüler zu benehmen, kurz Alles, was ihm dazu am zweckdienlichsten erschiene, aufzubieten, um ihm die Malerei zu verleiden.

Fontana war nur ein mittelmäßiger Maler, obwohl ihm die öffentliche Meinung einen Platz unmittelbar nächst Calvaert anwies, der zu Bologna den Ton in seiner Kunst angab; aber er war ein vortrefflicher Mensch, und überdem ein Mann von Verstand. Die Anempfehlungen des Schlachters amüsirten ihn gar sehr, und weit entfernt, sich darnach zu richten, suchte er vielmehr den edlen Starrsinn seines jungen Schülers damit zu belohnen, daß er ihm seine besondere Sorgfalt widmete.

Ludwig Carrachio lernte sehr rasch zeichnen; als Fontana ihn aber zum Malen zuließ, da war es, als ob ihm jegliche Anlage dazu fehlte. Seine Arbeit schien schwerfällig, langwierig, unsicher zu seyn, und Fontana nahm dasjenige als Anzeichen eines verfehlten Berufs, was eben von einem höheren Geiste zeugte, dem instinctartig die Mängel seiner Zeit und seines Meisters offenbar geworden waren, und der, seiner selbst unbewußt, dem Wahren nachforschte.

„Du kannst wohl zeichnen," sagte Fontana zu ihm, „aber Deine Malerei wird immer schwerfällig seyn und das Auge verletzend. Wenn Du etwas leisten und Dein Glück machen willst, so wirf den Pinsel bei Seite und nimm den Grabstichel zur Hand."

Ludwig Carrachio hörte das schweigend an, fuhr aber ruhig zu malen fort. Je mehr er nun aber Fontana arbeiten sah, desto weniger fühlte er sich versucht, dessen eben modische, vage Manier, die seinen von Natur zur einfachen und schönen Wirklichkeit hingezogenen Geist beleidigte, nachzuahmen.

Da ihm einleuchtete, daß er, falls er es nicht immer bloß mit Ahnungen zu thun haben wollte, die Unterweisungen und Muster, woran es ihm fehlte, außerhalb Bologna suchen mußte, so kam er bald zu dem Entschluß, einige der italienischen Städte zu bereisen, die der Ehre der einflußreichsten Schulen der renommirtesten Meister und der zahlreichsten Sammlungen genossen.

Venedig war die erste Station, wo er auf dieser Wanderschaft Halt machte. Hier wurde Ludwig Carrachio für einige Zeit ein Schüler Tintoretto's, der aber, gleich Fontana, durch den Schein getäuscht, in eben so nachtheiliger Weise über ihn urtheilte.

Tintoretto befand sich eben auf dem Gipfel des Ruhmes, den ein Künstler bei Lebzeiten zu erreichen vermag: man sah ihn als den König der Malerei an, und Ludwig Carrachio mußte sich ganz unwiderstehlich zur Lösung seiner Aufgabe gedrungen fühlen, um trotz einer solchen Autorität in der Verfolgung einer Laufbahn zu beharren, für die es ihm an Fähigkeit zu mangeln schien.

Tintoretto war ein so rascher und fleißiger Arbeiter, daß ihm Langsamkeit und Bedächtigkeit schon als Unvermögen erscheinen konnten.

Ludwig Carrachio verlor inzwischen den Muth nicht. Nachdem er ein Jahr in Venedig zugebracht hatte, verließ er Tintoretto, ohne ihm zu grollen, und begab sich nach Florenz, wo er unter der Leitung des Passignano den Andre del Sarto studirte. Darnach ging er nach Parma und Mantua, den beiden italienischen Städten, von welchen man annahm, daß sie die schönsten Werke Correggio's, Parmesan's und Jules Romain's besäßen.

Um das Jahr 1580 war es, wo er nach Bologna zurückkehrte, nachdem er sich noch einmal in Venedig eingefunden hatte und ihm endlich von Tintoretto das Lob und die Ermuthigung zugesprochen worden war, welche derselbe seinem mühsam, aber sicher erworbenen, dem verständigsten Ursprunge entstammenden, den besten Weg eingeschlagenen, und schon in Venedig selber Aufsehen erregenden Talente nicht länger versagen konnte.

In seiner Geburtsstadt zurückgekehrt, fand Ludwig Carrachio die Malerei dort auf demselben Standpunkte wieder vor, auf welchem er sie verlassen hatte. Calvaert und Fontana waren noch ihre einzigen Hauptrepräsentanten, doch hatte der flämische Maler ein entschiedenes Uebergewicht erlangt. Fontana, sein Nebenbuhler, der zu altern begann, brachte sich dem Publikum nur selten durch Arbeiten in Erinnerung. An einigen der Gebrechen leidend, welche die Jahre mit sich bringen, war er träge geworden; er mochte nichts mehr von Bewegung und Geräusch wissen, und hatte deshalb seine Schule geschlossen: er hatte sich mit einem Worte aus der Welt zurückgezogen; die Welt hatte das geschehen lassen, und behandelte ihn ein wenig wie eine bloße Erinnerung. In Folge dessen war es nun dem Calvaert leicht geworden, sich bis zum Niveau seines Stolzes empor zu schwingen.

Ludwig Carrachio legte seinen ersten Besuch bei Fontana ab. Der alte Meister freute sich, ihn wiederzusehen; er hatte sich stets zu einem jungen Manne von ernstem Geschmacke und strengen Gewohnheiten hingezogen gefühlt, und gerade sein natürliches Interesse an ihm hatte ihn bewogen, ihm seiner Zeit von der Malerei abzurathen. Als Ludwig Carrachio ihm seine Reise erzählt und ihn von seinen Hoffnungen in Kenntniß gesetzt hatte, da schüttelte er mißbilligend das Haupt, und sagte zu ihm:

„Du bist im Unrecht, Ludovico, ich sage Dir das noch einmal, wenn Du es Anderen zur Last legst, falls die Zukunft Deine Hoffnungen täuschet; Du hättest meinem Rathe folgen sollen, denn die Malerei ist nicht Deine Sache: Du wirst darin nur vegetiren! Selbst wenn Du ein tüchtiger Maler würdest und Ruhm einerntetest, würde ich dennoch zu Dir sagen, daß Du Unrecht hättest; denn auch Du wirst alt werden, und dann den Kummer haben, zu sehen, wie Dein Verdienst verhöhnt, Dein Ruf verlästert wird, und Dein Leben zu kurz ist, um Gerechtigkeit zu erlangen. Glücklich und weise sind diejenigen, die nie eine Palette in die Hand genommen, sondern zu einem guten Handwerk gegriffen haben, ohne einen andern Ehrgeiz als den, sich ein gemächliches und ruhiges Alter zu sichern, wo sie nicht Kälte und Hunger befürchten dürfen. Was nützt es mir jetzt, daß ich Fontana gewesen? Erinnert Bologna sich wohl noch meiner? Nein; es erkennt nur noch den Flamänder, den Calvaert für einen Maler."

Ludwig Carrachio sah recht gut den Grund des Leides seines alten Meisters und der Bitterkeit seiner Worte ein, und antwortete ihm:

„Nun, wie der Pöbel sich auch zu einem Gaukler drängen mag, kann doch das Aufsehn, das solcher macht, nicht als Ruhm zählen; der geht auch von ihm nicht aus, und überhaupt von niemandem hienieden, sondern ist nur das Eigenthum desjenigen, der ihn gefunden hat, und kann ihm auch von niemand genommen werden. Ihr seyd und bleibt Fontana trotz allen Calvaerts auf der Welt."

— Ha! wenn ich noch jung wäre, erwiederte darauf Fontana; wenn meine Augen noch klar sähen, und meine Hände

noch rüstig wären; wenn ich noch ein dreißig Lebensjahre vor mir hätte, dann sollte es schon ein Anderes seyn! Das letzte Wort in der Malerei ist noch nicht gefunden, und dieser Flamänder wird es auch nicht seyn, durch den es gefunden wird.

„Meister;" sagte darauf Ludwig Carrachio, „ich bin nicht so eitel, zu glauben, daß mir ein solcher Fund vorbehalten sey, aber darauf gebe ich Euch mein Wort, daß Calvaert mit Haut und Haar in seinem Rufe begraben werden soll, und dies in ganz kurzer Zeit."

Calvaert wurde nun zwar nicht so eigentlich mit Haut und Haar in seinem Rufe begraben, doch brauchte Ludwig Carrachio nicht viele Zeit, um, zum Schaden des flämischen Malers, einen großen Theil der öffentlichen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es lebte zu Bologna eine gewisse Anzahl von Leuten von Geschmack, die Reisen gemacht hatten, und welche an der ernsten Weise des neuen Ankömmlings Gefallen fanden, weil dieselbe sie an die schönen Muster erinnerte, die sie zu bewundern gelernt hatten. Auch würde es Ludwig Carrachio ein Leichtes gewesen sein, sich Zulauf zu verschaffen; er trachtete aber nach einem Ziel, das seines edlen Geistes weit würdiger war, dem nämlich, die Malerei zu Bologna zu regeneriren und daselbst eine Schule zu begründen, welche in der Verbreitung und der Förderung der Kunst mit jenen Schulen wetteifern könnte, die Italien bereits die Ehre verschafft hatten, in der Welt als das Land der Begeisterung angesehen zu werden: das hieß seiner Geburtsstadt ein schönes Blatt in den Annalen des Genie's gewinnen! Er fühlte sich jung, kräftig, und wollte seine Jugend und seine Kraft nicht für seine Eigenliebe aufwenden, die sich auch nicht durch das erste Lobesgemurmel hatte kirren lassen. Er opferte sich vielmehr dem Studium und den geduldigen Reflexionen auf, und schuf nur eben so viel, als unerläßlich war, um zu leben und um nicht ganz in Vergessenheit zu gerathen.

So bilden sich in der Regel die großen und ernsten Bestimmungen aus. Ludwig Carrachio befolgte die sicherste Methode, um seine Bestimmung nicht zu verfehlen, und dieses mit Erfolg; er wurde darin aber auch auf's Beste durch die Umstände unterstützt. Seine beiden Vettern, Annibal und Augustin Carrachio, befanden sich sehr gelegen ihm zur Hand, um ihm in seiner Aufgabe beizustehen und sie mit ihm durchzuführen.

Beide waren eben so wie Ludwig von niederer Herkunft. Ihr Vater war ein Schneider, und hatte seine Werkstatt in einer der Vorstädte von Bologna, wo er wegen seiner Geschicklichkeit, einen Rock umzuwenden, und aus einer alten Jacke eine neue zu machen, berühmt war. Die beiden Brüder waren sehr natürlich nach ihrer Geburt bestimmt, die guten Eigenschaften, womit die Natur sie begabt haben mochte, derselben geistreichen Industrie zu weihen: ihr erstes Spielzeug war ein Fingerhut, und ihre erste ernste Beschäftigung bestand darin, aus einem Haufen Lappen die Stücke herauszusuchen, die noch irgendwie benutzt werden konnten.

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß Augustino oder Augustin, der um drei Jahre älter als sein Bruder war, dessen ungeachtet bei einem Goldschmidt in die Lehre kam. Der Meister, bei dem er arbeitete, hatte sehr bald seine besondere Anlage für die zartesten Arbeiten seines Gewerbes bemerkt, und hm deren einige anvertraut, auch hatte er in Kurzem keinen Arbeiter, der geistreicher darin gewesen wäre, Verzierungen zu erfinden und in Wachs auszukneten, die in Silber oder Gold ausgeführt werden sollten; und die, von Liebhabern des Schönen gewürdigten, Schöpfungen Augustin's warfen ihm einen so bedeutenden Vortheil ab, daß er sich verbunden erachtete, dem jungen Manne ein ziemlich ansehnliches Gehalt zu bewilligen. Augustin war darüber außer sich vor Freude, nicht aus Habgier oder Geiz, sondern weil es ihm nun möglich wurde, seinen unwiderstehlichen Hang für Kenntnisse durch den Ankauf von nützlichen Büchern zu befriedigen.

(Fortsetzung folgt.)

Grundzüge der vergleichenden, physikalischen Erdkunde in Beziehung zur Geschichte des Menschen.

Vorlesungen für Gebildete

von

Arnold Guyot.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Birnbaum.

Mit 3 physikalischen Karten.

Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1851.
X und 277 Seiten 8.

Es ist in der Vorrede zu diesem sehr empfehlungswerthen Buche, welches im Original in Boston bei Gould, Kendall und Lincoln unter dem Titel: „The Earth and Man, Lectures on comparative physical Geography, translated by C. C. Felton" erschienen, von dem Uebersetzer eine durchaus genügende Charakteristik desselben gegeben. Indem wir daher sie ungekürzt wiederabdrucken lassen, hoffen wir unsere Leser hinreichend mit diesen Vorlesungen bekannt zu machen, und haben nur hinzuzufügen, daß die deutsche Bearbeitung wirklich als ein selbstständiges Werk erscheint und von der Umsicht, mit welcher sie ausgeführt, zeugt.

„Arnold Guyot, Professor der Geographie und Geschichte zu Neufchatel, hielt diese Vorträge im Jahre 1849 zu Boston in französischer Sprache. Dem Wunsche seiner zahlreichen Zuhörer zu genügen, entschloß er sich zu einer englischen Herausgabe derselben. Bei dem Uebersetzen war ihm sein Freund C. C. Felton, Professor der Harvard's Universität zu Cambridge, in dessen unmittelbarer Nähe er wohnte, behülflich. Außerdem haben Agassiz, Pierce und Gray mit ihrem umfassenden Wissen und erfahrenem Rathe geholfen, die naturwissenschaftlichen Grundlagen des Werkes zu befestigen und zu verbessern.

Das Buch erschien noch in demselben Jahre zu New-York und bald darauf auch in London. Es ward mit großem Beifall aufgenommen. Englische und amerikanische Zeitblätter wetteiferten in der lobenden Anerkennung seiner Gediegenheit. — Das konnte nun auch in Deutschland nicht lange unbeachtet bleiben. Hier war es zunächst mein Freund, der Director Vogel in Leipzig, welcher

sich mit dem Inhalte der Schrift durch eigne Anschauung genau bekannt machte. Ihm schien das Buch ganz dazu geeignet, auf deutschem Grund und Boden sein Glück zu machen. Dieser Ansicht stimmte ich vollkommen bei und bot mit Freuden die bereitwillige Hand, als ich zu einer freien deutschen Bearbeitung des Werkes aufgefordert wurde.

Das sind Züge aus dem Leben dieses Buches, welche um so weniger verschwiegen bleiben durften, als sie zu einer richtigen Würdigung desselben wol unentbehrlich sein möchten.

Was nun des Original's Inhalt selbst betrifft, so giebt er mit kurzen, aber eben so kräftigen als treffenden Andeutungen einen klaren tiefen Blick in das innere wahre Wesen der neueren, von Ritter ins Leben gerufenen, vergleichenden Erdkunde, deren Grundprincip überall auf der Entwickelungsgeschichte des Menschen beruhet. Dann führt das Buch seine Leser auch rasch und kühn in die große Natur des Erdganzen, enthüllt hier mit einer, in wissenschaftlicher Begeisterung poetisch gehobenen Sprache die charakteristischen Grundgedanken einer Physik der Erde im Geiste Humboldt's. So bringt es überall einen reichen, einen interessanten Stoff zum Denken. Es zeigt die Bestimmung der Erde und ihrer Bewohner in einem offenen, anziehenden Lichte.

Daneben verfolgt das Buch aber auch noch einen praktischen, unmittelbar ins wirkliche Leben eingreifenden Zweck. Es will eine verständige, fleißige Anwendung der geographischen Naturforschung erstreben. Darum zeigt dasselbe, wie die Geschichte der Civilisation der Völker von jeher abhängig gewesen ist — und immer abhängig bleiben muß — von dem physischen und physikalischen Einflusse der Erde. Darum sucht es den Sinn für Colonisation, für Völkerbewegung und Völkerverkehr recht lebendig zu machen und auf eine naturgetreue Bahn zu bringen. Alle hierbei entwickelten Grundsätze und Wahrheiten verdienen eine allgemeine, eine sorgfältige Beherzigung. Sie sind in ein ansprechendes, populäres Gewand gekleidet und ganz dazu geschaffen, das gebildete große Publikum für sich zu gewinnen.

Die vorliegende deutsche Bearbeitung ist ein ganz freies, fast selbstständiges Werk. Sie hat den Zweck, den eigentlichen Geist des Buches mit sorgfältiger Berücksichtigung rein deutscher Verhältnisse wiederzugeben. Daher habe ich es mir schon erlauben dürfen, einige zu hoch gesteigerte Gelehrsamkeit mehr herabzustimmen oder ganz auszuschließen, sowie manchen unwesentlichen Wortschmuck über Bord zu werfen. Ich hoffe aber gerade durch diese freie Behandlung dem Buche und der von ihm vertretenen Sache einen guten Dienst erwiesen zu haben."

Der reiche Inhalt der zwölf Vorlesungen macht es unmöglich ihn ausführlich mitzutheilen und müssen wir uns deshalb damit begnügen, an einem Paar Bruchstücken zu zeigen, wie der Verfasser seinen Gegenstand behandelt hat. In der sechsten Vorlesung ist bemerkt, daß das Nachforschen über die Vertheilung des Regens eine Bekanntschaft mit den Bewegungen der Atmosphäre, mit dem Gange und der Theorie der Winde voraussetze. Es wird dann gehandelt von dem Wechsel der Temperatur als Hauptursache der Winde; der Theorie der allgemeinen Winde; den Winden der Tropenwelt; dem Passatwinde des Großen-Oceans und des Atlantischen Oceans; den Monsunen des Indischen Meeres; den Winden der gemäßigten Zonen; zwei allgemeinen Luftströmungen; dem umgekehrten Passat- oder Aequatorial-Wind; den Polarströmungen der Luft. Dann schildert uns der Verfasser die Breitenvertheilung der Luftströmungen und ihren Einfluß auf den Gang der Temperatur, auf die Producte des Bodens und auf Handel und Verkehr; das Gesetz der Drehung der Winde; das in Regen herabfallende Wasser der Atmosphäre; die zum Niederschlag der Wasserdünste günstigen Umstände; die Regen der Tropenzone und in den Gegenden der Monsune. Zum Schlusse belehrt er uns über die jährliche Regenmenge zwischen den Wendekreisen und die Vertheilung und jährliche Regenmenge in den gemäßigten Zonen: „Bringen wir die Quantität des Regenwassers, welche in der Tropenwelt vom Himmel fällt, mit der bei uns gewohnten in Vergleich, so ist sie sehr groß. Man hat durch Beobachtung und die darauf gestützte Rechnung herausgefunden, daß in der tropischen Alten-Welt die jährliche Durchschnittshöhe aller Regenlager zusammengefaßt 77 Zoll ausmache, daß sie aber im tropischen Amerika sogar bis zu 115 Zoll emporsteige. Das Mittel der Aequatorial-Region ist 96 Zoll, also genau die Mitte zwischen jenen beiden Extremen.

Jedoch ist die eben angegebene Regenmenge unter einigen Breiten und unter dem Einflusse besonders günstiger Umstände noch viel beträchtlicher. Zu Paramaribo im niederländischen Guyana erreicht die jährliche mittlere Regenzeit die Höhe von 229 Zoll, also 19 Fuß. Zu San Luis de Maranhao in Brasilien ist diese Regenhöhe 276 Zoll oder 23 Fuß. Aber die allergrößte je beobachtete Regenmenge ist die von Mahabaleschwar, in den Westghats, südlich von Bombay, auf einer Höhe von 4200 Fuß über der Meeresfläche, — sie erreicht die enorme Höhe von 302 Zoll. Das würde ein Regenlager von 25 Fuß Dicke abgeben, wenn dasselbe an irgend einer Stelle ohne zu verlaufen und ohne zu verdunsten frei aufgefangen und das ganze Jahr hindurch aufgesammelt worden wäre.

Diese Resultate sind um so mehr zu bewundern, als all der Regen in der kurzen Zeit von nur wenigen Wochen fällt und so zu sagen auf einmal vom Himmel kommt. In Cayenne fiel einst an einem einzigen Tage 21 Zoll Regen. Das ist eine gewaltig große Menge, denn in den nördlichern Breitegraden Europa's steigt oft die Regenmenge vom ganzen Jahre nicht höher. Der eben angeführten Ursache kann man's allein nur zuschreiben, daß in der Tropenwelt, ungeachtet der Alles übertreffenden Regenfülle, die Zahl der klaren, sonnigen Tage viel größer ausfällt als in unserm gemäßigten Klima. Denn selbst mitten in dieser furchtbar heftigen Regenzeit der Tropen fehlt doch kaum einem Tage der Sonnenschein ganz, ja es kommen selbst Tage vor, wo auch nicht ein einziger Regentropfen herabfällt.

Von der großartigen, raschen Wirkung dieser mächtigen Regenschauer auf das Anschwellen und Ueberschwemmen der Flüsse kann man sich in unserer nordischen Mittelmäßigkeit kaum eine klare Vorstellung verschaffen. Das alljährliche Uebertreten des Nils, welches so lange für ein zur nicht zu erklärendes Wunder gegolten hat, löst sich jetzt ganz von selbst, seitdem man weiß, daß die Regionen der Quellen dieses alten berühmten Flusses sehr tief nach Süden hinabreichen und daher sehr stark Theil nehmen an der Wasserfülle des tropischen Regenfalls.

Ueberschwemmungen, welche sich zu der furchtbaren Höhe von vierzig Fuß und darüber erheben, sind in der Regenzeit bei den großen Strömen Südamerika's etwas ganz Gewöhnliches. Die

Llanos des Orinoco bilden dann ein großes Binnenmeer. Der Amazonenstrom taucht die weit ausgedehnten Ebenen, durch welche er fließt, tief unter seine überfluthende Oberfläche hinab. Der Paraguay bildet Lagunen, welche, ähnlich denen von Xarayes, nahe an 80 Meilen lang sind und erst während der trocknen Jahreszeit sich allmälig wieder verlaufen und verdunsten.

Die Quantität Wasser, welche die tropische Atmosphäre in der unsichtbaren Form des Wassergases in sich trägt, ist zu jeder Zeit sehr beträchtlich. Sie entspricht aber ganz genau der großen tropischen Hitze, welche nach dem Verdunstungsgesetze das Vermögen und die Begierde der Atmosphäre, Wasserdunst in sich zu verschlucken, ebenso gewaltig vergrößerte. Selbst bei dem allerreinsten, wolkenfreien Himmel ist die Luft doch stark mit diesem durchsichtigen Wasserdampf gesättigt. Und gerade dieses fein vertheilte, unsichtbare Wasser ist es, welches die Pflanzen mit Hülfe ihrer großen Blätter einathmen und wodurch die gesammte Vegetation der Tropenwelt sich einen so großartigen Charakter üppiger Fülle und riesiger Dimensionen aneignen kann. Dieses gasförmige, die ganze Pflanzennatur reichlich erquickende Wasser ist es, welches dem tropischen Grün eine so bezaubernde, ewige Frische erhalten kann. Dagegen sehen wir in unsern gemäßigten Klimaten, — wo das Regenwetter so vorherrschend ist, daß nur wenige Wochen des Jahres ganz vom Regen verschont sind, — das Grün alljährlich vergilben und schwinden und die Blumen verblühen und vertrocknen, weil ihnen die verhältnißmäßig wasserarme Atmosphäre zu wenig Lebenskraft und Lebensfrische verleihen kann.

Je weiter wir uns von der Tropenwelt entfernen, um so mehr finden wir den regelfesten periodischen Charakter der Regenzeit im Abnehmen. Wir besitzen aber noch wenig sichere Thatsachen, welche uns den Uebergang bestimmter als die astronomischen Wendekreise anzugeben im Stande wären. Nördlich vom Tropenparallel werden Winterregen beobachtet, welche höchst wahrscheinlich aus dem Zusammenstoß des zurückkehrenden obern Passats mit dem Nordost vom Pole entstehen. Der heftige Kampf zwischen beiden erklärt das Stürmische und Gewaltige dieser Regengüsse. Dies ereignet sich z. B. zu Madeira und Lissabon. Ueber diesen Punkt hat Dove eine große Reihe höchst scharfsinniger Hypothesen aufgestellt.

Doch wird man hierüber schwerlich je ganz allgemein befriedigende Naturgesetze finden können. Der vorherrschende Charakter der Regen in dieser mittlern Breite, in Hinsicht der periodischen Wiederkehr und der größern oder geringern Häufigkeit, ist von tausend und aber tausend geographischen Hindernissen und Zufälligkeiten abhängig, welche alle kräftig mitwirken, aber unmöglich so speciell von der Regel berücksichtigt werden können, wie die einzelnen Localitäten es nothwendig machen dürften.

Die von der Atmosphäre getragene Wassermenge ist im Ganzen genommen viel geringer in den gemäßigten Zonen als in der heißen Zone. Daher kann die Vegetation diesen Mangel an Regen auch nicht auf eine so lange Dauer ertragen, wie wir dies in den glücklichen Tropenländern gesehen haben. Ebenso geben diese einzelnen Regen nie eine solche Wassermenge, wie die in den Tropen und es muß auch in dieser Hinsicht eine öftere Wiederholung zu ersetzen trachten, was mit einem Male nicht zu geben möglich war.

Die mittlere Regenmenge der gemäßigten Alten-Welt ist 34 Zoll, die der gemäßigten Neuen-Welt 39 und überhaupt für die ganze gemäßigte Zone 35 Zoll. Uebrigens fehlt es hier nicht an Ursachen, worauf ich später noch zurückkommen werde, welche an gewissen Punkten dieser Zone eine zweimal, ja dreimal so quantitativen Regen erzeugen können.

Daneben ist aber auch die Zahl der wirklich schönen, vom Wetter begünstigten Tage gar gering. Doch soll uns dieser offenbare Mangel an Naturglück nicht unglücklich machen, denn der weise Schöpfer verschont uns dafür mit vielen andern Leiden, welche den Tropenvölkern oft unerträglich schwer aufgebürdet sind. Wir wollen es mit zufriedenem Danke anerkennen, daß die uns zugetheilten fruchtbaren Regenschauer nicht mit der tropischen Heftigkeit und Ueberfülle herabstürzen, daß sie für unsere gesammte gemäßigte Natur auch gleichmäßiger auf das ganze Jahr vertheilt sind, daß der Himmel hierbei ökonomischer, der Vegetation anpassender und den Bedürfnissen aller organischen Wesen entsprechender zu Werke geht. Wer könnte es verkennen, daß für eine höhere geistige Entwickelung des Menschen das gemäßigte Klima das allergünstigste genannt werden darf? — Alles andere Glück des Menschen ist aber klein, wenn ihm der Adel der Seele fehlt!" — —

Aus der achten Vorlesung entnehmen wir ein zweites Bruchstück. — Der Specialcharakter der Neuen-Welt wird bezeichnet durch einfachere Structur, Ueberfluß an Wasser, eine die Thierwelt überflügelnde Vegetation, unvollkommene Entwickelung der höheren Thierarten, und der Einfluß auf die Eingeborenen in folgender Weise dargestellt: „Selbst der Mensch, der amerikanische Indianer, trägt in seinem ganzen Charakter den unverkennbaren Stempel einer hervorragenden vegetabilischen Natur. Da er fast ununterbrochen in dem Schatten jener gewaltigen Urwälder haus't, welche den Boden seiner Heimath überziehen, so hat sich sein ganzes Wesen danach geregelt und zu einer entsprechenden Natur gestaltet. Sogar die Kupferfarbe seiner Haut deutet entschieden darauf hin, daß er seinen Körper nicht so oft und so viel dem brennenden Feuer der Zenithsonne aussetzt als der schwarze Afrikaner. Das vorherrschend melancholische, ernste Temperament dieses Menschenschlages ist ein sprechendes Zeichen des überlegenen vegetabilischen Einflusses. Es herrscht eine unheimliche Kälte und Unempfindlichkeit in dem Charakter dieser Race. „Fremd unsern Hoffnungen, unsern Freuden, unserm Kummer," sagt ein scharf beobachtender Reisender, „ist es selten, daß eine Thräne ihr Auge befeuchtet, daß ein Lächeln durch ihre Mienen zuckt." — Die schrecklichsten Qualen erduldet dieser merkwürdige Mensch, ohne eine Klage laut werden zu lassen, seine stoische Kraft der Beherrschung weicht nur der furchtbaren Wuth der Rache und der Eifersucht. Legt er auch zuweilen den Beweis einer starken Muskelkraft an den Tag, so ist dies doch immer nur während eines rasch vorüberfliegenden Zeitmomentes, denn andauernde strenge Arbeit erträgt sein Körper gar nicht. Als die ersten Entdecker und eroberungsüchtigen Besitznehmer der Neuen-Welt, die herzlosen Scheinchristen Spaniens, die arglosen Indianer, welche die Weißen wie Götter verehrt und empfangen hatten, mit roher Gewalt zu den schweren Arbeiten in den Bergwerken und auf den Feldern antrieben, so waren diese unglücklichen Menschen einer solchen Anstrengung gar nicht ge-

wachsen, und viele Tausende wurden von dem furchtbaren Joche erdrückt und kamen jämmerlich um. O, die goldgierigen Unmenschen, wie haben sie den anfangs so herrlich ausstrahlenden Glanz der neuen Entdeckung entehrend verdunkelt! — Die später einwandernden Europäer überzeugten sich endlich, daß die Eingebornen wirklich nicht die Körperkraft und Ausdauer zu den großartigen Culturen besaßen, daher entschlossen sie sich, die viel abgehärteteren und viel kräftigeren Wilden der Alten-Welt, die Neger, einzuführen. Mit diesen konnte die Arbeit vortrefflich ausgeführt werden; aber, es war eine Schmach für ganz Nordamerika, daß man diese unglücklichen Menschen unbarmherzig ihrer Heimath entriß, um sie zu einer wahrhaft thierischen Sklaverei zu verdammen. Selten hat der amerikanische Indianer sich zu einer höhern Lebensweise als der des Jagens emporschwingen können. Und in der Reihenfolge der Civilisation steht das blos jagdtreibende Volk auf der alleruntersten Stufe. Die üppige Fruchtbarkeit des Bodens hatte für ihn nie Werth, denn er verlangte gar nicht nach selbstgezogenen Früchten der Erde, er bestellte nie den Acker. Auch verstieg er sich gar nicht zu dem Range eines Hirten, wie die Urvölker der Alten-Welt; daher fehlten ihm auch die Hausthiere, welche ihn hätten nähren können mit Milch und Fleisch, oder kleiden mit Wolle und Häuten. So finden wir von dem einen Ende bis zum andern durch ganz Amerika dasselbe klägliche Schauspiel; nur die wenigen Bergvölker auf den Hochebenen Mexico's und Peru's machen eine schwache Ausnahme. Wenn aber diese Völker nicht dieselbe niedere Lebensweise an den Tag legen, wenn sie sich wirklich etwas emporgeschwungen haben in der Sphäre der Humanität, — so kann die Ursache wol nur in ihrem Leben auf höheren Regionen, auf den erhabenen Luftinseln gesucht werden, wodurch sie sich über die heiße und wasserreiche Atmosphäre emporgehoben und somit auch der überwältigenden Macht der, von ihr ins Leben gerufenen, Vegetation entzogen haben.

Die wunderbare Verknüpfung der Naturphänomene tritt also laut redend vor unsere Seele. Die Configuration und Lage giebt der Neuen-Welt ein heißes und nasses Klima, und dieses Klima drückt der gesammten organischen Schöpfung ihren eigenthümlichen Charakter auf. Selbst der Mensch, das freieste aller beseelten Geschöpfe, ist unlöslich fest an diesen Einfluß gebunden und das um so mehr, als er die Uebung jener höhern Geisteskräfte vernachlässigt, womit ihn der Schöpfer zum siegreichen Kampfe mit der Natur und zu ihrer Unterwerfung ausgerüstet hat; denn es liegt in der Bestimmung der gesammten Natur, dem Menschen zu dienen, nicht aber ihn zu beherrschen."

Die drei beigegebenen, sehr instructiven Karten sind: 1) Karte der Winde und davon abhängigen Handelswege. 2) Regen-Karte. 3) Karte der Meeresströmungen und der davon abhängigen Handelswege.

Aeußerlich ist das Buch ansprechend ausgestattet.

H.

Zur Peter'schen Faustlitteratur.

Besonders abgedruckt aus dem Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft, Jhrg. 1851, Hft. 1 u. 2.

Von

Dr. Julius Petzholdt,

Bibliothekar S. Königl. Hoheit des Prinzen Johann von Sachsen u. s. w.

Halle. Druck und Verlag von H. W. Schmidt. 1851.

12 Seiten gr.=8.

Wir gedachten der ersten Hälfte dieser neuen Beiträge zur Faustlitteratur schon in einer früheren Nummer unserer Zeitschrift. Die jetzt vollendete, sehr dankenswerthe Leistung unseres auf dem Gebiete der Bibliothekwissenschaft und Bibliographie unermüdlich thätigen Freundes zerfällt in fünf Abtheilungen: Litterarhistor. 2c. Schriften über die Faustsage. — Die Faustsage als Volksbuch. — Die Faust'schen Schriften. — Dramatische Bearbeitungen der Faustsage vor Goethe. — Faust von Goethe. — Dramatische Bearbeitungen der Faustsage nach Goethe, sowie sonstige Darstellungen. Daß der Verfasser mit seinem längst bekannten Sammlerfleiße hier Alles zusammengestellt hat, was zur Ergänzung und Berichtigung von Peter's Schrift irgend dienen kann, bedarf wol nicht ausdrücklich bemerkt zu werden. — Eine ganz besondere Passion für Goethe's Faust haben die Franzosen; daß sie ihn sogar in eine Zauberposse travestirt (Faust et Marguerite, pièce fantastique en 3 actes et 4 tableaux), in welcher Faust als Greis erscheint, der über seinen Büchern grau, aber nicht klug geworden, werden unsere Leser sich vielleicht aus der Mittheilung eines jungen hamburgischen damals in Paris, jetzt in Berlin lebenden Gelehrten in Nr. 101 der „Hamburger lit. und krit. Blätter", Jahrg. 1850, S. 796 und 797 erinnern. Ob diese pièce fantastique gedruckt ist, hat unser Correspondent nicht angegeben, aber über den Inhalt getreulich berichtet; er meint, dieser Faust habe mehr Aehnlichkeit mit den alten und neuen Puppenspielen von Doctor Faust, als mit dem Goethe'schen, in welcher Meinung wir ihm jedoch, uns auf den gelieferten Exposé beziehend, nicht beistimmen können.

Hoffmann.

Kleine Notizen
aus
Literatur, Kunst und Musik.

Ende dieses Monats erscheint bei J. J. Weber in Leipzig: „London und Umgebungen, nebst einer Beschreibung des Glaspalastes der Industrieausstellung aller Nationen und vielen Abbildungen 2c." Eine Reisekarte von Deutschland mit einem Routenplan aus den größeren Städten Deutschlands nach England, eine Orientirungskarte mit einer Uebersicht der Sehenswürdigkeiten der Weltstadt zieren außerdem noch dieses Reisehandbuch.

Die Bibliothek moderner Räubergeschichten aus der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, die im ersten Heft „Haß und Fluch", im zweiten „Bassermann'sche Gestalten", im dritten „v. Vincke" vor ihr Forum zog, bringt im vierten „Die Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln."

Freiherr v. Sternberg, der sich längere Zeit in Wien aufgehalten, läßt nun einen „Fasching in Wien" vom Stapel laufen.

C. v. Holtei wird ehestens seinen dreibändigen Roman: „Die Vagabunden" beendet haben.

Der pseudonyme R. Walter, welcher zu seiner Zeit mit seinen „Parlamentarische Größen" so großes Aufsehen machte, wird nächstens eine Fortsetzung derselben herausgeben, worin er mit gleicher Schärfe über Unruh, Kirchmann, Uhlig, Rodbertus, Berg, Temme, Waldeck, D'Ester, Jacoby und Kinkel spricht.

Die Wiener Theatercensur geht unbarmherzig zu Werke und wüthet gegen jede Stelle, die irgend einer politischen Auslegung fähig ist. Am grausamsten hat Bauernfeld's Preislustspiel: „Der kategorische Imperativ" unter der Scheere der Censur gelitten und ist demzufolge denn auch — durchgefallen.

Das Berliner Theater in der Königsstadt wird vom 1. Mai ab geschlossen; bereits sind schon alle Mitglieder gekündigt.

Das Sängerfest in Passau wird am 6. und 7. Juli stattfinden; Tags vorher ist Empfang und Begrüßung der Sängergäste. An einer freundlichen Aufnahme wird es nicht fehlen.

A.

Miscellen.

Der Wille ist die Unbedingtheit, mit welcher die Selbstheit sich innerlich von sich aus bestimmt und nur als Wille hat daher der Geist seine ursprüngliche objective Wirklichkeit. Indem aber der Wille selbst, seinem Inhalte wie seinem Dasein nach, durch das allgemeine Gesetz der Wirklichkeit bedingt ist, so ist damit der nothwendige Ausgangspunkt für das geschichtliche Bewußtsein die practische Anschauung der Dinge. A.

Die erste Grundbedingung aller wirklichen Wissenschaft heißt: Zu wissen, daß kein Absolutes ist. Denn Wirklichkeit, Inhalt und Leben ist nur da, wo auch zugleich ein Element des von der Selbstheit unabhängigen, in sich bedingten Seins ist; wo keine Bedingtheit, ist auch keine Wirklichkeit. A.

Woher mag es doch kommen, daß so häufig Dichter sich mit einem siechen Körper umherschleppen müssen oder wohl gar in der Blüthe ihrer Jugend unbarmherzig dahingerafft werden, während Mathematiker, Philosophen, kurz alle Gelehrte, die blos mit dem Verstande arbeiten, bei großer Anstrengung und mäßiger Gesundheit ein hohes Alter erreichen? Einzig und allein die ununterbrochene Anstrengung der Einbildungskraft ist Schuld daran. Denn nichts untergräbt mehr die physischen Kräfte als grade diese Einbildungskraft, und ein Dichter, der das männliche Alter erreichen will, muß eine außerordentlich starke Constitution haben. Von dieser Wahrheit können wir uns selbst überzeugen. Lesen wir z. B. ein schönes Dichterwerk, wie verdoppelt der Puls seine Schläge, wie klopft das Herz rascher, wie wallt das Blut schneller, wie schwellen alle Muskeln an und wie lebhaft wird das Spiel der Fibern. Wenn nun einige Wörter und Ausdrücke solchen geistigen Einfluß schon hervorbringen, was muß dann in der Seele des Dichters vorgehen, als er sein Werk schrieb! A.

Wie oft tritt doch das rein Menschliche in seinen guten und schlimmen Seiten im gemeinen Volke viel großartiger und origineller zu Tage wie dort, wo das Leben der sogenannten gebildeten Stände mit seinem Luxus, seinen Rücksichten und Formen die ursprüngliche Naturanlage und Individualität verwischt und den angebornen Charakter oft in sein gerades Gegentheil verkehrt.

A.

Der Wissenschaft muß die Philosophie, der Kunst muß das Ideal erhalten bleiben, aber beide müssen schöpfen vom Quell des Lebens und sich verjüngen an einer sinnlich kräftigen Wirklichkeit des Daseins in Natur und Geschichte. Beide müssen nicht mehr sein wollen, als sie in Wahrheit sein können: menschlich wahres, sittlich gesundes, gegenständlich treues Verstehen der Dinge in ihrer charaktervollen Wirklichkeit. A.

Die objective Welt ist trotz ihres unendlichen Reichthums nur ein Spiegel, in welchem die hineinschauende Seele ihr eigenes Bild erblickt; das heitere und klare Auge eines Goethe sieht überall das Schöne und Vollkommene, einem kranken Gemüthe grinsen von allen Seiten scheußliche Teufelsfratzen entgegen.

A.

Das wahre Unglück ist schamhaft und verbirgt sich vor den Blicken der Welt, das falsche aber hüllt sich in einen Schleier, gleich einer Schönen des Orients und wird nicht im geringsten unwillig darüber, wenn der zudringliche Wind ihr Gesicht den Augen eines neugierigen Europäers preisgiebt. A.

Warum hat doch die Coquetterie und die Liebe ein und dasselbe Wörterbuch? Warum hat erstere sogar ihre stumme Augensprache gestohlen, deren Geheimnisse Engel bewachen sollten?

A.

Die Bombay'sche Regierung hat einen Herrn Fallon gegen ein monatliches Honorar von 40 Lsterl. auf ein Jahr engagirt, um Zeichnungen von den Höhlen-Tempeln im westlichen Indien zu beschaffen; auch hat sie 840 Lsterl. für Abbildungen der in Trümmern liegenden Stadt Benjapore ausgesetzt, hiefür aber noch keinen Künstler gefunden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 35. Mittwoch, den 30. April. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Biographien
berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Während Augustin sich in seinem Metier dermaßen auszeichnete, daß er durch die Lauterkeit seiner Zeichnungen und durch seine Geschicklichkeit im Graviren erhabener Arbeit es bis zum Range eines Künstlers gebracht hatte, woneben er sich noch als Schöngeist auszubilden strebte, war sein Bruder Annibal noch immer Schneiderlehrling. Es war ein lebhafter, wohlgelaunter Bursche, dessen witzige Einfälle in der Werkstatt viel belacht wurden, und die nöthigenfalls selbst dazu dienten, die Aufmerksamkeit der Kunden von dem, was sie nicht bemerken sollten, abzulenken. Er handhabte die Nadel fast eben so geschickt wie sein Vater, und hatte nicht seines Gleichen in der Anfertigung von Possenreißer- und Carnevals-Costümen aus alten bunten Flicken. Mit diesem eigenthümlichen Talente verband er noch das, die Züge und die Haltung der Kunden carrikirt darstellen zu können, und in diesen Erzeugnissen seiner Spottlaune verrieth es sich, daß auch er künstlerische Anlagen hatte. Als er zu dieser Ansicht gekommen war, ging er zum öfteren zu seinem Bruder, um sich bei ihm in der Führung des Crayons und in dem Poussiren des Wachses zu üben, und beide machten von selbst solche Fortschritte, daß Ludwig Carrachio nach seiner Rückkunft in Bologna ganz davon überrascht war.

„Ihr seyd alle Beide nicht geschaffen," sagte er eines Tages zu ihnen, „gewöhnliche Arbeiter zu bleiben; Ihr müßt Künstler werden, und es soll meine Sorge seyn, Euch den Weg dazu zu bahnen."

Darnach hatten sich die beiden Brüder eben im Stillen gesehnt; sie gingen also mit Freuden auf den Vorschlag ihres Vetters ein, und verließen fast gleichzeitig ihre respectiven Werkstätten, um sich ganz und gar dem ernsten Studium des Zeichnens und der Malerei zu widmen. Ludwig Carrachio nahm Annibal zu sich, und brachte Augustin bei Fontana, seinem vormaligen Meister unter.

Nach Verlauf von fünf Jahren, begaben sie sich auf den Rath ihres Vetters gemeinschaftlich auf die Reise, um gleich ihm ihre Tour durch Italien zu machen, die von ihm erhaltenen Principien an den Quellen zu verificiren, und sich aus ihnen selber in alle Geheimnisse der Kunst einzuweihen.

Vor ihrer Abreise hatte Ludwig Carrachio sie von seinen Plänen in Kenntniß gesetzt.

„Suchet Euch eine Stärke zu gewinnen," sagte er zu ihnen, „die ich Euch nicht zu geben vermag; denn der Kampf, den wir zu unternehmen begriffen sind, wird lange währen und schwierig seyn. Es handelt sich nicht bloß darum, die Malerei in Bologna zu regeneriren; es muß bis nach Rom vorgedrungen werden, um das Uebel zu erfassen. Geht nicht dem Erfolge nach, und laßt Euch nicht durch das Glück unterwegs aufhalten: das Leben ist kurz, man muß es nicht verspillen!"

Daneben empfahl er ihnen, immer Hand in Hand zu gehen.

„Nur durch Einigkeit," sagte er, „können wir obsiegen. Wenn wir nicht unterliegen wollen, so müssen wir in festgeschlossenen Reihen auf unser Ziel losgehen, so enge verbunden wie die Fasces, die nichts zu brechen vermag, selbst nicht die Eifersucht."

Diese Ermahnungen waren keine banale Abschiedsformel; sie bezeichneten eine reelle Gefahr. Die schwache Seite im Charakter Augustins war in der That eine gewisse Härte, eine sehr leicht empfängliche Eigenliebe, und etwas Eitelkeit. Annibal

seinerseits war sich, wenn auch ohne Stolz, doch seiner Ueberlegenheit bewußt, und verrieth das durch sein Air des Selbstvertrauens; damit verband er eine spottlustige Laune, die schnell das Lächerliche erfaßte und an's Licht zog, um es zu verbessern. Es herrschte mit einem Worte nicht eine Antipathie, sondern ein Antagonismus zwischen diesen beiden Naturen.

Ludwig Carrachio hatte dieses eingesehen, und deshalb seine beiden Vettern gleich im Anfang ihrer Studien von einander getrennt.

Was er geahnt hatte, geschah; die Reise war kaum angetreten, als sie einander verließen. Annibal blieb zu Parma, und Augustin ging nach Venedig, wo er, Dank der Erinnerung, welche die venezianischen Künstler Ludwig Carrachio bewahrten, von Tintoretto, Paul Veronese und Jacob Bassan brüderlich aufgenommen ward.

Aus einer eigenthümlichen Bizarrerie hatte Augustin, der sich nicht lange mit seinem Bruder vertragen konnte, sich kaum von ihm getrennt, als er sich wieder mit ihm auszusöhnen suchte. Nach einigen Monaten Trennung ließ er Annibal bitten, wieder zu ihm zu kommen, und sagte, um ihn dazu zu bewegen, „daß er, trotz seiner vielen Bekanntschaften, sich traurig fühle; daß gewöhnliche Freundschaften ihm nicht genügten, und er derjenigen eines Bruders bedürfe. Ueberdem," setzte er hinzu, „ist es nicht geringe anzuschlagen, mit einem Tintoretto, Veronese und Bassan zu verkehren; Du wirst von ihnen guten Rath erhalten, und dadurch es vermeiden, einen verkehrten Weg einzuschlagen."

Annibal, der keinen Groll kannte, ging also nach Venedig, und fand dort seinen Bruder ausschließlich mit dem Stich beschäftigt. Eine einfache Kritik Tintoretto's hatte ihm in den Kopf gesetzt, daß er nie ein Colorist werden würde, und so hatte er das Malen aufgegeben.

„Mein Gott!" sagte Annibal zu ihm, als er diesen Entschluß hörte, „ist man denn darum, daß man ein großer Maler ist, auch ein Prophet? Kann man sich als solcher nicht eben so gut irren als ein anderer, und hat Ludwig nicht schon das Horoscop Lügen gestraft, das ihm von Tintoretto gestellt worden ist?

— Ein Mann wie Tintoretto, entgegnete ihm Augustin, täuscht sich nicht zweimal. Er hat mir nichts prophezeiht; aber ich habe deutlich erkannt, was er hat sagen wollen, und mein Entschluß steht fest. Ich will lieber ein guter Kupferstecher, als ein mittelmäßiger Maler seyn.

Es giebt eine Menge sehr werthvoller Kupferstiche von Augustin Carrachio, nach den merkwürdigsten Bildern von Künstlern, die seine Zeitgenossen waren. Er hatte sich dieser Kunst eben so ernstlich geweiht als Annibal der Malerei, und er verwandte auf dieselbe die eminenten Eigenschaften, die ihn sein Lebelang auszeichneten: ich meine seine ernste Zeichnung, die er dem Studium der Anatomie verdankte. Indem er die Werke von Paul Veronese in Kupfer stach, erlaubte er sich mehr als einmal, Unvollkommenheiten zu verbessern, die ihnen anhafteten. Weit entfernt, sich dadurch verletzt zu fühlen, dankte Letzterer ihm vielmehr dafür, und nannte ihn lächelnd seinen Meister. So benahmen sich aber Barocchio und Vonnius nicht; sie erhoben ein gewaltiges Geschrei, und der eine wollte ihm wegen einer Hand, der andre wegen einer Schulter den Prozeß machen. Dazu würde es auch wohl gekommen seyn, wenn nicht Paul Veronese sich ins Mittel gelegt, und vor dem Richter erklärt hätte, wie er sich glücklich schätze, durch Augustin Carrachio corrigirt worden zu seyn. Da standen Barocchio und Vonnius, wohl einsehend, daß sie sich nur lächerlich machen würden, von ihrem Prozeß ab.

Einige schreiben den Entschluß Augustins, sich fernerhin lediglich auf die Kupferstecherkunst zu beschränken, seiner Entmuthigung über die riesigen Fortschritte seines Bruders Annibal zu, der in der That während seines Aufenthalts in Parma ein Werk geschaffen hatte, das ihm einen Rang unter den Künstlern anwies, die es würdig sind, von der Kritik beachtet zu werden und Anhänger zu gewinnen. Das große Altarblatt für die Kirche der Kapuziner, welches den Körper von Jesus darstellt, auf seinem Leichentuch hingestreckt und das Haupt an die Schulter der heiligen Jungfrau gelehnt, hatte zugleich Lob und Tadel angeregt, d. h., ihm den sichersten Grund zu einem schönen Rufe bereitet. Annibal hatte sich an Correggio begeistert, und so wurde ihm von Einigen der Vorwurf gemacht, daß er copirt hätte; Andere aber, die aufmerksamere und schärfer sehende Kritiker waren, hatten in seinem Werke, und mit Recht, die Geschmeidigkeit eines noch unvollständigen, aber originellen Talents wahrgenommen, wundersam geeignet, außer seinem eignen Fonds auch noch die Eigenschaften von anderen in sich aufzunehmen.

Augustins Charakter, so wie wir ihn nach seinem wahren Gehalt darzustellen versucht haben, läßt eher annehmen, daß ein wenig Stolz, denn eine Schüchternheit, die ihm gerade nicht eigen war, die Ursache seines Entschlusses gewesen ist. So viel ist gewiß, daß er bis zu seiner Rückkunft in Bologna, wo Annibal einige Monate vor ihm angekommen war, darin beharrte.

Als die Carrachios sich wieder vereint hatten, mußten sie, ehe sie eine Schule eröffneten, darauf bedacht seyn, sich gegen die unvermeidlichen Schwierigkeiten sicher zu stellen, die ihrer warteten; sie hatten zuvörderst dahin zu trachten, der Eigenliebe des Publikums zu schonen, so daß es nicht das Ansehn hatte, als ob sie sich ihm aufdringen wollten, und mußten nächstdem die hohen Personen zu Bologna, insbesondre diejenigen, die mit der Kirche in Verbindung standen, für ihr Unternehmen zu gewinnen suchen. Sie zeigten demnach an, „daß sie eine Schule eröffnen wollten, um Handwerker, welchen diese Kunst nützlich sey, im Zeichnen zu unterrichten, und daß der fünfte Theil des Honorars, welches sie sich von den Wohlhabenden würden zahlen lassen, der Hospitalcasse zufallen sollte."

Sie beschenkten zugleich mehrere Kirchen mit Gemälden von ihrer Hand, um, wie sie sagten, „sich des Himmels Segen und die Vergebung ihrer Sünden zu erwerben."

Dies Verfahren, auf welches der erfindungsreiche Geist Annibals verfallen war, hatte vollen Erfolg: der Adel von Bologna war fromm, und die gute Bürgerschaft war in barmherzigen Brüderschaften abgetheilt. Demzufolge meldeten sich bei den Carrachio's denn auch nur wenige Handwerker, dahingegen eine Menge Kinder aus angesehenen Familien. Ihre Schule hatte noch kein Jahr bestanden, als man in ihr außerdem Alles versammelt sah, was Bologna an jungen, intelligenten und schon die neue Bahn, die von Ludwig Carrachio eröffnet worden war, wandelnden Künstlern, so wie an Gelehrten und Literaten, welche der Ruf von Augustins scharfem Verstande angelockt hatte, und an medischen Pflastertretern in sich vereinte.

Calvaert mochte sich noch so sehr drehen und winden, um seine frühere Rolle zu behaupten, es wollte ihm nicht gelingen; auch fiel er in eine Krankheit, deren Hauptursache Gallenerguß war. Vergebens ahmte er nachher das Beispiel seiner Rivalen nach, indem er auch seinerseits Kirchen und Klöster mit Gemälden beschenkte; überdem ließ er durch Dichter die beißendsten Satyren anfertigen: er büßte dabei aber nur seine Bilder und sein Geld ein, sah sich ausgelacht, und wurde von seinen besten Schülern verlassen, um zu den Carrachio's überzugehn.

Die neue Schule erwarb sich bald einen großen Einfluß; sie proclamirte Principien, die geschaffen waren, um die ganze Welt zu vereinen, die Einen durch den Reiz der Neuheit, die Andern durch die Stärke der Vernunft. Man lehrte in derselben in der That dasjenige, was am geeignetsten ist, die Kunst ernst und fortschreitend zu machen: die Wissenschaft.

Vorlesungen über Anatomie, Geometrie und Perspective; Disputationen über geschichtliche und philosophische Gegenstände; Musik und Prosodie: alles dieses kam darin an die Reihe. „Der Geist eines Künstlers," sagte Augustin, „darf nie schlummern; er muß zugleich für das Wahre und für das Ideale erglühen, und damit bekannt seyn, um eines von dem andern unterscheiden zu können; wenn er sich aber ausruhen will, so kann er Exercitien vornehmen, die ihn in einer wohlthuenden Wärme erhalten.

Auch war es nichts Seltenes, am Schlusse einer Sitzung über Anatomie zu sehen, wie der Meister, unter Begleitung einiger Violinen, mit seinen Schülern ein Lied anstimmte, das einer von ihnen componirt hatte, und wie poetische Kämpfe auf die Lösung der schwersten Probleme folgten.

Annibal spottete gern ein wenig über das, was er die Narrheiten seines Bruders nannte.

„Ja, ja," sagte er, „um ein Bein zu zeichnen, ist es schon nöthig, Sonnette verfertigen zu können, auch läßt sich nicht läugnen, daß die Musik dem mächtig zu Hülfe kömmt, der über die Vertheilung von Schatten und Licht auf einer Leinewand mit sich uneins ist!"

Augustin ließ seinen Bruder aber spotten, ohne ihm aus seiner unverantwortlichen Unwissenheit einen Vorwurf zu machen, da er kaum lesen konnte, und die Schule schritt in ihrem Werke einer glücklichen Reform fort, indem sie nicht bloß den Triumph der besseren Principien in Sachen der Kunst sicher stellte, sondern auch das Leben der Künstler an die schönsten Gewohnheiten und den edelsten Zeitvertreib gewöhnte. Die Benennung Eleve oder Freund der Carrachios, war eine Art von Auszeichnung geworden, auch konnte ihr Haus nicht alle fassen, die es gern frequentirt hätten, und es war noch keine Hyperbel, daß man es „Academia dei Desiterosi" nannte.

Sie wurde auch Academia dei Incaminati genannt, was so viel sagen wollte, daß ihre Pforte auf den wahren Weg des Talents und der Berühmtheit führte, und daß man, langsam und geduldig vorschreitend, jedoch auf jedem Schritte ein Element der Kraft sammelnd, um nicht erschöpft auf halbem Wege stehen bleiben zu müssen, unverhofft zu einem Lichte gelangte, welches das rechte Ziel erleuchtete und verhinderte, einen verkehrten Weg einzuschlagen.

Die Schule erhielt sich inzwischen nur wenige Jahre auf gleichem Fuße.

„Lasset uns einig bleiben, und ein Fascis bilden, das vor der Eifersucht Stand hält," hatte Ludwig Carrachio gesagt; auch war von ihm Alles aufgeboten worden, um die Zwietracht fern zu halten; aber wer kann gegen das Geschick bestehn? Die Zwietracht wollte einmal die Academie der Incaminati über den Haufen werfen, und das ward ihr auch nicht eben schwer, indem sie zugleich Annibals Hochmuth und Augustins Empfindlichkeit anschürte.

Letzterer, der, als Dichter, in der Academie Gelest aufgenommen worden war, war darüber in etwas stolz geworden, der Stolz aber war gerade die menschliche Schwäche, an welcher Annibal gern sein Müthchen kühlte. Augustin fand sich jedoch dadurch tief verletzt, so in seiner Eigenliebe als Schöngeist, und in seiner Würde als Künstler, und nun war an ein gemeinsames Leben nicht mehr zu denken.

Annibal, dessen Genie und Thätigkeit sich in seiner Geburtsstadt beengt fühlte, nahm von dieser Ueberwerfung Anlaß um nach Rom zu gehen. Er hatte diesen seinen Entschluß zuvor dem Herzog von Parma angezeigt, mit der Bitte, ihm seinen Entschluß angedeihen zu lassen. Der Herzog erinnerte sich auch des Künstlers, da er vor fünf Jahren das Bild, welches das Almosen des heil. Rochus vorstellt, für ihn gemalt hatte, und verhieß ihm seine Unterstützung unter der Bedingung, daß er, ehe er nach Rom ginge, sechs Monate in Parma zubringen sollte. Annibal beeilte sich, dem Wunsche des Fürsten zu willfahren, und während dieses Aufenthalts war es, wo er für den Betsaal des herzoglichen Palastes sein erstes Gemälde von der Auferstehung vollendete. Es war dies ein Werk von ungleich höherem Werthe als diejenigen, die er zur Zeit seiner ersten Reise zu Parma hinterlassen hatte. Der Herzog wollte desselben indessen nicht selbstsüchtig genießen; er ließ das Gemälde an einem öffentlichen Orte ausstellen, und nicht genug, daß er seinem Maler die Lust eines Triumphs verschaffte, honorirte er ihn auch aufs glänzendste und gab ihm überdem Empfehlungsbriefe an den Cardinal Farnese mit.

„Ich versichere Ihnen, Vetter," schrieb der Herzog, „daß Annibal Carrachio der Beachtung werth ist. Ich meinestheils halte was auf ihn, und es thut mir leid, daß ich ihn nicht für mein Haus habe gewinnen können."

Der Cardinal Farnese erinnerte stark an Lorenz von Medicis, dem er durch seine Liebhaberei für Künste und Wissenschaften und sein Wohlwollen für diejenigen, die sich darin auszuzeichnen wußten, ähnlich zu seyn beflissen war. Er war ein Freund der Künstler, und wußte sie zu beurtheilen, und der Anblick des Gemäldes von der heiligen Catharina im Gebet, das Annibal mitgebracht hatte, bestimmte ihn, dem Schützling des Herzogs von Parma die Decorirung der Hauptgallerie seines Palastes anzuvertrauen. Dies war nun ein Feld, das des Talentes von Annibal würdig war, und das sich überdem ganz besonders für ihn eignete.

Wenn es erlaubt wäre, bei einem Studium wie dieses eine kurze Digression auf das Gebiet der Kritik zu machen, so würde ich sagen, daß Annibal Carrachio sich bei den Dimensionen einer Leinewand nicht recht behaglich fühlte, und an der Wirklichkeit seiner Zeichnung nahmen Augen, welche an die poetische Naivität Raphaels, an die Milde Correggio's, und an die schlichte Wahrheit Titian's gewöhnt waren, leicht Anstoß. Man machte ihm, und dies mit Recht, den Vorwurf, daß er mehr Bewunderung zu erregen, als zu rühren strebe, und daß aus seinen Compositionen zu sehr sein Hauptgedanke: Effect zu machen, hervor-

leuchte. Um die farnesische Gallerie zu malen, thaten aber Naivität und Gefühl nur im zweiten Grade Noth; bei dieser riesigen Arbeit gab es nicht einige einzelne Scenen, jede auf ihren besonderen Effect berechnet, darzustellen, nein, es mußten gewaltige Plafonds, hohe Wände mit Malereien bedeckt, Karniese und Rauten ausgeschmückt, ein harmonisches Ganzes geschaffen werden. Dazu waren die guten Eigenschaften und die Mängel Annibal Carrachios aber eben wundersam geeignet.

Man sagt, das Annibal Bedenken getragen habe, auf das Anerbieten des Cardinals Farnese einzugehen. Ein Werk wie dieses Unternehmen, hieß aber auch, an das große Werk seines Ruhmes gehen, und dabei handelte es sich noch darum, daß es des Ruhmes würdig würde, in welchem die heilige Stadt glänzte; es hieß an ein einziges Werk, so groß, daß er sich ihm nicht allein gewachsen hielt, die reichen Jahre setzen, welche die Jugend von dem reiferen Alter trennen, die Zeit der Kraft, der Begeisterung und des Aufschwunges, während welcher sich das Talent zusammennehmen muß.

Auf die Frage des Cardinals, wie viel Jahre er wohl bedürfen würde, um mit der ganzen Decoration der Gallerie fertig zu werden, antwortete ihm Annibal:

„Ich wünsche, daß ich so lange leben bleiben möge, um mein Werk vollführen zu können; ich habe mit ihm mein Leben verhandelt."

Annibal brachte aber doch nicht seine ganze Lebenszeit darauf zu: er ward binnen acht Jahren damit fertig! aber bildet nicht die Zeit, die ein Künstler aufwendet, um das Denkmal seines Rufes aufzuführen, schon sein ganzes Daseyn? Angenommen, daß Annibal Carrachio kein anderes Andenken als die farnesische Gallerie hinterlassen hätte, würde er darum in der Bewunderung der Nachwelt wohl einen geringeren Platz einnehmen, und würde sein Name in diesem Jahrhundert nächst dem des Dominichino nicht noch immer den hellsten Klang haben?

Der vorherrschende Zug in Annibals Charakter, der Zug, dessen Eindruck bleibt, wenn man seinen Lebenshauch abschließt, das war die Unbekümmertheit um sein vulgaires Ich, und etwas Großmüthiges, Wohlwollendes, Ritterliches, was sich nicht bei Menschen, die kein instinctmäßiges Vertrauen zu ihrem eignen Werthe, was gewöhnlich damit verbunden ist, haben. Selten steht ein Genie, das eifersüchtig und verhehlend ist, und sich einschließt, um seine Proceduren nicht sehen zu lassen, auf erster Stufe. Ein solches Genie fürchtet, den hohen Standpunkt, den es inne hat, zu verlieren, weil es sich nicht sicher fühlt, daß es ihn verdient. Es strebt, sich in seiner zweifelhaften Persönlichkeit zu isoliren, und wirft zwischen sich und den anderen einen Wall des Mißtrauens und des Egoismus auf. Er will keinen Gehülfen haben, aus Furcht, das Publikum möchte ihn nicht gehörig von seinem Eleven oder Lehrling unterscheiden können; eben so weis't er jeden Rath von der Hand, besorgt, es könnte seine Originalität in Zweifel gezogen werden.

Dieses Schlages war Annibal Carrachio nicht. Sein Ruf war ihm nach Rom voraufgegangen; er sah sich dort fast gleich bei seiner Ankunft als das Oberhaupt einer Schule, die ihn zu erwarten schien, und scheuete es nicht, deren Sitz so zu sagen in der Gallerie Farnese aufzuschlagen.

Nach dem Brauche der bolognesischen Schule fanden von Zeit zu Zeit Prämienaustheilungen an die Eleven statt, und der Preis des Siegers bestand zum öfteren darin, daß ihm erlaubt wurde, an den Fresken der Gallerie mitzuarbeiten, und in denselben unter den Augen des Meisters eine Figur zu malen. Annibal zahlte sehr gewissenhaft, und mehr als einmal bediente er sich dieses Mittels, um den ärmsten hülfreich beizuspringen.

Ein solch brüderliches Benehmen war schon geeignet, in Rom, wo die Eifersucht unter den Künstlern sich eben so wie zu Neapel durch miserable Streitigkeiten, abscheuliche Treulosigkeiten, nächtliche Ueberfälle, ja selbst durch Banditenrache kund gab, Verwunderung zu erregen. Annibal gewann aber nicht allein für sich die allgemeine Achtung, sondern hatte auch noch die Genugthuung, unter seinem Einflusse eine merkliche Sittenverbesserung eintreten zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neueste Expedition nach Mittel-Afrika.

Herr Augustus Petermann berichtet wieder, unterm 7. v. M., in der neuesten Nummer des Athenaeum:

Se. Excell., der Ritter Bunsen, und Fräulein Overweg haben so eben Briefe von Dr. Overweg, datirt aus Tintellus vom 27. October 1850, erhalten. Aus diesen Briefen, und aus einigen früheren Mittheilungen erfahren wir folgende Daten über das Königreich Aïr und dessen Einwohner.

Der Anblick und die Fruchtbarkeit des Landes rundum von Tintellus, der Residenz des Fürsten En-Nur, sind nicht so, wie die Reisenden es sich gedacht hatten, als sie die nördliche Grenze passirten. Dort waren die Wadys mit einer grünen Vegetation bedeckt, und lieferten reichliches Futter für die großen Heerden von Ziegen, Schaafen, Ochsen und Esel, deren Zucht den Einwohnern reichliche Beschäftigung und Subsistenz gewährt. Selufiet — im nördlichen Theile des Königreichs — liegt in einer ansehnlichen und fruchtbaren Wady, und hat sowohl Palmwälder, als Gärten, in welchen Mais und Waizen gebaut wird. Weiter nach dem Süden werden die Wadys aber minder fruchtbar, die Gärten, die Kornfelder und die Palmbäume verschwinden, und nur Ziegen, Esel und einige wenige Schaafe finden noch hinlängliche Nahrung. Die Bevölkerung ist jedoch in dem südlichen Theile stärker, als in dem nördlichen, und um Tintellus her trifft man alle halbe Stunde ein Dorf an. Die Einwohner, die eben nicht sehr gemästet erscheinen, leben lediglich von den Erzeugnissen Sudans, als: Gessup, Mais, Reis, Butter, wogegen sie ihrerseits Sudan mit Salz versehen. En-Nur ist ein mächtiger Fürst, weil er den größten Salzhandel führt. Er entsendet jährlich zwei bis drei Tausend Kameble mit Salz nach dem Süden und tauscht dafür Sclaven und Lebensmittel ein. Diese großen Karavanen werden von fast allen männlichen Mitgliedern der Bevölkerung, die eine zweite Familie in Sudan leben haben, welche dort in ihnen gehörigen Dörfern wohnt, so daß diese weiblichen Colonieen wechselsweise ohne Männer sind, mitgemacht.

Was die geologische Beschaffenheit betrifft, so ist sie nach Dr. Overweg noch immer granithaltig. Die Vegetation um Tin-

tellus her bietet nichts Neues dar, und der Talha ist der Baum, dessen man am meisten ansichtig wird. Von Thieren kamen verschiedene Gazellenarten zu Gesicht, jedoch nicht nahe genug, um geschossen werden zu können. In den Gebirgen hauset der Löwe. Die ornithologische Fauna ist neu. Außer einer außerordentlichen Menge Tauben, die den Reisenden sehr gut schmeckten, gab es eine schöne Gattung Upupas, und daneben noch viele andere.

Nach wenigen Tagen von dem Datum der Briefe des Dr. Overweg, gedachte die Expedition nach dem Süden aufzubrechen: man wartete nur auf die Rückkunft des Dr. Barth von einem interessanten Ausfluge nach Agbades. Darnach wollte man sich unter dem Schutze des Fürsten El-Nur, dem dafür 600 Dollars bezahlt werden mußten, der großen Salz-Karavane anschließen.

Es läßt sich nun täglich darauf rechnen, daß am See Tschad Nachrichten von den Reisenden einlaufen, indem die Communication zwischen diesem Punkte und Murzuk rascher und regelmäßiger, als auf der westlichen Straße von Aïr ist.

Ausgewählte Ungarische Volkslieder.

Uebersetzt und herausgegeben
durch
Kertbeny.

Nebst einem Titelkupfer.

Darmstadt. Druck und Verlag von Carl Wilhelm Leske. 1851.
XII (XVI) und 352 Seiten gr. 8.

Der unsern Lesern durch mehrere Beiträge zu dieser Zeitschrift und seinen, in ihr besprochenen verdeutschten „Held János" von Petöfi bekannte, sehr fleißige und gewandte Uebersetzer sagt unter Anderm in seinem Vorworte: „Seit bald sechs Jahren habe ich in mir den festen Vorsatz genährt, nach meinen schwachen Kräften und meinen individuellen Talenten, meiner großen Nation zu nützen, indem ich meine Feder dazu anwenden wollte, ein Verständniß zwischen meiner Nation und der civilisirten Welt anzubahnen. — Um ein solches Verständniß zu erringen, schien es mir aber nicht genug, über einige specielle Fragen, blos einige deutsche Broschüren wie Eintagsfliegen hinauszuschicken, die eigentlich nichts gewesen wären, als Streitschriften in deutscher Sprache für das ungarische Publikum, da sie dem Deutschen selbst, der noch keine Ahnung unseres Alpha's hatte und der jetzt schon sich an einem Krieg um das Omega betheiligen sollte, zu unverständlich in ihrer Ursache, daher zu uninteressant in ihrer Wirkung hätten erscheinen müssen. Ich zielte vielmehr, — wenn ich überhaupt schon anfangen wollte — nach einem ganzen, vollen, ausgebreiteten Eingehen in unsern Charakter, unsere Geschichte, Sitte, Tugend und Fehler, Können und Wollen, wissenschaftlich und human, nach einer geographischen, wie statistischen, politischen, wie literarischen Darstellung, um Ungeahntes zu zeigen, Schroffes zu versöhnen, Geistiges zu verbreiten, und um gegenseitig Vortheilhaftes dazu zu machen. Ich wollte mit einer Gliederung von in sich verbundenen Büchern in's Bureau des Diplomaten, wie in die Stube des Gelehrten, in die Tasche des Poeten, wie in die Leihbibliothek derjenigen bringen, die Unterhaltung nach den Mühen des Tages suchen, um in Alle nach und nach das Bewußtsein zu gießen, daß im Osten ein Volk lebt, welches werth der Aufmerksamkeit der Brudervölker, da es in zwanzigjähriger Stille so Großes vorbereitete, daß die Nachkommen sich mit Stolz dessen brüsten konnten, was ihre Vorfahren mit gleicher Größe, gleichem Edelmuth, gleicher Nichtanerkennung, für Europa auch tausend Jahre vorher geleistet haben. Ich wollte zu diesem Unternehmen die deutsche Sprache wählen, weil sie allein den Keim zu einer Weltliteratur in sich zu tragen schien. — Dies wollte ich, und machte jahrelang Vorbereitungen, und suchte auf Reisen in Italien, der Schweiz, Frankreich, England und Deutschland auch Theilnehmer im Ausland anzuwerben. Ziemlich ausgedehnte Pläne waren entworfen, viele, reiche und junge Kräfte herangezogen und allmählig reifte die Saat; da brach die Revolution los. — Unter gar vielen andern Arbeiten liegt in meinem Pult auch ein Manuscript: „Zweitausend ungarische Volkslieder;" die Uebersetzung des Textes ist zwar schon ganz fertig, da ich aber vorhabe, dieses Werk zu einer umfassenden Sittenschilderung auszudehnen und noch mit gar vielen Einzelheiten zu bereichern, so ist die Zeit noch nicht absehbar, wann es der Presse übergeben werden kann. Indem ich nun einestheils gerne haben wollte, daß die Lieder meines Volkes, in denen sich am ursprünglichsten ihre Seele spiegelt, überhaupt die Basis bilden sollen, auf der ich dann die andern Steine zur Verständigung fortzubauen gedenke, da man doch eher die Race kennen muß, bevor man deren Geschichte zu verstehen sich vernimmt; und da anderntheils viele werthe Freunde im Ausland mir täglich zureden, wenigstens einstweilen und provisorisch eine Auswahl erscheinen zu lassen, so habe ich eine solche vorgenommen. — Ich habe blos solche Lieder aus dem großen Vorrath herausgewählt, welche in Form und Verständniß für sich selbstständig sind und einen weiteren Kommentar entbehrlich machten. — Fast alle historischen Lieder und alle Lieder, die während der Revolution geboren wurden, fehlen hier, weil erstere durch die früheren Censurverhältnisse im Original nie gedruckt werden durften, und nur handschriftlich nach und nach in meinen Besitz kamen, ich diese aber erst in ruhigerer Zeit werde purifiren können; und weil letztere noch des Sammlers warten. Eine gleiche Bemerkung gilt auch für die Räuberballaden, die überdem zu großer Erklärung bedürfen, als daß ich jetzt schon mehr hätte aufnehmen können." Es wird nun ferner noch bemerkt, daß ein tieferes Eingehen in die Natur der Lieder und eine Eintheilung der Stufe, die sie in der Reihe der Lieder anderer Völker einnehmen möchten, einem größeren Werke vorbehalten bleibe; was zur Entschuldigung von Eigenthümlichkeiten u. s. w. der Uebersetzung gesagt ist, hat die Bescheidenheit des Uebersetzers hervorgerufen; auch ohne die Sprache der Magyaren näher zu kennen, wird man leicht sehen, daß sie sprachthümliche Eigenthümlichkeiten sind und daß hier jedes Streben, zu verschönern oder die ursprüngliche Wortstellung zu ändern, kein Verdienst sondern ein Fehler gewesen wäre. Viele dieser Lieder versetzen uns in eine ganz fremde Welt und machen uns mit Volksansichten und Volksempfindungen bekannt, die uns neu sind, deshalb oft unleugbar etwas wunderbar erscheinen müssen. Kertbeny hat sehr richtig geurtheilt, wenn er sie vor allen anderen Erzeugnissen ungarischer Dichtung

geeignet hält, die deutschen Leser auf die Lectüre von Petöfi, Arany u. s. w. vorzubereiten. (M. s. die Einleitung zu seiner Uebertragung der „Erzählenden Dichtungen“ des Letzteren, die so eben erschienen.)

Der Uebersetzer, der zugleich ein sorgsamer Bibliograph ist, hat es natürlich nicht unterlassen uns die Quellen seiner ausgewählten Uebersetzungen zu nennen. Sie sind 1) *Népdalok és Mondák.* A Kisfaludy-Társaság megbizásábul szerkeszti és kiadja *Erdélyi* János, Pesten 1842—48. 3 Bände, welche etwa 1500 Lieder und 30 Märchen enthalten. 2) *Dalfüzérke.* Válogatatt nepszerii dalokból füzve Kecskeméthy *Csapo* Dániel által. 5 Hefte, etwa 390 Lieder und Kriegsmärsche. 3) Geschriebene Liederhefte und mündliche Mittheilungen. 4) Schon vorhandene Uebersetzungen von Mailáth, Toldy, Greguß und Vilnay.

Die Sammlung besteht aus zwei Abtheilungen: 1) Dana (Liedchen). 1—300. 2) Dalok (Lieder). 1—192. Das Lied der Magyaren, wie das fast aller Völker, zertheilt sich nämlich in zwei entgegengesetzte Hauptzweige, in das kurze Liedchen und in das lange Lied. Die erste Gattung benennt der Hellene: Skolie, der Neugrieche: Τραγουδάκια, der Italiener: Ritornelli, der Spanier: Seguidillas, der Portugiese: Mudinho, der Franzose: Quatrain, der Malaye: Pántun, der Perser: Tolgu, der Russe: Schlüssellied, der Serbe: Kolo, der Litthauer: Dumka, der Lette: Dseesma, der Süddeutsche: Schämperlied, Stückle, der Schweizer: Gsetzle, der Tyroler: Schnoderhaggr und der Magyar: Dana. Es sind dies gewöhnlich vierzeilige, epigrammatische Lieder. (S. das Vorwort.) Daß manche dieser Liedchen und Lieder der Liebe und dem Wein gewidmet, versteht sich von selbst; aber es sind Magyaren-Mädchen, es ist Ungarwein, die hier besungen werden; alle, besonders auch die Soldatenlieder sind ungemein charakteristisch. Wir wollen zur Probe von beiden Gattungen einige mittheilen.

Dana.

Wenn die Tißa und die Donau Tinte wären,
Voll Studenten sechs der Komitate wären:
Könnten sie es doch beschreiben nicht getreu,
Wen ich liebe in der Meierei.

Meiner Csizme *) fehlet die Sohle,
Meiner rothen Pfeife die Kohle;
Meinem Dolmány **) fehlt der Knopf,
Weil mir Liebe steckt im Kopf.

Feines Linnenhemd, so hoch gebauscht,
Und die schmucke Suba ***), wie sie rauscht!
Doch was nützt es, klirrt der Sporn und blinkt,
Wenn das Lied dazu so traurig klingt.

Mich nennt man die Liebesängerin,
Mich nennt man die Abendgängerin;
Von mir spricht das ganze Dorf ja schon,
Doch dergleichen weht der Wind davon.

Feuer brennt am besten, wenn man's schürt,
Doch das Wort der Welt mich gar nicht irrt,
Würd' ich horchen auf des Neides Hohn,
Seine Zung' hätt' mich gemordet schon.

Trinke Wein an jedem Sonntag,
Arbeite am Montag nicht;
Gut ist's, schläft man alle Dienstag,
Steht am Mittwoch auf beim Licht.

Donnerstag sich dann kuriren,
Freitag rechnen kreuz und quer;
Und am Samstag sich dann fragen:
Was arbeiten wir nunmehr?

Rother Wein Du, Rother Wein Du,
Besser Du als Branntwein bist;
Besser auch ein Magyarmädchen,
Als ein deutsches Mädchen ist.

Besser als Wasser ist das Bier,
Besser als Bier doch ist der Wein,
Nur für den Deutschen ist das Bier,
Wein doch für den Magyar allein.

O irdisch Kanaan,
Europa's Eden Du!
Fruchtkammer der Natur
Hast Alles immerzu!
Als Kerker bliebest Du
Mir selbst erwünschtes Leid,
Denn Deiner Grenze fern
Giebt's nicht Glückseligkeit.

Dalok.

Mutter, Mutter, Mutter lieb,
Mache mir ein weißes Kleid;
Ich zieh' jetzt auf weiten Weg,
Komm' nicht mehr in ferner Zeit.

---

*) Spr. Tschizme; der Korduanstiefel.

**) Spr. Dolman.

***) Spr. Schuba. Ein Bauernpelz.

Wenn ich sterbe, ist's mir gleich,
Ich begehr' nur eines mir:
Daß mein Liebster mich bewein'
Und mich tragen Burschen vier.

Lilien sei'n mein Leichentuch,
Rosen dann mein Todtenschrein;
Roßmarin soll sein mein Kreuz,
Und Vergißmeinnicht mein Stein.

Maikäfer Du, mein gelbes Maienkäferlein
Ich frage jetzt Dich nicht, wann es wird Sommer sein;
Ich frage Dich auch nicht: hab' langes Leben ich?
Sag' mir allein nur dies: bekommt der Liebste mich?

Ich frage Dich auch nicht, Du kleines Vögelein,
Ob's für mich mehrmals noch wird warmer Sommer sein?
Denn Sommerschwüle glüht ja schon in meiner Brust,
Seitdem mein Herze fühlt durch ihn der Liebe Lust.

Du schreitest über die geschmückte Blumenschaar
Und folgst auf jedem Strauch im Fußtapf Deinem Paar;
Ich stöbre jeden Strauch schon durch, jed' Wäldchen klein,
Mein Liebster nirgends ist, und leer ist jeder Hain.

Die Honigsäfte schlürfst Du aus der Blumen Reih',
Rufst summend oft zu Dir Dein Pärchen auch herbei;
Kein sel'ger Augenblick kommt für mich jetzt heran,
Weil ich den Liebsten gar so selten küssen kann.

Wein trink' ich, Wein, Wein,
Leb' bei Wein allein;
Rein trink' ich, rein, rein,
Rein trink' ich den Wein.
Meine Taube süß und kraus
Halte ich mit Küssen aus,
Mit Kuß und Wein in Saus und Braus,
So halt' ich meine Taube aus! —
Ihr Wassertrinker ohne Kraft,
Was schimpft ihr auf den Traubensaft?
Im Wasser wohnt der Frosch, die Schlange grün,
Der Skorpion, der Egel wohnt darin;
Im Wein jedoch da wohnt das Leben,
Sei heilig drum der Saft der Reben!

Der heilige König László.*)

Sei, heil'ger König, o László gegrüßt,
Der Du des Ungarreiches Schutzheiliger bist;
Unter den Königen Perle des Herrn,
Unter den Sternen Du glänzendster Stern.

Du Diener der heil'gen Dreieinigkeit,
Jézus Nachfolger in Herrlichkeit;
Ein Eden der Reinheit Deine Seele ist,
Gewählter Held der Maria Du bist.

Ung'rischem Reich bist Du ein Königsschild,
Heller Spiegel, heil'ger Könige Bild.
Dein Vater der König Béla einst war,
Daß Du nach ihm konnt'st König werden gar.

Du bist geboren in Polen uns gut,
Gabest vom Himmel schon Kunde durch's Blut,
's Zweitemal warst Du gebor'n durch die Tauf',
Nahmest den Namen als László da auf.

Und als Du noch warest im Knabenstand,
Brachte Dich König László in's Ungarland,
Daß in zwei Reichen Du herrschest zugleich:
Im ungarischen und im Himmelreich.

Ließest Dich nieder im Biharer*) Schloß,
Ueber das Schloß Dein Schutz auch ausfloß,
Du bautest eine Kirche der Mária,
Drin liegst Du in Ehren noch immer da.

Und Dich umliegen der Kaiser gar viel,
Bischöf' und Könige, Herrn im Gewühl;
Und Deinem Sarge entfleußet nun Oel,
Goldiggebettet so liegst Du zur Stell'.

Dich ehren mit heiliger Raucheswolk'
Die Priester, Studenten und Städtevolk,
Und Dich lobet das ganze Erdenrund,
Weil Dich preisen göttlicher Engel Mund.

Man ehrt auf dem Thron Dich nur würdig allein,
Man stellte Dein Bildniß auf hohen Stein;
Es glänzt wie die Sonne, wie Silber es glüht,
Und Keiner zu schauen nach Dir wird drum müd.

Du warst von Antlitz schön rosig zu sehn,
In ganzer Gestalt auch mehr als menschlich schön;
Glänzend Deine Rede, stark Deine Hand,
Du schlugest Jeden, der kämpfend Dir stand.

Rein war Dein Leib, Deine Seele so hell,
Sowie ein Löwe auch muthvoll und schnell;
Man hat Dich den muthigen László genannt,
Als Du in Jugend geblühet dem Land.

Auf's Haupt gehört Dir die heilige Kron',
Der heilige Geist erfüllte Dich schon;
Drum folgtest des Vaters Beispiel Du rein,
Flocht'st Rosen wohl in die Krone hinein.

---

*) Spr. Laaßloo; auch Lengyel László genannt, d. h. der polnische László, oder der heilige Ladislaus. Regierte von 1077 bis 1095.

*) Bihar, Komitatsname.

Magyar, den heiligen László lob' süß,
Die Ehre verdient er wahr und gewiß;
Es loben die Engel ihn, sagend zur Frist:
Heiliger König László sei uns gegrüßt.

Zur Freud' ist die Welt wohl gemacht:
Ich lache, Du lachest, er lacht;
Es giebt drin' so lustige Sachen:
Wir lachen, ihr lachet, sie lachen!

Die Lust ist mit Leid doch vereint:
Ich weine, Du weinest, er weint.
Die Sonne kann immer nicht scheinen:
Wir weinen, ihr weinet, sie weinen!

Drauf' heitert der Himmel sich oft:
Ich hoffe, Du hoffest, er hofft.
Drum macht uns das Leid nicht betroffen:
Wir hoffen, ihr hoffet, sie hoffen!

Gott Jedem ein Liebchen wohl giebt:
Ich liebe, Du liebest, er liebt.
Was kann uns dabei dann betrüben?
Wir lieben, ihr liebet, sie lieben!

Geht hin, wo Geselligkeit winkt:
Ich trinke, Du trinkest, er trinkt.
Gebt Geld für den Wein und sein Blinken:
Wir trinken, ihr trinket, sie trinken!

Die Eich und die Mauer verdirbt:
Ich sterbe, Du stirbst und er stirbt.
Nicht's Ewiges kann man erwerben:
Wir sterben, ihr sterbet, sie sterben!

Vergeht auch, was lebt und was leibt:
Ich bleibe, Du bleibest, er bleibt:
Mög'st Du es drum fest Dir aufschreiben:
Wir bleiben, ihr bleibet, sie bleiben.

Im Nachtrage erhalten wir aus den Alterthümern der ungarischen Poesie das „Lied von Ungarns Eroberung von Demetrius Csáti und aus den „Grenzboten" die belehrenden, zur Erläuterung einzelner Lieder in Kertbeny's Sammlung dienenden Artikel über den Csikós (— spr. Tschikoosch, Roßhirt, Gestüthüter —), Kanász (— spr. Kanaaß, Schweinhirte —), Gulyás (— spr. Gul-jaasch, Hirt einer Zuchtheerde —) und Halász (— die Halásze sind Fischer, die längs der Theiß in einzelnen Uferhütten und ganzen Dörfern beisammen wohnen —). — Die letzten Seiten füllt eine zum Verständniß ungarischer Wörter, und als Nachweis über mehrere Oertlichkeiten und geschichtliche Personen nothwendiges Wörterbuch.

Das Buch ist auf schönem Papier sehr splendid gedruckt und das Titelkupfer: Ein Csikó's nach einer Zeichnung des Fürsten Fritz Schwarzenberg, ist ein treffliches Bild.

F. L. Hoffmann.

Miscellen.

Einem französischen Blatte, dem Echo du Midi, wird aus Toulouse geschrieben: „In den Salons unserer Stadt spricht man viel über die testamentarischen Verfügungen eines deutschen Barons, der dort kürzlich, in dem Alter von 76 Jahren, verstorben ist. Sein Name war C. von Ende, und er stammte von einer der ältesten und mächtigsten Familien Hannovers her. Sein Vater und sein Bruder waren Minister gewesen. Er selbst hat an einem deutschen Hofe als Oberkammerherr fungirt, und jenen Hof successive in Dresden, München, Kopenhagen, Stockholm, Neapel und London vertreten. Er hat in Notre-Dame der Krönung des Kaisers Napoleons beigewohnt. — Seit 1838 hatte sich der Herr Baron von Ende nach Toulouse zurückgezogen, wo er eine reiche Wohnung an der Lafayette-Allee inne hatte. Er hatte sich mit den meisten dortigen aristocratischen Familien in Verbindung gesetzt, und verkehrte daneben mit allen wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Celebritäten. — Er hatte eine leidenschaftliche Liebhaberei, Affen und Vögel groß zu ziehen, auch sahen seine Zimmer einer Menagerie ähnlich. In seinem Nachlasse befanden sich 7 lebende Affen, 14 Papageien, 68 andere ausländische und mehrere Hundert einheimische Vögel.

Sein Vermögen hat er seiner Nichte, einer Gräfin C. de B***, Wittwe eines Ministers des Großherzogs von Baden, vermacht, zugleich aber eine große Anzahl von kleinen Legaten ausgeworfen. Er hat Alles, was sich irgendwie zur Elite unserer Stadt zählen darf, bedacht, und nichts unberücksichtigt gelassen, weder Geburt noch Verdienst, Liebenswürdigkeit, Schönheit, Originalität. Insbesondere ist den Damen — den verwittweten wie den jüngsten und hübschesten — ein weites Feld in dem Testamente des großmüthigen Barons vorbehalten geblieben. So beschenkt er die eine mit einem Diamant, die andere mit einem Smaragd, eine dritte mit einem Album, eine Vierte mit einem Papagoy, ꝛc. Man schätzt die Zahl derartiger Vermächtnisse auf mehr als 1500. Als seinen Testamentsvollstrecker hat der Herr Baron den Herrn Moquin Tandon, Aeltesten der Facultät der Wissenschaften, und im Fall seiner Abwesenheit, den Marquis von Saint S***, einen ausgezeichneten Künstler, reichen Grundeigenthümer, und den ersten Familien des Landes verwandt, bezeichnet. Dem Ersteren soll er seine Bibliothek, die von großem Werthe zu seyn scheint, dem Letzteren eine mit Diamanten besetzte Tabatière vermacht haben.

Eine Clausel des Testaments hat die Testamentsvollstrecker übrigens in eine nicht geringe Verlegenheit gesetzt, die nämlich, welche sich auf die Autopsie (Leichenöffnung) bezog. Mit der französischen Sprache wenig vertraut, (?) hatte der arme Baron sich statt jenes Ausdruckes des Wortes disséquer (seciren) bedient, so daß, wenn seine Vorschrift wörtlich befolgt worden wäre, man seine Leiche hätte zum Amphitheater der Medicinschule schicken und dort zerlegen lassen müssen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 36. Sonnabend, den 3. Mai. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Freiheit.

Von H. P. Holst.

Eine Schweizersage.

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

Wo sich mit Schnee der Berg hebt,
Den Sonnengluth umspinnt,
Gekühlet von dem frischen,
Dem leichten Morgenwind;
Wo laut das Horn erschallet
Beim Glockenklang im Thal,
Dort wandert auf hohen Alpen
Ein blühender Knab' einmal.

Es ist, blau wie der Bergsee,
Des Knaben Blick; sein Haar,
Wie zwischen Klee das Alpenkraut
So gelb und prächtig war;
Weiß wie der Schnee der Gipfel
Ließ seine Haut sich sehn,
Und auf den Wangen blühten
Die Alpenrosen schön.

Und wo er ging, den Boden
Er blühend um sich fand,
Und duftiger und saftiger
Das Gras war, wo er stand;
Und in des Mädchens Eimer
Die Milch reichlicher floß,
Und an dem Rand der Felsen
Die Büchse sichrer schoß.

Es ist des Knaben Heimath
Die stolze Klippenwand, —
Und dort ward er erzogen,
Freiheit ward er genannt.
Auf Rütli und bei Sempach,
Flocht Kränze er ins Haar —
Bei Murten und bei Granson
Sein Spielplatz war.

Gold aber ihn verlockte,
— Denn als er einstens ging,
Oeffneten sich zur Seite
Die Berge all' im Ring,
Die Macht der Tiefe zaubert;
Wohin sein Auge sah,
Lag Gold in reichen Adern,
Und glänzenden Massen da.

Es flammte roth darinnen,
So prächtig und so hehr;
Das weckte sein Verlangen,
Erfüllt ihn mit Begehr;
Es blendete sein Auge
Der flammende Schein, —
Er konnt' nicht widerstehen,
Er mußte hinein!

Und aus der Klippenwandung
Eine goldne Quelle sprang,
Sie rollte wie ein Goldstrom
Mit seltsamem Klang;
Und durchs Gebirge floß sie,
Bald scherzend, bald jach —
Er konnt' nicht widerstehen,
Er lauschte danach!

Das Gold nun rother flammte,
Und wilder der Strom erklang:
Und er vergaß der Wiesen,
Worauf er fröhlich sprang,
Vergaß des Alpenhornes,
Vergaß des Grases Duft,
Der frischen Blumen draußen,
Und der stärkenden Luft.

Um seinen Schatz zu hüten,
Er bei dem Golde wacht,
Da schloß der Fels sich leise,
Und um ihn ward es Nacht.
Nun liegt er dort und schlummert
Am rieselnden Fluß,
Gefesselt in goldnen Ketten
Um Hand und um Fuß.

Doch wenn er einst erwachet,
— Und er erwacht bestimmt! —
Dann bricht er seine Ketten,
Mit Riesenkraft, ergrimmt,
Dann spaltet sich der Felsen,
Der gelähmt seinen Muth, —
Dann blühet um ihn Alles
In frischer Rosengluth.

Die leuchtenden Feuer flammen
Dann auf den Bergen umher,
Es wälzt sich von den Felsen
Das prächtige Feuermeer.
Die riesigen Freiheitsgluthen
Wecken den alten Glanz,
Und jubelnd begrüßen Alle
Der Freiheit Sonnenkranz.

Dann steigt auch er wohl einmal
In uns hinab ins Thal,
Dann blühet auch wohl Alles
Bei uns im Freiheitsstrahl.
Willkommen wir ihm bieten!
Wir grüßen ihn mit Lust.
Der Freiheitsruf erklinget
Aus mancher warmen Brust.

Freiheit für Das, was lebet —
Freiheit in Schrift, in Wort!
Freiheit, was stolz sich reget
Zu Thaten immerfort!
Freiheit, Freiheit für Alle —
Freiheit im Nord und Süd!
Ha, welche Freiheitshymne
Ringsum im Chor erglüht!

Biographien
berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Annibal war jedoch nur ein einfacher Mann, so in seinem Leben wie in seiner Kleidung. Diese Einfachheit war nichts Gesuchtes, wie man dies wohl hat, sondern sie ging von der richtigen und heilsamen Ansicht aus, die er in der Regel von Allem hatte, von der geringen Achtung, die ihm alles Erborgte einflößte, und von dem Mangel jeglichen Stolzes, jeglicher Eitelkeit.

Auch zeigte sich in dem Leben der beiden Brüder, als Augustin Carrachio sich mit seinem theuren Annibal, den er immer noch zärtlich liebte, nachdem er sich tüchtig mit ihm gezankt, zu Rom wieder vereint hatte, ein merkwürdiger Contrast. Augustin besuchte gern gute Gesellschaften, wo sein ausgebildeter Geist Gelegenheit fand, sich in seinem Glanze zu zeigen; dort hatte er sich auch das vornehme Wesen des jungen Adels angeeignet, und wenn er seinen modischen sammtnen Mantel über die Schultern geworfen hatte, zeigte er ein gewisses Air, das gut zu seiner Figur paßte, und eine vollkommen patrizische Arroganz.

Annibal begnügte sich eine lange Zeit damit, darüber im Stillen zu lachen; er kannte die Empfindlichkeit seines Bruders, und hatte sich vorgenommen, dieselbe nicht neuerdings auf die Probe zu stellen; so ließ er ihn denn gewähren, und profitirte, ohne es selbst zu wissen, von dem, was er dessen Thorheiten genannt hatte. Mehr als einmal setzten Augustins Wissenschaft, seine gänzliche Bekanntschaft mit den alten Dichtern, deren Sinn er wundersam zu erfassen vermochte, ihn in den Stand, die argen Verstöße und Mängel, von welchen die Cartons des Annibals wimmelten, zu berichtigen.

Eben so, wie früher zu Bologna, sah man die Literaten, die Gelehrten, die geistreichen Schwätzer sich um Augustin schaaren: es war, als ob die Academie der Desiderosi nur nach Rom ausgewandert wäre. Es herrschten da dieselben Gewohnheiten zwischen den Meistern und ihren Gehülfen, auch fand zwischen den Brüdern eine gleiche Gemeinschaft in der Arbeit statt; denn Annibal hatte sich beeilt, ihm sich mit Genehmigung des Cardinals Augustin in seinem Unternehmen zuzugesellen.

Unter den Compositionen, welche die farnesische Gallerie schmücken, sind zwei, die gänzlich von Augustins Hand herrühren: Aurora und Cephalus, und Galathea in den Armen eines Tritonen. Ich habe anderer Orten gesagt, daß auch Dominichino seinen Stein zu diesem Monumente geliefert hat, so daß es demnach in den Annalen der Malerei das durch sich selbst geschriebene Capitel der bologneser Schule ist.

Die Wiedervereinigung von Annibal und Augustin Carrachio machte ihrem Vetter eine große Freude. Er schrieb ihnen, um sie zu beglückwünschen, und sie zu ermahnen, ihr Talent stets gemeinsam zu verwenden.

„Ich bin nicht mehr Euer Meister," äußerte er sich; „ich bin nur noch der Aelteste, und nur in dieser Eigenschaft ertheile ich Euch meinen Rath."

Das Schreiben Ludwigs Carrachio traf eben zu rechter Zeit ein, um den brüderlichen Frieden, der eben wieder gefährdet war, neu zu befestigen.

Augustin hatte seine Lust daran und fühlte sich wahrhaft glücklich, wenn er plaudern und dissertiren konnte. Er sprach schön, wußte die Quintessenz einer Sache auszudrücken, und war ein verführerischer Kritiker.

Eines Tages gerieth er vor einem auserwählten Auditorium über die Schönheiten der Gruppe des Laccoon in Entzücken. Die Beschreibung floß, von dazu passenden Gesten begleitet, leicht und elegant dahin, und endigte in einem, ich weiß nicht welchem, Worte, das in der Form einer geistreichen Sentenz das Urtheil des Redners resumirte. Als er geendigt hatte, besprach noch ein jeder für sich denselben Gegenstand, und es war eine Stunde lang von nichts anderem die Rede, als von der Gruppe des Laccoon. Annibal aber beschäftigte sich währenddem ganz handwerksmäßig damit, daß er ein Brett mit einem neu erfundenen Firniß bestrich, um zu sehen, wie sich derselbe machen würde. Diese Gleichgültigkeit bei dem Zauber seines Wortes verdroß nun Augustin, und er sagte zu seinem Bruder:

„Wie ist es nur möglich, bei solch einem Sujet kalt zu bleiben?

— Kalt? das bin ich nicht, erwiederte Annibal. Ich habe da Vieles gehört, was sehr schön gesagt worden ist, und ich würde auch wie jeder andere mein Wort mit eingemischt haben, wenn mir wie Dir die Beredtsamkeit zu Theil geworden wäre; denn ich denke mir, daß es viel Vergnügen machen muß, sich selber gut reden zu hören.

„Man sagt wenigstens seine Meinung," bemerkte Augustin wieder, „und was man fühlt, das drückt sich auch leicht aus."

Annibal antwortete nicht weiter, nahm aber eine Kohle, und begann, indem er zu einer Ecke des Saales, wo die Wand weiß getüncht war, trat, die Gruppe Laocoons mit sichrer Hand darauf zu zeichnen. Nach einer halben Stunde war die Skizze fertig: es war die Gruppe Laocoons, mit einer untadelhaften Treue nach dem Muster wiedergegeben, das sich dem Gedächtnisse des Künstlers eingeprägt hatte.

Die Anwesenden brachen bei dem Anblick dieses wundersamen Kraftstückes in einem lauten Schrei der Verwunderung aus, und Augustin hatte die Seelengröße, zu sagen:

„Das wiegt schon viele Reden auf!"

— Ja, bemerkte darauf Annibal noch, das hat seinen Grund darin, daß die Maler mit dem Pinsel malen, während die Dichter nur mit Worten malen.

Dieser Hieb verdarb wieder Alles. Augustin antwortete nicht, aber man sah es ihm an, wie sehr er den Stachel des Epigramms fühlte.

Ein anderes Mal hatte Annibal, um seinen Bruder zu größerer Bescheidenheit zu mahnen, bei ihm eine Zeichnung niedergelegt, in welcher er seinen Vater dargestellt, wie er in gebückter Stellung auf seinem Schneidertische saß und einen Faden einfädelte. Keine Satyre hätte tiefer einschneiden können; denn Augustin ließ es sich vor Allem angelegen seyn, seine niedere Herkunft zu verhehlen, ja er hatte sich am Ende selber eingebildet, daß er aus einem ziemlich guten Hause herstamme.

Daraus entstand nun eine gewisse Kälte zwischen den beiden Brüdern, und insbesondre abseiten Augustins eine absichtliche Zurückhaltung, die das gemeinsame Leben sehr peinlich machte.

Es scheint, als ob Ludwig Carrachio geahnt hätte, was vorgegangen war; denn sein Brief enthielt von den väterlichen Worten, die stets den rechten Fleck zu treffen wissen, auch kittete er die gewichenen Fugen dieser launigen Freunde wieder etwas zusammen.

Dies hielt aber nur auf einige Zeit vor. Es gab damals, wie auch heutzutage, und wie es deren wohl immer geben wird, boshafte, übelwollende Gemüther, welchen alles Schöne und Gute verhaßt ist, und die vor Allem das Glück und die Ruhe von Anderen nicht sehen können. Ein solches Gemüth nun hatte seinen Aerger daran, daß diese beiden Brüder so enge mit einander verbunden waren, einer für den andern lebte, und daß sie sich schon anderen Tages wieder aussöhnten, wenn sie sich heute gezankt hatten. Demselben war dies zu stören die Sache eines Tages; denn die Verläumdung hatte leichtes Spiel mit der Freundschaft der Carrachios. Annibal fehlte darin, daß er nur zu leicht auf böse Reden hörte. Als ihm nun gesagt wurde, daß Augustin überall seine Unwissenheit ausspräche, und sich rühme, ihm unentbehrlich zu seyn, da nahm er sich dieses, ohne sich erst von der Wahrheit solcher Reden zu überzeugen, dermaßen zu Herzen, daß er in seinem Zorne seinem Bruder die Thür wies.

Späterhin erfuhr er, daß man ihn hintergangen hatte. Da jagte er den Verräther, durch welchen er zu der ersten schlechten Handlung seines Lebens verleitet worden war, zum Hause hinaus, und gab sich Mühe, Augustin zurück zu rufen. Dazu war es aber zu spät: Augustin war traurigen Herzens abgereis't, und hatte die Gastfreiheit des Herzogs von Parma angenommen, eine Gastfreiheit, die aber vielmehr einer Sclaverei glich. Der Herzog von Parma behandelte seinen Maler gleich einem Diener; er verlangte ihn für sich ganz allein, und Augustin erhielt nicht einmal die Erlaubniß, sich auf ein Jahr zu entfernen. Zu dem Kummer, welchen ihm der Verlust seiner Freiheit verursachte, gesellte sich noch die Verfolgung einiger Feinde, die ihm selber seine Knechtschaft mißgönnten, und seinen krankhaften Zustand benutzten, um ihn noch durch allerlei Schabernack zu quälen, den er gleich wahrem Unglück empfand. Kaum 43 Jahre alt, brach dieser so glänzende, in den kräftigenden Principien der Philosophie gestählte Geist plötzlich zusammen: er verfiel in ein Uebermaaß von Frömmigkeit, und gab die in dem Lusthause des Herzogs von Parma übernommenen Malereien auf, aus Furcht, einer ewigen Verdammniß zu verfallen, wenn er fortführe, profane Dinge zu behandeln. Der Herzog von Parma wollte ihn vergebens zwingen, wieder an seine Arbeit zu gehn; er weigerte sich dessen hartnäckig, und verfiel zuletzt in eine solche Schwäche, daß sein despotischer Schirmherr es am Ende zugeben mußte, daß er sich in ein Kapuzinerkloster zurückzog. Dort fand er wieder die Kraft, ein Bild zu malen, welches den über seine Sünden weinenden Petrus darstellte, und in der Absicht, solches zum Heil seiner Seele zu thun, unternahm er noch die Darstellung des „allgemeinen Ge-

richts." Aber der Tod unterbrach ihn in dieser Arbeit im Jahr 1602, als er sie kaum begonnen hatte.

Die Academie von Bologna veranstaltete ihm ein prachtvolles Leichenbegängniß, die Dichter wetteiferten in der Anfertigung der pomphaftesten Epitaphen, und die Leichenpredigt über ihn wurde in der Kathedrale gehalten.

Annibal war tief betrübt über den Tod seines Bruders, und um dessen Leichenbegängniß beizuwohnen nach Bologna gekommen; er wollte Anfangs gar nicht wieder fortgehen, und Ludwig Carrachio mußte all den Einfluß, den er auf ihn hatte, aufbieten, um ihn zu vermögen, daß er wieder an seine Arbeit ging. Annibal verstand sich nur ungern, und erst dann dazu, als sein Vetter ihm versprochen hatte, daß er ihm bald nachreisen und ihn mit seiner Kritik und seinem Rathe an die Hand gehen wollte.

Ludwig Carrachio erfüllte sein Versprechen jedoch erst vier Jahre später, in dem Augenblicke, wo die farnesische Gallerie beinahe fertig war; inzwischen kam er eben zu rechter Zeit, um Annibal, dem nun auch seinerseits die Intrigue Ekel und Muthlosigkeit zu verursachen begann, wieder aufzurichten. Er hatte es damit versehen, fern von der Welt zu leben, und nur auf sich selbst zu zählen; so hatte er denn die Neidischen nicht beachtet, diese aber waren seit lange darüber aus gewesen, wegen seiner niederdrückenden Ueberlegenheit Rache an ihm zu nehmen.

Als der Cardinal Farnese ihm das Ausmalen seiner Gallerie anvertraute, hatte derselbe ihm erklärt, daß er sein Gast sein sollte und er die Kosten seines Tisches auf seine Rechnung nähme. Annibal hatte dies Anerbieten angenommen, und nicht geglaubt, daß er seiner mißbrauchte, wenn er ab und an seine Eleven mit zu den einfachen Mahlzeiten, die nichts weiter als bloße Liebesmahle, ohne allen Prunk waren, zöge. Aber man nahm doch einen Vorwand daraus, um ihm Eins anzuhängen, und redete dem Cardinal ein, daß Annibal Carrachio einen Aufwand machte, der dem des reichsten Prälaten gleich käme. Darüber erhielt der Künstler nun eines Tages einen kräftigen Verweis, und den Befehl, künftig nur einen einzigen Gast wöchentlich mit sich speisen zu lassen.

Tief gekränkt, ließ Annibal darauf erwiedern, daß er auf die Ehre, des Cardinals Gast zu seyn, fortan lieber verzichten, als sich der süßen Freundschaftsbeziehungen begeben wolle.

Der Cardinal Farnese soll sich seines Benehmens hernach geschämt haben, und selbst zu Annibal gegangen sein, um ihn zu bitten, daß er sich eines anderen besinnen möchte, wozu der Maler sich aber nicht verstehen wollte. Nun frei, nach seinem Sinn zu handeln, hielt er zum öfteren offene Tafel, und ließ so die lügnerischen Angaben als wahr erscheinen, die über sein Privatleben verbreitet worden waren.

„Du solltest das nicht thun," sagte Ludwig Carrachio zu ihm, als er wieder nach Bologna abreis'te; „Du wirst Dich ruiniren, und solltest bedenken, daß ich nicht reich bin."

— Ich verstehe mich aufs Gold machen, erwiederte Annibal, auf seine Pinsel zeigend.

Ja, wie man Meisterwerke schaffen könne, das wußte er, aber mit dem Goldmachen hapert es bei Männern dieses Schlages: Annibal starb arm.

Als er den letzten Pinselstrich an der farnesischen Gallerie gethan hatte, schickte ihn der Cardinal zu seinem Schatzmeister, der ihm als gesammte Zahlung nur 500 Rthlr. auszukehren angewiesen war. Man hatte es Annibal Carrachio nämlich in Abzug gebracht, „daß er die acht Jahre hindurch häufig offene Tafel auf Kosten des Cardinals gehalten und Gesellschaften gegeben.

Annibal ließ sich das ruhig gefallen, und antwortete denen, die ihm riethen, es nicht zu thun: „ich mag nicht feilschen."

Er nahm sich diese Ungerechtigkeit jedoch dermaßen zu Herzen, daß er in eine melancholische Unthätigkeit verfiel. Erst das Bedürfniß, ja fast die äußerste Noth konnte ihn bewegen, die Malereien der spanischen Kirche zu unternehmen. Er hatte das Altarblatt beendigt und die Cartons fertig gemacht, als er, indem er an die Freskomalereien gehen wollte, von dem Podagra, und einer Krankheit, die einer gänzlichen Erschöpfung zugeschrieben ward, befallen wurde. Albano, dies herrliche Gemüth voll Großmuth und Hingebung, pflegte seiner nun wie ein Sohn. Auch war er es, der die Freskomalereien der spanischen Kirche fertig machte, ohne daß er dafür Zahlung haben wollte, zu deren Annahme er sich erst da verstand, als Annibal über seine Weigerung ernstlich bös zu werden begann.

Annibals Zustand verschlimmerte sich mehr und mehr: er siechte an demselben Uebel, welches Raphael dahingerafft hatte. Auf Anrathen der Aerzte ging er nach Neapel, von wo er aber, in Folge einer neuen Kränkung, bald wieder abreis'te.

Die Jesuiten, welche die Kirche Jesu-Nuovo decoriren lassen wollten, benutzten seine Anwesenheit, um ihm diese Arbeit zu übertragen, während Belisarius sich Hoffnung darauf gemacht hatte. Die Freunde von diesem suchten nun das Bild, welches Annibal als Probe seines Talents eingeliefert hatte, herunter zu setzen; dies gelang ihnen auch, und der Maler der farnesischen Gallerie mußte sehen, wie das Gerüst, welches er in der Jesuitenkirche hatte aufschlagen lassen, um schon nächsten Tages den Umriß der Fresken zu zeichnen, abgebrochen wurde.

Nach dieser bitteren Kränkung weilte Annibal nur noch so lange in Neapel, als nöthig war, um sich zur Wiederabreise zu rüsten. Er starb, wieder in Rom eingetroffen, im Jahr 1609 in den Armen von Albano, der ihm entgegengereis't war.

Von dieser merkwürdigen Familie, in welcher das Talent ein Erbgut zu seyn schien, blieben nach dem Tode Annibals nur noch Ludwig Carrachio, der Gründer der Schule, und Anton Carrachio, dessen ich noch nicht gedacht habe, übrig. Letzterer war ein unehelicher Sohn Augustins. Im Jahr 1583 zu Venedig geboren, war Tintoretto sein Taufpathe und späterhin sein Meister gewesen. Das Wenige, was von den Werken dieses Malers noch vorhanden ist, berechtigt zu dem Glauben, daß er, wenn er am Leben geblieben wäre, dem erlauchten Namen seiner Vorgänger Ehre gemacht, ja diese wohl selbst noch übertroffen haben würde. Aber seine Laufbahn war kurz. Er starb in Rom, nur 33 Jahre alt, an einem Brustübel, das er von seiner Mutter geerbt hatte, und als er eben daran war die Malereien von San Bartolomeo nell'isola zu beendigen, die mit Recht für ein Werk ersten Ranges gelten.

Ludwig Carrachio empfand diesen Tod eben so schmerzlich, als ob er seinen eignen Sohn verloren hätte. — Schon seit lange fühlte er seine Kräfte schwinden. Mit dem Malen einer Reihe von Freskogemälden in der Kathedrale von Bologna beauftragt, ließ ihn die Schwächung seiner Sehkraft nicht mehr von unten den Effect seiner Arbeit beurtheilen. Er arbeitete gewissermaßen auf gut Glück, und sagte auch mit Trauer zu

jedermann, daß von Ludwig Carrachio nichts mehr übrig sey, als eine abgenutzte Maschine.

Es war ihm ein großer Trost gewesen, zu sehen, wie das junge Talent Antonios sich entwickelte, und hoffen ließ, daß er im Stande seyn würde, die Wucht seines Namens zu tragen. Anton Carrachio war aber ein verschwenderischer und wollüstiger junger Mann, und wenn sein Onkel mit ihm grollte, so antwortete er ihm, ein Leben, wie er es führte, sey ihm durchaus nothwendig, um sein Genie wach zu halten, außerdem würde es in Schlaf verfallen. Da steuerte Ludwig Carrachio denn willig und reichlich aus seinen Mitteln bei, den jungen Mann in seinen Ausschweifungen zu unterstützen, aus Furcht, daß außerdem der Ruhm der Familie gefährdet werden möchte.

Er war fast ruinirt, als er den Tod dieses Adoptivsohns erfuhr, und erlag selber ein Jahr später, noch zu rechter Zeit, um nicht die Mildthätigkeit seiner Eleven in Anspruch nehmen zu müssen.

Kummer, Enttäuschung, Verfolgung, vorzeitige Hinfälligkeit, Armuth, das gemeinsame Ende so vieler eminenten Genie's, und so peinlich zu berichten, daß der Biograph sich versucht fühlt, ihre Geschichte nur halb zu geben, an einer schönen Stelle, auf dem Gipfel der Periode des Erfolges, nach welcher man den Helden nur in seinem Verfall, oder die Menschheit von ihrer widerwärtigsten Seite, der Seite der Undankbarkeit, zeigen kann, Halt zu machen!

(Fortsetzung folgt.)

Der Verein für deutsche Reinsprache.

Es ist kein eitles, kein zweckloses Streben, die Fesseln unserer Muttersprache zu brechen, sie zu entledigen all des aufgedrungenen Rüstwerks und all der glitzernden Flicklappen, mit denen Trägheit und eingebildete Thorheit sie überladen. Sie ist eine edle, eine stolze Jungfrau und nicht ziemt ihr die Schellenkappe des Auslandes. Selbsteigenes Gold gürtet sich um ihre Lenden, verdunkelnd und reich überstrahlend den geborgten Flitter. In üppiger Schönheit steht sie da, kräftig und sieghaft alle Herzen bezwingend, weich und biegsam sich in jeden Gedanken schmiegend. Ueberfließende Fülle wohnt neben bescheidener Einfachheit, Kraft und Stolz wandelt neben Anmuth und Milde. Wie Säuseln des Windhauchs spricht sie zur trostbedürftigen Seele, und wie Grollen des Sturmwindes ruft sie das Herz zu männlicher That. Die Worte der Liebe spricht sie mit der Stimme der Nachtigall, ihre Worte des Zornes gleichen dem Brüllen des Wüstenkönigs. Ihre gelenkige Zunge spricht jeden Gedanken, den der Geist zu denken vermag und keiner andern Sprache sind weitere Schranken der Bewegungsfähigkeit gezogen. — Wer stimmt nicht mit ein in das Lob, das Max von Schenkendorf, der ächt deutsche Sänger, zollt, in seinem begeisternden Liede,

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!

Sprache schön und wunderbar,
Ach wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht,
Ist mir's doch als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch,
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Und wie wurde diese schöne Sprache verstümmelt, wie wurde sie geschändet von Gelehrten und Ungelehrten! Ein vornehmes Lächeln spielt um unsern Mund, wenn wir die mit lateinischen Worten gespickten Werke unserer Vorfahren durchlesen. Unsere Nachkommen werden den Eifer nicht minder lächerlich finden, mit dem wir bemüht waren eine reiche Sprache durch überflüssiges Unkraut des Auslandes zu entstellen. Als ob der reiche Mann schöner aussehen würde, wenn er seine Prachtgewande mit den Lumpen der Bettler überhängt! Man hat berechnet, daß die deutsche Sprache 16,000 Fremdwörter enthalten soll, und daß 80 Sprachen nothwendig waren, um uns Wortbezeichnungen zu liefern, die wir entweder selbst schon hatten, oder die wir doch wenigstens aus dem eigenen reichen Sprachschatze neu bilden konnten. Es wurde durch diese Unzahl von Fremdlingen fast eine neue Sprache geschaffen, die aber nur von den Gelehrten recht verstanden wird. Für den größten Theil des deutschen Volkes ist eine Menge der geistvollsten Schriften ungenießbar, weil der Laie nicht im Stande ist, sich in dem dichten Wald neuer Pflanzungen zurecht zu finden. Diese Sprachverwirrung stammt zwar nicht von heute und von gestern, aber stärker als in der Jetztzeit war wohl dieser Strom noch nie, der alle Dämme zu überfluthen, alle Schranken zu durchbrechen droht. Mit gieriger Hast jagt man nach fremden Worten und Jeder rechnet es sich fast zur Ehre, wenn er so glücklich war, ein seither nicht gebrauchtes Fremdwort anwenden zu können. Es giebt keine Sprache mehr, die wie die deutsche so gutwillig jeden Eindringling aufnimmt, und die jeden Sprößling aus fremdem Lande höher schätzt, als die Kinder der eigenen Zunge.

Um nun die deutsche Sprache möglichst zu befreien von ihren Anhängseln, hat sich im vorigen Jahre ein Verein gebildet, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die deutsche Reinsprache nach Kräften zu fördern. Es soll damit nicht allen Fremdwörtern der Vernichtungskrieg erklärt sein, aber jedes Mitglied hat die Pflicht, so viel als thunlich jedes Fremdwort zu vermeiden. Es giebt Fremdwörter, die bereits in unsere Muttersprache eingebürgert sind, deren fremder Stamm schon längst ein deutsches Kleid trägt, so daß es schwer, beinahe unmöglich sein dürfte, sie je durch deutsche

Bezeichnungen zu ersetzen. Dahin gehören Fenster, Pulver, Saat u. s. w. Der Kampf gilt den Fremdwörtern, für die wir eben so gute und oft noch bessere deutsche Bezeichnungen haben. — Bereits sind diesem Vereine viele achtbare Schriftsteller beigetreten, wie: der eifrige Sprachreiniger Hammer-Purgstall, E. Duller, Paulus, Hagen, Malten, Mittermaier, W. v. Waldbrühl, Nägele, H. Rau, und Andere, aber noch bleibt es dringendes Bedürfniß, daß immer mehr und mehr Schriftsteller die Sache unterstützen, damit sie gedeihliche Fortschritte machen kann. Der zahlreiche Mitgliederkreis des Vereins erstreckt sich von Genf bis Petersburg und von Straßburg bis Ratibor, auffallend jedoch ist es, wie diese Sache fast nur von den Städten des Südens unterstützt wird, während die größeren Städte des Nordens, wie Hamburg, Berlin, Dresden, Breslau, Königsberg, Bremen u. s. w. dem wichtigen Gegenstande bis jetzt noch keine Aufmerksamkeit schenkten, obgleich man im Norden eben so schlecht deutsch spricht wie im Süden.

Damit nun der Eifer der einzelnen Sprachfreunde nicht erkalte, hat Wr. (Wißmeister statt Doctor) Brugger in Heidelberg „die deutsche Eiche“ gegründet, eine Zeitschrift zur Förderung deutschen Sinnes, deutscher Gesittung und deutscher Reinsprache durch Belehrung und Unterhaltung. So freudig wir dieses lobwürdige Unternehmen begrüßen müssen, so leid thut es uns, den vorliegenden ersten Jahrgang (1850) des Blattes nicht unbedingt loben zu können. Herr Brugger hat Alles aufgeboten, was in seinen Kräften stand, und viel Vortreffliches gebracht, aber nur zu fühlbar ist der Mangel an tüchtigen Mitarbeitern, die der Sache sowohl durch ihren Namen, als auch durch gediegene Beiträge segensreichen Aufschwung verleihen könnten. Die meisten Gaben hat ihm das Schwesterpaar Hedwig und Eleonore Wallot beigesteuert, und wenn wir auch den Eifer dieser beiden Frauen lobend anerkennen, so müssen wir doch auch wieder anderseits recht herzlich bedauern, daß ihre zahlreichen Beiträge so wenig innern Werth haben. — Kleine, aber schätzenswerthe Aufsätze enthält das Blatt von Hammer-Purgstall, Jahn, Waldbrühl und Anderen. — Die aufgenommenen Erzählungen sind großentheils sehr matt, in den Gedichten hingegen findet sich viel Schönes. — Sehr wünschenswerth wäre es, wenn der Herausgeber am Ende eines jeden Jahrganges ein Verzeichniß der darin verdeutschten Fremdwörter mit Angabe der vorgeschlagenen Verdeutschung aufstellen würde. — Uebrigens muß die Lesewelt Nachsicht haben mit dem jungen Unternehmen, welches ohnedies ein Meer von Hindernissen zu durchschiffen hat, und deshalb muß mancher sonst billige Wunsch noch zurückgehalten werden.

Möchten nun Deutschlands Söhne und Töchter eifrig theilnehmen an der Umgestaltung und Reinerhaltung der deutschen Sprache, damit uns in dieser trostlosen Zeit doch wenigstens ein Gedanke bleibt, in dem die Herzen der deutschen Volksstämme einig zusammenschlagen, ein Ziel dem Nord und Süd zusteuern kann, ohne durch Gefährdung des lieben Geldbeutels abgeschreckt zu werden.

F. J. Freiholz.

Bilder aus Oestreich

(1848 bis 1849)

von einem

deutschen Reisenden.

Leipzig, Friedr. Ludw. Herbig. 1851.

279 Seiten 8.

Die Bilder, welche uns hier zur Anschauung gebracht werden, sind folgende: Reise nach Wien. — Vor dem Oktober. — Latourtag. — Aus der Schreckenszeit. 1) Anarchie. 2) Belagerung und Erstürmung Wiens. 3) Der Winterschlaf. — Die Fahrt auf der Donau. — Die Ischler. — Am Hallstädter See. — Der Schafberg. — Vor Salzburg. — Im Gasteiner Thale. — Sie sind alle mit lebhaften Farben dargestellt, ob einige nicht ein Wenig zu sehr Grau in Grau, wollen wir dahin gestellt sein lassen, wenigstens erfreulich sind sie nicht und man wendet sich schnell von ihnen weg zu anderen, die eine freundlichere Ansicht gewähren, und an solchen, recht anmuthigen, fehlt es nicht. Der Humor des Verfassers bemüht sich zwar die Nachtgespenster zu verscheuchen, mit welchen er uns zusammenführt, aber der Ernst blickt doch, leicht begreiflich, immer durch; warum überhaupt sie von Neuem heraufbeschwören? Die lebhafte Phantasie unseres in anziehender Weise erzählenden Reisenden hat wol bisweilen ihr Recht geltend gemacht; damit wollen wir seine historische und touristische Glaubwürdigkeit durchaus nicht verdächtigen; Wahrheit und Dichtung scheinen aber mitunter in Eins geflossen zu sein. Das Buch wird übrigens gewiß allgemein mit Begierde, in manchen Kreisen mit Beifall, gelesen werden; von der lebendigen Schilderung der Wiener Erlebnisse abgesehen, enthält es eine Reihe vortrefflich gezeichneter Skizzen aus dem östreichischen Volksleben. Mit besonderer Vorliebe macht uns der Verfasser während seines Aufenthalts in Prag mit dem Judenviertel und seinem ehemals burschikosen, die Freiheit predigenden Freunde, einem Proselyten, bekannt, der ihm in nothgedrungener überraschender Verwandlung (der k. k. Uniform) begegnet. — Von einer kleinen Landstadt, wohin der Verfasser fuhr, um theuren Freunden aus früherer Zeit einige Tage zu schenken, wird uns Folgendes berichtet: „Auch in meinem Landstädtchen gab es März- und Maierinnerungen. Im Märzmonat lernten die Einwohner eines der allermodernsten Bedürfnisse kennen. Früher ging die Weltgeschichte zehn Meilen weit an der Stadt vorbei, selten hörte man ihr Wort oder ihren Fußtritt hier. Bei feierlichen Gelegenheiten, wenn ein Kaiser starb, ein Prinz auf die Welt kam, eine Prinzessin sich vermählte, eine Steuer erhöht ward oder eine den Ort betreffende Annonce in der Prager Zeitung stand, trat ein Mitglied des Magistrats auf den Balkon des Rathhauses und rief vor der zusammengetrommelten Gemeinde, als historischer Nachtwächter aus wie viel es geschlagen. Darauf folgte in neuerer Zeit der Fortschritt, daß täglich ein anderer Herr vom Rathhause im ersten Wirthshaus des Ortes das amtliche Blatt wortgetreu vorlas. Seit der Kunde vom 13. März genügte das eine Exemplar nicht mehr, ja außer der Prager Zeitung studirte man noch andere deutsche und czechische Blätter. Dadurch erhielt der patriarchalische Sinn der Bevölkerung einen harten Stoß; wie hätte sonst die Wiener Maibewegung

in der friedlichen k. k. Leibgedingstadt so schrecklichen Widerhall finden können! Die ***er wollten sich selbst regieren, und der Umstand, daß Bürgermeister und Räthe von Sr. Allergnädigsten Majestät ernannte Juristen sind, flößte ihnen durchaus keinen Respect ein. Sie wählten einen Wohlfahrtsausschuß, an dessen Spitze ein czechischer Bierbrauer trat; er nannte sich selbst, seinem Prager Vorbild zu Ehren, Waclaw Peter Faster II., war jedoch weiser als Faster I. und kümmerte sich nicht um höhere Politik. Sein erster Regierungsakt war die Absetzung und Vertreibung des Bürgermeisters wegen Erpressung und Bestechlichkeit. Eine Rathhausverschwörung leistete der Revolution geheimen Vorschub. Die Herren Räthe nämlich ließen sich ebenfalls bestechen, aber mit Vernunft und Billigkeit; sie haßten ihren Obern als einen Geschäftsverderber, und erklärten sich beim Beginn des Sturmes für neutral. Eine idyllische Katzenmusik bildete das Vorspiel. Der Tyrann öffnete das Fenster und hielt eine Rede; er habe die Wünsche der Gemeinde bisher nicht gekannt, sei jedoch bereit, sich mit Vertrauensmännern zu umgeben, um die Gerechtigkeit der Volksbeschwerden prüfen und sein Amt den Forderungen der neuen Zeit gemäß verwalten zu können. — Zur Antwort erschall ein Hohngelächter über das andere und Steine begannen durch die Luft zu fliegen. — „Keine Gewaltthat," rief Falster II., mit Würde vortretend; auf gesetzlichem Wege wollen wir uns Recht verschaffen!" Und somit sprach er im Namen der Stadt und des durch freie Wahl ernannten Ausschusses die Absetzung und Verbannung des Bürgermeisters aus, vergönnte ihm jedoch vierundzwanzig Stunden Frist zur Ordnung seiner Angelegenheiten. Faster II. wurde im Triumph nach Hause getragen, das Haus des Tyrannen aber mit Wachen umstellt, damit er keinen Boten um Militär aussende. Am folgenden Morgen half man ihm seine Angelegenheiten ordnen. Sämmtliche Einwohner standen in dichten Gruppen auf dem weiten Marktplatz und begrüßten mit unbändigem Jauchzen jeden Augenblick einen andern Mitbürger, der, ein Paar silberne Löffel oder Leuchter, eine goldene Uhrkette oder ein Ohrgehäng schwingend, aus der Thüre der bürgermeisterlichen Wohnung trat; die Opfer seiner Habsucht benützten seine hülflose Lage, um ihr Eigenthum zurückzufordern; und die Weiber zeigten sich bei dieser Execution schonungsloser gegen die Frau Bürgermeisterin als die Männer gegen ihren Gatten. Seitdem waren vier Monate verflossen und noch immer herrschte Faster II. als Dictator des Städtchens. Er hielt Ruhe und Ordnung in der wünschenswerthesten Weise aufrecht, doch erlaubte er sich dann und wann, nach der Art aufgeklärter Tyrannen, schreiende Rechtsverletzungen; nicht in seinem eigenen aber im Interesse des Gemeindesäckels. Alle vormärzlichen Contracte der Stadt mit Privatpächtern erklärte er, wenn sie den letztern allzu günstig schienen, für null und nichtig, und zerriß sie vor den Augen der Besitzer. Die Revolution, behauptete er, hat alle Verträge aufgehoben. Die Bürgerschaft stand, wie sich denken läßt, in solchen Fällen einstimmig auf seiner Seite und machte den bescheidensten Widerspruch gefährlich. — Der gestürzte Bürgermeister aber blieb verschollen."

Wir theilen noch die erste Hälfte des Abschnittes: Vor Salzburg, mit. „Baby! rief eine schrille Stimme von draußen. — Was is, schrie die Kellnerin zurück, während sie mir ein Glas Bier brachte. — Der Hansl hat schon wieder an Rausch, antwortete die Stimme; wirst's gleich sehen. Ich glaubte, es sey von einem Hausknecht oder Stammgast die Rede, bis der Zecher, eine zwei Schuh hohe Creatur, zur offenen Thür hereintrat und grad auf mich zuging, die Augen sehnsüchtig zu dem Tisch erhebend, auf dem mein schaumgekröntes Deckelglas stand. Ja, sagte die Kellnerin, als ich mit Erstaunen fragte, ob das der Hansl sei: ein Maßl hat er heut schon trunken, der Lump; er is aus'm Bairischen. Ich bot dem Saufaus zur Probe mein Glas. Ihr müßt aber wissen, daß er vier Füße hatte, ein paar gewaltige, schön gewundene Hörner und die längsten weißen Zotteln, die ich je an einem Widder gesehen; im Gesicht war ein Gemisch von Frömmigkeit und hartnäckiger Rauflust ausgeprägt; der Rücken lang und der Leib stark wie der eines Wolfshundes. Der Schafbock, an dessen Bauch geklammert, Odysseus sich aus der Höhle des menschenfressenden Cyklopen schmuggelte, konnte nicht würdevoller und patriarchalischer einherschreiten als dieses Prachtstück von einem Thiere. Fest packte er mit den Zähnen das Glas in meiner Hand. Lassen's nur aus, sagte Baby; er läßt nix fallen. Ich ließ ihm also die Halbe, die er künstlich genug bis auf den letzten Tropfen leerte. Dann senkte er den Kopf, ließ das Glas bedächtig auf den Boden gleiten, kratzte sich sehr geschickt mit der Spitze des linken Hornes an den entferntesten Theilen des Hinterleibes, gähnte zwei, drei Mal mit höchst verständiger Miene und taumelte zuletzt unter den Tisch, um sein Mittagsschläfchen zu halten. Du Schwelger, rief Baby, Du bairischer Grobian, du liederliches Tuch, saufst dem Herrn 's ganze Bier weg! Du bist mir 'n saubrer Vogel! Ich brach über die moralische Entrüstung und die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Schimpfworten, mit denen Baby dem Bock in's Gewissen zu reden anfing, in ein schallendes Gelächter aus. O, sagte sie, zu mir gewendet, der hat's dick hinter den Ohren! Man glaubt's gar nicht, was so'n Viech für'n Menschenverstand hat. Wann's Bier an' Stich hat oder 's letzte vom Faß ist, geht der Hansl ganz traurig herum, wird stößig und will nix fressen und nix trinken, aber so'n süffiges Bierl wie heut, das kennt er gleich. Er is halt aus'm Bairischen!

Ich kann mir nicht helfen: so oft seit der Zeit von dem tüchtigen Stamm der Altbaiern die Rede ist; wie er so treu an der Sitte der Väter und dem Ruhm der bavarischen Kaiser festhält, sehe ich den Hansl vor mir, „der schon wieder an' Rausch hat." Er ist vor den Pforten der glorreichen tausendjährigen Particulargeschichte gelagert, die mächtigen Hörner zum Kampf gefällt; bald wiederkäuend, bald träumerisch gähnend, starrt er in die Nebel der deutschen Zukunft hinaus.

Aber nicht blos der altbairische, sondern auch der salzburgische Menschenschlag schien mir unverkennbare Aehnlichkeit mit Hansl zu haben: eben so gesund, fromm, hartköpfig und fast gerade so einsilbig wie Hansl. Ich befand mich jetzt eine halbe Stunde von Salzburg und war gestern von St. Gilgen aus hergewandert. Ich konnte die Worte zählen, die ich in diesen anderthalb Tagen gehört hatte, — Baby war aus Linz und machte daher eine Ausnahme. Diese Schweigsamkeit war mir auf meinen Fußreisen nur ein Mal vorgekommen: als ich durch den katholischen Theil von Kurhessen, in der Umgebung Fulda's, wanderte, wo ein martialisch aussehender schöner Menschenschlag durch Schnaps, Noth und andere gute Geister sich eine gewisse unangenehme Ernsthaftigkeit

anzugewöhnen gelernt hat. Hier jedoch machte das stille Wesen von Land und Leuten einen ganz verschiedenen Eindruck; denn man sieht dabei keine sauren Gesichter wie in Kurhessen, und der Wanderer kann sich der Täuschung hingeben, das reizende Land mit seinen Bewohnern verharre nur deshalb so lautlos, weil es in poetisches oder philosophisches Sinnen verloren ist. Grüße kurz, gehe lächelnd deiner Wege und wecke die Gegend nicht aus ihren seligen Träumen!

Vom Wolfgangsee aus führt die Straße über St. Gilgen, dann am Fuschelsee vorbei immer aufwärts; auf ihrem Höhepunkt, wo man dem Ischler und Hallstädter Bergpanorama Lebewohl sagt, stehen zwei Einkehrhäuser für Lebende und Todte; links ein Gasthof, rechts ein Friedhof mit Kirch' und Thurm. Der Schatten der zwei Kirchhoflinden, die sich hinter dem Portal erheben, fällt auf die kleine Steintreppe und die Ruhebänke zu beiden Seiten des Wirthshausthores; und aus dem Fenster meines Schlafzimmers zu ebener Erde konnte ich das Lob der gegenüberschlafenden Wanderer lesen. Dieser Ort heißt Hof. Von da neigt sich die Landschaft immer tiefer und der Weg, an die Bergstraße zwischen Darmstadt und Heidelberg erinnernd, führt bis eine Stunde vor Salzburg an lauter vereinzelt stehenden Gehöften vorüber, meist Sägewerkstätten und Schuppen, wo die Bretter zu Salza- und Donaunachen zugeschnitten werden. Die Bevölkerung schien ausgewandert oder hatte das linde Sommerwetter zu einer fernen Wallfahrt benutzt; mein Verkehr mit der Menschheit mußte sich diesen Tag auf ein paar Worte mit fechtenden Handwerksburschen, einer alten Bettlerin und Baby beschränken; aber ich genoß die Einsamkeit in der schönen sabbathstillen Natur in bester Laune. Vergelt's Gott tausendmal! sagten die Handwerksburschen, wenn ein paar Kreuzer in ihre Mütze fielen, und ich betrachtete daher jeden gebückten Felleisenträger, der von Weitem nahte, als eine Art Onkel, aus Kalifornien herbeieilend, um mich glücklich zu machen. Rothschild, fiel mir ein, brummte einmal zur Antwort auf den ähnlichen Dank eines Bettlers: „Nu, was thu ich mit sechze Gulde vierzig Kreuzer!" Der Undankbare! Es lag ja nur an ihm! Konnte er nicht jeden Augenblick Montechristo überbieten, wenn er den Einsatz von einem Kreuzer auf eine Million erhöhte? In diesen und andern Betrachtungen störte mich ein Bursche, der mit einem einfachen: Vergelt's Gott! weiter marschirte. Ich war diese unbestimmte Anweisung nicht mehr gewöhnt. He da, guter Freund, rief ich ihm nach; wie vielmal? — Wie vielmal? wiederholte er, nicht verstehend, und glotzte mich mit großen wässrigen Augen an. Seine Gedanken waren wohl schon längst wieder hinter dem Ofen in der Herberge oder gingen mit seinem Schatz im Wiener Wurstlprater spazieren. — Ich erklärte mich deutlicher. — Bitt' schön um Verzeihung, sagte er darauf demüthig und lüftete die Mütze; ich hab's ganz vergessen. Tausendmal, versteht sich, tausendmal! — Am herzlichsten belustigte mich die Versicherung einer frommen alten Frau, die eine Anleihe von einem Gröschen bei mir erhob: „Ich werd' für Sie beten im Himmel auffi! — und" rief sie mir zu wiederholten Malen nach, „Sie können Ihnen auf mich verlassen, ganz gewiß, ich werd' für Sie beten!" Wahrscheinlich giebt es dort alte Weiber, die so eigennützig sind, ihr Versprechen nicht zu halten, die wirksamsten Gebete zu ihrem eignen Besten verwenden und auf diese Art harmlose Wanderer um die Zinsen ihrer Wohlthätigkeit betrügen."

Die obigen Bruchstücke wurden ihrer heiteren Tendenz wegen gewählt; andere Bilder möge man selbst beschauen.

Papier, Druck, das ganze Aeußere sind schön. H.

Miscellen.

Als ein merkwürdiges, für den, welchen die genannten Gegenstände heilig sind, aber unerquickliches Zeichen der Zeit, dürfte es anzusehen seyn, daß die Commission der zweiten preußischen Kammer in dem, von der ersten Kammer ausgegangenen, Preßgesetzentwurfe den folgenden Satz, wie die Const. Ztg. sich ausdrückt, als eine gefährliche Bestimmung, gestrichen hat: „Wer durch die Presse „sittliche Einrichtungen, namentlich die Ehe, die Familie, das Eigen„thum, den Eid, dem Hasse, der Verachtung und der Lächerlichkeit „aussetzt, ist mit einer Geldbuße von 10—500 Rthlr. oder mit „Gefängnißstrafe von 14 Tagen bis 2 Jahr zu verurtheilen."

Ein Dubliner Blatt erzählt von einer Art von Nieren-Kartoffeln, die ein Herr J. Doyle am 21. Februar d. J. gelegt hat, und die, völlig frei von jeder Krankheit, ein sehr kräftiges Kraut haben und schon unter Kurzem geerntet werden können.

Mit Bezug auf die Angabe anderer englischen Blätter, daß unfern des Gänse-See's auf Californien ein Berg kohlensaurer Magnesia entdeckt worden sey, fragt Punch: „ob die Gans, wonach der californische See benannt worden, der identische Vogel sey, welcher die goldenen Eier gelegt, oder ob der See seinen Namen von den Gänsen habe, welche zu den Gruben zögen, um deren zu suchen."

Wie wenig vorgenanntes Blatt von der brittischen Sculptur erbaut ist, zeigt es durch den Vorschlag, es sollten an den Hauptstatuen, die um die Hauptstadt her zu Ehren ausgezeichneter Personen errichtet worden wären, Zettel in mehreren Sprachen und recht ins Auge fallend angeklebt werden, worin die fremden Gäste gebeten würden — nicht zu lachen.

In Jaffa sind bei Nachgrabungen an der Nordseite des Hafens die Ueberbleibsel eines Schiffes zu Tage gefördert worden, das nach der Behauptung eines Englischen Gelehrten, Dr. Johnston, aus der Zeit herrühren soll, in der Jaffa unter der Herrschaft der Juden sich in großer Blüthe befand.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 37. Mittwoch, den 7. Mai. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die Juden in China.

Von Callery.

(Aus dem Constitutionnel.)

Das Vorhandenseyn einer israelitischen Colonie im Innern des chinesischen Reiches ist vor mehr als zwei hundert Jahren durch die Jesuiten constatirt worden; seitdem war dieser, in der zwiefachen Beziehung zu der Völkergeschichte und der biblischen Exegese, sehr wichtige Umstand aber in die größte Vergessenheit gerathen.

Der famose Pater Ricci war der erste, welcher, während seines Aufenthalts zu Nanking, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Europäer auf die jüdische Gemeinde aufmerksam machte, die er zufällig zu Kai-Fung-Fu, einer alten Hauptstadt der Provinz Ho-Nan aufgefunden hatte.

Auf diese Andeutungen trieb den Pater Aleni die Neugier, im Jahr 1618 diesen Theil der großen Familie Israels, der gewissermaßen verloren gewesen war, aufzusuchen. Hundert Jahre nach ihm, in den Jahren zwischen 1704 und 1723, verfaßten die Patres Gözani, Domenge und Gandil an Ort und Stelle eine umständliche Beschreibung der Synagoge, der legalen Ceremonien, der geheiligten Bücher, kurz alles dessen, was für die Religion oder die historische Wissenschaft von Interesse seyn konnte; aber sie bemerkten, daß damals nur noch wenige Individuen im Stande wären, etwas aus den in hebräischer Schrift geschriebenen Gesetzbüchern zu entziffern, und daß der Tempel, so wie die israelitischen Gebräuche gleich sehr verfielen.

Von da ab, bis zum Jahr 1815 hat man der Juden in China wieder ganz vergessen gehabt, um diese Zeit aber richteten einige glaubenseifrige Israeliten zu London ein in hebräischer Sprache abgefaßtes Schreiben an sie, und verhießen demjenigen eine ansehnliche Prämie, der eine aus dem Innern von China in derselben Sprache geschriebene Antwort einsenden würde. Ein chinesischer Buchhändler in der Provinz Ho-Nan befaßte sich mit der Besorgung des besagten Schreibens, doch ist nie eine Antwort darauf eingelaufen.

Endlich entschloß sich die jüdische Gesellschaft zu London, angefeuert durch eine eifrige Israelitin, die Miß Cooks, welche ihnen zu dem Ende bedeutende Summen zu Gebote stellte, im vorigen Jahre zu neuen Nachforschungen, und suchte zu dem Ende bei dem anglikanischen Bischofe zu Hong-Kong um dessen Mitwirkung nach. Die priesterlichen Rundreisen, welche dieser Prälat jüngst in den Häfen des Nordens gemacht hat, boten ihm auch die Gelegenheit dar, den Wünschen der jüdischen Gesellschaft zu entsprechen. Er conferirte darüber mit dem Doctor Medhurst zur Zeit seiner Anwesenheit in Chang-Hai, und Beide kamen zu dem Beschluß, ein Paar durchaus zuverlässige chinesische Christen, von welchen der eine Baccalaureus und der andre ein Eleve des Missionscollegiums zu Batavia und des Englischen, so im Sprechen als Schreiben, ziemlich kundig war, zur Aufsuchung der israelitischen Colonie auszusenden.

Letzterem, obwohl der Jüngere, wurde die Leitung der Expedition übertragen, einmal, weil er auf mehreren früheren Reisen, um religiöse Tractätchen zu verbreiten, eben so viele Umsicht als Eifer an den Tag gelegt hatte, und zweitens, weil sein Reisebericht, da er gewohnt war, sein Tagebuch englisch zu schreiben, der freigebigen Miß, unentstellt durch eine Uebersetzung, mitgetheilt werden konnte.

Die beiden Chinesen gingen am 15. November v. J. in einem Passagierboote, das sie directe nach Tsing-Kiang-Fu, einer Stadt an der Spitze, wo der große Canal sich mit dem gelben Flusse vereint, im 33° 33' nördl. Breite und 2° 50' östl. Länge von Pekin, von Shang-Hai ab. Sie fuhren den großen Canal entlang, welcher durch die Städte Su-Tscheu, Tschang-Tscheu, und Tschen-Kiang-Fu passirt, queer durch den blauen Fluß geht, und sich dem Norden zu über Yang-Tscheu-Fu, Kao-Yeu und Pao-Ing bis zu dem gelben Fluß erstreckt.

Von da ab mußten unsere Reisenden ihre Tour zu Lande fortsetzen. Sie mietheten zu dem Ende ein mit zwei Maulthieren bespanntes Fuhrwerk, und zogen dem Laufe des Flusses nach, bis sie am Orte ihrer Bestimmung ankamen.

In dieser Jahreszeit sind die Gewässer dieses Flusses so niedrig, daß man ihn an mehreren Stellen mit einem Wagen passiren könnte. Der Uferrand ist überall sehr hoch, doch zeigen die vielfachen Risse in demselben, daß der Fluß in der Regenzeit häufig über ihn hinausgeht, wovon auch die Tausende von kleinen See'n und Sümpfe zeugen, die man zu beiden Seiten seiner Ufer sieht, und aus deren Mitte verwüstete Gärten und zerstörte Wohnungen hervorschauen.

Daraus ergiebt sich denn, daß die Bevölkerung in der Nähe des Flusses nicht allein sehr spärlich, sondern auch sehr unglücklich ist. So bieten Oertlichkeiten, welche auf den geographischen Karten des Reiches als Hauptorte von Districten oder als Städte zweiten Ranges verzeichnet stehn, nur noch Trümmerhaufen dar, von verfallenen Mauern umgeben, hier und dort mit einem einzeln stehenden Thore, deren halberloschene Inschrift nachweis't, was diese Stadt vordem gewesen.

Die Straße, welche die chinesischen Reisenden verfolgten, war über alle Maaßen schlecht; bald zog sie sich oben am Uferrande mitten zwischen Felsen und Gräben hin, bald dicht am Saume des durch die Ebbe trocken gelegten Flusses, wo die Räder des Fuhrwerkes der Reisenden bis an die Achse in dem Sande einsanken, so daß sie absteigen und die Anstrengungen ihres elenden Gespannes unterstützen mußten

Der Wagenlenker, dessen Willen man sich schon fügen mußte, wenn nicht das ganze Unternehmen scheitern sollte, bestand darauf, schon Morgens um 3 Uhr aufzubrechen, was an den düsteren und kalten Wintertagen sehr beschwerlich war, um so mehr, da man sich in der Regel erst Mittags Speise und Feuer verschaffen und ausruhen konnte.

Endlich langten die chinesischen Abgesandten, nachdem sie fast zwei hundert Lieues zurückgelegt hatten, in der im 34° 55' nördl. Breite und 1° 50' westl. Länge von Pekin belegenen Stadt Kai-Fung-Fu an.

Sie fanden in dieser Stadt eine Menge Mahomedaner vor, die, weit entfernt, ihre Religion zu verhehlen, sie durch eine über ihren Thüren angebrachte Inschrift vielmehr öffentlich bekundeten. Es sind meistens Wirthe, und unsere Reisenden nahmen bei einem von ihnen ihr Quartier. Ihr Erstes war, sich zu erkundigen, ob es hier zu Lande noch Anhänger der Religion des Sehnenabschneidens gäbe, welche wunderliche Benennung die Juden in China angenommen haben oder die ihnen beigelegt worden ist, weil sie den Thieren, deren Fleisch sie essen, nach den Vorschriften des mosaischen Gesetzes die Beinflexen ausschneiden müssen.

Der muselmännische Wirth theilte den beiden Christen mit, daß dort noch Leute dieser Secte lebten, und erbot sich, sie sofort zu deren Synagoge zu führen; da es aber schon spät am Abend war, so wurde dieser Besuch bis auf den andern Tag verschoben. Zu der dafür angesetzten Stunde begab man sich sodann zu der Pagode der Sehnenabschneider, die leicht aufzufinden war. Aber welch eine Veränderung, welch ein Verfall seit der Zeit, wo dieselbe von den Jesuiten besucht worden war! Die äußere Umwallungsmauer war eingefallen; ein Haufen Schutt, Gestrüpp und Schmutz beengte den Eingang zum großen Portal; die Pfeiler des Gebäudes, die Marmortafeln mit den Inschriften, die steinerne Balustrade vor dem Peristyl des Tempels, die Bildhauerwerke, Alles war zerbrochen oder lag umgestürzt; selbst die Tempelmauern hatten stark gelitten. Die Seitenflügel der Synagoge, zu Ehren der Patriarchen als Kapellen bezeichnet, boten einigen elenden Kindern Israels, die kaum ihre Blöße bedecken konnten und auf den bloßen Steinen dort an einander gedrängt lagen, um sich warm zu halten, nur ein nothdürftiges Obdach dar.

Ihre Armuth war so groß, daß sie, nachdem sie den Bonzen einer naheliegenden buddhistischen Pagode schon einen Theil des im Umkreise ihres geheiligten Hofes belegenen Terrains abgetreten hatten, nun die Materialien des Tempels selber zu verkaufen begannen, um nur ihr Leben zu fristen.

Es ist jedoch von der Synagoge noch hinlänglich vorhanden, um daraus zu erkennen, was sie in ihren besseren Tagen gewesen seyn muß. Man sieht in ihr noch eine Menge Inschriften in hebräischer Sprache, auch ist noch die, mit Malereien und Vergoldungen von merkwürdiger Arbeit geschmückte, heilige Stätte vorhanden.

Unsere Reisenden begaben sich ins Sanctuarium, das heutzutage jeder Profane, selbst jeder Heide betreten darf; auch wurde es ihnen nicht verwehrt, die Rollen des alten Testaments aus ihren Behältern herauszunehmen und mit Muße zu besehen.

Diese Rollen, zwölf an der Zahl, aus weißen Schaafsfellen angefertigt und jede ungefähr dreißig Fuß lang und drei Fuß breit, sind mit sehr kleiner hebräischer Schrift beschrieben; es war aber so finster im Sanctuarium, daß die Beschaffenheit der Schrift nicht wohl zu erkennen war.

Man möchte wohl die Frage aufwerfen, wie es kommt, daß gegenwärtig Fremde ohne Weiteres in das Allerheiligste eindringen können, da die jesuitischen Missionarien, trotz des Einflusses, den sie am kaiserlichen Hofe hatten, solches vor kaum hundert Jahren nicht bewerkstelligen konnten. Die Antwort darauf ist so leicht als peremtorisch: es rührt dies daher, weil die Juden zu Kai-Fung-Fu seit funfzig Jahren keinen Rabbiner mehr haben, und Keiner in ihrer kleinen Colonie ein Wort Hebräisch lesen kann! Selbst die Beschneidung hat bei ihnen ganz aufgehört, und wenn sie nicht binnen zehn bis zwölf Jahren von auswärts einen Rabbiner bekommen, so wird an dieser Stätte jede Spur der jüdischen Religion verschwinden.

Die Reisenden theilten etwas Geld unter die armen Bewohner der Synagoge aus, die ihnen dagegen gestatteten, eine

Abschrift von den monumentalen Inschriften zu nehmen, welche die Zeit verschont hatte, und von welchen die im Innern des Sanctuariums mit dem von den Jesuiten angegebenen Texte völlig übereinstimmten. Nachdem sie diese Abschriften genommen und sich die unleserlichen Inschriften, deren Zahl ziemlich bedeutend war, gemerkt hatten, maßen sie sorgfältig alle Theile des Gebäudes aus, und fertigten an Ort und Stelle einen horizontalen Plan an, für Leute, die keine Architecten sind, so genau als möglich.

Das wichtigste Resultat der Expedition, und was das meiste Interesse für die Geschichte der Juden nach ihrer Zerstreuung, und für die Kritik der heiligen Schrift haben dürfte, ist aber die Erwerbung von acht hebräischen Manuscripten, welche die beiden Chinesen gemacht haben, und von welchen sechs Theile des alten Testaments, und die anderen beiden die Lithurgie enthalten, deren sich die Juden bei ihrem Wochengottesdienst und an den großen Festtagen bedienen; ferner von mehreren Fragmenten der Bibel, als: das 1. bis 6., das 38. bis 40. Capitel des zweiten Buches Moses; das 19. und 20. Capitel des dritten Buches Moses; die Capitel 13, 14 und 15 des vierten Buches Moses; das 11. bis 16. und das 32. Capitel des fünften Buches Moses; endlich einige andre Theile aus den fünf Büchern Moses, den Psalmen und den Propheten, über die aber noch nichts Bestimmtes anzugeben war.

Die Schriftzüge, in welchen diese Bücher, die nicht mit den Gesetzesrollen verwechselt werden dürfen, geschrieben sind, sind die der alten hebräischen Form, mit der Punktirung der Massoreten, ein Umstand, aus welchem sich folgern läßt, daß die Colonie von Kai-Fung-Fu nicht über die Zeit hinausgeht, welche der Zerstreuung des jüdischen Volkes nahe liegt. Die Blätter liegen in einer Art von Carton, in welchem die hebräischen Buchstaben so zu sagen mit einem Griffel eingegraben zu seyn scheinen; der Einband ist seiden und augenscheinlich fremden Ursprungs. Zwei israelitische Kaufleute, welchen diese Bücher zu Shang-Hai gezeigt worden sind, sagen aus, daß sie ähnliche zu Aden gesehn haben, und das Vorhandenseyn von persischen Wörtern in hebräischen Anmerkungen, die sich hin und wieder am Rande befinden, scheint anzudeuten, daß diese Bücher ursprünglich aus einem westlichen Lande Asiens, vielleicht aus Persien, oder aus einer der oberen Provinzen Indiens, wo das Persische seit undenklichen Zeiten die Sprache der Gebildeten ist, herrühren.

Obwohl es der erwähnten Randglossen in Menge giebt, und sie sich aus verschiedenen Zeiten herzuschreiben scheinen, gewahrt man doch keine Spur von chinesischen Schriftzügen darin, auch keine der Eigenthümlichkeiten der Form, in welchen sich sofort jegliches verräth, was chinesischen Ursprungs ist. Es ist kein Datum vorhanden, welches über ihr Alter Aufschluß gäbe. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es keine neueren Zusätze, und so viel ist gewiß, daß es keine Abschriften sind, die seit einem Jahrhundert in dem Lande hätten gemacht werden können, denn der letzte Rabbiner ist seit länger als funfzig Jahren verstorben, und die Randglossen sind viel jünger als der Text; es lassen sich dieserhalb also nur mehr oder minder plausible Muthmaßungen anstellen.

Wenn es nach den Schriften der ersten Jesuiten-Missionarien keinem Zweifel unterliegt, daß es zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts Juden in China gegeben hat, so läßt sich dagegen nichts Gewisses über die Zeit sagen, wo dieser verirrte Zweig der großen Familie Abrahams im Reiche der Mitte Fuß gefaßt. Nach der Angabe der Juden, welche noch zu Kai-Fung-Fu übrig sind, wäre ihr Tempel im Jahr 1190 der christlichen Zeitrechnung erbaut worden, die Einwanderung ihres Stammes in China schriebe sich aber aus der Zeit der Dynastie der Han her, die bekanntlich zu Anfang der christlichen Zeitrechnung herrschte. Diese letztere Angabe ermangelt jeglichen Beweises, und schmeckt ein wenig stark nach der Liebhaberei der Chinesen, alle Institutionen, Thatsachen, Gebräuche ꝛc., welchen sie gern einen glänzenden Anstrich geben möchten, in die glorreichen Zeiten der Han's zu verlegen.

Wenn man statt der lithurgischen Bücher, die nie sehr sorgfältig copirt werden, weil sie nach der Zeit und den Oertlichkeiten variiren, sich die Rollen, welche das Gesetz enthalten, hätte verschaffen können, so würde man sonder Zweifel werthvolle Nachweisungen über die Zeit und den Ort ihrer Entstehung darin finden.

Mit ein Wenig Ausdauer und neuen Opfern würde eine solche Erwerbung zu machen seyn; bis dahin läßt sich aber das hohe Interesse der fraglichen Manuscripte nicht in Abrede stellen, und wenn sie, wie es heißt, dem Publikum durch das Britische Museum zur Kenntniß gebracht werden sollten, so werden die Gelehrten sonder Zweifel ein Material zu unverhofften Nachforschungen darin finden.

Der North-China-Herald, dem der größere Theil dieser Relation entlehnt ist, glaubt zu wissen, daß diejenigen, von welchen dies Unternehmen ausgegangen ist, ehestens ein Facsimile der hebräischen Manuscripte, des Baurisses der Synagoge, so wie das von den beiden Reisenden chinesisch und englisch geschriebene Tagebuch veröffentlichen werden.

Die beiden christlichen Reisenden haben zwei Monate auf ihrer Hin- und Herreise zugebracht, und haben sich nur fünf Tage zu Kai-Fung-Fu aufgehalten, eine anscheinend sehr kurze Zeit, doch mehr als hinreichend, um dasjenige, was sie ermitteln sollten, genau zu studiren und zu beschreiben.

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

(Erster Abschnitt.)

Erstes Kapitel.

Geburt und erstes Lebensjahr des Kindes.

(Vom 6. Feb. 1721 bis 6. Feb. 1722.)

Am 6. Februar 1721 ward zu Lübeck ein Knäblein geboren, das eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist, die Psychologie und Pädagogik seit Adams Schöpfung geliefert. Der Knabe hieß Christian Henrich Heineken, und ihm sollen diese Blätter

gewidmet sein. Sein Vater war ein Maler, Namens Paul Heineken, und wohnte an der Ecke der Johannisstraße in der Königsstraße, in dem Hause, das gegenwärtig mit No. 659 bezeichnet ist und in welchem, beiläufig gesagt, Karl IV. zehn Tage wohnte, als er Lübeck 1375 mit einem Besuche beehrte. Der Vater muß aber kein gewöhnlicher Maler gewesen sein, da er von Zeitgenossen als eines „trefflichen Contrafayers" gedacht wird. Die Mutter des Kindes hieß Catharina Elisabeth, war eine geborne Oesterreichin und wird ebenfalls in einem Sinngedichte, das 1732 auf sie erschien, als eine geschickte Künstlerin gerühmt, wobei wir jedoch unbestimmt lassen müssen, wie viel von dem Nimbus des Sohnes auf sie zurückfallen mochte. Wie damals gebräuchlich, ward der Kleine drei Tage nach seiner Geburt getauft und zwar in der Marienkirche, von dem Pastor v. d. Hude.

Da die Mutter das Kind nicht selbst nähren konnte oder mochte, so wurde ihm eine ehrbare lübeckische Soldatenfrau, Sophie Hildebrandt, als Amme beigegeben, in deren Armen denn auch Christian zeitlebens geblieben ist. Von Gestalt war er ein ganz niedliches Kind, daß aber in diesem hübschen Körperchen ein noch schöneres Geist wohne, entdeckte man, als er kaum zehn Monate alt war, bei folgender Gelegenheit. Das Wohnzimmer des Malers war nämlich auf Gold en grotesque bemalt und der Ofen in demselben mit allerlei Figuren geziert. Als nun Christian an einem kalten Decemberabend desselben Jahres auf dem Schooße seiner Amme saß und die Speise genoß, die er sein ganzes übrige Leben zu sich nahm, bemerkte man, daß der Säugling lange Zeit die Figuren anschaute und dann wie fragend um sich blickte. Ein schlesischer Edelmann, Namens Christian v. Schöneich, der in dem Hause des Malers wohnte, sagte dem Kleinen: das ist ein Thurm, jenes ein Lämmchen, dies eine Katze und was dem mehr. Wie erstaunten aber Alle, als man den kleinen Christian am andern Tage fragte, wo der Thurm, das Lämmchen :c. sei? und er mit den kleinen Fingerchen auf die Figuren tippte und jedes Bild richtig traf, das man ihm nannte. Der Edelmann herzte, küßte das Knäblein und sagte ihm die ebengenannten Wörter dann noch einige Mal vor, während das Kind fortwährend dem Sprecher nach dem Munde sah und bald die Wörter nachlallte. Diese außerordentlichen Fähigkeiten übertrafen ja die kühnsten Erwartungen und die Aeltern beschlossen, auf den Rath des Edelmanns, dem Säugling schon jetzt einen Lehrer zu geben, um — eine Treibhauspflanze zu gewinnen, ohne Farbe und ohne Duft. Schöneich, nur mit Privatisiren sich beschäftigend, hatte Zeit und Lust genug, sich Tage lang mit dem Abrichten des Kleinen abzugeben. Er ward der Lehrer desselben und blieb es, bis das zarte Lebensflämmchen erlosch, mit dem unverdrossensten Eifer. Aber freilich hat auch nie ein anderes Kind die Bemühungen seines Mentors jemals so glänzend belohnt!

Unläugbar war dieser Mann mit ausgebreiteten Kenntnissen begabt, die aber, eben weil sie zu Vielerlei umfaßten, nicht gründlich und geordnet genug gewesen zu sein scheinen, um auf unsern kleinen Christian naturgemäß einzuwirken und ihm zu einer eigentlich brauchbaren Anwendung zu dienen. Der Lehrer begann mit der biblischen Geschichte und noch ehe der kleine gelehrige Schüler sein erstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, wußte er alles, was die fünf Bücher Moses enthalten, nach der Ordnung herzusagen. Selbst folgende Verse konnte er ziemlich fertig auswendig sprechen:

Den ersten Tag ward's Licht. Darnach stand hoch und ferne
Der Himmel. Dann die Erd'. Am vierten Tag die Sterne.
Am fünften kamen Fisch und Vögel aus dem Meer.
Der sechste gab das Vieh und selbst den Menschen her.

Ob aber alles dies ein Gewinn für den Kleinen wirklich war, müssen wir leider von voraherein in begründeten Zweifel ziehen. Doch davon später.

Zweites Kapitel.

Darstellung des zweiten und dritten Lebensjahres.

(Vom 6. Feb. 1722 bis Feb. 1724.)

Kaum war unser Christian in seinen dreizehnten Monat getreten, so hatte er schon die übrigen Geschichten des alten Testaments inne; im vierzehnten wußte er bereits den Inhalt des neuen Testaments und im funfzehnten rollte sein Lehrer ihm die Annalen der Weltgeschichte auf, und ging mit ihm vom April 1722 bis September 1723 die Geschichte der Assyrer, Phönizier, Perser, Hebräer, Aegypter, Griechen und Römer durch, so daß das gelehrige Kind in dem zarten Alter von $2\frac{1}{2}$ Jahren auf Alles hurtig antworten konnte, was auf diese Völker Bezug hatte.

Außerdem war er auch in der Geographie nicht unerfahren, er konnte die Länder und Reiche nach den bestehenden Eintheilungen erklären, wußte die Beschaffenheit derselben in klimatischer Hinsicht herzusagen und die vornehmsten Flüsse und Städte mit Namen zu nennen. Nebenbei hatte er gegen 800 lateinische Vocabeln behalten, deren er in jeder Woche mindestens 150 lernte. Seine größte Freude dabei war das Nürnberger Wörterbuch, die Ausgabe von 1683. Plattdeutsch lernte Christian von seiner Amme, die in dieser Sprache mit ihm redete, und mitunter beschäftigte er sich auch mit der Anatomie. Und doch war er noch nicht volle drei Jahre!

Die Lebensweise unsers kleinen Gelehrten war höchst einfach und in der Enthaltsamkeit trieb er es noch weiter als der eigensinnigste Bramine: er aß im eigentlichen Sinne nie, sondern blieb seine ganze Lebenszeit hindurch ein Säugling. Man setzte ihn wohl beim Essen mit an den Tisch, um ihn an andere Speisen zu gewöhnen, aber statt zu essen, lernte er; denn so wie er das aufgetragene Gericht erblickte, fragte er nach dessen Namen, wollte wissen, woher es komme, wie es wachse :c. und gab sich nicht eher zufrieden, bis man ihm geantwortet hatte. Man konnte ihn nicht böser machen, als wenn man ihn ohne Antwort ließ; das beleidigte ihn gewaltig. Bei dieser Lebensweise blieb Christian die beiden ersten Lebensjahre ziemlich gesund, aber im dritten erkrankte er so heftig, daß er acht Wochen hindurch das Bette hüten mußte. Als er sich kaum erholt, mußte er die Institutionen und die

dänische Geschichte durchgeben und hatte beides noch vor Ablauf seines dritten Jahres beendet. Daneben ward noch Deutsch- und Lateinisch-Lesen getrieben und zwar ohne ABC-Buch. Selbst die Namen der Familien europäischer Kaiser und Könige hatte der kleine Student inne und war auch in der Religion nicht unerfahren geblieben. Denn daß Heineken den lüb. Catechismus ganz auswendig wußte, darf nicht verschwiegen bleiben.

Gleich nach der eben erwähnten überstandenen Krankheit, besuchte ihn der Rector am lüb. Gymnasium, Herr v. Seelen, mit seiner Frau, und beide hielten sich einen ganzen Tag in Heineken's Hause auf. Was er nun an diesem einen Tage von unserm kleinen Christian gehört hatte, schrieb er kurz darauf an einen Freund nach Hamburg. *) Die Klage, welche der Rector am Schlusse des Briefes führt, ist gerecht, und die Muthmaßung, daß die übermäßige Anstrengung der Geisteskräfte des Knaben körperliche Gesundheit untergraben habe, wird zur Gewißheit, da wie schon gesagt, über Unmäßigkeit des kleinen Gelehrten im Essen und Trinken, keine Klage geführt werden kann.

Ueberblicken wir nun Alles, was Christian in den drei ersten Lebensjahren gelernt, so darf es uns nicht befremden, wenn ein Augenzeuge aus damaliger Zeit, wo noch Hexen verbrannt wurden, in einem: „Nagelneuen Liede von einer Wundergeschichte, so sich kürzlich in Lübeck zugetragen, gedruckt im Jahre 1724", Anspielungen macht, als sei der Böse selbst hier im Spiele. Daß aber dieser Glaube nicht allgemein Wurzel gefaßt, beweiset eine andere Flugschrift, die in demselben Jahre gleich nach dem „nagelneuen Liede" erschien, um der dort aufgeworfenen Meinung zu widersprechen. Diese Schrift ist betitelt: „Wahrhaffte Begebenheit an einem beynahe dreyjährigen Knaben zu Lübeck rc." und deren Verfasser sagt zum Schlusse: „In Summa hat Gott diesem Kinde ein völliges Maaß seiner Gnaden und Gaben mitgetheilt, und was bishero sich wol in manchen Menschen einfältigem Gehirn vor übele Gedanken von einer magischen Information mögen eingeschlichen haben, wird hiemit im Grunde contradiciret und widersprochen." — Daß es aber mit dem Abrichten nicht so leicht ging, daß Christian vielmehr häufig nur mit Versprechungen, Liebkosungen und sonstigem Nothbehelf zum Lernen gleichsam gezwungen worden ist, leidet keinen Zweifel, wenn wir in besagter „Wahrhafften Begebenheit rc." nur weiter lesen wollen. Sie giebt uns auch die Art und Weise an, wie dem Kleinen alles beigebracht ward, nämlich: 1. mit gemalten Bildern; 2. mit vielen Flatterien und Caressen; 3. mit allerlei Geschenken an Puppen-Zeugen, Confecturen, Feigen und Rosinen, auch Zuckerwerk rc." Und das nennt der Verfasser eine „noble Methode!"

Drittes Kapitel.

Darstellung der ersten Hälfte des vierten Lebensjahres.

(Vom Februar bis Juli 1724.)

Jetzt nahm der schlesische Mentor mit dem dreijährigen Studenten Dogmatik vor, und trichterte ihm die wichtigsten Beweise mit Sprüchen aus der Bibel ein; darauf wurde die Kirchengeschichte mit Monsieur Säugling vorgenommen, die ebenfalls noch vor dem vierten Jahre zu Ende gebracht wurde. So nebenher lernte Christian einige 200 Kirchenlieder nach ihren üblichen Melodien mit seiner zarten Stimme singen und wußte 80 Psalmen und ganze Kapitel aus dem alten und neuen Testament Wort für Wort auswendig; doch sagte er sie nur her, wenn er dazu aufgeräumt war. Latein hatte er aus dem Orbis pictus, seinem Lieblingsbuche, gelernt und konnte ganze Kapitel daraus hersagen, wie wir später sehen werden.

Daß unser Christian in der dänischen Geschichte bereits Kenntnisse hatte, haben wir schon erwähnt; damit begnügte sich aber v. Schöneich nicht, es kam noch hinzu die Geschichte von Rußland, Polen, Ungarn, Schweden, Spanien, Frankreich und England. Die Biographie eines jeden Regenten in diesen Ländern hatte der Knabe inne und vermochte sie ohne Anstoß herzusagen. Das Eigenthümliche dabei war, daß der Kleine dabei oft seine eigenen Bemerkungen machte. So sagte er in der polnischen Geschichte unter anderm: „Wären vor Zeiten die polnischen Könige keine Erbkönige gewesen, so hätte Boreslaw III. sein Reich nicht unter seinen Söhnen vertheilen können; und wenn Wladislaw II. seines Vaters Testament nur hätte gelten lassen, so wäre er nicht hier so nahe bei Lübeck (zu Oldenburg) im Elend gestorben." —

Unter solchen Umständen ist es denn leicht begreiflich, daß sich der Ruf des kleinen lübschen Gelehrten durch halb Europa verbreitete und man fast überall von nichts Anderem als von dem lüb. Wunderknaben sprach. Bald kamen aus der Nähe und Ferne Fremde, um mit eigenen Augen und Ohren zu sehen und zu hören, und des Malers Haus war keinen Tag von Besuchern leer, worunter häufig angesehene und vermögende Männer sich befanden. Dadurch wurde unser kleine Student aber durchaus nicht im Lernen gestört noch gehindert, im Gegentheil hatte er in den letzten Wochen — unser Christian geht ja nun einmal mit Zehn Meilen-Stiefeln — das Ein mal Eins in und außer der Reihe herzusagen gelernt, konnte nun Geschriebenes, lateinisch und deutsch, fertig lesen, setzte dabei seine Sprachstudien im Lateinischen und Französischen ungehindert fort, hatte in der ersteren Sprache wiederum 1500 gute Sprüche gelernt, und konnte in der letzteren ganze Erzählungen recitiren. In der Geographie blieb er auch nicht müßig, sondern suchte das Bemerkenswertheste an jedem Orte zu behalten. Nur Eins hatte man dem Kinde, trotz aller Mühe noch nicht beibringen können — das Schreiben. Die kleinen Fingerchen waren zu schwach die Feder zu halten.

Bald jedoch wurden diese Fortschritte abermals durch eine Krankheit gehemmt, an der Christian vom Anfang Mai 1724 bis Anfang Juli hart darnieder lag und das so schon schwächliche Kind dermaßen angriff, daß es wie ein Schatten aussah und man allgemein befürchtete, es würde jeden Augenblick sterben. Ach, wäre es gestorben! Aber durch die Geschicklichkeit des Dr. Fritzmann erholte es sich und ging neuen Qualen entgegen.

„Ach, möchte bei mir eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe wohnen!" seufzte der Kleine in lateinischer Sprache, als er

*) S. Becker, Th. III.

sich etwas besser fühlte, und um ihm dies Glück zu verschaffen, that sein Lehrer ihm den Vorschlag, eine Seereise zu machen, was Christian mit Freuden annahm. Und als ihm die Wahl gelassen wurde, den Ort selbst zu bestimmen, wohin die Reise gehen sollte, sagte er: „Ich will nach Kopenhagen und König Friedrich IV. meine gemalten Karten schenken, da werde ich wohl wieder recht gesund werden.“ — Die Mutter trug freilich einiges Bedenken und meinte, daß eine Seereise dem noch so schwachen Kinde gefährlich werden könnte, aber der kleine Reiselustige hob dadurch jegliche Bedenklichkeit auf, daß er erwiderte: „Madame, Sie haben mir die Wahl gelassen, Gott ist ein Gott des Meeres!“

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Posten.

Er steht auf seinem Posten
Geschultert das Gewehr,
Die frühern Kameraden
Sie kommen geputzt daher.

Er hat mit ihnen verbunden
Geschlemmt und jubilirt,
Sie hießen ihn Freund so lange
Bis sie ihn ruinirt.

Sein's Lieb' mit den blauen Augen
Sie schwur ihm ew'ge Treu,
Doch mit dem letzten Thaler
War auch die Liebe vorbei!

Die Larven sind gefallen,
Er hat die Welt erkannt,
Jetzt hat er männlich zerrissen
Zwischen sich und ihr das Band.

Er hat die Flitterlappen
Vertauscht mit des Königs Rock,
Er hat mit kaltem Eisen
Vertauscht den zierlichen Stock.

Jetzt steht er auf seinem Posten
Geschultert das Gewehr,
Die frühern Kameraden
Sie ziehen höhnend daher.

Sein's Liebchen geht vorüber,
Sie kennt ihn jetzt nicht mehr;
Er steht auf seinem Posten
Geschultert das Gewehr.

Sein Herz ist abgestorben
Für Leiden und für Lust,
Sie haben's herausgerissen
Aus seiner heißen Brust.

Er ist jetzt ein Mensch von Eisen,
Von nichts gerührt und bewegt;
Stumm steht er auf seinem Posten
Bis die Ablösung schlägt.

Dann eilt er in die Caserne
Zu seinem letzten Freund,
Der blieb im Glück wie im Leide
Getreulich mit ihm vereint.

Er zog aus glänzenden Zimmern
Mit in die Caserne hinein,
Sie theilen jetzt Brod und Wasser,
Wie ehmals Braten und Wein.

Man hört ihn nicht murren und klagen,
Bei Kummer und bei Noth,
Die beiden halten zusammen
Herzinnig bis in den Tod.

Der Einz'ge der ihm geblieben
In treuem Freundschaftsband,
Als alle ihn schnöd verließen,
Das ist — sein treuer Hund!

H. Z.

Μνημόσυνον. **Neugriechische Volkslieder**, in den Originalen und mit deutscher Uebersetzung. Herausgegeben von Justizrath Dr. Theodor Kind. Leipzig, bei Hermann Fritzsche. 1849. 29 Seiten gr. 8.

Karlsbad und Helgoland. Poetischer Blüthenstrauß, gewunden zur Erinnerung 1850. Leipzig, Verlag von Hermann Fritzsche. 1851. 31 Seiten gr. 8.

Der Herausgeber der „Neugriechischen Volkslieder“, dem wir auch eine in demselben Verlage erschienene „Neugriechische Anthologie. Original und Uebersetzung“ verdanken, hat in dem Vorworte über die Quellen derselben und seine Uebersetzung sich so erklärt: „Die nachfolgenden neugriechischen Volkslieder sind, so viel die ersten funfzehn anlangt, aus der im Jahre 1843 in Petersburg erschienenen Sammlung: *Ὁ Ἀμάραντος, ἤτοι τὰ ῥόδα τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος*, die übrigen dagegen aus einer, seit Ende des Jahres 1848 in Athen erscheinenden theils politischen,

theils philologischen Zeitschrift: *Ξενέκδημος*, entlehnt, der sie von einem Griechen aus Trapezunt, Xanthopulos, mitgetheilt wurden. Als Herausgeber der ersterwähnten Sammlung wird auf dem Titel derselben *Γεώργιος ὁ Εὐλάμπιος* genannt. Sie enthält viele, zum geringsten Theile in Deutschland bekannte neugriechische Volkslieder, und gewährt in dieser Hinsicht einen interessanten und werthvollen Beitrag zur Kenntniß des reichhaltigen Volkslieder-Schatzes der heutigen Griechen, von dem leider im Allgemeinen so manches Goldkorn verloren geht, weil nicht Alle, die in dem Falle sind, es thun zu können, die Lieder durch Schrift und Druck der Vergessenheit und dem Untergange entziehen. Die Zeit wäscht sie weg; viele der kräftigsten dieser Lieder sterben mit dem Geschlechte ab, das da kämpfte, und sind bereits abgestorben. Die bequemen Wortemacher sind auch in Griechenland schon lange erschienen und verdrängen mit ihrer gefeilten Waare das gediegene Gold der Berge.

Die nachstehend zusammengestellten Volkslieder sind bisher in Deutschland noch ungedruckt und wohl auch fast unbekannt gewesen. Sie verdienen, — als der treue und lebendige Ausdruck des hellenischen Geistes in den, mehr oder weniger mit andern Nationalitäten vermischten und verkommenen Nachkommen der alten Griechen, — namentlich auch unter dem verwandten Volke der Deutschen bekannt zu werden, und ich habe sie daher, bei der vorliegenden Veranlassung für mich, nicht nur in den Originalen zusammengestellt, sondern habe ihnen auch eine deutsche Uebersetzung im Versmaaße des Originals beigefügt, die vornehmlich darauf berechnet war, den Sinn und Geist der einzelnen Lieder, in ihrer gemüthlichen, kräftig-einfachen, und bald mehr naiv-heiteren, bald mehr sentimental-ernsten, immer aber originell-charakteristischen und volksthümlichen Haltung, möglichsttreu wiederzugeben. Einer Erklärung in Betreff der einzelnen Gegenstände der Lieder hat es, nach meinem Dafürhalten, bei der Faßlichkeit und Klarheit der letzteren nicht weiter bedurft; und auch fortlaufender Worterklärungen habe ich mich hier im Allgemeinen für überhoben erachtet, da die vorhandenen Grammatiken und Wörterbücher in der Hauptsache genügen. Nur hin und wieder habe ich einen Fingerzeig, eine kurze Andeutung, eine Erklärung für nöthig gehalten und sie am Schlusse zusammengestellt; namentlich aber bedurften die *Τραπεζούντια* solcher Erklärungen, da die Sprache derselben, auch wenn sie unter dem Rost der Jahrhunderte, und trotz des Einflusses fremder Sprachen, altgriechische Formen verbirgt, doch manches Fremdartige enthält, was sich in den neugriechischen Volksliedern anderer Gegenden und Ortschaften nicht findet, und da selbst eine gewisse Uebung in der Beschäftigung mit diesen Volksliedern zur Beseitigung der vorhandenen Schwierigkeiten in sprachlicher Hinsicht keineswegs ausreicht."

Achtzehn Lieder, von denen drei „Lieder aus Trapezunt," werden hier mitgetheilt und mit gelungener Uebersetzung begleitet. Sie sind gewiß von allen Kennern des Neugriechischen und Freunden hellenischen Geistes mit Dank entgegengenommen und bedarf es wol kaum noch unserer Empfehlung; wer sie nicht kennen sollte, der versäume nicht sie zu lesen. Welch ein lieblicher Wohlklang herrscht in diesen Volksliedern, namentlich in den fünf kleinen Hochzeitsliedern, selbst wenn ihr Gegenstand nur unbedeutend ist!

Als Probe der Uebersetzung wählen wir die Hochzeitlieder.

1. **Während sie die Braut kämmen.**

Goldblonde Haare schmücken dich,
Die auf die Schultern wallen,
Die kämmen dir die Engelein
Mit ihren goldnen Kämmchen.

2. **Während sie die Braut ankleiden.**

Als deine Mutter dich gebar,
Da blühten alle Bäume,
Und alle Vögel weit umher
Sangen in ihren Nestern.

3. **Während sie die Braut schmücken.**

Als deine Mutter dich gebar,
Die Sonne stieg hernieder,
Und schenkte dir der Schönheit Glanz
Und stieg zum Himmel wieder.

4. **Nachdem sie die Braut geschmückt haben.**

Heut scheint der Himmel glänzend hell,
Heut lacht der Tag so wonnig,
Und feierlich vermählt sich heut
Der Adler mit der Taube.

5. **Gesang der Mutter.**

Die sieben Himmel öffneten,
Die zwölf Evangelien sich:
Und nahmen meine Tochter mir
Hinweg aus meinen Armen.

In „Karlsbad und Helgoland" giebt der Uebersetzer der Volkslieder nur Eigenthümliches. Dieser Blüthenstrauß möge alle begleiten, die unfreiwillig oder freiwillig nach wenigen Monaten den Heilquellen und dem Meeresbade zueilen! Die Sammlung beginnt mit drei Bruchstücken aus einem größeren Gedichte auf Karlsbad; daran schließen sich neue selbstständige Dichtungen, ohne nähere Beziehung auf die Karlsbader Quellen. „Vor einem Kornfelde mit Kornblumen" singt der Dichter:

Treues Bild des Lebens,
Wogendes Kornfeld du!
Bild des Sehnens und Strebens,
Bild der ewigen Ruh.

Mit den hoffenden Aehren
Spielt der tändelnde Wind;
Müssen's ihm wohl gewähren,
Weil's nur Hoffnungen sind.

Aber unter den Wogen
Stehen ruhig und frei,
Wie auch die Täuschungen wogen,
Blumen der ewigen Treu.

Bleibt im Wechsel des Lebens
Selten das Glück dir getreu,
Steht in den Wogen des Strebens
Fest die ewige Treu.

Helgoland ist die Veranlassung von zehn Gedichten gewesen: Nächtliche Meerfahrt. Auf dem Meere. Abends. Sehnen. Das Meer. Kleine Freuden. Vergeblicher Wunsch. Hinaus! Hinein! Sehnsucht. Die Düne. Sie sind alle so ansprechend und lebensfrisch, wie das folgende.

Auf dem Meere.

Wenn mit mir auf dunklem Meer
Schaukelnd spielt der neck'sche Wind,
Und das Boot wiegt hin und her,
Däucht mich's, ich sei noch ein Kind.

Singt die Luft das Wiegenlied,
Lullt in Schlummer sanft mich ein:
Sehnsucht durch die Seele zieht
Nach der Kindheit Träumerei'n.

Zu der Kindheit sel'gen Lust
Wünscht sich hin das arme Herz.
Springen möchte mir die Brust
Vor der Sehnsucht herbem Schmerz.

Ach! von gegenwärt'gem Weh
Heilt dich nicht der schöne Traum;
Wie das Herz an ihm auch hängt,
Er verweht wie dort der Schaum.

Der dich bei der Lüfte Weh'n
Im erregten Meer erfreut, —
Aber ach! es bringt kein Fleh'n
Dir zurück die Kinderzeit.

Die äußere Ausstattung beider Schriften ist hübsch.

Hoffmann.

Miscellen.

— Se. Majestät der Kaiser von Rußland hat durch einen Ukas vom 10. März die Errichtung eines Monumentes zu Ehren des berühmten Reisenden Behring, auf dem großen Platze von Petropawlowsk, der Hauptstadt in Kamtschatka, befohlen. Behring trat im Jahr 1724 in die Dienste Peters des Großen. Er wurde von diesem mit einer Untersuchungsreise an den Küsten Kamtschatkas beauftragt, und entdeckte auf dieser Reise die Straße, die seinen Namen trägt; eine Entdeckung von großer Bedeutung für die Erdkunde, da sie bewies, daß Asien und Amerika zwei getrennte Continente seyen. Später wurde Behring, unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth, mit einer neuen Reise in diesen Gegenden beauftragt, und starb im Jahr 1741 an der Küste Kamtschatkas auf einer kleinen Insel des Eismeeres, die noch heute seinen Namen trägt. Das Denkmal Behring's wird in einer rechtwinkligen Pyramide von dreißig Fuß Höhe bestehen. Der kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg ist die Abfassung der Inschrift auf dem Denkmal übertragen worden, welche die Verdienste und die Arbeiten des berühmten Mannes charakterisiren soll.

Einem Engländer, Namens Burgess, ist unter Begünstigung des Premierministers Mirza Tabi Khan die Herausgabe einer persischen Zeitung zu Teheran gestattet worden. Die erste Nummer, am 26. Januar d. J. erschienen, enthält u. a. einen Artikel über die Nothwendigkeit, in Teheran Wachthäuser zu errichten, einen anderen über die Zweckmäßigkeit, in London und Bombay Agenten oder Consuln zu halten, und einen dritten, der die große Nützlichkeit, ein regelmäßiges Postwesen durch ganz Persien einzuführen, nachweis't.

Während die Nachtigall in einigen Ländern häufig gefunden wird, entbehren andere dieses lieblichen Sängers ganz und gar. Sie ist zu Hause in Rußland, Sibirien, Schweden, Spanien, in der Provence und in Italien, in Nordafrika, Aegypten, Syrien, Smyrna und dem griechischen Archipel, während sie sich in Schottland und Irland nie blicken läßt, auch nicht auf den Canal-Inseln und in der Bretagne, obwohl sie in Frankreich im Allgemeinen heimisch ist.

Die Einwohner von Liverpool waren jüngst nicht wenig überrascht, einen Mann von $7\frac{1}{2}$ Fuß Höhe in ihren Straßen wandeln zu sehen. Es war ein Landmann von Sulby, auf der Insel Man, genannt Arthur Caley, und nach Liverpool gekommen, um einigen Freunden Lebewohl zu sagen, die auswandern wollen. Er ist erst 23 Jahre alt, und ein und zwanzig Stein schwer.

In dem Londoner Krystall-Palaste nimmt die kaiserliche und Regierungsdruckerei von Wien einen Raum von reichlich 1000 Fuß ein. In diesem Raume zeigen sich die vielen Druckereizweige, wegen deren dies Etablissement, das größte in der Welt, mit Recht so berühmt ist.

Der größte Goldklumpen, der bis jetzt in Californien gefunden worden ist, und zwar im August v. J., durch einen Irländer, John Hughes, am Stanislausflusse, wiegt 18 ℔ 3 Unzen und 8 Gran, und hat einen Werth von circa 1000 Lsterl. Er ist gegenwärtig im Besitz der englischen Bank.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 38. Sonnabend, den 10. Mai. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Eröffnung der Industrie-Ausstellung. *)

„Kennst du das Haus? — auf Säulen ruht sein Dach.
Es glänzt der Saal — es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an."

Das in den Mährchen des prachtliebenden Ostens durch Jahrhunderte verherrlichte Juwel — das mit dem Namen des Lichtberges beehrte Symbol der Souverainität — bildet nunmehr nur einen schimmernden Punkt in demjenigen Lichtberg, welcher den Stolz der Königin Englands ausmacht. Der Krystall-Palast ist der wahre Koh-i-Noor, und das Symbol der Oberhoheit nicht über ein Volk oder einen Stamm, sondern über ein Jahrhundert — eine Welt. England hat viele Staatsprozessionen, viel Schaugepränge, viele Triumphaufzüge gesehen, aber selten waren die Gefühle derer, die sie gefeiert und mit angesehen, ohne Beimischung von Furcht und Bedauern gewesen, denn es waren Sieger und Besiegte; aber bei dieser Gelegenheit gab es nichts, das Wermuth in den Freudenbecher mischen konnte. Der warme Menschenfreund sowohl, als der abgesagteste Feind von Pomp und Flitter konnte seinen Tribut an Freudenbetheiligung der Sache zollen, welche am heutigen Tage einen so glänzenden Triumph gefeiert hat. Es war dies der Sieg über Zeit und Raum, der Sieg des Fortschrittes und der Künste des Friedens, der Sieg über zweifelhafte Hoffnungen. Denn wir wagen die Behauptung, daß die größten Sanguiniker und die wärmsten Enthusiasten nie an die Möglichkeit einer so glücklichen Zustandebringung geträumt haben, wie wir sie heute mit den Gefühlen der freudigsten und unvergeßlichsten Ueberraschung erlebt haben. Das Schauspiel, das heute den entzückten Augen von Tausenden geboten wurde, war interessant seiner Neuheit, imposant seiner Großartigkeit, und wohlthuend seines glückbezweckenden Charakters wegen. Es war wesentlich verschieden von denjenigen, die eine bloße Anwandlung von Freude und Befriedigung über die Erfüllung einer schwierigen Aufgabe gewähren. Sein Hauptzug bestand in der Fülle von Hoffnung, die es in jedem Busen weckte und in der Gewähr dauernder und segensreicher Vortheile, die es Allen gab, selbst denen, die nicht unmittelbar zu seiner Verherrlichung beigetragen haben. Man fühlte es recht eindringlich, daß alle Daseins-Realitäten, alles, was Menschenleben retten, — Schmerzen stillen, — die Menschenwohlfahrt durch intellectuelle Impulse fördern kann — der Gegenstand der Weihe und Feierlichkeit sei. Wenn je, so konnte der Mensch hier einen gesteigerten und gerechten Stolz fühlen, hier beim Anblick derjenigen Schöpfungen seines Geistes und seines Fleißes, die er am heutigen Tage in so harmonischer Fülle um sich gesammelt hatte. Wir müssen jedoch für jetzt darauf verzichten, auf die Einzelheiten dieser Triumphe menschlicher Geschicklichkeit einzugehen, welche den Gegenstand des Staunens und der Bewunderung der volkreichsten und ausgezeichnetsten Versammlung abgaben, die sich vielleicht je unter einem Dache zusammenfand. Die Geschichte dieses Tages wird in den Annalen nicht nur dieses Landes, sondern auch der ganzen civilisirten Welt eine ewig glänzende Seite bilden. China und Australien, Nord- und Südamerika, der Bewohner des eisigen Nordens und des heißglühenden

*) Dies interessante und großartige Ereigniß ist von einem der Londoner Blätter, dem Morning Chronicle, in drei Sprachen: englisch, französisch und deutsch, in der ersteren allerdings am ausführlichsten, besprochen worden. Wir geben in dem Obigen den wesentlichen deutschen Text des genannten Blattes. Anm. der Red.

Südens, alle mußten inne werden, daß sie da auf ihre Werke stolz sein und sich die allseitigste Belehrung verschaffen können.

Der herrliche Maimorgen rief die Bewohner der Hauptstadt und Umgegend zu der Feier des großen Industriefestes, das zur Ehre aller Nationen ein ewiges Denkmal in der Geschichte sein wird. Was konnte unser Gemüth zu einem so erhabenen Feste feierlicher stimmen als die erwachende Natur am ersten Maimorgen, und so wanderten wir denn, durchdrungen von den seltsamsten Gefühlen, dem Krystallpalaste zu. Wie groß war unser Erstaunen als wir schon mitten in der Stadt auf endlose Reihen von Equipagen stießen, deren Aufstellung es uns ungewiß ließ, ob sie von oder nach dem Palast wollten. Wir entdeckten indessen bald, daß sie eine rückgängige Tour nehmen mußten, um dann wieder vorwärts ihrem Ziele zu zueilen. Wohin wir blickten war Leben, Söhne und Töchter aller Nationen in bunter Mischung, wogten dem Wunderwerke des neunzehnten Jahrhunderts zu. Wir langten um 9 Uhr daselbst an, und mit der Correspondenten eigenthümlichen Gewandtheit schlüpften wir in den Palast hinein. Es war die rechte Zeit; schon hatten Tausende sich versammelt und musterten mit Neugierde die schon lange verborgenen Schätze der Welt. In den unabsehbaren Linien des Hauptganges waren Reihen von Sitzen angebracht und wie der darauf liegende Zettel sagte: „Zur Bequemlichkeit der Damen," und so hatten denn auch in feenhafter Anzahl und Gestalt die Töchter Albions diese Sitze eingenommen, und wir dürfen wohl so galant sein zu bemerken, daß sie mit Recht die Gegenstände der ersten Aufmerksamkeit der Besucher des Palastes wurden. Wenn gleich wir nun eine Muße von vier Stunden auszufüllen hatten, so flohen diese doch in dem Anschauen und im Betrachten des Reichthums des Krystallpalastes unglaublich schnell dahin. Wie man in der Jugend die Phantasie mit Bildern aus den Zaubermährchen in Tausend und einer Nacht anfüllt, so waren auch hier die Sinne durch den Zauber der Wirklichkeit unterhalten und gefesselt. Wer Gelegenheit hatte, vorher den Palast in seiner allmäligen Entfaltung zu sehen, hat nur ein schwaches Bild von der Wirklichkeit des heutigen Tages gewonnen. Wie die Strahlen der Maisonne in millionenfacher Vielfältigkeit durch die Crystallmauern auf die zahllosen reichen glänzenden Gegenstände und kostbaren Stoffe fielen und das mannigfachste Farbenspiel von allen Seiten das Auge nach allen Richtungen in Anspruch nahm; wie die glänzenden Toiletten der schönen Welt in unendlicher aber höchst geschmackvoller Verschiedenheit das Auge des Beschauers freilich vergeblich von den Zauberinnen selbst ablenken zu wollen schien, Alles dies läßt sich durch die Feder nicht schildern. So waren denn auch die vier Stunden bald verflossen. Die Zugänge des Palastes schlossen sich mit dem bestimmten Glockenschlage und ein jeder Anwesende bemerkte zu seiner Freude, daß die unendlichen Räume mit der Zahl der Gäste im schönsten Verhältniß standen. Ueberall Ordnung, überall Symmetrie, überall las man auf den Gesichtern eine befriedigende Stimmung. Wie in dem Zauberschlosse, so war es auch in dem dasselbe umgebenden Garten; das dort überaus zahlreiche Publicum fand zugleich im Genusse des herrlichen Wetters die schönste Gelegenheit alles Beachtenswerthe zu beobachten. Die braunen Zauberstäbchen hatten kaum Gelegenheit ihre anziehende Kraft zu üben, in so allseitig befriedigter Stimmung fanden alle getroffenen Anordnungen, die sich in ihrer Zweckmäßigkeit so vortrefflich bewährten, ihre vollkommene Beachtung.

Ein allgemeiner Jubelruf von außen lenkte unser Auge auf die Uhr; es war 12 Uhr; ein Trompetentusch, begleitet von endlosem Willkommruf in den weiten Räumen des Gebäudes verkündete den Eintritt Ihrer Majestät der Königin, Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albert mit dem Prinzen von Wales, der Prinzessin Royal, des Prinzen und der Prinzessin von Preußen, des Herzogs von Wellington und anderer hoher Personen. Der Willkommruf tönte in allen Theilen des Gebäudes rauschend wieder.

Nachdem Ihre Majestät den geschmackvollen Thronsessel im Transept des Gebäudes eingenommen hatte, ertönte die Nationalhymne, ausgeführt von dem Chor der Capelle Ihrer Majestät, der Capelle der St. Pauls Kathedrale der Westminster Abtei, der St. Georgs Capelle — mehreren Zöglingen der königl. Akademie der Musik, dem Musikkorps Sacred Harmonic und andern, theils einheimischen, theils fremden Sängern. Dieser Gesang wurde auf den Orgeln der Herren Gray und Davison von den Herren Groß und Turbe begleitet.

War das Gemüth bisher nur durch die Eindrücke des Auges gefesselt worden, so wurde dasselbe nun durch die gelungene Ausführung dieses Festgesanges in die erhabenste Stimmung versetzt. Die Akustik des Feenraums schien uns ausgezeichnet; kein hemmendes Echo störte den erhabenen Genuß. So befanden sich die Gemüther in derjenigen erhebenden Andacht, welche das folgende, von Seiner Gnaden dem Erzbischof von Canterbury gesprochene Gebet erheischte. Wir lassen dieses Gebet hier folgen:

„Allmächtiger, ewiger Gott, Beherrscher aller Dinge auf Erden und im Himmel, der Du allein Kraft und Heiligkeit verleihen kannst, nimm an, wir flehen zu Dir, unser Lob und Dankopfer, erhöre unser Gebet, welches wir an diesem Tage für dieses Reich und das Volk dieses Landes an Dich richten. Wir bekennen, o Herr, daß Du Deine Segnungen, die Du nach bloßer Gerechtigkeit uns entziehen konntest, so mannigfach über uns ausgeschüttet hast; wir bekennen in Demuth, daß es nicht das Verdienst unserer Werke, sondern die Folge Deiner unendlichen Barmherzigkeit ist, welche uns gestattete, heute die Stimme des Dankes vor Dir zu erheben. Statt uns zu demüthigen für unsere Sünden hast Du uns von Neuem Veranlassung gegeben, Deine überreiche Gnade zu preisen. Jetzt aber, o Herr, flehen wir zu Dir, das Werk zu segnen, welches zu beginnen Du uns in den Stand gesetzt hast und mit Deiner Huld darauf herabzusehen, wie wir das Band der Eintracht und des Friedens um alle Völker der Erde zu schlingen uns bemühen.

„Du, o Herr, lenkest die Herzen der Menschen; Dein Werk ist es, daß Aufruhr nicht in dieses Land kam, daß weder Vernichtung noch Zerstörung in seinen Grenzen herrschte. Dein Werk ist es, daß nicht Völker gegen Völker das Schwert erhoben, noch fernerhin auf Krieg sinnen. Dein Werk ist es, daß Friede ruht auf unseren Mauern und Fülle in unseren Häusern. Dein Werk ist es, daß Menschen verkehren dahin und dorthin in Sicherheit, und daß menschliches Wissen zunimmt auf der ganzen Erde, denn der Geist des Menschen kommt von Dir, und die göttliche All-

macht giebt ihm Verstand; deßhalb, o Herr, sei Dir, Dir allein, nicht aber uns, Dank und Preis. Wenn wir die Werke der Kunst und Industrie, welche uns umgeben, betrachten, laß unser Herz nicht hochmüthig werden, und den Herrn unsern Gott vergessen, als ob wir durch die Macht und Kraft unserer Hände uns diese Reichthümer erworben hätten. Lehre uns stets eingedenk zu sein, daß alles, was wir geschaffen haben, aus Deiner Hand kommt und Dein Eigenthum ist. Reichthum und Ehre kommen nur von Dir, Du herrschest über Alles, in Deiner Hand liegt es uns zu erhöhen und Kraft zu verleihen. Wir danken Dir, wir preisen Dich, o Herr, und flehen zu Dir, diese Versammlung so vieler Völker zu beschützen, zur Erhöhung Deines Ruhmes, zur Verbreitung Deines heiligen Wortes, zur Verbesserung der allgemeinen Wohlfahrt durch Beförderung des Friedens und der Eintracht unter den verschiedenen Volksstämmen. Laß die reiche Gnade, welche Du uns schenkst, unsere Herzen lenken, damit wir treuer und treuer dienen Dir, der Du der Urheber und Geber alles Guten bist. Endlich, o Herr, lehre uns den irdischen Segen, welchen Du in so reichem Maaße uns zu Theil werden ließest, so zu genießen, daß er uns nicht der himmlischen Freuden beraube, welche Du Denen verheißen hast, die Dich lieben und Dir dienen durch die Verdienste und Vermittlung Deines Sohnes Jesus Christus unsers Herrn, Ihm so wie Dir und dem heiligen Geiste sei die Ehre und die Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Nach diesem Gebet wurde unter der Direction des Herrn Bischof Henry R., Professor der Musik zu Oxford, das Hallelujah von Händel, auf der Orgel von den Herren Dr. G. Elvey und Wylde begleitet, vorgetragen.

Die präcise Ausführung dieses Chors erwarb sich ebenfalls den ungetheiltesten Beifall des zahlreichen Publicums. Nach Beendigung dieses Gesanges stattete Seine königl. Hoheit der Prinz Albert, als Präsident der Commission, J. Maj. der Königin folgenden Bericht über die bisherige Thätigkeit der Commission ab:

Allerdurchlauchtigste Majestät!

„Wir, die von Ihrer Majestät durch einen königlichen Erlaß vom 3. Januar 1850 zur Beförderung der Industrie-Ausstellung aller Völker ernannten und später durch einen königl. Brief vom 15. August desselben Jahres mit dem Corporationsrechte beehrten Commissäre, erlauben uns unterthänigst bei Gelegenheit von Ihrer Majestät beglückender Gegenwart bei der Eröffnung der Ausstellung Ihnen einen kurzen Bericht über unsere bisherige Thätigkeit vorzulegen.

„Kraft der uns von Ihrer Majestät huldreichst ertheilten Vollmacht haben wir der uns anvertrauten Angelegenheit das ernsteste Nachdenken gewidmet: nämlich der besten Art die Erzeugnisse der Colonien und des Auslandes in das brittische Reich einzuführen, — der Wahl des bestgeeignetsten Platzes für die Ausstellung, dem allgemeinen Verhalten bei dem Unternehmen, der zweckdienlichsten Methode der Preiskrönungen und der unpartheilichsten Vertheilung derselben.

„Zur Förderung dieser unserer Nachforschungen und zur gewissenhaftesten Erfüllung der uns durch drei Corporationsbriefe zu Theil gewordenen Pflichten, haben wir immerwährende Plenarberathungen gehalten, und haben außerdem manche Fragen über die verschiedenartigsten Gegenstände Comitteen zur Untersuchung überlassen, welche theils aus unseren eigenen Mitgliedern, theils aus Individuen bestanden, die in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften und der Künste einen ausgezeichneten Ruf genossen, und so oft wir uns diesen Beistand erbaten, so ist er uns mit der größten Bereitwilligkeit und mit Aufopferung entgegen gekommen.

Unter den Fragen, welche uns zuerst beschäftigten, war die, welche die Namen betraf, die bei der Annahme der Ausstellungsgegenstände als leitend anzusehen wären. Und da wir den Hauptcharakterzug dieses nationalen Unternehmens darin zu erkennen glaubten, daß das Gelingen des Ganzen von der freiwilligen Unterstützung von Seiten des Volkes abhänge, so beschlossen wir sofort, daß keine Abgabe für die Zulassung der Gegenstände vom Einsender gefordert werden sollte. Wir hielten es auch für rathsam, daß die Auswahl der einzusendenden Sachen zuerst den Local-Committeen überlassen werden müßte, welche in den verschiedenen Theilen des Auslandes wie des Inlandes gebildet werden sollten, wohingegen sich die Commission eine gewisse allgemeine Controle vorbehält.

„Wir können jetzt mit großer Genugthuung sagen, daß unser Verhalten in dieser Hinsicht sich der allgemeinsten Zufriedenheit zu erfreuen habe. Die gnädige Gabe, welche Ihre Majestät uns zu gewähren geruht haben, war das Signal für die freigebigsten Beiträge, welche von allen, selbst den unbemitteltsten Klassen Ihrer Unterthanen uns reichlich zuflossen, und welche sich gegenwärtig auf die Summe von 65,000 £ belaufen. Local-Comités, von denen wir uns ohne Ausnahme der eifrigsten Mitwirkung zu erfreuen hatten, wurden in allen Theilen des Königreichs, in vielen von Ihrer Majestät Colonien und in den Besitzungen der geehrten ostindischen Compagnie gebildet. Auch wurde uns der kräftigste Vorschub von allen Regierungen fast aller Länder der Welt geleistet. In den meisten derselben sind Special-Commissionen zur Förderung der Ausstellung ernannt worden, welche Eure Majestät in Ihrer königlichen Vollmacht mit Recht als eine Ausstellung der Industrie-Erzeugnisse aller Völker bezeichnet haben.

„Wir haben ferner die große Bereitwilligkeit anzuerkennen, mit der Leute aus allen Klassen sich als Aussteller betheiligten; und es ist unsere Pflicht Ihrer Majestät hier unseren tiefergebensten Dank für die huldreiche Weise auszusprechen, mit welcher Ihre Majestät Sich Ihren Unterthanen anzuschließen geruht haben, indem Sie selbst einige höchst schätzbare und interessante Artikel zur Ausstellung beigetragen haben.

„Die Zahl der Aussteller, deren Erzeugnisse aufzunehmen möglich gewesen ist, ist ungefähr 15,000, von welchen nahe die Hälfte Britten. — Der andere Theil bringt die Erzeugnisse von mehr als 40 fremden Ländern, welche beinahe alle civilisirten Nationen der Erde in sich schließen. — Bei Einrichtung des Raumes, welcher jedem Theile zugewiesen ist, haben wir die Natur des Erzeugnisses sowohl, als die Vortheile der leichtern Verbindung unseres Landes mit Rücksicht auf seine geographische Lage in Erwägung gezogen. Ihre Majestät werden die Erzeugnisse von Ihrer Majestät's Unterthanen in dem westlichen Theile, die der fremden Länder in dem östlichen Theile des Gebäudes aufgestellt

finden. Die Ausstellung ist in die folgenden vier großen Classen eingetheilt: 1. Rohe Materialien. 2. Maschinerie. 3. Fabrikate. 4. Bildhauerarbeiten und schöne Künste. Eine fernere Eintheilung ist mit Rücksicht auf die geographische Lage der vertretenen Länder gemacht worden; die Gegenstände aus den wärmeren Klimas sind nahe dem Centrum und diejenigen der kälteren Länder an den Enden des Gebäudes untergebracht.

„Ihre Majestät hat die Gnade gehabt, einen Theil des Ihrer Majestät gehörigen Königl. Parkes zu dem Unternehmen der Ausstellung huldreichst anzuweisen, und die Befestigung der ersten Säule des Gebäudes wurde am 26. September vergangenen Jahres von Ihrer Majestät mit Ihrer hohen Gegenwart beehrt. In dem kurzen Zeitraum von sieben Monaten ist daher durch die Energie der Unternehmer und den thätigen Fleiß der Arbeiter, welche von den Unternehmern beschäftigt wurden, ein Gebäude errichtet, das vollkommen nur in seiner Construction einen Raum von mehr als 18 Acker einnimmt, eine Länge von 1851 Fuß, und 456 Fuß Breite hat; eine Anzahl von 40.000 Besuchern aufnehmen kann, und in seinen Räumen einen Schatz von mehr als 10 Millionen Pfund Werth verbirgt. — Für die ursprüngliche Idee der Einrichtungen des Gebäudes ist die Commission dem H. Joseph Paxton verpflichtet, dem sie ihre Erkenntlichkeit für den Umriß ihres Unternehmens auszusprechen sich gedrungen fühlt.

„Mit Rücksicht auf die Vertheilung von Belohnungen an verdiente Aussteller, haben wir beschlossen, daß dieselben in Form von Medaillen gegeben, und daß bei der Vertheilung nicht auf eine individuelle Concurrenz, sondern auf die Vortrefflichkeit der Erzeugnisse in jedweder Art gesehen werden soll. Die Wahl derjenigen Aussteller, denen diese Auszeichnungen zu Theil werden sollen, ist Preisrichtern überlassen, die zur Hälfte britische Unterthanen, zur Hälfte Ausländer sind. Die Ersteren sind aus den von den Local-Committeen Vorgeschlagenen von der Commission erwählt, die Letzteren dagegen sind von den Regierungen der auswärtigen Staaten, deren Erzeugnisse ausgestellt sind, ernannt worden. Die Namen dieser Preisrichter, worunter einige der gefeiertesten Männer in Europa zu finden sind, ist die beste Gewährleistung, daß bei der Vertheilung der Auszeichnungen mit der strengsten Unparteilichkeit verfahren wird. Keine geringe Freude gewährt es uns auch, daß trotz dem ungewöhnlichen Umfange dieses Unternehmens und den großen Entfernungen, welche viele der ausgestellten Sachen zurückzulegen hatten, der Tag, an dem Ihre Majestät bei der Einweihung dieser Ausstellung gegenwärtig zu sein geruht haben, der nämliche ist, der für die Eröffnung derselben ursprünglich festgesetzt wurde, worin wir einen Beweis dessen zu erblicken glauben, was mit Gottes Segen durch den guten Willen und die herzliche Cooperation unter den Nationen, und mit Hülfe der durch die Fortschritte der Wissenschaften gewährten Mittel vollbracht werden kann.

„Indem wir hiermit Ihrer Majestät die Resultate unserer Arbeiten vorgelegt haben, erübrigt uns noch Ihrer Majestät unsere ergebensten und loyalsten Dankgefühle auszusprechen für die Unterstützung und Aufmunterung, welche wir während der Sorge heischenden und mühevollen Arbeit von Ihrer Majestät Huld und Fürsorge erhalten haben. Es ist unser heißestes Gebet, daß diese Unternehmung, welche die gedeihliche Beförderung aller Zweige des menschlichen Fleißes, und die Befestigung der Bande des Friedens und der Freundschaft unter allen Nationen der Erde zum Ziele hat, mit dem Segen der göttlichen Vorsehung zur Wohlfahrt des Volkes Ihrer Majestät gereiche, und daß sie unter den glänzendsten Ereignissen von Ihrer Majestät friedlicher und glücklicher Regierung im langen Angedenken bleibe."

Seine Königliche Hoheit überreichte hierauf diesen Bericht mit dem Verzeichniß der ausgestellten Gegenstände Ihrer Majestät der Königin, worauf Ihre Majestät die Königin huldreichst erwiederte: —

„Mit der größten Genugthuung nehme ich die Adresse entgegen, die Sie Mir bei der Eröffnung dieser Ausstellung überreicht haben.

„Mit warmer, immer gesteigerter Theilnahme bin Ich dem Gang der Arbeiten gefolgt, der Sie sich in der Erfüllung der Ihnen durch das königliche Patent auferlegten Pflichten unterzogen haben, und es gewährt Mir eine aufrichtige Freude, in dem herrlichen, mich gegenwärtig umgebenden Schauspiel den Erfolg zu erblicken, welcher Ihre umsichtigen und unaufhörlichen Bemühungen gekrönt hat.

„Von Herzen schließe Ich Mich dem von Ihnen zum Himmel gerichteten Gebet an, daß mit Gottes Segen dies Unternehmen zur Wohlfahrt Meines Volkes und dem allgemeinen Besten des Menschengeschlechts gereichen möge, indem es die Künste des Friedens und die Industrie befördert, die Bande der Einigkeit unter den Völkern der Erde befestigt und einen freudigen und ehrenvollen Wetteifer in der Ausübung jener geistigen Fähigkeiten erweckt, welche von einer allgütigen Vorsehung zum Wohle der Menschheit verliehen sind."

Hierauf fand der feierliche Umzug durch das ganze Ausstellungsgebäude statt.

Der Zug bildete sich folgendermaßen: Herolde, Unternehmer Mr. Henderson und Mr. Fox, Architect Joseph Paxton, Esq. Vorsteher der Arbeiten C. H. Wild, Esq. und Owen Jones, Esq. Finanzbeamter F. H. Carpenter, Esq. Mitglieder der Bau-Commission J. K. Brunel, Esq., C. Cockerell, Esq., Professor Donaldson. Mitglieder der Finanz-Commission Samuel Peto, Esq. und Sir Alexander Spearman, Bart. Cassen-Vorsteher Baron Lionel de Rothschild, Wm. Cotton, Esq., Sir J. W. Lubbock, Bart. und Arthur K. Barclay, Esq. Secretair der Verwaltungs-Commission Mathew Digby Wyatt, Esq. Verwaltungs-Commission George Drew, Esq., C. Wentworth Dilke, jun. Esq., Francis Fuller, Esq., Henry Cole, Esq. und Oberst-Lieutenant William Reid, Königl. Ingenieur, C. B. Auswärtige active Bevollmächtigte. Oestreich: M. C. Buscheck, Dr. Swartz; Baiern: Professor Dr. Schafhault, M. Theobald Boehm, M. Haindl; Belgien: M. Charles Coplits, M. de Brouckēn; Dänemark: Regnar Westenholz; Frankreich: M. Sallendrouze de Lamornaix; Großherzogthum Hessen: M. Rößler; Griechenland: M. Ralli; Hanse-Städte: M. Piglheim; Holland: M. F. G. Camp, M. J. P. Dubock van Hal; Portugal: M. F. J. Vanzeller, M. Antonio Valdez; Rom: Signor Carlo Tribbi; Rußland: M. Gabriel Kamensky; Sardinien: Chevalier Lencisa; Sachsen: Dr. Seyffarth, LL. D., M. Gustavus Doërstling;

Spanien: M. Manuel de Isaſi, M. Ramon de la Sagra, M. Ramon de Echevarria; Schweden und Norwegen: M. Charles Tottie; Schweiz: Dr. Bolley, M. Eichholzer; Tunis: Signor Hamda Elmkaddem, M. Santillano (Dolmetſcher und Secretair); Türkei: M. Edward Zohrab; Toscana: Dr. Corridi; Vereinigte Staaten: Mr. Edward Riddle, Mr. N. S. Dodge (Secretair); Würtemberg: Mr. C. Brand; Zollverein: M. Baurath Stein; Preußen: Baron Hebeler. Secretaire der Königlichen Commiſſion Edgar A. Bowring, Esq., Sir Stafford H. Northcote, Bart., J. Scott Ruſſell, Esq. Special-Commiſſaire Dr. Lyon Playfair, Lieut.-Colonel Lloyd. Die Königl. Commiſſaire Mr. Alderman Thompson, R. Stephenson, Esq., Wm. Hopkins, Esq., T. F. Gibſon, Esq., Richard Cobden, Esq., Charles Barry, Esq., Sir Charles Lyell, Sir R. Weſtmacott, Right Hon. Henry Labouchere, Lord Overſtone, Graf Granville, Comptroller of the Houſehold, Graf von Roſſe, John Shepherd, Esq., Philip Puſey, Esq., John Gott, Esq., Wm. Cubitt, Esq., Thomas Bazley, Esq., Thomas Baring, Esq., Sir C. L. Eaſtlake, Lord John Ruſſell, Lord Stanley, Herzog von Buccleuch, Treaſurer of the Houſehold. Kammerherr Lord Steward, Garter, erſter Kammerherr. Principal King of Arms. Auswärtige Geſandte und Miniſter. F. M. Der Herzog von Wellington, K. G., Obergeneral, F. M. Der Marquis von Angleſey, K. G., General-Feldzeugmeiſter. Die Staats-Miniſter. Biſchof von London. Seine Gnaden der Erzbiſchof von Canterbury. Seine Königliche Hoheit Prinz Albert mit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzeſſin Royal, Seine Königliche Hoheit der Prinz von Preußen, Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich der Niederlande, Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, Seine Hoheit Prinz Edward von Sachſen-Weimar. Die Königin mit Seiner Königl. Hoheit dem Prinzen von Wales, Ihre Königliche Hoheit die Herzogin von Kent, Ihre Königliche Hoheit die Prinzeſſin von Preußen, Ihre Königliche Hoheit Prinzeſſin Marie von Cambridge, Seine Königliche Hoheit der Herzog von Cambridge. Die Hofdamen. Marquiſin von Douro, Beamtete des Königlichen Hofſtaates.

Ihre Majeſtät nahmen ihren Weg vom Thronſeſſel aus nach der rechten Seite, und lenkten dann ihre Schritte nach der linken Seite, auf welcher ſie entlang zum Thronſeſſel zurückkehrten.

Ein ſteter Jubel begleitete die Schritte des Königlichen Paares, welches mit wohlmeinenden Blicken dieſe Huldigung einer ſo zahlreichen Verſammlung aufnahm. Eine beſondere Huldigung wurde dem greiſen Helden Herzog von Wellington zu Theil. In rüſtiger Haltung ſchritt der Feld-Marſchall einher, um den endloſen „Hurrah“-Ruf als eine wohlverdiente Anerkennung patriotiſcher Tugenden anzunehmen.

Auf den Thronſeſſel zurückgekehrt, erklärte Ihre Majeſtät

„Die Ausſtellung für eröffnet,“

was dem Publikum durch Trompetentuſch und eine Königliche Salve bekannt gemacht wurde. Die Wiederholung der National-Hymne beſchloß eine Feier, welche ein neues Zeitalter für die Induſtrie eröffnen wird.

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

(Fortſetzung.)

Viertes Kapitel.

Kunſtreiſe nach Kopenhagen.

(Vom 18. bis 24. Juli 1724.)

Die Anſtalten zur Abreiſe wurden nun raſch getroffen. Schöneich ließ den Entwurf der däniſchen Geſchichte, den ſeine Schüler bereits auswendig gelernt, mit großen Buchſtaben drucken und zwei Exemplare davon, jedes 3 Zoll dick, wurden von Vater und Mutter mit 240 Bildern mit Gummifarben, hin und wieder mit Gold und Silber ausgemalt und in carmoſinrothen Sammet gebunden; ſechs andere aber in rothen und grünen Sammet — alle waren mit einem goldnen Schnitt verſehen. Mit dieſen Büchern ſollte der kleine Gelehrte dem däniſchen Könige und deſſen Familie ein Geſchenk machen. Als alle Vorkehrungen getroffen, wurde mit einem däniſchen Schiffer, Namens Thor Laerſen, die Ueberfahrt bedungen, und die Abfahrt auf den 18. Juli feſtgeſetzt. Am benannten Tage beſtieg der Lehrer mit ſeinem jungen Studenten, deſſen Mutter und Amme eine Kutſche und fuhr nach Travemünde, wo alle nach einigen Stunden wohlbehalten ankamen. Um den kaum Geneſenen bei froher Laune zu erhalten, hatte man ihm auch einige Singvögel mitgenommen, worunter zwei Nachtigallen, die er ſelbſt groß gezogen.

Am 20. Juli wurden die Anker gelichtet und das Schiff verließ bei günſtigem Winde tanzend die Rhede. Einige Stunden ſpäter wurde Chriſtian ſchon ſeekrank und aus dem Schlafe dadurch aufgeſchreckt, fragte er ſeine Amme: „Sophie, wat bedüt dat, dat ick my ſo brek?“ Jedoch war dies nur das einzige Mal, er hatte ſpäter auf der ganzen Reiſe keine weitere Beſchwerde von dieſem Uebel. Am andern Tage aber erhob ſich ein fürchterlicher Sturm. Die Wogen ſchlugen über das Schiff, der Fockmaſt zerbrach und alles gerieth auf dem ſchwimmenden Hauſe in Beſtürzung. Unſer kleine Gelehrte jedoch ſchlief ruhig fort; nur erſt als der Tumult zu groß ward, erwachte er und fragte nach der Urſache des Lärms. Man theilte ihm die ſchreckliche Lage mit, in welcher er und alle Reiſegefährten ſich befänden. Da richtete er ſich hurtig im Bette auf und ſprach zu den Umſtehenden: „Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöſet, ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du biſt Mein; denn ſo Du durchs Waſſer gehſt, will ich bei Dir ſein, daß Dich die Ströme nicht ſollen erſäufen!“ — Kaum hatte er dieſe Troſtworte beendet, ſo ſtürzte ein Paſſagier in die Kajüte und ſchrie: „Betet ein Vaterunſer, wir Alle ſind des Todes!“ Da blickte das Kind lächelnd den Furchtſamen an und ſagte: „Ja, wer nicht beten kann, werde ein Schiffsmann.“ Und das allbeängſtigte Schiffervolk ſang ſogleich: „Herr Jeſu Chriſt, ich weiß gar wohl ꝛc.“ — „Wenn wir in höchſten Nöthen ꝛc.“ und Chriſtians Stimmchen vermiſchte ſich mit dem Geſange der rauhen Männer. Jetzt zweifelte keiner der Seeleute mehr, daß dies das berühmte lübecker Wunderkind ſei und alle faßten Muth und meinten, Gott werde den Untergang

des Schiffes um des unschuldigen Kindes willen abwenden. Und so geschah es! Durch des Capitains Vorsicht und Geschicklichkeit lief das Schiff unweit der Insel Falster glücklich vor Anker. Als bald darauf die Matrosen Zeit gewannen, drängten sie sich begierig in die Kajüte, um das Wunderkind von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und Heineken sagte zu dem Einen, der während der Gefahr besonders Angst gezeigt hatte: „Schauen Sie nun, Gott verläßt die Seinen nicht!"

Während des Sturmes war einer seiner befiederten Lieblinge gestorben; viele Passagiere lagen seekrank darnieder und darunter auch seine Amme, aber das schadete dem Säugling nichts, er war frisch, gesund und heiterer denn sonst. Er bat den Schiffer, ihm doch den verstorbenen Vogel zu zeigen, und als dieser denselben gebracht, hielt Christian ihn seiner kranken Amme hin und sagte: „Sophie, Du mußt nicht sterben wie Pyrrhula; beter is et, dat de Gimpel, as dat Du gestorben bist." Die Umstehenden lachten über die naive Aeußerung des Kleinen. — Als nach und nach Alles auf dem Schiffe still geworden, äußerte Christian den Wunsch, die Insel Falster doch einmal übersehen zu können. Sein Lehrer trug ihn aufs Verdeck und der Kleine blickte nun eine geraume Zeit auf das kleine Eiland. Endlich sagte er: „Hier hat König Nils, durch seinen Sohn Magnus, den unschuldigen und tapfern Obotriten- oder Wendenkönig Knut, meuchellistig ermorden lassen." — Das Schiff mußte bei Falster des widrigen Windes und der nöthigen Ausbesserungen wegen zwei volle Tage stille liegen, und Heineken benutzte diese Pause sich den Seeleuten durch Gespräche aus der Geschichte und Geographie als ein gut Unterrichteter darzustellen.

Einige Handwerksburschen, die mit auf dem Schiffe waren, und durch den erlebten Sturm vor dem Seereisen ein Grauen bekommen hatten, oder auch nicht länger auf die Ausbesserung des Schiffes und den guten Wind warten wollten, bezahlten ihre Fracht und ließen sich an die Insel bringen, um zu Lande ihren Weg weiter fortzusetzen. Als Christian die Gesellen einen nach dem andern, mit ihrem Felleisen auf dem Rücken, ins Boot steigen sah, rief er lustig: „Nun, ihr habt entweder kein Proviant mehr, oder auch keine Geduld." Und als er die Felleisen erblickte, sagte er: „Ihre ganze Equipage ist ein Reisefell!" Aufmerksam gab er dann Acht, welchen Weg die Gesellen einschlugen. Unter den noch auf dem Schiffe zurückgebliebenen Handwerksburschen entstand nun auch der Wunsch, auszusteigen, da sie befürchteten, die Ausbesserung des Schiffes möchte doch gar zu lange währen, indem der Schiffer noch nicht in Erfahrung gebracht, ob er hier einen guten Fockmast, weshalb er ja eigens an Falster angelaufen war, erhalten würde oder nicht. Auch Heinekens Mutter schien die Geduld zu verlassen, aber Christian tröstete: „Ach, Madame, haben Sie nur noch einige Geduld, unser Schiff wird wohl nach Copenhagen kommen," und setzte folgende Verse hinzu:

„Geduld ist wie ein Schiff so stolz,
Das trägt viel Guts auf seinem Holz,
Läuft auf dem Meer, wenn's saus't und braus't,
Und Jedermann zu fahren graus't.
Geduld tritt mit der Lehr' einher,
Daß nie ein Baum gewachsen wär',
Hätt' er sich nicht so viel gebeugt,
Und rauhen Winden Ehr' erzeigt."

Nach langem Harren waren endlich die Ausbesserungen zwar beendet und wurden am 23. Juli die Anker gelichtet, die man aber bei der kleinen Insel Moen wieder fallen lassen mußte. Der Kleine sah die Kreideberge eine zeitlang an, dann sagte er: „Ja, es sind alti montes (hohe Berge), aber ich möchte den Pic auf Teneriffa dagegen sehen." — Auf dem Verdecke saß eine dänische Dame und blätterte in einem Atlas; als sie nun an die Karte von Dänemark kam, rief der kleine Lübecker: „Da ist Dänemark, gebt mir die Karte her, auf daß ichs Euch zeige. Schaut, da liegt Moen, da Falster und hier unsere nanis oneraria — das ist Amak" — und zeigte dabei auf Alles genau — „Nun haben wir noch so weit bis Copenhagen" — indem er mit den Fingerchen von Moen nach Copenhagen zog — „dahin werden die Opifices (Handwerksbursche), welche uns vorgestern verlassen haben, auf ihren Füßen wohl noch nicht hingeritten sein."

Mit anbrechendem Tage des 24. Juli lichtete das Schiff endlich seine Anker und lief bei günstigem Winde schon um 7 Uhr in die Kopenhagener Rhede ein. Ueber den Tumult, den die Passagiere durch ihren schnellen Abschied vom Schiffe machten, erwachte unser Christian, der bisher sanft geschlafen hatte und forschte nach der Ursache des Laufens. Als er sie erfahren, rief er freudig seiner Amme zu: „Ei, Sophie, treck my glyk an, dat ick Kopenhagen tho sehen krieg, darüm ick hier bin." Seinem Wunsche wurde entsprochen und er dann aufs Verdeck getragen. Als er nun die Stadt, von der Morgensonne beleuchtet, vor sich liegen sah, rief er: „Ist das Kopenhagen? Schauen Sie doch, Mama, hier sind so viele Schiffe, als wenn es das Ypsilon von Amsterdam wäre. Aber wie kommen wir nun nach der Stadt, da Thor Laersen sein Schiff hier geankert hat? — Der Schiffer gab sogleich Befehl, das Boot auszusetzen und den Kleinen in dasselbe zu bringen. Als die Gesellschaft bald darauf im Boote Platz genommen und die Matrosen die Ruder eingeworfen hatten, sprach das Kind lateinisch: „Die Ruderknechte sitzen auf Bänken bei den Ruderringen und schlagen das Wasser mit dem Ruder," und wünschte nun das 87. Cap. der „gemalten Welt" nachzuschlagen, um zu sehen, wie er sich ausdrückte, ob es quadrire. Als er dies gethan, schlug er sich vor die Brust und lächelte: „Ei, sur mon honneur, es quadrit!" — Als sie die Festungswerke erreicht hatten, nahm ein dänischer Offizier sich die kleine Mühe, Heineken die Wälle, die Außenwerke, kurz alles, was Bemerkenswerth war, zu zeigen. So erreichte das Boot das Zollhaus. Als man dem Kleinen gesagt, daß hier von den Schiffsgütern ein Zoll erlegt werden müsse, bemerkte er: Caesaribus censum, soluite vota deo (gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.) Zu Cäsarea Philippi war vor Zeiten auch ein Zollhaus, welches Matthäus verließ. Hier bei diesem Zollhause ist wohl kein Matthäus?"

(Fortsetzung folgt.)

Akademische Monatsschrift. Centralorgan für die Gesammtinteressen deutscher Universitäten. Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. *Bluhme* in Bonn, Dr. *Bülau*, Dr. *Erdmann* in Leipzig, Dr. *Hoffmann* in Würzburg, Hofrath Dr. *Oppholzer* in Wien, Geheimer Rath Dr. *v. Vangerow* in Heidelberg und anderer akademischen Lehrer von Hofrath Dr. *Lang* in Würzburg und Prof. Dr. *Schletter* in Leipzig. III. Jahrgang. 1851. Januar-, Februar- und März-Heft. Leipzig, 1851. Verlag von Herrmann Bethmann.

Diese Zeitschrift, von welcher jährlich 12 Monatshefte à 6 bis 7 Bogen kl.-4. nebst Universitäts-Anzeiger und Bibliographie erscheinen, verdient nicht allein die rege Theilnahme aller akademischen Lehrer, die man wohl voraussetzen dürfte, wenn nicht aus der Ansprache an die Leser im Januar-Hefte das Gegentheil zu vermuthen, so wie der Studirenden, sondern auch aller Männer der Wissenschaft und solcher, die in höheren Staatsämtern zu wirken berufen sind. Diese Theilnahme aber muß sich, soll sie das vermuthlich nicht ohne manche Opfer in's Leben getretene literarische Unternehmen wirklich fördern, in doppelter Weise äußern, durch Erwerbung dieser deutschen Universitäts-Zeitung, wie der Titel des ersten Jahrgangs lautet, die in ihren vollendeten Jahrgängen auch als Bibliothekswerk*) für die Geschichte der höheren Bildungsanstalten Werth behält, und ganz besonders durch bereitwillige, regelmäßige Mitwirkung, welche allein im Stande ist, ihr Originalität und stete Jugendfrische zu verleihen.

Den Inhalt bilden größere Aufsätze, Besprechungen neuer Erscheinungen der betreffenden Literatur, Correspondenzen aus einzelnen Universitätsstätten, allgemeine Correspondenz, statistische Uebersichten, Personal-Notizen, Programm-Literatur. Der Universitäts-Anzeiger enthält Vorlesungs-Verzeichnisse; in den hier anzuzeigenden drei Heften: von Wien, Olmütz, Tübingen, Jena, Würzburg, Rostock, Göttingen, Bonn. Die Abhandlungen sind folgende: Ueber Honorarbefreiung. — Ist in der jetzigen Lage der Dinge eine alsbaldige Beschlußfassung über die Reform der deutschen Universitätsverfassung zu wünschen? Ein Gutachten von Dr. Hermann Hupfeld (Professor in Halle). — Von Demselben: Das heutige akademische Zeugnißwesen, besonders auf den preußischen Universitäten. — Nekrolog: August Neander in Berlin. — Beiträge zur Geschichte deutscher Universitäten. 1. Deutsche Juristenfacultäten vor 150 Jahren, von einem Zeitgenossen charakterisirt, in Beziehung auf die Actenversendung, nach einer 1742 mit dem Druckorte Leyden erschienenen Dissertation: Observatio juris practica de academiis Germaniae in transmittendis actis caute excipiendis auctore D. S. H. N. P., welche in demselben Jahre angeblich zu Utrecht mit widerlegenden Anmerkungen wieder abgedruckt wurde. 2. Promotionskosten zu Greifswald in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (die Kosten der Licentiatenpromotion waren 106 Thl. 28 Schill., die der Doctorpromotion beliefen sich minder hoch, weil hier mehrere Candidaten zugleich promoviren konnten; ein übliches Gastmahl ließ sich mit einem Thaler, der jedem als Gast einzuladenden Akademiker gezahlt wurde, abkaufen! —)

In dem Aufsatze über die Reform der Universitäten befindet sich die zu beherzigende, sehr wichtige Bemerkung: „Die Bewegung und der Schwindel hat bereits überall angefangen sich abzuklären, und es ist kein Zweifel, daß, wenn erst die Verhältnisse sich gesetzt haben, auch auf den Universitäten die Besonnenheit, und mit ihr eine besonnene und ruhige Auffassung der Dinge zurückkehren, und bei geordneteren Formen der Berathung und reiflicherer Erwägung als jetzt vergönnt ist, auch reifere Anträge liefern wird. Erst wenn dieser Zeitpunkt eingetreten, und zugleich die Regierungen zu einer klarern Uebersicht aller Verhältnisse und Bewußtsein ihrer eigentlichen Stellung, als es in der gegenwärtigen Gährung möglich ist, gelangt, und somit die Bedingungen einer umsichtigen Erwägung dieser Angelegenheiten gegeben sein werden, würde sich von einer solchen Berathung etwas Gutes erwarten lassen. Auch ist die definitive Entscheidung über die fragliche Reform, nachdem bereits den Universitäten die nöthigsten Bedingungen zu einer anständigen Selbstständigkeit zurückgegeben sind, nicht so dringend, daß sie nicht noch einigen Aufschub litte. Die Abstellung einzelner Gebrechen und Mißstände, wo sie anerkannt sind und dringend Abhülfe verlangen, braucht darum nicht bis dorthin verschoben zu werden, da Gleichförmigkeit in allen Dingen auf den Universitäten nicht nöthig ist, vielmehr manches sich besser nach Herkommen und örtlichen Umständen richtet; auch Reformen, die durch ein besonderes Bedürfniß von unten her hervorgerufen und zuvor an Ort und Stelle erprobt sind, solchen vorzuziehen sein dürften, die aus theoretischen Gründen durch einen allgemeinen Beschluß eingeführt werden, und so oft wirkungslos bleiben; und in solchen Dingen vorzugsweise nach dem alten Spruch zu bedenken ist: wieviel mehr das halbe sei als das ganze."

Die trefflichen Erinnerungsworte an unsern unvergeßlichen Neander, dessen Bild aus seiner ersten hamburgischen Ausbildungsperiode mir noch lebhaft gegenwärtig ist, dessen Lob ich so oft aus Gurlitt's Munde hörte, möchte ich für unsere hamburgischen Leser unabgekürzt wiederholen; der zugemessene Raum will jedoch berücksichtigt sein; daher hier nur ein Bruchstück.

„Mit den Zusammenkünften, welche das historisch-theologische Seminar veranlaßte, nicht zufrieden, hatte er den Abend des Sonnabends dazu bestimmt, in freierem Gespräch mit den Studirenden, die ihn besuchen wollten, zu verkehren. Um den Tisch herum, auch wohl unter die massenhaft geschichteten Bücher zerstreut, saßen sie dann beim Thee, und er mit der herzlichsten Freundlichkeit unterhielt sich bald über wissenschaftliche, bald über private Gegenstände mit ihnen, stets bereit, ihre Fragen zu beantworten, ihre Zweifel zu lösen, ihre Entgegnungen anzuhören. Er ermunterte sie, sich gegen ihn zu äußern, wenn sie gegen seine eigenen Vorlesungen Einwendungen zu machen hätten, und wurde nicht müde, wenn es galt, Dunkelheiten zu lichten, Differenzen zu lösen, hocherfreut, wenn er auch im Widerspruch ein bedeutenderes wissenschaftliches Talent und ernsteres Bedürfniß nach Erkenntniß der Wahrheit spürte. Um Jedem in persönlicheren Angelegenheiten zugänglich zu sein,

*) Der Verleger ist noch im Besitze einer geringen Anzahl vollständiger Exemplare des ersten und zweiten Jahrgangs; der erste besteht aus 59 Nummern gr.-4.

hatte er auch an jedem Nachmittage eine Zeit bestimmt, wo man ihn besuchen durfte. Er gönnte sich keine Rast; kaum vom Mittagstisch aufgestanden, mußte er schon wieder der Besuche, der Fragen und Bitten gewärtig sein. Selbst Spaziergänge unternahm er mehr um der geliebten Schwester willen, als seinetwegen. Oft hätte er gern gearbeitet, wenn man ihn zu sprechen wünschte; seufzend erhob er sich dann von seinem Buch, aber der Eintretende fand nur Freundlichkeit und Bereitwilligkeit ihm zu dienen in seinen Worten und seinem Benehmen. Unzähligen ist er nicht nur ein Führer auf dem Wege des Lebens und ein Vorbild in der Wissenschaft, sondern auch ein liebevoller Freund und Helfer in äußern Schwierigkeiten gewesen. War er so willfährig, ihnen seine Zeit zu opfern, die ihm so werth war, wie viel mehr geneigt mußte er sein, sein Einkommen mit Andern zu theilen, da er Geld nie weiter als für seine verhältnißmäßig geringen Bedürfnisse verlangte. Den Studirenden, welche durch erwiesene Bedürftigkeit das Zugeständniß zur Stundung der Collegiengelder von den Universitätsbehörden erlangen, erließ er lange Zeit ohne Weiteres seine Honorare gänzlich. Erst vor etwa zehn Jahren, als er wahrzunehmen glaubte, daß Einige dieser Wohlthat ungeachtet die Vorlesungen unregelmäßig besuchten, machte er die Beschränkung, sie nur denen zu schenken, welche durch eine bei ihm bestandene Prüfung die fleißige Beschäftigung mit der Vorlesung darthaten. Man rechnet, daß er über sechzigtausend Thaler während seiner Professur auf diesem Wege Preis gegeben habe. Er gründete einen Verein zur Unterstützung der Kranken unter den Studirenden der Theologie, der seine Mittel aus den Beiträgen der Studirenden und Ehrenmitglieder in andern Verhältnissen, besonders aber aus dem zog, was ihm Neander durch Schriften hin und wieder zuwandte. Diese Stiftung ward in seiner Hand ein erfolgreiches Mittel, die oft große Noth unter seinen jungen Pfleglingen zu lindern und die Studirenden zu wechselseitigen Liebesdiensten zu veranlassen. Er war sehr scharfsinnig, Andern körperliche Leiden anzumerken, die er selbst so geflissentlich verbarg, oder ihre geistige Bekümmerniß zu ahnen, und ruhte nicht, bis er Hülfe selbst geleistet oder von Andern verschafft hatte. Die Empfehlungen, wodurch er bald bei Behörden, bald bei Privaten Fürsprache leistete, oder wodurch er die Werke jüngerer Männer bei dem Publikum einführte, sind außerordentlich zahlreich. Sein gütiges Herz bewährte sich ferner in den unablässigen Spenden, die er den Armen jeglicher Art zu einem für sein Vermögen bedeutenden Grade reichte; wie er denn unter den niedern Classen der Berliner Bevölkerung als ein besonders guter Mann bekannt war und Züge seiner Herzensgüte hier von Mund zu Mund getragen wurden."

Unter der Rubrik: „Literatur" sind **Arneth's** „Zwei Abhandlungen, als Beitrag zu Lösung der Unterrichtsfrage (in Oesterreich)" und **Jacob Grimm's** in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltene Vorlesung: „Ueber schule universität academie" (Berlin, F. Dümmler, 1850) recensirt. Die Schrift von **Arneth** habe ich in Nr. 31 des Jahrganges 1850 unserer Blätter S. 243—246 angezeigt, auch dort in Nr. 20, S. 155—157 den von dem Referenten mit Recht als höchst lesenswerth bezeichneten „Brief eines Unterjägers des 10ten Jägerbataillons (**Johann Ramer**) an seinen Hochw. Herrn Pfarrer zu Hellmonsödt" aus Santa Lucia, vom 20. Juni 1848 abdrucken lassen; „er zeigt", heißt es, „daß auch in Oesterreich vor dem Jahr 1848 guter Unterricht in empfänglichen Gemüthern treffliche Früchte gereift hat." — **Jacob Grimm's** Grundgedanke in seiner akademischen Vorlesung ist, daß in der **Schule** und **Universität** die Lehre walte, die **Akademie** von ihnen entbunden sei u. s. w.; das Resultat dieser Auffassung: daß die Akademie als Gipfel aller wissenschaftlichen Einrichtungen erscheine und wie die Universität über die Schule, so ihrerseits über die Universität hinausrage. Dieser behauptete Unterschied ist in der ausführlichen belehrenden Besprechung als nicht vorhanden zu erweisen versucht und wirklich erwiesen.

Diejenige Partie der Monatsschrift, welche die reichhaltigen Correspondenzen und statistischen Nachweise bringt, ist natürlich ein sehr wesentlicher Bestandtheil derselben (— Januar-Heft, S. 30—46, Februar-H., S. 76—100, März-H., S. 112—130, 134—146 —); interessant ist das nach den Universitätsstädten, mit Angabe des Stiftungsjahrs, alphabetisch geordnete Verzeichniß der Universitätslehrer im Winter 1850/51. Wir begegnen unter ihnen eine verhältnißmäßig nicht unbedeutende Reihe von Hamburgern. — Auf 25 Universitäten studiren in der erwähnten Zeit im Ganzen: 1) Immatriculirte und Nichtimmatriculirte 16,123. 2) Immatriculirte 14,364. 3) Nichtimmatriculirte 1759. (Von Wien und Innsbruck sind der Redaction keine Notizen zugekommen.) Auf diesen 25 Universitäten lehren: 1) Ordentliche Professoren 781. 2) Außerordentliche Professoren 315. 3) Honorarprofessoren 36. 4) Privatdocenten 349. Zusammen 1481. Berlin ist am reichsten an Universitätslehrern, nämlich: 55 O. P., 45 A. P., 5 H. P. (Akad.), 55 P. D. und 7 Sprach- und Exercitien Meister.

Von des derzeitigen Prorectors der Universität zu Freiburg Hofr. Dr. **Oettinger's** zur Feier des Geburtstages des Großherzogs im Sommercurs 1850 erschienenem Programme: „Die Vorstellungen der alten Griechen und Römer über die Erde als Himmelskörper", 15½ Bogen gr.-4., ist eine ausführliche Analyse gegeben. Die Abhandlung verdient die Beachtung der Astronomen und Philologen. — (Die Universitäts- und Schulprogramme gehören zu denjenigen wissenschaftlichen Productionen, die leider in der Regel nicht die wünschenswerthe Verbreitung finden; oft wird man durch Zufall erst nach Jahr und Tag belehrt, daß der Fleiß der Lehrer auf Universitäten und Gelehrtenschulen in Monographieen einen Gegenstand vollständig erörtert hat, dessen Kenntniß man sich aus zehn oder zwanzig Folianten und Quartanten, und doch ungenügend, mühsam erwerben; daß ihnen in der akademischen Monatsschrift die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird, ist auch eine der Eigenschaften derselben, welche zu ihrer Empfehlung dient.)

Zum Schluß noch eine der „Aphorismen eines emeritirten Professors" aus dem Januar-Hefte:

„Das Studentenleben ist die Blüthe des künftigen Bürgerlebens; ist die Blüthe taub, so wird es auch keine Frucht geben. Ein gebückter und gedrückter Student wird in Ewigkeit ein gedrückter Mensch bleiben und wer seine Jugend kleinlichen Rücksichten und Verhältnissen opfern kann, wird später auch seine heiligsten Interessen zum Opfer bringen."

F. L. **Hoffmann.**

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße **No. 6.** Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 39. Mittwoch, den 14. Mai. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℳ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

Von A. Granier de Cassagnac.

(Aus dem Constitutionnel.)

Schilderung des Zustandes, in welchem der Convent Frankreich hinterlassen hat.

Der Convent lös'te sich auf am 26. October 1795, nachdem er 3 Jahre, 1 Monat und 4 Tage existirt hatte, und hinterließ Frankreich als Denkzeichen seines Waltens tiefes Elend, Entvölkerung, socielle Desorganisation und die Constitution vom Jahre III.

Die Staatsmänner der Revolution, welche mit schlechtgesonderten Brocken ihrer classischen Lectüre die Regierung von Frankreich angetreten hatten, verfuhren bei der Verwaltung des öffentlichen und privaten Vermögens nach den Ansichten der Demagogen von Sparta und Rom, und nach dem, was Plutarch von den Lehrsätzen des Agis, des Cleomenes und der Gracchen erzählt. Alle, von Camille Desmoulins ab bis zu Saint-Just, waren demnach stets auf eine neue Vertheilung der Reichthümer und auf einen gesellschaftlichen Zustand bedacht, in welchem die Armen frei von allen Lasten seyn und diese lediglich von den Reichen getragen werden sollten.

Das Finanzsystem des Convents schlug ganz und gar diesen Weg ein und blieb darin bis ans Ende, was diesem bis zur äußersten Periode durchgeführten Experimente eine Mächtigkeit der Lehre verleiht, welche zu bemerken Pflicht der Geschichte ist.

Nie zuvor war der Krieg auf den Reichen und die Jagd auf's Capital nach einem so immensen Maaßstabe unternommen worden.

Der Staat, d. h. die einzelnen Demagogen, die sich ihm substituirt hatten, nahm der Geistlichkeit drei und den Emigranten fünf Milliarden allein an Immobilien ab. Was denselben an Mobilien, Ornamenten, Gold- und Silbergeräth und an Schmuck genommen worden ist, wer vermöchte das anzugeben?

Die ausgesandten Deputirten, die Commissarien des Convents, die Chefs der Revolutions-Armeen haben in 348 Districten Steuern von den Reichen erhoben, deren Belauf der Heilsausschuß nie hat ermitteln können, den man aber nicht unter hundert Millionen anschlagen kann. Straßburg zahlte 12 Millionen, Rouen 10 Millionen, Marseille 4 Millionen. Erschrecklich war der Antheil von Paris! Zu Bordeaux mußten drei Kaufleute allein 2 Millionen zahlen, als: Raba 1,200,000 Fr., Pechotte 500,000 Fr., Martin Martin 300,000 Fr. Die mittleren Districte, wie Beaugency wurden mit 500,000 Fr besteuert. Diese Summen, von welchen der Schatz nie einen Heller bekommen hat, wurden von den Revolutionsausschüssen und ohne Controlle vertheilt. Den besten Theil in jeder Oertlichkeit erhielten die sogenannten Patrioten, auch wurden davon Hallen in den Flecken gebaut und Schauspielertrupps subventionnirt.

Zu Lyon legten Collot d'Herbois und Fouche, durch ein Decret vom 23. November 1793, Beschlag auf die Güter der Verdächtigen, und bildeten aus deren Ertrag und einer Taxe, die den Reichen auferlegt ward, einen Fonds, aus welchem alle Gebrechlichen, Greise, Waisen und Unbemittelten logirt, genährt und gekleidet, Arbeitstüchtige aber beschäftigt und mit dem zu ihrem Betriebe nöthigen Geräth versehen werden sollten.

Die Finanziers der Revolution hatten geglaubt, derartige Mittel durch ein allgemeines Wohlergehen, das dieselben herbeiführen würden, gut zu machen. Nachdem der Nationalconvent aber wäh-

rend vier Jahren Summen, vor welchen die Einbildung erschrickt,*) addirt, Millionen auf Millionen, Milliarden auf Milliarden gehäuft hatte, war das Resultat — Verarmung!

Eine furchtbare, allgemeine Verarmung: Verarmung der einzelnen Individuen, Verarmung der Städte. Verarmung der Regierung! Bis zum 22. August 1796 erhielten die nicht zu den Armen gehörigen Bewohner von Paris täglich ¾ ℔ Brod. Die Administratoren von Bordeaux entschuldigten sich wegen nichtgehöriger Ueberwachung der Diebe bei Nacht damit, daß es ihnen an den nöthigen Fonds fehlte, um die Laternen mit Oel zu versorgen. Als die fünf Directoren ihr Amt antraten, hatten sie große Mühe, Domestiken zu bekommen, weil es ihnen sowohl an baarem Gelde als an Credit für deren Besoldung gebrach. Selbst noch im Monat Juli 1797 sah die executive Gewalt sich genöthigt, von dem General Hoche 1000 Louisd'or zu borgen, um die Bedürfnisse des Augenblicks bestreiten zu können.

Der Art waren die Folgen der den Staatsmännern des Plutarch entlehnten politischen und finanziellen Wissenschaft, welcher zu Liebe alle Gesetze des gesunden Menschenverstandes, der Familie und der Ehrlichkeit unter die Füße getreten worden waren.

Man wird ohne Zweifel gern wissen wollen, wie es möglich gewesen, daß solche immense Reichthümer, in so kurzer Zeit dem Staate zugefallen oder an arme Bürger vertheilt, statt einen allgemeinen Wohlstand herbeizuführen, wie man es sich versprochen hatte, von einer so allgemeinen Verarmung gefolgt waren. Die Ursachen davon sind jedoch sehr einfach, und es gehörte die politische Unerfahrenheit und der declamatorische Geist der Revolutionnairs dazu, zu ihrer Erkennung erst der Erfahrung zu bedürfen.

Die Ausplünderung derjenigen, welche man als Reiche bezeichnete, hatte das Doppelresultat, die Capitale, welche produciren, aus dem Wege zu schaffen, und die Wohlhabenheit, welche consumirt, zu vernichten. So war denn die Arbeit, gleichzeitig in ihrer Quelle und in ihrem Absatz getroffen, überall in Stockung gerathen.

Ein Theil der gewerblichen Bevölkerung verließ, durch die Demagogen verleitet, durch die Vertheilung des den Reichen abgenommenen Raubes geblendet und verderbt, die Felder und die Werkstätten, verlor die Lust zur Arbeit, und fand Gefallen an dem Clubgetreibe. Allmählig geriethen die Manufacturen in Stillstand, der Handel stockte, das Geld verschwand und der Verbrauch reducirte sich auf das stricte Nothwendige: da hatte der Arbeiter keinen Verdienst, der Eigenthümer keine Renten mehr, die Städte entbehrten der Einkünfte, der Staat der Steuern. Die Vernichtung und das Verspillen der durch die frühere Arbeit geschaffenen, durch Oeconomie gehäuften, durch Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß befruchteten Capitalien hatte dergestalt dieselbe Wirkung, wie der Tod der Henne, welche goldne Eier legte, und das Ende vom Liede war, daß man die Reichen arm gemacht hatte, ohne die Armen zu bereichern.

Der erste Streich, welcher dem Ackerbau versetzt wurde, ging von den unzähligen Commissarien aus, welche den Aristokraten des platten Landes revolutionaire Steuern unter Bedrohung von Freiheits- und Lebensstrafe auferlegten. „Diese Aristokraten," sagte Harmand von der Maas, „waren wohlhabende und friedliche Landleute, des Schlages, wie sie von allen Regierungen, welche auf Gerechtigkeit und Freiheit sehen, ganz besonders in Schutz genommen werden. Drei hundert acht und vierzig Districte, über drei Fünftheile von ganz Frankreich, sahen sich diesem Verfahren unterworfen, und diejenigen Landleute, welche nicht die nöthigen Gelder hatten, um die ihnen willkürlich auferlegten Steuern auf der Stelle zu bezahlen, mußten sehen, wie man ihnen ihr Vieh, ihr Gespann, ihre Kornvorräthe wegnahm.

Die Vendee, diese schmerzliche Ausnahme in allen Unglücksfällen, wurde nicht besteuert, nein wörtlich ausgeplündert. So wie es am 26. Januar 1797 von dem Repräsentanten Luminais nachgewiesen worden ist, sind die Häuser, die Meierhöfe, die Scheunen, die Ackergeräthe in einem Umfange von 4 bis 500 Quadratlieues zerstört oder eingeäschert worden, und diese Verwüstung nach der Art von Wilden belief sich, wenn man das gestohlene Mobiliar und die weggetriebenen Heerden noch dazu rechnet, auf nicht weniger als eine Milliarde.

In Folge der Verletzung des Eigenthums und der Freiheit auf dem platten Lande erlitt nun die Erzeugung von Landfrüchten eine bedeutende Abnahme, und der Repräsentant Duprat schlug diese Verminderung mit Bezug auf die Producte von 1791 auf nicht weniger als ein Drittheil an.

Diese Abnahme in den Landproducten, die Requisitionen, welche die arbeitsamen Bevölkerungen zu den Armeen entsendete, das momentane Brachliegen von mit Beschlag belegten Gütern der Ausgewanderten, der endliche Verkauf einer ungeheuren Masse von Ländereien an kleine Leute, welche sie zu Spottpreisen erstanden, aber nichts zu ihrer Verbesserung thun konnten, alle diese Ursachen vereint führten den Mangel, ja man kann wohl sagen die Hungersnoth von 1794 bis 1795 herbei. Die ländlichen Bevölkerungen machten, in der Angst für die Zukunft, nun eine verzweifelte Anstrengung. Sie bestellten gleichzeitig die Wiesen, die Waldungen, kurz jedes kulturfähige Land mit einer Getraideaussaat, in Folge dessen die Ernte im Jahre 1796 aber so überreichlich ausfiel, daß die nun eintretende bedeutende Preiserniedrigung der Cerealien als ein neues Unglück zu betrachten war.

Während die Regierung den Bedrängnissen des platten Landes nicht abzuhelfen wußte, feierte sie mit einem lächerlichen und theatralischen Pompe ein Fest des Ackerbaues. Mitten in den elysäischen Feldern erhob sich ein der Cybele geweihter Tempel, und was Paris nur von classischen Gimpeln besaß, das folgte einem von sechs Stieren mit vergoldeten Klauen und Hörnern gezogenen Wagen. Die Oper hatte das Personal geliefert, welches als Gruppen von Landleuten und von Kriegern den Zug bildete. „Dies Schauspiel erinnerte," so drückte sich der officielle Berichterstatter aus, „an die alten Feste, welche das fruchtbare Phrygien zu Ehren der Erntegöttin am Fuße des Berges Ida feierte." Ha! die in Seide gekleideten Tänzer mochten mehr oder minder

*) Das Schatzamt veröffentlichte im October 1798 officielle Etats, in welchen es Rechenschaft über 96 Milliarden abzulegen versuchte, die seit dem Anfang der Revolution depensirt worden waren.

Phrygien darstellen können, aber Frankreich darzustellen waren sie weit entfernt.

Der Ackerbau, welcher seiner Natur nach stark und lebenskräftig ist, und der, gewohnt, gegen die Stürme des Himmels anzuringen, in diesem Kampfe den von politischen Leidenschaften angezettelten Unordnungen zu widerstehen lernt, erhielt sich nur mühsam in den unseligen Zuständen, die ihm bereitet worden waren. Er lebte kläglich, aber er lebte doch. Die Industrie, die von weit zarterer Natur ist, war im Allgemeinen erlegen; insbesondre hatte diejenige, die im Frieden auf Ueberfluß und Luxus berechnet ist, dem guten und dem bösen Geschicke der Reichen folgen müssen.

Die, dem feinen und geläuterten Geschmacke des französischen Arbeiters so gut entsprechende Industrie in Seidenwaaren hatte deren im Jahr 1798 für 50 Millionen ausgeführt. Diese Quelle der Arbeit und des Lohnes war von dem Jacobinismus einfältiger Weise verstopft worden. Die Fabriken von Nantes, Tours und Orleans hatten sich vor den Commissarien des Convents und unter der Wucht der revolutionairen Steuern geschlossen. Die Fabriken von Bedouin waren eingeäschert worden, und die von Avignon waren in den verschiedenen Tumulten, welche in dieser unglücklichen Stadt gehaus't hatten, verschwunden. Von den 18,000 Webestühlen, die im Jahre 1788 zu Lyon in Thätigkeit waren, existirten im Jahre 1798 nur noch ungefähr 3000. Da die Producenten der Seide diese nicht in Frankreich verarbeiten lassen konnten, so verkauften sie dieselbe an die Fabrikanten in Berlin. Es war dieses also in Wahrheit eine todte Industrie, troz des Anscheins von Leben, welches die Arbeiten des Luxus nach den Verfügungen der Regierung behalten zu haben schienen. So haben der Convent und das Directorium den vormaligen königlichen Manufacturen der Gobelins, den früheren königlichen Seifenfabriken, und der Porcelanmanufactur von Sevres wohl Fonds votirt, doch ists nur beim Votiren geblieben.

Was den Handel betrifft, so war derselbe bei den neuen Creditbedingungen, die eine natürliche Folge der Gewaltthätigkeiten und Spoliirungen waren, rein unmöglich geworden. Die Anzeigeblätter von 1795 und 1796 sind voller Anzeigen von Häusern in Paris, die sich zu Darleiben von 4 pCt. pr. Monat und auf Unterpfand erboten. Einige Häuser waren auch wohl mit 3 pCt. zufrieden, wenn ihnen ein leicht zu realisirendes Unterpfand, z. B. Zucker oder Caffe gegeben wurde. Die Kaufleute im Großen verkauften dem Detaillisten nur gegen baare Zahlungen, bewilligten aber einen Decort von 2¼ pCt. pr. Monat. Das Leihhaus zu Paris berechnete 3 pCt. monatlich. Als der Staatsstreich vom 18. Fructidor das Bischen Ruhe und Vertrauen, welches seit der Begründung der Verfassung des Jahres III eingetreten war, wieder vernichtet hatte, da stieg der Disconto von gutem Pariser Papier auf 5 pCt. monatlich.

In dem Hotel Massiac, auf dem Siegesplatze, hatte sich nach dem 9. Thermidor eine neue Disconto-Casse gebildet. Diese Casse stellte Bankbillette aus. Es gab auch noch eine Handels- oder Contocourant-Casse, aus verschiedenen Depots von Kaufleuten gebildet. Diese beiden Creditanstalten machten nur sehr beschränkte Geschäfte, doch waren sie mehr als hinreichend für alles das, was eine Zeit, in welcher der Kaufmann zwischen dem Gesetze über das Maximum, das ihm die Börse nahm, und dem Gesetze über die Aufkäufe, das sein Leben bedrohte, gestellt war, dem Handel gelassen hatte.

Eine Zusammenkunft von Abgeordneten des französischen Handels, veranlaßt durch ein Circular des Ministers Ramel, führte zu Conferenzen, die zu Anfang Decembers 1796 zu Paris stattfanden. Die Regierung erging sich, ihrer Gewohnheit nach, in hochtrabenden Redensarten, und sagte zu den Abgeordneten, daß sie in dem Mittelpunkte der Communication zweier Welten gestellt wären. Sie, die durch den Terrorismus ruinirt worden waren, erwiederten aber darauf, „daß der Handel, da er die ganze Wucht der Anarchie habe tragen müssen, sich nur noch auf seinen Trümmern hinschleppe; daß seine Capitalien verspillet oder vergraben, seine Werkstätten geschlossen, seine Relationen auf Null reducirt seyen.

Dahin hatte der Convent den inneren Handel Frankreichs gebracht! Was den äußeren Handel betrifft, der war durch den allgemeinen Krieg vernichtet worden. Nicht ein einziges französisches Schiff passirte den Sund im Jahr 1796, während ihn 4455 englische Schiffe, ein Fünftheil mehr als im Jahr 1790, passirt waren. Dieselbe Revolution, welche Frankreich arm machte, trug zur Bereicherung des Auslandes bei.

Wir haben noch des Elendes der großen Municipalitäten der Republik nicht gedacht, und doch ist Aehnliches wohl noch nie erlebt worden. Ein Bericht des Deputirten Labrouste wies nach, daß die Stadt Bordeaux nicht die Mittel hatte, die Stadtlaternen mit Oel zu versorgen, und aus einem jüngst in den Archiven dieser Stadt aufgefundenen gräulichen Documente ist zu ersehen, daß dieselbe am 26. September 1794 nicht zu einer Summe von 72 Livres zu rathen wußte, welche sie für dreißig Tonnen Wasser zahlen sollte, das zum Abwaschen der Guillotine verbraucht worden war. Das Elend der Municipalität zu Toulouse war fast eben so groß, und ein Bericht des Repräsentanten Destrem besagt, daß die Erleuchtung der Stadt hatte vermindert werden, so fast aufhören müssen, und daß Frauen, welche Kinder des Findelhauses nährten, diese zurückzubringen drohten, weil ihnen das Kostgeld dafür vorenthalten wurde.

Zwei allgemeine Thatsachen würden schon hinreichend seyn, eine Idee von dem Zustande zu geben, in welchem der Convent die Finanzen Frankreichs hinterlassen hat. Die Grundsteuern von 1793, 1794 und 1795, die sich auf ungefähr eine Milliarde beliefen, waren nicht eingegangen, und am 30. September 1797 machte der Staat einen offenen Bankerott von 50 Milliarden!

Das Directorium übernahm demnach die Zügel einer Regierung, deren Cassen leer waren, deren Armeen kein Brod hatten, deren Beamte keinen Sold bekamen, und sein Finanzminister konnte am 10. December 1795 den Dienst nur in Gang halten, indem er dem Schatze auf seinen Privatcredit Geld anschaffte.

Seit vier Jahren lebte man von Assignaten. Aus dieser Quelle, aus den Beraubungen der Schlösser und Kirchen, und aus der von den Armeen gemachten Beute hatte man die 96 Milliarden geschöpft, die im Jahr 1798 seit dem Anfang der Revolution deponirt worden waren.

Man kann sich die Entwerthung denken, die ein Papiergeld hatte erleiden müssen, dessen Unterpfand illusorisch war, und dem die Mißkennung der elementarischesten Gesetze der Freiheit und des Eigenthums jeden Credit benahm. An dem Tage selber, an welchem das Directorium in Function trat, am 5. November, galt ein Louisd'or 3500 Livres!

Auch gewannen die Ausgaben dieser Zeit, in Papiergeld angegeben, einen colossalen Belauf. Am 6. November 1795, den Tag nach seiner Installation, sandte das Directorium dem Rathe der Fünf Hundert eine Botschaft zu, in welcher es darauf antrug, daß ihm provisorisch eine Summe von 3 Milliarden zur Verfügung gestellt werden möchte, und mit diesen drei Milliarden hatte man so wenig ausrichten können, daß das Directorium folgende verzweifelnde Worte an das gesetzgebende Corps richtete: „Alle Ressorts zerbrechen in unsern Händen, weil die gräulichste Katastrophe die ganze Republik zu verschlingen droht. Sie werden aus den beifolgenden Schreiben der drei Minister der Finanzen, des Innern und des Krieges sehen, daß es mit uns aus ist, wenn nicht der Genius der Freiheit so zu sagen mit Blitzesschnelle irgend eine unverhoffte Ressource nachweis't, und wenn es Ihnen nicht gelingt, dem Nationalschatze unmittelbar eine große Masse Baarvaluten zu verschaffen."

Damit wurde die gezwungene Anleihe von 600 Millionen in klingender Münze angekündigt, die, nach dem Durchschnittscours des Tages, die Louisd'or zu 5100 Livres, in Papiergeld nicht weniger als 127 Milliarden und 200 Millionen betrug.

Das Papiergeld war also so nichtig geworden, als die fliegenden Blätter der Sybille. „Wir würden es schon nehmen," sagten die Landleute, „wenn nur unsre Pferde es fressen wollten." Der Staat, der es in ungeheuren Massen erhielt, kam inmitten dieser illusorischen Schätze um. So bezahlte man im Jahr 1795 eine Steuer von 120 Franken mit ein Paar Kapaunen, und der Abonnementspreis auf eine Zeitung war 2000 Fr. In Folge dessen sah sich das Directorium genöthigt, unterm 9. December das Gehalt der Angestellten in folgenden hohen Summen festzusetzen:

Ein Director und ein Divisionschef eines Ministeriums 144,000 Fr., ein Bureauchef 90,000 Fr., ein Unterchef 60,000 Fr., ein Redacteur 36,000 Fr., ein Bureau-Diener 6000 Fr. Bei diesen anscheinend außerordentlichen Gehalten mußten sich die Staatsdiener dennoch der äußersten Sparsamkeit befleißigen, indem der Preis des Brodes auf 25 Fr. gestiegen war, und Kartoffeln über 80 Fr. der Scheffel kosteten.

(Fortsetzung folgt.)

Biographien
berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

Salvator Rosa.

„Wenn jemandem daran gelegen seyn sollte, zu wissen, warum ich aus der italienischen Schule gerade das Leben von Salvator Rosa zum Sujet eines biographischen Memoirs gewählt habe, so sey ihm gesagt, daß solches mehr wegen des eigenthümlichen Charakters des Mannes, als wegen des Talents des Künstlers geschehen ist. Wenngleich ich die Werke des ersten neapolitanischen Meisters mit nicht minderem Enthusiasmus bewundere, als irgend ein anderer Dilettant, schätze ich die Eigenschaften des italienischen Patrioten, der sich kühn über eine Epoche der Entwürdigung emporgehoben, und sich dort als eine der anmuthigen und beseelten Figuren seiner Bilder bemerklich gemacht hat, während Alles um ihn her eine lächerliche Scheu oder knechtische Gefügsamkeit bekundete, doch noch ungleich höher."

So äußerte sich, im Jahr 1822, ein berühmter englischer Blaustrumpf, dessen Portrait ich dem der Frau von Stael an die Seite setzen möchte, wenn ich Sainte-Beuve hieße, in einer Vorrede.

Lady Morgan ist nicht der erste ausgezeichnete Schriftsteller, der sich mit Salvator Rosa beschäftigt hat; es haben Mehrere von diesem pittoresken Leben erzählt, und wenn ich nach ihnen neuerdings denselben Gegenstand bespreche, so geschieht das, um zu sehen, ob ich nicht die sonderbare Physionomie und den merkwürdigen Charakter wieder herstellen kann, welche von einem jeden so verschieden beurtheilt und in einen gewissen Schleier verhüllt worden sind, was die Verschiedenheit der Urtheile erklärt, und daß, durch den feurigen Liberalismus einer englischen Dame, dasjenige, was meines Bedünkens hätte gemindert werden sollen, noch gesteigert worden ist.

Der Flecken Renella liegt in einer kurzen Entfernung von Neapel. Es war im Jahr 1615, eben so wie noch heutigen Tages, ein ziemlich ärmlicher Ort, aber wunderbar belegen, um die Wiege eines großen Landschaftsmalers zu seyn. Bizarr von Schluchten, Strömen, unter verkrüppelten Bäumen zerstreuten Felsen variirte Bergketten, das waren die Bilder, welche Salvator Rosa auf seinen ersten Spaziergängen mit seiner Mutter Giulia Grecca in die Augen fielen.

Giulia Grecca war, nebenbei gesagt, die beste der Mütter, und aufs zärtlichste um die Zukunft ihres Sohnes besorgt, sie war aber auch eine so abergläubische Italienerin, als man es sich nur denken kann. Sie hatte ihrem Kinde den Namen Salvator beigelegt, um ihm sein ewiges Heil zu sichern; „denn," sagte sie mit einem Theologen ihres Landes, dessen Werk ihre Lieblingslectüre war, „es ist noch nie erlebt worden, daß Gott es dem Teufel gestattet hätte, einen Menschen dieses Namens in der Hölle zu peinigen." Sie behing den Knaben außerdem mit Amuletten, Reliquien und geweiheten Säckchen, um ihn vor der Arglist des Bösen, vor Zaubereien und bösen Blicken zu bewahren, so daß er den, hauptsächlich in der Provence und in Italien verehrten, kleinen Statuen ähnlich sah, die unter den Ex-votos, dem frommen Zeugniß der Dankbarkeit von Seeleuten, welche dem Schiffbruch entgangen sind, fast ganz verschwinden.

Salvator's Vater hieß Rosa; es war ein armer Künstler, dessen Besonderheit darin bestand, daß er Madonnenbilder malte, um sie in der Ferne zu verkaufen. Zweimal des Jahrs reis'te er, mit den Erzeugnissen seines Pinsels auf dem Rücken, von Renella ab; er brachte zwei Monate auf seiner Reise zu, hie und da seine Leinewand und seine Panele, die, wenn der Tradition zu

glauben ist, nicht ohne Verdienst waren, an den Mann bringend, auch malte er mitunter wohl ein Aushängeschild, oder frischte die verschossene Tunika eines steinernen Heiligen wieder auf. Giulia Grecca sah der Rückkunft ihres Gatten stets mit Ungeduld entgegen; denn es stand gar knapp in ihrer Wirthschaft zu, und es kam nur zu oft vor, daß das Geld, welches Antonio heimbrachte, großentheils zur Abzahlung der während seiner Abwesenheit gemachten Schulden verwandt werden mußte.

Es giebt Familien, die überreich mit zeitlichen Gütern gesegnet sind, und welchen die Geburt eines Kindes doch zuweilen ungelegen kömmt. Es ist ihnen ein Ereigniß, das zu kalten Berechnungen und zur Verstimmung, selbst zu gegenseitigen Vorwürfen Anlaß giebt; da ist niemand, der Gott dankt, als die junge Mutter, und selbst dieses ist nicht immer der Fall. Was mich betrifft, so glaube ich, daß es unter allen Tagen des Lebens kein erfreulicheres Fest giebt, und daß die Wiesen nicht Blumen genug haben, um eine Wiege damit zu bestreuen. Ich kann mir keinen heitereren Anblick denken, als den einer zahlreichen Familie um ein weißes Haupt her, gleichviel ob das eines Königs oder eines Bauern, und ich bedaure diejenigen, die Furcht vor einem solchen Segen haben, weil Gott, unstreitig um nicht Einzelnen alles Glück allein zu Theil werden zu lassen, ihnen die Erkenntniß dieser Freuden versagt hat.

Bei der Heimkunft von einer seiner Wanderungen, sah Antonio sein Haus mit Bändern geschmückt; an den Wänden hingen Blumenguirlanden herab, die sich mit dem Weinlaube vermischten, welches der Wohnung Schutz gab, und in der mit grünen Reisern besteckten Thür stand eine Schaar von Nachbarinnen, welche der Matrone der Burg ihren Besuch abstatteten.

Der arme Künstler gewahrte alles dieses von Ferne, brauchte aber nicht erst lange nachzusinnen, um einzusehen, daß Giulia, die ihn schon mit zwei Töchtern beschenkt hatte, ihr drittes Wochenbett hielt. Er rannte eiligst seiner Wohnung zu, weilte einen Augenblick am Eingange, um die Madonna zu begrüßen und ein kurzes Gebet an sie zu richten, dann sprang er mit einem Satze die hölzerne Treppe hinauf, welche zu dem Gemache seiner Frau führte, und stand bald neben ihrem Kopfkissen.

„Es ist ein Knabe, Tonio, mein Tonio!" rief Giulia aus, als sie ihn erblickte; „der Himmel ist bei uns eingekehrt; der Knabe ist schöner als die Engel, schöner noch als Jesus!"

Antonio war außer sich vor Freuden: er hatte sich immer einen Sohn gewünscht, und zweimal hatte die Vorsehung seine Wünsche unerhört gelassen. Nun bezeugte er ihr seine Dankbarkeit aber auch so großartig, als seine Armuth es ihm nur gestattete. Die eine Hälfte seines Geldes ging in Messen, in Almosen, in Kerzen weg, und die andre diente zur Veranstaltung eines Festschmauses. Zwei Tage glich das Haus des Malers Antonio Rosa einem Born des Ueberflusses, dann wurde aber die Bedrängniß wieder größer als je; doch wurde darüber keine Klage laut und keine Reue geäußert. Die Zukunft wollte schon für Alles sorgen; das Kind war da, lebenskräftig und stark, und alle Welt las aus seiner Physionomie die Zeichen einer glücklichen Zukunft heraus. Antonio, so sagte man, würde ihm seine Kunst lehren; es würde ein Maler werden, ein großer Maler; es würde bald Meisterwerke malen, und diese Meisterwerke würden mit Ducaten belegt werden; es würde so schön werden, daß es die edelste Tochter Neapels zur Frau bekäme, und so tapfer und vom Glücke gekrönt, daß es Italien von dem verhaßten fremden Joche befreite. Man wußte gar kein Ende in dem, was das kleine Kind alles ausrichten sollte!

Giulia Grecca suchte zu Anfang den Lauf dieser Ideen und Hoffnungen nicht zu verändern; doch hatte sie längst ganz anders über die Zukunft ihres Sohnes entschieden: sie dachte ihm ein Bisthum zu, und hatte es also, wie man sieht, gut mit ihm im Schilde. Sie ließ den Enthusiasmus ihres Mannes sich von selber abkühlen, und arbeitete, so wie das Kind heranwuchs, mit der geduldigen Ausdauer, welche einen der Züge des weiblichen Charakters ausmacht, dahin, Antonio in den Kreis ihrer Ansichten hinein zu ziehen.

Als Salvator ein Alter von acht Jahren erlangt hatte, da entschloß sich Giulia, die Sache zur Sprache zu bringen. Sie war wohl auf einige Debatten gefaßt, aber sie hatte seit acht Jahren eine Antwort auf eins und alles in Bereitschaft.

Eines Morgens, als Salvator mit einigen anderen munteren Knaben seines Alters auf eine der Expeditionen ins Gebirge auszog, welche den Kindern hochherzigen Sinnes ganz besonders zusagen, weil sie eine Art von Heroismus voraussetzen, schaute Giulia Grecca ihm eine lange Zeit nach, und benutzte einen Augenblick, wo ihr Mann sie eben ansah, um eine große Thräne fallen zu lassen, die sie verheimlichen zu wollen schien.

„Aber was fehlt Dir denn, Giulia?" sagte Antonio da zu ihr.

— Mir? mir fehlt nichts; was sollte mir auch fehlen? antwortete sie.

„Als Salvator gestern fortgegangen ist, um zu spielen, da hast Du ihn lächelnd umarmt; heute sehe ich aber Thränen in Deinen Augen: worüber weinst Du denn, Giulia?

— Nun, ich weine ja nicht mehr; es ist schon vorüber, sagte sie, warf sich dann aber ihrem Manne in die Arme, und verbarg schluchzend ihr schönes Gesicht an seiner Brust.

„Giulia, meine Giulia!" rief der arme Mann nun aus, „liebst Du mich nicht mehr, da Du mir Deinen Kummer verhehlest?"

Giulia ließ sich lange bitten, ehe sie anders als durch halbunterdrückte Seufzer Antwort gab; endlich gestand sie aber dem Antonio, daß der einzige Grund ihres Kummers die Besorgniß sey, die Wahl der künftigen Bestimmung Salvators werde Unfrieden im Hause stiften.

— Du möchtest gern, sagte sie, daß er ein Maler würde, und das macht mich eben unglücklich. Wenn er ein Maler wird, da wird er arm seyn und sich quälen müssen wie Du, wie mein Bruder Paolo Grecco; er muß wohl selbst betteln gehn und im Elend umkommen. Wem kann es heutigen Tages, wo alles Gold Italiens den Tyrannen zufließt, wohl einfallen, Maler werden zu wollen? Ha! heilige Jungfrau, lass' ihn auch dein schönes Gesicht malen; in Zeiten wie diese bringt selbst dein Antlitz nicht immer einen Bissen Brod ein! Ei, Tonio, sieh, Du machst sogar, daß ich gotteslästerliche Reden

führe. Ich verliere den Kopf darüber, und werde auch noch meine Seligkeit darüber einbüßen. Ha! wenn Du wolltest wie ich, so gäben wir Salvator der Kirche; und wenn er auch nur ein gewöhnlicher Mönch würde, könnte er doch mindestens ein gemächliches Leben führen, und für uns beten. Aber würde ein Knabe, wie der unsrige ist, wohl Mönch bleiben? Er wird eines Tages die Bischofsmütze tragen, und ich habe ihn im Traume mit einem goldenen Krummstabe in der Hand gesehen.

Antonio Rosa ließ sich leicht überreden; dazu kam noch, daß das Malergewerbe in seiner Familie zwar seit einem Jahrhundert von Vater auf Sohn fortgeerbt war, daß aber der Vater wie der Sohn dabei nie auf einen grünen Zweig gekommen und immer arm gestorben waren. Er war es also zufrieden, daß Salvator einem der Familie befreundeten Mönche anvertraut wurde, dessen Kloster in naher Ferne zu sehen war, und da mußte das arme Kind den nächsten Tag seiner Freiheit und seiner ihm so lieben Landläuferei Valet sagen, um bei den Mönchen des heiligen Franciscus Latein zu studiren.

Sein scharfer Verstand erfaßte ohne Mühe die schroffen Elemente, welche den meisten Kindern so viel zu schaffen machen, die ihm aber nur eine interessante Neuheit waren. Er machte so reißende Fortschritte, daß man ihn schon in seinem zwölften Jahr fürfähig hielt, zu höheren Studien überzugehen. Um ihn darauf vorzubereiten, ließ man ihn den Summa theologiae des heiligen Thomas auswendig lernen. Von da ab entspann sich der Kampf zwischen der eigentlichen Berufung Salvators und der Zufallsbestimmung, die man ihm geben wollte. Sein Unabhängigkeitssinn empörte sich, und mehr als einmal täuschte er des Pförtners Wachsamkeit, um einen ganzen Tag mitten im Walde zuzubringen. Da ruhte er von den erdrückenden Studien des Klosters in den Armen des Schlummers, des Pflegevaters der Dichter aus, oder überließ sich der Improvisation; denn dies Kind fühlte schon die Regungen des Dämons einer lebhaften Phantasie und den Schauer von Chimairen, welche den Geist von Dichtern und großen Künstlern bearbeiten.

Jede seiner Fugen zog ihm eine Strafe zu. Aber was machte er sich daraus, wenn man ihn einsperrte? Er benutzte seine Haft, um ihr zu Ehren Verse zu dichten, oder auf den Wänden seiner Zelle die geliebten Berge seines Landes zu zeichnen. Eben so wenig fürchtete er es, wenn er zu einer Diät von trocknem Brode verurtheilt wurde; denn der muntere Knabe erfreuete sich der geheimen Gunst des Mönchs, welcher der Küche vorstand. Die einzige Strafe, die er fürchtete, das war die Peitsche, nicht der Schmerzen wegen, sondern weil sich sein Stolz wider das Schimpfliche einer solchen Execution empörte. Doch wurde sie ihm eines Tages zuerkannt, weil er auf der Wand eines Corridors mit Kohle eine groteske Prozession gezeichnet hatte, in welcher sämmtliche Mönche des Klosters figurirten. Von vier kräftigen Fäusten gepackt und gewaltsam niedergeworfen, erlitt er, ohne eine Miene zu verziehen, und mit demselben Stoicismus, mit welchem Mucius Scävola seine rechte Hand verkohlen sah, die über ihn verhängte Züchtigung. Nach zwanzig abgemessenen Hieben wurde ihm gestattet, seinen durch die grausame Strafe in Unordnung gerathenen Anzug wieder zu ordnen. Damit fertig, schwang er sich dann aber zu einem Fenster hinauf, und sprang, die Mönche, die ihn festhalten wollten, mit einem Stylett bedrohend, entschlossen zum Kloster hinaus, unter dem Schwur, daß man ihn dort nie wieder sehen sollte.

Statt aber zur väterlichen Wohnung zurückzukehren, suchte er zu Neapel seinen Onkel Paolo Grecco, den Vertrauten aller seiner Leiden auf. Paolo Grecco hatte den Weg, den man mit Salvator eingeschlagen war, nie gebilligt, aber gern dessen natürliche Anlagen zur Malerei entwickelt oder mindestens doch angefeuert. Ihm war der Gedanke unerträglich, ihn einst mit einer Mönchskutte angethan zu sehn.

„Ich werde Dich schon mit Deinem Vater aussöhnen," sagte er zu ihm, „und wenn es nur auf mich ankommt, so darfst Du darauf rechnen, daß Du ein Künstler und nicht ein Mönch werden wirst; aber es ist nothwendig, daß Deine Familie sich daran gewöhnt, Dich seltener zu sehen, und daß sie Dich unter irgend einem Vorwand nach Neapel kommen läßt; doch es darf nichts übereilt werden. Zeige Du Dich ganz und gar unterwürfig, und lass' mich nur machen!"

Dank der Gegenwart seines Onkels, der ihm feurig das Wort redete und am Ende dem Vater das Anerbieten machte, die Pension bei den somaskischen Patres für ihn bezahlen zu wollen, war Salvators Rückkunft zu Renella minder stürmisch, als er es gefürchtet hatte. Das Kloster der Väter von Somasca war eine ausgezeichnete Schule, wo junge Leute aus angesehenen Familien in den Wissenschaften unterrichtet wurden, und da es zugleich eine Schule der Theologie war, so ließ sich auch Salvators Mutter bewegen, auf den Vorschlag ihres Bruders einzugehen.

Salvator kam also zu den Vätern von Somasca. Hier ging er nun mit Eifer an das Studium der klassischen Literatur: Homer, Virgil, Horaz und der geläuterte Dante waren seine Wonne, und sie machten ihm seine abermalige Gefangenschaft so erträglich, daß er ihrer kaum inne ward. Da seine Mutter aber seinen Gebietern empfohlen hatte, ihn immer auf dem Wege der Bestimmung zu erhalten, die von ihr für ihn auserseben worden war, so wurde er eines Tages dem Cultus der anmuthigen lateinischen und griechischen Literatur entrissen, um sich neuerdings der ihm widerwärtigen Theologie zuzuwenden. Vergebens thaten die somaskischen Patres alles Mögliche, ihn in dem Schooße dieser schönen Wissenschaft zurückzuhalten, Salvator wollte von dem Summa theologiae des heiligen Thomas nie mehr wissen als die Ueberschrift. Albert der Große, den man als letztes Reizmittel anwandte, hatte keinen besseren Erfolg. Verdammt, dessen famose Fragen zu studiren, hatte Salvator deren Blätter herausgerissen, und statt ihrer die des Petrarca wieder eingeklebt. Das war den somaskischen Brüdern jedoch zu arg, und sie gaben ihrem widerspänstigen Jünger den Laufpaß.

(Fortsetzung folgt.)

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Ankunft und Aufenthalt in Kopenhagen.

(Vom 24. Juli bis 2. Sept. 1724.)

Nachdem die lübecker Gäste ihre Pässe abgegeben, begaben sie sich in ein nahe beim Zollhause belegenes Wirthshaus, von wo aus Madame Heineken dem königl. Hofmaler Holm ihre Ankunft melden ließ. Christian lag in den Armen der Amme und schlief, als aber bald darauf der Schiffer das Reisegeld abforderte, erwachte der Kleine über das Geldzählen und sagte: „Schau, ist unser Lootsen da? Der weiß wohl, rebus in humanis regina pecunia nauta est" (Geld regiert die Welt). — „Ja, das ist ein wahres Wort, entgegnete der Seemann lächelnd und nahm Abschied von seinem kleinen Passagier.

Gleich darauf erschien der Hofmaler.

„Mein Hr. Holm", — redete das Kind ihn an — „ich freue mich über Ihre Ankunft bei uns und daß ich die Ehre erlange, Sie kennen zu lernen."

Der Maler dankte kurz, bat Madame Heineken mit ihrer Gesellschaft von seinem Wagen Gebrauch zu machen und nahm von dem Kleinen weiter keine Notiz, weil er meinte, das Kind habe das Compliment auswendig gelernt. Aber Christian fuhr unterwegs, als sie das Zollhaus passirt waren, fort und fragte: „Hr. Friedrich Holm, sind wir nun in Kopenhagen?" — Der Maler bejahte es freundlich und fragte zurück, ob Christian schon früher etwas von der Stadt erfahren habe. „O ja" — versetzte das Kind — „ich habe davon gehört. Waldemar hat es erbaut, der hat auch Danzig erbaut." — Nun erst nahm der Maler mehr Notiz von dem Kinde, öffnete die Wagenfenster und zeigte auf den Wall, indem er fragte: Was ist das für ein Ding? — „Vallus oder Agger," entgegnete der kleine Philosoph und indem er weiter um sich blickte und die Bastei erblickte, rief er freudig: „O da ist ein propugnaculum in securitatem." In diesem Augenblick gingen einige Soldaten vorüber. „O schauen Sie, Madame," sagte Christian, sich nach der Mutter umblickend, „da sind milites!" Und nun zählte er nach der Ordnung die ganze Kleidung der Soldaten nebst ihren Wehren, ohne Anstoß her. Der Maler etwas erstaunt darüber, wandte sich zur Mutter: „Madame, woher weiß das kleine schwache Kind das Alles?" — „Da das Kind Ihnen gewiß noch näher bekannt werden wird" — erwiederte die Mutter — „so wollen wir jegliche Erklärung bis später aufsparen." — Der Maler begnügte sich mit dieser Antwort und zeigte dem Kleinen das am Wege im Charlottenburger Garten stehende Bildniß des Königs Christians V. zu Pferde, ihn fragend: „Hast Du auch etwas von diesem Könige gelernt?" Aber statt der Antwort zählte er alle oldenburgischen Könige nach der Reihe her. — Nach wenigen Augenblicken waren sie auf dem Amacker-Markt. Als Christian die Gärtnerinnen dort sah, zeigte er mit der Hand hin, sagend: „Schau, schau! Da sind flores et olera!" (Blumen und Gartengewächse.) —

Unter solchen Gesprächen hatten sie des Malers Wohnung erreicht. Hier wollte Madame Heineken mit ihrem Sohne ganz in der Stille wohnen, bis der Kleine bei dem Könige Audienz gehabt. Aber die Reisegefährten machten der guten Frau einen Strich durch die Rechnung: sie posaunten in der Stadt aus, daß das Lübecker Wunderkind in Kopenhagen sei und bald ließen sich mehre vornehme Personen anmelden, um den Kleinen in Augenschein zu nehmen. Darüber erschrak aber die Hauseigenthümerin sehr, um so mehr, da ihre Söhne meinten, der neugierige Pöbel könne leicht mit Gewalt ins Haus dringen, und wenn man nicht gutwillig öffne, dasselbe stürmen. Die Wittwe eilte daher in ihrer Angst gleich zu Madame Heineken, um sich nach der Wahrheit dieser Aussage zu erkundigen. Aber Madame Heineken beschwichtigte die ängstliche und besorgte Frau dermaßen, daß diese beruhigt und entschuldigend sich empfahl und alles Mögliche aufzubieten versprach, dem kleinen Gast nützlich zu sein. Doch wurde diese Fürsorge nicht lange mehr in Anspruch genommen, indem schon am andern Tage der Maler Holm sein schönes Haus den Gästen anbot, was mit Dank angenommen wurde. Hier blieb die Familie Heineken so lange sie in Kopenhagen war.

Die dänische Luft bekam dem Kleinen ganz außerordentlich gut, so, daß er beinahe sichtlich gesünder und stärker wurde und nicht nur wieder allein gehen, sondern auch geschwind laufen konnte. In dieser Zeit lernte er zum Zeitvertreib, wie sein Lehrer sich ausdrückt, die Geschichte Frankreichs und Schwedens so fertig, daß er solche, wenn es verlangt wäre, wie ein Professor vorgetragen hätte. Ueber seinen Diät erfahren wir Folgendes: Wenn die Milch seiner Amme nicht ausreichte, nahm Christian anfangs etwas Thee, dann einen dünnen aus Reis und Milch gewonnenen Brei, später ein Süppchen von Weißbrot und Bier, mit Zucker versüßt. Da aber seine Strohhalmsfingerchen den Löffel nicht selbst festhalten konnten, so mußte Alles ihm zum Munde gebracht werden, was er aber nie kauete, sondern so wie es der Mund empfangen, dem Magen zuführte. Ihn diese erste Verdauung zu lehren war bei aller Mühe unmöglich. Verschiedene reiche Leute luden den kleinen Lübecker zu Gastmahlen ein, aber er schlug sie aus. An lebendigen Ochsen und Schafen, an grünen Kräutern und Blumen in Gärten und auf Wiesen hatte er mehr Freude, als wenn solche zubereitet auf der Tafel standen.

Einst nahm der Maler Holm den Kleinen mit nach dem unweit von Kopenhagen liegenden königlichen Lustschlosse Friedrichsberg. Auf dem Wege dahin führte unser Christian allerlei liebliche Selbstgespräche mit Bäumen, Feldblumen, Thieren rc.; als sie aber auf den Ulefeld'schen Platz gekommen, fragte er plötzlich: „Ei, nun laßt uns sehen, ob die Schandsäule darauf zu sehen ist?" Und kaum hatte er sie erblickt, so rief er: „O sur mon honneur! Da stehet sie! „Dem verrätherischen Korfitz

Ulefeld zur ewigen Schmach und Schande!" (So lautet nämlich die Inschrift der Säule.) — Als die königl. Oberhofmeisterin, Frau v. Grabau, erfahren, daß das gelehrte Lübecker Kind in Friedrichsberg sei, ließ sie es einladen, zu ihr zu kommen. Die Dame saß in Gesellschaft anderer adeligen Damen und Herren bei Tafel, als Heineken auf dem Arm seiner Amme ins Zimmer getragen wurde. Die Anwesenden guckten alle voll Neugierde auf den Angekommenen, nahmen ihn eine nach der andern auf den Schooß und boten ihm Leckereien an. Aber Christian schlug solche aus und hatte bald lange Weile. „Ma Comtesse, permettés moi la liberté, je me promenerai un peu" — sagte er und spazierte ungezwungen im Salon auf und ab, während man ihn etwas aus der Geschichte, Geographie und Genealogie fragte. Nun war der Knabe in seinem Elemente. Er sprach über Dänemark, Frankreich, England ꝛc., daß es alle Damen in Erstaunen setzte und einige gar meinten, das habe das Kind nicht erst gelernt, sondern Alles schon mit auf die Welt gebracht. Beim Weggehen fragte ihn der Kammerdiener, der während der Tafel aufgewartet: „Monsieur, wie heiße ich?" Da sah Christian ihn einige Minuten lächelnd an und sagte: Pedissequus!" (Lakei.) — Daß also unser Heineken das Heucheln nicht verstand, ersehen wir hieraus hinlänglich. Ja galt bei ihm ja, nein hieß nein. War er nicht bei guter Laune, so sagte er gerade heraus: ich habe jetzt keine Lust zu reden. Einst konnte kein Mensch ein Wörtchen von ihm herausbringen, da gelang es seinem Lehrer durch folgendes Kunststück. Er höhlte einen Apfel heimlich aus, füllte ihn dann mit Asche und sagte zu seinem Schüler: Hier habe ich so eben einen Apfel vom todten Meer her erhalten. Gleich war der Kleine munter, er arbeitete mit Händchen und Füßen zugleich, um den Apfel zu sehen. Als er ihn bekommen, besehen und aufgeschnitten, forderte er seinen Atlas, um zu sehen, welchen Weg der Sodomsapfel genommen, um nach Kopenhagen zu kommen. Und bei einer solchen Reise wurde dann nicht wenig Geschichte und Merkwürdiges erzählt. Durch diese und ähnliche Methoden war es dem Lehrer möglich geworden, den Kleinen aufzumuntern, wenn seine Lebensgeister zu schlummern schienen.

Am 12. August, Nachmittags 5 Uhr, nachdem Christian sich einige Stunden mit der Genealogie beschäftigt hatte, lief er nach der Küche, wo die Amme war, um zu sehen, wie er sagte, was Sophie so lange in der Küche zu schaffen habe. Mutter und Lehrer waren eben mit einem Bekannten in ein Gespräch verwickelt und ahnten nicht, in welcher Todesgefahr er sich befand. In der Küche angekommen, forderte er ein Ruder, um in dem Wasser, was in einer Wanne stand, zu rudern. Die Amme gab ihm ein kleines Hölzchen und setzte sodann ihre Arbeit fort. Christian plätscherte nun in dem Wasser und declamirte dabei das 90. Kap. der gemalten Welt, von Schiffbrüchen, her. Plötzlich aber stockte seine Stimme und man hörte nur das Geklapper der Teller und Schüssel, welche die Amme auswusch. Diese blickte endlich hinter sich und schrie: „O Jesu Christ!" Das arme Kind steckte über Kopf in einem vollen Wassereimer und mochte wohl gegen 3 Minuten darin gesteckt haben. Die Amme ergriff schnell das Beinchen und zog den Kleinen wieder heraus. Mutter und Lehrer eilten auf das Geschrei besorgt herbei und standen wie vom Blitz getroffen, als sie Christian über und über von Wasser triefen sahen, lebten aber wieder auf, als sie an ihm nicht die kleinste Veränderung wahrnahmen. Sie trockneten nun eiligst mit ihren Taschentüchern das Gesichtchen und dankten Gott für seinen gnädigen Schutz. Nachdem der Kleine die Sprache wieder bekommen, erzählte er den Hergang, daß er ausgeglitscht sei, und als die Mutter ihn nach seinem Befinden befragte, sagte er: „Gottlob recht gut, Mama. Aber sehen Sie, wie ich so naß bin." — Die glückliche Mutter weinte Freudenthränen. Und während nun der Gerettete getrocknet und angezogen wurde, verlangte er seine historischen Karten, um zu sehen, wie Heinrich IV. in den Rhein gesprungen und wieder herausgekommen sei. Als er nun die Historie angesehen, zeigte er auf den Kaiser und sagte: „Da ist Heinrich IV. Der ist ins Wasser gesprungen, ich aber bin hinein gefallen." — „Gottlob" — entgegnete die Mutter — „daß Du auch glücklich wieder herausgezogen bist!" Und als später der Maler Holm ihm Glück zu seiner Lebensrettung wünschte, erwiederte der fromme Knabe, indem er die kleinen magern Händchen faltete: „Sit soli summo gloria summa Deo!" (Nur Gott allein die Ehre!) —

Der König war etwas unpaß geworden, hatte sich aber jetzt wieder erholt, weshalb v. Schöneich mit dem Maler Holm zu dem Geheimen Kammersecretair Lüders fuhr, um durch dessen Vermittelung die gewünschte Audienz sobald als möglich zu bewirken. Der Secretair äußerte, daß der König selbst schon ein Verlangen habe, das berühmte Kind zu sehen und zu sprechen, aber wegen überhäufter Staatsgeschäfte seinen Wunsch noch auf einige Tage hinausschieben müsse. Als Holm dem Kleinen den erhaltenen Bescheid mitgetheilt, sagte dieser: „Weiß nun König Friedrich IV. von mir? Er kann auch wohl wissen, daß ich hier bin, denn regum aures et oculi multi." (Große Herren hören und sehen viel.) — Allein die so sehnlichst erwünschte Audienz wurde noch länger hinausgeschoben, als Christian, der von dem Hofleben natürlich keine Idee hatte, erwartete, und als sein Lehrer ihm deshalb Geduld anrieth, erwiederte Monsieur Heineken: „Ich will warten, aber — patientia est rara virtus, das Blümchen Geduld wächs't nicht in allen Gärten." — Endlich nach langem Harren ging dann die Nachricht ein, der König habe den 4. September zur Audienz auf dem königl. Jagdschlosse Friedensburg angesetzt. Das Kind war gerade etwas unpäßlich und litt an den Zähnen, als es aber diese Nachricht erhalten, rief es, plötzlich aufgelegt, aus: „O nun! venit post multos una serena dies!" (Nach trübem Wetter bricht ein klarer Tag herein!) —

(Fortsetzung folgt.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 40. Sonnabend, den 17. Mai. **1851.**

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Französische Dichter der neuesten Zeit. *)

Uebertragen von F. J. Freiholz.

Des Dichters Liebe.

Nach A. Audebert (La Semaine 1851 Bl. 1).

Der Blume neide ich die süßen Düfte,
Mit denen sie dein weiches Haar umkränzt;
Der Morgensonne neide ich die Strahlen,
In deren Wiederschein dein Auge glänzt;
Das leichte Lüftchen neide ich, das spielend
Und leise zitternd, neckisch dich umringt;
Die Silberwelle neide ich, die bebend
In weichen Falten sanft sich an dich schmiegt.

Den Schleier neide ich, der deine Züge,
Für die mein Herz schlägt, feindlich mir entzieht;
Den bleichen Stern beneide ich, der freundlich
Mit süßem Lächeln auf dich niedersieht;
Des Abends Stimme neide ich, die flüsternd
Den Schlummer sanft an deine Augen hängt;
Den kühlen Graspfühl neide ich, der schwellend
Dich oft allein in seinem Arm empfängt.

Den Vogel neide ich, dess' klagend Singen
In deiner Brust zu wiederhallen schien,
Denn Alles scheint dem liebersüllten Herzen
Von seinem Glücke etwas zu entziehn.
Verzeihe! daß auch bei den heil'gen Küssen
Der Mutter, Neid in meiner Seele lebt,
Ich neide selbst die demuthvolle Bitte,
Die hin zu Gott auf Glaubensflügeln schwebt.

Arme Blume! Armes Mädchen!

Nach A. Levain (La Semaine 1850 Bl. 49).

Arme welkende Rose,
Die ich heute geseh'n
Thauig übergossen
Im Altarkleide stehn.
O warum neigt sie die Krone zu Grabe?
Was ist das Farbe und Duft ihr verdirbt?
O Rose, die ich bewundert einst habe:
Die Sonne kam, versengte sie, — sie stirbt!

Armes weinendes Mädchen,
Das ich als Kind gekannt,
Das so hold gelächelt
Sonst im Unschuldgewand.
Was soll die Thräne im Auge bedeuten?
Wer hat die Stirne mit Schmerzen besät?
Jungfrau, der Unschuld verdoppelt die Freuden:
Süß schien ihr Liebe, brach sie, — sie vergeht!

*) S. Bl. 61 des vorigen Jahrganges d. Bl.

Arme Blume! Armes Mädchen!
Einen Tag nur habt ihr geblüht,
Fliehet weg vom Glanz des Lebens,
Den Schein der Sonne und Liebe flieht!
Sucht in der Aue sanft grünenden Wogen:
Sie, die Liebe gekannt, in die Sonne geseh'n,
Es sind jetzt beide entblättert, gebrochen,
Einen Tag nur konnt Jungfrau und Blume besteh'n.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Entvölkerung.

Es ist eine fast allgemein eingewurzelte Meinung, daß die Emigranten die großen Leiden, die sie ertragen mußten, selber verschuldet hätten, einmal durch ihre Widersetzlichkeit gegen die Einführung liberaler Institutionen, und zweitens, weil sie gegen ihr Vaterland zu den Waffen gegriffen.

Dieses ist jedoch eines der böswilligsten Vorurtheile, welche der Parteigeist je der Geschichte in die Feder dictirt hat. Die Emigranten, welche aus Haß gegen die Reformen den väterlichen Heerd verließen, oder sich unter die Fahnen Condé's stellten, betrugen nicht den vierzigsten Theil der gesammten Auswanderung. Nach dem Namensverzeichniß der Emigranten-Armee, welches sich der Convent verschafft hatte und das er drucken ließ, zählte diese Armee an Leuten unter Waffen nicht über 5000 Mann, und doch enthielten die Listen der Emigranten, als, durch den Beschluß vom 15. November 1794, die früheren Gesetze über die Auswanderung erneuert und generalisirt wurden, mehr als 200,000 Namen, die größtentheils Mönchen, Priestern, Nonnen, Greisen, Frauen und Kindern angehörten.

Die politische Bedeutung und der wahre Sinn aller Gesetze über die Emigration findet sich sehr klar in den Berichten ausgesprochen, welche Saint-Just unterm 10. October 1793 über die revolutionaire Regierung und unterm 26. Februar 1794 über die eingekerkerten Personen abgestattet hat. „Man muß," sagte er, „die Feinde des Volkes arm machen, damit sie nicht mit ihm concurriren . . . . . Die Revolution führt uns dahin, als Princip zu erkennen, daß derjenige, der sich als Feind seines Landes bewiesen hat, in demselben nicht Grundeigenthümer seyn darf. . . . Das Besitzthum der Patrioten ist geheiligt, die Güter der Verschwörer aber sind zum Besten aller Nichtbegüterten da." Nach diesem Princip geschah es denn auch, daß mehr als 200,000 Namen auf die Emigrantenliste gesetzt wurden.

Die Führer der Revolution wollten gleich Octavio und Sylla Güter zum Austheilen unter ihre Anhänger haben. Fünf Tausend jüngstgeborne Söhne der größeren Familien unter den Conde'schen Fahnen hätten dem Raube nur eine magere Beute dargeboten. Deßhalb ließen die Terroristen, während sie die Beschuldigung, das Vaterland mit den Waffen in der Hand überzogen zu haben, auf die gesammte Emigration anwendeten, es sich angelegen seyn, deren Reihen durch mehr als sechszig successive Decrete um eine Masse Individuen zu vergrößern, die nicht zum Kampfe, wohl aber um ausgeplündert zu werden geeignet waren, als: ausgewanderte Väter, Mütter, Kinder.

Vermöge dieser gegen die wirklichen oder fingirten Emigranten organisirten Hetze, und angefeuert durch die für Angebereien ausgesetzten Prämien, machten die Führer der Revolution in Zeit von vier Jahren, von Anfang 1792 bis Ende 1795, eine Beute an Grundeigenthum von circa 7 Milliarden, worunter 5 Milliarden auf dem Festlande und 2 Milliarden auf den Colonieen.

Diese monstruose Spolirung hatte man unter dem Vorwande gemacht, eine Milliarde Nationalgüter an die Soldaten zu vertheilen, die Bettelei abzuschaffen, und jeden dürftigen Patrioten vor dem Darben zu sichern. Aber die Gier, durch welche dieser riesige Raub unterstützt worden war, sah sich getäuscht; die Bettelei nahm zu, ja sie erstreckte sich sogar auf die verkrüppelten Soldaten, die man durch lügnerische Verheißungen hintergangen hatte: die Armee bekam nichts, nicht einmal Schuhe und Brod noch Löhnung, und was die eigentlichen Revolutionnairs betrifft, so bekamen sie selber von der Beute nur das, was sie zu stehlen Gelegenheit fanden; doch haben sie sich, wenn Saint Just zu glauben ist, in dieser Weise aufs Beste bedacht.

Die Emigration kam also den Revolutionnairs sehr gelegen, und sie hatten es gleich in den ersten Monaten von 1789 kein Hehl, daß sie sich in die Schlösser und Domainen des Adels theilen wollten. „Nie ist den Siegern", sagte Camille Desmoulins, „eine reichere Beute geboten worden. Vierzig Tausend Paläste, Hôtels, Schlösser; zwei Fünftheile der Güter Frankreichs, die zu vertheilen sind, werden der Preis der Tapferkeit seyn." Auch suchte man weit mehr zur Emigration anzureizen, als sie zu hemmen. Am 16. October 1791 erließ Ludwig XVI. eine Proclamation an die Emigrirten, in welcher ihnen befohlen wurde, in ihr Vaterland zurückzukehren; aber denselben Tag besudelte Jourdan, der Kopfabschneider die Mauern der Glaçiere*) des Schlosses von Avignon mit breiten Blutstreifen, die noch heutigen Tages nicht verwischt sind. Die Avignoneser Familien, die sich nach der Schweiz oder nach Italien zurückgezogen hatten, erhielten demnach gleichzeitig den Befehl des Königs, zu ihrem Heerde zurückzukehren, und die Gewißheit, erwürgt zu werden.

So wurden die Familien, nach deren Beraubung man ein Gelüste trug, durch die öffentlich und straflos verübten Mordthaten an Kaufleuten, Magistratspersonen und Priestern successive in die Flucht gejagt. Aus Montpellier wanderten im November 1791 an einem einzigen Tage 600 Familien aus, und nach dem Terrorismus vom 10. August 1792 reducirte sich die Zahl der in Paris anwesenden Mitglieder des gesetzgebenden Corps von 745 auf 284.

Im Elsaß war es auf eine Entvölkerung im Großen abgesehen, und die beiden scheußlichen Proconsuln Schneider und Monnet, welche mit zwei Guillotinen das Land durchzogen und es decimirten, setzten alle Welt so in Schrecken, daß im Winter 1793 50,000 Landleute, mit ihren Greisen, Frauen und Kindern auswanderten. Noch im August 1797 hatten sie es nicht erlangen können, auf den verhängnißvollen Listen gestrichen zu werden.

---

*) So wird einer der Thürme in dem alten päpstlichen Schlosse genannt.

Diese, durch ein Decret vom 17. November angeordneten, und durch ein folgendes Decret vom 12. Juli 1793, das den Denuncianten den zehnten Theil der zu confiscirenden Güter zusprach, sanctionnirten Emigrantenlisten gewannen successive einen furchtbaren Umfang. Die Eifersucht, die Habgier, die Rache, alle diese gräulichen Leidenschaften spielten dabei eine Rolle. Nachdem die wirklichen Emigranten darauf eingetragen worden waren, schrieb man auch imaginaire Ausgewanderte hinein. „Jede Gemeinde," sagte Portalis, „vergrößerte das Emigrantenverzeichniß mit den Namen der Grundeigenthümer, die nie auf ihrem Gebiete gewohnt hatten und anderswo domicilirt waren. . . . . . Mehrere Departements erklärten ohne weiteres alle diejenigen ihrer Mitbürger, die nicht in diesen Departements selber lebten, für Emigranten, und so wurden Familienväter, die nie ihren Heerd, Greise, die seit Jahren nicht das Bett, und Volksrepräsentanten, die nie ihren Posten verlassen hatten, als solche bezeichnet.

Die Zahl der von den Volksgesellschaften fälschlich als Emigranten Angegebenen belief sich im Jahr 1796 auf 70,000, und Dubreuil, der Deputirte von Aveyron, bewies dem Rathe der Fünfhundert am 24. August, daß sein Departement statt der 1005 Emigranten, die auf den Listen angegeben worden waren, deren nur Sechs hatte.

Alle diese Unglücklichen sahen sich ihrer Besitzungen wegen proscribirt, so wie es dem Q. Aurelius seines Hauses zu Alba halber unter der Tyrannei des Sylla erging. Man kann sich einen Begriff von der entsetzlichen Hekatombe machen, die der revolutionairen Habgier zum Opfer gebracht wurde, wenn man bedenkt, daß alle diejenigen, die, mit Recht oder Unrecht, als Emigranten bezeichnet waren, ohne weiteren Prozeß 24 Stunden nachdem zwei Bürger von anerkanntem Bürgersinn und in einer benachbarten Commune ansässig, ihre Identität constatirt hatten, das Schaffott besteigen mußten.

Die Revolution war ohne Erbarmen für die Emigration, weil die Habgier ihr Inneres verzerrt hatte. Die Geschichte hat kein zweites Beispiel von einer solchen Raubgier unter dem Deckmantel von Theorieen aufzuweisen: die Verbannten aus Sparta wurden nach 27 Jahren wieder in den Besitz all ihrer Güter gesetzt; die schottischen Verbannten erhielten im Jahre 1798 die Domainen wieder, die sie im Jahre 1745 verloren hatten; ja selbst die Protestanten, die durch die Zurücknahme des Nanteser Edicts, jedoch ohne gänzliche Confiscation ihres Eigenthums vertrieben worden waren, erhielten im Jahre 1790 die Besitzungen wieder, welche man mit den Domainen vereinigt gehabt hatte.

Der Krieg.

Die Zusammensetzung der Armee selber war es, womit die durch den Krieg herbeigeführte Entvölkerung begann; in solch einem Grade hatte der Revolutionsgeist ihre Organisation tödtend und verheerend gemacht.

Die vormaligen Truppen Frankreichs, von Ludwig XIII. ab, hatten sich stets aus Leuten recrutirt, die freiwillig und aus Lust am Soldatenleben Dienste nahmen. Der Soldat schrieb sich also hauptsächlich aus den Städten her, mit der Beigabe von einigen wenigen Bauerburschen, die sich etwas in der Welt versuchen wollten. In jener Zeit wurde die Vermehrung des Menschengeschlechts durch das Personal eines Militairs, welches sich aus dem unruhigen, und unstäten Elementen der Bevölkerung herschrieb, wenig gefährdet. Gleich den Mönchen, wenn auch aus anderen Gründen, würden die Soldaten der vormaligen Armeen, wenn sie auch in der Gesellschaft geblieben wären, darum doch keine Familienväter geworden seyn.

Zum ersten Mal wurden die Armeen der Revolution aus dem Herzen der Landbevölkerung und der ansäßigen Leute gegriffen, welche unter der Monarchie jährlich nur 10,000 Milizen für das ganze Königreich zu stellen gehabt hatten. Die Conscription, die Requisitionen, die partiellen oder die massenweisen Aushebungen trafen den Bauernstand, den kleinen Grundeigenthümer, den kleinen Bürger, und mähte die gesammte ruhige, geregelte und arbeitsame Jugend in dem Alter von achtzehn bis fünf und dreißig Jahren weg, die bis dahin gearbeitet und gesammelt hatte, und die sich verheirathet haben würde.

Ja selbst Kinder waren, wie der General Jourdan es im Rathe der Fünfhundert erklärte, mit zur Conscription gezogen worden. Diese schwächlichen, halbreifen Naturen waren aber den Strapazen des Krieges, durch mangelhafte Bekleidung und dürftige Nahrung, eine Folge der gräulichen Vergeudungen,*) über die Saint-Just klagte, ohne ihnen wehren zu können, noch vergrößert, nicht gewachsen.

Es waren also fünf bis sechs Generationen der friedlichen und der Fortpflanzung fähigen Jugend des flachen Landes, welche der Convent in den Jahren von 1792 bis 1795 elend in den Armeen umkommen ließ, weniger durch den Feind, als durch Hunger und Kälte aufgerieben, und Frankreich hätte, eben so wie Perikles, als er den jungen Athenienſern, die in dem peloponnesischen Kriege gefallen waren, eine belobende Trauerrede hielt, sagen können: „Die Armee hat ihren Frühling verloren!"

Die Feldzüge von 1792 bis und einschließlich 1793, die ohne Fußzeug und ohne Lebensmittel gemacht wurden, sind wohl, mit Ausnahme dessen von 1812, die mörderischsten gewesen, von welchen die Militairgeschichte ein Beispiel aufzuweisen hat. „Ihr habt 100,000 Mann im Grabe," sagte Saint Just am 10. Oct. zu dem Convent, und doch hatte er noch nicht die volle Wahrheit gesagt, wußte sie vielleicht auch nicht selber. Der Heilsausschuß ließ um das Ende von 1794 einen Status über die Armeen drucken, und aus diesem officiellen Actenstücke ergab sich, daß der Krieg der verflossenen drei Jahre Frankreich schon 800,000 Mann gekostet hatte.

*) Man würde kein Ende finden, wenn man alle die Diebereien aufzählen wollte, welche bei den Armeen des Convents und Directoriums begangen wurden. Wir haben jedoch geglaubt, nach einem Journal jener Zeit, dem Le Thé vom 10. Juli 1797, ein Verzeichniß der täglichen Ration eines Brigade-Chefs der Sambre- und Maas-Armee mittheilen zu müssen. Dieselbe bestand aus 8 ℔ Rindfleisch, einem Hammel, einem Kalbe, 24 Eiern, 24 Weißbroden, 3 Schwarzbroden, 3 ℔ Zucker, 3 ℔ Butter, 1 ℔ Caffe, 26 Flaschen Wein, 1 ℔ Taback, ꝛc. ꝛc.

Ohne in der Geschichte der Entvölkerung im Innern mitzuzählen, was die Bürgerkriege, die Belagerungen von Lyon und Toulon, die totale Zerstörung der Stadt Bedouin dazu beigetragen haben, schlagen die glaubwürdigsten Schätzungen die Zahl der Personen jeden Alters und Geschlechts, welche in den eilf Departements der Vendee, die der Schauplatz des Krieges gewesen, umgebracht worden sind, auf nicht weniger als 4 bis 500,000 Seelen an. Die Revolution erreichte während dieser Kriege den höchsten Grad der Grausamkeit und des Cynismus in der Zerstörung und der Tödtung.

Nach dem, was man die Pacificirung der Vendee durch den General Hoche nannte, konnte ein Repräsentant dieses unglücklichen Landes im Rathe der Fünfhundert die erschütternden Worte sprechen: „Ich bin ein Entronnener aus dieser Heerde von Männern und Frauen, die in der Revolution activ oder neutral, Patrioten oder Rebellen gewesen sind, seit drei Jahren unter Gräbern umher irren, von Brod leben, das aus der Asche ihrer Häuser und den Gebeinen ihrer Freunde gebacken, mit ihren Thränen genetzt ist.“ Und diese Worte waren begründet: die Pacificirung war über den Trümmern von niedergebrannten 20 Städten und 1800 Dörfern zuwege gebracht worden, und Hoche hatte trotz seiner republikanischen Tugenden nur den Ausspruch des Tacitus: „Ubi solitudinem faciunt, pacem appellant“ (wenn sie ein Land entvölkert haben, so sagen sie, daß sie ihm den Frieden gegeben hätten) verwirklichen können.

Es würde gegenwärtig überflüssig seyn, im Detail anzugeben, welcher Mittel man sich zur Entvölkerung der eilf Departements längs der Loire bediente. In dem Departement der Sarthe wurden an einem Tage 1200 Personen erschossen, und in dem der Eure und Loire wurden während der Belagerung von Angers deren zwischen 3 bis 4000 in gleicher Weise gemordet oder ersäuft. Ob sie zum Feuer oder zum Wasser greifen sollten, das war das Einzige, worüber die Henker unschlüssig waren.

Ein so gräulicher Mißbrauch im Tödten hatte in den Herzen der Menschen jedes Zartgefühl und Erbarmen erstickt. So hatte ein General sein Gemach mit, den Vendeern abgeschnittenen und seinen Soldaten mit 20 Fr. das Paar bezahlten, Ohren tapezirt, und der Heilsausschuß vor dem 9. Thermidor einem Speculanten das Schloß Meudon überlassen, um darin eine Gerberei von — Menschenhäuten anzulegen. Das Beispiel zu solchen Scheußlichkeiten war von Rolland, der dazu rieth die Leichen der Angehörigen auszubraten, um daraus Brennöl zu gewinnen, und von Brissot, der nachzuweisen suchte, daß unter gewissen Umständen Schlachterschrangen von Menschenfleisch angelegt werden könnten, ausgegangen. Die scheußlichsten Excesse des Terroristenregiments erreichten demnach doch die philosophischen Lehrsätze der Girondistenpartei noch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Biographien
berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Es herrschte ein großer Jammer zu Renella, als man hörte, daß Salvator nun ganz entschieden den Priesterrock in die Nesseln geworfen hatte; daß er auf immer auf den Doctorhut Verzicht leistete, und auf dem Wege zum Bisthum keinen Schritt mehr thun wollte. Seine Mutter war darüber untröstlich, doch mußte sie es schon zugeben, daß er in Neapel blieb, weil sein Onkel, der keine Kinder hatte, ihn unter dieser Bedingung so lange nähren und erhalten wollte, bis es ihm möglich geworden sey, für sich selbst zu sorgen.

Unter der Leitung von Paolo Grecco lernte Salvator sehr bald den Pinsel handhaben; das war aber auch Alles, worin ihn sein Onkel unterweisen konnte. Salvators wahrer Meister das war die Natur, die er anbetete, und bei der er sich Zeit seines Lebens Rath erholte. Seine größte Glückseligkeit war, auf dem Golf von Neapel zu schiffen, oder die Seiten des Vesuvs zu erklimmen, und wenn Paolo ihm den Vorwurf machte, daß er nicht genug studire, so sagte er mit Bezug auf seine Ausflüge: „das sind eben meine Studien!“ Auch bewies er in der That durch eine kühne und kräftige Skizze, daß die Träumerei für ihn ein Schatz war, aus dem er mit vollen Händen schöpfen konnte.

Plötzlich schien Salvator aber die Malerei eben so aufgeben zu wollen, wie er die Theologie aufgegeben hatte. Am Ufer des Meeres hingestreckt, brachte er seine Zeit damit zu, Sonnette, muntre, traurige, verliebte, melancholische zu dichten, je nach dem Wetter, der guten oder bösen Laune des Golfes, und dem Gebilde der Wolken; so wenig gehörte dazu, dies empfängliche Gemüth aufzureizen und aus einer Welt in die andre zu versetzen. Zuweilen sah man ihn auf einem Eckstein an einem Kreuzwege, inmitten eines Volkshaufens, der auf seine Worte lauschte, Strophen improvisiren, die er singend vortrug und mit seiner Laute accompagnirte. Diese Erzeugnisse seiner Begeisterung waren populair geworden; die Fischer sangen sie, wenn sie in See stachen, und mehr als einmal trug der Abendwind von Ischia Salvators Ohren die Verse zu, welche er Morgens seinem lieben Publikum, dem Publikum, das noch mit den Sternen wach ist, gelehrt hatte.

„Es giebt nur ein Leben, das eines freien Menschen würdig ist,“ sagte Salvator, „und das ist ein Leben, wie ich es führe. Es lebe die Poesie! es lebe das Urtheil des Volkes! es leben die Sorglosigkeit und das Nichtsthun!“

Salvator wurde durch das Ableben seines Vaters nach Renella zurückgerufen. Er war der Zeit 18 Jahre alt und die einzige Stütze seiner Familie, die aus seiner Mutter und zwei Schwestern, den schönsten Neapolitanerinnen, die man sehen konnte, bestand.

Er sah die Heiligkeit der ihm nun zugefallenen Obliegenheiten ein, gab sein grillenhaftes Leben auf, und setzte die Geschäfte seines Vaters fort.

Der arme Antonio Rosa hatte zuletzt einen Laden halten müssen, weil ihm das Reisen durch einen Anfall von Lähmung unmöglich gemacht worden war. Nun hatte er aber mit seinem

Geschäfte als Madonnenbilder-Verkäufer noch das eines Barbiers vereinigt.

Salvator ging frohen Muthes an seine Aufgabe, und führte sie auch bestens aus. Es war eine Lust, sich von ihm barbieren zu lassen; denn kein Neuigkeitskrämer war so mit allen Stadtneuigkeiten bekannt, wie er, oder geschickter, ihrer nöthigenfalls zu erfinden. Man hätte glauben mögen, daß er an allen Höfen von Europa Spione unterhalten hätte. Da endlich der Pinsel noch dem Rasirmesser zu Hülfe kam, so fehlte es im Hause nicht an dem Nothwendigsten, ja es hatte nach dem Eingeständnisse von Giulia Grecco in demselben nie ein solcher Ueberfluß geherrscht. Salvator schien an seiner neuen Lebensweise Gefallen zu finden; er nannte sich nun schlichtweg Barbier, und schien an keine andre Zukunft zu denken.

Eines Tages sah er seinen Onkel Paolo Grecco, begleitet von dessen ehemaligem Schüler Francazano, der zu Ribera übergegangen war und eines guten Rufes zu genießen begann, zu Renella ankommen. Francazano erwarb ungefähr genug, um zu leben, konnte aber in den Augen von Salvator Rosa für einen reichen Mann gelten.

Salvator bewirthete seine Gäste aufs Beste, und rühmte sich seiner glücklichen Lage gegen sie. Da sagte aber Paolo Grecco zu ihm, als die Frauen sich entfernt hatten:

„Du bist ein wackerer Bursche, und thust Deine Schuldigkeit; man könnte fast sagen, daß Du gute Geschäfte machtest, und daß dies da guter Wein wäre; aber es ist ein Jammer, zu sehen, daß ein Geist wie der Deinige nicht nach höheren Dingen trachtet: ein Mann Deines Schlages darf schon Ehrgeiz hegen, und ich werde nicht zugeben, daß Du je ganz mit der Malerei und der Poesie brichst!"

— Nun ja, die Poesie und die Malerei sind ein Paar herrliche Dinge, nur schade, daß ich weder Maler noch Dichter bin, während Neapel keinen geschickteren Barbier als mich aufzuweisen hat, und diese drei armen Frauenzimmer keine andre Ressource als meine Rasirmesser haben.

„Wohl; was würdest Du aber thun, Salvatoriello, wenn Deine Mutter und Deine Schwestern wegen ihres Lebensunterhalts gesichert wären?

— Dann würde ich Euren Rath befolgen, die Malerei studiren, und mir nicht eher die Nägel beschneiden, als bis ich den schändlichen Ribera, den vertrackten, verdammten Ribera, den Tyrannenknecht unter die Füße gebracht hätte. Ich sage das nicht Deinetwegen, Francazano; denn Du wirst nach gleichem Ziel streben.... Aber — das sind ja doch nur Chimairen, an die man nicht weiter denken darf.

„Es ist wohl daran zu denken," erwiederte darauf Paolo; was ich da gesagt habe, das sind keine leeren Worte: ich will Deine Mutter und eine Deiner Schwestern zu mir nehmen, und Francazano, der will die andre heirathen, wenn sie ihn mag.

— Ei potz Velten! rief Salvator aus, und sprang dem Francazano an den Hals, das nenne ich Geschmack haben. Und Ihr, setzte er hinzu, indem er seinem Onkel die Hand drückte, Ihr seyd die leibhaftige Vorsehung: nur so konnte ich aus meiner Lage herauskommen!

„Das sollst Du, Salvatoriello, wenn Du mir schwörst, daß Du Deine Angehörigen nicht ferner durch die Betreibung eines so schmählichen Metiers entehren willst."

— Man beurtheilt immer schlecht, was man nicht kennt, und Ihr habt Unrecht, das Barbiergewerbe, das nicht für die Dummen gemacht ist, zu verachten, entgegnete Salvator; aber einerlei, ich schwöre Euch, daß ich es aufgebe!

Wenige Tage darnach folgte Salvator, nachdem er einem armen Gewerbsgenossen, der durch ihn zu Grunde gerichtet worden war, großmüthig seine Kundschaft und sein Geschäftsmaterial überlassen hatte, seinem Onkel und Francazano, der sein Schwager geworden war, nach Neapel.

Salvator zählte erst sechszehn Jahre, als er seinem Onkel Paolo Grecco zum zweitenmal nach Neapel folgte, „aber es war schon," sagt ein italienischer Autor, „ein herrlicher Bursche." Das ist, was die Philosophen auch darüber sagen mögen, schon ein Verdienst, das seinen Werth hat, und gelegentlich auch Leuten von Geist gut zu Statten kommt. Da er noch nicht zu dem Alter der Reife gekommen war, wo der Mensch die zauberischen Illusionen, welche aus der Jünglingszeit das Paradies des Lebens machen, in der Regel für bloßen Firlefanz zu halten beginnt, und jede Zeit für verloren achtet, die nicht benutzt wird, das Gerüst zum Bau seines Glückes aufzurichten, er vielmehr naiver Weise und vor Allem noch an die Lust, die Liebe, die Frauen glaubte, dabei über einen reichen Schatz feuriger Jugend und lebhafter Leidenschaften zu verfügen hatte, so machte er von seinen Vortheilen nur einen legitimen Gebrauch. Damit will ich gesagt haben, daß er ganz in der Weise eines schönen Cavaliers handelte, d. h., liebte, wo sich die Gelegenheit darbot, und sich überall nach Zweigen umsah, auf welchen sein Herz horsten konnte, gleich den unstäten Vögeln, die keine eigne Nester bauen, sondern fremde usurpiren, wohl wissend, daß ihre wankelmüthige Laune sie doch bald wieder daraus vertreiben wird. Er hatte mit einem Worte so viel natürlichen Adel, um nicht auf sein gutes Aeußere zu speculiren, wie es in der Regel um ihn her geschah, und war unbekümmert darum, *seinen Weg zu machen*, wenn nicht dieser Weg durch die verborgene Thür zum Herzen des Boudoirs führte.

Neapel war eben um diese Zeit ein Land leichtfertiger Sitten und liebenswürdiger Ungebundenheit. Die Welt war dort in drei Lagern abgetheilt, in welchen man sich, die Explosion des Bürgerkrieges abwartend, im galanten Lanzenbrechen übte: es waren dieses die neapolitanische Gesellschaft, die im Vergnügen Vergessenheit des fremden Joches suchte; die spanische Gesellschaft, die von Sevilla und Madrid ihre leidenschaftlichen Sitten, ihren ritterlichen Codex, ihre Liebhaberei für mysteriöse Abenteuer, ihre seidenen Strickleitern und ihre Mandolinen mitgebracht hatte, und endlich die österreichische Gesellschaft, minder lebhaft und minder bekannt mit dem Getriebe von ihr ganz neuen Gewohnheiten und Ideen, aber sich nachahmungsweise amüsirend, ohne große Scrupel, ob sie auch den deutschen Ernst compromittire, indem sie ihm eine Narrenkappe aufsetze, oder ihn zu den Balcons hinaufklimmen lasse. Die Feste folgten einander wie die Nächte, und mit Sonnenuntergang bedeckte sich der Golf mit flaggenden Feluken, die mit Musikern besetzt waren, und von welchen von Zeit zu Zeit Feuerwerke aufblitzten.

Trotz ihrer anscheinenden Verschmelzung, waren diese Parteien doch scharf geschieden: Mißtrauen und Nationalstolz hielten

sie gegenseitig von einander; aber mitten unter ihnen gab es eine vierte Partei, die sich hie und da unter den drei anderen recrutirte, unbekümmert um die Etikette, und, um bei Allen wohlgelitten zu seyn, kein anderes Anrecht hatte, als ihren Geist, ihre Heiterkeit: dies war die Partei der Jugend. Daß Salvator in ihr im ersten Range figurirte, versteht sich von selbst, ja er war selbst einer ihrer Heroen. Mit seiner Laute in der Hand und seinen Romanzen in der Tasche, hatte er gleich den Minnesängern Zutritt in den Palästen, und genoß geheime Rechte bei der Gefährtin des Unterdrückers, die er „die Rechte des Besiegten" nannte. Trotz seiner Armuth wurde er als ein Muster des guten Geschmackes angeführt, und wer ihn in der Kirche und auf den Promenaden nach der neusten Mode gekleidet sah, dem ahnte es nicht, daß er nur der arme Eleve eines armen Malers war, und daß der Sammtmantel, den er über die Schulter geworfen, der blankpolirte stählerne Degen, den er an seinen Hüften trug, und die wogende Feder, die seinen Hut schmückte, aus einer gewöhnlichen Trödlerbude herrührten; denn er wußte das Abgetragene des Zeuges geschickt durch einen anmuthigen Faltenwurf zu verbergen, und die verblichenen Farben so kunstvoll zu gruppiren, daß die Harmonie ihrer Scala selbst Kennern einen Ausruf des Erstaunens über die auserlesene Delicatesse seines Urtheils abnöthigte. Eine Art von Geheimniß, das sich an seine Person knüpfte, diente ihm in Ermangelung eines Stammbaums als Paß, um in guter Gesellschaft Einlaß zu finden; auch behielt er es sorgfältig bei; selbst bei den vertraulichsten Herzensergießungen hüllte er sich in diesen Schleier ein, und wußte in diesen Stücken die größte Scharfsicht zu täuschen.

Als eine Dame hohen Ranges, in deren Gunst er sich gesetzt hatte, ihm eines Abends, nachdem sie alle List des weiblichen Arsenals vergebens aufgeboten, ihn dahin zu bringen, daß er sich verriethe, erklärte, daß sie ihm ihr Fenster nicht ferner öffnen würde, wenn er ihr nicht seinen Namen sagte, antwortete er:

„Was kümmert Dich mein Name und meine Abkunft? Du bist meine Geliebte, ich bin Dein Liebhaber, ist das nicht genug? Was könnte ein Name mehr oder minder wohl dazu thun, unsre Glückseligkeit zu erhöhen?"

Salvator hatte adeliche Freunde, welchen er sich eben so wenig offenbarte, und diese, die sich überglücklich schätzten, einen Gefährten zu haben, der nicht seines Gleichen hatte, um eine Serenade zu organisiren, ein Sonnet zu dichten, alle Vorsichtsmaßregeln von Ehemännern und Duegnas zu vereiteln, und ein Billet mitten zwischen den wachsamsten Argusaugen an seine Adresse gelangen zu lassen, hatten darauf verzichtet, hinter das Geheimniß seiner Abkunft zu kommen.

Inmitten dieses Lebens der Lust und der Verschwendung, wußte Salvator aber doch die nöthige Zeit zu erübrigen, um der Kunst obzuliegen, für die er sich nun definitiv entschieden hatte.

Mehrere der leichten Figuren, welche seitdem seinem getreuen Pinsel oder seinem flüchtigen Grabstichel entsprungen sind, sind mit ihren fliegenden Haaren und ihren im Winde flatternden Helmbüschen, wie man sagt Bildnisse von ihm, bald unter einem Balcon verborgen, bald über das Hintertheil einer Feluke hingeneigt, und zur Laute die Reize oder die Sprödigkeit seiner Chloris des Augenblickes besingend.

Der Art waren zu dieser Zeit seiner Jugend die gewöhnlichen Sujets seiner Compositionen. Er verfaßte sie in der Eile, früh Morgens in dem Atelier von Francazano, und lief dann damit zu den Kunsttrödlern, um sie zu Gelde zu machen. Diese leichten Werke fanden ihrer Originalität halber immer Abnehmer, und Salvator, der keine andre Einkünfte hatte, bestritt mit ihnen Ausgaben, die für Verschwendungen gelten konnten.

Einer solchen wilden Existenz ward er jedoch bald überdrüssig, und Francazano sah endlich, wie er, nachdem er seine Phantasie befriedigt hatte, ganze Tage lang dem Studium weihte. Nun schien er aber traurig, melancholisch gestimmt zu seyn, und an einem stillen Gram zu leiden. Muthmaßlich war unerhörte Liebe oder schmählicher Verrath die Ursache seines Mißmuths, wie sich aus einem Sonnette schließen läßt, das er zu jener Zeit gedichtet hat, und das mit den Worten:

„Dulce pace del cor mio
Dove sei? . . . ."

beginnt.

Die Worte Liebe, verlassen, undankbar kommen nicht darin vor, doch sieht man, daß es die Klage eines gemißhandelten Liebhabers ist.

(Fortsetzung folgt.)

Juvenal.

Ein Lebens- und Charakterbild aus der römischen Kaiserzeit

von

Dr. Völker,

Gymnasiallehrer in Elberfeld.

Elberfeld. Julius Bädeker. 1851.

IV und 132 (136) Seiten gr.-8.

Der Verfasser beabsichtigte dem Leser eine klare Anschauung der Kaiserzeit zu geben und wählte zu diesem Zwecke aus der Literatur jener Tage einen Dichter, der seiner ganzen Individualität und dem Charakter seiner Dichtungen nach, geeignet ist, eine solche zu gewähren; zugleich aber wollte er diesen Dichter, auch in seiner Persönlichkeit vorführen. Dies ist nun theils dadurch geschehen, daß er ihn selbst reden läßt, theils in einzelnen Untersuchungen seine Lebensverhältnisse erörtert und durch Einleitungen, einige Excurse und mehrere Anmerkungen das allerdings nicht leichte Verständniß der juvenalischen Satiren zu befördern sucht. Diese Satiren sind aus Gründen, die Jedem bekannt, der sie in der Ursprache lesen kann, nicht alle mittheilbar; ganz sind daher nur wiedergegeben die erste, welche als Einleitung zu betrachten, die dritte, eine der vorzüglichsten, die ein lebendiges Gemälde des Gewühls und Gedränges in Rom und der sittlichen Entwürdigung darbietet, die vierte, siebente, achte (vom Ahnenstolze) und vierzehnte; aus der sechsten, zehnten und eilften sind Auszüge und eine

Stelle der fünfzehnten geliefert. Daß bei der Uebersetzung die Prosa gewählt, dafür wird eine Aeußerung Goethe's in: „Dichtung und Wahrheit“ angeführt, in welcher es unter Anderem heißt: „Ich ehre den Rythmus, wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird; aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Fördernde und Ausbildende ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird. Dann bleibt der reine vollkommene Inhalt, den uns ein blendendes Aeußeres oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß, und wenn er gegenwärtig ist, verdeckt. Ich halte daher zum Anfang jugendlicher Bildung prosaische Uebersetzungen für vortheilhafter als die poetischen.“ Es leidet Goethe's Meinung gewiß keinen Widerspruch, wenn es sich von Uebersetzungen der Dichter in Schulen handelt; aber der Verfasser schließt sein Lebens- und Charakterbild mit den Worten: „Ich meine, das klassische Alterthum muß nicht nur eine Beschäftigung für Gelehrte bleiben, sondern der Geist desselben muß von Neuem dem gebildeten Publikum offenbart werden, damit sich ein besserer Geschmack in Literatur und Kunst bilde. So geschah es in Wieland's und Goethe's Blüthezeiten, so muß es auch jetzt wieder sein.“ Es möchte doch Bedenken haben, ob der Geist der alten Dichter durch prosaische Uebertragungen dem gebildeten Lesepublikum in seiner vollen Originalität vergegenwärtigt werden kann; Homer's Ilias und Odyssee, sollten sie deutsche, nicht gelehrte Leser wol so angesprochen haben, wenn Voß sie ihnen, in Prosa übertragen, zur Kunde gebracht? Doch daß der eigenthümliche Zweck des Verfassers hier beachtet werden muß, verkennen wir nicht; er wollte keine selbstständige Uebersetzung des Juvenals bringen, sondern ein Zeitbild, zu welchem der Dichter ihm den Stoff dargeboten; die metrischen Bearbeitungen von Weber, Düntzer und Andern werden übrigens von ihm mit Anerkennung gewürdigt. Wenn bisweilen für eine unverständliche antike Anschauung eine gleichbedeutende moderne gesetzt ist, so ist dagegen im Allgemeinen Nichts zu erinnern, doch etwas gewagt bleibt ein solches Modernisiren immer, wenigstens neumodische Namen, wie z. B. „Palletos“ wären besser vermieden. — Die meisten der unter den Text gestellten Anmerkungen sind selbst für viele der gebildetsten Leser unentbehrlich; bei einigen scheint uns jedoch eine etwas zu geringe Idee von ihrer Fassungskraft vorgeherrscht zu haben. — Die beiden Excurse: „Ueber die Sportula“ und: „Ueber die nächtlichen Ruhestörungen zu Rom“ behandeln gar sonderbare Gegenstände; wir werden sie gelegentlich benutzen. Die Einleitung (S. 1—27): „Geschichte der römischen Satire nebst einer Vergleichung des Juvenal mit Horaz“, von welcher in dem Vorworte bescheiden gesagt wird, „man möge sie als eine kleine Zugabe mit in den Kauf nehmen“, ist sehr belehrend und ohne sie würde Allen, denen der Verfasser seine Arbeit zunächst gewidmet hat, Manches in Verfolg derselben unverständlich sein. Die siebente Satire hat eine Untersuchung über die Zeit der Abfassung derselben und die Chronologie der Juvenal'schen Satiren überhaupt veranlaßt. Des Dichters Leben und Exil ist S. 101—110 besprochen und zugleich die Aechtheit der fünfzehnten Satire vertheidigt. Die Nachrichten über Juvenal, die aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, beschränken sich auf ungenügende Angaben; der Verfasser hat sie kurz zusammengefaßt und sich für die Ueberlieferung von der Verbannung nach Aegypten erklärt, die häufig bezweifelt ist, besonders von Kempf (1843), der die fünfzehnte Satire, deren Worte: „Wie ich selbst gesehen habe“ (quantum ipse notari), bei der Erzählung eines Beispiels von ägyptischem Fanatismus, gewöhnlich als Beweis der Wahrheit gebraucht werden, für unächt hält. (J. Valent. Francke hatte schon 1820 in dem Examen criticum D. Junii Juvenalis vitae die Verbannungsgeschichte als Mährchen darzuthun versucht, namentlich aus dem Grunde, daß wahrscheinlich zu Juvenal's Zeit in den ägyptischen Oasen noch gar kein praesidium militare Statt gefunden, er also nicht als praefectus dahin verwiesen werden konnte. Francke's Abhandlung im Dorpater Programm von 1827: De vita D. J. Juvenalis quaestio altera, die auch besonders abgedruckt ist, kennen wir nur dem Titel nach.)

Es wäre erfreulich, wenn es dem Herrn Verfasser gelänge, in der von ihm gewählten Weise den Sinn für die klassischen Productionen des Alterthums in weiteren Kreisen zu erwecken; aber auch Philologen werden seine verdienstliche Arbeit mit Theilnahme lesen und die Ergebnisse eigener, sorgfältiger Forschung leicht erkennen; möge er nicht säumen, bald eine ähnliche Darstellung nachfolgen zu lassen, sich aber nicht bloß auf die Dichter beschränken.

Die folgenden Bruchstücke sind der siebenten und fünfzehnten Satire entnommen. In der siebenten Satire, die nach des Verfassers Annahme, zum Anfang der Regierung des Trajan, etwa um das Jahr 101 geschrieben, schildert Juvenal, wie die Wissenschaften (die Dichtkunst, Geschichtsschreibung, die edlere Ausübung der Advocatur, die so tief gesunken, daß die Advocaten mit den Gewerbetreibenden gleichgestellt erschienen, die Rhetorik, die Grammatik [im römischen Sinne]) kalt von der Zeit zurückgewiesen wurden; er beginnt mit der Andeutung, daß er vom Kaiser Verbesserung und Abhülfe der Mißstände hoffe und lehrt sie uns dann näher kennen; zuletzt kommt er auf die Grammatiker (etwa mit den Gymnasial- und Reallehrern zu vergleichen), die noch schlimmer gestellt waren als die Lehrer der Rhetorik. „Was bringt in die Tasche des Celadus und des gelehrten Palämon [Quintilian's Lehrer] wie viel ihm grammatische Bemühung verdient hat? Und doch beißt von Diesem, so wenig es auch ist (es ist aber noch weniger als des Rhetors Sold) des Knaben Hüter [Pädagog], Herr Nimmnichts, vorher etwas ab, und für sich reißt der Cassirer des Hauses auch ein Stückchen weg. Gib nach, Palämon, und laß geduldig geschehen, daß ein Wenig davon abgehe, nicht anders als wärest Du ein Hausirer mit Winterdecken und schneeigem Leinen; wenn nur davon Nichts verloren geht, daß Du schon in der ersten Stunde nach Mitternacht dasaßest, als kein Schmitt, kein Werkmeister in einer Wollspinnerei dasaß; wenn nur davon Nichts verloren geht, daß Du so viele Lampen rochest, als Knaben dastanden [man hielt Schule früh Morgens bei Licht; jeder Knabe hatte eine Kerze vor sich] während der ganze Flakkus verschoß und Ruß sich an den schwarz gewordenen Maro hing. [Horaz und Virgil, schon damals Schulbücher]. Dennoch ist es ein seltener Fall, daß das Schulgeld ohne richterliches Erkenntniß einkommt. Aber harte Bedingungen legt ihr dem Lehrer auf: daß er mit den Regeln der Redetheile vertraut sei, daß er Geschichten lese, alle Schriftsteller kenne, wie seine eigenen Zehe und Finger, daß er, von ungefähr auf dem Wege zum Bade oder zu den Thermen gefragt, sogleich die Amme des Anchises nenne, den Namen und das Vaterland des Archemorus; sage, wie viele Jahre

Acestes gelebt, wie viel Fässer Wein Siculus den Phrygern geschickt habe. [Unnöthiger mythologischer Ballast; mit solchen Raritäten affektirte man Gelehrsamkeit, wie es heuer auch ist. Tiberius unter andern trug sich gerne damit.] Verlangt, daß er die zarten Gemüther wie mit dem Daumen lenke, wie wenn einer ein Gesicht aus Wachs bildet; fordert, daß er der Vater der Schaar sei, daß sie kein schmutziges Spiel treiben. Dafür, sagt man, sorge; aber wenn das Jahr herum ist, dann empfange so viel Geld, als das Volk für den Sieger in den Wettfahrten fordert. [Das Schulgeld wurde im März bezahlt; der Sieger ist der Wagenlenker im Circus; der Kaiser oder der Spielgeber zahlte ihm ein Trinkgeld aus, das früher durch eine Collecte von den Zuschauern erhoben sein mochte. Das Volk fordert dies für ihn oft mit Ungestüm; daß diese Leute oft eine bedeutende Einnahme hatten, steht man aus unserer Satire, wo der Dichter, wohl übertreibend, die Einnahme des Lacernas der Einnahme von 100 Advocaten gegenüberstellt. Dort muß doch wohl die ganze Einnahme gemeint sein; hier ist die Rede von einer einmaligen, und der Lehrer erhält also im Ganzen so viel, wie ein Fuhrmann im Wettfahren einmal erhält, was freilich verhältnißmäßig wenig genug sein mochte. Ich füge noch zum Verständniß jener Stelle hinzu, daß es im Circus 4 Faktionen gab, die grüne, blaue, weiße und rothe. Jede hatte ein Gespann, das von einem Jockei, (auriga), der eine Livrée von der Farbe seiner Parthei trug, gelenkt wurde; der eigentliche Siegespreis ging wohl in den Beutel des Eigenthümers der Pferde, doch erhielt der auriga jedesmal ein Trinkgeld.]"

Aus dem Schlußworte des Verfassers: „Schließlich theile ich noch eine Stelle aus der 15. Satire mit, in der unser Dichter auf eine herrliche Weise seine Wehmuth über das Verderben des menschlichen Geschlechts ausspricht und zugleich darauf hinweis't, wie den Menschen alle sittlichen Grundprincipien abhanden gekommen sind. Er geht aus von einer Begebenheit, die er in Aegypten selbst erlebte, jenem Lande des religiösen Fanatismus, wo die abergläubigsten Kulten bestanden, und man so weit ging, daß der rohe Pöbel Andersgläubige tödtete und fraß: dann endigt er mit folgender Betrachtung:

Die Natur bekennt, dem Menschen das weichste Herz gegeben zu haben, da sie ihm Thränen gab; das ist die beste Seite unserer Empfindung. Sie gebietet uns zu weinen über den Freund, der vor Gericht steht, über den traurigen Anblick des Angeschuldigten, über den Mündel, der seinen schurkischen Vormund vor Gericht zieht, dessen in Thränen schwimmendes Antlitz die mädchenhaften Haare unkennbar machen. Auf Geheiß der Natur seufzen wir, wenn uns der Leichenzug einer erwachsenen Jungfrau begegnet, und wenn in die Erde gesenkt wird ein kleines Kind, zu jung, um verbrannt zu werden. [Die ganz kleinen Kinder wurden begraben, nicht auf dem Scheiterhaufen verbrannt.] Denn welcher Gute und der geheimen Fackel Würdige [Theilnehmer der Eleusinischen Geheimnisse, die rein in Sitten und Wandel sein mußten], wie es der Priester der Ceres will, sollte wohl glauben, daß irgend ein Unglück ihm fremd sei? Das unterscheidet uns von der Heerde stummen Viehes und deswegen haben wir allein einen erhabenen Geist empfangen, und können das Göttliche fassen und sind geeignet, die Künste zu üben und zu begreifen. Wir haben einen Sinn bekommen, der entsandt ist von der himmlischen Burg, dessen das Vieh entbehrt, das gebückt ist und zur Erde schaut. Im Anfang der Welt hat der gemeinsame Schöpfer ihm bloß Seelen zugestanden, uns auch den Geist, auf daß uns gegenseitiges Wohlwollen Hülfe zu bitten und zu leisten heiße, uns heiße, die Zerstreuten zu einem Volke zu sammeln, vom alten Haine fortzuziehen und zu verlassen die Wälder, die von den Vorfahren bewohnt waren, Häuser zu bauen, und mit unserm Lar ein anderes Dach zu verbinden, damit bei nachbarlicher Schwelle das gegenseitige Zutrauen sichern Schlummer gewähre, mit Waffen den gefallenen oder den mit gewaltiger Wunde schwankenden Mitbürger zu beschirmen, mit gemeinsamer Drommete das Schlachtzeichen zu geben, in denselben Thürmen sich zu vertheidigen und unter vereinendem Schlüssel der Thore sich zu schirmen. Aber schon herrscht unter den Schlangen größere Eintracht; des Waldes Thier schont des gleichgefleckten Bruders. Wann entriß einem Löwen das Leben ein stärkerer Löwe? In welchem Walde kam ein Eber durch die Zähne eines größern Ebers um; die raubsüchtige indische Tigerin hält beständigen Frieden mit der Tigerin; unter sich sind die wilden Bären eins. Aber dem Menschen ist es nicht genug, das tödtliche Schwert auf dem furchtbaren Amboß gehämmert zu haben, da doch die ersten Schmiede gewohnt waren, nur Hacke und Karst zu glühen und vom Spaten und der Pflugschaar ermüdet es nicht verstanden, Schwerter zu fegen. Wir sahen Völker, deren Zorn es nicht genug ist, einen zu tödten, nein, die Brust, Arme und Antlitz für Speise halten."

(Wir haben einige der Anmerkungen dem betreffenden Texte gleich angeschlossen; im Buche sind sie, wie oben schon bemerkt, ordnungsgemäß unter demselben.)

Druck und Papier sind gut.

Hoffmann.

Miscellen.

Wie der Sun und auch andere englische Blätter berichten, behauptet Oesterreich unter den nichtenglischen Ausstellern im Glaspalaste noch immer den ersten Rang, und der ihm zuertheilte Raum wird von Morgens bis Abends nicht leer von bewundernden Besuchern.

In einer am 14. April gehaltenen Sitzung der Londoner statistischen Gesellschaft, wurde der Aufsatz eines Herrn R. T. Jopling über die Gesundheits-Statistik Londons verlesen, in welchem u. a. nachgewiesen wird, daß die Einwohnerzahl dieser Metropole, wenn ihre Vermehrung sich in dem bisherigen Maßstabe erhält, am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts 4,816,062 Seelen betragen wird. Um diese Bevölkerung zu fassen, muß ihr Umfang verdoppelt werden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 41. Mittwoch, den 21. Mai. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Salvator entdeckte sich niemandem: er zog es vor, seine Klage bei verschlossenen Thüren, am Busen seiner vertrauten Muse auszuhauchen. Aber das konnte seine Qual nicht lindern: er magerte ab, und brachte keinen der Witze mehr zu Tage, womit er sonst das Atelier erheitert hatte: es war unverkennbar, daß er an einer Art schleichenden Fiebers laborirte.

Francazano wußte nicht, was er von dem Zustande seines Schwagers denken sollte, aber da er ihn aufrichtig liebte, so begann er seinetwegen besorgt zu werden.

„Es liegt am Tage, daß Du leidest," sagte er zu ihm. „Ist es der Dämon der Poesie, der Dich plagt, und hat die Malerei ihre Reize für Dich verloren?"

— Die Malerei und die Poesie sind unzertrennliche Schwestern, antwortete Salvator: sie gehen immer nur Hand in Hand: deshalb ist's vielleicht, daß ich mich leidend fühle. Ihr anderen, Ihr habt sonder Zweifel Einbildungskraft genug, um die Poesie zwischen den vier Wänden eines Atelier zu finden; mir aber ist es, als ob ich hier ersticken müßte: mir ist die freie Luft und der Anblick der Natur vonnöthen. Ich kann schon außerdem schöne Modelle zum Nachbilden finden, aber das sind nur menschliche Schöpfungen; die Menschen haben ihnen nur die Schönheit und die Poesie mittheilen können, die in ihnen selber enthalten waren, und diese entsprangen noch unlauteren Quellen. Ich will das Gefühl der Schönheit und der Poesie nicht aus der zweiten Hand haben. Ihr schwöret nicht anders als bei Raphael, Correggio oder Titian; aber es giebt über die raphaelischen, correggionischen und titionischen Manieren noch etwas, in welchem diese Meister, wie groß sie auch sind, mich nicht zu unterrichten vermögen, und das ist es eben, was ich lernen möchte.

Als Francazano den Salvator so sprechen hörte, konnte er sich der Besorgniß nicht erwehren, daß es in seinem Oberstübchen nicht ganz geheuer sey, und so gab er ihm selber den Rath, auf einige Wochen die Studien ruhen zu lassen und das Atelier zu meiden.

Es war schon längst Salvators Wunsch gewesen, sich hinführo nur die Natur zur Lehrerin zu nehmen; er hatte nur gefürchtet, die Eigenliebe seines Schwagers zu verletzen, wenn er sein Atelier verließe. Der Rath, den ihm derselbe nun gab, kam ihm also sehr gelegen, und er beeilte sich, ihn zu benutzen.

Er machte sich, noch ehe es Tag geworden war, mit einem Kästchen, das seine Palette und seine Farben barg, auf, und wanderte, Begeisterung suchend, im Felde umher. Oft blieb er mehrere Tage abwesend; dies geschah, weil er seinen Ausflug bis nach Renello ausgedehnt hatte.

Dort machte es ihm Vergnügen, vom Gipfel eines Hügels aus die Landschaft zu malen, die Zeuge der Freuden seiner Jugend gewesen war, so wie das St. Franciscus-Kloster, das er als ein Held verlassen hatte, und das Häuschen, in welchem er geboren worden war. — Als Francazano dieser flüchtigen, aber ausdrucksvollen Arbeiten ansichtig wurde, da mußte er schon gestehen, daß Salvator doch keineswegs so verrückt sey, als er es sich Anfangs gedacht hatte.

„Fahre nur so fort, Salvatoriello," sagte er zu dem jungen Liebhaber der Natur; „das ist gar nicht übel."

Er sagte auch wohl noch naiver Weise bei sich selber: „Ich werde am Ende doch noch was aus diesem Burschen machen. Es ist wahr, daß er etwas Verrücktes an sich hat; aber er wird mit der Zeit schon von seinen überspannten Ideen zurückkommen, und dann sicher, so gut als ein anderer, seinen Lebensunterhalt verdienen."

Seinen Lebensunterhalt verdienen! das war Alles, was Francazano dem Salvator wünschte. Daraus läßt sich abnehmen, welches die Stellung der Maler zweiten Ranges in der Zeit gewesen, von welcher hier die Rede ist. Seinen Lebensunterhalt gewinnen, auf ein Mehreres durfte nicht gerechnet werden, wenn man nicht Ribera oder Lanfranc hieß.

Aber Salvator hatte seinen Sinn auf weit Höheres gerichtet. In seinem langen Verkehr mit der Natur hatte er unerforschte Horizonte durchschimmern sehen, und es genügte ihm nicht mehr, den Spagnoletto um seine Gunst und seinen Ruf zu bringen; er trachtete nach einem Ruhm, der ihm ganz allein gebührte, und von dem man nicht sagen konnte, daß er ihn entlehnt habe. Er sah ein, daß Michael Angelo, Raphael, Correggio und Titian, ein jeder in seiner Weise, ihr Talent so hoch gebracht hatten, daß nicht daran zu denken war ein Piedestal aufzuführen, welches noch über das ihrige hinausgeragt hätte; er wollte nur das seinige daneben, in gleichem Range, aufstellen, nicht als das eines Schülers, sondern als das eines Meisters, und ebenso als sie in einer solchen Höhe, daß die Besten unter denen, die ihm nachahmen wollten, doch um eine Stufe unter ihm zurück zu bleiben gezwungen wären.

(Fortsetzung folgt.)

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Reise nach Friedensburg und Christian's Krankheit daselbst.

(Vom 2. bis 8. Sept. 1724.)

Der 2. Sept. war zur Abreise angesetzt und die Sehnsucht brachte das Kind schon mit der ersten Morgenröthe aus dem Bette. Aber es litt seit dreien Tagen vor innerer Hitze an Schlaflosigkeit: das war gewöhnlich ein Vorbote einer kommenden schweren Krankheit. Das erste, was Christian verlangte, war eine Tasse Thee und daß sein Lehrer bei ihm bleiben möge. Um 5 Uhr brachte man ihm den Thee in seiner Tasse von chinesischem Porzelan. „Nun, kommst du ehrlicher Chineser?" sagte er. Diese Tasse war sein eigen und er nahm sie so in Acht, daß sie bis an sein Ende ganz blieb. Seine Eltern bewahrten sie noch lange als Andenken. Eine volle Stunde blieb v. Schöneich bei dem Schüler und unterhielt sich mit ihm aus dem Catechismus über die Dreieinigkeit. Während des Gesprächs bemerkte aber der Lehrer eine Veränderung in der Aussprache des Kleinen und daß ihm beide Wangen stark geschwollen waren. Er wollte von diesem unerwarteten Zufall dem Hofe Meldung machen, aber Christian bat so inständigst, daß er es unterließ. Nach einigen angewandten äußerlichen Mitteln, konnte der Knabe auch bald wieder freier sprechen und zeigte auch alle Munterkeit, die ihm zu seinem Unternehmen so nöthig war, weshalb man um 9 Uhr die Reise antrat. Man beabsichtigte, mit dem Kleinen so wenig als möglich unterwegs zu sprechen, da der Weg aber durch die königl. Wildbahn führte, so zeigten sich ihm bald so viele angenehme Gegenstände aus der Thier- und Pflanzenwelt, daß er ganz lustig wurde und lange Reden aus dem Stegereife hielt. Nach einer Stunde jedoch übermannte ihn der Schlaf, der ihn wohlthuend, mit kleinen Unterbrechungen, bis Mittag festhielt. Alle freuten sich sehr darüber, in der Meinung, daß Christian sich nun wieder wohl befinden werde, aber leider zeigten Röthe und Geschwulst sich gar bald wieder auf seinen Wangen und die Zahnbeschwerden des Kindes vermehrten sich in dem Grade, daß für's Erste an eine Audienz nicht zu denken war, weshalb auch v. Schöneich, nachdem sie in Friedensburg angekommen, um eine Aussetzung derselben bei dem geheimen Secretär Lüders antrug, die der König genehmigte. Der Zustand des Kindes wurde mit jeder Stunde bedenklicher; es sah sich bald nicht mehr ähnlich und hatte einen Widerwillen gegen die Milch. Nach einer schlaflosen Nacht ließ es sich mit anbrechendem Tage, unter innerer Angst, seine Kleider bringen, ohne bisher auch nur das Geringste genossen zu haben. Der Geschwulst nahm immer mehr zu, obgleich der königl. Hofarzt Walter äußere Mittel verordnete und beim Weggehen Befehl gab, mit den Umschlägen unausgesetzt fortzufahren. Die darauf folgende Nacht war wieder eine schlaflose für unsern Christian, so daß die Hoffnung auf eine baldige Wiederherstellung, immer weiter in die Ferne rückte.

Aber die Hülfe war nahe. Als am andern Morgen der kleine Gelehrte sich gegen einige Hofleute, die sich an seinem Bette eingefunden, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, über die abermalige schlaflose Nacht geäußert und im Laufe des Gesprächs hinzugefügt hatte, daß es in Friedensburg wohl gar keine Nachtwächter gebe, da er keine gehört habe, wollten diese ihm erklären, warum solche Männer hier ganz überflüssig wären, da überfiel plötzlich und unverhofft dem Kleinen ein wohlthuender Schlaf, in dem er zum Schweiß kam und der bis 12 Uhr Mittags anhielt. Als er erwachte, forderte er gleich Milch. Das erste Mal nach dreitägigem Fasten. O wie jubelte die Mutter, als Christian drei Chinesen voll zu sich nahm! Jeder glaubte nun die Krankheit gebrochen und hegte zugleich die Hoffnung, daß der Kleine entwöhnt sei; aber kaum hatte sich der Geschwulst etwas verzogen, so stellte sich bei ihm auch die Sehnsucht nach der Amme wieder ein. Jedoch besserte es sich mit ihm merklich, er konnte sein Mundwerk bald wieder gebrauchen und die Füßchen auf die Erde bringen. Eine baldige Audienz stand nun in Aussicht. Ehe wir jedoch zu dieser übergehen, müssen wir eines Gesprächs erwähnen, welches der Genesene am 8. September mit einigen Hofleuten gehalten. Christian hatte sich eben zum Schlafen niedergelegt, als Baron v. Lüders, Bruder des Secretairs, mit noch einigen Herren eintrat, um sich zu überzeugen, ob es mit der schleunigen Genesung des Kleinen seine Richtigkeit habe. Heineken erwachte, und als er erfahren, welche die Angekommenen seien, flüsterte er seinem bei ihm am Bette sitzenden Lehrer ins Ohr:

„Je vous prie, Monsieur, tirez les ridaux.“ Der Baron trat ans Bett und fragte: „Ist dies das Lübecker Kind, von dem wir so viel gehört?“ — Christian ließ sich aufrichten und erwiederte freudig: „Ich bin nicht Endymion, denn ich schlafe nicht.“ Darauf empfing er die Herren mit den Worten: „Messieurs, soyez les bien venus!“ Die großen Herren sahen bald sich unter einander, bald wieder das Kind an. Aber noch mehr erstaunten sie, als nun das Kind auf Verlangen des Barons in der heiligen Schrift und andern Wissenschaften examinirt wurde und überall so viel Verstand und Gelehrsamkeit kund gab. Der Baron gab beim Weggehen das Versprechen, den Kleinen ganz besonders der Gnade des Königs empfehlen zu wollen und er hielt Wort.

Siebentes Kapitel.

Audienz beim Könige.

(Am 9. Sept. 1724.)

Am 9. Sept. gegen Mittag erschien ein königl. Leiblakei mit der Weisung: „Das Kind solle sich fertig halten, gleich nach der Tafel solle es Audienz haben.“ — So hatte denn v. Schöneich endlich erreicht, warum er so lange gegeizt und dennoch zitterte er in diesem Augenblick wie ein Espenlaub. Wenn sein Plan, den er jahrelang verfolgt und dem er so viele Zeit und Mühe geopfert, scheiterte? Das Kind war ja kaum genesen, es war noch schwach und abgemattet, und sollte in diesem Zustande nun öffentlich vor einem Könige und dessen Hof Zeugniß ablegen von seinem Wissen. War es nicht leicht möglich, daß es furchtsam, oder durch seine Kränklichkeit gereizt, dem königlichen Willen entgegen sei? Das Schlimmste aber war, daß Christian denselben Morgen aufs Neue krank und so schwach geworden, daß er nicht auf den Füßchen stehen konnte. Der Lehrer konnte zu keinem Entschlusse kommen. Endlich riß der königliche Befehl alle Bedenklichkeiten nieder. Er weckte das schlafende Kind. Aber plötzlich schwand auch jegliche Hoffnung! Der Kleine befand sich so übel, daß man sich der Furcht hingab, er werde jeden Augenblick sterben. Sein Lehrer jedoch wandte sich zu ihm und sagte: „Heute ist nach langem Hoffen der Augenblick erschienen, das zu vollführen, weshalb Du nach Copenhagen gereist bist: noch einer Stunde wird der König Dir Audienz geben.“ — Christian starrte seinen Lehrer eine geraume Zeit an, dann sah er sich nach seinen Kleidern um und sagte, kaum verständlich: „Kleidet mich nur an; ich bin freilich krank, recht krank, aber Rebus in aduersis melius sperare memento; Tu ne cede malis, sed contra audentior ito.“ (Wenn du in Aengsten bist, so hoffe bessere Zeiten; du mußt von Herz und Muth nicht einen Fuß breit gleiten.) —

Bei dem Ankleiden kämpfte der Knabe männlich gegen die Schwäche und den Schlaf mit einer solchen Energie, die man sonst bei einem vierjährigen Kinde vergebens sucht. Nachmittags erschien abermals der Lakei und deutete an, daß die königl. Tafel bereits aufgehoben werde und Ihre Majestät nach dem Kinde verlange. Von der Wohnung der lübecker Gäste bis zum königl. Schlosse waren kaum einige hundert Schritte und diese sollte der Kleine, nach dem Wunsch der Mutter, im Wagen zurücklegen, aber Christian wehrte ab und ließ sich auf dem Arm der Amme zum Schlosse tragen. Sein Lehrer war aus leicht begreiflichen Gründen voraus geeilt und erwartete am Schloßthore im Beisein mehrerer Hofleute den Schüler. Als dieser den Mentor vom Schloßhofe aus erblickte, bat er die Amme schneller zu gehen, und kaum hatten sie das Thor erreicht, wo an beiden Seiten die königl. Garde aufgestellt war, so rief Christian: „Herr v. Schöneich! Herr v. Schöneich! Satellites, stipatores cum satellitio, Trabanten von der Leibwach!“ Den Allarm, welchen diese Worte hervorbrachten, kann der Leser sich denken. Der Oberhofmarschall und mehre hohe Würdenträger guckten voll Neugierde auf den Kleinen. Aber weder die glänzende Kleidung der ihn Umgebenden, noch die funkelnden Orden machten den kleinen Philosophen befangen. Die Flügelthüren öffneten sich und Christian wankte an der Hand seines Lehrers in das Innere des Schlosses, trat furchtlos dem König, der Königin, dem Kronprinzen und dessen Gattin und den übrigen Hofherren und Damen, die sich in einem Halbkreise aufgestellt hatten, entgegen und wurde von dem Purpur, den Brillanten und dem Golde weder geblendet noch eingeschüchtert, sondern hielt eine lange Rede, deutlich und verständlich, ohne auch nur eine Silbe zu verrücken. Am Schlusse derselben reichte der Monarch ihm die königliche Hand, die der Knabe unverzüglich küßte und dann laut sagte: „Permettés moi, Sir! que je baise la Main de Votre Majesté, et le bord de Votre habit Royal.“ —

Diese Anstrengung aber hatte den Kleinen hungrig gemacht; verlangend blickte er sich nach seiner Amme um und rief: „Sitio, mich durstet!“ — Auf den Befehl der Königin erschien die Amme — und der Redner sog. Der König ließ seinen Zwerg rufen und hieß ihm vor den Säugling treten. Christian blickte ihn einige Minuten seitwärts an, dann richtete er sich auf und rief: „C'est un petit garçon!“ — Der König lächelte huldvoll über die naive Antwort des Kleinen und schenkte ihm als Zeichen seiner Zufriedenheit einen kostbaren Orden. Nachdem Christian denselben einige Male durch seine Händchen hatte gehen lassen, sagte er: „C'est l'ordre d'Elephant, garni de Diamans.“ Darauf wandte er sich an seinen Lehrer, sagend: „Sehen Sie, das ist der Elephas (Elephant), o was hat er für einen proboscis (Rüssel)!“ — Plötzlich aber, die Diamanten betrachtend, hielt er inne, und erst nach geraumer Zeit sprach er: „Les Bijoux sont precieux, mais la vie du Roi est plus precieuse.“ — Der König jedoch nahm die Gelegenheit wahr, nach dem ersten Stifter des Elephantenordens zu fragen, worauf Heineken geläufig erzählte: „König Friedrich II. hat denselben eingeführt und die ersten Elephanten-Ritter gemacht. Derselbe hat auch die Dithmarsen in einem dreifachen Treffen bei Heide überwunden, die Schweden durch Daniel Ranzow geschlagen, bei Wisby an der Gottländischen Küste 16 Kriegsschiffe sammt dem Admiral Laurizen und dem lüb. Bürgermeister Barth. Thinappel, nebst 9000 Mann im Sturm verloren und den langen Frieden zu Stettin mit Schweden geschlossen, der 41 Jahre währte. Er hat die Schlösser Friedrichsburg und Kronenburg erbauen lassen und den ersten Sundzoll von den Schiffen erhoben; er hat die heil. Schrift fleißig gelesen und den großen Mathematiker Tycho de Brahe geliebt, dem er sogar die Insel Hven im Sunde schenkte. Später hat Christian V. diesen Elephantenorden mit neuen ansehnlichen Gerechtigkeiten versehen.“ — „Nun Sophie“ — setzte er unmittelbar hinzu — „stah mit my upp un sett my dahl, ik will spazeeren.“ Aber seine

Schwäche war zu groß; seine Amme mußte ihn wieder auf den Arm nehmen. Die Lücke, welche dadurch in der Audienz entstand, suchte v. Schöneich damit auszufüllen, daß er dem Könige das Portrait des Knaben, von dem berühmten Maler Harper in Augsburg sehr schön auf Elfenbein gemalt, überreichte. Nachdem der König in Beziehung auf das Portrait einige Fragen gethan, mußte Christian seine anatomischen Kenntnisse hersagen, als er aber bei den Muskeln kam, raunte er seinem Lehrer ins Ohr: „Jetzt habe ich genug gesprochen — ich bin müde." Dem Könige gefiel jedoch das unbefangene Wesen des Kindes und holte, um ihm Abwechselung zu verschaffen, aus dem anstoßenden Cabinet das ihm dedicirte Buch. Allein Christian wurde launisch und der Lehrer hatte genug zu thun, ihn dahin zu bringen, die Fragen, welche der König stellte, zu beantworten. Das historische Examen begann, und der kleine Candidat, obgleich er nicht von dem Arm seiner Amme kam, bestand glorreich. Anfangs wurden die dänischen Regenten aus dem Heidenthum, dann die ältesten christlichen und später die oldenburgischen Könige vorgenommen. Die königl. Familie lobte den kleinen Gelehrten sehr und die Königin gestattete ihm, da er sich so brav gehalten, nun zur Erholung etwas aus den Fenstern zu sehen.

In der nun entstehenden Pause fragte der König den Schlesier: Ob nicht die vielen Kenntnisse, die das Kind besäße, größtentheils Schuld an seiner körperlichen Schwachheit wären, da die übermäßigen Geistesarbeiten die so nöthigen Körperkräfte verzehrten? Aber der Gefragte antwortete zu seiner Rechtfertigung verneinend, und schloß seine Rede: „Was das Kind hört, faßt es eben so leicht und schnell, wie ein Licht von dem andern angezündet wird — es schadet ihm eben so wenig, als daß es jetzt aus dem Fenster schaut." — Nach diesem Zwiegespräch wurde Christian wieder zum Könige berufen und sollte nun in der Geographie Antwort geben. Aber die Müdigkeit beschlich den Kleinen so, daß sein Lehrer befürchtete, der kleine Gequälte möchte nun launisch werden, was er ja aus Erfahrung wußte. Jedoch kannte der Herr v. Schöneich sein Opfer nur zu genau: er spielte ihm einige nürnberger Soldatenbilderchen in die Hände. Kaum wurde der Kleine dieser Bilder ansichtig, so vergaß er Schlaf und Müdigkeit, ließ seine proretas (Schiffsmänner) zum großen Erstaunen des Königs die Welt in die Kreuz und Queer durchreisen, nannte jedes Land und Wasser, das sie auf der Landcharte betraten, ja jedes Reich, jede Provinz, jede Stadt, jeden Ort, wo er sie vorbeiführte und knüpfte nicht selten Denkwürdigkeiten an, die auf den dänischen Hof Bezug hatten.

Nach diesen kurzweiligen, geographischen Unterhaltungen legten beide Majestäten dem Knaben einige Fragen in der Religion vor. Christian nannte alle Bücher der Bibel, von Moses bis zur Offenbarung Johannis nach der Ordnung her und sagte zum Schluß: „Dieser Theolog beschließt die heil. Bibel mit den Worten: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch Allen. Amen." — Dann sprach er noch umständlich von dem Sündenfalle, von der Erbsünde, von der Liebe Gottes und von der Erlösung durch den Versöhnungstod Jesu, und belegte alles mit kernigten Sprüchen der Propheten und Apostel.

„Das ist viel!" riefen König und Königin wie aus einem Munde — und damit hatte die Audienz ihre Endschaft erreicht. Zwei Stunden lang hatte der Kleine gesprochen. Mit derselben Unbefangenheit, womit er seine Anrede gehalten, hielt er folgende Abschiedsworte: „Sire, ich bin der allerhöchsten Gnade nicht würdig, die Sie mir erzeigt haben. So lange der glimmende Docht meines schwachen Lebens annoch dauern wird, werde ich Gott bitten, daß er Euer königl. Majestät glorwürdiges Scepter segnen wolle in Ewigkeit."

So endete die öffentliche Friedensburger Audienz. Später las man sie in den dänischen und deutschen Zeitungen und in ganz Dänemark sprach man bald nichts anders als von dem lübecker Wunderkinde. Keiner aber war froher, als — der Lehrer des Kleinen. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Volksschriftsteller W. O. von Horn.

Seit Jahren hat uns das frankfurter Konversationsblatt einfache herzige Geschichten und Erzählungen gebracht, welche den Autornamen W. O. von Horn trugen. Demselben Namen begegnen wir auch auf einem Vielen liebgewordenen Volksbüchlein „die Spinnstube", das alljährlich in vielen Exemplaren durch Deutschland, und sogar nach Holland geht.

W. O. von Horn ist der Schriftstellername des Herrn Wilhelm Oertel, geboren zu Horn auf dem Hunsrück, jetzt Beamteter, (wenn wir recht wissen, Superintendent) zu Sobernheim, nahe der Lahn. Am Ende des vorigen Jahres erschienen bei Sauerländer in Frankfurt zwei Bände der gesammelten Erzählungen Horn's, und wurden freudig von denen begrüßt, welche Einzelnes davon hie und da verstreut gelesen hatten. Kritische Stimmen haben sich nur erst wenige geregt, was uns bei dem Standpunkte unserer Kritik nicht Wunder nehmen kann, da sie oft an so anspruchslos auftretenden Werken, wie die Erzählungen Horns, unbeachtend vorüberzugehen pflegt. Und doch verdienen die genannten Erzählungen des Verweilens bei denselben, da sie so leicht nicht vergessen, sondern bald einen bedeutenden Leserkreis haben werden. Beide Bände enthalten mehrere historische Novellen, und Erzählungen und Geschichten, die man mit dem modernen Namen „Dorfgeschichten" in dem Speicherhaus der deutschen Literatur zu rubriziren pflegt.

Verweilen wir zunächst bei Letzteren, da in ihnen der ganze Kern von Horns Wesen, Schriftstellerthum und Bedeutung geborgen liegt. Es ist ein gar eigener Ton, der uns aus ihnen entgegendringt, frei von Anklängen an Auerbach und seine Nachtreter. Wir hören den Wald rauschen, den Waldbach tosen, und die Drossel schlagen durch die dunkle Fichtenwaldung, so treu weiß uns der Verfasser bei seinen Schilderungen die Gegend zu malen. Und darin besteht auch der Hauptzug seiner Schriftstellerrichtung. Die Natur in ihrer Klarheit und Wahrheit, wie sie sich ihm und seinem reichen Gemüthe dargestellt hat, überschleiert er mit dem Aetherblau der Poesie. Rein und offen liegt Alles vor seinem Blicke da, und so weiß er es auch uns zu geben, frei von Makel und Fehl. Die Erfindung seiner Geschichten ist höchst einfach und schlicht. Nichts finden wir von großen Intriguen und Verwickelungen, aber das paßt auch ganz gut zu den Leuten, welche er uns in denselben vorführt.

In so kleinen stillen Dörfern giebt's freilich auch nicht viel weitausgreifende und auseinandergesponnene Intrigue, weil man da viel weniger gewohnt ist mit einander Comödie zu spielen, sondern meist nicht lange hinter'm Berg hält mit dem, was man gerade auf dem Herzen hat.

Die Menschen, welche Horn in seinen Geschichten auftreten läßt, sind auch keine großgestaltige Figuren und Charaktere, aber sie haben doch Alle Etwas so rein Menschliches und Sympathieerregendes, daß man sie nicht gern großartiger angelegt wünschen mag. Wie rührend weiß er uns z. B. die Geschichte des alten Schmiedes an's Herz zu führen, der noch als Greis nach dem stillen Grabeshügel seiner Jugendliebe wallfahrtet, und an dem Kreuze alt und müde ruht, das er ihr selbst gehämmert hat. Es scheint uns überhaupt, als sei dieses kleine Bild „In der Schmiede" mit obenan zu setzen in Reihe von Horn's Leistungen. Die beiden trefflichsten Leistungen sind freilich „die Deserteure" und „das Mailehn", und durch Letzteres vorzüglich weht ein duftiger Hauch ächter Poesie.

Horn hat aber nicht allein so idyllenartige Erzählungen geschrieben, — auch eine Reihe historischer Novellen sind uns beigegeben. Diese sind freilich Horn's schwächere Seite. Wenn Kraft der Charakteristik und Gestaltung, Großartigkeit der Erfindung in jenen lieblichen Dorfgeschichten nicht nöthig erschienen und deshalb nicht vermißt wurden, so ist das bei der historischen Novelle doch etwas Anderes. Dieses Genre der literarischen Production will schon ganz anders, — ich möchte wohl sagen, wenn gut, — mit Meisterhand behandelt sein. Hier kömmt es uns weniger darauf an, daß wir uns von dem Farbenschmelz trefflicher Gegendmalerei angeheimelt fühlen, sondern treue Schilderung der Ideenwelt, des Charakters und der Sitten einer Zeit und ihrer Menschen werden hier zur Bedingung. Dazu hat es Horn in den gegebenen Producten (z. B. die Nacht von Bingen; die Meergeusen rc.) nicht ganz gebracht. Die Phantasie, oder die Herrschaft des Gemüthes ist bei ihm ein schäumendes Champagnerglas, das angeregt, aufwallt und übersprudelt. Kurz, die Fäden des großen Gewebes, aus welchem die Novelle sich herausbilden soll, sind nicht immer genug vom kalten Verstand, von künstlerischer Berechnung überwacht. Aber wer wollte dem gemüthlichen Erzähler deshalb ein tadelndes Wort sagen? Und unterhaltend und lieblich sind die historischen Novellen doch auch, und man findet sich rasch in die behagliche Darstellungsweise hinein.

Möge Horn immerhin fortfahren, uns so kleine trauliche Bilder aus dem Dorfleben vorzuführen, eine freudige Begrüßung derselben kann und wird nicht fehlen.

Hugo Oeering.

Russische Leibeigene.*)

Wie viel hört man nicht über Leibeigenschaft und die Lage der Leibeigenen reden! was werden für rhetorische Floskeln über ihr vermeintlich bejammernswerthes Loos in die Welt geschickt!

*) M. s.: Russische Zustände im Jahre 1850. Von Adolph Zando. Hamburg. Bei F. H. Nestler und Melle 1850. S. 117 bis 143. Eine nähere Anzeige dieses Werkes, dessen Verkaufs-Ertrag dem Hamburgischen Waisenhause bestimmt, nächstens.

Daß Leibeigenschaft in Rußland existirt, ist weder die Schuld des Kaisers noch der adligen Erbherren, die Leibeigene besitzen; es ist mit einem Worte eine Eigenthümlichkeit, eine fundamentale Einrichtung des Landes, wie sie früher auch in Deutschland bestanden.

Ob es bis jetzt in Rußland möglich gewesen, und für jetzt schon wünschenswerth ist, die Leibeigenschaft aufzuheben, wird Jeder, der Rußland, seine Beschaffenheit und Bestandtheile kennt, entschieden mit Nein beantworten müssen. — Wie sehr es im allgemeinen Interesse der Menschheit liegt und zu wünschen ist, daß Rußland, welches sich in jeder Beziehung so hoch gestellt hat, auch in diesem Punkte hinter den andern Staaten Europa's nicht zurückstehe, unterliegt keinem Zweifel, und dies ist sicherlich auch der Wunsch eines jeden wahren russischen Patrioten; wann jedoch diese wichtige Epoche für Rußland eintreten wird, ist in diesem Augenblicke mit einiger Gewißheit vorauszubestimmen, unmöglich; nur so viel ist ausgemacht, daß an die Emancipation der Leibeigenen ernstlich gedacht und thätig daran gearbeitet wird. Wie sehr es der Wunsch und der Wille des Kaisers ist, die Leibeigenschaft ihrem Ende zuzuführen und den Weg zu diesem Ziele zu bahnen, hat sich durch mehr als eine Thatsache herausgestellt; noch nie hat ein russischer Monarch diesem Gegenstande mehr Theilnahme geschenkt, als der gegenwärtige Herrscher. — Schon durch das Decret vom 2. April 1842, welches den Adligen gestattet, ihre Leibeigenen unter gewissen Bedingungen frei zu geben, für deren Erfüllung die Regierung selbst die Verpflichtung übernimmt, ist ein bedeutender Schritt zur Emancipation gethan; die Privilegien, die der Kaiser bei jeder Gelegenheit den Leibeigenen einräumt und sie dadurch der bürgerlichen Gleichstellung nähert, sind ebenfalls Beweise für seine Ansicht in dieser Beziehung.

Der Leibeigene kann jetzt ländliche und städtische Grundstücke unter seinem Namen besitzen, Handel und Gewerbe treiben, wodurch seinem Herrn der frühere Einfluß über sein Hab und Gut gänzlich entzogen ist; sein Herr darf ihn nicht zum Heirathen zwingen, er handelt frei und nach eigenem Gutdünken; es darf ihm keine unverhältnißmäßige Abgabe auferlegt werden; und für jede tyrannische oder gesetzwidrige Handlung, die der Eigenthümer sich gegen seine Leibeigene zu Schulden kommen läßt, wird er vor Gericht und erforderlichen Falls unter Curatel gestellt, so daß er über seine Leibeignen dann nicht mehr selbst verfügen kann. Allzustrenge und tyrannische Erbbesitzer werden sogar des Rechtes verlustig erklärt, Güter mit Leibeigenen zu besitzen, und sind gehalten, solche in einem ihnen anberaumten Termine zu verkaufen, widrigenfalls die Regierung diesen Verkauf von Gerichtswegen vornehmen läßt. — Einzelne Mitglieder einer Familie dürfen weder käuflich noch auf sonstige Weise Andern überlassen werden, sondern nur die ganze Familie, Mann, Frau und unverheirathete Kinder beiderlei Geschlechts müssen beisammen bleiben; anders ist es natürlich, wenn der Herr irgend einem oder mehreren Mitgliedern der Familie die Freiheit schenkt. — Hat der Leibeigene jedoch das 60ste Jahr erreicht, und ist nicht Willens von der ihm angebotenen Freiheit Gebrauch zu machen, so ist sein Herr verpflichtet, ihn zu behalten.

Nur diejenigen, die zum erblichen Adel gehören, haben das Recht, Leibeigene zu besitzen, und dieses Recht beginnt jetzt erst mit der 5ten Klasse (Staatsrath) im Staatsdienste, während es

bis zum Jahre 1844 schon mit der 8ten Klasse (Collegien-Assessor) begann. Hierdurch ist nicht allein die Berechtigung zum Besitz von Leibeigenen bedeutend geschmälert, sondern auch der Fortdauer und Ausdehnung desselben Einhalt gethan. Niemand hat das Recht, sein Land allein, ohne die dazu gehörigen Leibeignen zu verkaufen, und solche zu besitzen, wenn er kein bewohntes Land als Eigenthum hat.

Im Fall ein Adliger seine Güter bei einer Leihbank des Reichs verpfändet, und dann die Zinsen für die ihm gemachten Vorschüsse entweder gar nicht, oder doch nicht in dem bestimmten Termin entrichtet, so werden die verpfändeten Güter innerhalb einer bestimmten Frist von 6 Monaten und nach vorhergegangener dreimaliger Publication in den Zeitungen, öffentlich verkauft; den Leibeignen solcher Güter steht es frei, sich für die erforderliche Summe selbst loszukaufen und im Besitz der von ihnen bewohnten Ländereien zu bleiben, wodurch sie in den Stand der Kronsbauern treten. — Fälle der Art ereignen sich oft, und erst bei solcher Gelegenheit zeigt sich die Wohlhabenheit der Bauern, welche die zu diesem Zwecke nöthige Summe gewöhnlich zusammenschießen.

Streitigkeiten und obwaltende Differenzen unter den Bauern und Leibeignen können die Besitzer selbst schlichten, und sie für Ungehorsam und leichte Vergehen bestrafen lassen; körperliche Strafen stärkeren Grades dürfen sie jedoch nur durch die Polizei oder mit Genehmigung derselben, vollziehen lassen; sind die Vergehen crimineller Art, so bleibt die Verurtheilung des Schuldigen dem competenten Gerichte überlassen.

Zur Ehre des jetzigen russischen Adels sei es gesagt, daß der größte Theil seine Leibeignen mit Gerechtigkeit und Schonung behandelt, und es wird als Seltenheit angesehen, wenn man hin und wieder einen schlechten und ungerechten Erbherren antrifft. Man ist allgemein zu der Erkenntniß gelangt, daß es Pflicht der Besitzer ist, für diejenigen Menschen Sorge zu tragen, die ihnen das Schicksal als Eigenthum anvertraut hat, und die Früchte dieser Erkenntniß äußern sich immer deutlicher. — Die jetzige Generation des Adels thut alles Mögliche, um das wieder gut zu machen, was sich ihre Vorfahren vielleicht durch Lieblosigkeit und Härte gegen ihre Leibeigenen haben zu Schulden kommen lassen; die Erziehung, die sowohl in wissenschaftlicher wie in moralischer Hinsicht in Rußland so große Fortschritte gemacht hat und in stetem Fortschreiten begriffen ist, trägt unendlich viel dazu bei, die alten Mißbräuche gänzlich zu vertilgen, und Humanität und Gerechtigkeit an deren Stelle zu setzen. — Die Regierung überwacht selbst auf's Strengste das Verhalten der Erbherren zu ihren Leibeignen und gegen solche, die sich ein strafbares Vergehen gegen diese Leute zu Schulden kommen lassen, wird, wie schon oben bemerkt, nach der ganzen Strenge der Gesetze verfahren.

In mehr als 25 verschiedenen Gouvernements, die ich nach allen Richtungen hin durchreis'te, nahm ich die Gelegenheit wahr, die Verhältnisse der Bauern zu ihren Erbherren genau kennen zu lernen; mit wenigen Ausnahmen fielen die Aussagen der Ersteren über mein Erwarten günstig und befriedigend aus. — In den meisten Fällen sprachen sie von ihrem Herrn mit Ehrfurcht und Dankbarkeit; einige jedoch beklagten sich bitterlich über die Willkühr der Gutsverwalter, die sich nicht scheuen, ganz gegen Willen und Wissen der wohlmeinenden Eigenthümer zu verfahren. — Allerdings überschreiten diese Verwalter sehr oft ihre Vollmachten und erlauben sich Ungerechtigkeiten jeder Art; dieses Treiben bleibt jedoch nur kurze Zeit verborgen; der russische Bauer besitzt eine musterhafte Geduld, er erträgt sehr vieles und mit großer Resignation; doch wenn seine Geduld zu sehr auf die Probe gestellt und ihre Fäden reißen, so greift er zu allen ihm zu Gebote stehenden Mittel, um sein Joch abzuschütteln, und sich seinen Quälern zu entziehen, indem er höhern Orts Schutz und Beistand sucht. — Der Leibeigne findet schon seinen Weg zu seinem Herrn — selbst wenn er am äußersten Ende des Reiches wohnen sollte — um sich über grausame und ungerechte Verwalter zu beklagen, so wie er sich über seinen eigenen Herrn bei der Obrigkeit beklagen kann, wenn er über Ungesetzlichkeiten und Bedrückungen Beschwerden führen will. Ja, es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß unzufriedene und bedrückte Bauern in Masse, wenn ihnen die Obrigkeit keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, insgeheim eine Deputation oft einige tausend Werste weit nach St. Petersburg absenden, um dem Kaiser, zu welchem sie nächst Gott das größte Vertrauen hegen, ihr Anliegen selbst in die Hände zu geben, und von der höchsten Stelle Recht und Gerechtigkeit zu erflehen. — In St. Petersburg angekommen, nehmen die Abgeordneten die Zeit wahr, wann der Kaiser einen Spaziergang vorzunehmen pflegt; ein dazu ausersehener Bauer überreicht dann knieend dem Czaren eine Bittschrift, worin die ganze Angelegenheit auseinandergesetzt ist. — Dergleichen Vorfälle werden vom Kaiser stets mit der größten Strenge untersucht, und ist die Sache von wichtiger Bedeutung, so wird sogar expreß ein Flügel-Adjudant nach dem betreffenden Orte abgesandt, um dem Monarchen einen genauen Bericht von dem Stande der Dinge zu erstatten, und wehe dann dem Schuldigen. Der Kaiser spaßt nicht in solchen Fällen und handelt als strenger Monarch so wie als Vater seines Volkes. —

Leid thut es mir, und die Schamröthe steigt mir in's Angesicht, wenn ich nicht umhin kann, aus eigener Erfahrung zu erklären, daß gerade deutsche Gutsverwalter sich öfters gegen die ihnen anvertrauten Leibeigenen die größten Unbilden herausgenommen haben; viele Leibeigene führten bittere Beschwerde über deren Strenge und Schonungslosigkeit, und hatten hiezu den gegründetsten Anlaß. — Dies wird manchem deutschen Philantropen gar sehr befremdlich klingen, und doch ist dem so! —

Es giebt Leibeigne, die Landbau treiben, für ihren Herrn das Land bearbeiten, Frohndienste verrichten und ihm keine weitere Abgaben zahlen, und wiederum solche, die gegen eine jährliche nach Maßgabe der Quantität und Qualität des Erdreichs zu entrichtende Summe, alle Ländereien ihres Herrn benutzen. — Wieder andere bearbeiten gar kein Land, suchen sich selbst einen Verdienst als Dienende, Handwerker, Bootsführer, Handel- und Gewerbtreibende ꝛc. und zahlen ihrem Herrn im Verhältniß zu ihrer Stellung jährlich eine gewisse Abgabe, die jedoch ein Maximum von 100 Rubel Bco. nicht übersteigt; viele der besser Gestellten unter diesen Leibeignen haben bedeutende Verdienste und Einkünfte, derjenigen nicht zu gedenken, die als Handwerker, Fabrikanten ꝛc. oft sehr große Capitalien besitzen. —

So z. B. haben der Graf Scheremetieff, der Graf Woronzoff-Daschkoff, Graf Uwaroff u. v. A. Leibeigne, die in St. Petersburg und Moskau großartige Gold- und Silbermagazine, Fruchtbuden, bedeutende Kattun- und Seidenfabriken ꝛc. besitzen,

unter denen man nicht selten Millionairs findet; Capitalisten von 100,000 Rubeln aber sind etwas Gewöhnliches, und auch diese Leute zahlen ihrem Herrn nur eine ganz unbedeutende Abgabe; ich glaube 10 Rubel jährlich. — Ich führe nur ein Beispiel an, es giebt deren aber unzählige.

Das Loos des Leibeignen in seiner individuellen Existenz ist durchaus kein unglückliches, wenn es auch von Unkundigen mit den grellsten Farben geschildert wird, während der Leibeigene selbst sich in der Regel keines traurigen Daseins bewußt ist. — Der besondere Schutz, den der Kaiser Nicolaus den Leibeignen angedeihen läßt, so wie die vielen Rechte, die ihnen unter seiner Regierung ertheilt sind, haben unendlich viel zur Verbesserung ihres Standes beigetragen, und Diejenigen, die, wie ich, Gelegenheit gehabt haben, Leibeigne sprechen und urtheilen zu hören, würden eine ganz andere Ansicht von diesem Gegenstande gewinnen, als sie bis jetzt gehegt haben. — Mir selbst sind Beispiele vorgekommen, daß Leibeigne, denen von ihren Besitzern die Freiheit angeboten war, sich darüber untröstlich fühlten, und sich als Gnade ausbaten, ferner in diesem Stande verbleiben zu dürfen; ja, ich hatte sogar Gelegenheit, mehrere Freibriefe, die mir von bekannten Gutsbesitzern aus entfernten Gegenden nach Moscau mit der Bitte zugesandt worden, sie ihren daselbst sich aufhaltenden Leibeignen als Belohnung für früher geleistete Dienste zuzustellen, um ihnen für sich und ihre Nachkommen die Freiheit zu sichern, unverrichteter Sache wieder zurückgeben zu lassen, da die betreffenden Personen dieselben anzunehmen sich weigerten, indem sie von ihren Herren die Wohlthat und Gnade zu erwirken hofften, ferner Leibeigne zu verbleiben. Noch mehr: täglich ereignen sich Fälle, daß der Eigenthümer seinen ungehorsamen und widerspenstigen Hofsleuten (so nennt man Personen aus dem Bauernstande, die zu herrschaftlichen Diensten, als: Kammerdiener, Koch, Kutscher, Kammerfrauen &c. verwendet werden), zur Strafe die Freiheit giebt, und sie von Haus und Hof entfernt, was sie als das größte Unglück anzusehen pflegen. —

Der Russe im Allgemeinen betrachtet seinen Herrn nicht als seinen Tyrannen, sondern als seinen Wohlthäter; sein Herr ist seine nächste Obrigkeit, sein Beschützer in der Noth, sein Ernährer und im Alter sein Versorger. — Der frohndienstthuende Leibeigne arbeitet während der Sommerzeit 3 Tage in der Woche für seinen Herrn, die übrige Zeit gehört ihm, und hat er seinem Herrn keine weitern Abgaben zu entrichten; er erhält (für jede männliche Seele) 5 bis 8 Dessätinen Landes, je nach der Qualität desselben, die er zu seinem eignen Bedarf bearbeitet.

Das Schicksal des Leibeignen ist, wie gesagt, durchaus nicht beklagenswerth. — Der Bauer lebt in seiner Hütte glücklich und zufrieden, seine Ansprüche sind bescheiden und seine Existenz ist gesichert. Unbekümmert um die ganze Welt, strebt er nur darnach, seine Pflichten gegen seinen Herrn zu erfüllen, und für sich und seine Familie das Nothwendige zu besitzen; sein einfaches Mahl schmeckt ihm gut, mit Gebet beginnt und schließt er dasselbe, er ist ein Naturmensch, genügsam, arbeitsam und gutmüthig. Wenn Hagelschlag seine Felder verheert, und wenn er sich durch Mißwachs in seinen Hoffnungen getäuscht sieht, so läßt er den Muth nicht sinken; er weiß, sein Herr giebt ihm nicht nur Korn zur Aussaat, sondern auch so viel, daß er bis zur nächsten Ernte vor Hunger und Noth geschützt ist. — Wenn Feuersgefahr ihn seiner Hütte und all seiner Habe beraubt, sein Herr ist's, der ihm eins und das andere wiedergiebt, und rückt das Alter heran, unbesorgt um die Zukunft sieht er demselben entgegen, denn es ist die Pflicht seines Herrn, wenn er alt und schwach geworden oder krank ist, und nicht mehr arbeiten kann, ihn bis an sein Lebensende zu verpflegen. —

In jedem Dorfe sind eigene Magazine errichtet, in welchen Korn im Verhältniß zur Seelenzahl aufgespeichert ist, um den Bauern im Falle von Hungersnoth oder sonstigen unvorhergesehenen Unfällen auf längere Zeit Unterhalt zu gewähren. —

Jeder Bauer stellt diesem Magazine alljährlich nach der Ernte ein gewisses Quantum Korn zu, welches unter verantwortlicher Aufsicht der Aeltesten des Dorfes steht; auch ist es wohl den Bauern gestattet, in Krankheits- oder Unglücksfällen das erforderliche Quantum aus dem Magazine auf bestimmte Zeit zu entleihen, für dessen prompte Zurückerstattung die ganze Bauerschaft haftet.

Wenn nach einer Reihe von Jahren mehr Korn im Magazine vorräthig ist, als das Gesetz vorschreibt, so wird der Ueberschuß unter die Bauern des Dorfes gleichmäßig vertheilt. — Diese Kornmagazine, welche auf Befehl des Kaisers unlängst errichtet sind, stehen überdies in jedem Gouvernement unter specieller Aufsicht eigends dazu angestellter Regierungsbeamten, die von Zeit zu Zeit eine Revision vornehmen. —

Im Winter sucht der Bauer allerlei Beschäftigung; die älteren Glieder der Familie beschaffen das Häusliche, die jüngeren übernehmen Transporte von Waaren zu Schlitten nach den verschiedenen Gegenden des Reiches, was bei der guten Beschaffenheit der Landwege ein sehr einträgliches Geschäft zu sein pflegt. Im Sommer sind solche Bauern, die eine große Familie haben, vielfach mit Schiffahrt, Mauer-, Töpfer- und Tischlerarbeit &c. beschäftigt, und kehren im Winter zu ihrem häuslichen Heerde zurück; während ihrer Abwesenheit versieht ein Bruder, die Frau oder sonst irgend ein Freund die Feldarbeiten auf ihrer Parcele.

Es giebt einige Gouvernements, die wegen ihrer Handwerker berühmt sind; namentlich besitzen die Zimmerleute eine unglaubliche Geschicklichkeit. Mit einem einzigen Beile, ohne alle Geräthschaften, sind sie im Stande das größte hölzerne Gebäude aufzuführen; ich habe viele Gouvernements bereist, wo die Bauern ausschließlich Gerbereien, Baumwollenspinnereien, Glas- und Porzellanfabriken, Tuchfärbereien u. a. m. besaßen, und man findet oft Fabrikate von ausgezeichneter Schönheit und Sauberkeit vor, wo man sie am wenigsten erwartet. — Die Einwohner ganzer Distrikte sind Nagelschmiede, und machen ein großes Geschäft in diesem Gewerbezweige.

Durch die von St. Petersburg nach Moscau im Bau begriffene Eisenbahn werden ebenfalls Tausende von Händen beschäftigt; Viele sind Schuh- und Handschuhmacher, Seiler, Korbflechter &c. &c. Besondere Erwähnung verdient das Jaroslaw'sche Gouvernement, wegen seiner vorzüglichen Leinenwebereien. — Auf allen Jahrmärkten des Reiches findet man große Vorräthe von Fabrikaten aller Art, die von den gewerbtreibenden Bauern aus den Dörfern dahin gebracht werden, und man kann sich keinen Begriff machen, mit welchem Fleiße, mit welchem Eifer der russische Bauer sich in denjenigen Gegenden dem Gewerbe zuwendet, wo das Land sich nicht als ergiebig genug erweis't, um der Agricultur

alle Kräfte zuzuweisen. Er ist nicht nur darauf bedacht, sich seinen Unterhalt und ein gutes Auskommen zu sichern, sondern er trachtet auch danach, sich in seinem Fache mehr zu vervollkommnen.

Aus den Städten, welche sie auf der Rückkehr von den Jahrmärkten passiren müssen, bringen sie immer solche Gegenstände mit, die sie für besser als die von ihnen fabricirten halten, und scheuen keine Mühe, um mit solchen besseren Fabrikaten concurriren zu können. Ich habe sowohl Gewerb- als Ackerbauern besucht, die in Wohlstand und Reichthum leben; ihre Wohnungen sind nicht Schwarzstuben, wie man sie in Deutschland zu nennen pflegt, sondern regelmäßig gebaute hölzerne Häuschen, die mit allen nöthigen Bequemlichkeiten versehen sind; sie leben reinlich, und ein gewisser Comfort läßt sich in Betracht ihres Standes ganz und gar nicht verkennen. — Durch ihre Verbindung mit den Städten und nicht selten mit den Hauptstädten, die sie besuchen, um ihre Fabrikate abzusetzen, haben sie sich dem russischen Kaufmannsstande sehr genähert und ihre Lebensweise und Kleidung ist denen der russischen Kaufleute und Städter ähnlich geworden. — Bei näherer Besichtigung ihrer häuslichen Einrichtung fand ich mich in meinen Erwartungen wirklich übertroffen; bei den meisten fand ich Mobilien und Hausgeräth von gutem Ansehen, so wie andere Gegenstände, welche sie aus den Städten hatten kommen lassen. —

Als ein besonders frohes Ereigniß betrachtet es der Bauer, wenn ein Fremder in seine Wohnung tritt; wie im Nu deckt sich der Tisch; Nüsse, Rosinen, trockne Pflaumen und Birnen, selbst gebackene Pasteten, die sehr schmackhaft sind, auch bei diesem und jenem eine Flasche Rothwein oder Madeira, werden dem Fremden, mit der eindringlichsten Bitte, davon zu genießen, vorgesetzt. Die Krone dieser eigenthümlichen, ächt patriarchalischen Bewirthung, bildet der dampfende Thee, der in Gläsern verabreicht wird, indem eine große, blanke, kupferne Theemaschine (Zamowàr) den Ehrenplatz in der Mitte des Tisches einnimmt. — Bei keinem russischen Bauern fehlt es an Gastfreiheit, und nirgends werden die Familienbande heiliger gehalten. — Nur an Sonntagen oder bei besonderen Festlichkeiten trinkt der Bauer seinen Thee, der ihm ein wahrer Labetrunk ist, und den er allen andern Genüssen vorzieht; sechs bis acht Gläser davon sind ihm nicht zu viel. Es ist bemerkenswerth, daß der russische Bauer, seit er angefangen, sich an Thee zu gewöhnen, immer mehr vom Branntweine abläßt, und in manchen Dörfern, wo ersterer sich Bahn gebrochen, ist letzterer ganz verschwunden. Man hat keinen Begriff davon, wie angenehm und gemüthlich Tausende von russischen Bauern leben, was vielen Unkundigen, die ganz falsche Begriffe von ihrer Lebensart hegen, freilich als eine Neuigkeit erscheinen muß, der sie kaum Glauben beimessen werden.

Wie glücklich wäre der irländische Bauer, wenn er in gleichen Verhältnissen lebte! Wie viele freie irländische Bauern sind den Hungertod gestorben!

Ein russischer Bauer hat immer sein Stück Brod; er kann nie ganz verarmen; das Stück Land, welches ihm als Mitglied seiner Dorfgemeinde zukommt, bleibt ihm und seinen Nachkommen für alle Zeiten.

Es wäre allerdings eine irrige Behauptung, daß alle Leibeigenen zu denen gehören, welche ein so comfortables und bequemes Leben führen; im Gegentheil, ich läugne nicht, daß sich nur der kleinste Theil dessen erfreut; die Meisten erwerben ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts; aber nicht allein Brod, sondern auch Grütze, Kohl, Kartoffeln und ein Stückchen Fleisch fehlt ihnen niemals. Die Zahl der Bessergestellten vermehrt sich indessen von Jahr zu Jahr. — Ein einsichtsvoller Gutsbesitzer, der für die bessere Existenz seiner Leibeigenen Sorge trägt, kann sehr viel zum Wohlstande derselben beitragen; viele Herren schießen ihren Leibeigenen aus eignen Mitteln Geld vor, um ihnen aus der Noth zu helfen, oder ihnen Gelegenheit zu geben, im Handel oder Gewerbe etwas zu verdienen, was der Darleiher in bessern Zeiten wieder prompt zurückbezahlt.

Man findet gegenwärtig in sehr vielen Dörfern Elementarschulen; ich selbst habe bei mehreren mir befreundeten Gutsbesitzern auf deren Stiftung gedrungen, und mir ein Vergnügen daraus gemacht, solche und zwar mit dem besten Erfolge begründet zu sehen.

In den Krons- und Apanagenbauerngemeinden sind überall wohlorganisirte Schulen errichtet.

Der leibeigene Bauer ist im Allgemeinen ein sehr gutmüthiger Menschenschlag; er ist fleißig, dienstfertig und im höchsten Grade verträglich; er kümmert sich nur um Haus und Hof, geht früh an die Arbeit und kommt spät nach Hause; er lebt glücklich und zufrieden in seiner Familie; wenn es ihm irgend die Zeit erlaubt, ist er in seiner Wohnung beschäftigt, baut seinen Gemüsegarten, und scheint für all' seine Bemühungen entschädigt zu sein, wenn ihm sein Kohl, seine Lieblingsspeise, gut geräth.

Sonntags versammelt sich die ganze Dorfjugend in ihren Festkleidern mit Feldblumen und grünen Zweigen geschmückt; Alles tanzt, singt und springt froh und heiter durch einander, während einer der gewandtesten Burschen die Ballalaika (eine Art Mandoline) dazu spielt. — Die größeren Dörfer, wo der Mittelpunkt der Vergnügungen ist, werden bei solcher Gelegenheit von den Bewohnern kleinerer Dörfer besucht. Die Alten des Dorfes stehen um die frohe Jugend im Kreise herum, oder sitzen gruppenweise vor ihren Hausthüren, und sehen mit fröhlichen Mienen dem Spiele zu. Im Winter versammelt sich die frohe Schaar an Festtagen in einem der größeren Bauernhäuser, die der Reihe nach als Ball-, Concert- und Versammlungssaal dienen; dann trinken die Alten wohl ihr Schälchen Branntwein, und die jungen Leute laben sich an Nüssen, Pfefferkuchen, getrockneten Pflaumen und Birnen, ein Glas selbst gebrauten Biers vertritt die Stelle des Champagners. Wie herzlich froh und wie guten Muthes sind diese braven Leutchen alle! Eigentliche Nahrungssorgen kennt der russische Bauer nicht!

Es ist und bleibt ein unverzeihlicher Irrthum über die Leibeigenschaft so schonungslos abzuurtheilen. — Die moralische Existenz derselben zu verwerfen, steht Jedem frei, hingegen ohne Sachkunde und Erfahrung über ihre materielle Existenz zu lästern, ist eines Unparteiischen unwürdig.

Der Name des Herrn Verlegers von „Völker's Journal" ist nicht, wie in Nr. 40 gesetzt ist, Bödeker, sondern Bädeker.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 42. Sonnabend, den 24. Mai. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Ein Strauß Convallien.

Episode aus dem Warschauer Gesellschaftsleben

von

Fritz von Fr.

So langweilig die sogenannten ästhetischen Thee's sind, welche in gewissen Häusern an bestimmten Tagen abgehalten werden, und wozu ein Theil der Gebetenen sich mit dem nothwendigen Quantum im Voraus mühsam hervorgesuchter Witze, aufgewärmter Anecdoten, schaler, seelenloser Gedichte und ganz vorzüglich mit den gerade gangbaren Schlagwörtern eines Kenners der Literatur und Kunst rüstet, um im Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit den anderen, der in unterdrücktem Gähnen von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen von sich giebt, in den Schatten zu stellen, so angenehm vergeht die Zeit, wenn unverhofft Menschen, die in der Unterhaltung mehr suchen, als zu glänzen und ein paar Stunden zu tödten, zusammentreffen und durch ihren Ideenaustausch ein Gespräch ins Leben rufen, an dem sich jeder gerne betheiligt, da es für Alle von Interesse ist. Worin dieser Zauber liegt? Gewiß nur in der geistigen Uebereinstimmung, die über dem Kreise zu schweben scheint, in dem zusagenden Elemente, in welchem sich jeder dann bewegt, in dem beruhigenden, wohlthuenden Gefühle, Keiner beabsichtige den Andern zu verdunkeln, um seiner Eigenliebe auf Kosten der Uebrigen zu schmeicheln. In solchem Zirkel geben Liebe, Zartgefühl und Nachgiebigkeit den Ton an, verschlingen das Ganze harmonisch, und wissen den Augenblick mit so schönem poetischen Gewande zu schmücken, daß er uns für das ganze Leben eine angenehme Erinnerung bleibt und dem wohlthätig anregenden Sonnenstrahle der süßen, an der Seite eines geliebten Gegenstandes verlebten Stunde gleicht, die der Dichter in der Begeisterung besingt und verewigt. Einen Abend der Art verlebte ich im Hause der Frau von L. in Warschau.

„— Brodzinski reis't morgen nach Dresden; leidend und traurig, wie er ist, mögte er gerne denen, die ihm theuer sind, Lebewohl sagen. Gehen wir deshalb zu Frau von L."

Dieses Stell-Dich-ein wurde an einem Frühlingstage des Jahres 1835 gegeben und machte schnell unter den näheren Freunden des Dichters die Runde, während es die fernen traurig berührte, den geliebten Sänger in so beunruhigendem Gesundheitszustande scheiden zu sehen.

Der Abend kam und vereinigte einen gewählten Kreis von Frauen und Männern im Empfangszimmer der liebenswürdigen Wirthin. Die Unterhaltung war keine laute, sondern mehr ein leises Geflüster; es schien, als wollte man durch die sich auferlegte Stille im Voraus schon den Ort heiligen, an dem man eine so allgemein geliebte und geehrte Person erwartete. Das Gespräch der Anwesenden selbst war den Umständen angemessen; man würde es für verletzend gehalten haben, da durch Witz oder Declamation glänzen zu wollen, wo das Gefühl so vorherrschend in Anspruch genommen wurde und die Frauenherzen, denen es gegeben ist, Alles zu errathen und den verborgenen Schmerz zu erspähen, um ihn zu lindern, den Vorsitz führten.

In einem Winkel des Salons saßen zwei Schwestern auf einer Bergère und sprachen mit einander. In ihren Augen spiegelte sich Gram und Freude, ein Lächeln unter Thränen. Gewiß berathen sie den Plan zu irgend einer edlen Handlung; fremde Trübsal drückt ihr Herz, und sie, die Engel des Trostes, denken darüber nach, wie sie dem Leidenden den Himmel öffnen

und durch welches Opfer sie die Trauer des Gebeugten in Fröhlichkeit umwandeln können.

„Arbeit ist das Kapital, womit er sein Leben fristet — sagte die eine der Schwestern — aber was kann er bei so angegriffener Gesundheit leisten? Das Bischen, was er sein nennt, verschlingen die fremden Aerzte. Weißt Du, Nathalie, auf welchen Gedanken mich dies bringt?"

„Was Du da erwähnst, liebe Therese, erfüllt auch mich mit Wehmuth. Was wird aus seiner Frau und seinem Kinde, wenn, was Gott verhüten möge, ein Unglück eintreten sollte?"

„Das ist es, was ich am meisten fürchte, um so mehr, als ich ahne, was kommen wird — hast Du bemerkt, wie verändert er aussieht? Diese eingefallenen, in düsterem Feuer blitzenden Augen, die unnatürliche Röthe der Wangen, weissagen nichts weniger als Gutes. Blicke nur in die gefurchten, gramvollen Züge, und sie werden Dir sagen, daß in dem Innern des geliebten Mannes nicht nur die gewöhnliche Sorge wühlt, sondern eine andere, tiefere, die uns alle angeht. Für diese letztere giebt es freilich kein Heilmittel, doch jene könnten wir ihm wohl erleichtern und versüßen."

„Du sprichst mir aus der Seele, geliebte Schwester. So lange der Leidende fern von uns weilt, sei seine Gattin unsere Schwester, und die liebe, kleine Karoline unser Kind."

Der Plan sollte eben weiter ausgesponnen und Mittel und Wege ausfindig gemacht werden, wie man die Sache auf eine zarte Weise einleiten könne, um keine abschlägige Antwort zu erhalten — da entstand ein Geräusch im Vorzimmer. Die Wirthin des Hauses und deren Gäste erheben sich und gingen dem Angekommenen entgegen.

Es war der erwartete Dichter mit Weib und Kind, der hereintrat. Die schmächtige, gebückte Gestalt, die bleiche Gesichtsfarbe, die schwache, oft von einem trockenen Husten unterbrochene Stimme und der sehnende, weiche Blick des glänzenden Auges machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf die ihn Umstehenden. Eine bange Ahnung sagte ihnen, dies könne wohl der letzte Abend sein, der ihnen der theure Gast schenken dürfe.

Die Frauen umringten sogleich den Sänger des Wiesław, führten ihn zu einem Stuhl in ihrer Mitte und suchten bald durch unschuldige Scherze, bald durch zarte Aufmerksamkeiten die trüben Wolken des Grams und düsterer Ahnung zu zerstreuen, die sich gleich einem giftigen Nebel über das Antlitz des Gastes ausgebreitet hatten. Brodzinski sagte: ich komme Abschied zu nehmen, wer weiß, ob nicht auf ewig. Diese traurigen Worte ließen das gefühlvolle Frauenherz in des Dichters Seele lesen und machten es erfinderisch in allen den Kleinigkeiten, die uns, erzeigt von guten Menschen, so wohlthun.

„Sie werden uns Alle noch überleben," rief die Eine.

„Leute von schwachem Körperbau dauern gewöhnlich am längsten aus", tröstete eine Andere.

„Ich weiß gewiß, Sie kehren im Herbst gesund und froh zu uns zurück. Sein Sie im Voraus hinaus aufs Gut eingeladen; mein Mann liebt die Jagd, an angenehmer Nachbarschaft mangelt es uns nicht und die Landluft zerstreut den Kummer....

Madame, erwiederte Brodzinski, indem er traurig den Kopf schüttelte, wüßte ich, daß das, was mich drückt, vom Winde verweht werden könnte, längst hätte ich es ihm übergeben; aber was ich leide, hängt wie ein Blutegel an meinem Herzen, der mein Leben einsaugt — bis es vorbei ist.....

Solche Gedanken sind gewöhnlich die Begleiter einer angegriffenen Gesundheit — bemerkte die Dame vom Hause — geht es damit wieder besser, so schwindet auch der Trübsinn.

„Warum ist er nicht geschwunden, als ich jung und kräftig war — fragte Brodzinski mit einem tiefen Seufzer. Ach, wenn Sie meinen Lebenslauf kennten! Glauben Sie es wohl, daß mir schon von der Wiege an das Glück den Rücken gekehrt hat? Ja, wahrlich, Frohsinn, Heiterkeit, alles, was das Leben angenehm macht, floh mich schon damals, als mein schwacher Fuß die ersten Schritte wagte — im fünften Jahre verlor ich meine Mutter. Noch heute sehe ich sie im Sarge liegen, noch jetzt klingen mir die Worte des Geistlichen in den Ohren: eine Stiefmutter wird Dich züchtigen! Ach ja, sie hat mich mißhandelt und von sich gestoßen, und ich verwais'tes Kind suchte in der Hütte des Landmannes das, was mir, wenn auch nur theilweise, die Mutterliebe ersetzen konnte... Doch umsonst! Dörfliche Geradheit und ländliche Ehrlichkeit konnten meinen Verlust nicht ersetzen, die Lücke in meinem jungen Herzen nicht ausfüllen; im Traume allein, im Traume von ihr, fand ich das entbehrte Glück. Einer derselben schwebt mir noch heute lebhaft vor. Ich war in einer großen Kirche und erblickte auf dem Chore unter einer Menge bleicher Frauen meine Mutter, in demselben Anzuge, in welchem ich sie im Sarge gesehen hatte. Sie winkte mir zu sich. Plötzlich war ich bei ihr und lag in ihren Armen; ihre Liebkosungen versetzten mich in namenloses Entzücken. Da plötzlich ertönte es vom Altare her mit donnernder Stimme: Requiescat in pace! und ich fuhr erschreckt in die Höhe und erwachte. Seit dieser Zeit schwebt die Nebelgestalt mir im Traume vor, besonders wenn mir etwas Widriges begegnen soll — ihre weiße Hand ruft mich zu sich — ich stürze mich an den mütterlichen Busen, Thränen entströmen meinen Augen — und wenn ich erwache, so sagt mir das feuchte Kissen, die Zähren seien kein Traum gewesen. Ich weiß nicht, ob es Jemand geben kann, der, besäße er die mütterliche Liebe auch im höchsten Grade, es tiefer fühlte, was eine Mutter ist. War ich zufällig Zeuge, wie eine solche ihr Kind an's Herz drückte und es zärtlich küßte, so floh ich in die Einsamkeit, damit Niemand die Thränen sehe, die mir dieses auspreßte. Ich sehnte mich nach der Liebe eines Menschen und glaubte sie auch zu verdienen, doch dieser Wohlthat sollte ich nicht theilhaftig werden. Keine Mutter zu haben, die das Herz des Kindes bilden kann, keinem Wesen zu begegnen, gegen das man sich frei mit jenen ersten, von so lieblichen Kleinigkeiten begleiteten Gefühlen aussprechen darf, heißt, zu ewiger Qual, zu fortdauernder Sehnsucht, die durch nichts zu befriedigen ist, verdammt sein. Sie waren meine Begleiter auf dem Schlachtfelde und mischten sich in meine Gedanken, wenn ich im poetischen Aufschwunge den Frieden der Seele suchte. Auf den blutigen Stätten von Smolensk und Możajsk fiel ich ermattet nieder und der bleierne Schlaf senkte sich auf meine Augenlieder. Doch auch da träumte ich von der geliebten Mutter, auch dort erblickte ich die bleiche mir winkende Hand und den Busen, an dem ich mich ausweinen konnte...."

Auf diese einfache und ergreifende Schilderung des Zustandes des Dichters wagte Niemand, selbst diejenigen nicht, die ihm am nächsten standen, ein Wort des Trostes, der Er-

heiterung folgen zu lassen. Die Frauen, unter denen mehr als eine Mutter war, senkten den Blick traurig zur Erde oder bedeckten die thränenfeuchten Augen mit ihren Tüchern; Brodzinski dagegen, der in dem ihn umgebenden Kreise umher blickte und die Bewegung gewahrte, welche seine Worte hervorgerufen hatten, lächelte, nahm seine Frau bei der Hand, drückte das Kind an sein Herz und indem der Ton seiner Stimme von der Wehmuth zur Freude überging, sagte er:

„Vergebt mir, meine Freundinnen! diesen poetisch-sentimentalen Eingang; scheltet mich, daß ich nach Art jener Byronschen Figuren, die gebieterisch verlangen, die ganze Welt solle ihretwegen in Wehmuth zerfließen, meine Gefühle, Leiden, meine Sehnsucht und Schwermuth so offen vor Euch ausgebreitet habe. Glaubt mir, es ist einzig der Egoismus des Alters, der so aus mir spricht, und Ihr könnt mich leicht von meinem Unrecht überzeugen. Wer ein so gutes, liebendes und sich aufopferndes Weib, ein der sorgfältigsten väterlichen Pflege und Leitung bedürftiges Kind und so viel werthe Freunde besitzt, darf über Mangel an Liebe nicht klagen — und, hat er die Mutter verloren, so muß er dafür Ersatz in der Ausübung der Pflichten des Gatten, Vaters und Freundes finden..... Es war nichts, als ein augenblicklicher Anfall, eine aus dem Waisenalter mit herübergenommene Angewohnheit, die dem Charakter und der Energie des Mannes keineswegs angemessen ist. Zur Strafe dafür muß ich deshalb leben, gesund werden und meinen Freunden noch recht lange zur Last fallen..."

Ja, Sie müssen Ihren Landsleuten erhalten werden, unterbrach ihn hier eine der anwesenden Frauen, denn Sie sind ihnen ein leitender Stern. Ihre Gedanken, Ihre Worte sind die Schätze unseres Vaterlandes; Sie haben es zuerst unternommen, das heranwachsende Geschlecht höheren Anschauungen entgegenzuführen und ihm in der Idylle eine neue Quelle der Dichtung zu eröffnen, Sie haben uns gelehrt, der Geist der Nation sei in wahrer, ungeschminkter Frömmigkeit, strenger Tugend und Liebe zum Schönen und Erhabenen, nicht aber in der Ausgelassenheit, Schlüpfrigkeit und Verachtung der Religion und Sitten zu suchen und zu finden. Ob, theurer Freund, lassen Sie nicht den Kummer und Zweifel Herrschaft über sich gewinnen: Alle, wie wir hier sind, werden für Ihre Gesundheit, für Ihre glückliche Zurückkunft in den Kreis Ihrer Lieben beten; sie, Warschau, ganz Polen, Alle haben noch Ansprüche an Sie und sind Ihrer noch sehr benöthigt. Sollte Gott die Bitten der Mütter, der Polinnen unerhört lassen?"

„Nein, gewiß nicht!" fiel Brodzinski in höchster Begeisterung ein, indem er tiefbewegt die Hände drückte, die sich ihm von allen Seiten darboten. „Auf Wiedersehen also, auf glückliches, frohes Wiedersehen, und zwar zum Herbste hier, in demselben Zimmer...."

„Wir erwarten Sie, wir erwarten Sie," rief Alles: „sein Sie versichert, Niemand wird den Termin verfehlen, denn er wird für uns ein Familienfest werden...."

Ihr glaubt nicht, meine Lieben, wie schwer es mir wird, mich von Euch zu trennen; jetzt erst fühle ich lebhaft die Wahrheit der Worte, die ich einst niederschrieb:

Traurig auf dieser Welt ist eines Jeden Bestimmung,
Doch von allen die traurigste nenne ich schreckliche Trennung!

„Damit nun die meinige weniger schrecklich sei, so möge der Geruch meiner Lieblingsblume uns an das Band erinnern, welches uns gegenseitig umschlingt...."

Mit diesen Worten nahm er einen Strauß Convallien aus dem Hute, die, in Geruch und Gestalt den einfachen und gefühlvollen Schöpfungen des Dichters ähnlich, bald das ganze Zimmer mit ihrem Dufte erfüllten.

„Hören Sie nur, welch glückliches Ungefähr. Auf dem Wege hierher begegne ich einer bekannten Blumenhändlerin, und diese, welche weiß, daß ich ein großer Freund von Convallien bin, gab mir ihren ganzen Vorrath zum Andenken. Sie konnte mir wahrhaftig keinen angenehmeren Dienst erzeigen, denn ich kann nun die Erinnerung an den letzten mit Ihnen verlebten Abend in meiner Lieblingsblume hinterlassen; will's Gott, daß ich wiederkehre, so zeigen wir uns aufs neue das Band der Freundschaft, welches ich Ihnen hiemit anbiete."

Nach diesen Worten wandte Brodzinski sich zur Dame des Hauses und überreichte ihr einige Blüthen; ein Gleiches that er bei den übrigen anwesenden Gästen. Der anfangs beträchtliche Strauß wurde zusehends kleiner, bis zuletzt nur einige Stengel übrig blieben. Da kamen aus einer Ecke des Zimmers zwei Kinder, schön wie die Engel, herausgesprungen, näherten sich dem Dichter mit kindlich-süßem Lächeln, zupften ihn am Rocke und sagten schüchtern:

„Und uns willst Du vergessen? Wir lieben Dich eben so sehr, wie die Andern...!"

Oh, ihr kleinen Engel, rief gerührt Brodzinski, nehmt diese letzten Blümchen — mögten sie Euch so lange duften, als die Poesie Eurer Jugend Euch die Sorgen, den Kummer späterer Jahre zu versüßen im Stande ist. Ich bin gewiß, Euer junges Gedächtniß hält die Erinnerung an mich fest und läßt sie nicht gleich diesen Blüthen welken! — Doch von meinem Strauße ist mir nichts übrig geblieben — hier zeigte er die leere Hand — die Blume ist das Zeichen des Lebens; sie liebt die Sonne und den Frühling, was hätte sie an dem Herzen zu suchen, das bald der Tod mit seinen riesigen Armen umfaßt? — Die Mädchen winden Kränze und erkennen darin den künftigen Geliebten; auch mir wird die Convallie zur Wahrsagerin.... Im Herbste gesellt sich Zweig zu Zweig, doch der meinige wird fehlen....."

„Ist es möglich, solch schwarzen Gedanken Raum zu geben," rief die Wirthin des Hauses; jede von uns ist so reichlich bedacht worden, daß wir Ihnen leicht etwas von unserm Ueberflusse abgeben könnten."

Im Augenblicke zog jeder der Anwesenden einige Blümchen aus dem erhaltenen Sträußchen und bald hatte der Sänger des Wieslaw als Andenken einen Theil dessen wieder, was er vorher vertheilt hatte.

„Welche Prophezeihung ziehen Sie nun aus diesem Strauße? fragte eine der Damen.

„Die günstigste — rief mit heiterer Miene der Dichter — Eure Wünsche, Eure Gebete erwirken mir das vom Schöpfer, was die gesunkene Kraft versagt. Doch sei dem, wie ihm wolle, diese dem vaterländischen Boden erblühten Blumen sollen mir eine Erinnerung an ihn sein, wenn ich auf fremdem vielleicht die müden Augen schließe." Hier drückte er den Strauß an sein Herz, reichte nochmals Jedem die Hand zum Abschiede,

verbarg die Thräne der Rührung, die ihm ins Auge trat und entfernte sich schnell mit Weib und Kind aus dem theuern Kreise.

Tags darauf führte ihn die Schnellpost nach Dresden.

* * *

Im Herbste desselben Jahres lag in einem der ersten Gasthöfe Dresdens der Sänger des Wieslaw hoffnungslos darnieder. Ein schweres Brustleiden hatte bereits seine Lebenskraft gelähmt, und machte reißende Fortschritte, indem es verzehrend in den Eingeweiden des Leidenden wüthete. Gegen Mittag kam wie gewöhnlich der Arzt, fühlte dem Kranken den Puls, verordnete ein nichtssagendes Mittel und sagte beim Weggehen dem Freunde des Todtkranken, der zu seiner Pflege herbeigeeilt war: mein lieber Odynice, heute Abend hat Brodzinski geendigt, indem er mit derselben Gleichgültigkeit, die leider so vielen Aerzten eigen ist, und wahrhaftig nichts weniger als wohlthuend auf den Kranken wirkt, hinzufügte: ich komme diesen Abend zu Dir zum Thee...

Odynice eilte nach diesen Worten an das Krankenlager des Freundes. In seinem Gesichte mußte die schreckliche Neuigkeit zu lesen sein, welche er eben vernommen hatte, denn der Leidende streckte ihm die abgemagerte Hand entgegen, und fragte: was ist Dir, mein Eduard?

„Nichts Erhebliches“ — erwiederte dieser mit gepreßter Stimme — ich fühle mich unwohl, doch das geht vorüber — es muß hier zu heiß sein....“

„Verbirg mir nichts — sagte Brodzinski — es wäre eine unnöthige Vorsicht. Der Doctor hat Dir gesagt, ich werde noch vor Abend sterben.... Heute haben wir den 10. October, es ist der Geburtstag meiner Tochter.... eigenes Zusammentreffen! Der Tod gebiert das Leben; auf dem Grabe des Vaters erblüht des Kindes Blume.... Hier fehlte ihm der Athem und er schwieg. Doch bald, gleich wie von einem Traume geweckt, begann er aufs neue: früher oder später, der Mensch ist einmal dazu bestimmt, der Mutter Erde ihren Tribut zu zahlen.... Ich danke dem Himmel für eine Freude, die er mir noch hat zu Theil werden lassen! Der gestrige Brief meines guten Weibes hat mir Muth gegeben, zu der großen Reise, die meiner wartet; ich werde ohne Kampf hinübergehen, denn ich habe die Gewißheit, daß die beiden Engel, Nathalie und Therese, Freundinnen und Pflegerinnen derjenigen sein werden, die bald meiner Sorgfalt entbehren....

Tief ergriffen suchte Eduard die düstern Gedanken des Freundes zu verscheuchen und ihm Vertrauen in die unendliche Gnade Gottes einzuflößen, die ja wohl im Stande sei, auch ihn zu erhalten — doch Brodzinski winkte mit der Hand, als wollte er den trügerischen Trost abwehren, und sprach mit einem Lächeln voll süßer Seligkeit:

„Ein Traum hat mir heute in der Morgenstunde verkündigt, ich werde mich mit der Mutter vereinen. Er war ganz anders, als diejenigen, die ich so oft in meinem Leben gehabt habe. Denke Dir, mitten in einer großen Glorie erblickte ich in schimmerndem Gewande den Erlöser. Seinen Mund umspielte süßes Lächeln, in seinem Blick lag unendliche Liebe. Er streckte die Hand gegen mich aus, und ich eilte gleich einem jungen Vöglein an den Busen der Mutter, die mich an sich preßte und sang: nun habe ich mein liebes Söhnchen wieder.... Ob, solche Träume täuschen nicht; es ist in ihnen alles, als ob es in der Wirklichkeit geschähe.... — Nach diesen Worten fing er mit gebrochener Stimme an zu beten; die Laute wurden immer leiser und glichen zuletzt dem fernen Rascheln des Windes in dürrem Laube. Es schien, als sei er verschieden, als habe er seine Seele ausgehaucht, denn es war kein Athem mehr zu vernehmen.... doch nein, nach einer halben Stunde tiefer Ruhe erhob er sich pötzlich, riß die Augen weit auf und rief wie in Fieberhitze: Wo ist mein Strauß?... Gebt mir meinen Strauß.... dies süße Andenken... wenn auch so lange schon getrennt... es ist süß wie der Duft der Convallie....

Eduard wußte diese Worte nicht zu deuten und fragte den Freund, was er wünsche? — Doch dieser antwortete nicht mehr, denn seine Seele war bereits in den Gefilden des ewigen Friedens!

Nach dem Begräbniß blätterte Odynice in den Papieren des verstorbenen Freundes und fand darin einige verwelkte Convallien. Jetzt wurde es ihm klar, was der Scheidende verlangt hatte; er wollte das theure Andenken an die fernen Freunde mit ins Grab nehmen.

Kasimir Brodzinski stammt aus Galizien und wurde 1791 daselbst geboren. Vereint mit seinem Bruder Andreas trat er in die Dienste des Herzogthums Warschau, machte den Feldzug von 1812—13 mit und wurde nach dem Friedensschluß Professor der poln. Literatur an der Warschauer Universität. Sein sanfter, gefühlvoller Charakter spiegelt sich sowohl in seinem größeren Werke: Wieslaw, einer Idylle in 5 Gesängen, als auch in vielen keineren Arbeiten ab, welche theils in verschiedenen Zeitschriften, theils in seinen gesammelten Werken enthalten sind. Brodzinski war zugleich tüchtiger Uebersetzer und machte die Polen mit Schillers Jungfrau, Maria Stuart und Goethe's Werther bekannt. Auch dem Böhmischen und Serbischen widmete er große Aufmerksamkeit, so wie er überhaupt der erste war, welcher die Dichtungen der slavischen Völker und zwar auf ausgezeichnete Weise benutzt hat. Endlich ehrt Polen in ihm den Vater der neueren Aesthetik.

Anton Eduard Odynice, der Herausgeber des Almanachs Melitele, verdient, wenngleich er ein blinder Nachahmer Mickiewiczs ist, doch als Uebersetzer alle Anerkennung. Unter seinen Bearbeitungen Byron's, Walter Scott's, Moore's und Schiller's ist Byron's Korsar die Vorzüglichste.

Biographien
berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Ganz von einem solchen edlen Trachten exaltirt, und nicht, wie die Lady Morgan gemeint hat, „um vor den Verbrechen und den Lastern der damaligen gesellschaftlichen Ordnung zu flüchten,“ begann er seine Reise durch Italien.

Eine dergleichen italienische Reise war für alle Künstler eine selbstverständliche Aufgabe, eine Periode ernster Studien, ohne welche es unmöglich schien, für einen Maler zu gelten. Die Städte enthielten noch keine solche Anstalten, die wir heutzutage Museen nennen. Die Meisterwerke der Malerei waren hie und dort, in den Kirchen und in den Wohnungen der

Fürsten, zerstreut und mußten dort aufgesucht werden. Im Uebrigen ließen die Besitzer dieser schönen Dinge es gern geschehen, daß ihre Häuser den Künstlern und Reisenden zum Atelier dienten; es gehörte selbst zum großen Ton, daß Personen hohen Ranges einige Maler unter ihren Schmarotzern und Domestiken zählten, so wie die Patrizier in der Zeit des Verfalls Dichter behausten, die, zu arm, um sich eine Bibliothek zu halten, bei Festgelagen das Lob ihrer Gebieter besingen, und ihr Talent für hinlänglich belohnt schätzen mußten, wenn der edle römische Bürger es in einer Anwandelung von Freigebigkeit mit einer neuen Toga belohnte.

Salvator Rosa oder Salvatoriello, wie er auch genannt wurde, schlug nicht die ausgetretenen Wege ein: er hielt sich wenig in den Städten auf, und pochte an die Pforten der Paläste wohl als Besucher, aber nicht als Schmarotzer oder Bettler an. Sein Museum, seine Modelle, das waren die wilden Gegenden des Basilicats, und die Begeisterung und das Genie suchte er in den melancholischen Ruinen von Groß-Griechenland.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese beschaulichen Studien den Bildern Salvators im Allgemeinen einen philosophischen Anstrich gegeben haben; doch habe ich in seinem ganzen Lebenslaufe nichts gefunden, was zu der Annahme berechtigen könnte, ihn für einen Philosophen gelten zu lassen, wie man ihn darzustellen versucht hat. Es ist unstreitig, daß die Ansicht der Compositionen Salvators, mindestens derjenigen, welche die aufgeregte, wilde, schaurige Natur, wie man sie in den Schluchten der Abruzzen sieht, zum Gegenstand haben, den Betrachtenden zu ernstem Nachdenken, zum Bewußtseyn seiner Schwäche und seiner Nichtigkeit bewegen kann; weil es aber dem Maler gelungen ist, eine so hehre Größe und Majestät so wohl auszudrücken, so darf er darum nicht mehr, als der, welcher im Vorübergehen vor seinem Werke dieselben Gefühle empfindet, von welchen er selber durchdrungen gewesen ist, für einen Philosophen gehalten werden. Ich möchte ihn lieber für das nehmen, was er wirklich ist: für einen sentimentalen Dichter; eben so wie die beiden Bilder, Democrit und Fortuna, die er zehn Jahre später gemalt hat, mich in ihm nur den Satyriker, und nicht den Moralisten erkennen lassen. Man kann das Leben Salvator Rosa's nicht beschreiben, ohne eines Umstandes zu gedenken, der von Einigen als wahr behauptet, von Anderen aufs heftigste in Abrede gestellt wird und über den ein völliges Dunkel herrscht: ich meine seine Genossenschaft mit einer Räuberbande in den Abruzzen.

So viel ist gewiß, daß Salvator, in einen Hinterhalt von Räubern gefallen, ein ganzes Jahr unter ihnen verlebt hat. Kein Aufenthalt hätte geeigneter seyn können, das Talent des jungen Malers zu entwickeln. Welchen großartigen Scenen mußte er nicht mitten in den Gebirgen beiwohnen, welche der Bande zum Schlupfwinkel dienten! Welch ein prachtvolles Museum und welch ein Heerd der Begeisterung diese von Titanen zerrissenen Schluchten, diese ohne Unterlaß vom Donner gepeitschten Berggipfel, diese am Abhange von Abgründen schwebenden Wälder, diese vom Blitze erleuchteten Nächte, und die furchtbaren Echos des Sturmes!

Was den Umstand der Genossenschaft betrifft, so fühle ich mich, ich gestehe es, geneigt, ihn als begründet anzunehmen, obwohl er unerwiesen ist.

Wenn man diese Werke von Salvator Rosa durchläuft, so fühlt man sich betroffen von dem erschreckenden Charakter von Wahrheit, welcher den Schlachtscenen aufgedrückt ist, die man darunter findet. Es sind grause Scharmützel, ein furchtbares Handgemenge, wo die Menschen sich einander bei der Gurgel fassen, während die Pferde sich wüthend in die Brust beißen; Pistolenschüsse in die Halsbinde abgefeuert, Köpfe gespalten, Reiter, die sich mit den Händen packen, andre, die aus dem Sattel gehoben, den Kopf hintenüber, die Arme ausgestreckt zu Boden stürzen: ein gräuliches Gemetzel und ein blutiges Handgemenge, das so ergreifend darzustellen mir unmöglich scheint, ohne selbst daran Theil genommen zu haben, eben so wie man das Meer in Wuth gesehen haben muß, um einen Sturm zu malen! Es giebt da irgendwo vor allem einen zerschmetterten Kopf, der mir fast keinen Zweifel mehr läßt: ich möchte so weit gehen, zu glauben, daß Salvator selber diesen spanischen Partisanen bei der Kehle gehabt und den Kolben seines Pistols auf dessen Haupt zerschlagen hat.

Mehrere Schriftsteller haben sich abgemüht, den Beweis zu führen, daß nichts für dergleichen Hypothesen spräche. Warum das? Was läge denn wohl viel daran, daß Salvator eine kurze Zeit einen Freischärlerkrieg mitgemacht hätte? Es war ja nicht seine Schuld! In einen Hinterhalt gefallen, hatte man ihm ein Pistol in die Hand gedrückt, ihn gezwungen an einem Handgemenge Theil nehmen lassen, und er hatte in demselben sein Leben tapfer vertheidigt. Hat er nicht mit Gil Blas eine und dieselbe Entschuldigung? Warum ist denn aber so viel Aufhebens und Redens über einen Fall wie dieser gemacht werden? Das kommt daher, weil die Feinde von Salvator späterhin ein Gerücht verbreiteten, das nichts weiter bezweckte, als — ihn an den Galgen zu bringen! Man wollte auch einen politischen Verschwörer aus ihm machen, eine Beschuldigung, die ihm unter der spanischen Regierung mindestens eine mehr oder minder lange Einkerkerung zuziehen mußte. Sehr natürlich boten seine Freunde jedoch Alles auf, eine solche Anschuldigung von ihm abzuwenden. Der Streit wurde hitzig geführt; doch war er erloschen, als Lady Morgan, die was von ihrem Helden hielt, ihn aufs Neue als einen Räuber einkleidete. Salvator kümmerte sich in seinem zwanzigsten Jahre allerdings um den Mönch Campanella und dessen Banden; sie waren es, die er in den Abruzzen aufsuchte, und zu Neapel war es eben so, wo er, auf Kosten der Unterdrücker, das Leben galanter Intriguen führte, dessen ich erwähnt habe, darnach trachtete, ins Tribunat des Volkes zu gelangen! Die Art und Weise, wie Salvator sich bei der Empörung des Masaniello verhielt, zeigt deutlich, daß er nur aus Enthusiasmus an einer Volksbewegung Theil zu nehmen im Stande war, und daß es nicht zu seiner lebhaften und offenen Natur paßte, sich mit den heimlichen Vorbereitungen eines noch fernen Aufstandes zu befassen.

Ich würde es Salvator Rosa nicht sehr verdacht haben, wenn er unter den Räubern in den Abruzzen etwas länger geblieben wäre, als er es eben mußte. Man weiß, daß diese Gebirgs-Condottieri durchaus den Strauchräubern unähnlich waren, welche heutigen Tages ab und an die Reisenden mit einem Vetturino anhalten. Ihre furchtbare Genossenschaft zählte unter ihren Vertrauten Proscribirte, die von den edelsten Familien abstammten; sie umfaßte auch eine Mischung von Abenteuern aller Nüanzen, die den Fängen der gewöhnlichen Justiz ent-

ronnen waren; man konnte aber inmitten dieser bunten Welt, abgesehen von kostbaren Typen, auch eine dezente Wahl vertraulicher Beziehungen treffen, und Salvator war in ihr unstreitig auf einige Leute von Geist gestoßen, oder hatte mindestens ein empfängliches Auditorium gefunden, in dessen Mitte er seinem Improvisatorentalente gern freien Lauf ließ. Möglich, daß noch ein Interesse von ganz anderer Art dazu beigetragen hat, ihn dort zurück zu halten.

Man findet in der Sammlung seiner radirten Kupferstiche einen, der eine sehr pathetische Scene darstellt, welche sich folgendermaßen erklären läßt: „Am Fuße eines Felsen befinden sich Räuber, bis an die Zähne bewaffnet, die über das Loos eines jungen Gefangenen deliberiren, der traurig einige Schritte von ihnen sitzt. Eine Frau, unstreitig die Geliebte des Hauptmanns, scheint inständigst um Gnade für den jungen Mann zu bitten." — Sollte das nicht die erste Episode des dem Salvator aufgestoßenen Abenteuers sein? Die Wildniß, ein Dichter, ein schönes Frauenzimmer — da haben wir, wie mich dünkt, alle Elemente eines unvermeidlichen Liebesromans beisammen.

(Fortsetzung folgt.)

Heimgebrachtes.

Gedichte von Hugo Goering.

Leipzig, Hermann Fritzsche, 1851. VIII und 102 Seiten 16.

Der einfache Abdruck der folgenden Gedichte würde genügen, unsere Leser mit einem Dichter bekannt zu machen, von dem sie gewiß Mehr zu lesen wünschen werden, als das Mitzutheilende. Wir können es uns aber nicht versagen hinzuzufügen, wie sehr diese anspruchslos dargebotene kleine Sammlung von Dichtungen uns erfreut hat; hinsichtlich der Form kunstgerecht, sind sie so natürlich, so frei von aller gewaltsam heraufbeschwornen Begeisterung, so rein und frisch aus des Dichters innigstem, kindlichem Gemüthe entsprossen, daß uns, sie lesend und wieder lesend, eine noch lieber wurde als die andere, daher die Auswahl schwer. Zunächst jedoch, zum Verständnisse des ganzen Liederkranzes und seiner einzelnen Blumen und Blüthen, muß die Widmung an Johanna wiedergegeben werden:

Im kleinen Dorf am Waldessaume,
Umschlossen rings von Berg und Wald,
Am dichtumlaubten Lindenbaume,
Wohl mehr als ein Jahrhundert alt,
Da saßen wir in stillem Lauschen,
Und horchten auf der Blätter Rauschen.

Die Sagen all', die wunderbaren,
Die ich, des Waldes treues Kind,
Beim Wandern im Gebirg erfahren,
Die wand' ich Dir zum Straußgebind;
Ich ließ den Duft der Märchenrosen
Um Deine Stirne flüsternd kosen.

Nach wenig Wochen schiedst Du wieder,
Es war mir wie ein schöner Traum!
Ich blieb, und manches meiner Lieder
Schrieb ich am alten Lindenbaum.
Und was ich schrieb seit jenen Tagen,
Das hab' ich für Dich heimgetragen.

Ich fühlt' ein stilles Deingedenken
Aus jener goldnen Lenzeszeit
Sich tief in meine Seele senken,
Und hab Dir jedes Lied geweiht.
Laß sie wie Heerdenglocken klingen
Und freundlich Dir zu Herzen dringen.

Es mögen nun außer: „Dem ersten Gedichte", sechs andere folgen.

Das erste Gedicht.

Die Glockentöne klangen
Am frühen Feiertag,
Ich bin hinausgegangen,
Zum blumenreichen Hag.

Schritt nach den Bergestriften
Im grünen Waldesreich,
Und las geheime Schriften
Von Blume, Blatt und Zweig.

Da konnt' ich Kirche halten
Auf hohem Felsenthron,
Aus Klippen und aus Spalten
Drang Aeolsharfenton.

Der Wald, mein Domgebäude,
War auch mein Altarbild,
Und Glockenblumgeläute
Durchschwebte das Gefild.

Andächtig sank ich nieder,
Und sprach ein heiß Gebet;
Ein Hauch, wie nimmer wieder,
Hat damals mich umweht.

Als ich dann heimgekommen,
Fragt mich der Vater aus:
Was Hohes ich vernommen
In meinem Gotteshaus?

Nach Worten sucht' ich lange,
Doch Worte fand ich nicht —
Dem Vater las ich bange
Dafür mein erst Gedicht.

Der Hirtenknabe.

Ich wollt' ich wär' der Hirtenknabe,
Der Morgens auf die Berge steigt,
Und seine Heerde droben weidet,
Bis Abends sich die Sonne neigt.

Ich wollt' ich wär' der Hirtenknabe,
Der weidend zieht von Berg zu Thal,
Den in die Thäler wieder rufet
Der Sonne letzter Scheidestrahl.

Ich wollt' ich wär' der Hirtenknabe,
So arm an Leid, so reich an Lust!
Wie sollten freie Waldeslieder
Ertönen aus der frohen Brust!

Dazu das Heerdenglockenlauten;
Indeß der Waldbach kos't und rauscht —
Vielleicht daß in den Fichtenzweigen
Verstohlen eine Drossel lauscht.

Doch ach! Wozu das eitle Wähnen?
Der Traum zerrinnt, das Leid besteht.
Aus alten Büchern fühl' ich täglich
Vom Hauch des Moders mich umweht.

Vom Schifflein der Gedanken.

Ein Schifflein weiß ich fahren,
Ein Schifflein, stolz beflaggt,
Das fährt nach allen Zonen
Dahin mit seiner Fracht.

Bald flattern seine Wimpel
Daheim im Vaterland;
Bald lichtet es den Anker
Am fernen Meeresstrand.

Bald zieht es seine Bahnen
Rasch wie der Wolken Flug,
Bald gondelt es so stille,
Als wär's ein Trauerzug.

Dann kämpft es kühn und sicher
Sich durch die Wogenbahn,
Und ob die Brandung toset, —
Am Ufer legt es an.

Fahr' hin, fahr' hin, du Schifflein,
Bewimpelt und beflaggt!
Wirst, Schifflein der Gedanken,
Nicht nach dem Paß gefragt.

Das Schlummerlied.

Aus einem Hause, klein und nett,
Drang wundersamer Klang,
Bald war's wie frommes Nachtgebet,
Bald wieder wie Gesang;
Und tönte das so wehmuthreich,
Dabei so heilig-mild zugleich.

Schaut! Bange Mutterseligkeit
Mit einem Knäblein kos't;
Nur bleiche Lilien sind sein Kleid,
Ganz leise überros't.
Was sie bald sprach, was sie bald sang,
War süßen Schlummerliedes Klang.

Das Weib war arm, das Weib war krank,
Ihr Kind saugt' unbewußt
Des Lebens Weh mit ein, und trank
Den Schmerz aus ihrer Brust.
So saugt schon an dem Mutterherz
Gar Mancher ein des Lebens Schmerz.

Und giebt er seinen Liederstrauß
Dereinst aus seiner Hand,
Weiß Niemand, daß ihm dran zu Haus
Zuerst die Mutter wand;
Und Niemand weiß, daß ihm als Kind
Die Lieder vorgesungen sind.

Es muß geschieden sein.

So schön die Rosen glühen
In stolzer Farbenpracht, —
Sie müssen doch verblühen
In schwüler Sommernacht.

So hell die Sterne flimmern
Am Himmel durch die Nacht,
Verloschen ist ihr Schimmern,
Wenn früh der Tag erwacht.

So lang' der Mensch hienieden
Auch pilgert aus und ein,
Es wird einmal geschieden,
Ein Lebewohl muß sein.

Blumen.

Pflanzet Blumen, zarte Blumen
In den Schooß der Erde ein,
Denn auf jeder Lebensmarke
Müssen sie die Deutung sein.

Giebt der Taufe fromme Weihe
Priesterhand dem zarten Kind,
Liegt schon um die junge Stirne
Deutungsvoll ein frisch Gebind.

Spricht der Jüngling dann der Jungfrau
Schüchtern seine Liebe aus,
Giebt er ihr von Rosenblüten
Einen reichgewundenen Strauß.

An dem frohen Hochzeittage
Streuet junger Mädchen Schaar
Blumen von dem Hochzeithause
Auf den Weg bis zum Altar.

Und es fehlen nicht die Blumen
An des Lebens letztem Tag,
Blumen fallen selbst zum Abschied
Noch dem Sarg im Grabe nach.

Wiedersehn.

Weine nicht,
Wenn aus dem stillen Vaterhaus
Das Kind zieht in die Welt hinaus.
Du rufst als letzten Gruß beim Gehn:
„Lieb' Kind! lieb' Kind! Auf Wiedersehn!"
Drum weine nicht.

Weine nicht,
Wenn sanft ein liebes Auge bricht:
Das Auge war die Seele nicht;
Wenn wir am Todtenbette stehn,
So sagen wir: „Auf Wiedersehn!"
Drum weine nicht.

Weine nicht,
Und sank auch in das kalte Grab
Ein Herz, das Du geliebt, hinab.
Hörst Du's durch Trauerweiden wehn,
Da rauscht es süß: Auf Wiedersehn!
Drum weine nicht.

Hoffmann.

Die **Armennoth** von Jeremias Gotthelf. Zweite, durchgesehene und mit einem Schlußcapitel vermehrte Auflage. Berlin 1851. Verlag von Julius Springer. Zürich: S. Höhr. Bern: Huber und Comp. (IV und) 167 Seiten 8.

Der Verfasser beabsichtigte bereits vor etwa vier Jahren eine neue Auflage dieses Büchleins, welches bei seinem ersten Erscheinen, man sollte es kaum glauben, in einem Lande verboten und in einem Vereine, dessen Mitglied der Verfasser war, verächtlich bei Seite geschoben wurde; im Wirbel der Zeit unterblieb sie. Was 1839 ausgesprochen ward, ist, als unveränderte Ueberzeugung, von Neuem ausgesprochen: Gegen die drohende Armennoth sah und sieht er das einzige Heil in Christo. „Die sichtbar gewordene Liebe allein konnte helfen" heißt es in dem hinzugefügten Schluß-Capitel, welches sehr beherzigt zu werden verdient, vielen Leuten aber eben so wenig als früher das Buch selbst gefallen wird (es ist darin auch von der inneren Mission die Rede) und heilen, denn es gilt nicht bloß das Helfen, sondern eben auch das Heilen; die brüderliche persönliche Theilnahme der Habenden an den Nichthabenden, besonders die liebevolle Sorge für ihre Kinder, bei welchen das Gift des Neides und des Hasses noch keine Keuste gebildet. Wie der Abfall zuerst von Oben kam, sollte auch Oben die Umkehr beginnen, die Heilmittel bereitet werden, und wenn diese bloß in Geld oder Gesetzen, in Steuern oder Tellen, in dieser oder jener Form gesucht würden, bereite man sich nichts als bittere Täuschung. So meinte es der Verfasser vor 11 Jahren u. s. w."

Es ist diesesmal keine Erzählung aus dem Leben, die wir hier erhalten, sondern es sind Betrachtungen, Ansichten, Rathschläge, freilich alle auch aus dem Leben, zunächst dem heimathlichen, und für's Leben. Die Noth wird geschildert, gezeigt woher sie komme, Antwort auf die Fragen gegeben: Suchen die Leute Hülfe in der Noth, und wo? Bei wem ist die Hülfe in der Noth zu suchen? Dies in den vier ersten Capiteln; der Inhalt der vier letzten ist: Die Hülfe in ihrer ideellen Gestalt. Der Hülfe Ausführbarkeit. Die Ausführung. Der Bund. Ausführlich ist über die Anstalt für arme Kinder in Trachselwald (Kanton Bern) im siebenten Kapitel berichtet, deren erster Hausvater Herr Schäfer, in Altona geboren, aber schweizerischer Abkunft, war. „Er lernte im Holsteinischen das Drechslerhandwerk, bildete sich darin auf langen Reisen aus, kam auf denselben nach Sumiswald, in die bekannte Fabrik für musikalische Instrumente des Herrn Hirsbrunner, gab nebenbei Unterricht im Zeichnen und fühlte sich immer mehr aus der Werkstätte heraus dem Lehrerberufe zugezogen." Der Verfasser hat zu seiner Schilderung des Entstehens, der Kämpfe und des Fortganges dieser Anstalt den Zusatz gemacht, daß sie von allen politischen Stürmen unberührt geblieben sei und jetzt auf festern Füßen stehe, als je zuvor. „Die ausgetretenen Zöglinge machen zum größern Theil der Anstalt Ehre, einer ist bereits auch Armenvater. Sie haben sich schon zusammen gethan zu einem Bunde, sich unter einander und den austretenden jüngeren Brüdern zu helfen nach Vermögen. Herr Schäfer steht der Anstalt nicht mehr vor, die Handwerksrichtung mußte aufgegeben, die Landwirthschaft zur Hauptsache gemacht werden, und wie wir glauben nicht zum Schaden der Anstalt. Zur Aufnahme meldeten sich in der letzten Zeit mehr Zöglinge als man aufnehmen konnte. Es ist ein Gehülfe des Vaters angestellt. Die Kosten des jährlichen Unterhalts eines Zöglings belaufen sich auf ungefähr 80 L." (S. 146.)

H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 43. Mittwoch, den 28. Mai. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Gelös'ter Streit.

„Schaff' in der Welt, was hilft Dein Träumen,
Wirst doch im Guten das Beste versäumen!"

* * *

Weltmann, klügelnd und vorsichtig,
Wandelt keinen Schritt vergebens;
Jedes Körnlein, vollgewichtig,
Trägt er in die Scheun' des Lebens.
Flucht und schmeichelt, zürnt und lächelt,
Bald ein Zwerg und bald Titane,
Wie der Wind der Großen fächelt,
Dreht sich seine Wetterfahne.
Menschen, die ihr Hirn vergraben,
Steuern ihm die besten Gaben;
Alle Lippen, alle Mienen,
Neigen sich, dem Herrn zu dienen;
Um nach Ehre nicht zu dürsten,
Lächelt auch die Gunst der Fürsten.
Ha, was blitzen da für Sonnen,
Und er waltet lustzerronnen!
Amtgewänder! Silberborten!
Ehrenbänder! Stern und Orden!

Horch! schon erklingen
Jubelnde Töne
Hinter der Harfe
Sitzt und singt die gedung'ne Kamöne!
Alle Stimmen
Werden munter;
Völker rufen
Wunder! Wunder!
Schallend künden die Posaunen,
Und das allgemeine Staunen
Deckt die Lumpen und die Blöße
Von der eitlen Aftergröße.

Immer höher, immer weiter!
Und er hat im kühnen Fliegen
Von des Glückes Blumenleiter
Schon den letzten Sproß erstiegen.
Silber, Gold und Diamanten
Schwellen unter'm Eisenriegel,
Alle Wohllustströme münden
Rauschend in den Zauberspiegel.

Aber des Pöbels schwankende Gunst
Lehrt dem Beglückten heuchelnde Kunst,
Und er tritt aus seinem Ring,
Den er mit Gefahr umging,
Läßt der Welt den Rücken kehren,
Um kaltblütig zu verzehren.

Aber frei in eigner Hülle
Wandelt, seinen Gott im Busen,
In der ew'gen Schönheit Hülle
Der gebor'ne Freund der Musen.

Wolken enteilen!
Himmel, o Himmel
Alle Entzückung
Im Strahlengewimmel!

Leuchtende Palme
Perlende Rosen,
Goldene Halme,
Sanft gewiegt im wehenden Kosen.
Tausend wohllustbauchende Blüthen
Kränzen den nektarströmenden Fluß,
Keine grabsenkende Hand der Chroniden
Mäht den duftenden Balsamgenuß,
Und in die Wölbung blühender Ranken
Und in die Lüfte
Streut das Aroma
Zaubrische Düfte.
Durch die Verfängung
Flüstern und ziehen
Leis erzitternd
Seliger Sterne Harmonieen.
    Und über den Matten
    Ewigsegnend glühende Sonnen,
    Und im heimlichen Fliederschatten
    Leichtverhüllt die schönste der Wonnen!
    Hingebettet auf thauendem Moose
    Ruht das schmachtende
    Lockige Mädchen,
    Seine bekränzte Zither im Schoose.
Und der Gesang und die grünende Kühle
Fachen der Liebenden keusche Gefühle!
Ewig Umarmung!
Ewig Genüsse!
Ewig Ihr Lächeln!
Ewig die Küsse!
    Nimmer und nimmer
    Endet der Schimmer!
Um Lilienblätter
Die tanzenden Feen,
Es steigen die Götter
Aus Tiefen und Höh'n.
    Heiliges Schweigen
    Liebliches Neigen,
Und umwallet vom blendenden Strahl
Schwingen die Götter den göttlichen Reigen.
Ueberall Jubel,
Wirbel der Freuden,
Nachhallend tönen
Die Höhen und Breiten.
Und in den Glanz, in dies Walten und Weben
Stürzt und ergießt sich das dichtende Leben.

* * *

„Nun, so sprich, du alter Pedant,
Wer hat die Perl' und wer den Sand!"

Philipp Scherl.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Hinrichtungen.

Eben so wie Saint-Just eine Theorie der Spolirung in politischer Materie geschaffen hatte, hatte Barrere sich eine Hinrichtungs-Theorie in Sachen der Regierung ausgedacht. „Die Guillotine beschafft Alles," sagte er; „sie ist's, die regiert."

Die Revolution war durch die Einnahme und die Demolirung der Bastille, dieses furchtbaren Staatsgefängnisses, das an dem Tage, wo dessen Pforten zertrümmert wurden, sieben Gefangene enthielt, worunter 4 Fälscher, Einer, der auf Verlangen seiner Familie darin eingesperrt worden war, ein Blödsinniger und ein Unbekannter, inaugurirt worden. Drei Jahre darnach zählte dieselbe Revolution 48,724 Staatsgefängnisse, mit mehr als 200,000 politischen Gefangenen, ungerechnet die Supplementar-Gefängnisse zu Paris, die in der Eile aus vormaligen Hotels, Klöstern und Collegien gebildet worden waren. Das hatte die Freiheit durch die Einnahme der Bastille gewonnen!

Unter dieser erschrecklichen Masse von Gefangenen waren ungefähr 200,000 sogenannte Verdächtige. Die andern, deren Zahl genau anzugeben eine Unmöglichkeit seyn würde, bildeten die Hürde der demagogischen Schlachtbank, in welcher sich die Heerde eingeschlossen sah, deren Hirte nach dem Ausdruck von Jean Baptist Rousseau der Tod war. Zu Paris belief sich die Zahl dieser Gefangenen, aus welchen Samson sich täglich karrenweise versorgen konnte, ohne deshalb je in Verlegenheit zu kommen, am 1. Mai 1794 auf 8418. Zu Zeiten waren die Gefängnisse der Departements aber verhältnißmäßig noch gefüllter. So hatten die der kleinen Stadt Orange im Jahr 1793 zwölf hundert Insassen, die sämmtlich dem Tode geweiht waren und ihn auch erlitten. Lyon, Nantes und die Vendee hatten keine Gefängnisse, weil man deren keine finden konnte, die geräumig genug gewesen wären. Was die Henker betrifft, so beklagte sich der von Paris schon im Jahr 1792, daß er bei der vielen Arbeit, die ihm zugemuthet würde, zu Grunde gehen müßte.*) Sie war in der

---

*) Der Scharfrichter Samson richtete am 8. August 1792 ein Schreiben, folgenden wesentlichen Inhalts an den Generalgouverneur des Departements, Herrn Röderer:

„Die Hinrichtungsweise, wie sie jetzt geübt wird, verdreifacht so ziemlich die Kosten von ehedem, und überdem sind alle zum Leben nothwendigen Dinge im Preise gestiegen.

„Der Dienst und die Menge von Criminaltribunalen nöthigen mich, eine hinlängliche Anzahl Leute zu halten, um die mir gegebenen Befehle ausrichten zu können, da ich persönlich nicht überall seyn kann. Ich muß Leute haben, die ihre Sache verstehen; denn das Publikum will, daß Alles ordentlich von Statten gehe; ich bin aber der Zahlende.

„Um Leute zu haben, die dem gewachsen sind, muß ich gegen früher doppelten Lohn geben....

„Die Abschaffung der Vorurtheile hätte es mir dem Anschein nach erleichtern sollen, Leute in Dienst zu bekommen; ich habe aber im Gegentheil wahrnehmen müssen, daß sie nur dazu gedient hat, alle diejenigen

That erschrecklich, denn die Guillotine zu Paris hatte in den sieben und zwanzig Tagen vom 13. Messidor bis zum 9. Thermidor des Jahres II fünf hundert und funfzehn Personen zu expediren.

Diese Ausrottungspolitik, welche Saint-Just zur Unterlage seines Regierungssystems gemacht hatte, zu verdammen, darin sind alle Gemüther wohl so ziemlich eins; aber jener gräuliche Mißbrauch der Hinrichtungen ist durch bedauerliche verkehrte Ansichten, von revolutionairen Geschichtschreibern ausgegangen und von zu gefügigen Lesern angenommen, als das Lösegeld der Freiheit dargestellt worden.*) Außerdem, daß nur Sophisten im Stande sind, Sachen als gut und als Fortschritte zu bezeichnen, die durch Verbrechen erkauft werden müssen, ist es ein großer Irrthum, zu glauben, die Revolution habe nur Adeliche und Priester, d. h. Menschen, die sie mehr oder minder als ihre Feinde ansehen durfte, getödtet. Nein, die Revolution tödtete alle Welt, den Proletarier wie den Aristocraten, den Proletarier hauptsächlich.

Die Wahrheit dieses Umstandes ist leicht einzusehen, wenn man bedenkt, in welche Hände die Revolution die Regierung der Gesellschaft gegeben hatte. Frankreich war die Beute von 50,000 Revolutionsausschüssen geworden, die über alle Communen der Republik vertheilt waren, und sehr natürlich aus dem bestanden, was jede Oertlichkeit am Grausamsten und Verworfensten hatte. Es waren in der Regel liederliche Arbeiter, die nicht arbeiten mochten, und sich lieber von den Clubs mit Blut und Koth besudeltes Brod reichen ließen. Die Mitglieder dieser Revolutionsausschüsse erhielten in der That täglich fünf Franken ausbezahlt.

Wer war es, an welchen sich die Mitglieder dieser Ausschüsse, mit einer unumschränkten Gewalt, und beauftragt, Frankreich in Schritt zu setzen, wie man sich damals ausdrückte, hätten halten können? Unstreitig die Adelichen. Aber deren gab es kaum Einen auf eine ländliche Gemeinde, und die Sache war bald abgethan. Nachdem die Revolutionsausschüsse mit dem Gutsherrn und dem Pfarrer kurzen Prozeß gemacht hatten, sahen sie sich nach ihren persönlichen Feinden um. Wer konnten aber wohl die Feinde eines Schneiders, eines Mauermeisters, eines Schlachters, eines Schenkwirths, eines Schuhflickers seyn? Zuvörderst natürlich ihre Geschäftsconcurrenten: andre Schneider, Mauermeister, &c.; nächstdem alle die ordnungliebenden, moralischen und fleißigen Arbeiter, Familienväter, die wegen ihres anständigen Benehmens in den Augen der Club-Schreier als eben so viele Aristocraten galten. Auf die Häupter von diesen, wie unbedeutend auch, entluden sich die demagogischen Blitze. Wenn das Gewitter keine Eichen mehr vorfindet, in die es einschlagen kann, so behilft es sich schon mit Gesträuch.

So sieht man, wie das Revolutionstribunal zu Orage innerhalb zweier Tage 120 Lumpensammler guillotiniren läßt. Was konnte Saint-Just und Robespierre aber wohl daran gelegen seyn, daß hundert und einige Lumpensammler getödtet wurden? Ihnen sicher gar nichts; da sie aber den in den Schenken und Kneipen der Franche-Comté, des Comtats und des Fürstenthums aufgelesenen Demagogen einmal die unumschränkte Gewalt in die Hände gegeben hatten, so nahmen diese subalternen Vezire ihre Opfer denn auch aus den Schichten, die mit ihnen auf gleicher Höhe standen. So sah sich das Volk unter der Herrschaft des Pöbels dem Henker überantwortet.

Wenn man vom Raisonnement zu Zahlen übergeht, so zeigt es sich in der That, daß es besonders der fleißige und redliche Theil des Volkes gewesen ist, der die Guillotine gespeis't hat, und daß unter den Hingerichteten mindestens zwanzig Arbeiter auf einen Priester oder einen Adelichen kommen.

Prudhomme, ein Freund Danton's, hatte es unternommen, ein Verzeichniß aller Unglücklichen anzufertigen, welche von den Revolutionstribunälen in den Tod gesandt worden waren; er hat zu dem Ende aber nur etwa zwölf tausend Documente aufgesucht. Wie unvollkommen diese Arbeit nun auch ist, hat sie doch deshalb einen großen Werth, weil sich die Opfer der Revolution darnach classificiren lassen. Folgendes sind ihr nach, in Kathegorien abgetheilt, die Contingente, welche funfzehn verschiedene Classen dem Henker in zwölf tausend Opfern haben stellen müssen:

Landleute, Tagelöhner, Knechte	3,871
Handwerker, als: Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Stellmacher, Schneider, &c.	2,212
Bürger, kleine Rentenierre	1,273
Geistliche, Mönche	767
Soldaten	715
Frauen, Töchter, Mägde, Näherinnen	718
Adeliche, Ausgewanderte	639
Advocaten, Procuratoren, Notare, Huissiers	585
Fabrikanten, Kaufleute, Commis	539
Domestiken, Wirthsleute, Weinhändler	156
Aerzte und Wundärzte	76
Matrosen	73
Lehrer	49
Gelehrte	46
Schauspieler	21
Zusammen . . .	12,074

Die Landleute, die Handwerker, die kleinen Rentenierre stehen, wie man sieht, in dieser Todtenliste obenan; die Priester kommen erst in die vierte, die Adelichen in die siebente Reihe.

(Fortsetzung folgt.)

---

der Classe, auf die ich sonst rechnen konnte, unsichtbar zu machen, weil es ihnen nun möglich geworden ist, bei Privatleuten unterzukommen.

„Ich habe täglich vierzehn Personen zu nähren, worunter acht im festen Lohn, dazu drei Pferde, drei Karrenführer, &c.

„Dazu muß ich, des Geschäfts wegen, eine schwere Miethe bezahlen. (Vordem ist dem Nachrichter immer eine Wohnung auf Kosten des Königs angewiesen worden.)

„Täglich kommen Extra-Hinrichtungskosten vor; überdem habe ich Verwandte, und alte Domestiken, die ihr Leben in meinem Dienste zugebracht und Anspruch auf Menschlichkeit haben, zu versorgen.

„Samson.

*) „Die französische Revolution hat Ströme Bluts vergossen; ich beklage das; aber ich möchte fragen, ob auf dieser Welt je etwas Gutes beschafft worden ist, wofür nicht ein Lösegeld hätte bezahlt werden müssen." Victor Cousin. Revue des deux Mondes, 1er avril 1851.

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Fernerer Aufenthalt in Friedensburg und Rückreise nach Kopenhagen.

(Vom 9. bis 11. Sept..)

Am andern Tage war Christian außerordentlich wohl und aufgelegt. Es war hoher Besuch bei ihm, darunter auch die Gebrüder Lüders. Der Kleine spazierte fortwährend zwischen den herumstehenden Herren umher. Einer von ihnen gab ihm seinen Stock. Christian betrachtete ihn anfangs, nannte alles lateinisch, was er daran Sonderliches bemerkte, und sagte dann lustig: „Equitabo in arundine longa" (ich will auf einem Stecken reiten), und ritt auf und ab. Bei dem Baron Peter v. Lüders hielt er endlich an, sah erst auf diesen, dann auf den Kammersecretair Lüders, und indem er auf beide zeigte, rief er in seiner frohen Laune: „Par nobile fratrum!" (das edle Brüderpaar), worüber alle herzlich lachen mußten. — An der königl. Tafel aber drehte sich das Gespräch um dieselbe Zeit nur um das lübecker Wunderkind. Der König nannte es ein Miraculum, die Königin etwas Extraordinaires und der Vice-Gouverneur Wiebe meinte, es wüßte mehr von Paris zu erzählen, als mancher, der da gewesen.

Tags darauf, am 11. Sept. verließ Christian Friedensburg für immer. Als er in den Wagen gehoben wurde, sah er wiederum einen alten armen Normann, der, nach seiner Aussage, aller seiner Habseligkeiten gewaltsamer Weise beraubt worden war und nun von einem Morgen zum andern auf die Barmherzigkeit seines Königs, ihm wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, mit großer Geduld wartete, auch bereits, nach der öffentlichen Meinung, von dem Könige dessen Vertröstung dazu erhalten hatte. Dieser in der bittersten Armuth lebende Greis war gewohnt, mit dem Morgengrauen sein hartes Lager zu verlassen, und bis zur Abenddämmerung nichts anderes zu thun, als unverwandten Blickes nach dem königl. Schlosse zu sehen, von dem er allein Hülfe erwartete. Christian lispelte: „Dieser Normann hebt alle Tage seine Augen auf zur Friedensburg, von der ihm Hülfe kommen soll" und reichte dem Alten mit eigner Hand ein Almosen, indem er laut sagte: „Bis dat, qui cito dat; nil dat, qui munera tardat," (wer eilend giebt, giebt zweimal; wer träge giebt, giebt gar nichts). — Es war kein freundlicher Tag, der Regen goß in Strömen vom Himmel und so sah man sich gezwungen, die Wagenfenster zu schließen. Das kleine Mirakel fiel bald in einen ruhigen Schlaf, der erst bei Hirschholm durch viele Neugierige, die den Wagen mit vielem Gejauchz umgaben, gestört wurde. Erst Abends gegen 9 Uhr hielt der Wagen vor Kopenhagens Thor. Der Sperreinnehmer reichte den Reisenden die Büchse dar. Kaum hatte Christian beim Lichtschein die Büchse erblickt, so sagte er: „Das ist pecunia praesidii loco reposita (Sparbüchsen-Geld). „Was macht Ihr damit?" — „Von dem Gelde wird die Brücke unterhalten" — erwiederte der Sperreinnehmer. — „Und was noch mehr?" fragte das Kind weiter — aber der Wagen fuhr fort und Christian blieb ohne Antwort. Als sie in die Stadt einfuhren, erfreute er sich an den brennenden Laternen und sagte: „Sie rühren noch von Christian V. her, der erleuchtete die Nacht in Kopenhagen mit brennenden Laternen."

Neuntes Kapitel.

Reise nach Köge; zweite Audienz.

(Am 25. bis 27. Sept.)

Eine lange Ruhe jedoch war unserm Christian nicht gegönnt. Die Geschwister des Königs, Prinz Carl und Prinzessin Sophie Hedwig hatten am Hofe so viel Rühmens von dem Wunderkinde gehört, daß auch bei ihnen der Wunsch entstand, dasselbe zu sehen. Die Reise ging demnach am 25. Sept. nach Köge vor sich, einem Orte, der 4 Meilen von Kopenhagen entfernt liegt, und wo die beiden Hoheiten das Kind erwarteten. Das Wetter war stürmisch und die Wagenfenster mußten geschlossen bleiben, weshalb der Knabe sich klagend an die Mutter wandte: „Mama, nun sind wir wie eingeschlossene Vögel, bis uns Asmus (Name des Fuhrmanns) wieder fliegen läßt." Erst bei der Köger Bucht wurden die Fenster auf anhaltendes Bitten des Kleinen etwas geöffnet, damit er, wie er sich ausdrückte, sehen könne, ob die Bucht mit der auf seiner Landcharte übereinstimme. Und als sie später in Köge einfuhren und das Kind weder Wälle noch Mauern sah, sagte es: „O das ist kein Städtchen, noch keine Stadt!" — Der Lehrer meinte zwar, daß es dennoch den Namen Städtchen wohl verdiene, weil es vom Meere bespült werde; aber Christian berief sich auf Comenius und behauptete, derselbe sage dasselbe. — Bald hielt der Wagen vor dem Wirthshause, das dem Rathhause gegenüber lag. „Nun soll mich verlangen, Mama" — sagte der Kleine beim Hinaussteigen — „wann der Prinz und die Prinzessin kommen. Ich bin schon hier." — Die Erwarteten trafen erst am andern Tage Abends 5 Uhr ein und ließen den Knaben noch denselben Abend zu sich entbieten. Im Schlosse angekommen wurde Christian in ein besonderes Zimmer geführt, aus dem aber bald der Kammerdiener des Prinzen, ein Mohr, ihn wieder abholte. — „O Aethiops! Aethiops! Sieh da, ein Mohr!" rief der kleine Weise, als er des Schwarzen ansichtig wurde. Im Eßsaal angekommen, näherte sich Christian an der Hand seines Lehrers dem königlichen Geschwisterpaar, überreichte sein Buch und sagte unbefangen seine dritte Rede an den Prinzen her; darauf wandte er sich unverzüglich an die Prinzessin und recitirte seine vierte lange Rede. Zufrieden lächelten die Hoheiten und reichten dem Redner die Hand zum Kusse dar. Dann setzte man sich zur Tafel. Monsieur Heineken ward der Ehrenplatz neben der Prinzessin zur Rechten zu Theil. Als aber die hohe Nachbarin ihm ihren goldnen Löffel zum Munde hielt, winkte der kleine Gelehrte mit der Hand und sagte: „Votre Altesse, je vous remercie très humblement, je ne mange pas encore." Diese

freie Antwort gefiel der Prinzessin so sehr, daß sie sie gegen die Tischgesellschaft laut wiederholte. Da nun Christian nichts essen wollte, so meinte der Prinz, er möge die Gesellschaft mit etwas Geographie tractiren und schlug demnach Spanien dazu vor. Nun war das Kind in seinem Elemente. Es nannte die Eintheilung des Landes, zählte die bedeutendsten Flüsse, Städte und Häfen her und brachte auch bei einigen Orten allerlei Merkwürdigkeiten vor. So sagte es unter Anderem: „Zu Toledo haben die Herren Mönche ganz vortreffliche Tage, dafür sollten sie lieber die schönen stählernen Degenklingen, die daselbst verfertigt werden, zur Hand nehmen und wider die Seeräuber in der Barbarei fechten. Die Jungfrau Maria hat in ihrem ganzen Leben nie einen so kostbaren Spinnrocken gehabt, als eben zu Toledo unter ihrem Namen aufgehoben wird. In Madrid eignet sich der König von Spanien das beste Zimmer in jedem Hause, nach dem dortigen Landesgesetze zu. In Valladolid wird das beste Spanisch geredet u. dgl. m."

Aus Spanien führte der Geheimrath v. Pleß den Kleinen nach Afrika, indem er auf den Mohren zeigte, und Heineken fragte: „Was ist das für einer?" — „C'est un Ethiopien!" antwortete der kleine Geograph hurtig — „der ist aus Afrika, von den Nachkommen des Hams." Und nun, einmal in Fluß, nannte er alle Hauptländer dieses Erdtheils, wie auch die umliegenden Inseln her. — „Jetzt wollen wir sehen" — fuhr der Frager fort — „ob es auch wohl bei so vielen Gegenständen und Ideen allhier etwas behalten wird. Monsieur Heineken — setzte er scherzend hinzu — wenn er von Köge abreist, muß er auch den alten Bürgermeister und Sr. Hoheit Meerkatze (den Mohren meinend) behalten." Gleich darauf wurden ihm von den Gästen andere Fragen vorgelegt, aber das muntere Kind, das bisher auf dem Stuhle wie eine Wachtel herumgehüpft war, sagte: „Permettez-moi que je me promene un peu." Kaum hatte es aber die Füßchen auf die Erde gesetzt, so wurde es gewahr, daß die Prinzessin ihren Wein mit Wasser verdünnte. Es wandte sich sogleich zu ihr und sagte: „Kaiser Friedrich III. that auch immer Wasser unter seinen Wein. Er kannte alle medicinischen Kräuter. Er ward zwei Monate lang von seinen Unterthanen in Wien belagert. Er weinte über Constantinopel, daß Muhamed II. erobert hatte. Er ließ sich des kalten Brandes wegen den Schenkel abnehmen und starb an Melonen. Zu seiner Zeit wurde Amerika entdeckt und die Buchdruckerei erfunden, imgleichen kam Dr. Luther zu Eisleben auf die Welt." —

Mit diesen Worten näherte er sich wieder seinem Stuhl, auf den er gehoben wurde. Man wünschte nun von dem kleinen Philosophen die Thaten des regierenden Königs im Zusammenhange zu hören. Christian ließ sich nicht zweimal bitten und die Prinzessin las in dem ihr überreichten Buche seine ganze Erzählung von Wort zu Wort bis ans Ende nach. Voller Vergnügen legte sie dann das Buch von sich und fragte das Kind, ob es auch die Gemahlinnen der oldenburgischen Könige wisse? „O ja", — entgegnete Christian, immer noch munter, und nannte sie nach der Reihe her. Nun aber wurde der kleine Plauderer plötzlich müde und schläfrig. „Je suis accablé de sommeil" — sagte er dreist — „mettez-moi là bas."

Die königlichen Geschwister beschenkten ihn nun mit goldnen Proreten, während Hr. v. Pleß begierig war, ob der Kleine wohl seine vor anderthalb Stunden aufgegebenen Namen nach so vielen Zerstreuungen behalten hatte. Er suchte in die Nähe des Kleinen zu kommen; doch dieser mußte es wohl merken, denn er nannte sogleich den alten Bürgermeister von Köge und des Prinzen Meerkatze.

Eben schlug es zehn. Heineken schickte sich nun zum Abschiede an und sagte laut und unbefangen seine fünfte lange Rede an den Prinzen her und küßte ihm die Hand. Dann wandte er sich an die Prinzessin und hielt an sie seine sechste Rede, an deren Schlusse er auch ihr die Hand küßte. Damit hatte die zweite Audienz ein Ende.

Als Christian wieder zur Mutter zurückgekommen, sagte er gleich beim Eintreten: „Mama, ich habe mich wohl gehalten und viele goldne Proretas bekommen. Diese Kerle sollen morgen, will's Gott, brav auf der Landkarte tanzen." — Dann wandte er sich an die Amme: „Gieb mir zu trinken; ick bin döslig und dann treck my uth und bring my tho bett." —

Am andern Morgen sollte die Abreise vor sich gehen; aber die Ausfahrt war von Neugierigen so versperrt, daß der Wagen nicht durchkommen konnte. Alle wollten das Wunderkind sehen. Nachdem Christian diesem Wunsche entsprochen, öffnete sich die Pforte und die lübecker Ambassade fuhr von dannen. Die Wege waren durch den anhaltenden Regen sehr schlecht geworden, weshalb der Kutscher rechts an die Ostsee einlenkte und zu Fuße neben den Pferden herging. „Asmus!" rief der Kleine — „warum sitzt Ihr nicht auf Eurem Platze?" — „Der Weg ist schlecht" — erwiederte der Wagenlenker — „ich will es den Pferden weniger sauer machen." — „Ja, ja," — sagte das Kind — „mit der Ehre ist es auch so: Ardua per praeceps gloria tendit iter." (Den Ehrenberg hinan geht eine schwere Bahn.)

Die am Meeresufer weidenden Kühe brachten den Kleinen in die Geschichte Josephs und überhaupt in die des jüdischen Volks, wodurch er sich den Weg verkürzte, aber endlich bei der Geschichte Josua einschlief, und erst Mittags in einer Herberge wieder aufwachte. Hier trug seine Mutter ihn im Zimmer umher und näherte sich dann dem Fenster, von wo aus der Kleine einige Tauben auf dem Hofe umherflattern sah. „Schau, schau", — sagte er — „quanta copia columbarum!" (welche Menge Tauben!) und sich an seinen Lehrer wendend, fragte er: „Kann die Taube da wohl ein Oelglas tragen?" Der Mentor lächelte, wußte aber die Frage nicht zu deuten und bat um nähere Erklärung. „Nun" — fuhr er fort — „wie das Oelglas zu Rheims in Frankreich, womit die Könige von Clodowigs Zeiten her gesalbt werden, auch von einer Taube soll hergetragen worden sein." In dem Wirthshause waren einige Gäste anwesend, die über des Kindes Reden stutzten und sich mit ihm in ein Gespräch einlassen wollten, aber Christian hatte dazu keine Lust und sagte: „Später, ich muß erst saugen. Alles hat seine Zeit." Während er nun an der Amme Brust lag, schnatterten draußen die Gänse. Rasch hob er sich empor und rief: „Ha, ho, da schreien die Gänse, mit denen Waldemar der Böse die Hansestädte und auch Lübeck ver-

glich. Hätte er das nur nicht gethan, so wäre Kopenhagen nicht zerstört."

Nach eingenommenem einfachen Mittagsmahle setzten sie ihre Reise gleich wieder fort, um noch zu gehöriger Zeit die Stadt zu erreichen, wo sie denn auch Abends 6 Uhr wohlbehalten eintrafen und Christian den Kutscher beim Abschiede das Zeugniß gab: „Asmus, Ihr habt uns ehrlich hergebracht, Ihr seid kein Asmus cum puncto." — Dem ehrlichen Holm und dessen Gattin erzählte er noch denselben Abend Alles, was sich mit ihm in Köge zugetragen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Zustände im Jahre 1850.

Von

Adolph Jando.

Hamburg. Bei F. H. Nestler und Melle. 1851. XII und 340 Seiten 12.

Wir haben unseren Lesern bereits einen Abschnitt dieses Werkes in Nr. 41 mitgetheilt und setzt Zweck und Inhalt desselben anzuzeigen.

Es ist bekannt, wie seit mehreren Jahren, namentlich von Franzosen und Deutschen, über das große Kaiserreich in einer Weise berichtet ist, die allerdings nicht geeignet, lebhafte Sympathieen für dasselbe zu erwecken. Daß in solche Darstellungen und besonders Reiseberichte manche Irrthümer übergegangen, die durch oberflächliche Kenntniß der Verhältnisse und bei sehr Vielen, die über Rußland schrieben, durch gänzliche Nichtkenntniß der Landessprache veranlaßt wurden, ist wol nicht zu bezweifeln; getäuschte Hoffnungen mögen hin und wieder auch bei den Gemälden, die uns von russischen Staatseinrichtungen, Sitten und Persönlichkeiten geliefert wurden, nicht ohne Einfluß geblieben sein. Der Verfasser, in Deutschland geboren und erzogen, hat vierzehn Jahre lang in Rußland gelebt; er ist mit der russischen Sprache vertraut und hat Gelegenheit gehabt in höheren und niederen Kreisen Vieles selbst zu beobachten und sich mannigfache Erfahrungen zu sammeln. Wenn er nun übrigens, nach seiner eigenen Erklärung, durchaus darauf verzichtend in den Reihen der Schriftsteller einen Platz einnehmen zu wollen, sich gedrungen und verpflichtet glaubt, seine, durch diese Erfahrungen begründeten Ansichten über russische staatliche und sociale Zustände, frei und offen darzulegen und ihnen Geltung zu verschaffen, so wird man, will man nicht ungerecht sein, dieses Bestreben anerkennend zu würdigen nicht ablehnen können. Vorzugsweise ist bei den behandelten Stoffen stets hervorgehoben, was in der neuesten Zeit zur Beseitigung von Mißbräuchen geschehen oder noch vorbereitet wird und außerhalb des Landes nur zu Weniger Kunde gelangte; überhaupt geht der Zweck des Verfassers dahin, Alles, was uns bis jetzt in dunklem Lichte erschien und mit den schwarzesten Farben gezeichnet wurde, in recht freundlicher Beleuchtung erscheinen zu lassen und mit helleren Farben darzustellen. So erhalten wir denn Skizzen — nur solche wollte Herr Jando liefern, was nicht unbeachtet bleiben darf —, die ganz geeignet sind die alten Bilder zu verdrängen. Sie sind, je nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, mehr oder weniger ausgeführt und vereinigen mit Belehrung Unterhaltung, wie man auch ohne ein weiteres Eingehen in die Einzelheiten des Buches von unserer Seite, schon aus der einfachen Inhaltsangabe erkennen wird. Dem nicht zu übersehenden Vorworte folgen sechs und zwanzig Hauptabschnitte, überschrieben: Rußland. — Volkscharakter. — Religiosität. — Die Geistlichkeit. — Der Synod. — Der Kaiser. — Industrielle Zustände: Fabriken. Ackerbau, Viehzucht, Kultur rc. rc. — Volksklassen: Der Adel. Der Kaufmann. Der Bürgerstand. Kronsbauern. Leibeigene. — Allgemeine Uebersicht der Verbesserungen in den Verwaltungszweigen. — Die hohen Behörden: Die Bittschriften-Commission. Der Reichsrath. Das Minister-Comité. Der Senat. — Gouvernements-Verwaltung. — General-Revisoren. — Criminal-Rechtspflege. — Die Polizei. — Volks-Aufklärung: Oeffentlicher Unterricht. Censur. — Moscau. — St. Petersburg. — Die Garde. — Der Großfürst Michael. — Die bewaffnete Macht. — Löschanstalten. — Der Winter. — Geselliger Zustand. — Theater. Kunst. Musik rc. rc. — Reisen in Rußland. — Die Stellung der Ausländer in Rußland. — Ein Nachwort schließt das Ganze.

Wir erlauben uns noch ein zweites Bruchstück aus den „Russischen Zuständen", weniger ernsten Tendenz, als das bereits entlehnte, abdrucken zu lassen:

Moscau.

Die heilige patriarchalisch-ehrwürdige Metropole, der frühere Aufenthalt der russischen Czaaren, die Wiege russischer Nationalität und der Religiosität, der Sitz des alten Stamm-Adels in seiner fast orientalischen Pracht, hat für jeden Russen, den Höchsten, wie den Niedrigsten eine große und tiefe Bedeutung. — Der bloße Name „Moscau" durchströmt die Brust jedes Russen mit heiliger Begeisterung und Wonnegefühl. — Moscau mit seinen 400, meist in alt-byzantinischem Style erbauten Kathedralen und Kirchen, mit seinem weltberühmten Kreml, seinen noch ächt nationalen Sitten und Gebräuchen und seinen guten, biedern und freundlichen Bewohnern ist und bleibt das Herz und die Seele aller Stände des russischen Volkes! —

Die Stadt an und für sich gewährt einen eigenthümlich-erhebenden Anblick. — Kirchen in ihrer großartigen Einfachheit, große Gärten, Häuser im eleganten Style, und wiederum andere von ächt nationaler Bauart, sieht man bunt durcheinander gemengt, die Straßen sind sehr breit und sauber gehalten, auch herrscht in jeder Hinsicht dieselbe Ordnung und Reinlichkeit, wie in St. Petersburg. Moscau wird nach allen Richtungen hin von Boulevards durchschnitten, welche sehr breit und regelmäßig, im Winter vom Schnee gereinigt und mit Sand bestreut, als Hauptpromenade dienen; der Twerskoi'sche Boulevard ist der Sammelplatz des beau monde, hauptsächlich im Frühling bis zur Zeit, wann Alles auf seine Güter reiset oder auf's Land zieht. Im Sommer gewähren

die dicht mit Bäumen bepflanzten Boulevards Kühlung und Schatten, Blumenbeete sind überall angebracht; Tausende von Spaziergängern sind an Sommerabenden hier versammelt.

Am Twerskoi'schen Boulevard, wo sich ein freundliches Caffehaus befindet, wie im Kremlin'schen Garten spielt wöchentlich mehrere Male Militair-Musik; der obere Theil dieses Gartens gewährt eine reizende Aussicht über ganz Moscau: ein Anblick, wie er in der ganzen übrigen Welt schwerlich zu finden ist. — Von hieraus erblickt das Auge die ungeheure Stadt ringsum schichtenartig in den herrlichsten Gruppirungen des Alten und Modernen, der Paläste und Kirchen, großen Plätze und Gärten, Alles malerisch durcheinander. Bei auf- und untergehender Sonne, so wie bei schönem Mondschein ist der Anblick vom Kreml aus nach allen Richtungen hin wahrhaft magisch und erhaben! — Er gestattet keine Beschreibung, man muß ihn selbst gesehen haben, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen.

An Vergnügungen und öffentlichen Belustigungen bietet Moscau eben so viel wie St. Petersburg dar; jedoch fehlt ihm noch der eigentlich moderne Anstrich; es ist mehr bei seinen alten patriarchalischen Sitten und Gebräuchen geblieben; die ächte Nationalität schimmert noch allenthalben mit lebhaften Farben durch.

Ungekünstelte Gemüthlichkeit, umfassender Gemeinsinn, inniges Familienleben, sind in Moscau weit vorherrschender als in St. Petersburg, welches ganz den modern europäischen Charakter trägt. Moscau ist der Sitz der alten Bojaren, welche aus Staatsdiensten zurückgezogen, ihr Leben in Ruhe und Bequemlichkeit, im Schooße ihrer Familie, beschließen wollen, weil die Etikette der großen Welt ihnen nicht zusagt. In Moscau ist der reichste Kaufmannsstand zu finden, (wir nennen nur die Kaufleute Uszatscheff und Alexeeff, von denen der Erstere einen jährlichen Umsatz von 40 bis 50 Millionen Bank-Rubel macht.) Die Kaufleute machen in Equipagen und Pferden bedeutend viel Aufwand; ein Pferd zu 1500 bis 2000 Rubel ist etwas Gewöhnliches; die Toilette, besonders der jungen Damen des Kaufmannsstandes, ist äußerst glänzend, und dem Aeußern nach ist die russische Kaufmannsfrau von einer fürstlichen oder gräflichen Dame nicht mehr zu unterscheiden. Die reicheren russischen Negocianten geben ihren Kindern eine sehr gute Erziehung und viele schicken sie später nach Frankreich oder England zu weiterer Ausbildung; die Mehrzahl derselben beendigt zuvor ihren Lehr-Cursus in der Commerzschule oder Handels-Akademie zu St. Petersburg oder Moscau.

Der Kaiser hat seiner alten Hauptstadt den besten Beweis seiner Zuneigung und Wohlgewogenheit dadurch gegeben, daß er sich ein prachtvolles neues Schloß im Kreml bauen ließ, welches er jedesmal bei seiner Anwesenheit in Moscau bewohnt; es sind nunmehr zwei Jahre, seit dasselbe eingeweiht wurde.

Sämmtliche öffentliche Anstalten Moscau's, Hospitäler, Wohlthätigkeitsanstalten, Lehr-Institute, Gymnasien ꝛc. ꝛc. sind in überaus gutem Zustande, insbesondere aber die Universität mit der chirurgischen Clinik. Ein ausgezeichneter Russischer Professor der Chirurgie und Medicin, der auch in Paris sehr vortheilhaft bekannt ist, Staatsrath Inosemzoff, ist eine der bedeutendsten gelehrten Persönlichkeiten Moscau's; ein Mann, der ebenso hoch als Mensch und Staatsbürger, wie als geistvoller Gelehrter dasteht.

Ich habe das Vergnügen, den Herrn Inosemzoff seit vielen Jahren persönlich zu kennen, und habe nie einen scharfsinnigeren Mann der Wissenschaft, und zugleich einen liebenswürdigeren Mann des Umganges gefunden. — Bei seiner bedeutenden ärztlichen Praxis lebt er von früh Morgens bis spät in die Nacht einzig und allein seinem edlen und schwierigen Berufe, er leistet dieselbe bereitwillige Hülfe dem Aermsten und Niedrigsten wie dem Reichen und Angesehenen; aus eignen Mitteln hilft er dem Unglücklichen, wo er ihn findet. In wie mancher europäischen Hauptstadt dürfte man vergebens nach solch einer Persönlichkeit suchen! — Moscau wie St. Petersburg haben überhaupt eine Menge bedeutender und geschickter einheimischer und fremder Aerzte.

Die Wasserheilanstalt des Herrn Dr. Kreyser in Moscau verdient erwähnt und gelobt zu werden; die Behandlungsart ist wie in Gräfenberg, und der Director ein sehr erfahrner, geschickter und wissenschaftlich-gebildeter Mann, der eines allgemeinen Vertrauens und der vollkommensten Achtung genießt. — Er hat in seinem Etablissement wahrhafte Wunderkuren vollbracht und Krankheiten radical geheilt, die von allen Allöopathen als unheilbar anerkannt worden; ich kenne diese Heilanstalt genau, da ich selbst, an Rheumatismus leidend, mich längere Zeit in derselben behandeln ließ und die günstigsten Resultate an mir selber verspürt habe. — Diese Heilanstalt ist für 50 Betten eingerichtet, hat jedoch immer einige hundert Kranke in Behandlung, da die Patienten nicht in der Anstalt selbst wohnen, sondern sich nur zu gewissen Tageszeiten daselbst einfinden. — Die Lage der Anstalt am Twerskoischen Boulevard und in der Mitte eines großen Gartens macht sie für die Patienten, denen nach der Behandlung Bewegung in der freien Luft unumgänglich nothwendig ist, ganz besonders geeignet; auch dient bei schlechtem Wetter ein großer geräumiger Saal im Hause der Anstalt zur Bewegung, und ein Billard hilft dem Fröstelnden bald zur nöthigen Transpiration. —

Seit ungefähr drei Jahren sind manche Mißbräuche und Unordnungen, die sich in Moscau eingeschlichen und nach und nach eingebürgert hatten, wodurch das sonst so heitere und makellose Leben der alten Hauptstadt gefährdet wurde, Dank sei es dem General-Kriegs-Gouverneur von Moscau, Grafen von Sakrewski (einem nahen Verwandten des berühmten Russischen Reichskanzlers und Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Nesselrode) gänzlich verschwunden.

Der Kaiser hat seiner alten und treuen Hauptstadt den unzweideutigsten Beweis seiner väterlichen Fürsorge und seiner Liebe zu ihren Bewohnern dadurch gegeben, daß er einen der thätigsten und durch besondere Administrationsgabe ausgezeichnetsten Männern Rußlands zum General-Gouverneur daselbst ernannte und ihn mit ausgedehnten Vollmachten versah, um allen Mißbräuchen energisch ein Ende zu machen. — Es war viel zu thun und mehr in Ordnung zu bringen, als man erwartete: manches eingeschlichene Uebel mußte ausgerottet werden; doch durch unermüdliche Ausdauer und durchdringenden Scharfblick ist es dem Grafen Sakrewski vollends gelungen, Moscau wieder auf den Standpunkt zu bringen, welcher dem Herzen Rußlands, der heiligen Stadt, an die sich so viele historische und nationale Erinnerungen knüpfen, mit Recht zukommt. — Keine Stadt in der Welt hat für ein Volk die hohe Bedeutung, wie Moscau für das Russische. —

Moscau's Umgegenden sind sehr reizend und mannigfaltig.— Auf dem Umschlage ist bemerkt, daß der Ertrag des Verkaufes zum Besten des hamburgischen Waisenhauses bestimmt sei.

F. L. Hoffmann.

Die Sportula bei den Römern.*)

Sportula (daher unser Sportel in der juristischen Sprache) bedeutet eigentlich ein Körbchen; dann speciell das Körbchen, in welchem der Client vom Patron bei seinen Morgenbesuchen ein Geschenk an Eßwaaren erhielt, das er für Frau und Kinder mit nach Hause nahm. Der Patron wurde nämlich im alten Rom als der Familienvater seiner sämmtlichen Clienten angesehen, und hatte als solcher die Verpflichtung, für ihre leiblichen Bedürfnisse, wo es Noth that, zu sorgen. Anfangs mochte dies ein förmliches Speisen gewesen sein, eine Coena recta, wo der Client mit seiner Familie beim Patron aß; nachher wurde die Sportula eingeführt. Mit dem steigenden Luxus wurde diese Sportula immer glänzender und kostspieliger, besonders da heruntergekommene Leute sie als eine Art fixer Einnahme ansahen, und sogar Magistratspersonen und Altadlige aus den ersten Familien, wie wir hier beim Juvenal sehen, sich nicht schämten, dieselbe zu holen. Zu gewissen Zeiten mochte der große Zudrang den Patronen zu lästig werden und sie ließen daher den Clienten ein Aequivalent an Gelde geben, etwa 8 Sgr., was den Armen eine erwünschte Einnahme war. Bei andern indeß muß es prächtiger hergegangen sein; wir sehen z. B. in der dritten Satire (Vs. 249), wie die Leute mit ihren Sklaven kommen, die einen ganzen Einsatz auf dem Kopfe tragen, und zugleich ein Becken mit Kolen mitbringen, damit die Speise warm bleibe. Dort versteht Heinrich freilich ein sogenanntes Picknik, doch, wie mir scheint, ohne Noth. Ein solches Haus war dann eine förmliche Garküche, und das Gedränge und Gewühl auf der Straße war so groß, daß dieselbe nicht selten gesperrt wurde. Nero führte nach Sueton C. 16 die Sportula wieder ein und hob die öffentlichen Mahlzeiten auf; Domitian aber (Suet. V. 7) führte die Coenas rectas (die förmlichen Mahlzeiten) wieder ein. Jenes geschah, wie Sueton sagt, um dem Aufwande Schranken zu setzen; vor dem Gesetze Neros muß also die Sitte geherrscht haben, daß die Reichen ärmere Bürger bei sich speisen ließen, was für Manchen eine große Ausgabe werden mußte. Auf eine solche Mahlzeit scheinen denn auch die Clienten in unserer Satire zu warten, müssen aber mit hungrigem Magen abziehen, da der Hausherr sich in sein Coenaculum (das Speisezimmer im obern Stock des Hauses) zurückgezogen hat; (denn unter Domitian gab es ja wieder Coenas rectas.) Daß auch Frauen sich die Sportula holten, und daß dabei allerhand Kunstgriffe angewandt wurden, daß sich Leute unter falschem Namen meldeten, und daß deswegen der Hausherr eine Liste seiner Clienten hielt, die von einem Herold (entweder einem öffentlichen, oder einem Haussklaven, den Juvenal seines Geschäftes wegen so nennt) abgelesen wurde, ersehen wir aus unserer Satire. Aus allem geht aber hervor, daß die Gesetze über die Sportula nie genau beobachtet wurden, und daß dabei sehr viele Unterschleife vorkamen.

*) Aus Völker's „Juvenal." S. Nr. 40.

Miscellen.

Die Londoner entomologische Gesellschaft hat beschlossen, daß während der großen Ausstellung jedem fremden Entomologen, wenn von einem Mitgliede der Gesellschaft begleitet, die Besichtigung ihrer Sammlung gestattet seyn soll.

Der Herzog von Wellington ist ein fleißiger Besucher der großen Londoner Ausstellung, und wie groß dort eben auch das Gedränge seyn mag, wird dem greisen Helden, wo er erscheint, aufs ehrerbietigste Platz gemacht und nächst der Königin die tiefste Ehrfurcht bewiesen.

Ein amerikanisches Blatt berechnet die Reisekosten von New-york nach London und zurück, zum Besuch der großen Ausstellung, auf 400 Dollars, wie folgt: 200 Doll. Passagegeld, 5 Doll. für Bedienung an Bord, 14 Doll. die Fahrten pr. Eisenbahn, vier Wochen Kost und Logis 85 Doll., Fahrlohn 16 Doll., Amusements, Ausflüge 2c. 25 Doll., ein achttägiger Besuch in Paris 40 Doll. Sicherer dürfte es jedoch seyn, meint der Referent, wenn man der genannten Summe noch 100 pCt. zufügte.

Die Kuriositäten des königlichen Collegiums zu Belfast sind vor Kurzem mit einer Mißgeburt von fünf jungen Katzen, ganz so wie die bekannten siamesischen Zwillinge zusammengewachsen, bereichert worden. Jedes dieser kleinen Thiere ist ganz ausgebildet.

Indem das Journal de Granville die Anzeige macht, daß die Zeit des Austerfangs augenblicklich vorbei sey, setzt es hinzu, daß der Fang dieses Schaalthieres durch die dortigen Fischer im vorigen Jahre 48 Millionen, dies Jahr aber 83 Millionen betragen, und im Durchschnitt zu 7 Fr. das Tausend verkauft, ihnen 581,000 Fr. eingebracht habe.

Die Londoner Blätter, namentlich die Times, klagen sehr über den Abbruch, welchen die große National-Ausstellung den Parlamentsverhandlungen thut, indem bei diesen manche Mitglieder ausbleiben, oder sich über die dort gesehenen Merkwürdigkeiten unterhalten, statt ihre Aufmerksamkeit den zu verhandelnden Gegenständen zuzuwenden, oder wohl gar, durch das Wandern in dem Glaspalaste ermüdet, einschlafen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 44. Sonnabend, den 31. Mai. 1851.

Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Biographien
berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Nach Neapel zurückgekehrt, fand Salvator seine Angehörigen in die tiefste Dürftigkeit versunken. Sein Onkel Paolo Grecco setzte von seinen Werken nichts mehr ab, und erwarb nur eben so viel, um sich und seiner Schwester das Leben zu fristen. Francazano hatte sich mit Ribera überworfen, und dieser, seiner Gewohnheit nach, darnach gestrebt und es auch erreicht, daß derselbe seine Protectoren verlor, worüber der arme Maler verrückt geworden war. Er beschäftigte sich nur noch mit albernen Complotten, und hatte aus Noth Alles verkaufen müssen, was er besaß. Es versteht sich von selber, daß, wenn Salvator in den Abruzzen ein „Maul-Patriot“, wie Lady Morgan sagt, geworden war, er mit eben so leerem Beutel von dort zurückkehrte, als er dahin gegangen war. Doch spielte er inmitten dieses Misere die Rolle eines Abgesandten der Vorsehung. Es giebt noch jetzt in Italien einige der kleinen Bilder, in welchen er aus dem Gedächtnisse die Originalscenen dargestellt hat, von welchen er auf seiner ersten Wanderung Zeuge gewesen war. Diese Werke, deren er ein halbes Dutzend des Tages anfertigte, gingen mehrere Monate reißend ab, so, daß er kaum dem Begehr der Bilderhändler genügen konnte. Aber er sah im Voraus und mit Betrübniß, daß die Zeit kommen würde, wo die Phantasieen seines Pinsels den Reiz der Neuheit verlören, und während er der frommen Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, oblag, arbeitete er zugleich an mehreren wichtigen Werken, um in die Reihe der Künstler einzutreten, „denn so,“ sagte er, „bin ich ja nur ein Bilderhändler.“

Unglücklicher Weise blieben diese, in einem neuen Geiste gedachte, und in einer Weise, an welche die Augen nicht gewöhnt waren, ausgeführten Gemälde den Bilderhändlern auf dem Halse, ohne Käufer zu finden. Man fand nur an der academischen Malerei Geschmack, über die man zu dissertiren liebte, und Salvator würde übel angekommen sein, wenn er, wie Andreas del Sarto, den Leithämmeln der Schule, welche die Natur ein wenig eintönig fanden, hätte zurufen wollen:

„Das weitläuftige Erörtern, meine guten Freunde, ist, glaubt es mir, ein steriler Boden, und Alles wird damit getödtet. Weniger Vorreden und mehr Bücher! Ihr seyd Maler, Kinder; darum laßt den Mund ruhen und die rechte Hand statt seiner sprechen. Doch höre mich, Coelio: die Natur will immer neu seyn, das ist wahr, aber sie bleibt immer dieselbe. Gehörst Du mit zu denen, die da möchten, daß sie ihr Gewand veränderte, und daß die Wälder eine blaue oder rothe Farbe annähmen? So meint sie es nicht. Neben einer verwelkten Blume, blühet wieder eine ihr völlig ähnliche auf, und tausende von Familien erkennen sich bei den ersten Sonnenstrahlen unter dem Thau. Jeden Morgen überbringt der Engel des Lebens und des Todes der gemeinschaftlichen Mutter einen neuen Schmuck; doch ist immer ein Schmuck dem andern ähnlich: laß die Künste es versuchen, es eben so zu machen; denn sie sind nichts, wenn sie ihr nicht nachahmen. Möge jedes Jahrhundert neue Sitten, neue Trachten, neue Gedanken mit sich bringen, aber das Genie muß unveränderlich seyn. Mögen junge Hände, voller Kraft und Leben, ehrerbietig die geheiligte Fackel aus den zitternden Händen der Greise nehmen; mögen sie diese göttliche Flamme vor dem Winde schützen, damit sie in künftigen Jahr-

hunderten eben so ausfüllete, wie sie es in den vergangenen gethan hat."

So über die Natur und das Genie zu sprechen, würde das Publikum barock und im schlechtesten Geschmack gefunden haben. Es war deshalb auch nicht zu verwundern, daß es die ersten, unter dieser Begeisterung aufgefaßten, und von der geheiligten Fackel mit einem Strahl, der noch keinem anderen gedient hatte, beleuchteten ernsten Werke nicht zu würdigen wußte.

Zu gutem Glücke wollte der Zufall, daß Lanfranc eines Tages bei einem Bilderladen vorbei kam, in welchem ein Gemälde von Salvator, Hagar und Ismael vorstellend, zum Verkauf ausgestellt stand.

Salvator hatte sich bei seiner Darstellung den Augenblick erkoren, wo Hagar sich von ihrem Sohne entfernt, um ihn nicht sterben zu sehn.

„Da nun das Wasser in der Flasche aus war, warf sie den Knaben unter einen Baum, und ging hin, und setzte sich gegenüber von ferne, eines Bogenschusses weit; denn sie sprach: Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben. Und sie setzte sich gegenüber, und hob ihre Stimme auf, und weinte." (Erstes Buch Mosis, Capitel 21, V. 15 u. 17.)"

Salvator hatte das Ergreifende dieser Scene bewundernswürdig ausgedrückt; doch war das Bild schon seit mehreren Wochen dem Publikum zur Schau gestellt gewesen, ohne daß einmal jemand nach seinem Verfasser gefragt hatte. Lanfranc aber entgingen die ausgezeichneten Eigenschaften, der völlig originelle Wurf dieses Werkes nicht: er setzte sich sofort in seinen Besitz, und gab einem seiner Schüler den Auftrag, alle Bilder, welche die Unterschrift Salvatoriello führten, für ihn anzukaufen.

Dies war ein Glück für Salvator, und der Anfang seines Rufes. Er begab sich deshalb zu Lanfranc, um ihm zu danken, und wurde von ihm nicht allein als ein Künstler von Verdienst empfangen, sondern auch durch ihn noch bei Ribera eingeführt. Wie wichtig es für einen Künstler war, gleich beim Debüt zu den Vertrauten eines Mannes, wie der Spagnoletto, gezählt zu werden, das ist klar. Salvator verfehlte auch nicht, dessen Atelier fleißig zu besuchen und ein wenig seinen Schmeichler zu spielen, doch hütete er sich, sich ihm zu verkaufen. Er handelte in der That nur als ein Mann von Geist, und es läßt sich ihm daraus kein Vorwurf der Servilität machen; man sieht aber doch, wie der junge Tourist, der in den Abruzzen ein Maul-Patriot geworden war, keine Gefährdung dieses Patriotismus darin besorgte, daß er Vortheil aus der Gunst zog, deren der „schändliche Ribera, der Tyrannenknecht", genoß. — Dieses ist eine Bemerkung, welche die Lady Morgan nicht gemacht hat: es gefällt ihr nicht, daß Salvator mit dem Spagnoletto verkehrt hat; sie berührt diesen Umstand, der in ihrem Bilde nur einen Mißton hervorbringen konnte, nur ganz flüchtig. Es ist darum jedoch nicht minder gewiß, daß Salvator, der im Allgemeinen nicht gern seine Zeit in den Ateliers von andern Malern vergeudete, wie er zu sagen pflegte, sich oft genug bei Ribera sehen ließ, um für dessen Schüler gelten zu können. Dadurch zog er sich aber den schärfsten Tadel all der Sudler zu, die Neapel enthielt, und die darüber erboßt waren, mitten unter sich und ihnen unter der Nase ein furchtbares Talent erstehen zu sehn. In den Academieen coursirten von Hand zu Hand beißende Epigramme, in welchen der Name Salvator stets mit dem Epitheton Verräther vergesellschaftet war.

Salvator rächte sich für diese Kränkungen durch zierliche Satyren, in welchen er sagte, daß die Angriffe der Dummen ihm nur zu Füßen niederfielen; doch weinte er über sie vor Kummer an dem Busen seines Freundes Falcone, auch waren sie mit Ursache der Reise, die er im Jahr 1634 nach Rom unternahm. Inzwischen machte er diese Reise auch in der Hoffnung, dort sein Talent mehr als zu Neapel gewürdigt zu sehen, wo er nur eines Ateliersrufs genoß. Er war dem Publikum kaum bekannt, und seit er ernstlich zu malen begonnen hatte, war er ärmer als je geworden. Der Hunger war wieder bei den Seinigen eingezogen, und seine Mutter hatte sich als Magd der Küchen des Vicekönigs verdingen müssen.

Salvators erster Aufenthalt zu Rom war nicht von langer Dauer: krank an Geist und mit verwundetem Herzen abgereis't, traf er daselbst krank an Körper, erschöpft von den Strapazen einer Reise, die er in einer heißen Jahreszeit, und an den Wirkungen der Malaria leidend, zu Fuß zurückgelegt hatte, ein, außer Stande, an den großen Studien zu arbeiten, die er vornehmen wollte, und blieb den armen Leuten auf dem Halse, die ihm in ihrer an der appeninischen Straße belegenen Hütte ein Asyl gewährt hatten. — Als er wieder ein wenig zu Kräften gekommen war, da mußte er, um nur sein Leben zu fristen, wieder werden, was er vordem zu Neapel gewesen war, nämlich ein Bilderkrämer, wie er es nannte. Seine Sujets suchte er in der römischen Campagna auf. Ein verfallener Säulenschaft, ein Hirte, der sich melancholisch auf seinem Stabe stützt, und ein Mondstrahl, das waren die Bestandtheile einer seiner Compositionen. Mehr bedurfte er nicht, um in Zeit von einer Stunde ein ganzes Gedicht zu malen, und dies war es, was er seine Bilder nannte. Jetzt sind sie kostbare Seltenheiten, die mit Gold aufgewogen werden; damals gab Salvator sie aber um einige wenige Geldstücke von geringem Werthe, und er mußte noch dazu in der ganzen Stadt umher rennen, um nur einen Bilderhändler zu finden, der sie ihm abnahm.

Die folgende Cantate, in welcher er selber seine Armuth bespricht, zeigt, in welche Muthlosigkeit er verfallen war. Sie ist eine ziemlich verworrene Mischung von trauriger Poesie, energischen Klagen, bitteren Reflexionen und Satyre:

„Keine Ruhe vor der Sorge, keine Intervalle mit dem Schmerze! Das Glück, welches mir immer feindlich gewesen, scheint nicht zu bedenken, daß ich lebe, daß ich in allen meinen Gliedern, Nerven und Muskeln empfinde; daß ich einen Geist, einen Puls, ein Herz habe; daß ich in jeder Pore schauere und leide.

„Ja, mit dem ersten Seufzer, den ich in diesem Leben ausgehaucht, bin ich von dem Schicksal verfolgt worden......

„Während ich mich an eine ferne Hoffnung hänge, gewinne ich kaum mein tägliches Brod. Wie nützt es nicht, daß die Sonne glänzt, daß die Erde Getraide und Wein erzeugt......

„Wenn ich Indiens Gefilde aufsuchte, wo der Sand mit Gold vermengt ist, da würde sich dieses in der Tiefe des reichen Flusses verborgene edle Metall sicherlich für mich in Blei verwandeln."

Dies klingt in der That sehr traurig, und es läßt sich kaum ein herzzerreißenderes Bild denken.

Plötzlich wirft aber die komische Muse einen unerwarteten Zug neben diese bitteren Klagen, z. B. eine Apostrophirung an das zerrissene Kleid des Malers, „das keinen Respect einflößt

und nur eine kalte Verachtung auf sich zieht." Hier streift das Komische hart an das Ernste: es dient als Contrast, und macht einen mächtigen Effect.

„Wehe diesem Kleide! selbst die Juden weisen dies elende Unterpfand zurück; es hat in allen Boutiken des Ghetto, wo es nur zu bekannt ist, allen Credit verloren, und wer sich auch mit den elendesten Resten befaßt, wird doch von meinen erbärmlichen Lumpen nichts wissen wollen.

„Im Sommer, bei der Hundstagshitze, gehe ich eben so gekleidet einher,' als wenn der Tiber durchs Eis gefesselt ist. Die Ursache davon läßt sich schon errathen; ich habe nur eine und dieselbe Bekleidung für alle Jahreszeiten! Aber wenn Du, Fortuna, mir nur meine tägliche Nothdurft gewährst, so will ich Dir ein Uebriges gern erlassen."

Hiermit könnte die Cantate abschließen; nach dieser Anrede an die Fortuna bleibt nichts mehr hinzuzufügen. Salvator kommt jedoch sofort auf seine Resignation zurück: er hat sich nicht blos über das Glück, er hat sich auch über die Menschen, über ihre Dummheit, über ihre Unwissenheit zu beklagen, und der satyrische Dichter vergißt nicht, ihnen den Text zu lesen.

Vor dem endlichen Anathema kommt aber noch eine Stelle voller melancholischer Poesie, die schon einer Anführung werth ist.

„Ihr großen Götter, ich bin doch auch ein Maler! sollte sich für mich nicht auch eine Farbe finden, die meinem Leben, in welchem Alles nur Abmühen, Unglück und Kampf ist, einen lieblicheren Anstrich gäbe? Aber nein!... mein Grün vergilbt, meine Sonne erbleicht......

„Immer hoffen, immer! das heißt Hungers sterben. Ein solcher Rath ist nur ein leidiger Scherz."

Nun kommt die Reihe an die Menschheit, als:

„Der sicherste Weg, um sich in Gunst zu setzen, ist der, daß man sich seine Superiorität nicht merken läßt. — Man würde hundertmal besser daran seyn, sein Geschick zu beenden, mit den verfluchten Begabungen des Geistes, des Urtheils und der Seelengröße im friedlichen Grabe zu schlummern, als, um seine Existenz zu fristen, auf seine Industrie, auf seine Talente zu zählen, und, von Buben und Dummköpfen verachtet, als Bettler oder als Sclave zu leben!"

Man sieht, was die arme Menschheit in Salvators Augen ist. Sie ist nichts weiter, als ein Haufe von Buben und Dummköpfen, mit Bettlern und Sclaven vermengt.

Während Salvator sich zu Rom darüber beschwerte, von seinen Zeitgenossen nicht gekannt, und von ihnen verlassen zu seyn, beehrten ihn dieselben ohne sein Vorwissen mit einer Kabale. Sein Ruf hatte sich in Neapel schon ziemlich verbreitet, und er beruhte in einer Originalität, die bedeutend genug war, um Künstlern zweiten Ranges Besorgnisse einzuflößen. Sie freuten sich über seine Abreise, und meinten, ihm den Aufenthalt in Neapel für immer verleidet zu haben, als Falcone, dem Salvator seine nahe Rückkunft angezeigt hatte, die Unvorsichtigkeit beging, diese Kunde laut werden zu lassen. Das gab nun eine große Aufregung unter den Neidischen, und ehe Salvator noch das neapolitanische Gebiet betreten hatte, hatten sie den Krieg mit Epigrammen und böswilligen Verläumdungen, vor welchen er so zu sagen schon einmal die Retirade hatte ergreifen müssen, aufs Neue gegen ihn begonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte aus dem Englischen

im Versmaße der Originale übertragen von W. Hanstein.

(Mit beigefügtem englischen Text.)

Magdeburg, Creutz'sche Buchhandlung, 1850. XII und 120 S. (16.)

Kaum war uns die erfreuliche nähere Kunde von dem verdienstreichen Leben des Verfassers dieser Uebersetzungen zugekommen, durch welches derselbe sowol im Kreise seines Amtes (er war Regierungsrath in Magdeburg), wie auch der Wissenschaft und schönen Kunst sich die allgemeine Liebe und Hochachtung erworben hatte, so betrübte uns schon die Trauernachricht von dem schnellen Tode desselben in seiner noch so viel Vortreffliches verheißenden Lebensblüthe: und so geben wir den folgenden schon früher geschriebenen Ausdruck unserer Ansichten zugleich auch als eine dankbare Anerkennung des so früh dahin geschiedenen Talentes und Verdienstes, und wünschen auf das würdige Denkmal hinzudeuten, welches dem Verfasser in diesem seinem Werke bestehen wird.

Gelungene Uebersetzungen lyrischer Gedichte aus einer Sprache in die andere sind bekanntlich selten, und müssen es ihrer vielen schweren Bedingungen wegen sein. Desto angenehmer überraschte und erfreute uns dieses Büchlein. Wir lernen hier in W. Hanstein einen deutschen Uebersetzer kennen, der so meisterhaft seine ästhetische und wissenschaftliche Aufgabe gelöst hat, daß er in der Würde eines geistreichen deutschen Dichters erscheint, indem seine treuen lyrischen Uebertragungen wie schöne deutsche Originale klingen und ansprechen. Der Kenner wird dieses bei der Vergleichung dieser deutschen Kunstwerke mit ihren entsprechenden englischen um so befriedigter und freudiger anerkennen, als er es weiß, daß es größere Schwierigkeiten hat, so bis in die wichtigen, oft von Laien gröblich verkannten Feinheiten genügend aus dem Englischen zu übersetzen, als gewöhnlich aus einer andern Sprache in die deutsche, schon deswegen, weil wegen der rhythmischen Abkürzung und Einsilbigkeit der englischen Wörter sich meistens auch mehr Freiheit für den Gedankenausdruck in dem metrischen Raume eines englischen Verses findet, als eines entsprechenden deutschen. Aber der Verfasser bewegt sich in diesen und den andern prosodischen und logischen Schranken der lyrischen Strophe mit kundiger Leichtigkeit: alle Arbeit und Mühsal des Kunstbauens, welche hier durch Erforschung des Sinnes, Wahl des Ausdrucks, Haltung des Versmaßes, Nachbildung des Reims, Fügung der Periode, nothwendig bedingt wurde, ist hier unsichtbar; er weiß das edle Einzelne und scheinbar Kleine richtig für das schöne Ganze zu wählen und zu stellen; seine Verse sind Siege jener Beharrlichkeit, welche Garve nach Buffon „das Wesen des Genies" nennt, nämlich sie sind, ohngeachtet aller ihrer verborgenen Schwierigkeiten, wohlklingend und frei von dem sauren Sprachzwang; er durchschaut scharfsinnig die Feinheiten in Sinn und Form des Originals, und giebt sie, wie wir es in vielen vorliegenden Gedichten finden, gleichsam wie den zarten Farbenschmelz der lieblichen Dichtungsblume im Deutschen wieder, auch z. B. bei dreifachem Reime in der Strophe. Wenn Bulwer die Gedichte unseres Schiller in anderm Versmaß, in freien Reimfolgen, dabei immer willkürlich, oft in lächerlich falschem Verständniß in's Englische übersetzt und somit die Engländer täuscht: so hat Hanstein hier sich die Aufgabe gestellt und sie mit voller Herrschaft auf

dem deutschen Sprachgebiet auf das Edelste gelöst, richtig und jedenfalls treu zu übersetzen und bei uns Deutschen das englische Werk als ein deutsches einzubürgern. Wol giebt er nicht solche ängstlich kleinlichen Uebersetzungen, die ihren Originalen gleich sind, wie „ein Ei dem andern," sondern er will durch seine Nachbildung eben so auf Vorstellungen und Gefühle wirken, wie es durch das Original geschieht, und sonach wählt er von der Form dasjenige, was zu seinem Zwecke wesentlich ist, weiß auch zu rechter Zeit das Unwesentliche aufzugeben und wegzulassen.

In der Wahl der vorliegenden Gedichte zeigt sich sowol zartes religiöses Gefühl, als gemüthliche Lebensanschauung: es sind nur vortreffliche, vorzüglich anmuthige, meistens ernste Lieder berühmter Dichter in die Sammlung aufgenommen, so daß sie dem Kenner, auch wegen des beigesetzten englischen Textes, und jedem Freunde des geistreichen lyrischen Gesanges willkommen seyn werden. Die meisten sind von dem Irländer Thomas Moore, jenem gepriesenen „Anakreon"; wir haben hier von ihm Sacred songs, Irish melodies, National airs &c.; die andern sind von Milton, Cowper, White, Goldsmith, Johnson, Beattie, Byron, Mrs. Norton.

Wir wollen an einigen Beispielen nachzuweisen suchen, was wir hier nach unserer Ueberzeugung ausgesprochen haben, und alsdann auch etwas bezeichnen, was minder glücklich übersetzt zu seyn scheint als das andere. Vor allem sprechen Th. Moore's „Heilige Lieder" an, und zwar sowol durch ihre klare Religiösität, als auch durch ihren edlen Ausdruck des ruhig Erhabenen; so S. 6 und 7 das Lied:

„Die Welt ist nur ein Spiel der Zeit
„Und täuschet stets auf's Neue;
„Es lacht die Lust, es weint das Leid,
„Doch trügen Glück und Traurigkeit —
„Im Himmel nur ist Treue!

„Und bald, ein flücht'ger Abendglanz,
„Erstirbt des Ruhmes Streben;
„Der Hoffnung, Lieb' und Schönheit Kranz,
„Wir winden ihn — zum Todtentanz —
„Im Himmel nur ist Leben!

„Der Schiffer schwankt in Sturmesqual
„Von Fluth zu Fluth hienieden,
„Gedankenblitz, Verstandesstrahl
„Erhellen nur das Jammerthal —
„Im Himmel nur ist Frieden!"

This world is all a fleeting show,
For man's illusion given;
The smiles of Joy, the tears of Woe,
Deceitful shine, deceitful flow,
There's nothing true, but Heaven!

And false the light on Glory's plume,
As fading hues of Even;
And Love and Hope, and Beauty's bloom,
Are blossoms gather'd for the tomb —
There's nothing bright, but Heaven!

Poor wanderers of a stormy day!
From wave to wave we're driven,
And Fancy's flash, and Reason's ray,
Serve but to light the troubled way —
There's nothing calm, but Heaven!

Man sieht hier, daß Hanstein den Geist des Originals durch das rechte Maaß von Treue in Farbe und Charakter des Ausdrucks zu vergegenwärtigen weiß, weit entfernt, denselben durch Buchstabentreue zu tödten oder ihm eine Sprachkarikatur vorzuziehen. So sehr man auch wünschen möchte, in der dritten Strophe V. 4 die Beziehung des „troubled way" auf das vorhergehende „from wave to wave we are driven" auch in der Uebersetzung wiederzufinden, so ungern würde man dafür etwas von dieser schönen deutschen Strophe aufgeben. — Dagegen finden sich nicht wenig eben so treu nachgebildete Strophen, die an Wohlklang des Verses wie des Reims die Originale übertreffen, deren hier nur Einiges als Beispiel stehen mag, aus dem Liede p. 15 von Th. Moore:

„Seitdem Dein Wort mein Herz erhellt
„Wie neu erwachend Leben,
„Kann Dich allein die ganze Welt
„In Lieb' und Licht mir geben.
„Dich fühle, höre, sehe ich,
„Die Erde hält mich nimmer —
„Dich, o Gott, und einzig Dich
„Verehr' ich jetzt und immer!"

Since first Thy Word awak'd my heart
Like new life dawning o'er me,
Where'er I turn mine eyes, Thou art,
All light and love before me.
Nought else I feel, or hear or see —
All bonds of earth I sever —
Thee, O God, and only Thee
I live for, now and ever.

Eben so liest und hört man S. 99 die fließenden Verse der Uebersetzung lieber als das Gepolter des englischen Urtextes, wo Beattie den weise gewordenen, vorher überklugen, „Eremiten" von dessen eigenem Scheinwissen sagen läßt:

'Twas thus, by the glare of false science betray'd,
That leads to bewilder, and dazzles to blind,
My thoughts wont to roam, from shade onward to shade,
Destruction before me, and sorrow behind.

„So war's —, von dem Scheine des Wissens verwirrt,
„Der irre mich führte, den Blick mir benahm,
„Mein Denken von Schatten zu Schatten nur irrt,
„Zerstörungen vor mir, und hinter mir Gram."

Gleichfalls hat Hanstein in der Ueberdichtung der Irish Melodies von Moore meistens eine Zartheit des Gefühls auszu-

drücken gewußt, welche den deutschen Leser in dieser fließenden, sanften Sprache des Verses mehr gewinnen möchte, als die oft rauhe, allzu stetig trübe Einkleidung des Urtextes. Wir müssen gestehn, daß wir in dieser Milderung des allzu düstern Liedes der irländischen Melancholie den Geist desselben lieber aufgefaßt haben, als in der oft wehmüthig rauhen Originalsprache. So z. B. das Lied S. 49 in der Uebersetzung, „Die Abendglocken" (Strophe 2):

„Die schöne Freudenzeit entfloh,
„Und manches Herz, damals froh,
„In tiefer Gruft nun wohnt es lang
„Und hört nicht mehr den Glockenklang."

Those joyous hours are pass'd away;
And many a heart, that then was gay,
Within the tomb now darkly dwells,
And hears no more those evening bells.

Indem wir so unsere Freude, welche wir an dieser Erscheinung auf dem Gebiete unserer Uebersetzungs-Literatur haben, aussprechen, müssen wir bemerken, daß wir nur Einmal die logische Klarheit in der Strophenbildung vermißt haben. Wir thun das um so nothwendiger, als wir dadurch beweisen, wie hoch hier unsere Ansprüche an die Leistungen gesteigert sind und als der Werth derselben im Uebrigen daraus also einleuchten kann. In dem sonst so wohlgelungenen „Heiligen Liede" S. 11, Str. 3, heißt es in der Anrede an das „Höchste Wesen":

„Bei Tag zum Waldesthal entfliehn,
„Voll Licht und Schweigen, wie Dein Thron,
„Soll Nachts der Sterne Aug' allein
„Ein Zeuge meines Betens sein."

I'll seek, by day, some glade unknown,
All light and silence, like Thy Throne;
And the pale stars shall be, at night,
The only eyes that watch my rite.

Wenn nun auch der englische Text eben kein schönes Muster logischer Klarheit seyn mag, so hat Hanstein uns gewöhnt, dieselbe da billigst ersetzt zu finden, wo sie im Originale fehlt: und somit hätten wir hier auch gerne eine deutlichere Wesenheit und Folge der Subjecte, sowie damit in Verbindung eine deutlichere Beziehung des „entfliehn" gefunden, da doch das „unknown" nur auf „some glade", wie auch die Epexegesis „All light and silence", bezogen werden kann. Der englische Dichter dachte bei diesen beiden Versen der Strophe doch wol an das biblische Bild z. B. in Jerem. 17, 12: „Aber die Stäte unsers Heilig-„thums, nämlich der Thron göttlicher Ehre, ist allezeit vest „geblieben." — Wir glauben überdies, daß „unknown" von der „Einsamkeit" des Haines zu verstehen ist, und daß das „like" nicht auf das „Bekanntsein" des Thrones, sondern auf die „Bestimmung" zum Throne hindeutet. Kaum wagen wir es, in dieser Ansicht kurz den folgenden Ausdruck als unser Verständniß der Strophe herzusetzen:

Bei Tag ein Hain der Einsamkeit,
Still, hell, wie Dir zum Thron geweiht,
Und Nachts der Sterne Aug' allein
Soll Zeuge meines Betens sein.

Sonst durchweg ist es ein Vorzug dieser deutschen Gedichte, daß in der Perioden- und Strophenbildung der etwa nothwendige Wechsel der Subjecte und Beziehungen in schöner Klarheit erhellet, und daß Hanstein mit richtigem Geschmack auch in dieser Hinsicht es vermieden hat, den in der deutschen klassischen Schrift und Rede bestehenden Gesetzen der Sprache einen Zwang anzuthun. Er zieht es vor, lieber einen minder bedeutenden, vielleicht pleonastischen, Ausdruck des Autors aufzugeben, oder die Bedeutung desselben sich zugleich durch einen andern aussprechen zu lassen, wenn der Gedankenreichthum es erfordert, als daß er das Schönheitsgesetz der deutschen Wortfolge durch widerliche Zusammensetzungen oder durch schroffe logische Härten verletzen sollte.

In der Sylbenmessung hat Hanstein sich frei erhalten von jenen willkürlichen Versuchen der Metriker, die deutsche Sprache zu einer bloßen Quantitätssprache zu machen, indem doch bei weitem der Accent in der metrischen Bestimmung ihres Sylbenfalles vorherrscht. Manche Metriker haben bekanntlich den Fehler gemacht, eine deutsche Metrik aufzustellen, ohne die Gesetze derselben aus der bestehenden deutschen Sprach-Rhythmik zugleich, vielmehr nur aus einer absolut definirten Natur der Wörter und Sylben abzuleiten, somit also unserer Versbildung Regeln aus der Fremde aufzubürden und durch theoretische Schranken die Freiheit der deutschen Dichtungssprache zu beengen. Merkwürdig dabei bleibt es, daß unsere größten Dichter sich der Herrschaft solcher Aristarche widersetzten und nach den rhythmischen Regeln des bestehenden Accents Lieder dichteten, welche das Volk mit Entzücken aufnahm und sie immer gerne als geerbte heilige Weisen anstimmt, während die Dichtungen der strengsten Metriker in ihren ängstlichsten Sylbenmessungen verschmäht blieben und untergingen. Mochte unsere Sprache an Adel und Gelenksamkeit, wie an andere sprachlichen Tugenden, gewinnen indem sie mit der griechischen und römischen durch den segensreichsten Fleiß verglichen wurde, und mag dieses immer nur von der Dummheit verkannt und bestritten werden, so konnte doch, wie wir glauben, die griechische und römische Sylbenwürdigung nimmermehr die deutsche bestimmen, indem diese aus dem Leben und dem sich selbst bildenden Gebrauch in Schrift und Rede bedingt wird. So konnte auch nicht durch fremde Regeln der deutsche Pyrrhichius, Jambus, Trochäus, Anapäst oder Daktylus als Werth eines Wortes oder in einem Worte definirt oder geläugnet werden, sondern nur der herrschende deutsche Brauch mußte die Quelle für solche metrische Würdigung seyn. Unsere geistreichsten Dichter haben das anerkannt und Hanstein gesteht den willkürlichen Metrikern sogar nicht einmal die Behauptung zu, „daß kein zweisylbiges deutsches Wort einen Pyrrhichius gebe," vielmehr baut er wohlklingende Verse und schöne Strophen indem er solche Wörter als solche in der Bildung deutscher Anapästen und Daktylen gebraucht, z. B. in dem anapästischen Gedichte „Der Eremit" zeigt er dieselbe me-

trische Freiheit, deren sich Beattie in dem Original The Hermit nach der Natur der englischen Sprache, u. a. in Str. 3, bedient, wo es in der Anrede an den Mond heißt:

Roll on, thou fair orb, and with gladness pursue
The path that conducts thee to splendour again.
But man's faded glory what change shall renew?
Ah, fool! to exult in a glory so vain!

„Rolle um schöne Kugel, verfolge erfreut
„Den Pfad, der dich wieder zum Glanz führet ein;
„Ach, menschlicher Glanz nimmermehr sich erneut,
„O Thor! der sich freut an so nichtigem Schein!"

Eben so wenig hat er die von den theoretischen Metrikern aufgestellten Regeln über die Quantitäts-Länge oder Kürze der einsylbigen deutschen Wörter befolgt, sondern gebraucht sie als Längen oder Kürzen je nachdem der Sprachaccent es zum Wohlklang gestattet. Bei manchen, z. B. bei mein, war, nicht, hat er auch Joh. Heinr. Voß, den gestrengen Verskünstler, auf seiner Seite, vgl. dessen Hom. Od. 15, 198 u. 12, 435. —

Das willkommene Werklein wird von O. von Oppen mit einem Vorworte begleitet, in welchem die von Hanstein befolgten Ansichten von dem Werthe einer Uebersetzung aus einer Sprache in die andere, gegen Voß, Schlegel, Tieck u. a. vorgetragen werden, und sonach wie wir meinen, mit guten Gründen z. B. behauptet wird, daß die Sprache der Uebersetzung sich nach dem individuellen Charakter des Originals richten müsse, nicht aber stetig die subjective des Uebersetzers sein dürfe, (wie auch Wieland vor sechzig Jahren bemerkte; vgl. dessen Werke Bd. 49. Art. „Uebersetzungen," c.)

Uebrigens ist der Inhalt dieser Gedichte rein von widerlicher, sei es versteckter, oder gepriesener Sinnlichkeit, wie auch frei von süßlicher Sentimentalität und alberner religiöser oder politischer oder romantischer Ueberschwänglichkeit jeder Art, athmet vielmehr mit der Innigkeit des Gefühls eine gediegene Besonnenheit in Glauben und Lieben. Eben deswegen möchten wir sehen, daß das Büchlein allen denen bekannt würde, welchen es eine edle, genußreiche Erhebung des Geistes gewähren kann. Auch die äußere Ausstattung desselben ist so geschmackvoll und dem Inhalte angemessen, daß es zum freundlichen Geschenke wird für Viele willkommen sein, die in derartigen würdigen Beziehungen gegen Gleichgesinnte sich ausdrücken möchten.

Prof. Dr. Stäger in Halle.

Führer durch London und Umgegend.

Von

Dr. Woldemar Seyffarth,

Verfasser von „London, seine Bewohner und Umgebung."

Mit einem Plane von London.

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851. 263 Seiten 8.

Das zu erwartende, jetzt bereits erfolgte, Hinzuströmen von Fremden, und unter ihnen auch vieler Deutschen, nach London, hat ersichtlich die Bearbeitung des vorliegenden Buches veranlaßt und wird es diesem seinem ursprünglichen Zwecke auf das Vollkommenste entsprechen. Aber nicht blos für den gegenwärtigen Augenblick, auch für spätere Zeit ist es geeignet Dem, der die Riesenstadt besuchen und sie recht gründlich kennen lernen will, die beste Anleitung zu geben, Alles, was sehenswürdig, aufzusuchen und es wohl vorbereitet zu sehen. Der Verfasser hat nicht etwa einen trockenen topographischen Wegweiser geliefert, sondern seiner Darstellung eine Menge geschichtlicher und anderer Notizen, ja einzelne Belegstellen aus englischen Schriftstellern eingeflochten, so daß der Fremde, läßt er sich vom Aufseher dieses oder jenes Gebäudes durch dasselbe geleiten, und hat er Seyffarth's „Führer" vorher aufmerksam gelesen, oft mehr von den bemerkenswerthen Oertlich- und Merkwürdigkeiten desselben wissen wird, als sein Geleitsmann. Deshalb ist das Werk denn auch, wenn man nicht so glücklich ist, eine Reise nach London unternehmen zu können, das beste Hülfsmittel, sich eine recht klare Idee von der Stadt mit 10,000 Straßen rc. zu bilden.

Die Darstellung zerfällt in drei große Hauptabschnitte. I. Nach London. II. Eintheilung Londons. III. Umgegend. In dem ersten führt der Verfasser den Fremden in London ein und belehrt ihn über Alles, was ihm bei seiner Ankunft und während seines Aufenthalts zu wissen nöthig ist: Droschke, Kutsche, Omnibus; Polizeiwesen; Hotels, Kosthäuser (Board and Lodging Houses). Quartier mit Möbeln (Furnished Apartments); Essen; Kaffee; Badeanstalten. (S. 1—42). In dem zweiten wird zuerst die City mit ihren festen Marken geschildert; dann das rings sie umschließende Ostende mit seiner Beugung nordwärts; darauf das diesem in seiner ganzen Ausdehnung nach Norden angrenzende Westende mit seiner Breitung nach Süden; viertens Westminster in bestimmter Umrainung — nach Osten die City, nach Nord und West das Westende, nach Süden die Themse; zuletzt das London jenseits der Themse, der Brücken. (S. 43—222.) Alle öffentlichen Gebäude und Anstalten, welche die Aufmerksamkeit des Fremden verdienen, sind hier in genügender, wie schon oben angedeutet, anziehender Weise beschrieben. Nur ein paar Beispiele:

„Die Christusschule (Christ's Hospital). Gewöhnlich wird dieses großartige Institut, welches bei einer meist aus Schenkungen und Vermächtnissen herrührenden Jahresrente von 40,000 Pfund Sterling 1300 Knaben kostenfrei herbergt, nährt, kleidet und erzieht, Blue Coat School (Blaurockschule) genannt, weil die Knaben die zur Zeit der Stiftung unter Eduard VI. übliche und durch die Urkunde vom 26. Juni 1553 angeordnete Kleidung tragen, dunkelblaues Tuchkleid, das vorn offen und den Hals frei lassend bis an die Knöchel in Falten niederreicht und um die Hüfte von rothledernem Gurte geschlossen wird, darunter schwefelgelben Rock, eben solche gewirkte Strümpfe, kurze staubfarbige Hose, schwarze Schuhe, Bäffchen und flache, runde, buntgewürfelte Mütze. Das Gebäude steht auf der Stelle des 1225 gestifteten und von Heinrich VIII. aufgehobenen Franciscanerklosters der Grauen Brüder, ist aber durch Neuerungen im Innern und Aeußern wesentlich verändert worden, hier durch Umbau der Kreuzgänge und der südwärts der Newgatestraße zugewendeten Fronte, dort durch die am 28. April 1825 begonnene und am 29. Mai

1829 geöffnete Neue Halle im Tudorstyle. Am obern Ende derselben befindet sich, angeblich von Holbein, ein großes Gemälde, wie Eduard VI. (zehn Tage vor seinem Tode) der Schule die Stiftungsurkunde überreicht. Andere beachtenswerthe Gemälde sind: Jakob II. auf dem Throne, von seinem Hofe umgeben, — Alles Portraits — von Verrio; Karl II. in Lebensgröße, von demselben; Sir Francis Child (gestorben 1713), Gründer des großen Bankierhauses dieses Namens; lebensgroße Bildnisse der Königin Victoria und des Prinzen Albert, von Grant. Zu den altherkömmlichen Satzungen gehört außer der Kleidung, daß in den siebzehn Schlafsälen jeder Knabe sein Bett selbst machen muß, die Frühmilch aus hölzernen Schalen getrunken, das Fleisch von hölzernen Tellern gegessen und das Bier aus ledernen Schläuchen in hölzerne Kannen gegossen wird."

„Das Glasfenster überm Altare in der Kirche St. Margaret's. Ein Geschenk des Stadtraths von Dortrecht für Heinrich VII. (1485—1509) kam es nach London. Die drei mittleren Felder stellen die Kreuzigung dar. Engel sammeln in eine Schale das aus den Wunden des Heilands tropfende Blut. Ein Engel geleitet die Seele des guten Diebes zum Paradies; der Teufel in Gestalt eines Drachen fährt mit der Seele des schlechten Diebes zur Hölle. In den sechs oberen Feldern halten sechs Engel die Sinnbilder der Kreuzigung: das Kreuz, den Schwamm und die Dornenkrone, den Hammer, die Nägel und die Geißel. Von den zwei unteren Feldern zeigt das rechte Arthur, Prinzen von Wales — ältesten Sohn Heinrich's VII. —, das linke seine Verlobte, Katharina von Aragonien. Ueber Arthur's Haupte schwebt der heilige Georg in Lebensgröße mit der weißen und rothen Rose; über Katharina's Haupte die heilige Namensschwester in Lebensgröße mit aufgesprungenem Granatapfel, dem Embleme des Königreichs Granada.

Bei Ankunft des Fensters in England war Arthur todt. Der König bestimmte es seiner Kapelle in Westminster. Bevor es eingesetzt werden konnte, starb Heinrich. Ihm folgte sein Sohn, Heinrich VIII. Dessen Vermählung mit der verwitweten Braut seines Bruders und seine spätere Scheidung von ihr eigneten das Fenster nicht für den ihm bestimmten Ort. Der König schenkte es der Abtei Waltham in Essex. Nachdem es hier geblieben, bis Heinrich die Klöster aufhob, schickte es der letzte Abt von Waltham, Robert Fuller, an eine Privatkapelle zu New Hall in derselben Grafschaft, von wo es — eine seltsame Verkettung — durch Kauf Eigenthum des Vaters der unglücklichen Anna Boleyn wurde. Weil der Krone verfallen schenkte es Königin Elisabeth dem Grafen von Sussex, Thomas Ratcliff, von welchem es an Villiers, Herzog von Buckingham, Günstling Jacob's I., überging. Von diesem kam es an Oliver Cromwell. Die Restauration unter Karl II. brachte es nach New Hall zurück, dem Besitzthume des zweiten Herzogs von Buckingham. Dieser verkaufte New Hall sammt dem Fenster an den General Monk, Herzog von Albemarle. Dann erwarb es ein Privatmann John Olmius, der es an John Conyers auf Copt Hall veräußerte, dessen Sohn es 1758 für 400 Guineen an das Kirchspiel St. Margaret's verkaufte."

Der dritte Hauptabschnitt (S. 223—258) giebt Nachweise über die Fahrten und Ausflüge in die Umgegend. Der Verfasser beginnt denselben mit Folgendem: „Vielleicht sind die Dampfboote, welche von Gravesend bis Richmond die Themse auf- und abfliegen, und sind die Wagen, die Pleasure-Vans, diese fröhligen Dinger voll Scherz und Munterkeit, welche hübsch geschmückt, mit blank geschirrten Pferden, bunten Fahnen an den vier Ecken und Schutz gegen die Sonne, weniger gegen Wind, Staub und Regen, besonders Sonntags und Montags in allen Richtungen über London hinausrollen, am besten geeignet den elastischen Begriff „Umgegend" festzuspannen. Nach Norden Hampstead und Highgate, nach Süden Dulwich, an den Ufern der Themse herauf Gravesend, Woolwich, Greenwich, Kew, Richmond, Twickenham und Hamptoncourt, nach Westen Windsor und Eton sind die äußersten Zielpunkte ihrer Fahrten und mögen in ihnen Londons Umgegend begrenzen."

Ueber das in Deutschland wenig bekannte Dulwich College, wie es kurzweg, oder God's Gift College in Dulwich, wie es urkundlich heißt, erfahren wir: „Es wurde von Eduard Alleyn, Schauspieler, Besitzer des Fortune Theatre und Bärenaufseher der Königin Elisabeth und Jakob's I., 1619 zu „einer Kapelle, einem Schulhause und zwölf Armenhäusern" erbaut und ausgestattet. Die Zeit hat daraus eine sorgenfreie Wohnstätte zwölf wissenschaftlich gebildeter, unverheiratheter Männer und eine Erziehungsanstalt für zwölf arme Knaben gemacht. Von den beiden Vorstehern, dem Master und Warden, fordert das Statut, daß sie den Namen des Stifters haben, und es hat, als bei einer Erledigung kein Alleyn sich um die einträgliche Stelle bewarb, eines Parlamentsbeschlusses bedurft, um sie einem Allen zu geben, ein Name, welcher aus Alleyn entstanden sein soll. Der Beschluß hat seitdem öfters zur Norm gedient. Der Stifter aber, der 1566 geboren war und 1626 gestorben ist, schläft ruhig in der Kapelle. Sein Grab und sein Portrait in Lebensgröße gehören zu den gezeigten Denkwürdigkeiten; außerdem die Conterfeie der Schauspieler: Richard Burbadge; Nat Field; Tom Bond; Richard Perkins; Cartwright, Vater und Sohn; der Dichter: Michael Drayton und Lovelace, und des Letztern Althea mit aufgelös'tem Haar: endlich die Handschrift von Philipp Henslowe's vor Kurzem durch die Shakspeare Society veröffentlichtem „Diary and Account-Book", einem der gewichtigsten Beiträge zur Geschichte des englischen Drama und der englischen Bühne unter Elisabeth."

Das zweckmäßig eingerichtete alphabetische Register (S. 259 bis 263) zeigt die Reichhaltigkeit des „Führers."

Der saubere neue englische Original-Plan von London ist gezeichnet und gestochen von J. Archer Pentonville, das Innere und Aeußere des Buches geschmackvoll.

Hoffmann.

Miscellen.

Aus einer belehrenden Mittheilung über die trefflich eingerichtete und verwaltete, erst im April 1849 auf Veranlassung des damaligen Ministers des Innern, Grafen Franz Stadion, begründete und von dem gegenwärtigen Minister Dr. Alex.

Bach besonders begünstigte administrative Bibliothek des Ministeriums des Innern in Wien, welche im März- und April-Hefte von Petzholdt's Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft enthalten ist, entnehmen wir Folgendes: „Ist diese junge Bibliothek schon dadurch sehr schätzenswerth, daß sie fast vollständige Legislaturen aller oder doch der bedeutendsten Staaten vereinigt — wodurch sie vielleicht einzig in ihrer Art sein dürfte — so hat sie aber besonders darin einen kostbaren Schatz, daß sie die Plakaten- und Broschüren-Literatur aller Kronländer der Monarchie aus dem denkwürdigen Jahr 1848 besitzt. Welcher Schatz für den Historiker da aufgespeichert liegt, wird Jeder ermessen, dem es bekannt ist, daß keine Anstalt der Monarchie im Augenblicke eine ähnliche Sammlung aufzuweisen habe, und nie in diese Lage kommen werde, da die Ablieferung der Pflicht-Exemplare seit 1848 eingestellt worden. Der Bibliothekar (Herr Dr. Wurzbach) bemerkte mir zwar, daß diese Sammlung noch nicht komplet sei, aber daß sie fortwährend durch die Statthaltereien der Kronländer ergänzt werde, und daß es seine Sorge sein werde, sie auf den erreichbaren Stand der Vollständigkeit zu bringen. Um sich einen Begriff von diesem Schatze zu machen, bemerke ich nur, daß die Plakate der Residenz 12 starke Foliobände bilden, die musterhaft geordnet sind. Ebenso wichtig ist die Sammlung der Journale, welche mit dem März 1848 beginnt, und bis zur Gegenwart sich erstreckt. Bei weitem der größte Theil dieser Journale ist komplet, und es hat auf deren Kompletirung der Bibliothekar gleichfalls sein Augenmerk gerichtet."

Aus einer dem amerikanischen Journal: The Literary World, vom 25. Januar entlehnten Notiz in dem eben angeführten Anzeiger &c. ersehen wir, daß der fleißige Herr Roorbach in New York, dessen Bibliotheca Americana, so wie das 1850 erschienene Supplement to the Bibliotheca Americana früher in unserer Zeitschrift besprochen wurden, seit April 1850 bereits 1075 Titel neuer in den Vereinigten Staaten erschienener Werke gesammelt hat, von denen er übrigens glaubt, daß sie kaum mehr als die Hälfte der wirklich erschienenen seien.

Der thätige belgische, oft in diesen Blättern genannte Buchhändler, Herr Muquardt, hat den ausführlichen Prospectus eines sehr umfangreichen Werkes über die Bierbrauerei veröffentlicht, dessen (abgekürzter) Titel lautet: Traité complet de la fabrication des bières et de la destillation des grains, pommes de terre, vins, betteraves, mélasses, &c., contenant tous les principaux procédés, machines et appareils usités en Angleterre, en Allemagne, en Belgique, en France, en Hollande, &c. &c. par M. G. Lacambre. Es wird aus zwei Bänden, jeder von ungefähr 450 Seiten gr.-8. nebst 17 großen Kupferplatten, bestehen. Ich werde den Prospectus gerne zur Ansicht mittheilen. H.

In Dublin ist jüngst eine Schaustellung von Hausthieren gehalten worden, sagt der Charivari in einer seiner letzten Nummern, und setzt dann hinzu: es freut uns, daß unser Schwesterland auch einmal etwas Gemästetes aufzuweisen hat, wie wenig es auch seyn mag; wir können aber die Anzüglichkeiten nicht billigen, die in dem gedruckten Kataloge über diese Ausstellung vorkommen, wie sich aus folgendem, bona fide gemachten Auszuge aus demselben ergiebt:

„No. 26. R. Moore O'Farrell, Esqr. M. P. Ein fremder Esel, von Malta.

„No. 636. James Fagan, Esqr. M. P. Malahide. Eine gemästete Sau.

„No. 678. Alderman Gresham. Eins der größesten Schweine in ganz Irland.

In diesen auffallenden Andeutungen muß doch mehr als ein bloßer Zufall obwalten. Der fremde Esel Moore O'Farrell, Esqr., von Malta, mag passiren; aber was den Alderman betrifft, der eins der größesten Schweine in ganz Irland seyn soll, darin scheint doch eine kleine Bosheit zu beruhen, die kaum zu entschuldigen seyn dürfte.

Zu welch einer Vollkommenheit man es in Amerika in der Telegraphie gebracht hat, ergiebt sich u. a. daraus, daß jüngst auf diesem Wege zu Newyork eingetroffene Nachrichten aus Europa in ihrem wesentlichen Inhalte nach Neu-Orleans, eine Strecke von 2000 (englischen) Meilen, berichtet worden sind, und die Rückantwort darauf in der unglaublich kurzen Zeit von 3 Stunden und 5 Minuten eingetroffen ist.

Der Londoner Witzbold Punch sagt über die Farbe des mittelländischen Meeres: „nach Einigen soll sie preußisch blau, nach Anderen hibernisch grün seyn; uns ist sie nicht bekannt, wir wollen aber hoffen, daß sie nie die des französischen Lacks *) werden wird.

Nach dem New York Herald hat sich die Zahl der Einwanderer in Nord-Amerika im Monat April dieses Jahres auf 31,205 belaufen, während sie in dem entsprechenden Monate des vorigen Jahres nur 15,757 war.

Unter einer Menge nachgelieferter Artikel zu der großen Ausstellung in London, befinden sich u. a. auch vier Weinfässer, mit dem köstlichsten Sherry angefüllt, und von einer Größe, wie nie ähnliche zuvor aus Spanien ausgeführt worden sind. Die Fässer selber, von welchen die beiden größten 2900 Gallonen, die beiden kleineren die Hälfte fassen, sind übrigens in England verfertigt worden. J. M. die Königin von Spanien hat erlaubt, sie mit dem königlichen Wappen zu versehen. Der Zoll, welcher für ihren Inhalt entrichtet werden mußte, hat sich auf fast 1500 L.Sterl. belaufen.

---

*) Die Pointe des Witzes hier liegt in der Doppelbedeutung des englischen Wortes Lake: Lackfarbe und See.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 45. **Mittwoch, den 4. Juni.** **1851.**

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Hungersnoth.

Vom 3. Mai 1793 bis den 23. December 1794 wurde Frankreich durch seine Regierung genährt und verproviantirt, und daher kam es, daß man während dieser Zeit fast Hungers starb und es an Allem fehlte.

Von Paris ging gleich allen anderen thörichten Ideen auch die Idee aus, die Regierung dem Handel zu substituiren, sie zur Universal-Inhaberin aller Producte zu machen, mit der Befugniß, den Departements, Städten, Gemeinden und Bürgern davon nach Gutdünken zu überlassen.

Von wem mag diese Idee ausgegangen seyn? Das weiß niemand anzugeben. Sie schreibt sich aller Wahrscheinlichkeit nach von den Büchern eines Mably, Pechmeja und Brissot her; man sieht sie aber tumultuarisch an der Barre des Convents auftreten, in der Verkörperung von Deputationen, die ihre volle Bedeutung sicher nicht zu würdigen wußten, und die ihr den Namen Lebensmittelsteuer gaben, vergesellschaftet von einem Maximum, wozu die Inhaber von Lebensmitteln dieselben liefern sollten.

Die Benennung Maximum ist darnach der Idee und der Maaßregel geblieben.

Die Gesuche um Einsetzung des Maximums begannen mit dem 20. November 1792, und sie folgten sich fast von Monat zu Monat bis den 1. Mai 1793. Eins derselben kam von Tours, zwei kamen von Versailles, eins von St. Germain, die ernstgemeinten und zur Entscheidung führenden gingen von Paris aus.

Der Convent sah, die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, das Unnatürliche, die Lebensmittel und andere Waaren taxiren und die Regierung zur Bewahrerin und Spenderin der ländlichen oder manufacturirten Gegenstände machen zu wollen, wohl ein. Selbst Marat lehnte sich mit Macht wider die Ausführung einer derartigen Idee auf, seine Autorität wurde aber, gleich der aller Tribunen, von dem großen Haufen nur in den Fällen anerkannt, wenn sie dessen Leidenschaften und Vorurtheilen entsprach. Von subalternen und unbekannten Leitern angespornt, bestanden die Sectionen von Paris fest auf die Einführung des Maximums; die Administration des Departements selber erschien am 20. April 1793 vor der Barre, legte ein völlig entworfenes Formular vor, und verlangte mit der Festsetzung eines Maximumpreises für die Nahrungsmittel, die Abschaffung des Getraidehandels und die Beseitigung von Mittelsleuten zwischen den Producenten und den Consumenten. Die Versammlung kämpfte durch Vergniauds Stimme noch energisch gegen die Verwirklichung dieser Vorschläge an; es fanden sich aber am 1. Mai 8000 Mann aus der Vorstadt St. Anton vor den Thüren der Conventsversammlung ein, und erklärten, daß sie im Insurrectionsstande verbleiben würden, bis die Einführung des Maximums, die Annullirung aller Pächtercontracte und eine Besteuerung der Reichen erfolgt sey.

Da die Populace die Stärke des Convents bildete, so mußte man sich der Vorstadt St. Anton, die am 14. Juli, den 20. Juni, den 10. August ihre Dienste geleistet hatte und abermals am 31. Mai gebraucht werden sollte, schon fügen. Der Convent

demüthigte sich demnach vor seinen Gebietern, und es wurde am 3. Mai ein Maximum für Lebensmittel decretirt.

Dieser Beschluß bildete den Anfang einer gar argen Tyrannei, unter welcher die Ackerbau treibende Bevölkerung litt. Jede Familie mußte ihren Getraidevorrath angeben, und alles das, was sie bis zur nächsten Ernte nicht selber brauchte, zu Markt bringen. Zugleich wurden von den Administrationen der Districte und der Departements Durchschnittspreise der Lebensmittel bestimmt, zu welchen deren Besitzer dieselben unter Strafe von Geldbuße, Confiscation, ja selbst des Todes verkaufen mußten. Die Angeber waren in dem Decrete auch nicht vergessen worden: ihnen waren 1000 Franken für jeden Grundherrn oder Pächter, den sie denuncirten, ausgesetzt.

Bis dahin hatte man der Getraidecultur einen argen Stoß versetzt, indem man sie bei Bedrohung mit der Guillotine gezwungen hatte, mit Schaden zu verkaufen; die Urheber der Maaßregel hatten aber keinen Vortheil davon gehabt, und man war mit ihr nicht weiter gekommen als zuvor.

Nun ließ Saint-Just aber am 10. October 1793 und Barrere am 22. November dem Maximum einen mächtigen und entscheidenden Schritt thun; sie leiteten aus demselben, was in der That darin enthalten war, ein System administrativen Communismus ab.

Durch das Decret von Saint-Just wurden sämmtliche Subsistenzmittel, die nicht zum Consum der Familien nöthig waren, zur Verfügung der Regierung gestellt, d. h., sie konnten von einem General-Subsistenz-Ausschuß, der am 10. October votirt, und am 26. eingesetzt worden war, requirirt werden.

Durch das Decret Barrere's wurde vorbenannter Ausschuß auch berechtigt, alle Arten von Waaren bei Kaufleuten oder Fabrikanten zu einem von ihm selber zu bestimmenden Preise in Beschlag zu nehmen, und damit über den vollen Umfang dieses Decrets kein Zweifel stattfinden konnte, war dessen Ausführung allen Revolutionsausschüssen in die Hände gegeben worden.

So legte die Regierung die Hand auf alle Güter und Erzeugnisse, und nahm und überließ dieselben zu Preisen, die sie selbst bestimmte.

Dadurch wurde nun die Unordnung im Handel Frankreichs auf den höchsten Punkt getrieben, indem die Volksausschüsse sich in der Regel der Regierung substituirten und überall Maximumstabellen anfertigten, wie es ihnen gut däuchte.

Endlich wurde das System durch eine allgemeine Maximumstabelle vervollständigt, die, am 21. Februar 1794 decretirt, durch Barrere im Namen der Commission der Zwölfer dem Convente übergeben ward.

Von da ab standen alle Güter und Waaren, so wie sämmtliche Professionen, vermittelst der Besitznahme (Préhension) Barrere's oder der Requisition Saint-Just's, der Regierung zu Gebote. Der Ausschuß der Subsistenzmittel und des Handels nahm Getraide, Mehl, Pferde, Rinder, Leinwand und Schuhe wo es ihm beliebte, und verfügte darüber nach Gefallen, wogegen der Staat die Bürger nährte, kleidete und transportirte — mindestens hieß es so.

Unter diesem unsinnigen Regime lebte Frankreich fort bis den 23. December 1794, wo jenes mit dem Terrorismus und der Autorität der Guillotine fiel.

Zwei Arten von Folgen entsprangen sehr natürlich aus der Praxis dieses Communismus: einmal machten sich die Agenten der Regierung und die Volksgesellschaften aus der Befugniß der Requisition und der Besitznahme ein Werkzeug der Vergeudung und des Stehlens, und zweitens begannen die Waaren und Producte selten zu werden, da die Lage der Fabriken und Manufacturen so wie des Ackerbaues von Grund aus in Unordnung gebracht worden war. Da stiegen denn die Preise der einen wie der andern über alles Maaß, und es herrschte fast drei Jahre lang eine förmliche Hungersnoth durch ganz Frankreich.

Es würde überflüssig seyn, erst weitläufig erörtern zu wollen, wie es nicht fehlen konnte, daß 50,000 Revolutionsausschüsse, die über die ganze Fläche der Republik zerstreut und meistens aus Raubgesindel zusammengesetzt waren, die Hand nach Allem ausstreckten, wonach sie oder ihre Freunde ein Gelüste trugen. An Zeugnissen dafür würde übrigens kein Mangel seyn; eher könnte eine Verlegenheit wegen der Wahl eintreten. Diese Patrioten gingen selbst im Stehlen mit einem Cynismus zu Werke, der nur in der Ueberzeugung einer gänzlichen Straflosigkeit seinen Grund haben konnte. So konnte der Deputirte Blutel es als eine Thatsache, von welcher er Zeuge gewesen, berichten, daß der Revolutionsausschuß zu Bayonne eine sehr bedeutende Partie Musseline in Beschlag genommen, und als deren Verwendung die Anfertigung von — Beinkleidern für die Vertheidiger des Vaterlandes angegeben hatte. Es hat allerdings seine Richtigkeit, daß die Kleidung der Soldaten der Republik, wenn sie so glücklich waren, gekleidet zu seyn, sonderbar genug war; dennoch wird man zugeben müssen, daß musselinene Beinkleider für die Dragoner des Texels und die Grenadiere der Sambre- und Maas-Armee doch eine gar zu leichte Tracht gewesen wären!

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried August Bürger,

ein deutscher Poet.

Dichtung

von

Emil Leonhard.

Breslau, Verlag von Joh. Urban Kern. 1851. 105 Seiten 16.

Es sind vorzugsweise Bürger's Liebesleiden, welche uns hier in Versen erzählt werden. Doch haben auch seine übrigen Lebensverhältnisse aus der früheren Periode Beachtung gefunden, namentlich sein Verhältniß zum Hainbunde, dem eine eigene Dichtung (die umfassendste) gewidmet ist. Wenn es am Schlusse des Prologs heißt:

Ja tadelt, tadelt mich, Ihr Sittenrichter!
Ich sing' ein Lied dem allerärmsten Dichter,
Der selber manches schöne Lied ersann,
Ich sing' ein Lied vom braven Mann;
Der Euch ein Frevler scheint, der Sänger von Lenoren,
Den hab' ich mir zum Hochgesang erkoren!

so spricht der Dichter wol eine unnütze Befürchtung aus. Bürger hat im deutschen Volke noch viele Freunde, wie die neueste Erfahrung lehrt; sie werden das Büchlein mit Theilnahme lesen und sich um die Sittenrichter wenig quälen.

Von den zwanzig Dichtungen geben wir als Probe die

Frühlingsfeier.

Wer ein Gebet zum Himmel senden will,
Ein gläubig Dankgebet dem Herrn der Güte,
Der suche sich ein Plätzchen, einsam still,
Im duft'gen Hain, geschmückt mit frischer Blüthe

Der bete, wenn die Sonne früh erwacht,
Wenn mild das Schöpferauge niederschauet,
Wenn sich in Erdengrün und Himmelspracht
Der wahre Gottestempel auferbauet.

Was gleichet deiner Feier, o Natur!
Wenn dich der Frühling deckt mit zarten Schwingen
Ein ernstes Schweigen ruhet auf der Flur,
Nur Vögel ihrem Herrn zur Ehre singen.

O, laß nur durch den unermeßnen Raum
Bewundernd deine trunk'nen Blicke schweifen,
Beschaue jeden Bach und jeden Baum,
Und lerne Gott in jedem Halm begreifen!

Und lerne Gott begreifen auch in Dir,
Wenn hochbegeistert Deine Pulse schlagen;
Das ist des Geistes heiliges Revier,
Der Alles mag dem höchsten Geiste sagen! —

So saß, vom frechen Spott der Menschen fern,
Ein seel'ges Paar auf jenem Hügel droben,
Es blickte lange schweigend auf zum Herrn,
Der sie vereint nach vielen schweren Proben.

Sie dankten still. In ihre Herzen goß
Vom Himmel sich herab ein goldner Frieden,
Aus ihrem Auge manche Thräne floß
Dem reinen Glück, das ihnen jetzt beschieden.

Und manche herbe Thräne galt dem Leid,
Das hinter ihnen lag in finstern Tiefen,
Galt auch der Menschen frevelhaftem Neid,
Galt jenen auch, die schon im Grabe schliefen!

„O Molly, Molly! Sieh das Ringelein,
Das Deine Schwester sterbend mir gegeben;
O, laß uns hier das heil'ge Bündniß weih'n
In diesem ungetrübten Gottesleben!"

„Du weinst? Du wendest Dich? O, wecke nicht
Vergang'ne Leiden auf in meinem Herzen!
Die Schwester wohnt verklärt im ew'gen Licht,
Und dieses Glück erkauften ihre Schmerzen!"

Das Mädchen lehnt sich an des Dichters Brust,
Sie knieen an der Schwester Grabesstelle,
Und wieder weinen sie vor Schmerz und Lust,
Dazwischen tönt das Glöckchen der Kapelle.

Jetzt ist der junge Morgen auch erwacht,
Schalmeien klingen, muntre Hirtenlieder,
Ein ros'ger Schein bestrahlt der Erde Pracht
Und strahlet in den seel'gen Blicken wieder.

Sie nimmt den Ring, sie steckt ihn an die Hand,
„Ich folge treulich Dir auf allen Wegen!"
Der Priester naht und weiht das Eheband
Mit kurzem Wort und tiefgefühltem Segen.

H.

Der Eid.

Historische Novelle

von

J. A. David.

Aus dem Französischen übertragen von A. Weinholz.

Lemgo und Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung. 1851. 162 Seiten 8.

Die an romantischem Stoff reichen Geschichtsbücher der Republik Venedig haben dem Verfasser vermuthlich die ersten Grundzüge zu seiner Erzählung geliefert. Sie wird historisch durch Folgendes eingeleitet: „Im Jahre 1406 wurde der Krieg, welchen die Venetianische Regierung, auf Anstiften des Herzogs von Mailand, gegen Franz Carrara unternommen, durch die Einnahme von Padua beschlossen. Franz Carrara, sowie seine beiden Söhne waren zu Gefangenen gemacht; Rovigo, Belluno, Feltre, Vicenza und Verona hatten sich theils ergeben, theils waren sie mit Gewalt unterjocht; das ganze Land, zwischen der Piava, den Bergen, dem Gardasee, dem Po und den Lagunen war unter die Macht der Republik gekommen, und vergrößerte die Zahl seiner glücklichen Eroberungen. Dies waren in Summa die Resultate des Feldzuges. Dennoch hielt sich die Republik noch nicht für befriedigt, und treu dem Grundsatze Machiavel's: „daß man das ganze Geschlecht der Fürsten, welche man entthront hat, ausrotten müsse," gab sie bei dieser Gelegenheit ein merkwürdiges Beispiel ihrer Grausamkeit. Ohne daß eine Einleitung des Prozesses vorhergegangen wäre, wurde ein Urtheil bei verschlossenen Thüren gesprochen, und die drei Fürsten hauchten, in den Kerkern erdrosselt, ihren Geist aus.

So übte der Rath der Zehn die Gerechtigkeit.

Diese Entscheidung hatte eine andere zur Folge, welche, wenn auch nicht ganz so grausam, doch eben so willkürlich erschien. Einer der edelsten Bürger Venedig's, Karl Zeno, damals 72 Jahre alt, hatte vor Zeiten dem Franz Carrara vierhundert Dukaten geliehen, und nach dem Tode des Letzteren fand man

unter seinen Papieren die Quittung, welche die Rückerstattung obiger Summe bescheinigte.

Mehr bedurfte es nicht, um eine Anklage zu begründen. Für schuldig erklärt, von einem fremden Fürsten Geld erhalten zu haben, was die Gesetze Venedig's ausdrücklich verboten, wurde Zeno, trotz seiner großen Verdienste um's Vaterland, zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt.

Als dies Urtheil gegen einen Helden gesprochen wurde, der mit rühmlichen Wunden bedeckt war, fing man an, Verdacht auf den Rath der Zehn zu werfen, daß er auf jede Person von Ansehn eifersüchtig sei; man sprach heimlich von Verschwörungen, welche ausbrechen würden, und wie es bei solchen Gelegenheiten immer der Fall ist, so stellte das Volk auf die Liste der Verschworenen diejenigen, welche sich am meisten seiner Achtung erfreuten.

Solche Gerüchte von Complotten nöthigten den Rath der Zehn, seine Wachsamkeit zu verdoppeln; die Polizei, im Verborgenen umherschleichend, lauschte an allen Thüren, die Spionerei legte sich in den Hinterhalt, der Verrath hielt sich fertig, und mehr als Einer der Edlen fühlte den Kopf auf den Schultern wanken.

Der damalige Doge hieß Michael Steno, ein Greis von 75 Jahren. Ohne Willens- und Thatkraft, ließ er sich gänzlich von der Inquisition lenken. Auf der einen Seite ließ er sprechen, auf der anderen handeln. Unruhig und selbst ängstlicher als der Letzte der Bürger, fürchtete er ebenso diejenigen, welche die Regierung stürzen, als die, welche sie aufrecht erhalten wollten."

Die Heldinn der Novelle ist ein zwanzigjähriges Mädchen, Pepa, die Tochter eines Gondoliers, Pizone. Den Geliebten erwartend, wird sie wider ihren Willen Mitwisserin der Verschwörung, die Zeno's Haft zunächst hervorgerufen; ein feierlicher Eid, zu schweigen, rettet sie von dem drohenden Tode, und diesen Eid hält sie unerschütterlich mit mehr als männlichem Muthe (— wie oft haben Männer einen Eid, oder was uns demselben ganz gleich gilt, ihr Wort gebrochen! —), nicht geschreckt durch peinliches Verhör, Gefängniß und Folter, den Verdacht der Treulosigkeit, wenn auch mit tiefem Schmerze ertragend. Neben ihr sind die hervorragendsten Persönlichkeiten, ein venetianischer Edler und ein Soldat der Leibgarde des Dogen, der letztere von Pepa innig geliebt, aber durch Eifersucht geblendet, des treuen Mädchens unwürdig und dennoch von ihm aus den schrecklichen Bleikammern befreit. Wenn Pepa zuletzt Gräfin Ornano wird, so wird sie nur das Weib — eines Verbannten — in diesem Umstande wollen wir gerne eine Entschuldigung für das eidestreue Mädchen aus dem Volke erkennen, wenn ihr früherer, grundlos eifersüchtiger, Geliebter, der Soldat Bartholomeo, auch anderer Meinung gewesen sein mag.

Die äußere Ausstattung ist sehr gut. H.

Bruchstück aus:

Die Natur. Ihre Kräfte, Gesetze und Erscheinungen im Geiste kosmischer Anschauung. *)

Wie einförmig, wie langweilig prosaisch muß die Natur dem erscheinen, der in ihr nur eine Kraft, nur ein Gesetz erkennt! So höre ich manchen sinnigen Naturfreund ausrufen, der mit dem Sturze der Vielherrschaft in der Natur auch die alte Götterwelt der Wunder und Symbole, die Phantasie und Dichtung dahinschwinden sieht. Freilich wird manches bisher für schön gehaltene Bild, mancher grade im Unbegreiflichen liegende Reiz der Natur, mancher zarte aus der Unnatur geborene Traum geopfert werden müssen; aber forderte nicht die fortschreitende Erkenntniß schon so viele Opfer, und ist darum Herz und Gemüth ärmer geworden? Als Copernicus das Himmelsgewölbe zertrümmerte und Newton den Faden zerschnitt, an welchem die Planeten und Sterne das Schicksal der Menschen lenkten; als Franklin die Blitze des Himmels zur Erde niederzog, und Lavoisier die ehrwürdigen Elemente der Materie zerstörte; klagten da auch die Dichter um entschwundene Herrlichkeit, oder sangen sie nicht vielmehr das Lob dieser neuen Welt des Lebens und der Harmonie? Nicht in der Fülle der Kräfte, nicht in der Mannigfaltigkeit der Gesetze liegt die Schönheit und Poesie der Natur, sondern in dem bunten Spiele der Erscheinungen, in der reichen Entfaltung der einen und ewigen Uridee. Was hilft der lieblichste Traum, dem die Wirklichkeit fehlt, das entzückendste Gemälde, das klangvollste Gedicht ohne Wahrheit? Sie lassen uns kalt und erfüllen uns mit dem Grauen einer Welt des Wahnes, an deren Pforten wir standen. Eine Welt des Lebens eröffnet uns die neue Wissenschaft, eine allbelebte, vom Gottesgeiste durchwehte Natur, dessen Athem die Brust des Dichters schwellen, das Gemüth des sinnigen, gefühlvollen Naturfreundes mit Liebe und Anbetung erfüllen muß. Versuchen wir es, in ihren Erscheinungen den Zusammenhang der Kräfte, die Einheit der Gesetze zu ergründen, der todte Stein wird uns zur Dichtung, der wesenlose Schatten zum Gemälde werden. Wir werden im Kleinsten eine Welt, im Verachtetsten einen Gedanken finden, und was wir sonst vereinzelt hier und dort suchen mußten, jedes Staubkorn wird es uns erzählen, jeder Tropfen uns zurufen.

Wohin aber sollen wir uns wenden, was sollen wir thun, um die Natur erkennen und erforschen zu lernen? Seltsame Frage! Wohin sollen wir uns vielmehr verbergen, um nichts von der Natur zu erfahren, um nicht von ihrem begeisternden Hauche angeweht, nicht von ihren Geheimnissen bestürmt zu werden? Wir müßten Sinn und Geist abtödten, um unberührt zu bleiben von diesem mächtigen Zuge heimathlicher Reize. Das aber ist ein Grad der Askese, wie er kaum in den finstersten Zeiten des Mittelalters oder an den düstern Ufern des Ganges erreicht ward, und wie er in der Gegenwart, ich möchte gern sagen, von Keinem auch nur versucht wird, wenn nicht das Treiben einzelner herrschsüchtiger und verdummungslustiger Leute an einen solchen Versuch erinnerte. Es gehört ein gewisser Wahnsinn dazu, sich vor der

*) Wir werden dieses neueste, im Verlage von H. W. Schmidt in Halle erschienene Werk des Herrn Dr. Otto Ule, Verfasser des „Weltalls", nächstens besprechen. H.

Natur zu verschließen. Dennoch aber, und das fühlen wir Alle, sind wir nicht mehr ganz heimisch in der Natur, müssen wir erst gewaltsam die Sinne öffnen und den Geist aufrütteln, um in einen bewußten Verkehr mit ihr zu treten. Wie sollte es auch anders kommen? Hat man uns doch von Jugend auf gelehrt, uns als Fremdlinge in dieser Welt zu betrachten? Was sollten wir mit dem Blick nach Jenseits uns um Diesseits kümmern, das so unvollkommen, so grob-sinnlich, so vergänglich ist? Darum träumen wir durch das Leben mit offnen Augen. Wir bauen im Innern eine reiche Gedankenwelt auf und schauen schwindelnd in diesen Abgrund, aber an der Außenwelt gehen wir vorüber wie an einem Schattenbilde, das wir selbst durch die Schärfe unsres Blickes zu zerstören fürchten. Ja wir fürchten bereits die Natur zu entweihen, wenn wir das Auge des Geistes in sie versenken; denn wir haben sie lieben gelernt, ehe wir sie kennen. Wir fürchten den Zauber der Schönheit zu vernichten, wenn wir sie ergründen, begreifen. So tief eingewurzelt ist der Zwiespalt zwischen Geist und Natur. Weil wir fremd geworden sind in unserer Heimath, darum finden wir sie nicht mehr, wo wir sie suchen, darum erkennen wir sie nicht, wenn sie uns entgegentritt. Es ergeht uns wie Jenem der zum ersten Mal ein gutes Schauspiel sah. Als es vorüber war, meinte er, es solle erst angehen; denn was er bisher sah und hörte, das war doch gar zu natürlich. Auch uns erscheint die Natur gar zu natürlich, und darum meinen wir, sie sei es nicht, die wir sehen. Wir erwarten nur immer Außerordentliches, Wunderbares; das Einfache, Alltägliche erscheint uns zu klein und verächtlich. Wir verachten die Gänseblume und die Nessel, aber wir preisen die erhabne Schönheit in der Agave, in der Passionsblume, in der Rose. Um die Natur zu finden, glauben wir mindestens eine wildromantische Gebirgsgegend oder ein brausendes Meeresgestade aufsuchen zu müssen. Unsre heimischen Felder und Wiesen, Berge und Wälder sind uns zu natürlich, zu schlicht. Die Wunder der Romantik sind uns unzertrennlich von der Natur geworden. Die häßliche Spinne, die dürre Flechte gehören kaum noch zur Natur, die öde Haide ist uns fast ein Bild der Unnatur.

So fremd sind wir der Natur geworden, daß wir uns darüber streiten, wo wir sie suchen sollen. Dessen sind wir gewiß, daß wir sie nicht in uns und in unsrer Nähe, daß wir sie nur draußen in der grünen und freien Natur finden können. Es ist ein sinniges Spiel unserer Sprache, daß sie allein von einer freien Natur spricht. Der Deutsche kennt die Freiheit nur draußen, fern von ihm, in der Natur. Die Natur ist seine Heimath und seine Freiheit, denn nur in der Heimath ist man frei. Wohin der Mensch seine Schritte lenkt, wo sein Geist waltet und seine Cultur Formen und Wesen ergreift, da giebt es nur Unfreiheit und Sclaverei. Darum treibt es den Deutschen hinaus aus dem Geräusch der Städte in Flur und Wald, dort die Freiheit zu retten, die er und sein Geschlecht verloren und vernichteten.

Es ist nicht etwa das trostlose Bild der Gegenwart, was mir diese Worte entlockte; wenngleich es nicht zu leugnen ist, daß dieses Bild an dem jetzigen Drange des Volkes nach Naturwissenschaft einen Antheil hat. Hier war es nur das dunkle Gefühl des deutschen Gemüthsmenschen, dem seine Sprache einen Ausdruck lieh. Wer es aus der Natur gelernt hat, aus großen Gesichtspunkten kleinliches Treiben zu beschauen, der weiß auch über die trübe Gegenwart hinaus in hellere Regionen zu blicken. Einst, wenn man die geringfügige Veranlassung, den wunderlichen Lauf, den unerwarteten Ausgang der großen Begebenheiten übersehen, wenn man das Treiben der Spielenden selbst auf dieser historischen Bühne, ihr kleinliches Rennen nach einem Ziele, das ihnen nicht vor Augen liegt, oder das sie hastig verfehlen, unparteiisch beobachten wird, dann wird dies Bild der Gegenwart der Nachwelt vielleicht ein Lächeln, vielleicht eine Thräne abgewinnen!

Nicht also das Grauen vor der menschlichen Unnatur treibt uns hinaus in die freie, grüne Gottesnatur, es ist ein stilles Sehnen nach der Heimath, die wir im Gewühle des Weltlebens zu übersehen meinten, und die uns dort so traulich kosend entgegenwinkt. Ja es ist wahr, dort draußen wird uns die Brust weiter, das Herz wärmer, da wehen wirklich heimische Lüfte; hier drinnen bei den Menschen ist Alles so entstellt und verzerrt! Das ist es ja eben, was uns die physikalischen Kabinette und Lehrbücher so verleidet. Die Natur kömmt uns darin so künstlich vor, sie erscheint so kleinlich, wenn sie dem Kommandowort gehorchen und ihre Erscheinungen nach dem Willen des Künstlers vorführen muß. Es erinnert so sehr an eine Abrichtung der Natur, und wir wollen die freie Natur!

Wenn aber auch entstellt und verhüllt, die Natur ist es doch, dieselbe freundliche, verwandte, die uns auf allen Lebenswegen entgegenkommt. Wir brauchen nicht in die Wälder zu fliehen, um unsre Heimath zu finden. Wir leben in ihr, wenn wir sie nur sehen wollen. Wir erkennen und erforschen sie, ohne es zu wissen. Wären wir nicht so beständig im Verkehr mit der Natur, enthüllte sie uns nicht immerfort unaufgefordert ihre Geheimnisse: unser Forschen, ja unser Leben würde ein beständiges Erschrecken vor ihren Wundern sein, wir würden uns grauen vor diesen finstern Mächten, nicht uns sehnen nach ihrem Licht. Unser ganzes Leben ist ein Erforschen, ein Erkennen der Natur, der häusliche Heerd, der stille Familienkreis ein physikalisches Kabinet. Im Klang der Töne spricht die Natur zu uns von ihren Gesetzen, ihren Verhältnissen, ihren Zahlen, im Sonnenlicht und Sternenschein, im schillernden Vogel, im grünen Blatt von ihren Lichtwellen und Farbentönen, im Wasserglas und den Fensterscheiben von ihrer Brechung und Zurückwerfung, in der prasselnden Flamme des Heerdes, der erglühenden Ofenplatte, dem geriebenen Schwefelholz von den Gesetzen der Wärme, ihrer Strahlung, ihren Quellen. Die dampfende Schüssel, der Wein im Glase, die Dinte in der Feder erzählen uns von dem chemischen Leben, von der Verwandtschaft und Feindschaft der Stoffe. Dies ist eine Sprache der Natur, zu der alle Lehrbücher und Apparate nur schwache Kommentare sind, die immer neuer Auflagen und Verbesserungen bedürfen. Warum benutzen wir nicht diese Schule der Natur, diese physikalischen Kabinette, die Jeder besitzt, die keiner künstlichen Behandlung, keines befehlshaberischen Zauberstabes bedürfen? Warum achten wir nicht auf unsere gewöhnlichsten Verrichtungen, die uns zu einem Zwiegespräch mit der Natur, zu einem unaufhörlichen Wechsel von Frage und Antwort werden könnten?

Wir sind Alle geborne Naturforscher wider Wissen und Willen. Sonderbare Behauptung! Ich sehe manches Lesers Lippe sich zum Lächeln verziehen, wenn er sich als Naturforscher an wohlbesetzter Tafel denkt. Und doch ist es kein Scherz! Gewiß ist es schön, wenn ein kindliches Gebet das einfache Mahl einge-

segnet, oder wenn ein heiteres Gespräch die Freuden des Tisches würzt, wenn die Klänge der Musik an festlicher Tafel erschallen, und kernige Trinksprüche den Kampf der Geister herausfordern! Wir vergessen hierbei des thierischen Triebes, der seine Befriedigung verlangt. Aber das bloße Vergessen erhebt uns nicht über die thierische Natur. Eine tiefere Harmonie als die rauschender Töne adelt uns den Genuß, eine Harmonie, die zart und verhüllt empfänglichere Nerven, einen wacheren Geist verlangt, als die rauhe Stimme, die zum Ohre spricht. Hätte die Speise keine andere Bedeutung für uns, als die der Nahrung, so würden wir uns doch vernünftiger Weise den Vorschriften der Physiologen fügen, und nichts als Eiweiß, Faserstoff, Käsestoff, Stärkemehl und Fett in ihren einfachsten Formen genießen. Wir würden zu der Lebensweise der rohen Naturvölker zurückkehren, und uns körperlich wohl dabei befinden, wie die rothen Wangen des Kindes lehren, das behaglich sein Stück trocknen Brodes verzehrt. Klima und Boden würden die einzigen Unterschiede in der Nahrung bedingen und den Grönländer auf seinen Wallfischspeck, den Inder auf seinen Reis, den Afrikaner auf seine Datteln anweisen. Alle nationalen Unterschiede würden schwinden, der Engländer seine Puddings, der Chinese seine Ratten, der Hottentotte seine Heuschrecken verschmähen. Der Europäer, wie der Asiate und Afrikaner, würde sich mit Brod und Fleisch, Gemüse und Früchten begnügen und nicht seine ganze Kunst ausbieten, um so zusammengesetzte, gewürzreiche und oft nichts weniger als gesunde Speisen zu bereiten, wie wir sie in allen Küchen der civilisirten, selbst der nichtcivilisirten Welt finden. Sollte dieser feine Luxus der Speisen eine Folge ererbter Gewohnheit, ein Werk der Mode, ein Zeichen der Uebersättigung sein? Gewiß nicht, er ist vielmehr die natürliche Folge der Entwickelung eines Sinnes, der uns jene geheimnißvolle Harmonie der Natur erschließt, von der Auge und Ohr nicht mehr erzählen können. Dieser zarte Sinn ist der Geschmack. Er haftet nicht an der Oberfläche, wie das Auge, er bleibt nicht bei der Ahnung innern Wesens stehen, die uns in den Klängen der Natur erwacht, er dringt in das Innere der Natur, erschließt uns die innern Verhältnisse und Leidenschaften der Dinge. Er trotzt in seinen Aufschlüssen allen Beweisgründen der Wissenschaft. Der Chemiker lehrt uns, daß Rindfleisch und Hammelfleisch in den Hauptzügen übereinstimmen, daß Kaffee und Thee denselben Grundstoff enthalten; unser Geschmack aber läßt sich nicht überzeugen, er weiß sogar Kuh- und Ochsenfleisch, Java- und Moccakaffee zu unterscheiden. Die Chemie weiß kaum etwas von Unterschieden zwischen Mosel- und Rheinwein, Rüdesheimer und Laubenheimer, aber die Zunge verwechselt sie nicht. Der Raucher unterscheidet den Domingotaback vom Havannablatt, den Taback von La Guayra und den von Varinas; wird die Chemie diese Unterschiede durch Reagentien und Wage nachweisen können? Man hat zwar einmal behauptet, die Feinheit des Geschmacks beruhe auf einer Einbildung, Geruch und Gesicht hätten einen großen Antheil daran; aber man wird keinen Feinschmecker überreden, daß er im Finstern geschmacklos sei. Es ist vielmehr der innigste Verkehr, in den wir durch den Geschmack mit der Natur treten, es sind die bestimmtesten Verhältnisse, die Gesetze chemischer Verwandtschaft, auf denen seine Reize beruhen. Wir ergründen diese Gesetze unbewußt, die Kochkunst gehorcht ihnen, ohne sie zu kennen, der Gourmand wird verletzt, ohne die Verstöße angeben zu können, die gegen sie begangen sind. Bei rohen Völkern sind diese Verhältnisse einfache, leicht erfaßbare, wie seine Musik eine einfache und rohe ist. Mit der Cultur wächst das Bedürfniß, schwierigere und zusammengesetztere Verhältnisse zu ergründen, die Harmonie zu verwickeln, auch im Genuß des Mahles den Kampf der Leidenschaften und die Rückkehr zur Harmonie darzustellen, wie er so gern das Bild seiner Seele sich in der Außenwelt, in Tönen und Farben abspiegeln sieht. Das ist es, was ich durch die Behauptung, wir seien auch beim Mahle Naturforscher, bezeichnete. Ich will damit nicht der Schwelgerei das Wort reden, denn es giebt ein Uebermaaß, eine Ueberkünstlung, einen zur Unschönheit gesteigerten Luxus auf dem Gebiete des Geschmackes, so gut wie auf dem der Musik. Auf jene geheime Thätigkeit unsrer Nerven und unsrer Seele wollte ich aber hinweisen, die uns besser als alle Zerstreuung über das Thierische des Genusses erhebt. Verfolgen wir nur diese Thätigkeit aufmerksamer, und nicht geahnte Geheimnisse werden sich uns erschließen. Wir werden das Räthsel nationaler Küchen begreifen, die so berechtigt und so natürlich sind, wie die nationale Musik und Malerkunst, die aber eben so unverkennbar die niedrige Stufe menschlicher Cultur bezeichnen, wie die Nationaltrachten. So müssen wir die Natur erforschen in ihren unscheinbarsten Berührungen, ihren alltäglichen Formen. Nicht ohne Weiteres verachten oder verlachen dürfen wir das Kleine und Gemeine, auch daran können wir lernen und oft mehr als am Großen, das viel verspricht und wenig leistet.

Es liegt etwas ungemein Befremdendes in dem Gedanken, daß wir grade in unsrer alltäglichsten Verrichtung, in unsrer nächsten Umgebung am innigsten und häufigsten mit der Natur verkehren und es da grade am wenigsten ahnen. Jeder kennt seine Abhängigkeit von der Natur, und Niemand giebt sich die Mühe sie zu erforschen, ihren Grund und ihre Gesetze kennen zu lernen. Von Kanzeln und Tribünen, in Romanen und Lehrbüchern hören wir von dem Zusammenhange der Nationalität, des Characters, des Temperaments, der Neigung mit Nahrung, Klima, Witterung und Boden. Wer aber sieht darin mehr als schöne Phrase! Es geht uns mit der Natur wie mit unserm Vaterlande. So lange wir von seinen Lüften angeweht werden, merken wir nichts von dem gewaltigen Einfluß, den es auf unsre ganze körperliche und geistige Bildung und Entwickelung ausübt. Erst wenn die Umrisse seiner Küsten uns entschwunden sind, unter fremden Nationen, in fremder Luft, da fühlen wir, was wir geworden, und was uns fehlt. Erst wo wir als Vertreter unsrer Nation der fremden gegenüberstehen, sehen wir unsre Eigenthümlichkeit, und vielleicht selbst Sonderbarkeit, die eine Folge unsrer nationalen Entwickelung ist, und die wir in der Heimath nicht eingestehen wollten. So geht es uns mit unsrer eigensten Heimath, und weil wir nie aus ihr herauskommen, darum gewinnen wir nie ein Bild von unserm Umgange mit ihr und ihren Einwirkungen auf uns. Es fehlt uns zu sehr der Blick auf das Ganze, und darum übersehen wir das Einzelne, das nur im Ganzen seine Bedeutung gewinnt. Auch der Naturforscher erhebt noch zu selten den Blick zum Ganzen, verliert sich noch zu sehr in den einzelnen Untersuchungen. Freilich müßte die gebildete Welt, wie viel mehr also das Volk, ganz anders als bisher durch naturwissenschaftlichen Unterricht vorbereitet werden, weil dieser die Muttersprache ist, ohne die wir die Heimath nie begreifen können.

Wollen wir aber den Blick zum Ganzen erheben, so müssen wir vorerst aus der Enge, nicht des Kabinetts, sondern unsers eignen vorurtheilsvollen, selbstsüchtigen und eigensinnigen Geistes fliehen! Wo drängt sich uns das Ganze mit seinen ewigen und unverlöschlichen Zügen unwiderstehlicher auf, als in der Aesthetik der Natur? Sie ist das unbewußte Erforschen und Erfassen der geheimnißvollen Einheit von Natur und Geist. Was aber lehrte uns Göthe und seine von den Schlegels und Solger ausgebaute ästhetische Theorie? Die Schönheit der Natur sei nichts, als ein Produkt menschlicher Thätigkeit, das Resultat einer glücklichen Behandlung oder wenigstens das Resultat der allein dem Menschen zustehenden Gefühls-, Erkenntniß- und Beurtheilungsweise. Eitler, kurzsichtiger Mensch! Du wähnst, daß die Natur nur darum ihre Reize enthülle, damit du dich daran ergötzest, daß du erst mit deinem kunstrichtenden Auge diese Schöpfung schön gemacht habest, und du übersiehst, daß lange, ehe ein menschliches Wesen geschaffen war, eine unermeßliche Fülle von Schönheit die Erde bekleidete. Gehe hin zu den Ufern der Ocker und lerne aus dem Farbenspiel, der in den lieblichsten Curven gewölbten Ammonitengehäuse, daß schon die Meere der Urzeit von nicht minder schönen Bewohnern belebt waren, als die jetzigen! Betrachte die zarten Pflanzenabdrücke im Schieferthon der Steinkohlenflötze und überzeuge dich, daß die Vegetation der Vorwelt nicht bloß in einem Theile der Erde, sondern in den verschiedensten Gegenden den Charakter einer üppigen Tropenflor hatte, und daß manche ihrer Formen die der jetzigen Pflanzenwelt an Schönheit noch übertrafen! An jenen heiligen Stätten, wo die Schönheit der heutigen Natur durchweht wird von den Ahnungsschauern einer vor Jahrtausenden begrabenen, da dringe ein in das geheimnißvolle Wesen der Schöpfung, da lerne, daß Alles in der Natur nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen sich bildet, und daß, was du siehst, und was du bewunderst, mit der ganzen Natur in einem geistigen Zusammenhange steht, der dich nur reizt, weil du ihm selbst nicht fremd bist!

Wir brüsten uns mit unsern menschlichen Kunstwerken. Aber abgesehen davon, daß sie doch nur schön sind durch ihre Harmonie mit der Natur und ihren Gesetzen, scheint ihnen nicht oft etwas zu fehlen, wenn sie frisch aus der Hand des Künstlers kommen, ehe die Natur sie mit dem Hauche des Alters verklärt hat? Gehen wir hin zum Straßburger Münster, diesem Stolze deutscher Baukunst auf französischem Boden! Wie mächtig wird die Wirkung der architektonischen Verhältnisse durch die Farbe des Sandsteins unterstützt! Und diese Farbe ist ein Werk der Natur! Eine kleine Mauerflechte hat den himmelanstrebenden Thurm vom Fuß bis zur Spitze bekleidet, und ihr hohes Gelb auf dem dunkeln Rothbraun des Vogesen-Sandsteins bringt einen so wunderbaren Farbenton hervor, daß der Stein, in der Sonnenbeleuchtung ein fast metallisches Ansehen gewinnt. Welcher Künstler hätte an den Zauber einer so verachteten Flechte gedacht? Welcher Beschauer ahnet in dem seidenartigen Grau des Holzes der Dächer, welches den Harzlandschaften einen so eigenthümlichen Charakter verleiht, in dem ehrwürdigen Schatten des Alters, welcher Kirchen und Ruinen überzieht, das Walten jener verachteten Lebenswelt, welche das morsche Holz und den rohen Felsen in Werke der Schönheit umwandelt? O es giebt noch unendlich viel zu schauen und zu begreifen in unserer Heimath, und was uns so alltäglich, so gemein erscheint, es umschließt oft Geheimnisse, die mit Natur und Geist gleich innig verwebt sind.

Mit diesem Blick auf das Ganze wandeln wir die düstern Wände unsers Zimmers, die unschöne Umgebung unserer Alltäglichkeit zu einem Tempel der Schönheit und der Natur um. Mit diesem Geistesblicke schaffen wir uns in der Einöde Leben, in der Stille Musik, in der Finsterniß Farben und Bilder. Die todten Dinge bekommen Zungen und Flügel, erzählen uns von entschwundener Vorzeit, führen uns in entlegne Welten. Die Erde hört auf ein Jammerthal zu sein, und wir hören auf Sclaven fremder Mächte oder einsame Götter zu sein. Die Natur wird unsre Heimath, und wir werden Menschen!

Wie könnte der Mensch sein Leben verschönern, und wie entwürdigt und verkümmert er es sich selbst! Offnen Sinn und offnes Herz für die Natur, und sie versagt uns nichts! Ist uns auch ihre Sprache noch fremd, im Umgange wird sie unsre eigne werden. Bis dahin aber benutzen wir die Wörterbücher und Grammatiken der Gelehrten und lernen aus ihren Paradigmen und Uebungsstücken, ihren Regeln und Erklärungen, — denn das sind noch die Experimente und Gesetze unsrer Wissenschaft — die Erscheinungen der Natur übersetzen!

Eigenhändiger Brief von Theroigne de Méricourt.

Vom Baron de Staffart.*)

Seinem Systeme getreu, die Geschichte in einen Roman umzuwandeln, hat Herr de Lamartine in seiner Phantasmagorie der Girondins, Anne Josephe Lambertine Theroigne, genannt de Méricourt (— sie war im Dorfe Méricourt, einige Meilen von Lüttich, am Ufer des Ourthe, geboren —), diese Revolutions-Furie, welche ihre schreckliche Berühmtheit sich in den scheußlichen Tagen des 6. October 1789, des 20. Juni und 10. August 1792 erwarb, mit fast verführerischen Farben geschmückt. Wenn er sie sprechen läßt, leiht er ihr die Reize seiner eignen Beredsamkeit. Wollte man dem Geschichtsschreiber-Dichter glauben, so hätte sie die beste Erziehung erhalten......... Ich kann das Publikum in den Stand setzen, darüber selbst zu urtheilen, denn ich besitze einen eigenhändigen Brief dieser blutigen Messaline, welche 1817 verrückt im Hospital der Salpêtrière starb. Dieser an den Bankier Perregaux gerichtete Brief folgt hier wörtlich:

(Liége) de 16 octobre 1790.

„Monsieur

„Je vous remercie beaucoup de m'avoir envoyer la pro-
„cedure du Chateloit, je n'ai pas moins de grace a vous
„rendre d'avoir accepté le petit arrangémant que je vous ai
„proposée. Si vous voulez bien avancer trois mois a mon
„frere pour faire revenir mes effets, vous me feriez grand

---

*) Aus dem siebenten Hefte des Bulletin du Bibliophile Belge.

H.

„plaisir. D'après notre arrangémant a quatre louis par mois, „se serait douze louis que vous lui donneriez et pendant „l'espase de trois mois vous ne m'coveriez rien a Liége.

„Si mon frere a besoin de votre ministraire ou de vos „conseils pour m'arrenger quelque petites affaires ou faire „revenir mes effets a meillieure marche, je vous serois „obligée, Monsieur, d'avoir toujour les mème bontes pour „moi. Je crainderois de vous fatiguer si je ne comptois „singulierremeut sur le plaisir que vous avez a obliger.

„Je suis avec estime, Monsieur, votre servante,

„Theroigne.“

Was die Calligraphie betrifft, so ist sie der Orthographie und dem Stile dieses Brief-Meisterstücks vollkommen würdig.

Miscellen.

Die neuen Kataloge des antiquarischen Bücherlagers von H. W. Schmidt in Halle folgen schnell auf einander; wir haben noch Nr. 47, 2. u. 3. Abtheilung: Geschichte und Geographie, anzuzeigen und schon kommt uns Nr. 50: Literatur der Gliederthiere (Insecten, Arachniden und Crustaceen) zu. Die geschichtlich-geographischen Verzeichnisse enthalten besonders Deutschland, Africa, America, Asien, Australien; Politik, Diplomatik, Friedensverträge und Archivkunde; Chroniken, Chronologie, Calenderwesen. — Das entomologische Verzeichniß besteht aus 846 Nummern und bietet den Entomologen viel werthvolles Aeltere und Neuere dar. H.

In dem „Verzeichniss der öffentlichen und Privat-Vorlesungen, welche am Hamburgischen akademischen Gymnasium von Ostern 1851 bis Ostern 1852 gehalten werden“; herausgegeben von dem Rector, Herrn Prof. Dr. Redslob, wird zuerst Bericht abgestattet über den geringen Besuch des Gymnasiums und über die Thätigkeit der Professoren; über die mit dem Gymnasium verbundenen wissenschaftlichen Anstalten (Stadtbibliothek, Sammlung hamburgischer Alterthümer, ethnographische Sammlung, botanischer Garten, naturhistorisches Museum) erfahren wir, nach den eingegangenen Mittheilungen, nur Erfreuliches. Die Benutzung der Stadtbibliothek hat im Vergleich mit dem Jahre 1849 wieder zugenommen: der Besuch des Lesezimmers ist stärker gewesen als je und es sind 300 Bücher mehr verliehen als im Jahre vorher. Das bedeutendste Geschenk bildet ein großer Theil der Bibliothek des verst. kais. russ. Ministers Herrn v. Struve. Der wissenschaftliche Katalog ist bereits auf 180 Bände angewachsen. Im botanischen Garten hat eine kritische Revision aller Pflanzen begonnen; für den Unterricht in der Pflanzenkunde wurden 14,652 Exemplare an öffentliche Bildungsanstalten abgegeben. Das naturhistorische Museum hat sich auch im letzten Jahre mehr und mehr der Höhe genähert, die ein wissenschaftliches Institut dieser Art einnehmen muß und die ersten Museen Deutschlands haben mit dem hamburgischen in Tauschverkehr zu treten gesucht. — Außer den Herren Professoren Redslob, Lehmann, Petersen, Wurm und Wiebel haben auch die Herren Doctoren Steetz und Isler Vorlesungen angekündigt. — Die Abhandlung: Novarum et minus cognitarum stirpium pugillus nonus, addita nova recensione generis Potentillarum, (78 Seiten gr. 4.) hat Herr Prof. Lehmann verfaßt. H.

Daß Eis auf mechanischem Wege zu erzielen ist, sagt ein Aufsatz im Londoner Globe, mag Mancher wohl schon gehört haben, daß aber Dampf dazu förderlich seyn könne, wird kaum jemand glaublich finden, und daß der Dampf selber sich mit Hülfe des Dampfes in Schnee verwandeln läßt, ist ein Phänomen, das wohl sehr wenigen bekannt sein dürfte. Doch sind dieses Facta, von welchen man sich in der großen Ausstellung, in dem Erfrischungszimmer neben der Abtheilung der arbeitenden Maschinen überzeugen kann. Herr Thomas Masters, von dem königl. polytechnischen Institute, Regentsstraße, der Erfinder von mehreren sinnreichen Maschinen zur Erzeugung von Eis, hat eine derselben so eingerichtet, daß sie durch Dampfkraft getrieben wird. Vermöge dieser Vorrichtungen können nun alle 15 bis 16 Minuten 100 Quarts Desert-Eis — sechs verschiedene Sorten auf einer einzigen Maschine — fabricirt werden. Diese Maschinen sind aber nicht bloß auf die Erzeugung von Desert-Eis beschränkt, nein, es lassen sich durch sie ganze Cylinder von festem Eis schaffen, groß genug, um Wasser-Karaffen und manche Flasche Wein zu tragen. Diese Cylinder, wie Schloßthürme geformt, dienen nicht allein, die darauf gestellten Wein- und Wasserflaschen abzukühlen, sondern erfrischen auch die Atmosphäre aufs angenehmste. Den Dampf in Schnee zu verwandeln, braucht derselbe nur durch die Maschine geleitet zu werden, und durch solchen künstlichen Schnee läßt sich dann leicht ein ganzes Zimmer zur Zeit der größten Hitze abkühlen.

Ein Herr Dr. Duff hat in einer Rede, die er kürzlich in der jährlichen Versammlung der wesleyanischen Methodisten-Missionsgesellschaft zu London gehalten, die Beschreibung eines heidnischen Tempels in Indien gegeben, der in Großartigkeit noch den Glas-Palast übertrifft. „Zu Seringham,“ sagte er, „sieht man den größten heidnischen Tempel, der aller Wahrscheinlichkeit nach vom Nordpol bis zum Südpol zu finden ist. Er bildet ein Viereck, jede Seite eine Meile lang, hat also einen Umfang von vier Meilen. Da fällt Euer Krystallpalast gegen weg, und so wie ein Mensch einen Penny in seine Tasche steckt, könnte Euer Glaspalast in diese riesige Pagode eingesteckt werden. Die Mauern derselben sind 25 Fuß hoch, 4 bis 5 Fuß dick, und aus der Mitte einer jeden von ihnen erhebt sich ein hoher Thurm. Wenn man in das erste Viereck tritt, so kömmt man zu einer zweiten Mauer, eben so hoch, und ebenfalls mit vier Thürmen besetzt. Die Zahl der eins in das andere eingeschlossenen Vierecke beläuft sich auf sieben, und es wimmelt darin von mehreren Tausenden von Brahminen. Die große Pilgerhalle wird von tausend Pfeilern getragen, deren jeder aus einem einzigen Steinblocke gehauen ist.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 46. Sonnabend, den 7. Juni. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Liebeszwang.

Romanze.

Hoch auf schimmerndem Balkone
Saß Alwilde fromm und mild,
Sie, der Jungfrau'n schönste Krone,
Der Madonna Ebenbild.
In der Frauen hehrem Kranze
Strahlte sie im höchsten Glanze,
Wie ein Demant in der Schnur,
Heldenaugen glühten freier,
Stolz durch der Visire Schleier
Zu dem Preis der Jungfrau nur.

Und das Auge senkt sie züchtig,
Das in heitrer Bläue strahlt,
Purpurröthe, mild und flüchtig,
Ihre Jungfrau'nwange malt.
Nie, noch nie hat ihrem Herzen,
Sei's mit Wonnen, sei's mit Schmerzen,
Ird'sche Liebe sich genaht,
Christus hat sie sich erkoren,
Der zum Heile uns geboren,
Der für uns geblutet hat.

Es erweckt sie aus den Träumen
Der Drommete heller Ruf,
Wiehernd sich die Rosse bäumen,
Und den Boden schlägt der Huf.
Eine Schaar von Heldensöhnen
Will sich mit dem Lorbeer krönen,
Will erkämpfen sich den Sieg,
Einen Löwen gilt's bezwingen,
Und des Käfigs Riegel klingen,
Als dem Kerker er entstieg.

Einzeln stellen sich die Ritter
Zu dem heißen Waffentanz,
Ihre Lanzen sind nur Splitter,
Blut bedeckt der Waffen Glanz.
Keiner hat den Sieg errungen,
Und der Leu steht unbezwungen,
Schüttelt seiner Mähnen Pracht,
Und er legt sich ruhig nieder
Brüllt im Traum; — ob er wohl wieder
An der Wüste Gluth gedacht?

Sieh, da springt mit einem Male
Auf den Plan ein Jüngling hold,
Von dem Haupt, gleich gold'nem Strahle,
Ihm die Locke niederrollt.
Ohne Panzer, ohne Lanze,
Stellt er sich zum Waffentanze,

Nur ein Schwert ruht in der Hand,
Mitleidsvoll sind vom Altane
Aller Blicke nach dem Plane,
Auf den Jüngling hingewandt.

Ruhig dehnt der Leu die Glieder,
Streckt sich wonnig in den Sand,
Doch der Jüngling reizt ihn wieder
Mit dem Schwert in starker Hand.
Es erhebt der Leu sich leise,
Brüllt und geht umher im Kreise,
Giebt dem Helden das Geleit,
Dann erhebt er seine Tatze,
Macht zum Sprung und wildem Satze
Auf den Gegner sich bereit.

Doch der Jüngling bohrt den Degen
Blitzschnell in des Löwen Herz,
Heiß spritzt ihm das Blut entgegen,
Und der Leu stürzt erdenwärts.
Lauter Jubel schallt dem Krieger,
Schallt dem Helden und dem Sieger,
Der den Löwen überwand,
Reichen soll die Lorbeerkrone,
Diesem edlen Heldensohne,
Frei der schönsten Jungfrau Hand.

Schüchtern eilt er zum Balkone; —
Und Alwilde, sie erbleicht,
Als gesenkten Blicks die Krone
Sie dem Jüngling überreicht.
Betend sinkt er auf die Knie'e,
Du Alwilde, sieh, o siehe,
Der die Hand ich liebend bot,
Wirst Du mich noch jetzt verschmähen,
Dann Alwilde laß mich gehen
Jauchzend in den Heldentod.

Doch mit innigem Erbarmen,
Und mit Lieb' im offenen Blick,
Hält mit ihren weißen Armen
Ihn die Jungfrau mild zurück.
Und sie streichelt süß erschrocken
Seine reichen, goldnen Locken,
Spricht, — indeß in Liebesschmerz
Ihre Arme ihn umschlingen, —
„Wer den Löwen kann bezwingen,
Zwingt zur Lieb' der Jungfrau'n Herz!"

H. Zeise.

An die Sterne.

Die ihr schwebt in blauer Ferne
Ueber Erdenschmerz und Lust,
Auf zu euch, ihr holden Sterne
Zieht das Sehnen meiner Brust;
All mein Hoffen, all mein Lieben
In den Sternen steht's geschrieben!

Zeugen seid ihr meiner Thränen,
Stumme Tröster meinem Schmerz,
Deutung gebt ihr meinem Sehnen,
Hoffnung senkt ihr mir ins Herz;
All mein Bangen, all mein Zagen
Euch, ihr Sterne, darf ich's klagen!

Ihr bringt mir ja frohe Kunde,
Botschaft aus der schönen Welt,
Freudig hoff' ich auf die Stunde
Wo vom Aug' die Binde fällt;
Schenkt das Leben bitt're Leiden,
Ueber Sternen harren Freuden!

Nimmer werd' ich Rosen finden,
Ach, nur Dornen blühen hier,
Jugendträume, sie entschwinden,
Nur die Hoffnung bleibt bei mir!
Droben her, aus blauer Ferne
Winken freundlich mir die Sterne.

Ich versteh' nur stummes Sprechen,
Ja, ich kenn' nur himmlisch Lied,
Und die Schranken, sie zerbrechen,
Aufwärts, aufwärts es mich zieht!
Nehmt zum Gruß aus weiter Ferne,
Dies mein Lied ihr trauten Sterne!

Wenn ich sterbe, laßt das Weinen,
Dichtet mir ein Jubellied,
Droben wird man uns vereinen,
Wenn auch ihr einst aufwärts zieht!
Sterben heißt nur: nach dem Leben
Ueber Sternen selig schweben!

Herrmann Jacobsohn.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Salvator hoffte als eine gerechte Schadloshaltung auf die Achtung der Meister, die er sich gleich zu Anfang zu erwerben gewußt hatte; er dachte, sich derselben als eines Schildes gegen

die schwachen Pfeile seiner Feinde zu bedienen, und unter diesem schirmenden Dache in Frieden daran zu arbeiten, das Gebäude seines Ruhmes aufzuführen; er hatte aber den Verdruß, sich in dieser Hoffnung getäuscht zu sehen. Er fand, daß seine kurze Abwesenheit hinreichend gewesen war, ihn in Vergessenheit zu bringen, und sah sich von denen, die ihn vordem durch ihren Applaus aufgemuntert hatten, in einer Weise aufgenommen, als ob sie sich seiner nur noch eben erinnerten. Nur allein Falcone hatte ihm seine volle Freundschaft bewahrt. Dieser Maler, ein Eleve von Ribera, hatte unter allen neapolitanischen Künstlern Salvator am besten beurtheilt und seine Zukunft geahnt. Es herrschte eine große Analogie zwischen dem Genre seines Talents und der Manier des neuen Ankömmlings. Falcone malte am liebsten Schlachten, und zeichnete sich darin aus das wilde Getümmel und Durcheinander eines Handgemenge darzustellen; aber obwohl Salvator dies Genre ebenfalls als seine Specialität zu adoptiren schien, sah Falcone darin keinen Grund, ihn deshalb als Nebenbuhler zu behandeln. Er hatte Vertrauen zu sich selber, was in der Regel zum Wohlwollen gegen andre stimmt, und wußte überdem bei Salvator Verschiedenheiten im Geschmack und in der Intention zu erkennen, die demselben einen besonderen Platz anwiesen, auf welchem derselbe sich hinlänglich bewegen konnte, ohne ihm in sein Gebiet zu fallen. Falcone war der Maler der Bewegung, Salvator aber ein Maler tiefen, meinetwegen philosophischen Gefühls, über welchem immer ein Netz der Satyre ausgebreitet war.

Falcone's Freundschaft genügte jedoch nicht, Salvator die üble Behandlung übersehn zu machen, die er von dem Schicksal und von den Menschen erlitt. Ueberdem war es nicht blos seine Eigenliebe, die litt, sondern auch sein Herz, ein liebendes, den Seinen geweihtes Herz, das sich fromm für seine Familie interessirte, und das durch die stets wachsende Noth seiner Mutter, seiner geliebten Schwester und seines armen Onkels Paolo Grecco weit mehr gequält wurde, als durch seine eignen Prüfungen. Eine solche Lage war aber nicht geeignet, zu warten und sich zu gedulden: ihr war nur durch etwas Unerwartetes, z. B. durch einen eclatanten Succeß zu entgehen. Salvator hatte eine richtige Ansicht der Dinge; er sah ein, daß Neapel das Grab des Genie's werden würde, von dem er sich getrieben fühlte, wenn er hartnäckig einen Kampf durchfechten wollte, in welchem die Zahl und die Einigkeit seinen Gegnern furchtbare Vortheile in die Hände gaben; er wollte seinen Geist sich nicht länger in einem ohnmächtigen Aerger aufreiben lassen, und sann eben darauf, in welcher Stadt er eine gastliche Aufnahme suchen sollte, als ein Schreiben von dem Pater Girolalmo Mercuri, einem alten Freunde seines Vaters, eintraf, das ihn aufforderte, so bald als möglich zu ihm, nach Rom zu kommen.

Der Abbé Mercuri war der Intendant des Cardinals Brancaccio. Er bot Salvator ein Logis im Palaste seines Herrn an, und versprach ihm, ihn mit Leuten bekannt zu machen, deren Protection ihm bestimmt seine Zukunft sichern würde.

Die Erinnerung von seinem ersten Aufenthalte zu Rom war nicht geeignet, Salvator zur Rückkehr dahin zu stimmen, auch stand er darüber lange in Bedenken. Es gelang aber dem Falcone, seinen Widerwillen zu überwinden, indem er ihm vorstellte, daß die Glücksgöttin den Unschlüssigen nie hold sey.

Als Salvator von Neapel abging, schoß er zuvor noch einige der scharfen Pfeile, die er späterhin zusammen that, um die Satyre der Malerei daraus zu bilden, auf diejenigen ab, die ihn von dort vertrieben.

„Es giebt reiche Männer und Fürsten," schrieb er, „die Bilder, auf welchen Bettler dargestellt sind, mit hohen Preisen bezahlen, aber den Armen selber nicht einen Heller geben."

Und nachdem er darnach rechts und links einige Hiebe unter dem Malerhaufen ausgetheilt hat, giebt er folgende Fabel zum Besten:

„Es gab einmal einen Affen, der, es überdrüssig, immer auf einem Flecke zu bleiben, auf den Einfall kam, ein Maler zu werden. An einem Sommertage, und als die Menschen ihre Siesta hielten, machte er sich los von seinen Banden, und suchte das Weite. Endlich gerieth er mit einem Maler zusammen, und begab sich in dessen Dienst, unter der Bedingung, daß er ihn in seiner Kunst unterweisen sollte. Er sagte zu ihm, daß nie ein Professor seine Mühe besser würde belohnt gesehen haben, denn, da die Malerei eine Kunst der Nachahmung sey, so könnte es nicht fehlen, daß ein Affe darin Wunder thun müßte.

„Der Affe brachte zehn Jahre bei dem Maler zu; als er dann aber sah, daß er nichts gelernt hatte, und daß ihm nur Beispiele der Unmoral und der Gemeinheit, mit einem Worte die schmählichsten Laster zu Gesicht gekommen waren, da beschloß er, die Malerei wieder aufzugeben, und ergoß sich in einer Fluth von Verwünschungen, als:

„Wenn ich je als Maler auftrete, so soll man mir den Bart abschneiden, und wenn ich je zu diesem Gewerbe zurückkehre, so möge man mir mit dem Klöppel auf den Kopf schlagen! Ich will mich lieber in einen Ofen stecken, ja phälen lassen, denn ein Maler zu seyn.

„Mit diesen Worten brach er durch die papierne Bekleidung der Luke, und machte sich auf und davon."

Späterhin, als die Glücksgöttin, der er so scharf den Text gelesen, ihm müßige Augenblicke bereitet hatte, da schrieb Salvator mit wohlgebettetem Haupte eine elegante Satyre, in welcher diese Epigrammen Platz fanden. Er rügte in derselben insbesondre die Unmoralität der Künstler, welche die Paläste mit wollüstigen Malereien anfüllten. Er richtete seine Worte in dieser Beziehung nicht allein an seine Zeitgenossen, sondern verschonte auch die älteren Meister nicht. „Jules Romano, die Carrachios und Titian, haben die Paläste der Fürsten durch verführerische Nuditäten entweiht," sagte er. „Die Augen der Jungfrauen schauen lüstern auf die Abbildungen der Venus, der Bachantinnen und der Satyre. O ihr Väter, ihr Mütter, was nützt es Euch, die Schwelle Eures Hauses zu hüten, wenn die Maler Eure Kinder durch ihre Malereien in deren Innerem verderben!"

Selbst an den Tagen einer eleganten Begeisterung, ließ Salvator sich jedoch irgend einen rohen Ausdruck entschlüpfen. So nennt er die Maler in der Satyre, von der wir eben ein Bruchstück gegeben haben, am Schlusse Hunde. Dieser Mangel an Urbanität ist ein Hauptfehler des Salvator als satyrischer Dichter, und thut auch, wie mir däucht, der Würde eines Philosophen stark Abbruch, welche die Lady Morgan ihm angedichtet hat.

Falcone hatte sich nicht getäuscht: der Pater Girolalmo war allerdings ein Abgesandter der Fortuna. Durch seinen

Schutz, im Verein mit dem des Großmeisters der Garderobe, Signor Simonelli, gewann er die Gunst des Cardinals Brancaccia, der ihm eine Wohnung in seinem eignen Hause einrichten ließ, und Gefallen daran fand, ob und an mit ihm zu plaudern. Salvator war in der vollen Bedeutung des Wortes ein Mann von Geist, und dem Cardinal fehlte es hieran auch nicht; deshalb empfand er für den Schützling seines Majordomo bald eine Freundschaft, die sich bis zur väterlichen Fürsorge steigerte. So ließ er sein Atelier mit hohen Spiegeln aussetzen, die es ihn überhoben, Geld für Modelle auszugeben.

„Wenn ich mich im Spiegel beschaue," sagte Salvator, „so sehe ich einen Menschen; ich kann demselben alle erdenklichen Stellungen geben, wie ich sie mir nur denken mag, und wenn ich sonstiger Modelle bedarf, so habe ich die sixtinische Kapelle, die schon so viel werth ist, als ein anatomisches Cabinet."

Salvator war erst eine sehr kurze Zeit zu Rom, als der Cardinal Brancaccia zum Bischof von Viterbo ernannt wurde. Sein Maler folgte ihm aus Dankbarkeit, wiewohl er gern zu Rom geblieben wäre, wo das Publikum von ihm Notiz zu nehmen begann und seine Gemälde zu einem ordentlichen Preise Absatz fanden. Diese Reise war indessen nicht resultatlos für ihn. Der Cardinal übertrug ihm, das Portal des bischöflichen Palastes al Fresco zu malen, wobei ihm die Wahl der Sujets überlassen bleiben sollte. Salvator entschied sich für den Kampf der Seegötter. Er hätte in dieser Beziehung einen der Pfeile seiner Satyre auf sich selber lenken können, indem er den Bischof nöthigte, täglich unter einem Rudel von Najaden hinzuschreiten, die nach den mythologischen Traditionen, und nicht keuscher, als die Courtisanen Titians gemalt waren.

Salvator machte diese Sünde jedoch durch das Bild des Hauptaltars der Kirche Della-Morte wieder gut, das ihm auf Empfehlung des Cardinals aufgetragen worden war. Er hatte die Freude, zu sehen, daß eine Menge Kenner aus Rom herbei kamen, um sein Werk zu beurtheilen. Nichts konnte ihm angenehmer seyn, als die Lobsprüche, die er einerntete; denn er strebte vor Allem darnach, als ein Maler zu gelten, der allen Genren gewachsen wäre, und es war ihm durchaus widerwärtig, wenn er sich ausschließlich als Landschaftsmaler rühmen hörte.

Nach Verlauf eines Jahres fand Salvator sich vom Heimweh befallen; auch machen die ersten Erfolge gern unruhig. Er hoffte, das das Bischen Aufsehen, welches er zu Rom gemacht hatte, den Preis seiner Bilder in Rom gesteigert haben würde, und daß seine Mitbürger, die das Versehn begangen, ihn zu veranlassen, daß er sein Verdienst anderwärts verpflanzte, ihn um die Wette um Entschuldigung bitten würden. Das waren Illusionen der Jugend! Es kam niemand zu ihm, und die Bilderhändler, welchen er ihre Knauserei vorwarf, indem er die ihm von ihnen gebotenen Preise mit denen verglich, die er in Rom erhalten konnte, schämten sich nicht, ihm kurz darauf zu antworten:

„Wohlan, so verkauft Eure Bilder zu Rom!"

Diesen, ihm aus Hohn gegebenen, Rath befolgte er denn auch, mindestens mit seinem Hauptwerke, dem Prometheus, das er an seinen Freund Simonelli schickte, mit der Aufforderung, es bestens zu Gelde zu machen. Dies Werk machte zu Rom ein unerhörtes Glück. Als Salvator davon Kunde bekam, wäre er fast närrisch darüber geworden. Er reis'te sofort ab, um seines Triumphs zu genießen, und die vierhundert Thaler in Empfang zu nehmen, die ihm geboten worden waren. Vierhundert Thaler! das war für ihn fast ein Reichthum, und ein Mittel, um weitere Meisterwerke zu schaffen. Er war nun sicher, nicht weiter das Elend an seinem Heerde sitzen zu sehen, und es fehlte ihm nur noch die Ehre, Mitglied der Academie von St. Lucca zu werden, welcher alle Meister der Malerkunst angehörten. Er säumte deshalb nicht, um die Aufnahme in diesem berühmten Corps nachzusuchen; die Academiker jener Zeit waren aber nicht, wie unsre heutigen, unempfindlich gegen den Spott. Es waren ihnen von Eifersüchtigen einige Epigramme in der Manier Salvators hinterbracht worden, die deutlich genug auf sie gemünzt waren, um eine Verkennung ihrer Absicht zu gestatten. Sie weigerten sich also, ihn in ihre Reihen aufzunehmen. Salvator that, als ob er sich aus diesen Repressalien wenig mache; aber in dem Register der Academie von St. Lucca standen große Namen eingeschrieben: sie zählte unter ihren Mitgliedern die Fürsten der Kunst, und dem dem satyrischen Dichter gegebenen abschlägigen Bescheid auf sein Gesuch waren Gründe unterlegt, die dem Rufe des Malers im Geiste des Publikums hätten ernstlich schaden können, daher sich denn auch nicht annehmen ließ, daß es Salvator mit seiner affectirten Gleichgültigkeit ernst war. Zu seinem Glücke ließ sich das Publikum über die wahre Ursache des Benehmens der Academie jedoch nicht täuschen: es nahm Partei für den vom Ostracismus verfolgten Künstler, und er erhielt so seine eigne Coterie.

Lady Morgan hat eine reizende Schilderung von dieser Coterie entworfen, in welcher man den reichen Carlo Rossi, Battista Ricciardi, den Kritiker Passeri, den Herzog Salviati, den Grafen Maffey und den Cardinal Baldinelli, d. h. die Blüthe des Adels, der Wissenschaft und des Schöngeistes vereinigt sah.

Salvator tröstete sich leicht inmitten dieser Academie kleinen Fußes über die feindselige Stimmung der großen Academie. Er genoß in derselben der Wonne, sich als Maler und als Dichter von Männern bewundert zu sehen, deren Competenz erprobt war, die vermöge ihres Reichthums einen Werth auf seine Arbeiten setzen konnten, welcher der Achtung, die sie ihm schenkten, entsprach, und von welchen es gewissermaßen abhing, den höheren oder niederen Standpunkt eines Künstlers festzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Reise nach Hirschholm; dritte Audienz.

(Am 28. September.)

Es blieb aber nicht bei diesen beiden Audienzen; Christian mußte noch eine dritte Reise nach Hirschholm machen, wo der

Kronprinz und die Kronprinzessin das löb. Wunderkind auch in Augenschein nehmen wollten. Am andern Morgen schon mußte der Kleine wieder den Wagen besteigen, den er erst gestern verlassen; und eine Stunde nach seiner Ankunft in Hirschholm wurde er zwar Ihrer königl. Hoheiten angemeldet, die Audienz aber wegen Unpäßlichkeit der Kronprinzessin auf den andern Tag Nachmittags 4 Uhr angesetzt. Zur bestimmten Stunde erschien der kleine Gelehrte im Schlosse — natürlich auf dem Arm seiner Amme. Die bestellten Hofherren waren schon versammelt. Bald erschienen auch der Kronprinz und die Kronprinzessin, die Markgräfin v. Kulmbach, umgeben von ihrem Hofstaat. Die Amme setzte den Säugling nun auf die Erde und wollte sich entfernen, aber Christian hielt sie beim Rock und zog sie mit hinein, indem er sagte: „Kumm Du man mit!" — Dann näherte er sich allein dem Kronprinzen und sagte deutlich und verständlich seine siebente auswendig gelernte Rede her. Der Kronprinz hörte ihm aufmerksam zu, nahm dann huldvoll das ihm überreichte Buch und reichte dem Kleinen die Hand, die dieser herzlich küßte. Dann wandte sich Christian an die Gemahlin des Kronprinzen, die Kronprinzessin, und hielt zu derselben seine achte Hofrede. Auch diese ließ sich ganz holdselig von ihm die Hand küssen. Darauf schritt er unbefangen zu der Mutter der Kronprinzessin, der Markgräfin v. Kulmbach, und sagte seine neunte Hofrede her. Alles ging vortrefflich! und beide Damen schmeichelten dem kleinen Redner auf alle mögliche Weise. Die Kronprinzessin bückte sich zu ihm hinab und sagte lächelnd: „Heute ist er wohl recht aufgeräumt?" — „Ja, ja, ich bin gesund!" jauchzte der Kleine und hüpfte vor Freuden; aber plötzlich wieder ernst werdend, sprach er:

„Mens pia, mens hilaris, studiosaque et artis amatrix;
Hae sunt divitiae, quae Studiosus habet."

(Frömmigkeit, guter Muth, und Lust zum Lernen, macht des Studenten ganzen Reichthum aus.)

Mit diesen Worten drehte er sich um, und besah das Zimmer etwas näher; als er zurückgekehrt, bat der Kronprinz ihn, etwas über Italien zu erzählen. Sogleich begann Christian mit der allgemeinen Eintheilung dieses Landes und bemerkte bei den 7 Hauptstädten unter Anderem Folgendes: „In Turin wird des Herrn Christi Schweißtuch verehrt. Das Herzogthum Milano ist das Paradies von Italien. Mantua liegt in einem See. In ihrem herzogl. Palaste können wohl fünf Könige, sammt ihrem Hofstaat, Raum genug finden. Mitten in dem großen geheimen Saale können die Redenden ihre eigenen Worte nicht hören; dahingegen kann man am Ende desselben, Alles was gesprochen wird, vernehmen. Die Stadt Venedig steht auf 72 Inseln und ist von den Einwohnern Paduas zuerst angelegt. Ihre vorzüglichste Brücke, il Ponte di Rialto, hat in ganz Europa nicht ihres gleichen, denn sie besteht aus einem einzigen Schwibbogen von Marmor. Die dortige St. Markuskirche verwahrt den aus Aegypten dorthin gebrachten Leichnam des heil. Markus und dessen mit eigenen Händen geschriebenes Evangelium. Der Boden dieser Kirche ist von Porphyr-, Jaspis-, und Lasursteinen künstlich zusammen gesetzt. Von dieser Stadt pflegt man zu sagen: In Venetia sono troppo Teste, troppo Feste, et troppo Tempeste (da wären zu viel Köpfe, zu viel Festtage und zu viel Gewitter). Die Stadt Rom heißt auch la Santa, (die Heilige); ma il Popolo cattivo, (aber das Volk in derselben ist sehr schlimm). An Kirchen hat die Stadt keinen Mangel; berühmte Säulen sind hier drei. Die Stadt Florenz, meinte Karl V. sei werth, daß man sie nur an Festtagen zeige. Vorzüglich ist da die großherzogl. Schatzkammer, mit den drei prächtigen Thürmen, zu bewundern. Von Napoli pflegt man wegen ihrer Schönheit zu sagen, sie sei gleichsam vom Himmel gefallen; aber in anderer Hinsicht kann man sie ein Teufels-Paradies nennen, denn hier halten sich unzählig viele Müssiggänger auf und Müssiggang ist des Teufels Ruhebank schloß Christian auf lateinisch sein geographisches Examen.

Wir haben aus der Erzählung nur das Besondere herausgehoben, um nicht langweilig zu werden. Von Italien wurde der Kleine auf Dänemark und vorzüglich auf die Geschichte Christian III. geführt. Als er die beendet, hielt er erschöpft inne, und rief: „Je suis las!" Und wir glauben's ihm gerne, hatte der arme Junge doch über fünfviertel Stunden plaudern müssen. Jedoch wandte er sich an seine Amme. „Sophie" — sagte er — „sieh nu den Kronprinzen recht an, un Sophia Madalena un Sophia Christina, darnach krichst du se nich wedder tho sehn." Und eben so gesetzt und verständlich als er seine Antrittsreden gehalten, hielt er nun seine zehnte an den Kronprinzen, seine eilfte an die Kronprinzessin und seine zwölfte und letzte Hofrede an deren Mutter.

Als Christian Abschied nahm, sagte der Kronprinz zu ihm: „Er hat große Ehre eingelegt!" Der Lehrer rieb sich vergnügt die Hände und wurde mit seinem Schüler huldreichst entlassen.

Eilftes Kapitel.

Rückreise nach Kopenhagen.

(Am 30. September.)

Mit anbrechendem Tage des 30. Septembers (am Michaelstage) verließ das Wunderkind in Begleitung der Seinigen wieder Hirschholm. Als die warmen Sonnenstrahlen ihm ins kleine Gesichtchen schienen, sagte er wir wollen singen, und mit seiner Stimme sang er: „O Gott ich thu' dir danken" x. und darauf: „Gott der Vater wohn' bei uns" x., schlief jedoch unter dem Singen des letzten Liedes ein und zwar so lange, bis der Wagen vor einem Schlagbaum still halten mußte.

„Was treibt Asmus?" rief er erwachend. Warum stehen wir still?"

Als der Wagenlenker ihm die Ursache mitgetheilt, fuhr er fort: „Porta patens esto, nulli claudaris honesto." (Thor öffne dich und laß mich ein, kein ehrlicher Mann soll draußen sein.) — Von ungefähr erblickte er neben einem Bauerhofe einen Ochsen. „Ante fuit vitulus," sprach er, „qui nunc fert cornua taurus." (Vorher war der Ochse ein Kalb, nun kann er Hörner tragen; aus Kinder werden Leut' in wenig Jahr' und Tagen.) „Aber er

trägt kein cornu Copiae," (Horn des Ueberflusses), setzte er hinzu — „auf dem Kopfe, wie ich dem Könige gegeben." (Damit zielte er auf das letzte Gemälde in seinem Buche, das er dem Könige übergeben hatte. — Von dem Horn des Ueberflusses sprang er zu dem des Heils im Propheten Zacharias über, indem er ausrief: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöset sein Volk und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils, in dem Hause seines Dieners David." — Der Schlaf übermannte ihn in seiner Rede, der ihn auch gefangen hielt, bis die Reisegesellschaft gegen Mittag am Thore, oder besser, am Wachthause hielt. Jetzt richtete Heineken sich in die Höhe, blickte um sich und rief: „Schau, wir sind doch schon hier bei dem tuguriolo (Schilderhäuschen)! Nun soll mir der Sandmann auch nichts mehr in die Augen streuen, bis wir zu Hause sind." — Und nach einigen Minuten war er zu Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die nächtlichen Ruhestörungen im alten Rom.*)

Es war unter den vornehmen Leuten zu Rom Mode geworden, Abends auf der Straße lärmend und polternd umherzuziehen, Skandale aller Art anzufangen, und namentlich Bürgersleute zu insultiren und durchzuprügeln. Nero hatte den Ton dazu angegeben, seinem Beispiel folgten mehrere Andere; auch Otho hatte nach Sueton dasselbe gethan. Ueber Nero berichtet Tacitus im 13. Buch der Annalen, Cap. 25, Folgendes:

„Ruhe nach Außen hin, niederträchtiger Muthwille daheim; denn Nero durchzog die Straßen der Stadt, unzüchtige Häuser und Kneipen, gehüllt in ein Sklavenkleid, um sich unkenntlich zu machen; es begleiteten ihn Leute, um die zum Verkauf ausgestellten Sachen zu plündern und den Begegnenden Wunden beizubringen; es geschah sehr oft, daß diese ihn nicht kannten, und er selbst Hiebe empfing, deren Spuren er auf dem Gesichte trug. Dann nachdem es bekannt geworden war, daß der Kaiser es sei, der auf diese Weise lärmend umherzöge, da vermehrten sich die Beleidigungen gegen Männer und Frauen vom Stande; und Einige, da dieses zügellose Wesen einmal unter dem Namen des Kaisers gestattet war, verübten ungestraft auf eigene Faust dasselbe, und des Nachts sah es in Rom aus, wie in einer eroberten Stadt. Julius Montanus nun, ein Mann aus dem Senatorstande, der aber noch kein Amt bekleidet hatte, traf zufällig in der Dunkelheit mit dem Fürsten zusammen, und da er, angegriffen von ihm, ihn tüchtig wiedergeschlagen, dann, nachdem er ihn erkannt, um Verzeihung gebeten hatte, wurde er zu sterben gezwungen. Nero aber für die Zukunft vorsichtiger, umgab sich mit Soldaten und mehreren Gladiatoren, welche ruhig zusehen sollten, so lange die Balgerei mäßig war und Privatsache blieb; wenn aber von dem Verletzten Ernst gemacht wurde, mit Waffen einschreiten sollten." Dasselbe berichtet mit einigen Nebenumständen Sueton im Leben des Nero C. 26; bei Anbruch der Dämmerung habe er Hut oder Mütze ergriffen und sei in die Garküchen gegangen, in den Stadtvierteln Possen treibend umhergestreift; die von den Mahlzeiten Zurückkehrenden habe er geschlagen, wenn sie sich widersetzten, verwundet und in die Cloaken geworfen; auch Buden erbrochen und ausgeplündert. Oft sei es ihm schlimm gegangen; einmal habe er die Frau eines Mannes mit dem breiten Purpur (Senator) angegriffen, und sei von diesem fast zu Tode geprügelt. Daher sei er nach der Zeit nie ohne Tribunen (natürlich mit einer Eskorte) ausgegangen, die ihm von ferne und heimlich gefolgt waren.

*) Aus Völker's Juvenal. S. Nr. 40.

Lorbeerkranz in Liedern,

dem preußischen Heere gewidmet.

Den Gefallenen zum Andenken,
Den Lebenden zur Anerkennung,
Der Nachwelt zum Beispiel.

Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 1850. 60 Seiten 16.

Es bilden diese Lieder ein Seitenstück zu dem „Soldatenbüchlein", welches Zedlitz dem österreichischen Heere darbot. Sie besingen nämlich in patriotischer Begeisterung die Thaten des preußischen in neuester Zeit, seine Mitwirkung in dem schleswig-holsteinischen Kriege u. s. w., wie schon aus einzelnen Ueberschriften: Der Kampf in Berlin, Frankfurt, Gottorp, Aarhus, Schleswig, Kuylenstierna, Dresden ꝛc., erhellt. Daß manche seiner Lieder nur in einem beschränkten Kreise recht lebhafte Sympathie erwecken werden, dessen ist der Dichter sich unstreitig bewußt; die beiden folgenden möchten sich allgemeinerer Theilnahme erfreuen.

Aarhus.

Mel.: Es zog aus Berlin ein tapfrer Held ꝛc.

Es zog von Aarhus ein tapf'rer Held,
Er führte Husaren und Jäger ins Feld,
Den forschenden Blick in die Ferne gespannt;
Zum Rekognosciren ward er gesandt.

Die Jäger wagen zu weit sich voran
Und dänische Reiter rücken heran.
O weh! Ihr Jäger, um Euch ist's gescheh'n,
Im ungleichen Kampf müßt Ihr untergehn!

Da ruft der wack're Husaren-Major:
„Bei meiner Ehre, ich rette das Korps!"
Und vorwärts mit seiner Reiterschaar
Stürzt muthig er sich in Tod und Gefahr.

Den Dänen in weit überlegener Zahl
Muß weichen der Tapfre zum ersten Mal;
Doch wüthender wird der Angriff erneut;
Es bluten die Helden im rühmlichen Streit.

Der Sieg wird errungen, die Jägerschaar
Bringt freudig den Dank dem Erretter dar,
Und der Führer schrieb dem Feldherrn Bericht:
„Das, was ich gethan, ich hielt es für Pflicht.

„War's unrecht, so zürnet nur mir allein;
„Meine Tapfern laßt Euch empfohlen sein." —
Dem Feldherrn die muthige That gefällt:
„Ihr habt gehandelt als Mann und als Held.

„Wo Holz gehackt wird, da fällt auch ein Span;
„Ich wünsch' Euch Glück auf des Ruhmes Bahn."
Und Chef ward der Sieger vom Regiment,
Das mit Ehren nach Vater Blücher sich nennt.

Der Heimkehrende.

Zwei der Söhne gab die Mutter,
Ihre Stützen, beide her.
Gilt es doch dem Vaterlande
Schutz zu sein und kühne Wehr.

Und der erste fiel als Opfer
Bei des Schicksals Machtgebot;
Grausam brach der Tod die Blüthe
In des Lebens Morgenroth.

Auch den andern traf die Kugel,
Schwerverwundend, in das Haupt;
Eines Auges köstlich Kleinod
Ward ihm schmerzvoll so geraubt.

Zu der Heimath kehrt er wieder,
Wund im Herzen, krank und trüb',
Er, der Einz'ge, der verstümmelt
Noch der armen Mutter blieb.

Und am Eingang seines Dorfes
Grüßet ihn der Freunde Schaar,
Bietet Blumen ihm und Kränze
Freudig zum Willkommen dar.

Auf das Haupt des jungen Kriegers
Drückt sie tief den Lorbeerkranz,
Und des Ruhmes Blätter decken
Das erloschne Auge ganz.

Daß im Augenblick der Wonne,
Wenn die Mutter ihn begrüßt,
Sie nicht ahne, welche Schmerzen
Ihr der grüne Kranz verschließt.

Das Aeußere der Liedersammlung ist elegant. (Außer den gewöhnlichen, gehefteten, mit Goldschnitt, sind auch in engl. Leinwand gebundene Exemplare mit Goldschnitt zu haben.) H.

Königsberger naturwissenschaftliche Unterhaltungen. Zweiter Band. Zweites Heft. Königsberg. Verlag der Gebrüder Bornträger. 1851. 189 Seiten und ein Blatt Druckfehler gr. 8.

Unsere Leser kennen die anzuzeigende Schrift schon aus einem Bruchstücke über die Bewohner Australiens (Nr. 32); sie enthält sechs, vom 8. December 1848 bis zum 13. Dec. 1850 in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg gehaltene Vorlesungen. Der früher erschienene, aus drei Heften bestehende erste Band und das erste Heft des zweiten Bandes bieten Vorlesungen über die Gallsche Schädellehre und die physiologische Cranioscopie nach Carus, von C. Burdach, über die Georgine von Oblert, über electromagnetische Theorieen der himmlischen Körper von v. Behr, über die Ameisenkolonien und deren Mitbewohner von Elditt, einen Beitrag zur Charakteristik der Skand. Halbinsel von Dannhauer, u. s. w. dar. Die Verzögerung, welche die Herausgabe dieser Unterhaltungen seit dem letzten Hefte betroffen hat, ist mit der Hemmung, welche die Thätigkeit der Gesellschaft durch die politischen Ereignisse der letzten Jahre, von welchen die Theilnahme Aller im höheren Grade als sonst in Anspruch genommen wurde, erlitt, entschuldigt. Der innere Werth der sehr belehrenden Mittheilungen hat darunter aber nicht gelitten und wird ihnen gewiß sowol von Sachkundigen, als von solchen Lesern, die für ernstere Unterhaltung empfänglich sind, der verdiente Beifall nicht vorenthalten werden, um so mehr, da in der Auswahl dafür gesorgt ist, Einförmigkeit zu vermeiden. Herr Oberlehrer H. v. Behr lehrt uns den Magnetismus und dessen Verhältniß zu den übrigen Naturkräften, Herr Lehrer Elditt den Winterschlaf der Thiere kennen (wir empfehlen diesen interessanten Vortrag zur besondern Beachtung); Herr Privatdocent Dr. Ebel spricht über Australien; von Herrn Professor Peters wird eine Uebersicht der Leistungen Bessel's in der Stellar-Astronomie und in der Theorie der astronomischen Instrumente gegeben; Herr Dr. M. Wichmann handelt von der Centralsonne des Sternhimmels, Herr Professor Dr. H. Helmholtz von den Methoden, kleinste Zeittheile zu messen, und ihrer Anwendung für physiologische Zwecke.

Aus der Vorlesung über den Winterschlaf der Thiere entlehnen wir den Schluß. Es wird bemerkt, daß man die Bestimmung desselben sehr verkennen würde, wolle man darin nur die Möglichkeit finden, die Thiere vor der Ungunst der Jahreszeit zu bewahren, weil dann die Natur ja offenbar die Winterschläfer bevorzugte; die Bestimmung des Winterschlafes sei eine tiefer liegende, eine durch den ganzen Lebensprozeß der Winterschläfer bedingte. „Die Verhütung", heißt es ferner, eines übereilten Lebens ist sicher die Hauptbestimmung des

Winterschlafes, und sie wird erreicht durch Verlangsamung oder Stillleben einzelner, mehrerer oder aller Funktionen, durch partielles Rückschreiten im organischen Bau oder in den immateriellen Lebensäußerungen. Der Schmetterling, der in wenigen Sommermonaten mehrere Generationen durchlebt, wird während des Winters in seinem beflügelten Lebenslaufe gehemmt, sein abgesetztes Ei bleibt ohne Spur weiterer Entwickelung, sein wandernder Embryo, die Raupe, wird in Unthätigkeit, die Puppe in ihrer Entfaltung zum Schmetterling aufgehalten. Und was wir hier deutlich vor Augen sehen und bei anderen Winterschläfern bestimmter oder verdeckter antreffen, immer drückt es die gleiche Bestimmung des Winterschlafes aus; Verlangsamung ist der allgemeine Charakter der organischen Funktionen während des Winterschlafes! Oder wie Göthe sagt:

> Doch hier hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung
> Auf und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin!

Der Jahrescyklus des thierischen Lebens ist geschlossen und sein innerer Rhythmus ist bedingt durch die Periodicität des Erdenlebens. Denn der Achsendrehung mit Tag und Nacht entsprechen Wachen und Schlafen, wie dem Lauf um die Sonne rege animalische Thätigkeit und pflanzliches Stillleben. Hier aber wie dort tritt der Wechsel gleichzeitig ein mit den entsprechenden Verhältnissen der Außenwelt, und wie dem jetzt herrschenden Winter folgen wird der Frühling, also wird sich das zurückgezogene Stillleben der Winterschläfer erheben zur regen Thätigkeit und zum freudigen Genusse an der neu gedeckten Tafel."

H.

Bulletin du Bibliophile. Tome VII. No. 7 Cologne, Bonn et Bruxelles, J.-M. Heberlé. 1850. S. 417—500.

Mit diesem Hefte ist der siebente Band geschlossen und außer dem Titel eine ausführliche Inhaltsanzeige und ein alphabetisches Register der Eigennamen und wichtigsten Gegenstände (die bisher mangelhaft waren oder ganz fehlten) beigefügt; sie erleichtern die Benutzung des Bandes ungemein. Wenn das Werk seinen zehnten Jahrgang erreicht haben wird, soll ein allgemeines alphabetisches und systematisches Register geliefert werden.

Sowohl den Bibliographen als auch anderen Gelehrten bietet diese neueste Lieferung des Bulletin wieder manches Interessante dar; für die Special-Geschichte der Buchdruckerkunst und die Bibliographie sind die Beiträge zu Duthilloeul's Bibliographie douaisienne (Douai, 1842) von dem Bibliothekar der Universität zu Löwen, Herrn Emile Nève (S. 423—441) wichtig; Herr de Chênedollé hat den Anfang neuerer Nachweise über die belgischen Bibliotheken (Antwerpen, Lierre, Mecheln, Turnhout) nach officiellen Quellen geliefert, Herr Heuschling Notizen über die schriftstellerische Thätigkeit eines geachteten belgischen Beamten, des Herrn Charles Faider, besonders über seine Jurisprudence scandée (Bruxelles, 1847, 21 Seiten 8.) und sein Etude sur l'application des lois inconstitutionelles. Wir erhalten ferner folgende Aufsätze: Une épopée en langue romane, von Hrn. G. Brunet; Ouvrages d'Androuet du Cerceau (des berühmten Architecten; aus Vivenel's Katalog), von Demselben; Documents pour servir à l'histoire des livres et des bibliothèques (aus der Biblioth. de l'école des chartes. Par. 1850), von Hrn. Alexandre Pinchart; Nouvelle appréciation du génie de Simon Stevin à l'étranger (durch Hrn. Morgan in England; — der belgische bevollmächtigte Minister in London, Herr Van de Weyer, hat bekanntlich unter dem pseudonymen Namen Dufan 1845 eine vortreffliche Biographie Stevin's herausgegeben —); die Notiz ist D. (O. Delepierre) unterzeichnet; Lettre du P. de Marne sur un passage de son Histoire du comté de Namur; unterz. J. B. (Jules Borgnet); Lambert Willot († 1579) und Maximilien Lenglet († 1651), von Hrn. A. Pinchart. Die Chronique et Variétés bringen unter Anderm: Lettre autographe de Theroigne de Méricourt, von Hrn. Baron de Stassart; Notizen über öffentliche und Privat-Bibliotheken, von Hrn. de Chênedollé. Von Demselben sind in der Revue bibliographique (Nummer 81 — 87) die Analysen neuerer Lieferungen des Techener'schen Bulletin du bibliophile, des „Serapeum", des „Anzeigers für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft", des Bulletin de la Société des gens de lettres belges, des Messager des sciences historiques et archives des arts en Belgique, der Annales de l'Académie d'archéologie de Belgique und des Bulletin administratif du Ministére de l'intérieur (12. Aug. 1847 — 31. Dec. 1850), 4 Bände, welches auf Verfügung des Ministers des Innern monatlich erscheint und von Herrn L. Gonne redigirt wird. —

Die Ankündigung des achten Bandes, dessen erstes Heft sofort erscheinen soll, gedenkt der Theilnahme ehrenwerther Gelehrten und der Beachtung, welche dem Bulletin im „Serapeum", in Petzholdt's „Anzeiger", in unsern „Literarischen und Kritischen Blättern" und in dem Journal de l'Amateur de livres geschenkt worden sind. Es wird versichert, daß die Redaction bemüht sein werde, ihre Sorgfalt für das Journal auch besonders durch Vermeidung der Einförmigkeit, so wie durch eleganten, correcten Druck und von geschickten Künstlern verfertigte Illustrationen zu bethätigen; die ausgedehnte Correspondenz des Herausgebers werde ihn befähigen, kein interessantes Ereigniß auf dem Gebiete der Bibliologie unbeachtet zu lassen. Das Bulletin solle, sich seine specielle und belgische Tendenz bewahrend, zum Verbindungsmittel zwischen den Bibliophilen und Bibliographen aller Länder dienen. (Der Subscriptionspreis für einen Band von etwa 500 Seiten gr. 8. mit Vignetten und Kupfern ist für das Ausland 12 Francs. Von dem ersten bis sechsten Bande sind die noch übrigen Exemplare jetzt Eigenthum der Heberle'schen Buchhandlung und werden neuen Subscribenten für 20 Francs überlassen.)

Wir wünschen dem Bulletin, aus welchem wir so vielfache Belehrung geschöpft, auch ferner das fröhlichste Gedeihen!

F. L. Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 47. Mittwoch, den 11. Juni. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Ein Mann und ein Weib.

Von Christian Winther.

Aus dem Dänischen von H. Zeise.

„Ich hasse Dich ja nicht, zieh' hin in Frieden!
„Der Liebe Strahl erblich in meiner Brust,
„Und Zitta mit den dunklen Augenlidern
„Zwingt mich zu neugeborner Liebeslust.

„Du gabst mir keinen Zweig zum neuen Stamme,
„Ich muß Dich ohne Frucht und Blüthe sehn;
„Mein alt Geschlecht wird sinken wie die Flamme,
„Wird ohne Nahrung jählings untergehn.

„Ich will nicht nackt Dich aus dem Lager treiben!
„Zieh' fort! — vergiß die schöne Zeit, so schwand!
„Nimm aus dem Zelt, und Deines soll es bleiben,
„Das Liebste mit, was fest Dein Herz hier band! —"

— So der Rozik, er löst des Hauptes Binde,
Und leert' der Palme starken Schlummertrank,
Es kam der Schlaf allmählig und gelinde,
Und leise auf des Tigers Fell er sank.

— Stumm stand sie, die er sich einst auserkoren,
Mit bleicher Wang', die Hand auf ihrer Brust;
Kein Seufzer sagte, ob sich neugeboren
Der Schmerz entflammt, ob wilde Rachelust.

In ihrem Auge keine Zähre blinkte,
Doch finster war's, wie schwarzer Wolken Schein;
Stumm stand sie, — dann mit leiser Hand sie winkte
Sechs Sklaven zu sich in das Zelt hinein.

Und als die Sklaven sich genähert hatten,
Ein jeder in der Herrin Augen las,
Auf ihren Wink dann, legten sie in Matten
Das Theuerste von Dem, was sie besaß.

Sie hoben es auf lange Bambusstangen,
Und schnell vom Lager eilten sie hinfort;
Noch einen Blick! — gestillt ist ihr Verlangen,
Den Andern folgt sie jetzt nach fernem Ort.

So sind durch die Savanne sie gezogen,
Durch das Gebüsch, das alle Pfade kränzt,
Und an des Himmels hochgewölbtem Bogen
Der Sterne lichtes Diadem erglänzt.

Durch Wälder, tiefe Thäler und durch Klüfte,
Und über wilde Ströme führt ihr Gang
Sie weiter — bis sich durch die stillen Lüfte
Der erste Strahl des Morgenrothes schwang.

Und wo der Fluß den Gürtel schlägt, den blauen,
Um jene Küste, wo die Palmen stehn,
Da konnt' sie früh das Zelt des Vaters schauen,
Und wehmuthsvoll mußt' sie auf Alles sehn.

Der theure Schatz, sieh, glücklich ist's gelungen,
Ward ungesehen in das Zelt gebracht,
Sie wacht bei ihm, bis aller Sänger Zungen
Begrüßten laut der Sonne Königspracht.

Er schlug das Auge auf; — denn Er, der Gatte,
Er war der Schatz, den sie zum Trost, zur Lust
Sich in dem Zelte auserlesen hatte, —
Laut hämmerte das Herz in Beider Brust.

Mit seinen Händen strich er sich die Brauen,
Als denkt er nach, und stumm blickt er auf Sie:
„Mir träumte ja! — bald werd' ich klarer schauen!"
Und leise flüstert' er: „Wie war es? Wie?" —

— „Du wolltest aus dem Zelte mir verehren
Das Theuerste, und was ich liebgewann; —
Da nahm ich Dich! — Du magst zurück nun kehren!"
So sprach Sie, und jetzt ihre Zähre rann.

Da hob er sich mit Stolz; in seinen Blicken
Ein seltsam Leben glomm und eine Lust,
Er mußt' den Blick zur ew'gen Höhe schicken,
Die Hände dicht gepreßt an seine Brust:

„O, großer Geist, vergieb mir, sieh hernieder,
„Aufs Neue segne unsrer Herzen Bund,
„Das Weib, das mich beschämt, erhebt mich wieder,
„Sie thut des großen Geistes Kraft mir kund.

„Geht auch der Stamm aus, der noch unverletzte,
„So sieht mein Auge stolz auf seinen Kranz,
„Und sinkt er einst, und bin ich auch der Letzte,
„Sie schmückt den Namen mir mit ew'gem Glanz!"

— So der Razik, — und in der höchsten Wonne
Preßt er das holde Weib an seine Brust;
Bald gab der Liebe neue Himmelssonne
Dem Stamme Leben, und den Herzen Lust.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Das Maximumsgesetz veränderte und verschlimmerte den Fundamentalzustand der ackerbaulichen und der Manufactur-Production auch darin, daß es weder auf die in dem öffentlichen Vermögenszustande vorgegangene Veränderung, noch auf das Verschwinden des Vertrauens, noch auf die Steigerung des Taglohns, noch auf die Seltenheit und die Theuerheit der Capitalien Rücksicht nahm.

So hatte sich der Werth des Leders verdoppelt: ein Paar Schuhe, die sechs Franken gegolten hatten, kosteten zwölf Franken. Das Gesellenlohn in den Provinzen, welches im Jahr 1789 funfzig Sous gewesen, war auf vier Franken gestiegen.

Tuch, das man im Jahr 1789 zu 36 Fr. die Elle hatte kaufen können, war im Jahr 1793 nicht unter 60 Fr. zu haben, und ein Frack, der 60 Fr. gegolten hatte, galt das Dreifache.

Eine Pflugschaar, deren Preis früher 50 Sous (?) gewesen war, mußte mit 32 Fr. bezahlt werden.

Der Lohn eines Tagelöhners war von 20 Sous auf 10 Fr., und der jährliche Lohn der Mägde und Knechte auf dem Lande von 100 auf 700 Fr. gestiegen.

Alle diese Veränderungen, im Verein mit der allgemeinen Spannung, der Ungewißheit der Zukunft, der Gewaltsamkeit des revolutionairen Regiments, und der willkürlichen und mißbräuchlichen Besteuerung hatte die Erzeugung aller zum Leben nothwendigen Dinge lau gemacht. Das Maximum brachte sie ganz ins Stocken, weil sie dadurch nur Schaden bringend ward. Wozu produciren, wenn man statt eines in Aussicht gestellten Vortheils nur den Verlust des in der Production angelegten Capitals zu gewärtigen hatte?

Eine gleiche Umwälzung hatte sich in den Gegenständen des Betriebes des Landmannes begeben, und ein Zug- oder Arbeitspferd, das man im Jahr 1789 zu 300 Fr. hatte kaufen können, kostete im Jahr 1793 — 12 bis 1500 Fr.

Da stellte sich denn, als eine natürliche Folge der Regierungspolitik, überall Hungersnoth ein, so in den Städten wie auf dem Lande. In der Beauce stieg der Sack Waizen auf 200 Fr. Die Hälfte Frankreichs lebte nur von Haferbrod, und auch damit war es knapp. Zu Rouen stieg das Brod, wie man gesehen hat, auf 25 Fr. das Pfund, und Kartoffeln, wiewohl damals noch wenig in Brauch, wurden der Scheffel mit mehr als 80 Fr. bezahlt. Die armen Waisen, welchen man den Namen Kinder des Vaterlandes beigelegt hatte, waren in den Hospizien dem größten Elende Preis gegeben: die Administration hatte nicht die Mittel, die Milch für die armen kleinen Geschöpfe zu bezahlen, auch starben deren Dreizehn von Vierzehn, wie Dussiraz in einer Rede im Rathe der Alten erklärte, verhungert!

Inmitten dieser schrecklichen Umstände zeigte der Heilsausschuß am 21. Februar 1794 dem Convente eine Maaßregel, welche die letzten Gränzen des Lächerlichen überstieg, wenn es möglich wäre, Angesichts einer dem Hungertode Preis gegebenen Bevölkerung lachen zu können, in folgenden Worten an:

„Wir wollen," sagte Barrere, „inmitten der zahlreichen Bedürfnisse der Republik nicht vorschreiben, was man lächerlicher Weise die Fasten genannt hat.... Gesetzgeber sollen nicht den Priestern nachahmen, und es paßt nicht für den Convent, gleich Moses und dem Papste zu verfahren. Die Juden und die Katholiken haben gezwungen gethan, was Republikaner aus Liebe zur Freiheit thun werden. Die Comité wird Ihnen unter Kurzem öconomische Maaßregeln in Vorschlag bringen, die den Umständen angemessen sind."

Die in dieser Weise angekündigten Maaßregeln waren, welche Wendung Barrere der Sache auch zu geben versuchte, doch nichts weiter als ein neues Fasten, nur mit dem Zusatze bürgerlich: „Carême civique." In Abwartung der Beschlüsse des Ausschusses, lud Barrere die Republikaner im Voraus ein, unmittelbar mit der Enthaltsamkeit den Anfang zu machen.

So endigten die Träume von Glückseligkeit, womit die Politik der Demagogen das leichtgläubige Volk gewiegt hatte. Statt des Ueberflusses, stand ihm Hungersnoth bevor, und das Paradies der Wonne, das ihm verheißen worden war, löste sich in ein Fasten auf. Was half es, daß man diese Enthaltsamkeit als eine bürgerliche bezeichnete; es war und blieb eine Entbehrung, und noch dazu eine gezwungene, aus der sich niemand ein Verdienst machen konnte.

Die Gemeinde von Paris entsandte Commissarien nach den Departements, um dort die Carême civique zu predigen. Der Bericht, den dieselben am 6. März 1794 dem General-Conseil abstatteten, beweis't, daß die Hungersnoth eine allgemeine war. „In einem bedenklichen Augenblicke, in einem Augenblick des Mangels," sagte einer der Commissarien, „müssen ächte Republikaner sich zu opfern verstehn. Sie müssen sich der Sache würdig zeigen, die sie vertheidigen, indem sie den Egoisten und den Aufkäufern den Beweis geben, daß ihre Geduld nicht zu ermüden ist, und sie sich darin schicken können, mit Brod und Wasser vorlieb zu nehmen." Bei diesen Worten erhob sich aber auf den Tribünen, obwohl von den famosen Strickerinnen und den eifrigsten Anhängern Marats und Chaumette's besetzt, ein bedenkliches Gemurmel: der schlichte Verstand war stärker als die Republik, und es leuchtete dem Volke ein, daß es sich nicht verlohnt hatte die vorübergehenden und freiwilligen kirchlichen Fasten abzuschaffen, um sich dagegen das endlose und gezwungene Fasten des Heilsausschusses aufhalsen zu lassen.

Legendre, der die Republikaner eben so gut kannte als Barrere, erklärte indeß ohne weiteres, daß ein Auffordern zu dem bürgerlichen Fasten nichts fruchten würde, und daß man es decretiren müßte. Er setzte hinzu, daß eine derartige Maaßregel unerläßlich sey, wenn man nicht wollte, daß das Rindergeschlecht gänzlich vertilgt würde.

Die Production des Fleisches war gleich allen anderen Productionen natürlicher Weise durch den Consum bedingt. Die Abschaffung des Christenthums hatte die Fastenzeit und die Tage, an welchen kein Fleisch gegessen werden durfte, verschwinden lassen, und die Vendee, die vor der Revolution einen großen Theil des in Paris consumirten Fleisches lieferte, war durch den Krieg zu Grunde gerichtet und verwüstet worden. Einerseits hatte also der Verbrauch an Fleisch bedeutend zugenommen, während andererseits die Production, unter den allgemeinen Schwierigkeiten leidend, weder die Zeit noch das Vermögen, sich zu reorganisiren, gehabt hatte. Die Schlachterei hatte demnach nicht die Revenüen, sondern das Capital des Fleisches selber angegriffen, und man vernichtete rasch die Gattung, indem man, wie Legendre sich ausdrückte, „den Vater, die Mutter und die Kinder verzehrte." Es war überdem ein Fleisch, das nicht gehörig gemästet war, sich also eigentlich nicht für die Schlächterei paßte. Legendre, der sich in diesen, seinem früheren Gewerbe entlehnten, Details gern erging, gab einen Begriff, wie sehr die Rinderzucht heruntergekommen war, indem er sagte: „ein Ochse gäbe nicht mehr so viel Talg, als nöthig wäre, ihn bei seinem Tode zu beleuchten."

So groß war das Elend, in welches die, durch den Communismus des Heilsausschusses generalisirten und in ein System gebrachten Unordnungen der Revolution Frankreich versetzt hatte; und ohne das schwache Vertrauen, welches dem 9. Thermidor folgte, und die Abschaffung des Maximums, die eine Folge hiervon war, würden die Barrere'schen Fasten decretirt worden seyn, und man hätte das in der Geschichte unerhörte Schauspiel gehabt, ein ganzes Volk durch seine Regierung auf Wasser und Brod gesetzt zu sehn.

Obwohl in großen Nöthen, litt Paris doch weniger, als das übrige Frankreich. Die Hungersnoth und die Verzweiflung in den fernen Provinzen rührte und interessirte hier keine Seele. Die verwilderten Bewohner der Vorstädte, die, erst Bundesgenossen des Convents, sich zu dessen Gebietern aufgeworfen hatten, verlangten Brod und Schauspiele. An Letzteren ließ man es auch nicht fehlen: es waren pseudo-griechische und römische Feste, durch David mit Göttinnen, welche der Opera-Olymp liefern mußte, organisirt; mit dem Brode aber haperte es.

Dem Convente leuchtete es jedoch ein, daß man die Vorstädte von Paris, um ihnen nicht selber zur Speise zu dienen, nähren müsse, und so legte er dem Budget ungeheure Opfer auf, um Paris unausgesetzt mit wohlfeilen Lebensmitteln zu versorgen. So wurde der Preis des Brodes in Paris unausgesetzt auf 3 Sous das Pfund erhalten, als er anderer Orten in Frankreich schon auf 25 Franken (?) gestiegen war. Das war ein Verlust, den die Bäcker natürlich nicht tragen konnten: er wurde dem allgemeinen Budget von Frankreich in Rechnung gebracht.

Es war ein schmähliches und herzzerreißendes Schauspiel, zu sehen, wie die Einwohner der unglücklichen Stadt Paris täglich die Thüren der Bäcker und Schlachter belagerten, des Augenblicks gewärtig, wo ihre Ordnungsnummer an die Reihe kam, um auf ihre Bürgerkarte die ⅞ Brod und Fleisch in Empfang zu nehmen, die ihnen von der Republik ausgesetzt worden waren. Auf diesen Punkt waren Alle reducirt, die Reichen wie die Armen, wenn Leute, die nicht wußten, ob sie den nächsten Tag noch etwas zu essen haben würden, noch als reich bezeichnet werden können.

Die Zeit, wo die Republik diese Art von Almosen nicht mehr leisten konnte, stellte sich in der That ein, und zwar am 1. Sept. 1796. Der desfallsige Beschluß des Directoriums, vom 22. August, machte freilich eine Ausnahme mit den wahrhaft Dürftigen; in diese Classe waren aber mindestens zwei Drittheile der gesammten Einwohnerschaft zu stellen.

Allmählig schämte sich jedoch das Volk von Paris der Erniedrigung, in die es durch seine Gebieter versetzt worden war. Der Arbeiter wollte nicht länger ein Almosen annehmen, das ohne Mitgefühl und Würde ausgetheilt wurde; er fand sich nicht mehr vor den Thüren der Bäcker ein, wo er mehr Schmach als Brod zu erwarten hatte, und arbeitete lieber angestrengter, um die höheren Preise zu erschwingen, als ferner ein Bettler zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wohnhaus eines holländisch-afrikanischen Landmannes.

(Aus Everard Tunstall: a Tale of the Kaffir Wars. By Thomas Forester.)

Das Land war wellenförmig, obwohl ohne eine auffallende Erhöhung, und ganz von Bäumen entblößt, außer da, wo ein Saum von Weiden und Acazias die Gränzscheide der Wasserläufe bezeichnete. Die Oberfläche war mit Gras bedeckt gewesen, das den Schaafen und dem Rindvieh eine köstliche Weide gegeben hatte; es war aber augenblicklich durch eine anhaltende Dürre dermaßen versengt werden, daß ein Fremder sich hätte verwundern müssen, wie die großen Heerden ihre Existenz hatten fristen können. Von Zeit zu Zeit kamen Meierhöfe zu Gesicht, bei deren einem Van Arnevelt anhielt, um die Pferde zu erfrischen, und dann seine Reise fortsetzte. Nach Verlauf einer Stunde, in der Mittagszeit, gelangte er an das Ufer eines ansehnlichen Flusses, eben unter dessen Vereinigung mit einem von Norden herabfließenden Strome, und nachdem er eine Furt passirt war, erreichte er eingehägte Äcker, deren einige schon schnittfertiges Haferheu und andere rothen Waizen, der auch bald geerntet werden konnte, enthielten. Zwischen ihnen durch, und sonst aufwärts, passirten unsre Reisenden Obstgärten mit Pfirsich-, Apfel- und Birnbäumen, deren strotzende Frucht sich der Reife näherte. Eine grüne Allee von Orangenbäumen, und ein Weinberg, der mit seinen Reichthümern von Laub und Trauben einen sanften Abhang in förmliche Staffeln abtheilte, daneben stattliche Pflanzungen von Quitten und Granatapfelbäumen, Alles in der besten Ordnung, verriethen Wohlhabenheit und Ueberfluß, und deuteten die Nähe einer holländisch-afrikanischen Meierei an.

Ein massives Thor that sich auf, und man gelangte durch dasselbe zu einem großen Hofe, der auf der einen Seite durch Rohrhütten, Schoppen und Ställe, auf der anderen durch Rindvieh-Kraals begränzt war. Mehrere dunkelfarbige Männer und halbnackte Knaben lagen müßig, unter den Schoppen hingestreckt, oder an der Sonne, oder sprangen auch lustig umher; denn es war Sonntag. Eine ganze Meute Hunde kläffte hinter den Pferden her, während Van Arnevelt, wie jemand, der wohl Bescheid weiß, unbefangen über den Hof ritt, bis er zu einer langen Reihe schmaler, mit Leinen bedeckter Wagen kam, die unter einem Haufen von Eichen, in der Nähe des Hauses, die ihnen Schutz und Schatten gaben, aufgestellt standen. Hier hielt Arnevelt vor drei Stufen an, die zu dem Wohnhause, einem niedrig bedachten Gebäude führten, von dem aus man das ganze Areal übersehen konnte. Da sich, wie es sonst gebräuchlich ist, wenn das Hundegebell die Ankunft eines Fremden anzeigt, niemand blicken ließ, um ihn zu empfangen, so saß er ab, und warf Adrian den Zügel zu, der die keuchenden Pferde dem Stalle zuführte, und sich der Lust freuete, die seiner wartete, als er die müßigen Gruppen bemerkt hatte.

Unser Reisender stieß die Hausthür offen, und da zeigte sich eine Scene, die ihm nichts Neues war, von welcher aber eine flüchtige Skizze, in welcher sich die patriarchalischen Sitten dieses Landes abspiegeln, nicht uninteressant seyn dürfte. Das Vorhaus, auf deren Schwelle Van Arnevelt stand, befand sich, wie es der Brauch hier mit sich bringt, im Mittelpunkte des Gebäudes, und war von sehr ansehnlichem Umfang. Die Flur, obwohl nur von Lehm, war doch völlig eben und fest aus dem feingestoßenen Material verlassener Ameisenhügel, mit Kuhmist und Wasser aufgeweicht, gebildet. Das Wohnzimmer hatte keine Decke, sondern war bis zu dem Rohrdache offen. Von den Dachsparren herab hingen, bunt durch einander, Schinken, gedörrtes Reh- und anderes Fleisch, Leoparden- und Rehfelle, Jagdgeräth, Straußeneier, Kürbisse, lederne Beutel mit getrockneten Früchten, und Rollen Taback. Die weißgetünchten Wände waren mit einer furchtbaren Reihe schwerer langer Gewehre, großen Pulverhörnern, Bambus zu Wagenpeitschen und Hippopotamusriemen zu Reitpeitschen, so wie, als Zierde, mit Bündeln von Straußenfedern und mit einigen Bibelbildern im drolligen flämischen Style bedeckt. Ein großer Schrank von dunklem Nußbaumholz, in seinen oberen Fächern einige wenige Bücher und nach Unten eine Menge Schubfächer, muthmaßlich mit Quacksalbereien angefüllt, von welchen die Afrikaner große Consumenten sind, enthaltend; ein kleiner Tisch von durchbrochener Arbeit, der einen blanken messingenen Kessel und Kohlenbecken nebst einigem Porcelan trug, und eine, merkwürdig in Paneelen geschnitzte, massive Kiste, alles mit religiöser Sorgfalt aufbewahrte Reliquien des „Vaterlandes", standen an den verschiedenen Seiten der Halle aufgestellt. Ein langer Tisch nahm die Mitte ein, und die Stühle und Bänke längs der Wände waren mit einer lebensfrohen Gesellschaft beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters in andächtiger Haltung besetzt, weil es eben die Stunde der Andacht der Familie war.

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Römus.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Letzter Aufenthalt in Kopenhagen.

Vom 30. Sept. bis 7. Oct.

Es hatte also das arme Kind mit Gottes Hülfe den ehrgeizigen Plänen seines Lehrers in allen Stücken so glänzend entsprochen, als dieser es sich vielleicht kaum geträumt. Nun aber bekam es Heimweh. „Ich will wieder nach Lübeck" — bat es oft — „nach meinem Lehnstuhle, in dem ich so gern sitze." — Der so sehnliche Wunsch konnte aber leider noch nicht erfüllt werden. Die drei Audienzen unsers kleinen Gelehrten waren in dänischen Zeitungen beschrieben worden, was Wunder also, wenn Jeder gern den vierjährigen Knaben in Augenschein erst noch nehmen wollte. Es erschienen demnach mehrere hohe Personen, deren Aufzählung wir jedoch übergehen und nur bemerken, daß unser kleine Heineken noch einmal von dem Vice-Gouverneur von Norwegen, Hrn. Wiebe und dem Kammerherrn Gabel, nebst deren Gättinnen mit einem Besuche beehrt oder gequält wurde. Auch hatte Christian geäußert, das berühmte königl. Kunstcabinet besuchen und in Augenschein nehmen zu wollen, in welchen Wunsch auch der „ehrliche" Holm eingewilligt hatte. An einem recht schlimmen Regentage machte sich der Maler und v. Schöneich mit dem Kleinen auf den Weg. Christians Seele war so trübe wie

das Wetter. Erst in dem sogenannten Bildersaal verlor er etwas von seinem Trübsinn. Die Gemälde gefielen ihm und gewährten ihm Unterhaltung, noch mehr aber sprach ihn der Kunstsaal an, wo die vielen Natur- und Kunstsachen einen solchen Eindruck auf ihn machten, daß er eine geraume Zeit bedurfte, um wieder zu Worte zu kommen. Erst als man ihm eine Schlange zeigte, die einen Dukaten im Munde trug, erhielt er seine Sprache wieder. Nun wurde er aber eines großen Lehnstuhls gewahr. „O, das ist ein hemicyclium (Lehnstuhl)!“ rief er freudig und wünschte, daß man ihn hineinsetze; da es aber ein Vexirstuhl war und man mit Recht befürchtete, das Kind möchte sich zu sehr erschrecken, so setzte sich sein Lehrer hinein und war in demselben Augenblick wie eingesperrt. Als Christian das sah, rief er: „Voilà un Prisonnier!“ — Nachdem v. Schöneich wieder aus seiner Gefangenschaft befreit worden war, zeigte derselbe dem Kleinen einen köstlichen mit Juwelen reich besetzten Tisch, der nicht weit von dem Lehnstuhle stand. Christian, der auf demselben sitzend gehalten wurde, sagte: „Wenn dieser Tisch in Mantua wäre, so hätten sie sieben, denn sechs rare Tische haben sie schon, von Jaspis, von Türkis, von Hyacinth, von Bernstein, von Saphir, und von Smaragd.“ — Doch wollen wir innehalten mit dem, was das Kind noch ferner besehen und besprochen, denn es gab noch viele Raritäten, an denen sich der kleine Gelehrte amusirte, und über welche er naive Einfälle äußerte. — Bald jedoch wurde er launisch, ja einsilbig. Als man nämlich ihm das Münzkabinett zeigen wollte, bat er: „Je voudrois bien aller au logis“ — welchem Wunsche man denn auch entsprach.

Am folgenden Tage führte der Maler seinen Liebling in Begleitung des Lehrers und der Amme auf einen sehr hohen Thurm, auf dem man ganz bequem fahren, reiten oder gehen konnte. Als sie oben standen und nun über die ganze Stadt, weit in die See hinein sahen, wandte Christian sich mit der Frage an seinen Lehrer: „Ist dieser Thurm wohl so hoch als die Zinne des Tempels zu Jerusalem? — „Die Zinne ist wohl noch einmal so hoch gewesen“ — entgegnete v. Schöneich — „gute 400 Ellen.“ — Der Kleine stutzte; aber der Maler drang, den Thurm zu verlassen, indem der Wind gar zu heftig wehte. Sie stiegen demnach wieder hinab und wollten das Observatorium, das sich weiter unten befand, besuchen. Die Thür war verschlossen. Sie klopften, keiner kam, Alles blieb still. Der Kleine wurde darüber keineswegs unwirsch, sondern scherzte vielmehr: „Es scheint, als wenn Nemo, Nullus et Neuter (Herr Niemand) hier wohnen.“ Lächelnd über diesen Einfall, wollten sie sich schon wieder entfernen, als sich die Thür öffnete und der königl. Astronom, sie freundlichst bewillkommnend, in die Sternwarte führte. Gleich beim Eingang erblickte Christian einige Landcharten an der Wand. Seine Amme mußte ihn zu derselben hintragen und nun kramte er sogleich seine ganze geographische Weisheit aus. Der Astronom stutzte, wußte aber gleich, wen er vor sich habe, denn die Kunde von der ehrenden Aufnahme des Kleinen am Hofe war selbst in diese luftige Wohnung gedrungen. Der alte brave Mann gab sich nun die Mühe, oben an der Decke seiner Warte den Himmelslauf nach dem System des Copernikus und Tycho de Brahe, zu zeigen. Anfangs hörte und sah Christian mit Aufmerksamkeit zu, bald aber fragte er: „Wo ist nun die Sonne und der Mond?“ Als er deren Zeichen an dem blau bemalten Boden, nebst ihrer Bewegung, die durch ein Uhrwerk, das gedreht wurde, gesehen hatte, wurde er müde und wollte wieder vom Thurme hinab. „Plus ultra (weiter fort)!“ sagte er. „Je voudrois bien avoir la mammelle.“ — „Mich haben wohl gekrönte Häupter besucht, solches Kind aber wird mich schwerlich je wieder besuchen,“ sprach der Astronom, nachdem sich die Gäste entfernt und verschloß die Thür.

Von der Sternwarte ging's in einige Kirchen, wo der Maler dem Kleinen die Todten-Denkmäler und Begräbnißkapellen zeigte. In einer Kirche wurde gerade ein Kind getauft. Christian wollte näher, aber die Menge der Pathen war so groß, daß er dem Täufling nicht nahe gebracht werden konnte, sondern von den Stufen des Altars aus Alles mit ansehen mußte. „O ich sehe das Kind wohl!“ raunte er dem Lehrer ins Ohr. „Der infans ist in fasciis (das Kind ist in Windeln).“ — Nachdem die heilige Handlung beendet, ging es in eine andre Kirche, wo ein Todtenschädel seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. (Todtenschädel waren nämlich sein liebstes Spielzeug.) Eine geraume Zeit waren seine Augen unverwandt auf diesen Todtenschädel gerichtet und sagte beim Weggehen: „Mors sceptra ligonibus aequat“ (der Tod legt Kron' und Karst' zusammen in den Sarg). Die ganze übrige Zeit führte er sich sehr artig auf, zeigte auf mehre Sachen, die daselbst waren, und nannte sie lateinisch und deutsch. Aber den Todtenschädel konnte er gar nicht vergessen; noch beim Zuhausefahren dachte und sprach er von demselben.

Tages darauf erhielt unser Christian von der Markgräfin in einem versiegelten Papier ein Geschenk in Gelde. Das Kind lag noch im Bette, als ihm dies überbracht wurde. „Da heißt es“ — rief es — „Rete dormientis capit“ (seinen Freunden giebt er's schlafend). Und an den Kammerdiener sich wendend, sprach es: „Saget der Frau Markgräfin, ich bedanke mich demüthigst und wolle Ihrer ewig eingedenk bleiben.“

(Fortsetzung folgt.)

De la Fondation-Goethe à Weimar

par

Franz Liszt.

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851. 162 Seiten gr. 8.

Der Aufruf zu einer Goethe-Stiftung, welcher von Berlin aus in Veranlassung des hundertjährigen Geburtstages des Dichters erging und Weimar als den Ort bezeichnete, wo sie ihren natürlichen Grund und Boden suchen müsse, fand dort, wie vorauszusehen, die lebhafteste Theilnahme. Der Plan zu dieser Stiftung wurde in bestimmten Umrissen nicht dargelegt, aber Meinungsäußerungen und Entwürfe, wie sie, Goethe's am würdigsten und seinem Sinne am vollkommensten entsprechend in's Leben gerufen werden könne, gewünscht. Der geistreiche und hochgebildete Verfasser der anzuzeigenden Schrift, in Weimar lebend und dessen Fürstenhause durch Bande dankbarer Erkenntlichkeit verbunden, war denn allerdings, von seiner ausgezeichneten künstlerischen Befähigung abgesehen, vor Vielen berufen, diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und seine Ansichten zu veröffentlichen.

Dies ist in dem dritten Abschnitte der vorliegenden Denkschrift geschehen; in dem ersten erhalten wir eine mit großem Fleiße entworfene Uebersicht der Bestrebungen des Weimarischen Fürstenstammes, von den frühesten Zeiten an bis auf die neueren, zur Förderung der geistigen Cultur in jeglicher Beziehung, zur Pflege der Künste und Wissenschaften. Um diese Bestrebungen recht anschaulich zu machen, wird selbst in Einzelnheiten, z. B. die Begründung der fürstlichen, später nach Weimar verlegten Buchdruckerei in Torgau und die Geschichte der vom Hofmarschall Kaspar von Teutleben im Jahre 1617 veranlaßten „fruchtbringenden Gesellschaft oder des gekrönten Palmenordens“ eingegangen und dieser, nach italienischen Vorbildern, zur Beförderung der Reinheit der Muttersprache gestifteten Vereinbarung sogar eine besondere, vielleicht etwas zu ausführliche, wenn auch sehr anziehende Erörterung gewidmet, deren Hauptzweck ist zu beweisen, daß der Grund der kurzen Dauer und geringen Wirksamkeit derselben in zu kleinlicher Nachahmung des Fremden gelegen und dem Mangel an Selbstständigkeit zuzuschreiben sei. — Daß die Regierungsperiode und die geistige Wirksamkeit des Herzogs Carl August in ihrem ganzen Glanze mit Vorliebe geschildert sind, bedarf wol nur flüchtiger Erwähnung.

Im zweiten Abschnitte wird der Berliner Aufruf vom 5. Juli 1849 und ein Auszug des Berichtes des Special-Comité vom 29. October desselben Jahres, mit vorangehenden Bemerkungen, in französischer Uebersetzung wiedergegeben. Von den drei begutachteten Vorschlägen konnte nur der von Herrn Professor Koch mitgetheilte Beifall und Sympathie erwecken; ihm zufolge würde alljährlich am 28. August in Weimar abwechselnd ein Werk der Dichtkunst, der Malerei, der Sculptur, der Musik, mit einem Preise zu krönen sein. Herr Liszt bemerkt, die Idee zu diesem Vorschlage wäre in Weimar geschöpft und nur die Skizze eines Entwurfes, welchen er dem Weimarischen Hofe vorgelegt habe. Dieser Entwurf erfolgt vollständig im dritten Abschnitte.

Eine jährliche, jedoch hinsichtlich des Gegenstandes abwechselnde, Erzeugnisse der Literatur, Malerei,. Sculptur, Musik, umfassende Aufforderung soll, dem Liszt'schen Plane gemäß, Schriftstellern (littérateurs) und Künstlern, wie einst bei den Olympischen Spielen, eine glänzende Gelegenheit darbieten, in großen Versammlungen, in welchen das vollkommenste Werk mit einem Ehrenpreise, dem schon der Name der Preisrichter allein einen unschätzbaren Werth verleihen dürfe, zu krönen, sich bekannt zu machen und Würdigung ihres Talents zu erwerben. Die zu ertheilenden Preisen würden in einer ansehnlichen Summe Geldes: 500 — 1000 — 2000 — 3000 Thalern bestehen. Als Bedingung wird in dem Entwurfe festgestellt, daß alle gekrönte literarischen und Kunst-Leistungen der Goethe-Stiftung als Eigenthum verbleiben; die Gemälde und Sculpturarbeiten, die Werke der Literatur und Musik sollen nach und nach ein Museum und eine Bibliothek bilden: ein Goethe-Museum. Zur Bewerbung eignen sich Productionen der verschiedensten Literaturfächer, streng wissenschaftliche ausgenommen; die epische, lyrische und dramatische Poesie, der Roman, die philosophische und ästhetische Kritik, gründliche die Kunst betreffende Untersuchungen, Monographieen der Vergangenheit oder Ueberblicke der Zukunft der Wissenschaften und Künste im Allgemeinen oder in ihren einzelnen Zweigen und ihrem Verhältniß zu Deutschland, dürfen gleiche Beachtung erwarten. Die gekrönten schriftstellerischen und musikalischen Werke sind von der Goethe-Stiftung, als alleiniger Eigenthümerin, mit würdiger äußerer Ausstattung zu veröffentlichen.

In den Jahren, in welchen eine Einladung zur Bewerbung um Preise für musikalische Leistungen erfolgt, ist mit der Preisvertheilung ein großes Musikfest zu verbinden. Bei noch auszuführenden oder bereits ausgeführten Sculpturwerken von bedeutendem Umfange reicht es hin die Modelle und vollständigen Zeichnungen derselben einzusenden.

Wir konnten aus dem Plane des Herrn Liszt, zu dessen richtiger Beurtheilung es erforderlich ist, ihn ganz zu lesen, nur Einzelnes herauswählen; er behandelt den Gegenstand von allen Seiten: die Bewerbung um den Preis, die Verwaltung der Goethe-Stiftung, die Zusammenberufung des leitenden Comités, seine Obliegenheiten, die Hinzuziehung von drei Künstlern oder Gelehrten bei der Zuerkennung des Preises, die Vertheilung der Preise, die Verfügungen rücksichtlich der Bewerbung der verschiedenen Kunstzweige, das Local, die Nebenpreise, die Finanz-Verwaltung, Alles ist berücksichtigt.

Der Verfasser betrachtet in Uebereinstimmung mit dem Special-Comité bloße Wohlthätigkeitsrücksichten als von den Zwecken der Goethe-Stiftung gänzlich ausgeschlossen, und rechtfertigt diese Ausschließung in genügender, keine Mißdeutung leidender Weise: das Princip der Unterstützung, eins von den drei ursprünglich aufgestellten (— Ermuthigung, Beifall, Unterstützung —) dürfe weder das persönliche Unglück, dem die Künstler gleich allen Sterblichen unterworfen, beachten, noch das zu ihrer Erziehung Nothwendige, dessen Betrag oft, in Folge unerfüllt bleibender Versprechungen ihrer Kindheit und Jugend und achtungswerther Täuschung der Eltern, die Bedeutsamkeit ihrer Fähigkeiten überträfe, sondern allein und ohne Ausnahme das Talent, welches bereits Bürgschaft für sein wirkliches Vorhandensein und seine schaffende Kraft gewähre. Ihm einen Kampfplatz, ein Ziel eröffnen, ihm eine reiche Belohnung für ein schönes Werk zuzuerkennen, dies heiße dem Princip der Unterstützung, welches die Grenzen einer den Künsten und ausgezeichneter geistiger Tüchtigkeit vorbehaltenen Begünstigung nicht überschreite, hinlänglich entsprechen. — Die hier geäußerte Ansicht ist unbedingt die richtige; unverschuldet hülflos dastehenden Künstlern ihr Schicksal zu erleichtern, ist eine schöne Aufgabe; aber es giebt andere Mittel, um sie befriedigend zu lösen. (Herr Liszt selbst hat sie schon oft menschenfreundlichst dargeboten; so z. B., was außerhalb Hamburgs schwerlich allgemein bekannt ist, verdankt ihm eine Pensions-Anstalt für die Orchester-Mitglieder des Stadttheaters — die Franz Liszt'sche genannt — ihr Entstehen [1840, im November]; den ursprünglichen Stamm des Kapitals bilden seine ansehnlichen Geschenke und die Zinsen derselben; vermehrt ist und wird dasselbe durch die Beiträge der Mitglieder, den Ertrag zum Besten der Anstalt von fremden in Hamburg anwesenden Künstlern gegebenen Vorstellungen und Concerten, u. s. w. Der edle Zweck: wo Krankheit, hohes Alter, notorisches oder zu erweisendes Unglück die Wirksamkeit gehemmt, Beihülfe zu leisten, ist erreicht.)

Das in dem Berliner Aufrufe gebrauchte Wort „Kunst“ ist, wie aus dem Berichte des Special-Comités ersichtlich, im weiteren Sinne desselben verstanden: die s. g. schöne Rede- und bildenden Künste sind es, die darunter begriffen werden. — Herr Liszt

hat in seinem Plane den Begriff in Hinsicht auf die Schriftsteller, noch erweitert, und zwar ganz im Geiste von Goethe's vielseitigem wissenschaftlichem Streben; vielleicht möchten, wenn auch nur in größeren Zwischenräumen, bei den Preisertheilungen auch noch die Naturwissenschaften, denen Goethe mit bekannter Liebe sich widmete, Rücksicht verdienen.

Die rege und lebendige Theilnahme, welche in allen Partieen der Schrift nicht bloß der Kunst, sondern auch den Wissenschaften, im ersten Abschnitt selbst der Geschichte ihrer Pflege und Förderung, wenn auch nur in beschränkter monographischer Beziehung, zugewendet ist, hat uns nicht überrascht, aber innig erfreut; wir wünschen, daß der Verfasser für sein ehrenwerthes Bestreben, die beabsichtigte Goethe-Stiftung in möglichst großartiger Form und hoher Bedeutsamkeit zu verwirklichen, durch allgemeine Anerkennung und Berücksichtigung seiner Ideen sich belohnt sehen und die Stiftung recht bald ihr erstes Fest feiern möge. — Eine deutsche Uebersetzung der ganzen Abhandlung, oder wenigstens des Entwurfes, würde wahrscheinlich der schnelleren Förderung des Unternehmens nützen und ihm auch in Kreisen, in welchen das Original seinen Einfluß nicht geltend machen kann, noch manchen Freund gewinnen. Es darf in dieser Bemerkung jedoch darüber kein Vorwurf gesucht werden, daß eine fremde Sprache dienen mußte eine wahrhaft deutsche Nationalangelegenheit zu besprechen; im Gegentheil, wir erkennen die Richtigkeit der am Schlusse des Vorwortes gegebenen Erklärung vollkommen an und stimmen ihr unbedingt bei.

Der einfach-sauberen Ausstattung der Schrift ist lobend zu gedenken.

Hoffmann.

Der Wasserfall und seine Offenbarungen. Das Gewitter und der Dampfwagen. Die verborgene Lebensfülle in der ganzen Natur. *)

Eine liebliche Bergschlucht nimmt uns auf. Wild thürmen sich Felsblöcke zu beiden Seiten, die Mauern gleich das Thal gegen den Himmel verschließen. Aus den Spalten der Wände erheben sich mächtige Bäume hoch in die Lüfte, durch deren drohende Wipfel über unsern Häuptern der Abendwind säuselt. Schimmerndes Moos bekleidet den Boden, den wir betreten, und liebliche Blumen senken ihre duftenden Kronen in den krystallnen Bach. So nah ist hier das Wildromantische mit dem Sinnigzarten verknüpft. Da tönt ein seltsames Rauschen an unser Ohr gleich dem nahenden Sturmwind. Wilder schäumen die Wellen des Baches, emsiger hüpfen sie von Fels zu Fels, als hätte nur sie ein verborgener Orkan erregt. Wir wenden uns um eine vorspringende Felsenecke, ein Wasserfall enthüllt sich dem staunenden Blick. Schweigend hemmen wir den Fuß vor diesem Wunder der Natur, in welchem sie die ganze Fülle ihrer Kraft, wie ihrer Reize spendet. Der Boden erbebt unter dem donnernden Sturz der Wassermasse, Felsen zersplittern, welche kein Hammer in der kräftigsten Hand zertrümmern möchte, unter den zerstiebenden Tropfen. Die Brust wird uns beengt, sie vermag die zusammengepreßte Luft nicht zu athmen. Ein seltsamer Schwall von Tönen dringt in unser Ohr, das dumpfe Rauschen der sich drängenden Wasser gemischt mit dem leisen Plätschern der niederfallenden Tropfen. Aber eine harmonische Musik schlummert in diesem Wassersturze, unsern stumpfen Sinnen verborgen. Dort oben, einem festen Krystallgewölbe gleich, zersplittert der stürzende Wasserbogen in zahllose Tropfen. Der Druck in der Nähe des Abflusses in Verbindung mit der Gewalt des Falles erzeugt eigenthümliche Schwingungen in dem Wasser, die es nur durch die unmittelbare Nähe der Theile anfangs als ein zusammenhängendes Ganzes erscheinen lassen. Diese Tropfenschwingungen bringen Töne hervor, die wir nur darum nicht hören, weil der mitschwingende Resonanzboden fehlt, der den Tönen eine Stärke verleiht, daß sie von dem Geräusch der fallenden Massen nicht übertäubt werden.*)

Aber vernehmen wir auch nicht diese geheimen Klänge der Natur, die Fülle der Töne in den mannigfaltigsten, in herrlichen Bogen herabfallenden Tropfen befriedigt uns durch die Harmonie mit dem schimmernden Lichtglanz, der den Wasserstrahl bekleidet. Dieser rasche Wechsel in den Formen der Tropfen, dieses schnelle Kommen und Verschwinden der Eindrücke giebt dem zurückgeworfnen Licht einen so eigenthümlichen Charakter, daß wir ein geordnetes Ganzes, und doch ein ewig Neues, daß wir ein magisches Kunstwerk, ein lebenvolles Gemälde zu sehen meinten, wenn nicht ein kalter Schauer uns an die Wirklichkeit mahnte. Dichte Nebel steigen aus der Tiefe des Sturzes auf, und umhüllen den krystallnen Bogen mit einem durchsichtigen Schleier. Die Strahlen der Sonne brechen sich in seinen Tropfen und umkränzen das Schauspiel mit einem prachtvollen Regenbogen, durch dessen geöffnete Thore die Silberfluthen zittern. Die von der Gewalt des Sturzes verdampfenden Tropfen entziehen ihrer Umgebung die Wärme, kühlen die heißen Lüfte, erkälten unsre empfindliche Haut. Und doch strömt hier im Verborgnen auch die Quelle der Wärme. Nicht die zusammengedrückte Luft allein, auch nicht bloß die verdichteten Tropfen, auch die sich drängenden Wasser des stürzenden Strahls, ihr donnernder Schlag gegen die Felsen entwickelt eine Wärme, die wir freilich nicht empfinden, auch nicht mit unseren feinfühlenden Thermometern messen können, die aber doch vorhanden ist, so wahr der Schlag des Hammers auf den Stein und der Druck des Stempels im pneumatischen Feuerzeug glühende Wärme zu erzeugen vermag.

Ist aber Wärme, ist selbst Licht unsichtbar verborgen in diesen rauschenden Wassern, sollte nicht auch die schwesterliche Kraft der Elektricität darin ihr Wesen treiben? Stünden wir an dem Kraterrande des Geysers, sähen wir Blitze zucken durch seine wirbelnden Dampfwolken, die seine Riesensäule umschweben, wir würden nicht länger zweifeln. Hier aber, wo nicht Blitze die Sinne überzeugen, wo wir nur dieselben sich drängenden Wasserstrahlen, dieselben aufsteigenden Dunstwolken sehen, hier kann nur das Auge des Geistes das geheimnißvolle Walten der

*) Zweites Bruchstück aus: „die Natur." M. s. Nr. 45.

*) Daß jede Schwingung Töne hervorbringt, ist nach der heutigen Lehre vom Schall unzweifelhaft. Wenn wir sie nicht hören, so kommt es nur daher, daß sie durch stärkere Töne übertäubt werden, oder daß der Resonanzboden fehlt, dessen mitschwingende Theile sie verstärken. Die Töne einer angeschlagenen Stimmgabel sind kaum hörbar, aber gegen den Tisch gestemmt giebt sie einen mächtigen Klang. Daß aber eine schwingende Bewegung in den Strahlen des Wasserfalls vorhanden ist, haben Savart's Versuche mit ausfließenden Flüssigkeiten hinreichend bewiesen. Jeder fallende Strahl besteht abwechselnd aus Bäuchen und Knoten, d. h. aus in die Länge und in die Breite zusammengezogenen Tropfen. S. Pouillet-Müller Lehrb. d. Phys. I, 172.

Naturkräfte schauen, wie das innere Ohr das harmonische Concert der Tropfen vernimmt.

Tief versunken in den Anblick des prächtigen Schauspiels, noch tiefer in seine geheimnißvollen Wunder, die dem Auge des Uneingeweihten entgehen, so daß sein Herz oft kalt bleibt bei diesen Offenbarungen der Natur, haben wir die Veränderungen nicht gemerkt, die über diesem Thale vergegangen sind. Es ist Nacht um uns geworden, dumpfe Donner rollen über unsern Häuptern, und ein fernes Rauschen kündet nahenden Sturmwind. Eilig klimmen wir die Felsen hinan, um eine Zuflucht vor dem in großen Tropfen beginnenden Regen zu suchen. Eine neue großartige Scene enthüllt sich vor uns. Schwarze Wolken bedecken rings den Horizont, und in dunkelm Blau schimmern uns Berge und Wälder aus Nebeln entgegen. Ein dumpfes, ängstliches Schweigen ruht für einen Augenblick auf der bedrohten Flur. Da durchbricht ein blendender Feuerstrahl plötzlich das schwarze Gewölk, ein krachender Donner folgt ihm, unter dem die Erde erzittert, und als das Siegeszeichen dieser schrecklichen Naturkraft zeigt sich drüben ein aufflammender Baum. In wildem Aufruhr bricht der lange verhaltene Grimm der Elemente los. Des Sturmes Tosen übertäubt der krachende Donner, und Regenfluthen verlöschen nicht das Feuer des Himmels. Als beuge sich die irdische Natur vor diesen furchtbaren Gewalten, senkt die Blume zitternd ihr Haupt unter den Wasserstürzen, neigt der Baum den stolzen Wipfel zur Erde vor dem Donnergebot des Sturmwinds.

Jetzt schweigt die Stimme von oben, und die Sonne lacht wieder unter dem thränengefurchten Antlitz der Natur. Da braust dort unten im friedlichen Thale ein Dampfwagenzug dahin. Wie klein ist doch der Mensch gegen die große Natur, und wie groß sein Geist, daß er sie ihm zu dienen zwingt! Ein zwergartiges Nachbild jenes Gewitters, das so eben drohend über ihren Häuptern dahinzog, führt jetzt so viele Glückliche und Leidende einem ersehnten Ziele entgegen. Sie ahnen die Natur dessen nicht, der sie führt. Weiß doch die Hausfrau nicht, daß sie an ihrem dampfenden Suppentopf eine Elektrisirmaschine hat! In uns erweckt der vorüberrollende Zug alte Erinnerungen. Wir gedenken der Versuche Armstrongs, der zolllange Funken aus dem ausströmenden Dampfstrahl zog, und der heftige Streit der Forscher über die geheimnißvollen Ursachen dieser Elektricität taucht mit allen seinen Einzelnheiten vor unsrer Seele auf. Ist es die chemische Wirkung der Flüssigkeit auf das Gußeisen des Kessels oder die Trennung des Wassers von den Salzen oder Säuren, welche in ihm aufgelöst sind, und die das knisternde Geräusch, das die Erscheinung begleitet, zu verursachen scheinen; sind es die Wärmeunterschiede in den Theilen des Kessels und des Dampfes, oder das Herausfahren der zusammengedrückten Luft durch die enge Oeffnung, vielleicht selbst die Reibung der vom Dampfe fortgerissenen Wassertropfen an den Metallwänden, wie Faraday meint: ist es eine dieser Ursachen, oder ihre Gesammtheit, in der wir die Quelle dieses wunderbaren Phänomens zu suchen haben? Wissen wir diese Frage auch nicht entscheidend zu beantworten, daran zweifeln wir nicht, daß es auch hier chemisches Leben ist, das den Kampf aller Kräfte hervorruft, um Gegensätze zu versöhnen oder die engen Kerkerwände zu zerschmettern, in welche der Mensch die entzweite Natur bannt, damit sie ihm diene.

Unwillkürlich fällt unser Blick von dem dampfenden Wagenzuge auf die schwarzen Gewitterwolken, denen er nacheilt. Auch dort oben dasselbe verborgene Walten furchtbarer Mächte, auch dort dasselbe Dunkel in der Fülle der Erscheinungen, in der Mannigfaltigkeit der Ursachen! Wir sehen die Wirkungen der atmosphärischen Elektricität, wir können ihr Dasein in jedem Augenblicke, selbst bei heiterem Himmel nachweisen. Aber wo suchen wir ihre Quelle? In der schnellen Verdichtung des atmosphärischen Wasserdampfs, aus der wir jene schwarzen Wolken entstehen sehen; in der Verdunstung des Wassers, welches so viele fremde Stoffe gelöst enthält; in den chemischen Processen der Verbrennung, der Vegetation, die zu allen Zeiten thätig sind; in den Wirkungen der Sonnenwärme und des Sonnenlichts, im Strömen der Lüfte und im kreisenden Umschwung der Erdkugel?

O wie wenig hat der Mensch noch gethan, um die Kräfte kennen zu lernen, die sein Leben beherrschen! Wie wenig ist sein Blick in die Tiefen der Schöpfung gedrungen! Ein weites Feld bietet sich seiner Forschung dar in dem Boden, den er betritt, in der Luft, die er athmet. Denn alle diese verborgenen Vorgänge rings um uns in der Natur, können sie ohne Einfluß auf unser Leben, unser Empfinden, unser Denken bleiben? Wenn es wahr wäre, was Schönbein*) behauptet und beobachtet haben will, daß der elektrische Funke, der durch die Luft züngelt, Ozon erzeugt, und daß das Einathmen ozonisirter Luft mit unserm Gesundheitszustande, unsrer Reizbarkeit zu katarrhalischen Erkrankungen in engem Zusammenhange steht; wenn es nicht zu leugnen ist, daß nervöse Personen durch gewisse elektrische oder magnetische Zustände unserer Atmosphäre oder Erde in gereizte oder düstere Gemüthsstimmung versetzt werden: wie sehr sind wir dann noch Sclaven der Natur, ohne es zu wissen, trotz aller Anmaßung mit der wir uns zu ihren Herrschern aufwerfen, trotz aller Verachtung, mit der wir uns als Geister von ihrer rohen Materie abschließen!

Dieser demüthigende Gedanke läßt uns keine Ruhe mehr, wir springen auf vom Rasen, auf dem wir sorglos ruhten, um fort zu eilen durch die lebenerfüllte Natur. Da stößt unser Stock auf einen Stein; Funken sprühen hervor. Also auch hier Leben, auch hier Licht, Wärme, Elektricität! Ein Stein entrollt unsern Füßen dem nahen Abgrunde zu. Auch er entlockt verborgenes Leben dem Boden, über den er hingleitet, ruft zahllose Kräfte zu zartem Wirken. Wir brechen einen Zweig vom nahen Baum, und indem wir seine Fasern zerreißen, wird dieselbe Schaar von Kräften rege. Also kein Schritt, keine Bewegung ohne das Leben der Natur zu wecken; und stumpf eilt der Mensch durch diese beseelten Fluren, unbekümmert um die Keime, die er weckt und die er zertritt!

*) Das Ozon wurde von Schönbein in Basel im J. 1844 entdeckt, und sein Geruch sowohl, als seine chemischen Eigenschaften reihten es am nächsten den Halogenen Chlor, Jod und Brom an. Man erkennt es am leichtesten an seinem eigenthümlichen Vermögen, Jodstärke blau zu färben. Ueber seine Natur ist man noch sehr im Unklaren. Die Einen geben es für eine Oxidationsstufe des Wasserstoffs, Andre für oxidirten Stickstoff, noch Andere, und unter ihnen de la Rive und Berzelius, für modificirten Sauerstoff aus. Daß es in der Luft vorhanden sei und sich beständig, besonders unter dem Einflusse der Elektricität bilde, ist wohl durch Schönbeins Versuche unzweifelhaft. Ob es aber wesentlichen Einfluß auf unsern Gesundheitszustand ausübe, bedürfte wohl noch weiterer Bestätigung.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 48. Sonnabend, den 14. Juni. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Literaturbriefe

von

Hugo Goering.

I.

Wenn wir unter diesem Kleide eine fortlaufende Reihe literarischer Besprechungen in die Welt hinauszuschicken beginnen, müssen wir zunächst den Leser zu überzeugen suchen, daß wir auf diese Weise gerade sein Interesse an den Erscheinungen in der Bücherwelt rege zu erhalten gedenken. Ein einzelnes Buch, gelesen, und recensirt, vergißt sich bald über dem Andringen neuer Werke, wenn es nicht durch besondere Umstände begünstigt, sich Bahn zu brechen weiß. Eine Schrift, die so allein hinauspilgert auf den Markt der Literatur will uns bedünken wie ein Mensch, der auch allein auswandert aus seiner Geburtsstätte, und Niemand hat, der mit ihm wirkt und strebt, an den er sich anschließen kann zur Wallfahrt. Wie aber der Mensch selten sich auf ganz neue Bahnen verirrt, auf denen ihm kein Führer vorangegangen wäre, oder ein Nachbar zur Seite stände, es müßte denn die Urkraft einer besonderen Genialität sich aus ihm herausdrängen, so stehen auch die Erzeugnisse der Literatur selten so ganz allein, daß man sie nicht an Vorgänger oder Mitpilgernde anlehnen könnte. Wenn eine Zeit einmal ein Bedürfniß hervorzurufen und geltend zu machen weiß, so finden sich auch alsobald mehrere Köpfe, die sich über die Forderungen klar zu machen suchen, und dann, jeder in seiner Weise, am Neubau arbeiten.

So ist man in der Literatur schon seit Jahren beschäftigt, alle die, hier reich aufgespeicherten, dort spärlich verkümmernden Rechte nationaler Entwickelungen, wie sie in Sitten und Gebräuchen, in Poesie und Musik, in Architektur und anderer Kunst sich gezeigt haben, einzusammeln, und so vor dem gänzlichen Verschwinden und Vergessen zu bewahren, das ihnen so jäh droht, und so unaufhaltsam entgegenrückt. Dabei begegnet sich so oft Eins mit dem Andern, und aus den verschiedensten Gauen deutschen Landes sendet man uns solche Bücher entgegen, denen das Beileidskreuz der Erinnerung aufgeprägt ist. Wollte man sie einzeln ansehen, einzeln auffassen und betrachten, wer stände dafür, daß sie vergessen wären, bis der große Bücherkatalog der nächsten Ostermesse uns hie und da ihre Namen wieder ins Gedächtniß zurückruft. In Reihen nebeneinandergestellt, reicht immer Eins dem Andern seine Hand, und wir bilden aus den einzelnen Gliedern eine Kette, die wir besser handhaben können.

Für diesmal haben wir drei Werke vor Augen, die nach einer Richtung hin mit ihrem Steuer gestellt sind. Da hat vorerst Josef Rank seine, früher einzeln erschienenen Geschichten und Skizzen gesammelt und in drei Bänden erscheinen lassen. Als Beigabe, was uns jedoch mehr Hauptsache ist, giebt er im ersten Bande eine Reihe von Darstellungen aus dem Volksleben im Böhmer-Walde. Sitte, Sage, Märchen, Lied, — wir finden von Allem Repräsentanten, und müssen gestehen, daß wir mit Freude die kleinen Bilder und Skizzen gelesen haben. Wer weiß, und ermessen kann, wie viel Mühe das Zusammentragen all dieser Einzelheiten macht, wird Rank's Verdienst gern mit uns anerkennen. Die Sitte des „Fensterl'ns“ haben wir vorzüglich noch nirgends so klar und anschaulich, ja auch bis in's Kleine ausführlich vorgeführt gefunden. Im zweiten und dritten Bande der Sammlung treffen wir meist auf alte Bekannte, denen die Kritik schon früher ihre

Stellung angewiesen hat. So finden wir die einfachrührende Geschichte „Eine Mutter vom Lande“ und das treue Abbild, jetzt freilich selten mehr so ausgeprägten Dorflebens, im „Hofer-Käthchen“ von dem uns nur der Schluß weder jetzt noch früher behagt hat. —

Heinrich Pröhle hat uns ein Bändchen geliefert unter dem Titel: Aus dem Harze. Skizzen und Sagen.*) Pröhle wurde einmal irgendwo von seinem Intimus Gustav Kühne der specifische Harzer genannt. Es will uns diese Benennung jetzt gar nicht recht einleuchten. Wir wissen recht wohl, daß Pröhle am Fuße des Harzes seine Heimath hat, daß er schon in seiner Jugend, als Gymnasiast vorzüglich viel Sagen und Sagenhaftes vom Harz und der güldenen Aue gesammelt hat, — aber wir können auch jetzt den Wunsch nicht bergen, daß Pröhle in diesem neuesten Werke aus seinem früher Gesammelten nicht nur so dürftig hätte auswählen sollen. Er will, wie er in der Vorrede sagt, ein Erinnerungsbuch für die geben, welche den Harz besuchen und liebgewinnen. Wir erkennen ihn ganz als den an, welcher uns recht gut hätte zufrieden stellen können. So finden wir zu viel Zufälliges. Reiseerlebnisse sind mitgetheilt, die auch ganz gut anderswo hätten gerade so passiren können, wie am Harze. Wir finden jedoch fast durchweg lebhafte Schilderung und Zeichnung interessanter Charaktere, so daß wir das specifisch Harzische gern vergessen und uns dem Mitgetheilten hingeben. —

Neben dem Böhmerwald und Harz hat sich auch Thüringen geltend gemacht. Adolf Bube, der Freund und Förderer Thüringischer Sagenpoesie, hat uns ein kleines Bändchen eingesendet: Die Thüringischen Sagen aus dem Munde deutscher Dichter.**) Er hat in demselben nach alphabetischer Reihe die Orte und Gegenden aufgestellt, aus deren Sagenschatz die Dichter sich Stoffe gewählt haben. Außer den Thüringer Dichtern Bube, Storch und Welcker finden wir noch als solche, welche thüringische Sagen bearbeitet haben: Menzel, Nodnagel, Rückert, Schloenbach, Sallet. Die Wahl ist meist gut getroffen, und wir finden manches interessante Bild aus der Geschichte und dem Volksleben der Thüringer.

Geschrieben zu Flottbeck am Pfingstfest 1851.

Hugo Goering.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Dieser Zeitabschnitt ist nicht der mindest interessante in dem Leben Salvators; er zeigt sich darin in all den Charakteren, die seine eigenthümliche Individualität bildeten: fruchtbarer und unermüdlicher Maler, komischer Autor, selber Komödiant, Mann von Welt, feuriger Verehrer des Vergnügens, geistreicher Amphytrion, Gassen-Improvisator, Possenreißer und Raisonneur. Es gab fast kein Costüm, das er anzulegen sich geweigert, keine Rolle, die er zu spielen Bedenken getragen hatte, außer einer solchen, die wider Geradheit und Delicatesse verstieß. Das Publikum von sich reden machen, darum war es ihm vor Allem zu thun.

Zu dem Ende ließ er sich an einem Tage des Carnevals, als Charlatan ausstaffirt, auf einem von Ochsen gezogenen Wagen, von dem herab er ein Schauer von Epigrammen unter das römische Volk schleuderte, umherfahren. — Seine Pfeile, die handgreiflich auf die bekanntesten Personen des Publikums zielten, und mit neapolitanischem Salz gewürzt waren, lockten den großen Haufen einen ganzen Tag lang hinter ihm her. Abends wurde er dann im Triumph umhergetragen, und da gab er sich auch erst zu erkennen. Mehr bedurfte es nicht, um ihn populair zu machen. Das römische Volk nannte ihn fortan „Nostro signor Salvatore,“ und das Theater, welches er zu la Vigna de Mignanelli eröffnet hatte, war mehr als einmal in Gefahr, unter der Last der Zuschauer zusammen zu brechen. Seine Stücke, von welchen sich keins erhalten hat, waren genau genommen nichts weiter, als Improvisationen über Sujets, die er sich selber gewählt hatte. Er hatte einige ausgewanderte Neapolitaner als Acteurs angenommen, die Hauptrollen aber gab er selber. Er erschien nicht anders, als im Costüm eines Charlatans auf der Bühne, weil er darin dem hehren Haufen bekannt geworden war, auch wurde er von diesem stets mit einem donnernden Applaus begrüßt. Er wagte es, von seinem Theater herab selbst den Cavalier Bernin anzugreifen, der bei dem Papste in Gunst stand und sich gegen Künstler in der Weise eines Pascha benahm. Man fürchtete für Salvator; der Cavalier Bernin bediente sich aber glücklicher Weise der Gewalt nicht, die ihm seine Stellung gab, sondern hatte den Einfall, seinen Gegner mit denselben Waffen bekämpfen zu wollen, zu was Ende er auch seinerseits ein Theater öffnete, auf welchem der Dichter Ottaviano Castellani Salvator in Improvisationen voll beißender Satyren mit gleicher Münze zu bezahlen übernommen hatte. Derselbe verfuhr dabei aber sehr ungeschickt, indem er statt Epigrammen, nur Injurien vorzubringen wußte, was ihm abseiten seines Auditoriums fast Prügel eingebracht hätte.

Als Salvator das Publikum gehörig in Athem gesetzt zu haben vermeinte, da gab er die angreifende Rolle eines satyrischen Acteurs auf, um wieder der angenehmen Beziehungen zu genießen, auf die er eine kurze Zeit hatte verzichten müssen, weil man nicht gleichzeitig dem großen Haufen und seinen Freunden angehören kann. Jene Beziehung wieder anzuknüpfen, fiel ihm bei dem Reiz, den es hatte, sein Haus zu besuchen, wo der geistreiche Künstler für Zerstreuungen und Vergnügungen zu sorgen verstand, bei welchen man sich am Besten von den Anstrengungen des Studiums erholen kann, nicht schwer. Es waren dies wohleingerichtete Soupers, durch geistreiche Unterhaltung und die Anwesenheit einiger Frauen gewürzt, die zu Rom nicht minder ihres Geistes als ihrer Schönheit wegen berühmt waren; ferner Concerte, von Salvator, der für den geschicktesten Lautenschläger und Viola-Spieler in ganz Italien galt, und der damit umging, ebensowohl in der Musik als in der Malerei Reformen einzuführen, selber dirigirt. Muthmaßlich schreibt sich seine Satyre auf die Musik aus jener Zeit her.

Ich will in diesem literarischen Opus nun auch der Derbheiten gedenken, mit welchen Salvator gegen seine Zeitgenossen nicht eben kärglich war. So rief er, sich an eine hochgeehrte Gottheit des alten Roms wendend, aus:

---

*) Leipzig. Avenarius und Mendelssohn. 1851.

**) Gotha, bei Stollberg. 1851. (Pr. 5 Gr.)

„Man muß schon sagen, daß diese Welt Dein ist, wenn Dir die Esel geweiht sind....

„Es scheint, als ob der Eselsstern Einfluß auf uns hätte: der Esel und der Hammel bilden nur noch ein Paar.

„Italien! Du birgst der Esel so viele unter Deinem Himmel, daß ich mich nach Arcadien versetzt glaube.... Damit die Welt um so besser und schneller eselhaft werde, bilden sich überall Schulen, in welchen ihr J — A gelehrt wird. Man sieht überall nichts als das Noten-A.B.C. und hört nur Gelärm."

Hiernach zürnt Salvator über den Gebrauch, den das Jahrhundert von der Musik macht: er macht den Fürsten einen Vorwurf daraus, die Musiker zu belohnen, und klagt diese einer allgemeinen Verderbtheit an.

„Ich weiß wohl, daß tugendhafte Menschen Musik getrieben haben, und daß sie eine Kunst der Helden gewesen ist. Ich weiß, daß David und Socrates sangen, und daß die Griechen in der Musik eine eben so ernste Wissenschaft gesehen haben, als irgend eine andre. Ich weiß, daß Themistocles weniger in Ehren gehalten wurde als Epaminondas, weil er nicht gleich dem Thebaner singen konnte. Ich weiß, daß Zalete durch Musik Kreta von der Pest befreit hat, ꝛc.

„Wer könnte mir in diesem Jahrhundert aber wohl einen Sänger nachweisen, der im Stande wäre, der Jugend Gefühle der Keuschheit einzuflößen? Die heutige Musik ist unwürdig und gemein, weil sie von Leuten getrieben wird, die lasterhaft und verworfen sind..... Es giebt in Italien ja nur Spitzbuben und Kastraten! . .

„Doch ist es wahr, daß die Gesänge und Psalmen, an festlichen Tagen gesungen, in den Mäulern der Gottlosen zu Blasphemien werden. Es ist ein Scandal, zu hören, wie in den heiligen Tempeln die Vespern abgegurgelt, die Messe gekläft, das Paternoster geblöckt wird.... Es ist, als ob Gottes Heiligthum mit so vielen Thieren angefüllt wäre, daß man es für die Arche Noahs ansehen möchte...."

Was Salvator zu reformiren beabsichtigte, das war insbesondre die religiöse Musik, die ihren eigentlichen Character verloren hatte. „Der Sänger," sagt er, „muß sich an der heiligen Cäcilie und nicht an der Thalia, an Hiob, und nicht an den Orpheus begeistern, die Harmonie nur dem Himmel zugewandt seyn....."

„.... Wo die Augen Thränen vergießen sollten, ist nur das Ohr gespannt, das Talent eines Bassisten oder eines Tenors zu würdigen."

Das wäre schon eine in ordentlicher Weise ausgesprochene Indignation, die der Satyre nichts von ihrer Wahrheit entnimmt und nicht minder beißend ist. Leider kehret Salvator am Schlusse wieder zu seinem Gassenstyl zurück, und ergeht sich über die Musiker seiner Zeit in plumpen und gemeinen Ausdrücken.

Man muß glauben, daß solch plumpes Salz sehr nach dem Geschmacke der Römer gewesen ist, denn die Fragmente von dergleichen Satyren, die Salvator in die Welt schickte, setzten ihn besonders in ihre Gunst: ein Fetzen von ihm bekritzeltes Papier wurde fast eben so theuer bezahlt als eine seiner Skizzen, und er war nahe daran, sich lediglich mit der Poesie zu befassen. Carlo Rossi, der, obwohl die Hälfte seines Lebens dem Handelsstande gewidmet gewesen, in der Coterie am besten über den guten Geschmack zu urtheilen wußte, war es, der ihn davon abbrachte.

Salvator hatte die Malerei ein wenig links liegen lassen, er widmete sich ihr aber wieder mit Lust, angefeuert durch den Erfolg, den sein Gemälde, die Hexe, welches er für Carlo Rossi angefertigt, gehabt hatte.

Es gab noch ein zweites Motiv, das dazu beitrug, ihn für einige Zeit der Poesie zu entfremden. Er mochte nicht gern kritisirt seyn, und die Kritik begann ihn zu necken. Er begegnete ihr selbst zuweilen inmitten seiner Vertrauten; sie applaudirten nicht immer da, wo er auf ihren Applaus gerechnet hatte, und so äußerte er sich einst nach einem Souper, bei dem er kein Glück gemacht, im Vertrauen zu Carlo Rossi:

„Welch ein Unsinn, daß ich meine Zeit und meine Talente damit verliere, diesen Lastthieren, die für nichts Gefühl, und nur eben so viel Einsicht haben, um die Balladen zu würdigen, welche von den Blinden auf der Straße gesungen werden, etwas zum Besten zu geben!"

Wie es mir scheint, hatte Salvator übrigens im Ganzen immer eine ziemlich hohe Meinung von sich selber. So sagt er z. B. in einem Schreiben vom Jahr 1652:

„In Betreff des Schlachtgemäldes, dessen Preis Sie zu wissen wünschen, will ich Ihnen mit gewohnter Freimüthigkeit meine Meinung sagen. Es ist dies ein Genre, in welchem ich es mir angelegen sein lasse, alle Maler zu überbieten, die mit mir concurriren möchten. Von der Arbeit, die ein solches Werk macht, spreche ich nicht. Wenn Sie es aber gerne wollen, so können Sie Ihrem Freunde sagen, daß ich aus Rücksicht für Sie nicht mehr als hundert Thaler von ihm verlangte, und daß ich, wenn es nicht auf Ihre Empfehlung geschehen wäre, um keinen Preis an solch ein Werk gegangen sein würde. Sie wissen, daß ich es mir vorgenommen habe, Bilder wie diese nicht ferner zu malen, es sei denn, daß man sie mir eben so hoch bezahlte, als man Raphael und Titian die ihrigen bezahlt hat."

Das Publikum hatte Salvator kaum seinen Beifall geschenkt, als er es hochfahrend und anspruchsvoll behandelte. Er ließ seine Gemälde nie anders als zu hohen Preisen ab, und gab sich dabei noch das Ansehen, als ob er was verschenkte. Er hatte einen großen Widerwillen gegen Leute, die mit ihm feilschen wollten, und man erzählt in dieser Beziehung folgende Anecdote von ihm:

Es kam eines Tages einer der römischen Nobili zu Salvator, als er eben dabei war, ein sehr kleines Bild zu vollenden, das eine vom Blitz getroffene Eiche darstellte.

„Ei, das ist ein sehr hübsches Stück das," sagte der Patricier; „ein Schatz wie dieser, darf nicht in andere Hände kommen als in die meinigen.

— Es steht zu Ihren Diensten, wenn Sie wollen, antwortete Salvator.

Als der Patricier alsdann nach dem Preise fragte, da sagte der Künstler zu ihm:

— Bah! eine Bagatelle — funfzig Thaler.

„Funfzig Thaler? Oho Signor Salvator, das nenne ich Geld machen! Ist es Ihr letztes Wort?

— Mein letztes Wort ist — hundert Thaler.

„Sie belieben zu scherzen; aber lassen Sie uns uns verständigen.

— Verständigen? nun, das ist eben auch mein Wunsch: Sie geben mir also — zwei hundert Thaler, und das Bild ist das Ihre.

„Sie sind ein aufgeweckter Mann, und es liegt am Tage, daß Sie Kurzweil machen wollen; aber lassen Sie uns ernst reden, wenns beliebt.

— Mit allem Ernste von der Welt gebe ich mein Bild nun nicht unter tausend Thaler weg: beliebt es Ihnen dazu?

„Meiner Treu, behalten Sie es für Andere, Signor Salvator.

— Wohl, Andre mögen es bekommen; das heißt, wenn sie nicht darauf feilschen.

Der Patricier fühlte den Stich, und wollte Salvator nun eine Verschreibung von tausend Thalern ausstellen; der Maler aber, dem es nur um Genugthuung zu thun gewesen war, litt dies nicht, sondern drang ihm vielmehr sein Bild als Geschenk auf.

Auch das konnte Salvator nicht leiden, wenn ihm jemand die Composition eines Bildes vorschreiben wollte.

Einige Tage nach dem eben erzählten Abenteuer, begab er sich zu Don Mario Gighi, dem Bruder des Cardinals, aus welchem Alexander VII. ward. Don Mario war durch ein Fieber ans Bett gefesselt, und hatte seinen Arzt neben sich. „Salvator," sagte der edle Kranke, „Du kömmst eben ganz gelegen: ich habe diesem gelehrten Herrn da versprochen, daß er das erste Bild haben soll, was unter Deinem Pinsel erstehen wird, wenn es mir nicht Hals und Kragen kostet."

„Ihr habt Euch so großmüthig gegen mich bewiesen," erwiederte Salvator, „daß ich auf jedes Honorar verzichte.

Don Gighi nahm das an, und sagte, sich zu dem Arzte wendend: „Sie sehen, daß mir Ihr Wissen nicht theuer zu stehen kömmt.

— Aber mir, versetzte der Arzt, wird es einen unschätzbaren Lohn verschaffen.

Nach einer Viertelstunde beabschiedete sich Salvator bei dem Kranken, und wollte weggehn, als der Arzt ihn mit den Worten anhielt:

„Signor Maler, aber warten Sie doch noch, daß ich Ihnen erst das Sujet des Bildes, und wie ich es angelegt zu haben wünsche angebe.

— Ei ja, das will ich wohl; aber Sie werden mir Ihrerseits auch erlauben, eine oder die andre Abänderung mit Ihrer Vorschrift vorzunehmen.

Mit diesen Worten steckte er den Entwurf zu sich, welchen der Arzt inzwischen zu Papier gebracht hatte.

Don Gighi freute sich sehr über die Replik des Malers, und der Aesculap hatte seinerseits Einsicht genug, sich bei demselben zu entschuldigen.

Dergleichen Züge kommen in dem Leben von Salvator Rosa in Menge vor; es ist aber Zeit, daß wir uns von dem Dichter, dem Maler und dem Original ein wenig abwenden, um den Helden aufzusuchen.

Ich weiß nicht, welche Ursache Salvator im Jahr 1646 nach Neapel zurückgeführt hat; aller Wahrscheinlichkeit nach war es der Wunsch, die Seinigen zu besuchen, und zu sehen, was er Gutes gethan hatte. Um diese Zeit gährte der Geist der Empörung in Aller Herzen; die spanische Regierung war auf einen Ausbruch gefaßt, und ein dumpfes Gemurmel, der Vorbote des Bürgerkrieges, verbreitete sich zwischen Neapel und Palermo. Die Verschwörer, in Compagnieen organisirt, deren eine den Falcone zum Anführer hatte, hielten sich bereit. Sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, und diese wurde ihnen von dem Feste Unserer Liebfrauen vom Berge Karmel geboten. Aller Welt ist die Geschichte dieses Handstreichs, der die Folge hatte, bei den Neapolitanern den Glauben, den sie in die Tapferkeit ihrer Volkshelden gesetzt gehabt, zu vernichten, bekannt. Tomaso Aniello oder Masaniello, plötzlich zum Range eines Gouverneurs von Neapel erhoben, hatte nicht sobald die Stelle des Herzogs von Arcos eingenommen, als er wegen seiner Unwissenheit, seiner Unfähigkeit, und seines Volkes ängstlich ward; er war jedoch so verständig, sich nach einem Regierungsrathe umzusehen, im Stande, ihn inmitten der häkeligen Schwierigkeiten zu leiten, die aus dem Schooße seines Sieges auftauchten. — Das Volk hatte die Archive zerstört, alle bei den Agenten des Fiscus vorgefundenen Bücher verbrannt, und es war zu Neapel kaum noch eine Spur dessen vorhanden, was als das unerläßliche Material einer Administration anzusehen ist. — Selbst die routinirtesten Männer würden bei diesem Chaos mit ihrer Erfahrung nichts ausgerichtet haben; überdem hatten sie die Flucht ergriffen, und Masaniello fand in seinem Bereiche nur Leute vor, die eben so, wie er, nichts von dem Oberbefehl und der obersten Leitung verstanden, nicht im Stande waren, die zerstörten Mittel durch neue zu ersetzen, sich auch, vor Allen Helden und Männer der That, die Eile hatten ihres Sieges zu genießen, solche Bagatellen wenig zu Herzen nahmen. Man weiß, welch ein Ende die Sache nahm: nur durch Ueberrumpelung über die Schwelle geworfen, gelang es der österreichisch-spanischen Regierung bald, ihre Stellung wieder zu erobern oder vielmehr wieder in Besitz zu nehmen, denn der Aufstand war rasch erloschen wie ein Strohfeuer. In seinen wirren Reihen hatte es deren, welchen es damit ein rechter Ernst gewesen war, nur wenige gegeben, und sie waren es, die das Bad kühlen mußten, während die Regierung die Vorsicht hatte, die Feuerköpfe, die nur aus Lust am Raufen thätig gewesen waren, in Ruhe zu lassen, ja selbst dem Masaniello, der zuletzt von den Seinigen umgebracht wurde, eine spöttische Würde verlieh.

Salvator war durch seine Verbindung mit dem Falcone mit in den Strudel hinein gerissen worden, hatte mit zu dem Rath des Masaniello gehört; darauf beschränkte sich aber seine Rolle, und es würde seiner in der Geschichte dieser Empörung nie gedacht worden seyn, wenn er nicht der große Maler Salvator Rosa gewesen wäre. Für Lady Morgan bedurfte es aber eines Mehreren nicht, um ihren Helden zuzustutzen. Ich meinestheils muß gestehen, daß ich in Salvator nicht einmal den Stoff zu einem Verschwörer gefunden habe. Wenn er conspirirt, so ist's gegen die Lächerlichkeiten, die Untugenden seines Jahrhunderts, die schlechten Methoden, die man in der Malerei und in der Musik angenommen hat, und dabei geht er auch nur noch als satyrischer Dichter zu Werke. Er konnte sagen:

> Die Dummheiten der Zeit sind es, aus welchen ich meine Galle bilde;

er war aber so weit entfernt, an gewaltsame Revolution zu denken, und zu andern Waffen als denen der Persiflage, der Komödie, und des Epigramms zu greifen, daß er selbst die Erfinder des Krieges und alle, die sich an den menschlichen Gesetzen versündigen, verwünschte. Die Peitsche des Archilogus und die Ruthen des Menander, die bildeten sein ganzes Arsenal.

(Fortsetzung folgt.)

Hundert deutsche Bücher über Ungarn.

Kurze Uebersicht der deutsch-ungarischen Literatur in den letzten zwei Jahren 1849—1851.

Es wird, nach den erschütternden Ereignissen im Osten, wenigstens Niemanden mehr wundern — sollten es auch einige unerfreulich finden — daß jetzt eine solche Fluth von Büchern über das einzige Land Ungarn erscheint. Es giebt wahrlich genug Stoff zu Erklärungen, Enthüllungen, Geständnissen, Beiträgen, Anklagen und Vertheidigungen in dieser traurigen Frage, und jedes noch so kleine, wenn nur ehrliche Material wird Behufs späterer entscheidender Geschichtsschreibung dankbar anzunehmen sein. Auch verdienen jene warmen Sympathien, die sich für Ungarn von vielen Seiten berechtigt zeigten und noch andauern, daß Keiner die Mühe scheue, der ihnen Nahrung geben, hauptsächlich der sie vom unbestimmt Nebelhaften bloßer Gefühle zum Bewußtsein begründeten Rechtes läutern kann. Ebenso trägt zu dem Umstande, daß die Discussionen in dieser Frage in deutscher Sprache am zahlreichsten gepflogen werden, das Verhältniß bei, daß die meisten jener Schriftsteller, welche durch die Stellung, die sie früher bei den Thatsachen selber einnahmen, allein Aufschlüsse geben können, jetzt Flüchtlinge sind, wodurch die Sache vor das ganze europäische Forum gehört, und also die Nationalsprache, selbst wenn sie nicht geknebelt wäre, nicht ausreichen würde. So erhielt denn auch die deutsche Literatur während der letzten zwei Jahre, nämlich von Mitte 1849 bis Anfang 1851, in der That recht wichtige, lesens- und beherzigenswerthe Schriften über das unglückliche, die enthusiastischeste Theilnahme verdienende Volk, ja, eins davon ist, abgesehen von seiner Tendenz, schon allein durch die plastische, durch und durch künstlerische Behandlung des Stoffes, eine wahrhaft classische Bereicherung des deutschen Schriftenthums; wir meinen das Buch: „Aus Ungarn, von Max Schlesinger.“ Endlich soll die Civilisation jene Vorliebe für Ungarn, welche aber leider erst in der eilften Stunde erwachte, doch noch so viel als möglich pflegen, denn sie hat die große Vernachlässigung gut zu machen, daß sie im Vormärz sich wohl um Canada, Sibirien, oder Hongkong angelegentlichst bekümmerte, jedoch nicht um das ihr vor der Nase liegende Ungarn, dessen Reichthum ihr näher, leichter und nützlicher zu Gebote gestanden wäre, und dessen Volk schon seit zwanzig Jahren für eine Sache kämpfte, und dann verblutete, welche die Sache der ganzen Welt, aller Guten und Ehrlichen bleibt, weil sie die Sache des guten Rechts ist. —

Wie gesagt, bereits im Vormärz erschienen einige lesenswerthe Bücher über das ungarische Volk, die nicht gelesen wurden, und die daher nachträglich dringendst nochmals anzuempfehlen sind, da sie über die primitiveren Fragen Aufschluß geben, welche zum richtigen Verständniß am meisten Noth thun, und mit deren Wiederholung wenige der jetzigen Schriftsteller sich abmühen, da ihnen das gewaltige Resultat schon genug zu schaffen macht, daß sie es ganz übersehen, auch die kleineren Ursachen, weil diese ihnen selbst genügsam bekannt, dem fremden Publikum gleichfalls mitzutheilen.

Diese vormärzliche deutsch-ungarische Literatur ist weder quantitativ noch qualitativ unbedeutend, jedoch der uns gestattete Raum zwingt uns strenge, nur drei dieser Bücher als Einleitung zu nennen:

1. Paget, John. Ungarn, das Land, das Volk und alle seine Verhältnisse. Aus dem Engl. 2 Bde., Leipzig 1844.
2. Pardoe, Miß Julie. Das Land der Ungarn. Aus d. Engl. 3 Bde., Leipzig 1840.
3. Gerando, A. de. Ueber den öffentlichen Geist in Ungarn. Aus d. Französisch. Leipzig 1847.

Wer aber als Fremder Heute in irgend einen Buchladen, in der Absicht tritt, sich ein Werk zu kaufen, daraus er sich über Ungarn belehren könne, der wird schwerlich ohne Wegweiser aus einer Sammlung von über hundert Beiträgen den Vertrauen verdienenden glücklich herausgreifen, vielmehr wahrscheinlicher das Opfer eines speculativen Verlegers werden, der mit der größten Frechheit seine Kukukeier der „gebildeten Welt“ unterschiebt; denn es ist bekannt, daß fast in keiner Literatur so sehr wie in der deutschen auf die Thränendrüsen des Publikums durch die gemeinsten Mittel speculirt wird, und eine ziemliche Zahl von Buchhändlerfirmen sind als Fabriken „allerneuester Mordgeschichten und wichtiger Zeitereignisse“ berüchtigt.

Wir haben uns daher die Aufgabe gestellt, indem wir die uns bekannten Titel von Büchern über Ungarn zusammenreihen, durch kurze dazu gegebene Notizen, blos trocken anzugeben, welche dieser Schriften Machwerke gemeiner Speculation, welche dagegen von berechtigten Autoren herrühren. Dies ist Alles, was wir durch diese Mittheilung wollen, und wir sind daher weit entfernt, eingehende Kritiken über die Bücher selbst zu schreiben, noch auch, daß wir im Sinne hätten, der freien Entscheidung des Lesers durch alleinige Anpreisung der Bücher unserer Partei vorzugreifen, und die Lesung sachkundiger Darstellungen aus der Feder ungarischer Gegner werden wir dem deutschen Publikum um so weniger abrathen, als an die objective Unparteilichkeit des Auslandes eben der Ungar am meisten und nur zu seinem Vortheil appeliren kann.

1. Archiv des ungarischen Ministeriums und Landesvertheidigungsausschusses. Vollständige Sammlung aller vom 16. März 1848 bis 5. Jan. 1849 erschienenen Verordnungen, Proklamationen, Zuschriften u. s. w. der ungarischen Regierungsbehörden; der parlament. Reden und wichtigeren Leitartikel Kossuth's; sämmtlicher Kriegsbülletins und Berichte ung. Korps-Kommandanten. Red. und m. erläut. Noten begl. von Joh. Janotyky von Adlerstein. 3 Bde. Altenburg 1851.

Enthält viel, wenn auch nicht überaus neues und wichtiges Material, doch wird man es, bei dem berüchtigten Namen des Redakteurs, vorerst nur behutsam benützen können, bis übereinstimmende Kritiken den Verdacht der Verstümmelung oder Fälschung entfernt haben werden.

2. Aufzeichnungen eines Honvéds. Beitr. z. ung. Revolutionsgeschichte. 2 Bde., Leipzig 1850.

Reich an interessanten und wahren Material für Biographien Ludwig Batthyány's und Kossuth's; übrigens anekdotisch geistreich geschrieben.

3. Aus Kossuth's Memoiren. Ins Deutsche übertr. vom Grafen S. Grimma 1850.

Elendes Machwerk. —

4. Arany, J., Erzählende Dichtungen. Aus dem Ungar. übers. durch Kertbeny. 1ster Band: Toldi, in zwölf Ge-

sängen. 2ter Band: die Belagerung von Murány, in vier Gesängen. Leipzig 1851.

5. Batthyány, Graf Ludwig, ungarischer Premierminister, sein Leben, Wirken und Ende. Mit bisher ungedr. Docum. u. Reden B. belegt v. e. Deutsch-Ungar. Grimma 1850.

Elendes Machwerk. Ueber Batthyány, siehe: Aufzeichnungen, Horváth, Pulßky Memoiren.

6. Beck, Wilhelmine, Baronin von; Memoiren einer Dame während des letzten Unabhängigkeitskrieges in Ungarn. Eine treue Schilderung ihrer abenteuerlichen Reisen und geheimen Missionen im Auftrage Kossuth's in Ungarn, Galizien, Oesterreich und Deutschland. (Aus dem Engl.) 2 Bde., London (Leipzig) 1851.

Der Leser möge sich durch den marktschreierischen Titel, welchen der Ungeschmack des Verlegers gewiß mehr verschuldet, als der der Autorin, nicht abschrecken lassen; das Buch ist authentisch, wahr, interessant und wichtig, die Dame lebt wirklich, und erzählt wirkliche Erlebnisse. Sehr zu empfehlen.

7. Belani, H. E. R. Die Magyaren. Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit der neuesten Bewegungen in Ungarn. 2 Thle. Leipzig 1850.

Die Stellung, die der Verf. in der deutschen Romanliteratur einnimmt, ist bekannt, und es muß noch hinzugefügt werden, daß er von Ungarn ebensoviel weiß als etwa vom Monde.

8. Betrachtungen über die dermalige Lage und die Zukunft Ungarns. Stuttgart 1851.

Wahrscheinlich von einem Deutsch-Ungar, daher Kenntniß der Thatsachen, und liberale Parteifärbung.

9. Bilder aus dem Honvedleben v. K. W. M******. Wien 1851.

Belletristische Genrebilder, sehr interessant.

10. Boldényi, J. Das Magyarenthum oder der Krieg der Nationalitäten in Ungarn. Aus d. Franz. Leipzig 1851.

Incarnirt ungarisch und für das französische Publikum berechnet, daher geistreich und vielfach phrasenhaft, doch vom Parteistandpunkt aus sehr sachkundig.

11. Chownitz, Julian. Geschichte der ung. Revolution 1848—49, m. Rückblicken auf die Bewegung in den öst. Erbländern. 2 Bde. Stuttgart 1849.

Viel zusammengeraffter Stoff, das Raisonnement in der bekannten Manier des Verfassers, aber immerhin lesenswerth.

12. Chownitz, Jul. Die wahre Lage Ungarns. Berichtigung irriger oder reaktionärer Nachrichten üb. Personen und Zustände d. heut. Ungarns im Allg. sowie üb. L. Kossuth's Charakter und Stellung insbesondere. M. e. Schlußrede an die freien Nationen. Frankfurt 1849.

13. Chownitz, J. Ungarns Recht zum Einbruch in die öst. u. russ. Nachbarländer. Darstellung und Aufruf an die Oesterreicher. Frankfurt 1849.

14. Chownitz. Ungarns heiliges Recht zum Kampfe gegen Oesterreich und zur Thronentsetzung des Hauses Habsburg-Lothringen. Historisch-staatsrechtlich bewiesen, und an die Völker gerichtet. Frankfurt 1849.

Drei sachkundige Flugschriften, aus einer Zeit, wo der Verf. es für gut fand, wieder einmal liberale Gastrollen zu geben.

15. Cobden, R. Ungarn. Land, Volk und Freiheitskampf der Magyaren. Aus dem Engl. übertr. durch —r. Grimma 1849.

Ob von Cobden? zweifelhaft; jedenfalls sehr unbedeutend.

16. Conservativen, die, in Ungarn und die Centralisation. Zur Beleuchtung der ung. Zustände. Von e. (ungar.) Altliberalen. Leipzig 1850. 2te Auflage.

Das Buch enthält Ansichten gegen die Centralisation, wie es der Titel verspricht.

17. Czetz General Joh. Bem's Feldzug in Siebenbürgen 1848—49. Hamburg 1850.

Authentisch, streng militairisch und doch in einem blühenden Styl.

18. Einhorn, Joh. Die Revolution und die Juden in Ungarn. Nebst e. Rückblick auf die Geschichte der Letzteren. Bevorwortet von Dr. Jul. Fürst. Leipzig 1850.

Sehr interessant, und dialektisch scharf.

19. Elsner, J. G. Der Krieg in Ungarn in seinen Wirkungen und wahrscheinlichen Folgen. Breslau 1849.

Dem Schreiber Dieses noch nicht zu Gesichte gekommen, jedoch der Name des Verf. ist in ungarischen Fragen ein bekannter.

20. Eötvös, Joh. Freiherr v. Der Dorfnotair. Aus dem Ung. übers. durch Grafen Joh. Mailáth. 3 Bde., 2te Auflage. Leipzig 1851.

21. Eötvös, J. Fr. Der Bauernkrieg in Ungarn 1523. Historischer Roman. Aus d. Ung. von Adolf Dux. 3 Bde. Pesth 1850.

Zwei berühmte Romane des bekannten Oppositionsmitgliedes und Märzministers, den wir hoch verehren, aber die elementarste Befähigung zur Romanschriftstellerei absprechen müssen.

22. Feldzug, der, in Ungarn und Siebenbürgen im Sommer 1849. Mit Plänen und Karten. Pesth 1850.

Vom österreichischen Standpunkt sachkundig, vielleicht sogar offizielle Mittheilung.

23. Fényes, Alexius. Ungarn im Vormärz. Nach Grundkräften, Verfassung, Verwaltung und Kultur dargestellt. Aus d. Ung. Leipzig 1851.

Gelungene Uebersetzung eines anerkannt gründlichen Quellenwerkes. *)

24. Fúdál, Oskar. Der Krieg in Ungarn. Mit einer Geschichte der serbischen und croatischen Wirren. Mannheim 1849.

Schlechtes Machwerk. —

25. Frey, Arthur. Ludwig Kossuth und Ungarns neueste Geschichte. Unter Mitwirkung ung. und österreich. Schriftsteller. 2 Bde. Mannheim 1849.

Zusammengestoppeltes Machwerk. —

26. Freytag, Edm. Geschichte von Ungarn, von der Einwanderung der Ungarn im J. 899 bis zur Beendigung der Revolution 1849. M. Gladbach. 1850.

Dem Schreiber Dieses nicht zu Gesicht gekommen, aber schon der Titel verspricht nicht viel, weil er zu viel verspricht.

---

*) M. s. Hamb. Liter. u. Krit. Blätter Nr. 32.

27. Geschichte des Illyrismus oder des süd-slavischen Antagonismus gegen die Magyaren. Nebst einem Vorwort v. Prof. Dr. W. Wachsmuth. Leipzig 1849.

Dankenswerthe Beiträge, aus der Feder eines jungen Ungars; zugleich interessant durch Mittheilung zahlreicher Proben der politischen Poesie Jungillyriens.

(Schluß folgt.)

Salomo und Sulamith.

Die Blumen des hohen Liedes zu einem Strauß gebunden

von

Ernst Woldemar Loßner.

Radeberg und Leipzig. Verlag von Ernst am Ende. 1851.

Es ist jetzt eine ziemlich allgemein bekannte Sache, daß die Ansicht älterer Theologen, welche das hohe Lied Salomonis für eine prophetische Allegorie auf die Kirche und deren Bräutigam Christus hielten, eine irrige sei. Dasselbe ist vielmehr ein Lied der Liebe, eine Sammlung glühender und blühender Liebeslieder, wie Herder zuerst dargethan hat. Unser Verfasser nennt das hohe Lied „die Trümmerstätte eines Salomonischen Lusthauses in dem herrlichen Gottesgarten der alttestamentlichen Literatur," und bemerkt ferner über seine Auffassung und die vorliegende Arbeit: „Jede Bedenklichkeit fällt hinweg, wenn wir das hohe Lied als ein in den Tönen der Elegie, der Ode und der Idylle wechselndes Lied der Liebe betrachten und den Grund seiner Aufnahme in die Sammlung in jener eifersüchtigen Aengstlichkeit des jüdischen Charakters suchen, mit welcher in dem Worte Gottes zugleich die jüdische National-Literatur gepflegt ward. Deshalb habe ich mich mit voller Ueberzeugung der neuen Kritik angeschlossen, deren Ergebnisse jedoch nur in so fern hier berührt werden sollen, als sie die Grundlage meiner, nicht theologisch-wissenschaftlichen sondern nur schön-wissenschaftlichen Arbeit geworden sind. So habe ich denn namentlich durch die Forschungen Ewalds in Göttingen, des Koryphäen der hebräischen Sprachwissenschaft in der Neuzeit, dargethan und bestätigt gefunden, daß das hohe Lied, um zu meinem Bilde zurückzukehren, wirklich nur eine Trümmerstätte ist; aber mit demselben Rechte, mit welchem Ewald die wild durch einander geworfenen Bruchstücke zu ordnen versucht, um uns eine Idee von der ursprünglichen Gestalt dieses Gebäudes zu geben, habe auch ich einen Bau zu gründen gewagt, in welchem Abrundung und Abschließung die leitenden Gedanken gewesen sind."

Und das ist dem jugendlichen Verfasser im Ganzen sehr glücklich gelungen; er hat nicht allein den vorhandenen Stoff geistvoll geordnet, seine dem Gegenstand sich mit Liebe hingebende Phantasie hat auch ergänzt und hinzugefügt, wo Lücken und Uebergänge auszufüllen waren. Es ist eine geschmackvolle Neugestaltung einer herrlichen orientalischen Dichtung, die dadurch unserer Zeit näher gerückt wird. Eine Rose in glühender Farbenpracht ist aus fernem Lande gleichsam auf unsern Boden verpflanzt worden.

Wir lassen nachstehend einige Proben folgen:

Sulamith.

Wie mir die Brust
Ein Strauß von Myrrhen schmücket,
So ist's mein Freund, der unbewußt
Mein armes Herz entzücket
Mit Himmelslust.

Mein Freund ist mir
Wie die Cypressentraube,
Die auf Engeddi's Weinrevier
Erblüht im Rebenlaube
Als Gartenzier.

Schön nennt er mich,
Und Tauben meine Augen;
O könnt' er jetzt noch liebend sich
In ihre Thränen tauchen,
Wie glücklich ich.

Wehmuth — wie bald
Wär' sie daheim vergessen,
In uns'rem Haus, dem Cedernwald
Und unter der Cypressen
Wehmuthsgestalt.

Könnt' ich, zumal
In seinem Heiligthume,
Ihm duftend glüh'n mit mildem Strahl,
Wie Sarons holde Blume
Im Rosenthal.

Denn ich auch sei, —
So scherzt er — eine Rose,
Die vor den Dornen stolz und frei
Sich aus dem Erdenschooße
Erhebt im Mai.

Und ist nicht er,
Wie unter wilden Bäumen
Ein Apfelbaum, der Früchte-schwer
In seines Schattens Räumen
Mich labt — so sehr?

O meinen Dank
Für deine Blüthendüfte,
Für deine Früchte, deinen Trank!
Ich bin, sagt's ihm, ihr Lüfte,
Vor Liebe krank.

Der König.

Wie Thirza schön
Bist du fürwahr zu schauen;
Wie Zion strahlt auf freien Höh'n,
Strahlst du vor allen Frauen
So wunderschön.

Als trüge dich
Ein West auf duft'gen Schaalen,
So leicht, und doch so königlich,
Bewegt auf den Sandalen
Dein Füßchen sich.

Ein Spangenpaar,
Das prächtig aus den Händen
Der Kunst hervorgegangen war,
Stellt deiner beiden Lenden
Vollendung dar.

Dein Schooß, er ist
Ein voller, runder Becher,
Der nimmer jenen Trank vermißt,
Bei dem der durst'ge Zecher
Sein Weh vergißt.

Und, holdes Weib,
Dem weißen Waitzenhaufen,
Den, hingestreckt im Zeitvertreib,
Rings Rosen zart umlaufen,
Ihm gleicht dein Leib.

Die Brüste dein
Muß ich zwei Reh'n vergleichen,
Den Hals dem Thurm von Elfenbein,
Und Hesbons klaren Teichen
Die Aeugelein.

Dein Haupt erhebt
Sich wie des Karmels Gipfel,
Und ist vom Haargeflecht umwebt,
So wie der Palme Gipfel
Ihr Laub umschwebt.

Es prangt die Frucht
Von dieser Palme Zweigen,
Nach der mein Auge lüstern lugt,
Und die, hinauf zu steigen,
Mich schon versucht.

Was schwebet dort von Süden her
Gleich hüpfenden Gazellen
Durch's weite, wilde Wüstenmeer
Auf heißen Sandeswellen?

Schaut, wie ein Jüngling froh und frei
Sein Mädchen heimgeleitet,
Und, gleich als ob er König sei,
So stolz gen Norden schreitet.

Und wie das Mädchen, zart umweht
Von ihrem seid'nen Schleier,
So seelig ihm zur Seite geht,
Als ging's zur Hochzeitfeier.

Schon hör' ich nach dem schönen Kind
Und nach dem Jüngling fragen.
Ahnt ihr's nicht selber, wer sie sind?
Soll ich es euch erst sagen?

Hat euch denn nicht mein Lied gelehrt,
Wie Salomo in Reue
Die Liebe Sulamith's geehrt,
Wie er belohnt die Treue?

Sie ist es ja, die von dem Arm
Des Hirten sanft gehalten,
Frei aus dem Harem, frei von Harm
Hoch preist Jehova's Walten.

Gefang'ne Vögel, singt nur dort
Im Harem eure Lieder:
Frei flog des Nordens Taube fort
Und nimmer kehrt sie wieder.

Denn morgen, wenn der Abend sinkt
Und seinen Frieden spendet,
Vielleicht, daß dann das Ziel ihr winkt,
Zu dem ihr Flug gewendet.

J. Hg.

Miscellen.

Die Gesammt-Einnahme für Tages-Billette zur Besichtigung des Londoner Glaspalastes hat sich vom 1. bis einschließlich den 29. Mai d. J. auf 53,379 £ 1 s belaufen, und der Gesammterlös, mit den 65,871 £ 15 s für sogenannte Saison-Karten, hat bis dahin 119,250 £ 16 s betragen. Am Eröffnungstage waren nur die letzteren gültig, an den zwei folgenden Tagen war der Eintrittspreis 1 £, darnach während achtzehn Tagen 5 s, und die letzten vier Tage 1 s. Die stärkste Einnahme an einem Tage ist am 24., à 5 s, gewesen und hat 5078 £ betragen.

Die Wittwe und die Kinder des Uhrmachers Naundorff, des angeblichen Dauphins von Frankreich, sind mit ihrem bei dem Civilgerichte des Seine-Departements eingegebenen Gesuche, „die Angabe im Todtenregister, als sey der Tod des Sohnes Ludwigs XVI. im Tempel-Gefängniß erfolgt, dahin zu berichtigen, daß derselbe erst am 10. August 1805, zu Delft, in Holland, stattgefunden habe," abgewiesen und in die Kosten verurtheilt worden, weil die Beweise, auf welche sich ihr Gesuch stützte, nicht für genügend erkannt wurden.

In der englischen Grafschaft York, auf den Anhöhen von Derbyshire, ist noch am 4. d. M., bei kaltem Nordwestwinde und Hagelschauer, Schnee gefallen.

Berichtigung. In Nr. 40 d. Bl. im ersten Gedichte erste Strophe l. statt umringt: umwiegt und im zweiten Gedichte erste Strophe statt Altarkleide: Atlaskleide.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 49. Mittwoch, den 18. Juni. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Den Dichtern.

Ihr singt vom Frühling und Blumenduft,
Von dem strahlenden Abendroth,
Von sonniger, wonniger Frühlingsluft,
Von Liebe, Leben und Tod.
Ihr singt von der Sonne wärmendem Strahl,
Und flechtet die Rosen zum Strauß, —
Doch der Menschen Jammer und bitt're Qual,
Ach, nimmer sprecht ihr sie aus!

Und wo auch die Freude ihr Banner trägt,
Es ist nur prunkender Schein,
Seht, wenn euch der Brüder Schicksal bewegt,
Nur tief in die Herzen hinein.
Und sang't ihr mit tausend Zungen zumal,
Bei des Jubels wildem Gebraus, —
Ihr sprächet der Menschen Jammer und Qual,
Ach, nimmer spräch't ihr sie aus!

Und wandert ihr weit nach Norden und Süd,
So grüßen euch Kummer und Noth,
Hier seht ihr ein Herz, das in Liebe verglüht,
Dort ruft's den versöhnenden Tod.
Vergebens sucht ihr im irdischen Thal
Des Glückes duftigen Strauß, —
Der Menschen Jammer und bittere Qual,
Ach, nimmer sprecht ihr sie aus!

H. Zeise.

Reisebilder
von Franz Waechter.

Hinaus.

Wandern muß ich in die Weite,
Zu den Menschen in die Welt,
Kaum daß wie im Frühlingskleide,
Meine Seele ward erhellt.

Doch was klag' ich! Jene gelben
Sternlein, die da oben stehn,
Sind ja nah und fern dieselben,
Die zu Haus wir oft gesehn.

Wanderung.

Durch die Fluren, durch die Auen
Irre ich mit trübem Sinn;
Könnte ich noch einmal schauen,
Meines Herzens Königin.

Vöglein sag', wie kannst du bringen
So ein lustersülltes Lied?
Ahnst du nicht bei deinem Singen
Was durch meine Seele zieht?

Die Nacht.

Wenn die Nacht mit ihrem Schleier
Liebend unsre Erde deckt,
Und in andachtvoller Feier
Der Begeist'rung gold'ne Leier
Liebliche Gedanken weckt:

Steigen dann die Geisterschaaren
In der Seele auf und an;
Und im Streben nach dem Wahren
Dränget es mich zu durchfahren
Der Gedanken Ocean.

Einmal in dem Erdenthale
Liebt der Mensch, — doch einmal nur;
Liebe kommt im Silberstrahle,
Reicht aus einer Purpurschaale
Ew'ges Leben der Natur.

Süße Nacht, sei mir willkommen,
Sei gegrüßt du Sternenheer!
Was mir heut die Brust beklommen,
Hast du liebend weggenommen
Und die Sehnsucht schmerzt nicht mehr.

Der Morgen.

Als durch die Berge schaute
Der Sonne gold'ne Pracht,
Als kaum der Morgen graute
Hab' ich mich aufgemacht.

Ich ging hinaus in's Freie
Der himmlischen Natur,
Und eine stille Weihe
Lag auf der ganzen Flur.

Wie ich in Freuden schwelge
An Blumen aller Art,
Fand ich in jedem Kelche
Ein Thränlein perlenzart.

Da drang's aus meinem Herzen:
Sollst nicht so traurig sein,
Auch Blumen haben Schmerzen,
Und du weinst nicht allein.

Würzburg.

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Rückreise nach Lübeck.

(Vom 7.—11. Oct.)

Am 7. October verließ Christian Heineken für immer Kopenhagen. Der Maler Holm brachte den Kleinen wieder nach dem Wirthshause bei der Zollbude, wo er ihn bei seiner Ankunft abgeholt hatte. Seine Vögel aber nahm er nicht wieder mit zurück, sondern schenkte sie seinem lieben „ehrlichen" Holm zum Andenken. Der Wind war günstig und unsre lüb. Reisegesellschaft glaubte recht bald unter Segel gehen zu können, aber kaum waren sie in das Wirthshaus getreten, so wurde ihnen mitgetheilt, daß der Wind nicht nur umgegangen, sondern auch so heftig wehe, daß es mit Gefahr verbunden sei, mit einem Boote an's Schiff zu fahren. Bei dieser Nachricht wurde Christian einsilbig, legte sich an die Brust seiner Amme und schlief ein. Da aber erscholl der Freudenruf: „An Bord! an Bord!" und unser Schläfer wurde gleich wach, und fragte: „Wie, wehet der Boreas?" Als man ihm die Frage bejahete und ihm zu verstehen gab, schnell ins Boot zu eilen, setzte er hinzu: „Da heißt es nun: „Res Deus nostras celeri rotatas turbine versat" (Gott kann der Menschen Ziel in wenig Augenblicken durch einen Wirbelwind verrücken.) Der Maler Holm aber begleitete den Kleinen bis aufs Schiff, wo er mit nassen Augen Abschied von seinem Liebling nahm, der ihm versprach, wenn er erst größer wäre, wieder zu kommen. Der „ehrliche" Holm fuhr nun wieder zurück; wehte aber fortwährend mit seinem weißen Taschentuche, so lange er den Kleinen noch sehen konnte. Christian aber suchte sich auf dem Schiffe zu orientiren und hielt eine lange Rede über das Seetreffen. Gegen 5 Uhr Nachmittags wurden die Anker gelichtet und die Segel aufgehißt, was Christian mit Begier ansah. Und als nun der Wind darin blies, rief er freudig: „O, quam turgida vela!" (Was für pausende Segel!) Tanzend lief das Schiff die Rhede hinab in die See hinein, woran der Knabe sich ächt kindlich ergötzte und in die kleinen Händchen klatschte. Als aber die Nacht hereinbrach und das Fahren gefährlich wurde, legten sie sich an einem sichern Orte vor Anker. Allein am andern Morgen war der Wind conträr und der Schiffer sah sich genöthigt bei der Insel Falster abermals den Anker fallen zu lassen. Nachdem das Schiff hier 24 Stunden gelegen, entschloß sich der Capitain, obgleich der Wind noch immer aus W. N. W. blies, die Anker wieder zu lichten und der Himmel war mit ihm: am 10. October, Abends 10 Uhr lief das Schiff mit einer handvoll Wind in die Mündung der Trave ein.

Keiner freute sich mehr über die glückliche Landung als unser Christian. Und er hatte auch Ursache dazu. Während der ganzen Fahrt von Falster her, hatte er sich meist zu Bette halten müssen, weil das Schiff, des ungünstigen Windes wegen, bald auf die eine, bald auf die andere Seite niedergebogen worden war.

Nun aber ließ er sich aus dem Bette tragen und an die offene Kajütenthür bringen. Als er das Feuer auf dem Travemünder Leuchtthurm erblickte, sagte er: „Ei, wie das lustig leuchtet! So ist auch die heil. Bibel;“ denn „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen. Ei, der gute Ptolemäus Philadelphus.“ — Das war freilich ein Sprung, von dem Travemünder Leuchtthurme und dem biblischen Spruche, bis zum ägyptischen Könige, aber wir wissen schon aus dem Früheren, daß Christian es damit nicht so strenge nahm und auch immer eine Antwort in Bereitschaft hatte. — Am andern Morgen hatte Heineken weder Ruhe noch Rast, schon um 7 Uhr mußte man ihn aus dem Schiffe holen und in das Wirthshaus bringen. Hier vergaß er aus lauter Freude die Wirthsleute zu grüßen, was sonst nicht seine Sache war. Während der Lehrer nach einem Fuhrmann sich umsah, trat der Schiffer mit einem groben Menschen ins Zimmer, welcher fragte: „Ob das Kind nicht weissagte?“ Christian, der auf dem Schooße seiner Amme saß, sah den Fremden starr an, antwortete ihm aber kein Wort, wodurch dieser bewogen wurde, sich wieder zu entfernen. „Das war wohl ein truncus atque stipes?“ (ein plumper grober Kerl) fragte der Kleine darauf. Denn er fragte mich, ob ich weissagen könne. Ich bin nicht Zacharias, Jeremias, Ezechiel, das waren Propheten, Hoseas rc. auch. Aber wenn ich auch weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und hätte alle Erkenntnisse, so wäre ich doch nichts nutze, wenn ich ein truncus (Klotz) wäre, denn ex trunco non fit Mercurius. (Aus einem Klotze wird kein rechtes Bild.) — Der so ersehnte Wagen hielt endlich vor dem Wirthshause, die lüb. Gäste, wie auch der Schiffer, stiegen ein, wobei Christian die Bemerkung machte: „Lars Jacobsen hat uns von Kopenhagen in seinem Schiffe hierher gebracht, dafür wollen wir ihn wieder auf unserm Wagen mit nach Lübeck nehmen; denn manus manum lavat“ (eine Hand wäscht die andere.) Nach einer kurzen Fahrt fuhr der Wagen ins Burgthor ein und hielt Mittags 12 Uhr vor dem Heinekenschen Hause, aus welchem der Vater und die Geschwister den Reisenden entgegen traten und den Kleinen unter Glückwünschungen ins Zimmer führten. Christian aber sagte: „Nun bin ich Gottlob, bonis auibus (glücklich) wieder von Kopenhagen hergekommen. Wo ist nun mein Lehnstuhl, daß ich mich niedersetze, denn ich bin müde.“ Seinem Wunsche ward entsprochen und der Kleine erzählt nun von seinem lieben Lehnstuhl aus, den Geschwistern seine Reise mit kurzen Worten, erhob sich sodann und ging im Zimmer auf und ab, daß man hätte Wunder denken sollen, wie gesund er von Kopenhagen zurückgekommen sei. Aber leider währte diese Freude nur wenige Tage!

Vierzehntes Kapitel.

Christian's übriges Leben in Lübeck.

(Vom 11. Oct. 1724 bis 17. Juni 1725.

Die versteckte Hauptabsicht der Kopenhagener Reise war also über alle Maaßen glänzend gelungen: Heinekens Ruf gegründet. Dänische Zeitungsschreiber ließen nicht ab, mit Macht und vollen Backen in die Lobposaunen zu stoßen und des Lübecker Wunderkindes mit Erstaunen zu gedenken. Deutschland stand darin keineswegs zurück. Nur in Lübeck selbst hatte man bisher nicht viel von dem Wunderkinde gemacht, aber unter solchen Umständen konnte die Stadt, deren Mauern dem gefeierten Säugling umsingen, doch nicht anders, als in das Lob mit einstimmen. — Kaum war also Christians Ankunft bekannt geworden, so erschienen und drängten sich Herren und Damen, um ihren kleinen Landsmann, von dem sie früher durchaus keine Notiz genommen, Besuche abzustatten und sich mit eigenen Augen und Ohren zu überzeugen, ob die dänischen Zeitungsschreiber das Lob auch übertrieben hätten. So ließ unter Anderen der Bürgermeister Carstens den Kleinen zu sich entbieten, oder mit andern Worten, schickte ihm eine Einladungskarte und examinirte ihn förmlich. Die Herren v. Dorne und v. Lewezau, wie auch Madame le Fevre besuchten ihn dagegen in seinem eigenen Zimmer und unterhielten sich mehrere Stunden mit ihm. Aber auch aus der Ferne stellten sich hohe Besucher ein, um den kleinen Vielwisser in Augenschein zu nehmen.

Mit dem Anfang des Jahres 1725 unterzog sich der Kleine dem Schreibunterricht mit eben so großer Begierde als Schwachheit. Und bei seinem unbeugsamen Fleiße brachte er's in vier Wochen dahin, daß er an seinem fünften Geburtstage, am 6. Febr., alles was man von ihm verlangte, ganz leserlich und orthographisch richtig, in zusammenhängenden Buchstaben mit Kreide oder Feder niederschreiben konnte. Aber das Kind wurde dabei so schwach, daß seine Beinchen es kaum von seinem Lehnstuhl bis zum Tische seines Lehrers ohne Hülfe hinzutragen vermochten. Dieser Zustand verschlimmerte sich mit jedem Tage und von seinem fünften Geburtstage an, fing er an zu sterben. Denn an diesem Tage ward er von seiner dritten Krankheit befallen. Bisher war er doch nur schwächlich und unwohl gewesen, jetzt aber wurde er tödtlich krank und mußte 9 Wochen, fast aller äußern Sinne beraubt, sein Bettchen hüten; in den beiden vorigen Krankheiten labte er sich doch noch an der Milch seiner Amme, in dieser letzten nicht. Es vergingen wohl drei Wochen, in denen er an einem Tage, kaum so viel Getränk zu sich nahm, als seine kleine Tasse fassen konnte. Die weinende Mutter bemühte sich ihn zum Trinken zu bewegen, aber das kranke sonst so gehorsame Kind rief zitternd und voll Angst: „Ach, ich kann nicht, denn mir graut davor!“ Sein Lehrer bat ihn mit gewinnenden Worten und stellte ihm eindringlich vor, daß er bei so langer Entbehrung nothwendig verschmachten müsse, aber statt der Antwort, recitirte er: „Wenn mir gleich Leib und Seel' verschmachten, bist du doch allezeit meines Herzens Trost und Heil!“ — Jedoch so viele Schmerzen er duldete, so viele innere Angst er fühlte, so veränderte er seine Gesichtsmienen doch nie. Und so wie er früher in fröhlichen Stunden nie überlaut gelacht, so weinte er jetzt in seinen Leiden auch nicht. Wollten seine Geschwister mitunter unwillig werden, so ermahnte er sie: „Habt doch Geduld und seid so gesinnet, wie Jesus Christus es war!“

Da man jedoch überzeugt ward, daß Christian bei dieser allzusparsamen Nahrung nicht gedeihen konnte, so faßte man im März den Entschluß, ihn zu entwöhnen. Der Kleine ließ es auch geschehen und gewöhnte sich an die neue Nahrung, die in seiner

Kuhmilch oder in einigen Löffeln versüßten warmen Biers mit weißem Brod, bestand. Christian hielt von nun ab bei einer kleinen Tasse voll, eine volle Stunde Tafel, ließ sich aber kein Löffelchen vor das Mündchen bringen, ehe nicht gebetet und von geistlichen Dingen gesprochen war. Zwar thaten seine Angehörigen Alles Mögliche, ihn an andern Speisen zu gewöhnen und suchten ihn das Kauen zu lehren, aber so viele Mühe er sich auch selbst gab, es zu lernen — alles war vergebens. Und dennoch erholte sich der kleine Junge bei dieser neuen Diät sichtbar wieder. Er nahm merklich am Körper zu und seine Aeltern dankten dem Himmel für diese Gnade. Nur die Schwäche in den Füßen blieb, so daß er nicht mehr allein gehen, auch nicht den ihn besuchenden Fremden entgegen laufen konnte, sondern dieselben in seinem Lehnstuhle empfangen mußte. — Kaum hatte Christian sich etwas erholt, so ging das Studiren auch wieder seinen Gang. Im Monat Mai brachte er die Institutionen nach dem Hoppius zu Ende und konnte nicht nur den lateinischen Text in das reinste Deutsch übersetzen, sondern wußte auch bei jeder ihm darbietenden Gelegenheit die darin entschiedenen Rechtshändel geschickt anzuwenden. Eine Zeitlang bildeten Hoppius und Aesopi Fabeln mit Merians Kupfern das Gewürz seiner frugalen Tafel. Aber leider verging ihm in demselben Monat aufs Neue die Eßlust und zugleich der Schlaf. In 5 Wochen schlief der kleine Knabe keine Nacht eine volle Stunde ruhig.

Am letzten Mai saß Christian auf seinem Lehnstuhl, legte sein Köpfchen auf das Armchen und entschlief, zur Freude der Seinigen. Aber wie schrecklich wurde dieser so langgewünschte Schlaf unterbrochen! Der Kleine glitschte von der Stuhllehne, auf der Kopf und Hände ruhten, hinab und stürzte auf den Fußboden. Die sorglose Wärterin hatte nicht genug Acht auf ihn gegeben. Die besorgte Mutter lief voll Angst herbei und hob das Kind, um dessen Leben sie in Zweifel war, von der Erde empor. Christian aber sah sie ganz munter an und sagte lustig: „O Madame, mir schadet Gottlob nichts! Ei, bin ich von meinem Lehnstuhl gefallen? Da hat es geheißen“ — wandte er sich an den bestürzten Lehrer — „er hat seinen Engeln befohlen über Dir, daß sie Dich behüten auf allen Deinen Wegen.“

Es ist schon oben erwähnt, daß Christian fast nichts mehr aß, und fast nicht mehr schlief, aber dennoch arbeitete sein Geist immer fort. Auf seine wiederholten Bitten mußte sein Lehrer ihm die Sphaera armillaris, d. i. eine aus lauter Zirkelstreifen bestehende Himmelskugel, erklären, wobei der Schüler so aufmerksam war, daß ihm auch das kleinste Geräusch zuwider war und er denen, welche es machten, zurief: „Seid doch still!“ — Diese Arbeit war die letzte seines Lebens, aber sie gewährte ihm so viel Vergnügen, daß er alles Wissenswerthe von den Sternen, Himmelszeichen, Thierkreisen, Mondgestalten, von den Sonn- und Mondfinsternissen, von dem Lauf und der Stellung der Planeten, in wenigen Tagen fest inne hatte, und es präceptormäßig vortragen konnte. — Obgleich Christian eigentlich keinen Hunger fühlte, so forderte er doch mitunter einen Löffel Milch, um die Gunst seines Lehrers dadurch zu gewinnen und diesen zum Unterrichten williger zu machen. Der schlaue Kleine hatte gar bald bemerkt, daß dem Lehrer dadurch einen Gefallen geschehe und dieser ihm dann auch immer eine neue Lection zukommen lasse.

In gleicher Absicht und um sich den Schein der Kräftigung zu geben, strengte er sich oftmals an ohne Hülfeleistungen umher zu gehen. So ließ er eines Tages eine Reihe Stühle im Zimmer regelmäßig an einander stellen, hielt sich an diese fest und schritt nun so mit „peinlicher“ Langsamkeit hin und her. Da er aber bald die Unmöglichkeit seines Vorhabens einsah, setzte er sich nieder und sagte mit jammernden und zitternden Lippen: „Ach, ich wollte gern gehen, aber die Beine thun mir so weh. Mit mir heißt es nun: „Nihil tam arduum a natura constitutum est, quo virtus non possit eniti.“ (Einem braven Mann ist kein Ding zu schwer; aber ich kann nicht gehen lernen, weil mir's zu schwer wird.)

Man benutzte die nun eingetretene angenehme Jahreszeit und führte den Kleinen dreimal auf eine kurze Zeit in die freie Natur, glaubend, daß die frische Frühlingsluft ihn stärken würde, aber jedesmal kam Christian so betrübt zur Stadt zurück, als wäre ihm ein großes Unglück geschehen. Die erste Ausfahrt geschah über den Wall, die zweite nach Padelügge. Auf der letztern ergötzte er sich anfangs auf dem grünen Teppich vor dem Landhause und pflückte eine kleine Feldblume ab; auch spielte er mit einigen Grashalmen und führte dabei die Worte aus dem Psalmen an: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt man nicht mehr.“ — Das war seine Leichenrede, denn plötzlich ward er übel und man ließ ihn schnell in den Wagen schaffen. Hier lag der kleine Märtyrer wie todt auf dem Schooße seiner Mutter; kein Puls war mehr zu hören und alle glaubten ihn nicht mehr lebendig zu Hause zu bringen. Allein kaum war er wieder in seinem Zimmer angelangt, so erholte er sich von seiner Ohnmacht, setzte sich in seinen Lehnstuhl und ließ sich eine Menge Abrisse von seiner gemalten Geschichte zum Zeitvertreib vor sich hinlegen. Diese Risse, die er Karten nannte, und die ihm bisher so manche vergnügte Stunde gemacht hatten, besah er zwar auch jetzt und erzählte sich leise den Inhalt, aber anstatt sie, wie er sonst that, in guter Ordnung zu halten, riß er einige in Stücken und warf sie neben sich. Befremdend fragte der Lehrer ihn nach der Ursache und Christian antwortete: „Je ne m'en sers plus!“ (Ich brauche sie nicht mehr!) — War das Zufall oder Ahnung? — Am andern Tage waren Christians kleine Füße und Schenkelchen sehr angeschwollen, welcher Zustand den Seinigen zu neuen Besorgnissen Veranlassung gab, indem sie dies für einen Vorboten seines nahen Todes hielten; aber einige Aerzte erklärten die Geschwulste für unschädlich, da die natürliche Feuchtigkeit blieb. Und wirklich verlor sich auch der Geschwulst während der Nacht. — Die dritte und letzte Ausfahrt machte der Kleine nach dem Böckelmann'schen Garten. Dies war sein letzter Blick, den er auf die schöne Erde warf. Nach dieser Ausfahrt sehnte er sich so stark, daß man ihn am andern Tage, den 16. Junius, nicht schnell genug anziehen konnte. Seine Mutter hatte ihm zu dieser Ausfahrt einen neuen Hut machen lassen, aber so wie er auf Reinlichkeit Alles, auf Putz Nichts gab, würdigte er ihn keines Blickes, sondern sagte nur: „Der Sammthut ist wohl besser, als des Landvogts seiner, den Wilhelm Tell nicht ehren wollte.“ — In dem ebenerwähnten Garten angekommen, setzte sich Christian auf einen

Sessel und ließ sich eine Tasse frischer Milch wohlschmecken. Als seine Begleiterinnen, die Frau v. Seelen und ihre Mutter, mit ihm in das Gartenhaus gingen, und er hier kleine hölzerne Soldaten antraf, da ging ein Fest für ihn an. Er stellte sie sogleich in Schlachtordnung, ließ die Feinde schlagen und sagte dabei mehre Capitel aus dem orbis pictus Wort für Wort, lateinisch und deutsch ohne Anstoß und mit der größten Lebhaftigkeit her. Eben wollte er auf andere Dinge übergehen, da — erblaßte er, verlor plötzlich die Sprache, und lag starr auf den Armen seiner Schwester, daß Alle nicht anders meinten, als eine Leiche nach Hause zu bringen. Aber nach einigen Augenblicken erholte er sich wieder und wurde eilig in den Wagen und später in ein warmes Bett gebracht, aus dem er am folgenden Morgen, nachdem er gebetet, aufstand und sich anziehen ließ, als wenn nichts vorgefallen. Allein es war betrübend, daß die sonst alle Herzen erquickende laue Frühlingsluft, auf den kleinen kranken Knaben nicht mehr anschlagen wollte, wie man nun dreimal erfahren hatte. Während der Toilette speculirte Christian über eine Stelle in der Bibel und im Aesop und sagte: „Die Leute, über welche Gott so klagt, daß sie nicht zu seinem Gastmahl kommen wollten, sind noch dümmer als der Frosch, der kam doch und aß bei der Maus, die ihn eingeladen hatte." Nachdem er angekleidet war, trug seine Mutter ihn auf seinen lieben Großvaterstuhl. Nun las er das Evangelium vom verlornen Schaaf und Groschen und als er später gesprächsweise auf den Glauben kam, las er mit vieler Freude das eilfte Kapitel des Briefes an die Hebräer. Allein das Athmen wurde ihm immer schwerer, weshalb der Lehrer ihm ernstlich rieth einzuhalten. Das Kind nahm den guten Rath an und sagte nur noch: „Ha, was soll ich mehr sagen? Ach, der Athem wird mir zu kurz!" —

Von nun ab wurde ihm mit jedem Tage das Athmen schwerer und kürzer und bald konnte er das kleinste Wort nur noch mit der größten Anstrengung aussprechen. Er schnappte gleichsam nach der Luft durch Bewegung der Zunge, des Mundes und der Lippen. Wer es mit ansah, bewunderte zwar des Kindes Muth, fühlte aber zugleich seine Leiden. Mittags deckte man ihm den Tisch und brachte ihm warme Milch, aber jammernd rief Christian: „Ach mich hungert ja nicht, auch habe ich keinen Durst." — Nachmittags mußte man ihn zu Bette bringen; zum letzten Male hatte er auf seinem lieben Lehnstuhl gesessen — nie kam er später wieder darauf, denn sein Bett ward nach 10 Tagen — sein Sterbebett. —

(Ueber Christians letzte Tage in einem zweiten Artikel.)

Hundert deutsche Bücher über Ungarn.

Kurze Uebersicht der deutsch-ungarischen Literatur in den letzten zwei Jahren 1849—1851.

(Beschluß.)

28. Gregorovius, Ferd. Polen- und Magyarenlieder. Königsberg 1849.

Formgewandt, doch sonst unbedeutend. —

29. Görgey-Klapka. Világos-Komorn. Authentische Mittheilung bisher nicht veröffentlichter Erlebnisse, v. zwei entlassenen Honvéd-Offizieren. Pesth 1850.

Wohl möglich, daß dies Werk authentisch ist, unbedeutend und nichtssagend ist es jedenfalls. —

30. Görgey und die Kapitulation bei Világos. Von einem Offizier des Generalstabes der ung. Armee. Leipzig 1850.

Ein unglücklicher Versuch zur Ehrenrettung Görgey's, nebst interessanten persönlichen Erlebnissen.

31. Hensel, Ed. Worte der Wahrheit über Ungarns Landesverhältnisse in den Jahren 1848 u. 49. Dresden 1850.

Dem Schreiber Dieses nicht näher bekannt.

32. Herczegy, Moritz. Memoiren aus dem Reisetagebuche e. ungar. Arztes mit bes. Hinblick auf Oesterreich u. Ungarn, wie es war und provisorisch ist. Wien 1850.

Keineswegs über Ungarn handelnd, sondern von einer höchst gleichgültigen Vergnügungsreise in Deutschland.

33. Horn, J. E., Feldpater. Arthur Görgei, Oberkommandant der ung. Armee. Ein Beitrag zur Geschichte der ung. Revolution. Leipzig 1850.

Bisher das motivirteste, beste Werk über Görgei, mit vollendeter Dialectik entwickelt.

34. Horn, J. E. Zur ungarisch-östreichischen Centralisationsfrage. Leipzig 1850.

Für die Centralisation, aus Gründen der objectiven Vernunft, und als Wahl zwischen mehreren gleich starken Uebeln, doch keineswegs mit Vorliebe für Oesterreich.

35. Horváth, Dr. Michael. Geschichte der Ungarn. Aus dem ung. Orig. übers. u. mit Anmerkungen des Uebersetzers versehen. 1.—6. Lief. Pesth 1851.

Dieses bekannte Geschichtswerk des ehemaligen Bischofs von Chanád, und jetzt zu Paris lebenden Exministers des Cultus, ist zwar überaus verdienstlich, doch erschien es bereits früher, war mehr für die reifere Jugend berechnet, und zeichnet sich mehr durch Patriotismus als durch übergroße Gründlichkeit, und Bekanntschaft mit den neuesten deutschen Forschungen über Urgeschichte aus.

36. Horváth, S(amu). Graf Ludwig Batthyány, ein polit. Märtyrer aus Ungarns Revolutionsgeschichte, und der 6. Oct. 1849 in Ungarn. Hamburg 1850.

Ruhige, gründliche, meisterhafte Vertheidigung der Unschuld B. und mit außergewöhnlicher Sachkenntniß geschrieben.

37. Imrafi, die ungarischen Flüchtlinge in der Türkei. Aus dem Ungar. übers. mit mehreren Aktenstücken vermehrt und bis auf die neueste Zeit (April 1851) fortgesetzt von B.... Leipzig 1851.

Authentisch, höchst interessant und lesenswerth. —

38. Janotyckh von Adlerstein, Joh. Federzeichnungen. Eine Reihe von Skizzen, den socialen und polit. Zuständen in Ungarn vor und während der Revolution entnommen. 2 Bde. Wien 1850.

39. Janotyckh v. Adlerstein, J. Die letzten zwei Jahre Ungarns. Chronologisches Tagebuch der magy. Revolution. 3 Bde. Wien 1850.

Diese beiden Schriften strotzen dermaßen von Gemeinheit, Bedientenfrechheit, und wirklicher Virtuosität im Anstan und Ver-

rückheit, daß man sie höchstens kaufen kann, um so etwas in seiner Art Originelles zu besitzen. —

40. Josephinismus, der, und die kais. Verordnungen vom 18. April 1850, in Bezug auf die Kirche. (Aus dem Ungar.) Wien 1851.

Der gewes. Erzbischof von Erlau, Joh. von Lonovics, ist der Verfasser dieser Flugschrift, die aber ohne genaue Kenntniß der ung. Landesverhältnisse im Auslande kaum verstanden werden kann. —

41. Josika, Nicolaus, Ungar und Spanierin. Roman. Frei nach dem Ungarischen bearbeitet von Emerich Kovács. 2 Thle. Grimma 1851.

Leihbibliothekenfutter, dabei der Name des ungarischen Originaldichters wahrscheinlich mißbraucht ist, da uns kein Roman Josika's unter diesem Titel in der ung. Literatur bekannt. —

42. Klapka, Georg. Memoiren, April bis October 1849. Orig.-Ausg. Leipzig 1850.

Ueber die Authenticität des Werkes waltet kein Zweifel. —

43. Korzizka, Oberlieut. Franz. Die Winter-Campagne des Graf Schlick'schen Armeekorps 1848—49. Olmütz 1849.

Militairische Darstellung eines öst. Soldaten. —

44. Kolisch, Siegmund. Ludwig Kossuth u. Clemens Metternich. Roman. 3 Bde. Leipzig 1850.

Gelegenheitsroman, wie ohngefähr Clauren oder der alte Cramer politische Romane geschrieben hätten.

45. Korn, Hauptm. Phil. Neueste Chronik der Magyaren. Geschichtliche Darstellung der Zustände, des Lebens und Wirkens der Magyaren in und außerhalb ihrer Heimath, von der russischen Invasion in Ungarn und Siebenbürgen bis auf die gegenwärtigen Tage. Hamburg 1851. Mit meh. Kupfern.

Gut compilirtes Werk aus verschiedenen interessanten Quellen und Documenten.

46. Kossuth, Ludwig. Die Katastrophe in Ungarn. Originalbericht. Leipzig 1849.

Apokryph!!! —

47. Kossuth unter dem Sezirmesser eines Schwarzgelben. Leipzig 1849.

Meisterhafte Vertheidigung Kossuth's gegen die hämischen Angriffe eines schwarzgelben Correspondenten der Allgemeinen Zeitung, zugleich in ein paar Strichen getreue Biographie des vormärzlichen Kossuth's. —

48. Kossuth, Ludw. Dictator von Ungarn, als Staatsmann und Redner. Nebst seinen fünf bedeutendsten Reden. Mannheim 1849.

Ziemlich getreue Uebersetzung der Reden, der biogr. Theil jedoch bloßes Machwerk.

49. Kovács, Emerich. Batthyány, der letzte Magnat. Roman aus Ungarns neuester Geschichte. 2 Bde. Grimma 1851.

50. Kovács, E. Kampf und Verrath. Blätter aus dem Kriegstagebuche eines Honvédoffiziers. Nach der ung. Originalhandschrift treu übersetzt von Thdr. Navay. Grimma 1850.

Beide Werke Leihbibliothekenfutter. —

51. Land, das, der Ungarn, mit Croatien, Slavonien, Siebenbürgen und der Militairgrenze. In geograph., statist., commercieller, industrieller, polit. und relig. Bedeutung. Nach den neuesten ung. Originalquellen bearb. M. 1 Karte. Leipzig 1849.

Recht brauchbares, leicht nachzuschlagendes Handbuch. —

52. Lapinski, Hauptmann Theophil. Feldzug der ungar. Hauptarmee im Jahr 1849. Selbsterlebtes. Hamb. 1850.

Tagebuch eines Militairs, in einzelnen Punkten bestritten. Siehe: Nebbál.

53. Levitschnigg, Heinr. Ritter von Kossuth und seine Bannerschaft. Silhouetten aus dem Nachmärz in Ungarn. 2 Bde. Pesth 1850.

An Stoff und biogr. Notizen reichhaltig, doch im Styl bis zur Lächerlichkeit affectirt, manierirt und gefaselt, sowie von einer charakteristischen Gesinnungslosigkeit.

54. Mailáth, Koloman Graf. Ungarn und die Centralisation. Beleuchtet. Leipzig 1850.

Gegen die Centralisation, doch nur für das ung. Publikum berechnete Parteischrift.

55. Marlie, Joh. Jenseits der Wälder. Siebenbürgische Erzählungen. 2 Bde. Pesth 1850.

Der angenehm lesbare Nachlaß eines zu früh verstorbenen, talentvollen Novellisten. —

56. Nationalgesänge der Magyaren. Uebertr. von Adolf Buchheim und Oskar Falke. 2 Hefte. Kassel 1850.

Auf schlechtem Papier gedruckte schleuderhafte Uebersetzung bedeutender Poesien, in deutsche Leierkastenversmaße, gewürzt durch wirklich impertinent und lächerlich unrichtige biographische Bramarbasiaden.

57. Nebbál, Fr. Ig. Kritische Bemerkungen zur Broschüre: „Feldzug der ung. Hauptarmee von Theophil Lapinski." Hamburg 1850.

Jedenfalls vergleichenswerthe Zugabe zu obenbenanntem Hauptwerke.

58. Oesterreich und Ungarn. Betrachtungen e. österreich. Vaterlandsfreundes. Karlsbad 1849.

Gut österreichisch.

59. Palatin und Insurgent. Revolutionsroman aus Ungarns Neuzeit. Aus dem Ungar. 3 Bde. Grimma 1850.

Leihbibliothekenfutter. —

60. Pataky, K. M. Bem in Siebenbürgen. Zur Geschichte des ung. Krieges 1848—49. Mit General Bem's Portrait. Leipzig 1850.

Fließend geschrieben, doch seit dem Erscheinen des Werkes von Czetz über Bem — siehe Nr. 17 — ganz entbehrlich.

61. Petöfi, Alexander. Gedichte. Nebst e. Anhang Lieder anderer ungarischer Dichter. Uebersetzt durch Kertbeny. Frankfurt a. M. 1849.

62. Petöfi, A. Der Held János. Ein Bauernmärchen. Uebers. durch Kertbeny. Miniaturprachtausgabe m. Portrait. Stuttgart 1850.

Die letztere Dichtung erfreute sich eines unbedingten Lobes durch Réné Taillandier in der Revue des deux mondes, so wie

in der Allgem. Zeitung, Köln. Zeitung, Ostdeutschen Post, Wiener Zeitung, Hamb. Lit. u. Krit. Blätter (Nr. 122, 1850) u. s. w.

63. Pulßky, Therese von. Aus dem Tagebuche e. ung. Dame. Mit e. hist. Einleitung von Frz. Pulßky. 2 Bde. Leipzig 1850.

Dieses vorzügliche Werk ist besonders Frauen zu empfehlen; die klare hist. Einleitung geht bis zu der Februarrevolution.

64. Pulßky, Th. v. Sagen und Erzählungen aus Ungarn. 1stes Bdchn.: Sagen. Berlin 1851.

Sehr poetisch geschrieben, doch nicht blos magyarische, auch slavische, sogar persische und Talmudsagen umfassend.

65. Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Frankfurt a. M. 1850.

Wird hier nur angeführt, weil das fünfte Heft den Titel: Eljen Kossuth trägt, und aus enthusiastischen Gedichten für Ungarn besteht. Uebrigens zählt der bekannte Pfaffe gleich viel Gegner als Verehrer.

66. Reisinger, Dr. Franz. Politische Bilder aus Ungarns Neuzeit. Hamburg 1850.

Flaches Zeug, das der Herr Verleger wahrscheinlich vor der Annahme nicht gelesen, sonst würde er es gewiß nicht gedruckt, und seine gutaccreditirte Firma dazu hergegeben haben.

67. Revolution, die magyarische. Kurzgefaßte Schilderung der jüngsten Zeitereignisse in Ungarn und Siebenbürgen. V. e. Augenzeugen. Pesth 1849.

Der „Augenzeuge" hat sich die Mühe leicht gemacht, indem er allbekannte Thatsachen oberflächlich erzählt, mit einigen gutgesalzenen Schimpfworten durchspickt und mit vornehmer Affectation übergießt, um dem Belagerungszustand zu genügen.

68. Sagen und Märchen, ungarische. Aus der Erdélyi'schen Sammlung übers. von G. Stier. Berlin 1850.

Sehr getreue, höchst gelungene Uebersetzungen durch einen geborenen Hallenser, welcher jetzt in Neapel weilt, und der der erste Deutsche ist, der, ohne jemals in Ungarn gewesen zu sein, die ungarische Sprache durch Selbstunterricht erlernte.

69. Sajo. Schlachtenbilder und Scenen aus Ungarns Revolution 1848—49. Deutsche Ausgabe. Pesth 1850.

Belletristische Schilderungen eines talentvollen, unter seinem wahren Namen vortheilhaft bekannten, jungen Schriftsteller Ungarns.

70. Schlachtfelderblüthen aus Ungarn. Novellen nach wahren Kriegsscenen. Pesth 1850.

Lesenswerthe Schilderungen aus der Feder eines beliebten ung. Erzählers.

71. Schlesinger, Mor. Aus Ungarn. Berlin 1850. 2te Auflage.

Ein selbstständiges Kunstwerk, und jedem deutschen Leser dringendst zu empfehlen.

72. Schönau, Eduard von. Magyarenlieder. Berlin 1849.

Dem Schreiber Dieses nicht näher bekannt.

73. Schütte, Dr. A. Ungarn und der Ungarische Unabhängigkeitskrieg, nach den besten Quellen und zahlreichen Mittheilungen ung. Notabilitäten dargestellt. 2 Bde. m. Portr. Dresden 1850.

Jedenfalls stoffreich, doch haben die meisten „ung. Notabilitäten" ihre Betheiligung an diesem Werke öffentlich für eine Unwahrheit erklärt.

74. Somssich, Paul von. Das legitime Recht Ungarns und seines Königs. 2te Auflage. Wien 1850.

Gewissermaßen das politische Programm der altconservativen Partei Ungarns.

75. Sporschil, Joh. Bündige Widerlegung der Deklamationen des Grafen Ladislaus Teleki, angeblichen ungar. Gesandten bei der französischen Republik gegen Oesterreich und Rußland. Leipzig 1849.

Der berüchtigte Name des Verfassers enthebt uns einer näheren Bezeichnung seines Machwerkes.

76. Subbotic, Dr. J. Darstellung der Rechtsverhältnisse der serbischen Nation in Ungarn und deren Petition vom 1. u. 3. Mai 1848. Agram 1849.

77. Subbotic, Dr. J. Authent. Darstellung der Ursachen, der Entstehung, Entwickelung und Führungsart d. Krieges zwischen den Serben und Magyaren. Agram 1849.

Fanatische Deklamationen eines eingefleischten Serben.

78. Szalay, Ladislaus v. Diplomatische Aktenstücke zur Beleuchtung der ung. Gesandtschaft in Deutschland. Zürich 1849.

Nackte Mittheilung wichtiger und echter Aktenstücke.

79. Szarvady, Friedrich. Auf! Deutschland. Hamb. 1849.

Ein Entflammungsruf, der jetzt seine Bedeutung verloren.

80. Szécsen, Graf Anton. Politische Fragen der Gegenwart. Wien 1851.

Untersuchungen eines Schwarzgelben über Demokratie, Sozialism, u. s. w.

81. Szenen und Bilder aus dem ungarischen Revolutionskriege. Von dem Verf. der kurzgefaßten Revolutionsschilderung. Pesth 1850.

Von gleichem Gehalte, wie das erste Werk desselben Anonymus, No. 67. —

82. Szilágyi, Alex. Die letzten Tage der magyarischen Revolution. Enthüllungen der Ereignisse in Ungarn und Siebenbürgen seit dem 1. Juli 1849. Unter Mitwirkung d. Verf. ins Deutsche übertr. Leipzig 1850.

Die beste Broschüre des bekannten, talentvollen Autors, voll wichtiger Aufschlüsse. —

83. Szillányi. Komorn im J. 1849, m. besond. Hinblick auf die Operationen der ungar. Armee an der Ober-Donau und Waag. Leipzig 1851.

Enthält was der Titel verspricht in interessanten, theilweise rein militairischen Mittheilungen.

84. Teleki, Graf Ladislaus. Die russische Intervention in Ungarn. Nebst dipl. Aktenstücken. Original-Ausg. f. Deutschland. Hamburg 1849.

Bereits 1848 erschien in Leipzig eine deutsche Uebersetzung der „Denkschrift" desselben Verfassers, und beide Werke sind sowohl dem fremden Leser bestens zu empfehlen, als an und für sich wichtige Beiträge zur ungar. Frage.

85. Temesvár im Jahre 1849. Während der Belagerung geschrieben. Wien 1850.

Gut kaiserlich, doch immerhin mäßig geschrieben und sich nur auf interessante persönliche Erlebnisse beschränkend.

86. Thronfolge, und die pragmatische Sanktion in Ungarn, oder Rechtfertigung des Regierungsantrittes Sr. k. k. Maj. Franz Joseph I., als König von Ungarn, gegen die Angriffe der Umwälzungspartei. Nebst einer skizzirten Geschichte der neunmonatl. Ofen-Pesther Parteiherrschaft, u. ihrer Umtriebe. Von A. v. P. Preßburger.

Der Verfasser dieser Schrift, der gelehrte Pußtay, hat mit größtem wissenschaftlichen Aufwand Etwas zu beweisen gesucht, was nicht zu beweisen ist.

87. Unabhängigkeits-Erklärung der ungar. Nation. Gegeben in der in Debreczin am 15. April 1849 gehaltenen Reichstagsitzung. (Abdr. aus d. „Neuen königsberger Zeitung.") Königsberg 1849.

Getreue Uebersetzung des wichtigen Documents.

88. Ungarische Volkslieder, ausgewählte. (450) Gesammelt und übersetzt durch Kertbeny. Darmstadt 1851. Mit einem Kupfer *)

89. Ungarische Gedichte, sechsunddreißig von Berzsenyi, Kölcsey und Vörösmarty. Uebers. von J. Stier. Halle 1850.

Gedichte der älteren ungar. Literatur angehörend, doch höchst treu und gelungen übersetzt.

90. Ungarns Revolution und der Feldzug der Oesterreicher gegen die Magyaren unter Windischgrätz und Jellachich im Winter 1848—49. Nebst Bildern und Karten. Meißen 1849.

Ziemlich brauchbar und getreu in den Thatsachen.

91. Ungarn, seine Geschichte, seine Nationalitäten, seine parlament. Entwickelung, sein Kampf um nationale Selbstständigkeit, strategisch und politisch, nebst biogr. Skizzen. Von e. ung. Offizier. Mit Karten, Plänen, Portr. und Bildern. Meißen 1849.

Das Werk einer sachkundigen ungarischen Feder, sehr brauchbar und richtig.

92. **Ungarns gutes Recht. Eine hist. Denkschrift v. e. Diplomaten.** 2 Hefte. London (Leipzig) 1850.

Meisterhafte Dialektik, genaue und tiefe Kenntniß der geheimsten Geschichte des Landes, dringendst zu empfehlen.

93. Ungarn im Jahre 1850 (?) als unabhängiger Staat mit Bezug auf die letzten Ereignisse. Hoyerswerda 1849.

Dem Schreiber Dieses noch nicht zu Gesichte gekommen, dem Titel nach aber eine Prophezeiung oder — ein Unsinn! —

94. Ungarn's Gegenwart (Mai 1850). Von einem Ungar. Wien 1850.

Das famose Werk des Herrn von Zsedényi, eines fanatischen Altconservativen, welches seiner Zeit in den betreffenden Kreisen viel Aufsehen machte, dem Auslande aber, wegen der Localfarbe, wenig verständlich.

95. Welbycz, Sylvester. Der Antheil der Polen an dem ung. Freiheitskampfe 1848—49. Altona 1850.

Panegyrik der Polen und ihres Führers Wyschotzky, übrigens gut geschrieben.

96. **Wiesner, A. C.** Ungarns Fall und Görgey's Verrath. Mit mehreren Aktenstücken. Zürich 1849.

Hochtrabendes Machwerk eines öst. Flüchtlings. —

97. Wochen, die letzten, Ungarns, von der Schlacht bei Kerzkemét bis zur Niederlage bei Szegedin und der Verrath v. Világos. Erinnerungen aus der Campagne eines „deutschen Jägers." Mit Vorwort von A. Ruge. Leipzig 1850.

Gut geschriebene Fragmente, doch ohne großen Werth.

98. Wolf, Dr. Adam. Geschichte der pragmat. Sanktion bis 1740. Wien 1850.

Unnöthige, sehr gelehrte Arbeit ohne Beweisführung.

99. Wolf, Siegismund. Arthur Görgey. Eine Charakteristik. Leipzig 1850.

Zusammenstoppelung aus englischen Journalen durch einen berliner Buchhändlercommis! —

100. Zur Geschichte des ung. Freiheitskampfes. Authentische Berichte. 2 Bde. Leipzig 1850.

Gedrucktes Makulatur. —

Nach dieser Eintheilung stellt sich also als Resultat heraus, daß unter diesen 100 Büchern nur 55 wirklich empfehlenswerth, dagegen 12 von zweifelhaftem Werth und 33 radical schlecht sind. Es kann leicht möglich sein, daß wir bei dieser Liste 6—10 Werke übersehen und ausgelassen haben, aber gewiß keines von Bedeutsamkeit. Aus all diesem sieht man, daß die ungarische Frage nicht nur noch nicht erschöpft, vielmehr daß sie noch nicht einmal nach allen Richtungen hin vertreten ist. Der Sympathie ist belletristisch schon ziemlich Rechnung getragen, doch eigentliche Geschichtswerke stehen noch zu erwarten, und wichtigere Beiträge dazu dürfte erst die nächst kommende Zeit liefern. Die Baronin Beck, Boldényi, Czetz, Horn, Horváth Samu, Klapka, Lapinski, Pataky, Pulszky, Schlesinger, Szalay, Szilágyi und Teleki sind wohl bisher die besten Schriftsteller über Ungarn, doch die am meisten dabei betheiligten Männer haben noch nicht gesprochen, Kossuth, Görgey, Dembinsky, Bonthy, der Bischof Horváth, Vukovics u. s. w.; ebenso fehlen von österreichischer Seite noch fast alle, im Interesse der Geschichte wünschenswerthen, Schriften, will man hiezu nicht die maßlosen Zeitungs-Lügen u. dgl. rechnen.

Aber wenn der deutsche Leser aus ebengenannten 100 Büchern eine nur mäßige, doch gute Auswahl trifft, so bietet sich ihm genug Gelegenheit, sich über die ungarische Frage eingehend zu belehren.

Vielleicht ergänzen wir im nächsten Jahre diese Liste durch Aufzählung jener Werke, die bis dahin erscheinen werden.

K.

*) M. s. Hamb. Liter. u. Krit. Blätter Nr. 35, 1851.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 50. **Sonnabend, den 21. Juni.** **1851.**

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Salvator trauete jedoch dem Frieden nicht: er zog sich nach dem Tode des Masaniello vorsichtiger Weise nach Rom zurück, und war bemüht, sich als politische Person vergessen zu machen. Unglücklicher Weise war er wider seinen Willen ein Gegenstand lebhafter Neugier. Man wollte aus seinem Munde die Beschreibung des kurzen Bürgerkrieges hören, an welchem er Theil genommen hatte, und um hierin eine Diversion zu machen, schleuderte er sein Gedicht, la Babylonia, eine Piece voller Kraft, in welcher er con fuoco sein versunkenes, demoralisirtes Vaterland, das seines Ruhmes und Glanzes baar geworden, geißelte, in die Welt.

Aus derselben Zeit schreiben sich die beiden Bilder: das Glück, und die menschliche Gebrechlichkeit her; sie bildeten den Verfolg seines Gedichtes, und konnten für ein Paar Ergänzungscapitel gelten. In dem ersteren sieht man die Thiere gemeinsten Schlages sich um die Gaben der Fortuna streiten. Hat Salvator damit eine Anspielung auf einige hervorragende Persönlichkeiten seiner Zeit machen wollen, oder war es dabei im Allgemeinen auf das ganze Menschengeschlecht abgesehn, das läßt sich schwer angeben. Es fanden sich jedoch Uebelwollende, die behaupteten, im Besitz des Schlüssels des Geheimnisses zu seyn. Man weiß, wie lästig diese Räthsellöser sind, und wie sie späterhin den Labruyere geplackt haben:

„Sie entdeckten in dem Gesichte der Säue, welche die Perlen und die Blumen unter die Füße treten, die Nase eines mächtigen Geistlichen und das Auge einer anderen bedeutenden Persönlichkeit. In dem Esel, der mit seinem Hufe Lorbeeren und Myrthen aus einander stieß, erkannten sie einen Cardinal, und in einem auf Rosen hingestreckten alten Bock den unverkennlichen Galan der Donna Olympia, Favorit-Sultanin des Palastes Quirinal."

Vergebens suchte Salvator, vor Aerger außer sich, das Publikum über die böswilligen, falschen Ansichten zu belehren, die seine persönlichen Feinde ihm beizulegen suchten. Er ließ als Antwort auf die Enthüllungen ein Manifest, eine Art von Apologie seines Werkes in einer Menge Exemplare drucken; aber die Verläumdung hatte schon ihre Wirkung gethan. Er hatte sich selbst persönlich zu den Personen begeben, die angeblich von ihm beleidigt seyn sollten, und sie schienen durch seine Erklärungen zufrieden gestellt zu seyn; aber der Satz: „verläumde, verläumde; es bleibt immer etwas haften," hat sich zu allen Zeiten bewährt, so zu der Zeit Salvators wie zu der Zeit von Beaumarchais. Das bestimmte ihn dann, sich nach Florenz zu flüchten. Ich bediene mich absichtlich dieses Ausdrucks; anders ist die verstohlene Abreise Salvators nicht zu bezeichnen; denn er verließ Rom im Gefolge des Fürsten Carl von Medicis und inmitten von dessen Dienerschaft.

Kaum zu Florenz angekommen, sah er sich von dem Großherzoge mit den Edelleuten der besten Häuser auf gleichem Fuße behandelt. Der Fürst bot Alles auf, ihn zu bewegen, daß er sich in seiner Stadt niederließe; er gab ihm ein Atelier in dem Palaste Pitti, und als der Maler dasselbe zum erstenmal betrat, hatte er die Freude, sein Bild Prometheus, das der Großherzog an sich gekauft hatte, darin wiederzusehen.

Salvator hatte nichts damit verloren, daß er seinen Wohnort gewechselt hatte, außer den angenehmen Bekanntschaften, die er zu Rom mit der Elite der Leute von Geist gemacht, und auch diese fand er, ein unverhofftes Glück, fast alle in Florenz wieder vor, so Lorenzo Lippi, aus Florenz gebürtig, der große Stücke auf sein Vaterland hielt, und den er zu Rom nur als Reisenden hatte kennen gelernt; den Grafen Maffei, den Herzog von Salviati, zu welchen sich bald noch der gelehrte Andrea Cavalcanti und der berühmte Physiker Toricelli gesellten. — Anfangs in einen Wirbel von glänzenden Festen gezogen, und von dem hohen Adel, der es nicht verschmähte, an seiner Tafel Platz zu nehmen, aufgesucht, wurde Salvator es jedoch bald inne, daß die Delicatesse seiner Soupers, sein Talent als Improvisator, und die Schönheit von Lucrezia, seiner Geliebten, die alleinigen Motive dieses Entgegenkommens waren. Wenn er seinen Gästen auf der Straße begegnete, grüßten sie ihn kaum: wenn nicht bei ihm im Hause, machten sie ihren Rang wieder geltend und zeigten sich hoffärtig. An der Eigenliebe aber war Salvator am verwundbarsten, und er nahm nun selber eine stolze Miene an, verschloß seinen hochnasigen Gästen die Thür, und verkehrte nur mit seinen wahrhaften Freunden. Sein Haus wurde wieder, wie zu Rom, „un' Academia delle belle facultade, l'abitazione della giocordita, ed il mercato dell' allegrezza.“ Es wurde dort Komödie gespielt, über Philosophie und Literatur geplaudert, und die Fragen der Kunst verhandelt, die viel besprochen und nie gelös't werden, alles inter amicos, in dem Frieden der Vertraulichkeit und des Familienlebens.

Da sind wir bei einem Punkte, der mich sehr natürlich veranlaßt, Salvator einen Augenblick von dieser Seite zu betrachten. Ich habe ihn schon zu Anfang seiner Biographie im Familienleben gezeigt, aber in einem Alter, wo die Familie für den Menschen etwas so nothwendiges ist, daß seine Anhänglichkeit für sie weder als Charakter noch als Eigenschaft gelten kann. Erst späterhin, wenn er zu seiner Individualität gelangt ist, wenn er sich mit der Welt vermischt hat, kann man ihn aus diesem Gesichtspunkte studiren.

Nun hat aber kein Mensch eine ihm eigene, größere originelle Individualität gehabt, als Salvator Rosa; was er war, das war er lediglich durch sich selber: seine Familie hatte nichts für ihn gethan; er hatte ohne Unterlaß seine Zeitgenossen beschäftigt, und sich in den geeignetsten Lagen befunden, um von seinen ersten Gewohnheiten und Erinnerungen isolirt zu werden. Auch ist es merkwürdig, ja selbst rührend, zu sehen, wie er bis an's Ende seines Lebens den so schlichten Gefühlen, die in der Regel dem Ehrgeize, dessen Träumen, Kämpfen und Triumphen widerstreben, treu geblieben ist. Als Salvator Rosa erst Herr seines Geschickes geworden, zum reifen Alter gelangt, und von seinem Hange nach Abenteuern zurückgekommen war, da suchte er sein Glück in dem friedlichen Zeitvertreibe des Heerdes: er lebte dem Hause und der Familie, und in dem Bilde seiner Verbindung mit der Signora Lucrezia fanden alle häuslichen Tugenden ihren Platz.

Die Signora Lucrezia gehörte einer ehrenwerthen Familie zu Neapel an; von Salvator verführt, hatte sie durch ihr Benehmen seine Achtung zu bewahren gewußt, war ihm durch ihren Geist und ihre Belehrung ein unentbehrlicher Rathgeber geworden, und ihre Zärtlichkeit war dem ehrgeizigen und ungeduldigen Künstler mehr als einmal ein wohlthätiger Dämpfer gegen die gefährlichen Aufwallungen gewesen, die er beim Aufbau seines Glückes empfand. Salvator behandelte sie seinerseits aber auch mit allen einer hingebenden Gattin gebührenden Rücksichten, und verlangte ein Gleiches abseiten aller derer, mit welchen er verkehrte. Auch unterließ niemand, der an ihn schrieb, sich der Signora Lucrezia in Ausdrücken zu empfehlen, wie sie nur bei einer in höchster Achtung stehenden Frau und Familienmutter gebraucht werden.

Ich habe die Veranlassung, weshalb Salvator Rosa die angenehme Existenz, welche er zu Florenz führte, und die Protection des Großherzogs aufgegeben hat, nicht ermitteln können; vielleicht war es das Bedürfniß einer Ortsveränderung, welches uns Allen angeboren ist; vielleicht konnte er sich anderer Orten als in Neapel nicht lange gefallen, eben weil er in Neapel proscribirt war; vielleicht auch fühlte er sich unwiderstehlich von Rom, dem Adoptivvaterlande seines Genie's, der guten Stadt angezogen, wo sein Glück begonnen, die Anspruch auf seine Dankbarkeit hatte. So viel ist sicher, daß er im Jahr 1651 dahin zurückkehrte. Ein Jahr später, malte er dort das Schlachtbild, womit der römische Hof Ludwig XIV. ein Geschenk machte, und das gegenwärtig in der Gallerie des Louvre zu sehen ist. Der Succeß, den dies Gemälde hatte, führte ihn wieder ganz der Malerei zu; seit geraumer Zeit war er vielmehr Literat, als Maler gewesen, nun legte er aber die Feder zur Seite, und griff wieder zum Pinsel, um ihn bis an's Ende seines Lebens zu führen. Die wichtigsten Werke dieser Periode von zwölf Jahren waren: Pythagoras, Catilina, das Zwiegespräch des Hesiods mit Homer, Samuel, wie er Saul sein nahes Ende verkündigt.

Gegen 1665 fühlte er die ersten Anfälle des Leidens, welches ihn der Welt entreißen sollte, und zu den schmerzlichen Symptomen einer Leberkrankheit gesellte sich auch noch eine Augenschwäche, die es ihm unmöglich machte, sich lange mit Malen zu beschäftigen. Da begann er an Aetz-Kupferwerken zu arbeiten, in welchen sich die volle Kraft seiner ersten Compositionen bekundet; doch wurde diese Arbeit, die er als eine Erholung betrachtet hatte, ihm bald beschwerlich: nach einer Stunde, konnte er kaum noch so viel sehen, um den Grabstichel zu handhaben, ja er war kaum zu schreiben im Stande. Dennoch widmete er sein letztes Lebensjahr der Revision und dem Ordnen seiner Poesieen, die er auf die Nachwelt gebracht zu haben wünschte. Meistens dictirte er der Signora Lucrezia, die seine Gattin geworden war, in die Feder, und sie vermochte ihn bei dieser Gelegenheit, einige freigeisterische Stellen, die den Pater Francesco Baldovino um das Seelenheil seines Freundes sehr besorgt gemacht hatten, zu streichen. Die erste Ausgabe der Poesieen des Maler-Dichters erschien im Jahr 1673, wenige Tage vor seinem Tode.

Der Satyren Salvator Rosa's giebt's sechs, und sie führen folgende Titel: die Musik, die Poesie, die Malerei, der Krieg, Babylonia, der Neid.

Wie die italienischen Kritiker sagen, zeichnen diese Dichtungen sich durch die Lauterkeit und die Kraft ihres Styls aus. Salvator hielt nicht minder auf den Ruhm eines Dichters, als auf den eines Malers. Das Gedicht von dem Neide hatte er bei seinem Abgange von Florenz verfaßt, als Antwort für diejenigen, die ihn nicht als den Verfasser seiner Satyren hatten anerkennen wollen.

Kurz vor seinem Ende verfertigte er zu gleichem Zwecke folgendes Sonnet:

„Dunque perche Salvator chiamato,
Cruci figatur grida ogni persona? etc.

„Ist's, weil ich Salvator heiße? daß alle Welt schreit, man „kreuzige ihn!

„Es ist schon Recht, daß ich, inmitten einer Race von „Räubern, nicht ohne meine Passion zu Ruhm gelange. Mehr „als ein Pilatus fragt mich täglich: bist Du der König der „toscanischen Dichter? Mehr als ein Petrus verläugnet und „verläßt mich, und ich sehe mehr als einen Judas an meiner „Seite. Die perfiden Juden sagen, ich hätte dem Sanctuarium „seinen Ruhm genommen, um andre Gottheiten zu erkaufen; „aber sie sind die Räuber! Ich bin kein Christus, aber mein „Pindus soll ihr Golgatha seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die gesellschaftliche Desorganisirung.

Die Geschichte hat kein zweites Beispiel einer sociellen Unordnung aufzuweisen, wie diejenige war, welche der Convent über Frankreich gebracht hatte.

Man könnte die Zeit der syrischen Kaiser im Punkt der Schwächung der römischen Freiheiten, die Zeit der griechischen Kaiser mit Bezug auf den Fall des politischen Characters und Geistes, das zehnte und eilfte Jahrhundert in Hinsicht der Vernichtung administrativer Garantieen, die Regentschaft wegen Erschlaffung des Glaubens und der Sitten anführen; es liegt aber am Tage, daß die Schwächen und Laster dieser Zeiten der Erniedrigung und Schmach mehr den Menschen als den Institutionen zur Last zu legen waren. Die Gesellschaft stand noch aufrecht mit ihren Fundamenten und ihren Katren. Es gab Gesetze, die verletzt, moralische Maximen, die unter die Füße getreten wurden, Lehrsätze, die man verhöhnte oder vergaß; aber diese Lehrsätze, diese Maximen, diese Gesetze, waren doch einmal vorhanden, als immer leuchtende, wenn auch unbenutzte Leuchtthürme inmitten des allgemeinen Schiffbruchs der Gemüther.

Was dagegen die Unordnung characterisirt, welche der Convent Frankreich hinterlassen hat, und die ein in der Geschichte beispielloses Chaos daraus macht, das ist die Ueberzeugung, die man hat, daß sie selber den Fonds und das Wesentliche der Lage gebildet, in Folge deren die Regeln vernichtet, die Maximen verschwunden, die Gesetze und der Glaube kraftlos, die gesellschaftlichen Stützen zerbrochen waren. Nichts hatte mehr seine Unterlage, seine Straße, seine Garantie, weder die Religion, noch die Redlichkeit, noch die Schaam, noch der Geschmack. Die Civilisation mußte also von vorne wieder anfangen und neu gebildet werden. Es waren hie und da noch einige Geister, einiger Muth, einige Tugenden vorhanden, aber die Gesellschaft war vernichtet.

Es waren die Familie, die Religion, die Wissenschaften, über welche der Revolutionsgeist zuerst hergefallen war, sicher, daß deren Sturz den Untergang aller sociellen Ordnung nach sich ziehen würde.

Die Ehescheidung, am 30. August 1792 unter dem Applaus der Philosophen, von welchen Brissot und Condorcet die Leiter waren, eingeführt, war, wie Philipp Delleville sich am 20. November 1796 in dem Rathe der Fünf Hundert äußerte, allmählig zu einem förmlichen Fleischhandel geworden. Man heirathete einander in einem Anfall von Laune, von Neugier, von Libertinage, da man unter dem Vorwande einer disharmonirenden Gemüthsart, jeden Augenblick die mürben Bande zerreißen konnte, die durch keine religiöse oder moralische Sanction geweiht worden waren.

Einige Zeit nach der Einführung der Ehescheidung, zeigte der Moniteur die Namen derjenigen, welche diesen Act vollzogen hatten oder vollziehen wollten, gerade so regelmäßig an als einen Preiscourant von Waaren. Favart, der Namens einer Commission zur Untersuchung der Wirkungen des Ehescheidungsgesetzes ernannt worden war, schlug die Zahl der Eheleute, welche, von Geiz und Wankelmuth getrieben, unter dem Schutze dieses abscheulichen Gesetzes wieder auseinander gelaufen waren, im Monat Januar des Jahres 1797 auf mehr als 20,000 an.

Durch diese Ehen, ohne alle Feierlichkeit und Ceremonie, und unter dem stillen Vorsatze, sie bei erster Gelegenheit wieder aufzuheben, vollzogen, waren die Sitten in einem hohen Grade verderbt worden. So enthält der Moniteur vom 27. December 1796 ein an das gesetzgebende Corps gerichtetes Gesuch eines Mannes, der, nachdem er schon zwei Schwestern zu Frauen gehabt, darum petitionnirte, deren Mutter heirathen zu dürfen. Ein Gesuch dieser Art hatte weder im Sinne noch nach dem Buchstaben der Gesetze jener unglücklichen Zeit etwas Anstößiges; denn man sah den Cassationshof ein Urtheil umstoßen, welches gegen einen in blutschänderischen Verhältnissen gestandenen Vater und dessen Tochter gefällt worden war, auf den Grund hin, daß der Blutschande in dem Strafcodexe nicht gedacht sey.

Es dürfte unter den unmoralischen Vorwänden von nicht zu einander passenden Characteren, vermöge welcher so viele Ehen wieder aufgelöst wurden, schwerlich mehr als eine Ausnahme gültig seyn, die nämlich, wo junge Mädchen, reichen Familien von Ausgewanderten oder Verdächtigen angehörend, um einen Vater, eine Mutter, einen Bruder zu retten, ihre Selbstverläugnung und ihren Muth noch höher, als das Fräulein von Sombreuil getrieben hatten, und mit den Henkern ihrer Angehörigen ein Ehebündniß eingegangen waren. Beispiele dieser Art waren nicht selten, und Lecointe-Puyraveau berichtete deren am 24. Januar 1797 auf der Tribüne im Rathe der Fünf Hundert, die schaudern machen.

Aber nicht allein durch die Ehescheidung richteten die revolutionnairen Philosophen das Familienleben zu Grunde; sie decretirten auch noch, am 4. Juni 1793, das Erbrecht von unehelichen Kindern, ein Recht, dem durch ein zweites Gesetz, vom 2. August 1796, noch eine rückwirkende Kraft verliehen ward.

Alle Begriffe von Schaam und Moral waren durch eine vierjährige socielle Umwälzung tief erschüttert worden. So durfte der Deputirte Berenger am 10. October 1797 ohne Scheu im Rathe der Fünf Hundert sagen, daß wenn die Kinder noch ihren Eltern angehörten, dies nur die Folge eines allgemein verbreiteten Vorurtheils sey; und bald darnach wurde in

dem großen Rathe der cisalpinischen Republik feierlich die Einführung der Vielweiberei in Vorschlag gebracht.

Eben so wie der Haß der Ordnung, war der Haß der Religion aus den höheren Regionen der Gesellschaft auf Frankreich hernieder gefallen, und aus denselben Classen waren die Revolutionnairs und die Atheisten hervorgegangen. Das Volk hatte, selbst in der Schreckenszeit, von der Religion alles ihm Heilige, was sich der Polizei der Jacobiner zu entziehen gewußt, bewahrt. Gewissen Bezirken Frankreichs, die minder schwer heimgesucht waren als die anderen, war es gelungen, ihre Priester in den Wäldern oder in den Höhlen der Gebirge zu verbergen, und der Deputirte Laporte, vormaliges Mitglied des Heilsausschusses, bemerkte am 21. Februar 1795 auf der Tribüne des Convents, daß die Regierung ohne Unterlaß mit den Reclamationen des seinem Glauben treugebliebenen Volkes bombardirt worden sey.

Die Revolutionnairs boten Alles auf, diese religiösen Fragen, die nicht weichen wollten und immer wiederkehrten, zu beseitigen. Umsonst drang Chaumette den Sectionen von Paris durch die Guillotine die Abschwörung des Cultus auf; umsonst versuchte Robespierre die Einführung eines Vernunftglaubens; umsonst brachte Chenier am 21. August 1794 die Einführung von decadistischen Festen in Vorschlag, bei welchen Greise über Moral lesen, die Marseillaise gesungen und unter den Gewölben der entweihten Basiliken republikanische Tänze aufgeführt werden sollten: das Volk weigerte sich, auf den Steinplatten zu tanzen, welche die Gräber ihrer Familien deckten, und die Reclamationen von ganz Frankreich entrissen dem Convente am 21. Februar 1795 das Decret, laut welchem hinführo kein Cultus mehr gestört werden sollte.

Dies Decret war jedoch sehr schüchtern und begrenzt, indem es keine Kirche, kein Presbyterium gestattete, jedes äußere Zeichen des Cultus untersagte, dessen Diener nicht anerkannte, keine geistliche Kleidung zuließ, und die Zusammenkünfte der Gläubigen unter Aufsicht der Polizei stellte. Die, immer philosophische, Regierung erlaubte sich auch noch gar gerne eine oder die andere schmähliche Neckerei, und wenn es verrathen worden war, daß irgend ein vormals berühmter Prediger, wie durch ein Wunder dem Revolutionstribunal entronnen, in irgend einer isolirten Kapelle den Gottesdienst halten wollte, so konnte er sich darauf gefaßt machten, an demselben Morgen einen Wachtzettel zu bekommen.

Vor Allem war es aber die Zerstörung aller Schulen, die Verbannung jeder Geistescultur, wodurch sich die Regierung dieser auf ihr vorgebliches Wissen so eingebildeten revolutionnairen Philosophen ausgezeichnet hatte.

Der Verkauf der Güter der Geistlichkeit, von welchen ein großer Theil erledigter Pfründen zum Unterricht der Jugend verwandt worden war; die Abschaffung der geistlichen Brüderschaften und Innungen; die Verfolgung und die Tödtung der Priester, die den constitutionellen Eid zu leisten weigerten; endlich die unsinnige Jagd, welche auf Bücher gemacht wurde, die von Religion oder Monarchie handelten — alles dieses hatte allmählig die Universitäten über den Haufen geworfen, die Collegien vernichtet, den Corpus der Unterweisung aufgelöst. Wer hätte überdem die Jugend zu einer Zeit unterrichten lassen können, unterrichten lassen mögen, wo die Gesetze über die Emigranten und die Verdächtigen die reichen Familien versprengten oder decimirten, und wo es ein Capitalverbrechen war, wenn man nicht als Sansculotte sprach und handelte.

Das blutige Jahr 1793 sah also den letztern Stein des Gebäudes des Unterrichts, das aufzurichten so viele Jahrhunderte erforderlich gewesen waren, fallen. Alles verschwand! die Schulen, die Collegien, der Unterricht in den lebenden und den todten Sprachen, die Facultäten der Rechtswissenschaft und der Medicin, die Academien der Wissenschaften, der Musik, der Malerei, der Bildhauerei, der Architectur. Die französische Academie hielt ihre letzte Sitzung am 5. August 1793, und obgleich ganz Frankreich unter Waffen stand, dehnte sich der Vernichtungsschwindel selbst über die Militairschulen aus, und sie wurden durch ein Decret vom 9. September aufgehoben. Auch sah sich der Convent genöthigt, wenn die Armee nicht in Barbarei verfallen sollte, unterm 16. Februar 1794 ein Decret zu erlassen, durch welches die Besetzung einer Officierstelle, bis zum Obergeneral hinauf, durch einen Bürger, der nicht lesen noch schreiben konnte, untersagt wurde.

Schwatzen that der Convent ohne Unterlaß von Einsichten, vom Wissen, von der Philosophie; aber bei dem Schwatzen ließ er es großentheils bewenden. Er ernannte Ausschüsse auf Ausschüsse, um ihm eine neue Organisation des öffentlichen Unterrichts vorzuschlagen. Endlich, am 25. October 1795, wurde ein Gesetz votirt, das ein vollständiges Unterrichtssystem einsetzte, in welchem Primarschulen in den Cantons, Centralschulen in den Hauptorten der Departements, Specialschulen in gewissen Städten, und endlich ein National-Institut zu Paris einbegriffen waren.

Dies System des öffentlichen Unterrichts blieb selbst da, als es decretirt war, aus zwei wesentlichen Gründen noch eine Chimaire: erstens fehlte es an Lehrbüchern für die Schüler, zweitens waren die Cassen des Staates ohne die nöthigen Mittel, die Lehrer zu besolden.

Die Volksgesellschaften hatten auf Betrieb der Jacobiner eine wüthende Jagd auf alle Bücher, die über Religion oder Monarchie handelten, gemacht und sie verbrennen lassen. In den wenigen Schulen, die von Privatpersonen gehalten wurden, war es strenge verboten, die Geschichte Frankreichs zu lehren, auch wurden in ihnen Nachsuchungen angestellt, um Bibeln, die sie haben möchten, wegzunehmen und zu vernichten. Es waren demnach weder Alphabete, noch Grammaire, Dictionnaire oder irgend Abhandlungen vorhanden, die man den Lehrern oder den Schülern hätte in die Hände geben können.

Der Convent bot deshalb unterm 28. Januar 1794 Belohnungen aus und eröffnete eine Bewerbung für die Abfassung von dergleichen Werke, und Lakanal stattete am 26. October 1795 Bericht über die Bücher ab, welche für diese Bewerbungen eingesandt worden waren.

Alles Eingesandte war aber declamatorisch, unpraktisch, unvernünftig: es waren mehr oder minder lächerliche und übertriebene Nachbildungen des Emil von Rousseau. Das Beste dieser Werke gab den Lehrern Anweisungen „über die Erhaltung der Kinder, vom Augenblick ihrer Empfängniß an bis zu der Zeit ihres Eintritts in die Nationalschulen.“ Der Berichterstatter machte dem Autor dieses — interessanten Products nur den alleinigen Vorwurf, der Fürsorge nicht erwähnt zu haben, welche die Mutter während des Säugens beobachten müsse. Diese kindischen und

prätentiösen Abschweifungen endigten mit der Beleuchtung einer Abhandlung über die Schwimmkunst. Lakanal meint, der Verfasser dieser Abhandlung müsse bestens unterstützt werden, „weil die Frische des lautren Wassers leicht von unserm Körper in die Seele gleite,“ und darnach wünscht er, „daß die Franzosen, wenn erst so tüchtige Schwimmer geworden, als sie unerschrockene Soldaten wären, schwimmend von den Küsten des perfiden Albions Besitz nehmen möchten.“

Alle diese Extravaganzen wurden von dem Convent, der, nach dem Ausdruck Cheniers, die Schulen, die Theater, die Künste, die Wissenschaften auf einen einzigen Punkt gelenkt haben wollte, sehr ernst genommen. Es kann demnach nicht groß befremden, wenn in dem, von dem Staate ausgegangenen, allgemeinen Programm des Unterrichts auch davon die Rede war, England schwimmend zu erobern.

Nach dem Willen der großen Philosophen der Revolution, sollte der durch das Decret vom 25. October organisirte Unterricht fast gratis seyn, und die Schüler der Centralschulen nicht über 25 Fr. des Jahrs zu entrichten haben. Damit konnten aber die schönen Systeme nicht zur Ausführung kommen, die in der Preisbewerbung vom 28. Januar 1794 den Sieg davon getragen hatten: der Zustand der Finanzen gestattete nicht, das Decret über die Primar-Central- und Special-Schulen in Ausführung zu bringen, und so liefen alle die gemachten Anstrengungen nur auf Chimairen hinaus.

Nur allein das Institut kam zu Stande; es war aber so mangelhaft organisirt, daß der erste Consul sich veranlaßt sah, es durch ein Decret vom 24. Januar 1803 umzubilden.

Zwei andere Versuche, die der Convent im Interesse des öffentlichen Unterrichts machte, fielen fast eben so unglücklich aus, nämlich die Begründung einer Normalschule und die Begründung von Sanitätsschulen zu Paris, Montpellier und Straßburg.

Die Normalschule hatte den Zweck, Lehrer für die Centralschulen zu bilden, und sie selber sollte sich durch Eleven, die aus allen Departements genommen und zu Paris auf Kosten des Staats unterhalten wurden, recrutiren. Am 30. October 1794 gegründet, wurde sie bereits am 26. April 1795 wieder aufgelöst, da sie nicht gebraucht wurde, indem die Centralschulen sich nicht hatten organisiren können und weil der Schatz sie nicht besolden konnte.

Die Sanitätsschulen, welche die durch die Revolution zu Grunde gerichteten dreißig Medicin-Facultäten oder Wundarznei-Schulen ersetzen sollten, existirten nur auf dem Papiere, in dem Decrete vom 2. December 1794. Noch im Jahr VI. beschäftigte sich das gesetzgebende Corps mit ihrer Begründung.

Von allen Schulen, die man abgeschafft hatte, machte sich der Mangel an Militairschulen am bemerkbarsten: die Soldaten mochten noch so tapfer seyn, alle Tapferkeit nützte ihnen nichts bei der Unfähigkeit der Clubbisten, die sie anführten, und es war nicht möglich, als Regel einen Goldschmidt wie Rossignol, einen Dramaturgen wie Ronsin, einen Fechtmeister wie Lechelle, einen Tapezier wie Bourret, einen Perrückenmacher wie Commaire, einen Tänzer wie Boyer, einen Käsehöker wie Humbert, einen Maler wie Carteaux, oder einen Mediciner wie Doppet zum General zu nehmen.

Der Convent war also darauf bedacht, wenn nicht Officiere — das hätte der demagogische Geist nicht zugegeben — mindestens Ingenieurs zu bilden. Zu dem Ende wurde am 28. September 1794 die Centralschule der öffentlichen Arbeiten begründet, die im folgenden Jahr die Benennung Polytechnische Schule annahm. Die Verlegenheit der Finanzen, die Seltenheit von Familien, die geneigt oder im Stande waren, ihre Kinder eine solche Laufbahn betreten zu lassen, endlich die Schwierigkeit, bei einer solchen Verwirrung der Studien Schüler zu finden, die ein schwieriges Examen bestehen konnten, alles dieses war einer ordentlichen Leistung der Centralschule im Wege. Ein Jahr nach ihrer Begründung, im September 1795, mußte man sich noch nach jungen Leuten für sie umsehen; nun war sie aber auf den Bericht von Fourcroy völlig reorganisirt worden. Im Januar 1798 wurde sie noch einmal umgeschaffen, und sie konnte alsdann, am 28. Januar 1799, im letzten Jahre der Regierung des Directoriums, als Polytechnische Schule reellen Nutzen schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein schottischer Dichter.

William Motherwell nimmt unter den Dichtern seines Vaterlandes zwar keinen hervorragenden aber immerhin einen ehrenvollen Platz ein. Stille Naturseligkeit und schwärmerisches Versinken in Herzenssehnsucht sind die hervorstechenden Eigenschaften seiner Dichtungen. Sein scharfes Ohr versteht die Stimme des Windes und die Sprache der Blumen; das Rauschen der Quelle ist ihm ein vertrauter Ton und sorgsam lauschend horcht er den Sängen der Vögel, die ihm Kunde bringen von einem fremden Wunderlande. Den Kummer seines schmerzbedrückten Herzens vertraut er den Sternen, und den Bäumen des Waldes erzählt er von ungestilltem Sehnen der Sängerbrust. Es war keine matte, bewußtlose Schwärmerei was ihn der Natur in die Arme trieb, seine tiefen Gefühlsausströmungen waren innere Nothwendigkeit, der klare Ausdruck eines Herzens, das erfüllt ist von Liebe zur Schöpfung und zum Schöpfer. So innig er sich aber der Natur anschmiegte, auch das Menschenherz war ihm ein schöner Gottesgarten und mit treuer Sorgfalt hütete er alle Blumen, die ihm hier erblühten. In die Brust des eilfjährigen Knaben schon fiel ein Keim der Liebe und dieser Zeit dankt ein tiefgemüthliches Lied des Dichters seine Entstehung, das er im vierzehnten Jahre schrieb und es später umarbeitete. Die Heldin des Gedichtes ist Jeanie Morrison die Jugendgespielin des Dichters, die er auf den Bänken einer Edinburger gemischten Schule kennen lernte um im eilften Jahre für immer von ihr getrennt zu werden. Der Anfang dieses Gedichtes lautet:

I marvel, Jeanie Morrison,
  Gin I hae been to thee
As closely twined wi' earliest thochts,
  As ye hae been to me?
Oh tell me gin their music fills
  Thine ear as it does mine?
Oh say gin e'er your heart grows grit
  Wi' dreamings o' langsyne?

Ein Zeugniß für den guten Geschmack des Dichters ist die 1819 von ihm herausgegebene Liedersammlung „The harp of Renfrewshire,“ die auch einige Beiträge aus seiner eigenen Feder enthält. Acht Jahre darauf folgte sein gediegenes Hauptwerk „Minstrelsy, ancient and modern,“ das in der schöngeistigen Welt Englands großes Aufsehn erregte und dem Dichter viele Freunde erwarb. Bis zum Jahre 1829 verwaltete Motherwell die bescheidene Stelle eines Unterstadtschreibers von Paisley, dann übernahm er nach einander die Leitung verschiedener Zeitungen und förderte kurz vor seinem Tode noch einen Band „Poems, narrative and lyrical“ zu Tage. Unvollendet blieb die von ihm und **James Hogg** mit Eifer und Liebe begonnene Herausgabe der Werke ihres Landsmannes **Robert Burns**. — William Motherwell wurde 1797 in Glasgow geboren und starb daselbst 1835 mit einem Herzen voll Liebe und einem Kopfe voll von Entwürfen. Sein Lebensschilderer setzt ihm dieselbe Grabschrift, die Charles Nodier seinem Freunde Désaugiers auf die Gruft schrieb: „Er hatte keinen Feind!“

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die bedeutendsten Liederdichter Schottlands dem Volke entsprossen sind, so daß man füglich sagen kann, die schottische Liederdichtung ist dem innersten Herzen des Volkes entsprungen und deshalb giebt sie uns besser als die gelehrteste und tiefsinnigste Forschung, ein getreues Spiegelbild von der Eigenthümlichkeit dieses urkräftigen Bergvolkes. So war z. B. Robert Burns ein Bauer, Allan Ramsay ein Perrückenmacher, James Hogg ein Hirte, Allan Cunnigham ein Maurer, und wenn auch Motherwell eine höhere bürgerliche Stellung einnahm als diese alle, so war sie doch nicht hoch genug um ihn dem Lebenskreise des Volkes zu entrücken.

Seine „Poetical works“ erschienen bereits in drei Auflagen: die erste 1832, die zweite 1846 und die dritte, die aus Freundeshand ein „Memoir“ und werthvolle Nachträge aus dem Nachlasse des Dichters enthält, im Jahre 1849 in Glasgow.

Aus dem reichen Blumengarten unseres Dichters breche ich meinen Lesern folgende Blüthe, die ich zwar etwas frei, aber doch so übertragen habe, daß der ihr angeborene Reiz so wenig als möglich dabei gelitten hat:

Die Meerjungfrau.

„Die Nacht ist schwarz und finster,
Scharf bläst der Wind darein,
Die schäum'gen Wellen schlagen
Mir ins Gesicht hinein.
O weh! o weh! Treuliebchen,
Ade du Heimathstrand!“
Da sprach zu ihm das Mädchen
Ganz froh und frei:
„„Mir sagt ich, daß am Land
Die Hochzeit sei!““

„„Uns spricht kein ird'scher Priester
Zur Eh' das Segenswort,
Uns bindet kein Gebäude,
Kein andrer ird'scher Ort.““
„Wer ist denn dann der Priester,
Wenn er kein Erdenkind?“
„„Es brüllen laut die Wogen,
Es tobt die See,
Es kommet der Nordwind
Dann aus der Höh'!““

„Wo ist denn uns're Wohnung,
Die ich am Land nicht seh'?“
„„Tief unten, sprach das Mädchen,
Tief unten in der See.
Sie ist gebaut aus Kielen
Von manch' versunk'nem Schiff,
Es liefert manch' Ertrunk'ner
Mir sein Gebein;
Das Wasser weit und tief
Gehöret mein.““

„„Der Boden meiner Wohnung
Ist gelber Meeressand,
Das Dach, das mich beschützet
Ist blaues Wogenland.
Es blühen selt'ne Blumen
Im tiefen Meeresgrund;
Da sollst du mit mir herrschen
Dein eig'ner Herr,
Gibt auf dem Erdenrund
Ein Weib dir mehr?““

„„In einer Stunde blicket
Der blasse Mond herab,
Es leuchten hell die Sternlein,
Dann fahren wir hinab!““
„O weh!“ so schrie der Bräut'gam,
Die Braut sang laut darein,
Der Mond stieg auf am Himmel
So roth wie Blut,
Da sanken sie hinein
In Silberfluth.

F. J. Freiholz.

Karl Heinrich Ludwig Pölitz's Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende. In siebenter Auflage umgearbeitet und ergänzt von Professor Dr. Friedrich Bülau und Dr. Karl Zimmer. Zweiter Band. (Auch mit dem Titel: **Allgemeine Geschichte von der Auflösung des weströmischen Reiches an bis zum Ausbruche der französischen Revolution** u. s. w.) Leipzig, Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung. 1851. VIII und 432 Seiten gr. 8.

Die Geschichte des Alterthums, welche den ersten Band des Gesammtwerkes bildet, hat Herr Dr. Zimmer selbstständig und

allein bearbeitet und sich über die ihn dabei leitenden Gesichtspunkte in der Vorrede zu demselben ausgesprochen. Der zweite Band verdankt ihm die Einleitung in die Geschichte des Mittelalters (— das Christenthum — das germanische Volksthum — S. 1—8) und die Darstellung der Culturgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. (S. 388—432.) Er wird am Schlusse des Ganzen auch eine Uebersicht der Culturgeschichte der neuesten Zeit geben. Herrn Prof. Bülau, dessen rastlose schriftstellerische Thätigkeit beweist, was deutscher Gelehrten Fleiß und Ausdauer zu leisten vermag, ist die Bearbeitung der politischen Geschichte des Mittelalters, der neueren und der neuesten Zeit zugefallen. Das Pölitz'sche Geschichtswerk hat sich seit seinem ersten Erscheinen, ungeachtet mancher unleugbaren Mängel der früheren Ausgaben, viele Freunde gewonnen, und diese neueste, deren zweiten Band wir anzuzeigen veranlaßt sind, darf, berücksichtigt man die sehr zweckmäßigen Veränderungen, auf den bereits erworbenen Beifall noch größeren Anspruch machen. Herr Prof. Bülau hat sich bei der Bearbeitung seines Antheils, wie dies auch Herrn Dr. Zimmer bei dem ersten Bande begegnet war, wesentliche Abweichungen von dem ursprünglichen Plane des Werkes verstatten müssen, dagegen die Ausführungen desselben, wo es irgend thunlich, und sich durch einzelne Nachträge, Ergänzungen und Berichtigungen ein größeres Ganze halten ließ, sorgfältig benutzt. Ueber die bei der Gesammtanordnung der neuesten Ausgabe unabweisbar erscheinende Aenderung erklärt sich derselbe in seinem Vorworte folgendermaßen: „Die früheren Ausgaben unterschieden zwischen einer allgemeinen Geschichte, worin die im Vorgrunde der Zeitbegebenheiten stehenden, weite Kreise umfassenden Anregungen und Vorgänge, in allgemeinen Grundzügen, geschildert wurden, und einer gedrängten Uebersicht der Geschichte der Einzelstaaten. Die Letztere hatte ihre Vortheile, sofern sie das Werk zu einer Art, allerdings sehr kurzen Compendiums der Geschichte aller Staaten, wenigstens der wichtigeren europäischen und amerikanischen Staaten, machte. Aber diese Einrichtung machte auch zuvörderst mehrfache Wiederholungen unvermeidlich. Sie führte den Uebelstand mit sich, daß in der allgemeinen Geschichte Personen und Verhältnisse auftraten, über deren Aufkommen und Zusammenhang erst in der Geschichte der Einzelstaaten Aufschluß gegeben wurde. Es mußte dabei erst die allgemeine Geschichte durch lange Perioden hindurch verfolgt werden, worauf dann bei jedem Einzelstaate wieder die Jahrhunderte hindurch zurückgegangen und seine Geschichte bis auf den Ausgangspunkt der Hauptperiode erzählt wurde. Es schien wünschenswerth, das zeitlich Verbundene zusammenzuhalten, und den lebendigen Zusammenhang zwischen der allgemeinen Geschichte und der Geschichte der Einzelstaaten zu vergegenwärtigen. Ich habe daher die Hauptperioden in kurze Abschnitte getheilt, in deren jedem erst die leitende Bewegung der Zeit, meist an einen oder den andern, gerade bei ihr vortretenden Staat anknüpfend, dargestellt, und dann die in dieselbe Zeit fallenden Vorgänge der Einzelstaaten, in berechneter, nach der Zeitlage wechselnder Reihenfolge, angefügt werden.

Ein am Schlusse des ganzen Werkes zu gebendes Register wird die Uebersicht der Geschichte der Einzelstaaten erleichtern.

Die Geschichte des Mittelalters ist verhältnißmäßig am kürzesten behandelt worden. Es geschah das nicht aus Mißachtung dieser großartigen Zeit. Aber es scheint mir die Geschichte des Mittelalters nur diese Behandlung, oder die entgegengesetzte des speciellsten und lebendigsten Eingehens in alle Einzelheiten dieser unendlichen Mannichfaltigkeit eigenthümlicher Gebilde, zu vertragen, bei jedem Mittelwege aber trocken und abstoßend zu werden.

Im Plane des Werkes lag es ohnedies, die neuere und neueste Geschichte in immer steigender Ausführlichkeit zu behandeln, und die Zeit liefert noch während des Fortganges der Arbeit täglich neuen Stoff. Möge sie recht vernünftigen Stoff liefern — bessern, als diese letzten Jahre in so vielfachen Beziehungen gebracht haben!

Wenn übrigens auch in der Anordnung und Vertheilung des Stoffes von dem Plane des ursprünglichen Werkes abgegangen werden mußte, so sind wir doch eifrig bestrebt gewesen, den Charakter des Werkes zu erhalten, der ihm seiner Zeit so viele Freunde verschafft hat, und durch den es, wie wir überzeugt sind, in der That einem Bedürfnisse entgegenkam, welches auch durch die seitdem erschienenen, wiewohl theilweise sehr ausgezeichneten, dasselbe Gebiet betreffenden Werke nicht in gleicher Weise befriedigt worden sein dürfte. Bald übersteigt in diesen der Umfang das Maß eines bequemen Lehr- und Handbuches doppelt und dreifach und macht das Werk für einen großen Kreis zu kostspielig. Bald nimmt beredte Schilderung und mehr oder weniger geschicktes Raisonnement einen Raum ein, der der vollständigen Aufzählung aller hauptsächlichen geschichtlichen Thatsachen, der Vorführung des erforderlichen Lehrstoffes entzogen wird. Bald wird mehr der Fachgelehrte, als der weite Kreis des gebildeten Publicums ins Auge gefaßt. Bald hat auch der politische oder kirchliche Parteigeist sein Spiel getrieben. Pölitz behauptete in seinen geschichtlichen Werken eine, mit vollster Wärme für das Gute und Rechte verbundene Unparteilichkeit, wie sie der Wissenschaft geziemt und ohne die nicht zur Wahrheit zu kommen ist. Dabei leitete ihn in seinen Urtheilen jene milde Humanität und jene einsichtsvolle Würdigung der bedingenden und erklärenden Umstände, wie sie den Kenner der Menschen und des Lebens bewähren. Aeußerlich aber strebte er, und für seine Zeit nicht ohne Glück, danach, ein Buch zu liefern, welches eine ansprechende Lectüre für den Gebildeten und zugleich ein zweckmäßiges Unterrichtsmittel für die reifende Jugend wäre. Wir sind bemüht gewesen, dem Werke die Vorzüge zu erhalten, die seine Eigenthümlichkeit und sein Verdienst begründeten."

Wir haben es, um einer richtigen Beurtheilung der Bülau-Zimmerschen neuen Bearbeitung unseres Pölitz den Weg zu bahnen, nothwendig geglaubt, die eben mitgetheilte Erklärung unabgekürzt wiederzugeben. — Der zweite Band (— der dritte, welcher die größere Hälfte des ganzen Werkes bilden soll, wird in zwei Abtheilungen erscheinen —) enthält außer dem bereits erwähnten einleitenden und Schluß-Abschnitte von Hrn. Dr. Zimmer: 1) Das Mittelalter, in sieben Abschnitten (476—1519) und 2) die neuere Zeit, in fünf Zeiträumen (1519—1789). Diese verschiedenen Abschnitte und Zeiträume hier näher zu analysiren und unsere hin und wieder abweichende Ansicht hinsichtlich derselben darzulegen, z. B. über die Bezeichnung des sechsten Abschnitts des Mittelalters als „Beginnende Auflösung desselben", dies würde dem einzigen Zwecke unserer Anzeige, die alte Pölitz'sche Weltgeschichte im neuen Gewande als nützliches

Hand- und Hausbuch angelegentlichst zu empfehlen, nicht entsprechen. Eben so wenig wollen und können wir über die Auffassung einzelner geschichtlicher Ereignisse oder hervorragender Persönlichkeiten (z. B. Friedrichs des Großen) uns hier aussprechen. — Unter dem Texte sind die Hauptquellen namhaft gemacht; dankenswerthe Nachweise für Leser, die weiter zu forschen geneigt sind! Bibliographische Genauigkeit in diesen Anführungen zu verlangen, wäre mehr als pedantische Kleinigkeitskrämerei; aber die Angabe des Jahres, in welchem die als Belege genannten Werke erschienen sind, möchte doch, wenn auch nur bei den weniger bekannten, nicht überflüssig gewesen sein.

Die culturgeschichtlichen Skizzen sind in anziehender Weise abgefaßt; in Beziehung auf die neuere Zeit hat Herr Dr. Zimmer sehr richtig darauf aufmerksam gemacht, daß die einzelnen Erscheinungen, so wie die Wirksamkeit der in den Vordergrund tretenden Geister vielfach in die neueste Zeit hineingreifen müßten; es auch in dem Charakter und der Bestimmung des Werkes liege, daß die Darstellung des Wissenswürdigen und Belehrenden nicht nach dem Formalismus eines Lehrbuches ängstlich bemessen werden dürfe; die Culturgeschichte der neuesten Zeit (im dritten Bande) werde übrigens den Faden der Darstellung wieder anknüpfen, wo sie ihn hier fallen lasse.

Daß dem allgemeinen Register die möglichste Ausdehnung zu Theil werde, dürfen wir, von früheren ähnlichen Arbeiten des Herrn Prof. Bülau auf die zu erwartende zu schließen, mit Gewißheit voraussetzen. Bei einem Buche, wie das besprochene, ist ein solches Register ein wesentliches Erforderniß, und wenn es ganz zeitgemäß und verständig, daß manches Abgeschmackte der Bücherform unserer lieben Vorfahren längst beseitigt wurde, ihre ausführlichen Register dürfen wir nicht mit anderm unnützen Ballast über Bord werfen.

Daß die Verlagshandlung bei verhältnißmäßig billigem Preise an einer würdigen Ausstattung des Buches es nicht hat fehlen lassen, bedarf wohl kaum erwähnt zu werden.

F. L. Hoffmann.

An die Mütter und Erzieherinnen unter unsern Leserinnen.

Ich wende mich heute vorzugsweise an Sie, wenn ich den Titel einer Jugendschrift mittheile, die in jeder Hinsicht Ihre Beachtung verdient. Sie hat vor ähnlichen noch den Vorzug, daß sie allmonatlich Ihren Kindern (auch den erwachseneren) einen reichen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung, und zwar in der ansprechendsten äußeren Form, bringt. Es ist dies das in Stuttgart bei Eduard Hallberger erscheinende:

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. Mit Bildern und Musikbeilagen.

Der Verleger hat dieses Unternehmen bereits im verflossenen Jahre begonnen und ermüdet nicht Alles aufzubieten, was zu seinem glücklichen Gedeihen dienen kann. Geachtete Namen lernen wir als Mitarbeiter kennen. Theodor Dielitz; Thekla von Gumpert; Fr. Güll; Franz Hoffmann; Friedrich Hoffmann; Erdmann Müller; E. Niendorf; Gust. Nieritz; Gust. Plieninger; Christoph v. Schmid; Schmidt; G. H. v. Schubert; Gustav Schwab; Carl Steiger; Carl Stöber; der Verf. „des armen Martin"; O. Wildermuth; Amalie Winter u. A.

Die sechs ausgegebenen Hefte enthalten größere Erzählungen (das vierte und fünfte eine sehr vorzügliche, nach einer wahren Begebenheit, von Gustav Nieritz: Des Reichthums Noth; oder: Der wahre Schatz), Gedichte, Naturwissenschaftliches, u. s. w. Zwei hübsche colorirte Bilder zieren jedes Heft; auch Compositionen sind beigefügt, z. B. dem fünften: Mailied; für das Pianoforte zu Clara's Geburtstag von J. Moscheles.

Die ganze äußere Ausstattung ist sehr geschmackvoll und die gesammelten einzelnen Lieferungen können zu einem stattlichen Bande vereinigt werden, dem in jeder Jugendbibliothek gewiß ein Ehrenplatz angewiesen wird. In der Buchhandlung von Perthes-Besser und Mauke sind Probehefte nebst Subscriptionsliste niedergelegt; auch mein Exemplar theile ich gern zur Ansicht mit.

Hoffmann.

Miscellen.

Heutzutage, wo so viel Redens von wohlfeilen Leichenbestattungen, und ein heraldischer Pomp bei denselben fast nur noch in der Beschreibung fortlebt, dürfte es nicht uninteressant seyn, sagt das Londoner Athenaeum, zu erfahren, daß die Beisetzung J. M. der verstorbenen verwittweten Königin, wiewohl dieselbe ihrem Wunsche zufolge möglichst einfach angeordnet war, doch 2844 £ 3s 11d gekostet hat.

Vor sechs Jahren fuhren nur vier Dampfschiffe zwischen der alten und der neuen Welt; im Verlauf des vorigen Jahres fand aber in den Sommermonaten schon eine achttägige und in den Wintermonaten eine vierzehntägige Communication zwischen Liverpool, Halifax und Newyork statt, und nach einem neuern Beschluß der brittisch und nordamerikan. königl. Dampfboots-Gesellschaft soll dieselbe hinfüro unausgesetzt das ganze Jahr wöchentlich unterhalten werden. Der Personenverkehr zwischen England und Amerika ist bereits größer, als der zwischen England und dem Continent, nur besteht dabei der Unterschied, daß die große Mehrzahl derjenigen, welche das weite atlantische Meer passiren, nie wieder heim kehren.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 51. Mittwoch, den 25. Juni. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Leonhard da Vinci.

Die Natur hat ihre Tage der Verschwendung; es passirt ihr zuweilen, daß sie einem einzigen Menschen eine solche Masse Geist spendet, daß die gesammte Menschheit ein Recht hat, sich über die ungleiche Vertheilung zu beschweren. Leonhard da Vinci war einer der Bevorzugten, die so reich bedacht sind, daß ihre Habe für Mehrere ausreichen würde, um sich unter ihren Zeitgenossen zum ersten Range empor zu schwingen. Es giebt bei ihnen viel verlornen Stoffes, und es kömmt zuweilen vor, daß die Schwierigkeit der Wahl sie inmitten all der Befähigungen, womit sie begabt sind, Zeitlebens unthätig und unschlüssig läßt. Ihr Geschick hängt vom Zufall, von einem glücklichen Gedanken, von einem Schritt nach rechts oder links ab. So hat es nur an einem Nichts gehangen, daß Leonhard da Vinci nicht Dichter, nicht Mechaniker, nicht Musiker, nicht Fechtmeister oder Ingenieur, sondern ein Maler geworden ist. Zum Glücke für die Kunst war sein Vater, Pietro da Vinci, Notar der Herrschaft von Florenz, ein verständiger Mann, der gleich in den ersten Jahren eine richtige Ansicht von ihm hatte, und, ehe er sich für das Gewerbe entschied, dem ihn zuzuführen räthlich seyn möchte, die Geduld hatte, es abzuwarten, daß diese reiche Natur sich von selber aus ihrem üppigen Chaos heraus arbeitete und aus freien Stücken eine definitive Richtung nahm.

Leonhard da Vinci verlebte seine Kindheit in dem dicht bei Florenz belegenen Schlosse Vinci, wo er im Jahr 1452 geboren worden war. Sein Körper entwickelte sich dort in voller Freiheit in den Leibesübungen, die zu jener Zeit die Grundlage der Erziehung eines Edelmannes ausmachten, und er war so glücklich, zwölf Jahre zu zählen, ohne noch ein Buch offen geschlagen zu haben. Dagegen zähmte er ein Pferd, wie es nur einem Parther möglich gewesen wäre, kannte von Grund aus die Tänze aller Länder, und fand nicht seines Gleichen in der Handhabung des Rappiers.

Pietro da Vinci hatte den Architecten Battista Alberti, dem man den Beinamen moderner Vitruv gegeben, und der ein sehr kundiger Mann, zugleich Maler, Mathematiker und Dichter war, zum vertrauten Freunde, und dieser sah nicht ohne Besorgniß, wie der junge Cavalier in krasser Unwissenheit aufwuchs. Eines Tages, als die beiden Freunde mit einander eine Woche auf dem Schlosse Vinci zubrachten, kamen sie auf dies Capitel zu sprechen. Alberti behauptete, es sei durchaus nothwendig, daß der Geist eines jungen Menschen schon recht zeitig ausgebildet werde, wenn man nicht wolle, daß er schläfrig und träge werden sollte. Der Notar aber hielt dafür, daß ein junges Gemüth, wenn zu früh von Pädagogen geplagt, Widerwillen gegen die Wissenschaft fasse, und diese dann wie eine Medizin verschlucke, während es, wenn man die Sorgfalt hätte, es zu einer gewissen Reife gelangen zu lassen, den guten Saamen, den man darin streue, willig in sich aufnähme und befruchte, so wie ein Erdreich, das lange brach gelegen, dreifache Kraft und Wärme habe.

„Ihr werdet aber doch wohl Euren Plan gemacht haben, und nicht noch unschlüssig seyn, was Euer Sohn werden soll?" sagte Alberti.

— Ich muß gestehen, antwortete ihm Pietro, daß ich daran noch gar nicht gedacht habe.

„Und Ihr denkt noch immer nicht daran?

— Doch, das thue ich wohl; aber was weiter? Kann ich aus all den Phantasien dieses jungen Hauptes wohl eine vorherrschende Anlage herausfinden, und zählt Ihr die Besorgniß, in der ich lebe, die reichen Verstandeskräfte, womit Gott ihn begabt hat, von ihrer rechten Bahn abzulenken, für nichts? Ich will lieber, daß er sich selber entscheide.

„Und wenn er das nicht thut?

— Nun, dann würde er noch immer der vollendetste Cavalier von Florenz bleiben, und damit würden schon manche Väter zufrieden seyn.

So weit waren die beiden Freunde in ihrer Besprechung gekommen, als sie beim Schlosse Vinci eintrafen. Der Notar wunderte sich, daß ihm sein Sohn nicht entgegen kam, und als er einen Diener fragte, was die Ursache davon seyn möchte, da hörte er zu seinem Erstaunen, daß Leonhard sich seit zwei Tagen auf seinem Zimmer eingeschlossen halte, und sich die Zeit damit vertreibe, auf einem schwarzen Brette geometrische Figuren zu zeichnen.

— Da haben wir seinen Beruf! sagte der Notar nun.

„Wir werden's sehen," antwortete ihm Alberti.

Die Phantasie Leonhards sah in der That ganz darnach aus, als ob sich ein Beruf darin andeutete. Alberti, der hergekommen war, sich auszuruhen, mußte ihm auf sein Bitten die ganze Woche hindurch in den Elementen der Mathematik unterweisen. Zuweilen unterbrach er ihn dabei mitten in einer Erklärung, um ihm eine Frage vorzulegen, deren Lösung den Gelehrten, unvorbereitet wie er war, in Verlegenheit setzte, und da hatte er denn seine Lust daran, die Schwierigkeit, aus welcher dieser sich nur vermittelst Zahlen herauszuarbeiten wußte, allein durch eine Kraftanstrengung seines Denkens zu lösen.

Alberti nahm also, als er seines Freundes Haus wieder verließ, die Ueberzeugung mit sich, daß Leonhards Bestimmung sey, einmal der erste Mathematiker der Welt zu werden.

„Er wird den Euclides vom Thron stürzen, „sagte er voll Enthusiasmus zum Landes-Amtschreiber," und es wäre eine Sünde, solch einen Geist ohne eine Richtung zu lassen. Glaubt mir, bringt ihn nach Florenz; ich will sein Lehrer seyn, und werde späterhin davon Ruhm erndten.

Pietro da Vinci befolgte den Rath seines Freundes, ließ den künftigen Euclides vor sich kommen, und begann damit, ihn im Lesen zu unterrichten, ehe sich derselbe auf die exacten Wissenschaften legen sollte.

Leonhard konnte binnen zwei Monaten lesen, und fiel nun heißhungrig über die Bücher her; insbesondere waren es die Dichter, die er leidenschaftlich liebte. Seine Liebhaberei für die Mathematik hatte er zum großen Leidwesen von Alberti aber darüber verloren, und als dieser ihm deshalb ernste Vorwürfe machte, antwortete er darauf mit einem geistreichen und satyrischen Sonnette. Leonhard war Dichter, das unterlag nun einmal keinem Zweifel. Er galt bei den Freunden seines Vaters für ein Wunderkind. Alberti, der insbesondere gern einen Mathematiker aus ihm gemacht hätte, hatte einige Mühe, sich zu trösten. Er mußte sich jedoch schon darein ergeben, und da er selber auch ein Dichter war, so konnte er ihm nicht einmal darob zürnen, daß er Verse liebte. Aber er war wie aus den Wolken gefallen, und wäre fast in Wuth gerathen, als der Notar ihm nach der Rückkunft von einer Reise nach Mailand, wo er sich drei Monate aufgehalten hatte, die Anzeige machte, daß sein Sohn ein Maler werden wollte.

„Er wird so wenig ein Maler, als ein Mathematiker werden, und bald wieder einen andern Einfall haben!" rief er aus. „Seine Zukunft ist verhunzt, und das ist Eure Schuld.

— Bah! antwortete darauf der Notar, es giebt noch andere Dinge als Mathematik, Dichtkunst und Malerei; und was wäre es am Ende für ein Unglück, wenn er von diesem Allen etwas lernte? Für seines Lebens Unterhalt braucht er nicht zu arbeiten, und er wird genug wissen, um selber seine Lust daran zu haben und bei anderen in Ansehn zu stehen.

Glücklicher Weise blieb Leonhard da Vinci der Malerei getreu. Der Sorgfalt des Malers Andrea Verrocchio anvertraut, machte er solche Fortschritte, daß sein Lehrer nach Verlauf von zwei Jahren kein Bedenken trug, ihn eine Figur in einem Bilde, die Taufe des Heilands darstellend und ihm von einem reichen Bürger in Auftrag gegeben, malen zu lassen. Bis dahin hatte Leonhard nur Copien von Verrocchio's Werken gemacht; es war dieses also sein Probestück, das als ein wahres Meisterstück gelten konnte. Die von Leonhard da Vinci gemalte Figur war so schön, und Verrocchio, von dem man glaubte, daß sie von ihm sey, erhielt darüber so viele Lobsprüche, daß der arme Meister fast den Verstand darüber verloren hätte. Verzweifelt, sich von einem Kinde überflügelt zu sehen, zerbrach er seine Pinsel und legte sich fortan auf die Bildhauerei.

Dieser Vorfall diente sehr dazu, den Ruf von Leonhard da Vinci zu begründen. Er kam als Maler in die Mode, ehe er der Mann der Mode ward, und es währte nicht lange, so war er beides zugleich. Es kömmt in der Geschichte der Künstler kein zweites Beispiel eines so rasch gemachten Glückes vor; aber es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß die Geschichte der Menschen kein zweites Beispiel eines Genie's aufzuweisen hat, das so geläufig, so wundersam befähigt, Alles zu versuchen und zu begreifen gewesen wäre. In einem Alter von zwanzig Jahren hatte er aus seinem Hause eine Art von Akademie gemacht, in welcher die hohen Fragen der Kunst und der Wissenschaft verhandelt wurden, während man zugleich die sinnreichsten und zartesten Theorien des Vergnügens zur Ausführung brachte. Dichter, Musiker, Improvisatoren wogten dort um die Wette durcheinander, als ob es, wie ein Italiener sich ausdrückt, „ein Tempel der Kunst, und der Herr des Palastes eine wohlthätige Gottheit gewesen wäre, von der man eine Spende des Genie's gehofft hätte."

Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß sich bei den großen Künstlern Italiens sehr verschiedene Fähigkeiten beisammen finden, oder daß der Sinn des Schönen sich bei einem jeden von ihnen mindestens in mehreren Weisen kundgiebt. Ich habe bereits dargethan, daß Dominichino zugleich Maler, Bildhauer und Architect, Augustin Carracchio und Salvator Rosa Dichter und Musiker waren, und eben so wie sie, suchte Leonhard da Vinci sich in mehr als einem Fache auszuzeichnen. Zur selbigen Zeit, wo er der größte Maler Italiens ward, trachtete er darnach, auch der größte Virtuose zu seyn, und um der Unzulänglichkeit der Instrumente, die zu seiner Zeit im

Gebrauch waren, abzuhelfen, erfand er deren neue. Alle seine Biographen sprechen von einer von ihm ausgedachten Harfe, welche die Gestalt eines Pferdekopfs, einer Viola und einer Laute hatte, und die, in den Orchestern aufgenommen, Effecte der Harmonie hervorbrachte, wie man sie bis dahin nicht gekannt hatte.

Diese Liebhaberei für die Musik, die vielen großen Künstlern eigen ist, ist dem Verfasser eines vortrefflichen Werkes aufgefallen, welches das Studium der christlichen Poesie in den Künsten zum Gegenstande hat. Er stellt über diesen Umstand folgende Betrachtungen an:

„Wenn man gewisse physiologische und phrenologische Daten mit der privaten Geschichte der Maler, die sich ganz besonders als große Coloristen ausgezeichnet haben, combinirt, so gelangt man zu der Erkenntniß, daß eine geheimnißvolle Affinität zwischen dem Organ der Musik und dem existirt, das die Farbenmischung angiebt. Die beiden famosesten Coloristen der florentinischen Schule sind unstreitig Leonhard da Vinci und Fra Bartholomeo gewesen, und es ist bekannt daß Ersterer zu Mailand gleich sehr als Musiker und als Maler bewundert wurde, und daß musikalische Compositionen einen unwiderstehlichen Reiz für den Zweiten hatten. Correggio, der es in dem Zauber des Colorits weiter gebracht hat, als irgend ein anderer Künstler, hatte im Verlaufe seines Lebens so lebendige und so köstliche Eindrücke in diesem Genre gehabt, daß ihm in seinem letzten Schlummer, unmittelbar vor seinem Tode, träumte, daß er Palestrina im Himmel wiedergefunden habe, und daß ihm dies Begegnen als der Vorschmack der ewigen Seligkeit erschienen sey. Ein noch entscheidenderes Argument ist es aber, daß unter den Malern der venezianischen Schule, mindestens in der zweiten Periode, die mit dem sechszehnten Jahrhundert endigt, die Leidenschaft für Musik fast allgemein war. Es ist keine willkührliche Fiction Paul Veronese's gewesen, daß die berühmtesten von ihnen in dem prächtigen Gemälde von der Hochzeit zu Canaan als im Concert spielend dargestellt sind. Sehr häufig kamen in der That mehrere von ihnen zusammen, um gemeinschaftlich dieser Lust zu pflegen; es war einer der täglichen Genüsse Titian's, in dem kleinen Palaste, den er Angesichts der Insel Murano bewohnte, von wo er die lieblichen und harmonischen Gesänge vernehmen konnte, die Abends und oft die ganze Nacht hindurch von einer Menge Gondeln zu ihm hinüber tönten....

„Vasari berichtet, daß Giorgione die Laute spielte und so göttlich sang, daß er häufig zur Theilnahme an Concerten berufen wurde, welche die Patricierfamilien gaben.

„Es ließe sich noch der Ferrarer Benvenuto Garofalo nennen, der in der Wahl und der Zusammenstellung der Farben nicht minder bewundernswürdig als Correggio und Leonhard da Vinci war, und der, im Alter blind geworden, sich für den Verlust des Gesichts durch die musikalischen Genüsse schadlos hielt, die er sich selber zu bereiten wußte. Um endlich ein noch schlagenderes Beispiel zu geben, und dieses in einem Lande, das in großen Coloristen am wenigsten wohl bedacht ist, berufen wir uns auf Gainsborough, einen der in diesem Stücke ausgezeichnetsten Künstler Englands, der dabei ein so außerordentlicher Liebhaber der Musik, der vocalen und instrumentalen war, daß er zuweilen nach einem Concerte den Musiker, der ihm einen der Momente von Entzückung verschafft hatte, auf die er einen so hohen Werth setzte, mit einer seiner schönsten Landschaften beschenkte."

Ich bin, ich gestehe es, in der phrenologischen Wissenschaft ganz und gar ein Fremdling, und nicht im Stande, über die Affinität des Schädelhöckers, welcher den Sitz der musikalischen Befähigung angiebt, und dem, in welchem der Sinn des Colorits verschlossen ist, zu entscheiden; aber es scheint mir, daß die gegebenen Beispiele mindestens unwidersprechlich den Beweis liefern, daß es den großen Künstlern gegeben ist, aus allen Quellen der Kunst Begeisterung zu schöpfen, sie überall zu erkennen und zu lieben, wo sie sich befindet, und ohne Unterlaß mit einer Muse zu wandeln, gleichviel, welches ihr Name, welches ihr Costüm seyn mag. Deshalb erscheint ihnen die Natur vollständiger, und die immerwährende Unterhaltung mit Gott ist es, die ihrem Genie seine Macht, ihrem Talente seine Größe giebt.

Was Leonhard da Vinci betrifft, der hat es noch weiter gebracht. Er wollte nicht blos alle Zweige der Kunst ausbeuten, er hat auch kühn das Feld der Wissenschaft betreten, was einen enthusiastischen Reisenden Anlaß zu der Bemerkung gegeben hat: „dieser Maler, dessen mächtiges Genie die geistigen Talente eines Bacon, Newton, Michael-Angelo und Raphael in sich vereine, sei der Vorläufer auf den verschiedenen Wegen gewesen, welche sie zum Ruhm geführt, und sicher einer der außerordentlichsten Menschen aller Zeitalter und Länder."

Es liegt dem Anschein nach einige Uebertreibung in der Angabe, Leonhard da Vinci wäre ein Vorläufer Newton's gewesen; doch läßt sich nach dem, was er aus der Wissenschaft zu machen wußte, indem er ihr nur das Ueberflüssige seines hehren Geistes widmete, ermessen, was er aus ihr noch hätte ziehen können, wenn er nicht die letzten Kräfte seiner Intelligenz der Lust gespendet hätte. Der Verfasser einer, im Jahre 1748 zu Leyden im Druck erschienenen, Reise durch Italien erwähnt eines von dem florentinischen Künstler ausgeführten, bedeutenden Unternehmens, das noch heutigen Tages ein Gegenstand der Bewunderung der Ingenieurs ist.

„Nachdem wir über die Adda gesetzt waren, haben wir uns auf der anderen Seite auf einem Canale, Nawiglio della Marthesana genannt, eingeschifft. Dieser Canal beginnt zu Trezzo, zwei Meilen oberhalb Canonica, und erstreckt sich in fast gerader Linie bis auf eine halbe Meile von Mailand. Er erhält sein Wasser aus der Adda; da der Lauf dieses Flußes aber oft sehr abschüssig ist, ehe er sich mit dem platten Lande wagerecht befindet, so hatte dies die Folge, daß der Canal Canonica gegenüber fünf und zwanzig bis dreißig Fuß höher lag als er. Viele Ingenieurs hatten, wie man sagt, es schon zu verschiedenen Zeiten versucht, die Verbindung der Adda mit Mailand vermittelst eines Canals zu Stande zu bringen, es hatte aber niemand gelingen wollen, bis endlich Leonhard da Vinci an dies Unternehmen ging und es vollführte."

Es existirt ein merkwürdiges Schreiben Leonhard da Vinci's an Ludwig le More, über die Anwendung von Kriegsmaschinen. Es ist dieses eine förmliche Abhandlung über die Wurfgeschützkunst und die Wasserkraftlehre, in welcher unter der bescheidenen Form von Anschauungen die äußersten Fragen erörtert werden, die sich in diesen abstrakten Dingen aufwerfen lassen.

In der Mailänder Bibliothek, unter dem Namen der ambrosinischen bekannt, wird eine Sammlung von Manuscripten

aufbewahrt, deren authentischer Verfasser Leonhard da Vinci ist. Diese Sammlung, Codice atlantico betitelt, enthält eine Menge loser Blätter, durch Leonhard mit Skizzen, Notizen, geometrischen Figuren, Problemen, kurz mit all den Impromptus bedeckt, die seiner dreifachen Begeisterung als Gelehrter, Dichter und Künstler entwischt waren.

In nichts spiegeln sich die großen Männer besser ab, als in dergleichen Papierstreifen, die sie in den Stunden einsamen Nachdenkens und mit dem Sichgehenlassen der Träumerei bekritzelt haben: in ihnen zeigt sich der Mensch in aller Wahrheit, wie er ist, und nicht, wie er sich öffentlich gerirt. Auch sollte man es denen danken, welche die nützliche Manie haben, solche Reliquien zu sammeln. Der Codice atlantico wird als eins der kostbarsten Depôts der ambrosinischen Bibliothek betrachtet. Nichts vermag besser eine Idee von der hochherzigen Unruhe und der unaufhörlichen Thätigkeit dieser immensen Intelligenz zu geben. Ein König von England hat vergebens 3000 Pistolen dafür bieten lassen; die Stadt Mailand wollte sich nicht davon trennen, und einer ihrer Gründe gereicht, wie es mir scheint, gleich sehr der Stadt wie dem großen Künstler zur Ehre. Derselbe lautet:

„Leonhard da Vinci ist ganz und gar in diesem Buche enthalten; er hat sich selber der Stadt Mailand vermacht, und sie würde sich entehren, wenn ihr ein solches Vermächtniß um irgend einen Preis feil wäre."

Ich will nicht von der ambrosinischen Bibliothek scheiden, ohne eines anderen Manuscripts zu erwähnen, das eben so werthvoll als der Codice atlantico ist, nämlich ein ganz von Leonhard da Vinci copirter Virgil, begleitet von Commentaren, die den Umfang von Kenntnissen bekunden, die der Künstler sich anzueignen gewußt hatte, während er Meisterwerke malte, und, ohne zu geizen dem Vergnügen und der Verschwendung den Theil seiner Jugend darbrachte, der demselben gebührte.

Als er, im Jahr 1493, zu Mailand ankam, hielt er dort seinen feierlichen Einzug. Der Herzog Ludwig Sforza hatte ihm ein Gefolge entgegen gesandt, das sich dem anschloß, von welchem sich der Maler auf seiner ganzen Reise hatte begleiten lassen, und das Volk, das ihn für den Herzog selber hielt, folgte ihm in dichten Haufen bis zu dem Palaste, den er im Voraus hatte kaufen und mit einem solchen Luxus einrichten lassen, daß die Kaufleute zu Mailand Zeuge und Möbeln von Venedig hatten kommen lassen müssen, weil die ihrigen in den Augen der Leute, welche Leonhard da Vinci hergesandt hatte, um seine Wohnung in Ordnung zu bringen, viel zu ordinair waren.

Mehr bedurfte es nicht, um ihn gleich nach seiner Ankunft populair zu machen, und diese Popularität erreichte einen Grad, daß der Herzog fast im Ernste zu ihm sagte:

„Mein Herr Maler, Ihr scheint mir ein gefährlicher Freund „zu seyn: Ihr macht mir mein Volk abwendig, und über kurz „oder lang nehmt Ihr mir wohl meine Krone."

Zum Glücke für den Herzog, dachte Leonhard da Vinci an keine andre Eroberung von Kronen, als solchen, die aus dem unsterblichen Grün des Lorbeers geflochten werden. Ein Freund des Luxus, in welchem er durchaus bewandert war, benutzte er die Popularität, welche ihm sein Ruf und sein glänzendes Auftreten verschafften, nur, um noch den immensen Reichthum zu vermehren, welcher die Frucht seines dreifachen Talentes als Maler, Architect und Bildhauer war; er gab aber dem mailändischen Adel, den er hätte zu Grunde richten können, in prunkenden Festen all das Gold wieder zurück, womit sie seine Gemälde aufwogen.

Während dieses Aufenthalts zu Mailand ist es gewesen, daß Leonhard da Vinci in dem Refectorium der Dominikaner, im Kloster der heil. Marie zur Gnaden das berühmte Freskobild des heiligen Abendmahls gemalt hat, das für sein Hauptwerk gilt.

Von diesem vielbewunderten Bilde ist aber nur noch wenig übrig; die Arbeit Leonhard da Vinci's ist unter den Sudeleien der Pfuscher, die zu verschiedenen Zeiten mit deren Ausbesserung beauftragt gewesen, fast ganz verschwunden, und sie haben ihr wohl noch mehr geschadet, als es die Zeit hätte thun können. Sie sind es, die man Barbaren schelten kann, und nicht die Franzosen, von welchen ein nicht eben Wahrheit liebender Autor gesagt hat, daß sie muthwillig zerstört hätten, was noch von den Fresken vorhanden gewesen wäre. Es ist nicht wahr, daß das Kloster, wie es gesagt worden ist, auf Befehl des Generals Bonaparte zu einem Artilleriedepôt gemacht worden wäre, und daß unsre Soldaten nach dem heiligen Abendmahl wie nach einer Scheibe geschossen hätten; vielmehr ist es ein französischer Officier gewesen, der das Gemälde vor einer unausbleiblichen Vernichtung beschirmt hat, indem er auf eigne Hand die Bestimmung des Refectoriums, aus welchem die mailändischen Behörden einen Pferdestall zu machen sich nicht gescheut hatten, umänderte. Und Eugen von Beauharnais, der nachdem Vicekönig von Italien geworden, hat, wie eine lateinische Ueberschrift über der Thür es ausspricht, ein Anrecht auf die Achtung und die Dankbarkeit der Künstler für die Sorgfalt, mit welcher er für die Erhaltung des Abendmahls gewacht hat.

Was am meisten die Wahrheit aufdeckt und am mächtigsten dazu beiträgt, über die besagten Thatsachen keinen Zweifel bestehn zu lassen, ist, daß sie selbst von einem englischen Schriftsteller, die sich nicht eben milde für Frankreich zu bezeigen gewohnt sind, bestätigt werden.

Leonhard da Vinci scheint eine Ahnung von dem Loose gehabt zu haben, das seinem Meisterwerke bevorstand, denn er schrieb, als er es beendigte, die folgenden Verse, aus welchen man das Gefühl der Trauer und des Verdrusses hervorschimmern sieht, welches alle die großen Maler empfinden müssen, wenn sie daran denken, daß in der Stunde, wo die Aufgabe ihres Genie's zu Ende geht, die des unermüdlichen und geheimnißvollen Arbeiters beginnt, der nicht den unendlichsten Theil der Ewigkeit verstreichen läßt, ohne ein Theilchen dessen mitzunehmen, was die Menschen geschaffen haben:

Cosa mortal eternita non serba
Le fabbriche del tempo, il tempo attera,
Ed adequasi al suol mole superba. *)

*) Die Werke der Menschen sind nicht von einer ewigen Dauer; die Zeit vernichtet der Zeiten Schöpfung, und macht die stolzen Massen der Erde gleich.

Es leuchtete ihm ein, daß das Abendmahl das Höchste seines Genies seyn und er darüber nie hinausgehen würde. Auch sah er, als er es beendigt hatte, einem von einem großen Leiden befallenen Menschen ähnlich. Mehrere Wochen lang hielt er sich völlig abgeschlossen, ohne sich vor jemandem sehen zu lassen, und selbst der Herzog versuchte es vergebens, bis zu ihm vorzudringen.

Alle Schriftsteller, Biographen wie Kritiker, die sich mit Leonhard da Vinci beschäftigten, haben sich, jedoch nur kalt und als technische Leute, in Ausdrücken ihres Metiers über dies Werk ausgesprochen. Sie sind kecker gewesen als Rubens, der sich darüber in folgender Weise äußerte:

„Er hat es vermöge seiner tiefen Speculationen in diesem Werke zu einer Vollkommenheit gebracht, die es mir unmöglich zu machen scheint, es in einer würdigen Weise zu besprechen."

Diese wenigen Worte Rubens wiegen schon alle die Reden und Exclamationen von vielen Anderen auf, und ich kann nichts Besseres thun, als ihm beizupflichten.

Wie bekannt, ließ Leonhard da Vinci das Haupt von Christus unvollendet, weil er daran verzweifelte, den Ausdruck des Göttlichen erreichen zu können, und ein Sacrilegium zu begehen meinte, wenn er dem Gotte ein Menschengesicht gäbe. Er kam bei dieser Gelegenheit mit dem Prior in Streit. Derselbe fand es nämlich anstößig, daß das Bildniß des Heilandes in der Skizze bleiben sollte, und führte darüber Klage bei dem Herzoge, der, ein Freund des Malers, ihn aber ablaufen ließ. Einige Zeit darnach führte der Prior abermals Beschwerde über den Maler bei dem Herzoge, weil er auch das Gesicht des Judas, ebenso wie das von Christus unvollendet gelassen, weil er, wie er sagte, keinen Typhus zu finden wußte, der hinreichend wäre, diesen Buben vollkommen zu bezeichnen.

„Es muß aber doch etwas geschehen, um den armen Prior zufrieden zu stellen," sagte diesmal der Herzog.

— Nun, meinetwegen, antwortete Leonhard, ich will ihn portraitiren.

Und da setzte er seinem Judas das Haupt des Priors auf die Schultern.

Ein hundert Jahre später wollte ein andrer Prior, der einen kühlen Trunk, vor Allem aber heiß zu essen liebte, einen Verbindungsweg zwischen dem Refectorium und der Küche durch die Mauer haben, auf welcher Leonhard da Vinci sein prachtvolles Abendmahl gemalt hatte. Als man dazu das Maaß nahm, da fand es sich, daß der nächste Weg zu der intendirten Pforte der Raum zwischen den Beinen des Heilands war. Daß man bei einer Gelegenheit, wo es sich darum handelte, den Braten für die Tafel des Bischofs einen weiten Weg nehmen zu lassen, oder das Werk des Leonhard da Vinci zu verhunzen, nicht lange unschlüssig in der Wahl blieb, läßt sich denken, und so wurden die Beine von Christus geopfert. Die Pforte existirt noch, aber sie sieht sich seit hundert Jahren verdammt. Sollte diesem rohen Acte nicht ein Gedanke von Repressalie zum Grunde gelegen haben?

Leonhard da Vinci verdient nicht bloß als eine der merkwürdigsten Individualitäten studirt zu werden. Wenn dasjenige, was diese Individualität bildet, ich meine die erstaunliche Vereinigung aller Superioritäten, ihn für die Psychologen und Phrenologen zu nimmt merkwürdigen Gegenstand der Beobachtung machen, so nimmt er einen noch wichtigeren Charakter an, wenn man ihn aus dem Gesichtspunkte der hohen Kritik betrachtet.

Als Raphael auf der Bühne erschien, da fand er die Malerei in den Augen des Jahrhunderts in Michael Angelo und Leonhard da Vinci personificirt; Ersteren als den kräftigen Dolmetscher der Form, und Leonhard da Vinci als den Dichter, der es in seinen hehren Compositionen vor ihm zuerst verstanden hatte, in den Hauptfiguren das zusammengedrängte Gefühl auszudrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. Von Albrecht Kirchhoff. Erstes Bändchen. Notizen über einige Buchhändler des XV. und XVI. Jahrhunderts. Leipzig 1851. Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung. IV und 152 Seiten 8.

Wenn die Geschichte der Buchdruckerkunst sowol im Allgemeinen als einzelner Länder und Städte eine sehr reichhaltige Literatur aufweisen kann, so ist dagegen für die Geschichte des mit ihr eng verbundenen Buchhandels bis jetzt Wenig geleistet. Zwei junge Männer, Schmalz und Metz, überraschte der Tod im Sammeln von Materialien und begonnener Arbeit; vor ihnen hat sich Niemand mit diesem Gegenstande ausschließlich oder doch so beschäftigt, daß die Ergebnisse dieser Beschäftigung als bedeutend bezeichnet werden könnten. Erst kürzlich ist von Schwetschke ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des buchhändlerischen Verkehrs (Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis, nebst einer Geschichte der Meß-Kataloge) erschienen. — Der Verfasser des anzuzeigenden Buches, der, inmitten eines regen Geschäftslebens, mit gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, seine Studien dem Erforschen der Vergangenheit des Buchhandels zugewandt, hat bereits durch verschiedene kleinere Arbeiten hinlänglich bewiesen, was sich mit Fleiß und Ausdauer auch in einer wenig gepflegten Partie der Culturgeschichte leisten läßt. Wir gedachten in diesen Blättern früher seiner Aufsätze über die Buchhändler Rynmann und Hittorp; auch sie sind, hin und wieder vermehrt, der vorliegenden Sammlung einverleibt. Was mit derselben beabsichtigt, ersieht man aus dem Vorworte: „Dieses erste Bändchen umfaßt die älteste Zeit, die Jugendperiode, des deutschen Buchhandels; das gesammte sich für diese Periode darbietende Material ist jedoch darin keineswegs erschöpft, sondern bietet noch für weitere Beiträge mehrfach Gelegenheit. Der Lückenhaftigkeit desselben wegen schien es mir aber angemessener die biographische Form zu wählen und die Notizen um hervorstechende Persönlichkeiten des Buchhandels zu gruppiren, als eine mehr oder weniger unvollkommene und mangelhafte zusammenhängende Darstellung zu versuchen. Die Auswahl dieser Persönlichkeiten habe ich so zu treffen versucht, daß Wiederholungen möglichst vermieden würden. Daß ich mich dabei auf eine nur sehr kleine Zahl beschränkte, bedarf wohl keiner besonderen Rechtfertigung, da selbst die Nach-

richten über die persönlichen Verhältnisse dieser wenigen gerade nicht sehr umfangreich sind, und überdies eine zu große Zersplitterung des Materials vermieden werden mußte. Ebenso hielt ich es für gerechtfertigt bei der Auswahl die größeren Buchdrucker, obwohl sie wegen ihrer noch lange Zeit währenden Theilnahme an dem buchhändlerischen Geschäftsverkehr, als Verleger, nicht streng von den eigentlichen Buchhändlern zu sondern sind, unberücksichtigt zu lassen, da ihre Geschichte ja bisher mit genügender Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt worden ist.

Um jedoch in gewisser Hinsicht einen Ueberblick über die Ausdehnung des reinen Buchhandels in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, über seine locale Gruppirung zu gewähren, habe ich noch kurze, allerdings etwas trockene, Notizen über die weniger hervorstechenden Buchhändler dieser Periode angehängt. Wenn die Zahl derselben für einen so langen Zeitraum nun auch ziemlich unbedeutend erscheint, so liegt dies theils daran, daß die Nennung der Verlegernamen in dieser Zeit noch nicht allgemein gebräuchlich war, theils aber auch daran, daß die genaueren und ausführlicheren bibliographischen Werke nicht über das Jahr 1536 hinausreichen. Die den einzelnen Aufsätzen, von denen die beiden ersten schon im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel erschienen, angehängten Verlagsverzeichnisse machen übrigens keinen Anspruch darauf einem Bibliographen von Fach Genüge zu leisten."

Wir erhalten in diesem Bändchen, S. 1—131, aus den Quellen sorgfältig, oft gewiß mit nicht geringer Mühe zusammengetragene und zu kleinen Gemälden geschickt bearbeitete Nachrichten über Diebold Lauber, Handschriftenhändler in Hagenau, 1447, Johann Rynmann, Buchhändler in Augsburg, 1497—1522, Gottfried Hittorp, Buchhändler in Cöln, 1512—1560, Leonhard und Lucas Alantsee, Buchhändler in Wien, 1498—1522, und Franz Birckmann, Buchhändler in Cöln und Antwerpen, 1510 bis 1530, und seine Familie. Ueber die Lebensverhältnisse einiger dieser Männer konnte nur nach Maaßgabe des vorhandenen, zerstreuten Stoffes, Auskunft gegeben werden, doch ist auch hier manches Unbekannte anzutreffen; über ihren Geschäftsbetrieb, ihre Stellung zu berühmten Gelehrten jener Zeit, ist aber, besonders aus Briefen der Letzteren, so ausführlich gesprochen, daß wenig Neues aufzufinden und hinzuzufügen sein möchte. Auf Einzelnes, z. B. die Messen, den Einfluß des Meßbesuchs, der geistlichen Censur, der Reformation udgl., wiederholt aufmerksam zu machen, war nicht wol zu vermeiden, da oft die eigenthümliche, die ausgedehnte oder beschränkte buchhändlerische Wirksamkeit Rynmann's, der Alantsee, Hittorp's und der Familie Birckmann, vorzüglich Franz Birckmann's, gerade in diesem Einfluß, Förderung oder Hemmniß fand; überdies wollte der Verfasser ja nur Bruchstücke, nur Vorarbeiten darbieten, deren Benutzung zu einer umfassenden und zusammenhangenden Geschichte des Buchhandels er, nach seiner bescheidenen Aeußerung, anderen befähigteren Männern anheimstellt. — Die Seiten 134—152 füllen kurze Notizen über die Buchführer der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Augsburg, Bamberg, Basel, Breslau, Cöln, Copenhagen, Cracau, Emmerich, Erfurt, Frankfurt a. M., Hamburg (Wolter Hakemann, 1547; nach Lappenberg), Heilbronn, Ingolstadt, Königsberg, Leipzig, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Mainz, Nördlingen, Nürnberg, Ofen, Posen, Regensburg, Rostock, Speyer, Straßburg, Trier, Tübingen, Ulm, Wien, Wittenberg, Würzburg, Zwickau. Unter den Buchhändlern Ulm's finden wir eine sonderbare Persönlichkeit. „Johann Grüner", heißt es S. 149, „Rector der lateinischen Schule daselbst, war ein sehr regsamer und thätiger, aber auch sehr streitsüchtiger Mann. Alle möglichen Gewerbe und Beschäftigungen ergriff er; man lernt ihn kennen als Lehrer, Buchhändler, Buchdrucker, Oekonom, Mäkler, Geldschauer und Wirth. Er lebte mit seinem Concurrenten, dem Buchdrucker Johann Zainer, dessen Druckerei er endlich 1523 an sich brachte, und dann mit Matthias Hoffischer (seit 1527) in fortwährendem Hader, da er seine Stellung als Rector dazu mißbrauchte, den ganzen Schulbücherdebit an sich zu reißen. Dabei hatte er aber stets mit Geldverlegenheiten zu kämpfen. Seine buchhändlerische Thätigkeit muß übrigens vor 1515 begonnen haben, da in dieses Jahr sein erster ernstlicher Streit mit Johann Zainer fällt. Sein letztes bekanntes Product ist vom Jahre 1532; einiges ließ er auch bei Grimm und Wirsung in Augsburg und bei Heinrich Gran in Hagenau drucken."

Möge diese erste Mittheilung überall, vorzüglich auch von des Verfassers Berufsgenossen, so freundlich aufgenommen werden, daß er sich entschließe, auch die zweite (Versuch über die Geschichte des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des Meß-Katalogs bis 1765) bald zu veröffentlichen. Später übernehme er dann getrost selbst, was er andern überlassen will: eine geschichtliche Darstellung des Buchhandels, wenn auch nicht aller Länder und Zeiten, doch Deutschlands, auszuarbeiten, sonst werden wir wahrscheinlich noch lange darauf warten müssen; vorbereitet, wir wissen es, ist er dazu vollkommen, und den schon gesammelten Stoff zu vervollständigen, wird ihm nicht schwer werden.

F. L. Hoffmann.

Ueber die Nationalität im Allgemeinen und mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtig in Deutschland obschwebenden Verhältnisse, von Prof. Dr. Jos. Held. Würzburg 1851. Stahel.

Dieser große Titel gehört einem kleinen Schriftchen, das nach dem Vorworte einem größeren noch unvollendeten Werke politisch-rechtsphilosophischen Inhalts als Vorläufer dienen soll. Der Verfasser bringt in der Entwickelung des Nationalitätsbegriffes weder neue noch besonders scharfe Urtheile und hat überhaupt die einzelnen Theile der Schrift nur durch sehr lose Bande zusammengehalten. Die Gedanken sind untereinander geworfen und nicht folgerichtig aus einander entwickelt, so daß es für den Leser schwer hält, einen klaren Blick über des Verfassers Ansichten zu gewinnen. Aber trotz dieser Fehler enthält das Werkchen wieder sehr viel schöne Einzelheiten. Ein überraschendes Bild bringt der Verfasser auf S. 15: „Wenn es aber wahr ist, daß keine Einzel-

persönlichkeit jemals gänzlich untergehen könne, so muß auch wahr sein, daß keine Volksindividualität oder Nationalität in Nichts spurlos verschwinde. Jede Individualität ist ein Stein, der auf die ungeheure meist stürmisch bewegte und nie spiegelglatte Fläche des Meeres der Menschheit fällt, die ihn, nachdem er sie bewegt, schnell verschlingt. Je nachdem sie schwerer oder leichter, der Wasserspiegel mehr oder minder bewegt ist, wird das Menschenauge die durch seinen Fall geschlagenen immer mehr sich erweiternden Kreise in größere oder kleinere Entfernungen verfolgen können. Wie weit ihm dies aber auch möglich sein mag, bald reicht die größte, selbst die bewaffnete Schärfe des Auges nicht mehr aus, die Hand der Vorsehung wirft andere Steine dazwischen, die früheren Ringe vermischen sich mit den neuen, und endlich verschwinden sie dem Auge gänzlich, während sie nichts desto weniger, wenn auch uns längst unsichtbar, immer fort und immer weiter die ganze Fläche bewegen. So haben z. B. die Culturvölker des alten Morgenlandes (Indien, Aegypten) und nach ihnen die Griechen und Römer, diese sogenannten klassischen Völker, obgleich sie längst aufgehört, selbstständige Staaten zu bilden, die deutlichsten und noch jetzt erkennbaren Ringe auf der Fläche der Menschheit zurückgelassen, Ringe, die auch in bedeutende Tiefe bewegend wirkten und die, die Ringe der Culturvölker vor ihnen umschlingend, um selbst wieder von den Ringen der Culturvölker nach ihnen verschlungen zu werden, das Sinnbild der geistigen Unsterblichkeit der Völker, den ewigen Kranz der Sittengeschichte der Menschheit darstellen."

An einer andern Stelle lesen wir die beherzigendwerthen Worte: „Ein wahrhaft freies Volk wird auch in Verhältnissen äußerer Unfreiheit frei bleiben und in der begründeten Hoffnung, daß seine Ketten und Banden bald fallen werden, sich mit dem Satze unserer größten Philosophen auf kurze Zeit zu trösten wissen, daß nämlich nicht wirklich glücklich zu sein, sondern des Glückes würdig zu sein, dasjenige wäre, was der Gute verlangen könne."

Möge der geehrte Herr Verfasser in seinem Hauptwerke alle hier begangene Mängel vermeiden und alle Schönheiten beibehalten. F.

Für Dich. Lieder von Ida von Düringsfeld. Breslau. Verlag von Joh. Urban Kern. 1851. (VIII und) 262 Seiten 16.

Dieses sauber, aber ökonomisch gedruckte Büchlein enthält einen reichhaltigen Liederschatz. Die Verfasserin von „Schloß Goczyn", deren in demselben Verlage in einer billigen Ausgabe erschienene Schriften neun Bände und einen Supplementband („In der Heimath. Briefe und Gedichte ꝛc.") füllen, bietet uns hier ein Buch der Heimath, ein Buch der Braut und ein Buch der Fremde dar. Manche der Dichtungen, ja wol die meisten, sind Ergüsse augenblicklicher Gefühle und äußerer Eindrücke, viele vielleicht ursprünglich nicht für die Veröffentlichung bestimmt gewesen; aber sie sind gerade deshalb, weil sie wahre, nicht erkünstelte Empfindungen aussprechen, gewiß sehr vielen Lesern willkommen. Wir müssen uns darauf beschränken, aus jedem der drei Bücher ein Lied mitzutheilen, überzeugt, daß diese Mittheilung die beste Empfehlung ist.

Das Lied des abgebrochenen Zweiges.

Von meinem Vater
Rissen sie mich;
Ein Jüngling that es,
So schlank wie ich.

Ein blasses Mädchen
Hing ihm am Arm —
Das hat mich gehalten
Zwischen Fingern warm.

Im ganzen Thale
Trank Thau das Grün —
Ich mußte fühlen
Der Finger Glüh'n.

Die Stunden zogen
Langsam vorbei —
Ich lernte kennen,
Was Welken sei.

Du blasses Mädchen,
Welke nicht auch,
Wie ich muß sterben
Vor heißem Hauch.

Dein.

„Wo du hingehst,
Will ich hingeh'n —
Uns soll kein Stern
Geschieden seh'n.

Wo dein Land ist,
Da ist mein Land —
Ich weiß nicht mehr,
Wo mein Heimhaus stand.

Zu deinem Gott
Will beten ich —
Und möge dein Tod
Einst tödten mich."

Das — die Worte sind's,
Die der Priester sprach,
Und leise spricht
Sie mein Herz ihm nach.

Der alte Nicolot.

Bin ein greiser Gondoliere,
Bin ein armer Nicolot,
Mag im Hospital nicht essen,
Suche mit Gesang mein Brot.
Singe, wo die Straßen enge,
Daß die Unsern nur mich seh'n,
Auf der Piazza vor den Fremden
Kann ich nicht so bittend steh'n.

Als der Löw' noch flog und siegte,
Wo er mit den Flügeln schlug,
Alle Barcaroli hatten
Silber da und Wein genug.
Und geschmückt mit seid'ner Schärpe,
Und im Antlitz weiß und roth
War der junge Gondoliere,
War der reiche Nicolot.

Nicht den launenhaften Fremden,
Unsern Edlen dienten wir,
Leinwand nicht und Baumwollplunder,
Sammt und Seide trugen wir.
Und im Dienste seines Degen,
In des Fürsten goldnem Boot
War der schöne Gondoliere,
War der stolze Nicolot.

In den Farben der Standarten
Prangt nicht unser Löwe mehr,
Auf den Schiffen, welche segeln,
Weht nicht uns're Flagge mehr;
Und von bessern Zeiten singend,
Muß ich suchen mir mein Brot,
Ich, der greise Gondoliere,
Ich, der alte Nicolot.

Doch sie lassen nicht mich hungern,
Mich, den kinderlosen Mann,
Aus der armen Leute Fenstern
Höret mich das Mitleid an.
Möge segnen die Madonna
Die da schenken Wein und Brot
Mir, dem greisen Gondoliere,
Mir, dem armen Nicolot.

(Aus: „Am Canal Grande", 1846.)

Zur Erläuterung des Titels noch die dem Ganzen vorangestellte Zueignung.

Für Dich.

Für wen sind meine Lieder?
Für wen bin ich?
Ich sag' es doch immer wieder:
Für Dich.

Ach wäre hier auf Erden
Das Glück für mich,
Wie sollt' es hier himmlisch werden
Für Dich!

Doch da nur reich an Treue
Und Liedern ich,
Nimm Lieder denn hin und Treue
Für Dich.

Breslau, den 25. Juni 1850.

H.

Miscellen.

Eine der bedeutendsten Privatbibliotheken im Herzogthum Holstein, die Bibliothek des verstorbenen Professors N. Falck, kommt in Kiel am 10. Juli d. J. zum öffentlichen Verkauf. Der 255 Seiten gr. 8. starke Katalog enthält namentlich sowol aus der Rechtswissenschaft, Geographie, Topographie, Statistik, Geschichte und Staatswissenschaft überhaupt, als Skandinaviens und der Herzogthümer insbesondere, das Vorzüglichste der älteren und neueren Literatur. Die 87 Handschriften betreffen größtentheils die schleswig-holsteinische Landes-Geschichte und Rechte. In einem Anhange sind meist theologische Bücher aus dem Nachlasse des Professors H. Mau verzeichnet. H.

Frankreich hat gegenwärtig laut officiellen Ausweises 320 Theater und unter diesen allein in Paris 23. Bis zum Jahre 1600 hatte die französische Hauptstadt an einem einzigen Theater genug, dem der „Passions-Brüderschaft," späterhin mehr bekannt unter dem Namen Hôtel de Bourgogne. In dem darauf folgenden Jahre erschien eine italienische Truppe, und im Jahre 1657 die Molier'sche Gesellschaft, durch welche das Theatre Français ins Leben gerufen ist. Die Oper wurde im Jahre 1669 gegründet. Drei weitere Etablissements brachten die Zahl der Theater auf fünf, Ludwig XIV., dem das zu viel schien, reducirte sie aber auf drei. Unter Ludwig XV. waren wieder sechs Theater im Flor, und in der darauf folgenden Regierung wurde deren Zahl durch mehrere Schaubühnen zweiten Ranges noch bedeutend vermehrt, ungerechnet die wandernden Komödianten, welche trotz der Einreden der größeren Theater geduldet wurden. In Folge des Gesetzes, welches alle Privilegien in Dingen dieser Art abgeschafft hatte, zählte Paris im Jahre 1791 allein 45 Theater. Die Provinzen sind in dramatischen Dingen gegenwärtig sehr ungleich bedacht, und während einige Departements, wie das der unteren Seine, 12 Theater haben, haben zwei andere, das der Ardeche und das der Nieder-Alpen gar keins.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 52. Sonnabend, den 28. Juni. 1851.

☞ Dies Journal erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Barbarei.

So war der Zustand, in welchem der Convent Frankreich hinterließ: die Bevölkerung decimirt durch die Verbannung, den Krieg, das Schaffot; der Ackerbau ohne Segen; die Industrie brach; der Handel ohne Capitalien; der Staat ohne Schatz und Credit; die Familien ohne Sicherheit und Brod; die Gesetze ohne Autorität; die Religion ohne Tempel und Priester; der häusliche Heerd ohne Sitten; die Künste und Wissenschaften ohne Cultus und Asyl; tausend Monumente niedergerissen und nicht ein einziges aufgebaut.

Alle Stützen der Gesellschaft waren gebrochen, und die neuen Generationen erstanden in einem end- und ziellosen Chaos.

Millionen Kinder wuchsen auf, ohne weder von einem Priester getauft, noch von einem Lehrer unterrichtet worden zu seyn.

Es gab keine Advocaten mehr, weil die Rechtsschulen zerstört worden waren, und tausende von Individuen, die sich Legisten nannten, lagen ihren Familien zur Last, während es eine so gräuliche Masse von Prozessen gab, wie es je Menschen erlebt haben.

Eben so gab es auch keine Aerzte mehr: die Schulen der Medizin und der Chirurgie waren aufgeflogen; dagegen hatten sich Legionen von Empirikern bei den Armeen eingefunden, die wie ein Krebs an ihnen fraßen.

Es gab kaum noch Notare, denn die meisten derjenigen, die laut dem Gesetze vom 29. September 1791 durch die Departementaladministrationen eingesetzt worden waren, waren durch das Gesetz vom 4. December 1793 wieder aus ihrer Bahn herausgeworfen worden; ein gleiches Loos hatte diejenigen durch das Gesetz vom 17. April getroffen, welche am 26. Januar 1795 von den Districtsadministrationen eingesetzt worden waren.

Canäle gab es keine mehr: der Ruin des Handels, das Aufgeben entfernter Transactionen, durch das Maximum und den Terrorismus vorgeschrieben, hatte sie nutzlos gemacht und die anhaltende Leere des Schatzes sie verfallen lassen.

Auch die wahrhaft fahrbaren Landstraßen und Wege waren verschwunden; seit der Aufhebung des Frohndienstes war sieben Jahre lang an ihre Ausbesserung nicht gedacht worden; es gab tausend Stellen, wo selbst die Posten nur mit Mühe und verspätet vom Fleck kommen konnten, und man sah am 16. März 1798 die Bürger von Paris: Rentiers, Grundeigenthümer, Kaufleute, Künstler mit Hacken und Schaufeln bewehrt ausziehen, um, mit den zwölf Municipalitäten und der Centraladministration des Departements, die ihrerseits Karren schoben, an der Spitze, an der Straße von Orleans zu arbeiten, ein gutes Seitenstück zu der Scene, wo Marquis, Journalisten und Priester, im Juli 1789, auf dem Marsfelde karren mußten, um den Altar des Vaterlandes aufzurichten.

Die Nichtbeachtung und die Barbarei, der Mangel jeglichen Regiments und jeglicher Administration waren endlich so groß, daß die wilden Thiere sich in Uebermaaß vermehrten, sich über dem platten Lande verbreiteten, und große Verheerungen anrichteten.

Da Frankreich in diesen bedauerlichen und abscheulichen Zustand aber durch blinde Philosophen, systemsüchtige Reformatoren, grausame und habgierige Jacobiner versetzt worden war; da man es wider seinen Willen, seinen Glauben, seinen Sitten, seinen Geschmack, seinen guten und seinen schlimmen Eigenschaften zu dem,

was es war, gemacht hatte, so mußten seine kräftige Natur und sein unvergänglicher Character letztlich wieder zur Herrschaft gelangen; auch sehen wir in der That, wie diese edle, von den Karmagnolenhelden so lange entwürdigte, mit Blut besudelte und verwilderte Nation feurig und leidenschaftlich zu ihrer Religion und ihren Gebräuchen zurückkehrt, sich wieder um die Wissenschaften, die Künste, die Welt bekümmert, und aufs Neue das elegante, geistreiche und verfeinerte Leben wieder anknüpft, welches das Messer der Guillotine durchschnitten hatte.

Die Sättigung und der Ekel an der Anarchie.

Eine Nation, die sich so lange und so grausam hatte mißbrauchen lassen, entglitt augenscheinlich der Gewalt der revolutionnairen Männer, das blieb dem Convente nicht verborgen. Sein Ehrgeiz, sein Stolz, das Interesse seiner Ideen, und vor Allem das Interesse seiner eigenen Sicherheit machten es ihm zum Gesetz, diese ihm so bedrohliche Zukunft zu fesseln, und diese Gefahr glaubte er damit zu beschwören, daß er die am 21. Juni 1795 vorgelegte Constitution, bekannt unter dem Namen Constitution des Jahres III. anfertigte.

Dies unglückliche Frankreich, das man im Jahr 1789 unter dem Vorwande, ihm eine Constitution zu geben, um und umgewühlt hatte, hatte deren keine mehr seit dem 10. August 1792. Es war das Spielwerk von tumultuarischen Versammlungen, die alle Gewalten an sich gerissen hatten und selber wieder unter der Herrschaft der Clubs und der Vorstädte von Paris standen.

Am 15. Februar 1793 ließ ein von den Girondisten gebildeter Constitutions-Ausschuß dem Convent durch seinen Berichterstatter Condorcet ein langes und eitles Project voller Chimairen vorlegen, das während der Debatte von Saint-Just und Robespierre arg gegeißelt ward. Der Sturz der Girondisten und der Handstreich vom 31. Mai machten dieser revolutionnairen Metaphysik den Garaus, und ein neuer Ausschuß, aus der Bergpartei, dessen thätigsten Mitglieder Saint-Just, Herault de Sechelles und Barrere waren, reichte am 11. Juni den Entwurf zu der berühmten Verfassung von 1793 ein, welche am 24. desselben Monats decretirt ward.

Obwohl bis ans Ende debattirt, votirt, und am 3. August durch die Delegirten der Urversammlungen selbst feierlich sanctionirt, hatte die Constitution von 1793 mit jener der Girondisten fast ein gleiches Schicksal. Ehe sie hatte zur Ausführung gebracht werden können, wurde sie durch ein Decret vom 10. October ausgesetzt und ihr die revolutionnaire Regierung, d. h. das Regiment der Laune, der Willkühr und des Blutvergießens substituirt, das seit dem Falle Ludwigs XVI. bestanden hatte.

Der Sturz von Robespierre und Saint-Just, am 27. Juli 1794, versetzte der Constitution von 1793 den letzten Streich. Von da ab wurde sie nicht mehr vertagt: sie war nicht ferner möglich! Die Jacobiner und die Terroristen forderten lange und oft ihre Anwendung, selbst ehe noch die Vorstädte sie an den beiden denkwürdigen Tagen vom 20. und 21. Mai 1795 mit gewaffneter Hand reclamirten; aber von dem allgemeinen Geiste Frankreichs beherrscht und fortgerissen, hätte der Convent eine solche Verhöhnung der Ordnung, des gesunden Menschenverstandes, und der Gerechtigkeit nicht gutheißen wollen noch können. Da Frankreich jedoch nicht auf unbestimmte Zeiten ohne eine regelmäßige Regierung bleiben konnte, so ernannte der Convent am 21. März 1795 eine Commission von eilf Mitgliedern, die, wie das Decret besagte, die organischen Gesetze der Constitution von 1793 in Vorschlag bringen sollte, in Wahrheit aber nur die Aufgabe hatte, sie ganz nach der allgemeinen Meinung zu modificiren.

Diese Commission, bestehend aus Lesage, Daunou, Boissy-d'Anglas, Creuze-Latouche, Berlier, Louvet, Larevillere-Lepeaux, Lanjuinais, Durant-Maillane, Baudin des Ardennes und Thibaudeau, installirte sich und begann ihre Arbeiten am 6. Mai.

Der Leser muß, um den Character der Arbeiten dieser Commission, und die Ideen, von welchen sie bei der Anfertigung der neuen Constitution, die, wie wir schon gesagt haben, die Constitution des Jahres III. genannt wurde, zu würdigen, ein wenig zurückschauen.

Die Frau von Stael hatte eine vage gelehrte Epoche, anspruchsvoll und declamatorisch, närrisch, die menschliche Vernunft vergötternd, und durchgängig überzeugt, daß in der Philosophie alles Wissen, selbst das des Regierens enthalten sey, sehr richtig mit der Bemerkung bezeichnet, daß philosophischer Fanatismus die Krankheit des achtzehnten Jahrhunderts gewesen wäre. Gleich den Edelleuten in Moliere's Lustspielen, die Alles wußten, ohne etwas erlernt zu haben, glaubten die Philosophen des 18ten Jahrhunderts, daß sie weder die Gesetze, noch die Administration zu studiren brauchten, um große Politiker zu seyn, und sie bauten aufs Commando Gesellschaften ins Blaue, so wie Thomas Morus die seinige auf der Insel von Utopien angelegt hatte.

So war Mably aufgefordert worden, für die Ver. Staaten eine Constitution zu entwerfen, und hatte Rousseau seine Ideen angegeben, wie Corsica und Polen constituirt werden könnten. Vermöge dieser philosophischen Krankheit, an der sie stärker als irgend ein anderer litten, hatten die Girondisten durch Condorcet die erste Constitution von 1793, die Männer vom Berge durch Herault de Sechelles und Saint-Just die zweite anfertigen lassen. Sieyes, der, wie Thibaudeau sagt, für den **ersten politischen Baumeister von Europa galt**, hatte den Auftrag seiner Collegen, an der Verfassung von 1795 zu arbeiten, jedoch nicht annehmen wollen.

Man begreift, welcher Art Erzeugnisse wie diese seyn mußten, hervorgegangen aus hohlen, träumerischen, überhitzten, systemtollen Geistern, die aus dem Vollen ihrer Metaphysik Reiche herausschnitten, welche den Gewohnheiten, den Traditionen, den Sitten der Bevölkerung völlig fremd waren; die gar nichts von den Gesetzen, der Administration oder den Finanzen wußten, und die Ludwig XIV. nicht als Requetenmeister oder Napoleon als Unterpräfect hätte haben mögen.

Allgemeine Principien der Constitution des Jahres III.

Die Commission der Eilf enthielt einen kleinen monarchischen Kern, gebildet aus Lanjuinais, vormaligem Professor des geistlichen Rechts bei der Rechtsfacultät zu Rennes; aus Boissy-d'Anglas, vormaligem Haushofmeister des Grafen von Provence, und aus Lesage von der Eure und Loire. Louvet war ein Girondist, d. h. ein Ehrsüchtiger ohne bestimmte und solide Ueberzeugung. Der alte Durand de Maillane, Royalist von Gesinnung, unentschiedenen

Characters, war Democrat par Contenance. Alle die anderen waren Republikaner, aber Republikaner wie die meisten Republikaner jener Zeit, d. h. des Schlages wie Fouché, Sieyes, Carnot, oder, sammt und sonders sehr willfährig, Reichsgrafen zu werden.

Zu jener Zeit begann man keine Constitution, ohne auf ihr erstes Blatt eine sogenannte Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers zu schreiben. Es war dieses eine Banalität, die eben Mode war, und ganz in dem emphatischen Character des achtzehnten Jahrhunderts. Der Constitution des Jahres III. wurde außer der erwähnten Erklärung auch noch eine Erklärung der Pflichten hinzugefügt.

So wie es seit 1789 der Brauch war, fiel es niemandem von der Commission der Eilfe ein, Frankreich nach der Art von Regierung zu fragen, die ihm conveniren möchte. Unter dem Vorwande, sie den Königen zu entreißen, hatten die Philosophen sich die Gesellschaft, über die sie nach ihren Systemen schalteten, angeeignet, und so wie Herault de Sechelles Frankreich die Gesetze des Minos hatte geben wollen, meinte die Commission der Eilfe, daß sie ihm die des Convents geben könnte.

Diese naive Offenbarung haben wir von Thibaudeau, eins der Mitglieder der Commission. „Um in den Ur-Versammlungen die Regierungsform, die Republik, nicht aufs Neue zur Berathung kommen zu lassen," sagt er, wurde statt des Satzes: „Das französische Volk constituirt sich als Republik," der folgende gewählt: „Die französische Republik ist ein und untheilbar." So endigte der Convent, wie er begonnen hatte. Nachdem er, im Jahr 1792, Frankreich ohne Berathung die Republik aufgedrungen, legte er ihm, ohne es zu befragen, durch eine arglistige Abfassung der neuen Constitution dieselbe im Jahr 1795 neuerdings auf.

Nachdem man über den Willen Frankreichs verfügt hatte, konnte man auch schon über die Gestaltung seines Gebietes verfügen. Der Meinung des Aristoteles entgegen, daß die Politik der Nationen wegen gemacht sey, meinten die Philosophen, die Nationen seyen der Systeme halber da. Die constituirende Versammlung hatte, indem sie alle gerichtlichen Ressorts zerbrochen, alle religiösen und administrativen Begränzungen aufgehoben, mit einem Worte das Land um eine Erfahrung von vierzehn Jahrhunderten gebracht, der Politik ihr wesentlichstes Triebrad, dem Wissen die Autorität genommen, welche die Zeit den Institutionen ausdrückt. Die Falten, in welche die Gesetzgeber die Sitten eines Volkes legen, erfordern in der That viele Zeit, ehe sie fertig werden, und ein Gleiches ist der Fall, wenn sie anders geordnet werden sollen.

Die Gebietseintheilung wurde also noch einmal durch die Commission der Eilf verändert: sie schaffte die Districte ab, die schon im Jahr 1787 von dem Herrn von Calonne im Sitz der alten Wahlen eingeführt, und von der constituirenden Versammlung sanctionirt worden waren. Sie substituirte denselben die, im Allgemeinen in die Sitze der vormaligen Landvogteien und Strar-chaussee'n verlegten, Cantons. Die Idee dieser Veränderung war, wie Thibaudeau gesagt hat, von Boissy-d'Anglas ausgegangen, der darauf aufmerksam machte, daß die Administrationen der Districte sich durch ihren demagogischen Ungestüm ausgezeichnet, die der Cantons aber sich am 20. Juni 1792, so wie am 31. Mai 1793 stets ordnungsliebend benommen hätten.

Die Bemerkung von Boissy-d'Anglas war begründet, und ließ sich sehr einfach erklären. Da die Constitution von 1791 den Districten eine sehr umfassende Wichtigkeit gegeben hatte, den Cantons hingegen fast gar keine, so hatten die Pariser Demagogen die Succursalen ihrer großen Jacobiner-Pflanzschule in den Districten angelegt, dort ihre Hauptclubs begründet und ihre Vertrauten angestellt. Deshalb waren die Administrationen der Districte stets dem von dem Centrum ausgegangenen Impulse der Unordnung gefolgt, während die Cantons in minder engem Verbande, und den ländlichen Bevölkerungen näher, dem Frieden und der Ordnung getreuer geblieben waren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Böhmerwalde.

Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben

von

Josef Rank.

Erste Gesammtausgabe. Drei Bände.

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851.

VIII, 407, (IV,) 451, (IV,) 377 Seiten 8.

Obgleich bereits ein anderer, durch sein „Heimgebrachtes" uns sehr lieb gewordener Mitarbeiter der Lit. u. Krit. Blätter dieser Gesammtausgabe der Schriften Josef Rank's im ersten seiner „Literaturbriefe" (Nr. 48) gedacht hat, so glauben wir dennoch eine nähere Anzeige des Inhalts derselben nachfolgen lassen zu müssen.

Der erste, an interessanten Beiträgen zur Kenntniß des Volkslebens im Böhmerwalde reichhaltige Band bildet zum Theil (S. 1—186) die Einleitung, die Vorbereitung zu den übrigen. Der Verfasser zeigt uns den Schauplatz seiner Erzählungen, lehrt uns das Volk, und dann in kleinen Skizzen, die nur von der Hand eines Eingeweihten mit solcher Treue und Lebendigkeit gezeichnet werden können, dessen Sitten und Gebräuche kennen. Auch eines Winterabends Unterhaltung in der Spinnstube wohnen wir bei und hören vom blutigen Mann, von der Hexenmagd, vom Schulmaderl und des Windes Weinen erzählen. Mit den Sagen, dem Aberglauben, den Volksgespenstern und Volkspropheten des Böhmerwaldes werden wir gleichfalls bekannt gemacht und erhalten als Anhang einige Nationallieder mit Musiknoten. Dann folgen die vier Erzählungen: Die Auswanderung in das Banat. Die Geschichte einer Schwester. Die Heimsuchung. Das Hoier-Käthchen.

Der zweite Band enthält: Der Irker und sein Weib. Der Friedländer. Ein bewegter Tag. Wastel, das Knechtlein todt und lebendig. O Mütterlein ich denke Dein. Die Wirthschaft im Walde.

Die Erzählungen des dritten Bandes sind: Der Stauffer. Eine Mutter vom Lande. Die Haidegräber. Die Erlösungen.

Dieselbe Theilnahme, welche Josef Rank's Schriften in ihren Einzelausgaben, namentlich die erste: „Aus dem Böhmerwalde", fanden, sie wird auch der Gesammtausgabe, die Alles in

geordneter Zusammenstellung und geschmackvoller äußerer Ausstattung darbietet, zugewandt werden. Uns hat besonders die früheste Arbeit einen seltenen Genuß gewährt, und bald nach ihrem Erscheinen (1843) sprachen wir uns in einer hiesigen Zeitschrift über den Werth und die Eigenthümlichkeit derselben aus. Man muß das später Hinzugekommene, mit dem Ersteren vereint, als eine Galerie von größeren und kleineren Bildern betrachten, die uns das Nationalleben jener Deutschen, welche nördlich bis gegen die Taus, südlich bis zum Ende des Gebietes der sogenannten Freibauern wohnen, in allen seinen Beziehungen lebendig veranschaulichen. Hat die Phantasie des Künstlers einzelnen Partieen dieses oder jenes Gemäldes eine etwas hellere oder dunklere Farbe verliehen, wie sie ihnen in der Wirklichkeit eigen, kann uns bei einigen die Ausführung nicht ganz befriedigen, wünschen wir bisweilen manches Grelle weg, wo möchte die Sammlung vieler Bilder von eines Künstlers Hand aufzufinden sein, die von solchen Ausstellungen nicht auch getroffen würde? Und nicht vergesse man, daß es doch immer nur ein beschränkter Schauplatz, ein verhältnißmäßig kleiner Volksstamm ist, wo und bei welchem der Stoff zu den Darstellungen aufgesucht werden mußte, vergesse nicht, daß Josef Rank uns seine deutschen Böhmen schildern wollte, wie sie sind, wie er sie kennen lernte, wenn er mitunter auch hier und dort entlehnte Charakterzüge in einem Individuum hervortreten läßt, wie es dem Dichter ja gestattet ist. Was Rank geschrieben, wird gewöhnlich der sogenannten Unterhaltungslectüre beigezählt, und gewiß es gehört zu dem Vorzüglichsten derselben, verdient aber ebensowol, von einem höheren Standpunkte, dem psychologisch-culturgeschichtlichen aus betrachtet, auch die Beachtung solcher Leser, die mehr als Unterhaltung verlangen. H.

Titus Lucretius Carus über die Natur der Dinge und die Unsterblichkeit der Seele. Vortrag gehalten im Saale der Singakademie am 8. März 1851 von *F. A. Maercker.* **Berlin 1851. Verlag von Julius Springer. IV und 32 Seiten gr. 8.**

In dem Vorworte, welches diesem Abdruck beigefügt, wird bemerkt, daß wenn der wissenschaftliche Verein, welcher seine Vorlesungen in der berliner Singakademie hält, eine Bedeutung haben und seinem Namen eines „wissenschaftlichen" entsprechen solle, dieses nur dadurch geschehen könne, daß er dem gewöhnlichen, nicht wissenschaftlichen Verhalten der Menge gegenüber auf das Gebiet der Wissenschaften hinüberleite, nicht aber nur eine einstündige Unterhaltung auf unwissenschaftlichem Wege suche.

Auf den Ort hindeutend, an welchem der Vortrag zu halten, spricht sich der Verfasser in der Einleitung zu demselben über das Verhältniß der Musik zur Philosophie, welche Socrates beim Plato die vortrefflichste Musik nennt, aus.

In dem Vortrage selbst ist das Lehrgedicht des Titus Lucretius Carus, „eines selbst den meisten Gelehrten entfremdeten Schriftstellers", der vom Jahre 99—55 vor Christus lebte, *) nach seinem Hauptzwecke charakterisirt, welcher der eigentliche Nerv seiner ganzen Darstellung ist: Ueberwindung aller Furcht durch richtige Erkenntniß, und Beruhigung des Geistes, wie sie in seiner Erklärung der wahren Religion hervortritt. — Der Dichter wird gegen die Beschuldigung, daß er die Religion überhaupt bekämpfte, während er nur den Aberglauben zu bekämpfen strebt, vertheidigt. Zu dieser Anklage hat vorzüglich auch das Mißverständniß des Wortes religio Veranlassung gegeben; was wir nämlich Religion nennen, sagt der Verfasser, kann nicht im Lateinischen durch religio ausgedrückt werden, welches Wort mannigfach andere Bedeutungen hat und sich auch bisweilen dem modernen Begriffe der Religion als einer Gewissenssache nähert, aber mehr in die Gebundenheit des Aberglaubens hinüberreicht, so daß es selbst oft Aberglauben heißt. Die zweite Hälfte des Vortrages beschäftigt sich damit den Dichter von dem andern Vorwurfe, daß er die Unsterblichkeit der Seele geläugnet, zu befreien. — Ueberall sind Belegstellen aus dem Gedichte (nach der v. Knebel'schen Uebersetzung) angeführt.

Die Anmerkungen (S. 27—32) führen Einzelnes weiter aus; in der Schlußbemerkung ist Humboldt's Urtheil über das Gedicht des Lucrez (Kosmos, 2. Thl., S. 16. 17) abgedruckt.

H.

Miscellen.

In dem Glaspalaste der großen Ausstellung ist neben dem Orte, wo die Besuchenden ihre Stöcke und Schirme in Verwahrung geben, ein Gemach zur Aufnahme von Kindern bestimmt, die sich in dem Menschengewoge verirren, eine Vorrichtung die sich als sehr zweckmäßig erweist, indem dergleichen Fälle täglich vorkommen.

England hat seither seinen auswärtigen Bedarf an Geflügel nur von Frankreich, Holland und hauptsächlich Belgien erhalten, jüngst ist dort aber eine dergleichen Ladung auch von Neapel eingetroffen.

---

*) Wachler, in seinem vortrefflichen „Handbuche der Geschichte der Literatur", schildert den Dichter und sein Werk in folgender Weise: „Als hochgefeierter selbstständiger Urheber des Lehrgedichtes ist der röm. Ritter T. Lucretius Carus allgemein anerkannt. Er hat der gediegenen Kraft der altröm. Dichtkunst und ihres veraltet kernigen Ausdruckes ein unvergängliches Denkmal gesetzt und für das ihm nächste Geschlecht ein großes Muster der Darstellung und der, seinem schöpferischen Geiste viel verdankenden Sprache hinterlassen. Mit begeisterter Erhebung besang er die Natur der Dinge in 6 Büchern; tief ist die Betrachtung des zuversichtlich ergriffenen Stoffes, malerisch die Versinnlichung desselben; mehre Naturschilderungen sind fast vollendet meisterhaft; die Hindernisse, welche die von ihm befolgten Grundsätze Epikur's dem Fluge der Einbildungskraft entgegen stellen, hat sein starker Geist meist glücklich zu überwinden gewußt."

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger

Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Siebenundzwanzigster Jahrgang. Juli, August, September.

Hamburg, 1851.

Inhalts-Verzeichniß.

Juli, August, September.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 53. Mittwoch, den 2. Juli. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Muttersorgen.

Die Mutter ist in stiller Nacht
Aus bangen Träumen aufgewacht.

Ihr Kindlein sanft daneben schlief;
Sie blickt' es an und seufzte tief:

„Mein Kind, Gott hat Dich in böser Zeit
Gesandt in diese Zeitlichkeit.

„Ach, werde nur fromm, Du Herzblatt mein!
Und bleib von aller Sünde rein,

„Und halte fest, was Christus spricht,
Und laß vom alten Glauben nicht!

„Dann kommst Du auch, mein Knäblein süß,
Dereinst in's himmlische Paradies.

„Doch gingst Du auf der Spötter Weg,
Deiner Mutter Herz vor Leide bräch!"

So sprach sie und sann und seufzte tief:
Das Kindlein ruhig weiter schlief.

Ach, was sich doch in stiller Nacht
Ein Mutterherz für Sorgen macht!

Berlin. C. F. Biltz.

Scheiden und Meiden.

Scheiden.

Und willst Du Dich nicht halten lassen
Und muß es denn geschieden sein,
So zieh' nur fröhlich Deine Straßen,
Und laß mich traurig und allein.

Es ist nun einmal nicht zu ändern,
Ob mir's auch in die Seele schneid't.
Vergiß nur nicht in fremden Ländern,
Die Dir daheim ihr Herz geweiht.

Und wenn es sich wird wieder fügen,
Und kehrst Du wieder bei uns ein:
Dann werd' ich Dir am Herzen liegen
Und alles Leid vergessen sein.

Meiden.

„Ach, daß ich habe wandern können!
Sie waren all' so lieb und gut.
Wollt' in die weite Welt 'nein rennen,
Und wußte nicht, wie Scheiden thut.

„Nun kam ich unter fremde Leute,
Die sehn mich kalt verschlossen an;
Und was mich schmerzte, was mich freute,
's ist Keiner dem ich's sagen kann.

„In all' dem Lärmen und Gebrause
Bin ich so einsam und allein,
Ach, wär' ich wieder erst zu Hause,
Wie wollt' ich still und glücklich sein.

Berlin. C. F. Biltz.

Biographien
berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Es würde zu untersuchen sein, was Leonhard da Vinci Raphael gegenüber ist, so wie in dem schönen Geschicke Raphaels die Spur seines mächtigen Einflusses zu ermitteln und ihr durch alle Schulen Italiens bis zu dem schönen Lichtglanze zu folgen, in welchem ihr Verfall strahlte.

Das war die Rolle Leonhards da Vinci wie die Michael-Angelo's. Erst dann, nachdem Raphael beide studirt hatte, hörte er auf, ein bloßer Nachfolger Perugino's zu sein; ihnen verdankte er die Elemente seiner zweiten Manier, bekanntlich die schönste und vollständigste. Von dem Tage ab, wo Raphael die Werke Michael-Angelo's und Leonhard da Vinci's in der Reinheit ihrer Contouren gesehen hatte, verband er den entschiedenen Sinn der Form, die Freiheit des Modells mit dem auserlesenen und lieblichen Ausdrucke, den die Italiener Vaguezze nennen, ein Wort, das sich nicht wohl in einer andern Sprache wiedergeben läßt, obwohl man es als „Ideal in der Form" zu übersetzen pflegt. Ich würde dazu rathen, das Wort in seinem Ur-Ausdrucke beizubehalten, ohne nach einer weiteren Erklärung zu suchen; denn wer es nicht verstände, der würde auch seinen Sinn nicht erkennen, und ihm sonach eine Definition zu nichts nützen.

Leonhard da Vinci hat also schon einigen Antheil an dem Geschicke Raphaels gehabt, und ehe Letzterer als der alleinige und vollkommne Meister, der Göttliche, wie man ihn nannte, galt; ehe der Geist des Lebens, der von seiner Palette strahlte, die einzige Kost ward, mit welcher die Künstler ihr Genie nähren wollten, hatte sich der Einfluß Leonhard da Vinci's in allen Schulen tief bekundet, und die Geister auf die Nähe des Gottes der Malerei vorbereitet.

Die Academie von Mailand, deren Gründer er war, und wozu ihm die Idee anzugeben der Herzog von Sforza das Verdienst gehabt hatte, brachte einen neuen Geist in alle Theile der Kunst. Sie war Anfangs nur eine Academie der Architectur gewesen, und die Unterweisung, die Leonhard gab, die Principien, welche er durch von ihm selbst verfaßte, specielle Abhandlungen verbreitete, ließen an die Stelle der Monstruositäten, welche man die gothische Kunst nannte, bald den schönen Erinnerungen des Alterthums entlehnte zierliche Typen treten. Ich habe mich des Ausdrucks Monstruositäten der gothischen Kunst bedient, weil die gothische Kunst, von dem Augenblick ab, wo der katholische Glaube im Sinken war, und der raisonnirende Geist Deutschlands in seinen Dogmen Bresche gelegt hatte, den Sinn des Geheimnißvollen einbüßte, der all ihre Schönheit ausmacht. Es ging ihr nun die Begeisterung ab; die Nachahmer wußten nur ihre Bizarrerien wiederzugeben, und zwängten sie in das Groteske ein. Ihre Zeit war dahin; Leonhard hatte das eingesehen, und dies hatte ihn auf den Gedanken gebracht, dem Baugeschmacke neue Wege zu bereiten.

Es ist begreiflich, daß die Academie von Mailand unter der Leitung eines solchen Meisters nicht lange der Malerei einen Platz versagen konnte; auch sah man, wie dort, eben so wie auf der Academie von Bologna, öffentliche Vorlesungen über die Perspective, die Geometrie, die Anatomie, die Chemie gehalten wurden. Leonhard da Vinci stand diesen Allen vor; er selber unterrichtete in allen Zweigen des Wissens, doch ließ er sich besonders die Verbreitung der Kenntnisse der Anatomie und der Chemie angelegen seyn. Man darf sich nicht darüber wundern, daß auch die Chemie mit in dem Programme einer Maler-Academie des sechszehnten Jahrhunderts figurirte, wenn man bedenkt, daß die Maler dazumal ihre Farben selbst bereiten mußten, und daß, wenn die Werke von Einigen der vernichtenden Wirkung der Zeit widerstanden haben, welche die Werke von Andern so verdunkelten, daß ihr Sujet kaum noch zu erkennen ist, dieses nur von der Anwendung dieser oder jener Substanz herrührt. Einen guten Prozeß entdeckt haben, war für den Maler dasselbe, als auf die Dauer seiner Werke patentirt zu seyn, ja das konnte sogar eine Quelle des Glückes für ihn werden. Es ist bekannt, wie Viele Tag und Nacht darauf gesonnen haben, eine Materie ausfindig zu machen, durch welche das Ultramarin ersetzt werden könnte, ein Blau, das so theuer war, daß der Prior einer Gemeinde, deren Kapelle Mantegna ausmalte, es ihm aufs Knauserigste zumaß, und ihm aufpassen ließ, daß er nicht seine Pinsel zu oft auswüsche.

Inmitten dieser ersten Beschäftigung fand Leonhard da Vinci doch noch Zeit, sich bei einem Wettkampfe in der Musik zu betheiligen und den Preis davon zu tragen. Er hatte, wie jeder andre, seine Augenblicke, mit welchen er nicht recht wußte, was er beginnen sollte, und dann legte er sich auf die Verfertigung von sinnreichen mechanischen Vorrichtungen, die ihn in den Augen des Volkes als einen Hexenmeister erscheinen ließen. Einmal war es ein Löwe in natürlicher Größe, den er in Anlaß der Reise Ludwigs XII. nach Mailand verfertigt hatte. Diese merkwürdige Automatenschöpfung nahm der Maler, sie an einem Bande führend, mit sich, als er dem Könige von Frankreich seine Huldigung darzubringen ging. Sie schritt ganz wie ein wirklicher Löwe einher, und die Bewunderung des Hofes stieg aufs Höchste, als man sah, wie sie sich zu Füßen des Königs niederkauerte, um ihm einen Schild mit dem französischen Wappen darzubieten, den sie aus ihrem Rachen von sich gab, während sich ihre Wampen öffneten und eine Fluth von Lilien ausströmten.

Die mailänder Academie hat sich bis zu dem Augenblick erhalten, wo Ludwig Sforza, zu Anfang des Krieges von denen, auf deren Treue er gebaut hatte, verlassen, und zu schwach, der Macht des Königs von Frankreich allein zu widerstehen, sich nach Tyrol hatte flüchten müssen.

Leonhard da Vinci konnte sich nicht entschließen länger in einer Stadt zu weilen, wo ihn Alles an das Unglück eines Fürsten erinnerte, der ihm Beschützer und Freund gewesen war. Dazu hatte er noch sehen müssen, wie man aus der Academie eine Wache gemacht hatte, und wie sein Meisterwerk in der Bildhauerkunst, die Statue von Franz Sforza, durch die muthwillig darauf geschossenen Pfeile von Schweizer Armbrustschützen beschädigt ward. Täglich zeichneten sich diese brutalen Soldaten durch ähnliche vandalische Handlungen aus. Alle Künstler flohen aus Mailand, um anderswo Ruhe und Sicherheit zu suchen; Leonhard da Vinci machte es wie die andern, und zog sich nach Florenz zurück.

„Ha! Mailand," rief er aus, als er die Stadt in der Ferne verschwinden sah, in welcher er so viele bewundernswürdige Werke dem stupiden Schalten einer rohen Soldateska Preis geben mußte, „vielleicht werde ich, noch glücklicher als Archimedes, Dich nachdem noch gerettet haben!

Hatte er irgend eine furchtbare Maschine erfunden, vermittelst deren ganze Bataillone niederzuschmettern waren; einen Feuerspiegel, der eine ganze Armee in Asche verwandeln konnte? Das ist die Meinung des Verfassers einer kleinen Schrift über die hermetische Wissenschaft.

Leonhard da Vinci galt seiner Zeit dafür, den Stein der Weisen gefunden zu haben. Seine königlichen Verschwendungen; die Bizarrerie, die er häufig affectirte; die Sorgfalt, womit er sich vor den Ueberlästigen zu verbergen suchte, um sich seinen chemischen Experimenten hinzugeben; die sonderbare Form von Werkzeugen, die man zuweilen durch eine Luke, die im Erdgeschoße auf die Straße zuging, gewahrte, Alles dies trug dazu bei, jene Meinung zu bestärken.

Es ist möglich, daß auch Leonhard da Vinci sich durch dieselben Illusionen hinreißen ließ, welche so viele andere großen Geister getäuscht haben. Man darf nicht außer Acht lassen, daß sie die Chimaire der höchsten Intelligenzen ausmachten, und da dürfte der florentinische Maler an der Seite eines Arnold von Villeneuve, eines Roger Bacon, eines Raymund Lulle, eines Fioravanti und eines Paracelsus schon an seinem Platze seyn.

Leonhard da Vinci versuchte nie die Gerüchte zu berichtigen, die über ihn verbreitet wurden; es machte ihm Spaß, sich etwas in das Wundersame zu verhüllen, und er that immer, als ob es ihn in eine große Verlegenheit setzte, wenn eines kostbaren Steines erwähnt wurde, den er an einem Finger der linken Hand trug, und von dem die geschicktesten Juweliere nicht anzugeben wußten, welcher Gattung er angehörte. Viele Leute glaubten nun, daß dieser Stein ein Talisman sey, mit dessen Hülfe er mit den Mächten der andren Welt communiciren könne.

Es war dieses, wie es scheint, ein sehr schöner gelber Diamant, den Leonhard da Vinci von einer illustren Mailänderin erhalten hatte, und da er denselben nie jemandem in der Nähe sehen ließ, so gab dies Geheimthun zu tausenderlei Vermuthungen Anlaß.

Es war im Jahr 1500, wo Leonhard da Vinci nach Florenz zurückkehrte. Um seinen Mitbürgern seine Heimkunft zu verkündigen, stellte er sein Bild, die heilige Jungfrau, St. Anna und Christus, zur Schau aus. Dies Werk erregte einen solchen Enthusiasmus, daß das Volk haufenweise hinströmte, um es zu bewundern. Die Handwerker ließen, wie an hohen Festtagen, ihre Arbeiten liegen, und die Künstler gaben Leonhard ein großes Fest, an welchem auch der Adel Theil nahm. Unter den Werken, welche Leonhard da Vinci um diese Zeit malte, muß auch das Bildniß von Mona Lisa, der Frau von Francesco del Giocondo erwähnt werden. Dasselbe ist unter dem Namen la Joconde bekannt, und hat vier Jahre lang auf der Staffelei des Malers gestanden.

Mona Lisa galt für die erste Schönheit von Florenz, und Leonhard war für sie, oder vielmehr für ihre Schönheit von einer der großen Künstlerleidenschaften entflammt, die sich nur bis an die Schwelle des Verlangens erstrecken, ohne diese selber je zu überschreiten. Was er an Mona Lisa liebte, das war weniger die Frau als das Modell. Er war in hohem Grade eifersüchtig auf Francesco del Giocondo, nicht, weil derselbe in dem vollen Besitze von Mona Lisa, wohl aber der einzige Mann war, der zu jeder Stunde ihre wundersame Schönheit betrachten konnte, der Einzige, dem das Recht zustand, ihr zu gebieten, ihr Antlitz vor Leonhard zu verschleiern.

Deshalb zog er die Beendigung dieses Bildnisses auf vier Jahre in die Länge. Mona Lisa kam jeden Tag, von ihrem Manne, der dem Maler Eifersucht mit Eifersucht vergalt, begleitet, zu Leonhard, und so oft derselbe sie ihre Stellung hatte einnehmen lassen, ließ er mehrere Musiker musiciren, um sie zu zerstreuen und damit ihr Gesicht stets einen heitren Ausdruck behielt.

Die *Joconde* oder die Heitre befindet sich mit in der Sammlung des Louvre, wo sie ein jeder bewundern kann. Es ist zu bedauern, daß Franz I., der dies bewundernswürdige Portrait mit 4000 Rthlr. bezahlt hat, ihm nicht auch die Portraits der Herzogin von Mantua und der schönen Ginevra hat beifügen können.

Um der Thätigkeit seines Genie's ein Genüge zu thun, mußte Leonhard da Vinci gleichzeitig mehrere Unternehmungen ausführen. Während er die letzte Hand an das Portrait von Mona Lisa legte, beendigte er den Wiederaufbau des Saales des großen Raths.

Fast unmittelbar darnach erhielt er den Auftrag, in demselben die Hauptepisoden des pisanischen Krieges al Fresco zu malen. Nun wartete seiner aber ein bittrer Verdruß. Auf des Gonfaloniers Pier Soderini Betrieb wurde beschlossen, daß Michael Angelo, der damals in der Blüthe seines Alters stand, und dessen Talent in der vollsten Entwickelung war, bei dieser Arbeit mit Leonhard concurriren sollte. Die beiden Maler reichten demnach an dem zur Entscheidung der Bewerbung festgesetzten Tage ihre Cartons ein. Leonhard, der schon im Greisenalter war, hatte den sublimen Heroismus der alten Soldaten der Viscontis dargestellt, die sich lieber die Hände abhacken ließen, als ihre Fahnen fahren zu lassen; Michael Angelo aber, der noch ein junger Mann war, hatte die florentinische Jugend, wie sie sich in den Kampf stürzte, zu seinem Sujet genommen.

Leonhard da Vinci war schon lange ein Gegenstand der Bewunderung gewesen: das Publikum sehnte sich nach einem neuen Günstling; dazu kam noch, daß die Composition Leonhards, wenn auch in einem erhabneren Sinn gedacht, neben der von Michael Angelo, in die dieser junge Künstler die ganze Energie, die ganze Kraft seines Genie's gelegt hatte, kalt erschien. „*Es verräth sich sein Alter darin*," hatte einer der Schieds-

richter gesagt, und da wurde denn Michael Angelo als Sieger proclamirt.

„Es verräth sich sein Alter darin!" Dieser grausame Ausspruch wurde Leonhard überbracht, und er verursachte ihm großen Kummer. Er war also im Verfall, und der Glaube, daß seinem Geiste das Alter nichts anhaben könne, und das Gefühl von Kraft und Jugend, welches ihn unwiderstehlich zu neuen Schöpfungen antrieb, waren demnach nichts weiter als die Illusionen eines Greises!

Leo X. war auf den päpstlichen Thron berufen worden. Begierig, ein großes Jahrhundert zu begründen, ließ er es sich schon angelegen sein, die Elite der Künstler Italiens in Rom zu versammeln, als Leonhard da Vinci, seinerseits nach Rom berufen, sich entschloß Florenz zu verlassen. Er wird aber sonder Zweifel ebenso, wie Aeschilus, als dieser Athen floh, weil es nur noch für Sophocles Applaus hatte, an der Schwelle der undankbaren Stadt Thränen vergossen haben.

Der große Papst hatte den Kummer des großen Malers vernommen, und er reichte ihm großmüthig seine Hand.

Leonhard folgte aber nicht sogleich dem an ihn ergangenen Rufe. Nach der Niederlage, die er erlitten hatte, schien ihm nichts anderes übrig zu bleiben, als seine Pinsel ins Feuer zu werfen, und sich auf seinem vergangenen Ruhme auszuruhen.

„Ich bin einmal ein großer Maler gewesen, und der Ehre werth, welche Ew. Heiligkeit mir gegenwärtig anbieten," antwortete er Leo X.; „nun bin ich aber zu dem zweiten Range herabgestiegen. Ich bin nur noch ein markloser Greis, und darf nicht mitten unter denen Platz nehmen, deren Verdienst ein Anrecht auf die Gastfreiheit des Kirchenfürsten hat. Man könnte mich mit Recht als einen Eindringling betrachten. Ich muß mich schon in die Obscurität, wenn nicht selbst in die Vergessenheit schicken."

Leo X. mußte Leonhard aufs Neue und dringend auffordern, um ihn zur Herüberkunft zu bewegen. Er ließ ihm schreiben: „Leonhard da Vinci könne mit Sicherheit noch auf zu viel Ruhm Rechnung machen, als daß der Papst sich entschließen könnte, ihm nicht Gewalt anzuthun."

Von dieser Zeit ab hat er jedoch in Italien nur noch Gemälde von kleiner Dimension ausgeführt. Die Bewunderung, die denselben zu Theil ward, gab ihm einen hinlänglichen Beweis, daß er an und für sich nichts verloren hatte, und es war nicht die Furcht, der Aufgabe nicht gewachsen zu seyn, die ihn bewog, mehrere Wandmalereien, die ihm der Papst auftragen wollte, zurück zu weisen. Weit entfernt, die Thätigkeit dieses wundersamen Geistes zu lähmen, war es, als ob das Alter demselben neues Leben eingehaucht hätte; er überließ sich eifriger als je den Studien, die, nebst der Kunst, sein ganzes Leben beschäftigt hatten, und betrieb sie so unverdrossen, daß sie ihm den größten Theil seiner Zeit wegnahmen. Nur mit Mühe konnte Leo X. von Zeit zu Zeit ein Bild von ihm erhalten. Als derselbe sich darüber am Ende verdrießlich zeigte, da benahm Leonhard, der große Stücke auf seine Unabhängigkeit hielt, sich in der Rolle eines Hofmannes als ein Neuling. Das mußte er nun büßen! Der Papst ließ nämlich, ausdrücklich, um ihn in seiner Eigenliebe zu kränken, Michael Angelo, seinen Rival, der ihn schon einmal ausgestochen hatte, kommen, um ihm die Ausführung der Façade von San Lorenzo zu übertragen, welche früher jenem versprochen worden war.

Dies Verfahren erfüllte des alten Malers Herz eben so sehr mit Unwillen als mit Kummer.

Schon seit lange hatte der König von Frankreich, Franz I., ihm das Anerbieten machen lassen, ihn als Gast aufzunehmen. Die Art und Weise, wie Primatice, Meister Roux und Andreas del Sarto am französischen Hofe behandelt wurden, und, was auch gesagt werden muß, die genirte Lage, in welche Leonhard da Vinci durch die Invasionen der französischen Armeen gerathen war, bewogen ihn, jenes Erbieten anzunehmen. Als er in Frankreich ankam, fand er den Hof in der vollen Freude über den Triumph von Marignan vor. Der König empfing ihn, als ob er ein Fürst gewesen wäre, und behandelte ihn mit einer Art von Kameradschaft. Man sah den Monarchen und den Maler bei den Festen oft Arm in Arm gehen, und häufig erwies ersterer letzterem die Ehre, ihn in seinem Geheimen Rath zuzulassen.

Leonhard da Vinci hatte eine lange Zeit am Hofe des Herzogs von Mailand gelebt; niemand war besser als er mit den Hoffnungen der Partei der Sforza's bekannt, und er konnte die nützlichsten Aufschlüsse über deren Politik geben. Er war mit einem Worte der Mann, welcher, wie man sich heutigen Tages ausdrücken würde, in der mailändischen Frage, seit so lange die große Angelegenheit Frankreichs, am besten bewandert war.

Aber Leonhard da Vinci wollte sich nicht durch Verrath entehren, und so bat er den König inständigst, ihn nicht um Dinge zu befragen, auf die ihm sein Rechtsgefühl eine Antwort zu geben gebieterisch untersage. Franz I., dieser von Bayard zum Ritter geschlagene König, war ganz der Mann, um in Ehrensachen die feinste Spitze herauszufinden; um eine solche handelte es sich hier aber nicht: was Leonhard da Vinci verweigerte, war ganz einfach daß er nicht die Rolle eines Spions spielen wollte. Es wurde ihm denn auch sehr leicht erlaubt, nicht ferner zu den Conseils gezogen zu werden und sich ausschließlich mit der Malerei zu beschäftigen. Der König hatte ihm mehrere bedeutende Werke aufgetragen, an die er sich auch in der That sofort machte, ohne jedoch eins zu Ende zu bringen. Leonhard war schon über sein siebenzigstes Jahr hinaus; er fühlte, daß es ihm zuweilen an Begeisterung fehlte, und da machte die Erinnerung an den grausamen Ausspruch des Gonfaloniers Soderni über seinen Carton in Betreff des Krieges von Pisa ihm den Pinsel aus der Hand fallen. Er pflegte lange der Ruhe, indem er sich mit anderen Studien beschäftigte, aus Furcht, er möchte wegen Erschöpfung etwas schaffen, „worin sich sein Alter verriethe!"

Während einer dieser Ruheperioden, deren er sich leider zu viele nahm, arbeitete er an mehreren Entwürfen zu Canälen und Festungswerken, zu welchen er von dem Könige beauftragt worden war. Diese Entwürfe sind nicht zur Ausführung gekommen, und es ist keine Spur mehr von ihnen übrig; ich habe indessen irgendwo gelesen, daß Vauban, der sie gesehen hatte, eingestand, einige der von Leonhard da Vinci angegebenen Ideen benutzt zu haben.

Es war im Schlosse Amboise, wo Leonhard sich mit diesen letzten Arbeiten beschäftigte. Dort starb er, im Jahr 1520, vier Jahre nach seiner Ankunft in Frankreich. Seit lange schien er von Mißmuth niedergebeugt zu seyn, was man der Sehnsucht nach dem vermißten Vaterlande, und dem Kummer, seine

geistigen Kräfte täglich mehr und mehr schwinden zu sehen, zuschrieb. Bald hörte er auf, eine Zerstreuung in den Studien zu suchen, die ihm lieb waren. Er schloß seine Bücher, ließ die Saiten seiner Laute eine nach der andern reißen, und seine Skizzen verdecken, um nichts mehr von dem zu sehen, was ihn an seine Hinfälligkeit erinnerte. Dieser Mann, der früher ein Muster der Regsamkeit gewesen war, hatte nur noch seine Freude daran, sich unter dem Schatten des Parkes von Amboise stillen Träumereien zu überlassen. Dort brachte er den ganzen Frühling des Jahres 1520 zu.

Eines Morgens, im Juli, wollte er, als er eben aufgestanden war, seiner Gewohnheit nach zu der alten Eiche gehen, unter welcher er sich am liebsten lagerte, als er, nachdem er kaum einen Schritt in seinem Gemache gegangen war, in sich zusammen sank. Darauf wieder zu Bette gebracht, verfiel er in einen Schlummer, aus welchem er bis zu seinem Todestage nur in seltenen Intervallen erwachte.

Endlich brach dieser verhängnißvolle Tag an. Leonhard da Vinci hatte eine peinliche, und ausnahmsweise schlummerlose, von widerwärtigen Erscheinungen gequälte Nacht zugebracht. Er fühlte, daß sein letztes Stündlein geschlagen hatte, und ließ einen Priester rufen, denn er wollte sterben, wie er gelebt hatte: als ein guter Katholik. Als der Priester ihm eben das Abendmahl reichen wollte, hörte man auf dem Schloßhofe ein starkes Pferdegetrappel. Der König war erschienen. Man hatte ihn von dem Zustande seines Malers in Kenntniß gesetzt, und er wollte nun, gefolgt von seinem Hofhalte und einer Menge Künstler, von ihm Abschied nehmen. Bald trat Franz I. in das Gemach des Greises, näherte sich seinem Bette, und reichte ihm die Hand zum Kuß. Einige Personen seines Gefolges traten zugleich mit ihm herein, u. a. die schöne Feronniere, die Geliebte des Monarchen, deren Bildniß Leonhard vor einem Jahr gemalt hatte und die nach Mona Lisa seine zweite Passion gewesen war. Franz I. wußte das, und die Gegenwart der schönen Feronniere war seinerseits eine zarte Aufmerksamkeit, wofür ihm der Sterbende mit einem ausdrucksvollen Blick dankte.

Als in diesem Gemache, wo das Erscheinen so vieler Menschen ein wenig Tumult verursacht hatte, die Ruhe wieder hergestellt war, trat der Priester, welcher auf einem Betschemel vor einem improvisirten Altare die Messe gelesen, mit der geweihten Hostie zwischen den Fingern auf den Greis zu.

In diesem Augenblicke wollte Leonhard da Vinci sich aufrichten, um seinen Gott knieend zu empfangen. Da trat der König, der an seinem Kopfkissen stand, rasch hinzu, und hielt ihn in seinen Armen, bis er diese fromme Pflicht erfüllt hatte, wonach er ihn selber wieder niederlegte. Einige Minuten darnach schloß er die Augen. Das Lebenslicht Leonhards da Vinci war erloschen.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Monceaux.

Nach einem alten Manuscripte.

Drei Theile.

Breslau, Verlag von Joh. Urban Kern. 1850.

193, 179, 190 Seiten 8.

Geschichtliche und romantische Stoffe sind in dem anzuzeigenden Werke mit einander verwebt; die ersteren den Jahrbüchern der Religionskriege in Frankreich unter Karl IX., Heinrich III. und Heinrich IV. entnommen; in wie weit die romantischen auf geschichtlichem Boden gefunden wurden, ist schwer nachzuweisen; der Zusatz: „Nach einem alten Manuscripte", möge gleichfalls auf sich beruhen bleiben. Der Roman, dessen Held Graf Viktor v. Nérac ist, gehört zu denen, die einem größeren Lesepublikum Interesse abzugewinnen ganz geeignet sind; die Erzählung schreitet rasch, ohne lange Betrachtungen und Nutzanwendungen fort und erhält in steter Spannung. Die Nebenpersonen, namentlich Heinrich IV., sind anziehend geschildert und die treue Ergebenheit, welche der junge ritterliche Nérac seinem Könige widmet, wird eben so sehr allgemeine, als die ausdauernde, edle Liebe seiner Verlobten, Stephanie, besonders die lebhafte Theilnahme der Leserinnen finden. Die Entwicklung, wir gestehen es, hat uns überrascht; diese Ueberraschung den Lesern nicht zu zerstören, können wir Näheres nicht berichten und nur erwähnen, daß der erbitterte Feind und Verwandte von Viktors Vater, Chevalier de Saumont, durch einen Kinderraub auf Schloß Monceaux sich gerächt zu haben glaubte und wenigstens den Zweck erreichte, die Herzen edler Menschen mit Schmerz und Kummer, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu erfüllen. Die Darstellungsweise kann man aus dem folgenden, für sich verständlichen Bruchstück des ersten Theils beurtheilen:

„In einem Zelte des Lagers saßen etliche Krieger zusammen und stärkten sich durch erwärmenden Trank bei den Berathungen über die nächste Zukunft. „Habt Ihr gehört," sagte ein junger Provençale, dem die Augen schwärmerisch leuchteten, „von dem Cartel, das unser König an den Herzog von Guise gesandt hat? Er ruft Gott darin zum Zeugen, daß er des Volks schonen und nur sich opfern will; o Freunde, es giebt keinen bessern Fürsten; der König soll leben!" und dabei hielt er das Glas empor. — „Ich trinke auf seine endliche Bekehrung," sagte düstern Blicks ein alter Soldat und strich sich unmuthig am Bart; „so lange er dem Ketzerwahn noch huldigt, so lange wird's nichts Rechtes werden." Da erhob sich ein Protestant aus Bearn mit drohendem Blick. „Wer wagt hier, von Ketzern zu sprechen, wo König Heinrichs beste Soldaten dem von Euch verschrieenen Glauben angehören!" rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Ich wag's!" sprach der Alte und trat fest vor Jenen hin. „O, kein Glaubensstreit hier zwischen uns!" bat beschwichtigend ein bärtiger Krieger aus der Normandie; „wir haben ja einen Glauben und eine Liebe an und für den König. Was kümmert mich Protestant oder Katholik, weiß ich doch selbst kaum, was ich bin; aber Eins weiß ich, daß ich mit dem Helden Heinrich streite, wofür er streitet, daß ich ihm diene und ihm folgen würde, wohin sein gutes oder böses Schicksal ihn triebe, und wenn er Lust hätte, Heide zu werden." — „Da höre man den Glücks-

ritter, dem nichts heilig ist, als sein abenteuerliches Selbst," brummte der alte Katholik; aber fröhlich nahm der Provençale das Wort: „Schon recht so; es ist recht gut, wenn wir nicht alle prüfen und fragen, sondern Dem blind gehorchen, der uns als das Muster aller Feldherrn- und Menschentugenden vorleuchtet. Er thut recht, drum laßt uns nicht nach seinem Glauben fragen." — „Ein Jüngling, wie Ihr seid," meinte der alte Krieger, „mag so reden; aber der gereifte Mann muß wissen, was er thut. Ich folge Heinrichs Fahnen und werde ihnen folgen, nicht um seiner Person willen, sondern weil ich allein von ihm Rettung für das unglückselige Vaterland hoffe." — „Das ist meine, das ist unser Aller Hoffnung," sagte der Krieger aus Bearn, „das ist der Glaube, in dem wir uns brüderlich einen, drum laßt uns froh sein in dem Gedanken, dem besten liebenswürdigsten Fürsten zu dienen." — „Nur einen Vorwurf möchte ich ihm machen," sagte der Glücksritter, „er fordert zu tollkühn das Schicksal heraus; das sollte er uns überlassen, sein Leben ist wahrhaft zu kostbar dazu. Unlängst, von einer kleinen Schaar der Unsern begleitet, zog er aus, und als er von Weitem einen Kavalleriehaufen erblickt, eilt er ihm entgegen, allein, unbeschützt. Schnell folgen ihm die tapfersten Begleiter, ich unter ihnen, um mit unserem Leben das seinige zu erkaufen. Rodni aber eilt Allen zuvor und der König ruft ihm lachend zu: „Wahrhaftig, Du bist unbesonnen wie ein Maikäfer; Du hast so wohlgethan durch Deine Tollkühnheit, daß es keine Möglichkeit des Zurückziehens mehr giebt. Drauf los denn, zersprengen wir den Haufen." Und siehe da, es gelang. Wer einem solchen Führer nicht in Noth und Tod folgt, der hat kein Herz."

„Ewig unvergeßlich," sagte der Provençale, „wird mir die Expedition von Ense bleiben. Ihr waret krank, Freund, das müßt Ihr Euer Leben lang beklagen. Ense hatte kapitulirt; aber kaum war Heinrich mit sechs Begleitern zum Thore hinein geritten, so wird die Zugbrücke aufgezogen, und der Schrei des schändlichsten Verraths: „Schießt auf den weißen Federbusch!" ertönt. Aber der König blickt sich drohend und unerschrocken um. Mit unbesiegbarem Arm schlägt er sich durch und gewinnt den Eingang einer Kirche. Er eilte auf den Thurm und rief von dort den Seinen zu. O wie uns das Herz schlug, als wir seinen wehenden Helmbusch erblickten und seinen Ruf vernahmen. Wuth und Freude brannten in unserm Herzen, und wie rasend stürzten wir zum Angriff. Wir drangen ein, wir siegten; Alles beugte sich vor ihm und er — strafte nicht, nein, er vergab, und auch wir mußten unserm zornigen Herzen Schweigen gebieten." — „Wie wohlthätig und freundlich nimmt er sich der Nothleidenden an," begann der Protestant aus Bearn; „er reitet oft allein fort auf einsamen, wilden Pfaden, um die Hütten der Armuth zu besuchen, und ich hörte wie er gewarnt wurde vor möglicher Gefahr. „„Habt Ihr schon gehört,"" erwiderte er darauf, „„daß ein König in der Hütte des Armen vom Mörderdolch getroffen worden wäre?"" — Der alte Katholik schüttelte den Kopf. „Mir will es doch bedünken," sagte er, „daß ein König kein tollkühner Abenteurer sein soll. Er ist sein Leben uns schuldig und muß es hüten für uns. Mißtrauen ist ein böses Ding, aber allzu viel Vertrauen in Menschen und Glück kann auch zum Leichtsinn ausarten. Da ist ein Kapitain Michaud aus Spanien gekommen, der thut, als wolle er hier allerlei unterhandeln, und geht so freundlich und schmeichelnd umher; den habt scharf im Auge, der hat gewiß nichts Gutes im Sinn."

„Seht, dort reitet der König;" rief plötzlich der Glücksritter, „auf, laßt uns die Mützen schwenken!" — „Wer ist's, der ihn begleitet?" fragten die Andern. — „Das ist der junge Graf Nérac, der unlängst angekommen und der des Königs Liebling und sein fast steter Begleiter sein soll. Ein gar junges Blut, das sich die Sporen erst noch verdienen soll und so übermüthig aussieht, als ob schon viele Lorbeerkränze die stolze Stirn schmückten." — „Tadle ihn nicht," rief warm der Provençale; „gegen den hübschen Jungen kann nur der Neid sprechen, der ihn freilich nicht ungeschoren lassen wird, denn er ist ein Bischen schnell und unverdient zu seinem Glück gekommen. Ich dächte dennoch, Jeder müßte ihm gut sein bei seinem biederen, freundlichen Wesen; er hebt wie ein junges Roß den Kopf etwas hoch, das ist wahr; halte man es seiner Jugend zu gut und tadle man erst, wenn er weniger hält als er verspricht." — „Seht, seht, wie er hübsch zu Pferde sitzt," rief ein Anderer, „er regiert das muthige Thier, als ob es nur ein Spielwerk für ihn wäre; fast scheint es, als ob es ihm Mühe koste, etwas hinter dem Könige zurückzubleiben." — „Da wäre ihm doch der Muth wahrlich allzu sehr empor geschossen," sprach höhnisch ein junger Offizier, der zu der Gruppe getreten war; „ich glaube der milchbärtige Bube hat Allen, vom König bis zum schlichten Soldaten herab, ein Zauberpulver eingegeben; Ihr liebäugelt ja förmlich mit ihm. Ich will wünschen, daß es dem König nicht noch heimkommt, seinen Beifall so grund- und verdienstlos zu spenden. Nun, ich wünsche dem jungen Herrchen alles mögliche Gedeihen." — Wer an dem Tone dieser Worte nicht die wahre Herzensmeinung erkannt hätte, wäre ein geringer Menschenkenner gewesen. Heinrich grüßte freundlich im Vorüberreiten, und Viktor winkte mit heiterer Miene den Kriegern zu, die ihm seinen Gruß herzlich erwiderten. Scheel blickte jener Jüngling nach ihm hin. „Wer allzu schnell empor steigt, kann auch sehr tief fallen," brummte er vor sich hin, „hüte Dich vor Denen, die das Glück unter Deine Füße wirft; der Getretene hat gar scharfen Stachel."

Viktor folgte, ahnungslos, ob neidischer Haß ihm drohte, mit frohem, unbefangenen Sinn seinem König und liebkoste und stachelte abwechselnd sein munteres Pferd in übermüthiger Jugendlust. Heinrich ritt einem Walde zu und winkte, als sie unbeobachtet waren, seinen Begleiter dicht heran. „Weißt Du," sagte er ihm, „daß wir diesmal keinen gewöhnlichen Spazierritt machen?" — Viktor sah ihn ob seiner ungewöhnlich ernsten Miene fragend an. — „Ich reite einem Mörder entgegen," fuhr der König fort. — „Was!" rief Viktor und sein Auge flammte, „so habt Ihr mich, mich allein zu Eurem Vertheidiger auserwählt? o Dank, Dank, mein König für diese Gnade." — „Mit nichten," sagte Heinrich lächelnd, „Dein junges Blut würde ich nicht so leichtsinnig gefährden; nein; ich denke mir selbst zu helfen, und ich gebiete Dir, Dich ruhig zu verhalten." Viktor verneigte sich stumm und traurig. „Wer ist es?" fragte er; aber Heinrich wies schweigend nach einer Vertiefung des Waldes, in den sie eben eingeritten waren. Da erblickte Viktor verwundert den Kapitain Michaud, der mit heiterer, gefälliger Miene den Beiden entgegen geritten kam. „Seid gegrüßt, Kapitain," sagte der König mit munterem Ton, „Ihr reitet da ein treffliches Pferd, von dem man mir schon so viel Rühmens

gemacht hat, daß mich die Lust ankommt, es zu erproben. Wollt Ihr gefälligst absteigen und mir erlauben, aufzusitzen?" Ueber des Kapitains finstere, tückische Züge glitt unverkennbar ein Ausdruck des Schreckens; aber der König sah ihn so zuversichtlich und bestimmt an, daß er nicht zu widersprechen wagte und sich durch Weigerung zu verrathen fürchtete. Nach einigem Zögern stieg er ab; Heinrich schwang sich rasch von seinem Pferde, gab die Zügel an Viktor, der ihn zweifelnd und forschend ansah, und sprang auf das Pferd des Kapitains, so munter und unbefangen, als ob es eben nur eine Probe gälte. Aber nun wurden seine Züge ernst und sein Auge flammte. Mit beiden Händen griff er in die Halftern und zog zwei Pistolen heraus. Michaud starrte ihn sprachlos an. „Gut versehen, Michaud," sagte der König; „ich weiß es, Scharke," donnerte er ihn an, „zu welchem Zweck diese Pistolen bestimmt sind, und darum suchte ich Dich auf, um Dir die Mühe zu ersparen, mich zu suchen. Jetzt steht Dein Leben in meiner Hand!" Er erhob die Pistolen. Aber Michaud war schon eilenden Laufes entflohen, und Viktor durfte trotz brennender Ungeduld im Herzen ihm nicht folgen, dem Winke des Königs gehorsam. Lachend ließ Heinrich die Pistolen sinken. „Feiger, erbärmlicher Bösewicht!" rief er. „Ja, wer noch aus eigener Ueberzeugung, aus eigenem Triebe eine Missethat begeht und sein Leben dabei aufs Spiel setzt, der kann Charakter haben; aber dieser Wicht steht in spanischem Solde; verkauft hat er mein Leben, daß er mir rauben wollte, an den bübischen Philipp von Spanien, an die allerchristlichste Majestät," fügte er bitter lächelnd hinzu. — „Und Ihr wißt das, Sire," sagte Viktor schnell und eifrig, „und laßt den Abscheulichen fliehen und gestattet mir nicht, ihn zu verfolgen." — „Mäßige Deine Hitze," erwiderte Heinrich ruhig, „es ist zuweilen besser, ein Ding nicht allzu ernst zu nehmen; verlaß Dich darauf, der kommt nicht wieder." — „Aber wie, wie hattet Ihr erfahren?" fragte Viktor. — „Der Mensch an sich war mir verdächtig," sagte Heinrich, „und durch einen Brief, den ich von unbekannter Freundeshand erhielt, ward mein Verdacht bestätigt. Ich habe mich in Beurtheilung seiner nicht getäuscht, wie Du siehst, und mein Einfall war nicht so abenteuerlich, als er scheinen mag. Ich wußte, ihn heute um diese Stunde hier im Walde zu finden, denn ich hatte ihn selbst bestellt." — „Bestellt!" rief Viktor, ungläubig lächelnd. — „Allerdings," erwiderte der König, „als ich jenen Warnungsbrief erhalten hatte, kam einer meiner Diener mit ängstlicher Miene und wollte allerlei Verdächtiges von jenem Michaud gehört haben. Schon gut erwiderte ich ihm, belästige mich nicht mit unnöthiger Sorge, den Mann will ich allein sprechen, such' es ihm kund zu thun, daß ich allein durch jenen Wald reiten würde, und ich bestimmte Tag und Stunde. Bestürzt sah mich der Diener an; aber da ich nicht Lust hatte, ihn weiter in mein Vertrauen zu ziehen, so wiederholte ich auf das Bestimmteste meinen Befehl, und Du siehst, er scheint pünktlich vollzogen worden zu sein."

Während dieser Mittheilung verfolgte der König ruhig mit seinem Begleiter den gewöhnlichen Weg und kehrte dann, als ob nichts vorgefallen wäre, zurück."

Sowohl in dem eben mitgetheilten Bruchstücke, als auch an mehreren anderen Stellen, wären die Fremdwörter besser mit heimischen vertauscht worden; sie erinnern zu sehr an französische, hin und wieder vermuthlich benutzte Quellen; überhaupt möchte bei einer zweiten Ausgabe in stilistischer Hinsicht noch einige Sorgfalt zu verwenden sein. (Das Buch ist, wie wir vernehmen, das Werk einer vornehmen Dame.)

Druck und Papier sind sehr gut. H.

Bulletin du Bibliophile Belge, fondé par M. le Baron *de Reiffenberg*, publiée par J.-M. Heberlé, sous la direction de M. *Ch. de Chênedollé.* Tome VIII. No. 1. Bruxelles, Cologne et Bonn, J.-M. Heberlé, libraire ancienne et moderne 1851. On s'abonne à Paris, chez MM. Borrani et Droz, rue de Saints-Pères, no. 7. 96 Seiten gr. 8.

Das anzuzeigende neueste Heft des Bulletin enthält in der ersten Abtheilung, Geschichte der Bücher und Bibliotheken, das erste Kapitel bibliographischer Untersuchungen über die belgischen Kalender (— Antwerpen; 43 verschiedene Kalender, seit 1540 —) von Herrn A. Warzée, dem wir auch einen Essais historique et critique sur les journaux belges. Gand, 1844, verdanken. Der Buchdrucker de Coninck, Herausgeber des Kalenders für 1619, wurde gezwungen das Land zu verlassen und sein Kalender verboten und confiscirt, weil er in demselben eine von dem officiellen Berichte abweichende Erzählung von Dem, was die Unruhen wegen einer mißliebigen Abgabe veranlaßt hatte und ihnen vorhergegangen war, abgedruckt. — Herr G. Brunet berichtet über die Verkaufspreise der wichtigsten Aldinen aus Renouard's, 1828 in London verkaufter Sammlung. — Herr Prosper Cuypers hat Nachforschungen über die Einführung der Buchdruckerkunst in Nord-Brabant begonnen; der erste § seiner Mittheilung handelt von Berg-op-Zoom. — Zu Duthillœul's Bibliographie douaisienne liefert Herr Ch. de Chênedollé einen neuen Anhang. Beiläufig möge hier erwähnt werden, daß, so wie Antwerpen und Löwen sich gleich im ersten deutschen Willer'schen Meß-Kataloge, jede Stadt mit einem lateinischen Werke, zeigen, Douai, woselbst der Buchdruck und Buchhandel in der letzten Hälfte des 16. und während des 17. Jahrhunderts in schönster Blüthe standen, bereits im zweiten Meß-Katalog von 1565 durch drei lateinische Bücher vertreten wird; dann kommt es in den folgenden Verzeichnissen oft, bisweilen mit einer ansehnlichen Zahl Productionen seiner Pressen, zuletzt Gérard Patté 1652 mit einem lateinischen Werke und 1663 mit zwei gleichfalls lat. Werken vor; von da an verschwindet Douai gänzlich aus unseren Meß-Katalogen, bis 1736, wo Pierre Colomb (Petrus Columbus) wieder mit einem lateinischen Verlags- oder Druckartikel erscheint. Ich habe diese Angaben aus Schwetschke's Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis (von 1564 bis 1765) entnommen, dessen Werth und Brauchbarkeit sich stets von Neuem darthun. Da der, gleich dem ersten und den nächstfolgenden, sehr seltene zweite Willer'sche Meß-Katalog weder in der Stadtbibliothek noch in meiner Sammlung vorhanden, so kann ich die Titel der drei in demselben aufgeführten douaischen Druckwerke nicht namhaft machen. In der Zusammenstellung des Inhalts der Willer'schen Verzeichnisse von 1564—1592 (Collectio in unum corpus, von Nicolaus Basse

in Frankfurt a. M.), welche denn auch die douaische Drucke dieser Periode angiebt, habe ich zufällig einen derselben von 1561: Julianus, Archiepiscopus olim Toletanus, de futuro seculo. Duaci 1565. 8, bemerkt; die beiden andern fehlen wahrscheinlich auch nicht. Der Titel des im frankfurter Fasten-Meß-Katalog von 1652 verzeichneten Buches, welchen man in der ersten Ausgabe von Duthilloeul's Bibliographie douaisienne (1835; die zweite von 1842 fehlt mir), S. 258 unter Nr. 105 nach Auctionskatalogen mit der Jahreszahl 1653 unvollständig findet, lautet: Pauli Layman Soc. Jesu Theologia moralis: Cui accesserunt Questiones Canonicae de Praelatorum Ecclesiasticorum Electione, Institutione et Potestate, de Jurisdictione et Judicis ordinarii potestate, de Rerum Ecclesiasticarum prohibita alienatione. Duaci, ap. Gerb. Patte, in fol. (Es ist dies nur ein Wiederabdruck früher in München und Dilingen erschienener Schriften des gelehrten Jesuiten, welcher 1635 — 1625 in der Bibliotheca scriptor. Soc. Jesu ist offenbarer Druckfehler — in Constanz an der Pest starb.) In den leipziger Meß-Katalogen von 1663 habe ich nur einen douaier Druck auffinden können, nämlich im Herbst-Meß-Katalog: SS. Concilium Tridentinum, additis Declamationibus Cardinalium et (ex) ultima recognitione Jo. Gallemart, Citationibus item et remissionibus D. Augustini Barbosae, D. Prosperi Farinacii, et aliorum. Nec non Indice Librorum prohibitorum. Duaci, apud Gerardum Patte, in 8. (Von Duthilloeul [erste Aufl.] sind früherer Auflagen von 1615 und 1618 gedacht.) Das im leipziger Oster-Meß-Katalog von 1736 befindliche Werk ist der von Duthilloeul bereits (Nr. 700) unter 1734 registrirte Libellus de miraculis etc., welcher also erst geraume Zeit nach seinem Erscheinen in den deutschen Buchhandel gebracht wurde. Georgi fügt in seinem „Allgem. Europ. Bücher-Lexicon" übrigens als Verleger Heidegger in Zürich hinzu; der durch seinen religiösen Freisinn in viele Händel verwickelte Verfasser, Joh. Jak. Zimmermann, lebte in genannter Stadt. — Eine aus dem Jaarboek voor het hertogdom Limburg für 1850 entlehnte ausführliche, von Herrn J. M. Van Heylerhoff verfaßte, Nachricht von der öffentlichen Bibliothek der Stadt Maastricht hat Herr de Chênedollé mit vielen interessanten Anmerkungen versehen.*) Von Demselben sind die im siebenten Bande begonnenen Auszüge aus den officiellen Berichten der einzelnen Provinzen des Königreichs Belgien, in so weit sie die Bibliotheken betreffen, fortgesetzt (Brabant: Löwen — ausführlich —; Tirlemont.) — In der zweiten Abtheilung, Geschichte der Schriftsteller, Bibliophilen, Buchdrucker ꝛc., giebt zuerst Herr Graf Achmet d'Héricourt Auskunft von des im 16. Jahrhundert, wahrscheinlich in Antwerpen lebenden Dichters Guillaume de Portou Werken; dann folgt eine Biographie des Agenten des Malthеser Ordens und Dichters, H. H. Hubin, von N. L. — Die dritte Abtheilung, Chronique et Variétés, liefert verschiedene kleine Notizen, z. B. über die Bibliotheken der belgischen Militair-Hospitäler, die Errichtung einer Gemeinde-Bibliothek zu Furnes in West-Flandern, ꝛc. Zuletzt ist noch ein satirisches, wenn auch nicht fein-witziges, doch sehr komisches Mandement de Quaresme, pour mettre ordre à tous friands morceaux, Fripponeries, et autres abus Bachiques, qui de jour à autres se vont augmentant; à Anvers, chez Martin Verhulst, welches sich bei einem, Herrn de Chênedollé gehörigen Kalender von 1676 befindet, abgedruckt. Die zu Speisen dienenden Thiere und die aus ihrem Fleisch ꝛc. bereiteten Speisen, welche während der Fasten von Quaresme par la grace de Dieu Empereur d'Abstinence, Roy de la Pecherie, des Mers, Viviers, Fossez, Estanges &c. &c. aus seinem Reiche verwiesen werden, sind hier als Personen bezeichnet, z. B. Nicolas Jambon, Denis le Cerf, Anthonette la Gruë, Lisbette la Cigoigne, Charle Poussin (Küchlein), Blase Carbonade, Frémin Pasté, Isabeau Saucisse, Roger Fricassée &c. — Das „Serapeum", „Petzholdt's Anzeiger", die treffliche, nach Aimé Leroy's Tode von Herrn Arthur Dinaux allein fortgesetzte Zeitschrift: „Archives historiques et littéraires du Nord de la France et du Midi de la Belgique" und das „Annuaire de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique. 1851" werden in der vierten Abtheilung, Revue bibliographique, besprochen. (Das Jahrbuch der königl. Akademie enthält auch eine Notiz über unsern berühmten Astronomen Schumacher, von Herrn Quetelet, seinem würdigen Wissenschaftsgenossen; von Reiffenberg's soll im Jahrgange 1852 von Herrn Lesbroussart gedacht werden.) — Die Zahl der auf dem Umschlagstitel genannten Hauptmitarbeiter des Bulletin ist jetzt 21.

F. L. Hoffmann.

*) Auch in 100 Exemplaren besonders abgedruckt.

Miscellen.

Laut dem Friend of China sind die Theestauden, welche ein Herr Robert Fortune in Auftrag der Directoren der englisch-ostindischen Compagnie vor ungefähr drei Jahren aus China nach Indien herübergeholt hat, um davon Anpflanzungen in den dortigen nordwestlichen Provinzen anzulegen, so wohl gediehen, daß der Thee binnen einigen Jahren einen der Ausfuhr-Artikel Indiens bilden wird.

Unter den Daguerreotyp-Bildern, die in dem Londoner Glaspalaste zur Schau gestellt sind, zeichnen sich, wie das Athenaeum sagt, die amerikanischen vor allen andern durch Schönheit des Effects aus, bewirkt durch eine harmonische Verschmelzung von Licht und Schatten.

In einer der letzten Sitzungen der Londoner geographischen Gesellschaft, erklärte der Präsident, Capitain W. H. Smyth R. N., in einer Besprechung über Afrika, daß er vollkommen überzeugt sey, daß noch kein europäischer Reisender, von Bruce abwärts, die Quelle des ächten weißen Nils gesehen habe, und man noch wie vor ausrufen könne: „Ignotum, plus notus, Nile, per ortum."

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 54. Sonnabend, den 5. Juli. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Uebersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen

von

Carl Barthel.

I.

Walther von der Vogelweide.

1.

Das Halmmessen.

Schon alle Hoffnung schien zu fliehn,
Und traurig saß ich da und dachte:
„Du sollst Dich ihrem Dienst entziehn."
Als ein Trost mich zurück noch brachte.
Trost? ach dem kommt es wohl nicht gleich!
Ist's doch solch' kleines Tröstelein,
Daß, wenn ich's sag, Ihr spottet mein,
Und dennoch wüßtet Ihr's, Ihr freutet Euch.
Ein Strohhalm hat mich froh gemacht:
Er sprach, es werd erhört mein Flehen,
Denn wißt, ich maß ihn mit Bedacht,
Wie ich's von Kindern sonst gesehen;
Nun hört, ob sie mir Gnad' erzeigt:
„Sie thut's, thut's nicht, sie thut's, thut's nicht, sie thut's!"
So oft ich's maß, am Ende war's was Gut's,
Das gab mir Trost — auch trügt das nicht so leicht.

2.

Wer sich mir glatt wie Eis bewährt,
Wie mit 'nem Ball mit mir verfährt,
Dem rund' ich mich in seinen Händen;
Doch soll das Niemand mir zur Untreu' wenden,
Dem treuen Freund bin ich auf's Wort
Ein Würfel, der stets Gleiches wieget;
Doch wer nicht Farbe hält und schmieget
Sich so und so, dem roll' ich fort.

3.

Wird Einer niedern Sinns zu reich
Und brüstet sich damit zugleich,
So wird er bald im Stolz sich überheben;
Zu reich, zu arm, ich seh' es oft im Leben
Wie's der Gesinnung Schaden thut,
Wo Ueberfluß die Zucht erstickt,
Zu große Noth den Muth erdrückt,
Da dünkt mich keins von Beiden gut.

II.

Freidank's Bescheidenheit.

1.

Gotte dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang.
Wer um die kurze Lebenszeit
Die Freuden giebt der Ewigkeit,
Der hat sich selber arg betrogen
Und baut auf einen Regenbogen;
Wenn dann der Regenbogen schwindet,
Sein Haus er nimmer wieder findet.

2.

Wär noch so groß die Missethat,
Gott dennoch größere Gnade hat.

Wenn Wasser wieder geht bergan,
Dann kann der Sünder Gnad' empfahn
Wenn's nämlich still und unbezeugt
Vom Herzen zu den Augen steigt.
Gar leise fließt solch' Wasser aus,
Und doch hört's Gott durch der Himmel Gebraus.
Die Zähre, die vom Herzen quillt
Hat mancher Sünde Glut gestillt.

III.

Christian von Hamle.

Der Anger.

Wenn doch dem Anger nicht die Sprache fehlte —
Spricht doch der Psittich in dem Glas —,
Damit er offenherzig mir erzählte
Welch' süßes Glück er heut besaß,
Als sie sich Blumen von ihm las
Und ihre minniglichen Füße
Ihm rührten auf das grüne Gras.

Wie mußt es doch, Herr Anger, Euch entzücken
Als ihr sie saht von ferne nahn,
Und sie nun gar auf Euch ein Blumenpflücken
Mit ihrer weißen Hand begann,
Erlaubt mir doch, Herr grüner Plan,
Daß ich nun jetzt auch meine Füße,
Wo sie gewandelt, setzen kann.

Wenn Ihr, Herr Anger, von der lieben Süßen
Ersatz mir schafft für alles Weh,
Dann wünsch' ich Euch, daß mit entblößten Füßen
Die Minnigliche auf Euch geh',
Denn dann versehrt Euch nie der Schnee;
Und wißt, beut sie Euch holde Grüße,
Dann grünt mein Herz auch wie Eu'r Klee.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Souverainität und die Gewalt.

Es gab zwei Klippen, an welchen der politische Nationalismus des achtzehnten Jahrhunderts zerschellt war, und es wäre Vermessenheit gewesen, zu glauben, daß die Commission sich davor würde haben hüten können: es waren dieses die Ansichten, die man von der Souverainität und von der Gewalt hatte.

Ohne daß weder die eine noch die andre der Constitutionen von 1791 und von 1793 die Souverainität genau bestimmt hatte, war dieselbe durch die erstere der Nation, durch die letztere dem Volke beigelegt worden. Was war im Uebrigen die Wesenheit dieser Souverainität, und worin bestand sie? Darüber spricht sich keine der beiden Constitutionen aus. Robespierre selber ist dieser Definition in der Erklärung der Rechte, die er für die Constitution der Girondisten in Vorschlag gebracht hatte, ausgewichen, und beschränkt sich darauf, zu sagen, daß das Volk souverain sey.

Die Philosophen der Constituante und des Convents sahen, ohne sich über ihre Natur ausgesprochen zu haben, in der Souverainität jedoch die Macht der Gesetzgebung, und Beide hatten das Gesetz als den Ausdruck des allgemeinen Willens bezeichnet. Rousseau, ihr Aller Meister, und oft ein Meister, den sie nicht verstanden, hatte die Souverainität als „die Ausübung des allgemeinen Willens" und das Gesetz als einen Act des allgemeinen Willens, der über etwas von gemeinsamem Interesse verfüge, bezeichnet.

Diese Ansicht von der Souverainität hatte zwei immense Wirkungen auf die Gemüther im Allgemeinen, und auf die Revolution insbesondre.

Keine große Nation des Alterthums oder der neueren Zeiten hatte sich die Souverainität als von den Willen einzelner Individuen ausgehend gedacht. Die, von den alten Völkern Griechenlands oder Italiens gegründeten, Republiken hatten die Sclaverei zur Unterlage, und diese Sclaverei war um so nothwendiger, je demokratischer die Staaten waren; denn damit die Bürger in den öffentlichen Versammlungen unablässig den allgemeinen Angelegenheiten vorstehen konnten, war es schon nöthig, daß die Sclaven ihr Land bauten, für sie Handel und Gewerbe trieben. Wenn die, von religiösen Emigrationen Englands in Nordamerika gegründeten, Staaten die Ausübung der Souverainität auch in die Hände des Volkes gelegt hatten, ließen sie dieselbe doch nicht von dessen Willen ausgehen, sondern leiteten sie von Gott und den ewigen Principien der Wahrheit, der Moral und der Gerechtigkeit ab.

Die Philosophen, die Schriftsteller, die Redner der Constituante und des Convents brachten den Gemüthern also die falsche und unsinnige Idee bei, daß seit Anfang der Welt alle Regierungen, alle Gesetze illegitim, alle Gewalten usurpirt seyen, und dieses aus dem alleinigen Grunde, weil diese Regierungen, diese Gewalten, diese Gesetze nicht der freie und feierliche Ausdruck des allgemeinen Willens gewesen wären.

Es war eine merkwürdige Abwesenheit des Geistes, nicht zu erwägen, daß die Wahrheit und die Gerechtigkeit durch sich selber bestehen, und daß, wenn sie nur in den Institutionen und den Gesetzen vorhanden sind, auf den Weg, wie sie dahin gelangten, wenig ankömmt, gleichviel, ob dieser Weg ein Capitelbeschluß Carls des Großen, ein Parlamentsausspruch, oder das Decret einer deliberirenden Versammlung gewesen; es war eine sonderbare Thorheit, zu vergessen, daß, wie Rousseau sagt, „das Gute und der Ordnung Angemessene aus sich selber, und unabhängig von menschlichen Uebereinkünften so ist;" es war eine höchst lächerliche Vermessenheit, im Jahr 1789 den gesunden Menschenverstand, die Billigkeit, die Moral, deren bis dahin alle Nationen der Welt beraubt gewesen seyn sollten, gefunden zu haben: dieser Art war aber doch, mit oder ohne ihr Verwissen, die Prätension der Philosophen, welche die Constitutionen von 1791 und 1793 entwarfen und einführten.

Daraus entsprangen die Gemißleidung, die Verachtung, der Haß aller Regierungen, aller Gewalten, aller Gesetze, die nicht

aus dem allgemeinen Willen herrühren; daher schrieb sich der einfältige und intolerante revolutionaire Propagandengeist, der die ganze Welt über den Haufen werfen, die Gebräuche, die Gewohnheiten, die Gesetze der anderen Nationen verachten wollte, und dessen Unheil trotz der Lehren und des Unglücks eines halben Jahrhunderts noch kein Ende genommen hat.

Daher entsprang auch der einfältige und wilde Haß, welcher Ludwig XVI. noch über sein Grab hinaus verfolgte, und der sich in den durch solche plumpe Sophismen irregeführten Gemüthern gegenwärtig an alle Könige der Erde hängt, als ob mit der Monarchie nicht eben so, wie mit allen anderen Arten und in gleichem Grade das Wohlseyn, die Freiheit, die Moralität und der Ruhm der Völker verknüpft seyn könnte.

Es war also eine neue Lehre, welche die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts inaugurirte, indem sie die Souverainität in den Willen der Individuen stellte. Welchen Werth hatte dieser Lehrsatz? Das ist eine Frage, die keine lange Debatten erheischt.

Man kann alle Philosophen herausfordern, es einmal klar zu machen, wie ein politisches Recht an die Person eines Individuums bloß deshalb geknüpft seyn könne, weil es existire. Ein Recht, das an die Weisheit, an die Tugend, an das Wissen geknüpft wäre, mit einem Worte ein mit dem Verdienste verbundenes Recht ließe sich begreifen; aber damit wiche man von dem philosophischen Dogma der Souverainität des Individuums ab, ein Dogma, das in Bezug auf die Rechte den Aristoteles mit einem Schuhflicker, den Marc Aurelius mit einem Missethäter in eine Reihe stellen würde. Wir wollen das Unmoralische einer Lehre nicht hervorheben, die den Geist nicht höher als die Dummheit, die Ehre nicht höher als die Schande, die Tugend nicht höher als die Lasterhaftigkeit anschlägt; wir wollen nur ganz einfach darauf aufmerksam machen, daß eine solche Lehre unverständlich ist, und daß niemand es würde erklären können, wie jemand souverain sey, bloß weil er auf die Welt gekommen.

Aber noch mehr! Wenn man auch erklären könnte, wie ein politisches Recht in dem Willen eines Individuums beruhte, würde weder das Recht dieses Individuums, noch das Recht von Mehreren, noch das Recht von Allen an und für sich eine Souverainität constituiren.

Wie groß und mächtig ein Mensch oder ein Senat auch seyn möge, wird es nie in deren Macht stehen, die Natur der Dinge zu verändern, die Unordnung zur Ordnung, das Falsche wahr, das Ungerechte gerecht zu machen. Indem Sieyes sagte, daß der Wille der Nation das Gesetz selber sey, setzte er hinzu: „Vor und über demselben steht nur das natürliche Recht." Aber erklären, daß das Naturgesetz, d. h. ein Gesetz, dem sich alle Menschen unterwerfen müssen, über dem Willen einer Nation stehe, ist dasselbe, als wenn man erklärt, daß eine Nation mit Fug und Recht gegen dies Gesetz nichts thun dürfe.

So löst denn, wenn man die hohen Redensarten bei Seite wirft, die ganze vorgebliche Souverainität der Individuen und der Nationen auf die Berechtigung hinaus, zu handeln, ohne wider die Grundprincipien der Wahrheit, der Moral und der Gerechtigkeit zu verstoßen. Verlohnte es sich nun wohl der Mühe, sich so pomphafter Phrasen zu bedienen, um eine so einfache Wahrheit auszudrücken?

Man sieht's, das Recht, das wir Alle mit auf die Welt bringen, ist nicht das, Gesetze zu machen, blos weil wir es wollen, sondern das, nach dem Wahren und Gerechten zu suchen, ohne welches es kein Gesetz giebt, unter der moralischen Verpflichtung, auf Beides so im öffentlichen wie im privaten Leben zu halten. Wenn aber die Erfahrung den Beweis liefert, daß eine Menge Individuen außer Stande sind, selbst in der engen Sphäre des Familienlebens das Wahre von dem Falschen, das Nützliche von dem Schädlichen zu unterscheiden, wie viel mehrere giebt es deren nicht, welchen es an eine solche Erkenntniß in der Staatssphäre mangeln würde! „Wie könnte," sagt Rousseau, „ein blinder Haufe, der oft nicht weiß, was er will, weil er selten will und thut, was gut ist, aus sich selber wohl ein so großes, so schwieriges Unternehmen zu Stande bringen, als es ein System der Gesetzgebung ist? An und für sich will das Volk stets das Gute, aber es sieht dasselbe nicht immer von selbst ein. Der allgemeine Wille ist immer gerade, aber das ihn leitende Urtheil ist nicht immer erleuchtet. . . . Alle sind gleich sehr der Führer bedürftig. . . . Daher die Nothwendigkeit eines Gesetzgebers! . ." Das sind höchst verständige Worte, die den Beweis geben, daß die Regierung einer Nation vielmehr die Folge der Schwäche, als des Rechts derjenigen ist, aus welchen sie besteht.

Statt dieser einfachen, bescheidenen, wahrhaften Lehre, aus welcher sich ergiebt, daß die Nationen, eben so wie die einzelnen Personen, verpflichtet sind die Wahrheit, die Moral, die Gerechtigkeit im Auge zu haben; daß bei allen Veränderungen der Regierung, der Administration und der Polizei, wozu die Völker unstreitig berechtigt sind, sie andererseits die Verpflichtung haben, die der Ordnung, der Billigkeit, dem Gemeinwohl förderlichsten Formen zu wählen; daß, da der Wille Aller und der Einzelnen dem natürlichen Gesetze unterworfen ist, man solches ehrlich suchen, und sich dabei mit dem Rathe der Besten und Weisesten beistehen müsse — waren die Philosophen und Politiker des achtzehnten Jahrhunderts auf den Einfall gerathen, an die Stelle der Souverainität Gottes, an die Stelle der Souverainität des Wahren, des Guten und des Gerechten, die vorgebliche Souverainität des menschlichen Willens zu setzen, ohne es inne zu werden, daß in diesem Principe die entschiedenste Negirung jeglicher Regierung liegt.

Wenn die Souverainität in dem Willen beruht, dann sind die repräsentativen Versammlungen in der That unmöglich, denn der Wille kann, da er unveräußerlich ist, nicht einem anderen übertragen werden. Da die Souverainität nur die Ausübung des allgemeinen Willens ist, sagt Rousseau, so kann sie sich nie veräußern, und der Monarch, ein collectives Wesen, kann nicht anders, als durch sich selber dargestellt werden. Die Gewalt läßt sich wohl übertragen, aber nicht der Wille.

Wenn andererseits die Souverainität in dem Willen beruht, so brauchen die Minoritäten, welche einer Constitution oder einem Gesetze ihre Zustimmung nicht geben, d. h. die Beihülfe ihres Willens verweigern, auch nicht zu gehorchen. Dies hat auch Sieyes, in dem Netze seines eignen Sophism gefangen, zugeben müssen. „Einer oder mehrere integrirende Theile eines Körpers," sagt er, „sind nichts, wenn getrennt." Die Gewalt gehört nur der Gesammtheit an. Sobald ein Theil Einrede thut, giebt's keine Gesammtheit mehr."

Endlich kann die Gesellschaft, wenn die Souverainität im Willen beruht, jeden Augenblick durch eine Willensänderung aufgelöset werden; die Constitutionen sind nie bindend, oder sie sind vielmehr unmöglich. Rousseau stellt das nicht in Abrede. „Es ist einfältig", sagt er, wenn der Wille sich Ketten für die Zukunft anlegt. . . Wenn das Volk ganz einfach Gehorsam zusagt, so lös't es sich durch diese Zusage auf, verliert es seine Eigenschaft als Volk. Von dem Augenblicke an, wo es einen Herrn giebt, ist kein Souverain mehr vorhanden, und sodann der politische Körper gestört." Ganz so ist auch die Lehre Sieyes. „Es würde einfältig seyn," sagt er, „anzunehmen, daß die Nation an ihre Constitution gebunden sey." Und als ob es hiermit noch nicht genug sey, setzt er hinzu: „die Nation ist nicht bloß einer Verfassung nicht unterworfen, sie kann, sie darf es nicht seyn. . . . . Läßt sich's sagen, daß eine Nation vermöge eines ersten Acts ihres Willens sich verpflichten kann, in der Zukunft nur einen gewissen Willen haben zu wollen? Erstens kann eine Nation sich ihres Willens nicht begeben, auf ihr Recht, zu wollen, nicht verzichten, und was ist zweitens ein Contract, den man mit sich selber schließt? . . . In welcher Weise eine Nation auch wollen mag, es ist genug, daß sie will."

Die constituirende Versammlung, die hinter Rousseau, Sieyes, Volney und allen Ideologen her diesen Weg betreten hatte, stand nicht an, in dem Titel der Revision folgende merkwürdige Worte, welche die Constitution unnütz machten, einzutragen: „Die constituirende Nationalversammlung erklärt, daß der Nation das unverjährbare Recht verbleibt, ihre Verfassung zu verändern." Ueber die augenscheinlichen Folgen eines derartigen Princips erschrocken, decretirte sie hinterdrein einen restrictiven Revisionsmodus, unter dem Vorwande, daß es dem nationalen Interesse angemessener sey, von dem unverjährbaren und absoluten Rechte, die Verfassung abzuändern, wenn man wollte, keinen Gebrauch zu machen. Aber es lag am Tage, daß diese Restriction gegen die Souverainität des Willens nichts ausrichten konnte, und die Girondisten übernahmen es, dies am 10. August 1792 zu beweisen. Im Absurden am unerschrockensten, ging der Convent ohne Bedenken auf die Lehre der Gebieter ein, und gab dem permanenten Revisionsrechte die Weihe in folgenden Worten: „Ein Volk ist stets berechtigt, seine Verfassung zu revidiren, zu reformiren und abzuändern. Eine Generation kann nicht die folgenden Generationen ihren Gesetzen unterwerfen."

Nun fragen wir aber jeden Menschen, der nur ein wenig Verstand und Logik besitzt, ob ein politisches System von so sichtlich albernen Consequenzen nicht seinerseits selbst einfältig seyn muß? Ha! die Erfahrung hat es auf sich genommen, diese Absurdität höchst grausam an das Licht zu stellen. Was ist seit länger als einem halben Jahrhundert aus dem angeblichen Princip der Souverainität des individuellen Willens hervorgegangen? Regierungen? Nein, Revolutionen!

Die, aus Männern, welche mit den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts erfüllt waren, gebildete Commission der Eilf, wurde in Sachen der Souverainität keine anderen Principien als diejenigen, welche die Revolution gemacht hatten, weder gewußt, noch haben wollen können. Sie erklärte also, gleich der Constituante und dem Convent, daß die Souverainität wesentlich in der Universalität der Bürger beruhe; vermöge eines Vorbehalts, der nicht der alleinige in ihrem Wirken war, nahm sie aber in dem Corpus der Constitution selber dasjenige wieder zurück, was sie in der Einleitung gegeben hatte, indem sie an die Eigenschaft des Bürgers folgende drei beschränkende Bedingungen knüpfte: im Canton in ein Bürgerregister eingetragen zu seyn; seit einem Jahre im Gebiete der Republik zu wohnen, und eine directe Grund- oder Personensteuer zu bezahlen. Ueberdem mußten Dienstboten, so lange sie in Lohn standen, auf die mit dem Titel Bürger verknüpften Rechte Verzicht leisten. Diese, zu Gunsten des Eigenthums gemachten, Restrictionen wurden übrigens durch Boissy-d'Anglas, dem Berichterstatter der Eilf, mit folgenden sehr richtigen und verständigen Betrachtungen unterstützt: „Wer ein Eigenthum besitzt, der hängt dem Lande an, wo es sich befindet, und den Gesetzen, die es beschützen, der Ruhe, die es bewahrt, während Derjenige, der besitzlos ist, schon alle seine Tugend aufbieten muß, um sich für die Ordnung, die ihm nichts bewahrt, zu interessiren, und sich gegen Bewegungen aufzulehnen, die ihm einige Hoffnungen geben.

Die Natur der Gewalt hatte den Philosophen zu gleichen Spitzfindigkeiten und zu gleichen Verirrungen Anlaß gegeben. In den Augen des Geschichtschreibers, des Staatsmannes, des Administrators, endlich in den Augen aller derjenigen, die in der Regierung der Gesellschaft nie die Wirklichkeit der menschlichen Dinge und das Practische der Angelegenheiten aus dem Gesichte verlieren, ist die politische Gewalt wesentlicher und nothwendiger Weise eine alleinige, wie verschieden auch die Formen seyn mögen, unter welchen sie deliberirt, beschließt und handelt.

Die Metaphysiker des achtzehnten Jahrhunderts hatten, in der Analyse und in der Abstraction vertieft, sich in derselben Souverainität zweierlei Gewalten ausgedacht: eine legislative und eine executive. Die constituirende Versammlung hatte selbst noch eine dritte Gewalt, die gerichtliche erfunden. Man muß gestehen, daß dies eine curiose Erfindung von Männern war, die andererseits behaupteten, daß die Souverainität untheilbar sey. Wie konnte eine Souverainität, die untheilbar seyn sollte, sich denn aber in drei Gewalten, in die Verfassung von 1791 und in die beiden Gewalten, welche die Verfassung von 1793 mit sich brachte, eintheilen? Das zu erklären hatten die Philosophen unterlassen. Sie hatten folgenden sehr einfachen und sehr wahren Ausspruch ihres Meisters vergessen oder nicht begriffen: „Da unsre Politiker die Souverainität in ihrem Princip nicht zu theilen vermögen, so theilen sie sie in ihrem Objecte. Sie theilen sie in Macht und Willen, in legislative und in executive Gewalt ein. Sie machen aus dem Herrscher ein phantastisches, aus mehreren Stücken zusammengesetztes Wesen. Es ist, als ob sie sich einen Menschen aus mehreren Körpern bestehend dächten, von welchen Körpern der eine die Augen, ein zweiter die Arme, ein dritter die Beine hätte und sonst nichts."

Es ist klar, daß eine jede dieser Gewalten die andere ausschloß, sie absorbirte, oder von ihr absorbirt wurde, was sie denn practisch wieder auf Eine zurückbrachte.

So mußte die legislative Gewalt denn, um vollkommen zu seyn, d. h. zu seyn, was sie seyn sollte, allein das Gesetz machen, oder mit andern Worten Alles. Verpflichtet, diesem Gesetze blindlings nachzuleben, hörte die vorgebliche executive Gewalt auf, in der Wirklichkeit eine Gewalt zu seyn, und war bloß

Function. Da es die Versammlungen waren, welche die Verfassungen entwarfen, so unterließen sie es nie, die legislative Gewalt darin aufs Beste zu bedenken, was denn die Folge hatte, daß die executive Gewalt unterliegen mußte, wie es mit Ludwig XVI. am 10. August 1792 geschah, oder daß die executive Gewalt die legislative Gewalt gewaltsam zertrümmerte, wie es das Directorium am 4. September 1797 that.

So hatten die Philosophen denn durch ihre Erklärung der Gewalt eben so Aufstand und Anarchie über die Gesellschaft gebracht, wie es durch ihre Definition der Souverainität geschehen war.

Nach dem gesunden Menschenverstande und in der Praxis der Dinge, muß das Gesetz das gemeinsame Werk der Macht, die deliberirt, und der Macht, welcher die Ausführung obliegt, seyn.

Das thut Noth im Interesse des Gleichgewichts der Gewalten, damit die eine nicht die andere beherrsche, unterjoche, absorbire.

Das thut Noth im Interesse des Gesetzes, damit die Gewalt, welche dasselbe zur Anwendung bringt, da sie bei seiner Bildung wesentlich betheiligt gewesen ist, aus freien Stücken sein Ansehn und seine Stärke zu mehren suche.

Das thut endlich im Interesse der Ordnung und der Gesellschaft Noth, damit, wenn das Gesetz populair oder unpopulair ist, der Gewalt, die es gemacht hat, nicht all der Ruhm oder all der Tadel davon zufalle, und damit sich zwischen den beiden Gewalten in den Augen des Landes nicht eine Rivalität begründe, welche durch den Untergang der einen oder der anderen stets den Sturz der Regierung nach sich zieht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rhein.

Von J. G. Kohl.

Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1851.
X, 489, XI und 536 Seiten 8.

Wir halten das anzuzeigende Werk für das werthvollste von allen, welche der Verfasser bis jetzt veröffentlicht hat. Der Titel dürfte eine, Kohl's früheren Leistungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde ähnliche erwarten lassen; das Buch hat aber eine ganz andere, eine bei weitem mehr rein wissenschaftliche Tendenz, ist unverkennbar das Ergebniß nicht nur umsichtiger Selbstanschauung, sondern auch sehr fleißiger Studien, und, wie aus einzelnen Andeutungen zu schließen, nur ein, obgleich Haupt-Bestandtheil einer größeren, umfassenden hydrographisch-geographisch-politisch-geschichtlichen Arbeit, welche der Betrachtung auch der übrigen Flüsse Deutschlands, der Ems, Weser und Eider nebst einigen kleinen benachbarten Flüssen, gewidmet sein soll und als Bereicherung eines wenig bearbeiteten Wissenschaftsfaches angesehen werden kann.

Plan und Zweck des Buches sind am leichtesten aus Dem zu erkennen, was in der Einleitung: Ueber die politische Bedeutung der Ströme, von der Methode gesagt ist, die, wenn es sich um die Erfassung und Darstellung einzelner Stromgebiete handelt, nach des Verfassers Ansicht, angewandt werden muß. „Wir betrachten dabei," heißt es S. 73 ff., „zunächst die Mündung und die Quelle des Flusses, suchen den Hauptsammler herauszufinden, bestimmen dessen Länge, Richtung, Breiten- und Tiefenverhältnisse, und die graduelle Vermehrung seiner Mächtigkeit durch einströmende Nebenflüsse. Wir suchen die Grade der Schiffbarkeit des Stromes, sowie auch überhaupt die Grade der natürlichen Gangbarkeit der Bahnen des ganzen Stromthales zu bestimmen. Wir erforschen die Unterbrechungen des Wasserablaufs durch Felsen, Cataracten, Sandbänke, geben die stärksten Erweiterungen des Gewässers oder der Seen, sowie die bedeutungsvollsten Verengungen an. Weiter hin entwerfen wir ein Bild der Spaltungen des Flusses in seine Arme, der dadurch entstehenden Insel- und Deltabildungen, und ebenso der Krümmungen, Serpentinen, Bogen und Winkel, welche durch allmälige oder plötzliche Veränderung des Stromlaufs entstehen, bestimmen die Bedeutung und Größe dieser Winkel, sowie die Länge ihrer Schenkel.

Ganz dieselben Untersuchungen sind bei jedem der Nebenflüsse anzustellen, die wir am besten, überall von dem Kleinern zum Wichtigern vorschreitend, in der Reihenfolge von der Quelle bis zur Mündung verfolgen. Dabei ist vor allen Dingen dann auch die Stellung jedes Nebenflusses zum Hauptsammler und zu seinem Nachbarnebenflusse zu würdigen.

Endlich geht die Untersuchung dann zu den Beziehungen des ganzen Stromgebiets, zu den Erscheinungen außerhalb seiner Grenzen, zu den Nachbarströmen, zu den Meeren und Meeresküsten über, bestimmt die Winkel, welche die Meeresküste mit der Hauptstromlinie macht, zeigt die Meerestheile an, welche sich dem Strome etwa zur Seite oder in der Quellengegend nahen, zeichnet die Constellationen, welche mit benachbarten Flüssen gebildet werden, die Verkehrslinien, welche durch diese Constellationen entstehen, deutet auf die Uebergänge aus einem Stromgebiete ins andere hin, namentlich auf die Nebenflüsse, welche diese Uebergänge vermitteln, auf die Isthmen und Mesopotamien, die hier und da durch bedeutende Annäherung der Ströme entstehen. Endlich müssen wir dann einen Blick auf die Verhältnisse des Stromes zu entfernten und entferntesten Gestaltungen werfen, um so seine ganze Weltstellung und historische Bedeutung allseitig zu beleuchten.

Im Ganzen und in der Regel ist es zweckmäßig und nöthig, hierbei das Physikalische vom Historischen zu scheiden, und jenes als Grundlage, als das Vorbereitende und Bedingende voranzuschicken, dieses aber als das Bewirkte nachfolgen zu lassen. — Wir wollen uns indeß darüber kein ausnahmsloses Gesetz vorschreiben. Um Wiederholungen zu vermeiden, kann es zuweilen angemessener sein, das Historische gleich dem Physikalischen beizufügen. Auch kann zuweilen erst durch den Nachweis der Wirkung der Bestand des Vorhandenen und der Ursache recht klar gemacht werden. Es ist mit den Flüssen zuweilen wie mit einer Maschine, deren Construction man kaum richtig schildern und erkennen lassen kann, ohne zugleich auch ihre Thätigkeit und die Producte dieser Thätigkeit, die Fabrikate zu schildern.

Bei der Darstellung der historischen und politischen Rolle, welche der Strom gespielt hat, müssen wir vor allen Dingen die Richtung der friedlichen Völkerwanderungen und der kriegerischen Expeditionen, und wie sie durch die Flußlinien bestimmt wurden, den Lauf der alten und neuen Wege und Kunstbahnen, der commerciellen und militairischen Heerstraßen, die Abgrenzung der politischen Territorien, der Staaten, Provinzen und Gaue, und welche Verflechtung politischer und commerciellen Interessen durch die Wasseradern herbeigeführt wurden, sowie dann vor allen Dingen die Sammelplätze der Menschen zu friedlichen oder feindlichen Verhandlungen, die Marktplätze, die Schlachtfelder, die Fürstenresidenzen, die Festungen, die Städte, betrachten, und bei diesen insbesondere ihre Größe und Lebenskraft bezeichnen, und darin sowie in ihrer Geschichte nachweisen, wie dies Alles mit der sie umgebenden Natur zusammenhing und namentlich aus den Combinationen und den Zuständen der sie umgebenden Flußlinien hervorging.

Mit dieser Untersuchung und Beurtheilung der geographischen Lage der Städte wollen wir die Betrachtung jedes Stromgebiets abschließen, weil dabei sich die Hauptresultate des Ganzen am deutlichsten herausstellen und noch einmal am besten zusammenfassen lassen."

Die Anlage des Werks, dessen verschiedene Partieen, gleich Gliedern einer Kette, ein zweckmäßig geordnetes, zusammenhängendes Ganze bilden, und die ausführliche Behandlung des Stoffes, erlauben uns keine nähere, specielle Erörterungen; wir müssen uns daher damit begnügen, eine Uebersicht des Inhalts und einige Belege zu geben, die hinreichend darthun werden, wie sehr diese Strom-Beschreibung geeignet ist, die Aufmerksamkeit nicht nur eines größeren Leserkreises, sondern auch aller Wissenschafts- und Staatsmänner in Anspruch zu nehmen und zu fesseln.

Auf die bereits erwähnte Einleitung folgt 2) ein Ueberblick der Oberflächengestaltung und Flußsysteme Deutschlands; dann schildert der Verfasser, in der von ihm als Norm aufgestellten Weise, 3) das Quellenbassin des Rheins, 4) das oberrheinische Becken, 5) den Neckar, 6) den Main, 7) den Mittelrhein, 8) die Lahn. Soweit reicht der erste Band; der zweite lehrt uns kennen: 9) die Nahe, 10) die Mosel, 11) den deutschen Niederrhein, 12) die Sieg, 13) die Wupper, 14) die Ruhr, 15) die Lippe mit der Emscher, 16) das Ysselsystem, 17) die Erft und die kleinen Zuflüsse des deutschen Niederrheins auf der linken Seite, 18) die Maas und endlich 19) das Rheindelta. Wir haben hier nur die Hauptabschnitte angeführt, um es jedoch recht anschaulich zu machen, wie die besonderen Stromgruppen behandelt sind, wählen wir den siebenten, den Mittelrhein: 1) Hydrographischer Ueberblick des ganzen mittelrheinischen Gebiets. — Hydrographische Entwickelung des Mittelrheins. — Das mittelrheinische Schiefergebirge. — Der Flußfaden des Mittelrheins selber. — Der obere Mittelrhein von Bingen bis Koblenz. — Das wieder Bassin. — Der untere Mittelrhein von Koblenz bis Bonn. — 2) Politische Verhältnisse, Territorien und Wohnplätze längst des Mittelrheins. — Der Mittelrhein als das starke Band zwischen Ober- und Unterrhein. — a) Der Mittelrhein von Bingen bis Koblenz. — Die Gauen und kleinen Herrschaften am Rheine. — Die vier hier zusammenstoßenden Kurfürstenthümer. — Die neuesten Beherrscher des Mittelrheins. — Die Städte Bingen, Lorch, Bacherach, Oberwesel, St.-Goar, Boppard, Koblenz. — b) Das wieder Bassin. — Die Rolle, welches dieses Bassin zur römischen Zeit spielte. — Rheinübergänge der Römer, Franzosen und Deutschen in diesem Becken. — Zusammenstöße und Schlachten dieser Völker. — Der Maiengau. — Der Engersgau. — Die Grafen von Wied und andere Dynasten. — Die Flüsse Nethe und Wied. — Die Städte Koblenz, Maien, Neuwied, Andernach. — c) Der Mittelrhein von Andernach bis Bonn. — Die kleinen hier einmündenden Bäche. — Die Ahr. — Der Ahrgau. — Die Grafen von Ahremberg. — Die Städte Sinzig, Remagen, Erpel, Unkel und die Unkelsteine, Königswinter. — Das Siebengebirge. — Die Rolandsecke.

Als Probe der Darstellung lassen wir zwei Bruchstücke folgen; das erste aus dem ersten Bande S. 344 ff.: Beurtheilung der geographischen Lage der vornehmsten Mainstädte.

Baireuth und Kulmbach.

„Wir wollen die Mainstädte so viel als möglich in der Ordnung von den Quellen zur Mündung durchnehmen, und beginnen daher mit den vornehmsten Orten im obern Quellengebiete: Baireuth und Kulmbach. Sie sind, wenn man aus den östlichen Gebirgen herabkommt, die ersten größern Sammelplätze der Bevölkerung. Beide wurden auch sehr bald nicht unwichtige politische Mittelpunkte, von denen aus Herrschaft über die benachbarten Landschaften geübt wurde. Vermuthlich waren sie dies schon zu den Zeiten, als noch die slawischen Stämme hier frei schalteten. In höherem Grade aber wurden sie es, als die Deutschen vom Untermain herauf diese Slawen unterjochten und feste Punkte im Oberlande zu gewinnen suchten.

Kulmbach mußte ihnen dabei besonders nützlich sein. Es bot sich hier in der Nähe des Zusammenflusses des Rothen und Weißen Mains ein zur Befestigung höchst geeigneter Berg- und Felsabschnitt dar, auf dem die berühmte Plassenburg angelegt wurde. Von diesem Punkte aus konnte man, den zusammenlaufenden Thälern folgend, ebenso bequem den Rothen Main hinauf bis an die böhmische Grenze, als den Weißen Main hinauf bis an die Grenze des Nordgaus, als auch längs anderer Flußarme zur thüringischen Grenze nach Norden gelangen. Der Punkt war also zur Eroberung und Festhaltung des ganzen Landes äußerst wohl gelegen. Seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts besetzten ihn die Grafen von Plassenburg, und der hier auf diese Weise entstehende Verkehr gab Gelegenheit zur Bildung der Stadt.

Hier war eine Hauptzollstätte für die in allen Richtungen durchgehenden Waarenzüge, wie denn noch jetzt von hier aus ein lebhafter Handel mit Mainthalproducten nach Böhmen hinein zur Eger getrieben wird. Auch als Kulmbach an die Burggrafen von Nürnberg fiel, blieb der Punkt immer wichtig. Oft residirte hier das erlauchte Geschlecht der Zollern, und eine Branche dieses Geschlechts, die der berühmten Markgrafen von Kulmbach, entlehnte von diesem Orte seinen Namen.

Als die Hussiten im 15. Jahrhundert von Böhmen aus verwüstend ins Maingebiet einfielen, indem sie auf denselben Wegen kamen, auf denen einst ihre slawischen Vorfahren, die sorabischen

Panduren, hierher gekommen waren, leistete dieser feste Punkt, den sie nicht eroberten, dem Lande wieder gute Dienste. Lange Zeit war hier der Hauptort des ganzen „baireuthischen Oberlandes", die Residenz der Markgrafen von Kulmbach-Baireuth, die später in minder kriegerischen Zeiten nach dem anmuthigern und bequemern Thalbecken bei Baireuth, verlegt wurde.

Der Ursprung der Stadt Baireuth und noch mehr die große Bedeutung derselben scheinen jünger zu sein als die von Kulmbach. Sie wird in den Chroniken erst später erwähnt als diese, und noch später erlangte sie ihre jetzige Größe, da sie sich nun als eine Stadt von 15,000 Einwohnern darstellt. Vermuthlich erklärt sich dies daher, daß Kulmbach und die Plassenburg als militairische Haltpunkte wichtiger waren, und in diesen zu erobernden Slawenländern die militairische Rücksicht anfangs natürlich die zunächst entscheidende war. Bei Baireuth ist ein weites ebenes Thalbecken und keine besondere Gelegenheit zur Anlage einer Burg.

Dann erst, als auch in diesem Oberlande des Mains seit dem 15. Jahrhundert Handel und Gewerbe zu blühen anfingen, wurde Baireuth bedeutender, und noch mehr, als im 17. Jahrhundert die Markgrafen von Kulmbach ihre Residenz hierher verlegten. Seitdem blieb Baireuth stets der politische Mittel- und Lebenspunkt eines großen Theiles der Obermainlande, der zu verschiedenen Zeiten die verschiedenen Namen: „Markgrafenthum Kulmbach-Baireuth," das „Oberland der ansbach-baireuthischen Lande," das „Fürstenthum Baireuth," trug. Unter Preußens Herrschaft war es die Hauptstadt der „Provinz Baireuth," unter Baiern die des „Obermainkreises."

In ähnlicher Weise wie die Regnitz sich bei Nürnberg nach Süden der Altmühl zuneigt, so neigt sich auch der Rothe Main nach Süden der Naab zu, die direct auf die Donau weiterführt. Durch das Naabgebiet laufen von der Donau, von Regensburg, von Amberg her gerade Straßenzüge nach Norden hinauf, die das ebene Rothe Mainthal nothwendig bei Baireuth aufsuchen mußten, um sich dann in Parallelismus mit den Regnitzstraßen nach Norden über den Frankenwald zur Elbe hin fortzusetzen. Die Egerstraßen nach Böhmen erreicht man von Baireuth aus so leicht als von Kulmbach. Diese aus Osten kommenden Egerstraßen setzten sich aber von Baireuth aus auf viel directerem Wege zur Mündung aller Obermainflüsse (Bamberg) fort, als wenn sie dem Mainlaufe, der zwischen Kulmbach und Bamberg einen großen Bogen schlägt, folgten. Es mußte zwischen Kulmbach und Bamberg eine Tendenz entstehen, diesen Bogen abzuschneiden, und sich daher die Straße über das ziemlich ebene fränkische Hochland zwischen diesen beiden Orten entwickeln.

Auch die Richtung der obern Hälfte der Pegnitz, sowie der Wiesent, die auf Baireuth hinzielen, waren für die Stadt von Bedeutung und trugen dazu bei, sie zu einem Kreuzpunkte von Verkehrsstraßen und Bevölkerungsströmungen zu machen. Wenn man sich in den Mittelpunkt des anmuthigen baireuther Flußbeckens stellt, so hat man von hier aus folgende Fluß- und Thalbahnen nach allen Seiten: nach Nordwesten den Rothen Main und den Main; nach Westen die Wiesent zur Regnitz; nach Süden die Pegnitz in der Richtung auf Nürnberg; nach Südosten Naabströme zur Donau; nach Osten die Eger; nach Nordosten das weite Thor des Frankenwaldes.

Allerdings theilen Kulmbach und andere Orte einige dieser Vortheile mit Baireuth, allein eben das Zusammentreffen aller in diesem einen Punkte und dann die große Thalweitung bei Baireuth, die gleichsam wie ein innerer Hafen in lauter gebirgigem Lande sich darbietet, dies war es, was für diesen Ort entschied, was ihn zu der bevölkertesten Stadt des Mainoberlandes und zu dem größten Kreuzungspunkte der Heerstraße von Böhmen zum Main, von der Naab zur thüringischen Saale machte."

Aus dem zweiten Bande entnehmen wir dem eilften Abschnitte, der deutsche Niederrhein, ein anderes Bruchstück, S. 134 ff.

„Der Niederrhein hat bei seinem Austritte aus den Gebirgen bei Bonn, bei mittlerer Höhe seines Wasserstandes, eine Breite von circa 1200 Fuß, und er geht nun von hier ab bis zu seinen Spaltungen am Rheindelta fast nirgend mehr unter dieses Minimum von Breite herunter. Vielmehr erhebt er sich, ziemlich constant wachsend, bis zum Beginn seiner Spaltungen und seines Deltalandes an der äußersten deutschen Grenze zu der imposanten Breite von 1500 und zuletzt von 2300 Fuß, die er zuvor noch nie erreichte.

Die Tiefe des Fahrwassers im Niederrhein beträgt bei mittlerem Wasserstande in der Nähe seines Eintritts in die Ebene 10 Fuß, und hält sich um diese Mittelzahl fast überall bis abwärts zu dem Beginn des großen Rheinwinkels und der Spaltungen. Nur an einigen Punkten, z. B. bei jener berüchtigten Kiesbank, „Der Kasseler Berg" genannt, zwei Stunden unterhalb Köln, sinkt die Tiefe bei sehr trockenen und wasserarmen Zeiten bedeutend unter jenes Mittelmaß hinab. Dagegen steigt sie viel häufiger über jenes Mittelmaß hinaus, erhebt sich auf großen Strecken zu 15—20 und 25 Fuß, ja zuweilen sogar (wie bei Düsseldorf) bis auf 40 und 50 Fuß. Im Ganzen, kann man sagen, ist der Niederrhein der tiefste Abschnitt des ganzen Flusses.

Diese gewaltige 1200—2300 Fuß breite und 10—25 Fuß tiefe Wassermasse wälzt der Niederrhein auf der ganzen Strecke seines Laufs mit einer ziemlich majestätischen und fast nirgend übereilten Geschwindigkeit dahin. Bei seinem Eintritt in die Ebene beträgt die Höhe seines Spiegels etwa 150 Fuß über dem Meere und bei seinem Austritt ins holländische Delta etwa noch 50 Fuß. Er senkt sich von jener Höhe zu dieser Tiefe durchweg fast ganz allmälig ohne alle Absätze, ohne alle Katarakten und Stromschnellen herab, indem er im Durchschnitt auf je 1000 Ruthen Laufs einen Fuß tief fällt.

Zwar beginnt der Rhein bald, nachdem er bei Bonn dem engen Spalt der Gebirge sich entzogen hat, einen sehr geschlängelten Lauf, dessen Krümmungen und Windungen man zum Theil als ein Product heftiger Stürme ansieht, die den Rhein zu Zeiten aus seinen Ufern hinauswarfen und in andere Kanäle hineintrieben. Diese vielfachen Windungen, welche die Fahrt auf der Wasserstraße im Verhältniß zu der directen Distanz von Bonn bis zur Deltaspitze um mehr als ein Drittel vermehren, mindern zwar etwas den Werth des Niederrheins als eines Verbindungskanals entfernter Gegenden; allein sie sind im Ganzen im Verhältniß zu der großen Länge des Stroms nicht sehr bedeutend. Der Fluß kehrt bis zu seinem Delta hinab immer wieder in seine nordnordwestliche Hauptrichtung zurück, und man kann sagen, daß er diese im Allgemeinen sehr ausdauernd auf

der ganzen Strecke von mehr als 20 Meilen beibehält. Erst unterhalb Emmerich, wo der deutsche Rhein aufhört, tritt eine bedeutende und ausdauernde Richtungsveränderung ein.

In dem ganzen uns vorliegenden niederrheinischen Gebiet giebt es keinen zweiten Wasserfaden, der gleich großartige Proportionen, gleich günstige Verhältnisse zeigte, der eine so breite und tiefe, und dabei so ruhig und zugleich so ausdauernd geradegestreckt dahinfließende Wassermasse hätte.

Betrachten wir die nächsten Ufer und Anlande des Rheins, so stellt sich heraus, daß sie im Ganzen mehre Stunden weit zu beiden Seiten eben und fruchtbar, und daher auch sehr wegsam und zu menschlicher Ansiedlung sehr bequem sind. Der niederdeutsche Rhein spaltet sich nicht so, wie z. B. der Oberrhein, in zahllose Arme und Seitenflüsse und bildet nicht so viele Sand- und Kiesbänke, Schilf- und Buschinseln, verliert sich auch nicht soviel in Brüchen und Morästen und bildet daher nicht einen solchen wüsten, mehre Stunden breiten Erdoberflächenstrich, wie dies, nach Dem was wir oben sagten, der Oberrhein thut. Vielmehr sind seine Gewässer fast immer in einem einigen, compacten, scharf aus dem Festlande herausgeschnittenen Kanale versammelt, sowie auch seine Ufer fast überall dicht bis an den Rand des Wassers fest, bewohnbar und gangbar sind. Wiesen, fruchtbare Äcker gehen überall nahe herzu, und bewaldete Höhen und Felspartien bleiben durchweg bis auf eine Entfernung mehrer Stunden und Meilen fern. Es giebt demnach auch in dem ganzen Gebiete zu beiden Seiten des Rheins keinen so langen und so geradegerichteten und ebenen Strich, in dem man mit Wagen, mit Waarenzügen und Karavanen, mit Wege- und Chausseebau so leicht vordringen konnte, als in der flachen hindernißlosen Naturbahn, welche der Niederrhein zu seinen beiden Seiten hergestellt hat. Wir sehen daher auch von der ersten Römerstraße längs des Rheins bis auf unsere heutigen Eisenbahnen und Poststraßen eine Menge von Landstraßen in diesem Thale dahinlaufen.

Alle diese Verhältnisse und Proportionen, welche die Proportionen eines Riesen sind, mußten nun den Rhein zum Ausgangspunkte und Beherrscher des ganzen Verkehrs der gesammten ihm anliegenden Länder, zur Centralader des ganzen Lebens, zum Hauptsammler aller Ansiedelungen und Colonien machen. Hier mußten die vornehmsten Befestigungen und Märkte gegründet werden. Hier mußten die wichtigsten Herrschersitze entstehen. Nach ihm mußten sich die Territorien der Staaten und Provinzen gestalten.

Zur Zeit der Römer erstreckte sich die Provinz Niedergermanien lang am Niederrheine hin von Südosten nach Nordwesten parallel mit seinem Laufe. Die Römer betrachteten den Rhein als Grenzgraben, doch war er zu gleicher Zeit die Centralachse ihrer Herrschaft in diesem Norden Deutschlands, die Hauptbasis aller ihrer Expeditionen und alles ihres Einflusses auch in den östlichen Ländern.

Zur fränkischen Zeit kommt der Name Ripuarien auf, was dasselbe mit Ubier (Uferer) bedeutet. Dies Ripuarien erstreckte sich ebenfalls lang hin zu beiden Seiten des Rheins. Im Mittelalter erblicken wir wiederum solche Rheinuferstaaten, das Erzstift Köln, das Herzogthum Berg und das Herzogthum Cleve, die alle lang mit dem Rheine fortgehen. In unserer Zeit sind es die längs am Rhein hinuntergestreckten Departements der Roer, der Sieg, und jetzt in allerneuester Zeit die preußische Rheinprovinz, die sich ebenfalls wieder lang am Niederrhein hinabzieht."

Die zu Rathe gezogenen Hülfsmittel sind unter dem Texte kurz citirt; — eine kleine hydrographische Karte wäre gewiß manchem Leser willkommen gewesen. — Wir hoffen und wünschen, daß der Verfasser seinen unermüdlichen Fleiß nun auch den anderen Strömen zuwende, und kommt unser gesegnete Elbstrom an die Reihe, dann laden wir ihn ein, wenn es nicht vielleicht schon geschehen, die in unserer Stadt vorhandenen Quellen und Hülfsmittel, namentlich den ansehnlichen Schatz hydrographischer Karten unserer Commerzbibliothek, ja zu benutzen.

Die Verlagshandlung übergiebt uns das Buch in würdiger Ausstattung.

Hoffmann.

Miscellen.

Man will den Versuch machen, den Chinabaum in Algerien zu cultiviren; junge Pflanzen desselben sind schon aus Peru in Frankreich eingetroffen.

Im Laufe des vergangenen Jahres haben Großbritannien und Irland zusammen durch Schiffbruch fast täglich zwei Schiffe, nämlich 692 verloren, worunter aber nur 4 Dampfböte, alles andere Segelfahrzeuge, was, in Hinsicht der Ungefährlichkeit, sehr zu Gunsten der ersteren spricht.

Einem der Besucher des Londoner Glaspalastes sind daselbst jüngst fast alle seine Kleidungsstücke vom Leibe gerissen worden, so daß er, um mit Anstand wieder nach Hause gehen zu können, sich erst einen vollständigen Anzug borgen mußte. Er war nämlich einer der Maschinen, als dieselbe in voller Bewegung war, zu nahe gekommen und von ihr erfaßt worden.

Die Königin Victoria hat zu verfügen geruht, daß mehrere Geschenke, welche Ihrer Majestät jüngst aus Abyssinien erhalten hat, so wie auch ein Tisch, welcher Höchstderselben von dem Könige der Sandwich-Inseln verehrt worden ist, mit in dem Glaspalaste ausgestellt werden sollen.

Wie die englische Zeitung Sun berichtet, wurde jüngst zu Edinburgh eine Hochzeit gefeiert, bei welcher die Braut Pfau, der Bräutigam Sperling, der Führer des Bräutigams Habicht, der Brautführer Lerche, und der Prediger, welcher die Trauung verrichtete, Dohle hieß.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 55. Mittwoch, den 9. Juli. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Uebersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen

von

Carl Barthel.

(Fortsetzung.)

IV.

Herzog Heinrich von Breslau.

Das Minnegericht.

Der Dichter:

Dir klag' ich Mai, dir klag' ich Sommerwonne,
Dir klag' ich lichte Haide breit,
Dir klag' ich, glänzendheller Klee,
Dir grüner Wald, und dir du goldne Sonne,
Dir Venus klag' ich bittres Leid,
Daß mir die Liebe thut so weh.
Wollt ihr mir Hülfe spenden,
So zweifl' ich nicht, die Liebe müsse wenden
Sich an ein minnigliches Wesen.
Nun laßt euch melden meinen tiefen Kummer
Und helft vor Allem mir genesen.

Die Richter insgesammt:

Was thut sie dir, laß ihre Schuld uns hören,
Daß ohne Grund ihr Nichts gescheh',
Denn Richtern ziemt ein weiser Sinn.

Der Dichter:

Oft will mich wohl der süße Wahn bethören
Sie sei mir hold, doch streb' ich je
Bei ihr nach höherem Gewinn,
Weist kalt sie mich zurücke:
Das ist ein Tod dem minniglichen Glücke!
Ach hätt sie nie sich mir gezeigt,
Die so viel Jammer mir und Schmerzen
In herzenslieber Liebe reicht!

Der Mai:

Ich will den Blumen mein es anbefehlen,
Den Rosen roth, den Lilien weiß,
Daß jede sich vor ihr verschließt.

Die Sommerwonne:

Verstummen soll'n vor ihr die süßen Kehlen
Der Vöglein all auf mein Geheiß,
Daß keins sie mit Gesange grüßt.

Die Haide:

Ich will sie auf mich fangen,
Wenn sie mit bunten Blumen kommt gegangen,
Will fest sie halten mit Gewalt,
So woll'n wir Jeder eigends sie bestrafen,
Vielleicht dann ändert sie sich bald.

Der Klee:
Ich will mit meinem Schein dich rächen,
Daß, wenn ihr Aug' auf mir verweilt,
Vor meinem Glanz sie schielen muß.

Der grüne Wald:
Ich will das Laub von meinen Zweigen brechen,
Wenn sie zu meinem Dunkel eilt,
Sie biete dir dann holden Gruß.

Die Sonne:
Ich will ihr Herz durchhitzen,
Kein Schattenhut soll ferner sie noch schützen,
Wo sie mein glühnder Strahl ereilt;
Es sei denn, daß durch herzensliebe Liebe
Sie deinen herben Kummer heilt.

Die Venus:
Ich will ihr Alles das so recht verleiden,
Was minniglich geschaffen ist,
Wo sie nicht bald dir Gnade giebt.

Der Dichter:
Ach will man sie von diesen Wonnen scheiden,
Nein lieber sterb' ich sonder Frist,
Obwohl sie bitter mich betrübt.

Die Venus:
Willst du dich rächen lassen,
Ich bring's dahin, daß aller Freuden Straßen
Auf immer ihr verschlossen seien.

Der Dichter:
Wie könnte dies das zarte Weib ertragen,
Eh'r mögt ihr tödten mich — doch ihr verzeihen.

(Schluß folgt.)

Biographien

berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts

(Fortsetzung.)

Nicolas Poussin.

Ich hörte einst einen angenehmen französischen Schwätzer sich beklagen, daß er mit einem unwiderstehlichen Hange für die Künste in dem mindest künstlerischen Lande von der Welt geboren worden sey.

„Ha! Italien, Italien! dort muß man auf die Welt kommen, wenn man mit Genie aufwachsen will," sagte er. „Dort muß man leben, damit der Geist nicht erlösche wie das Licht im Stickstoffe. Wenn ich ein Chemiker wäre, so würde ich folgendes Experiment machen: ich ginge ausdrücklich nach Rom, um mir ein Litre Luft zu holen und zu analysiren. Dieselbe Operation würde ich mit einem gleichen Volumen des dicken Gases vornehmen, das man in Frankreich einathmet, und da würde sich in der italienischen Luft sicher ein geheimnißvolles Element finden, was der unsrigen fehlt, und das die Maler schafft."

Ich gebe diese Aeußerung wieder, wie ich sie vernommen habe. Sie ist sonderbar genug zu unsrer Zeit, wo kaum eine mit Söhnen gesegnete Familie existirt, die nicht der Meinung wäre, daß ein Maler darunter sey, der auf die Nachwelt zu kommen verdiente.

Die französische Malerei ist in der That erst neueren Ursprungs: sie schreibt sich aus dem sechszehnten Jahrhundert her. Der erste französische Maler, der genannt zu werden verdient, ist Jean Cousin, der in der Zeit von 1530 bis 1589 lebte. Von ihm bis zu Simon Vouet, giebt's eine Lücke von fast einem vollen Jahrhundert, während welchem die, übrigens wenig zahlreichen, französischen Künstler sich damit begnügten, die Italiener und die Flamänder zu bewundern und neidisch auf sie zu seyn. Aus jener Zeit hat man keine Spur von einem Streben, eben so Gutes, oder Anderes, oder Besseres zu schaffen. Woher diese Inferiorität? Welcher Ursache ist diese Gleichgültigkeit zuzuschreiben? Unstreitig hat es deren mehr als eine gegeben. Ich meinestheils bin der Meinung derjenigen, die in diesem einzelnen Umstande nur die Kundgebung des allgemeinen Gesetzes sehen, welches jede Sache hienieden ihrer besonderen Zeit, jedem Volke seine besondere Mission auferlegt.

Aegypten hatte seine künstlerische Mission empfangen und hat sie erfüllt: es hat seine Sphinxe und seine Pyramiden, die über 3000 Jahre alt sind. Das wird es sonder Zweifel gewesen seyn, was ihm zu schaffen möglich war, und dabei ist's denn auch geblieben.

Griechenland hat einen Homer, Euripides, Sophocles, Phidias, Apelles, Zeuxis, Parrhasius gezeugt, und das Parthenon gebaut. Das ist in gleichem Sinne seine Aufgabe gewesen; es hat sich ihrer entledigt, und darnach ist es seinerseits in eine solche Erstarrung versunken, daß man sein Erwachen eine Wiederauferstehung genannt hat. Es ist gegenwärtig ein Königreich, das sich wie ein anderes durchschleppt, das aber in nichts Aehnlichkeit mit dem vormaligen Griechenland hat. Der enthusiastische Dichter mag noch so viel aufhorchen, er muß doch zu dem Geständniß kommen, daß der Schilf des Eurotas keine Stimme mehr hat.

Griechenland hatte seine Rolle an Italien abgetreten. Italien hat sich des Vermächtnisses würdig bewiesen: es hat große Dichter, große Redner, große Baumeister gehabt, und als es sich erinnert hatte, daß Griechenland einen Apelles, einen Zeuxis, einen Parrhasius besessen, da hat es einem Cimabue, einem Giotto, einem Vinci, einem Raphael, einem Michael Angelo, einem Dominichino, &c. das Leben gegeben. Seine Schulen haben eine so wundersame Masse von merkwürdigen Künstlern über Europa ausgegossen, daß ihr Verzeichniß fast eben so lang ist, als das der Märtyrer des fünften Jahrhunderts. Nun ruht es auch im Zustande des Verfalles aus; aber an wen hat es, ehe es eingeschlummert ist, seine Aufgabe: gewissenhaft die Fackel des Genie's zu bewahren, dessen Flamme vor den Stürmen des schlechten Geschmackes zu schützen, und sich hoch genug zu halten, um die Welt zu erleuchten, übergeben? Wie mir däucht, an Frankreich. Frankreich hat diese schöne Rolle übernommen, als

die Zeit dazu für dasselbe gekommen war, und sie führt sie noch mit voller Kraft.

Es hat jemand geschrieben, die französische Schule habe sich mehr nützlich, als glänzend bewiesen. In dieser Aeußerung liegt zugleich ein verdientes Lob und ein wenig Ungerechtigkeit. Die französische Schule ist vor Allem nützlich gewesen, weil sie sich mitten in Zeiten des Verfalls der Zeiten der Größe erinnert hat, und weil sie sich in der Wahl der Traditionen, zu deren Hüterin sie sich gemacht hatte, weise bewiesen: sie ist wegen des ihr anvertrauten Gutes in dem Grade verantwortlich geworden, daß wenn die Malerei sich auf schlechte Wege verirrte, man sich allein an sie zu halten haben würde.

Aber außer ihrer Nützlichkeit hat die alte französische Schule, man muß es schon gestehen, auch ihren Glanz gehabt. Die Namen Simon Vouet, Coypel, Lebrun, Lesueur und Vanloo haben freilich nicht den Klang, den die eines Raphael, Titian, Dominichino, Annibal Carrachio haben. Man schreibe sie allenfalls in zweiter Linie, aber die zweite muß es immerhin seyn, und dahinter giebt es noch eine Menge anderer. Einen Namen aber giebt's noch, den ich noch nicht genannt habe, und der mir unisono als einer der glänzendsten, gewiß unter denen der italienischen Meister, zu ertönen scheint: es ist der von P o u s s i n.

Poussin ragt über der ganzen französischen Schule in einer wundersamen Höhe hervor. Er ist der einzige französische Maler, der aus sich selbst hervorgegangen ist: er hat weder Vorgänger noch Nachfolger gehabt. Er hat sein Genie nicht aus Italien; er ist mit diesem Genie, das so französisch als möglich ist, auf die Welt gekommen. Er hat von Rom nur dessen Denkmäler genommen, um seinen bewundernswürdigen Landschaften zum Fond zu dienen; das Uebrige, d. h. das allgemeine Gefühl, das über das Ganze seines Werkes verbreitet ist, verdankt er dem Alterthum, das aller Welt angehört, und in welches niemand so tief wie er eingedrungen ist. Darin beruht die Originalität Poussin's, und das weis't ihm seinen Platz neben den großen italienischen Meistern an.

Nicolas Poussin ist im Juni 1593 zu Andelys geboren worden. Die Stadt Andelys ist eine der reizendsten Städte der reizenden Normandie, und deshalb hatte Jean Poussin, Nicolas Vater, sie sich zu seinem Aufenthalt gewählt. Jean Poussin hatte eine lange Zeit, unter Carl IX., Heinrich III. und Heinrich IV. in dem Regimente von Tavannes gedient, ohne es weiter, als bis zu dem Range eines Lieutenants bringen zu können, und auf jede Mahnung um seinen noch rückständigen Sold, hatte er von allen drei Königen die Antwort erhalten, der Schatz sey augenblicklich leer, aber das königliche Wort wäre besser, als klingende Münze. Er wartete und wartete, und so kam es, daß er in seinem funzigsten Jahre eben so arm war, als den Augenblick, wo er zuerst die Uniform des Regiments Tavannes anlegte. Glücklicher Weise sah er noch immer wohl aus, und warf sich stolz auf seinen Rang in die Brust. Nach der Einnahme von Vernon wollte der Zufall, daß er sein Quartier in dem Hause eines Procurators erhielt, der seit etwas über ein halbes Jahr verstorben war, und dessen Wittwe nicht so viel geweint hatte, daß ihr nicht noch ein recht artiges Gesichtchen geblieben wäre. Ueberdem ging die Rede, daß der solide Herr Lemoine seiner Wittwe, einer geborenen Marie Laisement, ein ganz hübsches Vermögen hinterlassen hätte. Alle diese Gründem achten einen gewissen Eindruck auf den Lieutenant beim Regiment Tavannes, und das führte im Jahre 1591 eine Heirath herbei, in Folge deren Jean Poussin definitiv den Dienst quittirte. Da Vernon ihm als eine unfreundliche Stadt erschien, und er auch nicht gern in einem Hause wohnen bleiben wollte, wo seine Frau schon einmal Wittwe geworden war, so nahm er gerade die nöthige Zeit, um dies Haus zu verkaufen und ein anderes zu Andelys zu erstehen. Dort wurde Nicolas Poussin, wie ich schon gesagt habe, im Juni 1593 geboren, und zwar am 23., gerade ein Jahr nach der Hochzeit seiner Eltern.

Ich will über die Kindheit von Nicolas Poussin rasch hinweggehen; sie war der der meisten großen Maler ähnlich. Damit bleibt es fast immer dieselbe Geschichte, als: bemalte Wände; der Ungeduld des Genie's entschlüpfte Skizzen, womit die Schulbücher verdorben werden; Verblendung des Vaters gegen den augenscheinlichen Beruf, und endlich ein günstiges Einschreiten des Zufalls. Nicolas Poussin bestand alle diese ersten Plackereien, die nie Einfluß auf eine Bestimmung haben können, wenn wirklich eine Bestimmung und kein bloßer Hang vorwaltet. Er wurde von seinem Vater, der es nicht begreifen konnte, daß ein kräftiger und wohlgewachsener Bursche etwas anderes konnte werden wollen als Soldat, gemißhandelt, während seine Mutter, die ihn abgöttisch liebte, ihn insgeheim tröstete, und ermahnte, nur Stand zu halten. Sie that dies nicht aus Liebe zur Kunst, sondern weil sie dachte, man könne sein Lebelang ein Maler seyn, ohne das elterliche Haus zu verlassen.

Nicolas war mit einem sehr ausdauernden Charakter begabt, und es gelang ihm mit der Beihülfe des Malers Quintin Varin, der Geschäfte wegen nach Andelys und mit seinem Vater in Beziehung gekommen war, diesen zu überreden, daß nächst dem Waffenhandwerk das des Künstlers das edelste, und eines Mannes von guter Herkunft aber ohne Vermögen würdigste sey, und daß dasselbe insonderheit das sehr zu berücksichtigende Verdienst habe, selbst denen, welchen es am mindesten lohnend sey, dennoch viel mehr abzuwerfen. Quintin Varin selber diente dafür als ein Beweis. Er war wegen eines Prozesses nach Andelys gekommen, bei welchem es sich um nicht weniger, als eine Summe von 10,000 Livres handelte. Doch war es notorisch bekannt, daß Quintin Varin seine Laufbahn begonnen hatte, ohne einen Sous solch einer bedeutenden Summe zu besitzen, welche Summe noch dazu nur einen kleinen Theil seines Vermögens ausmachte. Die Abgeneigtheit des Ex-Lieutenants vom Regimente Tavannes vermochte Gründen wie diese nicht zu widerstehen, und so erhielt Nicolas Poussin denn die Erlaubniß, unter den Augen von Quirin Varin täglich die Principien der Kunst zu studiren, welcher er sein ganzes Leben weihen wollte. Seine ersten Versuche waren Landschaften in Wasserfarbe; denn die dürftige Summe, die er von seinem Vater zur Bestreitung der Kosten seiner Studien erhielt, gestatteten es ihm nicht, von Oelfarben Gebrauch zu machen. Seine ersten Modelle hatten die reizenden Landschaften zum Gegenstande, von welchen Andelys umgeben ist, und er wußte, trotz seiner Unerfahrenheit, deren ruhige Poesie so kräftig darzustellen, daß sein Lehrer eines Tages in einem naiven Erstaunen zu ihm sagte: „Aber, Nicolas, warum hast Du mich denn hintergangen? Ich bin überzeugt, daß Du schon Unterricht in der Landschaftsmalerei genossen hast."

— Ich schwöre Euch, antwortete der junge Mann, daß dies nicht der Fall ist.

„Wenn dem so ist," sagte darauf Varin, „so kann ich nicht länger Dein Lehrer seyn. In Deiner Arbeit sprechen sich höhere Ansichten aus, die Dir allein angehören, und die mir völlig fremd sind. Ich wollte Dir die Malerei lehren, wie ich sie mir immer gedacht habe; Du bist auf eine andre Weise verfallen, von der ich nichts weiß. Folge dem Lichte, das Dir aufgegangen ist; ich würde es für unrecht halten, wenn ich ferner Deine Bestimmung berührte. Du mußt nach Paris gehen, mein Sohn; dort wird es Dir leichter werden, zu den unerläßlichen Hülfsmitteln zu gelangen, woran es Dir fehlt; Du wirst dort umsonst der Wohlthat des Wetteifers genießen; Beispiele, die zu befolgen, andre, die zu vermeiden sind, vor Augen haben, und urtheilsfähige Richter finden."

Kurze Zeit darnach traf Nicolas Poussin zu Paris ein, knapp an Geld — denn sein Vater lebte gern selber gut, und wollte sein schmales Einkommen nicht schmälern, um seinen Sohn am Eingange einer Laufbahn, die ihm als der Weg zum Reichthum geschildert worden war, noch groß auszusteuern, — aber, wie man es immer an der Schwelle der Erfahrungen ist, unermeßlich reich an Hoffnungen und Muth. — Er nahm seine Wohnung am linken Ufer der Seine, unterhalb des Genovevenberges, in einem ärmlichen Gasthofe, der die Aussicht auf den Fluß hatte. Er hielt daselbst, für zwölf Sous, ein splendides Mahl, wie er dessen nie eins gehalten, selbst nicht unter dem Dache seines Vaters, der ihm eine spartanische Erziehung gegeben hatte, wiewohl er sich selber mit den egoistischen Egards behandelte, welche gewisse Alte für ihre Rheumatismen haben.

Den Tag nach seiner Ankunft in Paris, zog Nicolas Poussin seinen Sonntagsrock aus seinem Felleisen hervor, und machte sich auf den Weg zu dem flamändischen Maler Ferdinand Elle, an welchen Quintin Varin ihm ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte. Der Flamänder nahm ihn herzlich auf, und sagte zu ihm: „Varin ist mein guter Freund, und er äußert sich so vortheilhaft über Euch, daß es mir angenehm seyn wird, Euch als Schüler anzunehmen, wenn es Euch recht ist."

Nicolas Poussin nahm dies Anerbieten dankbar an, und trat in die Schule von Ferdinand Elle gegen ein Honorar von 3 Livres monatlich.

Die Schule von Ferdinand Elle bestand aus etwa zwölf jungen Leuten, welchen die Ankunft des jungen Normanns sehr erwünscht war. Zuvörderst mußte er seinen Eintrittstribut entrichten, was seine Casse hart mitnahm, und zweitens diente er einen ganzen Monat lang seinen Kameraden zur Zielscheibe ihrer Späße. Seine Haltung und seine provinziale Naivität ließen den Stoff dazu nicht ausgehn: es war nichts so einfältig, was man ihn nicht aufbinden konnte, und es gab keine Dummheit, zu der er sich nicht verstanden hätte, wenn man die Sache nur recht anstellte. Nicolas wußte aber recht wohl, daß seine Kameraden ihn nur nach dem allgemeinen Gesetz behandelten; daß auch seine Prüfungszeit ein Ende nehmen, und er sich lächerlich machen würde, wenn er sich empfindlich zeigte. So ließ er sich denn auch vierzehn Tage hindurch nichts anfechten, bis er eines Morgens nach dem Aufstehen auf den Einfall kam, einmal nachzusehen, wie viel ihm von der Summe, die er mitgebracht hatte, noch übrig geblieben sey, und ganz beschämt dastand, als es sich ergab, daß von dem Gelde, womit er mindestens zwei Monate auszureichen gehofft hatte, in der Abwartung, daß der Gott der braven Leute ihm irgend einen Verdienst zuwenden werde, nur noch 18 Livres vorhanden waren. Nun folgte der Aerger der Schaam, als er bedachte, daß seine einfältigen Kameraden, von welchen er keinen einzigen leiden mochte, an seiner bevorstehenden Geldnoth schuld waren, und sie sich nicht gescheut hatten, seine arme Börse in der Absicht, ihn zu mystificiren, auch dann noch in Contribution zu setzen, nachdem sie durch die Kosten des Eintrittstributs schon zur Hälfte geleert worden war.

Da schlug die Stunde, um sich ins Atelier zu begeben, und er machte sich in einer sehr gereizten Stimmung dahin auf den Weg. Das Unglück wollte, daß der Schalk der jungen Bande an diesem Tage gerade auf den Einfall gerathen war, über der Thür einen mit Wasser gefüllten Eimer zu hängen, so, daß derselbe seinen Inhalt über Nicolas ausleeren mußte, so wie er deren Schwelle passirte. Das geschah denn auch, und Nicolas sah sich arg durchnäßt; aber eben nicht in der Laune, sich ungestraft necken zu lassen, sprang er auf den Urheber des Schabernacks zu, und versetzte ihm eine derbe Maulschelle. Statt sich seiner Haut zu wehren, flüchtete sich derselbe hinter einen seiner Kameraden, den Nicolas nun auch bei Seite werfen mußte, um jenem beizukommen, und so wurde das Atelier denn bald ein förmliches Schlachtfeld, auf welchem Nicolas allein vier Gegner zu bekämpfen hatte. Zwei hatte er bald niedergeworfen, der Dritte capitulirte, und der Vierte nahm Reißaus.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Monate in Paris. Von Adolf Stahr. Zwei Theile. Oldenburg, 1851. Verlag der Schulze'schen Buchhandlung (W. Berndt.) 308 und 367 Seiten gr. 8.

Der Verfasser lebte während des September- und October-Monates des verflossenen Jahres in Paris; seine Berichte haben also vor anderen ähnlichen den Vorzug der Neuheit, — ein Vorzug der nicht unbedeutend ist. Wir würden aber nur einen geringen Werth auf denselben legen, wenn sich in den Reisebriefen, die hier zu einem Buche vereinigt veröffentlicht werden, nicht so manches wirklich Neue fände und sie von einer weniger geübten Hand geschrieben wären. Von Dem, der seinen Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs auf zwei Monate beschränken mußte, wird Niemand ein vollständiges Gemälde des pariser Thun und Treibens, der Kunst- und wissenschaftlichen Schätze, oder gar der politischen Wirren und Parteikämpfe erwarten; ein solches wird denn auch in dem vorliegenden Buche nicht aufgestellt und konnte nicht aufgestellt werden. Aber Einzelnes ist, als hinreichend genügende Entschädigung, in der längst bekannten und gewürdigten anziehenden Darstellungsweise des Verfassers von „Ein Jahr in Italien," um so ausführlicher besprochen: zunächst Gegenstände der Kunst, dann die Stimmung und politischen Ansichten der pariser Arbeiter und des Landvolks der Umgegend, die augenblickliche Stellung der Bourgeoisie, und zuletzt Heinrich Heine. — Atelier-Besuche bei Ary Scheffer, bei Henry Lehmann, die Venus von Milos, der Borghesische Fechter, die Diana von Versailles, die Melpomene, das Grab des Kaisers im Dom der Invaliden, die Gobelins,

die Gemäldegallerie des Louvre und besonders die Ankäufe derselben aus der Versteigerung der Bildersammlung des Königs der Niederlande, das Versailler Museum, die Theater, namentlich eine scheußliche Verhunzung von Goethe's Faust, über welche auch in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1850, zufällig in derselben Nummer, 101, in welcher unsere Anzeige des dritten Bandes von Stahr's „Ein Jahr in Italien") in einem Briefe aus Paris das Verdammungsurtheil ausgesprochen wurde, dies Alles gab reichen Stoff zu interessanten, geistreichen Schilderungen. Ueber Besuche bei Alexandre Dumas, Victor Cousin, François Sabatier, einem der wenigen Franzosen, die des Deutschen in hohem Grade mächtig und mit der deutschen Literatur durch eigene Lektüre vertraut sind, und bei Lamenais; über eine Sitzung des Instituts u. s. w. wird in anderen Briefen berichtet. — In das Leben der Arbeiter läßt uns der Verfasser einen Blick thun, wenn er erzählt, wie er einen Sonntag Abend vor der Barrière einem ihrer sozialistischen Freundschaftmahle beigewohnt, oder von dem Chansonsdichter Pierre Dupont und den „Kindern von Paris," den besten Schülern der pariser Arbeitersingschulen, spricht. Das Raisonnement des kleinen Bourgeois über die Situation hören wir aus dem Munde eines Friseurs, eines Legitimisten henriquinquistischer Färbung; über den Präsidenten werden eigene und fremde Urtheile mitgetheilt, die ihm, man muß es gestehen, nicht schmeicheln; doch wird auch seiner Liebenswürdigkeit in frühester Jugend gedacht. Zur Geschichte der Februarrevolution und Characteristik der Familie Orleans hat der Verfasser interessante Beiträge geliefert, die er zum Theil Alexandre Dumas verdankt. Von dem allgemein bekannten Buche des Controleurs der königlichen Equipagen, Louis Tirel: „La République dans les carosses du Roi" wird eine, wol etwas zu weitläufige, Analyse mit daran geknüpften Bemerkungen gegeben; die (1. Theil, S. 78. 79.) aus Daniel Stern's (Madame d'Agoult) sehr gerühmter Geschichte der Februarrevolution angeführte Stelle scheint uns beachtungswerth: der Irrthum Louis Philipps und seines Guizot sei der gewesen, daß sie die Mittelklasse für gesunkener hielten, als sie in der That war. Die eigentliche Blüthe der Rechtlichkeit sei freilich fletrirt, aber die Wurzel noch gesund gewesen u. s. w. Aus dem Briefe: „In Neuilly" überschrieben, hier ein Bruchstück:

„Es war ein schwermüthig grauer Herbstnachmittag, als wir nach Neuilly hinausfuhren. Rechts von der großen Hauptstraße, die geradeaus vom Arc de l'Etoile sich nach Saint Germain en Laie hinzieht, führt eine Seitengasse in mehrfacher Windung abwärts zu dem Schloß und Park von Neuilly, dem Lieblingssitze weiland König Ludwig Philipp's. Es war öde und still auf den Gassen. Am eisernen Gitterthor mit den vergoldeten Pfeilspitzen lungerten rothhosige Soldaten des Wachtpostens, der die Trümmer der zerstörten Herrlichkeit bewacht. Der Concierge des Eingangspavillons forderte unsere Pässe, begnügte sich aber mit der Versicherung, daß wir Fremde seien. Vous verrez de belles choses! sagte er mit schwermüthigem Gesichtsausdrucke, als er uns den Weg nach dem Schlosse zeigte.

Nichts in Paris hatte mich bisher daran erinnert, daß hier vor wenig Jahren der Orkan einer welterschütternden Revolution getobt, und eine Dynastie von Frankreichs Boden wie Spreu von der Tenne gefegt hatte. Erst hier in Neuilly ward mir dieser Eindruck. Sie haben gute Arbeit gemacht, diese Banden der Incendiaires vom 28. Februar 1848. Eine einzige Nacht genügte, um diesen Prachtbau und all' seine liebliche Herrlichkeit in die grausen Trümmer zu verwandeln, deren Anblick uns jetzt das Herz erstarren machte. Man hat seitdem die Brandstätte gereinigt, und die Ruinen mit ihren steinernen Säulen und Portalen, mit den nur hier und da rauchgeschwärzten Steinwänden, den sauberen Stuccaturen, dem Marmorgetäfel der Nischen und Fensterbogen, erinnern überraschend an Pompeji's aufgegrabene Reste, und namentlich an die Villa des Freigelassenen auf der Gräberstraße der verschütteten Stadt. Man könnte glauben, auch diese Räume seien frisch aufgegraben; so wenig Feuerspuren zeigen sich an den Säulen und Pfeilern, Mauern und Wändern des länglichen Vierecks, dessen sorgfältige saubere Arbeit erst jetzt, entblößt von jeder schmückenden Verhüllung, in ihrer ganzen vollendeten Schönheit sichtbar ist. Wunderbar! So nahe ist uns noch die Zeit des Februar 1848, und hier wird sie plötzlich für die Phantasie in weitentlegene Ferne entrückt. Denn schon hat die Natur Besitz genommen von den Räumen, in welchen Luxus und Kunst des Jahrhunderts sich zu üppigster Blüthe entfalteten. Hohes Gras wächst auf dem Boden der Prunkgemächer des zerstörten Königshauses. Gestrüpp umwuchert die Pfeiler, Rankenwerk schlingt sich auf zu den Säulen, und rothblühender Mohn und gelbe Königskerzen wiegen sich in den Zimmern und Sälen, in welchen vor wenig Jahren noch über persischen Fußteppichen der Beherrscher des stolzen Frankreichs wandelte, nachdenkend über Planen der ewigen Befestigung seines Herrscher-Geschlechts! Auf die ausgebrochenen Trottoirs vor den Fenstern ist das geschmolzene Glas der prachtvollen Spiegelscheiben niedergeflossen und hat einen glänzenden Fußboden gebildet. Am Fuße eines Altans, dessen Säulen nur noch Reste des zertrümmerten Gebälks tragen, spendeten zahlreiche blaßrothe Herbstrosen ihren süßen Duft.

Es war ein unglaublich melancholischer Anblick. Die dichtverschlossenen Thüren und die mit Jalousieen vergitterten Fenster der erhaltenen Seitenflügel vermehrten noch das Schwermüthige des Gesammteindruckes. Ueberall sind die stattlichen Eisengitter zerbrochen, die eisernen Pfeiler der Laternen zerschlagen, die Statuen an den Treppen zertrümmert, nur ein Paar Sphinx-Kolosse schauen fragend aus dem dunklen Grün des Buschwerks hervor. Wer lös't ihr Räthsel, das Räthsel der Geschichte Frankreichs und der Menschheit? Der Kluge der Klugen, Ludwig Philipp, der es errathen zu haben wähnte — wo ist er jetzt? Sein müdes Gebein schläft den ewigen Schlaf im Lande der verbannten Könige Frankreichs.

Die hintere Seite des zerstörten Baues schaut mit einem stattlichen Säulenvorbau auf einen weiten grünen Platz, umgeben von den mannigfaltigsten Baumgruppen, deren schon herbstlich gefärbtes Laub regungslos in schwüler Herbststille niederhing. Drei ungeheure Trauerweiden gerade gegenüber dem Säulenportale, mit ihren tief zur Erde niedergebeugten Zweigen, sind wie eine Elegie auf diesen Graus der Zerstörung, der jetzt überall aus den hohlen Augen der marmorbekleideten Fensternischen blickt. Ueber das halb eingestürzte Dach des Pavillons, am äußersten Ende des Schlosses, hing der zusammengebogene Blitzableiter nieder in die Trümmer. Diesen Blitz des Himmels abzuwehren, war er nicht stark genug!

Neuilly ist ein Wallfahrtsort geworden für die Freunde des gefallenen Königshauses. In den zahlreichen Inschriften, welche hier und da, mit Kohle oder Blei hingeworfen, Wände und

Säulen bedeckten, sprach sich ein Stück französischer Geschichte der Gegenwart aus. Meist waren es Gegner der Republik, welche hier ihrem Herzen Luft gemacht hatten. Es ist nicht meine Weise, mich um die Inschriften zu kümmern, mit welchen besuchende Touristen alle Art Monumente und Denkstätten zu verunzieren pflegen. Hier aber war es anders. Hier standen keine Namen und Datums-Anzeigen, wohl aber namenlose Klagerufe und mancher wilde Racheschrei verzeichnet. Eine poetische Inschrift lautete in festen, schönen Zügen:

Sanguinaires Républicains,
Admirez votre ouvrage!
Et que tous les humains
Déplorent un tel outrage!

Eine andere fragte vorwurfsvoll:

Est-ce aussi une gloire pour la France?

Noch eine andere:

Où est la liberté, l'égalité et la fraternité?

Hier forderte eine dritte auf: Passants, admirez les hauts faits de la république. Während eine vierte und fünfte im bourgeoisen Sinne, die „Propriétaires" in diesen Trümmern ihr eignes Schicksal lesen hieß: Propriétaires, c'est le sort qui vous attend! und weiterhin die Sozialisten à la Louis Blanc ihr Urtheil empfingen in der Inschrift: Français! jugez des socialistes à leur *premier oeuvre!*

Auch Demosthenes-Lamartine bekam sein Theil: L'infame lie du peuple, hieß es in einer Inschrift, devant laquelle Lamartine c'est courbé, est venu s'abattre sur Neuilly. Honneur à toi, *Lamartine!* tu as bien mérité de la France! „Les voleurs et les incendiaires seront punis de mort immédiatement." Demosthène. Unter all den zahllosen Inschriften, welche die Stätte der Verwüstung bedeckten, sah ich nur eine einzige, welche historischen Sinn verrieth. Eine feste Hand hatte mit Kohle in gewaltigen Zügen drei Worte hoch auf eine zerbrochene Säule geschrieben. Sie lauteten:

Droit du Talion. 1830. 1848.

Andere Hände hatten versucht, die Schrift unkenntlich zu machen. Aber es war ihnen nicht gelungen. Das Wort der rächenden „Vergeltung" war leserlich geblieben."

Mehrere Briefe des zweiten Theils sind in Loges bei Versailles, wohin der Verfasser sich aus dem unruhigen Ninive zurückgezogen, geschrieben; er wohnte dort bei der Witwe des tapfern Generals und Barons de l'Empire, v. Chamorin, die ein Kosthaus hält. S. 34—63 ist eine Novelle: die Grisette, von dem Freunde Stahr's, S., der sich mit Abfassung eines Buches: „Paris und die Pariser" beschäftigte, abgedruckt. — Der Ball Mabille und die Closeries du Lilas sind nicht unbesucht geblieben; der Jardin Mabille ist bezeichnet als Paradies der höheren bourgeoisen Liederlichkeit, die um so greller hervortritt, als sie unter den Augen der Polizeigewalt geübt wird, die nur dann an die Decenz mahnt, wenn der Cancan in die wildeste Orgie ausartet; einen Ball in den Closeries du Lilas, meint der Verfasser, müsse man sehen, um Beranger (der diesen Garten erst vor kurzer Zeit wieder besucht hatte und von der Gesellschaft mit Jubel empfangen war) zu verstehen; hier throne der Student, hier herrsche die Grisette, hier tanze und springe und trällere die Jugend des arbeitsamen Volkes. — Rousseau hat an Stahr (in dem Abschnitt: „In Montmorency") einen strengen, aber gerechten Richter gefunden; wir haben nirgends sonst eine so wahre und begründete Auffassung des Characters dieses Mannes gelesen.

Die Seiten 306—367 bringen Erinnerungsblätter an Heinrich Heine (Ende Octobers), die viele Leser schmerzhaft berühren werden, aber auch die Geistesfrische bekunden, die der leidende Dichter sich zu erhalten gewußt hat. — Wir freuen uns, von ihm selbst widerlegt zu finden, was hinsichtlich seines Verhältnisses zu einem höchst ehrenwerthen und wackern Verwandten durch die Presse eben so tactlos als unwahr in's Publikum gebracht ist. — Von Heinrich Heine's Pietät lesen wir in Folgendem einen schönen Zug:

„Er erzählte, daß er mein Buch zu Ende gelesen, und große Sehnsucht nach Italien empfunden habe. „Wenn Sie wüßten, sagte er, wie das thut, wenn man so lies't vom Bergesteigen und lustigen Reiten durch Wald und Feld, während man hier fest liegt! Und denken Sie, ich bin nie nach Rom gekommen, ich habe Rom nie gesehen. Es war etwas Wunderbares, daß ich nicht hinkam. Als ich in Oberitalien war, kam ich direkt von London und hatte nach Rom gewollt, fand aber, daß ich nicht Geld genug hatte. Denn daß ich ein ganz Theil englischer Banknoten, die ich von London her noch übrig hatte, in Italien verkaufen könne, fiel mir erst ein, als ich wieder in Deutschland war. Das wäre indessen noch zu beseitigen gewesen. Aber mich überfiel eine so plötzliche, krankhafte Sehnsucht nach meinem Vater, daß ich es nicht aushalten konnte und Knall und Fall umkehrte. Meine Beängstigung war anscheinend ganz grundlos, ich konnte mir aber nicht helfen. Unterwegs erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der mir schrieb, daß unser Vater lebensgefährlich krank sei, und daß ich bei Herrn Textor in Würzburg Weiteres erfahren werde. Als ich dort ankam, war mein Vater todt."

Er hielt eine Weile inne, dann fuhr er fort: „Es war ein vortrefflicher Mann, und ich habe Jahre lang den Verlust nicht begreifen und ihn nie verschmerzen lernen. Es ist sonderbar, daß man nie an den Tod glaubt, den man nicht sieht, daß man nie glaubt, Jemand, den wir lieben, könne sterben. Man sagt sich wohl, es könne geschehen, aber man glaubt es nicht, und das ist ein Unglück. Denn darum behandeln wir unsere Geliebten nicht so gut, als wenn wir dächten, daß wir sie verlieren könnten. Man ist nie gut genug zu einander."

Man vergleiche eine andere Stelle S. 324. 325, welche zu wiederholen, wir, auf dort Geäussertes uns beziehend, unterlassen. — Als Heine behauptete, daß er die grellen Dissonanzen in seinen Gedichten nicht aus persönlichem Uebermuth, sondern mit entschiedenem oppositionellen Bewußtsein hingestellt habe, erwiederte Stahr ihm sehr richtig: „Diese Gedichte werden vergehen, eben weil sie einer bestimmten Epoche und einer bestimmten Tendenz angehören. Was aber bleiben wird, das sind die reinen, von aller Opposition freien Lieder, die schon jetzt Volkslieder sind, wie das Lied von der Lorely, und „Du bist wie eine Blume," und andere der Art, die man durch ganz Deutschland singen hört, von Alt und Jung." — Gewiß! das „Buch der Lieder" wird in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur noch nach Jahrhunderten als classisch genannt und mit ihm des Lyrikers Heine Name den spätesten Generationen überliefert werden! Hätte ein Nicht-Deutscher diese Lieder gedichtet, es läge schon längst eine, durch die Kunst des Buchdrucks und des Grabstichels glänzend

ausgestattete Ausgabe derselben vor uns. — Daß Heine sich mit Bitterkeit über die hamburgischen jämmerlichen Klatschereien äußert, die sich unermüdlich damit beschäftigten, ihn in eine falsche Stellung zu Nahestehenden zu bringen, ist leicht erklärlich; das Sündennest wollen wir ihm nicht abstreiten; aber sollte er denn ganz vergessen haben, daß ihm auch viel freundliches Entgegenkommen, wahrhafte Verehrung und Anerkennung seines Geistes und Dichtertalents in Hamburg geworden? — Stahr's Erzählung von seinen Besuchen bei Heine schließt mit den Worten:

„Heine hatte mir angeboten, das Manuscript des Atta Troll für mich hervorsuchen zu lassen, um es mir zu schenken. „Man hat es nicht finden können," sagte er, als ich aufstand, um zu gehen, „aber es bleibt Ihnen, wenn Sie das nächstemal wieder kommen. Sie kommen doch gewiß?" Ich bejahte es mit schwankender Stimme, denn das Herz wurde mir schwer bei der Nothlüge. Ich ging mit einem herzlichen Lebewohl. Sein freundlich bittender: „Kommen Sie wieder, kommen Sie bald wieder!" folgte mir nach durch die geöffnete Thüre. Die Thränen stürzten mir aus den Augen. Ich habe ihn nicht wieder gesehn."

Daß des Verfassers politische und religiöse Ansichten überall, hie und wieder auch wo es nicht unumgänglich nöthig scheint, zur Geltung gebracht werden, wird manchem Leser nicht gefallen; aber bei der Besprechung pariser Zustände drang sich die Darlegung derselben ihm unwiderstehlich auf, und fast immer ist sie, sehen wir von einigen, an dieselbe geknüpften, vergleichenden Nutzanwendungen und gewagten Schlußfolgerungen ab, an ihrer Stelle. Es wäre doch in der That eine wunderliche Ziererei, ja Heuchelei gewesen, wenn Stahr seine anderweitig so oft frei geäusserte Ueberzeugung gerade da, wo die Veranlassung sie auszusprechen so nahe lag, nicht ausgesprochen und trockene Touristenbriefe geschrieben hätte. Niemand weniger als er wird gewiß allgemeine Beistimmung erwarten und verlangen, es uns z. B. nicht verargen, wenn wir der Meinung sind, daß das Bild, welches er uns von seinen pariser ouvriers hinstellt, mit einigen von ihnen verglichen, gewiß ein treues ist, aber den großen Haufen, die ganze Classe weniger treu schildert.

Wenn wir, im Begriff diese Anzeige zu schliessen, auf den ersten Brief aus Brüssel zurückkommen, in welchem es heißt: „Brüssel mag reicher sein an Sehenswürdigkeiten als ein Tagestourist, selbst ein fleißiger erfährt. Ein solcher ist bald mit der belgischen Hauptstadt fertig, zumal wenn ihm Paris in nächster Nähe winkt. Aber auch Besucher, die Wochen und Monate dort zu verweilen veranlaßt waren, bestätigten, daß es langweilig sei in der capitale du royaume des Belges, und daß wer nicht architectonische Specialstudien machen wollte, bald erfahren müsse, daß die Häuser von Brüssel interessanter sind, als die Menschen welche sie bewohnen," so ist es unleugbar und in belgischen Organen, z. B. noch neulich in der Indépendance vom 20. Juni 1851, (Artikel des Feuilletons: Bruxelles artistique) anerkannt, daß noch Viel geschehen könne und müsse, um dem Aufenthalte in Brüssel neuen und größeren Reiz zu geben. Meint der Verfasser jedoch, Pougin's, von der Mayerschen Buchhandlung verlegtes Prachtwerk: Les vrais principes de l'Architecture ogivale ou chrétienne, sei so ziemlich die bedeutendste Erscheinung, welche in neuester Zeit in der Literatur auf national belgischem Boden gewachsen, so müssen wir ihm widersprechen und bitten ihn, nur die drei oder vier letzten Jahrgänge der von dem Buchhändler Muquardt herausgegebenen Bibliographie de la Belgique durchzublättern, und er wird eine nicht ganz kleine Anzahl eben so bedeutender, ja bedeutenderer Werke, namentlich in dem Fache der Geschichte, wenn auch vorzugsweise der vaterländischen, und ihrer Hülfswissenschaften, finden. Leider aber kommt davon nur ausnahmsweise etwas zu uns, und wir sehen blos die Nachdrücke, deren verderblicher Einfluß auf die belgische Literatur und den belgischen Buchhandel im Lande selbst genug beklagt wird. Daß übrigens die literarischen und geschichtlichen Studien in Belgien noch viele Fortschritte zu machen haben, ehe sie zum gewünschten Ziele gelangen, daß die Preisaufgaben der Akademie oft mehrere Jahre unbeantwortet bleiben, u. s. w. hat der Secretair derselben, der berühmte Astronom Quetelet, noch erst kürzlich in der öffentlichen Sitzung eingestanden. Die Regierung versäumt Nichts, wodurch die Wissenschaften gefördert werden können; so ist es jetzt in Anregung gebracht, dem von ihr ausgesetzten fünfjährigen Preis für das beste geschichtliche Werk, noch mehrere für die vorzüglichsten Leistungen in anderen Fächern hinzuzufügen; in den Städten, wo keine öffentliche oder Gemeinde-Bibliotheken vorhanden, werden solche, mit Zuschuß aus der Staatskasse errichtet u. s. w.

Die Verlagshandlung hat die „Zwei Monate in Paris" geschmackvoll ausgestattet.

F. L. Hoffmann.

In Schweden von J. C. Andersen. Verlag von Carl B. Lorck. Leipzig 1851.

Andersen, der Erzähler der lieblichen Mährchen, der weitgereiste Dichter des Nordens, tritt, nachdem seine Muse einige Zeit verstummt war, in der erwähnten Reiseschilderung wieder in unsern Kreis, und gewiß werden ihm Alle willkommen heißen, die sich je an den Blüthen seiner wunderbar reichen Poesie erquickt und gelabt haben. In dieser Schilderung seines ihm durch Sitten, Gebräuche und Sprache so nahestehenden Nachbarlandes, finden wir alle Eigenthümlichkeiten des Dichters in reichem Maße wieder. Der Storch und die Schwalbe erzählen uns trauliche Mährchen; wir wandern mit dem Verfasser durch die dämmernden Tannen-, Fichten- und lieblich säuselnden Birkenwälder, er schildert uns in kecken Umrissen den großartigen Trolhätta, führt uns an die Kupferbergwerke Fahluns und an die Eisengruben Dannemoras, und über Alles weiß die Feder des Dichters und der Pinsel des Malers den lustigen Hauch der Poesie in reichem Maße zu gießen. Den vielen Freunden des Dichters wird dies neue Werk eine willkommene Gabe sein; er selbst hat dadurch seinem reichen Kranze ein frisches, liebliches Blatt hinzugefügt.

H. Z.

Neue Beiträge zu dem Geist in der Natur von H. C. Oersted. Leipzig. Verlag von Carl B. Lorck 1851.

Oersted, welcher durch seine vielfachen, naturwissenschaftlichen Abhandlungen dem größeren, deutschen Publikum erst in neuester Zeit bekannt geworden ist, hat leider nicht mehr die Freude erlebt, sein tiefdurchdachtes, reichhaltiges Werk in seiner Vollendung den Deutschen übergeben zu können; der Tod raffte den rüstigen Greis in wenigen Tagen hin. Die ersten Bände des Werkes „der Geist in der Natur" wurden bereits in diesen Blättern angezeigt, so wie

auch Auszüge aus denselben mitgetheilt. Der vorliegende enthält sechs ausführliche Abhandlungen:

I. „Ueber die Gründe des Vergnügens, welches die Töne hervorbringen."
II. Die Naturwirkung des geordneten Lautausdrucks.
III. Zwei Kapitel der Naturlehre des Schönen.
IV. Ueber das „Unschöne" in der Natur in seinem Verhältniß zur Schönheitsharmonie des Ganzen.
V. Betrachtungen über die Geschichte der Chemie.
VI. Christenthum und Astronomie.

Daß sich in allen diesen Abhandlungen der große Naturforscher, der tiefe Denker und Menschenfreund offenbart, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Oersted's höchstes Streben ist es von jeher gewesen die Früchte der Naturwissenschaften in den weitesten Kreisen zu verbreiten; sein Wahlspruch war es, daß die Ergebnisse des Forschens Allgemeingut des Volkes werden müßten, und daß in Verfolgung dieses Zweckes nur die wahre Bildung und Humanität gefördert werde.

H. Z.

Charaktere und Reden von H. C. Oersted. Verlag von Carl B. Lorck. Leipzig 1851.

In diesem Werke bietet uns Oersted zum größten Theile Biographieen hervorragender Persönlichkeiten seines Vaterlandes. Er hat diese Reden fast durchgängig in der Gesellschaft der Wissenschaften gehalten, und nur einzelne sind bereits früher in der dänischen Wochenschrift des Professor Schouw mitgetheilt. Staatsmänner, Künstler und Gelehrte schildert uns Oersted mit einer strengen, ihn um so mehr ehrenden Unpartheilichkeit, da er fast mit Allen in sehr naher Verbindung stand; wir lernen den Grafen Ernst, Heinrich Schimmelmann, den Mathematiker v. Schmidten, den Phidias des Nordens Thorwaldsen, den Philosophen und Dichter Henrik Steffens, den Chemiker William Christopher Zeise u. s. w. kennen. Christian dem Achten setzt Oersted ein herrliches Denkmal; und säße dieser, durch Kenntnisse so sehr hervorragende Fürst noch auf dem Throne, er würde den Begebnissen der letzten Jahre sicher ein anderes Bette gegraben haben. Am Schlusse stellt Oersted Betrachtungen über den dänischen Character an, und auch hier müssen wir der Unpartheiligkeit des großen Mannes die strengste Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

H. Z.

Miscellen.

Die Hauptstadt der spanischen Niederlande bewahrte lange die Erinnerung an die Ehrenbezeugungen, welche am 19. November 1693 dem Primus der Universität Löwen (dem gekrönten Sieger im akademischen gelehrten Wettkampfe) Peter Van Hamme, mit Genehmigung des Kurfürsten von Baiern und General-Gouverneurs von Belgien an König Karl II. Statt, gewidmet wurden. Peter Van Damme war ein Zögling des Jesuiten-Collegiums in Brüssel gewesen und die ehrwürdigen Väter ersparten Nichts um ihren Preisgekrönten einen glänzenden Einzug zu bereiten. Am 19. November, gegen zwei Uhr Nachmittags erschienen hundert Studenten zu Pferde, um den Primus am Thore von Löwen zu empfangen; vier und zwanzig trugen Embleme und die andern schwenkten Fahnen. Auch bemerkte man zwei Genien, die Stadt Brüssel und das Collegium der Gesellschaft Je u darstellend; sie überreichten dem Primus eine Lorbeerkrone. Dann setzte der Zug sich in Bewegung, voran dem Hofe gehörige Trompeter und Pauken. Das Pferd des Primus wurde von den beiden Genien geführt; sie declamirten und sangen lateinische Verse an allen Kreuzwegen, welche der Zug betrat. Von der Kirche der heil. Gudula begab man sich nach dem Palast. Der Kurfürst selbst wünschte nun dem jungen Sieger Glück und schmückte ihn mit einer goldenen Kette. Der Zug wandte sich darauf der Jesuiten-Kirche zu, wo unter Musketensalven und Knallen von Feuerwerk ein Te Deum gesungen wurde. Dann ging es zum Stadthause; der Magistrat empfing hier den Primus und verehrte ihm ein silbernes Becken nebst Gießkanne. Als er endlich mit Glückwünschen und Ehrenbezeugungen schon überschüttet, sich dem Vaterhause näherte, wartete seiner dort eine neue Ueberraschung. Auf Befehl des Kurfürsten hatte man vor die Thür des Hauses den Thronhimmel Karl des Fünften, von weißen Wachsfackeln umgeben, aufgestellt. (Nach Theodor Juste's sehr beachtungswerthem und belehrendem „Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Belgique, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Bruxelles 1844." Die Erzählung ist aus den Handschriften der Bibliothèque de Bourgogne entlehnt. Mit dem neuesten Werke des Geschichtschreibers der Gründung der constitutionellen Monarchie in Belgien: „Conspiration de la Noblesse Belge contre l'Espagne en 1632. Etude historique" werden wir unsere Leser nächstens näher bekannt machen.)

H.

Im Verlage von C. Muquardt (Brüssel — Gent — Leipzig) ist die erste Lieferung eines, Kunstfreunden und namentlich Sammlern von Bildnissen zu empfehlenden Werkes erschienen, dessen Titel ist: Musée historique belge, ou collection des portraits gravés d'après les tableaux des grands maîtres, par une réunion d'artistes, sous la direction de L. Calamatta, directeur de l'école royale de gravure de Bruxelles. Notices historiques, par Félix Stappaerts. Das Format ist Groß-Folio. Das Museum ist in zwei Sectionen getheilt; die erste wird die belgischen Maler, Bildhauer, Tonkünstler, die zweite die Staatsmänner, Krieger, Gelehrten, enthalten.

Von Architecten verdient ganz besondere Beachtung: Journal de l'Architecture et des arts relatifs à la construction. Revue des travaux exécutés en Belgique. Publié par MM. C.-D. Versluys, D. Dekeyser, Architectes: E. Guillery, Professeur à l'Athénée et à l'Université de Bruxelles; Th. Lamal et Ch. Vanderauwera, éditeur. Diese elegant ausgestattete Zeitschrift hat jetzt ihr viertes Jahr begonnen; jeden Monat erscheint ein Heft von wenigstens 16 Seiten Text und 2 sorgfältig gestochenen Doppeltkupfern und den nöthigen Holzschnitten. Die drei früheren Jahrgänge bilden eine reichhaltige Sammlung belgischer öffentlicher Gebäude u. s. w. (Abonnement bei C. Muquardt in Leipzig, Königsstraße Nr. 3.)

H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 56. Sonnabend, den 12. Juli. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der verbannte König.

Es saß ein alter König
Im Garten in fremdem Reich,
Von seinen Getreuen wenig
Umstanden ihn trüb und bleich.

„Der Herbstwind wirbelt und drehet
Vom Baum uns Blatt auf Blatt:
So lieg' ich auch verwehet,
Ein mürbes altes Blatt.

„Und gleich den alten Bäumen
Seht ihr mich düster an.
Wie man so süß doch träumen
Und so bitter erwachen kann!"

Berlin. C. F. Biltz.

Die Eisfahrt.

Es wimmelt auf dem Eise
Am Wintertag dem klaren;
Er kam daher gefahren
Und grüßt' und bat sie leise.

Sie setzte sich mit Zagen,
Er faßte fest den Schlitten;
Die Lüfte sie durchschnitten,
Und wußten nichts zu sagen.

Der Schleier seiner Holden
Ihm Mund und Stirn umfächelt.
Aus fernen Fenstern lächelt
Die Abendsonne golden.

Es schütteln alte Föhren
Das Haupt das schneebestreute;
Sie stürmen in die Weite
Und lassen nichts sich stören.

Dumpf scholleri's unter'm Eise;
Im Sturm dahin sie flogen;
Hoch über ihnen zogen
Die Raben schwarze Kreise.

Die Wassernixen grollen,
Sie fliegen durch die Forsten:
Da ist das Eis geborsten,
Und beide sind verschollen.

Berlin. C. F. Biltz.

Gebet.

Ach, Mutter Gottes, höre
In Gnaden meine Noth,
Die nun mit ganzer Schwere
Mich zu erdrücken droht!

Da du am Kreuz gestanden,
Verweinet und verwais't,
Hast du's ja auch verstanden,
Was Leiden tragen heißt.

Und ob er mich geschlagen
Mit Kummer und mit Schmerz,
Die seinen Sohn getragen,
Erweicht des Vaters Herz.

Berlin. C. F. Biltz.

Livländische Skizzen. *)

Die Düna.

In stolzer Sicherheit wälzt die majestätische Düna ihre Wogen der alten Hansastadt vorbei, willig duldend, daß das groß gewordene Kind auch ferner in der Mutter Größe sich spiegele und sein Schicksal in ihren Armen tragend. Viele hunderte von Schiffen bedecken den Strom: da flattert das allbekannte bunte englische Banner, die dreifarbige republikanische Flagge tanzt im spielenden Winde, am schlankaufstrebenden Maste thront stolz das blaue Sternenbanner und das holsteinische Nesselblatt und der Dannebrog zieren die kleinen Segler. Das Gerassel der Ankerketten, der eintönige Tactruf arbeitender Schiffer mischt sich in dem langgezogenen Gesang feiernder Matrosen. Von fern erschallt der Doodle der Jankee's, dazwischen der feierliche Klang der englischen Nationalhymne und hier begegnen sich die schleswig-holsteinischen Freiheitsklänge und die dänischen Lieder von Niels Juel dem kühnen Seehelden. Die junge Sonne scheint herrlich strahlend, die langen Wimpel begrüßen jeden frischen Lufthauch, dazu das rege Leben und der heitre Klang, — es ist ein schönes Bild!

Zwischen den großen Fahrzeugen, den Beherrschern des Meeres, die sich ruhig auf den blauen Wogen wiegen, tummeln sich die kleinen roth, grün und blau bemalten leichten Nachen und führen den eiligen Wanderer oder neugierigen Zuschauer rasch durch den wirren Knäuel; so barock wie ihr Kleid sind auch die Namen, mit denen die Einbildungskraft ihrer kundigen Führer sie geschmückt, „der amerikanische General," „der Kosack" und ähnliche durchaus nicht Beherrschern der Tiefe zukommende Benennungen kann man dort finden.

Nicht immer aber ist das Bild ein so friedliches und heitres, zwar wenn hier bei der Stadt die geknechteten Wogen sich bäumen und schäumen, so giebt es ein hübsches Bild, doch müssen sie die Uebermacht der Menschenhand anerkennen und ermattet sinken sie zurück in die gähnende Tiefe, mehr belustigend als schreckend; weiter hinaus aber, wo des Stromes Wasser ins Meer fallen, erstreckt sich lang hinaus eine sandige Düne, die Magnusinsel geheißen, das ist der Ort, wo die finstern Mächte der Tiefe ihre Tänze aufführen, dunkel, ja schwarz färbt sich das empörte Element, sausend führt die Windsbraut daher, weißer Schaum ziert den Kamm der Wellen und so geschmückt reißen sie die auf der Rhede lagernden Fahrzeuge mit sich zum Brauttanz auf der Magnusinsel, und wehe dem der den finstern Mächten der Tiefe sich anvermählt; jede Strandsage lehrt ja, daß er das heitere Licht des Tages nicht mehr erschaut. Wenn auf grüner moosiger Halde unter flüsternden Linden und Buchen die Elfen ihre Feentänze aufführen und einem Sterblichen es gegeben ward sie zu belauschen, der hüte sich vor dem Anblick in entfesselter Lust rasender Meeresgeister: wenn ihn dort das lichte Tönen und Klingen der Elfenglocken süß berauschte, so verwirrt ihm hier der markverzehrende gellende Sturmeslaut und das brausende Orgeln der Wasser den Sinn. Doch der Kühne würfelt auch mit den Geistern der Tiefe und bleibt oft Sieger.

Beschlossen war's dem Treiben der finstern Dämonen hier Einhalt zu thun, und mächtige Vorbereitungen zum Anfang eines Hafenbaues auf der Magnusinsel waren getroffen; die Götter des Himmels sollten herniedergerufen werden als Zeugen wie ihre Priester, die Menschen, die Dämonen in Fesseln schlugen.

Es war ein prangender Sommermorgen, an welchem die Weihe des Baues vorgenommen werden sollte, und auf einem jener bunten Nachen, von zwei Fährleuten gerudert, eilte auch ich den Strom hinab, den grünen Inseln, wimpelumflatterten Schiffen und das Ufer zierenden Gebäuden vorbei, der Mündung zu. Da diese von der Stadt einige Meilen entfernt ist, hatte ich Zeit meine Fährleute genauer zu betrachten und ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Die Führer jener Boote sind eine eigenthümliche Menschenart, von der Sonne gebräunte Gestalten, schwingen sie mit einer Kraft und Geschicklichkeit ihre langen eschenen Ruder, deren jeder eines handhabt, wie ich sie sonst selten getroffen. Meist haben sie längere Zeit auf Seeschiffen gedient, um sich jedoch einen selbstständigen Heerd zu schaffen, dies ihrem früheren am nächsten kommende Gewerbe ergriffen. Die See aber gebiert ja der Sagen und des Abenteuerlichen so viel und so sind auch diese Leute, besonders da sie mit Lust an ihr früheres Leben zurückdenken, zum Erzählen sehr aufgelegt. Der Eine meiner Führer war ein junger, kräftiger Mann; auch er war in See gewesen, aber nicht so weit und lange wie sein älterer, schweigsamer Gefährte, daher er ihn mit einer gewissen Ehrfurcht behandelte. Dieser sah aber auch beinahe Furcht erregend aus: eine kleine gedrungene Gestalt, fast kupfern gebräunt, wie es unter der nordischen Sonne selten vorkommt, das Haar schon ergrauend, der lange Bart spielte in allen Farben und unter den buschigen Brauen funkelten die kleinen Augen unheimlich genug. Auf meine Fragen antwortete er nicht, warf mir nur ab und zu einen stechenden Seitenblick zu und stieß, sich mit aller Kraft ins Ruder legend, einen gellen abgerissenen Pfiff aus. Sein jüngerer Gefährte, der sich offener zeigte, erzählte später von ihm.

„Herr," sagte er, „das ist ein ganz sonderbarer Mensch, verrückt kann man ihn nicht nennen, denn er ist klug und hat viel erfahren, aber von Zeit zu Zeit thut er wie wahnsinnig, dann

*) s. Jahrgang 1850, Nr. 126 und 127.

wirft er sich zur Erde weint und schreit, küßt Steine und den Boden, so daß dem, der's zusieht, ganz weich zu Muthe wird, nachher glaube ich schämt er sich, dann fährt er mit einem Boote weit in See hinaus und kommt erst spät wieder, doch ist er dann wieder ruhig, wer weiß was den plagt, er ist ein verzweifelter Kerl und mich wundert's nur, daß er hier nicht schon Manchen kalt gemacht, denn wenn er gereizt wird, ist er wie ein wildes Thier." Nun erzählte er mir, wie dieser Mann lange, lange Jahre auf den Schiffen verschiedener Nationen gedient und aller dieser Sprachen verstände, auf Schmugglerschiffen und Ostindienfahrern sei er lange Zeit gewesen, dann habe er in England, weil er im Zorn in einer Taverne Jemand niedergestoßen, gehenkt werden sollen, doch sei er kurz vorher entflohen und nach langer Zeit endlich nach Hause zurückgekehrt. — „Ich glaube," so schloß er seine Erzählung „er hat mehr mit den Wassergeistern da unten zu thun, als mit dem Herrgott, denn obgleich, wissen Sie, wir Seeleute gerade nicht das zu glauben brauchen, was die Pfaffen zu Lande erzählen, so muß man doch manchmal beten, wenn's Noth ist, aber er thut's nie!" —

Unsere Fahrt ging rasch, die schwerfälligen Lichterfahrzeuge und mit Brennholz beladenen Böte hinter uns lassend flogen wir dahin, bald saus'te ein schnaubendes Dampfschiff vorbei, demselben Ziele, wie wir, hinzueilend, noch hatten sich die aufgeregten Wogen nicht geglättet und wieder eins braus'te heran, fast die lustige Weise übertönend, mit der ein Musikcorps den Gästen die kurze Fahrt zu verkürzen bemüht war.

Auch unser Nachen legte bald an; schon bewegte sich der Zug der Gäste unter Vortritt der Spielleute, geleitet von Lootsen, welche die flatternde Handelsflagge trugen, dem Orte zu, wo der Grundstein zum Baue gelegt werden sollte. Die kleine Erhöhung war mit Hülfe einiger Teppiche und grünen Reiser zu einer offenen Kapelle umgeschaffen, hier versammelte sich die festlich gekleidete Menschenmenge, die Sonne brannte auf dem Dünensande, der Wind schwieg, die tückischen Fluthen hatten ihr faltenreiches Antlitz geglättet, die Feierlichkeit begann. Nach einleitendem Gebet durch den griechischen Erzbischof, ward der Grundstein gelegt und von jenem mit einer kurzen Rede begleitet. Einiges daraus habe ich behalten:

„— — meine christlichen Zuhörer, vertraut nicht auf Eure Kraft und die Geschicklichkeit Eurer Baumeister. Schlaget auf das Buch der Geschichte und Ihr werdet sehen, daß das Alterthum viele schöne und große Seestädte gehabt hat, da war Sidon und Tyrus, Ninive und Babylon, was waren das für Städte, was hatten sie für Flotten! Auch sie hatten Häfen, die wie dieser auf Sand und Stein gebaut waren, aber erst vergingen ihre Häfen und dann sie selbst, was frage ich nun, was war die Ursache davon? Es könnte Jemand kommen und sagen: sieh, die Ursachen waren natürliche, Sturm und Wetter haben das gethan! — — Ich aber sage nein, und abermals nein, das war der Zorn Gottes!"

Mit einem Gebet für das regierende Haus schloß er die Rede und besprengte darauf die Gläubigen und Würdenträger, während sie das dargereichte Kreuz küßten, mit geweihtem Wasser. Eine alte Excellenz, ihrer Verdienste wegen mit Orden und Ehrenzeichen bedeckt, aber protestantischen Glaubens, machte auch ihre schuldige Verbeugung, unterließ es jedoch das russische Kreuz zu küssen; da tauchte Se. Eminenz den Wedel tief ins Weihbecken und versetzte der Glatze der ungläubigen Excellenz einen so brünstigen Schlag, daß sie triefend sich unter die Umstehenden zurückzog, den reichen Segen abtrocknend.

Nun trat auch der protestantische Hauptprediger auf und zum Meere gewendet sprach er einfache schwungvolle Worte, seine Stimme zitterte; war es der ungewohnte Anblick der blauen unendlichen Fläche, des öden Dünensandes, war es die Anwesenheit seines mächtigen Glaubensfeindes, die dieses bewirkte? — Die Kanonen donnerten, die Schiffe salutirten mit ihren Flaggen und Wimpeln, wieder erhob sich der Wind, die See rauschte auf, die Feier war zu Ende. —

Fast ein Jahr ist seitdem vergangen, ich habe nachher die Magnusinsel nicht mehr gesehen, doch geht das Gerücht, oft sei nach stürmischen Nächten das angefangene Werk spurlos verschwunden, aber wieder und wieder beginnen es emsige Hände von Neuem, denn es befahl das unabänderliche „dem sei also." —

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die executive Gewalt.

Zwei Fragen waren zu lösen, indem man die executive Gewalt constituirte: sollte sie durch das Volk, oder durch die beiden Conseils gewählt werden, in einer einzigen oder durch mehrere Personen repräsentirt seyn?

In Betreff der ersteren Frage, behielt das Vorurtheil und die revolutionaire Metaphysik die Oberhand, und die Commission setzte nur eine untergeordnete executive Gewalt ein. „Wir haben gefürchtet," sagt der Berichterstatter, daß sie, von Allen ernannt, eine zu große Macht gegen die nur von einem Theil der Bürger ernannte legislative Gewalt bekommen würde.

Boissy d'Anglas sagte in dem Convente jedoch nur einen Theil der Wahrheit; die Commission der Eilf hatte noch einen anderen Grund, dem Volke nicht die directe Ernennung der executiven Gewalt zu überlassen. Louvet machte darauf aufmerksam, daß eigentlich wohl nur die Namen von Fürsten, deren Familien über das Land geherrscht hätten, tief in die Volksmassen eingedrungen wären, und äußerte die Besorgniß, das Volk möchte, wenn man ihm die Ernennung seiner Häupter überließe, einen Bourbon wählen.

So wurde die Ernennung der executiven Gewalt denn dem Rathe der Alten, aus einer Liste von zehn Candidaten, dessen Ausfertigung die Sache des Rathes der Fünf Hundert war, übertragen.

In Betreff der zweiten Frage, lagen die Ideologie und der Ehrgeiz mit einander im Kampfe; letzterer blieb aber Sieger. Daunou wollte zwei zweijährige Consuln, von welchen der eine das erste, der andre das zweite Jahr regieren sollte; er gab aber nicht an, in welcher Weise derjenige seine Zeit zubringen sollte, der eben nicht am Regieren war. Lanjuinais rieth zu einem einjährigen Präsidenten. Die meisten Stimmgeber wollten aber mindestens drei Häupter haben. Endlich entschied sich die Com-

mission für die Zahl Fünf, einige, weil damit das Königthum möglichst weit entfernt wurde, die meisten aber, weil diese Combination allen Ehrsüchtigen die meiste Hoffnung gewährte.

Als dem Convente die Mittheilung gemacht wurde, daß die Commission sich gegen die Einsetzung eines einzigen Directors erklärt habe, da gab Boissy d'Anglas einen ziemlich sonderbaren Grund für eine solche Entscheidung an. Er sagte: „die Republikaner fallen zu leicht dem Einfluß der Factionen in die Hände, als daß wir Ihnen den Vorschlag machen dürften, einem einzigen Manne eine so eminente Gewalt anzuvertrauen."

Die Gesammtheit dieser fünf Inhaber der executiven Gewalt wurde das Directorium genannt.

Dies war eine Benennung, die schon bei mehreren Municipaladministrationen der vormaligen Monarchie gebraucht worden war, und dieselbe, welche die durch die Constitution von 1791 eingesetzten Departements- und Districts-Administrationen führten. Das Directorium hatte die Ernennung der Minister, der Gesandten, der Officiere; es war verantwortlich für seine Handlungen; es sollte jährlich durch Loosung unter sich um ein Fünftheil erneuert werden.

Die Frage, wo das legislative Corps residiren sollte, beschäftigte die Commission, ohne daß sie sich darüber einigen konnte. Die Erinnerung an den unwiderstehlichen Einfluß, den die Pariser Clubs seit dem Jahre 1789 auf die Versammlungen ausgeübt hatten, war damals lebendig in allen Gemüthern. Man beschränkte sich nun darauf, den Rath der Alten zu ermächtigen, das legislative Corps nach einer Oertlichkeit zu verlegen, wie sie ihm am passendsten scheinen möchte.

Als die Souverainität festgestellt, die Eigenschaft des Bürgers regulirt, die gesetzgebende und die executive Gewalt, die eine mit zwei Conseils, die andre aus fünf Personen, eingesetzt worden war, da blieb noch die Organisation von Frankreich selber, d. h. die recht eigentliche Administration und die Magistratur übrig.

Die Administration und die Magistratur.

Seit sechs Jahren war der gesunde Verstand Frankreichs über diese gewichtigen Fragen verderbt, mindestens irre geführt worden. Als ob die Gesetze und deren Anwendung nicht eine Wissenschaft wären; als ob die administrative Leitung so vieler Interessen in einem so weiten Reiche als Frankreich, nicht Erfahrung und Reife erheischte; als ob endlich l'Hospital und d'Aguesseau, Colbert und Trudaine Thoren gewesen wären, als sie die beiden großen Körperschaften der Magistratur und der Intendanzen zu einem so hohen Grade von Tüchtigkeit und moralischer Garantie erhoben, verfügten die Constitutionen von 1791 und 1793, daß die Richter und die Administratoren ohne Grade, ohne Prüfung, ohne Präcedenzen gewissermaßen wie auf offenem Markte gewählt werden sollten.

Was natürlicher Weise geschehen mußte, geschah. Leute, welche Madame Rolland Sections-Intriguanten und Clubsschreier genannt hat, wurden zu derselben Zeit Administratoren und Richter, wo Ochsenhändler und Perrückenmacher binnen wenig Wochen Generäle wurden.

Die Wahrheit zu sagen, hatte es seit 1790 weder Magistratur noch Administration mehr gegeben. Alles war eine Beute der Clubs geworden, die sich Frankreichs bemächtigt hatten.

Boissy-d'Anglas, Lanjuinais, Daunou, Thibaudeau, die den verständigsten und redlichsten Theil von der Commission der Eilf bildeten, fühlten einige Gewissensbisse darüber, daß sie diese Unordnung bestehen ließen, aber sie wagten nicht die Hand daran zu legen. Die Commission überließ den Administrationen und den Gerichtshöfen die Erneuerung der Primar- und Wahl-Versammlungen. „Das Volk war einmal im Genusse dieses Rechtes gewesen," sagt Thibaudeau, „und man wagte nicht es dessen zu berauben."

Ha! — dies schimpfliche Motiv der Furcht war nicht einmal begründet. Nein, es war nicht das Volk, das die Aemter der Administration und der Gerichtsbarkeit austheilte, das geschah durch die Clubs; dem Volke war nur das Elend, und die Tyrannei vorbehalten, und man wird einige Seiten weiterhin sehen, bis zu welchem Grade es selbst den feierlichsten Sachen, die in seinem Namen vorgenommen wurden, in der Wirklichkeit fremd blieb.

Da hätten wir denn, in großen Zügen, ein Bild der Constitution des Jahres III., welche der Convent hinterlassen hatte, um die Uebel Frankreichs zu heilen.

Am 21. Juni 1795 dem Convente vorgelegt, wurde sie am 17. August votirt, am 27. den Urversammlungen zur Annahme zugesandt, und den 23. September als Staatsgesetz promulgirt.

Aber die Constitution gemacht haben, hieß für den Convent nur zur Hälfte mit seinen Plänen fertig seyn.

Beschlüsse vom 5. und vom 13. Fructidor.

Beherrscht von dem, was ihr als Geist erschien, was aber nur eine philosophische Manie war, hatte die constituirende Versammlung keine Gelegenheit verloren, eine theatralische Haltung und dergleichen Beschlüsse zu nehmen. Als Robespierre ihr unterm 16. Mai 1791 den Vorschlag gemacht hatte, zu decretiren, daß keins ihrer Mitglieder wieder in die nächste Versammlung gewählt werden dürfte, kam ihm eine wüthende Lust an, Lycurg nachzuahmen, der Sparta verlassen und sich den Tod gegeben hatte, nachdem seine Mitbürger ihm hatten schwören müssen, daß sie seine Gesetze bis zu seiner Wiederkehr befolgen wollten. Unter dem Vorwande, „daß alle Gesetzgeber, deren Erinnerung sich bei den Menschen erhalten hat, es sich zur Pflicht gemacht haben, sich unter den andern Bürgern zu verlieren und sich selbst den Aeußerungen der Dankbarkeit zu entziehen," votirte die Constituante das Decret in der That fast einstimmig, und entfernte sich dann, wie der **Moniteur** sagt, „inmitten ihres eignen Applauses." Das Resultat dieses unsinnigen Beschlusses ist bekannt. Andre Ehrsüchtige, andre Declamatoren, andre Philosophen, neu, wie die Constituirenden von 1789 es waren, und die, wie diese, erst ihren Ruf und ihr Glück machen sollten, warfen Frankreich binnen dreizehn Monaten in einen Abgrund und stürzten mit ihm in denselben hinab.

Der Mißgriff der Constitutante hatte einen lebhaften Eindruck auf die Gemüther gemacht. Ob mit dem Wunsche, denselben wieder gut zu machen, ob aus dem Verlangen, ihre Herrschaft zu verewigen, hatten die Girondisten in dem Getümmel vom 10. August ein Decret durchgebracht, des Inhalts, daß zwei Drittheile der Mitglieder der Legislativen im Convent bleiben sollten; aber dies Decret war eins derjenigen, die Marat und sein Volk mit dem, in welchem die Girondisten, Minister wählend, die Rechte des Königs reservirten, welche der Convent ernennen möchte, wieder aufheben ließen.

Diese Maaßregel der Girondisten war es eben, welche die Commission der Eilf, im Einverständniß mit den Leitern des Convents, in Vorschlag und zur Ausführung zu bringen beschloß, und sie war es, welche der Gegenstand der beiden berühmten Decrete vom 5. und 13. Fructidor des Jahres III. (22. und 30. August 1795) und die Veranlassung der beiden Tage vom 12. und 13. Vendemiaire (4. und 5. October) desselben Jahres war.

Es handelte sich also für den Convent darum, sich trotz der ewigen Souverainität des Volkes, die immer pomphaft gepriesen, aber dabei immer aufs gröblichste unter die Füße getreten wurde, unter der neuen Verfassung zu behaupten. Die Maaßregel hatte ihre großen Schwierigkeiten, weil der Convent mit Recht verachtet und gehaßt wurde; doch that sie dem Convente Noth, weil die gereizte öffentliche Meinung außerdem seinem Werke den Garaus gemacht haben möchte, und Gott allein kann wissen, welch ein Ende ein guter Theil seiner mit Diebsgut und Mord besudelten Mitglieder inmitten der natürlichen Erbitterung so vieler zu Grunde gerichteter und dezimirter Familien genommen haben würde.

Ein Mitglied der Commission der Eilf, Baudin aus den Ardennen, erhielt den Auftrag, am 18. August einen Bericht über die Mittel, die Revolution zu beendigen, — ein sehr ansprechendes Aushängeschild, bestimmt, zu Gunsten des Zweckes es nicht zu genau mit den Mitteln zu nehmen — zu machen. Dies lange und wortreiche Document lief unvermerkt auf das Project eines Generalbeschlusses wegen der in Thätigkeit zu setzenden neuen Constitution hinaus, ein Beschluß, dessen wichtiger Theil vorschrieb, daß mindestens zwei Drittheile des Convents, d. h. 500 Mitglieder, im gesetzgebenden Körper verbleiben sollten. Aus diesen, nach einer ziemlich lebhaften Debatte angenommenen, Verfügungen erstand nun das Decret vom 5. Fructidor oder 22. August 1795.

Es blieb nun noch die Ausführung dieses Pincips übrig. Sie wurde nach einem neuen Berichte, den Baudin in der Sitzung vom 13. August ablegte, in Vorschlag gebracht, und da war man der Schwierigkeit kräftig unter die Augen getreten. Die Commission der Eilf proponirte, daß die Wähler zuförderst gehalten seyn sollten, vor der Ernennung irgend eines neuen Mitgliedes 500 Mitglieder aus dem Convente, und eine dreifache Anzahl Ersatzmänner, ebenfalls aus dem Convente, zu wählen. Sie wollte weiter, daß in dem Falle, wo die Zahl von 500 Conventsmitgliedern nicht complet würde, weil mehrere Stimmen auf ein und dasselbe Mitglied gefallen wären, das neue legislative Corps, als Wahlcorps handelnd, dieselben selbst vollständig machen sollte. Dies waren die Verfügungen des Decrets vom 13. Fructidor oder 30. August 1796.

So suchte der Convent, sich Frankreich aufdrängend, sich zu verewigen. Er hatte den Mißgriff der Constituante nicht wieder gut gemacht, ihn vielmehr noch verschlimmert; denn die Constituante hatte nur festgesetzt, daß ihre Mitglieder nicht gewählt werden dürften, während der Convent durch die Entscheidung, daß die Seinen gewählt werden müßten, den Willen des Landes in einer weit gehässigeren Weise fesselte.

Um das Unbillige seiner Maaßregel zur Hälfte zu verschleiern, beschloß der Convent, daß die Decrete vom 5. und 13. Fructidor, nebst der Constitution, zur Genehmigung den zum 6. September zusammenzuberufenden Urwählern vorgelegt werden sollten.

Hier ein Beispiel der democratischen Komödie, die seit sechs Jahren gespielt ward:

Annahme der Verfassung des Jahres III.

Zahl der Stimmenden durch ganz Frankreich . . .	958,226.
Für die Constitution	914,853.
Dagegen	41,892.
Majorität	872,961.

So hatte sich in einer Republik, die damals 25 Millionen Einwohner zählte, nicht eine Million gefunden, die an der Verfassung der Regierung Theil genommen hätte, der Mittel zu geschweigen, die noch von den Demagogen angewandt worden waren, um diese kleine Anzahl Adepten zur Abgabe ihrer Stimme zu vermögen.

Annahme der Beschlüsse vom 5. und 13. Fructidor.

Zahl der Stimmenden durch ganz Frankreich . . .	263,131.
Für die Beschlüsse	167,758.
Dagegen	95,373.
Majorität	72,385.

So bilden in einem Scrutinium, zu welchem ganz Frankreich berufen war, 167,758 Individuen die Majorität, und bestimmen als Gesetz, daß 500 Mitglieder des Convents in dem neuen gesetzgebenden Körper verbleiben sollen.

Läßt es sich wohl besser darthun, bis zu welchem Grade Frankreich während dieser stürmischen Zeiten den Regierungen entfremdet geblieben ist, die ihm von Utopisten, Ehrsüchtigen und Intriganten aufgedrungen worden waren?

Weit entfernt, sich zu schämen, daß sie die Bewahrung ihrer Macht einer so höchst spöttischen und anklägerischen Majorität verdankten, applaudirten die Conventsmitglieder, wie der Moniteur berichtet, diesem Resultate mehrere Male, als es verlesen wurde. Das hat seinen Grund darin, daß es in der That eine Art von Wunder war, welches ihnen ihre Tyrannei erhielt, denn dies Scrutinium war nicht der Ausdruck von Frankreichs wahrer Meinung, die sich bald darnach kund gab, und welche die Tage vom 12. und 13. Vendemiaire oder vom 4. und 5. October 1795 hervorbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Péchés de jeunesse, par le baron **Frédéric de Reiffenberg,** fils, membre de la société des gens de lettres belges. Bruxelles. Imprimerie de N.J. Slingeneyer jeune, rue de Cirque, 2. 1851. IV und 96 (100) Seiten gr. 8.

Der junge Dichter bietet uns die Erzeugnisse seiner Muse in dem Vorworte in so anspruchsloser Weise dar, wie sie jetzt sich selten findet; dort verspricht er auch, zum Gegenstande künftiger Dichtungen ernstere und erhabenere Stoffe zu wählen: die Jahrbücher seines gesegneten, glücklichen Vaterlandes, Bel-

giens, sollen ihm dieselben liefern. Da ist ihm denn eine reiche, ergiebige Ernte in Aussicht gestellt und Niemand wird freudiger als ich seine neuen Gaben empfangen. Bis dieses Versprechen erfüllt ist, wird die anzuzeigende zweite Sammlung von Jugendgedichten (die erste: Juvenilia, erschien bereits 1848) nicht nur im engeren Kreise seiner Freunde, für welche sie wol zunächst bestimmt sind, sondern auch in einem weiteren einer anerkennenden und beifälligen Aufnahme sich erfreuen. Mehrere der Gedichte sind, wie wir sie nennen, Gelegenheitsgedichte, aber nicht gewöhnlicher Art; sie erhalten eine höhere Bedeutung durch die in ihnen dargelegten, der Jugend etwas fremd gewordenen, Gefühle der Pietät und Dankbarkeit, durch die achtungsvolle Würdigung der geistigen Ueberlegenheit Aelterer und den zartesten Freundschaftssinn. Belege dafür sind die Widmung an Herrn Louis Schoonen, den Verfasser des vaterländischen Gedichtes: „Les Gloires du Pays," den Secretair und Begründer der Société des gens de lettres belges, so wie die Worte des Dankes an Herrn Baron de Stassart, den berühmten Fabeldichter; sie schließen:

Vous avez ramené les brises de l'été,
Rafraichi la fleur expirante,
Lorsque, frêle rosier, par les vents agité,
Je courbais ma tige tremblante.

Merci pour ces conseils si flatteurs et si doux
Que mon âme écoute attentive!
Ils ont, lorsque déjà fléchissaient mes genoux,
Soutenu ma marche craintive.

Ah! si d'un pas plus sûr poursuivant mon chemin,
J'arrive au terme du voyage,
Je pourrai dire alors, en vous pressant la main:
Mes succès, voilà votre ouvrage!

Die Verse, welche der gefeierte belgische Dichter, Van Hasselt, im September 1848 an den Verfasser der „Juvenilia" richtete und deren in diesen Blättern bei der Besprechung eines Heftes des Bulletin du Bibliophile Belge schon früher gedacht wurde, sind hier wieder abgedruckt, aber nur, um die eben so bescheidene als herzliche Antwort des Empfängers veröffentlichen zu können.

Die geschichtliche größere Dichtung: Mademoiselle de Sombreuil; episode de la révolution française (Herrn Achille Jubinal gewidmet), welche eilf Seiten füllt, bekundet ein schönes Talent für ähnliche Leistungen. (Im Jahre 1849 erschien von dem Verfasser: Charlotte Corday, poëme.) — La pauvre fiancée, obgleich schon 1848 gedichtet, ist eins der besten Gedichte der Sammlung; das letzte, wol einer etwas späteren Zeit angehörige Gedicht: Le Suicide, charakterisirt ein inniges, tiefes Gefühl und ein festes Gottvertrauen. — Eine gut gelungene Nachahmung von Gellert's Erzählung: Der Selbstmord (un suicide par amour), ist versucht; unseres deutschen Dichters naive Kürze vermißt man freilich; auch eine Uebersetzung der ersten Horazischen Ode des ersten Buches wird mitgetheilt. Unter den übrigen Gedichten zeichnen sich noch aus: A une jolie étrangère; Comment le savez—vous?; Tu ne partiras pas, und Reconnaissance (à M. C. D.). Das zuletzt genannte Gedicht endigt so:

Chacun suivant l'essor que prendra son génie
Encensera Clio, Melpomène, Uranie,
Vantera les héros, les champs et les vergers,
Vivra dans les palais ont parmi les bergers;
Mais moi que tes bontés ont charmé dès l'enfance
Ma Muse est la reconnaissance!

Kleine erläuternde Anmerkungen, die sich fast alle auf die Zueignung an Herrn L. Schoonen, oder vielmehr auf die dort genannten, in dessen „Gloires du Pays" besungenen ausgezeichneten Persönlichkeiten, beziehen, sind beigefügt. Aus einer derselben ersieht man, daß die Akademie zu Brüssel im Jahre 1779 einen außerordentlichen Preis für die beste geschichtliche Lobschrift auf den berühmten Rechtsgelehrten und Staatsmann, Viglius van Aytta van Zuichem (er starb 1577 als Präsident des Staatsraths zu Brüssel) bestimmte, aber keine der Einsendungen des Preises würdig befunden wurde, auch eine von Herrn Raoux zu diesem Zwecke abgefaßte, 1787 gedruckte Schrift ungenügend ist. Es mochten damals manche Quellen zur genaueren Kenntniß der Lebensgeschichte van Zuichem's noch unzugänglich sein, z. B. die nicht unwichtigen, von dem Groß-Siegelbewahrer für die niederländischen Angelegenheiten zu Madrid, Joachim Hopper, an ihn gerichteten Briefe (erschienen zu Utrecht 1802, jedoch bereits etwa 30 Jahre vorher von dem Bischof von Antwerpen, v. Nélis, zum Abdruck befördert), aber die in der Anmerkung erwähnte, bekannte Selbstbiographie des Herausgebers des Theophilus in Papendrecht's Analecta Belgica und die Landesgeschichte lieferten doch hinreichenden Stoff zu einem würdigen Denkmal. Daß übrigens ein solcher Eloge historique nicht leicht zu schreiben, soll nicht in Abrede gestellt werden.

Die geschmackvolle typographische Ausstattung zeigt was belgischer Kunstfleiß auch in dieser Beziehung leistet.

F. L. Hoffmann.

Ein Lobgedicht auf den jetzigen Bei von Tunis.

Im zweiten Hefte des fünften Bandes der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des Prof. Dr. R. Anger in Leipzig. Leipzig 1851 in Commission bei F. A. Brockhaus" wird der Originaltext und die Uebersetzung (von Prof. Fleischer) einer neuarabischen Kasîde, einer sehr gelungenen Nachahmung der alt- oder vielmehr mittelarabischen Lobgedichte, mitgetheilt. Sie ist von einem zu Beirut geborenen, dann vorzüglich in den gelehrten Anstalten Kâhiro's gebildeten Maroniten, Schaikh Fâris Schidiâq, der vor mehreren Jahren als Lehrer des Arabischen in Malta angestellt wurde, sich jetzt in England befindet und als Ergebniß vieljähriger Untersuchungen der großen arabischen Wörterbücher ein, aber noch ungedrucktes, gelehrtes Werk verfaßt hat. Das Lobgedicht ist dem jetzigen Bei von Tunis, in Beziehung auf seine Anwesenheit in Frankreich gegen das Ende der Regierung Ludwig Philipp's, gewidmet. Unerwartet machen wir hier die Bekanntschaft eines Herrschers, der, wenn er auch nur einige von den guten Eigenschaften wirklich besitzt, die der Dichter lobpreist, als Muster angele-

gentlichst empfohlen zu werden verdient. Welch ein splendider Mäcenas Sr. Hoheit, wird uns der Schluß des Gedichtes zeigen. Unsern Lesern, denen wir so oft deutsche Poesieen vorzulegen veranlaßt werden, dürfen wir wol einmal auch eine neuarabische bringen. Die Ueberschrift lautet:

Gedichtet von dem der es geschrieben (— das Exemplar, nach welchem der Abdruck veranstaltet, ist von des Dichters eigener Hand —), dem seines Herrn des Allversorgers (— Gottes —) bedürftigen Knecht Fâris Es-Sidjâk, zum Lobe Sr. Hoheit Ahmed Pascha, des erlauchten Statthalters der Regentschaft Tunis, nachdem derselbe aus Frankreich nach Tunis zurückgekehrt.

Nach altarabischer Weise geht dem eigentlichen Lobgedichte, was uns denn freilich als eine sonderbare Zusammenstellung erscheint, in den ersten 21 Versen eine erotische Einleitung voraus. Mit Uebergehung derselben, lassen wir das Lobgedicht selbst abdrucken. (Die vorgesetzten Ziffern deuten die Verse an; von den Anmerkungen haben wir nur einige wenige, den Sinn einzelner Stellen erläuternde, hinzugefügt.)

(22) Doch nun zum Lobgedicht, das mich von jetzt an allein beschäftigt. Wo es Ahmed zu preisen gilt, sind nichtige Worte ausgeschlossen. — (23) Er ist der Herrscher, der seine Zeit verschönt und hinwiederum von ihr mit höchster Macht geschmückt wird. (24) Wer sein Lob singt oder in seinem Schatten ruht, steigt zu fürstlicher Würde empor; darum thut entweder jenes, oder dieses! (25) Ein König ist er, der Schutz gewährt wenn ein ungerechtes Schicksal Bedrückung übt; und so ist dem, der ihn anruft, gleichwie dem Insassen seines Burgfriedens, Abwehr der Unbill verbürgt. (26) Er giebt auf's reichlichste, der Bitte zuvorkommend und dabei sich noch entschuldigend [1]); ja ihm dargebracht, ist sogar die reichste Lobspende eine Verkürzung. (27) Ein Theil der Menschen fürchtet seinen Löwengrimm, ein anderer hofft auf seine Freigebigkeit: jene flüchten vor ihm, diese zu ihm. (28) Als in Frankreich sein strahlendes Antlitz erschien, und Ströme von Milde aus seinen Händen sich über die Landesbewohner ergossen: (29) da wurde der Regen eifersüchtig auf ihn; ja es kam dahin, daß einer von ihnen sagte: Wir haben jetzt zwei Gattungen von Regenwolken, eine nach der man verlangt und eine deren man überdrüssig ist [2]). (30) Hätte er minder freigebig für seine stets geöffnete Hand etwas zurückbehalten, nicht würde dann der aus ihr über das ganze Land ausströmende Segen noch über dieses hinausgegangen sein. (31) Seine reinen Tugenden waren für sie ein Gegenstand der Betrachtung, seine Wohlthätigkeit eine Quelle von Wünschen und Hoffnungen. (32) Immer von neuem erregte irgend ein großartiger Zug von ihm ihre bewundernde Aufmerksamkeit; jedermann ließ es sich angelegen sein, den Ruf seiner persönlichen Vorzüge weiter zu verbreiten. (33) Auch ihr großer König erkannte die Größe selbst der kleinsten Edelthaten des Gefeierten an, indem er rühmend erzählte was dieser gespendet. (34) Weder im Morgen- noch im Abendlande giebt es noch einen Menschen, von dem nicht irgend ein Ausspruch zu seinem Lobe berichtet würde. (35) Aber für einen Herrscher, der jedes Lob überragt, genügt von den Redefiguren weder Zusammenfassung noch Zergliederung. (36) Die geringsten seiner Wohlthaten würdig zu erheben ist selbst ein Lob unfähig, an dem die Ausführlichkeit nicht gespart ist. (37) Führen die Menschen auch nach göttlicher Ordnung Namen, die mehreren gemeinsam sind, so hat doch ihn eine bevorzugende Begabung mit der ihm eigenen Trefflichkeit jener Gemeinsamkeit enthoben. (38) In seinem Lobe sind die Dichter der Araber den Weltweisen der Ausländer überlegen, während sonst die Dichtung zu unterliegen gewohnt ist. (39) Der Darsteller seiner preiswürdigen Thaten erhält stets eine so ausgezeichnete Stellung unter den Seinigen, daß der scharfe Stahl der Noth schartig von ihm abprallt [3]). (40) Wenn jemand als Dichter tief gestellt ist und zu ihm seine Zuflucht nimmt, werden seine Reime hochgestellt [4]), so daß das Tiefgestellte sich in ein Hochgestelltes verwandelt [5]). (41) Er regiert das Land mit Gerechtigkeit, von deren Ausübung ihn keine tändelnde Ergötzlichkeit und nichtige Kurzweil abzieht. (42) Er hält die Religion und den Staat so kräftig aufrecht, daß beide durch ihn unwandelbar in einem blühenden Zustande sind, über den kein Verlangen hinausreicht. (43) Nie übt er Beeinträchtigung außer gegen Geld und Gut, das er verschwenderisch hingiebt; Arme, die Vertrauen auf seine Hülfe zu ihm führt, versorgt er. (44) Wäre es möglich, den Zwiespalt zwischen Tag und Nacht durch wechselseitige Einigung auszugleichen [6]): noch heute würde diese ausgleichende Einigung von ihm bewirkt. (45) Oder könnten die Menschen aus Liebe einander das Leben darbringen: ein Geschlecht nach dem andern brächte ihm dieses Opfer dar. (46) O grünblühendes Tunis, mögest du voll seiner Majestät bleiben, so lange auf der Erde noch eine Strecke bewohnt ist! (47) Hofft man in Aegypten zu Zeiten auf den Nil: — in dir (o Tunis) ist seine Freigebigkeit zu jeder Zeit ein Nil. (48) Oder prahlen Ausländer mit ihrer Erde (ihrem Lande): — in deinem Himmel [7]) ist alles, worauf man stolz sein kann, vereinigt. — (49) Preis sei Gott für seine glückbringende Rückkehr, wobei Macht und Sieg, Ruhm und Größe ihm vorauszogen. (50) Nie verläßt er ein Land, ohne daß seine Wohlstand verbürgenden Gaben daselbst zurückblieben. (51) Im Westen, seinem Herrschersitze [8]), und auf der ganzen Erde ist sein Lob immerdar mit Segenswünschen für ihn verbunden. (52) Er ist Gottes Schatten, Glaubensverkünder und Stellvertreter, während sein Schwert zur Vernichtung der Gegner gezückt ist. (53) Aber wi-

---

[1]) Nämlich, daß er nicht mehr und besseres gebe.

[2]) Die erste Gattung wird von Ahmed Pascha allein gebildet, die zweite besteht aus den gewöhnlichen Regenwolken, mit Anspielung auf die sonst als freigebig gepriesenen Landsleute des Redenden.

[3]) d. h. die Freigebigkeit des Gepriesenen sichert ihn gegen jeden Mangel.

[4]) Eig. getragen, d. h. von Hand zu Hand gegeben und weithin verführt.

[5]) Dieses frostige Antithesenspiel verbirgt einen künstlichen Aftersinn: Wenn jemand als Dichter Subject ist und sich ihm anschließt, so werden seine Reime prädicirt, so daß das Subject Prädicat wird.

[6]) d. h. die verschiedene Länge und Kürze der Tage auf ein stetes Gleichmaaß zurückzuführen.

[7]) d. h. in deiner himmelhohen oder himmelgleichen Fürstenburg, oder auch in dem Himmel auf Erden, der du selbst bist.

[8]) Nach arabischem Sprachgebrauche heißt das ganze westlich von Aegypten liegende Nordafrika Westen oder Westland.

derselben sich ihm andere als die unseligsten Menschen *) und die welche, bevor und ohne daß Gott ihnen Sieg verliehen, dem Tode entgegeneilen? (54) Sein fester Wille ist unwiderstehlich, da Gott ihm Hülfe schenkt; sein besonnener Muth glückgekrönt, da die Beschränkung auf das Menschenmögliche ihm unbekannt ist. (55) Geht er auf etwas aus, so ist sein Ziel Wahrheit und Recht; oder beschließt er etwas, so wird es durch himmlische Unterstützung ausgeführt. (56) Sein Charakter ist makellos, seine Handlungen preiswürdig, sein Ansehen das höchste, seine Gnade eine Empfehlung bei Gott. (57) Möge Gott ihn als den Stolz der Menschen stets erhalten und Ruhmeskränze aus seinen Händen ihre Häupter schmücken lassen! (58) Möge diese Zeit sich stets seines Besitzes erfreuen, so lange jemand die Worte liest: „Hâ-Mîm, eine Offenbarung"! (59) Wer nach dem Segenswunsche für ihn Amen spricht, ist unter Gottes Schutz gestellt und für ihn zu Gott flehen heißt Gott lobpreisen.

Welche angenehme Folgen nun dieses Lobgedicht für seinen Verfasser hatte, erzählt er nach altarabischer Sitte am Schlusse in folgender Weise:

„Als diese Ode an Se. Hoheit den Bey gelangt war, ließ er den Dichter in einem nach Malta geschickten Kriegsschiffe zu sich kommen, und nachdem derselbe das Glück gehabt, die Hand des edeln Fürsten zu küssen, machte er ihm dafür ein Geschenk im Betrage von 10,000 Fr. und sandte ihn in einem Dampfboote mit allen Ehren zurück. So wurde diese Ode für ihren Verfasser eine Segensquelle, wie Bânet Su'âdu für Ka'b ben Zuheir. **) Es giebt unter den Zeitgenossen des genannten hohen Herrn, dessen Macht Gott stets erhalte, keinen der Gedichte so reichlich belohnte wie er, oder in preiswürdigen und edeln Handlungen mit ihm wetteifern möchte; denn sein Edelmuth erreicht auch den Fernen und seine Freigebigkeit eilt der Bitte voraus."

Ewald hat hinsichtlich dieses Berichtes über den glänzenden Erfolg des Lobgedichtes bemerkt: „Dies macht vielleicht manchen jetzigen deutschen Dichter den Mund etwas wässrig; nur vergesse man nicht daß es zugleich der in Malta Angestellte war, den der Herrscher von Tunis belohnte."

Anm. Die treffliche Zeitschrift der, in Gemäßheit eines von der Dresdener Orientalisten-Versammlung in ihrer Sitzung vom 3. October 1844 gefaßten Beschlusses gestifteten, deutschen morgenländischen Gesellschaft, welche uns den Stoff zu obiger Mittheilung dargeboten, und deren geehrte Redaction dieselbe gewiß nicht mißdeuten wird, enthält noch folgende einleitende, sehr beachtungswerthe Worte Ewald's: „Nichts kann für unsre Morgenländischen Arbeiten und Erkenntnisse förderlicher sein als die Zunahme der lebendigen Verbindung zwischen uns und den aufgeweckteren Geistern unter den jetzigen Morgenländern. Die bessern Männer überall in jenen Gegenden müssen an unsern Bemühungen und Wissenschaften Geschmack und Theilnahme gewinnen, wir selbst müssen ihnen gern entgegenkommen und insbesondere ihren wissenschaftlichen Arbeiten und Kunstwerken, sollten es auch zunächst nur Nachbildungen ihrer größern alten Vorbilder sein, eine nähere Beachtung widmen. Entzündet sich nur dort erst ein reger Trieb mit uns in Künsten und Wissenschaften zu wetteifern, so werden die guten Früchte davon bald sowohl ihnen als uns zufallen."

Hoffmann.

*) Eig. die Heilsverlustigsten.

**) Das Lobgedicht desselben auf Muhammed war das Vorbild des Dichters.

Miscellen.

Zu Brüssel hat sich eine Gesellschaft von Speculanten gebildet, um 14000 Hectaren Polders (Sumpfland) an der östlichen Seite der Schelde, die ihr von der Regierung abgetreten worden sind, urbar zu machen.

In einer unlängst in Holland gehaltenen Auction über die sehr werthvolle Bibliothek von Büchern und Manuscripten aus der Nachlassenschaft eines sehr gelehrten und reichen Bibliomanen, Herrn Hogmann, kam unter Letzteren auch „der Prozeß des Socrates, Tragödie von Collot d'Herbois, vom Jahr 1791 vor. Es ist bekannt, daß dies famose Conventsmitglied, ehe es sich in die politische Laufbahn warf, mehrere Jahre lang ein ziemlich mittelmäßiger Schauspieler war; im Allgemeinen unbekannt aber dürfte es seyn, daß derselbe eine ziemliche Anzahl dramatischer Werke verfaßt hat, von welchen einige nicht verdienstlos sind. Besonders hatten deren zwei: der Bauer als Magistratsperson, im Jahr 1781 in Bordeaux aufgeführt, und der Prozeß des Socrates einen wahrhaften Erfolg. Das erstere dieser Werke, in gemäßigtem Styl gehalten, redet dem Princip der Autorität das Wort, und das zweite enthält einige schöne Verse über die Rolle der menschlichen Gerechtigkeit. In diesem Manuscripte lag ein noch nicht durch den Druck bekannt gewordener Brief von Collot d'Herbois an den Schauspiel-Director im Haag, mit dem er befreundet war, und zu dessen Truppe er früher gehört hatte. Beim Lesen dieses Briefes, voll der sanftesten und wohlwollendsten Gefühle, muß man über die fürchterliche Rolle erstaunen, die dessen Verfasser zwei Jahre später gespielt hat. Diese Piece ist von einem reichen Engländer angekauft worden, der bereits im Besitze einer sehr zahlreichen Sammlung derartiger Manuscripte ist.

Als Warnung für die Dilettanten der dramatischen Kunst, in ihrem Enthusiasmus Ziel und Maaß zu halten, erzählt der Indicateur von Bordeaux vom 25. v. M. folgenden Fall, der sich in dem großen Theater jener Stadt zugetragen hat:

Als Madame Laborde eben die Cavatine im Rossignol in hoher Kunstvollendung gesungen hatte, warf einer ihrer Bewunderer ihr ein Bouquet so ungeschickt zu, daß es ihr mitten ins Gesicht flog, sie über den Schrecken des überdem sehr kräftig geführten Wurfes ohnmächtig wurde, und die Vorstellung eingestellt werden mußte.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von **F. Niebour.**

№ 57. **Mittwoch, den 16. Juli.** **1851.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Uebersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen

von

Carl Barthel.

(Beschluß.)

V.

Gudrun.

Sechstes Abenteuer.

Wie süß nun Horand sang.

's war einst am Sommerabend und über Haid und Meer
Zog still der Mond herüber mit seinem Sternenheer,
Da saß im Thor des Schlosses auf einer steinernen Bank,
Horand von Dänemarke, der kühne Held, und sang.

Er lockt aus seinem Munde den Klang so süß hervor,
Daß es wie Zauber erfaßte der Leute Herz und Ohr,
Ja also hehr und herrlich war seiner Töne Sieg,
Daß selbst davor im Walde das Lied der Vögel schwieg.

Das hörte gern der König sammt seinem Heeresbann,
Sie stunden still zu lauschen und sah'n einander an,
Auch hört es von der Zinne die alte Königin;
Es trug der Wind die Töne zu ihrem Fenster hin.

Da sprach die schöne Hilde: „Hei, was ich da vernahm!
War's nicht die schönste Weise, die mir zu Ohren kam?
Denn schöner fand auf Erden ich sie wohl nimmermehr,
Ach wollte Gott so sängen auch meine Kämmerer!"

Sie ließ den Sänger rufen und sagt ihm großen Dank:
„Ihr habt mir's Herz bezwungen durch Euren holden Sang,
Mir ist der Abend heute mit Freuden hingeflohn,
Ach, singet mir alle Abend, ich geb' Euch reichen Lohn."

„Frau, wenn Ihr's so ersehnet und mir's auch danken wollt,
Sing' ich Euch alle Zeiten ein Lied so wunderhold,
Daß, wer da recht es höret, ihm all' sein Leid vergeht,
Und Herz und Sinn ihm wieder auf höh're Dinge steht."

Als nun die Nacht verschwunden, beim frühen Dämmerschein
Hub Horand an zu singen, so daß im nahen Hain
Die Vögelein vergaßen zu singen den Morgensang,
Und jeder Schläfer hastig von seinem Bette sprang.

Und als der Strom der Klänge sich freiere Bahnen brach,
Hört's Hagen selbst und Hilde im stillen Eh'gemach,
Da lockt es sie gewaltig, hin auf die Zinnen zu gehn,
Um näher dem zu lauschen, was schon von fern so schön.

Auch Hagen's holde Tochter, die junge Königin,
Die sitzt mit ihren Mägden und horcht verstohlen hin,
Und staunt, daß im Gehöfte die Vögelin alle so still,
Und keines mit Liederschalle den Gruß ihr bringen will.

Doch Frute murrt: „'s wär' besser, mein Neffe ließ' es sein,
Solch' ungefüges Tönen schafft Kopf- und Herzenspein,
Ich weiß nicht, welcher Holden er solches Taglied bringt,
Doch solch' Gesing' ihm nimmer der Schönen Gunst erringt!"

Da sprachen Hagen's Helden: „Hört, Herr, Ihr seid bethört,
Denn also siech ist keiner, daß wer dies Lied erhört,
Er nicht zur Stund' genese, ja es macht lebensfroh —"
Und Hagen sprach: „Ich wollte, ich sänge selbst nur so."

Und wahrlich hätt' er gesungen so lange als es währt,
Wann Einer tausend Meilen zu Roß und Wagen fährt,
Es würde ihnen allen, da er so süße sang,
Nicht mehr gedünket haben, als einer Spannen lang.

Nun, da er ausgesungen und sich vom Sessel hob,
Der Freude Purpurröthe jung Hilde's Wang' umwob,
Sie warf sich eilig über ein lichtes Morgengewand,
Noch eiliger aber wurde zu ihrem Vater gesandt.

Und als der kam zur Tochter, stund sie in trübem Sinn,
Doch streichelt bald sie kosend des Vaters bärtiges Kinn,
Und wie wohl Kindlein pflegen, sie bittend in ihn dringt:
„Lieb' Väterchen, gebiete, daß er noch mehr uns singt."

Er sprach: „Du liebe Tochter, ich gäb' ihm tausend Pfund,
Wenn er Dir singen wollte zu einer Abendstund',
Doch wisse, meine Gäste Hochmuth gefangen hält,
Daß ihnen leider nimmer sein Singen wohlgefällt."

Wie sie auch bitten mochte, der König gab nicht nach,
Als Horand aber hörte, wie's Hagen widersprach,
Da sang er eine Weise so hold und ritterlich,
Daß Sieche und Gesunde ein süßes Weh beschlich;

Die Hirsche ließen horchend im Wald die Weide stehn,
Im Grase lag's Gewürme, als könnt's nicht fürder gehn,
Die schillernden Fische tauchten aus ihrer Flut hervor,
Ja selbst die Bäume neigten ihr grünes Blätterohr.

Und in der Näh' und Ferne, so weit sein Lied erklang,
Schwieg plötzlich in den Hallen der Pfaffen Chorgesang,
Auch tönte der Schall der Glocken nicht mehr so rein, als eh',
Ja Alles, was ihn hörte, dem ward nach Horand weh'. —

Nun ruht jung Hilde nicht eher, bis sie Horanden gewann,
— Und wär's auch um ihr Leben und ihre Ehre gethan —
Daß er ihr heimlich sänge in ihrem Zimmer allein,
Denn vor den beiden Eltern soll's wohl verschwiegen sein.

Und einem schlauen Diener, der ihr gar treu und hold,
Versprach sie nun zum Lohne zwölf Spangen von rothem Gold,
Wenn er bescheiden wolle den liederreichen Mann —
Hei, wie so schnell der Diener sich da den Sold gewann!

D'rauf, wie sie's ihm geheißen, stellt er als Wacht zuvor,
Daß Keiner sie überrasche, sich vor des Hauses Thor,
Indeß zur festen Stunde Horand sich zu ihr schleicht,
Sich freuend, daß er endlich sein Liederziel erreicht.

Da sprach sie: „Setzt Euch nieder, seid mir willkommner Gast,
Und singt, was mir wie Zauber das Herz schon oft erfaßt,
Denn wahrlich, Eure Stimme, ach! wäre die nur mein,
Ich gäbe sie nicht um's Leben, um Gold und Edelstein!"

„Ja, könnt ich Euch nur singen, viel schöne Königsmaid,
Daß mir darum Eu'r Vater nicht fügte Todesleid,
Dann dient' ich Euch mit Freuden, doch seinem Grimme fern,
Möcht ich viel lieber singen im Lande meines Herrn."

Da sung er 'ne Schifferweise, die einst von Amilê kam,
So süß, wie sie zu Lande wohl nie ein Christ vernahm;
Still lauscht den Liederweisen des Mägdleins Herz und Ohr,
Und helle Thränen quillen aus ihrem Aug' hervor.

Sie sprach gerührten Sinnes: „Du Guter, habe Dank,
Wie aber soll ich dir lohnen den lieblichen Gesang?"
Und dabei reicht sie lächelnd die weißen Händ' ihm dar;
Ach, wie ihm da so freudig, so hehr zu Muthe war!

Sie schwur ihm nun auf Treue freiwillig in die Hand:
Wenn sie einst Königin heiße und er vielleicht verbannt,
So sollt' er sich nur flüchten in ihrer Burgen Hut,
Da werd' er Obdach finden und Schutz vor Feindeswuth.

Und nun bot ihm das Mädchen des Sängerlohns noch mehr,
Doch ihm stand von dem Allen nach Einem nur Begehr,
„Gönnt mir den goldnen Gürtel, denn bring' ich den zurück,
So blühet meinem Herren des Lebens schönstes Glück."

Sie d'rauf: „Wer ist dein Herre, sprich, wie ist er genannt?
Geht er auch unter Krone und hat er eigen Land?" —
„Glaubt mir's, mein Herr ist König, hat viele Städt' im Reich,
An Macht und Schätzen kommet ihm Keiner auf Erden gleich.

Und lauert hier kein Horcher, so will ich's Euch vertrau'n,
Weshalb mein Herr uns sandte in Eures Vaters Gaun." —
Sie d'rauf: „So lasset hören, was mir Eu'r Herr entbeut,
Und eh' wir noch uns trennen, geb' ich darauf Bescheid." —

„Wohlan, Ihr seid es selber, um die er uns gesandt;
Weil er in reiner Minne sein Herz Euch zugewandt,
Führwahr, vor allen Frauen hat er Euch auserseh'n,
Ach, hehre Königstochter, laßt Gnad' an ihn ergeh'n!"

Sie sprach: „Gott müss' ihm lohnen die Huld, die er mir zollt,
Und säh' ich ihn selbeigen, ich glaub', ich wär' ihm hold,
Auch schon um Deinetwillen, dann wär's ja unverwehrt,
Daß Du mir Lieder singest, so oft mein Herz begehrt."

Er sprach: „Ist das schon Alles, was Ihr so sehnlich wollt,
So wißt, mein Herr hat täglich an seinem Hof in Sold
Zwölf Sänger, doch wie lieblich auch ihr Gesang erklingt,
Ist's doch der König selber, der noch viel schöner singt.“

Sie sprach: „Ist er so fähig der holden Liederkunst,
So schenkt' ich ihm gar gerne der Liebe volle Gunst;
Doch ach, des Vaters Strenge mich noch zurücke hält,
Denn folgt ich Euch von hinnen, wär's bös um mich bestellt.“

„Darob seid ohne Sorgen, uns steht ein Heer bereit,
Das Euch gern Leib und Leben im Drang des Kampfes weiht,
Glaubt auch, gar schnell entführet Euch unserer Schiffe Kiel,
Und seid Ihr erst zu Meere, habt Ihr gewonnen Spiel.

Bald wollen wir Abschied nehmen, und läßt Eu'r Vater uns gehn,
Dann bittet ihn und sprechet, als wäre nichts geschehn, —
Ihr nähmet gern unsere Schiffe einmal in Augenschein, —
Und seid Ihr dann am Strande, so springt Ihr schnell hinein.“

Das Mägdlein weint vor Zagen, wie wird ihr's Herz so weit!
Wie ringen ihr alle Sinne nun zwischen Wonn' und Leid!
Der Sänger aber dringet und läßt nicht eher ab,
Bis ihm die Holde endlich wohl diese Antwort gab:

„Nun gut, ich will Euch folgen, wenn nur der Vater gewährt,
Daß ich zum Meere reite, und Nichts vom Trug erfährt,
Drum mögt Ihr selbst ihn bitten, und giebt er willig nach,
So meldet's mir drei Tage vor Eurem Reisetag.“

Biographien
berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts

(Fortsetzung.)

Daß Nicolas nach dieser Probegebung seiner kräftigen normännischen Natur von seinen Kameraden nichts mehr zu fürchten hatte, läßt sich denken; aber er hatte nicht einen einzigen Freund unter ihnen gefunden, und, isolirt, wie er in dieser Hauptstadt war, wo man sterben kann, ohne daß der nächste Nachbar davon Notiz nimmt, war es gerade das, wonach er sich am meisten sehnte. Außerdem sah er ein, daß der flämische Maler ihm nichts lehrte, was er nicht schon gewußt hätte, und daß er folglich nur seine Zeit verlor. Alles dieses brachte ihn nun zu dem Entschluß, diese Schule zu verlassen, selbst auf die Gefahr hin, damit seinen Beschützer Quintin Varin zu erzürnen.

Da er sich jedoch gern mit Anstand aus der Affaire ziehen wollte, so kehrte er zu seinem Gasthofe zurück, um Ferdinand Elle in einem ehrerbietigen Schreiben die Gründe anzugeben, die ihn veranlaßten, seinem ferneren Unterrichte zu entsagen; darnach ging er aus, um die Aufregung, in welche ihn die am Vormittag gelieferte Schlacht, und der Entschluß, den er darnach genommen, versetzt hatte, durch einen weiten Spaziergang zu beschwichtigen. Für alle Fälle mit einem Carton versehen, der Crayons und Papier enthielt, begann er die Seine stroman entlang zu wandern. Es war eben zu Ende des Frühlings, und ein köstlicher Tag; auch marschirte Nicolas, obwohl er zu frühstücken vergessen hatte, drei Stunden nach einander darauf los.

Wenn man geht und geht, so kommt man immer irgendwo hin. Nicolas Poussin kam über den Punkt hinaus, wo die Marne ihre Gewässer mit denen der Seine vermengt, und gelangte zu einer Wiese, die von so frischen, so duftenden Weiden umgeben war, daß er der Lust nicht widerstehen konnte, sich hier am Ufer der Marne niederzusetzen.

Er streckte sich in dem Schatten des dichten Weidengebüsches aus, mit welchem der Fluß umsäumt war, und schaute zu dem Himmelsgewölbe empor, an welchem sich einige leichte Wolken jagten. In dieser Stellung hatte er fünf Minuten gelegen, als er, zwei Schritte von sich, ein Liedchen trällern hörte. Er sah sich nach dem Sänger um, und erblickte ihn, rittlings auf dem Zweige eines Weidenbaumes sitzend, der fast parallel über dem Wasser hinausragte. Es war ein junger Mensch, fast in gleichem Alter mit ihm, der sich mit Angeln amüsirte.

Es ist über das Fischen mit der Angel und denen, die an dieser Zerstreuung Gefallen finden, viel gespottet worden, und ich will beiläufig ein Wort darüber sagen. Das Angeln mit einer, an einem biegsamen Rohr befestigten, mit einem Korke versehenen Leine, deren Ende einen den Fischen verrätherischen Köder birgt, ist nicht so vulgair, als es gemeinhin geglaubt wird. Es ist eine Quelle wahrer, reiner und unschuldiger Lust, selbst für diejenigen, die es nur so nebenher und ohne Kunst treiben. Es ist für diejenigen, die ihm, nach den Theorieen, ohne Scheu vor dem Vorurtheil, und im Besitze eines guten Gewissens, nach der Reihe obliegen, nicht bloß eine wonnevolle Lust, nein selbst eine Schule der Weisheit, der Philosophie, der Reflexion, der Poesie. Jedermann hat mindestens einmal in seinem Leben geangelt, und einen Gründling gefangen; jedermann hat das Herz gepocht, wenn er den Kork sich drehen sah, dessen leiseste Bewegung es einem aufmerksamen Auge verräth, was sechs Fuß unter dem Wasser vorgeht. Man sagt gemeinhin: alles, was da vorgeht, geht nur zwischen einem armen Wurm und einem armen Fische vor. Darin liegt aber eben der Irrthum. Das Drama — und zwar ein ernstes Drama, da es mit dem Tode einer Kreatur endigt — spielt nicht zwischen dem Wurm und dem Fische, vielmehr zwischen dem Menschen und dem Thier, zwischen dem Verstande und dem Instinct. Deshalb hat dies Drama für jedermann ein so mächtiges Interesse. Wenn der Kork sich bewegt, und so andeutet, daß ein Fisch anbeißen will, so überkömmt dem Angelnden eine physische Aufregung, die ganz dieselbe ist, wie sie der Löwentödter empfindet, wenn er das Gebüsch unter dem Tritte seines furchtbaren Opfers rauscheln hört; und ich setze noch hinzu, ohne daß solches nur ein Spaß seyn soll, daß der Angeler sich im Vergleich zu dem Löwentödter in einer moralisch überlegenen Situation befindet. Der Löwentödter muß in der That einen gewaltigen Aufwand in Muth machen. Keine Furcht haben, darauf läuft bei ihm Alles hinaus, was er fühlt und denkt. Er raisonnirt folgendermaßen: „Ich darf keine Furcht haben; denn wenn ich mich fürchtete, so würde ich zittern, und wenn

ich zitterte, so würde ich den Löwen nicht da treffen, wo er getroffen seyn muß; treffe ich ihn aber schlecht, so wird er nicht todt niederstürzen, und wenn er nicht todt niederstürzt, dann ist's um mich geschehen."

Man sieht aus der auf die Lage des Löwentödters angewandten Analyse, daß derselbe, mindestens im Moment des Handelns — von dem Nutzen des Unternehmens, und von dem Durste nach Ruhm, der ihn dazu treibt, spreche ich nicht — an Dinge denkt, die in unserer Zusammenstellung den mindest edlen Theil ausmachen: den Körper, das Fleisch. Der Gedanke des Löwentödters concentrirt sich ganz und gar auf diesen alleinigen Gegenstand; wenn er sich nur einen Augenblick davon abwendete, so würde er keine Ursache mehr haben, aufmerksam zu seyn, den Athem an sich zu halten, richtig zu zielen: er würde zerrissen werden. Er weiß das, deshalb ist er auch auf keine Zerstreuung bedacht; er sucht sich vielmehr jedes Gedankens zu entschlagen, der ihn in seinem Hauptgedanken stören könnte, und ich bin der Meinung, daß er daran auch ganz Recht thut.

Nun wende man einmal dieselbe Operation der Analyse auf den Angeler an, in dem Augenblicke, wo der Fisch anbeißen will. Wen haben wir da auf der Bühne vor uns? Einen Menschen und einen Fisch. Einen Menschen, der keines Muthes bedarf, weil da nichts ist, wofür er zu zittern brauchte, der aber all seinen Scharfsinn aufbieten muß, um einen Fisch zu überlisten, der, weil ein schwaches Geschöpf, um so verschlagener ist. Da haben wir, wie mir däucht, schon die Elemente einer Handlung, welche beiderseitig geistige Eigenschaften in Thätigkeit setzt, die aus dem moralischen Gesichtspunkte angesehen, unendlich erhabener sind, als seines Nervensystems hinlänglich Herr seyn, um Angesichts der Todesgefahr recht zielen zu können.

Der Fisch geht listig zu Werke, weil ihn die Natur mit List begabt hat; der Löwe aber bedient sich seiner Stärke, um seinen blutdürstigen Instinct zu befriedigen. Der Fisch verhält sich seiner Bestimmung und seinem Naturell nach zu dem Löwen gewissermaßen, wie der Mann von Geist zu dem Lastträger, und ist also in demselben Verhältnisse über den Löwen zu stellen.

In Betreff des Angelers sage ich eben so, daß er während all der Zeit seiner Thätigkeit einen weit höheren moralischen Standpunkt einnimmt, als der Löwentödter, und dieses scheint mir so klar zu seyn, daß ich meine Leser zu beleidigen fürchte, wenn ich es ihnen erst beweisen wollte.

Der Muth des Löwentödters entspringt, wenn er auf eine Expedition ausgehen will, aus Ruhmbegier, eins der edelsten und erhabensten Motive; aber ich glaube schon darauf hingewiesen zu haben, daß dies Gefühl während des Auflauerns um mehrere Grade sinkt, indem es sich mit dem der Erhaltung vermischt, ja darin fast aufgeht. Ein ganz anderes ist es mit dem Angeler! Wenn mit Ruhmbegier geboren, befriedigt er dieselbe überreichlich durch das Gelingen seines Unternehmens, mindestens nach seiner Ansicht. Da er selber keine Gefahr läuft, so findet er sich auch nicht durch den Gedanken an Erhaltung, durch die Sorge, dasjenige zu beherrschen, was bei der Möglichkeit einer Gefahr in uns zittert, behelligt. Nur Ruhmbegier, und die edle Besorgniß, eine Niederlage zu erleiden, erhalten ihn in Spannung. Diese Höhe kann er stets behaupten; nichts zieht ihn von derselben hernieder. Wenn der Angeler fast nicht zu athmen wagt, wenn der Kork ihm die Nähe eines Opfers verräth; wenn er seinem ausgestreckten Arme eine gleichmäßige Weichheit zu geben sucht; wenn er sich alle Mühe giebt, sein Herzpochen und die durch Ueberreizung aufgeregten Phantasieen seiner Nerven zu unterdrücken, so geschieht das nicht, wie bei dem Löwentödter, in der Sorge um die Erhaltung des Lebens, was höchstens des Instincts würdig wäre, sondern lediglich in der Begierde, zu siegen; ein Streben nach Hohem, ein edler Ehrgeiz, den Homer selbst den Göttern beigelegt hat.

Bis hieher habe ich vorausgesetzt, daß der Fisch habe anbeißen wollen. Aber wie, wenn er nicht anbisse?

Wenn der Fisch nicht anbeißt, behält doch der Fluß seinen Lauf, hüpft doch der Kork auf der Welle, schüttelt doch der Wind die Weidenbäume und Gebüsche, summen doch die Bienen um die Wasserlilien her; und wenn es irgendwo eine schwärmerischere Poesie geben sollte, als in allem diesen; wenn dies fließende Wasser nicht die ernsteste Allegorie ist, und die menschliche Seele nicht besser, als irgend ein Gedicht, zu großen Betrachtungen anregt; wenn man eine philosophischere Belehrung kennt, als sie das Schicksal dieses Korkes giebt, der verdammt ist, immer und ewig dasselbe zu thun, bald genetzt in der Tiefe der Gewässer, bald sich auf ihrer Oberfläche im Sonnenschein badend, so bitte ich, es mir zu sagen.

Man dürfte mir vielleicht den Vorwurf machen, es wäre dieses eine Abschweifung, die in der Biographie Poussins nicht an ihrem Orte sey. Darauf erwiedere ich aber, daß die Beseitigung eines Vorurtheils nicht zu tadeln ist, wo sie sich auch befinden mag. Ich glaube eine Bruderpflicht erfüllt zu haben, indem ich meine Stimme im Namen derjenigen erhoben habe, die ein ungerechter Spott inmitten eines Vergnügens verfolgt, woran die größten Geister Gefallen finden; das insbesondre von Männern gewürdigt wird, die zwei Drittheile ihres Lebens auf dem Schlachtfelde oder auf der Tribüne zugebracht haben, und dennach verkannt werden! Ueberdem bin ich von meinem Gegenstande eigentlich gar nicht abgewichen. Es handelt sich nicht bloß um meine Confraters und um mich; Poussin, der Ruhm unserer alten Schule, ist hier mit im Spiel. Er war ein leidenschaftlicher Angeler; er kannte alle die kleinen Vortheile beim Angeln aus dem Grunde, deshalb wollte er denn auch, als er bemerkt hatte, daß sein angelnder Nachbar sich der Waizenkörner als Köder bediente, ihn eines Besseren belehren, und trat zu ihm heran.

„Möchten Sie mir wohl eine Bemerkung erlauben, mein Herr?" redete Nicolas den Fischenden an.

— Sehr gern, erwiederte der Angeredete; aber worüber?

„Ueber Ihre Art zu angeln. Ich habe einige Erfahrung in dieser Sache, und da scheint es mir, daß Sie sich nicht des Köders bedienen, auf den sie durch die Gestaltung des Ufers und die Farbe des Wassers hingewiesen werden.

— Das ist wohl möglich; ich befasse mich mit diesem Vergnügen erst seit Kurzem, und Sie würden mich verpflichten, wenn Sie mir sagten, worin ich fehle.

„Sie sehen," sagte Nicolas dann, „wie sehr düster das Wasser ist; das rührt daher, daß es eine bedeutende Tiefe hat und der Grund voll Gräser ist. Bemerken Sie weiter, daß die Stelle, wo sie fischen, ganz beschattet ist, und daß der Uferrand, statt sich allmälig abzuflachen, vielmehr binnenwärts hohl zu seyn scheint: da giebt's also sicher Barsche, und die beißen auf Korn nicht an... Erlauben Sie mir also, daß ich Ihnen den kleinen Fisch da an Ihre Angel stecke, welcher die einzige Frucht

Ihrer bisherigen Mühe zu seyn scheint, und daß ich Ihre Leine ein wenig verlängere.

Der junge Mann reichte seine Angelruthe Nikolas hin, der sie ihm, wie sie seyn mußte, zurecht machte und dann zurückgab. Einen Augenblick darnach zappelte ein armer Barsch in Todesnöthen im Grase. Da sprang der Schüler von Nicolas Poussin von dem Weidenzweige, auf welchem er rittlings saß, herab, drückte seinem Lehrer herzlich die Hand, und sagte zu ihm:

„Sie haben mir durch Ihre Belehrung meiner Treu einen großen Dienst erwiesen; ohne Ihre Dazwischenkunft würde ich mit dem winzigen Weißfisch haben abziehen müssen. Wollen Sie mit mir ein Frühstück einnehmen?"

Es war 2 Uhr Nachmittags und Nicolas Poussin hatte noch nichts genossen. Er nahm ohne Umstände die Einladung an, und nachdem der junge Unbekannte ein Stück Pastete, ein Brod, und eine Flasche aus einer Jagdtasche hervorgeholt hatte, setzten sie sich einander gegenüber ins Gras, und während sie ihrem Mahle ordentlich zusprachen, erkundigten sie sich gegenseitig nach ihrem Namen, ihren Familien, ihrem Zeitvertreib.

„Ich heiße Raoul von ***," sagte der Amphytrion zu seinem Gaste, „und bin im Poitou zu Hause; meine Familie hat mich aber nach Paris geschickt, um den Hof kennen zu lernen und mich auszubilden; es gefällt mir aber nicht bei Hofe, daher ich wenig dort verkehre, obwohl ich meiner Herkunft halber dort wohlgelitten bin. Ich will kein Kriegsmann werden, aber eine Magistratsperson, wenn's angeht, und zu dem Ende suche ich mich zu unterrichten.

— Ich, begann darauf Nicolas, ich heiße Nicolas Poussin. Mein Vater ist ein Edelmann, aber sehr arm; er wohnt zu Andelys, von wo ich seit einem Monat abgereis't bin, um die Malerei zu studiren.

„Ha! das hätte ich auch aus dem Portefeuille rathen können, das Sie bei sich führen. Nun, Sie haben wohl daran gethan, dies Fach zu wählen: mit den Künsten ist es ein herrliches Ding, und ich glaube, daß nächst der Cultur der Wissenschaften nichts das Leben angenehmer zu machen vermag. — Wo wohnen Sie denn?"

Als Nicolas seine Wohnung angegeben hatte, da rief Raoul aus:

„Der Teufel! das ist ein Bischen weit. Ich wohne ganz in der Nähe von Saint-Germain-l'Auxerrois. Liegt Ihnen etwas daran, in der Nähe vom St. Genovevaberg zu bleiben?

— Nein, wahrlich nicht; außer daß ich da wohlfeil wohne und meine Ressourcen beschränkt sind.

Raoul dachte einen Augenblick nach, während Nicolas brüderlich aus derselben Flasche trank, und nachdem er dann auch noch einen Schluck genommen hatte, begann er wieder:

„Ich habe da eine Idee — sagen Sie mir einmal, haben Sie Freunde in Paris?

— Nicht einen einzigen, antwortete Nicolas: ich befinde mich daselbst wie in einer Wüste. Einige Bekanntschaften habe ich bis gestern wohl gehabt, aber ich habe damit gebrochen.

Und da erzählte er seine Erlebnisse vom Morgen.

„Nun," sagte Raoul darauf, „ich gestehe Ihnen, daß ich mich mit Ihnen in derselben Lage befinde. Auch ich habe keine Freunde, oder vielmehr nicht einen einzigen Freund. Möchten Sie mir aufrichtig sagen, ob Sie an mir Gefallen finden?

— Unendlich, antwortete Nicolas.

„Wohl, so lassen Sie uns Freunde seyn," sagte Raoul wieder, indem er dem jungen Künstler die Hand reichte, die dieser herzlich drückte.

Und damit war ein Freundschaftsbund geschlossen, wie man solch einen Bund in einem Alter von zwanzig Jahren schließt, wenn man einander gefällt, eine Viertelstunde zusammen geplaudert, sich gegenseitig einen leichten Dienst erwiesen hat, und nicht länger allein zu leben braucht.

Die neuen Freunde machten sich dann auf den Weg nach Paris, und als sie dort eintrafen, war es schon ausgemacht, daß Nicolas seinen Gasthof, der von der eigentlichen Welt zu weit ab lag, verlassen sollte, um eins der Zimmer des Logis zu beziehen, welches Raoul hinter St.-Germain-l'Auxerrois gemiethet hatte.

— Aber es wird Sie geniren, hatte Nicolas bei der desfallsigen Unterhandlung gesagt, worauf von Raoul erwiedert worden war:

„Nicht im geringsten! Ich habe ausdrücklich eine Wohnung, die für mich allein zu groß ist, genommen, um sie mit einem Freunde zu theilen."

Ich weiß nicht, was ohne die unverhoffte Hülfe, welche die Vorsehung ihm in der Person von Raoul zugesandt hatte, aus dem einzigen Sohne Jean Poussin's, des Ex-Lieutenants vom Regimente von Tavannes, zu Paris geworden seyn würde. Die achtzehn Livres, aus welchen sein ganzes Vermögen bestand, konnten nicht lange vorhalten, wie sparsam er auch zu Werke ging. Sie waren in der That in nicht vollen vierzehn Tagen zerronnen, und es war ein Glück für ihn, daß es mit Raoul weit besser bestellt war.

Dieser bot Nicolas von seinem Ueberflusse in einer so zarten Weise an, daß er nicht nein sagen konnte, d. h., eine Unterstützung in der Form eines Darlehens annahm, und sich damit im Stande sah, die ernsten Studien fortzusetzen, in welchen sein weiser Verstand die nöthige Unterlage eines Talents von gutem Gehalte erkannte, und dieses, ohne die Tyrannei der jämmerlichen Rücksichten, ohne die endlosen Plackereien ertragen zu müssen, welche aus der Armuth entspringen und zum öftern dem Genie die Flügel brechen. Das Ansehn, in welchem Raoul stand, hatte ihm einige gute Häuser geöffnet, unter anderen das des Präsidenten Seguier, der eine schöne Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen nach den großen Meistern Italiens besaß. Diese Sammlung wurde ein Schatz für Nicolas Poussin, da es ihm gestattet worden war, die kostbaren Modelle zu copiren, welche sie enthielt, wobei er vorzugsweise immer diejenigen wählte, in welchen die Natur in der einfachsten Weise dargestellt war. Da der Zufall ihn mit Philipp von Champagne, der gleich ihm die Malerei studirte, zusammengeführt hatte, so folgte er diesem eine Zeitlang in das Atelier des Malers Lallemand, von dem derselbe ein Zögling war; und erkannte bald, daß Lallemand kein gehaltvollerer Lehrer war als Ferdinand Elle, daher er wieder von ihm abging, und ihm auch noch Philipp von Champagne, den er für das freie Studium gewann, entführte.

Schon in seinem zwanzigsten Jahr legte Nicolas Poussin Proben der Ausdauer, der Zähigkeit, ein sich einmal gestecktes Ziel zu verfolgen, der Einsicht und des richtigen Urtheils ab, welche immerwährend die hervorragenden Züge seines Characters

gebildet haben. — Er lebte ganz eingezogen, und während der ganzen Zeit seiner Prüfungen und Vorbereitungen legte er sich Abends um 9 Uhr zu Bett, um mit Tagesanbruch wieder an die Arbeit zu gehn. Er hatte seine Zeit in mehrere besondre Theile geschieden, die unabänderlich ihre eigne Bestimmung hatten, ohne in einander überzugreifen. Während des Winters studirte er des Vormittags Latein und Griechisch, und ließ sich von einem Jesuiten-Pater unterweisen, der ihn in Gunst genommen hatte und ihm seinen Unterricht gratis gab; den Rest des Tages widmete er dem Malen, und Abends stattete er den Personen, mit welchen Raoul ihn bekannt gemacht hatte, kurze Visiten ab. — Im Sommer ließ er es sich von Zeit zu Zeit einen Tag kosten, um an der Küste von Auteuil aufs Fischen auszugehen und Ansichten aufzunehmen. Seine Verschwendungen gingen nicht über ein Mittagsmahl hinaus, das er außerhalb der Stadt einnahm, und das sich auf ein Stück Gebratenes, mit einem Schoppen des leichten weißen Weins, der in der Umgegend von Paris gebaut wird, beschränkte.

So verstrichen zwei Jahre, als Raoul von seiner Mutter zurückgerufen ward.

„Ha!" sagte er zu seinem Freunde, „ich muß nun zu meiner Provinz zurückkehren; innerhalb eines Jahres werde ich dort eine Frau nehmen müssen; man wird mir da irgend ein Amt übertragen, und wenn ich Paris je wieder zu sehn bekomme, wird's doch nicht so bald seyn. Was mir aber am peinlichsten ist, das ist die Nothwendigkeit unsrer Trennung. Zu gutem Glücke giebt's für jedes Uebel ein Palliativ — Du wirst alljährlich einige Zeit bei mir zubringen. Statt die Umgegenden von Paris zu studiren, studirst Du dann das Poitou, welches ein schönes Land ist; und damit Du siehst, daß ich wahr geredet habe, so nehme ich Dich gleich mit mir. Unser Schloß muß wieder ein wenig aufgeputzt werden, und Du sollst einige Malereien dafür machen."

— Aber Deine Eltern, Raoul, werden die es zufrieden seyn, daß Du ihnen einen Fremden auf den Hals bringst?

„Ist dieser Fremde nicht mein Freund, fast mein Bruder?! Sey überzeugt, daß Du wohl empfangen werden wirst. Mein Vater ist ein herrlicher Mann, von den besten Gesinnungen beseelt; meine Mutter freilich, die ist zuweilen etwas trocken; sie wird sich aber in Dich schicken, so wie Du in Sie, und dann wird Alles gut gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Natur. Ihre Kräfte, Gesetze und Erscheinungen im Geiste kosmischer Anschauung. Allen Freunden der Natur gewidmet von Dr. Otto Ule, Verfasser des „Weltalls." Halle, Druck und Verlag von H. W. Schmidt. 1851. VIII und 208 Seiten. 8.

Unsere Leser kennen dieses Werk bereits aus zwei größeren, in Nr. 45. und 47. mitgetheilten Bruchstücken. — Den Standpunkt, von welchem aus es zu betrachten, und den Zweck desselben hat der Verfasser in der Vorrede angegeben. „Jene Zeiten," heißt es dort „sind vorüber, wo man die Erscheinungen der Physik noch als Wunder anstaunte, wo ihre Apparate in den Händen von Speculanten durch Stadt und Dorf wanderten, und man von ihren Gesetzen nicht mehr wußte, als daß mit ihrer Hülfe der Gelehrte die großen Begebenheiten der Natur im Voraus berechne und ihren Wirkungen entgegentrete. Man staunt nur über das Fremde, aber man sucht und liebt das Heimische. Wer aber fühlte jetzt nicht, daß die Physik ihm eine Heimath erschließt, der er mit Leib und Seele angehört, daß sie ihm Kräfte enthüllt, die seinen Körper durchzucken, Gesetze, unter deren Herrschaft selbst der kühnste Flug seiner Phantasie und der stolzeste Bau seines Verstandes stehn! Wer dächte selbst nur an den materiellen Dienst, die ihm diese Wissenschaft leistet, wenn am einsamen Wärterhäuschen wie von Geisterhand gezogen die Signalglocke tönt, ihm verkündend, daß jetzt unter seinen Füßen tief durch die Erde die geheimsten Befehle der Regierungen, die wichtigsten politischen Nachrichten ihren Weg nehmen! Wer ahnte da nicht, wie diese Kraft, die Welttheile verbindet, in das Schicksal der Völker, in den Kampf der Geister eingreifen muß? Wenn ein unsichtbarer Griffel auf die Silberplatte die Züge des Gesichtes zeichnet und ein Zauber das geraubte Bild an den Spiegel bannt, wer wäre da so stumpf, daß nicht ein Drang in ihm erwachte, dieses künstlerische, zarte Walten der Natur zu belauschen und mehr von ihr zu sehen, als die Gläser und Platten und Flüssigkeiten?

Männlicher Wissensdrang ist an die Stelle des kindischen Staunens getreten. Eine Lücke der Bildung wird empfunden, welche diese Wissenschaft ausfüllen soll. Denn die Welt ist ein Ganzes und das Leben in ihr ein untheilbares. Jedes Einzelnding ist eine Welt im Kleinen, ein Abbild der großen. Jede Erscheinung enthüllt uns einen Theil von den ewigen Gesetzen des unendlichen Ganzen.

So ist es unsers innersten Wesens Lebensäußerung, welche uns die Natur und ihre Geheimnisse zu erforschen drängt. So ist es unsre eigne göttliche Vernunft, die uns draußen in den Wirkungen der Naturkräfte, in den Gedanken der Naturgesetze entgegentritt. Ein ahnender Sinn für die Vernunft der Natur ward mit uns geboren, mögen wir ihn Natursinn oder Schönheitsgefühl nennen; und diese ahnende Harmonie leitet uns in die Wissenschaft ihrer Erscheinungen. Die Einheit in der Natur und mit der Natur ist es, welche den lebendigen Wissensdrang der Neuzeit hervorrief und die Naturwissenschaft in den Rang der humanistischen Wissenschaften erhob.

Auf dem Gipfel der Cordilleren und des Altai eröffnete Al. v. Humboldt eine neue Welt, schaute er prophetisch hinab in alle offnen Gebiete der Natur, wie in die Tiefen des Meeres und in die grenzenlosen Weiten des Himmels. Er ordnete das regellose Chaos vereinzelter Erfahrungen der Vor- und Mitwelt und erschloß das gesammte Erdenleben in seinen großen naturwahren Zügen dem forschenden menschlichen Geiste. Er ward der Schöpfer einer neuen kosmischen Naturwissenschaft, welche die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes auffaßt und im Umgange mit der Natur als einer wohlverstandenen, in ihren Gesetzen enthüllten Welt der Erscheinungen den Menschen edler, freier und seiner selbst bewußter zu machen strebt.

Das begonnene Werk Humboldt's hat die Gegenwart fortzuführen und zu vollenden. Zahlreiche Geister haben sich dieser Aufgabe bemächtigt, und ich selbst versuchte es in meinem „Weltall," den Freunden der Natur ein Gemälde der einigen,

von Geist und Leben und Entwickelung durchdrungenen Welt vorzuführen. Die günstige Aufnahme, die mein Werk fand, hat mich zu einer neuen Unternehmung ermuntert.

Der Geist Humboldt's hat auf alle Gebiete der Naturwissenschaft sein Licht geworfen, aber noch wenige hat man in den Strahlen dieses neuen Lichtes durchschaut und erforscht. Ich empfand es zuerst, als ich bei meiner Schilderung des himmlischen und irdischen Lebens es unternahm, das Walten kosmischer Kräfte in allen Höhen und Tiefen der Welt darzustellen. Jene mechanischen oder materiellen Kräfte, jene Flüssigkeiten und Atome der Physik, sie konnten in ätherischen Räumen keine Stätte finden. Es mußten andere Kräfte sein, als sie der Physiker ahnt und lehrt, geistigere und jener Vernunftwelt angemessenere, deren Erscheinungen sie offenbaren. Die Physik, das fühlte ich, lag da, von den Strahlen eines herrlichen Lichtes beschienen; aber das Auge, das sich diesem Lichte öffnen sollte, weilte noch im dunkeln Thale, aufstarrend zu dem steilen Gipfel, von dem diese Wunder allein geschaut werden konnten.

Mich lockte das neue Gemälde und ich versuchte es die Nebel zu durchdringen, die meine Blicke trübten; ich versuchte es auch, die Kräfte, Gesetze und Erscheinungen der physikalischen Welt in ihrer kosmischen Allgemeinheit und in ihrer Bedeutung für das gesammte Leben der Natur und des Geistes zu erfassen. Ob es mir gelungen, beurtheile der Leser dieser Schrift. Konnte ich nur die Ueberzeugung einflößen, daß auch in dieser Wissenschaft der Kabinette und Apparate Geist und Gemüth herrschen, daß sie dem Leben und der Phantasie nicht feindlich ist, so habe ich viel erreicht. Vermochte ich aber, gleich den Helden der Mährchen, den Zauberschlaf der Natur zu lösen und meinem Leser aus allen Ecken seines Zimmers, aus jedem Grashalm, jedem Steine, jedem Wassertropfen lebendige Wesen zu erwecken, dann habe ich das Höchste erreicht.

Ich versuchte es in vorliegender Schrift, die Grundzüge einer kosmischen Physik zu geben. Ich mußte dabei zwei Richtungen unserer gegenwärtigen Physik feindlich entgegentreten, die mir einerseits die Wissenschaft dem Volke zu entfremden, andrerseits ihren Geist zu tödten schienen. Ich meine die atomistische Richtung und das Experiment.

Mag man auch sagen, die wirkliche Atomistik sei längst aus der Wissenschaft verdrängt, der echte Physiker benutze sie nur noch als Hülfsmittel zum leichteren Verständniß, zur bequemeren Darstellung, er sei von ihrer Unwahrheit und Unhaltbarkeit überzeugt; ich verlange Ehrlichkeit. Der Laie muß entweder die falsche Grundlage für wahr halten, oder die Richtigkeit der Resultate bezweifeln!

Ein absoluter Gegner des Experiments bin ich nicht. Es liegt etwas unendlich Hohes in der That des Forschers, der die Natur zwingt vor seinen Augen zu handeln und ihm ihre geheimsten Kräfte zu offenbaren. Aber man mißbrauche nicht diese geistige Macht! Man nöthige die Natur nicht bei jeder Mittheilung ihrer Offenbarungen diese zu wiederholen; denn man würdigt sie zu Kunststückchen herab. Man vergesse doch nicht, daß die Kräfte, welche im Experiment erscheinen, in den kleinsten wie in den größten Dingen dasselbe Leben wirken, und man erhebe sich mit diesem Blick auf das Ganze über die Kleinlichkeit des Experiments. Das Experiment bleibt immer eine Kopie; ist es nicht vernünftiger, die Natur an Originalen kennen und lieben zu lehren?

In der gegenwärtigen Schrift habe ich es versucht, aus der lebendigen Natur selbst ihre Gesetze, Kräfte und Erscheinungen auffassen zu lehren, und in der Vernunft der Natur das Herz des Menschen zu spiegeln. Es sind Skizzen eines größeren Gemäldes der Natur, das ich dem Leser in einiger Zeit vorzuführen gedenke. Möge die Nachsicht des Lesers mir die künftige Arbeit erleichtern, und möge diese Nachsicht sich gründen auf meine gleich innige Liebe zur Natur und zum Volke.

Noch ist Vieles zu thun, noch steht ein weites Feld der Forschung offen und leuchtet im Morgenroth der Neuzeit dem Forscher entgegen. Meine Kraft ist gering. Von wissenschaftlichen Hülfsmitteln, Apparaten und Instrumenten entblößt, auf einen kleinen Kreis geistesverwandter Freunde angewiesen, stehe ich einsam mit den Schätzen meines Innern. Was sie bergen, gebe ich hin. Möge es willkommen sein."

Der Verfasser leitet sein Buch mit Betrachtungen ein über die Entwicklung der Wissenschaft und ihrer Einheit, das Streben der Naturwissenschaft nach geistiger Verknüpfung getrennter Zweige, den kosmischen Standpunkt, den Zustand der physikalischen Wissenschaft, die mechanische und mathematische Richtung der Physik, *Drieberg*, *Faraday*, die Aufgabe der Volksnaturlehre, das Experiment, das Leben und seine Einheit. „Volkswissenschaft," sagt der Verf. S. 17, „aber kann nur eine kosmische Physik werden, welche von dem Gedanken ausgeht, daß die ganze Welt eine Welt des Lebens, ein lebendiger Organismus ist, daß die physischen Kräfte kosmische, Kräfte des Lebens und darum nur individuelle Erscheinungen der einen allgemeinen Lebenskraft sind, kurz eine solche, die von der Einheit und Allgemeinheit der Kräfte ausgeht. — Wenn auch der Gelehrte im Allgemeinen seine Atomenlehre richtig zu fassen weiß als eine bloße Form seiner Anschauung, ein künstliches Werkzeug der Forschung, das er jeden Augenblick wegzuwerfen bereit und fähig ist: dem Laien muß sie ein unergründliches Mysterium bleiben, das ihm die wahre Natur verschließt und an ihre Stelle ein falsches Trugbild setzt, das jeden Augenblick seine Gestalt und sein Ansehn ändert. Woher kommt es denn, daß gerade die Physik dem Volke bisher so fremd geblieben ist? weil sie ihm nicht als eine Wissenschaft der Natur, sondern als eine Reihe schöner, unterhaltender, wohl auch belehrender Experimente erschien, weil man sie mehr bewundert, als begriffen, weil man oft kaum geahnt hat, daß diese Wissenschaft wirklich etwas mit der Natur zu schaffen habe."

Dann wird im ersten Kapitel, S. 25—74, gehandelt von den *kosmischen Kräften* (— a. die kosmisch-chemische Natur; b. die organische Natur —), im zweiten, S. 75—100, von den *kosmischen Gesetzen*, im dritten von den *kosmischen Erscheinungen*, S. 101—190. Seite 191—208 folgen erläuternde Anmerkungen.

Die gewählte Darstellungsweise ist anziehend; vielleicht hätte sie an einigen Stellen etwas einfacher und kunstloser sein können. Das Buch wird gewiß von Jedem, der sich bereits einige naturwissenschaftliche Vorkenntnisse erworben hat, mit Belehrung und Nutzen gelesen werden.

Von Seiten der Verlagshandlung ist für die äußere Ausstattung bestens gesorgt. H.

Ein Sylvester-Traum. Von Jeremias Gotthelf. Zweite Auflage. Berlin 1851. Verlag von Julius Springer. 113 Seiten 12.

Auch dieses kleine Buch ist wahrscheinlich vielen unsern Lesern schon ein alter Bekannter, gehört aber zu denen, die man gern wiederkehren sieht und deren Gegenwart immer einen neuen Genuß gewährt. Der Verfasser hat in seiner Dichtung die Traum-Erscheinungen einer Sylvester-Nacht uns vorgeführt, die einen Lebensmüden zu neuem Leben ermuthigen: „Es war die heilige Stunde, in welcher Gott die seligen Geister zu den Ihren ziehen läßt mit reichen Geschenken zur Bescherung auf's neue Jahr. Seine Schatzkammern hatte Gott ihnen geöffnet, dort konnten sie Gaben wählen, die sie den Ihren heilsam wußten, und strömten dann gaben- und wonnenreich den Ihren zu. Es war aber auch die fürchterliche Stunde, in welcher Gott die unseligen Geist ihrer Haft entbindet; aber keine Schatzkammern öffnet er ihnen, keine Gaben bringen sie, ja kein Laut war ihnen gegeben, kein Zeichen konnten sie geben, ja nicht einmal einen Schatten warf ihr Wesen." Diese freundlichen guten Geister, aber auch die unheimlichen, bösen, umschweben nun den Erzähler in vielfältig verschiedenen, lieblichen und schauerlichen, Gruppen und Gestalten, während er, dem der Tod die Eltern, das Weib und die Kinder geraubt, im Traume „bei den Seinen war, mit ihnen kos'te, ungestört aus dem Becher der Seligkeit trank und sich doch alles Dessen bewußt war, was in sein Auge drang."

Den letzten Seiten des, von der Diction in den übrigen uns bekannt gewordenen Schriften Jeremias Gotthelf's abweichenden Büchleins entnehmen wir noch folgende schöne Stelle: „Wenn jede gute Gabe von Gott kommt, dem Vater der Lichter, und dem Frommen Alles zur guten Gabe werden soll, und wenn wir Rechenschaft zu geben haben von jeder: sind da nicht auch Träume gute Gottesgaben, und haben wir sie nicht anzuwenden zu unserem geistigen Wachsthume? Und wenn ich nun den genossenen Traum brauchen will zum Glauben, daß man nicht suchen solle die Lebendigen bei den Todten, nicht trauern solle um die Gestorbenen, als wären sie todt und hätten wir keine Hoffnung; und wenn ich im Gemüthe Eindrücke durch die Meinen empfangen, sie verehren will, nicht mit Thränen und Weinen, sondern mit Ringen und Kämpfen, mit einem Leben nach ihrem Sinne, in Kraft und Heiterkeit, denn Gott wohnt ja im Lichte, nicht in der Finsterniß: sollte das eine Sünde wol sein und gegen des Herrn Wort?

So stellte Dieses sich fest, und das Grübeln ließ ich; ich faßte mich in Glauben und betete und arbeitete wieder. Bei den Todten suchte ich die Lebendigen nicht mehr; im Leben fand ich die Meinigen wieder, nicht im Grabe. Ich weiß, sie sehen mich; was ich schaffe, was ich treibe, sie sind dabei, und wenn ich des Nachts träume, so spielen sie hinein in meine Träume und rathen und helfen mir und freuen sich über mich." H.

Miscellen.

Als Nachtrag zu der Miscelle in Nr. 56 mag hier noch erwähnt werden, daß Collot d'Herbois schon 1772 ein Drama: Lucie, ou les parents imprudents, welches vier Auflagen erlebte, drucken ließ. Quérard hat die Titel von 15 seiner dramatischen Leistungen (1772—1792) verzeichnet. Der Paysan magistrat, oder Il y a bonne justice, 1778 geschrieben und am 9. Dec. 1787 mit einigen Veränderungen auf dem Théâtre Français aufgeführt, ist nach Calderon, mit Benutzung von Linguet's Uebersetzung, bearbeitet. Der Procés de Socrate, ou le Régime des anciens temps, com. en 3 act. et en prose, erschien 1791. Eine pièce nationale: La famille patriote, ou la Fédération, ließ Collot 1791 in Paris aufführen. Als Schauspieler sah man ihn im Haag und in mehreren französischen Provinzialstädten; in Lyon wurde er ausgepfiffen. Als er sich 1793 im November dort befand, äußerte er, die Stadt solle das Auspfeifen jetzt theuer bezahlen; wie er Wort gehalten, ist bekannt. — Im Jahre 1792 hatte er seinen Almanach du pére Gérard, in der Hoffnung Minister zu werden, herausgegeben; sie blieb unerfüllt. Collot starb 1796 in Guayana. H.

Das Athenaeum vom 28. v. M. theilt folgenden Auszug aus einem Schreiben des brittischen Consuls zu Tripolis, Herrn Crowe, an Fräul. Overweg mit: „Obwohl ich von Ihrem Bruder und dessen Mitreisenden seit Ende October v. J. ohne directe Nachrichten bin, beeile ich mich Ihnen anzuzeigen, daß ein Tenelkum-Tuarik, der zu Anfang d. M. (Mai) zu Mursuk angekommen ist, ausgesagt hat, daß sie das Land Air wieder verlassen hätten, und, nachdem sie die Districte von Tuarik ungefährdet passirt, in Sudan angekommen wären. An welchem Orte und an welchem Tage kann er jedoch nicht angeben. Seiner Angabe nach herrscht in den südlichen Districten eine völlige Ruhe, und so hoffe ich, daß Ihre Briefe und das Athenaeum, welches ich regelmäßig erhalte, den Reisenden bald nach ihrer Ankunft zu Bornu zu Händen kommen wird, so wie auch das Geld und die Waaren, deren Sendung mit der ersten Karavane, die von Mursuk abgeht, erfolgen soll.

Eine alte spanische Familie, berichtet der Verfasser der jüngst im Druck erschienenen „Shores and Islands of the Mediterranean," Los Pratos, deren Wappen selbst in jenem Lande heraldischer Anomalien anomal ist: grüner Grund mit Blumen übersäet — ist fast über all die größeren Länder von Europa verzweigt, mit Uebertragung ihres Namens in deren verschiedene Sprachen, als: in Frankreich Dupréz, in Italien Dei Prati, in England Pratt, Meade, Field und Meadows, in Deutschland von Blumenfeld, in Catalonien und Majorca Prats. In England giebt's auch Familien Bloomfield und Blomfield, die ihren Ursprung vermittelst eines deutschen Zweiges von dem spanischen Stamm ableiten können.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 58. Sonnabend, den 19. Juli. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Das Stelldichein in Flammen.

Schmeichelnd hat er lange sie umfangen,
Bittend ihr in's schöne Aug' gesehn;
Und nun glühn verschämt die holden Wangen,
Und sie mag nicht länger widerstehn.
„Um dieselbe Stund'",
Flüstert leis ihr Mund,
„Harr' ich morgen, Herzgeliebter, dein." —

Nacht bedeckt die dunklen Straßen wieder,
Und sie sitzt im Kämmerlein und wacht.
Süßerbangend unterm engen Mieder
Klopft das Herz mit niegefühlter Macht.
Durch die heiße Brust
Wogen Sinnenlust
Und des reinen Herzens fromme Scham.

Mahnend steht vor ihrer bangen Seele
Nun der Mutter alternde Gestalt.
Hört die Gute von des Kindes Fehle,
Sinkt mit Kummer sie zur Grube bald.
Ach ihr Aug' so mild
Sanfter Schlaf umhüllt,
Während deines glüht vor böser Lust.

„Willst du so des Hauses Ehre schänden,
Meiner Jugend Blüthenkelch entweihn?
Wird sich schaudernd nicht im Grabe wenden
Deines Vaters moderndes Gebein?
Wehe, gramgebeugt
Seiner Gruft entsteigt,
Und bedeutsam drohet dir der Greis!"

Und das Mädchen faßt ein kaltes Beben,
In die Kniee sinkt sie zum Gebet.
Horch, da raschelt's in der Thüre eben,
Freundlich der Geliebte vor ihr steht.
„So betrübt, mein Kind?"
„„Richard, ach, geschwind
Fliehe, flieh', denn nimmer werd' ich dein.""

Und er hört erstaunt was sie gesprochen,
Und beruhigt lächelnd ihre Angst:
„Hab' ich je dir noch mein Wort gebrochen,
Daß du nun vor meiner Liebe bangst?
Sieh', noch kurze Zeit,
Und der Priester weiht,
Süße Braut, und heiligt unsern Bund.

Und er löst so liebevoll ihr Bangen,
Streichelt sanft das schwarz gelockte Haupt,
Küßt die Thränen von den bleichen Wangen,
Hat sich schelmisch süßen Druck erlaubt.

Seufzer sel'ger Lust
Heben ihre Brust,
Und sie sinkt in des Geliebten Arm.

Jetzt erst frei von allen Hindernissen
Giebt des Mädchens ganze Gluth sich kund,
Wechselnd nun den weißen Busen küssen
Mondenlicht und des Geliebten Mund.
Arm in Arm verschränkt,
Herz an Herz gedrängt
Strömen Lieb und Leben ineinand'.

Aber ach, die Elemente schauen
Zu der Menschen Freuden ungerührt,
Haben längst in nächtig stillem Grauen
Tückisch der Vernichtung Gluth geschürt.
Während lustgewiegt
Noch das Opfer liegt,
Zuckt die Flamme schon zu ihm hinauf.

Dumpfer Lärm ertönt nun auf den Gassen,
Räder rasseln, Glocken wimmern bang,
Hülfe rufend wälzen dunkle Massen
Nach dem Feuer sich die Straß' entlang.
Ach, und angstverwirrt
Durch die Menge irrt
Und die Hände ringt ein greises Weib.

„Rettet mir mein Kind", ertönt ihr Weinen
Herzzerschneidend in der Menge Ohr.
Plötzlich, sieh'! durch Rauch und Flammen scheinen
Zwei Gestalten schattenhaft hervor.
Und im Augenblick,
Prasselnd Stück auf Stück
Stürzt das Haus hinab in's Flammenmeer. —

Kalt und traurig ist der Tag erschienen,
Morgennebel durch die Straße zieht.
Weißer Dampf entquillt noch den Ruinen,
Und die beide jüngst hier liebeglüht,
Selig sich geherzt,
Decken rauchgeschwärzt
Mauern und Gebälk als Leichenstein. —

Berlin. C. F. Biltz.

Eine Penny- oder Sechspfennigpost über alle Meere.

„Würde eine Meer-Penny-Post sich wohl bezahlt machen? Das ist eine Frage, die noch zu lösen ist," sagt eine der neuesten Nummern des Londoner Athenaeums, in dessen Wochenbemerkungen, und fährt dann fort: „Das binnenländische System hat sich in einem zehnjährigen Versuche so wohl bewährt, daß es sehr natürlich auf die Idee bringt, es auch auf das Meer anzuwenden. Und wenn sich die Möglichkeit hiervon erweisen ließe, so wird auch niemand daran zweifeln, daß die Ausführung wünschenswerth wäre. Aber würde Großbritannien sich zum Postbeförderer der gesammten Welt machen können, ohne dabei entschieden zuzusetzen? Herr Elihu Burrit bejaht das aufs Bestimmteste. Wir können nicht sagen, daß wir seinen Enthusiasmus ganz und gar theilen, oder zugeben, daß seine Berechnungen frei von Irrthum oder Uebertreibung seyen. Der Gegenstand, um den es sich handelt, ist aber für eine rasche Entwicklung des Handels, für die Förderung einer freundlichen Stimmung zwischen den Nationen, und zur Belebung eines jeden andern guten und friedlichen Elements von einer solchen Wichtigkeit, daß er die angelegentlichste und baldigste Beachtung derjenigen in Anspruch nehmen sollte, welchen die Leitung der Angelegenheiten der Reiche gegeben ist. Es ist den Politikern wohlbekannt, daß die Beförderung der Briefe in jetziger Weise, zu hohen Preisen, eine bedeutende jährliche Auslage erfordert, für welche es keinen directen Ersatz in Münze giebt; dagegen ist es aber auch sonder Zweifel, daß unser Einfluß dadurch gemehrt wird, unser Handel dabei gewinnt, und wir zeitige und zuverlässige Nachrichten erhalten. Unserer insularischen Lage wegen müssen wir ohnehin ein Post-Geschwader halten, auch befördern wir fast alle die Briefe, die zwischen diesem Lande und dem europäischen Continente mit Amerika gewechselt werden. Die Maschinerie ist also vorhanden, und es würde sich ein Versuch mit wenigem oder gar keinem Risico machen lassen.

Wir haben drei Hauptpunkte, wo wir unsere auswärtige Correspondenz abgeben und empfangen, als: Calais für Frankreich, die Schweiz, Italien, Griechenland, Aegypten, die Türkei und den Osten; Ostende für Belgien, Preußen, Deutschland, Oesterreich, Rußland und den Norden; Newyork für den weiten Continent von Nordamerika. Es würde sicher nicht unmöglich seyn, die Sache, und mit Aussicht auf Erfolg, einmal nach irgend einem oder mehreren dieser Häfen auf ein oder ein Paar Jahre zu versuchen. Dover und Calais böten dazu die beste Gelegenheit, und es herrschen dort überdem Mißbräuche, welche einer sofortigen Abhülfe bedürfen. Das Porto von London nach Paris beträgt 10 d; nämlich: 1 d von London nach Dover, 2½ d von Calais nach Paris, aber 6½ d für die Wassertour von ca. 20 Meilen von Dover nach Calais! Das ist eine übermäßige Belastung, die weder vernünftig noch politisch ist. Von Jersey nach Shetland, 1000 Meilen, ist das Porto 1 d, von Semlin nach Aachen 3 d, von Rio Grande nach St. Lorenzo 1½ d, von Triest nach Lübeck 3 d. Von Dover nach Ostende, dreimal so weit als von Dover nach Calais, ist das Wasserporto nur 3 d, und von Liverpool bis nach Newyork, 3000 Meilen, hat man 8½ d zu bezahlen.

Um unter einem gleichmäßigen Penny-System eine gleiche Einnahme als bisher zu erzielen, würde sich der Briefwechsel zwischen England und Ostende verdreifachen müssen, ein Resultat, was nach unseren heimischen Erfahrungen bald zu erwarten seyn würde. Der französische Ansatz ist ebenfalls unbillig, und müßte ermäßigt werden. Ein Penny-Porto würde sicherlich von Calais eben so viel einbringen als von Ostende, und beide Routen würden sich sonder Zweifel zu 1 d bezahlt machen. Mit Amerika ist es schon ein anderes: die immense Entfernung und eine Seereise

von zehn bis zwölf Tagen sind Elemente, welche die Kosten mehr oder minder vergrößern müssen. Es läßt sich aber mit gutem Grunde annehmen, daß die großen Summen, welche gegenwärtig an die Cunard-Linie bezahlt werden, bei weniger Jobberei beim Abschluß unserer Postfelleisen-Contracte bedeutend zu ermäßigen seyn würden.

Im Vergleich mit den Transportkosten für Güter und Passagiere, ist das Porto gegenwärtig enorm theuer. Ein Mann, der 200 ℔ wiegt, ungerechnet seine Baggage an Kisten und Kasten, nimmt mindestens eben so viel Platz ein, als ein Briefbeutel von gleichem Gewichte. Er wird nicht wenig an Enten und anderem Geflügel, Brod, Wein, Bier und Vegetabilien verzehren, dabei erwarten, bei Tag und bei Nacht gehörig bedient zu werden; er wird sich für berechtigt halten, mit den Officieren zu zanken und dem Capitain Grobheiten zu sagen; er belästigt wohl gar die anderen Passagiere durch sein Fluchen und Rauchen in der Kajüte, und für dies Alles hat er nur 30£ zu bezahlen, während ein harmloser Briefbeutel, der es sich gefallen läßt, in einen dunklen Winkel gestellt zu werden, ohne daß sich jemand um ihn zu bekümmern braucht, für den bloßen Transport von Broadway bis nach St. Georgs Pier mehr als 230£ bezahlen muß. Wenn aber ein Wesen mit Bedürfnissen und Launen, von Fleisch und Bein, ungerechnet das Gepäck, welches es mit sich führt, durch die Post-Packetböte von Liverpool nach Newyork für 30£ befördert werden kann, so muß ein Briefbeutel doch sicherlich eben so wie ein Baumwollballen für ein Drittheil dieses Preises zu transportiren seyn. In diesem Falle aber würde die Versendung von 6400 Briefen über das atlantische Meer nicht über 10£ zu stehen kommen, d. h. noch weit weniger als ½d das Stück.*)

Biographien
berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts

(Fortsetzung.)

Nicolas gab diesen Gründen nach, und folgte seinem Freunde nach dessen Schlosse im Poitou; doch konnte er dort nicht lange weilen. Raoul's Mutter war eine einfältige und hochmüthige Frau, über alle Maaßen eitel auf ihre Geburt, und konnte gar nicht begreifen, wie man irgend Umstände mit einem Farbenklexer machen könne. Sie that, als ob sie den jungen Künstler vielmehr als eine Art von Diener, welchen ihr Sohn sich zugelegt hatte, betrachtete, denn als dessen Freund; sie überhäufte ihn mit Demüthigungen, und machte ihm den Aufenthalt dieses Hauses so unerträglich, daß die Anhänglichkeit, welche er für Raoul hatte, und die Lust, mit ihm zu leben, nicht mächtig genug waren, ihn länger als drei Monate zurück zu halten. Er reis'te heimlich ab, um den Bitten seines Freundes auszuweichen, und legte den Weg nach Paris zu Fuß und ohne Geld zurück. Dort kam er ganz erschöpft und an einer innerlichen Entzündung leidend an. Philipp von Champagne nahm ihn bei sich auf, und unter dessen brüderlicher Pflege erholte sich seine junge und kräftige Natur bald wieder. Es blieb ihm jedoch eine große Schwäche; er litt häufig an Erschöpfung, und dann war es als ob die Pariser Luft wie Blei auf ihn lastete. Das brachte ihn auf den Gedanken, einmal wieder die Luft von Andelys zu athmen; überdem waren es schon drei Jahre, daß er seine Mutter, seine gute Mutter nicht umarmt hatte, eine schlichte und zärtliche Frau, deren Briefe sämmtlich mit Thränen getränkt waren, und deren bloße Erinnerung ihm in seinen Leidensnächten gleichzeitig der erquickendste Balsam und eine Art von Quaal und Reue gewesen war. Er begab sich mit einem Sechslivrethaler, den er von einem Hutmacher für ein gemaltes Schild erhalten hatte, auf den Marsch, und kam ohne Abenteuer zu Andelys an, wo er einige Zeit darnach den letzten Seufzer seines Vaters empfing.

Niemand in der kleinen Stadt Andelys bedauerte die Wittwe von Jean Poussin; man hätte sie vielmehr beglückwünschen mögen, wenn es sich nur geschickt hätte; denn der alte Soldat hatte sich stets hart, egoistisch und despotisch gegen die Seinen bewiesen. Sie empfand jedoch ein bittres Herzeleid, und ihr Sohn, dessen Absicht es nicht gewesen war, sich so lange in Andelys aufzuhalten, beschloß, ein ganzes Jahr bei ihr zu bleiben, um sie in ihrer Trauer nicht allein zu lassen. Es war ein recht schweres und trauriges Jahr! Jean Poussin hatte, ohne seiner Frau, die ihm blindlings gehorchte und sich aller ihrer Rechte begeben hatte, etwas davon zu sagen, sein Vermögen auf Leibrenten verschrieben, um selber ein gemächlicheres Leben führen zu können, daher denn seiner Wittwe nach seinem Tode nichts als ihres Sohnes Liebe und Aufopferung verblieb.

Nicolas Poussin sah seine Pflicht ein, und die Vorsehung half ihm, sie zu erfüllen, indem sie ihm einigen Verdienst durch Bilder in Wasserfarben zuwandte, die er als Studien gemalt hatte, und die zur Ausschmückung der Kapelle eines Klosters angekauft wurden. Aber dieser Erwerb war nur kärglich, und er stand schon auf dem Punkte, die Malerei ganz aufzugeben und ein Handwerk zu lernen, als seine Mutter plötzlich starb.

Nun hielt ihn nichts mehr in Andelys zurück; auch blieb er dort nur noch die nöthige Zeit, um einige Arbeiten zu beendigen, die er übernommen hatte; und da er nun mit einigem Gelde versehen war, so wollte er eine Reise nach Italien unternehmen, nicht allein um sich aus der Schwermuth heraus zu reißen, in die ihn der Tod seiner Mutter versetzt hatte, sondern auch um die Begierde, die ihn seit lange quälte, mit eignen Augen die Meisterwerke zu schauen, deren Ruf ihm eine Welt von Wundern verhieß, zu stillen.

Die Reise selber war nicht das schwierigste. Nicolas war gewohnt, haushälterisch zu leben und sich seiner eignen Beine zu bedienen, und das Geld, welches er aus dem Verkaufe des passablen Hausmobiliars gelöst hatte, sicherte ihm einen Nothschilling für unvorhergesehene Fälle. Er besaß überdem einen unerschöpflichen und unverwüstlichen Schatz sonder Gleichen, die Hoffnung, gestützt auf einer Dosis von Entschlossenheit, welche selbst die ersten und harten Prüfungen, die er zu bestehn gehabt,

*) Die Ostsee-Zeitung zeigt ihren Lesern bereits, wohl etwas sehr verfrüht, an: „Wie man hört, will die brittische Regierung einen neuen Postvertrag mit dem Continente schließen, wonach das Porto eines jeden einfachen Briefes nur 1d für die Seefahrt betragen soll.“

Anm. der Red.

nicht zu erschüttern vermocht hatten. Er kam zu Florenz an, nachdem er tausenderlei Abenteuer erlebt hatte, die es verdient hätten ein Capitel in dem Romane von Gil Blas auszufüllen, und hatte ein um so kräftigeres Vertrauen zu der Zukunft, als er die Erhaltung seines Lebens einem Wunder zu verdanken meinte. Er war ein zwanzig Mal von Wegelagerern angehalten und geplündert worden, einmal einer Bande Zigeuner in die Hände gerathen, hernach gewaltsam von einem Sergeanten geworben, und endlich acht Tage lang von der Wirthin eines Wirthshauses, der er seine Zeche nicht hatte bezahlen können, und die ihn, um sich dafür zu entschädigen, durchaus in ihrem Dienste hatte behalten wollen, mit dem verrätherischen Plan, ihn, da sie Wittwe war, zur Annahme ihrer Hand und ihrer Wirthschaft zu bewegen, in einem Stalle eingesperrt worden. — Indem er den Boden Italiens betrat, hatte er ausrufen können: „Mein ist die Zukunft!“ Es schien in der That, daß Fortuna ihm zulächeln wollte, denn von Mailand ab hatte er sich nirgends aufgehalten, ohne mit seinem Pinsel Geld zu verdienen. Was ließ sich nun nicht erst von Rom erwarten, wo jedermann die Künste liebte, und sich glücklich schätzte, die Künstler in Schutz zu nehmen; wo man zwanzig berühmte Maler namhaft machte, die, eben so wie er, ihre Laufbahn in Armuth begonnen hatten?

Rom! das war das Ziel alles seines Strebens; ja es fiel ihm, als er zu Florenz ankam, kaum ein, dort einen Augenblick zu weilen. Rom sollte einmal der Schauplatz seiner ersten Versuche sein. Der Erlös von den Schildern, die er unterwegs gemalt hatte, klingelte lustig in seinem Schubsacke, und dieser fröhliche Klang flößte ihm ein Vertrauen ein, das an Stolz gränzte. Er sah sich in Gedanken auf dem Wege zur heiligen Stadt, mitten auf der appianischen Straße, und schaute sich mit verächtlichem Blicke nach der Seite von Florenz um.

Fortuna ist den Kühnen und Vertrauenden hold, nimmt selbst ein Bischen Eitelkeit nicht übel; aber sie hat ihre Launen, selbst gegen die, welche keck und vertrauensvoll sind. Sie hatte Nicolas Poussin bis nach Florenz geführt; dann fiel es ihr aber ein, zu ihm zu sagen: „Bis hieher und nicht weiter!“ Sie ließ ihn sich zuvörderst einen Fuß verrenken, was ihn nöthigte, über einen Monat in einem Wirthshause zuzubringen und zwei Drittheile seines Geldes für Curkosten auszugeben; und als er wieder so weit war, sich auf den Beinen zu halten, da wollte niemand die kleinen Bilderchen kaufen, die er während seiner gezwungenen Rast gemalt hatte. Wie nun nach Rom kommen, ohne Geld, von Allem entblößt? Nicolas entschloß sich, stehenden Fußes umzukehren, um seine Börse neu zu spicken, was ihm auch gelang. Je weiter er sich von Rom entfernte, je leichter ward es ihm sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen; so wie er aber nur einen Schritt that, sich dem so sehr ersehnten Ziele wieder zu nähern, so trat irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß ein, das ihn seiner Ersparnisse beraubte, und es war zugleich, als ob alle Welt sich vereinbart hätte, von seinem Talente keinen Gebrauch zu machen.

Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, überkam ihm die abergläubische Idee, darin einen Fingerzeig der Vorsehung zu erkennen, und er beschloß, nach seinem Vaterlande zurückzukehren.

„Ich war von dieser Ansicht so durchdrungen,“ sagte er späterhin zu dem Cavalier Marini,“ daß ich mit größter Hast Frankreich wieder zueilte, gleich einem Menschen, der zu spät zu kommen fürchtet um ein Testament zu erschleichen.“

Alles vereinigte sich, um seine Täuschung zu unterhalten: erstens die von keinem Mißgeschicke getrübte Reise, und zweitens der Erfolg, den sein Pinsel hatte. Er sah sich dermaßen mit Aufträgen überhäuft, daß er eine oder die andre Stadt insgeheim verlassen mußte, um sich dem Zudrange all der Bürger, die von ihm gemalt seyn wollten, zu entziehen.

Eben so ging es zu Paris. Kaum dort angekommen, stellte Philipp von Champagne, bei dem er im Collegium von Laon wohnte, ihn Duchesne vor, welcher die Verzierungen des Luxembourg malte, und der ihn dabei als Gehülfe, was Philipp schon war, annahm. Die Ausschmückung des Luxembourg schien lange währen zu müssen, und die beiden jungen Leute wünschten sich Glück, eine Beschäftigung gefunden zu haben, die ihnen ihren Unterhalt sicherte, ohne alle ihre Zeit in Beschlag zu nehmen, die sie großentheils zum Studium verwandten. Aber dieser Duchesne, der kein Genie war, aber doch Kenner genug, um einzusehen, daß seine Eleven oder Gehülfen Besseres leisteten, als er selber, ward eifersüchtig auf sie, und benutzte nach vier Jahren den ersten besten Vorwand, sie zu entlassen.

Nun wieder frei, fühlte Nicolas Poussin die Erinnerung an Italien lebhafter und dringender als je wieder in sich aufleben. Rom erschien ihm in allen seinen Träumen, glänzend, von der Glorie des Ruhmes übergossen, deren Strahlen bis zu ihm reichten, so nahe, daß er sich versucht fühlte darnach zu greifen. — Er sah die Thore der großen Stadt weit offen stehen, und die Wege dahin voller Kränze liegen, die aber von einem Schwarm von Malern nach einander aufgegriffen wurden, so daß sich ihre Zahl rasch verminderte, und er fürchtete, nicht zeitig genug zu kommen, um auch noch einen erhaschen zu können. Er litt an der italienischen Krankheit, d. h. einer Art von Heimweh, von welcher so viele arme Künstler in ihrem Geburtslande und im Schooße ihrer Familie befallen werden, und diese fixe Idee peinigte ihn dermaßen, daß er, trotz der Erfahrungen, die er schon gemacht hatte, sich eines Morgens aufmachte, um das große Unternehmen, nach Rom zu gehen, abermals zu versuchen.

Alle Wege führen nach Rom, man muß sie nur zu Ende gehn! Nicolas Poussin konnte diesmal jedoch nicht über Lyon hinaus kommen; er wurde dort durch eine Brustentzündung festgehalten, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Doch genas er ziemlich rasch, und würde sonder Zweifel seine Reise fortgesetzt haben, wenn ihm nicht von dem Arzte, der ihn behandelt hatte, erklärt worden wäre, daß er schwindsüchtig sey. Ueberzeugt, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe, wollte er mindestens in seinem Vaterlande sterben, wo er einige Freunde hatte, die ihm im letzten Augenblick die Hand drücken würden; er kehrte deshalb in kleinen Tagereisen nach Paris zurück, traurig, wie jemand, der seiner eignen Leiche folgt, und an dem schrecklichsten Uebel leidend, das ein Arzt seinem Patienten offenbaren kann: der Gewißheit, bald zu sterben.

Er pochte an die Thür von Philipp von Champagne an. Derselbe hatte eben einige Kameraden bei sich, die ihn, zur Feier von ich weiß nicht welchem Jahrestag, abholen wollten. Ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung empfing Nicolas Poussin, weil man ihn in Italien geglaubt, und er seit seiner Abreise an niemand geschrieben hatte.

„Ei,“ sagte Philipp zu ihm, „Du kommst eben recht gelegen: wir wollen uns heute einen vergnügten Tag machen und beim

Tempelthor einen Schmaus halten. Man hat fast Gewalt anwenden müssen, um mich zum Mitgehn zu vermögen; denn ich wollte an keiner Lustbarkeit Theil nehmen, ehe ich nicht Nachrichten von Dir erhalten hätte: nun ist meine Bedenklichkeit gehoben.

— Du darfst mir keine Vorwürfe machen, daß ich Dir nicht geschrieben habe, antwortete ihm Nicolas; denn ich war krank, so krank, daß ich zu sterben meinte.

Indem er diese Worte mit einer matten Stimme, die in sonderbarem Widerspruch mit seinem guten Aussehn stand, sprach, ließ er sich auf einen Stuhl nieder, wie jemand, der ganz von Kräften ist.

„Zu sterben meinte? das lasse ich mir gefallen," entgegnete Philipp; aber übler wär's, wenn Du gestorben wärest. Mir scheint's, daß Du vollkommen hergestellt bist. Du bist ja so rund wie ein Prior, und Deine Kleider sind Dir zu eng geworden.

Nicolas schüttelte melancholisch lächelnd den Kopf, und sagte:

— Darin liegt eben die Täuschung, mein lieber Freund. Ich leide an einem schrecklichen Uebel, wogegen es keine Hülfe giebt: meine Lungen sind angegriffen. Aber ich habe mich auf Alles gefaßt, und es sollte mir sehr leid thun, Euch in Eurem Vergnügen zu stören.

Bei dem Contraste seines Aussehens mit seinen Reden, brachen Alle in ein schallendes Gelächter aus. Man spottete in jeglicher Weise über den Kranken und seinen Arzt, und es wurden dabei so gute Witze gemacht, daß Nicolas selber am Ende herzlich mitlachte, und sich unter der Bedingung, daß es ihm gestattet seyn sollte, nur verdünnte Milch zu trinken, mitführen ließ.

Der Mensch denkt's und Bachus lenkt's! Nicolas Poussin berauschte sich gerade an diesem Tage zum ersten und zum letzten Male Zeit seines Lebens. Er war den andern Tag ganz erstaunt, dem Gelage überlebt zu haben, und seine schwarzen Gedanken verließen ihn darauf bald ganz und gar.

Dies Abenteuer ereignete sich im Jahr 1622. Im folgenden Jahre feierten die Jesuiten zu Paris die Heiligsprechung von St. Ignatius und St. Franz Xavier. Nicolas war den Jesuiten-Patres sehr verpflichtet; er benutzte deshalb diese Gelegenheit, in sechs Gemälden von Wasserfarben die Hauptzüge aus dem Leben der beiden Heiligen darzustellen. Das Verdienst dieser Werke, die ansehnlichsten, die er bis dahin gemacht hatte, und die einzigen, welche dem Publikum noch zu Gesicht gekommen waren, zogen die Aufmerksamkeit des Cavaliers Marini auf den jungen Künstler.

Dieser Cavalier Marini war ein Schöngeist, ein feiner Hofmann, ein unterhaltender Gesellschafter, ein gewiegter Politiker, ein fruchtbarer Dichter aus der Schule des Boccacio, und stand am Hofe, wohin er im Gefolge von Marie von Medicis gekommen war, in hohem Ansehn. Er interessirte sich für den jungen Künstler, und zog ihn in sein Haus, wo sich an gewissen Tagen viele durch ihre Geburt, ihre Gelehrsamkeit und ihren Geist ausgezeichnete Männer versammelten.

Es waren besonders die Letzteren, mit welchen Nicolas Poussin sich zu befreunden suchte. Es war ihm aber weniger darum zu thun, seinen Geist lediglich des bloßen Wissens wegen in jeglicher Weise zu cultiviren, als seinen durchdachten Geschmack, seinen Instinct des Philosophen und Denkers zu befriedigen, der ihm vom Ufer des Flusses bis mitten unter seine Bücher und die glänzenden Conversationen folgte, welchen er als ein bescheidener Zuhörer und schüchterner Schüler bei dem Cavalier Marini beiwohnte.

Was er vor Allem bei den Dichtern, den Geschichtschreibern den Philosophen des Alterthums, so wie in dem Verkehr mit einigen seiner geistreichsten Zeitgenossen zu ermitteln suchte, das war, wie Reynolds sich ausdrückt, „der Theil der Philosophie, welcher das menschliche Herz aufdeckt, und der auf den Character und die Neigungen Bezug hat." Auch ist's zu verwundern, daß Poussin kein Maler des Ausdrucks geworden ist; daß seine Malerei insbesondre durch den Sinn, der über das Ganze der Composition, in welcher die Figuren mit den Gegenständen zum allgemeinen Effect beitragen, oft nur eine Nebenrolle spielen, und selten bestimmt sind das Interesse zu resumiren, verbreitet ist, Eindruck macht.

Nicolas führte dies angenehme Leben ein Jahr hindurch. Der Cavalier Marini war sein erklärter Mäcen geworden, und dies Patronat wurde dem Künstler höchst ersprießlich. Er lebte Dank einiger Bestellungen, die er durch die Empfehlung seines Protectors erhalten hatte, sorgenlos, ja fast im Wohlstande. Als derselbe, im Jahr 1625, nach Rom abreis'te, um den Cardinal Maffeo Barberini, seinen Jugendfreund, der jüngst als Urban VIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, zu begrüßen, würde er ihn begleitet haben, wenn er nicht durch übernommene Arbeiten daran verhindert worden wäre. Unter diesen befand sich auch der Tod der heiligen Jungfrau, ein Werk von ziemlich großem Umfange, im Auftrage des Goldschmiedeamts, welches jährlich ein Gemälde an Notre-Dame schenkte.

Marini suchte vergebens ihn seiner Verpflichtungen abwendig zu machen; Nicolas Poussin hatte sein Wort gegeben, und nichts in der Welt würde ihn vermocht haben, dasselbe zu brechen, selbst nicht die Gelegenheit, in Gesellschaft des großmüthigen Italieners und auf dessen Kosten die Reise nach Rom zu machen, die ihm unausgesetzt im Kopfe lag und die er nun noch bis in das nächste Jahr aussetzen mußte.

Zu Rom, wo er endlich unbehindert ankam, fand er den Cavalier Marini wieder vor, der ihn mit offnen Armen empfing, und ihm freundlich einen Vorwurf darüber machte, mit seiner Reise so lange gezögert zu haben. Der arme Dichter lag hingestreckt auf einem Kanope.

„Ich habe geglaubt, armer Poussin," sagte er, „daß wir uns nicht wiedersehen würden; ich leide, ich leide fürchterlich: die Luft meines Vaterlandes tödtet mich, statt mir meine Gesundheit wiederzugeben, wie ich es von ihr erwartet hatte. Geh' nie an den Hof; es wird dort ein Leben geführt, das rasch abnutzt. Sieh nur, wie es um mich steht: seit drei Monaten habe ich mich nicht vom Fleck rühren können; das Podagra hat mich bei den Füßen gepackt, und welch ein Uebel mir im übrigen Körper steckt, das weiß ich nicht, aber es zerfleischt mich bei Kleinem. Und doch bin ich erst sechs und funfzig Jahre alt, und war Willens, nur noch den Musen zu leben; aber es wird

mir höchstens noch die Zeit bleiben, mein Gedicht Adonis zu revidiren. Es ist dieses mein Schwanengesang!"

Nicolas Poussin liebte den Cavalier Marini aufrichtig; sein Zustand ging ihm tief zu Herzen, und er versuchte einige der Tröstungen und Aufmunterungen, die bei Kranken, welche noch ihre volle Besinnung haben, nichts verschlagen können.

„Laß' es gut seyn mit Deinen Tröstungen," sagte der Poet zu ihm; „ich habe keine Furcht; ich bedaure mich nur ein wenig, aber ich bin Philosoph, und es fehlt mir nicht an Ergebung. Mein Tod wird jedoch ein übler Querstrich für Dich seyn.

— Ha! Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich daran denke? rief der Künstler aus.

„Nein, nein! aber es ist mein eigner Gedanke. Ich weiß, daß Du mir zugethan bist, und daß Du mich nur meiner selbst wegen bedauerst; aber eben weil ich dieses weiß, will ich nicht aus dem Leben scheiden, ohne Dir eine Protection gesichert zu haben, welche Dir statt der meinigen dienen soll. Ich will Dich mit dem Cardinal Barberini bekannt machen; der ist ein Neffe des Papstes, und das hat schon etwas zu bedeuten. Ich habe Grund zu glauben, daß er Dir eben so gewogen seyn wird, als ich selber, und daß Du bei dem Tausche keinen Schaden leidest."

Poussin wurde in der That durch den Cavalier Marini dessen Freund, dem Cardinal, vorgestellt, und bald darnach schlug Marini, nach Vorschrift seiner Aerzte, den Weg nach Neapel ein, wo er bald verstarb. Das Unglück wollte, daß der Cardinal Barberini fast um dieselbe Zeit zu seinen Gesandtschaftsposten in Frankreich und Spanien abging.

Poussin war nun zu Rom wieder, was er zu Paris gewesen, als er dort zum ersten Mal angekommen war — ein armer Künstler, ohne irgend eine Stütze, in der größten Verlegenheit. Nichts ist geeigneter, die Begabungen eines entschlossenen Geistes zu bekunden, der Vertrauen zu seinem Willen hat und dem es nicht an Ausdauer fehlt, als die Plackereien des Schicksals, welchen die meisten Menschen nichts weiter als unnütze Verwünschungen entgegen zu setzen wissen. Poussin war eine der Naturen, die sich nicht entmuthigen lassen. Er schritt auf dem Wege der Kunst einher, wie die strengen Pönitenten auf dem Wege des Heils, ohne Rücksicht auf die Strapazen, ohne sich an die Rauhheit des Pfades zu kehren, beseelt von einer unverwüstlichen Begeisterung. Er kämpfte gegen die Hindernisse an, die sich seinen Endabsichten entgegen stellten, und härtete sich gegen die Schwächen seiner Menschennatur mit einer jansenistischen Standhaftigkeit ab.

Das Leben Poussin's während der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Rom, erscheint mir als eine bewundernswürdige Lehre der Geduld, ja fast des Heldenmuths für alle die, welche denselben Weg wandeln. Es giebt unter den Menschen, die sich den Künsten oder den Wissenschaften widmen, eine kleine Anzahl Bevorzugter, für welche das Publikum rasch eingenommen wird: eine einzige ausgezeichnete Eigenschaft, ja selbst ein stark hervortretender Fehler verschafft ihnen diese Gunst. Bei Anderen hingegen führt das Genie, ein geduldiger und fleißiger Arbeiter, seinen Bau nur langsam auf, und scheut es nicht, lange Jahre zu verwenden, um den Grund desselben bedächtig und tief genug zu legen, die nöthigen Materialien einzeln auszuwählen, und sie sorgfältig zu wiegen und zu messen, um ihrer Zweckmäßigkeit sicher zu seyn. Diese Letzteren denken an die Zukunft und die Nachwelt, oder sie bauen vielmehr für sie, indem sie nur für sich selbst zu bauen meinen; sie bekümmern sich nicht um den hehren Haufen, der in seiner Gunst in der Regel blind ist; sie haben fast dieselbe Freude an ihren Mühseligkeiten, so lange sie dauern, als an deren Resultat, wenn mit Ruhm und Glück gekrönt. Sie begrenzen ihr Leben in dem Aufsuchen dessen, was wahr und gut ist, und haben keinen andern Kummer, als den des Bewußtseins, sich in etwas geirrt zu haben, was ihrem Unternehmen zum Nachtheil gereicht. Ihr angeborner Sinn für das einfache und zurückgezogene Leben macht ihnen die Uneigennützigkeit leicht, und schützt sie vor dem Falle, in welchen oft manches herrliche Genie geräth, das zu Besserem als zu Reichthum und Aufsehn bestimmt gewesen wäre.

So war, wie mir däucht, Poussin's Character. Nichts schildert ihn besser, als die Heiterkeit, womit er, wie jemand, der sich nur die Zeit vertreiben will, in Gesellschaft des Bildhauers Duquesnoy und Algarde's darauf ausging, antike Statuen auszumessen, während das Elend vor seiner Thür kauerte, an seinem traurigen Heerde saß, und es von dem guten Willen eines Bilderhändlers, für welchen er mitunter arbeitete, und der nicht immer aufgelegt war ihm einen kleinen Vorschuß zu machen, abhing, ob er zu Mittag essen sollte oder nicht. Die Race kräftiger Künstler, die in einem Alter von dreißig Jahren über die Bewunderung der schönen Statue des Antinous des Essens vergaßen, und sich durch deren Anblick gesättigt fühlten, als ob sie das beste Mahl gehalten hätten, ist für immer erloschen!

Als Poussin im späteren Alter dem Herrn von Chantelou mittheilte, wie kümmerlich es ihm in seiner Jugend ergangen war, da sagte er u. a.:

„Es ist mir passirt, daß ich mich schlafen gelegt habe, ohne den ganzen Tag lang irgend etwas genossen zu haben, nicht, weil ich nicht bei Casse gewesen wäre, um einen Gasthof besuchen zu können, — was übrigens auch mehr als einmal vorgekommen ist — sondern weil ich, nachdem ich einige Zeit im Anschauen der schönen Werke des Alterthums zugebracht hatte, mich nicht entschließen konnte, in ein Wirthshaus zu treten, wo in der Regel Alles häßlich anzusehen ist. Solche Contraste waren mir peinlich; ich setzte lieber mein Mahl bis auf den andern Tag aus, was übrigens für mich kaum ein Opfer war, denn ich verspürte gar keinen Hunger, weil ich ganz andere Dinge im Kopfe hatte."

Was er hauptsächlich im Kopfe hatte, das hat er selber einem seiner Zeitgenossen anvertraut, der sein Biograph geworden ist: es war der Plan zu einer Art von Kreuzzug zu Gunsten der in Vergessenheit gerathenen großen Principien; es war eine Reform, welche in seinen Augen die Verwirrung nöthig machte, die sich in der italienischen Malerei zu zeigen begann. Die Carrachios waren todt, und Dominichino, der sich Mühe gab, ihre Aufgabe weiter durchzuführen, wurde wie ein kindisch gewordener Greis behandelt. Die ersten Schulen hatten sich in zänkische Coterieen zerstückelt, welchen die Wahrheit die mindeste Sorge machte, und da die Frage der Kunst nicht mehr von den Meistern

erklärt würde, welche sie aus dem Buche der Natur gelernt hatten, so begann sie sich in dem Irrgarten des Einbilderischen zu verlieren. Das Uebel war schon so weit vorgeschritten, daß eine heroische Cur Noth that. Man durfte nicht mehr daran denken, Palliativmittel dawider anwenden zu wollen, sondern mußte es mit der Wurzel ausreißen.

Poussin hatte den Muth, diesen Versuch zu machen, trotz der Schwierigkeiten, von welchen er umgeben war. Auf die Enthusiasten durfte er dabei nicht zählen; denn sie halten es mit sanften Abhängen, mit Ueberraschungen und dem Bizarren. Methode und Vernunft lassen sie kalt, und sie folgen nur denen, die sie vorwärts führen, gleichviel zu welchem Ziele, wenn's nur rasch geht und ihnen oft eine andere Aussicht eröffnet wird. Die einzige Unterstützung, auf die er hoffen durfte, war die der gerechten, geradsinnigen und überlegsamen Gemüther, welche die Minderzahl bilden. Glücklicher Weise wurde er von diesen bei dem ersten Lebenszeichen, das er gab, erkannt und sie feilschten nicht mit ihm in den Ermunterungen. Es wurde ihm freilich sein Bild, die Philister, eine große Composition von funfzig Figuren, nur mit elenden 300 Thlrn. bezahlt, aber er erfuhr zwei Monate später, daß ein Prälat es um den Preis von 3000 Thlrn. an sich gebracht hatte. Bei diesem Anlaß erhoben viele römische Künstler ein großes Geschrei, worin Poussin aber eben ein so günstiges Augurium sah, daß er es der feindlichen Partei Dank wußte, und ihr selbst gern die 3000 Thlr. zum Opfer gebracht hätte, wenn sie ihm selber zu Händen gekommen wären.

Das Gemälde von den Philistern war die Kriegserklärung Poussins gegen die Anhänger der schlechten Manieren, die eben in Mode waren. In ihm war die Nachahmung der Natur und der Cultus der antiken Schönheit als Princip aufgestellt. Die Natur und das Alterthum waren in der That immer die Lieblingsmodelle Poussin's. Er studierte die Natur mit einer Pünktlichkeit, die ihm vielen Spott zuzog. Was konnte es wohl Närrischeres geben, als diesen Maler, der die Kunst neugestalten wollte, indem er selbst die Steine am Wege naturgetreu nachbildete! — Es hat seine Richtigkeit, daß er nie einen Ausflug aufs Land machte, ohne einen Beutel mit Kieselsteinen und Moos gefüllt heimzubringen, die er dann so gewissenhaft studierte, als ob es Theile des menschlichen Körpers gewesen wären. Er gestand dies willig ein, und sagte zu einem seiner Freunde, der ihm den Vorwurf machte, daß er in seiner Accuratesse zu weit ginge:

„Ihr werdet doch finden, daß ein Kiesel und ein Stück Holz zwei verschiedene Dinge sind? Könnt Ihr nun, indem Ihr diese Verschiedenheit anerkennt, mir einen Grund angeben, welcher den Maler der Verpflichtung überhöbe, dieselbe auszudrücken?"

Dieses da sind nur Kleinigkeiten; dergleichen Kleinigkeiten und kaum wahrnehmbare Eigenthümlichkeiten haben aber ihre Wichtigkeit in einer Biographie, und scheinen mir sehr geeignet zur Vervollständigung eines Charakters.

Vigneul de Marville fragte eines Tages diesen Mann, der selbst die Kieselsteine nach der Natur gemalt hatte, wodurch er sich so hoch unter den größten Malern empor geschwungen habe.

„Ich habe nichts vernachlässigt," lautete Poussin's Antwort.

Und so war es! Er hatte allen Wissenschaften mit Eifer obgelegen, war in der Anatomie besser bewandert, als irgend ein Arzt seiner Zeit, kannte die Geschichte wie ein Benedictiner, hatte die Perspective von selbst gelernt, und im Punkt der Architectur war ihm niemand überlegen. Er kannte sein antikes Rom, wie die Botaniker ihre Lieblings-Flora kennen; die Archäologie hatte er ganz und gar durchstöbert; ihm waren die Geräthschaften und die Kleidung der Alten bis auf den Namen bekannt, auch könnte man einige seiner ersten, auf Panneelen und in Wasserfarben gemalten Bilder leicht als aus der Zeit des Pompejus herrührend ansehen. Die einfachen und edlen Stellungen erinnern an die aldobrandinische Hochzeit, und die Draperieen haben alle den schönen Faltenwurf, der verloren gegangen ist, seit die Beinkleider und das Sagum der Gallier in die Stelle der Tunika und der Toga getreten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von Elisa Maier. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1850. VIII. und 222 Seiten 8.

Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin" waren es, welche die von einer Reihe von Mißgeschicken hart getroffene Verfasserin wieder ermuthigten. Sie las dann seine übrigen einzeln erschienenen Briefwechsel, aus seinen gesammelten Werken so Viel ihr zugänglich war und Das, was Andere über ihn geschrieben. Gewohnt, Auszüge aus Schriften zu machen, die sie intellectuel und moralisch fördern konnten, machte sie auch solche aus Humboldt's Briefen und theilt sie jetzt Denen mit, welche keine Gelegenheit haben, zu lesen, was ihr zukam. Die Auszüge, welche die größere Hälfte des Buches einnehmen, sind in fünf Abtheilungen zusammengestellt: „Vorsehung, Weltregierung, Schicksal, Menschenglück und Lebenszweck. — Einsamkeit, Beschauung, Selbst- und Naturbetrachtung, Unabhängigkeit von allem Aeußern, das Leben in Ideen. — Geistesstreben und Entwickelung, Individualität, Genie, Dichter und Dichtung. — Umgang mit Menschen, Freundschaft und Liebe, Mann und Weib. — Die Lebensalter, Tod und Unsterblichkeit. —"

Es ist eine, leichter als sie wirklich ist scheinende Arbeit, das Herausheben solcher einzelner Stellen aus einem zusammenhängenden Ganzen; sie ist der Verfasserin jedoch gut gelungen; augenblickliche Stimmung, das Wiederfinden des Empfundenen, Gedachten, in größerer Bedeutsamkeit und Klarheit, als wir selbst es empfunden und gedacht, bestimmen die Auswahl gewöhnlich, und so war es auch hier. Andere hätten Anderes gewählt. Was aber dargeboten, wird seinen Zweck, in trostlosen Gemüthern, Liebe, Glaube und ein mächtiges Streben nach unendlicher Entwicklung wieder zu beleben, erreichen.

Der Lebensumriß, aus bekannten, in der Vorrede genannten Quellen, namentlich Schlesier's „Erinnerungen", entworfen, enthält das Wesentlichste; die Verfasserin erklärt, daß sie weit entfernt sei zu glauben, es sei ihr möglich, einen so universellen Geist in allen seinen Eigenschaften und Verhältnissen darzustellen. Auch bei der Biographie sind die Briefe benutzt. Wer Wilhelm von Humboldt nicht aus den letzteren selbst, aus Varnhagen's von Ense Schriften und Schlesier's eben erwähntem Werke bereits näher kennen gelernt hat, wird sich vollkommen befriedigt finden; und für solche Leser hat die Verfasserin diese biographische Skizze geschrieben. Wie es geschehen, wird ein kleines Bruchstück, Humboldt's und Schiller's Verhältniß zu einander, zeigen.

„Von Schiller ward Humboldt zum Selbstschaffen gewaltig angeregt; den 4. August 1795 schreibt dieser dem Freunde von Tegel aus: „Ich vermisse es unglaublich, nicht noch bei Ihnen zu sein und habe mich so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen, und ich bringe den besten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu." Dann den 28. September: „Ich weiß nicht, durch welche Verbindung von Umständen ein großer Durst des Wissens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht ist, aber sehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlasse mich dieser Neigung um so mehr, als ich gar keinen Muth habe, so lange ich von Ihnen abwesend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen."

Aber auch Schiller bedarf Humboldt's, des Rathgebers und Richters; er schreibt (den 2. April 1805): „Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind; es ist ein erlaubter Wunsch; denn bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjecte herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne in Ihrer Person und aus Ihrer Seele."

Wenn Schiller Goethe gegenüber an seinem Dichterberufe zweifelte, wenn ihn dessen Größe drückte und er tief innerlich fühlte, daß er ihn nie erreichen werde: dann stand ihm Humboldt als Freund zur Seite, sagte, daß Goethe ihm keinen Eintrag thue, daß er auch neben diesem Großes und Unvergängliches leisten könne: „Die Vergleichung zwischen Ihnen und Goethe hat auch mich oft beschäftigt. Gerade Sie Beide können das Höchste erreichen, ohne einander zu schaden. Das fühle ich jetzt sehr deutlich." Und Selbstvertrauen und Muth lebten wieder in des Dichters Seele, und seine Geistesproducte weckten fort und fort Bewunderung und glückliches Streben der empfänglichen Seelen.

Als Schiller im Zweifel war, ob er für epische oder dramatische Kunst geboren sei, wandte er sich nicht an Goethe, sondern an Humboldt und schreibt: „Denken Sie, lieber Freund, denken Sie noch einmal recht streng über mich nach und schreiben mir dann Ihre Meinung. Poesie wird auf jeden Fall mein Geschäft sein; die Frage ist also blos, ob episch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatisch?" Im gleichen Briefe theilt der Dichter dem Freunde seine dramatischen Plane für die „Malthéser" und den „Wallenstein" mit. Humboldt schreibt einen herrlichen Brief, geht ausführlich auf die Naturanlagen und Kräfte Schiller's und dann auf den Gegenstand ein, empfiehlt dringend die Bahn, auf welcher Schiller schon so frühe viel geleistet und räth an, die „Malthéser" dramatisch zu behandeln. Schiller wandte sich zur Tragödie, wählte aber den „Wallenstein." Auch auf Schiller's „Briefe über ästhetische Erziehung" muß Humboldt Einfluß gehabt haben. Hören wir nun noch einige Richterstimmen über das Verhältniß beider Männer: „In der Schule Humboldt's wurde Schiller für den Umgang Goethe's reif" (Hoffmeister III, 5). „So rüstig Wilhelm von Humboldt mit Schiller nach jenem höchsten Ziele der Kunst emporklimmt, so macht es doch manchmal den Eindruck, als stünde auch er stille unter jener bewundernden Schaar, welche sich mit dem Anblicke des herrlichen Strebens begnügt und um seinetwillen ihren ringenden Liebling vergöttert" bemerkt Schwab im Leben Schiller's.

So meint auch Schwab, es sei für Schiller ein großes Glück gewesen, daß der rege Verkehr zwischen diesen beiden Männern unterbrochen worden und jener Goethe näher gekommen; die Ideendichtung hätte Alles verschlungen und einige seiner Balladen und Producte wie „Wallenstein" und „Tell" würden nie zu Tage gekommen sein. Gervinus sagt in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur": „Humboldt's brieflicher Verkehr war in dieser Zeit Schiller für seine Lyrik Das, was der mit Goethe für sein Drama."

Als Humboldt Jena verließ, um nach Italien zu reisen, schrieb Schiller an Goethe: „Humboldt ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wiedersehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wiederkommen kann; denn zwei Jahre so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern." Schiller fühlte sich schon sehr zu Goethe hingezogen. Humboldt erklärte, für den Umgang mit Schiller nirgends, wo er auch lebe, Ersatz finden zu können."

H.

Miscelle.

In der Versammlung der Londoner Statistischen Gesellschaft vom 16. v. M., wurde auch ein interessanter Aufsatz von einem Herrn F. G. P. Neisson: „über das Sterblichkeitsverhältniß von Personen, die sich der Unmäßigkeit hingeben," verlesen. Demselben zufolge zählen England und Wallis zusammen 64,806 Trunkenbolde, worunter 11,223 Frauenzimmer, und das Verhältniß der Trunksüchtigen in der männlichen Bevölkerung ist wie 1 zu 74, in der weiblichen Bevölkerung wie 1 zu 434, und in beiden Geschlechtern wie 1 zu 146.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 59. Mittwoch, den 23. Juli. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Biographien

berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

In den Augen Poussins that einem Maler keine Wissenschaft mehr Noth, als die der Architectur, und eben so, wie er, wenn er einen schönen jungen Mann darstellen wollte, es nie vergaß ihn nach dem Meleager des Vaticans zu modelliren, versäumte er nie im Hintergrunde seiner großen Landschaften einige der Denkmäler des alten Roms anzubringen. Auf seinem Gemälde des Todes der Eurydice nehmen die Brücke und das Kastell St. Angelo nebst dem Nerothurm das mittlere Feld ein, auch findet sich das Kastell St. Angelo in einer seiner Darstellungen von Moses, ein Sujet, das er am öftersten behandelt hat, wieder vor. Es war nicht bloß aus einer besonderen Liebhaberei, sondern um durch das Beispiel eine entscheidendere Reaction in der Malerei herbeizuführen, daß Poussin es sich besonders hatte angelegen seyn lassen, das zugleich tiefe und einfache Gefühl zu sammeln, welches das Geheimniß der antiken Schönheit ausmacht. Sein Archaïsmus ging jedoch nicht so weit, daß er darüber die großen Meister der Kunst verkannt hätte. Er hatte für die Werke Raphaels einen solchen Respect und eine so große Bewunderung, daß er mit Zittern und Zagen an ein Werk ging, welches bestimmt war in einem Saale aufgestellt zu werden, wo sich schon ein Raphael befand.

Im Jahr 1643 schrieb der Herr von Chantelou, Oberhaushofmeister des Königs an ihn, um ihn mit der Anfertigung eines Gemäldes, die Verzückung des heiligen Paulus, welches seinen Platz neben einem kleinen Bilde von Raphael haben sollte, zu beauftragen. Er antwortete darauf: „Ich fürchte, daß mir bei dem Gedanken an eine so furchtbare Nachbarschaft die Hand zittern wird, und kann mich kaum entschließen, das Werk zu beginnen, wenn Sie mir nicht versprechen, daß es dem von Raphael nur zur Hülle dienen soll."

Darin spricht sich nun eine große Bescheidenheit aus; er begleitete jedoch sein Bild, als er es im nächsten Jahre dem Herrn von Chantelou zusandte, mit folgendem Schreiben:

„Ich ersuche Sie, sowohl um die Verläumdung zu vermeiden, als die Schaam, die es mir machen würde, wenn mein Bild als ein Stück der Vergleichung mit dem des Raphael dienen sollte, es von diesem getrennt und entfernt zu halten, weil dies sein Ruin seyn, und ihm das Bischen Schönheit benehmen könnte, welche es hat."

Diese Mischung von Bescheidenheit und Eigenliebe oder vielmehr legitime Besorgniß für sein Werk, giebt sich auch darin kund, daß Poussin es nie unterließ, denjenigen, welchen er Gemälde zusandte, das Sujet zu expliciren, welches er in seiner Behandlung vor Augen gehabt. Er fürchtete, seinen Gedanken nicht klar genug ausgesprochen zu haben und wollte der Kritik zuvorkommen. Als er demselben Herrn von Chantelou ein andres Gemälde, die troſtbringende Jungfrau, zusandte, zeigte er ihm im voraus an, daß er nicht alle Reize des Colorits darin vereint finden würde.

„Sagen Sie mir darüber unumwunden Ihre Meinung," schrieb er. — „Ich bitte jedoch, zu erwägen, daß ein einziger Mann nicht im Besitze aller Talente der Malerei seyn kann, und man folglich in seinen Werken nicht nach denen suchen muß, die ihm nicht zu Theil geworden sind. Ich weiß wohl, daß alle diejenigen, die das Bild zu sehn bekommen, nicht gleicher

Meinung seyn werden, weil der Geschmack der Liebhaber der Malerei nicht minder verschieden ist als der der Maler, und diese Verschiedenheit des Geschmacks ist auch die Ursache der Verschiedenheit, die sich in den Arbeiten der Einen und in dem Urtheil der Andern findet."

Er geht darnach zu einer Dissertation über, in welcher er darzuthun sucht, daß die Maler und die Bildhauer des Alterthums immer nur in ihrem besonderen Genre Ausgezeichnetes geleistet haben, daß aber kein einziger Herr aller Vollkommenheiten gewesen ist.

Poussin hielt auch Dominichino sehr in Ehren. Er war mit ihm gegen das Ende seiner traurigen Existenz in Berührung gekommen, und konnte sich bei der Erinnerung, wie diese Bekanntschaft eröffnet worden war, der Thränen nicht enthalten.

Als Dominichino erfahren hatte, daß ein junger französischer Maler, der seit einem Jahr zu Rom angekommen, in den Kirchen die von ihm gemalten Bilder aufsuche, um sie zu copiren, sehnte er, der fast nur von Neidern und Verläumdern umgeben war, sich darnach, diesen ihm vom Zufall zugesandten Freund kennen zu lernen. Er ließ sich also, wie krank und gliederlahm ihn auch ein hartnäckiger Rheumatismus gemacht hatte, nach einer Kapelle schaffen, wo Poussin in der That beschäftigt war, eben die Copie eins seiner Gemälde zu beendigen.

Poussin, der sich nicht gern mit Neugierigen befaßte, schien dieser sonderbare Besuch unangenehm zu seyn. Er schickte sich selbst an, für diesen Tag seine Arbeit einzustellen, und wollte seine Palette wegschließen, als Dominichino, seine Gedanken errathend, zu ihm herantrat, und, sich auf einer Krücke stützend, lächelnd zu ihm sagte:

„Sie mögen die Ueberlästigen nicht, junger Mann? Mir geht's eben so, ich habe nie etwas auf sie gegeben; als ich aber in Ihrem Alter war, und eben so wie Sie die Werke alter Meister copirte, da hätte ich, wenn einer von ihnen gekommen wäre und mir über die Schultern geschaut hätte, um zu sehen, wie ich es anstellte, nach ihm die Form wiederzugeben, in die er seinen Gedanken gekleidet, deßhalb nicht meine Palette weggelegt, sondern mich vielmehr etwas seitwärts gehalten, um ihm meine Arbeit besser sehn zu lassen, und würde mich sehr glücklich geschätzt haben, dann seine Meinung zu vernehmen.

Poussin sah den bizarren lahmen Mann, der sich ohne Umstände auf seinen Schämel gesetzt hatte und mit dem Ende seiner Krücke die Hand der Hauptperson seines Bildes schabte, ganz verwundert an, und sagte, ihm bei dem Arm erfassend:

— He da! Herr, sind Sie verrückt?

„Man sagt's, mein Sohn, erwiederte der Lahme; aber es ist nicht wahr. Nein, Dominichino ist nicht verrückt, und kann noch einen guten Rath ertheilen.

— Wie! Dominichino? der große Dominichino? rief nun der junge Mann aus.

„Ja, der arme Dominichino; er selber, so wie ihn der Gram und die Jahre zugerichtet haben," antwortete der große Maler. Es hat nicht viel mehr auf sich mit diesem Dominichino; er ist nur noch ein elender hinfälliger Körper; er kann kaum noch den Pinsel halten, wenn ihm die Gicht einen Augenblick Ruhe läßt, und er ist für Viele todt. Und wenn er auch noch Aussicht hätte, noch manches Jahr zu leben, will man doch nichts mehr von ihm wissen, und ist's dasselbe, als ob er schon im Grabe läge. — Dominichino ist zu Euch gekommen, junger Mann, um Euch die Achtung, die Ihr ihm beweist, durch einen guten Rath zu vergelten: er räth Euch demnach, nicht daran zu denken, in seine Fußstapfen zu treten, wenn Ihr zu Reichthum und Ehren gelangen wollt. — Ihr sehet da," fuhr er fort, indem er auf sein Bild hinwies, „eine wahrhafte, eine großartige Malerei, eine gewissenhafte Kunst — aber die führt ins Hospital. Befaßt Euch nie damit! Trotz des Fehlers, den ich da an der Hand des heiligen Thomas bemerkt habe, sehe ich, daß Ihr auf dem Wege seid, ein großer Künstler zu werden; aber schlaget rasch eine andre Straße ein. Laßt der Extravaganz Eurer Einbildung, wenn Ihr deren habt, freien Lauf; sinnt etwas aus, was nicht naturgetreu ist, und copirt nicht diejenigen, welche die Natur mit Vorliebe wiedergegeben haben."

Man kann sich denken, was Poussin empfinden mußte, als er diese lamentable Klage vernahm. Er antwortete aber dem Dominichino, der ihn, den Hut in der Hand, bis zu seiner Wohnung begleitete, daß er bereit sey, aus Liebe zur Kunst eben so zu leiden. Seit diesem Tage, bis zu dem Augenblick, wo Zampierri, von der grausamen Krankheit befreit, die ihn lebhaft den Tod wünschen ließ, nach Neapel zurückkehrte, um dort andren Leiden entgegen zu gehen, wurde er der Freund, so zu sagen der Eleve des großen Malers. Man weiß, daß er dem Andenken Dominichinos späterhin seine Schuld der Dankbarkeit damit abtrug, daß er es auswirkte, daß dessen Communion des heiligen Hieronymus, die sich auf eine Bodenkammer relegirt sah, einen Platz der Verklärung Christi von Raphael gegenüber erhielt.

Seit der Abreise des Cardinals Barberini war Poussins Leben ein Leben des Studiums und der Entbehrungen gewesen. Er hatte alle Prüfungen des äußersten Elends zu bestehen, und er ertrug sie mit der Standhaftigkeit, welche nicht bloß die Frucht der Philosophie, sondern und hauptsächlich die eines instinctmäßigen Vertrauens ist, welches man nur bei Männern findet, die einer großen Zukunft bestimmt sind.

Zu gutem Glücke war er durch Duquesnoy mit dem Cavalier del Pozzo bekannt geworden. Der Cavalier del Pozzo gehörte einer reichen Familie an, in welcher die Liebhaberei für die Künste wie erblich war; er war überdem mit dem Cardinal Barberini befreundet, und Dank dieses Verhältnisses sowohl als seines Reichthums, übte er in einem ziemlich weiten Kreise einen aristarchischen Einfluß. Schon lange hatte er es ausgesprochen, daß die Kunst zu verfallen drohe, und es versucht, die Principien der antiken Kunst wieder zu Ehren zu bringen. Gleich bei seinen ersten Unterredungen mit dem jungen französischen Maler war es ihm klar geworden, daß unter ihnen beiden eine Gemeinschaft der Ansichten, Hoffnungen und Pläne existirte, die ihn veranlaßten, sich dem jungen Franzosen als einen werthvollen Bundesgenossen beizugesellen. Er öffnete ihm freudig sein Haus, wo Poussin dann Gelegenheit zum Anknüpfen von nützlichen Bekanntschaften fand, und wurde ihm ein so ergebener Freund, daß er, wenn er in Verlegenheit gerieth, sich nicht zu scheuen brauchte auch seine Börse in Anspruch zu nehmen.

Endlich kehrte der Cardinal Barberini auch wieder von seinen Gesandtschaftsreisen zurück, und brachte Poussin, indem er bei ihm Bild auf Bild bestellte, vollends auf die Beine. Derselbe malte zuvörderst den Tod des Germanicus,

dann die Einnahme von Jerusalem durch Titus, den Triumph von Titus, und noch viele andere, welche Bilder ihm alle großmüthig bezahlt wurden. Zuletzt erhielt Poussin, ebenfalls durch Vermittelung des Cardinals Barberini, noch den Auftrag, das Modell einer Mosaikarbeit zu malen, die in der St. Peterskirche zu Rom in Ausführung gebracht werden sollte. Dies Gemälde, dessen Sujet das Märtyrerthum des heiligen Erasmus bildet, ist das einzige, unter welches er seinen Namen gesetzt hat, und dieses hat er gethan, „damit," wie er sagte, „seine schwache Arbeit von Unwissenden nicht mit den Werken der großen Meister verwechselt würde, die das stolze Gebäude geschmückt hätten."

Von diesem Augenblick an hob sich der Ruf Poussins immer mehr, und er zählte mit unter den Meistern. Die französische Maleracademie existirte noch nicht zu Rom; sie wurde durch Vermittelung von Lebrun, dem allein die Ehre ihrer Begründung gebührt, erst im Jahr 1665 gestiftet; aber es gingen, durch das Beispiel von Poussin angelockt, eine Menge junger französischer Künstler nach Rom, um unter seiner Leitung zu arbeiten. Unter denselben befanden sich auch Lebrun und Mignard, die ihm beide durch den Kanzler Seguier empfohlen worden waren. Er ließ sie Copieen nach den größten Meistern machen, und war beflissen, ihren Geschmack eben so auszubilden, wie er den seinigen gebildet hatte; deßhalb machten ihm die Trägheit, die Zerstreuung und die Nachlässigkeit Mignard's auch großen Kummer, und er verzweifelte zuletzt an dessen Zukunft. „Man bringt es nicht zu einem sichren und ernsten Talente," sagte er zu ihm, „wenn man nicht ausdauernd arbeitet und emsig dem nachforscht, wovon man nur eine Ahnung hat."

In der Sammlung seiner Briefe, die man der Sorgfalt des Herrn Quatremere de Quincy verdankt, findet sich seine Meinung über Mignard und seine Vorhersicht in diesem Sinne zu mehreren Malen ausgedrückt. Mignard war 38 Jahre alt, als Poussin sich in einem Schreiben an den Herrn von Chantelou, vom 16. August 1648, folgendermaßen über ihn äußerte:

„Ich würde schon mein Portrait haben machen lassen, um es Ihnen, wie Sie wünschen, zu übersenden; es fällt mir aber schwer, zehn Pistolen für ein Haupt in der Manier des Herrn Mignard aufzuwenden, der am besten portraitirt, dessen Portraits aber dennoch kalt, dick aufgetragen, ohne Saft und Kraft sind."

Es wäre Poussin ein Leichtes gewesen, sich ein glänzendes Vermögen zu erwerben; aber was bedurfte er des Reichthums? Er gab nichts um die Welt und ihr Geräusch; er liebte die Zurückgezogenheit, ein ruhiges Studium, setzte keinen besondren Werth auf den Ruhm, wiewohl er ihn weit höher achtete als den Vortheil. Ueber Alles aber ging ihm die Kunst als Kunst. Er steht, wie ich glaube, wohl darin einzig da, daß er seine Werke niedriger taxirte, als man sie ihm bezahlen wollte; dies ist zum öfteren bei ihm vorgekommen. So theilte er u. a. eines Tages, als ihm für ein Gemälde, welches die Bekehrung von St. Paul darstellte, hundert Thaler zugesandt worden waren, diese Summe und schickte die Hälfte wieder zurück.

Diese so seltne Uneigennützigkeit hatte hauptsächlich ihren Grund in dem Widerwillen, den Poussin gegen alles das hatte, was das Leben compliciren kann. Er wollte das Materielle desselben wohl so weit ausgedehnt haben, als zu einer gemächlichen Existenz durchaus nöthig ist, aber dies Materielle sollte keinen Raum für Ueberflüssiges bergen. Einen förmlichen Haushalt zu haben, hätte ihn höchst unglücklich gemacht.

Als der Cardinal Mancini ihn eines Abends besucht hatte, leuchtete er ihm mit einer Lampe in der Hand bis zur Hausthür, die er ihm selber öffnete.

„Aber ich bedaure Sie, nicht einen einzigen Diener zu haben," sagte der Cardinal zu ihm.

— Und ich, antwortete ihm Poussin, ich bedaure Ew. Eminenz, daß Sie deren so viele haben.

In diesen Worten spricht sich der ganze Mensch aus. Poussin hielt sich keinen Diener, weil er fürchtete, daß ihm das nur Verlegenheiten bereiten könnte. — Zu der Zeit, wo er in großen Nöthen war, hatte er Marie Dughet, deren Vater ihn, als er lange krank lag, aus Mitleid bei sich aufgenommen hatte, geheirathet, aus Dankbarkeit, keineswegs des Familienlebens halber; auch war seine Ehe glücklicher Weise nicht mit Kindern gesegnet. Er blieb selbst in den Hymens-Banden ein alter Junggeselle. Seine Frau war ihm nichts weiter als die Gouvernante seines Haushalts, und dieser verlor nie die etwas kalte und trockne Physionomie, welche die alten Hagestolzen alle dem mitzutheilen scheinen, was sie umgiebt und ihnen gewöhnlich zu Diensten steht.

Dem lag seinerseits jedoch keine Verengung des Herzens und des Geistes zum Grunde. Er wußte die guten und schlichten Eigenschaften von Marie Dughet zu schätzen, und behandelte sie liebevoll; doch hatte er weder für sie noch für ein andres Frauenzimmer je eine heftige Leidenschaft empfunden, und was eine platonische Leidenschaft betrifft, die nicht durch Wünsche genährt zu werden bedarf, so war Marie Dughet zu sehr bürgerlicher Natur, und hatte zu wenig höhern Geist, um ihm eine solche einflößen zu können: eine gewöhnliche Anhänglichkeit war Alles, was sie von ihm erwarten durfte, und die wurde ihr denn auch zu Theil. Als Poussin's Ehe nach einigen Jahren kinderlos blieb, adoptirte er den Bruder seiner Frau, Gaspard Dughet, der ein verdienstvoller Maler ward. Er ließ ihn tüchtige Studien machen, sorgte reichlich für seine Bedürfnisse und auch für seine Amüsements als junger Mann. Damit fällt der Vorwurf des Egoismus weg, den einige Biographen Poussin's ihm gemacht haben.

Die Einfachheit seines Geschmackes, der ärmliche Schein in seinem Privatleben, die gewöhnlichen Zeichen eines engherzigen Geistes, verhinderten nicht, daß er in der Welt ein angenehmer Gesellschafter, ein glänzender Plauderer war, als welcher er auch gerne gelten wollte. Er wohnte gern einem Feste bei gab deren aber selber keins, woran jedoch nicht Geiz schuld war: man hat gesehn, daß er sich aus Geld wenig machte; aber er scheute nichts so sehr als eine Störung und Tumult in dem gewöhnlichen Gange seines Hauswesens.

Seit seiner Ankunft in Rom bis zum Jahr 1639 hatte Poussin nie an eine Rückkehr nach Frankreich gedacht; er nahm aber die Franzosen, welche aus Reiselust oder aus Liebe zur Kunst nach Rom kamen, herzlich auf. So hatte er den Maler Stella und eine Menge ausgezeichneter Personen kennen gelernt, die nicht den Pantoffel des Papstes küßten, ohne auch zur Wohnung des Künstlers, dem kleinen Hause des Piccio zu wallfahrten, ihm so lieb, daß nichts Geringeres als ein eigenhändiges Schreiben Ludwigs XIII. erforderlich war, um ihn zu vermögen, es auf eine kurze Zeit zu verlassen.

Unter denjenigen, die ihm so beiläufig einen Besuch gemacht hatten, befanden sich auch Herr Desnoyers, der Staatssecretair und Oberintendant der Krongebäude, und Herr von Chantelou, der Haushofmeister des Königs, die beide enthusiasmirt nach Frankreich zurück kamen. Herr Desnoyers äußerte sich gegen den König, daß es sehr Schade für Frankreich sei, einen Franzosen von so großen Talenten, Italien durch die Erzeugnisse seines Talents bereichern zu lassen, worauf der König, da eben die Decorirung des Louvre beschlossen worden war, ihn beauftragte, an Poussin zu schreiben, und ihn zur Uebernahme der Leitung dieser Arbeiten zu vermögen.

Herr Desnoyers kannte Poussin's Anhänglichkeit an seine Freunde zu Rom, an sein Haus, ja selbst an die Stadt, in welcher er siegreich den Kampf mit der Widerwärtigkeit bestanden hatte; er schrieb also erst schmeichelnde Briefe an ihn, voller Freundschaftsbetheurungen und Diensterbietungen für den Fall, daß es ihm gefallen möchte, einmal wieder nach Frankreich zu kommen; dann gab er ihm zu verstehen, wie dieses von dem Könige und dem Cardinal lebhaft gewünscht würde, um ihm Arbeiten der Gallerie anzuvertrauen. In Poussin's Antworten offenbarte sich aber so wenig Neigung, von solchen Andeutungen Notiz zu nehmen, daß Herr Desnoyers sich entschied, ihm eine officielle Depesche zu schreiben, welcher der König folgenden Brief beilegte:

„Werther und Vielgeliebter, da Uns durch mehrere Unsrer vorzüglichsten Diener die Achtung, die Ihr euch erworben habt, und der Rang, welchen Ihr unter den berühmtesten und vortrefflichsten Malern Italiens einnehmt, zur Kunde gekommen ist; und mit dem Wunsche, in der Nachahmung Unsrer Vorweser so viel als möglich zur Ausschmückung und Decorirung Unsrer königlichen Häuser beizutragen, indem Wir diejenigen herbeirufen, die sich in den Künsten auszeichnen, fertigen Wir dies Schreiben an, um Euch zu sagen, daß Wir Euch zu einem Unsrer besonderen Maler gewählt haben, und Euch inskünftige in dieser Eigenschaft verwenden wollen. Zu dem Ende ist es Unser Wille, daß Ihr Euch nach Empfang des Gegenwärtigen anschicken sollt, herüber zu kommen, wo die Dienste, welche Ihr Uns erweisen werdet, eben so hoch gehalten werden sollen, als es Eure Werke und Euer Verdienst an den Orten sind, wo Ihr Euch befindet."

Nichts war schmeichelhafter für Poussin, und geeigneter ihn zu gewinnen, als dies Schreiben seines Königs; aus purem Respect würde er sich schon aufgemacht haben, um nach Frankreich zu gehen, indem die Artigkeit Ludwigs XIII. mindestens schon eines Besuches werth war; aber gewisse Aeußerungen in dem Schreiben, das er gleichzeitig von dem Herrn Desnoyers erhielt, machten ihn stutzig. Nachdem derselbe ihm ein tausend Thaler Reisekosten, eine gleiche Summe als Jahrgehalt, und, nach seiner Wahl, eine bequeme Wohnung in einem der königlichen Häuser, im Louvre zu Paris oder zu Fontainebleau, angeboten hatte, setzte er hinzu: „Ihr seht deutlich, daß „die Euch gestellten Bedingungen ganz so sind, wie Ihr sie ge„wünscht habt; nur giebt's noch eine einzige, auf die Ihr auf„merksam gemacht werden müßt: die nämlich, daß Ihr ohne „meine Erlaubniß für niemand anders malen dürft; denn ich „berufe Euch im Dienste des Königs her, nicht für Privatleute."

Eine solche Verzichtleistung auf seine Freiheit convenirte Poussin nicht; er hatte mit großer Mühe seine Unabhängigkeit errungen, und es lag ihm daran, zu arbeiten für wen es ihm gefiel. Die Furcht vor einer Art von Sclaverei, mindestens einer so engen Unterwürfigkeit fiel schwer gegen die Ehre ins Gewicht, welche der König ihm damit, daß er persönlich an ihn geschrieben, erwiesen hatte. Er antwortete zuvörderst dem Herrn Desnoyers, daß mehrere angefangene Arbeiten für Leute, an deren Zufriedenstellung ihm gelegen sey, es ihm für den Augenblick nicht gestatteten, seine Reise anzutreten, ja daß er bei seinem Gesundheitszustande fürchten müßte, dieselbe gar nicht unternehmen zu können. Wahr ist's, daß er schwer am Stein, oder einem dem verwandten Uebel litt und sich darwider der ärztlichen Hülfe bedienen mußte; dies Uebel ließ ihn aber auch Monate lang in Ruhe, und es würde ihn von einer Reise nach Frankreich nicht abgehalten haben, wenn er außerdem große Lust dazu gehabt hätte. Dies war aber nicht der Fall, und er gab sich für leidender aus, als er es war, um mindestens die Zeit zu gewinnen, sich die Sache gehörig zu überlegen. Endlich gab er jedoch sein Wort, ohne sich indessen über die Zeit seiner Reise zu erklären.

„Es will mich bedünken," schrieb er am 17. August 1639 an Herrn Lemaire, „daß ich eine arge Thorheit begangen habe, indem ich bei einem Unwohlsein, wie es das meinige ist, mein Wort gegeben habe und eine Verpflichtung eingegangen bin. Die Ruhe würde mir zuträglicher gewesen seyn, als die Strapaze, und ich hätte mir lieber den Frieden und die Lieblichkeit meines kleinen Hauses bewahren sollen, als mich auf chimairische Dinge einzulassen, die vielleicht ganz anders ausfallen."

Und um glauben zu machen, wie sehr es ihm verdrieße, durch seine Krankheit zurückgehalten zu werden, scheute er sich nicht, auf die Aerzte loszuziehn.

„Nachdem ich," sagt er, „alle meine Kundschaft aufgegeben, und meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht habe, muß ich neuerdings den Aerzten, wahre Henker, die mich aus einem kleinen Uebel so weit gebracht haben, daß ich für mein Leben fürchten muß, in die Hände fallen." (Schreiben an den Herrn Desnoyers, vom 13. September 1639.)

Man begann zu Paris nicht mehr groß an die scheinbare Ungeduld Poussin's zu glauben, und Herr Desnoyers erhielt unter der Hand Winke, die ihn belehrten, daß derselbe sich vollkommen wohl befände und mit seinen Freunden weite Ausflüge aufs Land unternähme. Es war demnach nicht der Wahrheit gemäß, wenn er die Aerzte als Henker bezeichnete, die ihn nur martern wollten; sie waren vielmehr der Meinung, daß er ohne eine Operation zu heilen seyn würde, und hätten ihm ganz gut wegen Verläumdung den Prozeß machen können.

Man hatte inzwischen zu Paris die Hoffnung, ihn heute oder morgen dort eintreffen zu sehn, nicht aufgegeben, aber ein neues Schreiben von ihm machte endlich aller Ungewißheit ein Ende. In diesem Schreiben vom 15. September 1639 und an den Herrn Desnoyers, sagte er u. a.:

„Die Achtung, die ich für Sie, mein Herr, hege, macht es mir zur Pflicht, Sie mit der Ursache meines Ausbleibens bekannt zu machen. Es war mir ein voller Ernst, Ihnen zu dienen, und ich fühlte mich außerordentlich geehrt, dazu die Gelegenheit zu haben; aber die Hoffnung die ich hatte, Ihnen meinen guten Willen durch die That zu beweisen, ist getäuscht worden, denn mein Zustand hat sich so verschlimmert, daß ich meinen Plan ändern, und Ihre Güte in Anspruch nehmen muß, mich meiner Zusage zu entbinden, weil ich in kurzer Zeit ganz untüchtig geworden bin und es nur bedauern kann, daß ich noch lebe."

Es leuchtete nun dem Intendanten der Krongebäude ein, daß Poussin nicht kommen werde, es sey denn, daß er geholt würde, und da mußte denn der Herr von Chanteleu, der sein Secretair geworden war, in der That auf Befehl des Cardinals die Reise nach Italien antreten, mit der Weisung, es an keiner Liebkosung, keiner Schmeichelei, ja selbst an keiner Freigebigkeit fehlen zu lassen, um den großen Künstler endlich herbeizuschaffen.

Ohne das persönliche Auftreten eines Mannes, den er liebte, würde Poussin's Unschlüssigkeit auch schwerlich gehoben worden seyn. Obwohl im Herzen dem Vaterlande anhängend, trotz dem, daß er dort im Anfang seiner Laufbahn wenig Hülfe und Unterstützung gefunden hatte, und obgleich er sagte, daß er ihm mehr als sich selber Ruhm wünsche, war ihm Italien doch gewissermaßen ein zweites Vaterland geworden, an das ihn mächtige Bande der Gewohnheit und der Dankbarkeit fesselten. Er war ganz in die italienischen Sitten eingeweiht, ging wie ein Italiener gekleidet, und sprach seine Muttersprache nur noch in einem fremden Accent, ja dieser war fast in seinen Briefen bemerkbar.

Er konnte jedoch dem hohen Zeichen von Achtung, welches ihm der Cardinal gab, indem derselbe ihm einen eignen Gesandten zuschickte, nicht widerstehen und ließ sich fortführen. Er traf Ende des Jahres 1640 in Frankreich ein, und sah sich dort so wohl behandelt, daß er darüber fast in einem lustigen Ton an den Erzbischof von Pisa, Carlo Antonio del Pozzo schrieb. Fast die ganze Geschichte der letzten Jahre Poussin's findet sich in seinem vertrauten Briefwechsel enthalten. Dergleichen Documente sind auch die kostbarsten, aus welchen man schöpfen kann, weil der Mensch sich darin zeigt, wie er ist, und sein Herz sich ohne allen Rückhalt offenbart. Daher werde ich es mir angelegen seyn lassen, recht viele Citate zu geben. Ueber seine Ankunft in Frankreich, und die Aufnahme, welche ihm dort zu Theil geworden, spricht er sich folgermaßen aus:

„Ich habe die Reise von Rom nach Fontainebleau in guter Gesundheit zurückgelegt. Ich bin dort, im Palaste eines Edelmannes, an welchen der Staatssecretair Herr Desnoyers dieserhalb geschrieben hatte, sehr ehrenvoll aufgenommen worden. Nach einer dreitägigen splendiden Bewirthung hat mich der Wagen desselben Edelmannes dann nach Paris gebracht.

„Ich wurde Abends, auf Befehl des Herrn Desnoyers, in die für mich bereit gehaltenen Zimmer geführt. Sie bilden einen kleinen Palast, mitten im Tuileriengarten, und zählen neun Piecen in drei Etagen, ohne die Gemächer unten, die getrennt sind."

Dann folgt eine behagliche Beschreibung von Küche und Keller, „in welch Letzterem ein Faß guten zweijährigen Weins liegt," und eines Gartens mit vielen Fruchtbäumen.

„Ich bin drei Tage lang sammt meinen Freunden auf Kosten des Königs sehr gut bewirthet worden. Den Tag darauf wurde ich von Herrn Desnoyers zu Sr. Eminenz den Cardinal von Richelieu geführt, der mich außerordentlich gütig umarmte, und, mich bei der Hand haltend, sagte, wie er sich sehr freue, mich zu sehen."

(Schluß folgt.)

Die Gedichte des Ban Jelacic.

Dieses aus der Wiener Hof- und Staatsdruckerei hervorgegangene Werk verdient schon allein seiner prachtvollen Ausstattung wegen unsere Aufmerksamkeit, aber noch beachtenswerther ist der Umstand, daß der Ban der Kroaten in deutscher Sprache gedichtet. Dieser angebetete Führer eines fremden Volkes, pflanzt die Fahne der deutschen Sprache auf, und giebt so seinen Landsleuten das eindringlichste Beispiel, sich deutscher Gesittung und deutschem Leben immer enger anzuschließen. Die Macht der Deutschen ist überhaupt in Ungarn und dem Banate eine gewaltigere als Mancher denken mag, und so kommen z. B. im Temescher Banate und der Woiwodschaft Serbien auf 801 Ortschaften der Sprache nach 209 deutsche, 10 deutsch-magyarische und 15 deutsch-illyrische Schulen, während den Magyaren nur 100, den Serben 134 und den Romanen, als der Hauptbevölkerung des Landes, 378 romanische und 47 romanisch-serbische Schulen zur Verfügung stehen. Ein ähnliches Verhältniß herrscht in vielen Kreisen dieses reichen Landes, und wenn der Zug der deutschen Auswanderung mehr dahin geleitet wird, so können wir hier dereinst die stärkste Schutzmauer haben gegen den verdrängenden Einfluß slavischer Völkerschaften. Daß man den deutschen Elementen nicht feindlich ist, beweist die Vorliebe für deutsche Sprache und das Anschmiegen an deutsche Bildung.

Kehren wir nun wieder zu unserem Dichter zurück, den wir mit großen Erwartungen zur Hand nahmen und unbefriedigt weglegten. Wer in diesen Gedichten des Banus etwas eigenthümliches, urkräftiges zu finden hofft, wird sich getäuscht sehen. Es fehlt dem tapferen Feinde der Magyaren durchaus nicht an dichterischer Begabung, und selbst die deutsche Sprache beherrscht er so ziemlich, aber er vertieft sich zu sehr in deutsche Vorbilder und verliert so jede selbstständige Färbung. Er bringt hin und wieder schöne und neue Gedanken, deren Eindruck jedoch gleich wieder verwischt wird durch alltägliche Bilder mittelmäßiger Dichter. Im ersten Gedichte entreißt er dem Ungarvolke einen seiner ersten Helden, indem er Zriny einen Kroaten nennt, den

„Ein illyrisch Heldenweib gesäugt,"

eine Behauptung, deren Wahrheit geschichtliche Forschung beweisen kann. Im weiteren Verlaufe des Werkes bringt der Verfasser anmuthige Naturbilder, und besonders gelungene kräftige Soldatenlieder. Ueber die Eigenschaften des Kriegers sagt er:

Nützlich und schön wie das Roß, sei der Krieger im Arme des
Friedens,
Zieht er für's Vaterland aus, sei wie die Gemse er flink;
Wachsam und treu wie der Hund, steht er auf der Vorhut des
Heeres,
Muthig, so wie der Löw', in dem Gewühle der Schlacht;
Sei im Siege ein Lamm, unschädlich dem wehrlosen Feinde,
Und im Verluste ein Fuchs, welcher der Falle entspringt.

Der „Eiche" widmet er ein paar begeisterte Strophen:

Stolz und kühn erhebt die Eiche
In der Lüfte weite Reiche
Ihres Wipfels frische Pracht;
Tief und fest im Schooß der Erde,
Daß sie nicht erschüttert werde,
Ist die Wurzel angemacht.

Darum blickt sie hoch erhoben
Ueber andere, nach oben
In das ferne Sonnenlicht,
Und selbst in des Sturmes Wettern,
Wenn sie Blitz um Blitz zerschmettern,
Stirbt sie, aber beugt sich nicht.

In der Natur sucht er sich Trost für die Leiden des Lebens:

Sahst du das ferne Blau der Hügel,
Der Wiesen Grün, des Baches Spiegel,
So hast du deinen Gott geseh'n.

Auf ihn, der die Natur geschmücket,
Vertrau', wenn dich der Jammer drücket,
Er läßt dich nimmer untergeh'n! —

Diese wenigen Mittheilungen mögen genügen, um unsere Leser auf ein Werk aufmerksam zu machen, das hauptsächlich seines Verfassers wegen unsere Beachtung verdient. Der Reinertrag des Buches ist dem Jellachich-Invalidenfonde gewidmet.

F. J. Freiholz.

Zur Philosophie der Geschichte.

Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution. — Studien zur Philosophie der Geschichte. Von Julian Schmidt. Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von F. L. Herbig. 1850.

Der Verfasser stellt sich den Zweck, die schroffe Trennung zwischen abstrakter philosophischer Speculation und empirischer Geschichtsbetrachtung zu bekämpfen, indem er an dem Begriff der Romantik die Einbildung der Idee in die Geschichte versucht, — um so an seinem Theile die Erhebung unserer Geschichtschreibung zu einer Kunst anbahnen zu helfen. — Unseres Erachtens trifft diese Aufgabe geradezu den springenden Punkt der neuern deutschen Historiographie. Es ist eines der erfreulichsten Zeichen unserer neuesten Kulturbewegung, daß die deutsche Wissenschaft, ohne von der durch rühmlichen Geisteskampf errungenen Höhe herab zu steigen, ihre Solidarität mit den Erscheinungen des Lebens zu begreifen anfängt, daß sie überall ernste Anstrengungen macht, sich aus oberflächlicher Empirie und abstrakten Spiritualismus zu wahrhaft geistiger Beherrschung und Durchdringung eines gewissenhaft geprüften Materials empor zu arbeiten. Freilich wird auf dem Gebiete der Geschichte diesem Streben das krönende Meisterwerk schwerlich eher gelingen, als bis ein glücklicheres Geschlecht die Früchte der blutgetränkten Saaten erntet, welche die Gegenwart ausstreut. Wenn aber gründlichste und geistreichste Beleuchtung des innern, geistigen Getriebes der neuern Geschichte, wenn eine vom klaren philosophischen Bewußtsein getragene und durch ausgebreitetste Literatur- und Geschichtskenntniß vor systematischer Einseitigkeit fast überall bewahrte Darlegung der die Zeit der Reformation und Revolution beherrschenden Ideen dem künftigen Historiker die Erreichung jenes höchsten Zieles wesentlich erleichtern muß: so hat der Verfasser des vorliegenden Werkes sich jedenfalls ein bleibendes Verdienst um die deutsche Geschichtschreibung erworben. — Die „Geschichte der Romantik" bietet dem denkenden Leser eine so reiche Fülle interessanter, anregender Anschauungen, daß Ref. durch einen tiefer eingehenden Bericht über dieselbe in manchem Leser dieser Blätter den Wunsch, sich näher mit ihr bekannt zu machen, zu erwecken hofft.

Zunächst ist die Klarheit zu loben, mit welcher der Verfasser den so mannigfaltig gebrauchten und gemißbrauchten Ausdruck des „Romantischen" von vorn herein in seinem Sinne definirt, die Consequenz, mit welcher er, jede Begriffsverwirrung vermeidend, durch das ganze Werk ihn festhält. „Romantik," heißt es auf p. XIII der Einleitung, „ist die Welt des sich entfremdeten Geistes, „der in sich selber ein absolut Fremdes vorfindet und dieses Fremde „als sein heiligstes Eigenthum hegt." Die geistige Entwickelung des Alterthums endete mit der reinsten und höchsten Abstraction, mit dem christlichen Glauben an die Nichtigkeit der Natur und die absolute Freiheit des Geistes. Indem die romanischen Völker diese höchsten Ideen in der fertigen Vollendung eines Wortes empfingen, ohne sie aus sich heraus gearbeitet zu haben, wurde ihnen das Christenthum zur Romantik, zu einem fremden Jenseits im eigenen Bewußtsein. Zwischen der natürlichen Bewegung des Geistes und jenem fremden Etwas muß nun eine Wechselwirkung stattfinden: dieses giebt jener die Richtung und empfängt dafür mit der fortschreitenden Ideenbildung einen neuen Inhalt. Dabei treten nothwendig gewisse Entwickelungsknoten ein, in welchen die natürliche Geistesbewegung der transcendentalen Idee ganz nahe gekommen scheint, worauf denn jedesmal die letztere einen neuen, höheren Aufschwung nimmt: und die beiden bedeutendsten dieser Epochen, die Zeit der Reformation und die der Revolution, hat der Verfasser vorzugsweise im Auge. Ihre Ideenentwickelung wird an den bedeutendsten Erscheinungen der Literatur und des Lebens nachgewiesen, wir erhalten ein Bild der schöpferischen Geistesthätigkeit, welche in diesen beiden merkwürdigsten Zeiträumen der neueren Geschichte der Umgestaltung der äußern Verhältnisse voran geht und der Verfasser hat insofern ganz Recht, wenn er erklärt, sein Buch könnte auch eine Geschichte der menschlichen Dichtung genannt werden. Natürlich liegt hier die Gefahr nahe,

in der Freude über die Fruchtbarkeit des einmal aufgefundenen oder angenommenen Grundgedankens die sekundären, zusammenwirkenden Ursachen komplicirter historischer Erscheinungen zu übersehen, mit einem Worte dem System zu Liebe den Thatsachen Gewalt anzuthun, und es gereicht dem Verfasser unserer Ansicht deshalb zu um so größerer Ehre, daß er diese Klippe fast überall glücklich vermieden. Wo ihm dies nicht ganz gelungen zu sein scheint, werden wir an der betreffenden Stelle unsere Bedenken vortragen. —

Als nothwendige Grundlage des Ganzen erhalten wir auf Seite 1—47 eine treffliche Darstellung des Gegensatzes zwischen antiker und mittelalterlicher Bildung, in der wir um einzelne bei Vergleichungen ganzer Völker oder Geschichtsperioden kaum zu vermeidende Schroffheiten mit dem Verfasser nicht rechten wollen. So lesen wir S. 30: „Im Heidenthum war das Leben ein stets „sich wiederholendes Spiel, der Sinn des Christenthums dagegen „ist der Schmerz und die Arbeit der fortgehenden Geschichte." Und S. 38: „Der Grieche hat auch Göttinnen gekannt, aber es „waren Individuen, in welchen nicht an eine Idee, am „wenigsten an die der abstrakten Weiblichkeit gedacht wurde." Aber Herr S. zeigt sich im ganzen Verlaufe der Darstellung als einen viel zu guten Kenner des Alterthums, als daß wir diese Aussprüche nicht cum grano salis verstehen sollten. Sehr richtig wird darauf hingewiesen, wie die maßlose Abstraktion der ältesten Kirche, der Krieg gegen alles, was bis dahin das Leben geziert, die Natur wol zurückdrängen, aber nicht überwinden konnte. Je mehr das christliche Bewußtsein sie entgeistete, um so maaßloser wußte sie ihre Rechte im Leben geltend zu machen. Das Bewußtsein fand sich durch ein äußerliches Opfer mit der Kirche ab und überließ sich dann der sinnlichen Leidenschaft: der geistliche Stand versank in Heuchelei, der weltliche in phantastische Rohheit. Die im 15. Jahrhundert wieder auflebende antike Bildung verklärte diesen bodenlosen Zustand durch einen reizenden Schein, konnte aber das Uebel nicht heilen. Die Borgia im Leben, Reinecke Fuchs „diese unheilige Weltbibel" in der Kunst sind die äußersten Consequenzen dieses Prozesses.

Sehr richtig stellt sodann der Verfasser gegenüber diesem glänzenden Verfall die eigentliche Lebensquelle der Reformation nicht sowol in der durch die Alten wieder geweckten philosophischen Speculation als vielmehr im Volksbewußtsein, dem es um die gemüthliche Festhaltung unseres idealen Theiles ernster war als den Gebildeten. Es schließt sich daran eine höchst gelungene Charakteristik Luthers als des Volksmannes, so wie des eigenthümlich protestantischen Geistes. — Die endliche Welt blieb dem protestantischen Gottesbewußtsein nicht leerer Schein, sie wurde Erscheinung der höheren, die, durch den Abfall, die Erbsünde getrübt, durch die Kraft des Glaubens überwunden, geheiligt werden müsse. Daher die Opposition gegen die kirchliche Auffassung des Sakraments der Buße, gegen die Werkheiligkeit, daher die Emancipation des freien, sittlichen Bewußtseins, die kriegerische Gewalt des neuen Glaubens. Sehr richtig wird ferner aus dem altchristlichen Widerspruch eines außerweltlichen persönlichen und doch zugleich allmächtigen Gottes die Entstehung der monströsen Lehre von der Gnadenwahl hergeleitet. Nur können wir nicht einsehen, was diese mit der demokratischen Tendenz der Reformation zu thun hat. Es scheint uns vielmehr, daß die letztere einfach aus der Opposition des persönlichen religiös sittlichen Bewußtseins gegen die Autorität der Kirche sich entwickeln mußte auch ohne alle tiefere metaphysische Speculation. Freilich konnte sie sich nicht halten, schon weil die Reformatoren inkonsequent die todte Ueberlieferung des geschriebenen Wortes auf den Thron setzten, von welchem sie die lebendige des kirchlichen Dogma so eben gestürzt. Sehr gut wird dann gezeigt, wie die kirchliche Reformation in dieser Inkonsequenz vor dem einmal heraufbeschworenen freien Gedanken keine Rettung finden konnte. Luther eifert dagegen, daß die Lehre des Pabstthums nur die einzige Frage „Warum?" gewesen sei, die gewisses Verderben mit sich bringe. Aber die Frage liegt im Christenthum überhaupt, sie wurde nur tiefer angeregt als der Protestantismus den alten Kampf zwischen Geist und Natur ernster und schärfer wieder aufnahm. Indem der Protestant die Erringung des allein beseligenden Glaubens lediglich von der an keine äußere Bedingung geknüpften freien Gnade des unsichtbaren Gottes erwartet, wird der Zweifel an sich selbst dem Glauben immanent: die unerbittliche, zersetzende Kritik wagt sich an alle Kategorien des sittlichen Bewußtseins.

Dies führt den Verfasser auf Shakspeare, den Repräsentanten des Protestantismus in der Poesie (S. 69—133). Begreiflicher Weise handelt es sich hier nicht um die ästhetische Würdigung des Dichters, sondern um das historische Verständniß der seine Schöpfungen durchdringenden Lebensanschauung. Sie erscheint Herrn Schmidt mit Recht als die freieste, weil rein subjective und durch äußere zufällige Verhältnisse in keiner Weise beschränkte Bethätigung des protestantischen Bewußtseins. Es wird mit seltener Klarheit und Kraft an den hervorragendsten Dramen des Dichters nachgewiesen, wie er den in das eigene Bewußtsein verlegten Kampf zwischen Geist und Welt mit der großartigsten Kühnheit in allen seinen Consequenzen durchführt, und so den ganzen Reichthum, aber auch die finstersten Tiefen unserer Natur dem Blicke erschließt. Höchst bedeutend ist die Parallele zwischen Shakspeare und dem klassischen Drama, besonders die treffende Vergleichung des antiken Chors, des idealen Repräsentanten naturwüchsiger über die Leidenschaft des Einzelnen erhabener Sitte — und des schonungslos in seine Elemente aufgelösten Volkes in den Shakspeareschen Tragödien (in Cäsar, Coriolan, Heinrich VI. rc.) — so wie die Auffassung des Unterschiedes zwischen dem poetischen und dem theologischen Standpunkte. In der protestantischen Theologie löst sich der dialektische Prozeß des in sich entzweiten Gemüthes zuletzt in mystischer Hingabe an die göttliche Gnade: Shakspeare zersetzt durch die Kraft des Zweifels alle sittlichen Kategorien, er gelangt in kühnster Consequenz zum Atheismus der Freiheit. — Der ganze Abschnitt scheint uns ein wesentlicher Fortschritt zu tieferer Kenntniß des Dichters und wird von Keinem, der seinen Shakspeare gelesen, ohne Nutzen aus der Hand gelegt werden. Besonders interessant sind des Verfassers Bemerkungen über Lear, Othello, Macbeth, so wie die umfassende Darlegung ächt protestantischer Lebensanschauung in den Betrachtungen über Hamlet. Das Gesammtresultat seiner Untersuchung über den Geist der Shakspeareschen Tragödie legt der Verfasser in die Worte nieder: „Die Reflexion, als die absolute Form des Geistes, hat sich in ihrer Totalität entfaltet. Das Wesen ist in die Erscheinung vertieft und in ihr verloren. Nicht mehr bloß die Natur, nach Pascal's Ausdruck, sondern der Geist ist von der

Art, daß er überall nur einen verlorenen Gott zeigt, im Menschen und außer ihm." —

Aber es gehörte ein Riesengeist wie der des britischen Dichters dazu, um diese Consequenzen des protestantischen Bewußtseins sich klar zu machen, ohne darüber sich selbst zu verlieren. Erst der neueren Philosophie war es vorbehalten, diese Dissonanzen theilweise zu lösen; die Protestanten des 16ten und 17ten Jahrhunderts, wenn sie nicht den geistlosen Cultus der alten Kirche mit eben so geistloser Ergebung in neue theologische Formen vertauschten, suchten durch mystischen Aufschwung die mangelnde Erkenntniß zu ersetzen. Die protestantische Mystik, welche durch eine unmittelbare phantasievolle Erhebung zu Gott die Räthsel des Daseins zu lösen gedenkt, wird als die nächste welthistorische Phase der protestantischen Geistesbewegung vom Verfasser in ihren Haupterscheinungen gezeichnet. Mit phantastisch-beschaulicher Erhebung des Gemüthes in Deutschland beginnend, steigert sie sich in England zu dem glühenden, thatkräftigen Enthusiasmus der Puritaner, der in Milton seinen poetischen Ausdruck findet, um sich dann wieder in Deutschland in den schwächlichen Pietismus des 18. Jahrhunderts zu verlieren. — Mehr als in den bisherigen Abschnitten des Buchs beschränkt der Verfasser sich hier auf energische Skizzirung des Wesentlichsten, dem denkenden Leser die Begränzung und Vollendung des Bildes überlassend. Die älteren Mystiker des 14. und 15. Jahrhunderts, die Eckard, Ruysbroek, Seuse, Tauler, Osiander, Schwenkfeld, Sebastian Frank bleiben unberührt, weil das ausführlicher entwickelte System Jacob Böhme's „das reinste und vollständigste Bild jener Gnostik giebt, die physische, sittliche und religieuse Elemente in einander mischt und auf wesentlich dichterische Weise sich ihren Gott vorstellt"; die mystische Naturforschung der Reformationszeit wird in Paracelsus anschaulich gemacht. In der Charakteristik Milton's endlich entwickelt der Verfasser das sehr hoch zu schätzende Talent, über den Inhalt eines Gedichtes im Auszuge so zu berichten, daß Geist und Leben des Kunstwerkes erkennbar und wirksam bleibt. Seine Inhalts-Angabe des „verlornen Paradieses" können wir nur mit der trefflichen Schilderung altdeutscher Gedichte (namentlich der altsächsischen Evangelienharmonie und der Nibelungen) in Vilmar's Literaturgeschichte vergleichen, dem Gelungensten was er in dieser Gattung gelesen. In dem folgenden Abschnitte: „der Protestantismus als Theologie" verfolgt der Verfasser den Protestantismus aus den großen Bewegungen der Weltgeschichte in die Privatbeziehungen des Herzens. Ref. zeigt, wie nach dem Ermatten des großartigen Kampfes gegen die Hierarchie das Leben sich in die Subjectivität zusammenzog (d. h. doch wohl nur in Deutschland.) Die Darstellung des Pietismus ist hier besonders gelungen. Der Verfasser sieht das Charakteristische dieser religieusen Stimmung in dem Streben, den Glauben in das Herz aufzunehmen, das Christenthum zur gegenwärtigen, erlebten Erfahrung zu machen. Aber von der Kirche befreit, wurde der Mensch sein eigener Knecht. Das reflectirte Gefühl der Nichtswürdigkeit verkehrt sich, wenn der Durchbruch der Gnade endlich erfolgt, in den geistlichen Hochmuth der nicht mehr über die eigene Jämmerlichkeit, sondern über die der Welt seufzt und dem die äußere Form des gebrochenen Herzens als die vollbrachte Wiedergeburt gilt. Energisch und scharf, aber wahrheitgetreu ist dann die Darlegung der geistigen und körperlichen Erschlaffung, die im Gefolge dieser Verirrung war und in der Herrnhutersekte entsprechende Lebensformen sich schuf. Daß die Verwässerung des Kirchenliedes in der Gellertschen Periode, so wie die kleinbürgerliche philisterhafte Moral des Spectator hiermit in Verbindung gebracht wird, kann Niemanden befremden. Eher könnte es für den ersten Augenblick auffallen, daß selbst Klopstocks hochgefeierter Name zum poetischen Repräsentanten dieser Welt der willkürlichen, reflektirten (oder zu deutsch: eingebildeten) Empfindung gemacht wird. Und doch müssen wir bei aller Pietät gegen den Vater unserer neueren Dichtung dem Verfasser hierin vollkommen beistimmen, indem wir die Krankheit der Zeit und leider des Volkes, darum dem Manne nicht zur Last legen, hätte nicht noch unsere neueste Erhebung nur zu viele Aehnlichkeit mit der Klopstockischen Begeisterung für eine Vaterlandsherrlichkeit, die nie existirt, für Siege, die wir erfechten könnten, erinnert sie nicht noch immer an jene überschwänglichen Gedichte über: „dereinstige Empfindungen: wenn die erste Liebe kommen wird, wenn alle Freunde todt sein werden ꝛc." Klopstocks unsterbliche Seele verstummt und staunt, wenn sie sich aufschwingt, den Höchsten zu loben: denn in traumhafte Selbstbetrachtung versenkt, vermag sie ihren Gott nicht in seinen Thaten und Werken zu schauen. Auch des Verfassers kräftige Worte über den unsinnigen Kultus sentimental-romantischer Freundschaft, über die romantische Liebe, welche ein Geschöpf ihrer Abstraktion anbetet, können wir nur unterschreiben.

Endlich wird das Bild des protestantischen Rationalismus entworfen, des Gegenstückes zu den pietistischen Verirrungen, der den Himmel zu einem Bilde der Erde herabsetzt, während die orthodoxe Reformation zu einem Bilde des Himmels hatte verklären wollen. Wie so oft unterstützten in dieser Entwicklungsphase äußere Umstände in entscheidender Weise die Dialektik des Gedankens. Die immensen Fortschritte der profanen Wissenschaft gaben der Kritik den Muth zum Auftreten gegen die Schrift. Die doppelte Welt des historischen Glaubens und der Verstandes-Erkenntniß festhaltend, wollte der Rationalismus ihre Uebereinstimmung nachweisen: das Wunder wird ein beschleunigter Naturproceß, Gott eine Art constitutioneller Monarch, der herrscht, aber nicht regiert. Die Erlösung wird eine symbolische Handlung. Aber über den Grundwiderspruch zwischen Allmacht und Freiheit, Gerechtigkeit und Vorherbestimmung kam der zugleich in den endlichen Kathegorien des menschlichen Bewußtseins und den Abstraktionen der überirdischen Welt befangene Rationalismus nicht hinaus. So blieb von der Religion zuletzt Nichts übrig als Worte und eine brauchbare Moral. An der Nothwendigkeit des absoluten quand même festhaltend gab man sich in einem freigelassenen Denken mit religiöser Färbung zufrieden. Es ist augenscheinlich, daß der Verfasser hier bereits in die Geschichte der Revolution voran gehenden und sie begleitenden Geistesbewegung, den Inhalt des zweiten Bandes hinübergreift. Auch haben dort bei der Beurtheilung der „Aufklärung", so wie bei der Charakteristik Hamans, „Lavaters und der schönen Seelen" mehrfache Wiederholungen des hier Gegebenen nicht vermieden werden können. —

(Fortsetzung folgt.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 60. Sonnabend, den 26. Juli. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Nach Anakreon.

1. An ein junges Mädchen. (No. 34 ed. H. Stephanus.)

Weil die Locken mir ergrauen,
Während, Mädchen, dein Gesicht
Voll und rosig noch zu schauen
Meide meine Liebe nicht.

Siehst du nicht, wie auch in Kränzen
Rosen mit den Lilien licht,
Daß sie doppelt schön erglänzen,
Sinnig man zusammenflicht?

2. Frühling. (68.)

Kann es denn was schöneres geben
Als durch grünende Gefilde
Wandern, wenn die Weste milde
Wonnevolle Lüfte hauchen.
Anzuschaun den Wuchs der Reben,
Unter in Gebüschen tauchen,
Und ein zartes Kind umfangen
Mit verliebt erglühten Wangen?

3. An die Grille. (43.)

Dich preis' ich selig, kleine Grille,
Die auf des Baumes höchsten Zweigen
Nur wenig thau'ge Tropfen trinkt
Und fröhlich wie ein König singt.
Es ist dir Alles ja zu eigen,
Was rings umher im Feld erscheint,
Wie viel dem Landmann, deinen Freund,
Entgegenbringt der Horen Reigen.
Es läßt dich jeder gern gewähren,
Die Menschen halten dich in Ehren,
Des Sommers süßer Bote du!
Die Musen sind dir all' gewogen,
Dich liebt der Gott mit goldnem Bogen
Und theilte hellen Klang dir zu.
Nicht Alter dich, noch Leid erschlaffen,
Klug, erdgeboren, liederreich,
Und ohne Fleisch und Blut geschaffen,
So bist du fast den Göttern gleich.

Berlin. C. F. Biltz.

Biographien berühmter Maler des 15ten u. 16ten Jahrhunderts.

(Beschluß.)

Nach diesem Besuch bei dem Cardinal, erzählt er seine Zusammenkunft zu St. Germain mit dem Könige, der sich höchst herablassend zeigte, und, sich zu seinen Hofleuten wendend, sagte: „Nun soll sich der Bouet wundern!"

„Darnach befahl Se. Maj. selber," fährt Poussin fort, „für ihn große Gemälde anzufertigen, welche in den Kapellen von St. Germain und Fontainebleau aufgehängt werden sollten. Als ich wieder in meiner Wohnung ankam, wurde mir eine schöne Sammtbörse mit 2000 Thalern in Geld gebracht, nämlich 1000 Thaler als Gehalt und eine gleiche Summe für meine Reise, außer allen meinen sonstigen Ausgaben. Das Geld ist übrigens hier zu Lande ein sehr nothwendiger Artikel, weil hier Alles außerordentlich theuer ist."

In diesem Briefe herrscht durchweg ein Ton der Befriedigung, welchemnach seine Freunde in Italien hätten fürchten können, daß er nicht wieder dahin zurückkehren würde, wenn er nicht am Ende seine Sehnsucht nach seinem kleinen Hause des Pincio ausgesprochen hätte.

„Ich empfehle Euch meine kleinen Angelegenheiten und mein kleines Haus, da Ihr Euch gütig erklärt habt, Euch derselben während meiner Abwesenheit, die nicht von langer Dauer seyn wird, wenn es von mir abhängt, annehmen zu wollen."

Wenn Poussin lebhaft wünschte, daß seine Arbeiten ihn nicht lange von den Annehmlichkeiten seines kleinen Hauses entfernt halten möchten, so gab es zu Paris noch jemand, der diesen Wunsch von Herzen theilte, und dies war Simon Vouet. — „Nun soll sich der Vouet wundern!" diese Aeußerung Ludwigs XIII. war Vouet nicht verschwiegen geblieben, und da er dem Könige darüber nichts anhaben konnte, so beschloß er, sich an Poussin zu rächen. Er hatte für sich einen großen Ruf, Verbindungen mit den mächtigsten Familien, den meist in Credit stehenden Leuten, und konnte gegen seinen Feind alle Maler von Paris in's Feld stellen, die erbost darüber waren, zu sehen, wie Poussin bedeutende Arbeiten übertragen, und eigens Functionen für ihn geschaffen worden waren. Fouquieres war sein Haupt-Bundesgenosse. Durch Herrn Desnoyers beauftragt, die Ansichten der vornehmsten Städte Frankreichs zu malen, die zwischen den Fenstern der großen Gallerie des Louvre aufgestellt werden sollten, hatte er geglaubt, daß kein anderer als er berechtigt sey, die Verschönerungsarbeiten der Gallerie auszuführen. Er, ein arger Prahler, erklärte dies auch dem gutmüthigen Poussin rundweg, dieser aber nahm von seinem großen Degen keine Notiz und zeigte ihm bloß seine Vollmacht.

Als man sah, daß Poussin sich nicht zu Handlungen aufreizen ließ, die ihn hätten compromittiren können, da führte man andre Batterien gegen ihn auf. Man wußte, daß er in Sachen der Kritik sehr kitzlich war, und suchte ihn nun bei dieser schwachen Seite zu fassen. Vouet gab seiner Meute von Verläumdern die Parole, und da äußerten sich denn Alle so einstimmig über die Mängel, welche Poussin haben sollte, daß die verabredete Lüge bald die ganze Kraft der Wahrheit gewann.

Diese Manöver verfehlten ihre Wirkung nicht, insbesondre in Betreff eines Bildes, welches Poussin für das Noviziat der Jesuiten gemalt hatte. Das Sujet dieses Bildes war dem Leben des heiligen Franz Xavier entnommen: es war die Wiedererweckung eines Todten durch den Heiligen auf der Insel Japan. Vouet hatte denselben Gegenstand einige Zeit vorher behandelt, und sein Gemälde stand eben in der Kirche des Noviziats aufgestellt. „Seine Anhänger strichen dasselbe nun," sagt Felibier," „bestmöglichst heraus, und sagten, es habe in der Manier Aehnlichkeit mit der von Guido; sie waren jedoch nicht im Stande, an dem Bilde Poussin's, welches von einer außerordentlichen Schönheit und im Ausdruck so schön und natürlich ist, daß Nichtkenner nicht minder als Kenner davon ergriffen werden, etwas zu tadeln. Um aber doch etwas daran auszusetzen, und zu verhindern, daß es als ein vollkommenes Werk angesehen werden könne, erklärten sie überall, daß der Christus in der Glorie zu viel Stolz zeige und dem donnernden Jupiter ähnlich sey."

Der Architect Lemercier tadelte nicht minder scharf und unausgesetzt alle die Zeichnungen, welche Poussin für die Ausschmückung der Gallerie angefertigt hatte. Selbst Herr Desnoyers öffnete diesen boshaften Reden sein Ohr, und Poussin schrieb ihm in Anlaß dessen einen Brief voll Kummer und Stolz, in welchem er sich mit den Carrachios und dem Dominichino verglich, die ebenfalls verkannt und insultirt worden seyen. Er bespricht darin die Dinge, die ihm zur Last gelegt werden, und sagt speciell über Lemercier:

„Ich habe nicht ohne Grund die Mängel und die Monstruositäten vermieden, die sich schon in dem zeigen, was von Herrn Lemercier angefangen worden ist: die plumpe und unangenehme Schwerfälligkeit; die Senkung des Gewölbes, als ob es herabfallen wollte; die übergroße Kälte der Composition; das melancholische, ärmliche und trockne Ansehn aller Theile, und die Zusammenstellung gewisser unvereinbarer und abstoßender Dinge, die wider Sinn und Vernunft sind, als: was zu dick und was zu unzusammenhängend ist, die zu großen mit den zu kleinen Theilen, das zu Starke mit dem zu Schwachen, wozu noch eine Menge anderer ungefälliger Dinge kommen."

Der ganze übrige Theil des Briefes ist eine Art von Architectur-Abhandlung mit Bezug auf die Gallerie des Louvre, und es ist dabei zu bemerken, daß diese technische Dissertation, obwohl Poussin sich im Französischen nur schwer auszudrücken vermochte, dem Leser dennoch einen klaren und faßlichen Begriff von der Sache giebt.

In nichts war aber Poussin besser bewandert, als in der Architectur. Sein Brief kam nicht bloß zur Kunde des Herrn Desnoyers, indem dieser es sich angelegen sein ließ, ihn möglichst zu verbreiten, und Lemercier hatte nicht den Muth, auf das beredte Plaidoyer Poussin's zu Gunsten des höheren Geschmacks etwas zu erwiedern.

Was diejenigen betrifft, die seinen Christus mit dem donnernden Jupiter verglichen hatten, so würdigte er sie nicht einmal einer Widerlegung, und behandelte sie mit einer Verachtung, die sie nicht als Hochmuth zu bezeichnen wagen konnten, weil er sich auf dem Kunstgebiete, auf dem man ihn vermessener Weise herausgefordert, Allen überlegen gezeigt hatte.

Poussin hatte seine Feinde zum Schweigen gebracht, er sah aber in diesem ersten Feldzuge nur das Vorspiel zu einer Folge von Feindseligkeiten, was weder seinem Character noch seinem Geschmack zusagte. Er äußerte offen sein Bedauern, Italien verlassen zu haben, und Herr Desnoyers that dann alles mögliche, um ihn die Plackereien, welchen er ausgesetzt gewesen, vergessen zu machen und ihn wegen der Zukunft zu beruhigen. Er entschuldigte sich demüthig, daß er sich durch das Geschrei von Neidischen habe bethören lassen, und da der Herr von

Chantelou ihn in seinem Bestreben, den Künstler zu beschwichtigen, unterstützte, so kam er auch damit zum Zweck. Von da ab suchte man nun jede Gelegenheit zu benutzen, ihm eine Artigkeit zu erweisen.

„Mein Herr und Gönner," schrieb er unterm 30. April 1641 an den Herrn von Chantelou, „als ich vorigen Dienstag, nachdem ich die Ehre gehabt, Sie nach Meudon zu begleiten, wieder zu Hause kam, sah ich, wie man ein Faß Wein in meinem Keller ablud, das Sie mir zugesandt hatten. Ich habe ihn mit meinen Freunden, die einen guten Trunk lieben, gekostet, und wir Alle haben ihn sehr gut gefunden. Sie sollen übrigens von uns nach Wunsch bedient werden; denn wir werden seiner nicht schonen, um auf Ihre Gesundheit zu trinken. Ich sehe schon, daß es mit dem Sprichwort seine Richtigkeit hat: ein Glück kömmt selten allein. Da habe ich gestern auch eine Hirschpastete erhalten, so groß, daß der Pastetenbäcker von dem Hirsche nichts zurückgelassen haben muß als das Geweih."

Der Hirsch, der für diese Artigkeit sein Leben hatte opfern müssen, schrieb sich aus dem Forste von Saint-Germain her, und die Pastete war ein Geschenk des Cardinals.

Vor solchen Aufmerksamkeiten konnte kein Groll Stand halten, auch hatte Poussin dem Herren Desnoyers Alles verziehen, und that, als ob er die Umtriebe einer böswilligen Kritik unbeachtet ließe. Aber es fanden sich nachdem andre Motive, welche die Sehnsucht nach seinem Adoptivvaterlande in seinem Herzen neu anfachten. Bis Ende des Jahres 1641 hatte er außer seinen Arbeiten im Louvre sich noch mit mehreren Bildern beschäftigen können, die er seinen Freunden in Italien versprochen; da kam aber Herr Desnoyers plötzlich auf den Einfall, auch die Bildwerke der Titelblätter der vornehmsten Bücher, welche in der königlichen Druckerei gedruckt wurden, durch ihn machen zu lassen, ja er sollte sich selbst um deren Einband bekümmern. Das war ein Mißbrauch seiner Person, welcher ihn ganz und gar verstimmte. Er hatte sich seiner Unabhängigkeit einmal begeben, und konnte sich nicht offen beklagen; doch sprach er sich, wie er dachte, gegen den Herrn von Chantelou aus. Er schrieb ihm:

„Es ist nicht möglich, daß ich zu gleicher Zeit an Bildwerken für Büchertitel, an eine Jungfrau, an eine Brüderschaft des heiligen Ludwig, an alle die Zeichnungen der Gallerie, endlich an die Malereien der königlichen Teppiche arbeiten kann. Ich habe nur eine Hand und ein schwaches Haupt, und niemand kann mir helfen und mir meine Arbeit erleichtern. Wenn der Herr (Desnoyers) zu mir sagt, ich könnte meine Ideen damit erfrischen, daß ich eine Jungfrau und eine Maria Reinigung malte, so ist das gerade dasselbe, als wenn jemand zu mir sagte: „Du kannst diese oder jene Zeichnung in der Zeit fertig machen, über welche Du nicht zu gebieten hast."

Auch bei dem Commandeur del Pozzo beklagte er sich über die ihm gemachten Zumuthungen, und mit minderer Schonung derer, von welchen sie ausgehen.

An den Commandeur del Pozzo, den 4. April 1642.

„Es würde mir viel Vergnügen machen, an das Sujet der Hochzeit von Thetis und Peleus zu gehen, welches Ew. Herrlichkeit mir vorgeschlagen haben, denn es dürfte nicht leicht ein zweites gefunden werden, welches Stoff zu einer sinnreichern Erfindung böte. Aber die Willfährigkeit, welche jene Herren bei mir finden, ist Ursache, daß mir kein freier Augenblick bleibt, weder für mich selbst, noch um irgend einem andern zu dienen, indem ich immer zu Bagatellen gebraucht werde, wie Zeichnungen zu Büchertitelblättern, oder Verzierungsentwürfen für Cabinette, Kamine, Büchereinbände und andere Lapalien. Zuweilen werden mir große Dinge verheißen; aber mit schönen Worten und schlechten Thaten werden die Weisen wie die Thoren gefangen. Man sagt mir auch, diese kleinen Arbeiten sollten mir eben zur Erholung dienen; aber man denkt mich so mit Worten abzuspeisen, sonst würde man mich mit so ermüdenden und unbedeutenden Dingen verschonen."

Man sieht, daß das Maaß voll war. Der arme große Maler hatte in Frankreich nur Feinde oder ungeschickte Freunde gefunden; er konnte deshalb auch dem Wunsche nicht mehr widerstehen, einige Monden in Frieden der Ruhe in seinem kleinen Hause zu genießen, und so reis'te er im September 1642 unter dem Vorgeben ab, daß er seine Frau holen wollte. Als er aber erst einmal wieder in Freiheit und in Italien war, da fühlte er, daß es ihm sehr schwer fallen würde, sich wieder den tausenderlei Servituten zu unterwerfen, die ihm seinen Aufenthalt in Frankreich zu einer wahren Tortur gemacht hatten. Er wollte jedoch seiner eingegangenen Verpflichtung nicht untreu werden, und schickte sich eben zur Rückreise an, als er mit einer und derselben Post den Tod des Groß-Cardinals und den Abgang des Herrn Desnoyers erfuhr. Diese Umstände, und dazu noch die Unruhen, welche nach dem Tode Ludwigs XIII. ausbrachen, bestimmten ihn zu bleiben. Er hielt sich dem Herrn Desnoyers gegenüber gebunden, da derselbe nun aber nicht mehr in Function war, so sah er den mit ihm eingegangenen Contract als aufgelöst an.

Seit dieser Zeit blieb Poussin unausgesetzt in Rom. Er interessirte sich jedoch patriotisch für die Ereignisse, die Frankreich der Zeit bewegten, wie es sich aus seiner Correspondenz ergiebt, und unterhielt mit dem Herrn von Chantelou und vielen Anderen einen ununterbrochenen Briefwechsel. Von diesen Briefen sind eine Menge gesammelt worden. Er zeigt sich darin als der, welcher er stets gewesen: ein aufrichtiger Freund, ein ernster Philosoph, und zum öfteren ein Mann von Geist. Einige Zeilen von ihm über Scarron lassen es bedauern, daß er sich nicht öfterer über die bedeutendsten literarischen Personen seiner Zeit, die er während seines letzten zweijährigen Aufenthalts in Frankreich kennen gelernt, ausgesprochen hat.

Folgendes sind diese Zeilen; sie sind einem Schreiben aus Rom, vom 12. Januar 1648 entnommen:

„Ich hatte schon, in Antwort auf die Zuschrift, mit welcher er mir seinen burlesken Typhon zugesandt, an Herrn Scarron geschrieben, und sehe mich nun durch diejenige, welche ich mit der Ihrigen erhalten habe, in dieselbe Verlegenheit versetzt. Es wäre mir lieb gewesen, wenn ihm die Lust dazu vergangen wäre, und daß er nicht mehr Gefallen an meiner Malerei fände, als ich an seinen Possen. Mir thut die Mühe leid, die er sich genommen hat, mir sein Werk zuzusenden, insbesondre aber die beigefügte Drohung mit einem von ihm travestirten Virgil, in dessen erstem Buche er mir eine Epistel zugedacht hat. Er meint,

ich würde darüber eben so herzlich lachen als er selber, obwohl er ein Krüppel sey; aber ich möchte vielmehr weinen, wenn ich daran denke, daß auch wir einen neuen Herostrat in unserm Lande haben."

Von Zeit zu Zeit giebt er auch wohl einmal seine Meinung über die politischen Begebenheiten ab. Er betrachtet sie als jemand, der mit der Geschichte bekannt ist und sich nicht durch Illusionen irre führen läßt.

„Es ist Thorheit," sagt er, „wenn man in Frankreich eine Scheu vor Neuerungen und Meinungsverschiedenheiten hat, da man sie doch einmal nicht vermeiden kann und sie auch immer schon existirt haben."

Was nun noch über Poussin zu sagen bleibt, gehört mehr der Kritik als der Geschichte an. Die Zeit zwischen seiner Rückkehr nach Rom und seinem Tode ist in der That die fruchtbarste Periode seines thätigen Lebens gewesen. In dieser Zeit hat er eine bedeutende Anzahl seiner Bilder gemalt. Ich will hier u. a. nur seine *Rebecca*, *Moses, wie er einem Felsen Wasser entlockt*, *die sieben Sacramente*, *Salomo's Urtheil*, *Jesus, wie er die Blinden vor den Thoren von Jericho sehend macht*, und endlich *die vier Jahreszeiten*, sämmtlich Sujets, welche der heiligen Geschichte entlehnt sind, nennen. Mit Ausnahme der sieben Sacramente befinden sich alle diese Gemälde in den Gallerieen des Louvre. Dasjenige, in welchem sich Poussin's Genie am meisten bekundet, ist meines Dafürhaltens sein *Winter*, gemeiniglich *die Sündfluth* benannt. Wenn man es mit einem Gemälde Girodet's über denselben Gegenstand, das sich ebenfalls im Louvre befindet, vergleicht, so treten die großen Eigenschaften dieser unsterblichen Composition gar wundersam hervor.

In dem Gemälde Poussin's laufen alle Einzelnheiten darauf hinaus, die allgemeine Vernichtung sichtbar zu machen; was noch von der Menschheit übrig geblieben, bildet so zu sagen nur noch eine Brigade. Poussin hat sich des großen Ressorts, des sicheren Mittels, einen ergreifenden Eindruck zu machen, nämlich der Theilnahme des Menschen für Seinesgleichen, begeben. Was er vor Allem hat darstellen wollen, das ist der Sinn des mystischen Ereignisses, der Sündfluth: man sieht ein, daß die wenigen Menschen und die Schlange, welche eine Felsspitze, die noch eben aus dem Wasser hervorragt, zu erreichen suchen, die einzigen Geschöpfe der verfluchten Race sind, welche noch am Leben geblieben, und von dieser Scene wendet sich der Blick unwiderstehlich dem letzten Felde zu, wo sich die Arche, d. h. die Hoffnung der künftigen Geschlechter, das Denkmal der Verheißung Gottes befindet.

Das Gemälde von Girodet führt den Titel: *Scene der Sündfluth*, und es ist leicht ersichtlich, daß der Maler im Irrthum gewesen, als er es zuerst „*die Sündfluth*" benannt hatte. Es ist nichts weiter als eine gewöhnliche Ueberschwemmung mit einigen Gruppen menschlicher Wesen in Todesgefahr. Diese Gefahr von einigen Menschen ist es, in welcher sich alle Theilnahme resumirt, aber die Idee der biblischen Verse: „Da „aufbrachen alle Brunnen der großen Tiefe, und thaten sich „auf die Fenster des Himmels, rc." macht sich in der Girodet'schen Composition nicht bemerklich.

Die Gewohnheit, den großen Sinn und die philosophische Poesie seiner Sujets anschaulich zu machen, ist es vor Allem, was die Malerei Poussin's characterisirt. Er hat sein Lebelang nur ein einziges seiner Bilder unterzeichnet, doch nennen sie sich selber und man erkennt sie auf den ersten Blick. Ueber das Sujet eines Gemäldes von Poussin ist man nie im Zweifel, denn niemand hat so wie er es verstanden, die einfache, mäßige, reservirte Manier wieder aufzufinden, welche, nach der Weise der antiken Kunst, ohne Anstrengung, über einen sanften Abhang hin, durch die Wahrheit des Gefühls zur Schönheit gelangt.

Poussin verstarb zu Rom, im Jahr 1665, an der grausamen Krankheit, von welcher sich die Spuren schon vor länger als dreißig Jahren gezeigt hatten. Bis 1664 hatte er seinem Uebel gut widerstanden, und wenige Leute hielten seinen Zustand für gefährlich; um diese Zeit starb aber seine Frau, ein Ereigniß, das die Kraft brach, welche ihn bis dahin aufrecht gehalten hatte. Er sah sich nun allein in seinem Hause, und das war es hauptsächlich, was ihn niederbeugte, wenn er an den Verlust dachte, den er erlitten.

„Dieser Tod," schrieb er, „läßt mich, beladen mit Jahren, gichtbrüchig, voll Gebrechen aller Art, fremd, und ohne Freunde allein."

In dem Augenblicke, wo er sich auf den Tod vorbereiten mußte, reuete es Poussin schmerzlich, nicht die Sonne seines Vaterlandes zu sehen. Die Freunde, die ihm den Aufenthalt in Italien so werth gemacht hatten, waren ihm ins Grab vorangegangen; die späteren Bekannten hatten ihren Umgang mit ihm aufgegeben, als die Schmerzen, von welchen er heimgesucht wurde, die Gleichheit seiner Laune unterbrachen und einen klagenden Greis aus ihm machten. Nur ein Neffe, dem nach seiner Erbschaft gelüstete, war ihm zur Seite, als er die Augen schloß.

Lieder von Carl August *Lebret* (Julius Alfred). Zweite Ausgabe. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger. VIII und 275 Seiten 8.

Unter diesem einfachen Titel erhalten wir eine eben so einfach, aber geschmackvoll ausgestattete Sammlung von Gedichten, welche der Dichter als *Lieder der Sehnsucht*, *Gedichte vermischten Inhalts* (Weinlieder, Klagen, Lieder der Jugend), *Romanzen*, *Balladen*, *Legenden*, *Erzählungen*, bezeichnet hat. In einem Anhang sind drei *Gelegenheitsgedichte*: An die Stände (im Jahr 1833); An Uhland (beim Antritt seiner Professur im Jahr 1829); Auf den Tod der Frau . . .; abgedruckt.

Wenn Gedichte heut zu Tage nicht als Ephemeren erscheinen und verschwinden, sondern zum zweitenmale den Lesern dargeboten werden dürfen, so ist daraus in der Regel zu schließen, daß sie freundlich aufgenommen wurden. Und die uns vorliegenden Lieder verdienen diese freundliche Aufnahme; aus manchen trefflichen wählen wir die folgenden fünf:

Die wandernden Lieder.

Fallen im Herbste die Blätter,
Welken die Blumen dahin,
Sieht man die Vögel alle
Ueber die Lande ziehn.

Aus dem Herzen zogen
Lieder um Lieder mir fort,
Konnten's nicht ertragen
An dem kalten Ort.

Ziehet, Lieder, ziehet
In der Liebsten Herz,
Dort ist ew'ge Wonne,
Frühling ohne Schmerz!

Der Wein.

Vom Felsen stürzt der frische Quell,
Will durch die Thäler brausen,
Durch unsre Adern soll der Wein,
Der wilde Stürmer hausen.

Wohl glänzt des Wassers Spiegel hell,
Drum stürzt euch in die Fluthen
Und fühlt die, ew'ge Jugendkraft,
Des Herzens heiße Gluthen!

Dann aber rasch zum Bechersturm,
Zum blut'gen Nektarbogen,
Und unter frohem Liederschall
Ihr Brüder frisch gezogen!

Ha! seht, wie sitzt man licht verklärt
In trauten Bruderkreisen!
Fort will es uns vom Erdenball
Zum Götterleben reißen.

Wo wird man schönrer Lehre kund,
Als aus des Weines Munde?
Preis dir, erhabener Prophet!
Oft ging'st für uns zu Grunde.

Liederweisen.

Was mögen wohl die Vögel singen
Im hohen grünen Eichenwald?
Was will die Lerche hoch sich schwingen,
Daß freier ihre Lieder klingen,
Daß weit und breit ihr Sang erschallt?

Was singen wohl die alten Ströme
Im dumpf gestimmten Greisenton?
Als sängen sie von kühnen Streiten,
Von Helden, herrlich schönen Zeiten,
Die längst mit ihrer Jugend flohn.

Den Sang, den konnt' ich nicht erkunden,
Sie singen's aber weit und breit,
Doch, wenn die alten Eichen rauschen,
Die träumen, konnt' es oft belauschen,
Von Deutschlands kräft'ger Jugendzeit.

Frisch, frei, fröhlich, fromm.

Frisch, wie die Quelle mit kühlendem Born,
Frisch, wie der Sprudel beim Meereszorn,
Walle das Leben!
Frisch, wie der Reben
Schäumender Saft,
Sprudle das Leben in wogender Kraft!

Frei, wie die Eiche im dunkelen Wald,
Groß, wie der Wolken Riesengestalt,
Sei'n die Gedanken!
Fest ohne Wanken,
Was ihr erkannt,
Brüder, da reichet Euch handelnd die Hand!

Fröhlich, wie Vögel im himmlischen Blau,
Muthig, wie Rosse auf waldiger Au,
Hell ohne Sorgen,
Gleich einem Morgen,
Reich an Gesang,
Fließ' uns die goldene Jugend entlang!

Fromm sei das Herz uns, heilig und rein,
Schändet die Jugend nicht nagende Pein!
Vater, du leite
Uns in der Freude,
Leit' uns im Schmerz,
Frömmigkeit zügle das brausende Herz!

Der wahnsinnige König.

Es wohnet ein König im Meeresthurm,
Ein König, dem ist der Thron geraubt,
D'rum schauet er stützend das greise Haupt
Hinaus laut klagend beim Wogensturm.

Und steiget die Sonn' aus blauem Meer,
Da wähnt er zu schauen den Königskranz,
Als strahl' er im Meer in gold'nem Glanz,
Er greift in die Locken und seufzet schwer.

Es brausen die Wogen in finsterer Nacht,
Sie sprützen hinauf am Königsthurm,
Es dröhnet der Donner, laut tobet der Sturm,
Der König ist d'ran vom Schlaf erwacht.

Da ruft er hinaus in zornigem Muth:
Was tobet's und donnert's in meinem Reich?
Mein Volk, ich gebiete dir Ruhe sogleich.
Und schrecklicher tobet des Sturmes Wuth.

Und es brauset, der König im Zorn erblaßt,
Da mag es wohl gelten, ich muß hinaus,
Sie stürmen mir wüthend das Königshaus.
Er stürzet hinunter, der Wirbel ihn faßt.

H.

Zur Philosophie der Geschichte.

Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution. — Studien zur Philosophie der Geschichte. Von **Julian Schmidt**. Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von F. L. Herbig. 1850.

(Fortsetzung.)

Als besonders klar gedacht, wenn auch hin und wieder an Systemsucht leidend, müssen wir sodann den folgenden Abschnitt bezeichnen, welcher die Reaktion der katholischen Kirche gegen den Protestantismus (im 16. und 17 Jahrhundert) umfaßt. Namentlich tritt das Bild der natürlichen Wechselwirkung zwischen der äußern und innern Seite der historischen Bewegung klarer vor das Auge des Lesers, als dies von dem 2. Theil des Werks sich rühmen läßt. Der Natur der Sache gemäß, beginnt der Verfasser mit einer Würdigung des Tridentiner Concils, als welches die Theorie der Reaction die kirchliche Lehre zum Abschlusse brachte. Er zeigt wie die durch den Pabst Hadrian III. repräsentirte ehrliche Reformpartei der Nothwendigkeit unterliegen mußte, der revolutionären Willkür der Protestanten gegenüber die ganze Ueberlieferung zu halten und somit weniger von Reinigung und Erneuerung des Herzens, als von einem wilden Aufschwung der Phantasie die Rettung der Religion und der Kirche zu erwarten. Trefflich wird besonders S. 217 ff. der Gegensatz gegen die Reformation in der Lehre von den Sacramenten nachgewiesen. Liegt nicht in der That der Schlüssel zu den vermittellungslosen Gegensätzen der ganzen katholischen Culturbewegung (die französische mitgerechnet) in der mechanisch-willkürlichen Auffassung unsers Verhältnisses zum Uebersinnlichen in welche die unter dem Einfluß des Jesuitismus regenerirte Kirchenlehre sich mehr als je verstrickte? „Das Verhältniß der Menschen zu Gott," sagt Herr Schmidt, „seine Schuld und seine Rechtfertigung ist an das Wunder der Sakramente geknüpft. Aber in dem Sakrament wird das Wunder eigentlich zur Zauberei, denn der Geist wirkt nicht unmittelbar durch den absoluten Willen: er ist mit seiner Wundermacht an die dunkeln Kräfte der Natur gebunden. Diese wirken nicht durch ihre eigenthümliche Qualität, sondern auf übersinnliche Weise; Wasser, Wein Oel, Brod, gewisse Worte und Handbewegungen, Alles bezieht sich auf das Materielle, aber es hat zugleich eine übernatürliche Kraft in sich, die durch Zauberformeln geweckt wird." „Es ist ferner nicht der Wille, nicht der Glaube des Menschen, der Wunder thut, sondern die übernatürliche Macht des Priesters. Diese Kraft des Himmels an sich ist dem endlichen Geist eben so fremd, als die sinnliche; er ist ein Spiel zweier Mächte, die sich eben so entgegengesetzt sind, als ihm unverständlich und die sich doch nicht meiden." — Dabei soll das Leben ein fortwährender sich objektiv darstellender Kampf gegen die Natur bleiben; am vollendetsten im geistlichen Stande, der sein Herz an nichts Irdisches mehr heftet. Aber eben durch diese äußerliche objective Erscheinung wird dieser Kampf ein begrenzter. Geist und Natur beherrschen gesonderte Gebiete, die nur durch ein äußerlich sich vollziehendes Wunder vermittelt werden. Natürlich bleibt dabei dem nicht Geweihten nur die Möglichkeit des passiven Aufnehmens; der geschichtliche Kampf ist abgeschnitten und das Verhältniß der profanen Bildung zur religiösen schwankt zwischen dumpfer Resignation und frivolem Unglauben herüber und hinüber.

Auf diese Grundansicht nun baut der Verfasser die Schilderung der Geistesbewegung innerhalb des Katholicismus im 16ten und 17ten Jahrhundert. Wie im ersten Abschnitte eröffnet auch hier die Poesie den Reihen als die freieste Bethätigung des schaffenden Geistes. Es wird nachgewiesen, wie sie, gleich der Kirchenlehre von halb heidnischem Auflehnen gegen die mittelalterliche Romantik ausgehend, unter dem Einflusse der Reaction des 16ten Jahrhunderts bei einem Dualismus des Glaubens anlangt, „gegen den die Formen der Scholastik noch protestantisch zu nennen sind." — Ariost und Cervantes repräsentiren die erstere Richtung, Calderon bildet den Glanzpunkt der letztern. Muß schon die Auffassung jener in hohem Grade befriedigen, so ist der Calderon gewidmete Abschnitt ohne Frage einer der gelungensten des Buches. In einer Reihe von übersichtlichen und geschmackvollen Resume's über die bedeutendsten Stücke des Dichters bringt Herr S. es zur klarsten Anschauung, wie hier die katholische Poesie lediglich in der Farbenpracht einer glänzenden Phantasie und einer scharfsinnigen, aber kalt verständig berechneten Intrigue aufgeht, während der innere Verlauf des tragischen Conflicts durch die Einwirkung äußerer ein für alle mal feststehender Kategorien: der Treue gegen Kirche und König, der Ehre, der Freundschaft und der Liebe ersetzt wird. Wir machen besonders aufmerksam auf die Darlegung der spezifisch katholischen (magischen) Ansicht der Sünde in „las tres justicias en una" (S. 257—259), auf „el medico de su honra", das katholische Gegenbild des Othello, endlich auf das Gemälde des furchtbar herzlosen Dualismus der katholischen Weltanschauung in „la devocion de la cruz". Ein genaueres Eingehen auf diese höchst interessanten Entwicklungen dürfte der einer Berichterstattung billiger Weise zuzumessende Raum nicht gestatten.

Weniger befriedigend zeichnet der Verfasser den Charakter der zwischen diesen Extremen mitten inne stehenden französisch-klassischen Poesie. Zwar fehlt es auch hier nicht an treffenden Bemerkungen; aber offenbar wird die Einwirkung der national-französischen Verhältnisse neben der des katholischen Princips zu wenig beachtet: es zeigt sich hier einmal recht deutlich, wie mißlich es bleibt, die mannigfach bedingten Erscheinungen der Geschichte auf einen einfachen dialectischen Proceß zurückzuführen und wäre die Grundidee desselben noch so wahr, die Durchführung noch so logisch. So klingt es z. B. recht plausibel, wenn die conventionelle Ehre die nothwendige Ergänzung der christ-

lichen *Abstraction* genannt wird, die umgekehrte Sittlichkeit, welche den Egoismus durch symbolische Formen heiligt. — Warum, aber fragen wir, blieb sie denn der altrömischen Christenheit durchaus fremd, der es doch wahrlich in jenen Jahrhunderten des Verfalls an Herrschaft des Egoismus nicht fehlte? Sollten wir hier nicht vielmehr eine Abfindung des Christenthums mit dem trotzig-barbarischen Unabhängigkeitssinn der germanischen Völkerschaften zu suchen haben, eine Verkehrung des sittlichen Bewußtseins, welche der restaurirte Katholicismus keineswegs erst schuf, sondern welche der mit ihm verbündete monarchische Staat bei einer *Klasse des Volkes* als Erbschaft des Mittelalters übernahm und nur für seine Zwecke benutzte? — Besonders hat das Bestreben, die französische poetische Entwickelung lediglich vom katholischen Standpunkte aus zu erklären, den Verfasser wie es scheint, zu Ungerechtigkeit gegen Moliere verleitet. So soll im Tartüffe der weltliche Sinn sich nicht gegen die Heuchelei sondern gegen das religiöse Interesse überhaupt auflehnen, in den Invektiven des Dichters gegen gelehrte Pedanterie, gegen Blaustrümpfe und quacksalbernde Fakultätsdoktoren sieht Herr S. den Haß des von der Religion nicht geleiteten und erhobenen, sondern unterdrückten profanen Sinns gegen die ernste Arbeit des Geistes, gegen die Wissenschaft als solche. — Da hätte sich ja am Ende auch Göthe an der Wissenschaft vergangen, als er den Wagner zeichnete! Mich dünkt, der Gegensatz mittelalterlich-scholastischen Formenwesens gegen den eben zum Bewußtsein seiner Berechtigung und seiner Kraft kommenden bon sens français erklärt jene allerdings hervorstechenden Züge des trefflichen Komikers hinlänglich, ohne daß es jener ein klein wenig nach Jesuitenriecherei schmeckender Deductionen bedürfte. — Uebrigens theilen wir vollkommen den Geschmack des Verfassers, wenn er Moliere's an die italiänischen Masken erinnernden Burlesken (Monsieur de Pourceaugnac, Malade imaginaire etc.) den Vorzug vor der comédie régulière giebt, so wie seine Bemerkungen über die Katastrophe des Tartüffe, als welche aller tiefern dramatischen Entwickelung widerspreche, ohne Weiteres unterschreiben.

Nachdem nun so die „Geschichte der Romantik" den theoretischen Lehrbegriff des restaurirten Katholicismus entwickelt und seine Abspiegelung in dem poetischen Aufschwunge des aufs Neue zum Bewußtsein seiner selbst gekommenen katholischen Geistes nachgewiesen, verfolgt sie die weitere Entfaltung dieser historischen Macht in ihrer Einwirkung auf die Massen. — Die herrschende Kirche hatte den sittlichen Forderungen des Herzens Nichts zu bieten: so wandte sie sich denn an die sinnliche Natur und entflammte durch Erhitzung der Phantasie den Fanatismus. Die Furcht vor dem Bösen, nothwendig im Gefolge jeder erhöhten Anregung des religiösen Bewußtseins, steigerte sich bei beiden Religionsparteien unter den ihnen gemeinschaftlichen unklaren transcendentalen Vorstellungen bis zu den unheimlichen Gräueln des Hexenwesens. Sehr richtig hebt der Verfasser hervor, daß nicht nur die Schlächter, sondern auch die Opfer besessen waren, daß der Schauder über die Sündhaftigkeit der Menschennatur in reizbaren zu dem krankhaften Gelüste umschlagen konnte, den Höllenstrafen zum Trotz mit Gott zu brechen. Nur scheint er sich von dem gerechten Abscheu gegen diese dunkelste Seite der neuern Bildungsgeschichte denn doch zu weit fortreißen zu lassen, indem er (S. 306) fortfährt: „Das Reich des Teufels war gekommen, weil der Glaube seine Wahrheit verloren hatte, der Haß war das *Wesen* der vom Geiste verlassenen Welt," diese Anwendung einer denn doch nur einer Seite des Lebens entnommenen Wahrnehmung auf das Ganze abgerechnet ist die nun folgende Schilderung des Geistes, welcher in Spanien die Scheiterhaufen anzündete, die Straßen von Paris mit unschuldigem Blute färbte und Deutschlands Lebenskraft in ihrem Innersten verheerte, ein Meisterstück wahrhaft historischer Beredsamkeit. — Man lese z. B. folgende Stelle: „Aber hinter dieser phantastischen Gaukelei" (hinter dem Schönheitskultus der Kirche) „lauerte ein böses Wesen. Lauscht auf die gedämpfte Stimme des Beichtvaters! Er nimmt dem zerknirschten Sünder alle Sorge, aber er haucht ihm den bösen Geist des Fanatismus ein. Seht aufmerksam auf diese Menge, die vor dem Venerabile im Staube liegt: es ist die brutale Masse, die ein Wink ihres Hirten zur Mordlust treibt! Die Kirche ist die büßende Magdalena, die ihr Fleisch kasteit, weil sie zu viel geliebt; sie ist die geheiligte Konvenienz des Schmerzes, die das inhaltlose Gemüth mit der heiligen Schwärmerei des Leidens erfüllte Maler und Dichter, selbst protestantische, wetteifern uns das süße Bild jener leidenden Heiligen in die Seele zu prägen, die auf dem Schaffot starb, Maria Stuart. Wie rauh, wie philisterhaft erscheint dagegen Elisabeth, deren unpoetisches, brutal protestantisches Gemüth den Grund zu dem Glück eines großen und freien Volkes gelegt hat. Die Poesie, wenn sie im Phantastischen bleibt, *wie die Kunst überhaupt, welche der Kirche dient*, übt ihren Zauber an den Sinnen aus, denn sie verschmäht den sittlichen Geist. Hütet Euch vor dieser neuen Heiligen. Magdalena lügt auch in ihrer Buße, sie kokettirt mit dem Herrn, wie früher mit den Kindern der Welt. Aus dem Abgrund ihrer dunklen Augen strahlt Mordlust in die Seele derer, die hinein blicken und an ihren Händen klebt verruchtes Blut!" —

Wer fühlte in diesen Worten nicht den gerechten Schauder des mit den sittlichen Mächten des Lebens ernst abrechnenden deutschen Gemüths vor einer Afterbildung, deren verführerische Truggestalt auch vor dem Lichte der Neuzeit noch immer nicht vollständig erblichen ist!

Als wirksamstes und furchtbarstes Werkzeug dieses antihistorischen Rückschrittes faßt der Verfasser natürlich die *Gesellschaft Jesu* ins Auge, deren präcise, gründliche von allem gerade bei diesem Gegenstande nur zu gewöhnlichen Tiradenschwall durchaus freie Charakteristik Berichterstatter mit dem allerhöchsten Interesse verfolgt hat. — Der Verfasser findet den charakteristischen Geist des Jesuitismus in der Illusion eines Glaubens, der im bewußten Gegensatze gegen den Geist der Bildung durch Reflexion und Phantasie künstlich wieder hervorgerufen nach äußerer Bethätigung strebt, da er die innere Lösung seines Zwiespaltes nicht finden kann, und daher zuletzt nothwendig in sein Gegentheil umschlägt. — Nach einer gelungenen Schilderung Loyola's entwirft er ein treues Bild der Hauptwaffen des Ordens, der Erziehung und der Beichte: „welche die Seele nicht umwandeln, sondern zu einem augenblicklichen Entschluß stimmen soll." Um nun diesen Entschluß für alle Fälle in seine Gewalt zu bekommen, nahm der Orden durch seine Kasuistik der Sünde jede objective, materielle Gewißheit. Die

Meinung, der Sinn wird die Sache, der Proceß entscheidet sich auf einem rein übernatürlichen Gebiet. Die eintretende scheinbare Annäherung an den Protestantismus wird aber dadurch vollkommen aufgehoben, daß in diesem die freie Ueberzeugung das Gewissen des Einzelnen, dort das des Ordens entscheidet. Besonders gut wird die hieran sich knüpfende Lehre von der Probabilität behandelt, „jener fröhliche Skepticismus, der sich bei der ersten besten Reflexion beruhigt, da er doch mit ihnen allen nicht ins Reine kommen kann.“ Wir können dem Verfasser nur beistimmen, wenn er in den berüchtigsten Paradoxien der jesuitischen Kasuisten weniger den praktischen Zweck sieht, in einem wirklichen Falle die Sünde zu beschönigen, als „den Jubel, in einer streng konsequenten Entwickelung sich von allen Schrecken des Gesetzes gelöst zu haben. Die (aus Pascal's lettres provinciales) beigebrachten Beispiele (S. 330 ff.) sind schlagend, z. B.: „Wenn ein Beichtkind fürchtet, wegen eines Lasters nicht die Absolution zu erhalten, so kann er sagen, er habe es nur einmal begangen, indem er sich dabei denkt: In einem Augenblick nur einmal.“ „Wenn eine Konkubine einem Priester ordentlich die Wirthschaft führt, ihn erheitert und ihm die Sorgen erleichtert, so mag er sie behalten, denn die Freiheit des Gemüths von Sorgen ist die Hauptsache.“ — „Die Mönche dürfen bei strenger Strafe ihr Ordenskleid nicht ablegen. Aber wenn sie es thun, um in ein liederliches Haus zu gehen, so ist das recht, denn man soll keinen Skandal veranlassen ꝛc.“ — Eben so ist der Streit der Jesuiten mit den Jansenisten, in welchem jene bekanntlich nahezu bis zum rationalismus vulgaris gedrängt werden aus den Konsequenzen ihres eifrigen Kampfes gegen die Grundsätze des Calvinismus klar und überzeugend erklärt, so wie mit großem Recht (S. 317 ff.) darauf hingewiesen wird, wie der Orden, den Gedanken kirchlicher Oberherrschaft in reinster Entschiedenheit verfolgend, anfangs mit dem katholischen Monarchismus (z. B. Philipp II.) in den ernstesten Konflikt kam, ja durch die Verkündigung der Volkssouverainität in weltlichen Dingen (Bellarmin, Mariana) den Theorieen der Revolution vorarbeitete, um dann aber nach dem Siege der Fürstengewalt und ihrem Bündniß mit der Kirche, der Orden mehr und mehr eigene weltliche Zwecke verfolgt, zuletzt, von allen Parteien verlassen, dem Hasse der durch ihn selbst unwillkürlich beförderten französischen Aufklärung unterliegen muß.

Es wurde schon oben darauf hingewiesen, wie die alte Kirche durch ein möglichst ausgeführtes phantasievolles Lehrgebäude den ganzen Umfang der geistigen Bewegung zu beherrschen suchte, während die Reformation in den Herzensbeziehungen des Einzelnen zu der transcendentalen Idee ihren Schwerpunkt fand. Damit setzt nun der Verfasser sehr hübsch den verschiedenen Charakter des katholischen und protestantischen Mysticismus in Verbindung. Der letztere vertieft sich in phantastische, religiös-philosophische Kombinationen, das Fragmentarische des kirchlichen Lehrbegriffs nach subjektivem Belieben ergänzend; in jenem sehen wir das augustinische Christenthum des Herzens innerhalb einer starren hierarchischen Theologie mit wahrhaft furchtbarer Energie sich durcharbeiten ungemildert durch den frischen Hauch des revolutionären Geisteskampfes, dem die lutherische und calvinistische Ascetik auf die Dauer nicht widerstehen konnte. Es ist natürlich, daß Pascal und die Jansenisten hier den Mittelpunkt der Darstellung bilden; wie aber Montaigne hieher kommt, das zu rechtfertigen, dürfte dem Verfasser schwerer fallen. Es scheint fast, als hätte Herr S. den allerdings diesem Denker mit Pascal gemeinsamen Skepticismus zu hoch angeschlagen und darüber die ganz verschiedenen Resultate desselben nicht genug in Rechnung gezogen. Es ist ein großer Unterschied, ob ich wie Montaigne nach des Verfassers eigener, ganz richtiger Darstellung von der Einsicht in die Vergeblichkeit aller Forschung zu einer heitern Resignation gelange, welche praktisch der einmal hergebrachten Autorität sich unterwirft ohne sich über ihre Berechtigung sonderlich den Kopf zu zerbrechen, welche in dem Tode nur den letzten Aberglauben sieht, nach dessen Ueberwindung wir frei werden — oder ob ich mit Pascal und den Jansenisten von der Ueberzeugung, daß alles menschliche Streben endlich und vergeblich, den ungeheuren Schritt thue zu jener furchtbaren mystischen Gottesliebe, die zuletzt nur den resolutesten Haß gegen alles Natürliche sich offenbart. — Sehen wir hier die alte christliche Abstraction noch einmal in voller Kraft innerhalb der unaufhaltsam verweltlichenden Kirche sich erheben, so erinnert Montaigne's theologisirender Skepticismus weit eher an die Einflüsse klassischer Studien auf einen zu kalt-verständiger Lebensanschauung geneigten Geist. Von Montaigne's Rechtgläubigkeit quand même ist es nicht weit zu dem système de la nature!

In der Darlegung der Ansichten Montaigne's und Paskal's befolgt der Verfasser mit vielem Glück die auch bei den später behandelten philosophischen Systemen von ihm beibehaltene Methode: daß er sie so viel als möglich ihre Ansichten in bezeichnenden Stellen ihrer Schriften selbst entwickeln läßt. Es liegt auf der Hand, daß diese Form, mit gründlicher Belesenheit und wissenschaftlichem Takt gehandhabt vorzugsweise geeignet ist, den Leser zur Bildung eines selbstständigen vorurtheilsfreien Urtheils anzuregen. Vorzüge, welche den dabei allerdings nicht immer ganz zu vermeidenden Mangel an streng systematischer Ordnung leicht verschmerzen lassen. Nur die eine Bemerkung möge uns der Verfasser gestatten, daß namentlich bei weniger allgemein bekannten Schriften und da, wo Stellen aus verschiedenen Werken desselben Autors durch einander gemengt stehen, spezielle Angabe der Quellen uns sehr dankenswerth erschienen wäre. Es ist dem Leser nicht zuzumuthen, daß ihm alle Quellen und Hülfsmittel eines fleißigen Autors so gegenwärtig seien, als diesem selbst, der doch am Ende auch seine Kollektaneen nicht entbehren kann. —

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Die Zahl der Omnibusse in London, welche vor der Eröffnung der Ausstellung im Glaspalaste die Tour in der Richtung nach dem Regentspark machten, ist seitdem von 100 auf 370 erweitert worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 61. **Mittwoch, den 30. Juli.** **1851.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Mein Lied.

Wenn sich die Seele frei vom Allem fühlet,
Was sie bisher gedrückt hat und beengt,
Wenn mich ein holder Zauber mild umspielet
Und inniges Behagen mich umfängt,
Wenn von dem Seelenaug' der Nebel schied, —
Dann schwingt sie froh sich auf mit einem Lied. —

Und wenn es in mir schwarz und düster nachtet,
Ein bös Geschick den Arm fest um mich schlingt,
Mein Hoffen nicht und nicht mein Wünschen achtet,
Und so mein Herz nach Trost vergebens ringt; —
Dann löst der Gram, der noch die Sprache mied,
In Wehmuthstönen sich und wird ein Lied.

Und wenn die Hoffnung wieder mich belebet,
Die Zukunft mir in ros'gem Lichte reicht,
Und dann auch, wenn mein Muth zu kämpfen strebet,
Sobald ein Hinderniß vor ihr sich zeigt: —
Dann eilt der Drang, der mich zu Thaten zieht,
Dem kräft'gen Ausdruck zu und wird ein Lied.

Und Alles, was das weiche Herz beweget,
Das zeichnet schnell im Liede mir sein Bild; —
Nur wenn der Ueberdruß sich in mir reget,
Der Lauf der Welt mit Unmuth mich erfüllt,
Wenn dann der Geist des Guten mir entflieht: —
Das nagt dann in mir und wird nicht zum Lied.

Bewahre, Schicksalslenker! mich vor Stunden,
Wo mir das Leben schaal und elend scheint;
Wenn das, was ich als strebenswerth empfunden,
Mit niederer Erbärmlichkeit sich eint.
Was sonst auf meinem Weg vorüberzieht,
Wird treu geleiten des Empfinders Lied.

W.

Ethnologische Nachforschungen auf St. Domingo.

In der diesjährigen 21. Versammlung des brittischen Vereins zur Förderung der Wissenschaft, eröffnet am 2. d. M. zu Ipswich, wurde in der geographischen und ethnologischen Section folgendes Schreiben von Sir R. Schomburgk, vom 15. März d. J. an Se. K. H. den Prinz Albert verlesen:

Es ist eine traurige Thatsache, daß von den Millionen Eingebornen, welche zur Zeit ihrer Entdeckung die Insel St. Domingo bevölkerten, nicht ein einziger echter Nachkomme mehr vorhanden ist; doch wird ein sorgfältiger Beobachter der vermischten Racen, woraus großentheils die Bevölkerung der dominicanischen Republik besteht, hin und wieder unter ihnen die characteristischen Gesichtszüge der Ureinwohner wiedererkennen. Einige Stämme des Menschengeschlechts bewahren ihre Characteristik viel hartnäckiger als andere; bei einigen gehen die Eigenthümlichkeiten schon in wenigen Generationen verloren, während

sie sich bei andern auf deren mehrere übertragen. Ich habe diese Ausdauer nie in einem höhern Grade wahrgenommen, als bei der gemischten Race, welche noch heutigen Tages auf St. Domingo „Indios" genannt wird, und in der sich die Eigenthümlichkeiten des reinen Indianers seit länger als zwei Jahrhunderten erhalten hat. Dies gilt insbesondre in Bezug auf das weibliche Geschlecht der sogenannten Indios. Ihre symetrischen Formen, ihre reine Olivenfarbe und weiche Haut, ihr großes schwarzes Auge und ihr üppiges ebenholzfarbiges Haar, bekunden auf den ersten Blick ihre Abkunft von dem indischen Stamm. Es ist uns von den Geschichtschreibern berichtet worden, daß der letzte Rest der Indianer, zwischen drei und vier Hundert, sich unter Enrico, dem Letzten der Kaziken von St. Domingo, nach Boya, einem ungefähr 30 Meilen N. N. O. der Stadt belegenen Dorfe zurückgezogen hatte. Enrico war zum Christenthum bekehrt worden, und der Kaiser Carl V. verlieh diesem Reste von Ureingebornen bürgerliche Rechte, ihm selber den Titel Don. Dies elende Bruchstück einer einst mächtigen Nation verschwand, durch ihr Unglück und die Krankheiten, welche die Spanier ihr mitgetheilt hatten, bald völlig von der Erde. Der gänzliche Untergang der reinen Indianerrace machte es mir unmöglich, vergleichende Forschungen zwischen den noch vorhandenen Stämmen von Gujana und denen, die einst St. Domingo bewohnt haben anzustellen. Meine Forschungen mußten demnach auf dasjenige beschränkt bleiben, was uns die Geschichte und die wenigen ärmlichen Denkmäler über ihre Gebräuche und Sitten überliefert haben. Ihre Sprache lebt nur noch in der Benennung von Orten, Flüssen, Bäumen, und Früchten; es geht aber aus Allem hervor, daß das Volk, von welchem diese Benennungen ausgegangen sind, mit den caribischen und aromaakischen Stämmen Gujana's identisch war.

Ein Ausflug zu den kalkartigen Höhlen von Pommier, ungefähr zehn Leguas im Westen der Stadt St. Domingo, gab mir Gelegenheit, Einiges von der Bilderschrift in Augenschein zu nehmen, welche die Indianer nach der Ankunft der Spanier gezeichnet haben. Diese merkwürdigen Höhlen, schon an und für sich höchst interessant, sind in dem District belegen, über welchen die schöne Indianerin Catalina zur Zeit der Landung der Spanier als Kazikin herrschte. Oviedo erzählt, daß sie es verstand, den Arragonier Miguel Diaz zu fesseln. In Folge eines Raufhandels, den derselbe mit einem seiner Gefährten gehabt hatte, und dem er eine tödtliche Wunde beigebracht zu haben meinte, war Diaz aus Isabella geflohen und hatte in dem Dorfe Catalina's ein Asyl gefunden. In der Besorgniß, daß ihr Geliebter, der sich nach einigen Monaten zu seinen Gefährten und seinen gewohnten Beschäftigungen zurück zu sehnen schien, sie verlassen möchte, bot Catalina die mächtigsten Mittel, die sie nur hätte wählen können, auf, um die Spanier zur Ansiedelung auf ihr eignes Gebiet zu bewegen, indem sie sehr richtig folgerte, daß dadurch ein ferneres Bleiben des Diaz zu bewerkstelligen seyn würde. Sie sagte also aus, daß die benachbarten Berge reiche Erzgruben bärgen, machte Diaz nebenbei darauf aufmerksam, daß das Land in ihrem Gebiete ungleich fruchtbarer sey, als dasjenige, auf welchem Columbus Isabella gegründet habe, und daß der Fluß Ozama an seiner Mündung einen sicheren und schönen Hafen darböte. Darauf kehrte Diaz nach Isabella zurück, wo er zu seiner Freude den Mann, welchen er getödtet zu haben geglaubt hatte, von seiner Wunde genesen fand, und sich durch die Kunde, von den reichen Gruben eine leichte Verzeihung erwarb. Der Adelante do Bartholomeo, der in Abwesenheit seines Bruders regierte, besuchte in Person den District, und ließ in der Nähe der Erzgruben im Jahr 1496 einen befestigten Thurm aufführen, den er St. Cristobal benannte; die Arbeiter an demselben gaben ihm aber den Namen „Goldthurm," weil selbst die Steine zu seinem Bau von dem kostbaren Metall enthielten. Die Gruben waren indessen bald erschöpft, und das Land hatte nichts weiter als seine üppige Natur aufzuweisen. Als dann die Habgier der Spanier ihrem Götzen, dem Golde, das Leben von Millionen Indianern aufopferten, da wurden die Höhlen, welche bis dahin nur als Tempel gedient hatten, als Zufluchtsstätten vor den spanischen Armbrustschützen und den Bluthunden, womit die armen Indianer gehetzt wurden, benutzt.

Die symbolischen Zeichnungen, welche die Indianer mit Holzkohle auf die weißen und glatten Wände einer der kleineren Höhlen, die jetzt „das gemalte Gemach" benannt wird, angebracht hatten, interessirten mich gar sehr. Peter Märtyrer von Angleria, der Zeitgenosse von Columbus und einer der ersten Geschichtschreiber seiner Entdeckungen, berichtet in seiner ersten Decade des Ocean, daß die Ureinwohner von St. Domingo eine hohe Verehrung für Höhlen hatten, weil aus ihnen, wie sie sagten, die Sonne und der Mond, welche die Welt erleuchten, hervorgingen, und auch die ersten Menschen aus zwei Höhlen von ungleicher Höhe, in dem Verhältniß ihrer Größe hervorgegangen seyen. Bei der allgemeinen Ungewißheit, welche in Denkmäler von verloren gegangenen Racen obwaltet, war es ganz besonders erwünscht, in diesen Bildereien eine Andeutung über die Periode ihrer Entstehung zu finden.

Nahe am Eingange einer zweiten Höhle, dicht an der ersteren, bemerkte ich einige in dem Felsen ausgehauene Figuren, deren Character, so wie der Umstand, daß sie aus einer steinharten Masse geschaffen worden sind, einen ältern Ursprung als die der andern Höhle bekunden. Der Baron Humboldt bemerkt bei der Gelegenheit, wo er von den ausgehauenen Figuren, die er an den Ufern des Orinoco vorgefunden hat, spricht: „man dürfe nicht vergessen, daß Nationen von sehr verschiedener Abkunft, wenn in demselben uncivilisirten Zustande, bei gleicher Neigung, die Umrisse zu vereinfachen und zu verallgemeinen, und durch einen angebornen Hang getrieben, rhytmische Wiederholungen und Reihefolgen zu schaffen, dazu kommen können, gleiche Zeichen und Symbole zu wählen." Der Baron Humboldt hat nur Gelegenheit gehabt, die ausgehauenen Figuren an den Ufern des Orinoco zu sehen, ich habe mich aber aus der Untersuchung einer großen Menge dieser Symbole überzeugt, daß ein großer Unterschied in ihrem Character und ihrer Ausführung besteht; auch bin ich nicht der Meinung, daß die aus Stein gehauenen Idole und die in Felsen gehauenen Sculpturen von den Racen herrühren, welche Südamerika und Westindien zur Zeit ihrer Entdeckung bewohnten. Sie gehören einer ältern Periode an, und zeugen von weit mehr Geschicklichkeit und Geduld, als die mit Kohle an die Wände in der Höhle in der Nähe von Pommier gezeichneten einfachen Figuren. Die, ohne Beihülfe von eisernen Werkzeugen, in Stein ausgehauenen Figuren zeugen wenn nicht von einer Civilisation, doch von einer lebendigen Auffassung und einer unverwüstlichen Geduld, solch harten Substanzen die gewünschte Form zu geben. Ueber

die Zeit, wo die aus Stein gehauenen Figuren geschaffen seyn mögen, giebt es keine Tradition. Merkwürdig ist's, daß sie nur an Orten gefunden werden, von welchen man sicher weiß, daß dort Cariben leben oder sich einmal aufgehalten haben. Ich habe keinen Grund zu glauben, daß sie von Cariben verfertigt worden sind, und sehe mich dazu um so weniger veranlaßt, wenn ich sie mit den Geräthschaften und Utensilien vergleiche, welche die noch vorhandenen Stämme verfertigen, die ich in Gujana angetroffen habe.

Es giebt übrigens mehrfache Beweise, daß St. Domingo von Cariben bewohnt gewesen ist; ich habe u. a. auf dem östlichen Punkte der Insel, Junta Engaño genannt, eine Menge Haufen der Schneckenmuscheln Strombus gigas gefunden. Diese Muscheln haben unveränderlich ein Loch an ihrer Windung, gemacht, um das darin lebende Thier zu lösen und herauszuziehen. Eine Menge ähnlicher Muschelhaufen habe ich auf der Insel Anegada angetroffen, und sie rühren nach der Angabe der Geschichtschreiber der Antillen von den Cariben her, die, als sie von den Lucuyas herabkamen, um die Eingeborenen von Puertorico mit Krieg zu überziehen, erst zu Anegada anlegten, um sich für ihre Expedition mit Muscheln zu verproviantiren. Eine weit interessantere Entdeckung aber als diese Haufen Schneckenmuscheln, während meiner Reisen auf St. Domingo ist die eines Granitkreises in der Nähe von St. Juan de Maguana, welcher der Beobachtung aller füheren Geschichtschreiber und Reisenden entgangen zu seyn scheint. Maguana bildete eins der fünf Königreiche, in welche St. Domingo zur Zeit der Ankunft der Spanier eingetheilt war. Es wurde von dem Cariben-Kaziken Caonabo, (ein Name, der Regen bedeutet) dem wildesten und mächtigsten der Häuptlinge, und ein unversöhnlicher Feind der Europäer regiert. Seine Favoritgemahlin war die unglückliche Anacaona, ihrer Schönheit und ihres Verstandes wegen auf der Insel berühmt, und, wie es von all den frühern Geschichtschreibern angegeben worden ist, sehr gütig gegen die Weißen gestimmt. Trotz dem wurde sie von Ovando, als derselbe Gouverneur von St. Domingo war, einer Verschwörung angeklagt, in Ketten nach der Stadt abgeführt, und schändlicher Weise vor dem Volke aufgehängt, dem sie sich seit so lange und in so ausgezeichneter Weise freundlich erwiesen hatte.

Der Granitkreis ist in der Nachbarschaft nun unter dem Namen: „el Cercado de los Indios“ bekannt, und liegt in einer von Baumgruppen umgebenen Savannah, unfern des Flusses Maguana. Der Kreis ist großentheils aus Granitfelsen gebildet, der seiner Glätte nach zu urtheilen an den Ufern eines Flusses, muthmaßlich des Maguana, obwohl derselbe ziemlich weit davon liegt, gebrochen ist. Die Felsblöcke, großentheils jeder 30 bis 50 ℔ schwer, liegen dicht an einander geschichtet, so daß der Kreis einem Straßenpflaster ähnlich sieht. Er hat eine Breite von 21 Fuß, und sein Umfang beträgt, so weit man es vor den Bäumen und Gesträuchern, die dazwischen emporgewachsen sind, beurtheilen kann, 2270 Fuß. Ein großer Granitfels von 5 Fuß 7 Zoll Länge, in stumpfen Spitzen auslaufend, liegt, zum Theil vergraben, fast mitten in dem Kreise. Ich glaube nicht, daß er ursprünglich seinen jetzigen Platz eingenommen, vielmehr daß er im Centrum gelegen hat. Er ist durch Menschenhände geglättet und geformt worden, und obgleich seine Oberfläche durch atmosphärischen Einfluß gelitten hat, läßt sich doch erkennen, daß er eine menschliche Figur vorgestellt hat: die Oeffnungen von Mund und Augen sind noch sichtbar. Dieses Felsstück hat ganz das Ansehn der Figur, welche der Pater Charlevoix in seiner „Geschichte der spanischen Insel oder St. Domingo's“ als eine in einem Indianergrabe gefundene Figur beschreibt. Ein Fußpfad von derselben Breite, wie der Kreis, läuft von diesem erst gerade westlich aus, wendet sich dann in einem rechten Winkel nach Norden, und endigt bei einem kleinen Bache. Dieser Fußpfad ist gegenwärtig fast ganz mit einer dichten Waldung überwachsen, daher ich seine Länge nicht genau ermitteln konnte. Es ist außer Zweifel, daß dieser Kreis das indianische Götzenbild eingeschlossen hat, und daß Tausende der Eingeborenen innerhalb desselben ihre Gottheit in der unförmlichen Gestalt eines Felsblockes angebetet haben. Es bleibt nun aber noch die Frage zu lösen, ob die Einwohner der Insel, welche die Spanier zuerst angetroffen, die Erbauer dieses Kreises gewesen sind, und ob sie es waren, welche diese Gottheit angebetet. Ich glaube das nicht.

Unter den Alterthümern, welche unlängst in der Nähe von San Diego, einen Tagemarsch vom stillen Meere, oben am Golf von Californien entdeckt worden sind, befinden sich ebenfalls Granitkreise, oder kreisförmige Ummallungen rundum ehrwürdigen Bäumen, Säulen und Blöcken mit Hieroglyphen her. Wenn meine Meinung von einigem Gewicht seyn könnte, so würde ich sagen, daß der Granitkreis in der Nähe von San Diego, die Figuren, welche ich in den Felsen im Innern von Gujana ausgehauen gesehn habe, so wie die sonstigen Bildhauerwerke einer weit intellectuellern Race als derjenigen angehören, welche Columbus in Hispaniola angetroffen hat, und daß sie aus den nördlichen Theilen von Mexico, an das alte Land oder den alten District von Huastecas gränzend, gekommen, und von den Nationen, die das Land zur Zeit der Ankunft der Europäer bewohnten, überwunden und ausgerottet worden sind.

Ich hoffe, daß mein Bericht über die Entdeckungen von einigen Denkmälern von einer untergegangenen Menschenrace nicht ganz werthlos gefunden werden wird, und gedenke nun meine Reise nach den nördlichen Provinzen anzutreten, wozu ich bereits die Erlaubniß von Lord Palmerston erhalten habe. Binnen wenig Tagen gedenke ich eine reiche Ernte unter den Ruinen der ersten Anlagen und Festungswerke, welche die Europäer in der neuen Welt geschaffen haben, zu halten.

Zur Philosophie der Geschichte.

Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution. — Studien zur Philosophie der Geschichte. Von Julian Schmidt. Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von F. L. Herbig. 1850.

(Beschluß.)

Somit hätten wir denn versucht, eine ungefähre Vorstellung von den Hauptzügen des reichen und anziehenden Gemäldes zu geben, in welchem die beiden ersten Hauptabschnitte des vorliegenden Werkes „die theologisch- und poetisch-religiöse Geistesbewegung der Reformationszeit“ uns vorführen. Indem wir uns anschicken,

dem Verfasser auf das Gebiet „des Kampfes zwischen Idealismus und Realismus in der Wissenschaft“ zu folgen, müssen wir zunächst eine schon oben gemachte Bemerkung wiederholen. Jene schlimme Gefahr der philosophischen Geschichtschreibung: um der Einheit des Systems willen den Thatsachen Gewalt anzuthun, scheint uns gerade hier nicht überall mit gleichem Glücke vermieden. Herr S. hat in der Reformation sehr richtig die ernste Wiederaufnahme des ächtchristlichen Kampfes des Geistes gegen die Natur nachgewiesen. Gleichwol zeigt schon der Beginn des 16ten Jahrhunderts und noch mehr die Folgezeit eine Fülle von Erscheinungen, welche augenscheinlich die beginnende Emancipation des Realismus von der Herrschaft der spiritualistischen Transcendenz ankündigen. (Der ungeheure Aufschwung der Naturwissenschaft.) — Wie nun diese Erscheinung aus der christlichen Romantik herleiten, denn ihren Ursprung in dieser soll sie nun einmal haben. Der Verfasser hilft sich. Er beginnt S. 377 mit der Behauptung, daß die Natur in der Reformation gegen den Spiritualismus des Christenthums reagirte. — Das widerspricht dem oben entwickelten Geist der protestantischen Lehre. Es wird also hinzugefügt, daß dieselbe über sich selbst kein Bewußtsein hatte, daß sie in ihrer theologischen Form ihrem eigenen Princip widersprochen und S. 379 wird ergänzend und resumirend hinzugefügt, daß die Reformation den Realismus, der wol in ihrer Natur, nicht aber in ihren Ideen lag, nur durch Sophismen zu legitimiren wußte. Nun will ich gern zugeben, daß die Unterordnung des kirchlichen Lebens unter das staatsbürgerliche keineswegs im Princip, wohl aber in der Natur der reformatorischen Bewegung gelegen habe, weil eben die Träger derselben nothwendig auf das Bedürfniß weltlichen Schutzes gegen das Schwert der Reaktion geführt werden mußten. Der Verfasser aber citirt als historische Belege für seine Deduktion das Ankämpfen gegen die Transcendenz in der italienischen Philosophie, das in der Dichtung von Faust und Fortunal, in dem Aufkommen der Empirie, in der idealen Emancipation des Fleisches durch die niederländische und venetianische Malerschule, in dem abenteuerlich bewegten Leben der Gelehrten sich kund gebende antichristliche Streben nach Sinnengenuß. Sollte sich aber nicht dies Alles viel leichter und einfacher aus den klar zu Tage liegenden Einflüssen der klassischen Studien und der Erfindungen und Entdeckungen des 15. Jahrhunderts erklären, als aus einem mystischen, in der Reformation versteckten je ne sais quoi? Wenn der übrigens strengkatholische Pomponatius die Unsterblichkeit des persönlichen Bewußtseins läugnet, so tritt er eben als Aristoteliker in die Fußstapfen des Alexander von Aprodisias, eben so wie auf der andern Seite die Mystik Ficins unter dem Einflusse platonischer Ideen steht. Die christliche Idee bleibt immerhin erste und mächtigste Triebfeder der modernen Entwickelung, aber alle sekundären Kräfte derselben auf diese eine zurückführen wollen, kann immer nur zu einseitiger und gezwungener Geschichtsauffassung führen. Das Streben, in der Mannigfaltigkeit der Erscheinung die Einheit des Wesens festzuhalten, die Natur in dem Netz des Geistes einzufangen, ist wissenschaftlicher, philosophischer Anschauung immanent: vollständige Lösung der Aufgabe aber dürfte menschlichem Erkennen schwerlich beschieden sein: wenigstens fügt sich der Strom der Geschichte bis jetzt noch keinen Dämmen: auch den Hegelschen nicht. —

Auch abgesehen von diesem nach des Berichterstatters Ueberzeugung hier störenden Schematismus ist die Darstellung der Naturphilosophie wie der Entwickelung des weltlichen Rechtsbegriffes im Reformationszeitalter zwar immer noch reich an trefflichen Stellen, doch im Ganzen etwas mager fortgekommen. Daß die deutsche naturforschende Mystik (Agrippa, Helmont, Paracelsus) hier nur kurz erwähnt wird, rechtfertigt sich allerdings vollkommen durch die Aufmerksamkeit, welche ihr bereits oben als einer Erscheinung auf dem religiösen Gebiet geschenkt wurde. — Dagegen geht Herr S. über die italiänischen Naturphilosophen (Vanini, Bruno, Campanella) wirklich sehr kurz weg (S. 380). Vielleicht hat Moritz Carrieres gründliche und geistreiche Behandlung desselben Gegenstandes Herrn S. ein genaueres Eingehen auf denselben überflüssig erscheinen lassen. Sehr hübsch ist dann (S. 381 ff.) die Zeichnung des Kampfes zwischen der Wissenschaft und der theologisch-spiritualistischen Selbstsucht, welchen die naturhistorischen und astronomischen Entdeckungen, die Arbeiten eines Kopernikus, Kepler, Galilei herbeiführten. Es wird in trefflichster Weise darauf hingewiesen, wie es der Wissenschaft gelang, die Erinnerung des Göttlichen darzustellen, was der übereilte Drang der Mystik vergebens erstrebt hatte, wie Bako dem Rationalismus der empirischen Wissenschaft eine feste Grundlage schuf, wie Balthasar Becker und Spee im Leben den Krieg gegen das Reich des Teufels eröffneten, wie Isaak Newton endlich die Transcendenz des himmlischen Naturgesetzes aufhob, indem er es auf das irdische zurückführte.

Die dann folgende Entwickelungsgeschichte der modernen politischen Idee beginnt sehr richtig mit den utopistischen Ansichten des Morus, Campanella, Harrington, in welchen die Phantasie der Erkenntniß eben so ungeduldig voran eilt wie in den physikalischen Ansichten des Agrippa und Paracelsus. Zu gering scheint der Verfasser die ersten publizistischen Versuche der Franzosen des 16. Jahrhunderts anzuschlagen. Er erwähnt nur Laboëtie und Jean Bodin und datirt den eigentlichen Principienkampf erst von der englischen Revolution, während doch in den Ansichten eines Hugo Languet, eines Hotman, so wie in dem Wirken der französischen Partei der „Politiker“ und ihres Chefs Heinrichs IV., endlich ganz besonders in dem niederländischen Unabhängigkeitskampfe die Durchdringung feudalen Rechtsgefühls, modern (antiken) Nationalsinns und protestantischer Kritik mithin die Grundzüge der Montesquieuschen Staatsweisheit sich deutlich kund geben. — Der Beurtheilung der durch Sarpi repräsentirten katholisch-weltlichen Reaktion gegen die Kirche kann Referent nur vollkommen beistimmen.

Trat nun dieser ganze Abschnitt gegen die ersten beiden etwas in den Schatten, so sind dagegen die folgenden, den philosophischen Idealismus des Des Cartes und Spinoza, die Encyclopädisten mit Helvetius und den Rousseauschen „Idealismus des Herzens“ umfassend, wieder mit ganz besonderer Liebe bearbeitet und reich an belehrendstem und anregendstem Inhalt. Der Verfasser zeichnet diese Phasen des siegreichen Kampfes gegen die Transcendenz mit Begeisterung, aber auch mit schärfster, den Todeskeim der einander folgenden Systeme stets klar zu Tage legender Kritik. Wir sehen, wie Cartesius „den Geist von einem „extramundanen unbegreiflichen Wesen wenigstens dem Princip „nach zur Weltseele erhob“, wir vertiefen uns mit dem Verfasser

in das „heitere, durchsichtige, antik-schöne Gedicht von Gott“, in welchem Spinoza „den Geist zum objektiven Wesen der Welt „idealisirt“ ohne gleichwol „den Geist in der Universalität erhalten „zu können“ und so „den Standpunkt des Opfers“ definitiv zu verlassen. Es wiederfährt sodann den Encyklopädisten volle Gerechtigkeit, welche das Bewußtsein von der Universalität und Natürlichkeit des Geistes populär machten, welche uns von den Gespenstern und vom Teufel so tapfer befreiten, daß es, wie der Verfasser sehr treffend bemerkt, absurd ist, zu fragen, was sie an deren Stelle setzten. An die oben gegebene Darstellung des katholisch-jesuitischen Wesens hier sehr passend anknüpfend beginnt Herr S. mit der Bemerkung, daß die katholische Kirche das Denken faktisch frei gab, indem sie es zu verbieten wagte. So kam der erwachende Gedanke im Katholizismus nothwendig zur Feindschaft gegen die Religion überhaupt, zur Irreligiosität. Diese hielt sich an das Vereinzelte, Wunderbare, Zufällige des Dogma's und verwarf es darum völlig, während der protestantische Rationalismus nur das Allgemeine, Vernünftige, Natürliche in der Religion sah und darum willkürlich jede positive Bestimmtheit weg ließ.

Sodann wird in der Grundkraft des Encyklopädismus zugleich sein Grundirrthum nachgewiesen, in jener scheinbar verständigen Ansicht nämlich, welche dem Aberglauben an die transcendentale Speculation nur den an die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung entgegenzusetzen wußte. Gleich den Priestern, welche sie lächerlich machten, gingen die Encyklopädisten von ununtersuchten Kategorien aus, ohne sich in die Natur ihres Gegensatzes zu vertiefen. So waren auch ihre Resultate nicht nachhaltig, „sondern „nur ein Phänomen der prachtvoll schimmernden und sprühenden, „aber niemals erleuchtenden und erwärmenden Gluth des Katholi„cismus. Der aufgeklärte abstrakte Mensch, wie die verklärte „abstrakte Welt sind religiöse Symptome; sie kennen in der Welt„geschichte nur Bonmots und Sottisen oder Zeichen und Wunder.“ Das klar und präcis dargestellte System des Helvetius, diese Bibel des aufgeklärten Despotismus, erläutert und vervollständigt diese Entwickelung. Den Schluß des ersten Bandes endlich bildet eine in der Form etwas abstruse, aber gründliche und wichtige Auseinandersetzung von Rousseau's Idealismus des Herzens, dieser Vermittelung zwischen protestantischem Pietismus und katholischer Irreligiosität. Der Verfasser beginnt mit der Wahrnehmung, daß die Religion des Herzens, im Gegensatz zu der des Verstandes, das subjektive Gefühl, die abstracte Einzelheit als das Höchste ansehe. Da aber das Selbstbewußtsein nur in dem Gegensatz gegen das Mannigfaltige besteht, in der Empfindung und dem Leiden, oder dem Erkennen und der Thätigkeit, da also die Identität des Ich mit sich selbst nur in seinen Gegensätzen liegt, so ist das Ziel des Herzens eine Illusion, denn die reine Identität wäre sein Nichtsein. Es wird dann der hier angedeutete dialektische Proceß weiter nachgewiesen in Rousseau's Cultus einer imaginären als unbedingt gut angenommenen Menschennatur, in seinem Haß gegen die Wirklichkeit als die Unnatur. Jene Natur hat nur eine kritische Bedeutung; nur insofern sie der Wirklichkeit widerspricht ist sie, nur in der Sehnsucht fühlt sie sich. Die Einsamkeit befriedigt eine solche Gemüthsverfassung eben so wenig, als die Gesellschaft; jenes Glück des reinen widerspruchslosen Seins, was zuerst als Vergangenheit erschien, wird nun der Zukunft vorbehalten; die Natur des Menschen verwandelt sich in seine Bestimmung und an Stelle des Paradieses der ursprünglichen Natur tritt das Bild einer geistigen, hervorgebrachten Natur: die Tugend. So muß das Gefühl der Freiheit dem der Pflicht sich unterordnen; „wenn das Herz gegen die gegebene Bestimmtheit des Gesetzes, der Konvenienz reagirt, so bleibt immer die Abhängigkeit von einem selbst geschaffenen Ideal, und damit die Entzweiung.“ „Nur das leidende Gemüth fühlt und weiß sich und darum quält der Gefühlsmensch sich selber, wenn ihm positive Leiden fehlen, nur um sich ganz zu genießen.“ Diese Entzweiung des tugendhaften Gefühlsmenschen mit sich selbst ist eine unendliche; er hat für die Kasuistik seiner Pflichtenlehre, darin unglücklicher als die Jesuiten, keinen objektiven Maßstab, jede Stimmung seines Herzens verwandelt sich ihm in eine Fessel, um so heiliger und drückender, je mehr sie dem lebendigen Bewußtsein entschwunden. So kommt er vor lauter tugendhaften Bedenken kaum mehr zu einem Entschluß; seine Tugend ist ohne Bewegung und wesenlos, ihre Heiligkeit der Deckmantel ihrer Ohnmacht. Die schöne Seele läßt sich in ihrer Eitelkeit genügen und spricht zum Preis ihres Wesens sich los von den Banden der gewöhnlichen Menschen. Sie verehrt ihre eigene Unmittelbarkeit als göttliches Orakel. Der Idealismus des Herzens steht außerhalb der historischen Bewegung. In seiner Isolirtheit verschmäht er den einzigen Weg, der den Menschen zur Einheit mit sich selbst und der Gesellschaft führt: den der Arbeit und fortschreitender Bildung und „verfällt in seinem Kampf gegen das Christenthum dem bösen Wesen desselben, der abstrakten Subjektivität.“ —

Leider verstattet der durch diesen Bericht ohnehin schon stark in Anspruch genommene Raum der Blätter wol kaum mehr ein irgend ausführliches Eingehen auf den reichhaltigen Inhalt des 2. Theils: nur einige Anlage und Umfang des Ganzen so wie einzelne besonders hervorstechende Punkte betreffende Andeutungen mögen noch verstattet sein. Zunächst lasse man sich durch den Titel: „Geschichte der Romantik im Zeitalter der Revolution“ nicht zu dem Glauben verleiten, daß der Verfasser die französische Revolution irgend wie zum Mittelpunkte seiner Darstellung gemacht oder überhaupt der modernen politischen Entwickelung eine vorwiegende Aufmerksamkeit geschenkt habe. Zwar wird auch diese Seite der geistigen Bewegung des 18. Jahrhunderts ihres Ortes gewürdigt; den Schwerpunkt des Ganzen aber bildet entschieden die Darlegung des Geistesprocesses der deutschen Bildung, wie dieser in den philosophischen und poetischen Bestrebungen unsers Volkes bis zum Jahre 1806 sich kund giebt. Der Natur der Sache nach tritt hier der Zusammenhang zwischen der geistigen Thätigkeit der Einzelnen und der Erscheinungen im Leben der Massen sehr in den Hintergrund, wir gerathen unvermerkt aus der Philosophie der Geschichte in die Geschichte der Philosophie. Referent ist weit entfernt zu verkennen wie sehr die Natur des Gegenstandes eine solche Abweichung von der ursprünglichen Anlage des Ganzen hier nahe legte, doch kann er sich des Wunsches nicht erwehren, daß der Verfasser sich etwas mehr bemüht hätte, den, wenn auch noch schwachen, so doch immer schon vorhandenen Zusammenhang zwischen Leben und Wissen hervortreten zu lassen. — Was wir in Bezug auf des Verfassers politische Ansichten noch auf dem Herzen haben, wird gleich in der Durchmusterung der einzelnen Abschnitte seine Stelle finden.

Herr S. beginnt mit einem klaren und präcisen Resumé der schon im ersten Theile gegebenen Charakteristik der Aufklärung und weis't dann in Lessings Bestrebungen deren beginnende Selbstkritik nach. Jeder denkende Verehrer dieses heroischsten Vorkämpfers unserer geistigen Befreiung, und welcher gebildete Deutsche wäre es nicht, wird diesen Abschnitt mit hoher Befriedigung lesen und die vom Verfasser gefällten Urtheile, auch wo sie im ersten Moment paradox klingen möchten, als Resultate gründlicher und intelligenter Forschung anerkennen. So hat unserer Ueberzeugung nach Herr S. vollkommen Recht, wenn er Lessing den einzigen deutschen Dichter nennt, dem es gelungen, wenigstens formell abgeschlossene und in sich gerundete dramatische Kunstwerke hervor zu bringen. — Der dann folgenden Beurtheilung der Revolution geht eine gedrängte Darstellung der Entwickelung des absoluten Staates voraus, wie er in Ludwigs XIV. „l'état c'est moi“ und dem liberalen Absolutismus Friedrichs des Großen, der Gewaltherrschaft des „allgemeinen Wohls oder resp. dynastischen Vortheils“ in die Erscheinung tritt. Sehr richtig wird die Nothwendigkeit dieses Fortschrittes in dem Widerspruch nachgewiesen, welcher entstand, sobald man einerseits den Staat als das absolut über alles Irdische Erhabene darstellte, andererseits ihn der willkürlichen Laune des Augenblicks, dem persönlichen Belieben des Regenten unterwarf. In eine schlimme Verlegenheit kommt der Verfasser, wo es gilt, die durch Preußen möglich gemachte Wiedergeburt Deutschlands mit Friedrichs geradezu antinationaler rein dynastischer Politik zu vereinigen, welche, um die Unordnung in hohenzollerschem Privatinteresse zu verewigen, die ererbte Jesuitenfurcht lediglich als Mittel gegen Oesterreich brauchte. Indeß, hier liegt der Fehler nicht im Buche, sondern in der Sache. An dem Widerspruche zwischen Preußens deutscher Bestimmung und Natur und seiner Hohenzollernschen Politik wird noch so mancher theoretische und praktische Sühneversuch zu Schanden werden. Wol aber scheint hier der Ort zu der Bemerkung, daß der durch den Verfasser als Redakteur der Grenzboten vertretene politische Standpunkt auch auf die in die Politik einschlagenden Theile der „Geschichte der Romantik“ wesentlich Einfluß geübt haben möchte.

Wir bezeichnen diesen Standpunkt als den eines geistigen Aristokratismus, der, in der „Bildung“ das eigentliche Palladium der Menschheit sehend, vor allen Massenbewegungen zurückschreckt und durch Transigiren mit principiell-unversöhnlichen Gegnern, durch die „Waffen des Geistes“ die Freiheit zu erringen hofft. So wird Herrn S. bange vor der Volkssouveränetät des contrat social, das der Mehrzahl der Bürger dort vindizirte Recht, in den durch das Gesetz vorgesehenen Formen die Formen der Gesellschaft beliebig weiter zu bilden und zu verändern gilt ihm für einen beständigen Revolutionszustand. Ein andermal theilt er Justus Mösers Ausspruch mit, „daß ihm (Möser) das Vertrauen seiner Mitbürger eben so wichtig sei, als Recht und Wahrheit und daß er daher manche Wendung gebraucht habe, die seiner eigentlichen Ueberzeugung nicht entsprochen.“ Herr S. giebt wirklich zu, daß dies ein gefährlicher Standpunkt sei, meint aber doch gleich: „dies war der einzige Weg, eine nationale, also wirkliche „Entwicklung der Freiheit hervor zu rufen, die durch die Ungeduld „und den Despotismus der liberalen Abstraktion nur gehemmt „wird.“ — Es ist das unter Umständen eine goldene Regel, nämlich da, wo die bestehenden Zustände ihre innere Lebenskraft, ihre Entwicklungsfähigkeit noch nicht gänzlich verloren haben, wo zwischen dem Rechtsbewußtsein der Vertheidigenden und dem der Angreifenden noch lebendige Berührungspunkte vorhanden sind, wie z. B. in England. — Wie aber, wo radikal entgegen gesetzte Principien auf einander platzen? Faules und brandiges Holz muß der Gärtner nicht reinigen und begießen, sondern wegschneiden! — Wie gefallen Herrn S. jetzt die Resultate der Frankfurter Rechten? — Auf das ungewöhnlich harte, fast unbillige Urtheil über die amerikanischen Zustände läßt sich nur vom Standpunkte der deutschen „Bildung“ aus, wenn schwerlich rechtfertigen, so doch erklären: „In Amerika ruhen die Einzelnen, die Freien und Herren des Landes, auf der Grundlage der so genannten öffentlichen Meinung, die aber aus keinem sittlichen oder gesetzlichen Boden aufgewachsen, auch nicht durch eine strenge Form kultivirt war, sondern die das wüste Chaos von Seltsamkeiten, die schon in ihrer Einzelheit als anomal aus Europa vertrieben waren, in ein allgemeines geistloses Grau sammelte.“ — So viel zur Bezeichnung der politischen Färbung des vorliegenden Werkes. Zu politischen Controversen ist hier natürlich der Ort nicht.

An jenes Bild der Erscheinung des absoluten Staats vor der Revolution schließt sich ein gleich gedrängtes Gemälde seiner ihn begleitenden und ihm voraus eilenden Theorie, zusammengesetzt aus den Systemen von Hobbes, Montesquieu und Rousseau, als den Vertretern des Absolutismus, des Constitutionalismus und der Demokratie, aus der Referent nur das sehr richtige Urtheil über Montesquieu's Geschichtsauffassung hervorhebt. „Statt aus der konkreten Bestimmtheit dieses Volkes und aus der „Idee der übersinnlichen Welt, die durch die Religion in dieselbe „eingetreten ist, die individuellen Formen abzuleiten, werden diese „in Gattungen zersplittert und Gattungsbegriffe zur Grundlage „der historischen Wirklichkeit gemacht. — Die wahrhaft historische „Explikation, die nicht dem formellen Vergnügen der Antithese „nachjagt, wird nie zu Gattungen führen, weil in dem organischen „Fortschritte der Geschichte keine Wiederholung möglich ist.“ — Gewiß treffliche, von Historikern und Politikern nie zu sehr zu berücksichtigende Worte!

Auf die kurze Zusammenfassung der französischen Revolution, die sehr gute Zeichnung der Stellung, welche die öffentliche Meinung in Deutschland zu ihr einnahm (Georg Forster), so wie auf die den Rest des 2. Bandes füllende Geschichte unsers wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens kann hier leider nur noch mit wenig Worten aufmerksam gemacht werden. Herr S. giebt eine höchst klare und gediegene Darstellung der kantischen Philosophie und zieht dann in der Analyse von Fichte's „Bestimmung des Menschen“ deren praktische Consequenzen. In den der Jakobischen Glaubensphilosophie so wie Lavater und Stilling gewidmeten Abschnitten wird die Reaktion des Gemüthes gegen den grandiosen Terrorismus jener unerbittlichen Kritik mit der ganzen, einschneidenden Schärfe gewürdigt, welche der Verfasser schon oben in Rousseau's Beurtheilung entwickelte. Daran schließt sich eine physische Geschichte (vielleicht gestattet der Verfasser diese Bezeichnung) der Sturm- und Drangperiode, so wie eine höchst belehrende Darlegung des Verhältnisses unserer klassischen Poesie zu der philosophisch-historischen Geistesströmung. Der Philosoph sucht den Contrast aufzuheben, denn ihm liegt die Sache am

Herzen, der Dichter schwelgt im Gefühle des Kontrastes. Er läßt den Haß gegen die Wirklichkeit fahren, um ihr das Reich schöner Ideale entgegen zu setzen und in dem Gefühle des reinen schönen Seins glaubt er den substantiellen Zwecken des Lebens mit Verachtung begegnen zu dürfen. — Wir wollen es Herrn S. wahrlich nicht verdenken, wenn er von dem durch unsere Zeit geforderten Standpunkte eines herzlichen warmen Interesses am Leben, gegen eine solche ästhetische Brahminenkaste eifert, welche die übrigen Stände demoralisirt indem sie selbst unsittlich wird, wir wollen nicht um Worte mit ihm rechten, wenn er bei Besprechung der neuesten doktrinären Romantik den Dichter einen ewigen Jüngling, einen ewigen Jüngling aber einen ewigen Harlekin nennt.

Seine trefflichen Bemerkungen über Don Carlos, Egmont, Tell und Eugenie zeigen hinlänglich, auch wenn wir es nicht ohnedies wüßten, daß er dichterische Leistungen zu würdigen versteht. Nur die Kritik des Faust hat auf Referent den Eindruck gemacht, als thue hier der übrigens so begründete Zorn gegen modern-romantische Blasirtheit der unbefangenen Würdigung des Kunstwerkes Eintrag. Herr S. scheint den ungeheuren Unterschied der Zeit in der Abfassung der beiden Theile nicht genug zu berücksichtigen. Sein Mißbehagen über die „gespreizte Selbstgefälligkeit" der kalten Allegorieen des 2. Theils, über die Unwahrheit des Götheschen Freiheits-Enthusiasmus („auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!"), über den Taschenspielerstreich welcher zuletzt den lebensmüden Philosophen in den katholischen Himmel entrückt. — Diese an sich vollkommen gerechtfertigte Mißstimmung, vielleicht auch etwas Opposition gegen die „geniale Scholastik" unserer modernen Kritik, scheint ihm auf den Genuß des herrlichen ersten Theils ein wenig zu verkümmern. Wie könnte ihn sonst z. B. Faust's Entrüstung über Mephistopheles Ausruf: „Sie ist die erste nicht!" zu einer wahren Bußpredigt veranlassen (S. 313) „Sie ist die erste nicht! Die Eitelkeit ist „beleidigt, nicht etwas absonderlich Niederträchtiges verübt zu haben. „In dem Bewußtsein unerhörter Verworfenheit zu schwelgen ist „ideal, aber ein alltägliches Laster!" — Das heißt denn doch wirklich schwarz in schwarz malen! —

Dieser energische, brennende Haß des Verfassers gegen jede weichliche, den ernsten Aufgaben des Lebens sich entziehende Blasirtheit ist nun freilich ganz an seiner Stelle in dem letzten Abschnitte des Buches, der Geschichte der doktrinären Romantik (bis zum Jahre 1806). Ohne gegen deren namentlich wissenschaftliche und kritische Verdienste irgend wie ungerecht zu werden, züchtigt Herr S. ihren Abfall von der Geschichte, ihr unfruchtbares Bemühen durch aristokratisch geniale Willkür dem Ernst des Gedankens zu entfliehen und wir können ihm nur aus vollem Herzen beistimmen, wenn er nach Darlegung ihrer religiösen Verirrungen mit den Worten schließt: „Das ist also Alles, was die Romantiker durch ihre Apostasie erreicht haben! Ein armseliges, historisches Versprechen, an welches sie selber nicht glauben. Ihr Princip hat sich damit selber gerichtet. Die Weltgeschichte hat es verworfen und — vergessen!" —

Soll ich nun zum Schlusse noch ein Gesammturtheil über dies vorliegende Werk mich erlauben? — Ich kann nur freudig anerkennen, daß ich dem Buche vielfache Belehrung verdanke und die Ueberzeugung ausspreche, daß dessen Studium jeden die Arbeit des Denkens nicht scheuenden Freund der Geschichte im vollem Maaße befriedigen wird.

Kreyssig, Oberlehrer in Elbing.

Katalog der von dem verstorbenen Herrn Ernst Philipp Calmberg, Licent. der Theol. und Doct. der Philos., Professor am Johanneum in Hamburg, hinterlassenen Bibliothek, welche am 25. August und folgende Tage dieses Jahres in Hamburg durch den Auctionarius, Herrn J. M. C. Röding, öffentlich verkauft werden soll. Hamburg, 1851. Druck von Joh. Aug. Meissner. (VI und) 275 Seiten gr. 8.

Indem ich alle Bücherfreunde, besonders solche, welche ihre Bibliotheken mit Werken der orientalischen Sprachkunde und Literatur bereichern wollen, auf diesen Katalog aufmerksam mache, kann ich zur richtigen Würdigung desselben nur wiederholen, was in dem Vorworte ausgesprochen ist:

„Die Bibliothek, deren Katalog hier veröffentlicht wird, ist von dem verstorbenen Besitzer in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit Fleiß und Sorgfalt gesammelt; sie würde in einigen Fächern noch vollständiger erscheinen, hätte er nicht so unerwartet und plötzlich von ihr und uns, seinen Freunden, scheiden müssen.

Daß diejenigen Portieen, welche auf sein Hauptstudium, das Studium der Sprachen, sich beziehende Werke enthalten, reich ausgestattet, zeigt schon die Seitenzahl der Abtheilungen des Katalogs, welche sie umfassen.

Manche Seltenheiten, wenn sie auch nicht besonders hervorgehoben sind, wird man dennoch leicht erkennen, namentlich in den Fächern der orientalischen Sprachkunde und Literatur, sowie der biblischen Literatur. Als Ganzes betrachtet, möchten die Tacitus-Literatur und die Sammlung neuerer lateinischer Schriftsteller als besonders beachtungswerth zu bezeichnen sein.

Die Anordnung des großen Büchervorraths mußte möglichst rasch beschafft werden; große Hauptabtheilungen mit wenigen Unterabtheilungen anzulegen und Verzicht zu leisten auf bibliographische Bemerkungen oder Nachweise, zu welchen verschiedene Bücher allerdings Stoff gegeben hätten, war daher erste, nicht zu beseitigende Bedingung. Doch sind die Titelabschriften, wenn auch mit (— vielleicht etwas zu wenig beschränkter —) Abkürzung der einzelnen Wörter, in genügender Ausführlichkeit geliefert.

Daß dieses oder jenes Werk auch eine andere Stelle hätte einnehmen können, daß die Reihenfolge der Wissenschaftsfächer keine streng systematische, ist mir wol bekannt; aber, um der gebotenen Eile zu genügen, mußte die theilweise vorgefundene Ordnung in der Zusammenstellung, so weit es thunlich, beibehalten werden. Daß die orientalische Sprachkunde und Literatur der griechischen und lateinischen nicht vorangeht, hat seinen Grund in Rücksichten, deren Darlegung nicht hierher gehört."

Die Bestandtheile der Bibliothek sind folgende: Allgemeine Sprachkunde. Griechische Sprachkunde. Lateinische Sprachkunde. Lateinische und griechische Prosodik, Metrik und Poetik. Griechische Schriftsteller. Lateinische Schriftsteller. (Beide nebst Uebersetzungen und Erläuterungsschriften.) Zur Kritik und Hermeneutik ꝛc. der griechischen und lateinischen Schriftsteller. Antiquitäten, Archäologie und Mythologie, besonders der Griechen und Römer. Neuere lateinische Schriftsteller. Orientalische Sprachkunde und Literatur: 1) Hebräische (und talmudisch-rabbinische), phönizische, syrische, chaldäische Sprachkunde und Literatur. 2) Arabische, mauritanische, malthesische, aethiopische Sprachkunde und Literatur. 3) Aegyptische und türkische Sprachkunde und Literatur. 4) Persische und armenische Sprachkunde und Literatur. 5) Sanskrit ꝛc.-Sprachkunde und Literatur. 6) Zur orientalischen Sprachkunde und Literatur überhaupt. Theologie: a. Biblische Literatur. b. Aus verschiedenen anderen Fächern der Theologie. Deutsche Sprachkunde und Prosodie. Französische, englische, italienische, spanische ꝛc. Sprachkunde. Zur Theorie der schönen Redekünste und einige Werke über bildende Künste. Deutsche, französische, englische, italienische, spanische Romane ꝛc., Gedichte, dramatische Schriften, nebst Uebersetzungen, sowie gesammelte Werke deutscher und englischer Klassiker. Geographie, Statistik und Topographie. Reisebeschreibungen. Geschichte. Biographieen. Literaturgeschichte und Bibliographie. Naturwissenschaften. Encyclopädische, philosophische, pädagogische, staatswissenschaftliche und einige Werke aus andern Wissenschaften nebst Hamburgensien. Landkarten, ꝛc.

Mit den Nummern 1—3359 sind die zur allgemeinen, griechischen, lateinischen und orientalischen Philologie im weitesten Wortsinne gehörigen Werke bezeichnet, mit 3360—3841 die theologischen, und mit 3842—5886 die Bücher aus andern Wissenschaftsfächern.

Druckwerke des 15. Jahrhunderts enthält die Calmbergsche Bibliothek nicht, also auch nur wenig erste Drucke der griechischen und lateinischen Classiker; dagegen aber einen nicht unbedeutenden Vorrath von, wenn gleich nicht sehr seltenen, doch anerkannt trefflichen älteren und neueren Ausgaben und Erläuterungsschriften derselben. Für das Fach der neueren Latinität hat Calmberg mit besonderer Liebe gesammelt, und, wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen, so würde dasselbe gewiß eine ausgezeichnete Vollständigkeit erreicht haben. Doch schon unter dem Vorhandenen findet sich manches äußerlich glanzlose, aber nicht häufig im antiquarischen Buchhandel erscheinende Werk. — So wie überhaupt die ganze Abtheilung, welche die s. g. Orientalia umfaßt, vorzüglich gut ausgestattet ist, so gilt dies namentlich von der Unterabtheilung: arabische Sprachkunde und Literatur. Sie enthält z. B. mehrere der kleinen, von Callenberg herausgegebenen Schriften, Werke von Erpenius, Golius und Freytag's Wörterbücher, den Koran von Hinckelmann, von Maracci ꝛc. Werthvolle Werke befinden sich ferner unter der Rubrik: Sanskrit ꝛc.-Sprachkunde und Literatur, z. B. Bopp's Schriften, die Radices sanscritas illustr. ed. F. Rosen, Wilson's Wörterbuch, Ramayana, von Schlegel herausgegeben, ꝛc. Zum bengalischen Sprachstudium findet man Werke von Graves Chamney Haughton, Tarachand Chukrubuttee und Pearson. — Die Uebersetzungen der Bibel und einzelner Bücher derselben in's Arabische, Syrische, Koptische, Aethiopische, Bengalische, sind in der Abtheilung: Biblische Literatur, zu suchen. — Der nicht-philologische Theil der Bibliothek bietet in dem Fache der Geschichte einige größere und geschätzte Werke dar, z. B. die Geschichte der europäischen Staaten, 51 Bände, v. Hammer's Geschichte des Osmanischen Reichs, J. v. Müller's Schriften ꝛc.

Wenn einigen der zur orientalischen Sprachkunde und Literatur gehörigen Büchern nicht die rechte Stelle angewiesen ist, vielleicht kleine Fehler übersehen sind, so darf dafür wol der Entschuldigungsgrund geltend gemacht werden, daß ich nur selten Gelegenheit hatte, solche Orientalia zu verzeichnen und nur eine erste Correctur gestattet war. (Ich selbst kann schon berichtigen, daß die kleine Schrift, Nr. 3208: Lettre de Tutundju-Oglu-Moustafa-Aga, véritable philosophe turc, à M. Thaddée Bulgarine, traduite du russe, et publiée avec un savant commentaire, par Koutlouk-Foulade. St. Pétersbourg, 1828, irrthümlich den Werken über türkische Sprachkunde und Literatur beigestellt ist, da sie unter die Schriften zur oriental. Sprachk. und Literatur überhaupt, oder auch unter „Geschichte" hätte gestellt werden müssen. Der Verfasser dieser polemischen, gegen des Baron v. Hammer-Purgstall Schrift: Sur les origines russes. Extraits de manuscrits orientaux adressés à M. le comte N. de Romanzoff, dans une suite de lettres depuis l'an 1816 jusqu'en 1823. St. Pétersbourg, 1827, in 4, gerichteten Brochure ist Herr Senkowsky; die Antwort erfolgte im Julihefte des Nouveau journal asiatique von 1828.)

Wünschen auswärtige Gelehrte, denen der Katalog noch nicht zugekommen, ein Exemplar desselben, so bitte ich, sich an eine der hiesigen verehrlichen Buchhandlungen oder an mich zu wenden.

Dr. F. L. Hoffmann.

Miscellen.

Laut einer Notiz im Athenaeum, beläuft sich die Summe der Lebensversicherungen in England auf 150 Millionen Lsterl., und die der Versicherungen gegen Feuersgefahr auf 843 Millionen Lsterl. In Frankreich ist die Lebensversicherung minder bedeutend, die gegen Feuersgefahr aber ansehnlicher, nämlich von 1300 Millionen Lsterl.

In dem algierischen Museum, welches man seit einigen Jahren von Kunstsachen, die in den französischen Besitzungen im nördlichen Afrika aufgefunden werden, in der kleinen Gallerie im Erdgeschoß im Louvre, unter der Colonnade, eingerichtet hat, ist jüngst eine Mosaik, den Triumph Neptuns und der Amphitrite vorstellend, aufgestellt worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 62. Sonnabend, den 2. August. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Gewitter.

Ich ging hinaus auf Feld und Flur,
Die rothen Blitze flogen,
Es war der leuchtende Azur
Von Wolken rings umzogen.

Die Riesenschwerter flogen jach,
Gleich feurig-rothen Zungen,
Dann ist der Donner hundertfach
In Berg und Thal erklungen.

Und wonniglich, und mild, und lau
Umspielten mich die Lüfte,
Der Himmel strahlte wieder blau,
Die Blumen hauchten Düfte.

Und im Gebüsch allüberall,
Von tausend Sängerzungen,
Ist hell und laut des Liedes Schall
Durch Wald und Feld erklungen.

So hellt des Blitzes rother Strahl,
Wenn Wolken uns umzogen,
Bei Donnerklang mit einem Mal
Des Himmels weiten Bogen.

O, möchte auch ein Blitzesschlag
In unsern trüben Tagen,
So licht und roth, so hell und jach
Auf uns herniederschlagen.

H. Zeise.

In der Frühlingsnacht.

Es wirft die Nacht den schwarzen Mantel weit über Berge, Thal und Feld,
Doch ist des Himmels lichte Kuppel vom Sternendiadem erhellt,
Es strahlt der Mond mit bleichem Scheine, er säumt den Wald mit seinem Gold,
Sich spiegelnd in des Baches Wogen, der durch die duft'gen Auen rollt.
Die Hirsche netzen ihre Zunge, sie baden sich im blauen See,
Und schüchtern guckt aus tiefem Dickicht, mit klugem Aug', das schlanke Reh,
Es ruht ein hohes, heil'ges Schweigen auf Wald und Feld, auf Thal und Flur,
Ein Rauschen zieht leis durch die Bäume, es liegt im Schlafe die Natur.

Die Bäume stehn, gleich ernsten Riesen, sie ragen bis zum Himmelszelt,
Sie senken flüsternd ihre Kronen, das grüne Laub im blauen Felde,
Und jede Blume schließt die Aeuglein, geküßt vom goldnen Mondenstrahl,
Es läuten nur die Maienglocken von Berg zu Berg, von Thal zu Thal,
Denn reich geschmückt mit tausend Blüthen schwingt hoch der Frühling sein Panier,
Er steht im jungfräulichen Kleide, in tausendfacher Blumen Zier,
Es flattert ihm von hoher Stirne, ein voller, düftereicher Kranz,
Er taucht die jugendlichen Glieder bei stiller Nacht in Duft und Glanz.

O horch, wie süß die Sprosser schlagen; — ihn lockt mit weichem Liederschall,
Mit Flötenton und süßen Klagen im Mühlengrund die Nachtigall,
Er soll die Erde mehr umfangen, er soll im höchsten Liebgenuß
Ihr pressen auf die blüh'nden Wangen mit Jugendgluth den Weihekuß.
O Lenz, du jugendlicher Knabe, willkommen in der Mondennacht; —
Die uns im Herzen lang geschlummert, die Jugendliebe, sie erwacht,
Willkommen sei mit deinen Blüthen, der Nachtigall, dem Mondenstrahl,
O, sei gegrüßt mit warmem Herzen, mit Lied und Sang viel tausend Mal.

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung m. s. No. 56 d. Bl.)

Ursachen und Veranstalten zu dem Aufstande vom 13. Vendemiaire (5. October).

Den Wählern von 1789 nachahmend, durch welche die Revolution herbeigeführt wurde, waren die Pariser Wähler von 1795 seit der Zusammenberufung vom 6. September, welche, wie wir es gesagt haben, die Annahme der Constitution und der beiden Fructidor-Beschlüsse bezweckte, organisirt und wie in Permanenz geblieben.

Der, drei Jahre lang durch den Terrorismus und die Hinrichtungen niedergehalten gewesene, öffentliche Geist machte sich plötzlich von allen Seiten Luft. „Die Revolution war gealtert," sagte späterhin der Kaiser, als er auf St. Helena sein Urtheil über diese Zeit abgab; „sie hatte viele Interessen verletzt; eine eiserne Faust hatte schwer auf Individuen gelegen, und eine Menge von Verbrechen waren begangen worden."

Es läßt sich nicht angeben, ob die Usurpation, durch welche der Convent sich unter Nichtachtung der Souverainität und des Willens der Nation in den neuen Conseils erhielt, mehr als ironisch, oder als unverschämt, oder als gewaltthätig zu betrachten ist. Zuvörderst hieß es dem gesunden Menschenverstande Hohn sprechen, wenn behauptet wurde, daß man durch eine Majorität des Landes autorisirt sey, da unter sechs Millionen Wählern nur 167,000 zustimmend, und 95,000 protestirend votirt hatten. Zunächst lag es am Tage, daß das Resultat der Abstimmungen der Ur-Versammlungen, so wie es am 23. September feierlich proclamirt wurde, verfälscht und fabricirt war. Paris allein hatte 75,000 Votirende, die fast sämmtlich gegen die Beschlüsse gestimmt hatten. Wie war es nun wohl zu glauben, daß ganz Frankreich, dessen Gesinnung gegen den Convent gerade nicht zweideutig war, sich nur in ungefähr 20,000 Stimmen wider denselben ausgesprochen haben sollte! Ueberdem gab der Convent zu, daß 2000 Urwählerversammlungen das Ergebniß ihrer Operationen nicht hätten bekannt werden lassen. Was wurde dann aber aus der, schon so lächerlichen, Majorität Angesichts des muthmaßlichen Inhalts der zwei tausend Protocolle, die abzuwarten und zu untersuchen man sich nicht die Mühe gegeben hatte?

Hatte es wohl fehlen können, daß die gerechte Sache der Würde und des Willens des Landes alle geraden und ehrlichen Herzen bei einer so verwegenen und so herausfordernden Verletzung der einfachsten Begriffe von Gerechtigkeit und Wahrheit empörte?

Diese Lage des Convents war zu falsch und zu verwundbar, als daß seine Feinde sie sich nicht hätten zu Nutz machen sollen. Ein Schwarm Tagesblätter, höchst excentrisch gehalten, kleideten die Beschuldigungen der öffentlichen Meinung täglich in Worte.

Neben diesen Journalisten verfuhren feurige Pamphletisten in derselben Weise. Die acht und vierzig Sectionen von Paris waren, wie der Kaiser gesagt hat, eben so viele Tribünen, von welchen sich der lange verhaltene Groll ergoß, und man begreift, ohne daß es erst bemerkt zu werden braucht, in welchem Tone Redner wie Chauveau-Lagarde, Regnaud de Saint-Jean-d'Angely und Vaublanc gesprochen haben.

Endlich bildete die Nationalgarde von Paris, die bewaffnete Repräsentation der Sectionen, gewissermaßen die Unterlage und die Sanction des neuen Trachtens von Frankreich. Nach dem 9. Thermidor neu organisirt, gereinigt von allen Hebert'schen Jacobinern, von allen Moralisten, von dem abscheulichen und blutigen Haufen, der sich ihrer nach dem Sturze der Girondisten bemeistert hatte, fühlte sie sich verbunden mit dem Eigenthum, dem Handel, mit all den legitimen Interessen der Gesellschaft, welche die Ordnung und der Friede entfalten, und was sie in der Vergangenheit von den Thaten des Convents gesehen hatte, das war, wie man gestehen muß, nicht geeignet, um über die Zukunft Vertrauen einzuflößen.

Zu diesen fast einhelligen Ansichten von Paris gesellten sich nun noch, um sie zu stärken, die Stimmung der Provinzen.

Die Meinung von Paris war reeller Weise auch die Meinung Frankreichs, und die meisten Departements waren mit den Sectionen im Einklange. Eure und Loire, Lozere, Doubs, Lot, Tarn, die Mündungen der Rhone und des Var waren des Signals gewärtig, und ganze Städte, wie z. B. Nemours, Mantes und Chateau-Landon gaben es selbst, indem sie donnernde Adressen an den Convent sandten. Ein Schatten von Erfolg hätte das Land auf die Beine gebracht und Legionen Rächer aus der Erde hervorgerufen; denn schon die ersten Flintenschüsse machten Freiwillige und Kanonen von Choisy, Belle-Ville und Saint-Germain herbeieilen.

Die so vorbereiteten Gemüther waren nur des zündenden Funkens gewärtig. Die ersten Unruhen brachen am 25. September, drei Tage nach der verkündigten Annahme der Beschlüsse, in dem Jardin des Plantes, dieser alten und ewigen Officin, in welcher seit 1789 alle successiven Krisen der Revolution gebraut worden waren, aus. Ausrufungen von „es lebe die Republik!" wurden aus den Gruppen mit dem Gegenrufe: „nieder mit den Buben!" beantwortet und einer der Lobredner der Fructidor-Decrete wurde beim Kragen gefaßt und unter dem Absingen des Reveil du Peuple, welches Lied die Contrapartie der Carmagnole und der Marseillaise bildete, zur Wache geschleppt.

Aufgeregt durch die Berichte, die ihm über derlei Vorfälle von den Heilsausschüssen und Ausschüssen der allgemeinen Sicherheit gemacht wurden, traf der Convent nun seine Maaßregeln gegen sie, die er Royalisten und Chouans nannte, und da war der Krieg erklärt.

Welches war aber, wenn man jede Declamation bei Seite setzt, die wahre Gesinnung der Sectionen und Frankreichs?

Wenn man der Conventspartei ohne Weiteres Glauben schenken wollte, so wäre die Bewegung vom 13. Vendemiaire nur eine erkünstelte und ganz und gar das Resultat von royalistischen Intriguen gewesen. Man weiß gar nicht, was man davon denken soll, wenn man sieht, wie leichtfertig Männer jener Zeit, welchen ein gewisses Maaß von Loyalität doch nicht abzusprechen ist, in ihren Schriften zu Werke gingen. Unter diesen waren auch Real und Thibaudeau, die sich sehr erbittert über den Widerstand der Sectionen aussprachen. „*Trotz den Umtrieben der Agitatoren* und dem Gelde, welches die Reichen der Section Lepelletier es sich kosten ließen," sagt Real mit Bitterkeit," sprach sich dennoch eine *imponirende Majorität* zu Gunsten der Beschlüsse vom 5. und 13. Fructidor aus. Der Convent beeilte sich, das Ergebniß der Abstimmung zu veröffentlichen. *Schamlose Journalisten* suchten *unverschämter Weise* die officiellen Berichte der Ausschüsse durch ihre Privatcorrespondenzen zu bekämpfen und den Convent Lügen zu strafen." Thibaudeau äußerte sich seinerseits: „Das Resultat der Abstimmung ergab eine *immense Majorität* für die Annahme der Verfassung und Decrete."

Wer sollte nach Behauptungen wie diese nun nicht glauben, die Sectionen von Paris hätten sehr verbrecherisch gehandelt, indem sie es gewagt, sich wider den klar ausgesprochenen Nationalwillen aufzulehnen? Doch hat man schon gesehen, was es mit der *imponirenden Majorität*, die sich zu Gunsten der Decrete ausgesprochen haben sollte, auf sich hatte. Sie ist im Moniteur vom 26. September 1795 in Zahlen angegeben, und da sieht man, daß in einer Masse von fünf bis sechs Millionen Wähler *ein Hundert sieben und sechszig Tausend* für den Convent gestimmt haben. Wahr ist's, daß der Heilsausschuß naiver Weise sich die Stimmen von 2000 Urversammlungen aneignete, die nicht ihr Votum abgegeben hatten, unter dem merkwürdigen Vorgeben, „daß ihr Schweigen *als* für die Annahme auszulegen sey."

Es würde sicher zu weit gegangen heißen, wenn man sagen wollte, daß das Benehmen der Pariser Sectionen ganz in der Ordnung gewesen wäre, ohne einen Anflug von monarchischer Gesinnung. Seit sechs Jahren war Alles regellos in Frankreich, und wenn der Convent sich rühmen könnte, nichts weiter als dieses gewesen zu seyn, so würde er der Geschichte minder gehässige Erinnerungen hinterlassen haben. Viele Bürger wagten es, als das Schreckensregiment ihnen nicht mehr den Mund verschloß, seufzend die Politik Ludwigs XVI. mit der des Heilsausschusses zu vergleichen; aber der tiefe und allgemeine Haß, den der Convent eingeflößt hatte, reichte schon allein aus, die Aufregung der Geister zu erklären.

Ueberdem waren die entschlossensten Häupter der aufständischen Bewegung nichts weniger als Royalisten. Marchena war ein Girondist; Langlois, wie es selbst Real eingesteht, war ein lautrer und feuriger Republikaner, der am 10. August kräftig mit zur Einnahme der Tuilerien beigetragen hatte; Richer von Serizy war ein Freund und Mitarbeiter von Camille Desmoulins, und der Abbé Poncelin war ein vormaliger Maratist. Alle diese Männer wiegelten die Pariser Sectionen gegen den Convent auf, und sie hatten denselben Gründe genug dafür anzugeben, ohne sich monarchischer Einflüsterungen bedienen zu brauchen. Etwas Wirksameres als bloßes Raisonnement, der Kampf selber, lieferte den Beweis, daß die Bewegung nicht von den Royalisten ausgegangen war; denn in dem Augenblick, wo man zu den Waffen greifen mußte, hatten die Sectionen nur subalterne Chefs an ihrer Spitze, die man wohl nicht für die wahren Repräsentanten der monarchischen Meinung jener Zeit ausgeben kann und an welche noch am Tage vor dem Aufstande kein Mensch gedacht hatte.

Was zu jeder anderen Zeit als der damaligen, wo die völligste Anarchie die Ideen und die Lagen verwirrte, merkwürdig gewesen seyn würde, die ächten Royalisten, die einzigen Royalisten des Augenblickes, befanden sich in den Reihen derselben Conventsmitglieder, die so hart mit der Monarchie zusammengestoßen waren, und gerade unter denjenigen, die am lautesten gegen die Throne declamirten, und sich das Ansehn gaben, überall Chouans zu erblicken. Die damaligen Royalisten, das waren Lanjuinais, Boissy d'Anglas, Barras, Tallien. Sie alle wollten die Restauration der Bourbons; einige arbeiteten daran durch eine ununterbrochene geheime Communication mit den Prinzen, und ihre lächerlich übertriebenen Ausfälle gegen das Königthum und die Chouanerie konnten nur den Zweck haben, ihnen die Lage, welche sie in der Republik hatten, so lange zu bewahren, bis sie zu der gelangten, auf die sie in der Monarchie ihr Absehen richteten.

Bei einer Revolution geht es mit Allem rasch: am 25. September hatten die gegen den Convent eröffneten Feindseligkeiten im Palais Royal begonnen, und am 26. verfuhren die Sectionen schon regierungsartig, indem sie die öffentliche Macht requirirten. Am 2. October berieth, votirte und unterzeichnete die Section Lepelletier *einen Beschluß*! den sie den anderen Sectionen zusandte, der gleichbedeutend mit einer Waffenerhebung war.

Die zwanzig Tage, welche nach den Buchstaben der Constitution zwischen der Zusammenberufung der Urwähler, welchen die Ernennung der Wähler oblag, und der Einberufung der Wahlcorps, welche die Repräsentanten zu ernennen hatten, verstreichen sollten, waren verstrichen. Es stand zu befürchten, daß der Convent, nachdem er sich seine Mitglieder erhalten hatte, auch sein Regiment zu behaupten suchen und die Constitution des Jahres III eben so vertagen würde, wie Saint-Just und Robespierre die Verfassung von 1793 vertagt hatten. Deshalb rief nun die Section Lepelletier aus eigner Machtvollkommenheit die Wähler der acht und vierzig Sectionen von Paris auf den nächsten Tag, den 3. October zusammen. Sie befahl, daß diese Wähler von einer bewaffneten Macht begleitet seyn sollten, die im Stande wäre, ihr Aufmarschiren zu sichern, und leitete ihre Berathungen mit Betrachtungen ein, in welchen der Convent und dessen Ausschüsse als Räuber, Verräther und Gurgelabschneider bezeichnet wurden.

Die Partei der *Thermidorianer*, die sich aufs Neue mit Denen vom Berge vereinigt hatte, dachte, wie man sehen wird, in der That daran, die Einführung der Constitution zu vertagen und die revolutionaire Regierung fortzusetzen; aber alle gemäßigten Männer des Convents, alle redlichen und timiden Naturen, welche die Erinnerung an die Schreckenszeit erschreckte, und die Drei und siebenzig, welche durch die Octoberereignisse von 1793 vertrieben und zerstreut worden waren, sehnten sich nach der Wiederkehr der Sicherheit und Ordnung, und glaubten dafür ein Unterpfand in der Begründung neuer Gewalten zu finden. Ihre dringenden Mahnungen und die ernsten Schwierigkeiten des Augenblicks bewogen den Convent, am 20. October

ein Decret zu erlassen, welches in Antwort auf den Lärmruf der Sectionen die Einberufung des gesetzgebenden Corps um zehn Tage beschleunigte und sie auf den 27. October festsetzte. Dieser Beschluß benahm dem Beschlusse der Section Lepelletier sein Hauptargument, und der Convent vervollständigte seine Maaßregel damit, daß er den Sectionen, die mit ihren Wahlen fertig waren, sich aufzulösen befahl.

Die Gesetze und Decrete wurden während der Revolution in einem eigenthümlichen Aufzuge publicirt. Männer zu Pferde, mit Schärpen um den Leib und Federn an den Hüten, eilten, Trompeter voraus, durch die Straßen, um die genannten Erlasse an deren Ecken zu verlesen. Der, an das Departement gesandte, Conventsbeschluß vom 3. October wurde dem Verein im Theatre-Français erst Abends, beim Schein von Kiehnfackeln mitgetheilt. Dies Theatre-Français des Jahres IV war das jetzige Odeon-Theater, wo die Wähler sich unter dem Vorsitze des alten Herzogs von Nivernois, dem Repräsentanten der kleinen Soupers und der kleinen Verse des achtzehnten Jahrhunderts versammelten.

Die Herolde und ihr Gefolge erklommen also die Stufen des Theaters, und ihr Trupp setzte die Versammlung der Wähler von ihrer Nähe in Kenntniß. Diese drangen nun in Haufen aus dem Saal, verlöschten zu mehreren Malen die Fackeln, warfen die Herolde aus der Colonnade hinaus, und zwangen sie unter Pfeifen und Zischen sich zu zerstreuen.

Man stand also am Vorabende eines förmlichen Bürgerkrieges; das Feuer des Aufruhrs schwelte in der Luft, und jedermann sah ein, daß eine Schlacht bevorstand. Der Convent aber ließ, als ob er verdammt gewesen wäre immer und ewig das Furchtbare mit dem Lächerlichen zu vermischen, während diese äußeren Scenen, von welchen der Wiederhall durch Petitionen oder in Berichten ohne Unterlaß bis zu seiner Tribüne erscholl, Schrecken durch die Stadt verbreiteten, so, daß alle Läden geschlossen wurden, durch die in seinem Kreise versammelten Opernsänger und die Eleven des musikalischen Conservatoriums Symphonieen und Cantate zu Ehren der Opfer des 31. Mai, die ein guter Theil der Mitglieder des Convents selber dem Henker überantwortet hatte, ausführen.

„Ich will," sagte Tallien, „die Manen Vergniaud's, Condorcet's, Camille Desmoulins beweinen; „als ob zur Abtragung einer so frommen Schuld hätte musicirt werden müssen, und als ob es nicht weit besser gewesen wäre, sie nicht zu morden, als hinterher ihre Manen zu beweinen!

Der Aufstand und die Waffenerhebung vom 13. Vendemiaire.

Der gewaltthätige Angriff auf die Herolde, ein neuer Beschluß der Section Lepelletier, den dieselbe ebenfalls unter Trompetenschall hatte verkünden lassen, und worin sie erklärte, die Beschlüsse des Convents nicht ferner anerkennen zu wollen, hatten die Frage in ihrer vollen Klarheit dargestellt, auch hatten der Convent selber und seine Ausschüsse sie wohlbegriffen. Die Abendsitzung, die gegen 7 Uhr wieder aufgenommen wurde, ward von diesem Gefühl beherrscht, und man beschloß, zu dem Aeußersten zu schreiten. Es wurde ein Special-Ausschuß von fünf Mitgliedern, als: Barras, Colombel, Daunou, Letourneur und Merlin von Douai, eingesetzt, um die öffentliche Ruhe zu überwachen, und seine erste Handlung war ein Befehl, der die Belagerung des Theatre-Français und die Aufhebung der darin befindlichen Wahlversammlung verfügte.

Da geschah ein Schritt, in welchem sich die Moralität der politischen Parteien jener Zeit in ihrem wahren Lichte zeigt. Die Ausschüsse des Convents hatten den größten Theil des Raubgesindels in Freiheit gesetzt, welches nach dem Attentate vom Prairial verhaftet worden war. Diese Banditen, die großentheils bei den Gewaltthätigkeiten und Verbrechen der Revolution eine Rolle gespielt hatten, boten dem Ausschuß der Fünf ihren Beistand, und dieser nahm denselben an. Es waren dieses die sogenannten Besieger der Bastille, die Plünderer vom 10. August, die Mörder vom September, die Buben, welche den Factionen die Gewalt in die Hände gaben, um ihrerseits ungestraft rauben und morden zu können. Sie wurden noch denselben Abend auf der Terrasse der Feuillans und auf dem Hofe der Reitbahn bewaffnet, und man gab ihnen, um die öffentliche Meinung zu täuschen, den Namen: geheiligtes Bataillon der Patrioten von 1789. Einige unter diesem geheiligten Bataillon waren so arge und verrufene Bösewichter, daß sie selbst den Abscheu ihrer Kameraden erregten und von ihnen ausgestoßen wurden. „Sie schienen," sagt Real, „in ihr Vaterland zurückzukehren und wieder in ihre Rechte zu treten." Ja, so verstanden diese Patrioten es in der That. Sie erschienen am 25. October im Convent, und verlangten, daß alle diejenigen der Ihrigen, welche eine Anstellung gehabt, — und welcher Bandite hatte unter Robespierre nicht ein oder das andere Amt bekleidet? — dieselbe aber seit dem 9. Thermidor wegen vorgeblichen Terrorismus verloren hätten, bis zu dem laufenden Tage ihren vollen Sold erhalten sollten.

Hauptsächlich unter Beihülfe des geheiligten Bataillons, das 1500 kampffähige Individuen zählte, sollte unter Anführung von Barras die Aufhebung der im Theatre-Français versammelten Wähler vollführt werden; aber die Bewaffnung dieser Leute hatte Zeit erfordert; die Colonne traf erst gegen Mitternacht an Ort und Stelle ein, und die Versammlung war, sich auf den andern Tag vertagend, um eilf Uhr auseinander gegangen.

Am Sonntag, den 4. October, brach der schwere Sturm los. Die Bewaffnung des geheiligten Bataillons hatte die Stadt mit Schrecken erfüllt, und eine neue Proclamation der Section Lepelletier verkündete den Bewohnern von Paris, als eine Consequenz ihrer Niederlage, das Regiment des Schreckens, der Plünderung und des Todes. Dieser Gedanke machte die Energie der Sectionen aufs Neue wach: ihre Tambours trommelten durch alle Straßen, um die Bürger zu den Waffen zu rufen; nach allen Seiten entsandten sie starke Patrouillen zum Recognosciren. Die Laden wurden geschlossen; es regnete in Strömen, und die Familien sahen ängstlich dem Ausgange dieser neuen und furchtbaren Krisis entgegen.

Andererseits wurden die Zugänge zum Convent von Legionen der Terroristen bewacht, trunken vor Wuth und von Branntewein, aufgeregt und befehligt von einem Schwarme der Sansculotten-Generale, die ihren Rang der Begünstigung der Clubs verdankten. Der Heilsausschuß, von dem sie nach der Thermidor-Revolution abgesetzt worden waren, hatte sich beeilt, ihre Dienste wieder anzunehmen. Sie vermaßen sich nun hoch und theuer, mit den Sectionen kurzen Prozeß zu

machen, und als Vorspiel dessen schnitten ihre Soldaten den jungen Männern, die geflochtene Zöpfe trugen, das Haar ab, oder rissen den Stutzern ihre grünen Kragen von den Röcken.

Die Entwaffnung der Section Lepelletier und das Schließen ihres Sitzungsortes war für den Convent eine Lebensfrage, auch wurde die Erstere und das Letztere von den Ausschüssen des öffentlichen Heils und der allgemeinen Sicherheit im Laufe des Tages vom 4. decretirt, und der General Menou mit der Ausführung dieser Beschlüsse, unter der oberen Leitung der Repräsentanten Laporte, Delmas und Goujisleau — nach dem damaligen Brauch, die Militair-Autorität unter Vormundschaft zu stellen — beauftragt.

(Fortsetzung folgt.)

Christian Winther, Novellen. Aus dem Dänischen von H. Zeise. Mit einer biographischen Skizze des Verfassers von P. L. Möller. Zwei Bände. (A. m. d. Titel: Skandinavische Bibliothek.*) Fünfter und Sechster Band.) Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1851. 117 und 119 Seiten 8.

Christian Winther (geb. 1796) ist der volksthümlichste unter allen dänischen lyrischen Dichtern der Neuzeit; seine prosaischen Novellen zeichnen sich, wie in der biographischen Skizze bemerkt ist, durch Einfachheit des Stoffes und der Handlung, durch glänzende Eleganz des Stils, Keckheit der Umrisse und Frische der Darstellung aus. Es heißt dort ferner: „Seine, das feine Ohr und die stylistische Kunstbildung des lyrischen Dichters immer verrathende Prosa erhebt sich durch lebensvolle Grazie, animirte Allure und malende Kraft fast über Alles, was bis jetzt die dänische Novellenliteratur hervorgebracht hat. Sein ausgezeichnetes Talent konnte aber hier nur bei den sehr Gebildeten gerechte Anerkennung finden. Denn sein Thema war fast immer ziemlich einfach ohne alle spannende, coquettirende Abwechselungen und Reizmittel einer verwickelten „Composition“, wie sie von Sue und Dumas und ihren Nachahmern dem großen Publicum als Köder hingeworfen werden. Er weilt hier noch hauptsächlich bei dem Erotischen; mit geübter, aber zarter Hand führt er den Leser nicht mehr in die Idyllen seiner Jugendperiode, sondern in die Kämpfe der Leidenschaften mit den herkömmlichen Traditionen und trivialen Lebensformen hinein. Es seufzt hier nicht, wie in seinen späteren lyrischen Dichtungen, eine passiv-monotone Melancholie, sondern die Idee der Liebe, als freie, schöne Naturmacht, vertheidigt keck und geistvoll ihr Recht zur Emancipation. In der Ausführung erinnert er zuweilen an die großen Virtuosen, in welchen man, selbst wenn sie mit einer Dissonanz das Spiel abbrechen, doch immer den Künstler bewundern muß. Daß er hier bei den gezierten Philistern von beiden Geschlechtern Anstoß erregen müßte, ließ sich voraussehen; nur schien der Dichter selbst dies nicht erwartet zu haben. Es schien, als ob kleinstädtische Spießbürgerurtheile auf seine Productivität wieder einen lähmenden Einfluß geübt hätten, denn seit mehreren Jahren hat er keine Novellen geschrieben, und der unbedingte Beifall, der von einem kleinen Publicum seiner ausgezeichneten Form und seinem meisterhaften Stile gezollt wurde, scheint noch nicht die Bedenklichkeiten seiner empfindlichen Natur überwunden, und diese in dem Glauben an sich selbst hinreichend gekräftigt zu haben.

— — — Wir geben aber nicht die Hoffnung auf, ihm noch einmal als Novellendichter wieder zu begegnen, und somit auch ferner die Erwartungen befriedigt zu sehen, wozu er uns schon berechtigt hat.“

Der erste Band enthält drei Novellen: ein Reiseabentheuer; das Räthsel eines Herzens; eine Rache; der zweite gleichfalls drei: der Roßkamm; der Beichtstuhl; eine Abendscene.

Verleger und Uebersetzer verdienen Dank, daß sie uns mit diesen prosaischen Arbeiten Winther's bekannt gemacht haben; sind sie auch nicht von gleichem Werthe, so bekunden sie doch alle ein nicht gewöhnliches Talent. Am wenigsten hat uns das kleine Schauergemälde, „der Beichtstuhl,“ gefallen; auch: „Eine Rache“ wird wol wenig Sympathie bei den Lesern finden. „Der Roßkamm“ eine Erzählung aus der Zeit, als Carl Gustav mit seinem Heere vor Kopenhagen lag und der junge Prinz von Sulzbach und Graf Sternbock Fühnen besetzt hielten, so wie: „Eine Abendscene“, aus dem Leben des geistreichen kopenhagener Arztes Oluf Borch (Borrichius) halten wir für besonders gut gelungen; daß der fünfzigjährige, etwas hinkende Gelehrte sich schmeichelte, die Liebe eines bei weitem jüngeren Mädchens zu besitzen, erscheint freilich etwas sonderbar; der Dichter hat diese Liebestäuschung jedoch wahrscheinlich nur ersonnen, um Gelegenheit zu finden, den Getäuschten die Geschichte der edlen Liebe der Prinzessin Laura de Medici für ihren Lebensretter erzählen zu lassen.

Herrn H. Zeise's Uebersetzung erinnert nicht daran, daß man eine solche liest; für ihre Treue bürgt uns seine vertraute Bekanntschaft mit der Sprache des Originals.

Das kleine Lebensgemälde Winther's ist, gleich anderen ähnlichen biographischen Umrissen des Verfassers, ein schätzungswerther Beitrag zur dänischen Gelehrten- und Literatur-Geschichte.

Das Aeußere des Buches ist, wie alle Verlagsartikel des Herrn Lorck, sauber.

Hoffmann.

---

*) Die „Skandinavische Bibliothek“ soll eine ausgewählte Sammlung der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur Dänemarks, Norwegens und Schwedens in sorgfältigen Uebersetzungen bilden. Die vier ersten Bände enthalten: „Das Meerweib. Ein Roman herausgegeben von Emanuel St. Hermidad. Aus dem Dänischen von Dr. F. A. Leo (dem Uebersetzer von König René's Tochter und Swend Dyring's Haus von Henrik Hertz).“ Der billige Preis (10 Ngr. der Band) wird gewiß mit dazu beitragen, das Unternehmen zu begünstigen.

Erzählende Dichtungen von J. Arany. Aus dem Ungarischen übersetzt durch Kertbeny. Erster Band: Toldi. Zweiter Band: Die Eroberung von Murány. Leipzig, Friedr. Ludw. Herbig. 1851. XXIV, 184 und 186 Seiten 8.

Man muß wahrlich den unermüdlichen Fleiß, mit welchem der Uebersetzer es sich angelegen sein läßt, uns mit den Volks- und klassischen Dichtungen Ungarns bekannt zu machen, mit Achtung anerkennen. Aus dem Ungarischen getreu und doch dem Genius unserer Muttersprache genügend in's Deutsche zu übersetzen, ist überhaupt keine leichte Arbeit; noch schwerer ist sie, wenn es sich um Uebertragungen ungarischer, namentlich volksthümlicher dichterischer Erzeugnisse handelt; bei der Beurtheilung derselben muß darauf nothwendig Rücksicht genommen werden, so auch bei Kertbeny's verdienstlichen und dankenswerthen Leistungen. Verdienstlich und dankenswerth nennen wir sie, weil sein rastloses, mühsames Fortstreben auf ungebahntem Wege uns so manches in Deutschland bis jetzt Unbekannte der ungarischen Literatur zur Kunde bringt, während er bei seinem Wissen und seiner geistigen Begabung, in ungarischer und deutscher Sprache selbstständig schaffend, wenn auch nicht als Dichter (— er gesteht in der Vorrede zu den „Ausgewählten ungarischen Volkslieder" offen, daß er nie gedichtet, auch keine Anregung dazu empfunden habe —), doch auf literargeschichtlichem, bibliographischem und geschichtlichem Gebiete, sich mit geringerer Mühe schriftstellerischen Ruf erwerben könnte. Ersuchen wir ihn nun, uns auf das eben Ausgesprochene beziehend, die Veröffentlichung einiger in Aussicht gestellten bibliographischen Arbeiten, z. B. einer Uebersicht der ungarischen Journalistik, von welcher diese Blätter und Petzholdt's Anzeiger bereits Bruchstücke enthielten, nicht zu lange hinauszuschieben, so wird er hoffentlich daraus nicht schließen, daß wir ihn von der Erfüllung einer sich selbst vorgeschriebenen, heiligen Verpflichtung sein diplomatisch abzuleiten versuchen wollen, der Verpflichtung, uns sein Vaterland auch in seiner höheren geistigen Bedeutsamkeit kennen und achten zu lehren, und so demselben noch neue deutsche Freunde zu gewinnen. — Doch jetzt zu Kertbeny's Uebersetzung seines vaterländischen gefeierten Dichters!

Die beiden uns vorliegenden Bände haben auch den zweiten Titel: „Toldi. Erzählende Dichtungen in zwölf Gesängen." Im Jahre 1847 von der Kisfaludy-Gesellschaft in Budapest mit dem höchsten Preise in Gold beschenkt, und: „Die Eroberung von Murány. Erzählende Dichtung in vier Gesängen." Der erste Theil enthält als Einleitung ausführliche Nachrichten über den Dichter und seine Werke, das Biographische größtentheils aus Arany's eigenen schriftlichen Mittheilungen an den Uebersetzer. Arany János (spr. A-ranj Jaa-nosch, deutsch: Johann Arany) wurde 1817 zu Nagy-Szalonta in der Biharer Gespannschaft geboren, besuchte von 1832 bis 1836 das Collegium in Debreczin, war eine kurze Zeit Schauspieler, dann drei Jahre Conrector an der reformirten Schule zu Nagy-Szalonta und seit 1840 zweiter Notar des Komitats. Er hatte der Literatur fast ganz entsagt, als sein ehemaliger Collegiumsgenosse, Stephan Szilágyi nach Szalonta als Schulrector kam. „Arany mied ihn Anfangs viel mehr, als er ihn aufsuchte, denn ihm ahnte, daß Szilágyi ihn wieder zur Literatur zurückführen dürfte. Jedoch als alten Bekannten konnte er ihm nicht bei allen Gelegenheiten ausweichen und als Szilágyi 1844 gar zum Mittagetisch in Arany's Haus ging, wurde die Freundschaft wieder ganz und aufrichtig. Jetzt war es natürlich mit all den strengen Vorsätzen vorbei, literarische Gespräche, Vorlesungen u. s. w. konnten nimmer vermieden werden, und Arany ging es, — nach seinen eignen Worten, — wie einem Trunkenbolde, welcher sich zwar fest vornahm, nicht mehr zu trinken, der aber wieder in das alte Laster verfällt, sobald ihm nur ein Tropfen die Lippe näßt; qui a bu, boira! Schon 1845 schrieb Arany daher — freilich vorerst nur für den Freundeskreis — seine erste Dichtung: „Az elveszett alkotmány" (die verlorengegangene Constitution), welche die humoristische Seite des Treibens bei den Comitatswahlen, die im Vormärz alle drei Jahre in Ungarn vorfielen, zum Vorwurf hat, die dem Ausland aber gänzlich unverständlich wäre. Eben als diese Satyre fertig geworden, setzte die Kisfaludy-Gesellschaft einen Preis von 25 Ducaten für ein komisches Epos aus, und Arany schickte seine Dichtung ein, freilich, wie er selbst gesteht, vorerst nur der Goldstücke, und nicht des Ruhmes wegen. Und die Dichtung gewann wirklich den Preis; — nun aber erwachte in dem Dichter auch der Durst nach Ruhm, und er nahm sich fest vor, das nächstemal der Ehre und nicht dem Gold zu Liebe zu concurriren. So wurde der „Toldi" beendet. Kaum hatte Arany 1847 sein zweites Werk, aber anonym eingeschickt, als sich in Pest sogleich darüber ein gewaltiger Lärm erhob. Die Einen schworen steif und fest, nur Petöfi könne es geschrieben haben, die Andern ahnten dahinter neuerdings einen „großen Unbekannten." (Der erste „große Unbekannte" der ungarischen Literatur war 1804 — 7 Alexander Kisfaludy mit seinen Liebesliedern des Himfy.) — Petöfi selbst hatte es bald satt, diese Vergleiche immer und immer wieder anzuhören und ärgerte sich über die Schiedsrichter, welche wie er meinte, „jede Eselei" ihm zuschrieben; als jedoch das Werk nicht blos den ausgesetzten hohen Preis gewann, sondern — ein unerhörter Fall bis dahin! — dieser noch freiwillig erhöht wurde, rannte Petöfi ganz außer Athem zum Secretair der Kisfaludy-Gesellschaft, um doch auch die so gepriesene Dichtung zu lesen. Aber kaum hatte er sie durchgeblättert, als er eines seiner schönsten Gedichte schrieb und dieses an Arany mit der Bitte um Freundschaft und Brüderlichkeit einschickte. Noch im Juni desselben Jahres zuerst und dann gar vielmal, besuchte Petöfi Arany persönlich in Szalonta, und wenn die beiden Dichterfreunde örtlich getrennt waren, so blieben sie in stetem Briefwechsel, bis die traurige Katastrophe der Revolution auch diesen Band zerriß.

Kurz vor Neujahr 1848 schrieb die Kisfaludy-Gesellschaft wieder einen Preis aus, und zwar für die beste poetische Behandlung der Sage von der „Eroberung von Murány;" Petöfi, Tompa, ein junger, damals noch wenig bekannter Dichter, Karl Száß, und endlich Arany, behandelten Jeder diesen Stoff, ohne jedoch von dem Vorhaben ihrer Mitconcurrenten zu wissen, und zwar die ersten drei fast nur in kurzer Balladenform, Arany jedoch als längeres episches Gedicht. Száß gewann den Preis. Darauf ließ Arany sein Werk einzeln drucken, doch kaum waren die Exemplare ausgegeben, als die Revolution ausbrach, und die Dichtung

natürlich von Freiheitsjubel übertäubt wurde. Gleich in den Märztagen nahm Arany als Conzipist Platz im Ministerium Szemere, und da er die ganze Revolutionszeit hindurch als bloßer Burraubeamter fungirte, so konnte er nach ihrem unglückseligen Ausgang in seinen Geburtsort unbehindert zurückkehren, wo er auch jetzt, ohne Amt, arm und gesellschaftsscheu lebt. Vor einigen Monaten aber trat er wieder mit einer erzählenden Dichtung: „Katalin" (Pest 1850) auf, auch existiren von ihm viele lyrische Gedichte, in mehreren belletristischen Journalen zerstreut abgedruckt, die der Dichter vielleicht demnächst in einem Band gesammelt, herausgeben dürfte. Arany versteht die classischen und einige lebende Sprachen, kann die letztern aber kaum geläufig schreiben oder sprechen." Der Uebersetzer stellt dann eine Vergleichung zwischen den „Dioskuren am poetischen Himmel Ungarns," Petöfi und Arany an, und giebt eine literarische Notiz über die beiden übersetzten Dichtungen des Letzteren, aus welcher wir Folgendes entlehnen: „Arany schrieb seinen „Toldi" genau im Ton und in der Färbung einer gleichnamigen Dichtung von Illosvai, die noch obendrein die einzige Quelle über den Helden ist, von welchem die Geschichte schweigt. Illosvai's Werk wurde seit 1574 unzählige Male neu gedruckt, jedoch die Bibliotheken der „Gebildeten" waren ihm versperrt, und nur das Volk las und vergnügte sich drei Jahrhunderte hindurch — während welcher Zeit die officielle Nation nach lateinischen, deutschen und französischen Lorbeern strebte, — an dem, auf grauem Löschpapier gedruckten Buche, welches, gleich so vielen andern, im Straßenstand, auf dem bloßen Erdboden, mit vier daraufgelegten Steinen vor dem Davontragen durch den Wind geschützt, von alten Weibern verkauft wurde, und zwar für einige „ungarische Groschen," ein Geldbegriff, der sich auch nur noch im Volke traditionell forterhielt. Nicht minder, wenn immerhin auf andere Art, ähnlich, ist Arany's Behandlung der „Eroberung von Murány," verglichen mit dem Gedicht seines Vorgängers Gyöngyösi. Dieser letztere wird zwar noch heute eigentlich als Kunstdichter, und nicht in der Absicht, ihn zu loben, betrachtet, jedoch er ist es nur in so weit, als er, dem Geschmacke seiner Zeit gemäß, und durch die glänzende Lebensstellung, in der er sich befand, leichter dazu befähigt, von mythologischem Zierrath, oft wirklich ganz lächerlich, überladen erscheint. Aber hinter all dem Flitter schlägt ein großes Herz und die ganze Ursprünglichkeit jenes Volkes, dessen Sohn er war; deshalb verschwand er wohl, sobald ihn die Mode fallen ließ, aus der höheren Welt, aber der Landpfarrer, der Schreiber und der Bauernchirurg ergötzen sich noch heutzutage an seiner „Venus von Murány." Arany hat nun sogar die Gyöngyösi'sche Strophe beibehalten, das Ganze aber so geistreich und völlig selbstständig behandelt, daß Gyöngyösi jetzt wirklich beim Volke verdrängt werden dürfte."

Die beiden Dichtungen schildert Kertbeny so: „Arany's Toldi ist eine Verherrlichung der keuschen naiven Kraft des Körpers gegenüber der frivolen anmaßenden Kraft des Geistes, und die vorliegende Dichtung soll blos der erste Theil einer Trilogie sein, die der Dichter bereits im Manuscript vollendet hat — aber der traurigen gesellschaftlichen Zustände in Ungarn halber noch nicht drucken lassen konnte, — und die er selbst „Daliás idök" benennen will, was man füglich mit „Aus dem Zeitalter der Kraft" übersetzen kann.

In der „Eroberung von Murány" dagegen hat der Dichter die schönste menschlichste Seite in der Natur des Weibes zum Durchbruch kommen lassen: die electrische Schnelligkeit der Liebe. Immermann sagt so schön:

„Sechs Tage g'nügten kaum dem Schöpfungstriebe,
Ein Augenblick erschafft die Welt der Liebe!"

Mit welch psychologischer Wahrheit sind von Arany dies vergebliche Widerstreben und all die Versuche des Entrinnens geschildert, wenn das Weib in seinem innersten Wesen doch schon gefangen ist! ..... Toldi, so einfach, mild, kräftig und plastisch, so bieder in der Sprache und strotzend von markigen, nur im Volksmunde gebräuchlichen, oder ausnahmsweise dem Ruralleben angehörenden Worten; die Eroberung von Murány dagegen brillant, lebhaft, fast dramatisch, und von Antithesen funkelnd. Beide aber mit einem leisen, freilich oft nur der eigenen Nation ganz verständlichen, Humor verbrämt."

Der Held der ersten erzählenden Dichtung, Toldi Miklós (spr. Toldi Mi-kloosch; deutsch: Nikolaus Toldi) lebt nur in der Sage des ungarischen Volkes, in dieser aber glänzend, bis in unsere Tage fort; sie stellt ihn als Ideal der Stärke, Mannhaftigkeit und Riesengestalt hin; der Ausdruck: „stark wie Toldi" ist ein Sprichwort geworden. Kertbeny erzählt, er erinnere sich genau, daß ihm in Ofen, über einem Stadtthore aufgehängt, eine Keule, als die des Toldi, gezeigt wurde, und daß der Held, nach den Mittheilungen einer sehr gelehrten Amme, in den sieben Thürmen zu Stambul gestorben sein soll. — Die Sage wurde zuerst, wie schon oben erwähnt, von Peter Illosvai (spr. Il-losch-wai), einem ungarischen Reimchronisten, von dem nur noch bekannt, daß er auch ein Leben des Apostels Paulus in Versen (Debreczin, 1577) geschrieben, besungen, und erschien in erster Ausgabe zu Debreczin, 1574. — Im Jahre 1790 wurde zu Pest ein Trauerspiel in drei Acten des 1740 geborenen Mönchs Andreas Dugonics, eines beliebten Romanenschriftstellers, „Toldi Miklós" gedruckt, welches seiner Zeit viele Leser fand. (Die Mutter dieses Dugonics, was hier beiläufig mag bemerkt werden, wurde unter Maria Theresia's Regierung als die letzte Hexe verbrannt.) — Einige in's Deutsche übersetzte Stellen aus den ersten Kapiteln Illosvai's findet man S. 180—182.

Der Schauplatz des zweiten Gedichts ist Murány (spr. Mu-raanj), ein uraltes großes, ehemals sehr festes Schloß auf einem hohen Felsen, im Gömörer Komitate. Die ersten Erbauer des Schlosses sind unbekannt. Während Mathias Corvinus' Regierung setzten sich hier die Hussiten fest, wurden aber von Zápolya vertrieben. Unter ihm commandirte dann Bacsó, der Hauptmann des Tornaljai in Murány, und trieb mit einem Abenteuergesindel von Ungarn, Walachen und Polen, ein solches Unwesen in der Umgegend, daß Ferdinand I., auf die Bitte des preßburger Reichstages, den Grafen Nikolaus Salm mit 15,000 Mann gegen diese Räuber sandte. Lange widerstand Schloß Murány der Belagerung und fiel nur durch Verrath. Aus dieser Zeit stammen die in Arany's Dichtung erwähnten „Bastei des Henkers" und das „schwarze Gemach." — Bethlen Gábor schenkte 1620 auf dem Landtage zu Beszterczebánya die Murányer und Balog-Burg dem

Georg Szécésí (spr Set-schi) und Ferdinand III. bestätigte diese Schenkung. Auf welche Art Széésí's Tochter, Mária (spr. Maari-a), die junge schöne und geistreiche Witwe des Fürsten Stephan Betlen, die Burg an Franz Veselényi (spr. We-sche-leen-ji) im Jahre 1644 übergab, ist in der Dichtung Arany's erzählt. Mária vermählte sich bald hernach mit Veselényi. Die weiteren Schicksale Murány's (jetzt Eigenthum der Familie Coburg-Kohàry), so wie der beiden Hauptpersonen der Erzählung, übergehen wir. (Die mitgetheilten Notizen sind aus den ausführlicheren Artikeln in Kertbeny's Wörterbuche zu den beiden Gedichten, erster Band, S. 173—184 und zweiter Band, S. 177—184, welche interessante Nachweise über die in der Einleitung und den Dichtungen erwähnten Persönlich- und Oertlichkeiten liefern, zusammen gestellt.)

Arany's „Toldi," von beiden Dichtungen die volksthümlichste, der wir deshalb den Vorzug geben, ist sehr reich an abwechselnden, anziehenden Situationen des Helden, und die prosaische Nacherzählung des Inhalts der zwölf Gesänge des Gedichts würde nur ein unvollkommenes Bild desselben darbieten; die Handlung der „Eroberung von Murány" ist einfacher und wäre also leichter und genügender zu erzählen; solche Analysen origineller Dichterwerke haben aber überhaupt nur einen geringen Werth, auch wünschen wir, daß man sich selbst mit Arany's Dichtungen befreunden möge, befreunden, — denn zum rechten Verständniß ihrer Eigenthümlichkeiten gelangt man nur durch nähere Bekanntschaft, durch wiederholte Lesung mit Benutzung der sach- und worterklärenden Anmerkungen des Uebersetzers. Dann möchte, besonders in „Toldi" die Derbheit manches nicht edlen Wortes, die Kertbeny gewiß treu der Urschrift wiedergegeben, weniger auffallen. Der letzte Eindruck wird immer ein günstiger bleiben und es erklären, wie Arany, gleich Petöfi, zum Lieblingsdichter seines Volkes geworden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

In der diesjährigen Zusammenkunft des brittischen Vereins zur Förderung der Wissenschaft, zu Ipswich, theilte Herr Dr. Beke folgende Daten, die ihm von seinem Bruder, welcher als Ingenieur-Obrist in persischen Diensten gestanden und den Khorassanischen Feldzug mitgemacht hat, gegeben worden sind, über eine merkwürdige Diamantplatte mit: „Die persische Armee, welche im Jahr 1832 zur Unterwerfung von Khorassan ausgesandt worden war, fand nach der Einnahme von Cucha, unter den Kostbarkeiten des Harems von Riza Khuli Khan, auch eine große Diamantplatte, von der man muthmaßt, daß sie von dem Koh-i-Nur abgeschnitten worden ist. Sie wiegt 130 Karat, und die Zeichen des Schnittes sieht man auf ihrer flachen oder breitesten Seite. Die einzige Auskunft, welche man über sie hatte erhalten können, besagte, daß sie im Besitz eines armen Mannes, eines Eingeborenen von Khorassan gefunden worden war, der sich ihrer als Feuerstein bedient hatte. Der persische Prinz machte seinem Vater Futtih Ali Shah ein Geschenk mit diesem Diamanten, jener wollte aber die Kosten des Schleifens nicht daran wenden, indem die armenischen Juweliere zu Teheran dafür nicht weniger als 20,000 Tomans oder ca. 16,000 £ verlangten.

In derselben Versammlung theilte ein Herr J. Atkinson folgendes Mittel zur Abwehr der Seekrankheit mit: „Man setze sich, wenn das Schiff über die Wogen hinhüpft, und nehme einen fast bis an den Rand mit Wasser oder einer anderen Flüssigkeit angefüllten Becher in die Hand, und suche zu verhindern, daß er überlaufe, indem man die Mündung des Glases möglichst in einer horizontalen Lage erhält. Bei diesem Bestreben werden Hand und Arm, in Folge der Bewegung des Schiffes, die verschiedenen Lagen anzunehmen scheinen, als ob das Glas von einem mächtigen Magneten angezogen würde. Bei dem Bemühen, die Mündung des Glases horizontal zu halten, muß man seine Hand, seinen Arm, seinen Körper die verschiedenen Bewegungen machen lassen, wie sie beim Sägen, Hobeln, Pumpen rc. statt finden, und wozu sie fast unwillkürlich, doch ohne Ermüdung getrieben werden; dann wird man von dem Schwindel und der Uebelkeit befreit bleiben, welche das Rollen und Stoßen eines Schiffes bei Reisenden zu erzeugen pflegt, die noch an keine Seefahrten gewöhnt sind. Wer inzwischen der Bewegung der Hand mit dem Becher nicht freies Spiel ließe, der würde unmittelbar eine Betäubung und mit ihr eine Neigung zum Schwindel und Erbrechen bekommen; dieserhalb ist Herr Atkinson der Meinung, daß bei der Seekrankheit der Magen vielmehr vom Gehirn aus afficirt wird, als durch eine Störung des Innern der Brust und des Abdomens, und daß die Wirkung des von ihm vorgeschlagenen Mittels darin beruhe, daß die Bewegung des Schiffes so in eine freiwillige verwandelt zu werden scheine.

Der Londoner Punch räth folgendes Mittel an, um das Ueberfüllen der Dampfböte zu verhindern: „Man lasse einmal ein Hundert ihrer Passagiere ersaufen, und wenn zufällig zwei oder drei Leute von Distinction mit darunter seyn sollten, so wird man sicher einer summarischen und vollkommenen Abhülfe durch eine Parlamentsacte entgegensehen können."

Berichtigungen. Nr. 61, S. 476, Sp. 2, Z. 18 v. oben, l. m. statt Kepler: Kepler. — S. 480, Sp. 1, Z. 3 v. unten, l. m. statt Goliud: Golius.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 63. Mittwoch, den 6. August. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Es hat der Wald sein grünes Kleid.

Es hat der Wald sein grünes Kleid,
Er hat's schon angezogen,
Und durch die Thäler ziehn befreit
Die silberklaren Wogen.
Drum rasch, drum rasch den Stab zur Hand,
Zum Ranzen laß uns greifen,
Und wohlgemuth das freie Land
Mit Sang und Klang durchschweifen.

Die Lerche singt am Himmel blau,
Und zwitschert ihre Weisen,
Und flötend ziehn durch Feld und Au
Die Amseln und die Meisen.
Die Schwalben baun, und der Storch
Sitzt auf dem Dache wieder,
Da hörst in Wald und Feld, o horch,
Nur Flötenton und Lieder.

Zum Wald, zum Wald, zum grünen Wald,
Wo Eich' und Buche rauschen,
Und wo das Echo lieblich schallt,
Wo Reh' und Hirsche lauschen.
Wo stille, schlanke Gräser blühn,
Und duftende Umbellen,
Wo in dem saftig frischen Grün
Viel' rothe Beeren schwellen.

Drum rasch den Ranzen von der Wand,
Das Trinkgefäß zur Seiten,
Den Wanderstab nimm in die Hand,
Die Fluren zu durchschreiten.
Denn einmal, ach nur einmal blüht
Die rechte Lust im Herzen,
Drum darfst Du sie, die in Dir glüht,
Leichtsinnig nicht verscherzen.

Es hat der Wald sein grünes Kleid,
Er hat's schon angezogen,
Und durch die Thäler ziehn befreit
Die silberklaren Wogen.
Drum rasch, drum rasch den Stab zur Hand,
Zum Ranzen laß uns greifen,
Und wohlgemuth das freie Land
Mit Sang und Klang durchschweifen.

H. Zeise.

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall.

Romeo und Julia. Akt III. Scene V.

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall,
Die laut und schmetternd geschlagen,
O horch, Geliebte, uns mahnt der Schall,
Schon tagen will es, ach tagen.
O komm, noch einen Kuß mir gieb,
Nicht länger darf ich weilen,
Leb' wohl, mein Lieb', mein einzig Lieb',
Ich muß von dannen eilen!

Geliebter, es war die Nachtigall,
Noch dämmert nicht der Morgen,
O, ruhe bei ihrem süßen Schall
In meinem Arme geborgen.
Noch liegen die Nebel auf der Flur,
Noch fällt der Thau auf die Saaten,
Noch säuselt der Nachtwind, noch ruht die Natur,
Uns wird die Nacht nicht verrathen.

Du Liebe, Du Süße, die Lerche sang,
Die hoch sich gen Himmel geschwungen,
Mir ist ihr Lied, das schmetternd erklang,
Wehmüthig in's Herz gedrungen.
Sie ruft den Pflüger hinaus auf's Feld,
Und die Hähne beginnen zu krähen,
Der Morgenstern flimmert am Himmelszelt,
Süßliebchen, o laß mich gehen.

Mein Holder, mein Trauter, die Nachtigall schlägt,
Noch leuchtet der Mond hoch am Himmel,
Noch trägt er, vom tiefen Azur umhegt,
Der Sterne reiches Gewimmel.
O bleibe, o weile, noch hat nicht die Nacht
Der Strahl der Sonne vertrieben,
Noch deckt des Himmels demantene Pracht
Der Seelen hochherziges Lieben.

So laß mich denn weilen Nacht und Tag
In Deinem Arme, Du Holde,
Wenn auch die Sonne erscheinen mag
In ihrem strahlenden Golde.
Uns locke flötend die Nachtigall,
Die Lerche soll für uns schlagen,
Und schöner soll stets bei ihrem Schall
Der Stern der Liebe uns tagen.

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Das Kloster der Jungfrauen des heiligen Thomas war der Ort, wo die Section Lepelletier ihre Zusammenkünfte hielt. Es lag auf dem Platze der heutigen Börse, und es führten drei Wege zu ihm: die Straße Vivienne gerade gegenüber, die Straße der Jungfrauen des heiligen Thomas links, und die Straße von Notre-Dame-des-Victoires rechts. Gegen 8 Uhr Abends rückten drei Colonnen über diese Straßen gegen den Hauptort der Section vor. Die Sectionairs hatten zu den Waffen gegriffen und theils in den benachbarten Häusern Posto gefaßt, theils sich vor dem Thor der Section in Schlachtordnung aufgestellt.

Das Auf- und Abfluthen der Ereignisse seit sechs Jahren hatte successive und unerwartet so viele Sieger und Besiegte geschaffen, daß der politische Geist auch über die Stats-Majors gekommen war und in ihnen den militairischen Geist erstickt hatte. Man wollte sich wohl schlagen, man wollte aber vor allem General bleiben, seinen betreßten Hut, seinen Gehalt und seine Aussichten in die Zukunft bewahren. Von den drei Generalen, welche die gegen die Section Lepelletier bestimmten Colonnen befehligen sollten, zeigte der General Desperieres in dem letzten Augenblicke an, daß er, vom Fieber befallen, sich zu Bett gelegt habe; der General Verdiere verhielt sich defensiv, und der General Menou ließ sich mit dem Anführer der bewaffneten Section, die er zu unterwerfen angewiesen war, in mündliche Unterhandlungen ein, und während er so mit der Nationalgarde parlamentirte, erhielten seine Soldaten den gemessenen Befehl, jene Herren ja nicht zu insultiren.

Der Ausgang einer militairischen Expedition, die so begonnen worden war, war leicht vorauszusehen, ließ auch nicht lange auf sich warten. Die drei Colonnen erhielten, auf das Versprechen der Sectionairs, daß sie aus einander gehen wollten, den Befehl, sich zurückzuziehen; die Truppen hatten aber noch nicht den halben Weg bis zum Convent zurückgelegt, als die Sectionairs, durch die Schwäche und Unentschlossenheit, welche die Gewalt ihnen gegenüber gezeigt, dreist gemacht und gekräftigt, ihre inne gehabten Posten wieder eingenommen hatten.

Der Convent war augenscheinlich compromittirt, und in Gefahr unterzugehen, wenn ihm der Zufall nicht einen General zuführte, der nur als Militair aufzutreten wußte und nichts anderes, kein Staatsmann und kein Philosoph seyn wollte. Er war denn auch so glücklich, solch einen General, und dies zur Stelle, zu finden: nämlich Napoleon Bonaparte.

Von der Belagerung von Toulon, wo er mit dem Grade als Bataillonschef der Artillerie angekommen war, begab sich Napoleon Bonaparte in den ersten Tagen des Monats März 1794 als Brigade-General zur Armee von Italien, um bei derselben den Oberbefehl über die Artillerie zu übernehmen. In dieser Stellung blieb er bis April 1795, wo er nach Paris zurückkehrte, und sich bei dem Heilsausschusse, in welchem Aubry die Leitung des militairischen Theils hatte, um eine Wiederanstellung bewarb. Es waren der Zeit aber eine Menge Generäle unbeschäftigt, und es fand sich, daß Bonaparte, der erst 25 Jahre zählte, der jüngste unter den Artillerie-Generalen war. Nach einigen Tagen Sollicitirens setzte Aubry ihn auf die Liste als Brigade-General der Infanterie, und ertheilte ihm den Befehl, nach der Vendee abzugehen, um dort das Commando einer Brigade zu übernehmen.

Bonaparte schlug diese Anstellung aber aus, und gab seine Demission ein. Acht Tage darnach hatte sich nun Kellermann bei der italienischen Armee schlagen lassen, und da es dem Heilsausschusse an Offizieren fehlte, die Erfahrung hatten und ihm über diesen Feldzug Auskunft geben konnten, so requirirte er Bonaparte als Brigade-General der Artillerie, und stellte ihn bis weiter bei der Leitung der Militairoperationen an.

Dies war die Lage, in welcher ihn der 12. Vendemiaire (4. October) fand.

Bonaparte war in dem, nur ein Paar Schritte von dem Kloster der Jungfrauen des heiligen Thomas entlegenen, Theater Feydeau, als die Kunde von der sonderbaren Expedition des Generals Menou sich überall hin verbreitete und den Triumph der Sectionairs ahnen ließ. Er begab sich nach den Tribünen

des Convents. Dort wurden, nach herkömmlichen Brauch dieser Versammlung, die leidenschaftlichsten und plumpsten Reden über den General Menou und sein Benehmen geführt. Die drei Commissarien, welchen der schlechte Ausgang der getroffenen Maßregeln mit zur Last fiel, suchten sich bestens weiß zu waschen, und die exaltirten Conventsmitglieder verlangten, daß dem General Menou, dessen Unerfahrenheit in ihren Augen das Ansehn von Verrath gewann, der Prozeß gemacht werden sollte. Der Tumult und die Unschlüssigkeit erreichten den höchsten Grad. Jede Partei pries einen General an, zu dem sie Vertrauen hatte, und Bonaparte hörte auch seinen Namen nennen. Endlich brachte Bentabole, in Uebereinstimmung mit den Thermidorianern, Barras in Vorschlag, und da wurden die Ausschüsse beauftragt, noch in derselben Sitzung der Versammlung über diesen Gegenstand einen Bericht abzustatten.

Bonaparte, der diese tumultuarische Debatte von seiner Tribüne aus mit angehört hatte, begab sich darauf in die Mitte der vereinigten Ausschüsse. Die Vorstellung, welche die Repräsentanten, die bei der Armee von Toulon und der von Italien in Mission gewesen waren, von der Raschheit seines Ueberblickes und der Entschlossenheit seines Characters gegeben hatten, machte, daß alle Hoffnungen des Conseils sich auf ihn richteten. Er seinerseits hob die unübersteiglichen Hindernisse hervor, die ihm in Ergreifung prompter und kräftiger Maßregeln entgegen stehen würden, wenn man ihn eben so, wie Menou, unter die Vormundschaft von drei Repräsentanten stellen wollte, um sich erst mit ihnen zu berathen. Die Unmöglichkeit, die Commissarien ohne eine Debatte in der Versammlung und einen großen Zeitverlust zu beseitigen, ließ nun zu einer Maßregel greifen, wodurch der Wirkung dieser Conventstradition ausgewichen wurde. Man ernannte nämlich Barras zum Obergeneral, unter der Oberaufsicht der drei Commissarien Delmas, Laporte und Goupilleau, während Bonaparte das Unter-Commando mit allen effectiven Gewalten übertragen wurde.

Der Gesetzentwurf, welcher diese Maßregeln angab, wurde durch Merlin dem Convent überbracht und gegen 4 Uhr Morgens ohne Debatte genehmigt; Bonaparte aber, der seit 11 Uhr im Besitz seines Commando's war, hatte schon Dispositionen getroffen, welche der Lage der Dinge ein ganz anderes Ansehen gaben.

Die Macht, worüber Bonaparte zur Vertheidigung des Convents verfügen konnte, bestand aus 5000 Mann Truppen, 1500 bwaffneten Patrioten und 40 Kanonen. Die Truppen, die nicht den Sporn der öffentlichen Meinung für sich hatten, konnten jeden Augenblick von den Sectionairs verlockt werden, und das Geschütz stand im Felde von Sablons, nur von fünf und zwanzig Mann bewacht. Die Lage war also der Art, daß ohne eine außerordentliche Raschheit und Entschlossenheit Alles verloren sein konnte.

Ein, damals noch unbekannter, Escadronschef des 21. Chasseursregiments, Joachim Murat, erhielt um 1 Uhr Morgens den Befehl, sich mit 300 Mann Cavallerie nach den Sablons zu begeben, und die Artillerie von dort herbeizuholen. Er traf dort mit einem Detaschement der Section Lepelletier zusammen, welches in derselben Absicht gekommen war. Murat wußte aber den Sectionairs durch seine Haltung zu imponiren, und so wurden die 40 Geschütze um 5 Uhr Morgens in den Tuileriengarten eingebracht. Unter diesen Kanonen befanden sich auch die Stücke, welche die Sectionen den überwundenen und entwaffneten Terroristen nach dem Aufstande vom Prairial abgenommen und dem Convent überliefert hatten, nicht ahnend, daß dieser sie bald gegen sie selber richten würde.

Um 9 Uhr Morgens hatte Bonaparte alle seine Maßregeln getroffen. Die Zugänge zu den Brücken Pont-Neuf, Pont-Royal und Ludwigs XII. waren auf dem rechten Ufer mit Artillerie besetzt. Außerdem beherrschte eine bei der Pforte des Louvre aufgefahrene Batterie den Kay Voltaire. Der Convent war demnach vor Angriffen der Vorstadt Saint Germain geschirmt. Ein Gürtel von Kanonen, die bei der Drehbrücke der Tuilerien, in der Straße Saint-Florentin, am Ende der Straße Saint-Honore der Vorstadt zu, in den Straßen Dauphin und Rohan aufgestellt standen, deckten ihn vor Angriffen, die von der Nordseite kommen konnten. Die Stücke waren überall mit Kartätschen geladen und schußfertig. Die kleine Armee war auf die verschiedenen Posten vertheilt, oder stand in dem Tuileriengarten und auf dem Carousselplatze in Reserve aufgestellt, und der Convent und sein General konnten es nun abwarten, daß man einen Angriff gegen sie unternehme.

Der Aufstand vom 13. Vendemiaire.

Die Pariser Nationalgarde, seit zwei Jahren den Namen bewaffnete Sectionen führend, hatte, nachdem sie nach dem 9. Thermidor des Jahres II. und nach dem 4. Prairial des Jahres III. geläutert worden war, bei den Ereignissen vom Vendemiaire noch 40000 Mann kampffähiger Leute unter den Waffen. Es waren wackere, wohleingeübte Bataillons, und sehr einstimmig in ihrer Abneigung gegen den Convent; denn wie sehr Tallien sich auch bemühete, die Vorstadt Saint Antoine zum Aufstand zu bewegen, gelang ihm dies doch nur bei drittehalb hundert Mann von der Section der Fünf und siebenzig.

Die schwache Seite der Sectionen, und was ihre Niederlage herbeiführte, das war der Mangel an Einverständniß und des Commando's. Noch am Abend des 12. Vendemiaire oder 4. Octobers waren sie ohne einen Anführer.

An diesem Tage traf zufällig der General August Danican zu Paris ein. Er hatte bis dahin der Republik treu gedient, aber die Decrete vom Fructidor hatten ihn bewogen, an der Spitze seiner Brigade seine Demission einzugeben, welche entschlossene Handlungsweise die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn gelenkt und ihn bei demselben in Gunst gesetzt hatte. Er begab sich noch denselben Abend in die Versammlung seiner Section, die der Therons, eine derjenigen, welche dem Convent am wenigsten feindselig war, und während er dort mit Feuer gegen die Bewaffnung der Terroristen und Sansculotten sprach, deren Persönlichkeit und Verfahren er während der Revolution hatte kennen lernen, erschien eine Deputation der Section des Theatre-Français, um ihn zu ersuchen, sich an die Spitze ihres Bataillons zu stellen. Die Dispositionen, die er traf, und die Entschlossenheit, die er bewies, veranlaßten den Centralausschuß, ihm in der Nacht vom 12. zum 13. den Befehl über die vereinigten Sectionen zu übertragen.

So auf gut Glück nahmen sich die Sectionen erst einige Stunden vor ihrem Angriff gegen den Convent einen General. Er hatte unter seinem Befehl einen vormaligen Offizier des Militairhauses Ludwigs XVI., Namens Lafond-Soule, der in

keinem politischen Ansehn stand und ohne militairische Autorität war.

Der Widerstand, welchen die Section Lepelletier dem General Menou geleistet, und einige partielle Vortheile, die Danican in der Nacht über einige Detaschements des Convents davon getragen, hatte die Hitzköpfe der Nationalgarde entflammt, und ihr Obergeneral war noch nicht sechs Stunden im Commando, als die ungestümen und undisciplinirten Geister seine Autorität schon verkannt und verletzt hatten.

Wenn auch kein großer Kriegsmann, hatte Danican doch vielen natürlichen Verstand. Er hatte am Morgen des 13. die von dem noch unbekannten General, der unter Barras befehligte, getroffenen Vorkehrungen sehr in der Nähe inspicirt, und sofort eingesehen, daß seinerseits die Offensive das schlechteste und unausführbarste System sein würde. Zum Unglück für die Nationalgarde, hatte deren Leiter in den von dem Gegner getroffenen Maßregeln es nicht gleich Danican erkannt, daß sie es mit einem anderen Offizier zu thun hatten, als dem, welcher ihnen Tags vorher gegenüber gestanden, und sie wollten durchaus den Convent erstürmen, wie wenn derselbe noch immer keinen anderen Vertheidiger als den General Menou gehabt hätte.

Als Danican sah, wie geschickt die Truppen concentrirt waren, und daß die Artillerie aus dem Palaste und dem Garten der Tuilerien eine furchtbare Citadelle machten, da hielt er ein Zeitgewinnen fürs gerathenste. Er legte es darauf an, das größte Selbstvertrauen zu zeigen, ließ seine Tambours bis zu dem Platze Ludwigs XV. und dem Carroussel den Generalmarsch schlagen; seine Bataillons hielten alle Zugänge der Straßen besetzt, die zu den Tuilerien führten; starke Detaschements hatten sich des Theaters der Republik — das heutige Theatre-Français — so wie der Häuser um die Tuilerien her bemächtigt, und fast überall standen die Posten der Sectionairs und die des Convents sich auf einer Entfernung von nur zehn bis zwölf Schritt einander gegenüber.

So verstrich der Tag bis 3 Uhr, während Danican unter Friedensworten und die Generale des Convents beschwörend, Paris nicht dem Bürgerkriege Preis zu geben, den Tuilerien immer näher rückte. Das war es gerade, was Bonaparte fürchtete. „Die Sectionairs," sagt er in den Memoiren Montholons, schickten Frauen ab, um meine Soldaten zu verleiten; auch kamen ihre Chefs mehrere Male ohne Waffen und den Hut schwenkend herbei, um, wie sie sagten, zu fraternisiren. Die Sachen begannen eine bedenkliche Wendung zu nehmen." Es hätte also vielleicht nur ein Offizier oder ein Soldat den Vorschlag zu einer allgemeinen Verbrüderung zu machen brauchen, und es wäre Alles verloren gewesen! durch den Convent würde nichts gerettet worden sein.

Im Schooße desselben herrschte die tiefste und allgemeinste Bestürzung. Die beiden Ausschüsse des öffentlichen Heils und der allgemeinen Sicherheit hielten mit einander Rath, ohne zu einem Beschlusse kommen zu können. Die Einen wollten, man sollte die Waffen wegthun und die Sectionairs empfangen, wie die römischen Senatoren die Gallier empfangen hatten; die Anderen wollten, die Versammlung sollte sich auf die Anhöhen von Saint Cloud zurückziehen und die Armee an den Küsten des Oceans dahin rufen. Inmitten dieser lächerlichen Deliberationen und gegen 3 Uhr schickte Danican einen Offizier zu dem Heilsausschusse mit einem Schreiben, das die Gesinnungen und Vorschläge der Pariser aussprach.

„Die Pariser," sagte Danican, „hätten nur aus der Besorgniß, von den Terroristen erwürgt zu werden, mit welchen sich der Convent umgeben habe, zu den Waffen gegriffen. Er machte den Vorschlag, wieder Alles ins Geleis zu bringen und forderte eine Antwort, welche die Bewohner von Paris zu beruhigen geeignet sei. Dabei bat und beschwor er die Ausschüsse, im Namen der Menschlichkeit und des Vaterlandes, kein französisches Blut vergießen zu lassen, versichernd, daß er Alles, was in seinen Kräften stände, aufbieten würde, um die Gräuel eines Bürgerkrieges abzuwenden, und mit den Worten schließend, daß wenn es dennoch dazu käme, sie allein Frankreich und der Nachwelt dafür verantwortlich sein würden."

Der als Parlamentair gesandte Pariser Offizier, welcher ganz nach Kriegsgebrauch nur mit verbundenen Augen zugelassen worden war, schüchterte die Ausschüsse noch durch alle Arten von Drohungen ein, die er dem Schreiben, das er überbracht hatte, hinzufügen zu müssen meinte. Die Conferenz zog sich in die Länge und die Sectionairs setzten sich allmählig in den Besitz der nächstgelegenen Häuser. Bonaparte, der über die Unthätigkeit außer sich war, hatte inzwischen 800 Gewehre, Patronen und Patrontaschen zu einer verzweifelten Gegenwehr nach dem Conventssaal bringen lassen; die halb überwundenen Ausschüsse aber hatten, dem Begehr Danicans entsprechend, eben vier und zwanzig Commissarien ernannt, um sich mit Worten des Friedens zu den Sectionen zu begeben, als, um 4 Uhr, einige Flintenschüsse, die aus den Fenstern einiger von den Sectionairs besetzten Häuser abgefeuert wurden, endlich das Signal zum Treffen gaben und so den Convent retteten.

Darauf hatte Bonaparte nur gewartet. Eine Kanone, am Ende der Sackstraße Dauphin aufgestellt, eröffnete sofort ihr Feuern auf die Sectionairs, die in Massen in der Straße Saint-Honore und auf den Stufen von Saint-Roch postirt waren, und diente den Batterien des Kay vom Louvre zum Signal. Es war in der That kein Augenblick mehr zu verlieren! Während die Pariser über das Carroussel und durch die Schellerstraße attakirten, rückte eine starke Colonne, die eine Zeitlang auf dem Dauphineplatz gehalten hatte, unter dem Befehl von Lafond-Soule den Kay Voltaire herunter, um stürmender Hand die Brücken zu nehmen und den Convent zwischen zwei Feuer zu bringen. Ohne Kanonen, und in dichte Massen zusammengedrängt, wurde diese Colonne aber, in der Fronte und in der Flanke von schwerem Geschütz bestrichen, niedergeschmettert und zerstreut, nachdem sie sich unter dem Kartätschenfeuer dreimal wieder geordnet hatte.

Die Sectionairs in der Straße Saint-Honore hielten trotz ihrer Bravour nicht besser Stand. Die Kanonen in der Dauphinestraße und in der Schellerstraße richteten in ihren dichten und geschlossenen Reihen arge Verheerungen an. Darauf machten einige Hundert Nationalgardisten den Versuch, in der Kirche Saint-Roch und in dem Theater der Republik Widerstand zu leisten; aber die erstere wurde bald genommen, und das letztere in wenigen Augenblicken durch hineingeworfene Haubitzgranaten gesäubert. Um sechs Uhr war die Pariser Armee an beiden Ufern der Seine in voller Deroute.

Während dieses Treffens, das kaum zwei Stunden währte, und dessen Ausgang so wenig zweifelhaft war, daß Bonaparte

nach den ersten scharfen Schüssen nur noch blind feuern ließ, herrschte im Schooße des Convents der größte Schrecken. Um einen Begriff von der Muthlosigkeit der Versammlung zu geben, braucht man nur die betreffenden Zeilen des Moniteurs nachzulesen, die mehr sagen, als es die ausführlichste Beschreibung thun könnte.

„Um 4½ Uhr hört man zu den Waffen rufen. Alle anwesenden Volksrepräsentanten nehmen ihre Plätze ein, und bewahren das tiefste Schweigen. Nach einigen Minuten hört man Gewehr und Geschützsalven in der Gegend des Hofes der Reitbahn.

„Der Convent schauert vor Entsetzen, und der Schmerz und die Unruhe, welche die ganze Versammlung beherrschen, geben sich in einem verhaltenen, wirren Gemurmel kund.

„Legendre ruft aus: mögen alle Volksrepräsentanten ihre Plätze einnehmen! Laßt uns den Tod mit der Kühnheit empfangen, wie es Freunden der Freiheit, Gründern der Republik geziemt!

„Alle Deputirten setzen sich auf ihre Plätze, und verhalten sich schweigend. Neue Salven unterbrechen die Stille.

„Legendre: Lasset uns eine Haltung annehmen, wie sie Gesetzgebern geziemt, die Haltung, welche dem Tode Trotz bietet.“

Man sieht aus diesen Zeilen, in welchen sich die düsterste Verzweiflung kundgiebt, daß der Convent sich besser mit der Guillotine als mit dem Degen zu schlagen verstand, und daß es mit seinem Regimente aus gewesen wäre, wenn ihm nicht ein sonderbarer, glücklicher Zufall in dem entscheidenden Augenblicke das Militair-Genie Bonapartes zugeführt hätte, um ihn gegen die Pariser zu vertheidigen.

Dies hatte Sieyes, der einzige, welcher an diesem entscheidenden Tage den Kopf nicht verloren hatte, wohl eingesehen. Während die vereinten Ausschüsse, durch die Botschaft Danicans in Schrecken gesetzt, wirr über die Antwort raisonnirten, die man dem Parlamentair geben sollte, führte Sieyes Bonaparte zu einer Fensterbrüstung, und sagte zu ihm: „Sie hören's General, wie sie statt zu handeln schwatzen. Die Körperschaften taugen nichts, wo es Armeen zu leiten gilt, denn sie verstehen sich nicht auf den Werth der Zeit und der Gelegenheit. Hier giebt's für Sie nichts zu thun; darum gehen Sie General, und handeln Sie nach Ihrem Genie und wie es die Lage des Vaterlandes erheischt. Die ganze Hoffnung der Republik beruht auf Ihnen.“

Der leichte und rasche Sieg hatte dem Convent ungefähr 200 Mann an Getödteten und Verwundeten gekostet, und die Sectionnairs hatten ungefähr einen gleichen Verlust erlitten.

Die Gerechtigkeit muß man dem Convente widerfahren lassen, daß er nach seinem Siege mit Mäßigung zu Werke ging. Militair-Commissionen, in dem ersten Rausche des Erfolgs ernannt, hatten mehrere Todesstrafen gefällt, doch wurden deren nur zwei vollzogen, und zwar an dem Präsidenten des Criminaldepartements von Paris, welcher bei der Section des Theatre Français den Vorsitz geführt hatte, und an Lafond-Soule, der sich so tapfer bei dem Brückenangriffe über den Kays am linken Ufer benommen. Bonaparte und die Officiere der Pariser Armee machten den Versuch, Letzteren zu retten, er vereitelte das aber durch die edle, wiewohl nutzlose Energie, mit welcher er seinen Richtern entgegen trat. Danican verließ den andern Tag Paris, und war so glücklich, einer sichern Verurtheilung zu entgehen.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß die öffentliche Meinung, der es schon schwer fiel, dem Convente seinen Sieg zu Gute zu halten, ihm nutzlose Rachenahmen nicht verziehen haben würde. Durch die Macht dieses allgemeinen Gefühls geschirmt, blieben die meisten Sectionnairs, die sich bei dem Aufstande compromittirt hatten und pr. Contumaz condemnirt worden waren, ruhig zu Paris, und boten dem Convente in einer Art von malitiöser Eitelkeit Trotz. Der thätigste und verwegenste Anschürer des Aufstandes, und der als Präsident der Section Le Pelletier so erfolgreich die ganze Hauptstadt zum Widerstande aufgereizt hatte, der Graf von Castellane, antwortete einer Patrouille, die ihn anrief, als er Abends nach damaliger Sitte mit einer Laterne in der Hand über die Straße ging, ganz gemüthlich zu: „Nun, Potz Velten! ich bin's, Castellane, der Contumaz.“

Fünf Tage nach dem Siege, stellte Barras die Officiere der Armee von Paris dem Convente, der durch dieselbe gerettet worden war, vor und belobte Bonaparte in Worten, die heutzutage einigermaßen wunderbar klingen.

„Ich berufe,“ sagte er, „die Aufmerksamkeit des Nationalconvents auf den General Bonaparte: er ist's, dessen tüchtigen und raschen Dispositionen dieser Kreis, um welchen her er seine Posten mit vieler Geschicklichkeit vertheilt hatte, seine Vertheidigung zu verdanken hat.

„Ich trage nun darauf an, daß der Convent die Ernennung Buona-Parte's zum Unterbefehlshaber der Armee des Innern bestätige.“

Barras gab seine Demission als Obergeneral am 26. October, und in Folge dieses Schrittes, den die neue Verfassung Barras' auferlegte, ward Bonaparte durch den Heilsausschuß mit dem Oberbefehl der Pariser Armee betraut, welchen Posten er erst im Monat März 1796 wieder abgab, um sich an die Spitze der italienischen Armee zu stellen.*)

(Fortsetzung folgt.)

Erzählende Dichtungen von J. Arany. Aus dem Ungarischen übersetzt durch Kertbeny. Erster Band: Toldi. Zweiter Band: Die Eroberung von Murány. Leipzig, Friedr. Ludw. Herbig. 1851. XXIV, 184 und 186 Seiten 8.

(Beschluß.)

Aus beiden Gedichten jetzt ein kleines Bruchstück. Zuerst aus dem eilften Gesange des „Toldi,“ die Schilderung des Sieges

*) Aus einer Verwirrung der Erinnerungen des Kaisers, hat Herr von Montholon in den auf St. Helena geschriebenen Memoiren gesagt, Napoleon Bonaparte sey am 10. October von dem Convent zum Obergeneral der Truppen des Innern ernannt worden. Barras hat seine Demission in dieser Eigenschaft erst am 26. jenes Monats gegeben, und sonach ist die Ernennung Bonapartes erst später erfolgt.

über den riesigen Böhmen, welcher auf der Donauinsel seit längerer Zeit die Magyaren verhöhnte, zum Kampfe herausforderte und alle seine Gegner tödtete.

„Plötzlich kommt der große Böhme,
Abwärts von der Budaseit',
Tanzt mit seinem Riesenpferde
Innerm Seil geraume Zeit;
Flucht gar häßlich, schimpft die Magyarn,
Prahlt von seines Rosses Höh':
Daß, mit ihm zu ringen, Niemand
Sich getrauen würde je.

Aber von der Pesterseite
Unversehens hebt Geschrei
Sich empor, ein Freudenjubel
Tönet weit und breit herbei;
Denn ein unbekannter Ritter
Kommt auf einem schwarzen Roß,
Und er sprengt zur Fahn', zu messen
Sich nunmehr mit dem Koloß.

Es ist seines Helmes Gitter
Zugeschlagen fest und schwer,
Eine weiße Feder schwenket
Sich am Helme hin und her;
Toldi — (denn er war's, wer sonsten? —
Nimmt herab die Feder schnell,
Und des Königs Helden reiten
Hin zu ihm gleich auf der Stell'.

Und sie fahren mit der Feder,
Wie die Sitte es bestimmt,
Zu dem Böhmen hin nach Buda,
Der sie in Empfang gleich nimmt;
Blutroth ist des Böhmen Feder,
Die er giebt im Tausch dafür,
Kampfesannahm' war dies Tauschen,
Weiß und rother Federzier.

Unterdessen ging zum Schlosse
Eilig diese Kund' hinauf,
Es erschienen mit dem König
Viele Herrn auch gleich darauf;
Beide Kämpfer aber schifften
Sich in Kähnen ein zugleich,
Und sie kamen an auch Beide
Gleicher Zeit im Kampfbereich.

Dort doch stieß zurück der Miklós,
Als sein Fuß betrat den Strand,
Gleich jetzt in die breite Donau
Seinen Kahn vom festen Land,
Als lief Schlittschuh der, so glitt er
Hin die glatte Wellenbahn,
Und am Pesterufer schlug er
Sich zuletzt die Nase an.

Drauf frug ihn der Held aus Böhmen,
Weshalb solches er wohl that:
Daß zurück er in die Donau
Seinen Kahn geworfen hat?
„Wegen nichts sonst, Held!" — sprach Miklós,
Als er ihn voll Stolz begrüßt —
„Weil für einen einz'gen Menschen
Ja e i n Kahn genug wohl ist.

„Einer von uns zwei erleidet
Hier des Todes bitt're Pein,
Und es wird doch wohl ein Todter
Keines Kahn's bedürftig sein?"*)
So sprach Toldi, hob im Sprechen
Jetzt die eine Hand empor,
Und mit einem tiefen Seufzer
Wandt' er sich zu Gott zuvor.

Dann sprach wieder er zum Böhmen:
„Reich', Du Held, mir Deine Hand,
„Nie hab' ich erzürnt Dich, Kummer
Ich auch nie durch Dich empfand;
„Soll'st Du grollen? Eine Stunde
Hast Du kaum noch hinter Dir,
„Und wer wird am Todtenbette
Nicht vergeben für und für?"

Drauf die Eisenfaust der Böhme
Wohl dem Miklós schnelle reicht,
Um in ihr zusamm'zuquetschen
Dessen Hand, so falsch als leicht;
Aber Miklós wurd' die Sache
Noch in vorhinein gewahr,
Und zu guter Zeit noch merkte
Er die drohende Gefahr.

Jetzt nahm seine mächt'gen Kräfte
Toldi auch zusammen fest,
Schrecklich hat die Hand des Ritters
Er sogleich zusamm'gepreßt;
Es erlaubte ihm's der Handschuh,
Und er drückte ehrlich zu,
Ausgerenkt hat so dem Ritter
Alle Finger er im Nu!

---

*) Jeder Gesang des „Toldi" hat ein Motto aus Illosvai, der eilfte das folgende:

„Hier muß sterben, wiss' es, heut' noch von uns einer,
Nöthig ist kein Kahn wohl einem schon gestorbenen Mann."

Die obige Stelle ist also nicht Arany's Erfindung. Kertbeny, Dies bemerkend, führt eine ähnliche aus Gottfried's von Straßburg, „Tristan", Vers 6793—6810, an und fragt: Sollte hier kein directer Einfluß der deutschen Heldendichtung auf die Phantasie des Ungarn stattgefunden haben? Es scheint uns etwas unwahrscheinlich, da, wenn auch dem Illosvai Gottfried's Gedicht zugänglich gewesen sein sollte, er doch schwerlich die deutsche Sprache genug kannte, um es zu benutzen.

So, wie wenn die Zeit des Schmelzens
Kommt im Lenz und dann auch gleich
An den Dächern die Eiszapfen
Niederträufen, wasserreich,
Troff aus jeder Fingerspitze
Ihm das rothe Blut heraus,
Und des Toldi's Kraft erschreckte
Unserm Böhmen voller Graus.

Darnach packte ihn der Toldi
So mit einer Hand nur an,
Und er schüttelte den Böhmen
Wie es Riesenkraft nur kann;
Zwischen seiner Hand nun bebte
Er und athmete mit Müh',
Endlich jammerte der Böhme,
Stürzte vor ihm auf das Knie.

„Süßer Sohn! ich flehe: wünsche
Doch nicht meinen Tod sogar,
„All' mein Habe bring' ich gerne
Als Geschenk Dir reuig dar;
„Zwölf der Diener und mit ihnen
Viele Rinder geb ich Dir,
„Auch mich selbst geb' ich als Helden,
Läßt Du nur das Leben mir."

Unsres Toldi Herz, es neigte
Bald sich dieser Bitte zu,
„Gut ist's" — sprach er, — „Deine Rinder
Nehm' ich, lasse Dich in Ruh';
„Doch auch diese will behalten
Nicht entfernt ich wohl als mein:
„Umgebracht hast Du zwei Helden —
Ihrer Mutter soll es sein.

„Jetzt, wie ein Almosen, schenke
Ich Dein armes Leben Dir,
„Aber gieb mir das Versprechen
Ehrlich auf der Stell' dafür,
„Daß, verschlingt auch's Meer das tiefe,
Deine Böhmerheimath gleich,
„Du doch Deinen Fuß nie wieder
Stellst in unser Ungarreich."

Alles dies beschwor der Ritter
Ganz in Furcht mit reu'gem Sinn,
Und mit Frieden gingen Beide
Zu dem Kahn am Ufer hin,
Doch der große Böhme streckt
Plötzlich sich im tollem Muth,
Und versetzt dem Toldi rückwärts
Einen Schlag mit aller Wuth.

Glück für Toldi, daß im klaren
Donauspiegel er's ersah,
Und ihm aus der Hand den Säbel
Riß mit guter Wendung da;
Niederfiel der große Böhme:
„Gnade, Mitleid hab' mit mir!"
„— Geh' und bitt' von Gott Dir Mitleid,
Jetzt zeig' ich die Straße Dir."

Und mit selbem Säbel, welchen
Er dem falschen Böhmen nahm,
Gab er ihm die ew'ge Gnade,
Die ihm schnell zu Gute kam;
Und im Nu hieb er vom Rumpfe
Ihm den Kopf, so flink als gut,
Und der große Säbel wurde
Roth von seines Eigners Blut.

Toldi spießte auf den Säbel
Nun den Kopf, zeigt ihn umher,
Ein Geschrei von beiden Ufern
Scholl jetzt aus dem Menschenmeer;
Und sie klatschten, und sie ließen
Fahnen wehen ob dem Glück,
Buda's große, hohe Berge
Jubelten den Lärm zurück.

Aus dem letzten Gesange der „Eroberung von Murány" folgt hier die Entwicklungsscene. Als Vesselény, der sich unbegleitet in Mária's Gewalt gegeben, dem Henker gegenüber, von Kádas, dem alten Diener der Fürstin, vernimmt, sie könne nimmer glauben, daß er

„Die tolle That vollbracht
Aus Lieb' — nicht um zu stehlen
Die Burg bei stiller Nacht"

wird er von diesen Worten schmerzlich berührt.

Drum bebt der Vesselényi,
Als Kádas deutlich spricht:
An seine Lieb' glaubt immer
Die Mária noch nicht.
Für einen Abenteurer
Hält sie ihn also blos.
Der um die Burg nur Alles
Gethan, besinnungslos?

So soll er sterben, ohne,
Daß die, für die er stirbt,
An seine Liebe glaubet,
Für die er jetzt verdirbt!
So geht er, — einem Brief gleich,
Des Inhalt Niemand kennt,
Den man, bevor gelesen,
Verschlossen noch, verbrennt! —

So sterb' er, ohn' daß selber
Sein abgeschlag'nes Haupt
Es mach', daß diese Fraue
An seine Liebe glaubt?
An seine Lieb', die, bis sich
Bei ihr der Tod stellt ein,
Ihn wohl an ihr wird rächen
Durch tiefer Reue Pein.

Jedoch, wie soll er's ändern?
Verleug'ne er die Treu,
Die seiner Fahn' er schuldig,
— Gefangen oder frei —?
Ist werther denn als Schande
Wohl jene einz'ge Bahn,
Auf der zu ihrer Liebe
Er schreiten kann hinan?

— Es nützen die Gedanken,
Daß seiner Seele Kraft
Und Größe sich, hellstrahlend,
Empor gleich wieder rafft;
Entschlossenheit gegossen
Ihm über's Antlitz ist . . . .
Mit Ruh' besteigt die Stufen
Er schnell zum Blutgerüst.

Dort sprach er — seine Linke
Eng an die Brust gepreßt,
Und feierlich die Rechte
Erhoben — furchtlos, fest:
„Gott ist mein Zeuge, welcher
Hoch über uns jetzt thront,
„Wie wahr ich Eine liebe . . .
Die mich so wenig schont.

„Ist ihr genug nicht, was ich
Schon that — fast ohn' Verstand! —
„Hält für gering sie, was ich
Gegeben ihr als Pfand?
„Die Freiheit und mein Leben,
— An Hoffnung reich so sehr —
„Verlangt sie noch als Opfer
Auch meine keusche Ehr':

„Dann — ob sie mich gleich rechtlos
Blos zwinget durch Gewalt,
„Wofür, vor Gott und Welt ich
Zur Rechenschaft sie halt', —
„Dann, geb' als Opfer eher
Ich noch mein Leben hin . . . .
„Das mir ja ohne Liebe
Doch ferner kein Gewinn."

Darauf fällt auf die Knie er
Und betet still für sich.
Und er empfiehlt die Seele
An Gott noch, brünstiglich.
— Erhaben ist sein Antlitz,
Befreit, voll süßer Ruh'. —
Dann ruft er laut: „Jetzt, Henker,
Wagst Du's, so schlage zu."

Doch schlug nicht zu der Henker . . . .
Er staunt; denn schau nur, schau:
Ein Seidenkleid, es rauschet,
Heran stürzt eine Frau,
Auf deren Stirn die reinste,
Die schönste Weiblichkeit,
Den Thron bestieg als Sieg'rin
Nach solcher schweren Zeit.

Und leidenschaftlich stürzt sie
Hin an des Blockes Rand,
Stehn bleibt sie vor dem Feldherrn,
Spricht, reichend ihm die Hand:
„Held! fasse meine Rechte,
Du bist zu gut der Qual,
„Drum die Partei verlass' ich,
Zu folgen dem Gemahl."

Aufblickt der Beselényi,
Als er gehört dies Wort,
Sein Aug', sein Herz, sein Blut selbst,
Still stand es ihm sofort,
Nur zitternd in der seinen
Fühlt er die Frauenhand:
Sein Hoffen, seine Seele,
Versinkt, wie sein Verstand.

Das Haupt er zweifelnd schüttelt,
Denn fassen kann er's kaum,
Ob wohl ein waches Wesen
Kann träumen solchen Traum;
Und erst, wenn er begreifet,
Daß wahr sei, was er sieht,
Wird denn sein Herz ertragen
Die Wonne, die's durchglüht?"

Die äußere Ausstattung ist sehr gut.

Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 64. **Sonnabend, den 9. August.** **1851.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Graf von Artois in seinem Jugendalter (König Carl X.)

(Aus: l'Histoire de la Restauration, par M. de Lamartine.)

Der Graf von Artois war jünger an Jahren als sein Bruder, Ludwig XVIII.; aber wenn er ein ganzes Jahrhundert alt geworden wäre, würde er dennoch immer jünger an Geist geblieben sein. Dieser Prinz gehörte den Naturen an, die nie zur Reife gelangen, weil sie nur mit den Eigenschaften und Mängeln des ersten Lebensalters begabt sind. In seinem Jünglingsalter war der Graf von Artois der Abgott seiner Familie, des Hofes und der Stadt Paris gewesen. Seine Schönheit, seine Grazie, die Sorglosigkeit seines Charakters, ja selbst die Leichtfertigkeit seines Geistes, die sich besser zu der Mittelmäßigkeit seiner Umgebung paßte, ein offenes und gutes Herz, eine verschwenderische Freigebigkeit, ein loyaler Charakter, eine ritterliche Treue des Wortes, Leidenschaft für die Frauen — eine Untugend, die man den Helden nachsieht, ja häufig an ihnen ehrt — Gefallen am Militair, mehr dem Schein nach als in der Wirklichkeit, prompte und geistreichen Gegenantworte, und eine Futilität, die seine Schmeichler als französisches Genie bezeichneten, hatten diesen jungen Prinzen bei der Partei der Aristocratie populair gemacht. Man hatte aus ihm das Gegentheil seines Bruders, des Grafen von Provence machen wollen. Je geneigter dieser sich den Reformen des Königreichs und den volksthümlichen Absichten Ludwigs XVI. gezeigt hatte, um so entschiedener trat der Graf von Artois als Gegner aller Concessionen und als ein hartnäckiger Verfechter der Mängel und des Veralteten der Regierung auf. Er gab sich das Ansehen, als ob er in der heranziehenden Revolution nichts weiter, als eine der vorübergehenden plebejischen Aufwallungen sähe, die man bekämpfen müsse, ohne sich mit ihr in Debatten einzulassen. Keine der Ideen, von welchen die Luft geschwängert war, war in seine Seele gedrungen. Diese Ideen setzten in der That Intelligenz voraus und Nachdenken war nie seine Sache.

Von dem Hofe verhätschelt, von einem kleinem Kreise junger Aristocraten, eben so futil und unüberlegt wie er selber, vergöttert, der Armee und dem Adel als der Prinz dargestellt, der sie bald unter der Fahne der absoluten Monarchie versammeln, und mit der Spitze seines Degens alle die liberalen Träumereien und alle die feigen Concessionen des Thrones zerreißen würde, gewahrte dieser Fürst die Revolution nicht. Er fuhr fort, der Jagd nachzugehen, zu repräsentiren, zu liebeln, sich frei über die Regierung zu äußern, sich von dem Winde der contrarevolutionairen Meinung zu nähren, und Ludwig XVI. zu solch kühnen Gewaltstreichen anzufeuern, wie sie ihm von seinen Rathgebern eingegeben wurden. Die Revolution, die von fern die Unmacht dieser dem Alter eigenen Etourderie eines jungen Prinzen ermessen hatte, verzieh ihm aus Geringschätzung die Antipathien, welche er wider sie nährte. Sie fürchtete ihn nicht genug, um ihn sehr zu hassen; sie vergaß ihn, oder sie erblickte ihn nur im zweiten Range. Mirabeau, der Herzog von Orleans, Barnave, die constitutionelle Partei und die jacobinische Partei waren überzeugt, daß dieser junge Prinz der Ressourcen ermangele und die Revolution nichts Ernstes von ihm zu fürchten habe. Man verzieh ihn aus Unberücksichtigung. Nur die Königin und ihr vertrauter Hof, die Polignac, die Bezenval, die Lamballe, die Vaudreuil, die Coigny, die Adhemar, die Fersen nährten im Stillen die heroischen Ideen des

Grafen von Artois und der Jugend, die ihn umgab. Der König liebte ihn, ohne ihn in Rath zu nehmen, und der Graf von Provence sah bedauerlich auf seine Ruhmredigkeit herab. Beide wünschten, daß er sich vom Hofe entfernen möchte, damit er die Unpopularität mit sich nähme, die er über den König, seinen Bruder, brachte. Ein Gleiches wurde noch entschiedener von der den Neuerungen feindlichen Partei gewünscht, um aus diesem jungen Prinzen den Gesandten der absoluten Monarchie und der französischen Aristocratie in Europa zu machen, und, um ihn, wie er das schon selbst im Voraus gethan hatte, als den Helden, welcher den Thron befreien und Rache für die Verwegenheiten der Nation nehmen werde, aufzustellen.

Das Gefühl der Antipathie, welches das Pariser Volk gegen ihn hatte, die ersten Volksbewegungen, die Sitzung im Ballhofsaal, die Einnahme der Bastille, das der Krone aufgedrungene Neckersche Ministerium, und die Voraussicht der Kränkungen und Gefahren, welche der Hof zu bestehen haben würde, bewogen ihn nun bald, von selber den verzweifelten Entschluß, auszuwandern und sein Land zu bekriegen, zu ergreifen. Er entfloh gegen das Ende des Jahres 1789 von Versailles, ging zuerst nach Brüssel, begab sich von dort nach Turin, zur Familie seiner Gemahlin, den Hof von Sardinien um Beistand und Subsidien ansprechend, wonach er zu Chambery, an der äußersten Gränze, einige Kaders des mißvergnügten französischen Adels um sich her gruppirte, Agenten und Provocationen nach Lyon und dem Süden entsandte, die überall keinen Erfolg hatten, und dann über die Alpen zurückging, um mit dem Kaiser von Oesterreich zu Mantua zu conferiren und ihn zu einem Fürstenbündniß gegen sein Land zu bewegen. Er erhielt aber nur Versprechungen, und da er mit nichts vom Fleck kam, so begab er sich endlich nach Petersburg, zu Catharina II. Diese Fürstin, die mit einem Blick die Tragweite der insurrectionellen Principien der Revolution auf die Völker überschaut hatte, sah sich nach einem Helden um, den man den Tribunen gegenüber stellen könne. Was man ihr über den Grafen von Artois, über seine Meinungen, seinen Eifer, seine Kampfbegier gesagt hatte, ließ die Kaiserin hoffen, daß der Graf von Artois der Maccabäer der Thronen seyn werde. Sie nahm ihn als den künftigen Befreier der Monarchie im Abendlande auf, gab ihm Subsidien und Aufmunterungen, und hielt ihm Truppen-Contingente für die Coalition bereit, zu welcher sie Oesterreich und Preußen zu bewegen bemüht war. Sie beschenkte ihn feierlichst mit einem mit Diamanten besetzten Degen, und dieses unter Worten, welche den Werth des Geschenkes noch erhöheten und demselben die Bedeutung einer Kriegserklärung gegen Frankreich gaben. Sie erkannte aber bald, daß der junge Prinz nur das Herz und das Aeußere eines Helden hatte, und daß seine Intelligenz, durch das Leben am Hofe verdunstet und durch die Vergötterung seiner Hofleute entnervt, sich in zwecklosen Bewegungen und in Prahlereien, welche der gemeinsamen Sache nichts nutzten, consumirte. Catharina erwartete nichts mehr von ihm, nachdem sie ihn gesehen hatte.

Der Graf von Artois durchstrich so alle Höfe von Europa, überall den Eindruck seines einnehmenden Wesens, seiner Unbefangenheit, seiner Loyalität, aber auch seiner Unzulänglichkeit hinterlassend. Er zog sich an die Ufer des Rheins zurück, und wurde der Held von Coblenz. Die Emigration, welche durch den Schrecken bei jedem neuen Anfall der Revolution zugenommen hatte und bald bei dem Adel, dem Hofe und der Armee Mode geworden war, gruppirte sich mit all ihren Befürchtungen, all ihren Drohungen, all ihren Tollheiten um ihn her. Der Prinz convenirte eben ihren Illusionen. Er herrschte in ihr nach dem Rechte der Verblendung und der Unbedachtsamkeit. Er hatte bei ihr die Popularität, welche die Gemeinschaftlichkeit der Sache und der Verblendung giebt. Er umgab sich in ihr mit all den Unpopularitäten und all den Doctrinen, welche das Gefühl ihrer Unverträglichkeit mit der Nation das Vaterland zu verlassen zwang. Es war der Hof des Alters und der Jugend. Die alten Emigranten sprachen, schrieben, intriguirten für ihn, die jüngeren boten ihm freudig ihren Arm, ihr Leben an. Dies kleine im Auslande flüchtige Frankreich hielt sich stark genug, Leib an Leib mit der Revolution zu ringen und das innere Frankreich diesem jungen Coriolan zu unterwerfen.

(Schluß folgt.)

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Inzwischen näherte sich der 26. October (4. Brümaire), der zur Bildung der neueren Conseils festgesetzte Tag. Der Convent decretirte am 21. ein Reglement, welches den Modus vorschrieb, nach welchem das gesetzgebende Corps und die Directorialregierung organisirt, constituirt und installirt werden sollten. Fünf Tage schieden noch den Convent von seiner legalen Auflösung. Die Partei der Jacobiner wollte diese fünf Tage benutzen, um eine neue Revolution herbeizuführen, die eigenmächtige Regierung des Convents zu verewigen, und die Constitution des Jahres III. auf unbestimmte Zeit hinauszusetzen, so wie man die Verfassung von 1793 suspendirt hatte.

Durch den Sieg des Convents war sehr natürlich der demagogische Geist exaltirt worden. Um das Volk der Vorstädte rebellisch zu machen, und es der Nationalgarde entgegen zu stellen, wurden die Sectionairs als Royalisten und Chouans bezeichnet. Die Bewaffnung der vormaligen Terroristen, die interessirten Schmeicheleien, die man an alle alten Genossen der Meuterei verschwendete, hatten die Hoffnungen der Verschwörer und Clubbisten, für welche die Revolution ein Erbgut, eine Herrschaft, eine Glorie war, neu angefacht und bis zur Illusion hinaufgeschroben. Die Trunkenheit, in welche diese unverhoffte Lage sie nach dem gewaltigen Mißcredit versetzt hatte, in den sie durch den Sturz von Robespierre gerathen waren, flößte ihnen den Plan ein, noch einmal einen Coup zu wagen, und zu sehen, ob sie Frankreich nicht neuerdings unter die Herrschaft der Willkür und des Schreckens bringen könnten, welcher es erst eben entronnen war.

Es ließen sich drei Vorwände gebrauchen, um den Convent und die öffentliche Meinung zu sondiren: die Häupter des Aufstandes waren bis auf etwa zwei Opfer nicht mit Sorgfalt aufgesucht und bestraft worden; es war möglich, das man, mindestens in einer minder ruhigen Zeit, die Wahl der Wähler von Paris,

welche aus den Wählerversammlungen bewaffnete Conferenzen gemacht hatten, nicht gut hieß; endlich schienen die siegreichen Demagogen, in einem Augenblick, wo man die Kämpfer vom 14. Juli, vom 10. August, ja selbst die Septembermörder zum Beistand des Convents herbeizurufen für nöthig gehalten hatte, die Wiedereinsetzung der Deputirten fordern zu können, welche nach den Ereignissen vom 2. und 4. Prairial des Jahres III. (21. und 23. Mai 1795) gefangen gesetzt oder ausgeschlossen worden waren.

Diese drei Vorwände wurden in der That gewählt. Was sich alle für Folgerungen daraus ableiten ließen, liegt auf der Hand. Mit dem ersteren hätte man den Terrorismus gegen die Gemäßigten neu organisirt; mit dem zweiten wäre die Constitution des Jahres III. vertagt worden, weil die Annullirung der Stimmen von Paris nicht allein die Beschlüsse vom Fructidor, sondern die Verfassung selber in Frage gestellt hätte; mit dem dritten endlich hätte man die gebrandmarkten und verstümmelten Reste des revolutionnairen Tribunals, beißhungriger und wüthiger als je, wieder in den Convent und um ihn her gebracht, um unter dessen blutigem Schutze das Regiment des Heilsausschusses wieder neu einzuführen.

Tallien war derjenige, den an ihre Spitze zu stellen alle Nüanzen der Terroristenpartei einstimmig waren. Diese Partei war nach seinem eignen Ausdrucke die Kinnbacken-Partei, und da sie keinen Redner hatte, diente er ihr als solcher.

Welch sonderbarer Ideenwechsel kann Tallien, diesen feurigen Demagogenfeind, diesen unbarmherzigen Reactionnair, der mit Freron, Barras und Dussault auf die gesammte Jacobinerpartei Witze, Injurien und die Knotenstöcke der vornehmeren Jugend losgelassen hatte, vermocht haben, plötzlich den ersten Platz auf dem Berge einzunehmen, wie wenn er dort das Werk seiner Opfer hätte fortsetzen wollen? Aus welchem unbegreiflichen geheimen Grunde der Parteien-Leidenschaft oder Niederträchtigkeit stellte sich die kleine Kirche Robespierre's, Saint-Just's und Couthon's um den blutigen Verfolger her auf, der ihr den Kopf abgeschlagen hatte? Das vermag kein Mensch zu sagen, er möchte denn folgenden Ausspruch von Barras wörtlich nehmen: „Und wenn fünf hundert Verschwörungen statt fänden, Tallien müßte an allen Theil nehmen!"

Tallien war in der That schon bei der royalistischen Verschwörung betheiligt. Er arbeitete mit dem Herzog von Harcourt, und dem Grafen von Puisaye und von Entraigues an der Wiedereinsetzung der Bourbons. Ein Schreiben des Letzteren sprach es jedoch ziemlich aus, daß Tallien und dessen Freunde die Emigranten zu Quiberon verrathen habe, und ein andres Schreiben des Grafen von Provence, an den Herzog von Hartcourt, ließ keinen Zweifel darüber, daß er wegen einer monarchischen Restauration förmliche Verpflichtungen eingegangen war. Alle diese Piecen waren beim Heilsausschusse hinterlegt, und Sieyes theilte sie Tallien, der sie behielt, nur deshalb mit, weil er sein Complice war.

Barras war der einzige, der es wagte, Tallien in seinem Unternehmen, die Verfassung auszusetzen, offen zu unterstützen; doch gehörte Sieyes mit zu dem Complotte, und er verdiente auch diesmal noch, für seine geheimen Umtriebe, den Beinamen, welchen Robespierre ihm gegeben hatte: Maulwurf der Revolution.

In der Sitzung vom 22. October war es, wo Tallien, nach einem Berichte von Barras, der energische Maaßregeln gegen die Royalisten verlangte, die Pläne seiner Partei unter dem Beifallklatschen von den Tribünen keck mit den Worten aufdeckte: „Ehe ein Vierteljahr vergeht, wird die Contrarevolution constitutionnel beschafft seyn, ich prophezeihe es Euch." Wenn das die natürlichen und logischen Wirkungen der Verfassung des Jahres III. seyn sollten, so hieß das allen denen, welche eine Gegenrevolution zu Grunde gerichtet haben würden, andeuten, was sie zu thun hätten. Auch schloß Tallien damit, die am 12. Vendemiaire ernannte Commission der Fünfe „müsse sofort alle Maaß- „regeln vorschlagen, wodurch das Heil des Vaterlandes gesichert „werden könne."

Bentabole, Roux, das gesammte Personal des Berges, die Tribünen, auf welchen sich die Trümmer der Jacobiner vereint hatten, unterstützten mit Wärme den Antrag Tallien's, und niemand kann sagen, wie dieser verzweifelte Versuch geendet haben würde, wenn nicht dem Convente in der Sitzung vom 23. durch eine so heftige als verständige Philippica Thibaudeau's über die neuen Abenteuer, die ihm eine verwegene Intrigue bereiteten, die Augen aufgegangen wären.

Ein einziges Mittel konnte den Anschlag der Terroristen zu Schanden machen, das nämlich, ihre Pläne klar und ohne Umschweife aufzudecken. Thibaudeau that dies am 23. October mit demselben Muthe gegen Tallien, als dieser ein Gleiches am 9. Thermidor gegen Robespierre gethan hatte. „Es handelt sich um nichts Geringeres," rief er aus, „als die Einberufung des gesetzgebenden Corps zu verschieben!" — Nie, nie! antworteten rasch aufspringend die sämmtlichen Mitglieder der Rechten. — „Man hat es auf nichts Geringeres abgesehen," fuhr er fort, „als den Nationalwillen mit Füßen zu treten!" — Als darauf einige Stimmen der Linken entgegneten, daß man dies nicht wolle, antwortete er ihnen: „Es gehört mehr als Unverschämtheit dazu, etwas läugnen zu wollen, was alle unsre Collegen gehört haben." Und Philipp Delleville setzte hinzu: „Mir ist das im Palaste Bourbon gesagt worden, und da bin ich zurückgekehrt, um mich dem zu widersetzen, denn wir wollen lieber alle sterben, als das geschehen lassen."

Hiernach schlug Thibaudeau Tallien mit den Erinnerungen aus dessen Vergangenheit zu Boden. Er schilderte ihn zuvörderst, wie er den Septembermetzeleien das Wort geredet, und dann, wie er sich gleich leidenschaftlich der entgegengesetzten Partei in die Arme geworfen und die muthwillige Jugend organisirt habe, welche in den Schauspiel-Häusern Lärm machte, die Ausschüsse insultirte, dem Convente bis in seinem Sitzungssaale Trotz bot. Er erließ ihm selbst nicht, was die Grafen von Provence und von Entraigues über ihn gesagt hatten, die ihn in ihren Briefen als einen Genossen der royalistischen Ansichten bezeichneten, ihn, der wieder alle Gewaltsamkeiten des Terrorismus gegen sie in Anwendung bringen wollte.

Als Tallien sich in seinem eignen Netze gefangen sah, begann er lebhaft gegen die Chouans zu declamiren, um den Verdacht seiner neuen Freunde vom Berge abzulenken; und um sich mit seinen Gegnern in etwas abzufinden, sprach er sich für die Beschleunigung der Inkraftsetzung der Constitution aus. Damit gab er sich überwunden, nur trug er, um seine Retirade einigermaßen

zu verdecken, darauf an, daß der Convent sich permanent erklären sollte, um Maaßregeln gegen die Verschwörer ergreifen zu können. Dieser Vorschlag wurde durch eine Vertagung beseitigt, und der Versuch der Terroristen scheiterte, weil er muthig aufgedeckt und bekämpft worden war.

Die überwundenen Jacobiner ließen nun ihre Wuth an den letzten Gegenständen aus, über die sie noch zu berathen hatten. Es standen ihnen nur noch zwei Tage zu Gebote, diese machten sie sich aber auch bestens zu Nutz.

Der Ausschuß des öffentlichen Unterrichts hatte als Staatssiegel einen Bienenkorb, von Bienen umschwärmt, in Vorschlag gebracht, was von dem Convente auf die Bemerkung Baraillon's: die Bienen hätten eine Königin und ihr Korb bilde den Hofhalt, verworfen wurde. Es blieb also bei der phrygischen Mütze und der Wage.

Drei Hauptmaaßregeln waren den Montagnards als geeignet erschienen, ihre Zukunft zu sichern, indem dadurch alle diejenigen an sie gefesselt würden, die sich in ihrer Sache compromittirt hätten; dies waren: die Erneuerung der schärfsten Gesetze gegen die Emigranten, die Wiederherstellung des Maximums und eine Amnestie für alle Verbrechen, die sich bloß auf die Revolution bezögen.

Die den Emigranten abgenommene Beute hatte bekanntlich nicht bloß gedient, den Schatz zu versorgen und die Administratoren zu bereichern, sondern hauptsächlich, um bequem eine immense Anzahl von Patrioten zu doliren. Diese neuen Großen, welchen der herrschaftliche Stand ganz wohl behagte, schauderten bei dem Gedanken, der Mittel dazu wieder beraubt zu werden; sie stimmten deshalb mit den meisten Conventsmitgliedern, ihren Complicen, in die Verwünschungen gegen die Emigranten ein, die sie als unschuldig erkannt haben würden, wenn sie dann nicht genöthigt gewesen wären ihnen ihre Güter herauszugeben. Es wurden also alle Proscriptionsgesetze, die schon gegen jene vorhanden waren, erneuert; keiner ihrer Angehörigen, weder Vater, Sohn, Enkel, Bruder, Schwager, Onkel oder Neffe war zulässig, irgend ein Amt zu verwalten, und die Frauen von Emigranten, selbst wenn sie geschieden waren, ihre Mütter, Schwiegermütter, Töchter und Schwiegertöchter wurden gezwungen, wieder zu den Gemeinden zurück zu kehren, wo sie im Jahre 1792 domicilirt gewesen, d. h. an Orten, von wo sie durch Verfolgung und den Tod verjagt worden waren, und wo die meisten von ihnen kein Obdach hatten.

Diesem Decrete wurde ein von Lakanal, einem der abtrünnigen Priester, die sich, wie Maignet, Beaudot, Isabeau, Monestier und viele andre, mehr als irgend sonst jemand durch Leidenschaftlichkeit und Egoismus auszeichneten, ausgedachter merkwürdiger Zusatz gegeben. Es sollte einem jeden, der nicht unter den Gesetzen der Republik leben und ihnen gehorsam seyn wollte, freistehn, Frankreich zu verlassen, aber dieselben durften bei Todesstrafe nie wieder dahin zurückkehren. Es war ihnen gestattet, ihre Güter zu verwerthen, oder ihre Revenüen im Auslande zu verzehren, nur durften sie für eins oder das andre kein baar Geld, keine Metalle, keine Waaren beziehen, und mußten sich einen Abzug zum Besten der Republik gefallen lassen. Ein Decret wie dieses übertraf in hohem Grade den Widerruf des Nanteser Edicts, und ging doch von Männern und einer Partei aus, welche mit Letzterem seit fast einem Jahrhundert das Andenken Ludwigs XIV. geschmäht hatten.

Die Wiedereinführung des Maximums, mit neuen Combinationen, welche seine frühern Mißbräuche verschwinden ließen, erschien der gewaltsamen Partei des Convents als wohlgeeignet, ihr die Anhänglichkeit der Volksmasse der Vorstädte zu gewinnen. Der Mangel hatte den höchsten Grad erreicht, und man war darauf gefaßt, den Preis des Brodes die Höhe von 100 Thlr. das Pfund erreichen zu sehen. Aber welche Combination wäre wohl im Stande gewesen das Hauptgrundgesetz des Handels: freie Preisbestimmung zwischen Käufern und Verkäufern, zu ersetzen? Welche Maaßregel der Welt hätte den Verkäufer hindern können, den Werth des Papiergeldes zu discutiren, womit man seine Waaren bezahlen wollte, wenn er sah, wie der Werth eines Louisdor von einer Börse zur andern zwischen 2600 und 3500 Fr. variirte? Welch eine Macht hätte den Kaufmann zwingen können mit Verlust zu verkaufen, da dieses dem Terrorismus und der Guillotine nicht gelungen war? Das Experiment war zu entscheidend gewesen, um es noch einmal zu wiederholen. Nach einer zweitägigen Debatte wurde die Wiedereinführung des Maximums, am 25. October, hauptsächlich auf den Ausspruch Giraud's von der Unter-Charente: „ohne das Maximum muß man Alles sehr theuer bezahlen, aber mit dem Maximum stirbt man Hungers," verworfen.

Nun blieb noch eine Hauptmaaßregel übrig, durch welche der Convent wenn auch nicht die Erinnerung an die Gewaltthaten seines Regiments zu erlöschen, mindestens alle diejenigen an sein Geschick zu fesseln hoffte, die mit ihm die Mitschuld getheilt hatten. Eine Menge Angeklagter, eine Menge Verurtheilter, seit dem 9. Thermidor wegen Excesse und gräulicher Verbrechen verfolgt, die während der langen und blutigen Orgie der Demagogen begangen worden waren, füllten die Gefängnisse an. Eine weit umfassende und vollständige Amnestie annullirte alle begonnenen Prozeduren und alle schon erlassenen Erkenntnisse gegen die Clubbisten, Terroristen und Mörder, schloß aber zwei Kathegorien von Straffälligen aus, für welche der Convent kein Erbarmen haben konnte: die Priester und die Emigranten!

Eine Legion wilder und unsauberer Revolutionnairs, aus den vormaligen Genossen Robespierre's, Couthon's, Saint-Just's, Joseph Lebon's und Carrier's gebildet, unverbesserliche Naturen, im Laster und im Verbrechen erhärtet, und seit dem Anfang der Revolution gewohnt, von Verschwörungen und Handstreichen zu leben, ergossen sich nun aufs Neue über Frankreich, und sollten nach einigen Monaten den Phalanx von Baboeuf bilden.

So dachte der Convent, der kein Mitleid mit dem Unglück, welches er angerichtet, mit den Ruinen, die er aufgethürmt hatte, fühlte, sein Wüthen, seine Verbrechen und die Verbrechen seiner Anhänger in Vergessenheit zu bringen. Sein letztes Decret, vom 26. October (4. Brümaire des Jahres IV.) legte dem Platze Ludwigs XV., den das Meisterwerk Pigale's nicht zu schützen vermocht hatte, und aus dem der Convent, während er der Revolutionsplatz hieß, ein Schlachthaus für Menschenfleisch gemacht, den Namen Platz der Eintracht bei.

Am 21. Januar 1794 feierte der Convent den ersten Jahrestag des Todes Ludwig XVI., aus dem er einen Festtag gemacht hatte. Er begab sich unter dem Vortritt des Jacobiner-

clubs durch die große Allee der Tuilerieen zum Fuße der Freiheits-Statue, welche die Stelle der Statue Ludwigs XV. eingenommen hatte, da, wo sich jetzt der Obelisk von Luxor erhebt. Die Guillotine hatte Tags zuvor gefeiert, und der Platz war sorgfältig gewaschen worden. Ein Wagen mit einer Göttin darauf, von zwölf Ochsen gezogen, eröffnete den Zug. Als die Ochsen aber den Dunst des Blutes rochen, der aus dem Pflaster aufstieg, blieben sie plötzlich stehen und wollten nicht vom Fleck. Was diese Thiere abschreckte, das schreckte indeß den Convent nicht ab, und während er, um die Statue und die Guillotine her aufgestellt, die Musik der Jacobiner die Arie: Veillons au salut de l'empire, spielen hörte, brach sich ein Karren mit vier Opfern durch die gedrängten Reihen der Gesetzgeber Bahn, die Sanson in weniger als vier Minuten hinrichtete, und von deren Blut die Carmagnole Bourdons von der Oise bespritzt wurde.

Und diesem Platze, auf welchem der Convent solche Dramen aufgeführt hatte, gab er in seiner Milde den Namen Concordienplatz!

(Fortsetzung folgt.)

Die ungarischen Flüchtlinge in der Türkei. Eine Zusammenstellung bisher unbekannter Daten zur Geschichte der Emigration von 1849. Nach dem Tagebuche eines in die Türkei geflüchteten und von dort zurückgekehrten Augenzeugen, mitgetheilt von Imrefi. Aus dem Ungarischen übersetzt, mit mehreren Actenstücken vermehrt und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt durch Vasi. Nebst einer Karte. Leipzig, bei Friedrich Ludwig Herbig. 1851. VIII und 274 Seiten gr. 8.

Der Verfasser erzählt in dem Vorworte, er habe zu Anfang dieses Jahres Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft eines geistreichen Mannes zu machen, der im Dienste der revolutionairen Regierung gestanden, und nach der temesvárer Schlacht auf dringendes Anrathen seiner Freunde sein Vaterland verließ, mit den übrigen Häuptern der Emigration nach der Türkei wanderte und dort eine Zeitlang mit ihnen verweilte, aber bald der Pein des Verbannungslebens müde wurde, der Sehnsucht nach seiner zurückgelassenen Familie und dem selbst im Leiden heißgeliebten Vaterlande nicht widerstehen konnte, und sich entschloß von seinen Gefährten Abschied zu nehmen. Es sei ihm gelungen wirklich in's Vaterland zurückzukehren, wo er sich bereits vor dem Kriegsgerichte purificirt habe. Von ihm erhielt er sein in der Türkei geführtes Tagebuch und die Genehmigung, die werthvollen und interessanten historischen Daten desselben mit einigen Erörterungen und Zusätzen zu veröffentlichen. Der Verfasser des Tagebuches wird als ein wahrheitsliebender Mann von reinem Charakter bezeichnet, welcher die vollste Glaubwürdigkeit verdiene. Dieses Tagebuch ist nun der Hauptbestandtheil der Zusammenstellung; es enthält über die Flucht Dembinszki's, Mészáros', Perczel's, Kossuth's, Batthyány's, Szemere's, Bem's, Guyon's, Kmety's u. A., deren Aufenthalt in Widdin und weitere Schicksale sehr specielle Nachrichten, die nur ein Augenzeuge und Mitflüchtling ertheilen konnte. — Nicht nur die große Zahl der unbemittelten, des Nothwendigsten beraubten Flüchtlinge, sondern auch die nicht ganz mittellosen mußten viel leiden und entbehren, und um die türkische Freundschaft wird Niemand, der diese Blätter gelesen, sie beneiden. Am schmerzlichsten wurden die Höherstehenden unter ihnen durch den Uebertritt einiger ihrer Leidensgenossen zum Islam berührt; das Zusammenleben ward übrigens auch in anderer Weise oft gestört. „Dem Honvéd wurde sein theuerster Lebensgefährte, sein Bajonetgewehr, abgenommen; dem Huszaren sein blutgetränkter Säbel, und um ihn ganz zum Krüppel zu machen, ja zu vernichten, riß man ihm das ihm gleichsam angewachsene Roß weg; der Artillerist hatte keine Kanone mehr, und er konnte sich selbst zum Zeitvertreib nicht in seiner Lieblingsbeschäftigung üben. Sie seufzten alle mit Clemens Mikes: „Unser Lager ist so wie jenes der Israeliten in der Wüste, wo man keinen Flintenschuß vernimmt; hier hat man sich nicht vor dem Feinde, sondern vielmehr vor den Ohrwürmern zu fürchten.“ Die Offiziere konnten zur Parade ihre Degen an der Seite tragen. Die früheren Civilbeamten aber hatten am wenigsten Aussicht, hier einen Wirkungskreis zu finden; denn die Türken haben keine entwickelte Literatur, keine Kunst, kein öffentliches und gesellschaftliches Leben. Ferner waren sie von den Türken durch die Unkenntniß ihrer Sprache und ihrer religiösen Gebräuche ganz abgeschlossen, und diese sahen sie, trotz ihrer Freundschaftsversicherungen, als Christen doch immer mit scheelen Augen an. Bücher und andere für eine edlere geistige Beschäftigung nöthige Dinge konnten sie in der Verwirrung, welche ihrer Flucht vorausging, wol nicht mit sich bringen; die Conversation unter ihnen selbst hatte mehr einen klagenden, disputirenden und gegenseitig sich schreckenden als tröstenden oder aufheiternden Charakter, und wirkte noch mehr betrübend und niederschlagend auf sie ein. Selbst die sonst so gern gehörte Zigeunermusik wollte ihnen nicht zusagen, denn sie mochte lustige oder traurige Klänge hören lassen, sie wirkte immer schmerzerregend auf ihre blutenden Wunden. Sie waren also verdammt, in einem Zustande des Nichtsthuns, welches nur den Nomaden und Sclaven zusagen kann, den gebildeten Menschen aber tödten muß, zu vegetiren, und es ging ihnen wie dem Fische auf trocknem Boden, dem sein Lebenselement genommen ist. Trefflich sind die Worte Clemens Mikes': „Die Zeit ohne Arbeit zuzubringen ist eine sehr schwere Arbeit.“

Die Uneinigkeit, neidische Eifersucht, eitle Ruhmgier, vorwurfsvolle Anklagen, gegenseitige Verdächtigung, und selbstsüchtige Schwäche streuten auch in der Gefangenschaft zwischen den Führern der Emigration den Saamen des Hasses und der Zwietracht aus. Nur Dembinszki und Mészáros, diese zwei alten Männer, welche fast eine gleiche Bahn durchlaufen hatten, lebten in einer Freundschaft wie Damon und Pythias, während die Uebrigen zum großen Theil, wenn auch nicht offen, so doch hinter dem Rücken sich gegenseitig anschwärzten. Besonders Perczel war es, der unter den höhern Civil- und Militärbeamten sehr wenige für ehrlich und brauchbar hielt, und noch im Auslande peinigte ihn die fixe Idee, daß nur er das verrathene Vaterland hätte retten können. Kossuth, der sich in den Tagen seiner Herrlichkeit von so vielen Günstlingen betrogen sah, wollte sich jetzt in seinem Unglücke nur selten mit Jemanden befreunden, und selbst mit seinem früher sehr geliebten Feldherrn Bem kam er jetzt nicht mehr in Berührung. Sollen wir noch erwähnen die Rivalitäten, gegen-

seitige Verdächtigungen, Verkleinerungen, nichtssagenden Drohungen zwischen den ungarischen und polnischen Offizieren, und die Reibungen zwischen den Civilbeamten und den Soldaten?

Auf sie fand die Klage Clemens Mikes' ihre Anwendung: „Das Mißtrauen, der Zweifel und der schwarze Neid wanderten mit uns aus, als hätten auch sie nicht im Lande bleiben dürfen."

Unter der weniger gebildeten aber auch weniger herrschsüchtigen Mannschaft im Lager waren diese Streitigkeiten und gegenseitigen Angriffe weniger zu finden, auch wurden sie minder geplagt von dem drückenden Gefühle einer unsichern Zukunft und der Unthätigkeit. Hingegen erwachte bei ihnen die Sehnsucht nach dem Vaterlande mit doppelter Macht; dies um so mehr, da sie das Zutrauen zu ihren Offizieren verlieren mußten, die sie früher mit dem Versprechen zur Flucht bewegten, daß sie bald mit den Türken vereint ins Vaterland zurückkehren würden, und die sie, wie früher in den Schlachten, so auch hier, im Lager, in Elend und Noth verließen. Das ganze Lager war manchmal durch Unzufriedenheit und Kummer in die größte Traurigkeit versetzt und glich einem abgelesenem Weinberge. Der Honvéd war hier verwaist wie das abgefallene gelbe Blatt im Herbste."

Ueber die Gastfreundschaft und Freundlichkeit der Türken gegen die ungarischen Flüchtlinge, die „sehr drolliger Natur" war, macht der Verfasser des Tagebuchs die folgenden Reflexionen: „Nachdem sie von ihnen Geschenke im Werth von einigen tausend Gulden erhalten, ja eigentlich mit Gewalt weggenommen hatten, speisten sie sie mit höflichen Freundschaftsversicherungen und nie zu erfüllenden Versprechungen ab. Zu essen gaben sie ihnen zwar, damit sie nicht Hungers stürben, aber die Rationen, besonders die Furageportionen für die Pferde wurden täglich magerer, so daß die Flüchtlinge den Mangel aus ihrem eigenen Beutel ersetzen mußten. Es gab also nicht nur beim ungarischen Revolutionsheere, sondern es giebt auch in der Türkei sehr geschickte Proviantierungscommissaire, die so sehr für ihr Geschäft taugen, daß ein ehrlicher Mensch dabei Hungers sterben könnte.

War doch selbst ihre Person nicht ganz gesichert; wie sollte es ihr Eigenthum sein! Es ist wahr, daß die Türken, denen die Grundsätze ihrer Religion jede Neigung zum Stehlen untersagen, ihnen ihr Vermögen nicht weggestohlen haben, aber sie eigneten sich einen Theil desselben offen an.

Es ist ein bekanntes Sprichwort: „Die Türkei ist das Paradies der Pferde und das Purgatorium der Weiber," und die Pferde der ungarischen Flüchtlinge sind dort auch wirklich fast alle selig geworden. Die Pferde der Gemeinen wurden ohne allen Schadenersatz weggenommen, die der Offiziere aber erbaten sie sich theils als Geschenke, theils kauften sie oder nahmen sie sich dieselben für einen von ihnen selbst festgesetzten Preis. Der widdiner Pascha von drei Roßschweifen gab als Freund des Freihandels den Befehl, daß Niemand von den Ungarn Pferde kaufen dürfe, damit er selbst sie umsonst oder um einen Spottpreis bekommen konnte. Auf diese Weise wußte er sich auch die besten 50 Pferde anzueignen. Die Flüchtlinge hatten nämlich an 1500 Pferde mit sich nach der Türkei geführt; diese Zahl ist durch obiges System so sehr zusammengeschmolzen, daß sie bei ihrem Abzuge von Widdin nach Schumla kaum noch 40—50 Stück hatten.

Sie wurden also nicht nur im strengsten Sinne des Worts entwaffnet, sondern auch aus dem Sattel gehoben.

Man könnte auf die türkische Freundschaft gegen die Ungarn durchaus nicht die Worte der heiligen Schrift anwenden: „Ich habe gehungert und ihr habt mich gespeiset", denn wenn sie ihnen auch zu essen gaben, so war doch kein Segen dabei, und ich kann mir es jetzt denken, warum Clemens Mikes, der mit Rákóczy ausgewandert war, sich so sehr nach töltött káposzta (eine magyarische Speise, welche aus gesäuerten Krautblättern, die mit gehacktem und gut gewürztem Fleische gefüllt werden, besteht) sehnte; „ich habe gedurstet und ihr gabt mir zu trinken", jawohl, dicken Kaffeegrund und Donauwasser, aber Wein wahrlich nicht; „ich stand auf der Straße und ihr nahmt mich in's Haus", d. h. man hielt sie als Gefangene zurück; „ich war nackt und ihr habt mich gekleidet", die Honvéd waren Anfangs September noch bloßfüßig im widdiner Lager; „ich war krank und ihr habt mich gepflegt", dies haben sie wirklich nicht gethan; „ich war gefangen und ihr habt mich besucht", ja der widdiner Pascha die Führer der Emigration, und die widdiner Bevölkerung das Lager der Gemeinen."

Kossuth's Privatleben in Widdin wird im 14. Abschnitt besprochen. Wir entnehmen daraus das Wesentlichste: „Am nächsten standen ihm sein früherer Adjutant Obristlieutenant Asboth, und sein Dolmetscher Szölösy, mit welchen er in Widdin nicht nur unter einem Dache, sondern sogar in einem Zimmer wohnte, und die ihn durch ihre Conversation auf mögliche Weise aufzuheitern und vor Langweile zu schützen suchten.

Asboth wurde von Kossuth sehr geliebt, und wirklich war er auch ein Mann, der durch seine gründliche Bildung, durch sein männliches Benehmen, und durch treue Anhänglichkeit sein Vertrauen und seine Freundschaft im vollen Maaße verdiente.

Hingegen hatte er zu Szölösy weit weniger Zutrauen, und nur die Nothwendigkeit, sich seiner als Dolmetscher bei den Türken zu bedienen, hieß ihn denselben in seiner Nähe dulden.

Was für ein sonderbarer Mensch dieser Szölösy ist, kann der Leser aus folgender Thatsache beurtheilen. Als nämlich die Auswanderungslustigen noch vor Kossuth's Ankunft an die türkische Grenze heranzogen, war auch Szölösy, der in der letzten Zeit der Revolution als Secretär im Ministerium der äußern Angelegenheiten ein hohes Amt bekleidet hatte, unter ihnen. Dieser glaubte, daß Kossuth mit einer Masse Geldes, wenigstens mit einigen Millionen, in's Ausland gehen werde, und er nahm sich vor, daß sobald er mit dem Gouverneur an der Grenze zusammentreffe, er diesen, wenn auch mit Gewalt, bewegen werde, seine Schätze mit ihm zu theilen. Dieses edle Vornehmen sprach er auch offen vor seinen Reisegefährten aus. Als er aber mit Kossuth in Orsova zusammentraf, und sah, daß dieser nicht allein sei, ließ er den Plan zur Theilung der Schätze fallen, und trat als Dolmetscher wieder in seine Dienste.

Kossuth der bereits so oft durch seinen Mangel an genügender Menschenkenntniß von Leuten betrogen wurde, die er für untrüglich hielt — welche Leichtgläubigkeit bloß seiner ungemeinen Herzensgüte zuzuschreiben ist —, wußte vermuthlich von Szölösy's Vornahme nichts. Uebrigens blieb Szölösy auch in Widdin nicht lange an seiner Seite, und er nahm später einen Siebenbürger, Namens Cseh, als Dolmetscher in seine Dienste.

Kossuth wurde in Viddin von vielen der Flüchtlinge oft besucht, aber er ging nur zu wenigen; außer dem Pascha besuchte er am meisten den Grafen Casimir Batthyány. Seine regelmäßigen Spaziergänge ausgenommen, saß er meist zu Hause, aber an geistreicher Unterhaltung fehlte es ihm nie. Das Lager der Honvéd besuchte er einige Male, und wurde stets von ihnen mit größter Verehrung empfangen.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß Kossuth in Viddin, wenn auch nicht in einem glänzenden, so doch in einem reinlichen Hause gewohnt habe. Er wohnte zwar mit seiner kleinen Umgebung in dem Hause eines türkischen Polizeibeamten, also eines türkischen Herrn, aber deswegen hatte er hier nicht einmal soviel Bequemlichkeit als einst in seinem Gefängnisse zu Ofen. Außer den einfachsten Bettstellen und Koffern, bestand noch das ganze Meublement aus einigen Sesseln und einem Tische. Die osmanische Gastfreundschaft ließ ihm von den prachtvollen türkischen Tapeten und Divans, die bei den großen Herren so massenhaft zu finden sind, auch nicht ein einziges Stück zukommen. Uebrigens verlangt die Zufriedenheit weder ein chinesisches Sopha noch einen Marmorpalast, und „ein Verbannter muß sich mit Wenigem begnügen“, sagt Clemens Mikes.

Endlich müssen wir hier noch das von verläumderischen Zungen ausgestreute Liebesverhältniß zwischen Kossuth und der Gräfin Dembinszki erwähnen.

Als Kossuth aus dem Contumazhause nach Viddin abgeführt wurde, traf er unterwegs in einem schmutzigen wallachischen Dorfe mit dem Major Grafen Dembinszki zusammen, und mußte zufällig mit diesem Neffen des polnischen General-Feldmarschall-Lieutenants und seiner in's Ausland mitwandernden hübschen ungarischen Gemahlin ein und dasselbe Quartier theilen. In dieser Situation wurde die geistreiche und gefühlvolle Dame mit Kossuth, den sie als Patriotin hoch verehrte, näher bekannt; und da die Gräfin seit dieser Zeit mit ihm in immerwährendem gesellschaftlichen Verkehr stand und ihm mit größter Höflich- und Herzlichkeit begegnete, ja in Viddin als seine Nachbarin ihn fast jeden Tag mit ihrem Manne besuchte, in seinem kränklichen Zustande sorgfältig pflegte, und aus ihrer eigenen Küche mit Speisen versah, so ging bald aus dieser Bekanntschaft eine herzliche Freundschaft hervor.“

Manche irrige Ansichten z. B. daß Kossuth sich in der Türkei noch fortwährend als Gouverneur von Ungarn betrachtet habe, obgleich zugegeben wird, daß er dort nicht aufgehört ein öffentlicher Charakter zu sein, ja daß er mit Energie im Interesse seines Vaterlandes und der Flüchtlinge fortgewirkt, werden berichtigt; recht schlagende Beweise dafür, was von den Correspondenzen der Zeitungen zu halten sei, werden mehrfach geliefert.

Außer dem Tagebuche giebt der Verfasser uns noch geographische, topographische und historische Notizen, die einen nicht unbedeutenden Raum einnehmen, aber theils zum Verständniß des Erzählten nützlich sind, theils vielen Lesern neu sein werden. So berichtet er S. 103—119 über die früheren Kriege zwischen den Türken und Ungarn, u. s. w.; S. 120—136 über die Einwohner, Sprache und geschichtlichen Verhältnisse Bulgariens zu Ungarn u. s. w., und besonders (S. 139—178.) über Religion, Charakter, Regierungssystem, Justizpflege u. s. w. der Türken, (für den nächsten Zweck des Buches jedoch viel zu weitläufig).

Das Tagebuch versiegt, wie der Verfasser sagt, auf dem Wege zwischen Viddin und Schumla. Ueber den Abzug nach Schumla findet sich S. 214 noch folgende Angabe: „Am 30. October setzte sich die erste Karavane von Viddin nach Schumla in Bewegung. Sie bestand aus einigen Hundert Mann, größtentheils Polen, unter Bems Anführung, aber auch Dembinszki, Mészáros und Graf Vay gingen mit derselben. Am 31sten zog die italienische Legion ab, unter Anführung des Grafen Monti. Am 1. November folgte ihnen die Karavane der Renegaten unter Kiamil und Fehrad Pascha (die früheren Generäle Kmety und Stein). Mit dieser zogen auch drei Frauen, nämlich die an den übergegangenen Major und Hauptmann verheiratheten Schwestern Cleika und Anna Lévay und ihre Mutter. Endlich am 3. November wurde der Zug von den christlichen Ungarn geschlossen, die ungefähr 300 an der Zahl waren, unter ihnen Graf Batthyány, die beiden Perczel, Johann Balog, Gabriel Egressi, Gyurmán und Házmán. Die Häuptlinge ritten zu Pferde oder saßen auf Wagen, die Mannschaft mußte bis zum Knie im Kothe waten. Auch einige Frauen waren mit ihnen. Madame Batthyány reiste in ihrem eigenen Wagen; Házmán fuhr in einem zweiräderigen Karren daher. Die Zahl aller von Viddin nach Schumla abgeführten Flüchtlinge kann sich auf 2000 belaufen haben. Bei diesem Abzuge trennten sich nur Graf Stephan Batthyány, einstiger Reichstagsdeputirter und Regierungscommissair, und Alexander Makai, einstiger Vicegespan von Kroßó, von der Emigration. Der erstere reiste nach Constantinopel, letzterer kehrte auf Vermittelung des östreichischen Consulatsagenten in sein selbst im Unglück heißgeliebtes Vaterland zurück.“

In dem letzten Abschnitte wird das Mangelnde „durch glaubwürdige und bereits als bewährt befundene Daten aus Zeitungsblättern und Privatmittheilungen“ ergänzt. Namentlich wird hier auch der diplomatischen Verhandlungen über die Flüchtlingsfrage gedacht und S. 222—234 ein Verzeichniß der nach Kiutahia (Hauptstadt der Statthalterschaft von Anatolien in Kleinasien), so wie der nahmhaftesten Renegaten, die unter starker Cavalleriebedeckung nach Haleb (Aleppo) geführt wurden, mitgetheilt. Die Aufnahme der ungarischen Flüchtlinge in den vereinigten Staaten von Nordamerika wird mit dankender Anerkennung und Belobung der amerikanischen Staatsmänner geschildert.

Erwägt man, daß Verfasser und Uebersetzer Ungarn sind, und also nur mit warmer Theilnahme die Leidensgeschichte ihrer Landsleute schreiben konnten, so darf dabei nicht unbemerkt bleiben, daß die Zusammenstellung im Ganzen frei von Partheilichkeit ist. Wir haben dafür schon oben einen Beleg gegeben; der Verfasser erklärt sich darüber im Vorworte selbst so: „Ich weiß es wol, daß bei uns jetzt der Schriftsteller auf die meiste Popularität rechnen könnte, welcher z. B. den in diesen Daten oft erwähnten Kossuth als gewesenen Gouverneur unbedingt loben und von allem Tadel lossprechen, Görgei aber als Feldherrn unbedingt zum Vaterlandsverräther stempeln möchte; der ferner — ich will hier nur einen erwähnen — General Hauslab, der seine Aufgabe in Viddin männlich gelöst, und das Loos von Tausenden unserer Flüchtlinge verbessert hat, blos darum, weil er ein östreichischer General ist, mit Schmähungen überhäufen wollte; aber es kann durchaus nicht im Interesse und im Willen eines denkenden und aufrichtigen Patrioten liegen, wegen der veränderlichen Gunst der

Massen in den Fehler der Befangenheit und Parteilichkeit zu verfallen." In Bezug auf die Anwesenheit des Generals Hauslab in Widdin (October 1849) lesen wir S. 202, daß die Honvéd sich auf seine Aufforderung zur Heimkehr, zu Hunderten meldeten; „wenn wir," sagt der Verfasser des Tagebuchs, „in dieser Sache unbefangen sein wollen, so müssen wir als Augenzeugen gestehen, daß der größte Theil der in Widdin gefangen gehaltenen Honvéd General Hauslab auf dem Schlachtfelde gewiß wie einem Feinde begegnet wäre, aber in ihrer jetzigen bedrängten Lage konnten sie ihn nur als Befreier begrüßen, der ihnen nach so vielen Gefahren und Trübsalen endlich den Oelzweig des Friedens und der Ruhe darreichte;" und S. 206: „das Versprechen des Generals, welches in einem Versicherungs-Documente bei der türkischen Regierung niedergelegt wurde, ist pünktlich gehalten worden. Die Mannschaft vom Feldwebel abwärts wurde nicht bestraft, die Kriegsfähigen wurden in die kaiserliche Armee gereiht. Die Offiziere wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, und theils zur Gefängnißstrafe verurtheilt, theils freigesprochen." Kossuth benahm sich in dieser Angelegenheit würdig und der General fand keinen Grund sich über ihn zu beklagen.

Das Werk ist in 30, oder mit dem „Schluß", in 31 Abschnitte getheilt, alle mit Motto's, größtentheils aus den geistreichen Briefen des Clemens Mikes, welcher mit Franz Rákóczy II. (gest. 1735) in der türkischen Verbannung lebte; der Verfasser wollte durch dieselben einigermaßen die Aehnlichkeit zwischen der einstigen und jetzigen ungarischen Emigration hervorheben und die Erinnerung an die Vergangenheit mit der lebendigen Gegenwart verschmelzen.

Auf den beiden letzten Seiten befindet sich ein Verzeichniß der Aufenthaltsorte der bedeutendsten ungarischen Flüchtlinge in Europa, Asien und Amerika. Die Mehrzahl derselben lebt in England und Paris; als in Deutschland sich aufhaltend werden angegeben: Baron Uchtritz, Husarenoberster; Ignaz Einhorn, Prediger der reformirten Israelitengemeinde in Pest, später Feldpater in Komorn, jetzt Verfasser mehrerer vorzüglicher Schriften über Ungarn; Szerdahelyi, Claviervirtuos, Agent der ungarischen Regierung; als in Kleinasien internirt: Kossuth Gouverneur; Mészáros, General, F.M.L. und Kriegsminister; Visocky, General und Commandant der polnischen Legion und des Armeecorps in Oberungarn (Kaschau); Gr. Kasimir Batthyány, Minister der äußeren Angelegenheiten; Moritz Perczel, General; Niclaus Perczel, Oberster; Házmann, Repräsentant; Gyurmán, Redacteur des „Közlöny"; Balogh, Vater und Sohn; Ibász, Oberster.

Unter den Renegaten kommandiren die Generäle Kmety (jetzt Kiamil Pascha) und Stein (jetzt Ferhad Pascha) in Kleinasien. Guyon dient als Christ in der türkischen Armee, und auch Dr. Gaal ist als Stabsarzt in der türkischen Armee angestellt."

In dem uns in Manuscript zugestellten, in Nr. 48 u. 49 abgedruckten Aufsatze „Hundert deutsche Bücher über Ungarn" wird Imresi's Werk als: „Authentisch, höchst interessant und lesenswerth" charakterisirt.

Druck und Papier sind sehr gut; bei der Correctur blieben einige Fehler (auch grammaticalische, die aber vielleicht Schreibfehler sind) unbeachtet. Hoffmann.

Zwei belgische, mit dem Ehrenzeichen geschmückte Buchdrucker-Greise.

Durch königliche Beschlüsse, welche der belgische Moniteur kürzlich veröffentlichte, ist mit Bezug auf den königl. Beschluß vom 7. Nov. 1847, zwei bejahrten Buchdruckern die Decoration zweiter Classe des Ehrenzeichens für Arbeiter, die sich durch anerkannte Geschicklichkeit und untadelhafte Aufführung ausgezeichnet, ertheilt worden. Der erste ist Joseph Canneel, Buchdruckerei-Factor in Gent, 68 Jahre alt, welcher 1795 als Lehrling in die Buchdruckerei der Herren Bogaert und Sohn zu Brügge eintrat, dann 1800 in die Offizin der Herren de Busscher (damals in Brügge, später in Gent) überging. Es wird von ihm gerühmt, daß er eine vorzügliche typographische Kunstfertigkeit besitze und sein Privatleben ein musterhaftes sei. Canneel ist von seinen Principalen und Kunstgenossen geachtet und geehrt: die letzteren gaben ihm in Veranlassung des fünfzigsten Jahrestages seines Eintritts in die Buchdruckerei der Herren de Busscher in diesem Jahre ein Familienfest. — Der zweite Decorirte, Anton Joseph Prud'homme, Buchdruckergehülfe zu Mons, hat bereits sein siebenzigstes Jahr erreicht. Er arbeitet seit dem 7. October 1797 in der Offizin der Herren Monjot, Vater und Sohn, und hat während seiner langen und arbeitsvollen Laufbahn fortdauernd durch Fleiß, Sittlichkeit und treffliches Benehmen sich Achtung erworben. — Herr de Chênedollé, welcher in dem neuesten Hefte des Bulletin du Bibliophile Belge dieser Ehrenbezeugungen gedenkt, hat seine Mittheilung mit der Bemerkung eingeleitet, daß, wenn es rühmlich für ein Volk sei, seine großen Männer durch Errichtung von Statuen zu ehren, es nicht weniger gerecht, auch an die Lebenden zu denken, vor allen an die unbekannten und bescheidenen Arbeiter, die, besonders in Belgien, als eine der Lebenskräfte des Landes betrachtet werden müßten; mit Freuden schreibe er daher die beiden königlichen Beschlüsse ab. H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 65. Mittwoch, den 13. August. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Graf von Artois in seinem Jugendalter (König Carl X.)

(Beschluß.)

Die Intriguen und die Drohungen des Grafen von Artois compromittirten Ludwig XVI. vor seinem Volke und verschlimmerten gar sehr seine Verlegenheiten und seine Gefahren in Paris. Der junge Prinz forderte alle Mächte des Nordens und des deutschen Reiches zum Kriege auf, während der König, eine Geißel Frankreichs in den Tuilerieen, um den Frieden unterhandelte. Dieser unglückliche Monarch verhehlte es sich nicht, daß der Krieg, den die Jacobiner und die Girondisten mit einer geschickten Hartnäckigkeit herbeiriefen, der eingeschläferten Revolution einen entschiedeneren Anstoß geben müsse, und daß der erste Unfall, den Frankreich erlitte, der Vorwand zu all den Beschuldigungen und all den Kränkungen seiner selbst und der königlichen Familie werden würde. Robespierre war damals der einzige, der, politischer als die Jacobiner, und ehrlicher als die Girondisten, dem allgemeinen Drängen zum Kriege widerstand, und den König in seinem Wunsche, den Frieden zu erhalten, zu unterstützen schien. Das rührte daher, daß Robespierre eine Theorie hatte, die Jacobiner und Girondisten aber nur Eigennutz und Ehrsucht kannten. Der hartnäckige Tribun, der späterhin einen so verbrecherischen Gebrauch von dem Beile machen sollte, hatte diesen Augenblick Scheu vor dem Degen. Er sah mit der Richtigkeit des Instincts ein, daß der Krieg, wenn er unglücklich abliefe, die Revolution vernichten, im entgegengesetzten Falle aber die Armee gegen die Nationalversammlung kehren, die militairischen Popularitäten, die gefährlichsten, welche die Demokratie nur haben könne, erzeugen, und den Waffen die Herrschaft über die Ideen verschaffen würde. Aber der König und Robespierre allein konnten dem Grafen von Artois, den Emigranten, den Jacobinern und Girondisten, die alle ein Interesse am Kriege zu haben vermeinten, und die alle den König dabei aufopferten, nicht die Hände binden: der Krieg brach also aus.

Der Graf von Artois übertrug dessen Führung dem Prinzen von Condé, dem Herzoge von Bourbon und dem jungen Herzoge von Enghien, der ein geborner Soldat war. Zu Coblenz war der Graf von Provence, älter, ernster und überlegter als er, zu ihm gestoßen. Diese beiden Prinzen, die auf einander eifersüchtig waren, und von welchen keiner in den Augen seiner Anhänger dem andern nachstehen wollte, theilten sich fast zu gleichen Theilen in den Ansprüchen und der Autorität, welche sie sich Namens Ludwigs XVI. im Auslande anmaßten. Ein jeder von ihnen hatte seinen eignen Hofhalt, und seine, zuweilen gemeinschaftliche, aber häufiger noch besondere Politik, seine Agenten und seine Intriguen in Frankreich und an den Höfen. Zu jener Zeit, wo die Restauration nichts weiter als ein fern liegender Traum war, zeichneten sich die Vertrauten, die Publicisten und die Abgesandten des Grafen von Artois vor denen des Grafen von Provence durch ein noch unheilbareres Verkennen der Zeit, einen noch unversöhnlicheren Haß aller Volksprincipien, und einen noch größeren Widerwillen gegen jegliche der Revolution zu machende Concessionen aus.

Der Krieg wurde nur lau betrieben.

Nach dem gescheiterten Versuche Preußens, in Frankreich einzudringen, nach dem Rückzuge des Herzogs von Braunschweig, und nach den Siegen von Dumouriez, dem 10. August, der Gefangensetzung und dem Tode Ludwigs XVI. war dem Grafen von Artois die Lust am Continent vergangen. Da er seinem Bruder

nicht untergeordnet bleiben wollte, so irrte er abermals eine Zeitlang in Europa umher. Er zog sich endlich mit dem Titel eines Statthalters des Königreichs, welchen Ludwig XVIII. ihm gegeben hatte, um seinen Ehrgeiz und seinen anscheinenden Drang nach Geschäftsthätigkeit zu befriedigen, nach England zurück. Von denselben Freundschaften umgeben, die seine Jugend so übel berathen hatten, hörte er nicht auf, von dort aus in der Vendee, der Bretagne und der Normandie Complotte zu einer royalistischen Restauration anzuzetteln. Seine Vertrauten ließen ihn dort aber nie in Person auftreten. Ein naher Zeuge der Insurrectionen, der Hingebungen, der Wunderthaten Charette's, de la Rochejaquelins, Lescures und ihrer unerschrockenen und beharrlichen Soldaten, begnügte er sich damit, ihnen von Zeit zu Zeit Waffen, Subsidien, Proclamationen, Emissarien zuzusenden. Ein Heinrich IV. oder ein französischer Gustav Wasa hätte dem Kriege gegen den verbrauchten und matt gewordenen Convent damals eine solche Einheit, einen solchen Aufschwung, und einen solchen Enthusiasmus geben können, daß, wenn nicht der Restauration der Sieg verblieben, die Monarchie mindestens in ihrem Ruhme untergegangen wäre.

Endlich verstand sich die englische Regierung, deren der Emigration geleisteter maßloser Beistand von dieser in gehässiger Weise verkleinert ward, dazu, den Grafen von Artois mit einem Geschwader und einer eines Prätendenten würdigen regulairen Macht nach der französischen Küste zu entsenden. Die Tapferkeit und das Genie des Generals Hoche vereitelten und vernichteten jedoch die Landung der Avantgarden-Expedition zu Quiberon. Der Graf von Artois, nach welchem den royalistischen Armeen der Bretagne verlangte, schien den Boden, der ihn anrief, zu fürchten, nachdem er mehrere Wochen Angesichts der Küsten oder auf der Insel Dieu zugebracht hatte. Er ließ sich unter dem Schein, als ob der englische Admiral seinem Muthe Gewalt angethan hätte, nach London zurückführen, ohne den französischen Boden, den er seit so vielen Jahren mit seiner Gegenwart bedrohete, betreten zu haben. Die Emigranten ergossen sich nach ihrer Rückkunft in Invectiven gegen die englische Regierung, die sie beschuldigten, sie hätte sie den Republikanern in die Hände liefern wollen. Die Wahrheit wurde eine Zeitlang durch die Undankbarkeit verdunkelt, sie kam aber doch endlich zum Vorschein. Der Prinz hatte entweder Mangel an Ueberlegung, als er sich um eine Landungsexpedition bewarben, oder auch an Entschlossenheit, als er diese Landung nicht ausführte, um sich mit Charette und den Vendeer-Armeen zu vereinigen, bewiesen. Hierüber empört, und es verschmähend seinen Zorn zu verhehlen, äußerte Charette sich schriftlich, daß er für diejenigen zu sterben wissen würde, die nicht zu kämpfen verständen.

Durch folgendes Schreiben machte er die schüchternen Rathgeber des Grafen von Artois über ihr Imstichlassen erröthen:

„Sire,

„Die Feigheit Ihres Bruders hat Alles verlieren gemacht. Er konnte an der Küste nicht erscheinen, ohne entweder Alles zu verlieren, oder Alles zu retten. Seine Rückkehr nach England hat über unser Schicksal entschieden. Unter Kurzem wird mir nichts weiter übrig bleiben, als nutzlos in Ihrem Dienste umzukommen.

„Ich unterzeichne mit Achtung, Ew. Maj. rc."

Andere, ebenfalls unglückliche, Versuche wurden auf Anstiften dieses kleinen Hofes nach dem Sturz des Directoriums und der Throngelangung Bonapartes gemacht. Diese Versuche, an welchen Georges und Pichegru mit ihren Freunden Theil nahmen, und die den jungen Polignacs die Freiheit kosteten, hatten nur noch den verzweifelten und isolirten Character von Handstreichen. Die Ehre und die Pietät des Grafen von Artois lassen eine Genossenschaft an der Verfertigung der Höllenmaschine und an der Aufhebung des ersten Consuls mit bewaffneter Hand, die Georges zu Paris im Schilde führte, auch nicht auf's entfernteste zu. Wenn die Umgebung des Grafen von Artois aber auch mit keinen Mördern in Berührung stand, war dieses doch der Fall mit den muthigen Restaurations-Abenteurern, die Frankreich zu überrumpeln suchten, da sie es nicht hatten erobern können.

Der getäuschten Hoffnungen hienieden überdrüssig, hatte dieser Prinz sich seit einiger Zeit zu den Hoffnungen nach Oben hingewandt. Ein grausamer und tief empfundener Verlust hatte ihn plötzlich von der Erde abgezogen. Das Motiv, die Energie und die Ausdauer seiner Lebensveränderung bekundeten in ihm eine Macht zu lieben und eine Beständigkeit des Entschlusses, welche die Welt unter der Weichlichkeit und der Unbeständigkeit seiner Lebensweise nicht geahnt hatte. Er gab den Beweis, daß er, wenn von seiner Umgebung besser berathen, eben sowohl den Heroismus der Politik würde haben zeigen können, wie er den Heroismus der Liebe und der Pietät bekundete.

Der junge Prinz hatte sich in der Gesellschaft der Königin einer Schwägerin der Gräfin Julie von Polignac, einer Favoritin jener Fürstin, attachirt. Diese junge Dame, die in der Schönheit mit der Gräfin von Polignac rivalisirte, hatte den Grafen von Polastron geheirathet. Die Liebeshändel des Grafen von Artois mit der Gräfin von Polastron, die in den Feten von Trianon ihren Anfang genommen hatten, waren im fremden Lande neu angeknüpft und fortgesetzt worden. Durch die Zärtlichkeit und die Reize dieser vollendeten Frau getröstet und berauscht, hatte der Graf von Artois, aus Neigung und aus Treue für sie, allen durch seine persönliche Schönheit in seinem Jünglingsalter um ihn her angefachten und wieder verlöschten flüchtigen Leidenschaften entsagt. Er lebte nur noch allein für die Frau von Polastron. Sie war für ihn die lebendige Zärtlichkeit und die angebetete Erinnerung der Jugend, des Hofes und des Vaterlandes. Aber die Frau von Polastron wurde von einer auszehrenden Krankheit befallen, welche durch das nebelichte Klima Englands noch gefährlicher ward. Sie sah in der vollen Frische ihrer Reize und in all der Wonne einer getheilten Leidenschaft die langsame Annäherung des Todes. Die Religion tröstete sie, wie dieselbe die Valliere getröstet hatte. Sie wollte deren Tröstungen und Unsterblichkeiten von ihrem Geliebten getheilt wissen, und er bekehrte sich auf die Stimme derselben Liebe, die ihn so oft und so wonniglich von ernsten Gedanken abgezogen hatte. Einer seiner Almoseniere, der nachherige Cardinal von Latil, erhielt in dem Gemache selber der reuigen Schönheit das Bekenntniß der beiden Liebenden. „Schwören Sie mir," sagte die Frau von Polastron zu dem jungen Prinzen, „daß ich Ihre letzte Sünde und Ihre letzte Liebschaft auf Erden gewesen seyn soll, und daß Sie nach mir nur noch einen einzigen Gegenstand, auf den ich nicht eifersüchtig seyn kann, Gott lieben werden." Der Prinz schwur dies

mit Herz und Mund; er wiederholte diesen Schwur selbst noch der Leiche der Geliebten, und hielt ihn auch ein langes Leben hindurch bis ans Grab, obwohl damals noch jung und schön.

Von diesem Tage an wurde er ein ganz anderer Mann.

Aber diese Rechtschaffenheit des Herzens, die er in der Liebe fand, und diese Pietät, die er aus dem Tode schöpfte, veränderten nur die Natur seiner Schwächen. Seine neuen Tugenden hatten von diesem Tage an für ihn dieselbe Wirkung, wie seine früheren Mängel. Sie verengten seine Intelligenz, ohne seinen Muth zu heben; sie überlieferten ihn ganz und gar den geistlichen Einflüssen, die frommer Weise sein Gewissen ausbeuteten, wie andere seine Leichtfertigkeiten ausgebeutet hatten. Seine Politik war nur noch eine blinde Ergebenheit für die zeitliche Restauration der Kirche, in deren Augen die Revolution nicht minder straffällig war, als in den Augen des Thrones und der Aristocratie. Er wollte die Ungläubigkeiten seiner Jugend durch die Dienste wieder gut machen, die er dem Glauben in seinem reiferen Alter erwies. Er weihte von Herzen seine künftige Regierung diesem Gedanken, auch behielt er die emigrirten Bischöfe seines Hofes, die Zeugen seines Grams gewesen waren und die sein Lebewohl an die Frau, welche er ihnen gegeben, gesegnet hatten, als practische Rathgeber bei sich. Herr von Latil und Herr von Couze, der eine ein künftiger Cardinal, und der andere bereits Bischof von Amiens, der Abbe von Bouvars, und noch andere Mitglieder der Geistlichkeit, die sich nach London geflüchtet hatten, waren mehr und mehr die Lenker seiner Politik. Sein vertrauter Umgang erinnerte an den verbannten und devoten Hof Jacobs II. zu St. Germain. Thron und Altar waren die beiden Losungsworte seiner Räthe und Agenten. Er glaubte, daß der göttliche Schutz, die Aufrichtigkeit seines Glaubens, und die Heiligkeit seiner Absichten von oben her seine Sache sicher stellen, ihn aller menschlichen Weisheit entheben, und der mit der Politik Gottes verschmolzenen Politik des Königs den Sieg verschaffen würden. Die rein weltlichen Gedanken und die ganz irdische Politik seines Bruders Ludwigs XVIII. erschienen ihm fast als ein der Gottlosigkeit der Zeit gemachtes Zugeständniß und als eine verderbliche Annahme der philosophischen und revolutionairen Lehren des achtzehnten Jahrhunderts. Er wandte sich von ihnen mehr und mehr ab. Er lebte zu London in einer ganz besondern Sphäre von Freundschaften, frommen Andachtsübungen und anticipirter Opposition der künftigen Regierung. Er schaute begierig nach dem Augenblicke aus, wo die Kaiserherrschaft hinlänglich zusammenbrechen würde, damit er durch die Bresche der fremden Armeen zuerst und noch vor seinem Bruder in Frankreich eindringen könnte, um dort seinen Ruf als ein militairischer und unternehmender Fürst zu rechtfertigen, und unter dem Namen als Statthalter des Königreichs eine Initiative, eine Rolle, eine Partie zu ergreifen, die ihm einen großen Einfluß auf die Restauration verschaffen würde. Der umsichtige und feierliche Charakter seines Bruders, die körperlichen Gebrechen, die denselben zur Unthätigkeit verdammten, der Königstitel, der es ihm nicht gestattete, die Abenteuer des Lagers aufzusuchen, ließen dem Grafen von Artois und seinen Söhnen den Vorsprung, den sie am Hofe von Hartwell haben wollten. Seine verhaltende Jugend, sein edler und schlanker Wuchs, seine königliche Physionomie, erinnerten zugleich an Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIV.; sein schöner Blick, seine gestreckte Hand, sein martialischer und freier Accent, seine graziöse Haltung zu Pferde, machten ihn in hohem Grade geeignet, die Blicke des Volkes auf sich zu ziehen und das lebendige Programm einer Restauration zu seyn.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Bildung des Raths der Alten und des Raths der Fünf Hundert und Ernennung des Directoriums.

Es war 2½ Uhr Nachmittags am 26. October, (4. Brumaire) als Genissieux, der letzte Präsident des Convents, sich erhob, und sagte: „Der National-Convent erklärt, daß seine Aufgabe erfüllt und seine Sitzung beendigt ist.“ Er war, wie bekannt, seit dem 21. September 1792 in Thätigkeit gewesen.

Unmittelbar nach aufgehobener Sitzung traten alle die Mitglieder des Convents, welche wieder erwählt worden waren, zusammen, und constituirten sich laut den Decreten vom 5. und 13. Fructidor zum Wahlcorps. Dieser Mitglieder waren 379 an der Zahl. Wenn man dieser Zahl die 17 Deputirten der Colonieen beifügt, die provisorisch beibehalten worden waren, so blieben, um die Zahl der 500 voll zu machen, welche der Convent in den neuen Conseils haben sollte, nur noch 104 Mitglieder zu wählen. Diese 104 Vervollständigungsmitglieder sollten aus den Conventsmitgliedern genommen werden, die nicht wiedererwählt worden waren.

Der Rest des Tages vom 26. October, der ganze Tag des 27. bis 9 Uhr Abends, und drei Scrutiniums wurden auf diese Operation verwandt. Sie konnte, wie es sich denken läßt, sich nur auf Männer erstrecken, die zu wenig durch ihre Thaten, oder zu sehr durch ihre Gewaltthätigkeiten bekannt geworden waren, um auf's Neue erwählt zu werden. Unter diesem farblosen Ueberbleibsel vom Convent bemerkte man in der That nur noch drei Namen, die von einigem revolutionnairen Glanze erleuchtet wurden: Bourdon von der Oise, Isabeau und Cavaignac.

Als also, am 27. October Abends 9 Uhr, alle dem Convente vorbehaltenen Operationen beendigt waren, da versammelten sich die 500 prorogirten Mitglieder und die 250 Neugewählten, unter dem Vorsitz des Alterspräsidenten Rudel, und es wurde dann der Anfang mit der Classificirung der Mitglieder in den beiden Conseils gemacht.

Der Archivar rief nach einander erst die Namen der 500 beibehaltenen Conventsmitglieder, dann die der 250 neu erwählten auf. Jeder aufgerufene Deputirte mußte sein Alter, und ob er verheirathet oder ledig sey, angeben und dann einen Zettel mit dieser Doppelerklärung in eine Urne legen.

Nach dieser Operation wurden die Zettel von den Secretairs sortirt, und die der Deputirten, welche über vierzig Jahr alt waren, so wie die der verheiratheten und der ledigen geschieden. Aus den älteren Mitgliedern wurden dann 167, aus den jüngern 83 durchs Loos gewählt, welche den Rath der Alten bildeten. Die Ueberbleibenden gaben den Bestand des Raths der Fünf Hundert.

Es war 4 Uhr Morgens, am 28. October, als die beiden Conseils der Art organisirt waren. Sie versammelten sich noch einmal desselben Tages, um 2 Uhr, um über die sämmtlichen Mitglieder einen Generalappell zu halten, wonach sich dann beide Conseils von einander trennten. Der Rath der Fünf Hundert nahm seine Sitzung in dem Saal des Reithauses, den früher die constituirende Versammlung benutzt hatte, der Rath der Alten aber blieb in den Tuilerien, in dem Saale des Convents, welcher vor der Revolution ein Schauspielsaal gewesen und dieses auch nachdem wieder geworden ist.

Der Rath der Fünf Hundert, der seine dreifarbige Schärpe umgürtet trug, nahm sich den vormaligen Oratorianer Daunou zum Präsidenten; der Rath der Alten aber, mit der dreifarbigen Schärpe über der Achsel, hatte sich La Revelliere-Lepaux zum Präsidenten erkoren. Beide Conseils completirten sich durch die Ernennung von Staatsboten, deren jeder Vier ernannte, und benachrichtigten sich dann gegenseitig von ihrer Constituirung.

Der Convent hatte, ehe er sich zurückgezogen, ganz in der Stille einen bedeutenden Schritt gethan, der sechs Jahre früher einen unermeßlichen Einfluß auf die Revolution gehabt haben würde. Es war dies ein Reglement über die Haltung der Sitzungen der Conseils, welche die legislative Unabhängigkeit in einer ernsten Weise sicher stellte, und die Repräsentanten des Landes vor dem insolenten Despotismus der Tribünen und der Petitionnairs in Schutz nahm.

Die constituirende Versammlung war es gewesen, welche, als sie die äußeren Leidenschaften zu ihrem Beistande anrief, um sich gewaltsam der königlichen Autorität aufzudringen, den Despotismus der Tribünen begründet hatte. Derselbe war schon im August 1789 so mächtig, daß er die *Erklärung der Menschenrechte* votiren lassen konnte, welche von den Bureaux verworfen worden war. Von da ab wurde er so gebieterisch und unwiderstehlich, daß die Tribünen in vollem Ernste als ein legislatives Element angesehen werden konnten, und die Parteien sich dieselben ganz so streitig machten, wie man sich um eine Majorität streitet. Während der legislativen Versammlung hatten die Freunde Ludwigs XVI. die Mitwirkung der Tribünen für unerläßlich gehalten, und Bertrand de Moleville hatte ein förmliches Corps, über dessen Mechanismus er in seinen Memoiren berichtet, und welches dem Könige ansehnliche Summen gekostet hat, organisirt, um die Redner zu applaudiren oder auszupfeifen. Besagtes Corps verstand im Uebrigen sein Amt so wohl, daß es die Versammlung und selbst die Jacobiner außer Fassung brachte.

Die Tribünen mischten sich trotz des Decrets, welches die von ihren früheren Bundesgenossen bedrängte constituirende Versammlung unterm 21. Juni 1792 zu erlassen gezwungen gewesen war, in der That auf's directeste, leidenschaftlichste und scandalöseste in die Debatten ein. Als der Deputirte Ducastel sich am 24. Januar (?) 1792 auf dies bis dahin immer rechtlos gebliebene Decret berief, da widersetzten sich die Tribünen insolenter Weise dessen Inkraftsetzung. Selbst zu der Zeit, wo diese Tyrannei am gehässigsten war, wurde sie von den Deputirten, die immer sehr erfreut über die Volkssuccesse waren, nicht mit Ernst verdammt, und Vaublanc äußerte sich in dem Kampfe, welchen die Versammlung am 24. Januar bestand, man könne sich dies Einschreiten der Tribünen schon gefallen lassen, wenn sie sich nur damit begnügen wollten, ihre Eindrücke etwas rücksichtsvoller und dezenter laut werden zu lassen.

Die Toleranz gegen die Tribünen führte sehr natürlich eine andre herbei, deren Wirkungen wo möglich noch bedeutsamer waren. Der legislative Raum war, wie bei den vormaligen Tribunalen, durch eine Barre abgeschlossen, und vor dieser Barre fand die Abhörung der Deputationen statt. Es deputirte aber fast ein jeder, dem es einfiel. Unter der Constituante war es mit diesem Mißbrauch schon so weit gekommen, daß der Versammlung selbst Kuriositäten zur Ansicht gebracht wurden, von welchen man meinte, daß sie sich daran amüsiren könnte. So wurde ihr am 23. October 1789 ein Greis von 120 Jahren, an Krücken gehend, und von seiner ganzen Nachkommenschaft begleitet, vorgeführt. So wurde ihr, am 20. Juni 1790, durch Anacharsis Cloots, eine angebliche Deputation von Türken, Persern, Arabern, Indianern und Chinesen, welches aber nichts weiter als in der Stadt zusammengelesene und durch Trödler ausstaffirte Abenteurer waren, vorgestellt.

In dem Maaße, wie die Unordnung zunahm, wurden auch die Deputationen häufiger und ordnungsloser. Wir meinen damit nicht diejenigen, welche die Versammlung plump bedrohten oder insultirten, sondern nur die Abgesandten der Volksgesellschaften, oder selbst der Müssiggänger, welche sich unter dem ersten besten Vorwande an der Barre einfanden. Allmählig gewannen diese Petitionnairs mehr und mehr Terrain; und als der Gebrauch eingerissen war, um die Erlaubniß zu bitten, vor der Versammlung Hymnen oder Lieder zu singen, die sie gedichtet hatten, da wurden die legislativen Arbeiten zum öfteren durch diese Sänger, deren Compositionen stark nach den Schenken rochen, die sie hatten entspringen sehen, unterbrochen.

Von den Gesängen ging man zur Instrumentalmusik über, und da pflanzten sich vollständige Musikchöre vor der Barre auf und störten die Arbeiten der Sitzung durch patriotische Fanfaren.

Endlich hatte man aber selbst an dem Gesange und der Musik noch nicht genug und führte gar Tänze auf. Eine gräuliche Bande von Lumpensammlern, Dieben und Megären drang am 20. Juni 1792 in den Saal, und tanzte dort *volle zwei Stunden lang* unter den Augen der gesetzgebenden Versammlung. Dies widerliche Schauspiel wurde aber am 20. November 1793 noch überboten, indem an diesem Tage mehrere hundert Lastträger, die sich mit Gewändern und Mützen, welche sie aus der Abtei St. Germain-des-Pres geraubt, als Bischöfe verkleidet hatten, und nach den Arien des Ça ira und der Carmagnole vor dem Convente tanzten, bis ihnen der Athem verging.

Danton, der es zuweilen wagte, diese Elenden mit seiner kräftigen Stimme zurecht zu weisen, machte zu zweienmalen den Versuch, dem bedauerlich lächerlichen Schauspiel, daß die Repräsentanten eines großen Landes schweigend die weindunstigen Couplets eines Clubbisten anhören mußten, ein Ende zu machen. Zuerst widersetzte er sich, am 15. Juni 1794, der Aufnahme eines Liedes im *Bulletin*, das ein junger Mann an der Barre gesungen hatte; und zum zweiten Mal, am 16. März des folgenden Jahres, unterbrach er kurzweg die Romanze eines Petitionnairs, und machte sich unverholen lustig über ihn. Aber Danton wurde von dem Strome mit fortgerissen, und der

Convent beugte sein Haupt unter den Launen des großen Haufens.

Die Erinnerung an die schmähliche Behandlung, welcher die deliberirenden Versammlungen und der Convent insbesondre sechs Jahre lang unterworfen gewesen waren, bestimmten Letzteren unstreitig, seine Nachfolger davor sicher zu stellen. Er erließ ein Reglement, welches die Conseils vor dergleichen Insulten schirmte, dem Publikum der Tribünen gebot, den Sitzungen nur mit entblößtem Haupte beizuwohnen, und sich jeder beifälligen oder mißfälligen Aeußerung zu enthalten. Auf Befolgung dieser Vorschriften wurde fortan auch strenge gehalten, und dies war die Hauptsache; denn an verständigen Reglements hatte es auch vorher nicht gefehlt. So mußten die Männer auf den Tribünen des Rathes der Fünf Hundert am 29. October auf Daunou's Verlangen die Hüte abnehmen, und La Revelliere Lepeaux ließ den folgenden Tag einen Zuschauer auf den Tribünen im Rathe der Alten sofort aussetzen, als derselbe sich unterfing einem der Redner zu applaudiren.

Als die beiden Conseils ernannt und eingesetzt worden waren, blieb noch die Ernennung des Directeriums zu beschaffen. Die Directoren sollten bekanntlich aus einer von dem Rathe der Fünf Hundert angefertigten Liste von zehnfachen Candidaten durch den Rath der Alten gewählt werden.

Diese Liste wurde am 30. October unter Umständen entworfen und votirt, die den Beweis geben, was in damaliger Zeit der Parteigeist wagen und ausrichten konnte.

Der Convent hatte in Wahrheit ein starkes Stück, und was ihm theuer hätte zu stehen kommen können, unternommen, als er trotz des nur zu begründeten Widerwillens und Hasses Frankreichs 500 seiner Mitglieder in dem neuen legislativen Corps beließ. Aber er schien der Meinung zu seyn, daß die Nation noch nicht zur Genüge als ein erobertes Land behandelt worden sey, und wollte sich die völlige und ausschließliche Leitung der Regierung durch Uebertragung der executiven Gewalt an Leute, auf die er rechnen durfte, und durch welche seine Traditionen und seine Politik getreulich verewigt werden würden, bewahren. Diese neue Usurpation schien ihre Schwierigkeiten zu haben, weil man die Chançen zweier Scrutiniums zu laufen hatte: eins zur Wahl der Candidaten, das andre zur Wahl der Directoren; und wenn man auch annahm, daß die Intrigue über den Rath der Fünf Hundert obsiegen werde, blieb es doch noch zweifelhaft, ob sie ein ähnliches Resultat über den Rath der Alten davon tragen würde. Die Gewandtheit der Conventsmitglieder trug aber in Allem den Sieg davon.

Die Liste der funfzig Candidaten wurde so angefertigt, daß die fünf Namen, die man gewählt haben wollte, obenan standen, und die übrigen wie aus einem Adreßbuche genommen zusammengestellt waren. So las man zu oberst die Namen La Revelliere-Lepeaux, Rewbell, Sieyes, Letourneur von der Manche und Barras; dann kamen lauter unbekannte Namen, und Candidaten, die augenscheinlich unmöglich waren, bis auf einen einzigen: Cambaceres, Mitglied des Raths der Fünf Hundert, dessen Namen man zu unterst gesetzt hatte.

Als dies Candidatenverzeichniß für das Directorium dem Rath der Alten am 1. November vorgelegt wurde, da erregte es das Erstaunen und den Unwillen aller derjenigen, welche in das Geheimniß einzuweihen die Intrigue nicht für gut gefunden hatte. Dupont (von Nemours) trug auf eine Vertagung an, damit der Rath über die sonderbaren Candidaten Erkundigung einziehen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Pension am Genfersee. Zwei Romane in Einem Hause. Von Ida von Düringsfeld, Verfasserin von „Schloß Goczyn." 2 Theile. Breslau, Verlag von Joh. Urban Kern. 1851. (VIII.), 243 (246) und 230 (232) Seiten 8.

Dem anzuzeigenden Buche ist ein Prolog, oder richtiger ein Zwiegespräch zwischen dem Verleger und der Verfasserin vorgesetzt, dessen Ort und Zeit ein Zimmer im Hotel de Silésie in Breslau, Juni 1850. Obgleich wir die Veröffentlichung dieser Conversation, die schwerlich stattgefunden hat, weder für nothwendig noch passend halten, ist ihr Eigenthümlichkeit doch nicht abzusprechen. Man lese und urtheile selbst.

Die Verfasserin ruht im Reiseanzuge, etwas müde, auf dem Sopha. Der Verleger sitzt neben ihr auf einem Stuhl. Auf dem Tische vor dem Sopha liegt die Schlesische Zeitung neben einem Teller mit Streußelkuchen.

Der Verleger. Aber, gnädige Frau, im ganzen ersten Kapitel auch Nichts als Kartoffeln — mein Gott, wie soll das werden?

Die Verfasserin. Man wird es lesen.

Der Verleger. Aber man kommt so schwer durch.

Die Verfasserin. Ist's etwa nicht geistreich, d. h. ich meine, redet die Gesellschaft nicht geistreich?

Der Verleger. Gott, ja, das läßt sich gar nicht leugnen — es ist sogar sehr gut geschrieben, aber — es geht Nichts drinnen vor.

Die Verfasserin (lebhafter werdend). Was, es geht Nichts drinnen vor? Die Gesellschaft kommt an, lernt sich kennen, setzt sich zu Tische, wird beschrieben, spricht über die ewig denkwürdige Politik von 1848, spricht über Literatur, über den Elephanten auf der Leipziger Messe, über den Straßburger Münster und die drei Kronen in Vevei, ißt während dieser Unterhaltungen ein Diner, welches allein schon eine „Novität" ist, und da soll Nichts im ersten Kapitel vorgehen?

Der Verleger. Gnädige Frau, gegessen und gesprochen wird genug, aber gethan gar Nichts. Das ist's ja eben. Der Lestocque z. B., was thut er?

Die Verfasserin. Nun, was soll er denn thun, um des Himmelswillen? Soll er damit anfangen, sich zu ermorden, oder soll er Fräulein von Putkammer eine Deklaration machen? Soll in jedem Kapitel ein Drama sein?

Der Verleger (beifällig nickend). Gut wär's.

Die Verfasserin lacht, der Verleger stimmt ein.

Der Verleger (nach einer Pause). Sehen Sie, es ist so meine Mode — ich kenne da ein paar geistreiche Damen, denen —

Die Verfasserin (einfallend). Bin ich etwa nicht auch eine geistreiche Dame?

Der Verleger. Ih, das versteht sich ja von selbst, aber sehen Sie, gnädige Frau, wenn ich offen sein soll —

Die Verfasserin. Den andern geistreichen Damen wollen die Kartoffeln nicht munden.

Der Verleger. Wenn ich gestehen soll — nein.

Die Verfasserin (mit Volubilität). Nun denn, geistreiche Dame gegen geistreiche Damen — es hat's in ganz Europa beinahe zwei Jahre lang die Minderheit über die Mehrheit davongetragen — lassen Sie es hier noch einmal nachträglich geschehen. Wenn Sie genau nachdenken, so werden Sie finden, daß die unglücklichen Kartoffeln im ganzen Kapitel nur ein einziges Mal vorkommen. Das ist nicht zu viel. Kartoffeln sind zu einem Element unserer Existenz geworden — warum sollen sie nicht auf einer Seite eines Buches erscheinen? Mein kleiner Sohn versicherte mir erst gestern: alle Leute äßen alle Tage Kartoffelsuppe, weil sie so gar gut sei. Hätten die Irländer genug Kartoffeln gehabt, so würden sie nicht repealen, und unsere armen Oberschlesier — doch das thut mir weh. Ich will Ihnen lieber noch „Nina" von der Bremer anführen — da kommen an einem ganz idyllisch-poetischen Abend dampfende Kartoffeln auf den Tisch. Im Pelham ißt der Held bei dem ehrwürdigen Herrn Combermere Saint Quintin zum Luncheon Kartoffeln — im Boz giebt es fast bei jeder Mahlzeit welche — genug, die Kartoffeln sind reçues. Und wenn es Ihnen daran liegt — so verspreche ich Ihnen, daß Sie zehn Romane bekommen sollen, in denen allen auch nicht eine einzige Kartoffel sein soll.

Der Verleger (erschrocken). Nur nicht so viel!

Die Verfasserin. Nein, nicht so viel — fürchten Sie sich nicht. Sie wissen, daß ich jetzt meine eigene Wirthschaft einrichte, Hausfrau werde, kochen will, da schreibt man nicht zehn Romane in einem Jahre. Und sehen Sie, dabei fällt mir ein — wie sollte ich gerade jetzt im Stande sein, die Kartoffeln aus dem Kapitel wegzunehmen? Glauben Sie mir, wollt' ich's zu ändern versuchen — es bliebe nicht bei den Kartoffeln allein, es kämen ganz sicher unwillkürlich Kraut und Rüben noch dazu. Also lassen wir's, wie es ist — es wird schon gehen.

Der Verfasser (seufzend). Ich sehe schon, mit Ihnen ist nichts anzufangen. Nun, wir wollen sehen; aber, gnädige Frau, meine Schuld ist es nicht, wenn das erste Kapitel nicht gefällt.

Die eine Hauptgruppe der in den Romanen handelnden Personen besteht aus größtentheils adelichen Preußen, die zur Erholung oder Herstellung der Gesundheit in einer s. g. Pension am Genfersee leben. Andere kommen hinzu. Die zweite Hauptgruppe bildet die Familie des Pensionhalters (Hotel zum Zepter in Sales im Kirchspiel Montreux). Die beiden Romane gehen nebeneinander fort, so daß z. B. zuerst das erste und zweite Kapitel des ersten Romans, dann das erste des zweiten, darauf wieder das dritte des ersten u. s. w. mitgetheilt wird, eine anscheinend sonderbare Anordnung; wir schreiben anscheinend, denn diese Kapitel stehen dennoch in naher Beziehung. Da, wie die Verfasserin es im Prolog schon angedeutet hat, sehr viel gesprochen wird und die einzelnen Persönlichkeiten vorzugsweise in den gesellschaftlichen Unterhaltungen oder Gesprächen unter vier Augen sich selbst charakterisiren (auch Briefe kommen vor), so würde es, ohne Wiederholung derselben, nur schlecht gelingen, sie einzeln, wie sie sich uns darstellen, vorzuführen. Sie scheinen nach der Natur geschildert zu sein. Das exclusive Preußenthum der Reisegesellschaft und die Waadtländerei treten sich bisweilen gar schroff entgegen; neben prosaischen, lernen wir einige sehr poetische Persönlichkeiten kennen; die Hauptpersonen des ersten Romans sind ein junges Fräulein, Luitgard von Rochow, und Friedrich von Lestocque, die des zweiten die beiden Töchter des Hauses, Lydie und Rosalie. Drei Ehen werden geschlossen. Die Handlung ist innerhalb der letzten Monate des Jahres 1848 bis Anfang Mai des Jahres 1849 beschränkt; die Stürme und Wirren jener Zeit verfehlen nicht ihren Einfluß auf die Gesellschaft zu äußern; die Politik wird oft unwillkürlich Gegenstand der Unterhaltung und in der Familie des Herrn Großraths, Friedensrichters und Liederdichters Espérandieu die Eintracht durch die Parteikämpfe der Liberalen und Conservativen, wenn auch nur augenblicklich, gestört. Zusammengestellt, sind die Ueberschriften der 20 Kapitel des ersten Romans folgende: Das Diner. Ein Brief aus der blauen Stube. Beim Kaffeetrinken. Die Hölzer der Julie. Die Gesellschaft wandert herum. Ein zweiter Brief. Am Taulant. Luitgard und Lestocque. Nebel. Abermals ein Brief, aber nur ein kurzer. Der Basiliskenabend. Hochzeit in Clarens. Noch ein Brief. Der letzte Abend des Jahres. Langweilige Periode. Nach Montavant. Ein Concilium. Schneeglöckchen. In der Corsaz. Ein letzter Brief. Der zweite Roman besteht nur aus 9 Kapiteln: Das Hotel zum Zepter. Wiedereinwaadtländern. Am Flon. Auf dem Berge von Glion. Der Ball im Schwan. Rosalie geistreich. Neujahr. Ein Stein, aber keiner des Anstoßes. Die Wahlen. — Die Bezeichnung einzelner Kapitel deutet schon darauf hin, was noch bemerkt werden muß, daß die Naturschönheiten der Gegend nicht ohne Beachtung geblieben sind.

Die Darstellungsweise der Verfasserin, deren frühere Leistungen sich eines nicht gewöhnlichen Beifalls erfreuten, ist zwar bekannt genug, um der Belege zu bedürfen, doch können wir uns die Mittheilung eines kleinen Bruchstückes aus dem 15. Kapitel des ersten Romans: Langweilige Periode, nicht versagen. „Die Langeweile," heißt es, „ist ein Zustand von Erschlaffung, in welchem wir unsere geistigen Fähigkeiten entweder nicht anwenden können, oder nicht anwenden wollen.

In dem ersten Falle ist die Langeweile ein Unglück, in dem zweiten eine Schuld.

Der erste Fall tritt ein, wenn ein Einerlei zu lange gewährt, oder eine Widerwärtigkeit sich zu oft wiederholt hat. Wir haben uns dann beim Ertragen oder beim Widerstreben zu gewaltsam angestrengt, die Kraft läßt plötzlich nach, und wir sinken zusammen, weil wir uns nicht mehr aufrecht halten können.

Der zweite Fall tritt ein, wenn wir aus Verdruß oder Eigensinn zur Unlust kommen. Wir weisen dann zurück, was uns angenehm sein würde, wir halten dafür fest, was uns unangenehm ist, wir lähmen uns freiwillig und bleiben kraftlos, weil wir keine Kraft haben wollen.

Der erste Fall kann der eines Denkers und eines Helden sein. Er kann auch gefährlich sein, und zwar wird er es um so mehr, je energischer der Charakter ist, der sich in ihm befindet. Um ihn zu heben, bedarf es großer Erschütterungen, tiefer Umwälzungen. Bisweilen ist selbst der Tod dazu nöthig.

Der zweite Fall ist der aller verzogenen Kinder jedes Alters und jedes Geschlechtes. Mag er auch viel zu schaffen machen und bisweilen alle Geduld erschöpfen, gefährlich wird er nie. Um ihn zu heilen, braucht es nur einiger Bonbons oder einiger kleinen wohlangewandten Strafen.

Die Gesellschaft befand sich in dem ersten Falle.

Ihre Langeweile war nicht ihre Schuld; das Zeugniß konnten ihr Himmel und Erde nicht verweigern. Sie hatte sich zu amüsiren gesucht, so lange es irgend möglich gewesen war. Es war nicht länger möglich — sie langweilte sich.

In der Langenweile kann ein Jeder Objekt und Subjekt sein — langweilen und gelangweilt werden. Was schlimmer ist, dürfte sich schwer entscheiden lassen. Langweilen ist verletzender für die Eigenliebe, gelangweilt werden störender für die Behaglichkeit. Am übelsten möchte der daran sein, der zugleich Objekt und Subjekt vorstellt, nämlich sich langweilt. Von sich selbst kann man nicht geschieden werden — wie furchtbar also, wenn man mit sich selbst nicht zu leben weiß!

Die Gesellschaft als Collectivum genommen, erlitt diesen Dualismus. Außerdem aber war noch jedes Individium allen den übrigen Individuen gegenüber Objekt und Subjekt, es langweilte Alle und wurde von Allen gelangweilt. Es war ein Ring, aus welchem kein Glied sich zu lösen vermochte.

Wenn Einer wenigstens außerhalb in Freiheit gewesen wäre, er hätte doch versuchen können, diesen Bannkreis zu durchbrechen. Vielleicht wäre es ihm gelungen. Der Muth der Menschenliebe vermag Wunder. Aber nein, die ganze Gesellschaft war gefangen von dieser Riesenschlange, die sich in den Schwanz biß, von der Wiederholung des Selben."

Es wird dann erzählt, was geschah, um die Langeweile zu verscheuchen. Zuletzt kam Luitgard auf den Einfall, die Bibliothek des Großraths zu untersuchen. „Lydie öffnete bereitwillig den alten Schrank, Luitgard stieg auf einen Stuhl, der Baron hielt den Stuhl und Lestocque das Talglicht, Adine war fertig, „die Schätze in Empfang zu nehmen, welche ihr Mäuschen entdecken würde." Madame Liebermann saß mit Frau von Rochow auf den beiden noch übrigen Stühlen und fand „das Tableau wirklich recht hübsch," und so wurde die Bibliothek des Großraths untersucht.

Sie war wunderbar zusammengesetzt. Das pittoreske Album der Schweiz, in welchem alle Gräuelthaten, die nur je in den moralischen Alpen begangen worden, sorgfältig aufgezeichnet stehen, lag neben dem Familienmuseum, wo man, wie in allen dergleichen Magazinen, Belehrung über China und Lappland, über die Sündfluth und die Revolution von achtzehnhundertdreißig, über Palmen und Petersilie, über den Saturn und irgend eine neue Lampe fand. Eine illustrirte Ausgabe der volksthümlichsten französischen Lieder enthielt einiges Drollige und Rousseau's schöne Melodie: Je l'ai planté. Wohlverstanden, die Ausgabe war nur bruchstückweise da; die Bibliothek des Großrathes bestand größtentheils aus Bruchstücken. Von den Mysterien von Brüssel, einer rührend getreuen Nachahmung der ersten Pariser Mysterien, gab es den ersten Theil, von den Memoiren der Celtischen Akademie in Paris den siebenten; einer holländischen Uebersetzung des Terenz fehlten Anfang und Ende. Dennoch war dieser holländische Terenz ein der Lage der Gesellschaft äußerst angemessenes Buch. Fast auf jeder Seite las man den Stoßseufzer: „ick weet mir keenen Rat nit," und das war, leider, ganz so bei der Gesellschaft. In eine italiänische Uebersetzung von den Gedanken des Grafen Oxenstierna war eine Kritik über die Stimme der Catalani geschrieben. Ein abgekürzter französischer Don Quichote fand sich auch nur als erster Band vor. Vollständig dagegen, gleich dem Oxenstierna, waren vorhanden: ein Verzeichniß der waadtländischen Pflanzen, die vorvorletzte polnische Revolution von Mieroslawsky, ein Cornelius Nepos, verschiedene Geschichten und Biographien der Schweiz in Fragen und Antworten, verschiedene Reisehandbücher durch die Schweiz, von denen eins immer das Gegentheil von dem behauptete, was das andere versicherte, ein Buch für verheirathete Frauen, worin eine glückliche und drei unglückliche Ehen geschildert wurden, Wilhelm Tell zum Uebersetzen in's Französische, eine dreibändige Beschreibung von Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts mit vortrefflichen Rathschlägen über die damalige Art zu reisen, gleichfalls dreibändig ein peruanischer Roman, eine Abhandlung über Skrophelkrankheiten, ein französisches Trauerspiel über Winkelried, in zwei Exemplaren die Lebensbeschreibung von Laharpe. Briefe über die Glückseligkeit, worin bewiesen wurde, daß es kein größeres Glück gebe, als tugendhaft unglücklich zu sein, eine alterthümliche Kunst zu gefallen, das Reich Gottes, eine zur sittlichen Erhebung der Jugend veranstaltete Sammlung frommer und unsittlicher Geschichten, und endlich das Hauptwerk, das Buch par excellence, das Tir fédéral, worin das schönste von den französischen Liedern des Großrathes abgedruckt war.

Hierin bestanden die Entdeckungen, welche Luitgard in dem Staube des Schrankes machte und Adinen anvertraute. Man theilte sich eifrig in diese Kostbarkeiten; Lestocque nahm den Terenz und den Cornelius Nepos, Luitgard den Oxenstierna und das Tir fédéral, ihre Mutter Wilhelm Tell und das Reich Gottes, Adine die celtischen Memoiren und das malerische Album, der Baron die Reisehandbücher, Frau von Kaiser die Skrophelkrankheiten und den peruanischen Roman, Madame Liebermann endlich, „die sich auch etwas ausbat," das Buch für verheirathete Frauen, und zur Erheiterung für ihre Cousine das Buch von der Glückseligkeit — der Graf, Herr von Rochow und Liebermann dankten."

Die äußere Ausstattung ist gut. H.

Miscellen.

Bekenntnisse einer schönen Seele. Gutzkow läßt im 6. Bande seines Romans: Die Ritter vom Geiste, sich eine der Frauen desselben, so aussprechen: „Liebe Trompetta, sagte Anna von Harder. Verurtheilen sie den großen Dichter seiner Unchristlichkeit wegen nicht! Sagen Sie auch nicht, er wäre unwürdig gewesen, durch die von ihm ohne Zweifel wörtlich aufgenommenen Geständnisse des Fräuleins von Klettenberg sein schlimmes und wie Sie es nennen, frivoles und unsittliches Buch zu schmücken. Daß Goethe diese glaubensstarke Natur in seine Dicht- und Denkweise eintreten ließ, ganz unverbunden, ganz un-

zusammenhängend mit dem Werke, daß er uns geboten hat, beweist nur, wie er doch wol einen tiefen Blick für alles Ursprüngliche im Menschen hatte und uns in den krausen und wilden Erlebnissen des jungen Meister nur das Leben selber geben wollte in seiner Rückwirkung auf die große Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere. Da ließ er denn auch jenes Fräulein gelten, nicht um der Frömmigkeit, sondern um ihrer Eigenheit willen. Ich fühle, daß man jenem Buche vom Standpunkte der Erfindung aus viel Schlimmes nachsagen kann, aber Menschen sind es doch, die da durcheinandergehen, Situationen sind es doch des wirklichen Lebens. Man sieht Das ordentlich und erlebt es mit. So paßte auch das fromme Fräulein ganz hier herein, diese wunderliche Seele, der ich eigentlich nicht einmal recht zugethan bin.

Was? rief die Trompetta, Sie tadeln die schöne Seele? Das Kleinod aller nach innengewandten Herzen seit einem halben Jahrhundert?

Tadeln? sagte Anna sehr ermuthigt, welch' hartes Wort! Ich sage nur, daß ich sie nicht von Herzen lieben kann.

Nun, Das ist wunderbar! erstaunte die Trompetta und bat um Aufklärung, indem sie fest die Hände faltete. Alle waren gespannt.

Ich finde, sagte Anna gesammelt und ruhig, daß dies Fräulein eigentlich recht eigenwillig ist. Sie nimmt sich das so vor, einmal in Gott ihren einzigen Freund zu suchen und weist, fast kalt, fast gleichgültig, alle Zweifel, alle Sorge, alle Lehre der Menschen zurück. Sie bricht mit ihrem Verlobten, wie er mit ihr bricht. Sie sagt ihm: Magst Du mich, so mag ich Dich. Magst Du mich nicht, so mag ich Dich auch nicht. Ich gestehe Ihnen, daß eine solche Ergebenheit in die Wege des Schicksals bis an's Fahrlässige grenzt. Und weil ich doch aus ihrer Erzählung herausfühle, daß sie keineswegs in andern Dingen fahrlässig, sondern eifrig, emsig ist, so kann ich mich nicht erwehren, sie sogar für ein ganz klein wenig trotzig zu halten und ich glaube ihr alter Onkel schickt ihr seine kleine Nichtchen deshalb so selten auf ihr einsam gelegenes Schlößchen, nicht weil er fürchtet, daß die kleinen Mädchen bei ihr herrnhutherisch werden, sondern weil sie ein reizbares und recht apartes altes Jüngferchen ist.

Die Männer billigten diese eigenthümlich vorgetragene, fast wie zwischen Zerbrechlichem mit verbundenen Augen behutsam auftretende Auffassung vollkommen und Rudhard wollte sogar noch weiter gehen und wieder von seiner beliebten Muckerei anfangen. . . ."

Die jüngste Nummer des Athenaeum berichtet: „Herr Petermann hat uns folgende weitere Daten über die Expedition nach Mittel-Afrika mitgetheilt: „Es sind endlich wieder Nachrichten über diese Expedition bei Sr. Excellenz dem Ritter Bunsen eingelaufen, sie sind aber nur um circa 14 Tage neuer, als die Briefe, welche wir im April erhalten hatten, und vom 14. November v. J. datirt. Die Reisenden befanden sich noch im Königreiche Air und erwarteten die Rückkunft der Salz-Karavanne von den Kelors und den Fürsten En-Nur von Bilma, von woher das Salz geholt wird, das man nach Sudan schafft. Der Dr. Overweg hätte die Karavanne gern nach Bilma begleitet gehabt, er konnte sich aber dazu nicht den erforderlichen Schutz verschaffen. Dr. Barth war glücklicher mit seiner Reise nach Aghades gewesen, von wo er am 5. November nach Tintellust zurückgekehrt war. Ein Theil seines officiellen Berichts über diese Reise, in welchem er seinen Aufenthalt zu Aghades und jene Gegend beschreibt, ist nach der Heimath abgesandt worden, und ist nach dem, was ich davon gesehn habe, höchst umfassend und werthvoll, indem er nicht allein Bemerkungen über Geographie und Archäologie, sondern auch alles das enthält, was er über die Geschichte, die jetzige politische Lage, die Statistik ꝛc. eines Landes hatte sammeln können, das bis dahin den Europäern gänzlich unbekannt gewesen ist. Die Reisenden waren insgesammt bei guter Gesundheit und erfreuten sich der Temperatur der Wintermonate; sie benutzten ihre Muße, um das Arabische und das Haussaische aus dem Grunde zu lernen, da dieses die Hauptsprachen der Länder bis zum Tschad-See sind. Das Haussaische wird hauptsächlich in der großen Wüste, von Mursuk bis nach Kanz, das Arabische aber im Gebiet von Borneo gesprochen.

Ein Herr von Binckum hat der belgischen Independance folgendes Mittel gegen die Kartoffelkrankheit, die sich auch dieses Jahr wieder an verschiedenen Orten in Belgien zu zeigen begonnen hat, als durch mehrjährige Erfahrungen in so fern bewährt, daß dadurch den üblen Folgen völlig vorgebeugt werden kann, mitgetheilt: „Man darf nur den Theil der Erde, welcher die Knollen bedeckt, fest niedertreten, doch muß in der Mitte eines jeden Krautes oder Büschels ein kegelförmiger Zapfen Behufs des Abflusses von Regenwasser freigelassen werden. In dieser Weise verhindert man das Eindringen der mit Electricität geschwängerten Nässe, welche so sehr dazu beiträgt das Umsichgreifen der Krankheit zu beschleunigen, in die durch den Wachsthum der Knollen gelockerte Erde. Es hat sich in der That erwiesen, daß das Uebel fast immer nach starken Gewitterregen eine gewisse Intensität gewinnt. Der zerstörende Schwamm bildet sich dann so zu sagen von selbst, breitet sich rasch aus, und greift erst die unteren Blattseiten, dann die Stengel, zuweilen beide Organe zugleich an, und gewinnt zuletzt eine solche Entwickelung, daß sämmtliches Kraut eines Feldes in weniger als 48 Stunden völlig zerstört ist. Wenn letzterer Umstand sich zu zeigen beginnt, kann man nichts Besseres thun, als sofort das Kraut abzuschneiden und die um jede Frucht aufgehäufelte Erde niederzutreten, indem dadurch dem Eindringen der Krankheit zu den Knollen selber gewehrt wird.

In der großen Londoner Ausstellung befindet sich u. a. eine von einem Dr. Ridge von Putney erfundene Vorrichtung, die auch bereits im Guy-Hospital eingeführt worden ist, um Kranke aufs Sanfteste aus dem Bette und ins Bett zu heben und ihnen die ihrem Zustande bestentsprechende Lage zu geben.

Der Londoner Globe erklärt die Angabe in schottischen Blättern, nach welcher die Leichen von vier Matrosen (von der Expedition des Sir John Franklin) in den Hochlanden in der Nähe von Lancaster-Sund aufgefunden seyn sollten, für eine abermalige grausame Mystification in dieser bedauerlichen Sache, indem die dafür angegebenen Belege sich als völlig unwahr erwiesen hätten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 66. Sonnabend, den 16. August. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die der Wiedereinsetzung der Bourbons vorhergegangenen Umstände.

(Aus: l'Histoire de la Restauration, par M. de Lamartine.)

Der Kaiser Alexander war nach seinem Triumpheinzuge in Paris unmittelbar bei dem Herrn von Talleyrand abgestiegen. Die Lage des Hotels desselben, an der Ecke der elysäischen Felder und des Tuileriengartens, dessen großen und glänzenden Gemächer, hatten den Minister und den Adjutanten des Kaisers bei der Wahl dieser Wohnung zum Vorwande gedient; aber die geheimen Beziehungen des Herrn von Talleyrand zu den fremden Diplomaten des Cabinets von Alexander; seine geheimen Verbindungen mit den Prinzen des Hauses Bourbon durch den Herrn von Vitrolles, den freiwilligen, unerschrockenen und regsamen Unterhändler zwischen der royalistischen Meinung und den kaiserlichen Abneigungen; der Haß, welchen der Herr von Talleyrand seit seiner Ungnade zur Genüge gegen den Kaiser durchblicken ließ; sein Einfluß auf den Senat; sein Credit bei den alten Revolutionairs; seine Familien- und Gesellschaftsbande mit den größten Aristokraten Frankreichs; endlich sein Ruf einer fast prophetischen Voraussicht kommender Ereignisse, der so groß war, daß wenn man den Herrn von Talleyrand sich einer Partei zuneigen sah, man auch schon das Glück sich dahin neigen zu sehen glaubte, waren die wahren Gründe, welche Alexander zu diesem Staatsmann geführt hatten. Schon die Gunst des jungen Monarchen, der Gast des alten Diplomaten geworden zu sein, war geeignet, die Wichtigkeit noch zu mehren, welche die öffentliche Meinung ohnedem den Entschließungen des Herrn von Talleyrand beilegte. Die royalistische Partei, die im Voraus wußte, daß die Restauration das Endergebniß dieser Conferenzen sein würde, war so geschickt gewesen, dieselben dergestalt dem Heerde und den Auspicien des Staatsmannes anzuvertrauen, dessen Ohr man gewinnen und dessen Credit man consolidiren wollte.

Herr von Talleyrand war Napoleon schon seit lange in hohem Grade verdächtig gewesen, und dieser hatte schon mehrere Male die Absicht gehabt, ihn arretiren zu lassen, um Intriguen und Abtrünnigkeiten zuvor zu kommen, zu welchen seine ersten Unfälle das Signal geben würden. Er hatte es aber nicht gewagt. Verwegen und rasch, wenn es galt vulgairen Factionen zu Leibe zu gehen, selbst grausam, ohne Gerechtigkeit und Erbarmen gegen den Herzog von Enghien, den Papst, die Prinzen des Hauses Spanien, war Napoleon in dieser letzten Zeit schwach von Entschluß gegen gewisse Meinungsmächte geworden, die er an seinem eigenen Hofe haßte, sie sich aber doch gefallen ließ. Er brausete auf, er murrete, er drohete. Er war absichtlich recht laut in seinen Zornausbrüchen, aber wenn der Augenblick zuzuschlagen da war, da hatte er nicht das Herz dazu. Er liebkosete, bereicherte, und suchte Diejenigen, die er am meisten als geheime Feinde fürchtete, durch ein Uebermaß von Geschenken oder anscheinenden Vertrauens zurück zu halten oder wieder an sich zu ziehen. Man hätte sagen mögen, daß er, unversöhnlich gegen die materiellen Gewalten, vorsichtig gegen die Macht der Intelligenz und der Meinung zu Werke gehe, als hätte er eine Ahnung davon gehabt, daß die Empörung der Intelligenz gegen die Macht seinen Untergang herbeiführen würde. Fouché und Talleyrand waren zwei Beispiele dieser Schwäche.

In Fouché einen revolutionairen Verschwörer fürchtend, der dereinst im Senate und im Volke den republikanischen Funken

wieder anfachen könnte, hatte er sich damit begnügt, ihn in einer ehrenvollen Weise von Paris zu entfernen, und ihn unter dem Vorwande einer hohen Ueberwachung Roms und Neapels in Italien zurück zu halten. In Talleyrand einen royalistischen Verschwörer fürchtend, der im Fall von Unfällen ihn und seine Dynastie dem alten Europa als Ranzion ausliefern könne, hatte er es nicht einmal gewagt, ihn während seiner Campagne von Paris zu entfernen. Er ließ ihn durch Savary, seinen Polizeiminister überwachen, aber er ließ ihn seine Würden, sein officielles Vertrauen, selbst seinen Platz in dem Regierungsrathe zwischen seinem Bruder Joseph und der Kaiserin. Das Gewicht des Herrn von Talleyrand war so entscheidend in der Meinung, daß es dem Kaiser noch weniger gefährlich schien ihn als falschen Freund um sich zu behalten, denn ihn als erklärten Feind zu behandeln.

Diese Aengstlichkeit und Unschlüssigkeit beschleunigten seinen politischen Ruin nach Innen, wie sie seinen militairischen Verfall in seinen letzten Feldzügen vorbereitet hatten. Er war alternd, ein Temperamentsmensch geworden. Es war dies eine Inconsequenz an seinem Principe. Die Tyrannei, welche überlegt und transigirt, ist nichts weiter als die Unschlüssigkeit der Gewaltthat. Der Herr von Talleyrand kannte diesen Haß des Kaisers gegen ihn, und die geheime Furcht, welche er seinem Gebieter einflößte. Er war entschlossen, jenem zuvorzukommen und schaute nach der Stunde aus, wo er sich ohne Uebereilung erklären könnte.

Er glaubte, daß sie geschlagen hätte, und nahm sie wahr an dem Tage, wo Joseph und die Kaiserin mit der Regierung Paris verließen. Sein Platz wäre inmitten dieses flüchtigen Hofes gewesen. Es war ihm befohlen worden, ihm nach Blois zu folgen. Er that auch, als ob er gehorchen wollte. Er ließ recht auffällig seine Equipagen reisefertig machen, schickte aber einige Vertraute an die Barriere, die er passiren mußte, setzte sich dann in den Wagen, fuhr ab und ließ sich an den Thoren von Paris durch Complicen anhalten, die er dort postirt hatte. Diese, seinem Willen, der kaiserlichen Regierung zu folgen, angethanene verabredete Gewalt schien ihm ein hinreichender Vorwand zu sein, nach seinem Hotel zurückzukehren und in Paris zu bleiben. So glaubte er mit Napoleon im Reinen zu sein, wenn ihn der Sieg in seine Hauptstadt zurückführte, und mit seinen Feinden, wenn sie zuerst in Paris einzögen. Seine Verbindungen mit den Prinzen und Monarchen; seine in Petersburg, zu Wien und in London vernommenen halben Worte; seine problematische Widersätzlichkeit gegen die Ermordung des Herzogs von Enghien, gegen die Usurpation des spanischen Thrones, gegen Napoleons Vergrößerungsbegier; sein Einfluß im Senat, wo er zugleich der Repräsentant des kaiserlichen Willens und der Compaß der Opposition war; endlich, sein wundersamer Ruf von Geschicklichkeit und Vorhersicht mußten ihm an dem Tage, welcher über das Schicksal der Welt entscheiden sollte, eine große Rolle zuweisen. Man hat gesehen, daß seine Ahnungen ihn nicht getäuscht hatten, und daß sein Heerd die Rathsstube von Europa geworden war.

Der Kaiser Alexander, der König von Preußen, der Fürst Schwarzenberg, als Repräsentant des Kaisers von Oestreich, der Fürst von Lichtenstein, der Graf von Nesselrode, Minister und Vertrauter Alexanders, traten in der Nacht nach ihrem Einzug in Paris zu einer Conferenz zusammen. Sie waren noch in Aufregung über ihren Triumph, verwundert über den feierlichen und lächelnden Anblick dieser Hauptstadt, die sie, vom Thor Saint-Martin ab bis zu den Tuilerien, weniger als Eroberer denn als Gäste aufgenommen zu haben schien. Das Jubelgeschrei der Royalisten, die sie um einen König aus ihrer alterthümlichen Race ansprachen, erklang noch in ihren Ohren. Unstreitig heischte auch der lange Nachklang und die Erinnerung ihrer Demüthigungen unter dem Degen Napoleons tief in ihrem Herzen Rache. Andererseits mußte die Erhebung der Hauptstadt des Reiches gegen einen Feind, der noch nicht die Waffen gestreckt hatte, ihnen als eine entscheidende Waffe gegen ihn erscheinen. So vereinigte sich denn der Monarchenstolz, die Verehrung der alten Dynastieen, die Sühne der Triumphe gegen ihre Völker, und die am besten geeignete Tactik, den gemeinschaftlichen Feind zu entwaffnen, um ihnen insgeheim die Wahl einer anderen Regierung für Frankreich anzurathen. Aber was sie wünschten, das wagten sie nicht selber auszuführen. Sie wollten dem Nationalwillen einen Schein von Freiheit geben, und nur als die bewaffneten Zeugen des Sturzes von Napoleon und der Ausrufung einer andern Monarchie erscheinen. Aber die bloße Gegenwart der fremden Monarchen, gefolgt von einer Million Leuten, bei dieser Berathung, befleckte deren Unabhängigkeit und Würde. Unter dem Degen beräth es sich nicht! Diese Haltung des Vaterlandes in dem Augenblicke, wo es das Haus Bourbon zurückrief, war hinreichend, um der Restauration den Makel der Knechtschaft aufzuhängen. Sie mußte späterhin deren Feinden zum immerwährenden Text dienen. Dieser Text war wohl in der Form, diesen Augenblick aber in der Wirklichkeit nicht begründet. Mit Ausnahme der Armee und des servilen und militairischen Hofhalts des Kaisers, sehnte sich fast ganz Frankreich darnach, das Joch eines Gebieters abzuwerfen, der es unterdrückte, indem er es berühmt machte. Wenn Frankreich mit völliger Freiheit der Meinung, sowohl in Abwesenheit der Armee Napoleons, als in Abwesenheit der fremden Armee votirt hätte, da erleidet es für diejenigen, die sich jener Zeit erinnern, keinen Zweifel, daß es sich fast einstimmig für den Sturz Napoleons und seiner Dynastie ausgesprochen haben würde. Was zweifelhaft seyn dürfte, das wäre, ob es für die Wiedereinsetzung der Prinzen des verbannten Hauses Bourbon, oder für eine constitutionelle Republik, welche ihm die Principien seiner Revolution von 1789 bewahrt hätte, gestimmt haben würde. Der wieder auflebende Freiheitssinn war in einer kleinen Zahl von Gemüthern lebhaft, aber der Wunsch nach Frieden mit Europa war in den Massen noch gebieterischer, welcher Meinung sie auch angehören mochten. Eine Regierung, welche die Traditionen an die Hoffnungen knüpfte, welche die Thronen aussöhnte und den Nationen eine friedliche Aera verhieß, eine solche Regierung, durch Pfänder der Freiheit, eine Constitution, Verzeihung der Vergangenheit, Fortschritt für die Zukunft ansprechend gemacht, hatte mehr Aussicht frei votirt zu werden, als das durch seine Niederlagen unpopulair gewordene Kaiserthum und die durch ihre Erinnerung bedrohliche Republik. Es ist also wohl wahr, wenn man sagt, die Restauration sei unter der Faust des Auslandes angenommen und anscheinend eine aufgezwungene Regierung gewesen; aber noch wahrer ist es, wenn man sagt, daß sie gleicherweise unter den obwaltenden Umständen aus dem Herzen des freien Frankreichs hervorgegangen seyn würde. Sie erschien ihm als eine unum-

gängliche Abfindung mit Europa und als eine Abfindung mit sich selber, die vor anderen den Vorzug verdiente. Eine Nothwendigkeit in einer Erinnerung. In der Krisis war es genug, ihren Namen vor ihm auszusprechen, um es sich von selbst darauf losstürzen zu sehen. Die royalistischen Intriguen haben sehr wenig zu ihrem Triumph beigetragen: es war vielmehr ein Triumph der Umstände, als der Triumph einer Partei.

Alexander gestattete der Debatte in dieser Conferenz eine außerordentliche Freiheit zu. Er sprach allein und mit der Beredtsamkeit eines großen Gemüths in einer großen Rolle. Der Geist des Jahrhunderts strahlete in dem seinigen zurück. Er schien ihn von seinem Thron herab zu verkündigen, als ob er gleichzeitig der Genius der Monarchien und der Genius der Völker gewesen wäre. Die constitutionelle und liberale Zukunft von Europa rollete sich vor ihm auf. Man erkannte den Zögling Catharinens II., der Semiramis des Nordens, die ihre Orakel aus der Philosophie Montesquieu's und Voltaire's hernahm. Man erkannte in ihm den Schüler und Freund des Republikaners La Harpe und den Correspondenten der deutschen Philosophen und der Schule der Frau von Stael. Er erklärte sich gegen die Eroberung im Namen der Humanität, gegen den Despotismus im Namen der Völkerwürde, und gegen die Theilung Frankreichs im Namen der Unabhängigkeit der Racen und des europäischen Gleichgewichts. „Wir haben," rief er am Schlusse seiner Rede aus, „hier nur zwei Feinde zu bekämpfen: Napoleon, den Weltunterdrücker, und die Feinde der Unabhängigkeit der Franzosen, wer sie auch seyn mögen." Sich dann zu dem Könige von Preußen, der seit dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Louise, der Schönheit Deutschlands, getödtet durch Napoleons Siege und Insulten, traurig und schweigsam war und zu dem Fürsten Schwarzenberg wendend, sagte er: „Sagen Sie, mein Bruder, und Sie, der Sie hier den Kaiser von Oestreich vertreten, ob meine Worte nicht der Ausdruck unserer gemeinsamen Gesinnungen gegen Frankreich sind."

Der König von Preußen und der Generalissimus antworteten durch eine bloße Kopfneigung, und der Beschluß, vor Allem den Ruhestörer von Europa zu entthronen, war gefaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

„Es liegt auf der Hand" daß die 44 Candidaten, von welchen fast kein einziger unter uns bis auf den heutigen Tag etwas gehört hat, den meisten Mitgliedern des Rathes der Fünf Hundert, die ihnen ihre Stimmen gegeben haben, nicht viel bekannter sein kann.

„Es ist evident, daß diese Candidaten, über der ganzen Fläche Frankreichs aus den kleinsten Bezirken, unter den unbedeutendsten Richtern, aus den bäuerischesten Cantons, ja selbst aus eroberten Ländern genommen, nur von irgend einem eminenten Administrator haben zusammengelesen werden können, der, indem er schon die Republik regiert, mit einem Adlerblick das unterm Grase verborgene Verdienst erkannt und seinen Collegen zur Kunde gebracht hat.

„Fern sey von uns der Gedanke, daß man, indem man einigen Legislatoren eine Unzahl unbekannter Menschen beigesellt hat, der Wahl des Rathes habe Zwang anthun wollen . . . . Robespierre hatte Frankreich durch Gewalt erobert; dies hieße, es durch Hinterlist erobern. Die Sache wäre darum nicht minder straffällig, und wir können, wir dürfen, wir wollen keinen Eroberer dulden, welcher Art er auch seyn möge!"

Man kann sich's schon denken, daß die Conventsmitglieder, die bereits ganz andre Dinge gesehen und gehört hatten, durch eine so naive Protestation nicht zurückzuhalten waren. Zwei oder Drei im Rathe schlossen sich Dupont an; aber es war Alles vergebens. Es wurde die Tagesordnung verlangt und bewilligt, und darnach schritt man unmittelbar zu der Wahl der Directoren, die dann, in folgender Ordnung, aus der Urne hervorgingen:

La Revelliere-Lepeaux	mit	216	Stimmen
Letourneur (von der Manche)	„	189	„
Rewbell	„	176	„
Sieyes	„	156	„
Barras	„	129	„

Nur Vier der Gewählten nahmen die Wahl an. Sieyes schlug sie aus.

Es ist uns als nicht uninteressant erschienen, auch die vier Acceptationsbriefe mitzutheilen, weil sich der Character dieser neuen vier Könige, welche der Convent Frankreich gegeben hatte, ziemlich getreu darin abspiegelt:

„Meine hinfällige Gesundheit," sagte der arglistige La Revelliere, „die Strapazen, welche ich seit dem Anfang der Revolution erlitten, und der Widerwille, den ich gegen Alles habe, was mich dem Privatleben entrückt, hatten mich sagen lassen, daß ich die Annahme verweigern würde, wenn ich mit in das vollziehende Directorium gewählt werden sollte; aber die Schwierigkeit der Umstände, die Hingebung, welche jeder gute Republikaner für das Vaterland haben muß, haben meinen Entschluß geändert."

* * *

„Wenn ich nur die Schwäche meiner Talente berücksichtige," sagte Letourneur, der über die auf ihn gefallene Wahl selber überrascht war, „so würde ich den wichtigen Platz, zu welchem ich von dem Rathe der Alten berufen worden bin, einem andern überlassen; aber ich habe bedacht, daß Muth und Hingebung für das Vaterland dasjenige sind, was einem Republikaner ziemt.

* * *

„Ich acceptire meine Ernennung in das vollziehende Directorium," sagt hastig und kurzweg Rewbell, in heißhungeriger und gefräßiger Ehrsucht, gierig über die Gewalt herfallend, und sie ohne aufzuathmen verschlingend.

* * *

„Mein Respect vor der Entscheidung der beiden Conseils," schreibt Barras in einem Tone, der nach dem Vicomte und dem Prahler schmeckt, „mein Eifer, mein Muth, und meine Anhäng-

lichkeit an die Republik bestimmen mich, den Platz eines Mitgliedes des vollziehenden Directoriums anzunehmen."

Sieyes berief sich in dem langen Schreiben, das er an den Rath der Alten richtete, wegen seiner Ablehnung auf die wenige Tauglichkeit, die er sich für dergleichen Functionen zutraue, und auf den Haß, welchen er unablässig abseiten aller Parteien, vom Anfang der Revolution an ausgesetzt gewesen sey. Die Folge hat gezeigt, daß er sich nicht aufrichtig ausgesprochen hatte, und daß er, sicher, in das Directorium eintreten zu können, wenn er in demselben einen seinen Absichten förderlichen Einfluß darin ausüben könne, im Jahr 1795 in demselben nicht eine hinlängliche Uebereinstimmung mit seinen Ansichten, noch eine genügende Autorität im Lande fand.

Der Rath der Fünf Hundert entwarf darauf, ganz in dem angenommenen Verfahren, ein Verzeichniß von zehn Candidaten, um einen Stellvertreter für Sieyes daraus wählen zu lassen. Unter ihnen war auch Carnot, und dieser wurde von dem Rathe der Alten gewählt.

Das Directorium bestand also aus La Revelliere, Letourneur, Rewbell, Barras und Carnot.

Der Convent hatte einen vollständigen Triumph errungen. Er hatte die gesetzgebende Gewalt zu zwei Drittheilen, die vollziehende Gewalt vollständig im Besitz. La Revelliere, Letourneur, Rewbell und Carnot hatten eine lange Zeit mit in dem Heilsausschusse gesessen, so wie Barras im Ausschuß der allgemeinen Sicherheit, und alle Fünf hatten für den Tod des Königs gestimmt. Es war nicht möglich, wenigstens schien es so, sich besser vor jedem Gedanken an eine Transaction mit der Familie der Bourbons zu sichern, die, obwohl exilirt und verstümmelt, den Revolutionnairs ein stetes Schreckensbild blieb.

Am 3. November vollständig gemacht und am 4. installirt, ernannte das Directorium den Tag darnach die Minister. Es erkor zuvörderst drei Königsmörder: Merlin (von Douai) für die Justiz, Charles Delacroix für die auswärtigen Angelegenheiten, und Ramel Nougaret für die Finanzen. Darnach erhielt Benezech das Departement des Innern, Aubert-Dubayet das des Krieges, und Truguet das der Marine.

Die neue Regierung von der finanziellen Seite betrachtet, sieht man, daß sie eben nicht kostspielig war. Die Kosten ihrer Unterhaltung vertheilten sich folgendermaßen:

Fünf Directoren, jeder 150,000 Fr.	750,000	Fr.
Ein Generalsecretair des Directoriums	25,000	„
Fünf Secretaire, jeder 10,000 Fr.	50,000	„
Mobilien, Heizung, Beleuchtung, Wäsche, Pferde und Wagen	750,000	„
Zwei hundert und funfzig Mitglieder des Raths der Alten, à 33 Fr. täglich . . .	3,011,250	„
Fünf hundert Mitglieder des Raths der Fünf Hundert, à 28 Fr. täglich	5,111,000	„
Sieben Minister, à 40,000 Fr.	280,000	„
Sieben Generalsecretaire, à 15,000 Fr. . .	105,000	„
Zusammen	10,082,250	Fr.

Das hätte man in der That nicht theuer nennen können, wenn das Directorium nicht den Ausspruch des Journalisten Carra: „den Merovingern, Carolingern und Capetingern sind die Intrigants gefolgt, welche die Könige der vierten Raçe bilden," im höchsten Grade wahr gemacht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Briefe über die **Weltausstellung** von H. Scherer. Leipzig. Verlag von Herman Schultze. 1851. X (Inhalt) und 244 Seiten 8.

Diese Briefe werden nicht nur von Denen, welchen es vergönnt war, die Weltausstellung selbst zu sehen, als willkommene Erinnerungsblätter, sondern auch von Anderen, die dieser Gunst sich nicht erfreuten, als treues, mit lebendigen Farben gezeichnetes Bild der im Krystallpalaste vereinigten zahllosen Natur-, Industrie- und Kunst-Schätze, als eine dankenswerthe Gabe entgegengenommen werden. In belebter, bisweilen von, nicht streng zum besprochenen Gegenstande Gehörigem, aber deshalb nicht weniger Anziehendem, unterbrochener Darstellung, wie sie der Eindruck des augenblicklichen Selbstschauens erzeugte, berichtet der Briefsteller, langweilende Weitschweifigkeit vermeidend, über die großartige Krystallhalle und die Erzeugnisse des Erfindungsgeistes, der industriellen und künstlerischen Ausdauer europäischer und außereuropäischer Völker. Freilich, wer Einzelstudien machen will, der Verfasser giebt es zu, Dem bleibt, nach Lesung der Briefe, noch Manches zu thun; ist er an Ort und Stelle, nun, er sehe selbst, er höre, was dort in belehrenden Vorlesungen gesprochen wird; ferne von der Weltausstellung, mag er gründlichere Belehrung aus Special-Katalogen und den zahlreichen Commentaren, die in mannigfacher Form erschienen sind und noch erscheinen werden, schöpfen; wir Anderen, denen eine Total-Anschauung, ein großer Ueberblick genügt, werden sie schwerlich irgendwo besser finden als in diesen kurzen, doch inhaltsreichen vierundzwanzig Briefen. Sie gehören zu den literarischen Erzeugnissen, die anscheinend nur momentane Theilnahme in Anspruch nehmen, aber dennoch auch später sie noch finden werden.

Wir wollen dem Zwecke unserer Anzeige, das Buch recht schnell zur Kunde unserer Leser zu bringen, nicht durch eine nähere Analyse entgegentreten, und statt deren lieber ein in vieler Beziehung höchst interessantes Bruchstück des letzten Briefes geben, in welchem der Verfasser die Ausstellung Ostindiens schildert:

„Zuletzt treten wir nach Ostindien, in der Politik eine englische Colonie, dem ursprünglichen Rechte nach aber das Land der Länder, die Wiege des Menschengeschlechts, der Urquell irdischer Cultur, welche von da ihren Lauf über die Welt nahm. Mehr als hundert Millionen bewohnen noch heut zu Tage jene weiten Striche, wo die Natur alle Jahre ihr Paradies erneuert, mag es auch durch den Sündenfall um seine himmlischen Seligkeiten gekommen sein. Die gegenwärtigen Bewohner fahren fort,

Wissenschaften zu pflegen, welche sie nur dem Namen nach kennen, und Künste zu treiben, wofür ihnen die Grundsätze fehlen, und alles Dieses mit einer Fertigkeit, nicht allein denkwürdig wegen der frühern Zeit, wo sie zur Vollendung gelangte, sondern auch wegen der Art und Weise, worin sie seit Jahrtausenden unbeweglich stehen geblieben. Dieses erklärt sich nicht anders, als durch die Thatsache, daß der Sohn unfähig war, der manuellen Geschicklichkeit des Vaters Etwas beizufügen, und eine Kunst nicht zu vervollkommnen vermochte, die er nur aus Routine verstand. So lange aber der Handel in seiner Kindheit war, oder ausschließlich mit den Vorrechten der Reichen zu thun hatte, wären alle diese Künste unmöglich gewesen, hätte nicht Indien bei sich zu Hause die Rohstoffe besessen, welche sein Gewerbfleiß in nützliche und kostbare Gegenstände verwandelte. Ohne Baumwolle würden die sogenannten „Streifen gewebter Luft" nicht existiren, ohne die zahlreichen Rinden, Blüthen und Wurzeln ließe sich nicht färben, und Kattundruckerei wäre noch heut zu Tage ungekannt. Entwüchse nicht die Indigopflanze dem dortigen Boden, so würde sie ihren Namen nicht von Indien tragen, und ohne den berühmten „Wetzstahl" möchte Niemand das Altpersische Wort, „eine Indische Antwort geben" auf die Trefflichkeit der Waffenschmiede deuten. Außerdem besitzt Indien eine unbegränzte Anzahl animalischer, vegetabilischer und mineralischer Substanzen, geeignet für die verschiedensten Fabrikationszweige, und das Land ist mit Recht als dasjenige bezeichnet worden, in dem sich fast alle Producte der bekannten Erde vereinigen.

Der erste Theil einer Indischen Ausstellung muß also die Erzeugnisse des Bodens enthalten, und damit beginnt auch der Saal, in welchen wir aus dem Transept, vor dessen ganzer Breite sich die Indische Wunderwelt öffnet, eintreten. Eisen, Stahl, Kupfer, Zinn und Kohlen breiten sich auf langen Tafeln aus, worüber blendendweiße Marmorplatten aus Madras emporragen. Darauf folgen die Producte aus dem Pflanzenreich, wo fast keines fehlt, vom gemeinen Nahrungsmittel des Malacca-Reises bis zur feinsten Vanille aus Ceilon. Thee, Kaffee, Zucker, Zimmt, Muscat, Nelken, Pfeffer Ingwer, Tabak, Opium ɛc. in allen Sorten, der lebendige Preiscourant, Hölzer einer Waarenbörse. Sodann die Hilfsmitteln der Industrie, Baumwolle, Hanf, Seide, Palmenstroh, Binsen, Rohr, Rinden, Indigo, Farbstoffe in 200 Species, Gummi's, Oele und überhaupt Medicinalien als vollständigstes Inventar zu einer Apotheke. Der Botaniker und Chemiker kann hier Stunden lang verweilen, ohne sich zu erschöpfen, und nirgends werden die Vorlesungen lehrreicher und mannigfaltiger zu halten sein. Von den Galerien herab hangen kolossale Tiger- und Leopardenfelle, von einer Frische der Farben, als wären sie dem Raubthiere soeben erst abgezogen. Wie Säulen und Pfeiler erheben sich dazwischen Elephantenzähne und Büffelhörner, und ganze Federbüsche des Paradiesvogels wehen darüber weg.

Wir dringen weiter in die inneren Säle und begegnen zuerst Modellen Indischer Werkzeuge, Maschinen und Werkstätten, voll von arbeitenden Hindus, Männern und Weibern. Wie ist es möglich, fragt man sich, daß mit so rohen und groben Instrumenten und von so kleinen, armseligen, an Geist wie Körper kraftlos blickenden Menschen jene durch Feinheit, Eleganz und Solidität ausgezeichneten Fabrikate gefertigt worden sind, die wir wenige Schritte davon in den unvergleichlichen Shawls, Teppichen und Mousselin-Gewändern entdecken? Da ist z. B. ein Mousselin-Tuch von einer Elle Breite und Länge, welches sich ohne Mühe in eine Nußschale packen läßt. Jedes Stück trägt das Monogramm des Webers, — Indische Namen, unaussprechbar und fast unschreibbar: hier benachrichtigt uns „Cholos Churno", daß seine zwölf Ellen lange Webe nur drei Unzen wiegt, dort „Huberoollah Tanter", daß die seinige durch einen Kinderring gezogen werden kann.

Daß die Ostindischen Taschentücher und die Caschmir-Shawls ihren Ruf glänzend rechtfertigen, bedarf wohl keiner Erwähnung. Unter dem Namen „Indischer Pavillon" ist ein Mousselin-Zelt aufgeschlagen, und darin eine Auswahl der kostbarsten und seltensten Stoffe in Baumwolle, Seide, Sammet und Stickerei zur Schau gestellt. In der Mitte erhebt sich ein Palankin von schwerster Vergoldung, überragt von zwei großen Sonnenschirmen, die von Edelsteinen strotzen. Daneben steht ein Bett, ein Meisterwerk der Schnitzkunst in Elfenbein, in welchem Material noch ein ganzes Mobiliar, so wie viele andere Luxusartikel Indischen Lebens ausgestellt sind. Wie in Frankreich die Gobelins, so bekleiden hier Elephantendecken die Wände der Galerien, und wir sehen Erz, Stein, Holz, zumal das wohlriechende Sandel, zu den kunstvollsten Arbeiten verwendet. Man glaubt, es könne nichts Größeres mehr folgen, und siehe, es öffnet sich wie vor dem Zauberstab ein anderes Gemach, und überbietet unsere Bewunderung, die wir bereits am Ende meinten.

Nehmen wir den letzten und stärksten Eindruck von der Schatzkammer von Lahore. Wie klein und geringfügig erscheint gegen dieses Aufgebot von Kostbarkeiten, die hier in Krone, Scepter, Schwert, Dolch, Ketten, Ringen, Spangen, Gürteln, Sätteln, Reitzeug und was sonst zur Ausstattung eines Nabobs gehört, beisammen sind, die Toilette einer Königin von Spanien und der ganze Juwelenschmuck in Frankreich, ja, selbst die Galerie der Englischen Bijouterien! Ein grünsammetner Spencer trägt eine Achsel-Stickerei von mehr als 2000 Perlen, wovon die kleinste noch immer einer Erbse gleichkommt. Wenn man dies sieht, so begreift sich, wie Indien die letzte Sehnsucht aller Welteroberer des Alterthums gewesen ist.

Unsere Zeit freilich sucht die Garantien nationaler Wohlfahrt nicht mehr in todten Metallen und Steinen; aber immer bleibt es unendlich lehrreich, an dieser Indischen Ausstellung, der in Pracht und Reichthum ohne Widerrede der erste Rang im Krystall-Palaste gebührt, die Geschichte eines Landes zu veranschaulichen, welches die Trophäen antiker Civilisation und Kunst unverändert bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Die Ostindische Compagnie muß Indien regieren, als wäre es ein neues Land. Die Denkmale barbarischen Pompes, die Staatsschirme, die Goldgewänder und Perlen-Diademe gehen sie Nichts an. Diese gehören den Eingebornen, den Traditionen der Vergangenheit. Englands Antheil an der Indischen Ausstellung sind die Rohproducte, so lange unentdeckte und unbenutzte Schätze, bis sein Handel und seine Industrie sie zum Gemeingut der Welt machten. Darauf bauend, ist allein für die Dauer und mit Sicherheit

Reich und Herrschaft in Indien zu behaupten, und dann läßt sich hoffen, daß die Wiederbelebung des Ostens eine der ersten erreichbaren Missionen für England sein werde, um jene Jahrtausende lang dem Despotismus verfallenen Länder zum Genuß politischer Rechte und Freiheiten reif und empfänglich zu machen. Ist dies nicht möglich, so wird England über kurz oder lang die Herrschaft über Asien an Rußland verlieren.

Und hier in der Heimath unsers Stammvaters, mit unzweifelhafter Ahnenprobe für jedes vernunftbegabte Wesen, in Indien, endige sich auch unsere „industrielle Weltreise". Eine die internationale Ausstellung von fünf Welttheilen durchdringende Idee darf nicht anders als in den Rahmen der gesammten Culturgeschichte der Erde gefaßt werden. In dieser Darstellung, sinnlich vor unsere Augen gebracht, ist sie neu, und kann den Wendepunkt einer Zeitepoche bezeichnen. Revolutionen, welche von nun an wahrhaft wiederherstellend, schöpferisch und sittlich fruchtbar auftreten wollen, müssen weniger der einzelnen Nationalität, als der gesammten Menschheit zu Gute kommen. Der Forschritt unsers Geschlechtes, sich ergebend aus der gemeinsamen Arbeit Aller ist der Endzweck für die Anstrengungen des Individuums. Indem wir dieser Ueberzeugung nachleben, vollziehen wir das Gebot der Vorsehung, und erfüllen den Theil der göttlichen Mission, der uns hier beschieden."

Aeußerlich ist das Buch gut ausgestattet. Daß am Schlusse der Name des Buchdruckers, Elbert, angegeben, ist etwas Gewöhnliches; aber neu, so viel uns bekannt, bei einem Werke der Jetztzeit wenigstens, ist die Angabe: Correctur von Dr. F. Fließbach.

Hoffmann.

Drei Schauspiele von Anton Gubitz. Kaiser Heinrich und seine Söhne. Sophonisbe. John der Ziegler. Berlin 1851. Verlag der Vereins-Buchhandlung. (VI und) 256 Seiten 8.

„Die Gegenwart", sagt der Verfasser, „ist eine Zeit der Versuche. Auf allen Gebieten des menschlichen Strebens und Wirkens, auf dem Felde der Staatskunst wie in der schönen Kunst und in der Literatur, ist dieser Ausspruch eine Wahrheit. Ueberall mehr oder weniger Bewußtsein über die Ziele des Ringens, nirgends die Fähigkeit, das Ziel energisch zu ergreifen. Im Angesichte dieser Betrachtung habe ich den Muth, meine dramatischen Versuche auf den nachfolgenden Blättern zu veröffentlichen. Sie machen nicht den Anspruch mehr zu sein als die ersten Stufen eines Studienganges, Stufen, die ich mit meinem eigenen Wissen und Wollen bereits überschritten habe, mit meinem Können hoffentlich einmal überschreiten werde. Die schwere Kunst des dramatischen Gestaltens fordert ein beharrliches Streben, fordert es um so mehr von Demjenigen, den nicht der kühne Flug des Genius emporträgt, der darauf angewiesen ist, das bescheidene Maaß von Talent, welches die Natur ihm verliehen, durch strenge Bemühung in ernstem Studium zu entwickeln. Man wird, so hoffe ich, in meinen Arbeiten den Ernst des Strebens nach fest bestimmter dramatischer Form erkennen und auch in gewisser Beziehung ein Resultat desselben vielleicht wenigstens nicht ganz vermissen, indem die dramatische Gestaltung in dem Drama „John der Ziegler" gegen die beiden früher entstandenen Versuche sich verdichtete und sicherer zusammennahm. Ich wünsche von dem Urtheil Anderer zu lernen."

Kaiser Heinrich und seine Söhne, dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen, ist 1842, Sophonisbe, dramatisches Gedicht in einem Akt, 1843, und John der Ziegler, geschichtliches Drama in fünf Acten, 1849 gedichtet. Das erste Drama, in welchem der deutsche Kaiser, Heinrich der Vierte, seine zweite Gemahlin, Adelheid von Stade, und seine zwei Söhne erster Ehe, Konrad und Heinrich, als Hauptpersonen auftreten, spielt um's Jahr 1100, theils in Italien, theils in Deutschland. Sophonisbe ist nach Sophonisbe Angosciola, Malerin aus Cremona, die mit ihrer Schwester, der Dichterin Minerva, in Madrid lebt, benannt; außer ihnen erscheinen nur noch zwei Personen, Fabrizio de Moncada, im Dienste der Königin Elisabeth und Pater Ignaz, Beichtvater des Prinzen Carlos. John Watt, Ziegelbrenner zu Dartford in der Grafschaft Kent, Anführer der unzufriedenen, nach London ziehenden Landleute (1381), ist der Held des dritten Dramas; die Mutter des jungen Königs Richard II., die Prinzessin von Wales, Edmund Graf von Kent und Watt's Tochter Anna sind die übrigen bedeutendsten Persönlichkeiten desselben. Der Ort der Handlung ist im ersten Akte in Dartford, im zweiten im erzbischöflichen Schlosse zu Maidstone, im dritten, vierten und fünften in und bei London.

Das freudenarme Verhältniß Kaiser Heinrich's zu seinen Söhnen und seiner Gattin, die Liebe der Letzteren zu ihrem Stiefsohne Konrad, die Liebe des mit der Markgräfin von Toscana, Mathilde, vermählten Heinrich Welf zur jugendlichen Kaiserin, sind die Hauptelemente des ersten Stücks. Daß Konrad, der Geliebte der Nichte Mathildens, Beatrix, Adelheid's unnatürliche Liebe nicht erwiedert, reizt sie, den Jüngling zu verderben. Wir sehen ihn, den Kaiser und Adelheid sterben; König Heinrich, der reuevoll zum Vater zurückkehrt, findet ihn nicht mehr lebend. Der letzte Akt schließt mit seinen Worten:

. . . . ich fühle,
Des Vaters Erbe, seinen Geist auf mich
Erneuten Muth des Lebens niedersenken.
Fortleben soll er in dem Sohne! Sein
Gedächtniß und sein Wirken sterbe nicht
Mit ihm, aufrichten will ich seinem Ruhm
Ein glänzend Denkmal. Hab' ich es vollführt,
Kehr' ich zur stillen Stätte seines Grabes,
Das eigne Herz zu richten und zu fragen,
Ob ich die große Schuld ihm abgetragen.

Familiengreuel, wenn auch kaiserliche, wie sie in dem Gubitz'schen Drama sich vor unseren Augen entwickeln und zu scheuslichen Thaten reifen, lassen keinen erhebenden Eindruck zurück, und das s. g. Hochtragische hat sich uns in Tragödien, deren Stoff sie sind, nie enthüllen wollen. Uebrigens verdient das Trauerspiel, als eine der ersten dramatischen Leistungen des Verfassers, Anerkennung.

In „Sophonisbe", diesem kleinen dramatischen Gedichte, dessen Darstellung auf der Bühne bei Vertheilung der Rollen an wirkliche Künstler, nicht ohne günstigen Erfolg sein dürfte, wird die Entsagung einer Schwester zu Gunsten der anderen und getäuschte Liebeshoffnung geschildert. Minerva und Sophonisbe lieben beide Fabricio; Sophonisbe glaubt, er liebe die Schwester und kämpft mit sich, ihre eigene Liebe zu besiegen; aber sie ist es, die Fabricio liebt. Minerva, der Prinz Carlos seine Neigung zugewandt, ist auch in dem Wahne befangen, von Fabricio geliebt zu werden; sie wird enttäuscht. Die letzte Scene schließt so:

Minerva.

Sophonisbe.

Dasselbe Glück, das Du der Schwester gönntest,
Umfängt nun Dich als Dein gerechter Lohn.

Sophonisbe.

Doch Du verlierst es, theure Schwester!

Minerva.

Nicht
Durch Dich! Er selbst, den ich geliebt, er raubte
Den schönsten Nimbus meiner Lieb': die Achtung!
Ich liebte da, wo ich nicht hoffen durfte,
Und meine ganze Hoffnung bleibt der Himmel,
Dem sich als Braut die Dichterin geweiht.
Ihr zieht aus Spanien nun, ich aber bleibe
Und schütz' Euch durch den Prinzen, bis dies Land
In Eurem Rücken liegt. Dann erst soll er
Erfahren, daß ich für mein fern'res Leben
Des Klosters heil'ge Einsamkeit gewählt.

Sophonisbe.

Geliebte, arme Schwester!

Minerva.

Nein, nicht arm
Bin ich! Mein liebstes Sehnen zog mich stets
Zur ungestörten Ruh des Dichterlebens.
Dies Sehnen wird die Einsamkeit mir stillen.

Sophonisbe.

Doch ohne Schutz soll ich zurück Dich lassen?

Minerva.

Ich habe Schutz genug für meine Ehre
In meiner Ehre selbst: sorgt nicht um mich!
Wer sich den Himmel weiht, zagt nicht vor Menschen.

Sophonisbe.

So finde Friede in der Religion! —

(Zu Fabricio.)

Mich aber soll die Liebe frisch begeistern
Zu neuem Schaffen meiner schönen Kunst!

Fabricio.

Und Deine Kunst wird ewig blüh'nde Kränze
Erneuter Lust um unsre Liebe zieh'n!

„John der Ziegler" ist das vorzüglichste der drei Schauspiele. Sowol die Haupt- als Nebenhandlung, der von John Watt angeführte Zug nach London, die hinterlistige Ermordung des Volksführers auf Anstiften der Prinzessin von Wales, und Anna's Tod von Vatershänden, den sie selbst erbittet, um ihr durch den Jugendgenossen, Edmund, Graf von Kent, entehrtes Leben zu enden, bekunden das ersichtliche Fortstreben des Dichters und berechtigen zu der Hoffnung von ihm bald Vollendeteres zu empfangen. Die Diction in diesem Drama hat bedeutende Vorzüge vor der in „König Heinrich und seine Söhne;" die Handlung schreitet rasch fort und mehrere Scenen sind sehr gelungen. — John, dem die Tochter von dem Einnehmer des Grafen Kent geraubt wird, sieht sich dadurch in seinem Entschlusse, sich an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen, bestärkt; im ersten Augenblick verlockt ihn das Gefühl der Rache zu Gewalthandlungen; als aber die bewaffneten Landleute im erzbischöflichen Schlosse zu Maidstone von dem Priester John Ball zu ferneren Verwüstungen gereizt werden, tritt er stürmisch hervor und ruft:

Genug der Thorheit! Haltet ein! Herab
Von Eurer Kanzel! Gottesdienst ist nicht
In Eures Wahnsinns Predigt!

(Er schleudert Ball von der Tonne. Murren des Volkes.)

Scheltet Alles
Ihr, was geworden, eitel Menschenwerk?
Meint Ihr, mit einem einz'gen blut'gen Strich
Hin über die Geschichte eines Volkes
Die hundertjährigen Gewohnheiten
Ihm aus dem Sinn zu löschen? Meinet Ihr,
Es könne durch den Umsturz einer Welt
Allein aus einem großen Haufen Schutt
Und Trümmer Eure neue Welt ersteh'n
Von heut' zu morgen? Wollet Ihr verkehren
Den edlen Freiheitsdrang des Sachsenstammes
In einen Trieb der rasenden Zerstörung?
Mein Rath heißt: Mäßigung. Die erste That,
Die wir vollführt, war eine That des Zorns.
Laßt unsre nächsten Thaten Handlungen
Der Menschenwürde sein. Laßt uns dem Adel
Des angestammten Titels jenen Adel
Entgegensetzen, der den edlen Sinn
In freier Männer Brust verkündet. Rache
Nicht suchen wir, wir suchen unser Recht,
Das Recht, die Freiheit, unser eigen Loos
Selbst zu bestimmen. Raub nicht wollen wir
An Leben und an Gütern üben, nicht
In Trümmer werfen dieses Königreich!
Ein Leben zu erringen, das des Lebens werth,
Selbst Güter zu erwerben durch das Recht
Der freien Arbeit, selbst ein anerkanntes,
Gesetzlich Glied zu sein im großen Ganzen,
Das war und ist der Zweck, der uns geleitet.
Den alten sächsisch treuen Sinn des Rechts
Laßt nimmer Euch verfälschen, wenn ein krankes
Gemüth mit wilden Phantasieen Euch
Erregt. Wir kämpfen gegen Fremdlingsdruck,

Das Unrecht, das zu Knechten uns erniedrigt,
Nicht gegen jener Männer Leben, denen
Der Ahnen Sieg, des Landes Schicksal an
Die Wieg' ein Wappen schrieb. Der Mann ist frei,
Der in der Freiheit selber sich bezähmt.
(Murren im Volke. Einige rufen: Hört ihn! Er hat Recht.)

Thomas.

Verdamm' ihn Gott!

John Watt.

Wir kämpfen nicht als Wilde,
Nicht wie die rohen Stämme der Barbaren,
Die Alles einst zerstörten, was die Bildung
Der Zeiten auferbaut. Wir kämpfen, Brüder,
Als Männer dieses Land's, englische Männer,
Für unser altes, unterdrücktes Recht,
Wir tragen als der Treue ehrlich Zeichen
Voran dem Zuge unser's König's Banner!

Im Volke.

Der König! König Richard!

John Watt.

Was Ihr mehr
Verlangt als Euer gutes, altes Recht,
Wird Euch verderben. Lange Knechtschaft hat
Den Zorn in unseren Herzen aufgesammelt,
Und wie das wilde Thier im Walde brachen
Wir los. Zeit ist es nun, zurückzuleiten
Zum rechten Zwecke Wollen und Vollbringen.
Begehrt nicht Alles, wollet Eines und
Dies Eine mit Entschiedenheit, dann werdet
Ihr Euer Ziel erreichen. Dieses Schwert —
Ich gürtete mir's um und ward Euch Führer,
Die Frohne zu zerbrechen und die Freiheit,
Die alte Sachsenfreiheit herzustellen
Des freien Mannes auf dem eignen Acker.
Doch wenn des fremden Ackers Ihr begehrt
Und fremden Reichthums, löf' ich mich von Euch
Und werfe dieses Schwert Euch vor die Füße.
Frei sei der Fürst, der Edelmann, der Bauer,
Auf seinem Eigenthum auch dieser frei,
Doch frei nicht von Gesetz und gutem Recht!
Mein Wahlspruch lautet unabänderlich:
Für König Richard und für die Gemeinen!

Das Volk.

Für König Richard und für die Gemeinen!

John Watt.

Schaut dort hinab! Das Schloß des Erzbischofs
Geht auf in Flammen. Bald auch diesen Saal
Wird jener Brand ergreifen, weil Ihr, statt
Zu helfen, Eurer Völlerei gefröhnt.
Mordbrenner schelten wird man uns. Ich will
Nicht Feldherr sein von einer solchen Bande.
Ich will nur Männer führen, die sich Recht
Zu holen gingen bei der Majestät
Des Landes. Könnt Ihr ferner mir noch folgen?

Das Volk.

Wir wollen es! Verlaßt uns nicht, John Watt!

John Watt.

So seien heut noch unsre Forderungen
Urkundlich aufgesetzt, damit fortan
Wir unsrer Bahn die feste Richtschnur geben.
Was wir auch thuen, für des Landes Wohl
Muß es geschehen, für des Unterhauses
Gesetzesmacht und zu des Königs Heile!

Das Volk.

Hoch König Richard, hoch! Hoch die Gemeinen!

Im letzten Akte wird dem „treuen Sachsenstamm" ein königlicher Freibrief, als Schlußstein zu dem Werk der Freiheit, welches die Magna Charta libertatum einst begründete, ertheilt. Der König befiehlt, daß der Kanzler die Schrift verlese, auf daß sein Volk vernehme,

— — — — — — — — wie leibeigen
Nicht einer unsrer Unterthanen fürder
In England sei, und kein geborner Knecht
Dies Eiland mehr bewohne. Jeder Frohner
Ein freier Pächter fortan auf dem Acker,
Im Handel frei und frei vom Zoll des Marktes,
Gebunden einzig an der Pachtung Zins,
Des Eigenthumes Recht und Pflicht — er tritt
Wie jeder Freie unter der Gemeinen
Verbrieftes Steuerrecht. Vergeben und
Vergessen sei der Aufstand.

Ja, über der Leiche Watt's verspricht Richard sein Wort zu halten:

— — — — — — Im Tode noch besiegle
Der Ziegler John die Freiheit seines Volks.

Die drei besprochenen dramatischen Leistungen hätten eine bessere äußere Ausstattung verdient!

Hoffmann.

Miscellen.

Trotz der damaligen politischen Unruhen und der grassirenden Cholera, hat die Aufführung der Meyerbeer'schen Oper Prophet im Jahr 1849 in Paris 788,075 Fr. eingebracht. Die Gesammtaufführung der drei größeren Werke des genannten Componisten hat sich bis jüngst auf 628 belaufen, nämlich: Robert der Teufel 323, die Hugenotten 205 und der Prophet 100 Mal. (Das Journal des Débats, dem diese Notizen entnommen sind, hält übrigens die letztere Angabe für irrig.)

Laut dem Morning Advertiser sind kürzlich vier chinesische Damen von ausgezeichneter Schönheit und aus sehr angesehenen Familien des Reichs der Mitte in England angekommen und dürften muthmaßlich auch J. M. der Königin vorgestellt werden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 67. Mittwoch, den 20. August. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die der Wiedereinsetzung der Bourbons vorhergegangenen Umstände.

(Fortsetzung.)

Der Herzog von Dahlberg, ein Vertrauter des Herrn von Talleyrand, aber von diesem gebraucht, um das Terrain zu sondiren und nöthigen Falls in das Netz zu gehen, verfocht der Zeit die Sache der Regentschaft von Marie Louise. Er hob die Gefahren eines neuen Kampfes der vollführten Revolution mit der Contrarevolution hervor, welche unter einer lange Zeit verbannt gewesenen Familie in bedrohlicher Aussicht stand; die Nothwendigkeit, in der Kaiserin die Tochter eines der Monarchen zu respectiren, die sich verbündet hätten, um Europa zu befreien, nicht aber, um sich in der Demüthigung seines eigenen Blutes sich selber zu demüthigen; die Leidenschaft der Armee für den Namen Napoleon, welche dieselbe dieserhalb an die Sache seiner Gemahlin und seines Sohnes bände. Der König von Preußen ließ in seiner unbeweglichen Physionomie kein beifälliges oder abfälliges Zeichen wahrnehmen, und der Fürst von Schwarzenberg, dem als ein Mitglied der deutschen Aristocratie die Souverainität eines Emporkömmlings verhaßt war, konnte sich, als Generalissimus des Kaisers Franz, doch nicht gegen die Egards aussprechen, welche die Conferenz für seinen Souverain hatte. Der scharfsichtige Herr von Talleyrand studirte mit einem anscheinend zerstreuten und nichtssagenden Blick den Eindruck, welchen die Worte des Herzogs von Dahlberg auf dem Antlitz von Alexander hervorbrachten. Er glaubte das Erstaunen und das unangenehme Gefühl, welches der Vorschlag einer napoleonischen Regentschaft der Stirn des Kaisers unwillkürlich aufdrückte, wahrzunehmen. Dieser Fürst konnte in der That einer Regentschaft nicht gewogen seyn, welche in den Berathungen Frankreichs Oesterreich für immer ein so väterliches, so kindliches und so vorherschendes Uebergewicht geben würde. Die Bewegungen seiner Lippen, hatten zu mehreren Malen verrathen, wie er seine Einwürfe gegen einen solchen Beschluß nur mit Mühe zurückhielt. Der Herr von Talleyrand ließ nun durch sein Schweigen einen Vertrauten im Stich, den er compromitirt hatte. Er ließ sich noch nicht selber vernehmen. Seine langen Verbindungen mit Napoleon, die Titel, Aemter und Geschenke, die er von ihm erhalten hatte, machten es ihm in der Undankbarkeit selber zur Pflicht, den äußern Schein der Dankbarkeit und der Trauer zu bewahren. Es convenirte ihm, die Nothwendigkeit dieser Abtrünnigkeit nicht zu provociren, sondern sich den Schein zu geben, daß sie ihm aufgedrungen worden sei. Ein Mann, der schon mit ihm einverstanden war, ein unerschrockener Militair, ein vollkommner Diplomat, Adjudant von Alexander, in allen Geheimnissen der verbündeten Höfe, deren Leiter er war, eingeweiht, ein Mann, dessen Geist die Willenskraft des Korsen und die graziöse Geschmeidigkeit des Griechen hatte, Pozzo di Borgo, unterbrach da zu rechter Zeit das Schweigen, aus welchem ein halber Entschluß hervorgehen konnte.

Pozzo di Borgo, ein Landsmann von Napoleon, von Adel wie er, zu Anfang seiner Laufbahn durch einen gleichmäßigen revolutionairen und jugendlichen Eifer, der ihn auf seiner Insel ausgezeichnet und in die gesetzliche Versammlung gebracht hatte, mit ihm verbunden, war von den Tugenden und dem Unglück Ludwigs XVI. gerührt worden. Er war zu dem constitutionellen Königthum bekehrt, nach Korsika zurückgekommen. Er hatte dort der Sache der Unabhängigkeit seines Vaterlandes, das er der Tyrannei des Terrorismus entreißen wollte, das Wort geredet und dafür gewirkt. Er hatte in Gemeinschaft mit dem Patrioten Paoli die Allianz

Englands nachgesucht. Napoleon hatte in der entgegengesetzten Sache beharrt, und und sich zum Adepten des exaltirtesten Jacobinismus gemacht. Daraus war nun unter den beiden Insulanern ein Haß entsprungen, wie ihn die Sonne des Südens mit dem Blute von Geschlecht auf Geschlecht fortpflanzt. Nach der Vertreibung der Engländer von Korsika nach London geflüchtet, hatte Pozzo di Borgo sich dorten mit den unversöhnlichsten Feinden Bonapartes verbündet. Mit dem edelsten Aeußeren, der ergreifendsten und leidenschaftlichsten Beredtsamkeit, dem einfachsten und zierlichsten Benehmen begabt, und zugleich Militair, Diplomat, Publicist, Mann der Welt und der Geschäfte, hatte Pozzo di Borgo sich allein durch seine angeborne Ueberlegenheit in der Vertraulichkeit und der Achtung der englischen und der Continental-Aristokratie festgesetzt. Er war ein Mann, dessen Verdienste und Annehmlichkeiten gleich auf den ersten Blick bemerkbar waren. In dem russischen Dienste aufgenommen, hatte er durch Naturverwandtschaft Alexanders Gunst erlangt. Er war durch diesen Monarchen bei Bernadotte, den König von Schweden, verwendet worden. Diese beiden Ueberläufer von Napoleon hatten sich in ihrem Haß gegen ihn verbunden. Durch ihre Hände waren die politischen Anschläge und die Feldzugspläne zur Befreiung von Europa entworfen worden. Moreau, dieser auf ihren Rath aus Amerika herübergerufene alte Rival Napoleons, war erst später eingetroffen. Pozzo war dem Kaiser Alexander auf all den Schlachtfeldern von 1813 und 1814 gefolgt. Am Tage des Fürsten Adjutant, Abends sein Rathgeber, und geschickt in dem Errathen, wo man das Glück seines Feindes erfassen müsse, hatte er dem Kaiser Alexander mit dem Finger nach Paris hin gezeigt, als Napoleon zu Troys wieder zur Offensive greifen zu wollen schien. Der Kaiser, der ihm Glauben geschenkt und durch seine Inspirationen triumphirt hatte, war mehr als je geneigt auf ihn zu hören.

Pozzo di Borgo wußte, daß er insgeheim den Ansichten seines Gebieters, der List des Herrn von Talleyrand, der Rache Londons, und dem Groll der Wiener Aristocratie entspräche, wenn er sich gegen die Halbpartei einer Regentschaft äußerte. So sagte er denn:

„So lange der Name Napoleons von der Höhe des Thrones von Frankreich herab auf die Einbildung Europa's noch ins Gewicht fällt, so lange wird Europa sich weder zufriedengestellt noch befreit fühlen. Es wird in der Regierung des minderjährigen Sohnes noch immer die drohende Seele des Vaters erblicken. Der den Völkern nothwendige und für die Könige glorreiche Friede wird keine Unterlage in dem öffentlichen Vertrauen haben. Der Krieg wird unausgesetzt unter den Schritten des Mannes brüten, der den Continent verheert, gedemüthigt, unterworfen hat. Wenn er zugegen ist, wird nichts im Stande seyn, seinen nach Bewegung und Abenteuern verlangenden Geist niederzuhalten. Die verbündeten Heere werden nicht sobald zu ihrem Heerde zurückgekehrt seyn, so wird dieser Mann einen neuen Anfall der Ehrsucht haben, sein Land, das sich von seinen Unfällen rasch zu erholen vermag, zu den Waffen rufen, und man wird neue Siege, so theuer an Schätzen und Menschenblut, beginnen müssen. Wenn er weit weg von Frankreich relegirt wird, so werden seine Rathschläge ihren Weg übers Meer finden und seine Stellvertreter und Minister werden sich der Regentschaft bemeistern. Sie werden seinen Sohn als eine Fahne des Fanatismus und als ein Idol der Truppen verzeigen. Frankreich, das augenblicklich den Urheber seines Ruins verabscheut, wird aufstehen, um ihn von den Monarchen zurückzufordern. Weigert man sich dessen, ist der Krieg da, und giebt man dem Begehren nach, ist das Resultat dasselbe. Wenn man das Kaiserreich dem Kaiser überleben läßt, so heißt das den Brandheerd von Europa nicht verlöschen, sondern ihn nur mit einer treulosen Asche bedecken, unter welcher ein neuer Brand fortbrüten wird. Halbe Parteinahmen sind nur eine Verläugnung großer Gedanken. Europa hat etwas Immenses vollführt, indem es den Continent von seinem Unterdrücker befreite. Will es sein Werk durch eine Entwickelung verkleinern, die für die Zukunft eben so sehr seine Macht als seine Weisheit in Zweifel stellen würde? Die Souveraine und die Staatsmänner haben darüber zu entscheiden; ich meinestheils spreche mich wie der Sieg aus! er hat Napoleon geschaffen, er hat ihn wieder in das Nichts zurückgeworfen. Der Sieg war sein einziges Anrecht auf das Kaiserthum. Möge das Kaiserthum mit dem Manne fallen, der es errichtet hat! Das ist der Preis der Sicherheit der Throne und der Völker."

Die von Pozzo di Borgo mit so vieler Kraft ausgedrückten Gesinnungen waren dem Kaiser von Rußland, dem König von Preußen, dem Fürsten von Schwarzenberg und dem Herrn von Talleyrand zu wohlgefällig, als daß sie nicht, wie von der Macht der Gründe, die in ihren eigenen Herzen brüteten, hingerissen, sich zu fügen hätten scheinen sollen.

Man wurde einstimmig und ohne weiteres Debattiren eins, daß der Thron der Race Napoleon untersagt sein solle.

Nach der Beseitigung Napoleons blieb nur noch ein Bourbon, oder einer der Könige und der Militairhäupter, welche der Sieg und die Gunst Napoleons bis zum Niveau der Throne erhoben hatte. Der Kaiser Alexander schien sich zu dieser Partei hinzuneigen. Er hatte sich zu lange und zu auffallend der veralteten Sache der legitimen Souveraine des monarchischen Frankreichs abgeneigt bewiesen, um sich nicht im Stillen gedemüthigt zu fühlen, wenn er sich nun ihrer annehmen würde. Er hatte seit zehn Jahren zu sehr mit den Mitgliedern der napoleonischen Familie, mit ihren Generalen und Gesandten fraternisirt; er hatte mit einem Worte sich zu sehr das Ansehn gegeben, ein Mann des neuen Jahrhunderts zu seyn, um nun wieder offen dem Cultus des alten Jahrhunderts zu huldigen. Er glaubte dabei etwas von der Popularität als vorurtheilsfreier Fürst einzubüßen, womit ihn die Männer der Kaiserepoche geschmeichelt hatten und auf die er eben so viel hielt, als auf den Sieg. Er murmelte, sagt man, den Namen Bernadotte's, des Franzosen und Königs von Schweden, der den Augenblick mit den Feinden seines Landes verbunden war. Man glaubt, daß er Bernadotte wohl keine Versprechungen, aber vage Hoffnungen gemacht haben mag, als er ihn zu der Coalition beredet und an dieselbe gekettet hatte. Die Frau von Stael, so wie die liberale Partei, deren Orakel sie war, und auch von dem Könige von Schweden gastlich aufgenommen, hatte in ihrem Groll gegen Napoleon in Stockholm zum öfteren den Gedanken angeregt, Bonaparte durch einen Fürsten neueren Datums, und durch den revolutionairen Geist, dessen Hersteller er in einer constitutionellen Regierung wäre, populair gemacht, zu ersetzen.

Herr von Talleyrand war im Voraus des fast einstimmigen Erfolges seines Gedankens sicher. Er las denselben aus allen

Worten und allen Reticenzen derjenigen heraus, die sich erst berathen zu wollen schienen. Er sagte mit der orakelmäßigen Kürze, welche die Idee scharf hinstellt und jeden Einwand abschneidet:

„Es giebt gegenwärtig nur zwei einander gegenüberstehende Principien in der Welt: die Legitimität oder der Zufall. Die Legitimität ist das wiederaufgefundene, erkannte, durch das Raisonnement und die Tradition geheiligte Recht. Der Zufall, das ist der Sieg oder die Niederlage, das Glück, der Unfall, die Willkür, die Revolution, die Thatsache. Wenn Europa der Revolution, der Thatsache, dem Zufall, den Umwälzungen entgehen will, so muß es sich zu dem Rechte, das heißt zur Legitimität halten. Dann werden die Beschlüsse nicht bloß mehr ein Ausfluß der materiellen Macht, sondern die moralische Autorität eines Dogmas sein, das über die Wechselfälle der Begebenheiten erhaben ist.

„Es sind," setzte er hinzu, indem er sich an den Kaiser Alexander wandte, als ob er auf sein Fallenlassen des Namens Bernadotte hätte antworten wollen, „hier nur zwei Dinge möglich: Napoleon oder Ludwig XVIII. Der Kaiser kann keinen anderen Nachfolger auf den Thron bekommen als einen rechtmäßigen König. Jeder König, der seine Würde dem Siege oder seinem Genie verdankte, würde kleiner sein als er. Er ist der Erste der Soldaten! Nach ihm giebt's nicht Einen in Frankreich oder in der Welt, der für seine Sache zehn Mann in Marsch würde setzen können." — Er entwickelte diese Gedanken in wenig Worten und sagte dann, dieselben in ein gedrängtes Axiom zusammenfassend, geeignet, sich dem Verständniß einzugraben und unter einer leichten Hülle in den Kreislauf der schwebenden Meinungen fortgetragen zu werden: „Alles, was nicht Napoleon oder Ludwig XVIII. ist, das ist eine Intrigue, Sire!"

Das hieß den Kaiser und das Conseil in eine Alternative stellen, welche keine Wahl in der Entscheidung gestattete. Napoleon war die äußerste Gefahr und die Intrigue ein Europa's unwürdiges Palliativ. Alexander rief, wie ein Mann, der schon im voraus überzeugt ist, aus, daß Herr von Talleyrand den Nagel auf den Kopf getroffen habe und er ihm ein für alle Mal beipflichte.

„Aber," begann er dann wieder, mit einem Anschein von Bedenklichkeit und Besorgniß, der seine Achtung der französischen Nation zu bezeugen schien, „wir sind Fremde, wir können nicht so über den Thron zu verfügen scheinen, und nicht allein Fürsten zurückrufen, welche die Nation aus unsern Händen vielleicht nicht annehmen würde. In welcher Weise können wir den wahren Wunsch der Nation kennen lernen?"

Da sprach Herr von Talleyrand das Wort Senat aus, welcher das einzige constituirte große Corps war, das sich der Zeit in Paris befand. Dies Corps hatte kein Mandat vom Volke, sondern war von dem Kaiser ernannt; aber es war imponirend durch die Namen seiner Mitglieder und durch die Rolle, welche Napoleon es aus freien Stücken hatte spielen lassen, und die es ihm durch eine abgöttische Folgsamkeit vergalt. Der Senat konnte also in einem Augenblick der äußersten Dringlichkeit in den Augen Frankreichs und Europa's einen Schatten von Repräsentation simuliren. Seine Stimme konnte, wenn sie sich erhob, einen Entschluß, welcher Art er auch seyn mochte, nicht die Autorität eines Rechtes, wohl aber das Signal zu einer Revolution geben. Vermöge eines sonderbaren Phänomens von Geschmeidigkeit bei diesem herabgesunkenen und so zu sagen dienstbaren Corps des Reichs, konnte der Herr von Talleyrand seines Entgegenkommens für den Kaiser, wenn derselbe triumphirte, so wie seines Abfalls von dem Kaiser, wenn er überwunden ward, im Voraus sicher seyn. Was der kaiserliche Senat am besten repräsentirte, das waren die Untugenden der durch zehn Jahre Despotismus, Veränderlichkeit, Vergötterung des Erfolges und Unglauben an Unfälle geschwächten Nation. Der Herr von Talleyrand erklärte gegen Alexander, daß er für dies Corps haften wolle. Er nahm selbst die Feder, um nach Angabe der in der Conferenz gegenwärtigen Monarchen und Generäle die Erklärung an die Franzosen aufzusetzen, die er durch eine Oeffentlichkeit, welche nicht wieder rückgängig gemacht werden könnte, unwiderruflich machen wollte. Dieselbe lautete:

„Die verbündeten Armeen haben Frankreichs Hauptstadt besetzt. Die Monarchen erklären, unter Beachtung der Wünsche der Nation: daß, wenn die Friedensbedingungen stärkere Garantien enthalten müßten, wenn es sich darum handelte der Ehrsucht Bonaparte's Fesseln anzulegen, sie günstiger sein können, wenn Frankreich durch die Rückkehr zu einer weisen Regierung selbst eine Sicherung der Ruhe darbietet. Demzufolge erklären die Monarchen:

„Daß sie nicht ferner mit Napoleon Bonaparte unterhandeln werden . . ."

Dies waren ganz die Worte, welche die Conferenz dem, der die Feder führte, dictirt hatte. Talleyrand sah aber ein, daß diese Worte eine Hoffnung und eine Wiederkehr zum Kaiserreich für den Sohn oder irgend ein anderes Mitglied der Dynastie, die er insgesammt unter ein und demselben Ausspruch begriffen haben wollte, zuließen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Installation des Directoriums.

Es war am 4. November Morgens, als das durch die Ernennung Carnot's vollständig gewordene Directorium sich im Klein-Luxemburg installirte. Die fünf neuen Könige Frankreichs befanden sich da in einem großen nackten und verfallenen Gemache, ohne Gardinen, mit einem elenden Tische und einigen lahmen Stühlen besetzt, die ärmlichen Reste einer gefallenen Größe, an welchen noch die Spuren der langen Finger der Gemeinde vom 10. August sichtbar waren.

Auf dem unbedeckten Tische lagen ein Heft Briefpapier und einige zerstreute Federn, daneben befand sich als Schreibzeug ein Dintenstecher, wie sich deren die Procuratoren bedienen. Es war kalt, und ein fünf oder sechs Scheite Holz, die der Aufseher des Hauses hergegeben hatte, erwärmten langsam und dürftig den leer gestandenen Raum. Die Directoren wollten einige Diener engagiren, doch drängten sich, wie Carnot sagt, nur Wenige zu einer Anstellung, mit deren Dauer und Besoldung es gleich mißlich aussah.

So arm, schwach und von Allem entblößt diese fünf Männer aber auch waren, beruhte in ihnen dennoch eine immense Macht, von der sie selber keine Ahnung hatten. Sie waren

die erste freie und geregelte Regierung, die seit sechs Jahren existirt hatte, und nach den aufrührerischen Declamationen der Constituante, den heimlichen Verschwörungen der Legislativen und der blutigen Tyrannei des Convents, jubelten die so schwer heimgesuchten Gemüther bei den ihnen gebotenen ersten Anzeichen der Ruhe, der Ordnung und der Freiheit laut auf.

Unstreitig enthielten die beiden Conseils, obgleich zu zwei Drittheilen aus Conventsmitgliedern bestehend, die meistens mit Verbrechen bedeckt waren, noch eine ziemliche bedeutende Anzahl von rechtlichen, muthigen und aufgeklärten Männern, und es scheint, daß sie, mehr als das aus fünf Königsmördern zusammengesetzte Directorium, ein Gegenstand der öffentlichen Hoffnungen hätten werden müssen. Aber die drei großen Versammlungen hatten Frankreich so vielen Schaden zugefügt, hatten so viel Ehrsucht offenbart, so viel garstige Kabalen angezettelt, so viel Mangel an Zusammenhang, so viele Anmaßung und Untüchtigkeit bewiesen, daß der Instinct des Landes auf diese Vereine von bissigen Schwätzern, die ewigen Hindernisse einer Befestigung der Gewalt und der Ordnung, Verdacht haben mußte. Man sah vage, aber doch entschieden ein, daß Frankreich nach einer so anhaltenden sociellen Erschütterung nur von einer Autorität, von einer concentrirten und energischen Autorität sein Heil erwarten konnte; und obschon über die an dessen Spitze gestellten fünf Männer nirgends eine Täuschung möglich war, hatte sich in jederman's Geist eine solche Achtung und Liebe für das Princip der Gewalt festgestellt, daß es schien, als müßte ein dergleichen Depôt die Hände säubern, in die es gegeben worden war.

Da, in dieser Stille, fast in dieser Verlassenheit, bei diesem Hefte Briefpapier und den schon abgestumpften Federn, war es, wo die fünf Directoren, unter dem Vorsitz von Rewbell, und nachdem sie eine Botschaft an die Conseils fertig gemacht hatten, durch welche sie ihre Installation ankündigten, die folgende Proclamation an Frankreich verfaßten:

„Franzosen, das vollziehende Directorium hat sich installirt.

„Entschlossen, die Freiheit aufrecht zu erhalten oder unterzugehn, hat es den festen Willen, die Republik zu consolidiren und der Constitution ihre volle Thätigkeit, ihre volle Stärke zu verschaffen.

„Republikaner zählet auf es; sein Geschick soll nie von dem eurigen getrennt, die unbeugsamste Gerechtigkeit und die stricteste Nachgelebung der Gesetze seine Richtschnur seyn. Den Royalismus thätig bekriegen, den Patriotismus neu beleben, mit kräftiger Hand alle Factionen niederhalten, allen Parteigeist verlöschen, jeden Hang nach Rache vertilgen, die Eintracht herrschend machen, den Frieden heimführen, die Sitten herstellen, die Quellen der Erzeugung wieder eröffnen, der Industrie und dem Handel einen neuen Aufschwung geben, der Agiotage steuern, den Künsten und Wissenschaften ein neues Leben einflößen, den Ueberfluß und den öffentlichen Credit herstellen, die socielle Ordnung für das Chaos eintreten lassen, welches von den Revolutionen unzertrennlich ist, endlich der französischen Revolution das Glück und den Ruhm verschaffen, deren sie sich versieht — das ist die Aufgabe eurer Gesetzgeber und des vollziehenden Directoriums, und sie soll ein steter Gegenstand des Sinnens und des Strebens von Beiden seyn.

„Weise Gesetze, durch ihre prompteste und kräftigste Ausführung wirksam gemacht, werden bald ein Vergessen unsrer langen Leiden herbeiführen.

„Aber das Wiedergutmachen so vieler Uebel und das Schaffen so vielen Gutes kann nicht das Werk Eines Tages seyn. Das französische Volk ist gerecht und loyal; es wird einsehen, daß wir, bei der Verwirrung, in welcher sich der Staat in dem Augenblicke befindet, wo uns seine Regierung anvertraut wird, der Zeit, der Ruhe und der Geduld, und eines Zutrauens bedürfen, das mit den Anstrengungen, die wir machen müssen, im Einklang steht. Dies Zutrauen soll sich nicht getäuscht sehen, wenn das Volk sich nicht ferner durch die perfiden Einflüsterungen der Royalisten, die neue Ränke anspinnen, der Fanatiker, welche ohne Unterlaß die Einbildungen entflammen, und der öffentlichen Blutsauger, welche stets auf unser Elend speculiren, verlocken läßt.

„Es soll nicht getäuscht werden, wenn das Volk den neuen Autoritäten nicht die durch sechs Jahre der Revolution verursachten Unordnungen, die nur mit der Zeit wieder gut zu machen sind, zur Last legt; es soll nicht getäuscht werden, wenn das Volk sich erinnert, daß, seit länger als drei Jahren, jedes Mal, wenn die Feinde der Republik, das Gefühl unserer Leiden benutzend, die Gemüther unter dem Vorwande, diesen abzuhelfen, aufgereizt und Bewegungen verursacht haben, diese Agitationen keine andre Wirkung hatten, als den Mißcredit zu mehren, die Erzeugung und den Ueberfluß, welche nur bei Ordnung und öffentlicher Ruhe gedeihen können, zu entfernen.

„Franzosen, Ihr werdet einer erst neu in's Leben getretenen Regierung keine Hindernisse bereiten; Ihr werdet von ihr nicht verlangen, daß sie, noch in der Wiege, alles das leiste, was sie leisten wird, wenn sie zu der vollen Kraft gelangt ist, die sie erlangen kann: Ihr werdet vielmehr in einer verständigen Weise die immer regsamen Bestrebungen und die unverrückbare Richtung des vollziehenden Directoriums zu einer prompten Begründung des öffentlichen Glückes unterstützen, und Euch dann bald unwiderruflich nebst dem glorreichen Titel von Republikanern, den Frieden und die nationale Wohlfahrt sichern."

Es war dies das erste Mal, wo die Regierung die Unordnungen der Regierung eingestand; es war dies das erste Mal, wo der Verfall der Sitten, der Arbeit, des Credits, der Industrie, des Handels, der Künste und der Wissenschaften als eine Folge der Gährung, des Aufstandes und der Emeute dargestellt wurde, welche bis dahin gepriesen, ja fast vergöttert worden waren; es war das erste Mal, wo man Frankreich zur Unterstützung der Gewalt und der Gesetze anrief, gegen welche man es seit sechs Jahren hatte wüthen lassen. Diese, so neue Sprache drang in die Gemüther und die Herzen und ergriff sie tief.

Unstreitig bestand auch noch der Fanatismus von Sectirern, welcher den Systemen und Theorieen den Vorzug vor der Wirklichkeit der Dinge gab, und der lieber Frankreich als die Republik und den Atheismus hätte untergehen sehen; aber das Land hörte doch endlich einmal mit einer gewissen äußerlichen Aufrichtigkeit von Freiheit, Ordnung, Sicherheit, Wohlstand reden; und welches Gemüth hätte sich nicht beim Austritt aus einem Regime der Unterdrückung, der Hinrichtungen und der Hungersnoth der Hoffnung hingegeben?

Das allgemein gefühlte Bedürfniß einer festen und entschlossenen Gewalt verlieh dem Directorium ein Vertrauen und eine Macht, die fast unbegränzt waren, und während die legis-

lative Gewalt, obwohl die Constitution ihr den besseren Theil beschieden hatte, sich nutzlos abmühte, fand das Directorium in der öffentlichen Meinung eine moralische Autorität, vermittelst deren es Babeuf und Pichegru, den Royalisten, und durch den Staatsstreich vom 18. Fructidor, selbst den beiden Conseils den Garaus machen konnte.

Vier Jahre lang, vom 13. Brumaire des Jahres IV. bis zum 18. Brumaire des Jahres VIII., (vom 4. November 1795 bis zum 9. November 1799) sollte das Directorium Frankreich regieren. Letourneur blieb inzwischen nur ein Jahr, Carnot zwei Jahre, La Revellière-Lepaux und Rewbell drei Jahre am Ruder; Barras allein blieb bis zu Bonapartes Erhebung daran. Inzwischen bleibt doch die neue Leitung der Gesellschaft ihr Werk, und die Geschichte ihrer Regierung würde verworren bleiben, wenn man nicht ihren Character und ihre Lebensweise studirte.

(Fortsetzung folgt.)

Anthologie auf das Jahr 1782 von Friedrich Schiller. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Dämonische und einem Anhange neu herausgegeben von Eduard Bülow. Heidelberg 1850. Verlag von Bangel & Schmitt. Hoffmeister'sche Univ.-Buchhandlung. 10 unbez., XLII, 210 und 9 unbez. Seiten 8.

Die Gedichte selbst haben noch einen zweiten, der wortgetreu abgedruckten Originalausgabe von 1781 nachgebildeten Titel: „Anthologie auf das Jahr 1782. (Vignette: Apollo.) Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko." Die „Anthologie" ist mit der Dedication: „Meinem Principal dem Tod zugeschrieben" versehen. Schiller redet ihn an: „Großmächtigster Czaar alles Fleisches, Allezeit Verminderer des Reichs, Unergründlicher Nimmersatt in der ganzen Natur!"

Schiller's „Anthologie gehört zu den seltenen Büchern der neueren deutschen belletristischen Literatur; unter den vielen Tausenden von Büchern, die ich in Händen und vor Augen gehabt, ist sie mir nur einmal (in des Schauspiel-Director's Lebrun Bibliothek, 1842) und zwar mit neuem Titelblatte: „Anthologie auf das Jahr 1782. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Stuttgart, Metzler, (1798)" vorgekommen. Diese Seltenheit des Buches allein würde übrigens nur als Grund des Wiederabdrucks bei einem kleinen Publikum, einigen wenigen Bibliophilen, Geltung gefunden haben, wäre es nicht für einen größeren Leserkreis höchst interessant, die ersten lyrischen Versuche des Dichters, von denen er nur eine, zum Theil veränderte Anzahl als „Gedichte der ersten Periode" unter seine sämmtlichen Gedichte aufnahm, eben so viele aber verläugnete und verwarf, kennen zu lernen.

Die von Schiller anerkannten Jugendgedichte sind mit den Buchstaben Y., M., v. R., Rr., W. D., O., bezeichnet; eins ist ohne Bezeichnung; diejenigen, welchen er keine Stelle in seinen Werken einräumte, haben dieselben Chiffren und ferner noch: *, †. B. (in der „Eintheilung der Anthologie" ist irrthümlich C. gesetzt). Von andern Verfassern enthält die Sammlung 32 Gedichte; die meisten sind sehr mittelmäßige, ja schlechte Productionen. (Zu Schiller's Mitarbeitern gehörten wahrscheinlich seine Freunde Petersen, Pfeiffer, Zuccato, v. Hoven, Haug und Scharffenstein.)

Herr v. Bülow hat in der einleitenden Abhandlung nicht blos, wie der Titel vermuthen läßt, von dem Dämonischen überhaupt und besonders in Schiller's Muse gehandelt, sondern auch die Schiller'schen Beiträge zur „Anthologie" von denen seiner Mitarbeiter critisch zu sondern versucht, sich über die einzelnen Gedichte beurtheilend ausgesprochen und nachgewiesen, warum er dieses oder jenes Gedicht als des Dichters Eigenthum anerkennt oder nicht. Diese Einleitung in ihrer literargeschichtlichen-kritischen Partie, man muß es anerkennen, ist mehr als eine Zugabe zu dem neuen Abdruck, sie ist ein verdienstlicher, trefflicher Beitrag zur Schiller-Literatur, wenn man des Herausgebers Ansichten auch nicht überall beistimmen kann. So ist z. B. der Werth einiger Gedichte, die Schiller mit ganz richtigem und feinem Tact der Vergessenheit anheim gegeben haben wollte, unleugbar etwas überschätzt; — was über das Dämonische gesagt ist, wird einer strengeren Kritik sich schwerlich entziehen können. Unsere Leser mögen nach dem folgenden Bruchstück sich ihr Urtheil selbst bilden:

„Was Schiller in seinen ersten Jugenddichtungen so überhoch erhebt, ist das Dämonische seines Geistes.

Das Dämonische kann, seiner Natur nach, nur von wenigen Menschen erlebt und verstanden werden, und es wird den Einsichtigen also kaum Wunder nehmen, daß diese Jugendgedichte Schillers in der Anthologie erst so wenig oder noch fast gar nicht gewürdigt worden sind. Göthe hat das Dämonische in Schiller von früh an wohl herausgefühlt und sich davon ohne Zweifel mit zu seiner Faustdichtung begeistern lassen. So vollendet aber auch das erste Fragment des Faust zu nennen ist, gelang es Göthe doch nicht, die dämonische Wirkung zu erzielen, welche allerdings in dem Stoffe der Dichtung lag, weil er als Künstler zu besonnen und kühl war, um gleichwie Schiller schrankenlose Kunstmittel dazu anwenden zu wollen. Hätte Göthe's Faust in Wahrheit, so wie es uns der Dichter vor Augen stellt, den Erdgeist mit Augen erblickt, er hätte gewiß nicht, so wie er es im Drama thut, hintennoch in der „kleinen Welt" weiter leben können. Wo nicht vom sittlichen Blitz getroffen und vernichtet, hätte er sich wohl oder übel mit dämonischer Gewalt erheben müssen.

Das dämonische Element in Schiller erkennt man am entschiedensten in der Fähigkeit oder dem Bedürfniß seiner Laura-Liebe, um welche sich diese ganze Jugendzeit gruppirt. Der höchste derartige Aufschwung Göthe's in der Liebe zu Friederike deckt sonnenklar die Verschiedenheit des Innern beider Genien auf. Göthe's Liebe-Fähigkeit beschränkte sich immer nur auf die Luftschicht der Seele und rang sich niemals, wie bei Schiller, zu dem Geiste empor.

Das dämonische Gebiet der Kunst liegt außerhalb der Schranken der Schönheit. Die Erzeugnisse desselben dürfen eben so wenig nach deren strengen Gesetzen gerichtet werden, als man dies etwa in der Musik mit den herberen Werken Beethovens, oder in der Malerei mit der ganzen Größe Michel Agnolo's zu thun befugt ist.

Auch Giulio Romano erhob sich als Frescomaler im Palazzo del T. unmittelbar zu dem Gebiete des Dämonischen

und in der politischen Poesie führt die Gedrungenheit des Dante'schen Parteihasses nicht selten dahin.

Von andern Dichtern hatte der Engländer Marlow eine Ahnung des Dämonischen. In Spanien streifte unbewußt der hohe Verfasser der Celestina daran. Unseres Novalis voraustastender Verstand muß jedenfalls eben so wie Ludwig Tiecks schaffender und brütender Naturgeist für dämonisch zusammengesetzt gelten.

Mit vollem, klarem Bewußtsein schuf im Reiche des Dämons in der neueren Welt nur der Eine Dichter, Shakespeare, der uns auch nicht nur das alleinige Mal in Hamlet dessen Pforten entriegelt.

In der alten Welt scheint Aeschylos' Prometheus das reinste Kunstprodukt des Dämons gewesen zu sein.

In der neuesten Zeit hat man seltsamer Weise höchsten Orts in der Poesie dem dämonischen Mißbrauche der Talentgröße Byrons dies geistige Ritterkreuz verliehen; zum guten Glück ist aber auch die Kunstkritik so wie die Kunst selbst noch frei, und dürfte der gesundere Sinn der Mitwelt das Machtwort einer diktatorischen Grille wohl unbeachtet verhallen lassen.

Ist das Dämonische, die Fata Morgana des Jenseit, vielleicht eben das Gebiet des Gefühls und der Kunst, welches hinter der Schranke liegt, die dem Menschen Vernunft, Selbsterhaltung, Natur, Sterblichkeit gesetzt haben? Wer diese Schranke dann ohne Beruf, aus bloßer Kraftbegabung überspringt, verfällt dem Wahnsinn. Wer ohne Kraft hinüberirrt, wird Thor genannt. Dazu jedoch, daß er das Gegebene in diesem Sinn verneine, ist immer nur der also dämonisch werdende große Geist berufen. Man frage hierbei nicht: Wozu nützt es, daß er es thut?

Ist es doch, da in der Welt das Große von Rechtswegen nie materiell zu nützen hat, schon an sich selbst ein Ungeheures, der Natur über sich selbst hinaus getreu zu bleiben. Die Oede umher, welche allerwärts eintritt, wo die Natur aufhört, ist der dämonische Luftraum.

Man mag das Dämonische wohl auch in der Weise erklären, daß es der Stoff zur überirdischen Kunstschönheit sei, der nur seine nicht vorhandene Form nicht habe andauernd finden können. Es gilt überhaupt der Satz: Alles und jedes dämonische Gefühl, wo es sich im Individuum nicht zur Kunstform verläugnet und bescheidet, ist todt, und es muß sich andererseits jeder Mensch, der fortwährend bis zum Dämonischen stark und tief fühlt, unwiderruflich selbst zerstören.

Das Dämonische in der Kunst muß allenthalben, wo es erscheint, ursprünglich und individuell sein. Das Schöne läßt sich studiren und nachahmen; bei dem Dämonischen ist dies unmöglich, da die Individualität in ihrer Unergründlichkeit der einzige Grund und Boden ist, woraus es erwächst.

Also ist denn auch das Riesenhafte in Schillers Jugendgedichten eben darum so unerschöpflich, weil sein Geist es ganz und gar aus dem Nichts erschuf und ein etwaiges Studium des Dante oder Michel Agnolo dem Dichter damals schwerlich in den Sinn kommen konnte.

Zwischen Michel Agnolo's und Schillers künstlerischem Schaffen besteht zufälligerweise auch die verwunderliche Aehnlichkeit, daß Schiller seine Poesieen niemals anders als unter Stampfen, Schnauben und Brausen zu Papier brachte und Michel Agnolo beim Bilden ganz denselben Gefühlswallungen unterworfen gewesen sein soll.

Die höchste Lust und der höchste Schmerz stehen sich zwar in allem erhöhten Leben immer drohend nah; im Dämonischen unterscheiden sie dasselbe jedoch zumal dadurch von anderem, daß sie hier persönlich mit einander ringen und eins das andere aufreibt. — Dieses Wühlen im Schmerz aus Wollust, Genuß oder überbotener Schönheit ist also dämonisch und unterscheidet sich in dem Bewußtsein und freien Willen, womit es besteht, auf das schärfste von aller Leidenschaft. Man weiß, daß der Poet in jedem Augenblick im Stande wäre, sich zu besinnen, einzuhalten, umzukehren und gibt sich ihm und dem bezaubernden Strom seiner Klage, gerade weil er es mit besonnenstem Willen nicht thut, mit inniger Lust hin. Um nur Ein Beispiel in dieser Beziehung anzuführen, nenne ich die „Kindesmörderin," deren Schluß, bei aller Schönheit des Ganzen, doch ein verfehlter ist. Schlösse das Gedicht statt mit der matten Phrase und schulmeisternden „Warnung der Schwestern vor der Gefahr der Schönheit" mit dem angedeuteten „Verbrennen der falschen Liebe" und der entzückten Anschauung der Blutsühnung im Tode, so wäre es eben mit der nothwendigen Hülfe seiner vorgängigen Gefühlswirren und Auswüchse, als die Geschichte der Geburt eines in sich befriedigten freien Geistes, so herrlich wie nur irgend ein ähnliches Kunstwerk vollendet. Vielleicht würde es auch nicht zu kühn phantasirt sein, wenn man annähme, daß dem Geiste des Dichters in der Anlage der Kindesmörderin solche dämonische Wendung unbewußt vor Augen geschwebt habe.

Dem Dämonischen genügt im Irdischen das Irdische nicht mehr und es wirkt, zu seinem inneren Zwiespalte, mit irdischen Kräften ins Ueberirdische. Gewiß gehen z. B. meist auch die Thaten des reifen, edlen Mannes, so wie die Kunstgebilde des Dichters, aus der höchsten Besonnenheit und Ueberzeugung hervor; allein nichtsdestoweniger gebiert in Einzelfällen die augenblickliche Entzügelung der Leidenschaft den richtigen Entschluß.

Auf Kunst und Schönheit angewandt, vermittelt dieser Grundsatz uns abermals das Dämonische, und eben dadurch wird der Dichter (vates) zum Propheten. Also rechtfertigen sich auch Schillers riesige Uebertreibungen in der Anthologie vor dem Richterstuhle Apolls.

In diesen lyrischen Ergüssen allein sind Schillers unverwelkliche Lorbeeren zu suchen und tritt der göttliche Aufschwung seiner Jugend in das reinste Licht."

Ueber das Gedicht: „Entzückung an Laura" und „das Geheimniß der Reminiscenz" bemerkt Herr v. Bülow:

„„Die seligen Augenblicke" (Entzückung an Laura) haben in den späteren Abdrücken ihre fünf letzten Strophen, welche wohl als zu sinnlich erschienen, verloren, und man muß, so schön sie sind, sich diese Auslassung um der Allgemeinheit willen gefallen lassen. Schiller hatte dieses Gedicht bereits vor dem Abdrucke in der Anthologie, gleichfalls unter dem zuletzt wieder aufgenommenen Titel „Entzückung an Laura" in Stäudlins schwäbischem Musenalmanach aufnehmen lassen und den zweiten Druck, in Kleinigkeiten, die durchweg Verbesserungen sind, verändert. Man erkennt daraus, wie viel mehr Selbst-Kritik als der ältere, der junge Schiller besaß.

Dahingegen ist in „das Geheimniß der Reminiscenz" die Abschwächung einzelner Worte durchaus unnöthig. Die kräftigeren Ausdrücke sind immer sinnbildlich und anschaulich, die correcteren unpoetisch.

Daß die vierte Strophe ganz ausgefallen, muß ich als ein arges Mißverständniß bezeichnen, indem sie gerade in den Versen:

— — — — — — — — Die Gedanken
Ueberwirbeln des Verstandes Schranken.
Sieh! der Wahnsinn ist des Räthsels kunder,
Staune Weisheit auf des Wahnsinns Wunder
Neidischbleich herunter.

die merkwürdigste Erklärung des Dämonischen in Schillers Jugendpoesie und Laura-Liebe enthält, und überhaupt auf das engste in das Ganze eingefügt ist.

Nicht minder zu tadeln ist die Entfernung der siebenten und achten Strophe, gegen welche die dafür eingeschobene völlig ungenügend erscheint. Ist es wahrscheinlich, daß der Dichter mit dieser neuen Strophe dem Gedichte einen correcten, zusammenfassenden Mittelpunkt verleihen wollte, so hat er sich nur in dem Sinne ungemein geirrt, daß die wahre Größe und Schönheit des Gedichts gerade in der gewissen künstlerischen Verwilderung beruht, welche das Ungeheure des Stoffes gar nicht anders zuließ.

Wer sich einmal in dergleichen Gebiete begeben hat, vermag nimmermehr, wofern er nicht nüchtern und abgeschmackt werden will, klar, korrect und abgerundet zu sein.

Der ältere Schiller will den jüngern verbessern und spricht es in der eingeschalteten sechsten Strophe aus, daß das ehemalige Gottsein die Einheit mit der Geliebten gewesen sei. Dies erscheint mir aber nun in sich selbst als Unsinn, da sie, wenn sie einmal ein Gott gewesen waren, nicht wieder Menschen werden konnten. Der junge Schiller trifft vielmehr das Rechte, wenn er dies blos irrend und phantasirend andeutet. Das was der Liebe als ein Geheimniß der Reminiscenz der Vergangenheit erscheint, kann ja nichts anderes als, wenn man will, eine Reminiscenz der Zukunft sein!

Schiller bewegt sich in diesen Gedanken immer der äußersten Schranke der menschlichen Gefühlsfähigkeit entlang, die er alleugenblicklich zu überspringen unternimmt, und daß er dies so ausnahmsweise will und wollen kann, ist das Urschöne und Göttliche seines Wesens. Ich frage die höhere Kritik ein für allemal: ob dergleichen nicht ebensowohl als andererseits die Beschränkung und Mäßigung vorhanden sein muß?

Nicht mehr als die obige ist die Auslassung der zehnten und elften Strophe zu rechtfertigen, insofern die Prüderie, welche daran Anstoß nimmt, eben so leicht das ganze Gedicht verdammen mag. Die kleinen Anstöße anderer Art, welche darin enthalten, hätten sich gewiß in sich beseitigen lassen.

In den weiterhin ausgelassenen Strophen, sechszehn, siebenzehn und achtzehn, ist die Vergleichung zweier Liebenden mit Kriegsschiffen allerdings keine Schönheit, sondern eher eine jugendliche Uebereilung; das Riesenkräftige einer solchen Dichtung entschuldigt aber so leicht jede ähnliche Naivetät.

Ich kann von meinem Standpunkte auch nicht umhin, die Auslassung der letzten zehn Strophen zu mißbilligen. Ergehen sie sich ja ebenfalls nur in dem Gebiete, auf welchem:

Mit den Leibern sich die Geister zanken,
Und der Endlichkeit bespot'sche Schranken
Sterbend überschwanken.

und bleibt doch die unablässig wiederkehrende Frage immer: was wohl das höchste Geheimniß der Erde sonst sei, wo nicht die Urfrage des ewig Männlichen und Weiblichen, welche sich unablässig verschmelzen und vervollständigen streben, als ein auf eine andere Welt ausgestellter irdischer Schuldbrief?

Wie könnte also das Dämonische etwas Anderes als das Ringen der Sterblichen sein, dieses Welträthsel „in einander zuckender Naturen" himmelstürmerisch schon hienieden zu lösen?

Es ist auf keine Weise wegzuläugnen, daß noch nie ein Poet der Erde dieses titanische Ringen über die Natur hinaus so überirdisch schön wie Schiller in seiner Jugend, und zumal in seinen Lauragedichten dargestellt hat und ich weiß nicht, ob es nicht geradezu wie ein poetisches Verbrechen anzusehen, diese beispiellose Erscheinung irgendwie zu beeinträchtigen. Es wäre an dem hier in Frage stehenden Gedichte nichts zu thun gewesen, als einzelne, wie etwa die in der letzten Strophe aus dem Tone fallenden Worte zu ändern."

Unter denjenigen Gedichten, welche der Herausgeber Schillern unbedingt zuschreibt, ist das „Bauernständchen" das originellste. Er sagt darüber: „Das Bauernständchen" trägt die nämliche Chiffre (W. D., wie „Graf Eberhard der Greiner" und „Bachus im Triller") und wird wohl auch von Niemand als ein ächt Schiller'sches Gedicht in Zweifel gezogen. Es ist mir gewissermaßen unbegreiflich, daß dieses so durchaus volksthümlich-schwäbische Gedicht, welches als Bauernständchen in hohem Grade eigenthümlich, wo nicht einzig zu nennen ist, nicht ungleich bekannter geworden. Seinen unvergleichlichen Humor, der immer derb und bäurisch, doch niemals plump oder roh wird, dürfte man geradezu für klassisch erklären." Es lautet:

Mensch! Ich bitte guck' heraus!
Klecken nicht zwo Stunden,
Steh' ich so vor deinem Haus,
Strecke mit den Handen.
'S regnet, was' vom Himmel mag.
'S g'wittert wie zum jüngsten Tag.
Pudelnaß die Hosen!
Platschnaß Rock und Mantel, ei!
Rock und Mantel nagelneu,
Alles dieser Losen.
Draußen, draußen Saus und Braus!
Mensch! ich bitte, guck' heraus.

Ei, zum Henker, guck' heraus!
Löscht mir die Laterne, —
Weit am Himmel Nacht und Graus!
Weder Mond noch Sterne.
Stoß ich schier an Stein und Stock,
Reiße Wams und Ueberrock,
Ach, daß Gott erbarme!
Hecken, Stauden rings umher,
Gräben, Hügel, kreuz und quer,
Breche Bein' und Arme.

Draußen, draußen Nacht und Graus!
Ei, zum Henker, guck' heraus!

Ei, zum Teufel, guck' heraus!
    Höre mein Gesuche!
Beten, Singen geht mir aus,
    Willst du, daß ich fluche?
Muß ich doch ein Hans Dampf sein,
Frör' ich nicht zu Stein und Bein,
    Wenn ich länger bliebe?
Liebe, das verdank' ich dir,
Winterbeulen machst du mir,
    Du vertrackte Liebe!
Draußen, draußen Kalt und Graus!
Ei, zum Teufel, guck' heraus!

Donner alle! was ist das,
    Das vom Fenster regnet?
Garst'ge Hexe! Kothignaß
    Hast mich eingesegnet.
Regen, Hunger, Frost und Wind
Leid' ich für das Teufelskind,
    Werde noch gehudelt!
Wetter auch! Ich packe mich.
Böser Dämon! tummle dich,
    Habe satt gedudelt.
Draußen, draußen Saus und Braus!
Fahre wohl! — Ich geh' nach Haus.

Das später mit der Ueberschrift: „Die Blume" (S. 3. der Varianten abgedruckte) sehr veränderte Gedicht: „Meine Blumen," erschien zuerst in folgender Gestalt:

Schöne Frühlingskinder lächelt,
    Jauchzet Veilchen auf der Au!
Süßer Balsamathem fächelt
    Aus des Kelches Himmelblau.
Schön das Kleid mit Licht gestickt,
Schön hat Flora euch geschmückt
    Mit des Busens Perlenthau!
Holde Frühlingskinder weinet!
Seelen hat sie euch verneint,
    Trauert Blümchen auf der Au!

Nachtigall und Lerche flöten
    Minnelieder über euch,
Und in euren Balsambeeten
    Gattet sich das Fliegenreich.
Schuf nicht für die süßen Triebe
Euren Kelch zum Thron der Liebe
    So wollüstig die Natur.
Sanfte Frühlingskinder weinet,
Liebe hat sie euch verneinet,
    Trauert Blümchen auf der Flur!

Aber wenn, vom Dom umzingelt,
    Meine Laura euch zerknickt,
Und in einen Kranz geringelt
    Thränend ihrem Dichter schickt —
Leben, Sprache, Seelen, Herzen
Flügelboten süßer Schmerzen!
    Goß euch dies Berühren ein.
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
    Jauchzet Blumen in dem Hayn!

Hier wird der Herausgeber wol wenig Widerspruch finden, wenn er der Urdichtung den Vorzug vor der Umarbeitung einräumt.

„Das Gedicht „Meine Blumen" heißt gegenwärtig „Die Blumen" und verkündigt so gewissermaßen schon durch den Titel, um wie vieles besser das ältere, individuellere, war. Hoffmeister findet freilich aus demselben Grunde das neue vorzüglicher, indem er das, was ich individuell nenne, subjectiv nennt und dem Objectiven oder Nichterlebten nachstellt.

Für mich hat das neue Gedicht diese jugendwarme Subjectivität zu einer falsch-Götheschen kühlen Objectivität umgewandelt, welche die ächt-Göthesche mit nichten je erreichen könnte.

Wie roh fällt z. B. diese feinwollende Correctheit gleich in der ersten Strophe mit den disharmonischen Reimen „klagt, versagt" aus der Tonart des Ganzen! Es sind lauter hohle, tönende Phrasen an die Stellen des wahren Gefühls gesetzt und man kann keine einzige derselben mit der andern vereinbaren.

Das alte Gedicht gehört seinem ganzen Geiste nach dem Apoll-gesegneten Lauracyklus an, und hier tritt an Laura's Stelle lächerlicherweise eine unbekannte Nanny mit ihrer gestrengen Mama!

Die Umarbeitung dieses Gedichts ist bei Schiller ein Aehnliches wie bei Göthe die wunderlich verdrehte des Werther! Wie viel klarer und verständlicher als im neuen tritt im alten der schöne Grundgedanke hervor, daß der vom Dichter beklagte Mangel der Blumen an Seele und Liebe ihnen durch die Berührung eines liebenden Mädchens ersetzt werde. Komisch genug soll im neuen Gedicht der Mann anstatt des Mädchens diesen Zauber hervorbringen!"

Der Anhang, S. 181—210, enthält die Monologe des Franz (Akt 1. Scene 1.) und des Karl Moor (Akt 4. Scene 5.), Hektors Abschied, Amalia, Räuberlied, Brutus und Cäsar, Freigeisterei der Leidenschaft, Resignation, die Götter Griechenlands, in der ursprünglichen Fassung, und Schiller's Selbstkritik der „Anthologie" aus dem Würtembergischen Repertorium der Literatur von 1782, einer von Schiller und seinen Freunden herausgegebenen Zeitschrift, von welcher jedoch nur 3 Stücke, 1782 und 1783, erschienen. — Auf den letzten 9 Seiten sind 162 Varianten abgedruckt; für diese Zusammenstellung werden alle Freunde Schiller's dem Herausgeber dankbar sein; sie bietet einen reicheren Stoff zu interessanten Vergleichungen dar, als man bei dem ersten Blick auf diese Blätter ahnt.

Die buchhändlerische Ausstattung ist ansprechend.

F. L. Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 68. Sonnabend, den 23. August. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Literaturbriefe

Von

Hugo Goering.

II.

Es hat uns gleich von Anfang an nicht scheinen wollen, als sei der Uebertritt der Gräfin Ida Hahn-Hahn zur katholischen Kirche eine Herzenserleichterung im strengen Sinne des Wortes gewesen; wir haben diese Geisteswallfahrt nie für eine aus dem innersten Wesen der Frau hervorgehende Nothwendigkeit gehalten, und haben uns jetzt vollkommen von der Richtigkeit unserer Annahme überzeugt, nachdem wir die Schilderung gelesen haben, welche Emma von Niendorf von Dresden aus im Frankfurter Konversationsblatt über die Gräfin veröffentlicht hat. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß diese ganze Procedur Nichts weiter gewesen ist, als ein Coup, sich dem androhenden Gespenste gänzlicher Vergessenheit zu entreißen, Nichts als gleichsam eine Remonstration gegen die im Stillen von der Welt gegen die Frau ausgesprochene Verschollenheitserklärung.

Man sollte meinen, diese Schicksale einer sonst in der Literatur vielgenannten Persönlichkeit, und die daran sich knüpfenden Verhältnisse müßten alle übrigen literarischthätigen Frauenhände lähmen, aber davon ist Nichts zu spüren. Im Gegentheil hat noch keine Zeit mehr Frauenproductionen aufzuweisen gehabt, als dieses Literaturjahr. Man begreift manchmal nicht, wie nur der tägliche Zuwachs möglich ist. Die Buchhändler sind doch sonst so bedächtige Leute, die nicht mit dem Kornwagen in einen brennenden Speicher fahren, und scheinen ziemlich ohne Auswahl Alles, was von Frauenhand kömmt, freundlichst zu acceptiren.

Da ist vorzüglich der Herr Franz Schlodtmann in Bremen ein recht galanter Verleger. Bei ihm scheinen, wie ein Blick auf sein Verlagsverzeichniß beweisen kann, die Frauen in besonderer Gunst zu stehen. Unter die neusten seiner Verlagsartikel gehört:

Traumfahrt in das Land des Aufganges. Morgenländische Märchen von Bertha Werder. *)

Den Boden, aus welchem die Märchenblumen dieser Traumfahrt erblüht sind, bescheint eine glühendere als die europäische Sonne. Wir müssen beim Lesen den Flug ostwärts schon mit wagen, um uns unter die Palmenwälder, und in die üppigen Gärten Ostindiens zu versetzen. Eine von der urgewaltigen Pracht und Schönheit orientalischer Gegenden, vielleicht nur durch Lektüre angefeuerte Phantasie hat diese Märchen gedichtet. Mag auch Manches zu traumhaft, und zu wenig faßbar für den Verstand erscheinen, so dürfen wir dabei nicht vergessen, daß der Boden des Märchens die große weite Welt ist, bevölkert mit zahllosen von der Phantasie erzeugten Wesen, denen die Wirklichkeit abgestreift, und nur die Deutbarkeit auf natürliche und sittliche Mächte belassen ist.

Der Kranz der sechs Märchen „vom Wanderengel“ ist ein süßduftendes Blumengeschling, darin sich als Krone „Avabella“ wiegt. „Die Geier“ und „das tolle Herz“ wehen uns zwar grausig an, wie der Samum der Wüste, aber wir finden uns auch gleich wieder hinüber in die grüne Oase farbenduftiger Poesie, wie sie im „Haar der Sclavin“ und „der Lanze des Arabers“ in reichem Schmucke uns entgegenblüht.

*) Bremen. Verlag von Franz Schlodtmann. 1851.

Freilich muß man noch das Herz dazu haben, sich unbefangen in dieses mensch- und weltentfernte Traumleben versenken zu können. Wer nicht einmal auf ein paar Stunden die nackte Wirklichkeit und das philisterhafte Grübeln abzulegen weiß, der nehme das Buch lieber gar nicht zur Hand, denn er wird es doch bald ungelesen zur Seite legen.

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

Zweiter Abschnitt.

Fünfzehntes Kapitel.

Christian's letzte Tage.

(Vom 17. bis 27. Juni 1725.)

Eine volle Stunde lag das Kind im Bette wie todt; seine Mutter saß weinend neben ihm. Da endlich erholte es sich wieder, die Sprache kam ihm wieder und es sagte leise zu der besorgten Mutter: „Ach, Madame, blicken Sie mich doch nicht so an und weinen Sie doch nicht so!" Und damit die noch fortwährend weinende Mutter ihre Thränen hemme, bat Christian sie, ihm etwas aus Rambachs Postille vorzulesen. Andächtig und mit Aufmerksamkeit hörte er beinahe eine Stunde zu und gegen Abend wurde er sogar wieder etwas aufgeräumt. So spielte ein Tag mit dem andern, ein Augenblick mit dem andern bei ihm um Leben und Tod. Ja selbst noch in seiner Todesstunde brach dann und wann sein heiterer Geist, wie Rosen zwischen Dornen, hervor.

Am Morgen des 18. Juni beschäftigte er sich mit der göttlichen Lehre von der Gemeinschaft echter Christen mit dem Erlöser und sagte ganz rasch: „Ja, da hinauf muß man mit dem besten Theil seines Wesens, mit dem Geiste, in sein Heiligthum eindringen, darin er durch seine Himmelfahrt, als ein ewiger Hohepriester gegangen ist, um uns eine ewige Erlösung auszumachen." Dann sprach er mit seinem Lehrer über den 16ten Titel des vierten Buches der Institutionen, nach dem Hoppius und während des Ankleidens von der Citation oder Vorladung vor Gericht und erinnerte: „Wenn Christus citiren wird, wird keine sächsische Frist gelten."

Kaum hatte er aber eine Viertelstunde angekleidet auf dem Schooße seiner Wärterin gesessen, so wünschte er schon wieder ins Bett gebracht zu werden, indem er klagte: „Ach ich habe recht Herculanum morbum" (eine unheilbare Krankheit). Man entsprach seinem Willen, und sein Lehrer mußte ihm nun einen ungarischen Dukaten bringen, der ihm jüngst geschenkt worden war. „Ja, ja, der ist aus dem regno apostolico (apostolischen Königreiche) Ungarn!" rief Christian. „Solchen hatte der heilige Apostel nicht, denn er sagte zu dem lahmen Manne: „Gold und Silber hab' ich nicht," wie auch der Probst von Norwegen in Kopenhagen zu mir sprach, als er mich segnete: „Gold und Silber habe ich nicht, aber meinen Segen theile ich Dir mit; der Herr segne Dich und behüte Dich, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Dir und sei Dir gnädig! Der Herr hebe sein Angesicht über Dich und gebe Dir Friede. Amen!"

Nach diesen Worten wurde er ganz stille und in sich gekehrt und seine Geschwister mußten ihm auf seine Bitten geistliche Lieder vorsingen, bis er darüber einschlummerte. Dies Singen gefiel ihm außerordentlich. War das Lied zu Ende, so rief er: „Mehr!" und ein neues mußte angefangen werden. Da solches Singen aber für einen Menschen zu angreifend war, so bestellte man von nun ab mehre Sängerinnen, die sich den Tag über einander ablösen mußten. Christian fiel endlich in einen Schlaf, der den Kleinen etwas gestärkt zu haben schien, denn als er erwachte, mußte man ihn aufrichten und er wünschte zu trinken. Allein in demselben Augenblick fiel sein mattes Köpfchen wieder in die Kissen zurück, und als sein Lehrer ihn nun fragte, wo es ihm eigentlich denn schmerze, schwieg er anfangs, dann rief er: „Ach, ich weiß es nicht!" Und als v. Schönrich dieselbe Frage wiederholte, sagte er: „Ach, alle meine Glieder!" Darauf legte er das rechte Händchen auf die Brust und lispelte: „Ach, hier ist es!" — Alle bewunderten den Muth, den der kleine Christian in seinen heftigsten Leiden bewies. Mitunter, wenn er außer Athem war und sein Mündchen nach Luft schnappte, richtete er das kleine Haupt wieder empor, seine Stirne erglänzte und seine vorhin trüben Augen funkelten wieder. Dann betete er mit Inbrunst, oder nahm seine gelehrten Sachen wieder vor. So that er auch diesen Abend. Eine gute halbe Stunde unterhielt er sich mit Bodener's „Pracht und Macht Europas", — dafür schlief er aber auch die ganze Nacht nicht. Erst am Morgen des andern Tages (19. Juni), nachdem die Sängerinnen erschienen waren und ihre Function verrichtet hatten, verfiel er in einen sanften Schlummer, der einige Stunden anhielt. Als er erwacht war, unterhielt er sich über die Lehre Gottes vom Evangelio, beschrieb dessen summarischen Inhalt mit den Worten: „Wer da gläubet und getauft wird, der wird selig;" und — setzte er hinzu — „wie auch ich, denn ich glaube an Jesum Christum, wie Paulus zu dem Kerkermeister sprach." — Hier mußte sein Lehrer die ganze Geschichte in der großen Straßburger Bibel mit Merians Original-Kupfern aufschlagen und ihm dieselbe vorlesen. Während des Lesens unterbrach er den Lehrer: „Diese Richter zu Philippi haben übel gerichtet und sind schrecklich unbarmherzig gewesen, darum wird auch wohl ein unbarmherziges Gericht über sie ergangen sein und sie sind wohl verdammt worden, weil sie nicht geglaubt haben. Da heißt es: A potentiorum malitia nullius tuta innocentia (vor der Gewaltigen Bosheit ist keine Unschuld sicher); wie das arme Schaf in Aesopi Fabel. — Ei, wo ist der Hund, der das arme Schaf unschuldig angeklagt hat?"

Der dienstwillige Lehrer holte Aesops Fabeln herbei. Christian sah das Bild an und fuhr dann fort: „Da sind drei falsche Zeugen, das sind mir die rechten Kerle! Der Wolf, der Geier und der Habicht. Christus hatte zwei falsche Zeugen." — Hier bat er um den Merianischen Kupferstich vom Händewaschen des Landpflegers aus Matthäus XXXVII., zeigte mit dem Fingerchen auf Pilatus und dessen Richterstuhl, und sagte sehr laut: O wie wird der ungerechte Richter zittern, wenn er den Richterstuhl Christi sehen wird! Da wird's heißen, wie in der Gerichtskammer zu Frankfurt an der Oder steht:

„Judicabit judices Judex Generalis,
Ibi nihil proderit dignitas papalis,

Sive sit Episcopus, sive Cardinalis:
Reus condemnabitur, sit hic qualis qualis.

Ibi nihil proderit, multa allegare,
Et nihil excipere, neque explicare,
Neque ad Apostolicam sedem appellare.
Reus condemnabitur, nemo dicet quare?

Quo nec locus Codici erit, nec Digestis.
Idem erit Dominus, Judex, Actor, Testis."

[„Der Richter aller Welt wird einst die Richter richten,
Des Papstes stolzen Stuhl und Herrlichkeit vernichten,
Sammt seiner Klerisei: Bischof und Cardinal,
Die gelten dort nicht mehr, als Nullen allzumal.
Beklagter wird verdammt, er sei auch wer er wolle.

Dort hilft kein Allegiren gelehrter Bücher Rolle,
Noch kluges Excipiren, noch Wörter Expliciren,
Noch an den Papst zu Rom nach Willen appelliren.
Wer Schuld hat, wird verdammt. Warum? darf Niemand fragen.
Das Urtheil ist gefällt, man darf kein Wort nicht sagen.

Das Corpus juris wird hier ganz hinweggethan,
Fürst, Richter, Kläger, Zeug', ist nur ein einz'ger Mann.")

Darauf ließ Christian sich aus dem Bette heben und ankleiden; da er sich aber noch immer mit den Richtern beschäftigte, verlangte er das Kupfer, das vor Lauterbachs „Compendio juris" steht, verglich das darauf befindliche Bildniß der Gerechtigkeit mit dem im Orbis pictus (Kap. 116.) und machte dabei die artige Bemerkung: „Schaut, diese quadriren nicht! Dort auf dem Lauterbach steht die Gerechtigkeit auf einer Kugel und schwankt also; hier aber im Comenius steht sie auf einem viereckigen Stein. Nam debet esse immobilis." (Denn sie soll nicht wanken.)

Als er unter diesem Gespräche angekleidet war, wurde ihm ein herrliches Süppchen gereicht, das seine Freundin, die Jungfrau Lindenberg ihm in einer silbernen und vergoldeten Schaale geschickt hatte. Er schien auch zu dem Süppchen einigen Appetit zu haben, und um solchen zu erhalten, mußte sein Lehrer ihm alles, woraus die Suppe bereitet war, beschreiben und alle Kapitel im Orbis pictus aufschlagen, die darauf Bezug hatten. Während er nun einige Löffel zu sich nahm, sah er jene Stelle an, und wiederholte sie, nach seiner Gewohnheit, Wort für Wort. Beim 57. Kap. meinte er, die dort an der Tafel gezeichneten Leute hätten sich zu stark aufschüsseln lassen, er wünschte daher diese Zeichnung mit dem fast ähnlichen Kupfer von Hermanns „politischem Philosophen" zu vergleichen. Als dies geschehen, sagte er halb lächelnd: „Die Leute leben recht pancratice und haben zu viel Essen. Diogenes dort (der auf dem andern Kupfer stand) hat nichts und ist wie eine Schnecke in seinem Faß. Da heißt es: cochleae vitam ago (ich lebe so einsam wie eine Schnecke.) Jene leben basilice (königlich.) Aber da steht Kaiser Alexander nicht bei, wie er beim Diogenes gestanden?"

Sein Lehrer mußte demnach Gottfrieds Chronik holen. „Aber" — fuhr er nun fort — „wo ist Thales der Milesier? Der sagt: Apprime in vita est utile, ut ne quid nimis (allzuviel ist ungesund, allzuwenig auch daneben; darum muß man immer acht auf die Mittelstraße geben.)"

Als sein Lehrer ihm darauf den Thales in Neumark's Beschreibung der sieben Weisen Griechenlands vorzeigte, rief Christian frisch: „Ja, da ist der Milesische Barfüßler! der ist noch klüger als Diogenes, der war kein animal sociale (kein geselliges Thier) wie der Mensch. Thales von Miletus war doch in der That kein Mönch. Diogenes hielt sich einsamer als der Mönch da im politischen Philosophen."

Dabei zeigte er mit dem Finger auf ihn und fragte sodann sich selbst: „Ist das ein Klosterbruder vom Karmel oder ein Karmeliter Mönch?" „Elias und Elisa" — fuhr er fort — „hielten sich auch mitunter auf dem Karmel auf, aber sie sind doch keine Karmeliter-Mönche gewesen. — Laß schauen, wo der Berg Karmel liegt."

Da nun dieser Berg in Galiläa liegt, so brachte er alle in der Bibel benannten Hauptstädte dieses Landes auf die Bahn, und ging ihnen mit inniger Lust, immer sein Fingerchen voran, auf der Karte von Palästina nach. Aber von der Suppe essen war keine Rede mehr. Ihm war nun einmal nichts fürchterlicher, als das — Eßlöffelchen. Wenn man ihm dasselbe zum Munde führte, zitterte er am ganze Leibe, als wenn ihn das kalte Fieber schüttelte, und winkte es oft, wenn es schon unterwegs war, freundlich und bittend mit den Worten zurück: „Nach diesem! nach diesem!" Nach vielen „Nach diesem" ließ er sich wieder unausgekleidet in's Bett legen. Vor das Bett mußte man ihm auf einen Stuhl ein ziemlich großes Becken voll Wasser stellen, das die Ostsee vorstellte. Auf dieses Meer kamen nun kleine künstliche Schiffe aus Karten und Holz mit allem Zubehör: Masten, Segeln und Segelstangen. Mit diesen Schiffchen befuhr er nun die ganze See um und um, und sein Lehrer mußte sie nach allen Häfen, die Christian angab, hinwenden. Unter diesen Beschäftigungen verging der neunte Tag vor seinem Tode. Sein ganzes Mittagessen hatte in 2—3 Löffelchen Suppe bestanden; der Nachmittag war ihm über seine Schiffahrt hingegangen, des Abends ließ er sich geistliche Lieder vorsingen — aber die Nacht schloß er kein Auge.

Erst mit dem Erbleichen des Morgensterns, am 20. Juni, fiel er in einen zwei Stunden langen Schlaf.

Beim Erwachen bat man ihn dringend, doch einige Tassen Thee zu sich zu nehmen. Indem er selbst einige Löffelchen voll einschlürfte, hörte er aufmerksam der Lehre von dem Trostamte des heiligen Geistes zu, und zum Beweise seiner Aufmerksamkeit, mischte er, so viel ihm dies seine matte Zunge gestattete, seine eigenen Betrachtungen ein. Als er unter Anderem hörte, daß ein Mensch, der dieses heil. Trösters und seiner Gaben theilhaftig werden wolle, nothwendig Christum, dem Herrn, treulich nachfolgen müßte, hielt er so lange mit seinem Löffelchen inne und sagte: „Wie Kaleb, von dem geschrieben steht: „er hat dem Herrn treulich nachgefolgt." Und als er später gefragt wurde, worin diese Nachfolge bestände, setzte er abermals das Trinken ab, und antwortete hurtig: „Mit allem Vertrauen Gott anzuhangen, wie der Prophet sagt: „Meine Seele hanget dir an." Bei diesen Worten fuhr er sich mit der flachen Hand über die umwölkte Stirn, als

wollte er die Angst, die er wieder fühlte, hinwegstreichen. Mit Anstrengung setzte er jenen Worten des Psalmisten hinzu:

„Ich hang' und bleib auch hangen
An Christo als ein Glied" . . .

aber plötzlich blieb ihm die Luft weg, seine Zunge schien vom Schlage gerührt und die kleinen Händchen, die schon seit dreien Tagen kalt und todtenbleich waren, erzitterten convulsivisch. Bebend streckte er, wie Hülfe flehend, seine Aermchen nach seiner Sophie aus, wollte angekleidet werden und suchte darin eine Linderung der innern Qual zu finden. Da er solche aber weder in seinen Kleidern, noch auf dem Schooße seiner Sophie fand, kehrte er in sein Bettchen zurück und lag daselbst eine lange Zeit, ohne eine Silbe zu sprechen. Sein Lehrer stellte sich vor das Bett und ermahnte ihn zur heldenmüthigen Geduld, indem er ihm das Beispiel des Weltheilandes vorstellte. Unverwandten Blicks sah der Kleine den Tröstenden an, hob die magern Händchen empor und plötzlich war das Band seiner Zunge wieder gelöst. „Ja," lispelte er, „Er hat es gesagt: „kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!"

Dann ward er wieder stille und ließ sich geistliche Lieder vorsingen, bis die Nacht aus den Wolken fiel. Nun kehrte seine Munterkeit zurück, man mußte ihn aus dem Bette nehmen, und von dem Arm seiner Wärterin aus, besah er eine geraume Zeit die von dem Kunsthändler Wolf in Augsburg herausgegebenen Prospecte von Rom, Lissabon, London, Paris, Amsterdam, München, Augsburg, Grätz, Bamberg und Nürnberg. Erst als er Neigung zum Schlaf empfand, kehrte er in sein Bett zurück.

Der darauf folgende Tag, der 21. Juni, schien ihm neues Leben zu bringen. Christian's Händchen, die seit mehren Tagen, wie schon bemerkt, eiskalt gewesen waren, wurden wieder warm und bekamen neue Bewegung. Als sein Lehrer schon sehr früh zu ihm kam, rief er diesem freundlich entgegen: Je me porte aujourd' hui passablement bien (ich befinde mich heute so ziemlich.)" Dann ließ er sich im Bette aufrichten und verlangte, v. Schönrich sollte ihn, zur Morgenandacht, mit der Lehre von der Buße, oder der Sinnes-Aenderung, die durch die Gnade des Höchsten geschieht, unterhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Die der Wiedereinsetzung der Bourbons vorhergegangenen Umstände.

(Fortsetzung.)

Talleyrand hielt schweigend zu schreiben inne, und blickte auf den Kaiser von Rußland, wie wenn er ihm etwas aus den Augen hätte lesen und ihn bitten wollen, durch Hinzufügung eines Wortes eine Phrase zu vollenden, die ihm als unzulänglich und gefährlich erschien. Alexander verstand den Blick, ging aufgeregt in den Salen auf und nieder, sah seinerseits nun ohne zu sprechen den König von Preußen und den österreichischen Generalissimus an, und sagte dann, wie wenn er das Wagliche und die Verantwortlichkeit dieser äußersten Verdammung der neueren Dynastie allein auf sich nähme, Talleyrand mit dem Finger bedeutend, daß er so die Phrase beendigen sollte: „noch mit irgend einem Mitgliede seiner Familie." Niemand von den Mitgliedern der Conferenz murmelte gegen diese Entscheidung Alexanders, die Herr von Talleyrand niederschrieb, und dann fortfuhr:

„Die Souveraine werden die Integrität des alten Frankreichs, so wie dasselbe unter seinen legitimen Königen existirt hat, respectiren. Sie können selbst noch ein Mehreres thun, weil sie stets das Princip bekennen werden, daß zum Glücke Europa's Frankreich groß und mächtig sein müsse.

„Sie werden die Verfassung anerkennen und garantiren, welche die französische Nation sich geben wird.

„Sie fordern den Senat auf, sofort eine provisorische Regierung zu bezeichnen, welche den Erfordernissen der Administration vorstehen und die Verfassung vorbereiten kann, welche dem französischen Volke anpassend ist."

Der Herr von Talleyrand, der durch eine vor der Ankunft des Kaisers von Oesterreich in Paris vollführte Revolution den Intriguen und Bitten und den väterlichen Bereuungen vorbeugen wollte, welche die Anhänger des Kaiserthums in dem Herzen dieses Fürsten hätten anregen können, ließ diese Erklärung eiligst drucken, anschlagen und verbreiten.

Man erkannte in derselben in jedem Worte die Hand eines Mannes, der in der Kunde und der Handhabung der Meinung wohlbewandert war. Der Groll gegen Napoleon, der damals in dem Geiste der ermüdeten und niedergetretenen Völker allgemein war, sah sich darin durch dessen Absetzung befriedigt.

Der nationale Widerwille gegen den Einfluß Oesterreichs während einer langen Minderjährigkeit, erhielt darin eine Gewähr durch den Ausschluß der Regentschaft. Der Patriotismus sah sich darin durch die Integrität zufriedengestellt, die nationale Ehrsucht durch die in Aussicht gestellte Möglichkeit einer Gebietserweiterung selbst geschmeichelt. Die Royalisten sahen darin die gewisse Restauration der einzigen Race, welche den Ruhm durch die Legitimität ersetzen konnte, deren Namen zum ersten Mal vor dem Volke ausgesprochen wurde. Der wieder auflebende Liberalismus wurde darin durch die Verheißung einer freiberathenen Constitution neu erweckt und zum Erwecken der Freiheit provocirt.

Die neuen Interessen und die napoleonische Ehrbegierde sahen sich durch den Anruf an den Senat zufrieden gestellt. Dieser würde ja sicher nur an dem Kaiser zum Verräther werden, aber das Leben, das Vermögen und die Würden der Armee und des Hofes von Napoleon durch eine Amnestie in Schutz nehmen. Endlich sah das Volk der Hauptstadt und der Provinzen, das für das Vaterland, für seinen Heerd, für die Sicherheit der Güter und Personen zitterte, sich durch den Edelmuth der Sieger, die bis auf einen Mann Alles zu verschonen schwuren, darin zum Frieden, zur Bewunderung bewogen.

Auch wurde diese so geschickt mit Pfändern und Hoffnungen für Alle gespickte Erklärung von einer immensen Majorität des Landes mit Jubel aufgenommen. Die Armee allein war traurig; aber sie fühlte sich isolirt. Sie seufzte, ohne in Zorn zu gerathen. Die Chefs, gesättigt und überdrüssig, hielten den Unwillen derselben nieder, statt ihn anzufachen.

Kaum waren das Gerücht und die ersten Abschriften von dieser Erklärung über die Mauern des Hotels des Herrn von Talleyrand hinaus unter die Gruppen von Royalisten gekommen, die auf den Treppen, auf den Höfen, und auf dem Marktplatze warteten, als sich der Ausruf: „es lebe der König!" gen Himmel erhob und an die Fenster des Gemaches schlug, wo die Monarchen noch beisammen waren. Mehrere Hundert junge Edelleute der ersten Familien aus der Vorstadt Saint-Germain fanden sich angefeuert, den Augenblick zu ergreifen, welcher der alten Aristocratie und der hundertjährigen Monarchie geboten ward. Vormalige Diener Ludwigs XVI., die dem Schaffotte und der Emigration entgangen waren; durch die Willkür der napoleonischen Polizei unterdrückte und beraubte Journalisten, wie die Bertin's; die Publicisten und Schriftsteller, welche der verlornen Sache nicht abtrünnig geworden waren, wie die Herren von Chateaubriand und Ferrand; endlich die elegante, verwegene, rührige Jugend, welche der Wirbel des Augenblicks mit sich fortriß, versammelten sich in dem ersten besten Hause, das sich ihrer Ungeduld offen that, um sich über den Impuls zu berathen, welcher der Begebenheit zu geben sey. Es handelte sich darum, den Beschlüssen oder den Bedenken eines verdächtigen, gehässigen, den Resten des Kaiserreichs oder den Interessen und den Erinnerungen der Revolution verkauften Senats zuvorzukommen. Diese Männer waren aber so voll Gefühls und so baar an Ideen; das Fieber des Enthusiasmus gab ihren Worten ein solches Delirium, und sie waren so wenig im Berathen und im Reden bewandert, daß die Sitzung nur ein einziger langer Tumult wurde, und es keinem unter ihnen gelang, eine gemeinsame Ansicht zu Tage zu fördern und zur Annahme zu bringen. Nur ein einziger junger Mann aus dem großen Hause La Rochefoucauld wußte sich durch die Autorität seines Namens, durch das Hinreißende seines Enthusiasmus, und durch das Imponirende seiner Haltung Gehör zu verschaffen. Das Feuer seines Enthusiasmus ließ ihn die größte Gefahr der Revolutionen, zu debattiren, ohne zu einer Entscheidung zu gelangen, erkennen. „Die Stunde könnte ihnen die legitime Monarchie unter den Füßen wegnehmen," sagte er," während sie sich in Acclamationen für ihre Könige ergingen." Der Graf Sosthenes de La Rochefoucauld stellte sodann den Antrag, eine Deputation zu ernennen, die sich sofort zu dem Kaiser von Rußland begeben sollte, um von der Erklärung der Monarchen Act zu nehmen und den Wunsch des Adels, der Intelligenz und der französischen Treue für das legitime Königsthum auszusprechen. Dieser Antrag fand Gehör. Sosthenes von La Rochefoucauld, Chateaubriand, der populairste und zugleich illusterste Schriftsteller des Jahrhunderts, Cäsar von Choiseul, und Ferrand, ein altes und mittelmäßiges Parlamentsglied, damals aber mit einer Aureole der Wichtigkeit und dem Rufe eines Orakels umgeben, begaben sich demnach im Namen der Royalisten nach dem Palaste des Herrn von Talleyrand.

Dort eingeführt, fragten sie nach dem Kaiser Alexander. Dieser Fürst hatte sich schon zur Ruhe begeben, und so empfing denn sein Minister, Herr von Nesselrode, die Deputation statt seines Gebieters. Das Herz des Herrn von Nesselrode hatte sich schon im voraus für den Wunsch entschieden, den man vor Alexander auszusprechen gekommen war. Aber keiner der vier Abgesandten wollte, sey's aus innerer Bewegtheit, sey's aus Scheu vor dem Ereigniß, sey's aus Unfähigkeit, eine Rede zu halten, den gemeinsamen Gedanken aussprechen, welchen den Mächten vorzutragen sie übernommen hatten. Der Herr von Choiseul war Soldat; der Herr Ferrand, ein schwerfälliger, dogmatischer und langsamer Geist, stockte in der Rede, und der Herr von Chateaubriand, ein geschniegeltes und feierliches Genie, fürchtete, ohne erst darüber nachgedacht und sie niedergeschrieben zu haben, nicht die rechten Worte zu finden, welche der Majestät des Augenblickes angemessen wären. Er wollte, daß Alles, was von ihm ausging, illustre Worte seyn sollten. Sosthenes de La Rochefoucauld, obwohl der jüngere, nahm aber endlich, mit der alleinigen Beredsamkeit der Ungeduld und des Eifers, das Wort und sprach für sie alle. Dem Herrn von Nesselrode war es nur um einen Vorwand zu thun, die Mächte noch fester zu binden.

„Ich komme eben von dem Kaiser her," antwortete dieser Minister den Deputirten, „und kenne seinen Willen. Kehren Sie zu denen, die Sie gesandt haben, zurück, und sagen Sie ihnen, sagen Sie allen Franzosen, daß der Kaiser ihren Wunsch, der sich heute unter seinen Augen so kräftig ausgesprochen hat, wohl aufnimmt, und daß er die Krone dem zurückgeben wird, dem sie gebührt. Ludwig XVIII. wird den Thron Frankreichs wieder besteigen."

Bei diesen Worten hüpfte den vier Gesandten das Herz vor freudigem Entzücken und Dankbarkeit hoch auf. Es traten ihnen die Thränen in die Augen. Sie hielten ja die Wünsche, die Hoffnungen, die Illusionen, den Enthusiasmus ihres Alters oder ihrer Jugend in ihren Händen. Sie eilten, diese Worte, diese Acclamationen, diese Thränen, diesen Enthusiasmus ihrer Versammlung bei dem Herrn von Morfontaine mitzutheilen. Da wurde dies Haus von dem Jubel und dem Tumult erschüttert, den die Botschaft verursachte. Es war die gefesselt gewesene Explosion eines Jahrhunderts, das aus seinem Grabe zu erstehen und von der Welt wieder Besitz zu nehmen glaubte. Man konnte dies Fieber der Versammlung nicht anders wieder abkühlen, als indem man die Lichter löschte, und den siegestrunkenen Haufen in eine Dunkelheit versetzte, die sie auseinander zu gehen zwang.

Diese Royalisten theilten Nachts die Rollen unter sich aus, und es wurden Millionen weißer Fahnen und Kocarden von den Händen adeliger Frauen angefertigt, um unter das Volk geworfen zu werden. Die Polizeipräfectur wurde von den Agenten des Kaisers verlassen und von einem Vertrauten der Royalisten in Besitz genommen. Die Zeitungen, von der Censur befreit, ihren vormaligen Besitzern zurückgegeben, oder schnell von Schriftstellern, wie sie für den Augenblick paßten, neu gegründet, gingen in andre Hände über und thaten das ihrige, eine Meinung in's Leben zu rufen, die noch Tags vorher in Frankreich verpönt gewesen war. Beleidigungen und Hohn brachen als eine verhalten gewesene Rache für eine lange und unerträgliche Unterdrückung über Napoleon, seinen Namen, seinen Ruhm, seine Verbrechen, seine Race aus. Es war das Ueberfluthen des erzürnten Gemüthes einer großen Partei, welches, nachdem es den Deich durchbrochen, mit den Wogen seines begründeten Zornes auch den Schaum, die Hefe und den Schmutz des menschlichen Herzens fortwälzt.

Der erste Schriftsteller der Zeit, der Herr von Chateaubriand, hielt weder sein Gewissen noch sein Genie von diesem Ueberfluthen an Beleidigungen und Verläumdungen über einen

großen Namen hin, der zusammenbrach, frei. Er hatte die Stunde des Verfalls seit mehreren Monden vorausgesehn. In seinem Herzen brütete ein gerechter Groll gegen den Despotismus von Napoleon, welcher der Intelligenz um so lästiger fiel, je größer sie war. Die Frau von Stael und all die großen und freien Seelen fühlten sich eben so gepreßt. Napoleon hatte sich von Haus aus als Feind jeglichen Gedankens und jeder Unabhängigkeit erklärt. Die Unabhängigkeit und der Gedanke vergalten ihm den Druck, welchen er sie fühlen ließ, mit Haß und Verachtung. Sein Sturz ließ die Seelen wieder frei aufathmen. Es war natürlich, daß sie denselben in einer edlen Leidenschaft herbeiwünschten. Tacitusse schärften in der Stille den Grabstichel, welcher dereinst die Regierung des Soldaten der Nachwelt überliefern sollte, der die Geschichte knebelte, als ob er von der künftigen Rache des menschlichen Geistes eine Ahnung gehabt hätte.

Diese Rache hätte sich aber nicht bis zur Verläumdung erniedrigen sollen; und Herr von Chateaubriand verläumdete selbst die Tyrannei. Er hatte im Interesse der Restauration der Bourbons ein grausames Pamphlet gegen den Kaiser geschrieben, in welchem er dessen Namen durch Blut und Koth auf's Hochgericht der Zeiten schleifte. Er brach darin selbst den Stab über seine Regierung. Er sammelte darin fürs Volk die Steinhaufen, womit es seinen Helden steinigen sollte. Er hatte ihn zu einer andern Zeit in einem solchen Grade gelobt, daß er eine geheiligte Vergleichung zwischen ihm und den biblischen Helden angestellt hatte. Er hatte ihm in den noch untergeordneten Reihen der Diplomatie gedient gehabt. Nach der Ermordung des Herzogs von Enghien, hatte der in Verachtung verwandelte Enthusiasmus des Schriftstellers diesen in eine Opposition geworfen, die wohl scharf aber nicht maßlos hätte seyn sollen. Er gab sich für proscribirt und verfolgt aus; aber er war nur in Betreff der kaiserlichen Gunstbezeugungen proscribirt, und nur durch eine affectirte Geringschätzung des Gebieters verfolgt. Sein Freund, der Herr von Fontanes, Napoleon's Günstling, war immer ein möglicher und eifriger Mittelsmann zwischen den beiden ihm lieben Glorien. Die Proscription des Herrn von Chateaubriand war in der Wirklichkeit nur eine edle Haltung. Er genoß in Frieden seines Vaterlandes, seiner Studien, seines Rufes, der Verehrung, welche sein Buch über den Geist des Christenthums bei der religiösen Partei für ihn angefacht hatte.

Er trug inzwischen sein Pamphlet vor dessen Herausgabe gleich dem Degen mit sich herum, der dem Tyrannen den Gnadenstoß versetzen sollte. Dies, des Nachts gedruckte, und den Tagesblättern fragmentarisch überlieferte, Pamphlet hatte am andern Morgen Paris und bald ganz Frankreich mit Verwünschungen des Kaisers und des Kaiserreiches überschwemmt. Napoleon war darin als ein neuer Attila und unter den noch garstigeren Zügen eines Henkers geschildert, der eigenhändig die Hinrichtungen vollzog, nach welchen ihm dürstete. Man zeigte ihn, wie er zu Fontainebleau das Gewissen Pius VII. folterte, und wie der Märtyrerpapst zugleich für seine Willfährigkeit und für seinen Widerstand gegen den gekrönten Emporkömmling, bei seinem weißen Haar auf den Fliesen seines Gefängnisses geschleift ward. Der Herr von Chateaubriand riß alle Kerker auf, um dem Volke mit dem Finger die Foltern, die Knebel, die angeblich in der Stille gemordeten Opfer zu zeigen. Er rührte all die Gebeine, von denen Pichegru's ab, bis zu denen der Verpesteten zu Jaffa, auf, um daraus Anklagen, Verdächtigungen, Verbrechen hervorgehen zu machen.

Es war das durch die Hand der Furien geschriebene Requisitorium gegen den großen Schuldigen des Jahrhunderts. Er erließ seinem Feinde selbst die gemeinsten Beschuldigungen einer schmutzigen Habgier und Erpressung nicht, welche in die vulgaire und käufliche Seele des großen Haufens am tiefsten und verletzendsten eindringen. Raub, Niederträchtigkeit, Grausamkeit, Eisen und Gift, Alles diente ihm als eine Waffe zur Tödtung des Rufes, den er verlöschen wollte. Dieses, der Meinung mehrere Tage blattweise zugeworfene, Buch war um so furchtbarer, als es auf das lange Schweigen einer Opposition folgte. Man hielt diese Verläumdungen für wahr, weil sie auf zehn Jahre Lügen der officiellen Presse folgten.

Es war der erste Schrei des von der Polizei geknebelten Jahrhunderts: man hörte nach ihm hin, wie nach einer aus dem Grabe tönenden Offenbarung. Indem Herr von Chateaubriand diesen Ruf Napoleons der Bosheit des Volkes als Atzung und der royalistischen Partei als Huldigung hinwarf, beging er eine That, die keine politische Leidenschaft entschuldigt: den Mord einer Regierung durch vergiftete Waffen. Aber diese böse That, die zu ihrer Zeit gelobt wurde, weil die Zeit ihrer bedurfte, wurde späterhin durch das Gewissen des Jahrhunderts verworfen. Sie trug damals mächtig dazu bei, das Kaiserreich unpopulair zu machen. Als Herr von Chateaubriand sich bei Ludwig XVIII. einfand, um von der neuen Monarchie den Lohn in Gunstbezeugungen dafür in Empfang zu nehmen, sagte dieser Fürst zu ihm: „Ihr Buch hat meiner Sache so viel genutzt, wie eine Armee."

Aber vermöge einer gerechten Vergeltung trugen einige Monate später der Unwille der Bonapartisten, über die in diesem Buche enthaltenen Verläumdungen und Unbilden, die auch die Unparteiischen empörten, mächtig dazu bei, daß der Name Napoleons wieder populair wurde und dies nämliche Volk sich hinter ihm drein drängte. Für den Ruf ist nur die Gerechtigkeit tödtend.

Unterdessen lief der Name der Bourbonen, welcher bis dahin den Bevölkerungen unbekannt gewesen oder von ihnen vergessen worden war, mit den Blättern des Herrn von Chateaubriand und den frankirten Zeitungen durch das ganze Reich. Man erstaunte, dann glaubte man sich seiner zu erinnern, und endlich ging man binnen wenig Stunden von dem Erstaunen und der Vergessenheit zu einer Art bourbonischen Glaubens über. Man sammelte sich ohne weiteres um diesen Namen, der eine Offenbarung des Heils in der Verfinsterung aller Dinge zu seyn schien. Es kam wohl einiger Unglaube vor, aber wenig oder gar kein Murren. Die Vorsehung schien sich mit dem Siege für diesen Namen auszusprechen. Der Herr von Chateaubriand war dessen Orakel. Er beschrieb in hinreißenden Zügen die imaginairen Personen, die Unglücksfälle, die Tugenden, die Gütigkeit, die Anmuth der verbannten Mitglieder der Familie, von deren Existenz man einige Tage zuvor kaum wußte. Ludwig XVIII. war ein Weiser aus der Schule und dem Gedichte Fenelons, welcher aus fernen Klimaten dem Jahrhundert die Politik, die Erfahrung, den Frieden und die Amnestie mitbrachte; Karl X., damals noch Graf von Artois, der heldenthümliche Ritter des Mittelalters, den selbst die edelmüthigen Schwächen

des Herzens schmückten, die der Franzose fast den Tugenden verzieht; die Herzogin von Angouleme, die Waise des Tempels, das Sühnopfer der Revolution, das zarte und religiöse Unterpfand der Verzeihung; der Herzog von Angouleme, ein zweiter Herzog von Burgund, durch die Gelehrigkeit für die Unterweisungen seines Onkels und seines Vaters, Brüder Ludwigs XVI. und durch dessen Blut geheiligt, in der Verbannung für den Thron vorbereitet; der Herzog von Berry, ein junger Heinrich IV., der seine Leichtfertigkeiten hatte, die aber als ein Pfand der Bravour und der Güte des Bearner Königs schon verzeihlich waren; die Condés, ein Paar Heldengenerationen, deren Blüthe und Leben durch die Grausamkeit des Tyrannen niedergetreten und mit Trauer erfüllt worden war; der Herzog von Orleans, ein populairer Prinz, indem er die Verbrechen der Revolutionnairs seines Namens durch die Reue der Unschuld in Vergessenheit gebracht, und in der Verbannung als ein Handwerksmann gelebt hatte, um sich durch sein bloßes Verdienst zum Range der Thronerben zu erheben.

Frankreich war verwundert, lächelte, ward gerührt bei diesen Schilderungen. Jedes Tageblatt, jede Broschüre, jedes Gespräch colorirte sie mit den Schattirungen, welche für die Meinungen der verschiedenen Classen der Nation passend waren: heroisch für die Vendee, patriotisch für den Osten, liberal und überlegt für den Norden und für Paris. So ging eine vage und immense Poesie der Rückkunft dieser Familie vorauf, in welcher Poesie ein jeder einen seiner Träume der Regierung oder des Herzens sich verkörpern zu sehn begann.

So war die wahre Gemüthsstimmung am 1. April und an den Tagen, welche der Occupation von Paris folgten, beschaffen. Mitten durch den Zauber der Hoffnungen wurde man kaum des vorhandenen Unglücks inne. Keine auf dem heimischen Boden lebende Familie wäre im Stande gewesen, eine solche Gleichmäßigkeit der Illusion und der Beipflichtung zu bewerkstelligen. Die lange Verbannung hatte die Wirkung der Entfernung: sie vergrößerte und verfeierlichte die Gestalten.

(Schluß folgt.)

Die Denkmünzen der Freimaurerbrüderschaft verzeichnet und beschrieben von Dr. J. F. L. Th. Merzdorf, Grossherzoglich Oldenburgischem Bibliothekar, Mitgliede mehrer gelehrten Gesellschaften. Mit einer Tafel Abbildungen. Oldenburg, Verlag und Druck von Gerhard Stalling. 1851. XXX und 151 Seiten gr. 8.

Man suchte in der Literatur der Numismatik bisher vergebens nach einem Werke, welches die freimaurerischen Münzen möglichst vollständig aufzählt, beschreibt und übersichtlich zusammenstellt. Diesem Mangel hat Herr Dr. Merzdorf durch die anzuzeigende Schrift abgeholfen, und zwar, wie es von seinem durch mehrere verdienstliche bibliographische Arbeiten längst bekundetem umfassendem Wissen und Sammlerfleiß zu erwarten war, in sehr genügender Weise. Ist es ihm freilich auch nicht vergönnt gewesen, die Denkmünzen alle nach Selbstanschauung beschreiben zu können, so setzte ihn doch seine eigene Sammlung (— die Münzen derselben sind mit ** bei der Nummer angedeutet —) und die Benutzung deutscher Logen- und sonstiger Sammlungen in den Stand eine bedeutende Anzahl selbst zu sehen. Andere wurden nach vorliegenden Abbildungen beschrieben, bei den übrigen frühere Notizen und Citate zur Hülfe genommen.

In dem Vorworte (S. I—XXX) sind unter Anderem die schriftlichen Quellen, freimaurerische und nicht freimaurerische (S. VII—XVII) und die Originalquellen, also Sammlungen, verzeichnet und genannt. Die Letzteren sind: die Sammlung der Großen Loge von Hamburg, der Provinzialloge von Mecklenburg zu Rostock, der Logen Minerva zu den drei Palmen und Apollo in Leipzig, das Königl. Sächs. Münzkabinet zu Dresden, des verstorbenen E. Zacharias (des Herausgebers der Numotheca Latomorum, Dresden 1840—46) und die des Herrn Dr. Merzdorf.

Der Kreis der Untersuchung, wie der Verfasser bemerkt, ist nur auf rein freimaurerische Münzen beschränkt und alles Das ausgeschlossen, was nur entfernt, und häufig sogar irrigerweise, mit der Freimaurerbrüderschaft in Verbindung gebracht worden ist. Hierher gehören alle Rosenkreuzermedaillen und die anderer geheimen Orden, alle theosophisch-kabbalistischen und magischen Münzen, sowie die Amulette und Talismane, wenn gleich deren Kenntnißnahme für die Geschichte des menschlichen Verstandes und der verschiedenen Fluctuationen auf geistigem Gebiete nicht unwichtig sein dürfte. — Auch die Münzen, welche auf Personen, die dem Freimaurerbunde angehörten, geschlagen wurden, ohne daß nachgewiesen wäre, sie seien im Auftrage von Logen geprägt worden, sind unberücksichtigt geblieben und nur am Schlusse jeder Abtheilung einfach aufgezählt.

Es ist die folgende Anordnung nach Ländern und Städten gewählt: 1. Deutschland: Aachen. Altenburg. Anspach. Baireuth. Bautzen. Berlin. Braunschweig. Breslau. Darmstadt. Dresden. Erlangen. Frankfurt a. M. Frankfurt a. d. O. Gotha. Greifswald. Halberstadt. Halle. Hamburg. Hamm. Hannover. Hildburghausen. Hildesheim. Leipzig. Mecklenburg. Meiningen. Neisse. Nürnberg. Oldenburg. Regensburg. Sachsenfeld. Schweidnitz. Stralsund. Weimar. Wismar. Unbekannte Münzsorte. (96.) 2. England: Exeter. London. Unbekannte Prägorte. (14.) 3. Frankreich: Angers. Besançon. Chartres. Chapelle. Clermont. Dieppe. Douai. Evreux. Grenoble. Havre. Louviers. Marseille. Melun. Metz. Paris. Reims. Rouen. Saumur. Saint-Etienne. Saint-Quentin. Valenciennes. Versailles. Villefranche. Unbekannte Münzsorte. (161.) 4. Holland und Belgien: Amsterdam. Brüssel. Dordrecht. Haag. Leiden. Mons. Unbekannte Prägorte. (26.) 5. Dänemark: Kopenhagen. (1.) 6. Schweden: Gothenburg. Stockholm. (11.) 7. Rußland: Petersburg. (4.) 8. Moldau: Jassy. (2.) 9. Italien: Florenz. Livorno. Mailand. Neapel. Ravenna. Rom. Udine. (9.) 10. Spanien: Madrid. (2.) 11. Amerika: Newyork. Old Friends zu Newyork. (5.) 12. Asien: Bombay. Calcutta. Hongkong. (3.) Daran schließt sich ein dreizehnter Abschnitt: Münzen, welche scheinbar mit der Freimaurerbrüderschaft im Zusammenhange stehen.

Die freimaurerischen Münzen sind zum Theil der Erinnerung an einzelne Mitglieder oder dem Gedächtniß besonderer Begebenheiten gewidmet, zum Theil (namentlich in Frankreich) dienen sie zu Präsenzzeichen oder wurden gar, wie eine englische vom Jahre 179¾, als Geldzeichen geschlagen. (Dieses Token, das die Stelle des kleinen Geldes im Verkehr vertreten zu haben scheint, wie viele andere von Corporationen und einzelnen Personen ausgegebene Münzzeichen, hat die vertiefte Randschrift: Masonic Halfpenny Token. MDCCXCIV. X. X. X. und bei zwei Varianten, die Herr Dr. Merzdorf besitzt: Masonic Token I. Seetchley fecit . . . . X., und: Halfpenny payable at the Black Horse Towerhill.)

Die Hamburgischen freimaurerischen Münzen von 1742 (2), 1743, 1745, 1759 (auf Br. Carpser den Vater; nur in Schröder's Materialien erwähnt), 1776, 1778 (auf den Arzt Dr. Gottfried Jacob Jänisch), 1779, 1837, 1843, sind in dem Abschnitte: Deutschland, unter Nr. 51 bis 60 beschrieben.

Die Loge in Oldenburg zum goldenen Hirsch, die zwar keine eigentliche freimaurerische Medaillen hat schlagen lassen, ist gegen die Frauen sehr aufmerksam und galant gewesen. Sie hat nämlich in den Schwesterlogen, welche in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts abgehalten wurden, drei gehenkelte Loos'sche Medaillen der vorsitzenden Meisterin überreicht, die der Vollständigkeit wegen mit aufgenommen und deren Sinnbilder und Inschriften gleich bedeutsam und treffend gewählt sind. (Deutschland Nr. 78, 79 und 80.)

Unter den belgischen Münzen befindet sich eine brüsseler vom Jahre 1838 (Nr. 10), die als Vertheidigung gegen die Angriffe der belgischen Geistlichkeit geschlagen wurde: Avers: Eine sich um eine Feile windende und in dieselbe beißende Schlange, darunter klein: Hart. f. Umschrift: * La Mac∴ vivra † Dieu le veut * Gr∴ Or∴ de Belgique 5838. Revers: Préc∴ mac∴. Es folgen nun specielle, Freimaurern und Nicht-Freimaurern sehr empfehlungswerthe Moral- und Lebensregeln, die im Abdruck 49 Zeilen betragen!

Der Verfasser hätte gern alle noch nicht abgebildeten Münzen durch Lithographie vervielfältigt, hat sich aber, weil die Schrift dadurch zu sehr vertheuert wäre, auf die beiden seltenen Stücke Deutschlands Nr. 66 und 90 beschränken müssen. Wir lassen die Beschreibungen derselben hier folgen:

Hildesheim. (?)
66. **

Av. Wappen der Loge zum stillen Tempel (wie auf dem Rev. d. folg. Med. 67, von 1812) mit Hebräischen Inschriften neben den Seiten.

Rev. Harpokrates mit Füllhorn. Umschrift: Tacere multis Discitur Vitae Malis. Abschnitt. Aberli. F.

Oval. Obgleich nach eingezogenen Erkundigungen in Hildesheim die jetzigen Mitglieder der dortigen Logen die Erklärung abgeben, daß diese Medaille — ihres Wissens nach — nicht für Hildesheim geschlagen sei, so dürfe es dennoch der Fall sein, da der Avers dieser Münze mit dem Revers der folgenden (Nr. 67) sowohl in der Größe als in den geringsten Eigenthümlichkeiten des Stempels übereinstimmt, und es fast den Anschein hat, als sei diese ovale Münze aus jener ausgeschnitten. Die Münze muß in dem letzten Decennium des vorigen oder dem Anfange dieses Jahrhunderts von dem Kupferstecher Franz Aberli aus Winterthur geschnitten sein. In der authentischen Geschichte der Freimaurerei in Hildesheim (von Cappe) S. 32 und (Grebe's) Geschichte der Freimaurerei in Hildesheim S. 42 und der dem Buche beigefügten Tafel findet sich die Abbildung und respective Beschreibung eines ovalen Siegels, welches im Jahre 1792 angeschafft wurde und worüber die Hildesheimschen Acten keine Silbe erwähnen. Der Tempel dieses Stempels ist aber nicht so übereinstimmend mit unsrer Medaille, daß wir auf eine Benutzung desselben für dieselbe schließen dürften und müssen wir daher diese Sache vorläufig noch unentschieden lassen. Das Exemplar dieser Münze in Rostock ist Kupfer, ebenso das unsrige, welches aus der Zacharias'schen Sammlung (Verz. 89) in unsern Besitz übergegangen ist. Andere Exemplare sind uns nicht bekannt geworden.

Unbekannte Münzsorte.
90. *

Av. Auf drei Stufen, deren erste mit einem Zirkel geschmückt ist, erhebt sich ein von vier Säulen getragener geschlossener Tempel, an dessen Portale sich zwei verschlungene Hände zwischen der Bibel und einem brennenden Herzen zeigen. Die Kuppel des Tempels ist mit dem flammenden Sterne geziert. Ueber dem Tempel sieht man das strahlende Dreieck von Sonne, Mond, Sternen, und einer Wolke umgeben. Auf der rechten Seite des Tempels ein Akazienzweig über Winkelmaaß, Wasserwage, Hammer und Kelle; unmittelbar über ersteren erhebt sich auf zerstörtem Tempel der Kranich mit dem Sarge Hirams am Seile; im Hintergrunde erscheint die Arche Noah's. Links auf einem kubischen Steine, an dessen Fuße ein Säulenkapital liegt, wird ein Bienenstock von einem Lebensbaume beschattet und von Bienen umschwärmt. In der Ferne der Fluß Starburzanai und ganz im Hintergrunde die Brücke, über welche die zwölf Apostel gingen, um den wahren Glauben zu verbreiten.

Rev. In einem von 37 Sternen gebildeten Kranze eine Sonne.

Diese 3—4 Zoll im Durchmesser große kupferne Medaille, welche ein messingener Rand umgab, besaß der verstorbene Zacharias (Verzeichniß 158), welcher dieselbe immer nur die österreichische Medaille nannte, da er dieselbe aus dem Kaiserstaate erhalten hatte. Hamburg. (Der Verfasser hat diese große schöne Medaille während des Druckes selbst erworben.)

Drei sorgfältig ausgearbeitete Register: der Logen, der Personen und der Legenden, sind S. 129 bis 151 hinzugefügt.

Um die typographische Ausstattung hat der Verleger sich sehr verdient gemacht.

F. L. Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 69. Mittwoch, den 27. August. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℛ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Die der Wiedereinsetzung der Bourbons vorhergegangenen Umstände.

(Beschluß.)

Der Senat allein begann über einen Strudel in Unruhe zu gerathen, der die öffentliche Gesinnung über die Gränzen hinwegzureißen drohte, die sein Interesse ihm setzen wollte. Der Senat war unter Napoleon zu schmiegsam gewesen, um sich nicht vor Europa und den gleichstimmigen Meinungen zu fügen. Nicht Napoleon, sondern sich selber wollte er Europa streitig machen. Mit Macht, Würde, Ehrenbezeugungen, Aristocratie und Gehalten gesättigte Männer, hofften die Senatoren durch ihren Abfall ihr Uebergewicht, ihre Autorität und ihre Glücksgüter zu bewahren: sie verhandelten den Kaiser!

Talleyrand ließ ihnen geschickt die Hoffnung durchschimmern, um den Preis der Rückberufung der Bourbonen ihre Ansprüche zu behaupten: er deutete ihnen diesen Namen an, ohne ihn auszusprechen. „Nehmet die Stunde wahr," sagte er leise durch seine Vertrauten zu dem Senat," feilschet nicht mit der Nothwendigkeit; heute könnt Ihr euren Beitritt zu dem geheimen Willen der Mächte noch erkaufen lassen, morgen wird Euch die erstehende Meinung fortgerissen haben. Ihr werdet in dem Schiffbruch mit einbegriffen werden, aus welchem Ihr wenn nicht den Kaiser, doch eure Würden, eure Reichthümer bergen könnt." Der Senat war in Masse geneigt, auf diese Rathschläge des Geschickes und des Herrn Talleyrand zu hören. Nichts bereitet besser den Verrath vor, als die Gemeinheit der Vergötterung. Wenn man in seinem Bewußtsein keine Zuflucht mehr findet, sucht man sie gerne in einer gänzlichen Unterwürfigkeit.

Die Emissarien des Herrn von Talleyrand hatten die Nacht angewandt, die letzten Bedenklichkeiten der Senatoren wankend zu machen. Es war ihnen nicht schwer geworden, diesen durchgängig entnervten und längst sich in die Umstände schickenden Characteren begreiflich zu machen, daß das Interesse des Vaterlandes und ihr eigenes darauf hinauslaufe, den Ueberwundenen recht rasch aufzugeben. Es befanden sich den Augenblick nur ungefähr ein hundert Senatoren in Paris. Sie waren alt, und durch die Revolution, die Verantwortlichkeiten der Tyrannei und der Niederträchtigkeit, die sie mit den Decreten der Conscription, der Steuern ꝛc., welche Napoleon sie seit zehn Jahren hatte contrasigniren lassen, übernommen hatten, gebrochen und abgenutzt. Einige waren neugebackene Prinzen des Kaisers, andre gehörten seinem Haushalte an; eine große Anzahl waren Männer ohne Gepräge, wegen der Unbedeutendheit ihres Geistes und der Gefügigkeit ihres Characters gewählt, damit ihnen in Ermangelung alles persönlichen Werthes nur der Werth verblieb, den ihnen ihre Würde lieh. Eine sehr kleine Anzahl war wohlberechnet aus Männern liberaler, selbst revolutionairer Meinung genommen worden, damit eine anscheinende Opposition in der Körperschaft die Nation an einen Widerspruch und eine Unabhängigkeit glauben machen sollte, die nicht existirten. Unter dieser Zahl von Senatoren, welche die Freiheit und die Unparteilichkeit des Senats bekunden sollten, zählte man einige seltene Anhänger der Bourbons und einige versteckte Sectirer der republikanischen Institutionen. Zu den Ersteren gehörten Malleville, Barthelemy, Pastoret, Barbe-Marbois und Jaucourt; zu den Letzteren Tracy, Volney, Gregoire und deren Freunde von 1789 und 1791. Sich auf diese beiden, dem Kaiserreiche gleich sehr feindseligen, Gruppen stützend, und durch die Macht der Ereignisse, welche jeden Widerstand rathlos machte, geholfen, war der Herr von Talleyrand der Herrschaft über den Senat

faßt sicher. Die frühere Dienstbarkeit war ihm ein Pfand der künftigen Dienstbarkeit. Er ließ den Senat am 1. April außerordentlich zusammen berufen. Mehrere Mitglieder dieses Corps, die es fürchteten, sich mit der Vergangenheit zu compromittiren, oder gegen die Zukunft Verpflichtungen einzugehen, wichen der Versammlung durch die Flucht oder unter irgend sonst einem Vorwande aus; nur 64 fanden sich ein. Es waren dies Männer, die am entschlossensten, nachzugeben, oder am eilfertigsten, den Herrn zu wechseln waren. Die Schaam über ihre Abtrünnigkeit behelligte sie schon nicht mehr.

„Senatoren, es handelt sich darum, Ihnen Vorschläge zu machen,“ redete Herr von Talleyrand, der einem gebieterischen Entschluß das Ansehn des Ergebnisses einer Berathung geben wollte, die Versammlung an. „Dies einzige Wort,“ fuhr er fort, indem er auf das Papier niederblickte, auf welchem er seine Rede verzeichnet hatte, „ist hinreichend, die Freiheit zu bezeichnen, die ein jeder von Ihnen in diese Versammlung mitbringt. Sie giebt Ihnen das Mittel, den Gefühlen einen edelmüthigen Aufflug zu lassen, von welchen das Gemüth eines jeden unter Ihnen erfüllt ist; den Willen, Ihr Land zu retten, und die Entschlossenheit, einem Volke in Nöthen zu Hülfe zu eilen. Wie ernst die Umstände auch seyn mögen, können sie doch den standhaften und aufgeklärten Patriotismus all der Mitglieder dieser Versammlung nicht übersteigen, und Sie haben sicherlich insgesammt die Nothwendigkeit einer Berathung eingesehen, welche jeder Verzögerung die Thür verschließt und den Tag nicht vorübergehen läßt, ohne die Thätigkeit der Administration, dies Erste aller Bedürfnisse, durch die Bildung einer Regierung herzustellen, deren durch die Nothwendigkeit des Augenblicks begründete Autorität nicht anders als beruhigend seyn kann.“

Diese, durch den Abbe de Pradt entworfenen, Worte machten aus der verworfenen Handlung, die man unter Wortgepränge provociren wollte, kein Hehl. Es war das Stottern der Schaamlosigkeit, welche der Niederträchtigkeit den abscheulichen Vorwand an die Hand gab. Die Worte und die Gesinnung waren gleich gemein. Sie wurden aufgenommen, wie sie geschrieben und gesprochen worden waren: mit Schaam auf den Gesichtern, mit der Eile des Wankelmuths im Herzen. Niemand antwortete; aber die Häupter verneigten sich zum Zeichen einer allgemeinen Zustimmung. Einige Hände applaudirten mit einem falschen Schein des Enthusiasmus für die Energie selber, mit welcher man die Feigheit in Bürgermuth verwandeln wollte. Der Herr von Talleyrand erkannte aus diesem Schweigen, daß diese Gemüther sich von dem Glücke beherrschen ließen, und daß er nach Gefallen über sie verfügen konnte, um das Kaiserreich an dessen Feinde zu verkaufen. Er bezeichnete, ohne erst einmal seine Collegen darüber in Rath zu nehmen, die Mitglieder einer provisorischen Regierung, die er in der vorherigen Nacht sich selber ausgedacht hatte. Ein ohne Debatte auf den Wink des Herrn von Talleyrand votirtes Senatus-Consultus ratificirte die über Nacht getroffene Wahl. Hernach schmeichelte er die Liberalen im Senat, indem er ihnen in Erinnerung rief, daß die Verbündeten das Wort Verfassung ausgesprochen hätten, und daß man eine solche promulgiren müsse. Wegen Kürze der Zeit begnügte der Senat sich damit, dazu die Grundlage zu decretiren. Die Aufrechthaltung des Senats bildete den ersten Artikel dieser Erklärung. Es war auch von einem gesetzgebenden Corps und von der Meinungsfreiheit die Rede darin. Man war aber dermaßen an das Schweigen gewöhnt, daß der Freiheit des Wortes nicht einmal gedacht war. Der Armee, die man von ihrem Chef losreißen wollte, wurden ihre Grade und ihr Sold garantirt, so wie den Erwerbern von Emigrantengütern die Unverletzlichkeit ihres Besitzthums, ein Raub der Revolution, dem viele Senatoren ihre Reichthümer verdankten. Auch wurde Amnestie für die Meinungen, Freiheit des Cultus und des geschriebenen Wortes, mit Vorbehalt von beschränkenden Gesetzen für diese beiden Freiheiten festgesetzt.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung waren mit vielem Scharfsinn von dem Herrn von Talleyrand gewählt worden. Die Namen hielten einander darin ein solches Gleichgewicht, daß alle Meinungsparteien, die man zuvörderst von Napoleon abwendig machen wollte, um sie nachdem ganz und gar den Bourbons in die Arme zu werfen, sich Hoffnungen machen konnten. Er selber führte zuvörderst den Vorsitz in dieser Regierung, als Großwürdenträger des Kaiserreichs, als von Alexander genehmigter Mittelsmann zwischen den Verbündeten und der Nation, und als Repräsentant der Interessen des Senats. Diese dreifache Stellung ließ in ihm die verkörperte politische Unentschiedenheit bestehn. Man konnte in allen Parteien, von einem Mann wie dieser, Alles hoffen. Nach dem Herrn von Talleyrand kam der Herzog von Dahlberg, illuster durch seinen Namen, ein Deutscher von Geburt, Franzose durch seine Würden, eben so geeignet, sich vermöge seiner Geburt der Aristocratie anzuschließen, als seinen Meinungen nach einer revolutionairen Regierung zu dienen, einer der cosmopolitischen Männer in Character und Ideen, welche die Natur geschaffen hat, um sich bei jeglichen Begebenheiten über Wasser halten zu können. Der Herzog von Dahlberg, von hoher Abkunft, unterrichtet, von anmuthigem und einnehmendem Wesen, und den Unterhandlungen des Herrn von Talleyrand von Nutzen, hatte in Frankreich kein andres persönliches Uebergewicht, als das seines Namens. Er konnte allen Parteien zusagen. Den Verbündeten war er besonders recht, weil er bei ihnen seine Ansprüche durch die Dienste abzukaufen hatte, die er ihnen in Frankreich leisten würde.

Auf den Herzog von Dahlberg folgte der Herr von Jaucourt. Derselbe, ein in der Revolution verjüngter Name der alten Aristocratie, gehörte seit 1790 der gemäßigten revolutionairen Schule des Herrn von Talleyrand und von Lafayette an. Aber aus Ueberlegung und von Herzen eben so unerschrocken für die Ordnung, als entschlossen für Reformen hatte der Herr von Jaucourt in den Jahren 1791 und 1792 in den Lagern, an den Pariser Tagen und in den Versammlungen den Muth eines Helden mit der Seele eines Weisen bewiesen. Er hatte mit Mund und Hand gegen die populairsten Repräsentanten und die Demagogie allmächtiger Clubs angerungen. Seiner Kühnheit wegen nach dem 10. August verhaftet, war er den schon im Schilde geführten Septembermetzeleien durch Danton entzogen worden. Die Frau von Stael, die seinen Muth liebte, seine Meinungen theilte, Geschmack an der Anmuth seines Geistes fand, war ihm zur Flucht behülflich gewesen und hatte ihm ein Asyl in der Schweiz bereitet. Nach einem langen Exil nach Frankreich zurückgekehrt, hatte er seinen Freund, den Herr von Talleyrand, als Minister des Consuls Bonaparte vorgefunden. Der Groll gegen die Schreckenszeit

hatten ihn für die neue Monarchie, als eine Zufluchtsstätte vor den Jacobinern, gewonnen. Er hatte in ihr Sicherheit, Würde, Glücksgüter gefunden. Die Senatoren von Florenz hatten ihm seinen Eifer für sie belohnt. Aber die Unzufriedenheit der ungesättigten Ehrsucht des Herrn von Talleyrand hatte auch ihn dem Kaiserreiche abwendig gemacht. Das Uebermaaß der Tyrannei, oder das Uebermaaß der Unfälle Napoleons hatten ihn zu einem der Ersten im Senate gemacht, die seiner überdrüssig waren. Er war mit dem Siege zu den Göttern seiner Jugend, zur Legitimität und constitutionellen Freiheit zurückgekehrt. Ein solcher Mann, durch funfzehn Jahre vertraulicher Verhältnisse an den Herrn von Talleyrand gekettet, und in seiner Vergangenheit eine Entschuldigung seines hitzigen Abfalls findend, paßte der geschickten Hand seines Freundes ganz bewundernswürdig. Er war geeignet, zugleich den Adel und die gemäßigte Partei der Revolution mit sich fortzureißen. Die Freundschaft verband ihn mit dem Herrn von Talleyrand, die Geburt mit der Aristocratie, die Erinnerung mit der Constitution, die empfangenen Gunstbezeugungen mit dem Kaiserreiche: Alles entsprach bei ihm Allem.

Auf den Herrn von Jaucourt folgte der General Beurnonville, auch ein Mann der Mischung, wie jener: von edler Geburt, biegsamer Meinung, aber rechtschaffen, und von einer in den republikanischen Armeen berühmt gewordenen Tapferkeit. Dumouriez, dessen Adjudant er gewesen war, hatte ihm den Beinamen französischer Ajax gegeben. Im Jahr 1793 Kriegsminister, hatte Beurnonville unerschrocken den herrschenden Jacobinern die Spitze geboten. In dem Augenblick des Verraths von Dumouriez nach Belgien geschickt, um seinen frühern General umzustimmen und ihn am Rande des Abfalls zurück zu halten, war er durch denselben in Verhaft genommen und den Oesterreichern überliefert worden. Vier Jahre in den Kerkern von Ollmütz eingesperrt, wurde er nach dem Sturz von Robespierre gegen die in dem Tempel gefangen gehaltene Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt. Napoleon hatte diese Trümmer unserer revolutionairen Kriege zusammengelesen und ihn mit in den Senat ernannt. Doch sah Beurnonville sich vernachlässigt, und durch die Gefährten des Kaisers von Aegypten oder Italien ausgestochen. Seine Erinnerungen sagten ihm, daß er aus sich selber größer sey, als diese Günstlinge der neueren Feldzüge. Sein Herz mahnte ihn auch an die Könige seiner Jugend, für die er am 10. August gekämpft hatte. Durch den Untergang Napoleons konnten sein Name, seine Dienste wieder auf die Bühne kommen. Er konnte nicht einer Regierung ergeben seyn, die er als ungerecht und undankbar erkannte. Der Herr von Talleyrand stellte ihn der alten Armee als ein Unterpfand, als einen verkannten Helden der republikanischen Kriege dar, welchen die constitutionelle Monarchie ohne Besorgniß honoriren könnte. Der Name Beurnonville hatte drei Seiten, welche zugleich die drei Meinungen beruhigte, sein Herz aber gehörte der Restauration zu.

Endlich erhielt die provisorische Regierung ihre Bedeutung durch den letzten Namen, womit Herr von Talleyrand sie vollzählig gemacht hatte, den nämlich des Abbe von Montesquieu.

Der Abbe von Montesquieu gehörte einer der Familien an, die den Stamm der aristocratischen und monarchischen Geschichte bilden. Dieser Name war in der Geschichte noch älter, als der der beiden letzten Racen unserer Könige. Selbst den democratischen Völkern sind diese Namen, mit welchen sich die Gewohnheiten und die Titel ihrer Annalen verknüpfen, theuer. Diese Namen scheinen ihnen selbst die Volksrevolutionen zu adeln. Die Geburt hatte den Abbe von Montesquieu schon früh zu den höchsten Functionen der Geistlichkeit berufen. Ein geschickter Unterhändler, einschmeichelnd und kalt in Betreff der Interessen seines Ordens, den er zu retten suchte, und den Forderungen der Revolution, die er zu mäßigen suchte, ohne sie zu verletzen, hatte er sich in der constituirenden Versammlung einen zwiefachen Einfluß erworben. Ein oft anerkannter und stets geachteter Schiedsmann zwischen der Philosophie, welche der Kirche weh zu thun bemüht war, und der Kirche, welche die Trümmer ihres zeitlichen Etablissements zu verfechten suchte, unterhielt er seit der vollbrachten Revolution, nicht eben geheim, Verbindungen mit Ludwig XVIII., dessen Hauptcorrespondent zu Paris er war. Napoleon wußte es und ließ es geschehen. Ihm war eine beinah offenkundige Correspondenz zwischen Ludwig XVIII. und Paris lieber, als im Finstern getriebene und verzweifelte Versuche. Der Herr von Montesquieu war so zu sagen das Haupt einer friedfertigen Verschwörung, die von dem, gegen welchen sie gerichtet war, geduldet ward. Ein Mann, mit dem sich verkehren ließ, sanft, und in Allem Maaß haltend, war der Abbe von Montesquieu ganz besonders geeignet, die Parteien, welche sich bei der Revolution und in der Kaiserzeit zu sehr compromittirt hatten, wegen der Rache einer Restauration zu beruhigen. Dieser Name war überdem den Royalisten ein Unterpfand, in das sie keinen Zweifel setzen konnten. Als die Freunde der Bourbons ihn mit auf der Liste der provisorischen Regierung verzeichnet sahen, da konnten sie nicht zweifeln, daß Ludwig XVIII. das letzte Wort dieser Regierung sein würde.

Conspiration de la noblesse belge contre l'Espagne en 1632. Étude historique, par Théodore Juste. Bruxelles, librairie polytechnique d'Aug. Decq, 9, rue de la Madeleine. 1851. V und 89 Seiten gr. 8.

In den Jahrbüchern der Geschichte der spanischen Niederlande finden sich nach dem Tode des Erzherzogs Albrecht (1621) einige Lücken, welche belgische und holländische Gelehrte sich, mehr oder weniger genügend, auszufüllen bemüht haben. Ihnen schließt sich Herr Theodor Juste, der treffliche Geschichtschreiber der Gründung der constitutionellen Monarchie in Belgien, an und macht uns mit einer Episode derselben, der Verschwörung des belgischen Adels gegen Spanien im Jahre 1632, bekannt. Es ist ihrer in den meisten Geschichtswerken entweder gar nicht, oder doch unbefriedigend gedacht; zum Theil mußten die Schriftsteller schweigen, weil Oesterreich gewichtige Gründe hatte, die letzten Einsprüche der Belgier gegen die spanische Herrschaft der Vergessenheit anheim zu geben. Gegenwärtig aber darf der Belgier, wie der Verfasser bemerkt, frei reden von einem Ereignisse, das weniger wichtig durch seinen endlichen Erfolg, als durch seine innere hohe Bedeutsamkeit ist. Statt die Lehren der Vergangenheit zu fürchten, muß das unabhängige Belgien sie zu vernehmen wünschen. „Je mehr wir", sagt Herr T. Juste, „die frühern

Geschlechter unruhig, erniedrigt und unglücklich sehen, desto fester werden wir uns an erhaltende Institutionen der Stärke, der Würde und des Gedeihens des Landes schließen. Durch ein eigenthümliches Vorrecht empfingen wir in einem Monate Alles, was unsere Väter vergeblich nach vierzig Jahren des Aufstandes und Krieges ersehnten: eine volksthümliche Dynastie, die Regierung des Landes durch das Land, die Unabhängigkeit." — Der Verfasser hatte schon vor mehreren Jahren im zwölften Bande der Revue nationale de Belgique, S. 5—25, den, wie erwähnt, bis dahin wenig beachteten Gegenstand bearbeitet; die anzuzeigende Schrift ist jedoch kein bloßer Wiederabdruck dieses ersten Entwurfes, sondern eine ganz neue, umfassendere Leistung, eine geschichtliche Monographie, die Frucht, mit Fleiß und Ausdauer fortgesetzter Nachforschungen in vielen gedruckten älteren und neueren Hülfsmitteln und handschriftlichen Quellen. Von den ersteren nennen wir nur: Histoire de Frédéric-Henri de Nassau von J. Commelyn (Amsterdam, 1656, zuerst holländisch 1651); die Memoiren dieses Prinzen von 1621 bis 1645 (Amsterdam, 1733); l'Histoire de l'archiduc Albert (von J. Bruslé, de Montpleinchamp, Cöln, 1693) und: Le soleil éclipsé ou discours sur la vie et mort du sérénissime archiduc Albert, par dom Bernard de Montgaillard, abbé d'Orval, prédicateur ordinaire de Son Altesse. (Brüssel, 1622), so wie die Manuscripte: Mémoires historiques et politiques sur les Pays-Bas (von einem unbekannten Verfasser, geschrieben 1646; in der Universitäts-Bibliothek zu Gent), eine im Archiv des Königreichs aufbewahrte, aus den Papieren des Präsidenten Peter Rooše gebildete Sammlung: Conspiration de 1632, und: Recueil de mémoires conservés en la chambre des comptes du Roy à Lille (gleichfalls im Archiv des Königreiches). — Daß alles von dem Verfasser Benutzte bei den betreffenden Stellen gewissenhaft angeführt ist, giebt seiner verdienstlichen Arbeit, die er im Vorworte bescheiden als Versuch bezeichnet, einen noch höheren Werth. (Ungewiß, ob eine, in der bedeutenden Sammlung Peter van Musschenbroek's mit Nr. 160 bezeichnete Handschrift in Folio [Bibliotheca Musschenbroekiana. 1826. Lugd. Batav., S. 139], dem Verfasser bekannt geworden und ob aus derselben neue Aufklärungen zu schöpfen, schreiben wir den Titel nebst der hinzugefügten Anmerkung ab: Histoire de tout ce qui c'est passé dans la Belgique sous le gouvernement de S. A. Isabelle depuis le 27. Oct. 1632, jusqu'au 10. Oct. 1633, pour obtenir la paix avec le Prince d'Orange. XVII S. 64 feuill. d. p. — De 8 laatste Nos. zyn allen weleer gecopieerd naar de originelen, op last van Boonem, Bruggeschen Burgemeester, om te dienen to eene volledige geschiedenis der Graven van Vlaanderen.)

„Auch ohne die wichtigen Fragen", lautet der Schluß des Vorwortes, „welche damals zwischen der Republik der Vereinigten Provinzen und den katholischen Niederlanden verhandelt wurden, zu betrachten, wird man begierig sein, die Ansichten und die wirkliche Macht der belgischen Aristokratie in einer Zeit kennen zu lernen, wo ein Herzog von Ossuna dem Katholischen König die Krone von Neapel zu nehmen versuchte und ein Herzog von Braganza ihm die Krone von Portugal wirklich nahm, während der französische, durch des Kardinals Richelieu unbeugsamen Willen gefesselte Adel einen Herzog von Montmorency auf dem Schaffot sterben ließ."

Wir theilen unsern Lesern jetzt den Inhalt der vier Abschnitte der Geschichte der Verschwörung von 1632 mit.

I. Abtretung der Niederlande an die Infantin Klara Eugenia Isabella und den Erzherzog Albrecht von Oesterreich (6. Mai 1598). Kinderlosigkeit ihrer Ehe. Tod des Erzherzogs (13. Juli 1621). Die Aussicht auf die Rückkehr der spanischen unbeschränkten Herrschaft beunruhigt und regt die Belgier, namentlich den Adel, auf. Die Parteien in Holland. Beweggründe einer Annäherung. — Philipp IV. Isabella, bisher Beherrscherin, jetzt General-Statthalterin der spanischen Niederlande. Erfolglose Versuche den zwölfjährigen Waffenstillstand vom 9. April 1609 zu verlängern. Lage der Republik der Vereinigten Provinzen. Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Moritz von Nassau. Spinola bemächtigt sich Breda's (2. Juni 1625). Der Statthalter versucht vergeblich Antwerpen zu überrumpeln. Tod des Prinzen Moritz von Nassau (23. April 1625). Die Vereinigten Provinzen schließen ein neues Bündniß mit Frankreich und England. Friedrich Heinrich von Nassau. Spinola wird nach Spanien zurückberufen. Das Haupt der spanischen Partei in Brüssel, der Cardinal de la Cueva, wird beschuldigt diesen Beweis der Ungnade veranlaßt zu haben. Dem Grafen Heinrich von Berg wird vorläufig der Oberbefehl über das Heer aufgetragen. Wegnahme der Flotte von Peru (Silberflotte) durch die Holländer (1628). Klagen der Belgier über die spanischen Minister, die Ausschließung der Eingeborenen von der Regierung und die nachtheilige Politik Spaniens. Einnahme der Festung Herzogenbusch (— der Jungfrau von Brabant —) durch die Holländer (14. September 1629).

II. Bestürzung und Schrecken in den katholischen Niederlanden. Desertion der Soldaten, die ihren Sold nicht erhalten, und Murren des durch Auflagen bedrückten Volkes. Vorstellungen des Erzbischofs von Mecheln und Philipp von Arenberg's, Herzogs von Aerschot, gegen die Verwaltung der Spanier. Freier Verkehr zwischen den Vereinigten Provinzen und den Niederlanden. Die Infantin wird (26. Juli 1629) bevollmächtigt wegen des Friedens oder eines neuen Waffenstillstandes zu unterhandeln. Ihre, den General-Staaten gemachten Vorschläge zu einem Waffenstillstande werden nicht angenommen. Vertrag von 1630 (Juli) zwischen Ludwig XIII. und den Vereinigten Provinzen. Annäherung zwischen Spanien und England. Aufreizung der Provinzial-Stände gegen die spanische Herrschaft. Energische Rede des Prinzen von Barbançon an die Stände von Hennegau. Projekt, namentlich der hohen Aristokratie, die katholischen Niederlande in eine mit den holländischen Provinzen vereinigte Bundes-Republik zu verwandeln. Spinola wird durch den Marques de Santa-Cruz, mit Uebergehung der einheimischen Generale, besonders des Grafen von Berg und Johann von Nassau, ersetzt. Ungünstiges erstes Auftreten des neuen Generalissimus. Zerstörung der Flotte Isabella's. Abfall des Grafen von Warfusée und des Grafen Heinrich von Berg. Zusammenkunft des Ersteren mit dem Prinzen von Oranien, in welcher der Verrath der beiden Grafen beschlossen wird (Ende des Winters 1631). Sie rathen zur Belagerung von Mastricht. Unterhandlung der vornehmsten Adelichen der wallonischen Provinzen mit Frankreich. Zusammenkunft des Gesandten Isabella's, Ca-

rondelet, Dechanten von Cambrai, mit Ludwig XIV. und Richelieu zu Amiens. Einverständniß des Grafen von Berg und des Herzogs von Aerschot mit der wallonischen Ligue. Die General-Staaten der Vereinigten Provinzen fordern die belgischen Provinzen auf, das spanische Joch abzuschütteln (22. Mai 1632). Eroberung des spanischen Geldern. Der Graf von Berg zieht sich nach Lüttich zurück und rechtfertigt seine Entfernung in einem Briefe an die Infantin (vom 18. Juni 1632). Er ladet die Provinzial-Stände ein, eine, die Rechte der Infantin achtende National-Regierung zu begründen. In einem andern Manifeste (vom 18. Juni 1632) giebt er seinen Entschluß zu erkennen, ein Heer zu sammeln, um das Land gegen die spanische Tyrannei zu vertheidigen. Mit dem Grafen von Berg verabredeter Brief des Prinzen von Oranien. Die Stände von Lüttich erklären, daß sie bei ihrer Neutralität verharren werden. Der Graf von Berg wird als Hochverräther vor den Großen Rath von Mecheln geladen. Annäherung des Kardinals von Richelieu an die wallonische Ligue. Berufung der Ritter des goldenen Vließes nach Brüssel. Die nach Bouchain geführten Franzosen sehen sich bald gezwungen diesen Platz zu verlassen. Einnahme Mastricht's durch die Holländer (22. August 1632). Die Infantin beruft die allgemeine Staatenversammlung (23. August — seit 1600 zum erstenmale —).

III. Eröffnung der allgemeinen Staatenversammlung der spanischen Niederlande in Brüssel (9. September 1632). Den Deputirten wird die Verpflichtung der Geheimhaltung der Verhandlungen auferlegt. Die vornehmsten spanischen Staatsbeamten ziehen sich zurück. Der Marques von Aytona tritt an die Stelle des Marques von Santa-Cruz. Die General-Staaten der Vereinigten Provinzen veröffentlichen ein neues Manifest, um einen Aufstand in Belgien zu erregen. Directe Verhandlungen zwischen der brüsseler und haager National-Versammlung. Eine belgische Deputation, deren Präsident der Erzbischof von Mecheln, wird nach Mastricht gesandt, um wegen des Friedens oder eines langen Waffenstillstands mit den Vereinigten Provinzen zu unterhandeln. Die General-Staaten derselben verlangen, daß die Unterhandlungen im Haag fortgesetzt werden. Erste Vorschläge der holländischen Bevollmächtigten. Der Kardinal von Richelieu reizt die Unzufriedenen der wallonischen Provinzen von Neuem auf. Glänzende Aufnahme der belgischen Deputirten im Haag (4. December). Neue Vorschläge der Holländer, welche bezwecken Spanien die Herrschaft über die Niederlande zu nehmen. Zögern der belgischen Deputirten. Machiavellismus des madrider Kabinets. Erklärung der brüsseler Versammlung (26. Januar 1633). Peter Paul Rubens wird von der Infantin nach Holland geschickt. Schlußvorschläge der Vereinigten Provinzen (1. April). Gegenvorschläge der belgischen Deputirten. Wiederaufnahme der Feindseligkeiten. Der Prinz von Oranien bemächtigt sich Rheinberg's. Weshalb die Unterhandlung mit den Vereinigten Provinzen unbeendigt blieb. Der Kardinal von Richelieu schickt einen außerordentlichen Gesandten nach dem Haag, um die Unterhandlung zu verhindern. Die Kommissarien der General-Staaten schlagen dem Kardinal vor, Flandern, welches seinem König überlassen werden solle, gemeinschaftlich zu erobern. Andere vom Grafen von Egmont übergebene Vorschläge. Einwendungen des Kardinals. Der Herzog von Aerschot wird nach Spanien gesandt, um die von den Holländern verlangte Vollmacht oder Substitutions-Acte der Infantin, von Philipp IV. zu erhalten. Tod der Infantin Isabella (30. November 1633). Dem Marques von Aytona wird die interimistische Regierung übertragen.

IV. Die Konferenzen im Haag werden abgebrochen. Das madrider Kabinet läßt die Anstifter und Theilnehmer der Verschwörung von 1632 verfolgen. Gegen die Grafen von Warfusée und von Berg vom Großen Rath in Mecheln ausgesprochene Urtheile. Verhaftung des Herzogs von Aerschot in Madrid. Verhaftsbefehle gegen die vornehmsten Edelleute der Niederlande werden erlassen. Flucht des Prinzen von Espinoy und des Herzogs von Bournonville. Der Prinz von Barbançon und der Dechant von Carondelet werden in das Schloß zu Antwerpen gebracht. Georg Carondelet, des Dechanten Bruder, wird zu Bouchain getödtet. Bewegungen in den Niederlanden. Der Marques von Aytona erläßt eine Amnestie-Bekanntmachung, um den Adel zu beruhigen. Vertrag vom 16. April 1634 zwischen Frankreich und den Vereinigten Provinzen. Philipp IV. befiehlt die Auflösung der allgemeinen Staatenversammlung der Niederlande. Gegen die Häupter des belgischen Adels angestellter Prozeß. Geständnisse des Herzogs von Aerschot. Verhöre des Prinzen von Barbançon. Von dem Großen Rathe zu Mecheln ausgesprochene Todesurtheile über den Prinzen von Espinoy, den Herzog von Bournonville und den Grafen Ludwig von Egmont.

Wenn wir die obige Skizze nicht ganz ungeeignet halten als Leitfaden zu dienen, um, nach Vergleichung mit anderen Schilderungen dieser, von Herrn T. Juste in ein helleres Licht gestellten Periode der Geschichte der katholischen Niederlande, das Eigenthümliche seiner Leistung, zu erkennen, so bedauern wir zugleich, daß die in der Geschichterzählung selbst nur in der Regel authentische Thatsachen uns vorführende Darstellung nicht gestattet, sie in einem getreuen, lebensfrischen Auszuge wiederzugeben; dieser Auszug würde zu einer Uebersetzung, wenn auch nicht der ganzen Monographie, doch eines bedeutenden Theiles derselben werden. Zwei Bruchstücke jedoch, in freier Nachbildung, mögen die Würdigung der Darstellungsweise des Verfassers vermitteln: Die kurze Charakteristik der Erzherzogin Isabella und der Bericht über den ersten entscheidenden Schritt der Unzufriedenen, die Zusammenkunft des Grafen von Warfusée mit dem Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau.

„Während der Krankheit des Erzherzogs Albrecht äußerte Isabella den Wunsch sich in ein Kloster zu begeben; aber ihr sterbender Gatte bewog sie auf denselben zu verzichten. Er hatte eine geheime Besprechung mit ihr; mit seinen letzten Worten bat er sie, die Regentschaft des Landes zu übernehmen. Isabella, so wird berichtet, opferte ihre Neigung den getreuen Provinzen, um sie gegen die Ketzerei zu schützen; und da sie nicht wirklich Nonne werden konnte, entschloß sie sich wenigstens das Nonnenkleid zu tragen und übte heimlich alle klösterlichen Obliegenheiten. Der Pallast zu Brüssel glich einem Kloster. Mit dem grauen Gewande der heiligen Klara bekleidet, widmete die Infantin täglich sechs Stunden der Andacht und sechs den Staatsgeschäften; ihre Erholung bestand darin mit ihren Ehrendamen an Tapetenwerk für die Kirchen und an Hemden für die Armen zu arbeiten; ihren Pallast verließ sie nur um Processionen zu folgen, oder das Via-

ticum, welches zu Kranken getragen wurde, zu begleiten. Erzogen in dem Kabinette Philipp's II. hatte Isabella von ihrem Vater einen ungemeinen Arbeitsamkeitstrieb und eine außerordentliche Zurückhaltung geerbt; sie sprach wenig und schrieb viel. Jeden Abend las sie, ehe sie sich schlafen legte, alle ihr übergebenen Bittschriften und fügte denselben ihre Bemerkungen bei. Ihr Schlaf beschränkte sich stets auf sechs Stunden; ja sie hatte Befehl gegeben, sie zu wecken, so oft ein Courier eintraf, der schleunige Beförderung erforderte. Wenn sie nicht krank war, gab sie täglich Audienz und empfing Arme und Reiche mit einer Leutseligkeit, die ihr Aller Herzen gewann. Ihren Ministern empfahl sie fortwährend, Denjenigen, welche mit ihnen über Angelegenheiten zu verhandeln hatten, mit Sanftmuth entgegenzukommen, und ihr gewöhnlicher Ausdruck war: con blanduras. Aber, obgleich mit großer Geisteskraft begabt, wegen ihrer Weisheit, ja selbst ihres Muthes berühmt, war Isabella dennoch Weib. Des Erzherzogs Albrecht männliche und ernste Standhaftigkeit, eine seiner trefflichsten Eigenschaften, konnte sie sich nicht aneignen. Bald lösten sich die Bande der Ordnung und Gerechtigkeit, die Frauen gewannen Einfluß und bemächtigten sich der Gunst der Infantin in so hohem Grade, daß sie über alle zu besetzenden Stellen verfügten." (Nach den Materialien, welche die beiden oben angeführten biographischen Schriften über den Erzherzog Albrecht und die handschriftlichen Mémoires historiques et politiques sur les Pays-Bas dem Verfasser lieferten.) — — — — — — — Diese tugendhafte Fürstin, die es verstanden hatte die Liebe der Belgier und die Hochachtung der Fremden zu erwerben, starb in der Nacht des 30. Novembers 1633 (im siebenundsechzigsten Jahre).*) In den letzten Lebensaugenblicken bewies sie eine muthige und fromme Ergebung; sie sah den Tod, welcher der drückenden Arbeit, die sie niederbeugte, ein Ziel setzte, mit Freuden nahen. Als sie die Thränen eines ihrer Diener bemerkte, sagte sie lächelnd: „Seht diesen Menschen, er will nicht, daß ich sterbe!" Schon hatte sie die letzte Oelung empfangen, als sie sich erinnerte, daß ihre Schatulle noch unerledigte Bittschriften enthielt; sie ließ sich Kopf und Hand unterstützen und gebrauchte den letzten Rest ihrer Lebenskraft, die Papiere zu unterzeichnen. — Der Schatz war so leer, daß man der Enkelin Karl's V. die von ihr gewünschte Leichenfeier verweigern mußte! (Der Verfasser schließt hieran noch eine beredte Apologie der Erzherzogin, deren Stellung zwischen dem ihrer Regierung anvertrauten Lande, dessen verschiedenartigen, sich widerstrebenden Elementen, und ihrem Geburtslande, eine so schwierige war, daß es selbst einem geistesstarken und einsichtsvollen Fürsten nicht leicht geworden wäre, sich in derselben, beide zufriedenstellend, zu behaupten. Nur ein fester, unerschütterlicher Glaubensmuth vermochte sie gegen Verzweiflung zu schützen.)

Jetzt das zweite Bruchstück: „Gegen Ende des Winters 1631 empfing der Prinz Friedrich Heinrich von Nassau, welcher sich im Haag befand, Briefe von René von Renesse, Grafen von Warfusée, Chef des Finanz-Rathes der Niederlande. Der Graf hatte das große, ihm durch Erbschaft zugefallene Vermögen verpraßt und suchte jetzt Mittel seine Schulden zu tilgen. Er zeigte dem Statthalter an, daß er ihm wichtige Angelegenheiten betreffende Mittheilungen zu machen wünsche, und bat, ihn zu einem geheimen Besuche zu ermächtigen. Nachdem Warfusée dazu die Genehmigung erhalten, kam er nach dem Haag, wo ihm mit großer Heimlichkeit in einem Landhause des Prinzen eine Wohnung angewiesen wurde. Er eröffnete dem Prinzen: „daß er, vom Könige von Spanien, der ihm bedeutende Geldsummen schuldig, unwürdig behandelt, entschlossen sei, den Dienst desselben zu verlassen, in den Dienst des Königs von Frankreich zu treten und deshalb mit dem im Haag residirenden französischen Gesandten zu unterhandeln wünsche; daß er, wenn die Herren Staaten ihm eine solche Belohnung, wie er sie zu verdienen glaube, zukommen lassen wollten, befähigt, einen großen Theil der Niederlande zum Aufstande zu bringen, auch der Graf von Berg mit ihm einerlei Willens sei." Seine Forderung betrug für Jeden hunderttausend Thaler, nebst Zusage ansehnlicher Aemter und Belohnungen sowol an Gütern als Geld, wenn er sein Versprechen erfülle." (Benutzt sind die Mémoires und die Histoire de Frédéric-Henri de Nassau. Mehrere Schriftsteller, z. B. Basnage in seinen Annales des Provinces-Unies, erwähnen einer geheimen Zusammenkunft des Grafen von Berg mit dem Prinzen von Oranien; der Graf hat sie aber in der Rechtfertigungsschrift, die er einem spanischen Pamphlete entgegenstellte, entschieden abgeläugnet.)*) „Obgleich der Statthalter und die Commissarien der Staaten, die sich mit dem Grafen von Warfusée in Berührung gesetzt hatten, ihn als einen leichtsinnigen, wenig zuverlässigen Menschen erkannten, berücksichtigten sie doch seine amtliche Stellung und das Ansehen, in welchem er bei der Infantin und Spinola gestanden, vorzüglich aber seine Versicherung, daß der Graf von Berg zur Theilnahme bereit sei. Die Staaten beschlossen ihnen die geforderte Geldsumme zu geben; hinsichtlich der Aemter und Belohnungen ward versprochen, ihr Verlangen gleichfalls zu erfüllen, wenn sie ihren Entschluß verwirklichten. Warfusée begab sich darauf nach Venloo, wohin ihm das zugesicherte Geld durch den Pensionarius von Holland, Pauw, geschickt wurde. Nachdem dieser die im Haag eingegangenen Verpflichtungen bestätigt hatte, befragte er den Grafen und seinen Genossen über diejenige Unternehmung, welche mit der größten

---

*) „Wiert seer beklaegt, als geweest zijnde, een seer goedertieren Princesse, ende die de Nederlanders groote liefde toedroeg", sagt Lieuwe van Aitzema, ein Zeitgenosse, in seinem auch von Herrn Juste als brauchbares Hülfsmittel zur Kenntniß der Verschwörung von 1632 angeführten Werke: Historie of verhael van saken van staet en oorlogh, in, ende ontrent de Vereenigde Nederlanden. 3. deel (1630—1635). In's Graven-Hage 1658. 4., 3. Abthl. S. 143. Wir citiren die erste Ausgabe, weil sie Manches enthalten soll, was in der späteren Folio-Ausgabe fehlt. Unsere Kommerz-Bibliothek besitzt beide.

*) Aitzema a. a. O. 2. Abthl. S. 1 berichtet, daß viel von vornehmen Personen gesprochen, die damals heimlich im Haag gewesen und, wie es weiter heißt, „die men heeft daer nae bevonden gheweest te sijn Graef Hendrik van den Bergh doch meest den Graef van Warfusé, van de Huyse van Renes, sijnde Chef des Finances tot Brussel, ende deur groote Staet ende huyshoudinghe alch self ende sijn eyghen Finantien in disordre gebracht hebbende, hoewel hy oock klaechde veel aen den Koninck veschoote ende geen betalingh ghekregen te hebben, meenende sijn fortuyn te herstellen: maer hy vont sijn reeckeningh hier alsoo weynigh als tot Brussel. So ganz leer ging er doch nicht aus, wie Herrn Juste's Erzählung lehrt!

Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolgs ausgeführt werden könne. Sie riethen zur Belagerung von Mastricht. Man erkundigte sich dann weiter, ob sie dort mit Jemandem im Einverständnisse wären? sie verneinten es, und auf die an den Grafen von Berg gerichtete Frage, ob er durch Entfernung der Besatzung nicht die Einnahme von Venloo und Ruremonde erleichtern könne, antwortete er, daß er sich bei dieser Sache weder betheiligen könne noch wolle, sich aber in Nichts mischen werde." (Nach den Mémoires de Frédéric-Henri.)

Es werden natürlich nur diejenigen Ereignisse, welche die Verbindung und Plane der Adelichen zunächst veranlaßten und förderten oder ihnen hemmend entgegentraten, ausführlicher erzählt; Anderes, was zum besseren Verständniß zu wissen nothwendig, ist kürzer angedeutet.

In den Anmerkungen sind nicht nur die hauptsächlichsten Belegstellen aus den benutzten Quellen und Hülfsmitteln abgedruckt, sondern auch einige zur Geschichte der Verschwörung in Beziehung stehende Zweifel und Fragen näher erörtert; so z. B. in der Anmerkung, S. 63: „Ueber die Stellung des belgischen Adels zu den diplomatischen Agenten der fremden Mächte findet man interessante Einzelnheiten in den Papieren des Präsidenten Roose. Eine Denunciation klagte die Prinzen von Barbançon und von Espinoy, sowie den Herzog von Bournonville an, in Brüssel mit den fremden Ministern, in der Absicht die Niederlande dem, Spaniens Könige schuldigen Gehorsame zu entziehen, unterhandelt zu haben. Man erzählte, daß fünf verkleidete Personen, unter ihnen der Prinz von Barbançon, bei dem englischen Residenten zusammenkamen; wollten sie sich in seiner Wohnung treffen, um dort geheime Berathungen mit ihren Mitverschworenen zu halten, so machten sie ein Kreuz an dem ersten der Fenster, um anzudeuten, daß sie während der Nacht mit ihm zu reden wünschten. Verlangten sie den Residenten Frankreichs zu sprechen, so ließen sie ihm an verschiedenen Plätzen, über welche er ging, ein Zeichen geben und auf diese Weise wurde er von der Zeit und dem Orte der Konferenz unterrichtet. Am Tage betrieben sie die Verschwörung im Hause einer gewissen Dame. (Conspiration de 1622, im Königl. Archive.) — Die erwähnte Denunciation würde beweisen, daß der englischen Diplomatie die von dem belgischen Adel angesponnenen Komplotte nicht unbekannt geblieben; war jedoch auch wirklich eine englische Partei vorhanden, so ist es gegenwärtig unmöglich, ihr Dasein mit Bestimmtheit zu behaupten; über die Grenze der Einmischung und den eigentlichen Zweck der Regierung Karl's I. kann man auch nur Vermuthungen äußern. Herr Vreede, sich auf Clarendon's und Hallam's Zeugniß stützend, beschuldigt Karl I., eine Unterhandlung mit der unzufriedenen Partei der belgischen Provinzen angeknüpft zu haben, in der sonderbaren Erwartung, bei ihrer Trennung von Spanien die Oberherrschaft über dieselben zu erhalten. (Bulletin de la commission royale d'histoire, tome III.) Herr Gachet entgegnet darauf sehr treffend (Lettres inédites de P. P. Rubens, S. 53), daß England außerordentlich kühn gewesen sein müsse, wenn es versucht hätte für sich allein zu erlangen, was selbst Richelieu nur zur Hälfte zu fordern wagte, und es wenig glaubhaft scheine, daß Karl I., ungeachtet aller seiner Unbesonnenheiten, nicht die Folgen eines so übertriebenen Ehrgeizes vorausgesehen hätte. Wir halten es für wahrscheinlicher, daß England gleich Frankreich dahin strebte, die ununterbrochene Fortdauer des Krieges, der Spanien täglich mehr schwächte, zu befördern."

Daß die Verschwörung, oder vielmehr das Komplott der belgischen Aristokraten, dem Lande die versprochene Befreiung von der spanischen Herrschaft zu bringen nicht vermochte, davon überzeugten sich wol Manche von ihnen selbst; man ersieht nämlich aus Herrn Juste's Darstellung, wie sehr die allgemeine Theilnahme, die Volkssympathie fehlte, wie sich im Entstehen und im Verlaufe der Verschwörung Sonderinteressen, persönliche Beweggründe geltend machten; freilich, groß war der Druck, unter welchem die katholischen Niederlande in der geschilderten Periode litten, Unzufriedenheit herrschte allgemein, und die Klagen wurden nicht zurückgehalten, aber ein energisches, einiges Streben sich der Fesseln der Fremdherrschaft zu entledigen, vermißt man. Der stete Hinblick, die Hoffnung auf französischen Beistand, die der staatskluge Kardinal schlau zu nähren wußte, schadete dem selbstständigen Handeln der wallonischen Ligue.

Werfen wir noch einen Blick auf die Häupter dieser Ligue! Es werden als solche genannt: Wilhelm von Melun, Prinz von Espinoy; Alexander, Herzog von Bournonville, Graf von Hennin; Albrecht von Ligne, Prinz von Barbançon und von Aremberg; Ludwig, Graf von Egmont, Prinz von Gavre. Einer ihrer thätigsten Werkzeuge war Georg Carondelet, Baron von Noyelles Saint-Christophe und Gouverneur von Bouchain. Zwischen dem Prinzen von Barbançon und dem Grafen von Berg diente des Letzteren Sohn, Hermann, welcher sich in des Prinzen Umgebung befand, zum Vermittler. Daß der Herzog von Aerschot, Schwager des Prinzen von Espinoy und des Herzogs von Bournonville die Plane der wallonischen Ligue und des Grafen von Berg kannte, ist nicht zu bezweifeln; eben so wenig, daß der Erzbischof von Mecheln, wenn auch nur um den Jesuiten und den spanischen und italienischen Mönchen (— die Erzherzogin wollte ihm einen spanischen Geistlichen als Koadjutor zugesellen, der Pabst hatte aber seine Zustimmung zu diesem höchst unpolitischen Schritt verweigert —) desto entschiedener entgegentreten zu können, nicht theilnahmlos blieb.

Der Graf von Berg war offenbar die Seele der Verschworenen. Es würde ungerecht sein, ihn dem Grafen von Warfusée gleich zu stellen, den man, wie aus dem zweiten Bruchstück zu ersehen, in den Vereinigten Provinzen sehr richtig beurtheilte, ja der sich einige Jahre hernach, um eine Versöhnung mit der spanischen Regierung herbeizuführen, zum Mörder des Bürgermeisters von Lüttich, Laruelle, dingen ließ, diesen abscheulichen Mord aber sofort büßen mußte, indem das Volk ihn selbst tödtete und in Stücken zerriß (1637, den 1. April);*) dennoch erscheint uns der Graf von Berg, obgleich eine bei Weitem ehrenwerthere Persönlichkeit, nicht frei genug von beleidigter Eigenliebe und — Rachedurst, um sich an die Spitze von Männern, die ihr Vaterland, von reiner Liebe für dasselbe beseelt, einem unnatürlichen Verhältnisse entreißen wollten, stellen zu dürfen. Der Graf Heinrich von Berg (van den Berge, de Bergues) war durch seine Mutter, eine

*) Aitzema a. a. O., im 4. Theile (1659) I. Abtheil., S. 668—680 erzählt diese zwiefache abscheuliche Mordgeschichte mit großer Ausführlichkeit.

Schwester Wilhelm's des Schweigsamen, mit dem Hause Nassau verwandt; er hatte seine Dienste aber Spanien angeboten und sie ihm vierzig Jahre hindurch treu geleistet. Zwar hatte der König auch Nichts gespart, um den, vielleicht besten Officier Spinola's, einen General, den Heinrich IV., der Kurfürst von Brandenburg und der Prinz von Oranien für ihren Kriegsdienst zu gewinnen sich bemühten, eng an sich zu schließen. Er wurde nach und nach zum Hauptmann der Kavalerie, Oberst, General der Artillerie, Ritter des goldenen Vließes, Staatsrath, Gouverneur und General-Kapitain des spanischen Geldern befördert. Von diesen einträglichen Stellen abgesehen, erhielt er durch die königliche Freigebigkeit große Besitzthümer, z. B. die Grafschaft Montfort, welche 20,000 Livr. jährliche Renten eintrug, nebst vielen andern Ländereien und Dörfern. Nicht blos der Umstand, daß ihm der Marques de Santa-Cruz bei Besetzung der Oberbefehlshaber-Stelle vorgezogen wurde, auch eine früher von dem Marques von Leganez erlittene persönliche Beleidigung (— der Marques hatte den Grafen in einem Wortstreite mit dem Hut in's Gesicht geschlagen und nachher den Zweikampf verweigert —) hatte sein Gemüth mit Haß gegen die Spanier erfüllt. Wie wir aus der, in der Anmerkung S. 23 angeführten Histoire d'Albert et Isabelle, par Ch. D., erfahren, war er der spanischen Partei an Isabella's Hofe schon lange verdächtig gewesen; man beschuldigte ihn, die Ketzerei seiner Schwester begünstigt zu haben und hatte ihn wegen geheimen Einverständnisses mit Personen seiner Familie, die hohe Staatsämter in den Vereinigten Provinzen bekleideten, in Verdacht; ja man war schon zweimal entschlossen gewesen, ihn als Verräther anzuklagen. — In seinem Rechtfertigungsschreiben an die Erzherzogin aus Lüttich, den 18. Juni 1632, (S. 32—34) wirft er unter Anderem der Regierung vor, daß sie sein Gouvernement ohne hinlängliche Mannschaft gelassen, nur um ihn zu verderben und seiner Ehre zu berauben. In der Geschichte steht er aber auch hier nicht unverdächtig da. (M. s. S. 30. 31.) Bei der Einnahme von Venloo wurde sein Eigenthum unter besondern Schutz gestellt. *) Ruremonde, dieser wichtige Platz ergab sich auch deshalb, weil Von Spee, ein Agent des Grafen, versicherte, daß vom Könige keine Hülfe zu erwarten sei. — Von Lüttich, wo der Graf sich nicht sicher glaubte, begab er sich nach Aachen. — Das später (den 13. März 1634) gegen ihn ausgesprochene Urtheil lautet: „Le Roy faisant droict et justice, déclare le comte Henry de Bergues estre accusé et convaincu de crime de lèze-majesté, au premier chief, à cause de contumace et trahison qu'il a commises, à l'encontre de Sa Majesté et de son Estat, estre privé et décheu de tous honneurs, estats, et dignités, semblablement de toutes donations et octrois, en titres de fiefs, des terres et seigneuries de Montfort, et droicts contenus au manifeste de Sa Majesté, donné le 5eme d'aoust, l'an 1623, comme annulées et retractées, à raison de l'ingratitude qu'il a commise contre le contenu et l'intention dudit manifeste; et condamne pour la reparation de ses délits à estre conduit sur un eschaffaut et y estre décollé; déclarant que tous et un chacun de ses biens sont confisqués au profict de Sa Majesté."

Ueber die ferneren Schicksale mehrerer der Hauptverschworenen hat der Verfasser auf den letzten Seiten seiner Schrift Näheres mitgetheilt. Der Prozeß hatte nur einen langsamen Fortgang; so erfolgte z. B. das Urtheil gegen den entflohenen Grafen von Egmont erst den 15. Juli 1639; glücklicher jedoch als sein in Brüssel 1568 enthaupteter Großvater, starb er ruhig in Saint-Cloud den 27. Juli 1654; sein Sohn, aus der Ehe mit Margarethe von Berlaymont, erneuerte den Glanz seines Hauses: er war Graf von Egmont und von Berlaymont, Prinz von Gavre, Ritter des goldenen Vließes, Grand von Spanien u. Vicekönig von Sardinien.

Weshalb das großartige Projekt einer Vereinigung der holländischen und belgischen Provinzen zu einem Föderativstaate, zu welchem sich zwar sehr bedeutende Männer, denen es aber an hinreichend kräftigen und geschickten Händen fehlte, um es in's Leben zu rufen, verbunden hatten, nur ein Projekt blieb, dies hat der Verfasser mit wenigen Worten klar dargelegt: „In Holland wurde demselben von dem protestantischen Fanatismus, von der Eifersucht der Kaufleute, von den Intriguen des Statthalters und seiner Partei entgegengearbeitet, in Belgien von dem spanischen Einfluß, von der Unentschlossenheit des Adels, und hauptsächlich, in beiden Ländern, von den Umtrieben der fremden Diplomatie."

Die Geschichte der belgischen Adels-Verschwörung wie sie Herr Juste in einem mit kunstfertiger Hand gezeichneten Gemälde uns darstellt, ist nicht ohne einige dunkle Partieen, die ihrer Aufklärung noch entgegensehen; von seinem eigenen Fleiße, von dem Forschungseifer anderer belgischen Gelehrten werden wir jedoch sie nicht lange zu erwarten haben. Daß der Verfasser aber mehr als einen Versuch geliefert hat, davon werden geschichtskundige Leser sich schon aus unserer Angabe des Inhalts seiner Monographie, den beiden Bruchstücken und den wenigen rhapsodischen Notizen unseres Berichtes überzeugt haben.

Die äußere Ausstattung (Druck von Em. Devroye u. Comp.) ist ausgezeichnet schön. F. L. Hoffmann.

Miscelle.

Mit der jetzt vollendeten Uebersetzung des „Tagebuch's einer Landreise in Australien von Dr. Ludwig Leichardt" (Halle, Schmidt) werden wir nächsten unsere Leser in einem ausführlicheren Bericht bekannt machen.

Auf drei andere interessante neuere Publicationen: „Die Erdumwälzungen von Georg Cuvier, deutsch bearbeitet von C. G. Giebel in Halle" (Leipzig, Abel), „Spinoza's Staatslehre, zum ersten Male dargestellt von J. E. Horn" (Dessau, Katz), und „Das Weib des Urias, Tragödie von Alfred Meißner" (Leipzig, Herbig), machen wir gleichfalls vorläufig aufmerksam. H.

*) Der 12. Artikel der am 3. Juni 1632 erfolgten Kapitulation von Venloo war dieser Zusicherung ausschließend gewidmet. Er lautet nach Aitzema a. a. O., 3. Theil, 2. Abthl. S. 9: „Dat de meubelen, wesende op het Hof in't Logement van Syn. Excel. Graef Henrick van den Bergh, aldaer sullen werden bewaert, ende ghesonden, waer het de selve sal gelieven." Freilich ist die ganze Kapitulation eine sehr günstige; den Artikel 12 hätte der sonst (wie z. B. sein Schreiben an die Infantin zeigt) diplomatisch gewandte General jedoch beseitigen sollen, gleichviel ob er von ihm, oder von dem Prinzen von Oranien, um den Grafen für sich zu gewinnen, wohl berechnet, der Uebereinkunft einverleibt werden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 70. Sonnabend, den 30. August. 1851.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

La Revelliere-Lepeaux.

La Revelliere-Lepeaux, den der Moniteur von 1789 Herr von Lepo nannte, war einer der oberflächlich wißbegierigen Geister, deren es im achtzehnten Jahrhundert so viele gab, die aus Laune alles studirten, ernstlich aber Nichts wußten. Er war am 25. August 1755 zu Montaigu in der Vendee geboren, und nachdem er eine classische Erziehung genossen und zu Anjou die Rechte studirt hatte, leistete er im Parlamente von Paris den Eid als Advocat. Er gehörte der Generation politischer und philosophischer Advocaten an, von welchen d'Epremesnil und Adrian Duport zu Paris und Mounier und Barnave in der Provinz die Häupter waren, und die, indem sie die Monarchie unter das Joch der Parlamente bringen wollten, ihre Maaßregeln so geschickt nahmen und ihre Kräfte so richtig beurtheilten, daß sie mit einem und demselben Streiche die Monarchie und die Parlamente zu Boden warfen.

Der neue Advocat hatte kaum seine Robe angelegt, als er ihrer wegen der bescheidenen, obscuren und geduldigen Arbeit, die sie erforderte, überdrüssig war, und, obwohl in einem hohen Grade mit dem Gebrechen des Aesop behaftet, den sonderbaren Einfall hatte, mit Lafayette gehn zu wollen, der im Begriff stand, nach den Vereinigten Staaten abzugehen und für deren Freiheit zu kämpfen. Es war dies jedoch, eben so wie der gewählte Advocatenstand, nur eine flüchtige Idee des Augenblicks dieses unstäten Geistes, und nachdem er seine militairischen Projecte ziemlich rasch wieder aufgegeben hatte, faßte er eine Leidenschaft für die Politik, die Philosophie, die Musik und das Italienische. Er studirte und lernte alles dieses wie das übrige, und kehrte alsdann nach Anjou zurück, wo seine Eltern ihn mit der Demoiselle de Chandciseau verheiratheten.

Die Philosophen jener Zeit hatten den höheren Classen dermaßen den Kopf verrückt, daß ihr ganzes Dichten und Trachten darauf hinauslief, sich eine romantische Erziehung zu geben. Die Herzöge und Pairs lernten das Tischler-, das Drechsler-, das Schlösser-Gewerk, die jüngeren Leute aber, die ehrsüchtigen Sinnes waren, legten sich auf die Chemie oder die Metaphysik. Es läßt sich denken, wie es um das Studium der nothwendigen Dinge stand, da man sich vorzugsweise mit dem Studium phantastischer Dinge beschäftigte.

Die junge Frau La Revelliere's hatte Botanik gelernt, und da meinte ihr Mann, daß er sich ebenfalls damit bekannt machen müsse. Er studirte sie nicht allein, sondern hielt darüber sogar eine Vorlesung in einem Garten zu Paris, auch reis'te er nach der Schweiz, um sich practisch in der Kenntniß der Alpenkräuter zu vervollkommnen. Da war es, wo er von der Versammlung des dritten Standes der Landvogtei von Anjou zum Deputirten in die allgemeine Ständeversammlung gewählt wurde.

La Revelliere-Lepeaux war damals Royalist und blieb es auch gleich Danton, Robespierre, Marat und so vielen anderen Ehrsüchtigen, welche die zunehmende Unordnung und der Wunsch, davon Nutzen zu ziehen, zu Republikanern machte, bis Ende des Jahres 1791.

Danton sagte im December 1791: „Die Nation hat das Königthum beibehalten, ohne es zu fürchten, und es geläutert, ohne es zu hassen," und setzte hinzu: „ich werde laut den Tod über den Ersten herbeirufen, der, um es anzugreifen, eine gotteslästerliche Hand darwider erhöbe, und wenn es mein Bruder, mein Freund, ja mein eigner Sohn wäre!"

Robespierre sagte im Juli 1791: „Was den Monarchen betrifft, so habe ich den Schrecken nicht getheilt, welchen der Königstitel fast allen freien Völkern eingeflößt hat, und wenn nur die Nation an dessen Stelle gesetzt würde, so fürchtete ich das Königthum und selbst die Erblichkeit der königlichen Functionen in einer und derselben Familie nicht."

Marat seinerseits sagte am 17. Februar 1791: „Eine Monarchie, aber in sehr engen Gränzen, ist die Regierung, die sich am besten für uns paßt.... Was die Person Ludwigs XVI. betrifft, so hat die Natur sie aus einem herrlichen Menschenteig geknetet. So wie er ist, ist er genau genommen gerade der König, wie wir ihn brauchen. Wir haben den Himmel zu danken, daß er ihn uns gegeben hat, und müssen zu ihm flehen, daß er ihn uns erhalten möge."

Nun, ganz so dachte auch La Revelliere, ehe er gleich diesen famosen Demagogen mit den Begebenheiten seine Meinung gewechselt hatte. „Ich weiß," sagte er am 18. Mai 1791 auf der Tribüne der Constituante, „daß man mit rein theoretischen Principien nur eine Regierung ohne Regierung macht; ich weiß, daß in einem Lande wie Frankreich, von so großem Umfange und mit einer so großen Bevölkerung die Bande der Regierung enger geschürzt seyn müssen, wie zu Glaris oder in Appenzell, sonst würde der Staat, in einer fortwährenden Auflösung, den Gräueln der Anarchie hingegeben seyn, um hinterdrein unter die despotische Herrschaft von einigen Intrigants zu gerathen; und ich, der ich gerade nicht für die Höfe eingenommen bin, ich stehe nicht an zu versichern, daß Frankreich an dem Tage, wo es keinen König mehr hätte, seine Freiheit und seine Ruhe verlieren und dem erschrecklichsten Despotismus ewiger Factionen überantwortet seyn würde."

La Revelliere war sicher aufrichtig, als er diese Sprache führte, weil damals noch niemand an den Sturz der Monarchie glaubte, deren Fundament die Utopisten unwissentlich untergruben. Als späterhin alle diese unbedachtsamen Reformatoren von der Unordnung und der Anarchie überrascht wurden, da folgten sie den Begebenheiten mit der Hoffnung, sie zu ihrem Besten umschlagen zu lassen, und nannten sich Republikaner, weil sie unter diesem Titel nach Gewalt oder Reichthümern trachten konnten, Dinge, die ihnen weit mehr am Herzen lagen, als ihre Meinungen ihrem Geiste.

Das Departement Maine und Loire schickte La Revelliere im September 1792 in den Convent. Er folgte in demselben so ziemlich der Spur der Girondisten. Bei dem Prozesse über den König stimmte er für den Tod, ohne Appellation und Aufschub. Man sah ihn nachher eine lange Zeit zwischen der Gironde und dem Berge schwanken. Zur Zeit der schrecklichen Emeute vom 2. Juni 1793, wo die Girondisten unter den Streichen von Hebert, Marat und Danton erlagen, befand La Revelliere sich mit unter den 73 Deputirten der Rechten, die sich über diese Gewaltthätigkeiten empört bewiesen. Er wurde deshalb denn auch, durch den Verhaftsbefehl vom 3. October, mit ihnen aus der Versammlung ausgeschlossen, trat aber nach dem ihnen Satisfaction gebenden Decrete vom 8. März 1795 mit ihnen feierlich wieder in sie ein.

Da wurde ihm, nach einer erzwungenen Wiedererwählung, eine Folge der Decrete vom Fructidor, die Directorialwürde zu Theil, was keine der geringsten Launen des Revolutionsglückes war.

La Revelliere war nichts weiter als ein Philosoph, und welcher Art seine Philosophie war, das werden wir weiterhin sehen. Nie hat wohl ein Tribun weniger Menschenkenntniß und Geschäftsgeist als er besessen. Seine chimairische Einbildung war immer, wie aus einer besondern Vorliebe, den lächerlichsten oder unsinnigsten Projecten zugewandt. Im Jahr 1790 wollte er, daß die Nationalgardisten in einer Uniform von Weiß, Blau und Roth gekleidet werden sollten, an der sichtbarsten Stelle der Montur mit der Aufschrift: Constitution, Freiheit, Gleichheit, und darunter: Gebt Acht! Im Jahr 1792 wollte er von dem Convente decretirt haben, daß man allen Völkern, allen Bürgern zu Hülfe kommen wollte, die der Freiheit wegen Plackereien erleiden müßten. Wenn La Revelliere sein Recht widerfahren wäre, da würde er in irgend einer untergeordneten Stellung und unbeachtet sein Leben beschlossen haben.

„Er war," sagt Carnot, „übelriechend und mißgestalten," und wenn man dem Zeugniß dieses Collegen von La Revelliere Glauben schenken will, so hätte die Natur ihn nur deshalb so gezeichnet, um einen jeden vor seinem falschen Character und seinem von Grund aus verderbten Herzen zu warnen. Als Carnot sich so äußerte, war er nahe daran gewesen, auf Barras, Rewbell's und La Revelliere's Betrieb exilirt, ja deportirt und selbst ermordet zu werden. Es läßt sich darnach wohl annehmen, daß sein Zeugniß nicht ganz unbefangen war.

La Revelliere hatte ganz die Intoleranz eines Philosophen des 18. Jahrhunderts; der bloße Gedanke an einen Priester brachte ihn in Wuth, und er machte eine förmliche Hetzjagd auf alle Geistlichen. Diejenigen, die er nach Guyana schickte, um in den sumpfigsten Districten Hungers zu sterben, oder in den pestilenzialischen Ausdünstungen umzukommen, hatten eine ärgere Tortur zu bestehen, als La Barre und Calas. Mit Ausnahme dessen, was die Religion betraf, was ihm seine Collegen überlassen hatten, zeigte La Revelliere sich im Allgemeinen mehr lächerlich und verrückt als bösartig. Rewbell führte diesen eitlen und phantastischen Geist, der sich ganz und gar in seinen beiden einzigen Freunden Andreas Thouin und Chemin-Dupontes, und in seinen beiden alleinigen Liebhabereien: die Menagerie des Pflanzengarten und die Theophilantropie, absorbirte.

Der Cultus der Theophilantropie war der dritte Versuch, den die Revolutionairs machten, ein Anderes an die Stelle des Christenthums zu setzen. Die beiden ersteren Versuche waren der von Chaumette, mit dem Cultus der Vernunft, und der von Robespierre, mit dem Cultus eines höchsten Wesens gewesen.

Die Philosophen des 18. Jahrhunderts hatten es darauf angelegt, für sich selber die Religion aufzuheben, für das Volk aber dieselbe fortbestehn zu lassen.

Sie suchten etwas darin, zu glauben, daß das, was sie die gute Gesellschaft nannten, in Hinsicht auf Dogmen und Moral nichts weiter, als die Unterweisung in der Philosophie bedürfte, und diese Philosophie erschien ihnen als überflüssig hinreichend, zur Sitte anzuhalten und ihr die rechte Leitung zu geben.

Sie verhehlten sich nicht, daß das Volk, durch unausgesetzte Thätigkeit im Ackerbau, im Handel und im Gewerbe in Anspruch genommen, nie zu den Ansichten würde gelangen

können, welche die Philosophen aus dem Meditiren und dem Studium schöpfen, und da ihnen unendlich daran gelegen war, daß es sanft und unterwürfig sei, so trachteten sie darnach, es unter der Vormundschaft der Religion und der Priester zu erhalten.

Um zu diesem Doppelresultate zu gelangen, waren ihnen zwei Dinge als ganz besonders wirksam erschienen: erstens, die katholische Geistlichkeit von ihrem geistigen Oberhaupte loszureißen und sie eben so wie alle die anderen Bürger der Autorität des politischen Gesetzes zu unterwerfen; zweitens, ihre patrimoniale und erbliche Dotirung durch eine Subsidie abseiten des Staats zu ersetzen. Diese beiden Mittel, dessen zweites man der Idee des Königs von Preußen, Friedrich II. verdankte,*) würden in der That den Einfluß der Geistlichkeit auf die Volksmassen erhalten, und ihn, in ihre Hände legend, den Chef des Staates, die Minister, die Beamten und deren Freunde desselben entbunden haben.

Das Schlußwort dieser Lehre, die schon geeignet war, um Friedrich II. zu gefallen, lief darauf hinaus, durch Emancipirung der aristocratischen Classen die Unterwürfigkeit der Volksclassen zu erweitern und zu consolidiren, und der politischen und civilistischen Autorität die religiöse Autorität als Bundesgenossin und zu ihrer Sanction beizugeben.

Das waren die Ideen, welche die Philosophen, als sie Herren von Frankreich geworden waren, durch Begründung dessen, was sie die civilistische Constitution der Geistlichkeit nannten, zu verwirklichen versuchten. Diese Leute, deren einzige Triebfeder Stolz und Ehrsucht waren, hatten aber die Glaubenstreue und den Muth der Geistlichkeit, welche dem Glauben und den Traditionen treu blieb, und die Armuth und die Verbannung, ja den Tod Reichthümern und Ehren vorzog, die sie mit Abtrünnigkeit hätten erkaufen müssen, nicht mit in Anschlag gebracht.

Da sahen die Philosophen, die sich gern als die Schutzherrn der Gedankenfreiheit brüsteten, sich gezwungen, in ihrer wirklichen Gestalt, als fanatische und grausame Verfolger aufzutreten.

Das Volk erhielt demnach von den Philosophen zugleich das Doppelbeispiel, die Religion zu verachten und zu verfolgen.

Unter dem Ministerium der Girondisten und mit dem Decrete vom 24. Mai 1792 begann die Verfolgung der getreuen Priester und ihres Glaubens. Sie wurden zur Deportation, die als Leibesstrafe und entehrend galt, verurtheilt. Alle Arten von Unordnung entsprangen außerdem mit der Verfolgung unter der Herrschaft der Gironde, wie kurz sie auch war. Die Benennungen Sansculotten und Rothmützen kamen zuerst im März 1792 auf; der Gebrauch der Guillotine wurde definitiv am 20. März angenommen und sie begann ihre Wirksamkeit zuerst am 25. April; die Freiheitsbäume wurden am 20. Juni inaugurirt, und die Benennung Bürger und Bürgerin, für Herr, Madame und Mademoiselle, wurde durch einen Beschluß der Gemeinde von Paris, vom 21. August befohlen. Es blieb den Demagogen nur noch das Duzen zu erfinden übrig, dessen Einführung die Pariser Volksgesellschaften am 31. October 1793 von dem Convent verlangten.

*) M. s. dessen Brief an Voltaire, vom 9. Juli 1777.

Die Pariser Volksgesellschaften, und insbesondre die Gemeinde, deren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten während der ganzen Revolution eben so verderblich als unwiderstehlich war, waren die Werkzeuge, deren sich die Philosophen gemeinen Schlages zur Vernichtung der Religion bedienten. Der Erste, welcher darauf offen ausging und es ausführte, war Chaumette, der in die Stelle von Manuel die Functionen eines Procureurs erhalten hatte.

Er ließ zuvörderst durch den Generalconseil der Gemeinde am 14. October 1793 einen Beschluß ertheilen, durch welchen eine äußere Ausübung des Gottesdienstes untersagt wurde. Die geistliche Tracht war schon durch ein Conventsdecret vom 13. August 1792 verpönt worden. Darnach organisirte Chaumette, mit Hülfe der Volksgesellschaften, ein allgemeines Schreckenssystem, um die Priester, welche schon den Eid auf die bürgerliche Verfassung geleistet hatten, zu einer völligen und öffentlichen Abschwörung zu bewegen. Diese furchtsamen, schon durch eine erste Apostasie demoralisirten, Gemüther schraken auch vor einer zweiten nicht zurück. Den ganzen Novembermonat hindurch bot das General-Conseil der Gemeinde das gräuliche Schauspiel von constitutionellen Priestern, protestantischen Predigern und jüdischen Rabinern dar, die unter den Augen der Strickerinnen auf den Tribünen ihren Stand abschwuren, ja sich so weit vergingen, zu erklären, daß die priesterlichen Functionen für sie nur eine Komödie gewesen wären, und sie sich ein schändliches Gewerbe daraus gemacht hätten.

Der unglückliche Gobel, constitutioneller Bischof von Paris, hatte das Beispiel zu diesen schändlichen Apostasieen gegeben. Er hatte sich, am 6. November, durch Chaumette, Momoro und Julien von Toulouse zur Convents-Tribüne schleppen lassen, und dort, angethan mit einer rothen Mütze, mit seinen Groß-Vicarien seine bischöflichen Functionen unter der Erklärung niedergelegt, daß es hinführo keinen anderen Cultus mehr geben müßte, als den der Freiheit und der Gleichheit.

Unausgesetzt auf der betretenen Bahn weiter schreitend, decretirte der Gemeinderath die unsinnigsten Maaßregeln, u. a. unterm 12. November Drei, die selbst aus dem Wahnsinn jener Zeit nicht zu erklären sind. Er ließ erstens die steinernen Heiligen-Statuen, welche dem Portal der Kathedrale zur Zierde dienten, zerschlagen; zweitens die Statue der Jungfrau, welche in einer Nische in der Bärenstraße stand, herausnehmen, um dafür die Büste Marats hinzustellen, und befahl drittens, daß die Thürme abgetragen werden sollten, weil sie, die andern Gebäude überragend, das Princip der Gleichheit verletzten.

Es läßt sich denken, daß Beispiele wie diese, von der constitutionellen Geistlichkeit und den Administratoren der Stadt Paris gegeben, auf den Geist einer irregeführten Bevölkerung die verderblichste Wirkung haben mußte. So erschienen am 20. November 1793 Volksgruppen aus den niedern Classen, als Bischöfe verkleidet, mit der Bischofsmütze auf dem Kopfe und dem Krummstabe in der Hand, vor dem Convente, und begannen, die Priestergewänder und die Kirchenfahnen, so wie das Reliquienkästchen der heiligen Genofeva dem Gespött des Pöbels Preis gebend, nach der Arie des Ça ira und der Car-

magnole zu tanzen.*) Der Scandal wurde so arg getrieben, daß es selbst Danton empörte und er dessen Unterdrückung verlangte. Nach diesen unwürdigen Maskeraden begaben sich Deputationen von funfzehn bis zwanzig Sectionen zu dem Convente, um ihm zu erklären, daß sie für die Folge mit dem christlichen Glauben nichts mehr zu thun haben wollten.

Die Section des „Bewaffneten Mannes,“ obwohl, wie man sich damals ausdrückte, auch einen höheren Standpunkt einnehmend, machte doch im Namen der Familien-Pietät schüchterne Vorstellungen gegen die scandasöse Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Verstorbenen ohne alle Ceremonie zu Grabe getragen wurden. Chaumette gab diesen Vorstellungen Gehör, und veranlaßte einen Gemeindebeschluß vom 21. November, durch welchen befohlen wurde, daß die Todten inskünftige in einem dreifarbigen Leichentuche beerdigt und ihnen eine Art von Absteckpfahl mit folgender Inschrift vorangetragen werden sollte: „Der Gerechte stirbt nie; er lebt in der Erinnerung seiner Mitbürger fort.“ Ein sonderbarer Trost für den armen Gewerksmann in den Städten, der stirbt, ohne einmal von den Mitbewohnern eines Hauses, in welchem er gelebt hat, gekannt zu seyn!

Als die Pariser bis so weit herabgestiegen waren, hielt Chaumette sie für hinlänglich verthiert, um sich zur Annahme des Cultus der Vernunft zu verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Der Moniteur berichtet untern 21. November 1793 über den Auftritt des vorherigen Tages im Convente:

„Die Section der Einheit hält ihren Einzug in den Saal. An ihrer Spitze marschirt ein Peloton der bewaffneten Macht. Darnach kommen Tambours, gefolgt von Sapeurs und Kanonieren, in Priestergewändern gekleidet, so wie Frauen in weißen Kleidern, mit einem dreifarbigen Gürtel um den Leib. Diesen folgt wieder eine immense Reihe Männer in zwei Gliedern, angethan mit Meßgewändern, Caselen, Cardinalsmänteln. Alle diese Kleidungsstücke waren aus der vormaligen Kirche Saint-Germain-des-Prés genommen und sehr kostbar, von Sammt und reichen Stoffen, mit prächtigen goldenen und silbernen Stickereien verbrämt. Darnach wurden auf Tragbahren Kelche, Ciborien, Sonnen, Leuchter, goldene und silberne Schüsseln, ein kostbares Reliquienkästchen und tausend andere Utensilien Behufs abergläubischen Gebrauches herbeigebracht. Dieser Aufzug wurde bei seinem Eintritt in den Saal von den anwesenden Zuschauern jubelnd und unter dem Ausrufe: „es leben die Freiheit, die Republik, der Berg!“ begrüßt.

„Unter den Fanfarren einer kriegerischen Musik und nach der Arie: „Malbrouck est mort et enterré,“ wurde ein schwarzes Laken, als Symbol der Vernichtung des Fanatismus, hereingetragen. Darnach spielte die Musik die Revolutions-Hymne. Dann sah man alle Bürger in priesterlicher Tracht nach den Melodien von ça ira, la Carmagnole, Veillons au salut de l'empire tanzen.

„Der allgemeine Enthusiasmus gab sich in anhaltenden Acclamationen kund.

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

Zweiter Abschnitt.

Funfzehntes Kapitel.

Christian's letzte Tage.

(Vom 17. bis 27. Juni 1725.)

(Fortsetzung.)

Indem nun der Lehrer seinem Wunsche entsprach — ach! hätte er's lieber doch endlich unterlassen, den Kleinen hinzuopfern! — und ihm die Früchte der Buße erklärte und Beispiele aus der heil. Schrift von solchen Menschen anführte, deren Sinne der barmherzige Gott verändert hätte, darunter den Apostel Paulus aber nicht nannte, hub Christian in einem gar wichtigen Tone an, als hätte sein Lehrer ein arges Versehen gemacht: „In dem heil. Paulus machte ja die Gnade auch eine Aenderung des Sinnes! Denn er sagt ja selbst: „Ich war ein Lästerer und Verfolger und Schmäher; aber ich habe Barmherzigkeit erlangt, weil ich's unwissend gethan im Unglauben.“ Es ist aber sehr überschwenglich gewesen die Gnade unsers Herrn. Laßt uns doch einmal schauen, was ihn für ein Licht umleuchtete.“

Als sein Lehrer ihm das bezügliche Bibelkupfer gezeigt, fuhr er fort: „Ja, ja, da ist das Licht! Da liegt er nun consternirt zur Erden. Aber — hier schlug er einige Blätter weiter — dort zu Lystra steht er wieder und ruft dem von Natur lahmen Manne zu: „Stehe aufgericht auf Deine Füße!“ Da hieß es nun von Gott: „Ich kann tödten und lebendig machen.“ Das war eine Gnade, daß er konnte solche von Mutterleibe an lahm gewesene Leute gesund und gehend machen. Darum erinnert ihn auch dessen Gott, und sagt: „Laß dir an meiner Gnade genügen.“

Nachdem diese Unterredung erschöpft war, fiel es unserm Christian ein, aufzustehen und sich ankleiden zu lassen; auch forderte er ein Löffelchen voll von der geschenkten Suppe. Ehe er aber Tafel hielt, mußte erst der Orbis pictus her. Da es nun ein Weinsüppchen war, schlug er das 55ste Cap., von der Weinlese auf, und recitirte dasselbe mit lebhafter Fertigkeit. Als dies zu Ende war, nannte er die vornehmsten Länder her, in denen Wein wächst: Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, die Kanarischen Inseln, Italien, Ungarn (besonders zu Tokay), Armenien, und Persien bei Schiras. (Gerade eine solche Vorlesung hatte er auch einst bei seinem Aufenthalt in Kopenhagen vor einer großen Gesellschaft, aus Officieren und Weinhändlern bestehend, gehalten.)

Nach diesem langen Umschweif durfte sich erst der Eßlöffel vor ihm sehen lassen. Er genoß einige Tropfen von der Weinsuppe, indem er sagte: „Sie ist gut!“ fuhr aber gleich fort: „dieser Wein ist wohl nicht aus Bacharach, der dem Kaiser Wenzel lieber als ein Kaiserthum war? Soll Bacharach herauskommen?“ (Dies war sein gewöhnlicher Ausdruck, wenn er eine neue Materie anfangen wollte.) Er nannte demnach alle am Ober- und Nieder-Rhein belegene beträchtliche Städte in folgender Ordnung her: 1. Feldkirch. 2. Die 4 Waldstädte: Waldshut, Laufenburg, Seckingen, Rheinfelden. 3. Basel. 4. Hüningen. 5. Pfirdt. 6. Mühlhausen. 7. Breysach. 8. Ensisheim. 9. Freiburg.

10. Colmar. 11. Schleistadt. 12. Straßburg. 13. Baden. 14. Bischweiler. 15. Fort-Louis. 16. Hagenau. 17. Laufenburg. 18. Weißenburg. 19. Durlach. 20. Rhein-Zabern. 21. Landau. 22. Philippsburg. 23. Speier. 24. Worms. 25. Die Bergstraße. 26. Darmstadt. 27. Maynz. 28. Ingelheim. 29. Bingen. 30. Stromberg. 31. Bacharach. (Da kommt's nun heraus! rief er mit aufgehobenem Zeigefinger.) Dann fuhr er fort: 32. Katzenelnbogen. 33. Ober-Wesel. 34. St. Goar. 35. Rheinfels. 36. Coblenz. 37. Ehrenbreitstein. 38. Trier. 39. Andernach. 40. Bonn. 41. Cöln. 42. Jülich. 43. Nuys. 44. Düsseldorf. 45. Kaiserswerth. 46. Duisburg. 47. Meurs. 48. Wesel. 49. Cleve. 50. Nimwegen. Hier hielt die Amme ihm den Eßlöffel vor. Aber Christian wies ihn — diese Hemmkette seines Zungenrades, wie er ihn scherzhaft zu nennen pflegte, mit der Hand zurück und sagte: „Sophie, hab' doch Geduld! Ich will erst sagen, was bei allen Städten, die ich genannt habe, zu observiren ist."

Das war nämlich seine Manier. Nur die Namen der Oerter aus der Geographie herzusagen, hielt er für eine Thorheit: er mußte auch von einem jeden Orte etwas zu erzählen wissen. Aber dieses Mal widerrieth sein Lehrer es ihm, da er doch endlich einsah, daß das Kind gar zu sehr abgemattet und kraftlos war. Christian nahm den Rath zu Herzen und sagte: „Ja, ich weiß es wohl, und wenn ich's nicht wüßte, so würde es heißen, wie Wagenseil sagt: „Obruit animum sola appellationum multitudo, non instruit. (Eine Menge leerer Wörter erbauen das Gemüth nicht, sondern überhäufen es nur.)"

Nun endlich nahm er etwas von seinem Weinsüppchen. Aber nach dem dritten Löffel war er bereits satt und winkte, daß man die Tafel aufheben sollte. „Nun nicht mehr — sagte er — und wenn es gleich auch von dem besten Wein, oder unserer Liebfrauenmilch wäre, die bei Worms wächst. Apicius sollte mit seiner langen Kranichs Gurgel das bischen Wein bald verschlucken; aber mir beliebt nun nicht mehr."

Als wieder abgedeckt war, ekelten ihn seine herumliegende Bücher an und er wollte nichts mit ihnen zu thun haben, sondern sagte: „zumachen!" Nur das 26. Kap. im Matthäi, das von der Einsetzung des Abendmahls handelt, wollte er lesen und das dabei gestochene Merianische Kupfer ansehen. Sein Lehrer schlug es ihm auf und der kleine Kranke sagte, ganz bedenklich das Köpfchen schüttelnd: „Ja, da speiset nun Christus, der Herr, das letzte Mal, und sagt „ich werde fort nicht trinken von dem Gewächse des Weinstocks, bis auf den Tag, da ich's neu trinke in dem Reiche Gottes."

Hier kam Sophie mit dem Eßlöffel wieder, aber Christian wies ihn mit zitternden Händchen zurück und sagte etwas unwirsch: „O Sophie, ich kann ja nicht mehr davon essen! Gieb mir doch nichts mehr von dem Wein!" Dann hieß er auch die Bibel zumachen, ließ sich zu Bette bringen und kam während des Singens der bestellten Sängerinnen in einen sanften Schlaf. Gegen die Vesperzeit erwachte er wieder und wollte wieder aus dem Bette genommen sein. Man gab ihm Nürnberger geschnitzte Männchen zum Spielen, aber Christian verlangte das Kupfer vor dem achten Theil von Hübener's politischer Historie, auf dem alte Leute Kinderspiele treiben; als man's ihm gegeben, fällte er folgendes Urtheil darüber. „Diese senes sunt veri pueri infimi subsellii (diese alten Leute sind wirklich kleine Knaben der untersten Klasse, weil sie keine Historie wissen)."

An einem dieser Krankheitstage besuchte den kleinen Christian sein werther Freund, der Candidat Behm, worüber der Knabe so aufgeräumt wurde, daß er dem Gast, unter mehren andern geistlichen und weltlichen Historien, auch das Leben der Königin Elisabeth von England, mit vollen Kräften und in geordnetem Zusammenhange auf folgende Art erzählte:

„Elisabeth, eine gelehrte, weise und von Anbeginn ihrer Regierung bis an's Ende immer glückliche Königin, entging in ihrem bedrängten Prinzessin-Stande und Gefängnisse dem Beil ihrer feindseligen Halbschwester Maria (bei diesem Namen hob er den Zeigefinger in die Höhe). Sobald sie sich ihres Throns genugsam gesichert hatte, schaffte sie den römischen Aberglauben wieder weg und zog das unter die Bank gesteckte heil. Evangelium an's Licht. Die römische Klerisei wüthete arg dawider, und brachte in ihren öffentlichen Schulen zu Douay, Rheims, Rom und Valladolid, der englischen Jugend den vertrakten Glaubens-Artikel bei, daß es ein Gott gefälliges Werk wäre, protestantische Könige und Fürsten, folglich auch die Königin Elisabeth, zu erwürgen."

„Diesen mörderischen Haufen unterstützte Philipp II. in Spanien, der, wie viele andere Freier, einen Korb von ihr auf eine gute Art bekommen hatte, nebst der schottischen Königin Maria. Sie dämpfte aber alle wider sie heimlich und öffentlich gemachte Verschwörungen mit Klugheit und Gewalt. Durch Franz Drake, der zum zweitenmale die Welt umsegelte, und mit Hülfe der unter ihrem Schutze stehenden Niederländer, ruinirte sie die unüberwindliche spanische Flotte; und die Königin Maria ließ sie nach einem langen Gefängnisse enthaupten. Sie war auf ihre Seemacht, wie auf die Kraft und Stütze dieses Reiches, sehr eifersüchtig und wollte die Spanier, deren Gewalt sie sich ernstlich widersetzte, und die die Niederländer wieder erobern wollten, welche sie für ein Außenwerk ihres Reiches hielt, nicht dagegen aufkommen lassen. Sie richtete den Handel nach Archangel, Smyrna, Ost- und Westindien, sammt den Woll-Manufacturen, ein. Sie ließ ihren hochmüthigen Favoriten, den Grafen von Essex, enthaupten, welcher ungerufen aus dem damals rebellischen Irland zu Hause kam. Und sie starb, wie sie sagte, als eine Jungfrau. — Maria soll nun wieder herauskommen!" Und nun begann er deren Geschichte und brachte sie mit gleicher Geschicklichkeit zu Ende.

Diese Munterkeit des Kleinen (am gestrigen Tage) belebte seine Angehörigen mit neuer Hoffnung — aber die beiden darauf folgenden, der 22. und 23. Juni, schlugen sie völlig nieder. Das Blut, das noch gestern so warm und leicht in seinen Adern wallte, erstarrte wieder, und das gute Kind wurde so matt und hinfällig, daß er an beiden Tagen kaum eine Silbe gesprochen. Nachdem er des Morgens leise gebetet hatte, mußte man ihn anziehen. Einige Stunden saß er dann in düsterem Tiefsinn versunken, ohne jemand anders als seine Amme, auf deren Schooß er saß, um sich zu leiden. Später ließ er sich von seiner Schwester auf den Arm nehmen, weil sie ihm versprach, auch etwas vorsingen zu wollen. Den Rest der beiden Tage und Nächte brachte er auf seinem Bette, mit wenigem Schlaf und in unheimlicher Stille, zu.

Womit sein Geist sich an diesen beiden Tagen beschäftigte, finde ich nicht aufgezeichnet.

Der folgende Tag, der 24. Juni, lächelte auf Augenblicke mit dem Schein der Besserung. Christian ließ sich aus dem Bette nehmen und ankleiden, während er über die unaussprechliche Barmherzigkeit Gottes nachsann und aus freiem Triebe mit deutlicher Stimme die Worte des Propheten: „Wo ist solch ein Gott, wie du bist, der die Sünde vergiebt und erlässet die Missethat den übrigen seines Erbtheils?" wiederholte. Kaum eine Viertelstunde hatte er aber auf dem Schooße seiner Amme angekleidet gesessen, so sehnte er sich wieder ins Bett. Während seinem Wunsche entsprochen ward, fragte er: „Hat sich auch über Nacht wieder eine Maus herein beißen wollen?" Es hatten sich nämlich seit einiger Zeit eine Menge Mäuse im Hause eingefunden, die alle Kleider, sie mochten von Wolle, Linnen oder Leder sein, und alle Möbels, zerbissen oder weggeschleppt hatten. Christian meinte oft: „Man muß ihnen Speck auf die Falle brennen!" aber sie umgingen jegliche Falle. Endlich stopfte man alle Schlupflöcher zu, aber die Thiere arbeiteten sich mit ihren scharfen Zähnen durch die Tapeten und Bretter in die Zimmer wieder herein, und Christian hatte mehre Mal gerufen: „Mama, da beißet sich schon wieder eine Maus herein!" Daher seine obige Frage.

Nachdem man ihn hierin getröstet hatte, bat er, daß man ihm das vorletzte Sonntags-Evangelium vorlesen möchte. Bei den Worten: „Mit dem Maaß ihr messet, wird man euch wieder messen" sprach er: „Als Simson sagte, wie sie mir gethan, habe ich ihnen wieder gethan. Ja auch, wie die Römer vor Zeiten den Toskanern thaten, und sie mit Rindvieh betrogen, weil die Toskaner die Fabier auch mit Rindern überwunden hatten. Ei, wollen wir nicht einmal schauen, wie sie niedergehauen wurden?" Geschäftigt holte v. Schöneich ihm Gottfrieds Chronik. Eine kurze Zeit besah Christian das Merianische Kupfer von jener blutigen Niederlage und der Vertilgung der Fabischen Familie, dann hieß er das Buch wieder wegnehmen, mit seinem gewöhnlichen Ausdruck: „Zumachen!" Nun mußten die Sängerinnen vor sein Bett treten und ihm bis in die einbrechende Nacht geistliche Lieder vorsingen. Während des Singens entstand zwischen seinen Geschwistern einmal ein kleiner Zank. „O, seid doch still!" rief Christian ihnen zu. „Folgt doch meinem Beispiele, ich bin ja auch still!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow. Fünfter, sechster und siebenter Band. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851. 537, 449 und 491 Seiten 8.

Je weiter Gutzkow's Roman fortschreitet, und er schreitet rasch fort (— auch die zwei letzten Bände werden nicht lange auf sich warten lassen —), desto mehr gewinnen wir die Ueberzeugung, daß „die Ritter vom Geiste" eine Gabe sind, zu welcher die neueste deutsche sogenannte belletristische Literatur kein Seitenstück darbietet. Es soll der Ausdauer nicht gedacht werden, welche Composition und Niederschreiben eines solchen neunbändigen Romans verlangt; Gutzkow's literarischer Fleiß ist allgemein bekannt; aber die Kunst, innerhalb eines beschränkten Zeitraumes, mit einer nicht übergroßen Anzahl von Personen, auf einem kleinen Terrain, die Erzählung so gewandt und geistvoll fortzuspinnen, daß sie uns stets fesselt und die Fortsetzung ersehnen läßt, Das ist als nicht Gewöhnliches hervorzuheben und zu rühmen. Es muß doch wahrlich dem Buche ein ganz eigenthümlicher Reiz innwohnen, wenn sonst der Romanenlectüre nicht sehr geneigte Männer, das Erscheinen eines neuen Bandes der „Ritter vom Geiste" ungeduldig erwarten, wenn man, Anderes beseitigend, mit gleichem Genusse zwei Bände lesen kann, und den dritten, wäre er zur Hand, auch sofort lesen würde.

Freilich, wer mit strenger Kritik Einzelnes, einzelne Charaktere, wie sie sich vor uns bisher (wir sagen bisher, ein Endurtheil kann und darf erst nach Vollendung des Ganzen abgegeben werden) entwickelten, messen und zergliedern wollte, fände schon Stoff dazu; wir haben gehört, daß man z. B. fragte, warum das plötzliche Hinabsinken einer uns so theuer gewordenen Persönlichkeit von glänzender Freiheitshöhe in die dunkle Tiefe des gemeinen, selbstischen, oder doch sich selbst täuschenden politischen Treibens? warum die seltene Erscheinung einiger in den ersten Bänden meisterhaft gezeichneter Personen, mit denen wir uns befreundet und die uns Interesse abgewonnen? u. s. w. — Gutzkow, wir zweifeln nicht daran, hat in den zwei letzten Büchern seines großen deutschen Lebensgemäldes gewiß bereits im Fortgang der Geschichte diese Fragen beantwortet. Ob die Fragenden zufriedenstellend? darüber wird in kurzer Frist zu entscheiden sein.

Gleich nachdem wir die ersten vier Bände gelesen hatten, erschien es uns überflüssig, wenn es überall möglich wäre, in zwei oder drei Spalten zusammengedrängt wieder zu erzählen, was Gutzkow in vier Bänden erzählt; dies gilt auch von den vorliegenden Bänden. Ein größeres und zwar ein bedeutsames Bruchstück (ein kleines, die Bekenntnisse einer schönen Seele betreffend, enthält unsere Nr. 65) mag jedoch hier folgen, nämlich aus dem neunten Capitel des sechsten Buches, in welchem Dankmar Wildungen sich über den zu stiftenden Orden der Ritter vom Geiste so ausspricht:

„Ich will einen geheimen, keinen heimlichen Orden stiften. Die Gesellschaften, aus deren Schooße die Verschwörungen und Revolten hervorzugehen pflegen, sind heimliche Gesellschaften. Die Jesuiten- und Freimaurerbünde sind geheime, nicht heimliche. Ihr Ritus bringt es wohl mit sich, daß sie nicht Jeden zulassen, der auf ihre Symbole nicht vereidigt ist, aber ihr Wirken, so versteckt es ist, ist nicht eigentlich heimlich, auch ihre Symbolik ist es nicht. Sie sind geheim, ohne unzugänglich zu sein. Ich will gar nicht unmöglich machen, daß man von Diesem oder Jenem sage: Er ist Einer von den Rittern und Reisigen vom Geiste! Nur dürfen, wenn die Genossen einen Convent halten, nicht Freunde, nicht Laien zugegen sein. Das Dunkel soll auch anziehen und schützen.

Jeder Geheimbund braucht erstens einen Gedanken, zweitens Symbole, drittens Hülfsmittel.

Die Ritter vom Geiste sind die neuen Templer. Sie haben den Tempel zu schützen und zu bewachen, den die Menschheit zur Ehre Gottes auf Erden zu erbauen hat. Ihre Waffe ist der Geist. Ihr Leben ist die innere Mission eines Kreuzzuges gegen

die Feinde dieses Gottestempels. Der Geist als Lehre ist die Wissenschaft. Der Geist als Glaube ist die Gesinnung. Den Geist, der dem Verstande entstammt, kann Niemand bannen, Niemand zum einheitlichen Gedanken eines Bundes machen wollen. Der Geist aber, der dem Herzen entstammt, ist der Wecker zu den edelsten Verpflichtungen. Die Religion des Geistes sollte keinen solchen bindenden Cultus haben dürfen? Ich sage, gebt den Geist einen Cultus und in hundert Jahren ist die Welt weiter, als wohin wir sie bei der jetzigen Verworrenheit der Zustände erst nach einem halben Jahrtausend werden kommen sehen. Religion, das Bindende, das Gleichgesellende, liegt in unsrer Epoche. Ueberall zeigt sich ihr Bedürfniß. Nur befriedigt es nicht auf dem alten Wege! Nur nicht innerhalb des alten Zwanges und der alten Dogmen! Man binde sich auf den Glauben unserer Freiheit, auf den Glauben des Geistes, auf die gleiche Gesinnung! Aus solcher Grundlage, aus so geackertem, gesäetem Boden muß eine gute Frucht hervorgehen.

Ritter vom Geiste sind Mitglieder eines geheimen Bundes, den ich lieber Brüder vom Geiste nennen würde, wenn ich nicht streitbare gewaffnete Brüder begehrte. Ich will einen Bund von Männern, die ihr Leben, ihre nächsten und entfernten Pflichten nur auf ein Ziel beziehen, den endlichen Sieg von Wahrheiten, die leider noch immer in Frage stehen, noch immer von Willkür beanstandet werden. Dieser Bund soll den Kampf der Zeit nicht aufheben zu wollen sich anmaßen, wohl aber der Aufgabe vertrauen, diesen Kampf abzukürzen. Man hat den Neubund lächerlich gefunden. Und doch ist sein Einfluß nicht gering. Er wird nicht ruhen, bis er mindestens die Wahlen in seinen Händen hat. Laßt uns einen größeren, einen Treubund stiften dem Geiste! Die Wahrheiten liegen auf der Hand; aber Tausende entziehen sich ihnen! Die Blätter der Geschichte sind aufgeschlagen. Man will sie nicht lesen. Wir wissen, wohin die Menschheit steuert, und stecken falsche Flaggen, falsche Leuchtflammen auf. Oder sollte es so schwer sein, das Wesen der Gesinnung auf einige große Wahrheiten zu abstrahiren, die feststehen, wie den Völkern Jahrhunderte lang die Wahrheiten der Bibel feststanden? Es mögen nur wenige Sätze sein. Aber einige Tausend Menschen in allen Theilen der Erde auf diese wenigen Sätze in Eid und Pflicht genommen, macht, daß gewisse Gebäude umstürzen wie Aschenhaufen, zerreißt dichte Vorhänge wie Spinneweben, lockert die Lüge von selber ohne Handanrühren. Jetzt gewinnt man plötzlich Menschen, die sonst ruhten, für die Arbeit des Geistes. Jetzt sieht man Kämpfer, die kämpfen müssen aus Ehrgefühl! Jetzt wird es heißen: Nicht mehr beten für die gute Sache sollt Ihr, sondern auch arbeiten für sie!

Die Ritter vom Geiste streiten, sichtbar und unsichtbar, allein für die Gesinnung, für nichts also, was sich als positive Schöpfung ankündigt. Daß es Republikaner, Freigeister, Monarchisten sein sollen, sag' ich nicht, ebensowenig was sie sonst sind. Sie haben nur zu schwören, daß sie Alles thun werden, was in ihren Kräften liegt, um z. B. der Monarchie, wo sie herrscht, diejenigen Bedingungen vorzuschreiben, die es möglich machen, sie der Republik vorzuziehen. Es liegt in der Natur einer Zeit, die mehr aufzuräumen als zu bauen hat, daß ihre Wahrheiten mehr negativ als positiv sind. Die Ritter vom Geiste werden sich klarer über Das sein, wozu sie sich nicht verwenden lassen, als über Das, was sie von selber wollen. Die Gewissenscollisionen, der Fluch unserer Zeit, müssen seltner werden. Ein Geistesbruder, der in seiner Ueberzeugung gebunden ist, wird sich nicht zu Dingen hergeben, die seinem Schwure widersprechen. Er wird für das Opfer, das er zu bringen hat, vom Orden schadlos gehalten. Die Apostasieen, die Verfolgungen, in denen die Apostaten gehässiger sind als Alle, werden gebrandmarkt und seltener werden. Man wird nicht mehr eine Meinung für sein Haus und eine Meinung für den Staat, eine für sein Gewissen und eine für seinen Erwerb haben. Die Anlehnung an Gleichgesinnte macht stark. Das Vorbild edler Männer reizt zur Nachfolge und eine unreine, niedre Seele, die sich des glänzenden Schildes der hohen und reinen Gesinnung bedient, wird nicht mehr Bestand haben und Verwirrung unter die Kämpfenden bringen können.

Wie der Tempel der Menschheit beschaffen sein muß, um Raum für den Glauben reiner Herzen, für Freiheit und Glück des irdischen Lebens zu gewähren, kann man mit dem Griffel des Malers nicht anschaulich machen. Aber der Architekt kann uns schon soviel sagen, er wisse, was Harmonie, was Ebenmaß ist, er wisse, was in den Grundbau und was in die Kuppel gehört. Die freie Presse ist vom Fundamente, während das Recht der Arbeit in die Kuppel gehört. Nicht was wir bauen, wissen wir; nur wie wir zu bauen haben, ist uns klar nach ewigen und in der Brust eingeschriebenen Gesetzen. Der Tugendbund unter Napoleon wurde nicht gestiftet, um Deutschland diese oder jene Verfassungsform zu geben, nicht um den fremden Eroberer vom Boden des Vaterlandes zu verjagen, sondern nur um diejenige Gesinnung zu erzeugen, die von selbst auf die Vaterlandsliebe, die politische Tugend und jene unausgesprochnen Zwecke führte. Wohlan! Auch die Ritter vom Geiste kämpfen nur für die endliche Vernichtung des von der Theorie längst verworfenen und in der Praxis förmlich unvertilgbar scheinenden Alten. Dieser Bund soll aufräumen und das rasch.

Der Katechismus der Grundwahrheiten des neunzehnten Jahrhunderts ist so groß nicht. Man hat über des deutschen Volkes Grundrechte sich geeinigt, man hat einst in Frankreich die Menschenrechte zusammengefaßt, als die Revolution dort noch gehalten und eine historische Offenbarung war. Die Grundrechte aller Völker sind den Rittern vom Geiste Grundpflichten. In schwierigen Dilemmen, die eine Tagesfrage wohl veranlassen könnte, würde unbedingter Gehorsam gegen die Vorschriften des höchsten Ordens-Kapitels unerläßlich sein.

Ein Orden muß nicht nur Organisation, sondern auch Symbole haben. Wohl weiß ich, daß künstliche Grillen ein historisches Wachsthum nicht ersetzen. Dennoch war Alles in dieser Art historisch Gewordene das erste mal auch nur ein begeisterter Einfall. Als Jesus bei Tische saß und zum letzten male mit den Seinen zur Nacht speiste, ergriff er das Brot und den Wein und setzte diese beiden ihm naheliegenden Zufälligkeiten als Erinnerungssymbole seines Wirkens und seines Lebens ein, die heilig geblieben sind. Er sah sein Ende in der Nähe, er gab das Brot zum Gedächtniß seines Lebens, den Wein zum Gedächtniß seines Todes. Das Kreuz am Mantel der Templer, so einfach, ließ diese bald erkennen. Die Devisen des Mittelalters, die oft ein ganzes Geschlecht durch alle Menschenalter begleiteten, waren Eingebungen des Augenblicks. Ein Wappen entstand zufällig und den Zufall heiligte die Gewohnheit. Die Freimaurerei ist künstlich

ersonnen. Lessing hat bewiesen, daß ihre Symbolik durch einen Wortwitz entstanden ist (Masonie statt Massenie) man hat eine Symbolik sich hier sogar, wie man zu sagen pflegt, aus den Fingern gesogen und sie hat sich erhalten. Ich will die Symbolik, die ich mir für die Ritter vom Geiste ersonnen habe, nicht heute schon ausführlicher erörtern, nichts anführen von der Stufenfolge der Grade und Aemter, die ich den alten Templern nachzubilden gedachte; ich will nur noch, da es zu spät wird, von dem dritten Punkte sprechen, von den Mitteln.

Ohne äußere Mittel, fürcht' ich, kann auch dieser Orden nicht bestehen. Wohlthätigkeit, Unterstützung der um ihrer Ueberzeugung Willen Leidenden gehört ganz eigentlich zu seiner Aufgabe. Die Gefahren, in die sich der muthige Volkstribun, der gewissenhafte und überzeugungstreue Beamte stürzt, sollen verringert werden. Der Jüngling soll nicht mehr zittern, einen Weg einzuschlagen, der ihm vielleicht unmöglich macht, die Wahl seines Herzens an sein Leben zu ketten, einen greisen Vater, eine hinterlassene Mutter zu ernähren. Mit Freuden bieten wir Beide, Siegbert und ich, die Reichthümer, die uns vielleicht zufallen dürften, zu diesem großen Zwecke dar. Es ist leider nicht eine einzige höhere Wahrheit in der Welt nachzuweisen, die ganz ohne irdische Beihülfe zum Siege gelangte. Auch die Apostel lehrten: Schicket Euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit! Als Mohammed anfangs eine entsagende Gotteslehre predigte, sammelte er wenig über ein Dutzend Bekenner um sich. Als er sie mit irdischen Elementen mischte und sie auf die Stammesinteressen der arabischen Häuptlinge bezog, wuchs sein Anhang von Tag zu Tag um Tausende und Abertausende. Vom zweideutigen Siege der Reformation ganz zu schweigen! Der Orden der Ritterschaft vom Geiste kann die Güter dieses Lebens nicht entbehren. Der Gegner muß mit derselben Waffe, die ihn so stark macht, besiegt werden. Gleichviel, ob wir dem Orden eine harmlosere oder strengere Symbolik geben, ob wir an die Jesuiten oder die Freimaurer anknüpfen: der Staat wird uns verfolgen, er wird alles aufbieten, uns mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wie vermeidet man da wenigstens das Uebermaß der Gefahr? Wie parirt man wenigstens den Stoß des Gegners? Wir sind fünf Bekenner; schließt sich Egon von Hohenberg uns an, so sind wir sechs. Sechs brave Menschen haben sechs brave Freunde! Mit zwölf Aposteln hält sich eine Lehre. Kann uns das Kreuz dort über uns erschrecken? Ermuthigen soll es uns! Ich scheine Euch fortgerissen von meinem Gefühl, aber ich sage Euch: der Tod schreckte mich niemals, wenn ich ihn mit einem Freunde erlitte. Die Templer starben in Masse und sangen freudig, vielstimmig, todesmuthig aus den Flammen. Schon als Knabe tröstete mich Friedrich von Baden, der neben meinem geliebten Konradin auf Neapels Blutbühne stand. Sie starben im Bunde, als Freunde, als Brüder. Doch denk' ich . . . bis zum Tode wird es nicht kommen und was die Gefangenschaft betrifft, so wäre einer der ersten Paragraphen unseres Ordens Der, daß wir Die, die um den Orden leiden, zu befreien haben. Gelingt es auch nicht immer, so ginge doch Niemand in den Kerker, ohne daß die Aussicht auf eine rettende Hand, wie die Apostel die Hoffnung auf Engel, ihn begleitete. Eine Nebelgestalt in weißem Geistergewande, die Hoffnung wenigstens, würde mit ihm durch die geöffneten eisernen Pforten schlüpfen und traulich ihn trösten, wenn er über die Folgen seiner redlich erfüllten Ordenspflichten muthlos verzweifelte und ihn nur das Eine emporhalten könnte: Die Ritter vom Geiste werden dich nicht verlassen, du wirst sie hören, ihre Nähe empfinden; sie wachen über dich!"

H.

Miscellen.

Herr Dudik, von der österreichischen Regierung nach Schweden gesandt, um in den dortigen Bibliotheken nach historischen Documenten mit Bezug auf den dreißigjährigen Krieg zu forschen, hat dort bei vierzig Bibliotheken mit dergleichen Documenten vorgefunden. Die Bibliothek der Universität Upsala enthält hundert große Kisten, mit Manuscripten, von Gustav Adolph eingesandt, gefüllt und noch nie geöffnet. In den königlichen Archiven zu Stockholm befindet sich die sogenannte Axel Oxenstjernaische Sammlung, von ungefähr 17000 authographischen Briefen, meistens von Generälen geschrieben, die den dreißigjährigen Krieg mitgemacht haben. Dasselbe Etablissement enthält auch eine vertrauliche Correspondenz zwischen Wallenstein und mehreren schwedischen Generälen, welche nach der Meinung des Herrn Dudik den Verrath des Ersteren außer allen Zweifel stellt. In den städtischen Archiven der schwedischen Hauptstadt befindet sich eine handschriftliche Chronik des deutschen Ordens, in der Regel „die preußische Chronik" genannt, in welcher die politischen Ereignisse in Deutschland von 1631 bis 1637 Tag vor Tag angegeben sind. Schließlich hat Herr Dudik in den Archiven des Adels-Hôtels zu Stockholm das Manuscript des ersten Theils des dritten Bandes und das des ganzen vierten Bandes von „der Geschichte des schwedisch-deutschen Krieges," von Martin Chemnitz, dem schwedischen Historiographen, aufgefunden, von welchem Werke nur die ersten beiden Bände publicirt worden sind, der eine im Jahr 1648 und der andre im Jahr 1653. Herr Dudik hat auch in einer Privatbibliothek zu Stockholm ein Manuscript in der Handschrift des Marquis Dufresne, des Inspectors der Kunst- und Antiquitäten-Sammlungen der Königin Christine entdeckt, welches auf 137 engbeschriebenen großen Folioseiten eine detaillirte Beschreibung der Kunstwerke giebt, welche die Truppen Gustav Adolph's in verschiedenen Theilen Deutschlands genommen haben. Unter denselben sollen 415 Gemälde der ersten Meister, 97 colossale Statuen, 86 kleinere bronzene, und 11 dito marmorne gewesen seyn.

Laut den neuesten Aufmachungen des Zollamts zu Cette laufen in dem dortigen Hafen jährlich über 2000 Schiffe ein und werden in gewöhnlichen Jahren 150 Millionen Fr. im Handel umgesetzt.

Seit dem 6. d. M. sind nun auch die 27 Gemälde, welche an den 90 Seestücken, die durch die Ex-Civilliste für die Geschichte der französischen Marine dem Herrn Gudin in Auftrag gegeben worden waren und von welchem sich schon 63 zu Versailles befanden, noch fehlten, dem Publikum im Palais-National zur Ansicht gestellt worden.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 71. **Mittwoch, den 3. September.** **1851.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Neueste Nachrichten von der afrikanischen Entdeckungs-Expedition unter Hrn. Richardson und den Doctoren Barth und Overweg.

(Aus den Times.)

Nach Briefen vom 28. Februar, von dem Herrn Richardson, war die Gesellschaft endlich von Air aufgebrochen, nachdem Herr Dr. Barth zuvor einen Ausflug nach Aghades gemacht hatte und in Nigritien, dem Lande oder den verschiedenen Staaten um den See Tschad her, eingedrungen war. Bald nach Weihnachten gelangten die Reisenden nach einem Orte, Damergu genannt, und dann weiter, nach Zinder, wo sie sich trennten und ein jeder von ihnen mit der erforderlichen Begleitung eine verschiedene Straße einschlug. Herr Richardson ist direct nach Kuka, der Hauptstadt des Reiches Bornu, unfern der Ufer des Tschad-See's gegangen; Herr Dr. Overweg hat sich westwärts gewandt, nach dem Lande Adar, und Herr Dr. Barth hat die Richtung nach Kanu genommen. Zu Kuka hofften alle Drei bald wieder zusammen zu treffen. Die Reisenden waren fortwährend wohlgemuth und gesund und ließen sich die Strapazen wenig anfechten; aber ihre Mittel gingen stark auf die Neige, indem sie eine ihnen gemachte Sendung vom vorigen Sommer noch nicht erhalten hatten. Die Waaren, die sie bei sich führen, und von deren Verkauf sie leben, sind leider schlecht gewählt und mußten um den halben Preis, wozu sie in Tripolis und Murzuk eingekauft worden waren, wieder abgelassen werden. Dazu kömmt, daß der öftere Wechsel der Häupter des Landes und ihres Schutzes sehr kostspielig ist, indem sie sich einen hohen Zoll für die Menschen und für die Kamehle zahlen lassen.

Zu Kuka hoffen die Reisenden die lange verheißene Nachsendung und Briefe aus Europa, auf welche sie schon seit Juni v. J. gewartet haben, vorzufinden. Sie hegen nach wie vor den Plan, sich dem oberen Nil zu nähern, nachdem sie die Umgegend des Tschad-See's erforscht, und wenn sie von der brittischen und der preußischen Regierung nicht im Stich gelassen werden.

Herr Dr. Barth hat zu Aghades der Investitur des neuen Sultans Abd-el-Kader beigewohnt und eine Menge Materialien der Geschichte, der Topographie und der Ethnographie einer bisher fast völlig unbekannten Gegend im Süden der Sahara angehörend, gesammelt. Sein Bericht, dem ein vollständiges Glossarium der Haussa- und der Enghedeschen-Sprachen beigefügt ist so wie auch einige Itinerarien und Karten, befindet sich augenblicklich in den Händen von Lord Palmerston, und Alles läßt hoffen, daß er bald im Druck erscheinen und ein allgemeines Interesse für eine Expedition erwecken wird, die darauf berechnet ist, einen noch sehr unbekannten Continent tief in seinem Innersten zu erforschen, und auch, wenn möglich, das alte Geheimniß über die wahre Quelle des Nils zu enträthseln.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Der Cultus der Vernunft.

Worin bestand denn die Religion und der Cultus der Vernunft? Das würde schwer zu erklären seyn, und Chau-

mette wußte es sicherlich selber nicht. „Keine Priester mehr," sagte er; „keine andere Götter mehr als diejenigen, welche uns die Natur darbeut."

Er hatte die Concubine Momoro's, Buchdrucker des Clubs der Cordeliers und Administrationsmitglied des Departements von Paris genommen, und stellte sie dem Convente am 10. November 1793 mit den Worten: „Es ist ein Meisterwerk der Natur, das wir dazu erkoren haben, als Göttin der Vernunft," vor. Nachdem er dann bei dem Convente darum angehalten und es erlangt hatte, daß ihm die Metropole von Notre-Dame als Tempel der Vernunft überlassen wurde, ließ er die Göttin neben dem Präsidenten Laloi Platz nehmen, der ihr sodann so wie auch die Secretarien den Bruderkuß gab.

Denselben Tag, den 10. November, feierten Chaumette und sein Freund Momoro das Fest der Vernunft in Notre-Dame. Dazu war in dem Schiff der Kirche ein Berg gebaut worden, auf dessen Gipfel ein Tempel, mit der Inschrift: Der Philosophie, stand. Die Göttin, mit einer rothen Mütze auf dem Haupte und einer Lanze in der Hand, trat aus dem Tempel der Philosophie heraus und nahm auf gemalten Wolken Platz, wo ihr zwei Reihen weißgekleideter junger Mädchen ihre Huldigung darbrachten. Zu ihren Füßen und oben auf einem Säulenschafte brannte eine Lampe, welche die Fackel der Wahrheit benannt wurde. Alle Anwesenden sangen nach einer Arie Goffrés eine von Marie-Joseph Chenier gedichtete Hymne, die mit den Worten: „Descends, o Liberté! fille de la nature, begann.

Marie-Joseph Chenier war gewissermaßen der Leibpoet der Revolution: er besang nach der Reihe alle ihre Phasen, alle ihre Verbrechen, alle ihre Thorheiten, alle ihre Helden.

Er begann die Folge seiner Gesänge mit seiner Hymne auf die girondistische Föderation von 1792; und da es noch einen König gab, wie wenig Autorität demselben auch geblieben war, so gab er ihm einen Platz in seiner ersten Strophe:

„Dieu du peuple et des rois, des cités, des campagnes."

Als der König unterlegen war, da verfaßte Chenier die Hymne vom 10. August, und nach dem Sturz der Monarchie und der Religion da sang er in dem Gedichte zur Einweihung des Festes der Vernunft:

. . . . ou le dernier esclave
Suit au tombeau le dernier roi.

Wir werden nun sehen, wie Robespierre, eifersüchtig auf den Hohenpriester Chaumette geworden, ihn sammt allen seinen Acolyten auf's Schaffott schickt, und auf dem Frontispiz der Tempel den Namen Vernunft, welchen jener darauf hatte setzen lassen, auslöschen läßt. Da dichtete Chenier zu Ehren Robespierre's seine Hymne an das höchste Wesen. Doch sey der neue Hohepriester nicht zu stolz auf seinen Ruhm, denn es wird nicht lange währen, und Chenier verfaßt die Hymne auf den 9. Thermidor, zu Ehren Tallien's.

Es blieb Chaumette und der Philosophie nur noch ein letzter Schritt übrig, um ihre Pläne zu vervollständigen, der nämlich, die Kirchen zu verschließen und den christlichen Cultus durchaus zu verbieten. Dies letztere Attentat wurde am 23. November vollführt, und nach so ungeheuerlichen Motiven, daß es Noth thut, sie wieder ins Gedächtniß zu rufen, damit man zugleich die Zeit, die Gesetzgeber, und das Volk, welches durch so gemeine und so schändliche Betrügereien hintergangen wurde, beurtheilen lerne.

Chaumette gab sich das Ansehn, als ob er eine hohe Achtung vor den Sitten hätte, und hatte, um, wie er sagte, diese zur Unterlage der Republik zu machen, am 4. October durch die Gemeinde eine sehr strenge Verfügung gegen die öffentlichen Frauenzimmer von Paris ergehen lassen, ohne Rücksicht auf einen andern Beschluß, durch welchen den filles-mères bürgerliche Belohnungen ausgesetzt worden waren. Darnach ging dieser scheinheilige Chaumette in der Schaamlosigkeit der Lüge so weit, in einem unter der Autorität seiner Functionen in der Gemeinde gehaltenen Requisitorium, alle armen alten Priester von Paris zu beschuldigen, daß sie sich mit den durch seinen Beschluß vom 4. October erbosten Prostituirten verbündet hätten, und verlangte unter diesem Vorwande, daß alle Priester eingekerkert und alle Kirchen geschlossen werden sollten, was den auch pünktlich geschah.

Handlungen wie diese verrücken die Gränzen des revolutionnairen Wahnsinns so sehr weit, daß ihre materielle Constatirung Noth thut. Hier einen Auszug aus jenem Requisitorium:

„Es ist ein neues Complott, ein neuer contrarevolutionnairer Schritt zu Paris im Werke. Ihr habt die öffentlichen Frauenzimmer proscribirt, und dadurch die Besserung der Sitten wesentlich gefördert; aber was thun nun jene Frauenzimmer? Durch die Priester verleitet, haben sie sich der Frömmelei ergeben; der Fanatismus ist an die Stelle der Ausschweifung getreten: sie besuchen die Tempel, und halten Zusammenkünfte mit den Priestern in Privathäusern, um auch unter uns zum Bürgerkriege aufzureizen.

„Die Priester sind aller Verbrechen fähig: sie bedienen sich des Giftes, um ihre Rache zu befriedigen; sie werden die wärmsten Patrioten vergiften, und das Gemeindehaus, den Nationalschatz in Brand stecken. Ich trage deshalb darauf an, daß der Rath erklären möge, wie er wisse, daß das Volk von Paris reif für die Vernunft sey."

Auf diesen Antrag nun befahl die Gemeinde, daß die sämmtlichen Kirchen oder Tempel aller Religionen und aller Culten, die es zu Paris gäbe, sofort geschlossen, alle Priester und Prediger unter die Aufsicht von Revolutionsausschüssen gestellt, und ein jeder, welcher die Wiedereröffnung einer Kirche verlangen würde, als verdächtig arretirt werden sollte.

Die Gemeinde von Paris hatte, selbst über den Convent, eine solche Gewalt erlangt, daß ihr die ganze Nation schweigend gehorchte; und sie verwirklichte den Gedanken Hebert's und Chaumettes, die daraus die allmächtige Metropole von Frankreich machen wollten, wie Rom es von Italien und von der Welt gewesen war. Ausgesandte Repräsentanten mußten die Theologie der Gemeinde und den Cultus der Göttin der Vernunft nach allen Departements überbringen, und so fand sich Letzterer gleichzeitig zu Straßburg, zu Nevers und zu Agen eingeführt.

Es konnte nicht fehlen, daß der gesunde Sinn und die Würde Frankreich's und Europa's durch solchen, im Namen der Philosophie dem Glauben der christlichen Völker angethanenen Hohn empört, und eine Nation, welche dahingekommen war, Prostituirte auf die Altäre zu stellen, als zu dem untersten Grad des Wahnsinns gesunken angesehen werden mußte. Ob-

wohl dies Werk der Demoralisation und der Verrücktheit von Chaumette, Momoro, Clootz und einigen anderen Philosophen der Pariser Gemeinde ausgegangen war, mußte doch die Verantwortlichkeit und der Tadel dafür auf den Convent und den Heilsausschuß, die es geduldet, und ihm überdem öffentlich beigepflichtet hatten, zurückfallen.

Das sah Robespierre, der insgeheim auf die oberste Gewalt zuschritt, wohl ein, so wie auch die Verlegenheit, die ihm eine erniedrigte Regierung und ein verthiertes Volk bereiten würde.

Er richtete in den Sitzungen der Jacobiner vom 21. und 28. November 1793 öffentlich eine der Warnungen an Chaumette, welche die gewöhnlichen Vorläufer der Proscription zu seyn pflegten.

Chaumette, der die Bedeutung dieser Worte auch vollkommen erkannte, entschloß sich ohne weiteres zum Widerruf, und trug auf die Wiederherstellung der Freiheit aller Culten an. Merkwürdiger Weise hatte die Gemeinde es aber mit dem Cultus der Vernunft und der Abschwörung des christlichen Glaubens ernst genommen, so daß das Verlangen von Chaumette auf einen ziemlich lebhaften Widerstand stieß.

Nachdem er Robespierre diese Concession gemacht hatte, glaubte Chaumette auch seinerseits die allen Culten bewilligte Freiheit benutzen zu können, und war darüber aus, dem seinigen eine weitere Ausbreitung zu geben. Er war dazu überdem durch famose Beispiele berechtigt; denn der Convent hatte sich ja, wie Hebert es unter den Jacobinern bemerkte, öffentlichen Umzügen angeschlossen, wie sie der Katholicismus zu Ehren der Heiligen zu halten pflegte.

Chaumette gebot also seinen Gläubigen, am Ende eines jeden Monats zusammen zu kommen, um Hymnen zu singen und Reden in republikanischer Moral zu halten; auch legte er dem General-Conseil der Gemeinde am 1. December ein Programm zu den regelmäßigen Festen und Ceremonien, welche in den Tempeln der Vernunft gefeiert werden sollten, vor und bewirkte dessen Annahme. Es waren dies ebenfalls Reden und Gesänge, mit Hinzufügung des Vorlesens von Zeitungen. Die neueste Idee aber war, daß zwei besondere Tribünen, für Greise und für schwangere Frauen, angelegt werden sollten.

Robespierre, der es übel vermerkte, daß man seine Worte nur halb zu verstehen schien, ließ darauf am 18. März 1794, Chaumette, Momoro, Hebert und Clootz verhaften, und am 13. April wurden die sämmtlichen Apostel der Göttin der Vernunft guillotinirt.

Der Cultus des Höchsten Wesens.

Robespierre war weder ein besserer Katholik noch ein größerer Philosoph als Chaumette, aber er war ein geschickterer Politiker und ein verschmitzterer Tribun. Er wollte, daß ihn Frankreich annehmen sollte, damit er sich Europa aufdringen könnte, und die vulgaire Lust, vor der Gemeinde von Paris mit einem lächerlichen und plumpen Atheismus zu prahlen, wog in seinen Augen den Nachtheil nicht auf, ohne Grund den hundertjährigen Glauben seines Landes zu kränken und sich vor der Welt in einem schlechten Lichte zu zeigen. Er nahm also offen Partei für die Religion gegen Chaumette, nicht um Gott zu dienen, sondern zu seinem eigenen Nutzen.

Welch einen bösen Schlag ein öffentliches Bekenntniß des Atheismus der Revolution in dem Geiste Frankreich's und Europa's versetzen konnte, daran hatte Robespierre sehr bald gedacht; er beeilte sich deshalb, ihn abzuwehren, so wie alle diejenigen, die nach der obersten Gewalt trachteten, die auch ihm im Sinne lag.

„Ich bin der erste gewesen," rief er am 28. November 1793 auf der Tribüne des Jacobinerclubs aus, „der es auszusprechen gewagt hat, daß auch ein Priester ein rechtschaffner Mann seyn könne, und ich glaube das auch jetzt noch."

„Aber die Aristocraten schienen, indem sie unter lächerlichen Possen den Raub der Kirchen umher trugen, sich aus diesem Opfer ein Verdienst zu machen, während sie Willens waren, zu dem Volke zu sagen: „da seht Ihr, wie es Euch ergangen ist! Wir haben es Euch wohl gesagt, daß der Convent eine Versammlung von Atheisten, die Jacobiner Gottlose seyen!"

„Die Könige von Europa haben den großen Vortheil, den sie von der religiösen Meinung ziehen konnten, erkannt und gesagt: „Die Katholiken werden unsern Plänen dienen, und mehr noch die Protestanten, als eifrigere Anhänger ihrer Religion, wenn wir sie zu rechter Zeit zu allarmiren wissen." Und nachdem sie den Convent als Mitschuldigen an allen diesen Gräueln geschildert, da haben sie ausgerufen: „Ihr seht's, die Franzosen hatten geschworen, daß eine allgemeine Toleranz, völlige Glaubensfreiheit bestehen sollte, statt dessen verfolgen sie aber alle Religionen, und lassen keine andere gelten, als die des Gehorsams."

Obwohl für seine Person Atheist oder Deist, wie der größer Theil der wissenschaftlichen Generationen jener Zeit, wußt Robespierre recht gut, daß Frankreich katholisch war, und daß die Wunden, die seinem Glauben geschlagen wurden, am schmerzhaftesten waren und am längsten bluteten. Er suchte deshalb, so viel er es vermochte, mit dem Schrecken, den sein Name einflößte, einiges Gefühl und einige Hoffnung zu vermischen, in deren Verein er ohne Schaudern gehört werden könne.

Sich den Schein geben, als ob er die Religion in Schutz nehme und ihre Diener respectire, schien ihm der kürzeste und sicherste Weg zu seyn, tief in die ehrlichen und frommen Gemüther einzudringen und darin sein Reich zu begründen. Und darin irrte er sich auch nicht. Die katholischen Bevölkerungen waren, wie auffallend das auch auf den ersten Blick erscheinen mag, ihm dankbar für dies Pfand, was er ihrer Gewissensfreiheit gab, und man sah, wie die guten Landleute sich naiver Weise an ihn wandten, wenn es sich darum handelte, ihren Cultus, ihren Pfarrer, oder ihre Glocken zu behalten.

„Wir sind in größten Nöthen," schrieben unterm 8. März 1794 die Gemeindevorsteher des Sprengels St. Just im Lot- und Garonne-Departement an Robespierre, „und wir geben unser Leid in deine Hände. Wir hatten nach dem Artikel 7 der Menschenrechte geglaubt, daß es uns frei stehen würde, in unserem katholischen Cultus zu beharren; wir hatten diesen Cultus selbst durch die Verfassung verbürgt gehalten. Eben auf Deinen Antrieb hat der Convent am 18. Frimaire ein Decret erlassen, welches jede Gewaltthätigkeit, ja selbst jede die Freiheit des Cultus behindernde Maaßregel untersagt. Ein andereres Decret setzt fest, daß jedem Sprengel eine Glocke gelassen werden solle. Nun sind uns aber diese Zugeständnisse trotz der Menschenrechte, trotz der Constitution, trotz der Decrete

genommen worden. Es ist ein Beschluß des Volksrepräsentanten Bürgers Monestier erschienen und auch schon vollzogen worden. Man hat die Kirchen geschlossen, die Glocken heruntergenommen, und wir sind ohne Gottesdienst. Wir sind auf's Tiefste betrübt.

„Im Vertrauen auf Deine Billigkeit, Bürgerrepräsentant, beschwören wir Dich mit Thränen im Auge und im Namen der Religion, uns zu Gunsten zu seyn. Es liegt uns nichts an äußeren Ceremonien, wie Prozessionen; wir sind nie fanatisch, sondern stets friedlich gewesen; wenn wir aber durch Deine Mitwirkung den öffentlichen Cultus im Innern unserer Kirchen, und unsere Glocke, um uns auf ihren Ruf dahin zu begeben, bewahren dürften, so würden wir Dich auf ewig segnen."

(Fortsetzung folgt.)

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

Zweiter Abschnitt.

Funfzehntes Kapitel.

Christian's letzte Tage.

(Vom 17. bis 27. Juni 1725.)

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 25. Juni um 8 Uhr besuchte ihn sein Lehrer, und da er ihn in einem, wenn auch matten Schlaf, fand, so glaubte er, es würde heute nicht schlimmer als gestern sein. Beim Aufwachen fragte er den Kleinen nach seinem Befinden. „Uebel!" antwortete er kläglich. „Ach, ich bin so matt, ich wollte gern ein Schälchen Thee!" Statt des Thee's brachte man ihm, zu mehrer Stärkung, einen Löffel voll Hühnerbrühe, die man mit Zucker süß gemacht hatte. Anfangs weigerte er sich, erst auf vieles Zureden und Bitten nahm er dieselbe. Aber gleich darauf forderte er abermals Thee und schlürfte solchen selbst mit seinem Löffelchen aus seinem Sineser, mit ungewöhnlichem Heißhunger ein, wobei er freudig sprach: „Ach, das erquickt! wie den Darius Kodomanus das Wasser, das ihm Polystrat brachte, als ihn Bessus tödtlich verwundet hatte. Das war eine schreckliche prioris status mutatio (Veränderung des vorigen Standes!) Wenn ich sterbe, so ist es auch eine prioris status mutatio!"

Indessen war er doch an dem heutigen Tage in Reden und Mienen munter, so daß weder sein Lehrer, noch die beiden gegenwärtigen Aerzte vermutheten, daß er in zwei Tagen schon ein Engel sein würde. Doch was diese Herren nicht wußten, fühlte er vielleicht selbst durch geheime Ahnungen, denn er war heute mehr denn je voll von Todesgedanken. So verlangte er gleich nachher ein Skelet, betrachtete alle Knochen desselben, von oben bis unten, nannte jeden bei seinem anatomischen Namen und hieß zuletzt das Gerippe, mit den Worten, wieder an seinen Platz stellen: „Mors omni aetaticommunis (der Mensch sei gleich jung oder alt, der Tod macht ihn doch bleich und kalt)."

Bei dieser Gelegenheit, da sein Lehrer mit ihm über die Gewißheit des Todes sprach, der allen Menschen wartete, fragte jener ihn: ob er sich auch über die künftige Veränderung seines Zustandes freue? antwortete Christian mit einem lauten „Ja!" und fuhr muthig fort: „Alle, die es nicht thun, verfehlen der Weisheit, die von oben herabkommt, und wenn sie gleich alle irdische und menschliche Klugheit sammt der teuflischen Arglist gefasset hätten, wovon Moses in seiner Valet-Predigt sagt, „o, daß sie weise wären und bedächten ihr Ende! — Herr, lehre mich bedenken" — schloß er mit gefalteten Händen — „daß es ein Ende mit mir haben muß, und mein Leben ein Ziel hat, und ich davon muß. Denn es heißt ja: „Longius aut propius mors sua quemque manet (Alle Menschen müssen sterben, der eine früher, der andere später)."

Nach diesem Gespräch schlug er einige geistliche Lieder vor, die man ihm vorsingen mußte. Bis Mittag hörte er diesem Singen zu, dann ließ er sich aus dem Bette bringen und ankleiden. Als er nun von Ungefähr ein geschnitztes Nürnberger Bildchen von einem Reisenden mit einem Kameel erblickte, dem er den Namen Eleazar gegeben hatte, fiel ihm dabei Lazarus und der Schooß Abrahams ein. „Wie wird der reiche Mann erstaunt gewesen sein — sagte er — als er gesehen, daß der arme, von ihm verachtete Lazarus in Abrahams Schooß gesessen!"

„Was denkst Du Dir unter Abrahams Schooß?" fragte ihn v. Schöneich. „Der Schooß Abrahams" — erwiederte er — „ist der Ort, von welchem aller Schmerz und alles Leid entfernt ist; es ist der Inbegriff alles Guten, das den Frommen bevorsteht." Und bald darauf setzte er hinzu: „Der Reiche ist ein großer Narr gewesen, daß er nicht Buße gethan hat; so wäre er nicht gekommen an den Ort der Qual!"

„Welcher Vortheil und welches Heil entsteht uns denn aus der Buße? fragte hier sein Lehrer.

„Man erwacht dadurch wieder nach Gottes Bilde" — antwortete der Gequälte — „kommt zu der ersten Gesellschaft der heiligen Engel und wird ein Miterbe Jesu Christi in dem heiligen Geiste, welchem" — zu aller Erstaunen richtete sich hier Christian aus eigener Kraft plötzlich auf und setzte mit lauter Stimme hinzu: „sei Ehre in Ewigkeit!"

Hier war seine Toilette und auch das Gespräch geendigt. Obgleich er diesen Morgen schon gewaschen war, so rief er doch nach Wasser, um sich recht rein zu waschen. Er tauchte ganz geschäftigt und geschwinde beide Händchen in die Schaale und überfuhr, zu aller Anwesenden Bewunderung, sein ganzes Gesicht, indem er sagte: „Ich muß mich recht waschen, daß ich rein bin!" Später nahm er dies Waschen kurz vor seinem Tode nochmals vor. Als er sich nun tüchtig gewaschen und wieder getrocknet hatte, verweilte er in den Armen seiner Schwester, und hörte mäuschenstill, bis zum Eintritt der Nacht, ihr Singen an. Eben wollte ihn die Amme, welche ihn nun auf dem Schooße hatte, ausziehen und zu Bette bringen, als Christian plötzlich zu seiner neben ihm sitzenden Mutter sich wandte und sagte: „Madame, kochen Sie mir doch Milch und Semmel!"

Man denke sich die Freude seiner Angehörigen über diesen Wunsch. In höchster Eile ward das bestellte Essen zubereitet und stand auch bald aufgetragen vor dem Kleinen.

„Sein Sie nun doch so gütig, Herr v. Schönerich" — schmeichelte er — „und bleiben so lange bei mir, bis ich gegessen habe, und reden Sie unbeschwert mit mir, denn ich kann sonst nicht essen."

„Welche Materie wollen wir denn behandeln?" fragte sein williger Lehrer.

„Die von dem Propheten Jonas — fiel Christian schnell ein. — Laßt uns in der heil. Bibel schauen, wie ihn der Wallfisch eingeschluckt und wieder ausgespieen hat."

Der Lehrer stutzte über diese Wahl, fragte, ob das wirklich sein Ernst sei und als der Kleine es bejahet, suchte v. Schöneich (wenigstens versichert er uns das) durch alle möglichen Vorstellungen auf eine kürzere Materie zu bringen. Aber Christian blieb nun einmal bei seiner ersten Bitte, indem er meinte, man sollte doch mal wieder die erstaunende Geschichte von diesem Wundermann vornehmen.

Und der schwache Lehrer gab nach.

Obgleich v. Schönerich diese Historie lange nicht mit dem Schüler durchgenommen hatte, so schwebten diesem dennoch selbst die kleinsten Umstände noch im frischesten Andenken. Und als der Kleine sah, wie gut es ging, wurde er ausnehmend vergnügt darüber und schien neue Geistes- und Lebenskraft bei der weitläuftigen Erzählung zu gewinnen. Daher plauderte er diesmal ganz wider seine Gewohnheit, bis spät in die Nacht hinein.

Diese gelehrte Unterredung war Christian's Schwanengesang. Einmal flackerte die Rakete noch in verstärktem Feuer, um dann auf immer zu verlöschen. Wir wollen daher diese ganze Unterredung wörtlich treu wieder erzählen, wie v. Schöneich sie niedergeschrieben hat.

(Fortsetzung folgt.)

Neuere Schriften von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen übertragen von B. A. Altén. Erstes Heft. Leipzig, Hermann Schultze. 1851. 140 Seiten 8.

Mit diesem Hefte beginnt die Herausgabe einer Sammlung der nach Tegnér's Tode veröffentlichten, früher nicht gedruckten Schriften desselben, von einem Schweden übersetzt, von dem versichert wird, daß er auch der deutschen Sprache vollkommen mächtig sei. Es ist dies ein ganz zweckmäßiges Unternehmen, da die früheren Werke durch mehrfache deutsche Uebertragungen (— auch bei dem Verleger erschienen die poetischen Werke, von Dr. E. Th. Mayerhoff übersetzt, in zwei Bänden, 1835 und in einer wohlfeileren Ausgabe 1839 —) hinreichend bekannt sind. Die Seiten 1 bis 97 füllt die Lebensbeschreibung des Dichters, die sein Schwiegersohn, der außerordentliche Professor zu Upsala, C. W. Böttiger, 1847 geschrieben. „Daß die Privattrauer," bemerkt der Verfasser am Schlusse, „hier als Darstellerin der Schicksale seines Lebens hervorgetreten ist, mag ihr nicht als Kühnheit angerechnet werden. Sie hat bei der Vollziehung dieses Auftrages gefühlt, daß sie nur einen Ausdruck der allgemeinen Trauer sei, und in der Verwandschaft kein Hinderniß für die Wahrheit gesehen." Und in der That verdient diese kurze, aber an interessanten Einzelheiten reiche Lebensskizze das Lob der Unparteilichkeit, namentlich auch hinsichtlich der Stellen, wo Tegnér's später veränderte politische Gesinnung und seine öffentliche Wirksamkeit außerhalb seines eigentlichen Berufskreises besprochen wird. Daß seine körperlichen Leiden in den letzten Jahren einen mächtigen Einfluß übten, ist dabei besonders hervorgehoben. Die Diction der Biographie hätte immerhin etwas einfacher sein können, doch ist die Begeisterung des Verfassers, der dem edlen Menschen und herrlichen Dichter so nahe stand, keine erkünstelte. Wie sehr Tegnér Alle, die ihn persönlich kannten, durch Offenherzigkeit, Gutmüthigkeit und liebevolles Entgegenkommen an sich zog, ist bekannt.

Ueber seine hohe kirchliche Stellung heißt es:

„Man kann möglicher Weise fragen, ob Tegnér als Bischof auf seinem rechten Platze war, ob es nicht segensvoller für die Wissenschaft, ersprießlicher für die Dichtkunst, glücklicher in mancher Hinsicht für ihn selbst gewesen wäre, wenn er ungestört auf seinem Lehrstuhl in Lund hätte bleiben dürfen. Er hatte da eine frohere Wirksamkeit, einen geistreicheren Umgang, eine seinen Jünglingssinn belebendere Umgebung. Dort war er auch näher Europa, als in einer zwischen Wald und See eingebetteten kleinen Stadt, von wo er bis zur nächsten Stiftsstadt zwölf (schwed.) Meilen rechnete. Alles dieses kann, wie gesagt, in Frage gestellt werden; womit dieses aber nicht ohne Ungerechtigkeit geschehen kann, das ist sein unablässiges Streben, auch auf diesem Platz seinem Berufe gewachsen zu sein, sein gewissenhafter Eifer für Alles, was mit der Stiftsführung zusammenhing, für Ordnung und Bildung, vor Allem seine musterhafte Fürsorge für die Unterrichtsanstalten. Er war ein zu ehrlicher und zu stolzer Mann, um je mit Wissen und Willen ein Versäumniß seiner Pflicht sich zu Schulden kommen zu lassen. , Die Theologie, die ihm schon bei der Universität nicht fremd gewesen, studirte er während der ersten Jahre seiner Bischofszeit ausschließlich; ältere und neuere Arbeiten der verschiedenen Zweige dieser Wissenschaft wurden für seine Bibliothek*) verschrieben: man fand ihn beinahe Tag und

*) Sie wurde im November 1847 in Stockholm verkauft; der Katalog enthält neben vielen werthvollen Werken aus den Fächern der Philologie, Philosophie, Geschichte und Belletristik, die bedeutendsten der neueren deutschen theologischen Literatur. Unter Nr. 2170—2236 sind Tegnér's Schriften, namentlich die verschiedenen Uebersetzungen der Frithiofs Sage (auch eine russische, Petersburg 1841) verzeichnet. H.

Nacht eingemauert zwischen Kirchenvätern und Exegeten. Er hielt es für eine Gewissenssache in Nichts unwissend zu sein, was zum Kreise des Wissens eines Bischofs gehört: „er wollte — sagte er — sich nicht vor seinen Priestern schämen.“ Auch wurde er gleich von Anfang derjenige im Consistorium, von dessen gründlicher Gelehrsamkeit sie bei ihrem Stifts-Examen am meisten zu fürchten zu haben schienen. Denjenigen, die sich dazu vorbereiteten, ging er noch während der letzten Jahre seines Lebens mit privatem Unterricht zur Hand. Den Sommer brachte er größtentheils auf Reisen in seinem großen Sprengel zu, hielt Visitationen, weihte Kirchen*), unterrichtete sich überall von der Bildung und den Angelegenheiten des gemeinen Mannes. Man hat als eine Folge von seiner Voigtschreiberzeit das scharfe Auge bemerkt, womit er oft beim ersten Blick Fehler in den Rechenschaften der Kirchen entdeckte. Er war in solchen Fällen ein strenger Aufseher, und nicht weniger, wenn es Sitten und gute Kirchenordnung betraf. Widerlich war ihm dagegen Alles, was nach Secte oder Fanatismus schmeckte, und die småländischen „Leser“ gaben ihm in dieser Hinsicht nicht wenig zu schaffen. Selten ist bei allem diesem ein Bischof beliebter in seinem Stifte gewesen, als er, und — wir wagen es hinzuzufügen — Niemand verdiente es auch mehr. Seine Handlungen wie sein Wesen trugen stets das Gepräge des offensten Wohlwollens; bei Aufopferungen und Gastfreundschaft fragte er nur sein Herz um Rath; für die Wittwen seiner Prediger war er ein zarter Pfleger, für ihre Söhne ein Vater, der ihrer oft noch hülfreich gedachte, nachdem sie die Lehranstalt verlassen hatten. Deswegen wurde er auch, wo er in seinem Stifte hinkam, mit ungeheuchelter Freude begrüßt. Als Probe der ungekünstelten Sitten, die ihm manchmal in dieser entfernten Provinz begegneten, mag folgender kleine Zug angeführt werden. Eines Sommerabends kam er in einem abgelegenen Pfarrhof an, wo seit Menschengedenken kein Bischof gesehen worden war. Nach einer Weile sah man die zwei Töchter des Hauses über den Hof kommen, eine Kufe Wasser tragend. Auf die Frage, weswegen sie sich einer so schweren Arbeit unterzögen, antworteten sie: „Sollten wir es nicht als eine Ehre ansehen, die Pferde des Bischofs zu tränken?“

Von Tegnér's Wohnung in Lund giebt der Verfasser uns das folgende Gemälde:

„Vielleicht hat es etwas Anziehendes für den Leser, auf einige Augenblicke die einfache Dichterwohnung zu besuchen, von wo ein so großer Ruf ausgegangen. Wir verfügen uns nach Lund, und finden dort an der Ecke von der Graubrüder- und der Klosterstraße ein weißes einstöckiges Haus, geräumig an Umfang und gemüthlich von Ansehen. Dieses Haus mit dem dazugehörenden kleinen Garten gehört dem Dichter seit 1814. Auf der hohen steinernen Treppe vor dem Hause sehen wir einige lockige Kinder mit einem wohlgenährten, schwarzmäuligen Mops spielen. Es ist des Dichters Lieblingshund, der weitbekannte Atis, der während zwölf Jahren von ihm unzertrennlich gewesen und noch nie eine griechische Vorlesung versäumt hat. Wenn sein Herr auf das Katheder geht, so folgt ihm Atis und legt sich zu seinen Füßen. Sollte der Professor irgend einmal seine Vorlesungsstunde vergessen, so zieht ihn Atis beim Rocke, und man weiß dann, wie viel es an der Zeit ist. Wir treten in das Haus und lassen die Wohnstuben der Familie zur Linken. Zur Rechten kommen wir in einen größern Saal und hinter diesem liegt des Dichters Arbeitsstube; doch ehe wir die Thüre öffnen, müssen wir zuerst horchen, ob von daher nicht der Laut von schweren Tritten und von einem dumpfen, eintönigen Lullen gehört wird. Dieses ist ein Zeichen, daß der Sänger dichtet. Wenn er so geht und lullt, dann weiß man, daß Etwas in der Mache ist: Alle lassen ihn dann in Ruhe, und selbst Atis bleibt dann am liebsten draußen auf der Treppe. Aber — der Dichter ist jetzt fort, und wir treten in seine Werkstätte. Was finden wir? Ein anspruchloses Studentenzimmer, mit zwei Fenstern, vom Boden bis zur Decke mit Büchern bekleidet, einen braungemalten Schreibtisch vor einem weißgemalten Sopha, und übrigens nichts Bemerkenswerthes, außer zwei Vertiefungen in den entgegengesetzten Ecken der Stube. Es sind die Punkte, wo der Dichter während seiner Kammerwanderungen umkehrte: selbst die Dielen haben Eindrücke von seiner Dichtkunst empfangen. In dieser Stube ist sonst, so wie uns scheint, nichts zu sehen; doch unter diesem niedrigen Dache sah Frithiof das Tageslicht, bei diesem braungemalten Schreibtische wurden die „Confirmanden“ niedergeschrieben, auf diesem weißgemalten Sopha lag der Sänger genesend, als er „Axel“ dichtete.“

Das erste Heft bringt (S. 98—137) blos „Gerda“, ein Bruchstück, schon vor Tegnér's Versetzung nach Lund ausgearbeitet und damals von ihm „der Heiligenhügel oder Erinnerungen aus Lund“ genannt. „Der Grund dieses Gedichts,“ sagt der Herausgeber, „dessen Anfang um das Jahr 1148 spielt, lag in der Vorstellung, daß der Pflegebruder Waldemars des Großen von Dänemark, Axel Hvide, der nachher so berühmte Erzbischof Absalon, als zwanzigjähriger Jüngling Gerda, die Tochter des Riesen Finn, der, nach einer alten, in dem Prologe benutzten Volkssage, den Dom zu Lund erbaut, geliebt habe. Aus Liebe zu Gerda und durch den Eifer für das ewige Wohl ihrer Seele getrieben, hatte der junge Ritter seine glänzenden weltlichen Entwürfe aufgeopfert und auch seine Hoffnung, sie zu besitzen, indem er, um die stolze Riesenmaid zu bekehren, sich dem geistlichen Stande gewidmet. Aus Frankreich, wo er unter Abailard*) studirt, zurückgekommen, hatte er — schon in seinem dreißigsten Jahre zum Bischof in Rothschild und später ebenfalls zum Erzbischof in Lund ernannt — endlich sowohl Gerda's als ihres Bruders, Sölve's, Bekehrung und Taufe bewerkstelligt. Die beiden Riesenkinder waren damals für immer aus dem Berge hinweggezogen: Sölve hatte sich auf der Grenze zwischen Blekingen und Schonen**), wo jetzt die kleine Stadt Sölvesburg liegt, eine Burg errichtet, wovon noch jetzt einige Trümmer vorhanden sind (angesichts derer dieses gerade niedergeschrieben wird). Gerda

*) Im Stifte Wexiö wurden während Tegnér's Dienstzeit 31 neue Kirchen errichtet. Wegen des Baues von noch zwölf anderen war man schon einig und sieben davon waren schon angefangen. 30 wurden außerdem bedeutend verbessert.

*) Der Dichter hat sich hier einen Anachronismus erlaubt: Abailard starb 1142.

**) Zwei schwedische Landschaften.

dagegen hatte sich eine Heimath auf ihres Vaters früherem Hügel bei Lund, dem jetzigen Heiligenhügel, gesucht, wo sie in Absalon's Nähe und Schutz ein Kloster gründete, in dessen Mauern sie als Priorin ihr Leben beschloß."

Voran gehen „Erklärungen"; einige derselben, z. B. Eden, Krummstab, Mitra, sind, für deutsche Leser wenigstens, überflüßig. Der Prolog ist überschrieben: Der Riese Finn. In Gerda hat uns besonders Axel's Erzählung von der Einweihung der Domkirche zu Lund durch Eskil angesprochen.

Als Probe sind noch (S. 138—140) zwei scherzhafte Gedichte: „Brautleute und Ehestandsleute" und „Zu Tische" gegeben.

Druck und Papier sind gut. Hoffmann.

Kain. Dramatisches Gedicht in drei Acten von Franz Hedrich. Leipzig. Verlag von F. L. Herbig. 1851. 118 Seiten. 8.

Schon mehr als ein Dichter hat aus dem ehrwürdigsten Buche der Menschheit, der heiligen Schrift, die Anregung zu poetischen Schöpfungen empfangen. Die einfache Anmuth, die in dem historischen Theile der biblischen Schriften herrscht, die prägnante Kürze, mit der die Begebenheiten erzählt sind, der weite Spielraum, der der schöpferischen Phantasie des Dichters innerhalb der oft nur leise angedeuteten Umrisse des Gemäldes gelassen ist, der Stempel kräftiger Ursprünglichkeit, den diese Erzählungen durchweg tragen, müssen auf ein poetisches Gemüth die höchste Wirkung ausüben und dasselbe zu freiem Schaffen begeistern. Es könnte vielleicht auf den ersten Blick scheinen, als ob der Bearbeiter biblischer Stoffe durch die Schranken abgeschreckt werden könnte, welche die ehrfurchtsvolle Scheu, die diese Darstellung der ältesten Menschengeschichte umgiebt, einem allzufreien Walten der dichterischen Willkühr entgegensetzt. Allein die Erfahrung lehrt, daß dieselben von den Dichtern weder gefürchtet, noch für unverträglich mit der dichterischen Freiheit gehalten worden sind.

Auch die dramatische Poesie verdankt der biblischen Historie manche nicht unwillkommene Bereicherung ihres Besitzthums. Erfüllen diese biblischen Dramen auch nicht immer alle Bedingungen der dramatischen Kunst, fehlt es namentlich der Handlung nicht gerade selten an der echten dramatischen Bewegung, so sind sie darum doch nicht ohne dichterischen Werth, und da viele von ihnen von vorneherein auf die scenische Darstellung verzichten, so hat sich, zumeist für diese Stoffe, nach und nach ein eigenes Nebengebiet der dramatischen Poesie, die sogenannte lyrische Dramatik gebildet.

In dieses Gebiet wäre denn auch der vorliegende Stoff wohl am Besten zu verweisen. Er ist den ersten Anfängen der Menschengesellschaft entnommen, wie sie die Anfangskapitel der Genesis uns schildern, und hat die Buße des frühesten Uebelthäters, Kains, nach dem vollbrachten Morde, zum Vorwurfe. Wir dürfen aber wohl die Frage aufwerfen, ob dieser Stoff, so gefaßt, selbst für ein lyrisches Drama, genug dramatisches Element enthält und müssen von vorneherein beinahe daran zweifeln, wenn wir uns erinnern, daß selbst der eigentlich drastische Theil der hier erzählten Begebenheit, der Zwist der Brüder und die Ermordung des Jüngeren einem deutschen Dichter — Salomon Geßner — nur Stoff zu einem epischen Gedichte (der Tod Abels) gegeben hat. Der Dichter scheint in der That etwas der Art gefühlt zu haben, indem er die Donner der Kritik, nach schon häufig beliebter Weise, durch die Bezeichnung „dramatisches Gedicht" abwenden wollte, zu seiner völligen Rechtfertigung wird indeß dieselbe nicht gereichen.

Doch es wird Zeit, daß wir unsere Ansicht durch ein bestimmteres Eingehen auf das Stück näher begründen. Das Drama Kain zerfällt in drei Akte. Der erste spielt in Henochia, der Stadt der Kainiten; Kain, lebensüberdrüssig und von seinem unstäten Geiste getrieben, will die bisher bewohnte Gegend verlassen und sich zu den Wohnorten der ihm feindlichen Sethiten begeben, um seine Mutter Eva vor seinem erhofften Ende noch einmal zu sehen. Vergebens suchen Frau und Kind ihn davon zurückzuhalten; da sie es nicht vermögen, erklären sie, ihn begleiten zu wollen, und setzen diesen Entschluß, trotz seines anfänglichen Widerstandes, durch. Der zweite Act geht in dem Gebiete der Sethiten vor. Kain und sein Sohn Jubal treffen auf dem Wege mit den Sethiten zusammen, die ihnen den Zugang zu ihrem Lande wehren wollen. Indeß geben diese nach, Kain erscheint vor Eva und dem Stammhaupte, seinem jüngeren Bruder Seth. Eine Versöhnung zwischen den beiden bisher feindlichen Stämmen scheint sich anbahnen zu wollen. Da zerreißen die maßlosen Drohungen des von Sethiten auf einem gewaltsamen Einbruche in ihr Gebiet ergriffenen älteren Sohnes Kains, Henoch, das kaum geknüpfte Band der Eintracht wieder. Kain eilt fort, den Tod im Herzen über das freche Benehmen seines Sohnes, der selbst gegen den Vater Frevelworte ausgestoßen hat. Der dritte Act führt uns in eine Wüste, zur Seite ein Gezelt Kains. Sie dürsten, ein Wüstensturm zieht herauf, der sie auseinander treibt. In einem engen Thal am Meeresufer finden sie sich wieder; den Wüstensturm faßt Kain als eine Vorbedeutung seines Endes auf, er nimmt von seinen Geliebten Abschied und begiebt sich in eine Höhle, in welche zu einer bestimmten Zeit das Meereswasser eindringt, dort sein Leben zu enden. Gattin und Sohn bleiben verzweifelnd und sein Ende beklagend zurück.

Was uns bei dieser Inhaltsdarlegung sogleich einleuchten muß, ist, daß der Verfasser des Dramas sich nicht darüber klar geworden, daß nicht jedes Thun, jedes Kommen und Gehen eine Handlung im dramatischen Sinne ist, sondern nur ein bewußtes, zweckvolles, die Entwicklung der vorgestellten Begebenheit förderndes. Das ganze Auftreten Henochs und der Sethiten dient nur dazu, Kains Mißmuth zu verstärken und ihn in dem Entschlusse des Selbstmordes zu befestigen. Darum müssen sie eine Zeitlang während des zweiten Aktes hin und hergehen, um dann mit demselben zu verschwinden, wie sie gekommen sind; in sich haben sie keinen Zweck, wir gehen an ihnen vorüber, wie Reisende an einem Gegenstande auf der Landstraße; sobald wir sie aus dem Gesichte verloren haben, sind sie für uns nie dagewesen. Selbst ihre Einwirkung auf Kain ist nur eine ganz schwache, denn er war schon vorher zum Sterben entschlossen, und nur in der Voraussicht seines nahen Endes zu ihnen gekommen. Ebenso wenig wie jedes Thun ist aber jedes Geschehen ein dramatisches. Wir haben hier einen Wüstensturm, der die Hälfte eines Aktes einnimmt, ohne daß sich

auch nur eine Muthmaßung darüber aufstellen läßt, welchem Zwecke derselbe dient, denn daß Kain in demselben eine Vorbedeutung seines Endes erblickt, daß ist doch von dem Dichter mit gar zu großer Willkürlichkeit angenommen worden.

Am Meisten aber läßt sich gegen den Ausgang des Stückes einwenden. Dieser soll, namentlich in dem ernsteren Schauspiel, doch nur ein solcher sein, der den zur Darstellung gebrachten Conflict auf eine den Gesetzen der vernünftigen Weltordnung entsprechende Weise zu Ende zu führen sucht, und somit eine sittliche Wirkung auf den Zuschauer oder Leser ausübt. Ein willkürliches Abreißen des Fadens, ein nicht durch innere Nothwendigkeit herbeigeführter Schluß beleidigt unser sittliches Gefühl, und vermag daher diese Wirkung nicht hervorzubringen. Die Idee, welche er bisher verfochten, soll es sein, an der der Held zu Grunde geht, nicht ein zufälliges Ereigniß. Diese Zufälligkeit der Catastrophe läßt den fünften Akt von Oehlenschlägers Correggio so fehlerhaft erscheinen, und tritt uns auch in dem vorliegenden Drama auf eine wenig erfreuliche Weise entgegen. Allerdings lassen die antiken Dramen den Selbstmord als tragische Catastrophe gelten, in diesen ist aber auch von vorneherein die Anschauungsweise eine andere, und die Tödtung erfolgt nicht in einem Momente des höchsten Mißmuthes, wie hier, sondern mit völliger Ruhe und klarer Erkenntniß, sowie aus der Ueberzeugung nicht mehr mit Ehre unter den Menschen leben zu können. Die biblisch-orientalische Sinnesweise des bußfertigen Sünders, die in den übrigen Theilen des Stückes herrscht, paßt aber zu diesen heidnisch antiken Begriffen durchaus nicht. Der Verfasser hat diese beiden geistigen Richtungen in einander gemischt, im Inhalt, wie im Styl.

Verkennen wollen wir aber nicht, daß das Werk auch seine eigenthümlichen Vorzüge hat. Die finstere Gestalt des Kain ist mit poetischer Anschauung kräftig und bestimmt gezeichnet; er erkennt mit Deutlichkeit die schweren Folgen, die aus seiner Missethat geflossen sind, er ist es sich bewußt, daß er den ersten Mißton in die Harmonie der heiteren Schöpfung gebracht hat, die nun immer mehr von ihrer ursprünglichen Reinheit einbüßen wird, er leidet endlich am Schwersten an der Erkenntniß seiner Machtlosigkeit über den frevlerischen Sohn Henoch, in dem er mit Schrecken ein nur zu getreues Abbild des eigenen Jugendlebens erblickt; der Gedanke ferner, dem schweren Verbrecher ein treues, liebendes Weib an die Seite zu geben, daß das entbehrungsreiche, unstäte Leben des Gatten, zu dem es sich trotz seines schuldbeladenen Innern hingezogen fühlt, weil es die ursprüngliche Großartigkeit seiner Seele erkennt, willig theilt, und unablässig die besseren Gefühle und die Lust am Leben in ihm aufrecht zu erhalten strebt, muß ein sehr trefflicher genannt werden, und man kann sagen, daß die Ausführung nicht weit hinter der Idee zurückbleibt. Ebenso ist Eva, die Mutter der Menschen, auf eine der hohen Würdigkeit ihrer Stellung entsprechende Weise eingeführt. Weniger Gutes läßt sich vielleicht von Jubal sagen, dessen Zeichnung etwas unbestimmt ist.

Der Versbau darf fast durchgängig als leicht und wohlklingend, die Diction als edel und würdig bezeichnet werden. Mit einigen Freiheiten, die sich der Dichter mit der Sprache genommen hat, wie er denn z. B. „untergangen“ statt „untergegangen“, „stickt“ statt „erstickt“ schreibt, kann man sich indeß wohl nicht einverstanden erklären. Ebenso wenig kann es passend erscheinen, wenn Jubal seine Mutter: „Herrliche“, „Geliebte“ anredet, solche Bezeichnung ist unnatürlich, und der dramatische Dialog soll vor allen Dingen naturgemäß sein. Eine Hauptsorge des Autors bei seinen künftigen dramatischen Werken wird überhaupt sein müssen, seinen Dialog von einer gewissen steifen Förmlichkeit zu befreien, die vielleicht, wie schon oben angedeutet, durch eine nicht richtig verstandene Nachahmung der alten Dramatiker in denselben hineingekommen ist.

Wenn der Verfasser noch am Anfange seiner dramatischen Laufbahn steht, so ist ihm gewiß zu diesem Drama, das eine sinnige Auffassung des Gegenstandes und keine gewöhnliche dichterische Befähigung verräth, Glück zu wünschen. Wenn er diese guten Anlagen durch etwas ernstere Studien über die dramatische Poesie ausgebildet haben wird, mag es ihm vielleicht noch gelingen, die deutsche Bühne mit ihrer würdigen Werken zu bereichern.

Die äußere Ausstattung der kleinen Schrift ist so, wie man es von dem bewährten Namen der Verlagshandlung erwarten kann.

M. M.

Miscellen.

Wie es im Londoner Globe heißt, hat sich nach einem Schreiben aus Wien jemand erboten, von Dover nach Calais zu schwimmen, und will 500 bis 1000 Lsterl. darauf verwetten, daß er dies Unternehmen im Laufe des August- oder September-Monats d. J. ausführen wird. Seiner Angabe nach hat er bereits die Tour von Wien nach Preßburg, die Donau hinab, schwimmend zurückgelegt.

Am 12. d. M. ist die Kuppe des Mont Blanc zum fünf und zwanzigsten Mal erstiegen worden, dies Mal von vier Engländern und unter dem Beistande von sechszehn Führern und einer gleichen Anzahl Trägern. Ein solches Unternehmen ist aber nicht blos für den Körper, sondern auch für die Börse angreifend, denn die Kosten des vorbesagten sollen sich auf 150 Lsterl. belaufen haben.

Nach authentischen, mit Sorgfalt von dem statistischen Bureau des Stadthauses von Paris gesammelten, Documenten hat sich ergeben, daß von 501 Selbstmorden: 65 durch Sichherabstürzen von hohen Höhen, 66 durch Erdrosselung, 45 durch scharfe Werkzeuge, 48 durch Feuergewehr, 31 durch Vergiftung, 86 durch Kohlendampf, 170 durch Ertränkung bewerkstelligt worden sind. Die Veranlassungen zu diesen Selbstmorden waren: in 100 Fällen Liebe und häuslicher Kummer, in 148 Krankheiten und Lebensüberdruß, in 68 schlechte Lebensweise, Verlüste im Spiel, in 100 Armuth, Stellenverlust, zerrüttete Geschäfte. Die Beweggründe der übrigen 94 Fälle sind unbekannt geblieben.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 72. Sonnabend, den 6. September. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

So schrieb auch der allgemeine Rath der Gemeinde Marion, im District von Bazas, an Robespierre, den er einen beschützenden Vater des guten Volkes nannte:

„Der allgemeine Rath und die gesammte Gemeinde von Marion, die sich der Religion wegen versammelt gehabt, weil sie zwischen Furcht und Hoffnung schwebten, haben die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß sie in dem Augenblick, wo sie Ihren im Namen des Heilausschusses am Quintidi des 15. Frimaire abgestatteten, und auf Befehl des Convents gedruckten Bericht erhielten, mit ihrem wackern Pastoren, der ein guter Republikaner ist, ein Te Deum sangen und nach dessen Beendigung den Ausruf: es lebe Robespierre! es lebe die Republik! zum Himmel empor steigen ließen.

„Nun hat aber irgend ein Feind Ihrer Wohlthat die Bosheit gehabt, uns trotz der constitutionellen Acte, welche uns die freie Ausübung des Cultus sichert, so wie des Decrets des Convents vom 18. Frimaire, worin gesagt wird, daß alle Gewaltthätigkeiten und entgegengesetzten Maaßregeln verboten sein sollen, als Störer der öffentlichen Ruhe dem Bürger Isabeau zu denunciren.

„.... Diese Drohungen hat unser Pfarrer sich dermaßen zu Herzen genommen, daß er uns erklärte, er werde uns verlassen. Wir haben ihn — wiewohl er in seiner Furcht seine Verrichtungen eingestellt hat — noch zurückgehalten, indem wir ihm die Versicherung gaben, wir hofften von Ihrer Güte zu erlangen, daß er seinen Dienst als Prediger fortsetzen könne.

„Alle derartigen Handlungen sind zugleich dem Interesse der Nation und dem der Beschwerdeführenden, die da schwören, daß sie, ohne darum aufzuhören gute Republikaner zu seyn, in unsrer Religion leben und sterben wollen, nachtheilig.

„Der allgemeine Rath und die ganze Gemeinde werfen sich Ihnen zu Füßen, hoffend, daß Sie ihnen darin zu Willen seyn werden, daß sie ihren Pastoren behalten.

„Wir werden dagegen nicht aufhören, den Himmel um Ihre Erhaltung anzuflehen. Der allgemeine Rath macht Sie noch aufmerksam darauf, daß unsre Gemeinde eine sehr große Gemeinde ist. Geruhen Sie, uns den Gebrauch der Glocke zu bewilligen, um das gute Volk zusammen zu berufen, und haben Sie die Güte, durch Ihre Antwort den Bürger Artigaux, unsern Pfarrer zu beruhigen."

Daß solche Gesinnungen, eine solche intime und tiefe Verbindung zwischen Religion und Freiheit, in Frankreich und in Europa überhaupt vorhanden waren, das war Robespierre wohl bekannt. Ihm lag weder die Freiheit noch die Religion am Herzen, aber er fürchtete sie, und suchte, als ein geschickter Politiker, sie für den nächsten Augenblick, wo er seine geheimen Gedanken zu offenbaren gedachte, für sich zu gewinnen.

Ein zweiter Gedanke, welcher Robespierre über das Vorhaben von Chaumette eingefallen war, war die Gefahr, zuzugeben, daß der Glanz und der Proselytismus, welche sich stets an den Namen des Gründers eines neuen Cultus hängen, einem anderen als ihm selber zufiele. Wenn seine philosophische Erziehung auch seinen Glauben getödtet, sein Gemüth ausgedörrt hatte, so erkannte er, ohne selbst eine Ahnung davon zu haben, doch bei Anderen den penetranten Glaubenseifer, welcher die Menschen unter sich durch einen gemeinsamen Gedanken verbindet, und der dem sichtbaren Haupte einer Lehre und eines Dogmas eine Legion Geister als Familie, als Gefolge,

als Armer erwirbt. Sein Stolz empörte sich gar sehr, als er sah, wie dieser Chaumette, ein simpler Commis des Buchhändlers Prudhomme und geschwätziger Procureur der Gemeinde, sich durch die stets großartige, wenn auch nicht göttliche Vermessenheit, als Begründer einer neuen Religion aufzutreten, über die gewöhnlichen Revolutionairs erheben wollte. Robespierre's Aerger hierüber war so groß und so lebhaft, daß er ihn nicht zu verhehlen vermochte.

„Mit welchem Rechte," vergaß er sich in der Sitzung des Jacobinerclubs vom 21. November 1793 auszurufen, „mit welchem Rechte soll es Menschen, *die bis jetzt in der Laufbahn der Revolution unbekannt gewesen sind*, gestattet seyn inmitten aller dieser Begebenheiten die Mittel zu suchen, *eine falsche Popularität zu usurpiren*, selbst die Patrioten zu falschen Maaßregeln zu verleiten, und Wirrwarr und Zwietracht unter uns zu verbreiten? Mit welchem Rechte soll es ihnen frei stehen, die Freiheit des Cultus im Namen der Freiheit zu stören, und den Fanatismus durch einen andern Fanatismus zu bekämpfen? Mit welchem Rechte sollen sie die der lautern Wahrheit dargebrachten Huldigungen in ewige und lächerliche Possen verkehren? Warum ihnen erlauben, so ihr Spiel mit der Würde des Volkes zu treiben, und die Schellen der Narrenkappe an das Scepter der Philosophie selber zu befestigen?"

Es war wahrlich eine eigne Art, die Freiheit zu deuten, *nicht zugeben zu wollen, daß Chaumette die Schellen der Narrenkappe an das Scepter der Philosophie hinge*. Die Inquisition, auf welche die Philosophen so viel zu sagen gehabt hatten, würde dem Gemeindeprocurator die Phantasie, derentwegen Robespierre ihn unter die Guillotine brachte, nachgesehen haben; aber es muß noch hinzugesetzt werden, daß Chaumette dem Verbrechen, die Philosophie lächerlich zu machen, noch dasjenige hinzugefügt hatte, nach Mehrerem zu trachten als der Gebieter nach seinen Plänen dulden konnte.

Um den Character Frankreichs, der durch die Orgien der Gemeinde in den Staub gezogen worden war, in dem Geiste von Europa wieder zu heben, ließ Robespierre am 5. December 1793 durch den Convent eine Art von Schutzmanifest der religiösen Freiheit decretiren. Er sagte darin:

„Völker, eure Gebieter sagen Euch, daß die französische Nation jegliche Religion proscribirt, den Cultus von einigen Menschen dem der Gottheit substituirt hätte. Sie schildern uns Euch als ein götzendienerisches oder wahnwitziges Volk. Sie lügen! Das französische Volk und seine Repräsentanten respectiren die Freiheit aller Culten und proscribiren deren nicht einen einzigen. Sie ehren die Tugend der Märtyrer der Menschheit, ohne ein verstocktes Vorurtheil und ohne Abgötterei; sie verabscheuen die Unduldsamkeit und die Verfolgung, mit welchem Vorwande sich dieselben auch bemänteln mögen. Sie verdammen *die Uebertreibungen des Philosophismus* eben so, wie die Thorheiten des Aberglaubens und wie die Verbrechen des Fanatismus."

Um der Regierung, nach deren absoluter Leitung ihm gelüstete, die Zuneigung des Landvolkes, welches an den plumpen Atheismus der Volksgesellschaften Aergerniß genommen hatte, wiederzugewinnen, brachte Robespierre am 6. December bei dem Convente ein Decret in Vorschlag, welches alle Gewaltsamkeiten oder Drohungen gegen die Religionsfreiheit untersagte, ohne jedoch die Gesetze aufzuheben, welche gegen die widerspänstigen Priester erlassen worden waren.

Endlich schickte er, um dem unbedachten Eifer des Gemeindeprocuratoren und seiner Apostel ein Ziel zu stecken, sie, wie wir gesehen haben, auf's Schaffott.

Für einen erhabenen und liberalen Geist, würde die Religionsfreiheit im Jahre 1793 der Auslaufspunkt einer neuen Politik und einer ernstgemeinten Regierung gewesen seyn.

Zuvörderst wäre durch die Freiheit des Gottesdienstes auf der Stelle die Vendee beruhigt worden. Die Landleute würden den König aufgeopfert haben, wenn die Regierung ihnen nur ihren Gott gelassen hätte. Nächstdem hätten die ländlichen Bevölkerungen aller andern Provinzen die revolutionairen Gewaltthätigkeiten, deren Opfer die älteren und reicheren Familien waren, ruhig geschehen lassen, und wären ganz zufrieden gewesen, wenn ihnen nur ihr Cultus und der Frieden ihres Heerdes verblieben wäre. Auf der religiösen Freiheit und der häuslichen Sicherheit gestützt, hätte Robespierre ungestraft, und, wie es sein Stolz nur verlangen konnte, alle politischen Zustände umbilden können. Aber in Robespierre's Gemüth war weder Erhabenheit noch Liberalismus. Obgleich er nach dem Beispiele Marats den größten Haß, die größte Verachtung für Voltaire und für die Encyclopädisten hegte, war er selber auch nichts weiter, als ein Philosoph gleichen Schlages und noch dazu ein sehr subalterner.

Die Idee, eine neue Religion zu gründen, eine Narrheit, an welcher Voltaire in seinen alten Tagen auch gelitten, hatte sich seines Geistes bemächtigt, und man wird sehen, daß er, der vor den Augen von Europa *die Extravaganz des Philosophismus* von Chaumette verspottet hatte, sich nicht verständiger als dieser bewies.

Robespierre hatte die ärmlichste Einbildungskraft von der Welt, und es war ihm unmöglich, je etwas auszudenken. Saint-Just machte ihm seine Politik, und seine Religion mußte ihm auch erst von einem andern angegeben werden.

Während man über den Constitutionsentwurf der Girondisten debattirte, machte ein Deputirter von Cayenne, den der *Moniteur* nicht namhaft gemacht hat, am 17. April 1793 den Vorschlag, in der *Erklärung der Rechte* anzuführen, daß die Versammlung das Dasein *eines Höchsten Wesens* erkenne. Louvet erwiederte darauf sehr verständig, Gott bedürfe nicht erst einer Anerkennung des Convents.

Nach dem Sturze der Girondisten, und inmitten der Propaganda des Atheismus, die Chaumette in den Sectionen von Paris angefacht hatte, erschien am 18. November eine Deputation von Clamart vor der Barre des Convents mit der Forderung, daß es einem jeden gestattet seyn sollte, das Höchste Wesen nach seiner Weise anzubeten. Von dieser Bewegung selber hingerissen, und erfreut, der Göttin der Vernunft einen populairen Rival entgegen stellen zu können, hielt Robespierre nun am 21. November dem Höchsten Wesen eine pomphafte Lobrede auf der Tribüne des Jacobinerclubs.

Weiter als irgend ein anderer gehend, machte Danton am 26. November den Vorschlag, der Convent solle dem Höchsten Wesen mitten auf dem Marsfelde einen Tempel aufführen lassen. „Wenn Griechenland seine olympischen Spiele gehabt hat," rief er aus, „so soll Frankreich seinerseits seine *sansculottischen Tage* feiern! Das Volk soll Feste haben, bei welchen es dem Höchsten Wesen Weihrauch streut. Die Würge

der Freiheit sey auch der Mittelpunkt der Nationalfeste! Ich trage darauf an, daß der Convent das Marsfeld den Nationalspielen weihe, und den Befehl ertheile, daselbst einen Tempel aufzuführen, in welchem die Franzosen sich in großer Anzahl versammeln können.

Da war für Robespierre ein Religion gefunden: er sann über die Combinationen ihrer Einzelnheiten nach, und da Frankreich trotz der Adresse vom 5. December noch immer ohne Religion war, zeigte Couthon am 6. April 1794 an, daß der Heilsausschuß dem Convente nächstens einen Entwurf zu decadistischen Festen, zu Ehren des Höchsten Wesens vorlegen werde.

Robespierre hatte über die Religion keine anderen Ansichten als die Philosophen des 18. Jahrhunderts, obwohl er sich das Ansehn gab, diese zu verachten.

Nicht bloß durch die Furcht vor dem Parlamente und der Sorbonne, sondern auch durch die Gesinnung der Bevölkerungen, welcher sie nicht Trotz zu bieten wagten, zurückgehalten, hatten die Philosophen sich im Allgemeinen gebehrdet, als ob sie an das Dasein dessen, was sie ein Höchstes Wesen nannten, und an die Unsterblichkeit der Seele glaubten. Mit diesen Worten, die so ziemlich allgemein und vague waren, schienen sie mindestens die Fundamentalpunkte des öffentlichen Glaubens gelten zu lassen, wiewohl sie sich die Freiheit reservirten, dieselben durch zuwiderlaufende Hypothesen zu untergraben. So besang Voltaire in Gedichten die Unsterblichkeit der Seele, während er anderer Orten die Seele für eine Eigenschaft des Gehirns, vergänglich wie dieses, ausgab.

Die Unsterblichkeit der Seele schien Robespierre einen politischen Haltpunkt zu haben, den er sich zu Nutzen machen könne. Wenn es kein künftiges Leben gäbe, zur Schadloshaltung für Leiden und zur Belohnung für Tugenden des jetzigen Lebens, so würde, das ist klar, die Klugheit gebieten, das Glück in den Genüssen dieser Welt zu suchen. Aber was man auch thun mag, ist es doch nicht zu verhindern, daß es hienieden Menschen, und zwar recht sehr viele giebt, die da leiden; deshalb thut vor Allem den Armen, den Unglücklichen, den Trauernden, den Verlassenen der Glaube an ein zukünftiges Leben Noth.

Das war die Ursache, warum Robespierre sich stellte, als ob er in den Atheisten die Aristocraten erkennte, weil diesen die Genüsse der Erde die Glückseligkeiten des Himmels weniger vermissen lassen. „Der Atheismus ist aristocratisch," sagte er im Jacobinerclub. „Der Gedanke eines Großen Wesens, das sich der unterdrückten Unschuld annimmt und das siegreiche Verbrechen bestraft, geht vom Volke aus." Als die Versammlung ihm nun applaudirte, da setzte er noch hinzu: „Es ist das Volk, es sind die Unglücklichen, die mir Beifall zollen. Wenn ich Tadler fände, so würde das nur unter den Reichen, unter den Straffälligen seyn."

Das sind in der Hauptsache die oberflächlichen, die allgemeinen Ideen, welche Robespierre als Grundlage der neuen Religion in Vorschlag zu bringen gedenkt; wenn er sie aber im Namen der Regierung in eine Form einkleiden will, da wird es seinem Geiste nicht gelingen über eine Art von verworrenen und schlechterklärten Pantheismus hinauszugehn. „Die Menschen zum lautren Cultus des höchsten Wesens zurückrufen," wird er sagen, „heißt dem Fanatismus einen Todesstreich versetzen. Alle Erdichtungen verschwinden vor der Wahrheit und alle Thorheiten brechen vor der Vernunft zusammen. Ohne Zwang, ohne Verfolgung müssen alle Secten sich von selbst in der Universal-Religion der Natur verschmelzen." Robespierre wird aus seinem Cultus die aus Prostituirten gebildeten Göttinnen verbannen, statt deren aber andre aus Holz und Papp einführen, die, wenn auch minder gehässig, doch nicht minder lächerlich seyn werden.

Couthon hatte die Feste des Höchsten Wesens am 6. April 1794 in folgenden Worten angekündigt: „Ein Bericht des Heilsausschusses wird den Entwurf zu einem decadistischen Feste, dem Ewigen geweiht, von dem die tröstende Idee dem Volke durch die Hebertisten nicht genommen ist, in Vorschlag bringen." Dieser Bericht wurde darnach am 7. Mai durch Robespierre übergeben. Es war eine verworrene und schwerfällige Abhandlung der pantheistischen Moral, gut, um in einer Academie von Philosophen vorgetragen zu werden, bizarr und unsinnig, wenn es sich um eine religiöse Praxis, um einen wahrhaften Cultus handelte.

An den Bericht Robespierre's knüpfte sich ein Decret, das insbesondre durch drei Bestimmungen merkwürdig war.

Nach der ersteren sollte das französische Volk das Daseyn des Höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele anerkennen.

Nach der zweiten sollten Feste eingeführt werden, die ihren Namen aus den Begebenheiten der Revolution, von den, den Menschen nützlichsten Tugenden, von den größten Wohlthaten der Natur hernähmen.

Die dritte setzte sofort 37 Feste fest, die an den decadistischen Tagen gefeiert werden sollten. Ihre bloße Aufzählung dürfte besser, als lange Reden, den Geist der Religion nach der Weise von Robespierre bezeichnen. Sie waren geweiht:

— Dem Höchsten Wesen, — der Natur, — dem Menschengeschlechte, — dem französischen Volke, — den Wohlthätern der Menschheit, — den Märtyrern der Freiheit, — der Freiheit und Gleichheit, — der Republik, — der Freiheit der Welt, — der Vaterlandsliebe, — dem Hasse der Tyrannen und Verräther, — der Wahrheit und Gerechtigkeit, — der Schaamhaftigkeit, — dem Ruhme und der Unsterblichkeit, — der Freundschaft, — der Mäßigkeit, — dem Muthe, — der Worttreue, — dem Heroismus, — der Uneigennützigkeit, — dem Stoicismus, — der Liebe, — der ehelichen Liebe, — der väterlichen Liebe, — der Mutterliebe, — der kindlichen Frömmigkeit, — der Kindheit, — der Jugend, — dem männlichen Alter, — dem Greisenalter, — dem Unglück, — dem Ackerbau, — dem Gewerbfleiße, — den Ahnen, — der Nachwelt, — dem Glücke.

Zwei weitere Verfügungen des Decrets beauftragten, das eine den Ausschuß des öffentlichen Unterrichts, einen Plan über die Organisirung dieser Feste einzureichen, das andere den Maler David, dem Convente einen Entwurf zu dem Feste des Höchsten Wesens, welches am 8. Juni gefeiert werden sollte, vorzulegen. Die Arbeit der Commission sowohl als die von David zeugen im höchsten Grade von den Verirrungen jener wahnsinnigen Epoche.

Der republikanische Kalender, der um diese Zeit in Gebrauch gekommen, war der zweite dieser Art, den der Convent angenommen hatte.

In dem ersteren, welcher dem Convente am 20. September 1793 Namens des Ausschusses des öffentlichen Unterrichts durch

Romme übergeben worden war, befanden sich die älteren Monatsnamen unterdrückt, und durch auf einander folgende Nummern ersetzt, und die Tage Montag, Dienstag u. s. w. waren in Gattentag, Kocardentag, Lanzentag, Pflugtag, ꝛc. umgetauft worden.

In dem zweiten, Namens des Ausschusses des öffentlichen Unterrichts am folgenden 24. October durch Fabre d'Eglantine eingereicht, waren die Monatsnamen ebenfalls geändert und durch solche ersetzt, die man dem Klimate Frankreichs entlehnt hatte, wodurch denn die Gouverneure von Cayenne, vom Senegal, oder von Martinique genöthigt waren, ihre Briefe von einem Nebelmonate, (Brumaire) einem Reifmonate, (Frimaire) einem Schneemonate (Nivose) zu datiren.

Die Tage bekamen auch Reihennummern, und die Namen der Heiligen wurden durch Namen von Thieren, Gemüsen, Fischen oder Geflügel ersetzt. So war der 26. October der Namenstag der Gans, der 5. November der der Kalekuten, der 25. id. der des Schweines, der 15. December der des Heimchens, der 4. Januar der des Kaninchens, der 14. id. der der Katze, der 25 Februar der des Bockes, der 4. April der des Huhnes, der 4. Mai der der Seidenraupe, und der 14. id. der der Karpfen.

Der 19. Juli, der Namenstag des Heiligen Vincent de Paula, des Heros der Menschheit, war nun dem Dinkel, der 28. August, der Namenstag des Heiligen Augustin, des größten Schriftgelehrten, der Wassermelone, und der 2. December, der Namenstag des Heiligen Franz Xavier, des Apostels von Indien, dem Rettig, geweiht!

(Fortsetzung folgt.)

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

Zweiter Abschnitt.

Funfzehntes Kapitel.

Christian's letzte Tage.

(Vom 17. bis 27. Juni 1725.)

(Fortsetzung.)

„Wo ist nun der Sohn Amithai, Jonas von Gath-Hefer?" fragte Christian mit ausnehmend lebhaften Worten, als ihm das davon handelnde Kupfer gezeigt wurde und er kaum noch einen Löffel voll von der Milchsuppe zu sich genommen hatte. „O schau, da heißt es mit ihm: hinunter in die Tiefe des Meeres! Hier aber — er drückte das Fingerchen auf das Bild — liegt er wieder am Lande, von dem schrecklichen Fisch aus seinem Rachen gespieen. Schau wie er sich umsieht und wundert! Da hat es geheißen: Erkennet doch, daß der Herr seine Heiligen wunderlich führt." — Jonas erschrickt aber nicht über diesen gräulichen Fischkopf, daß er des Todes darüber ist, wie der Ostgothen König Theoderich über den Fischkopf in seiner Schüssel. — Schau, wie dort der Fisch auflauert, ihn zu verschlingen und recht mit zusieht, wie sie ihn aus dem Schiffe werfen."

„Aber nun" — eilte er fort — „laßt uns erst schauen, wo Gath-Hefer liegt, und dann, wie er von Gath-Hefer aus dem Stamme Sebulon, durch Isaschar, Ephraim, Benjamin, nach Jappe im Stamm Dan, gegangen ist. Kinder, bringt mir doch die Landcharte her!"

Sie wurde gebracht; Palästina aufgeschlagen und Christian continuirte: „Nun soll Gath-Hefer herauskommen." Schnell nannte er nun die vornehmsten Oerter in bemeldetem Stamme, nach ihrer Lage von der Linken zur Rechten, her: „Kana in Galiläa, Nazareth, der Berg Thabor, Tiberias, der See Genezareth, Gath-Hefer (hier hob er die Hand auf), Bethsaida, Dotan, Bethlehem."

„Was ist nun bei allen zu merken?" Und mit der größten Geschwindigkeit, um seinem Lehrer keine Zeit zu lassen, daß er ihn zum Essen, Ausruhen, oder Stillschweigen nöthige, fuhr er fort: „Zu Kana fing Christus, der Herr, seine Wunderzeichen mit Wasser an. Da hieß es: „So er gebeut, so steht's da," als das Wasser zu Wein ward. Wie sieht der steinerne Wasserkrug aus, der noch zu München sein soll? Wie groß ist er wohl?"

Während er nun die Antwort seines Lehrers darauf anhörte, winkte er, daß man ihm den zweiten Löffel voll bringe. Schöneich erinnerte seinen Schüler, er müsse sich nun nothwendig schonen, bekam aber die Antwort: „Ich befinde mich gottlob recht wohl und bin nicht schwach. Und wenn ich nicht fortfahren soll, schmeckt mir das Essen auch nicht."

Der schwache Lehrer entsprach also seinem Willen und Christian fuhr fort:

„Nun kommt Nazareth, wo die Jungfrau Maria mit Christo dem Herrn gewohnt hat. Von diesem Berge — er deutete mit dem Finger darauf — wollten ihn die Nazarener herabstoßen, daß er Hals und Beine brechen sollte, aber es ging ihnen wie den Syrern bei Dotan: sie wurden mit Blindheit geschlagen. Und Christus, der Herr ging von ihnen weg gen Kapernaum, weil er dort in seinem Vaterlande nichts galt und man ihn noch dazu umbringen wollte."

„Der Berg Thabor liegt hier bei dem Bache Kison (sein Finger folgte seiner Rede). Vorher war Moses nicht auf diesem Berge, sondern nur auf den Bergen Sinai, Hor, Abarim, Nebo und Pisga gewesen. Elia wohnte auch auf dem Berge Karmel; nun aber kommen hier, wenn es der Berg Thabor gewesen ist, diese beiden großen Propheten zu dem allergrößten. Weil sie herrlich erschienen, muß Christus, der Herr, auch herrlich werden, und wie die Sonne glänzen. O wie die drei Jünger darüber erstaunt sind und über den Schall der Stimme: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe! Es muß im Himmel herrlich aussehen, da alle Auserwählten so helle leuchten werden. O, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue!" (Man denke sich die Empfindungen und Gefühle seiner Angehörigen bei diesen Worten!) „Ei, und bei dieser Herrlichkeit reden die Propheten von seiner Kreuzigung und seiner Marter zu Jerusalem, weil aus dem Leiden die Herrlichkeit und Freude kommt!"

„Tiberias. Hier tractirte Christus, der Herr, nach seiner

Auferstehung, sieben Jünger mit gebratenem Fisch und Brot. So pflegte er immer zu tractiren, mit Brot und Fisch, und nicht mit vielen Gerichten, denn er sagt: „Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschwert werden mit Fressen und Saufen."

„Der See Genezaret. Ja, er sieht auch aus, wie eine Harfe und darum muß er wohl der Harfensee heißen. Den hat Christus, der Herr, brav durchschifft und ist sogar darauf eine Meile gegangen, ob es gleich noch dazu eben Nacht und ein großer Wind war. Ja, das Meer mußte immer thun, was er haben wollte: es mußte stille stehen, und sich nicht regen, wenn er wollte; es mußte so viel Fische geben, als er verlangte. Auch mußte Petrus sogar einen Fisch mit Geld heraus angeln. Es mußte Christus, den Herrn, tragen, als wenn es Erde gewesen wäre; aber es mußte es wohl thun, denn er hat es geschaffen und von ihm dependirte es. Petrus konnte ihm nicht befehlen, denn er war nicht sein Herr: darum wollte es ihn auch nicht tragen. Doch hätte er sich nur nicht vor den Wellen gefürchtet, auf Christi Wort gebaut und fest geglaubt, daß er nicht sinken würde: so wäre er wohl schwerlich auf dem See Genezaret gesunken. Denn „der Glaube ist eine gewisse Zuversicht, deß, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet."

„Gath-Hefer! Das ist nun die Geburtsstadt des Propheten Jona, des Sohnes Amithai, der dort (auf dem Bilde) in das mittelländische Meer geworfen, von dem großen Fische verschlungen und nachher von ihm wieder ausgespieen worden ist."

„Bethsaida. Da wohnten, als in ihrer Geburtsstadt, Petrus, Andreas und Philippus, und hatten allda ihr Gewerbe mit Fischen. Die lassen sich doch noch von Christo bekehren und zu Jüngern machen: das andere Volk aber wollte nicht daran. Der Blinde vor dem Thor ward wohl sehend, aber die Bürger, so sehend waren, blieben stockblind und ästimirten Christum, den Herrn, nicht, wie die Leute zu Chorazim. Sie werden's gewahr werden am jüngsten Tage, was das für einer ist, der sie also gescholten hat: „Wehe dir Chorazim! Wehe dir Bethsaida! Wären solche Thaten zu Tyrus und Sidon geschehen, als bei euch geschehen sind, sie hätten vor Zeiten im Sack und in der Asche Buße gethan. Nun sind sie in die Hölle gestoßen, denn sie haben nicht geglaubt an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes."

„Dothan. Da waren Joseph und Elisa in großer Gefahr. Aber es hieß: „der Herr weiß die Gottseligen aus der Versuchung zu erlösen." Beide vexirten ihre Feinde wieder artig, Joseph seine Brüder und Elisa die Syrer. — Wo ist das magre Männchen? (so nannte er seinen Zirkel). Kinder, holt mir es doch her, denn wir wollen mal sehen, wie viel Meilen Elisa die Syrer bis nach Samaria vexirt hat; ob es wohl so weit ist, als von hier nach Hamburg?" (Christian maß und fand es auf der Charte beinahe eben so weit;) „Nun — fuhr er fort — wie werden sich die Syrer geschämt haben, daß sie so bei der Nase herumgeführt worden sind! Das hieß, einen Propheten gefangen nehmen; aber der Prophet nahm sie gefangen."

„Bethlehem oder Bethulia. Da hat Holofernes seinen Kopf durch die Judith im Bette verloren, si credere fas est (wenn's nur wahr ist). Aber das ist wahr, daß ich nun essen will."

Christian verlangte hier den dritten Löffel voll, und machte eine kleine Pause. Als er aber merkte, daß sein Lehrer keine Lust mehr hatte, mit ihm zu sprechen, suchte er ihn durch die größte Munterkeit zum Bleiben zu bewegen und hub, als wenn er sich selbst fragte, wieder an: „Nun wollen wir schauen, was Gutes im Stamme Isaschar anzutreffen ist. Wie heißen noch alle Oerter, die ich weiß, in Isaschar? Der Bach Kison, der Berg Karmel, Bethsemes, Nain, Eben Ezer, Sunem, Afek, Jesreel, die Berge Gilboa."

„Erst vom Bache Kison! Der wird von dem Blute des Baals-Pfaffen wohl roth geworden sein, wie vorher von den Kananitern zur Zeit der Debora, da Jael den Sissera um's Leben brachte. Laßt uns doch den Nagel schauen, der ihm im Kopfe steckt." (Nachdem er ihn in der Kupfer-Bibel gesehen, fuhr er fort:)

„Der Berg Karmel. Hier bewies Elia, daß nicht er, sondern die Baals-Pfaffen, mit sammt Ahab und Jesabel, Israel in Verwirrung gebracht hätten. Vorher hieß es: bist du, der Israel verwirrt? Eben wie der Wolf zum Lamme sprach. — Wo ist Aesopus?" (Während er nun beide Thiere im Bilde besah, fiel ihm des Wolfes Rede ein): „Cur tu, inquit toruo vultu et minacibus verbis, Scelestc, puras undas inquinas, ut ad me defluant turbidae?" (Du Bösewicht, sprach der Wolf mit einem gräßlich scheelen und trotzigen Gesichte, warum machst du mir das klare Wasser so unrein, daß es mir so trübe zufließen muß?)"

„Laßt uns nun sehen in der heil. Bibel — fuhr er fort — wie Elia seinen Charakter legitimirt vor dem König Ahab, vor dem Volke und vor den Baalsknechten. O, schau, wie er andächtig zu Gott betet: „Herr Gott Abrahams, Isaaks und Israels, laß heute kund werden, daß du Gott in Israel bist und ich dein Knecht, und daß ich solches alles nach deinem Worte gethan habe. Erhöre mich, Herr, erhöre mich, daß dies Volk wisse, daß du Gott der Herr bist und du ihre Herzen darnach bekehrest." Schau, wie das Feuer auf dies feurige Gebet gekommen ist! Da ging's nun über die Baals-Pfaffen her, wie über des Königs Athasia hundert Soldaten mit ihren Capitains, die von dem Feuer gefressen wurden, wie das Opfer. Das wird den Athasia verdrossen haben, daß Elia ihm das Leben abgekündiget, darum wollte er ihn mit Soldaten oder mit der Miliz holen lassen. Aber er mußte wissen, daß Gott ein verzehrend Feuer sei, das seinen Propheten Elia beschützte."

„Nain. Da stand der Wittwe Sohn einmal von dem Tode auf; im Elsas zu Ell soll er von Petri Stab, durch den Eucharius, zum anderemal auferwecket worden sein, am jüngsten Tag wird er nun wieder auferstehen. Das sind denn dreimal. Ob das andere so gewiß als das erste und letzte? Je n'en sais rien, (das ist mir unbekannt). Zu Sunem erweckte Elisa auch einen einzigen Sohn, wie Christus der Herr zu Nain, und Elia zu Zarpath. Diese beiden Propheten legten sich ganz auf die Kinder nieder, Christus der Herr aber, als der allergrößte Prophet, sagt nur: „Jüngling, ich sage Dir, stehe auf!" Das macht, er that es aus eigener Gewalt, aber die andern thaten es aus dem Glauben an diesen allergrößten Propheten. Da kommt es nun heraus. Die Weiber haben ihre Todten von der Auferstehung wieder genommen."

„Afek. Hätten nur die Syrer nicht gesagt: „Gott sei nur ein Gott der Berge und nicht ein Gott der Thäler, so wäre

ihnen die Mauer zu Afek wohl nicht über den Kopf gefallen, daß man ihren Grund sehen können. Warum spotteten sie also Gott? Josua konnte die Mauern nur allein durch den Glauben umwerfen, die thaten ihnen keinen Schaden; darum heißt es: „durch den Glauben fielen die Mauern zu **Jericho**, da sie 7 Tage umher gegangen waren.“

„**Jesreel**. Da hat das Blut des unschuldigen Naboths die **Jesabel** zu Tode geschrien, sonst hätte Jehu sie nicht dürfen herunter stürzen. Dies Weib wollte dem **Elia** seinen Kopf nehmen, dafür ward der ihrige zerschmettert. Elia fuhr an dessen Stelle lebendig gen Himmel, da sie todt auf die Erde gestürzt ward: quanta rerum Catastrophe! (was war das für eine Veränderung!) — Eli (hier kam er wieder auf Afek zurück) hätte seinen Hals auch nicht gebrochen, wenn er mit seinen Söhnen sich nur nicht von dem Besten der Speise-Opfer so gemästet, und Gott nicht verachtet hätte. Da hieß es: „Wer mich verachtet, den will ich wieder verachten.“ Seine Söhne, **Hofni** und **Pinehas**, wären wohl bei Afek nicht geblieben, und die Bundeslade wäre nicht an die Philister gekommen. Wir wollen sehen, wo er sich zu Tode gefallen hat.“ (Nachdem er eine Zeitlang das Merianische Kupfer betrachtet hatte, nahm er wieder einen Löffel voll Milchsuppe und fuhr dann fort): „Was ist nun guts zu observiren in dem halben Stamm **Manasse**? (das Gebirge Gilboa, sammt Bethsemes und Eben Ezer ging er diesmal vorbei). Endor, Enon, Salem und Bethsan.“

„Zu **Endor** speiste Saul bei der Zauberin. Der Mann hätte die Zaubereisünde nicht begehen und Gott ungehorsam sein sollen, so hätte diese Hexe den König wohl nimmer in ihr Haus bekommen, und er würde sich nicht nach ihr hin bemüht haben. Da hieß es mit ihm: Flectere si nequeo suporos, acheronta movebo (Kann ich den Himmel nicht mit Opfergluthen brechen, muß ich das Höllenreich um Rath und Hülfe ansprechen). Warum war er so capricieux, daß er den Amalekiter nicht vertilgte, und dachte, es werde wohl eben nicht so viel zu sagen haben? Noch dazu schob er die Schuld auf das Volk, als **Samuel** ihn fragte, wo denn das Vieh herkäme? Von den Amalekitern haben sie sie gebracht. So fiel er ja aus freien Stücken von Gott ab, und ward so hoffärtig und dachte: ich bin König und kann thun, was ich will. Aber: Frangit Deus omne superbum (Er übt Gewalt mit seinem Arm) und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Elenden!“

(Fortsetzung folgt.)

Leid und Lust. Roman von **Emil Althaus** (Emile d'Estrées). Zwei Theile. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851. 268 und 336 Seiten 8.

Der nächste Anspruch, den man an einen Roman macht, ist Unterhaltung, und diese gewährt der vorliegende in der edleren Bedeutung des Wortes. Der Verfasser hat uns eine Reihe zwar etwas verwickelter, aber gerade deshalb den Leser in steter Spannung haltender Ereignisse vorgeführt, in welchen als die bedeutendsten Persönlichkeiten sich darstellen ein Fürstensohn, der jedoch aller Fürstlichkeit entbehrt und ein lockerer Geselle ist, eine Fürstentochter, deren Urbild in der Wirklichkeit schwer aufzufinden sein möchte und ein Jüngling, der durch vielfache Kämpfe endlich zu einem glücklichen selbstständigen Leben gelangt, dessen Genuß die Freundin seiner Jugend, die Prinzessin Kathinka, dann mit ihm theilt. Paris, zur Zeit der Anwesenheit der gegen den Kaiser verbündeten Monarchen, ist zum Theil der Schauplatz und zwar ein vom Verfasser glücklich gewählter; denn Jung und Alt, wenn es sich um jene Periode handelt, blickt dort auch jetzt noch gerne hin. — Recht gut geschildert sind Kathinka, Peter Habermann (später, dem Wunsche des Grafen Friedberg, dem seine Söhne gestorben, gemäß, unter seinem Namen gegen die Franzosen kämpfend, dann Begleiter Napoleons auf seiner Heimkehr nach Paris, Wundarzt, griechischer Obrist), und Prinz Wilhelm sowie die Nebenpersonen, namentlich der edle Menschenfreund Bruno, die vom Blumenmädchen zur großen, Diplomatie treibenden Dame gewordene Madame Dorval, die Dulderin Gräfin Julie, der nichtswürdige prinzliche Kammerdiener u. s. w.

Neben vielen lichten und freundlichen Partieen hat der Roman auch manche Schattenseite. Dahin gehört die Erdrosselung des Prinzen durch den Bruder der von ihm verführten und verlassenen Clara, einen jungen Philhellenen. So wenig Sympathie der unfürstlich handelnde und denkende Prinz erregt, eben so wenig wird diese heimtückische gemeine Rache Anklang finden. Ueberhaupt, der erste Band ist dem zweiten bei Weitem vorzuziehen; der Verfasser wäre auf kürzerem Wege gewiß eben so gut zum Ziele gelangt.

In der Erzählungskunst ist der Verfasser geübt; seine Darstellungsweise ist ansprechend; sie nähert sich bisweilen der leichten, lebendigen der Franzosen; warum aber viele von ihnen geborgte Wörter nicht mit deutschen vertauscht? Es ist nicht nothwendig in einem deutschen Romane, wenn man von fürstlichen und andern hohen Herrschaften, die freilich viel französisch reden, erzählt, auf sie Bezügliches mit Fremdwörtern vorzutragen. — Auch ist es uns als Eigenthümlichkeit aufgefallen, daß wenn zwei Personen sich miteinander unterhalten, und die Antwort nicht sogleich erfolgt, das Wort: **Pause**, gedruckt erscheint. Wir Anderen pflegen uns, wenn es überall nöthig, in der **Erzählung** mit einem — zu begnügen. — Das Wörtchen **Du** hat für den Verfasser einen besonderen Reiz und wird als bedeutsam oft und wiederholt gebraucht; nun erkennen und fühlen auch wir den schönen, tiefen Sinn desselben vollkommen, wenn gleich vielleicht mit etwas geringerer Jugendgluth; aber in der zu häufigen Anwendung, und gar in der Verdoppelung: **Du, Du!** wird es fast komisch in sonst mit Gefühl und Geschick gezeichneten Scenen.

Ein besonders gut gelungenes, auch außerhalb des Zusammenhanges verständliches Bruchstück, welches wir hier folgen lassen, wird die Leser unserer Blätter, welchen „Lust und Leid“ noch unbekannt ist, gewiß bestimmen, den Roman selbst zu lesen.

„So kam denn Peter zum alten Bruno. — — — — —

Bruno wohnte seit mehr als zwanzig Jahren in Süderkampen; er war nicht daselbst geboren, sondern eingewandert. Bruno war eine große breite Gestalt, nicht von viel Fleisch, aber die Muskeln schienen zähe und eisern. Der alte Mann trug lange, schneeweiße

Locken, welche bis auf den Rockkragen herabfielen; sein Auge war dunkelbraun und groß; das Gesicht hatte einen gelblichen Teint und war bartlos; der Alte ging selbst im Winter mit nacktem Hals, den nur ein kurzer, aufrechtstehender, weißer Hemdekragen umschloß; die Lieblingsfarbe Bruno's war die grüne; ein einfacher, kurzer, grüner Ueberrock umschloß die Gestalt knapp; auf seinen Wanderungen trug er einen großen starken Knotenstock in seiner überaus schön geformten und, im Verhältniß zu den übrigen Theilen des Körpers, ganz vorzüglich zierlichen Hand.

Das Haus des alten Bruno lag am südlichen Eingange des Dorfes Süderkampen, vor demselben ein kleiner Rasenplatz. Die Vorübergehenden sahen in den Stuben und an den Fenstern, die straßenwärts liegen, niemals Jemanden; die Hausthür war Tag und Nacht verschlossen und wurde von innen geöffnet, nachdem Der, welcher hinein wollte, eine Klingelschnur gezogen hatte.

Bruno war unverheirathet; eine Schwester, mehre Jahre jünger als er selbst, besorgte die Haushaltsgeschäfte, wozu sie weiter keiner Hülfe der Dorfbewohnerschaft bedurfte.

Umgang hatten beide Geschwister mit Niemand in Süderkampen; aber Alle, welche die Schwester bisweilen sahen oder mit ihr nur ein Paar Worte gesprochen hatten, lobten ihre Güte, ihre Milde und ihre Theilnahme für Unglück und Leiden.

Den Kranken und Leidenden war Bruno ein trost- und hülfebringender Engel. Er hatte seine Wissenschaft von einem schwäbischen Mönch erlernt und demselben versprechen müssen, die Armen immer unentgeltlich zu heilen; in seinem Garten waren regelrecht geordnete Anpflanzungen officieller Kräuter, und im nahen Walde kannte er jede Stelle, wo Heilpflanzen wuchsen.

Wenn Bruno nicht draußen war, botanisirend oder Kranke besuchend, so kochte er in seinem Laboratorium Heiltränke, bereitete Salben und Latwergen, oder analysirte chemische Materien.

Die Bauern verehrten den Mann und scheuten ihn zugleich. Er war freundlich und gütig, aber wortarm, fast stumm schien er zu sein; Habsucht und Eigennutz, wodurch Andere geleitet werden, schienen ihm unbekannt; in Leidenschaft hatte ihn niemals Jemand gesehen. Die Kirche betrat er nie; aber es ging die Sage, daß er ein mal im Jahre die Bergkuppe des Süderwaldes ersteige, und daß Holzhauer daselbst ihn 'mal in einem blendend weißen Gewande auf den Knien liegen und die Arme flehend gegen die untergehende Sonne hätte ausstrecken sehen.

Zu dem alten Bruno also kam Peter Habermann. Bruno nämlich hatte dem alten schwäbischen Mönch versprechen müssen, daß, sobald er dem 60. Lebensjahre nahe sein werde, er sich einen Knaben suchen wolle, dem er die Geheimlehre der Arzneikunde, der Kräuterkenntniß und der Wundarzenei mittheilen, und den er zum Erben aller Wissenschaft und aller Geräthe einsetzen wolle, ebenso wie Bruno selbst von dem schwäbischen Mönch das Alles empfangen hatte.

Der gute Kern, der in Peter lag, war in der Zeit der Sklaverei bei dem Finanzagenten wie von einem Wurm angenagt; Peter war scheu geworden; durch seine Nerven bebte ein Schrecken, wenn er einen Fremden sah; gleich dachte er an die Ehrlosigkeit des Vaters und an die eigene, von der der Onkel ihm gelogen hatte; es fing an, ein Haß, ein gährender Haß gegen Jeden, der ihm nahe kam, sich in seinem Gemüthe zu entspinnen; alle sanften Gefühle, alle frommen Regungen, die sich auf die früh entschlafenen Aeltern bezogen, wurden stumm in seinem Innern; Peter war ein gräßlich unglücklicher Knabe. Aber unter Bruno's Hand und Leitung wurde dieser böse Wust, wenn auch nicht gleich, doch nach und nach hinweg geräumt.

Bruno erkannte schnell, welch' eine gesunde Natur in dem Knaben liege; er wollte sie körperlich und geistig zu einer echten, vollkommenen Entwickelung bringen. Bruno ging von dem Grundsatz aus, der Mensch soll Herr der Natur sein; aber er wird es nur dann, wenn nächst seinem Geiste auch sein Körper fähig ist zur Herrschaft. So mußte denn Peter Hunger und Durst ertragen lernen wie ein Raubvogel, er mußte im Schilfrohr schlafen wie der Eber, er mußte unermüdlich sein wie das Roß der Steppe. Durch Bruno's verständige Leitung erhielt nun Peter's physische Natur jene leichte Gewandtheit und jene zähe Ausdauer, welche die physische Bedingung der Thatkraft ist.

Bruno war das volle Ideal eines Weisen; sein Leben, seine Handlungen, seine Plane wurden nicht regiert von Hoffnung, nicht von Furcht: er hatte nur immer seinen Zweck im Auge; und der war alle mal: entweder Gutes stiften, oder Gutes verbreiten, oder Böses und Verkehrtes einschränken und ausrotten, oder überhaupt den Menschen helfen, daß sie die Last des Lebens leichter trügen, oder die Noth des Lebens siegreicher bekämpften.

Und welch' einen wohlthätigen Eindruck machte es auf das Herz, auf das mißhandelte Herz Peter's, wenn er die Freudigkeit sah, mit welcher Bruno für Andere Etwas that; eine Freudigkeit, die durch keinen Mangel an Anerkennung, durch keine Undankbarkeit der Menschen, durch keine Gefühllosigkeit für die Größe der Wohlthat verringert wurde. Peter's Herz wurde durch diese Freudigkeit Bruno's allmälig wieder sanfter, ruhiger; die stille, wehmüthige Erinnerung an die theuern, früh verblichenen Aeltern wurde wieder lebendig in ihm und wurde wieder sein Gottesdienst.

Und wenn dem Knaben wohl manchmal die Erinnerung an die Worte des boshaften Onkels kamen, welcher nichts Anderes zu predigen wußte, als die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit irdischer Güter, so zeigte ihm Bruno — nicht durch Worte — aber stillschweigend, durch die That, durch sein ganzes Sein und Leben, daß der Werth des Menschen nach ganz andern Gütern gemessen wird, als nach Gold, Silber und prächtigem Hausrath.

Es war eine merkwürdige Veränderung, die mit Peter vorging; er war kaum ein Jahr bei Bruno gewesen und schon war er kein Knabe mehr; es entwickelte sich in ihm das edelste Ahnungsvermögen, das Ahnungsvermögen all' des Edeln, Großen, Göttlichen, was in seines Meisters Innerm lebte und webte; er faßte den tiefern Sinn aller Worte und aller Thaten Bruno's.

Bruno verachtete es, wenn die Menschen sich in Vereine, in Masse zusammenthun, um etwas Großes, was sie so nennen, auszurichten. Es lag für ihn darin ein Zeichen der grenzenlosen Ohnmacht und Lahmheit jedes Einzelnen. Bruno sagte: „Nur der Einzelne gilt; im Kampfe des Lebens ist auf jeden Einzelnen gezählt; jeder Einzelne soll ein ganzer Mensch sein; jeder Einzelne groß und mächtig — nein, größer und mächtiger als ein Heer. Nur so kann Großes und das Größte geschehen; jeder Einzelne kann ein Gott auf Erden werden, und jeder Einzelne soll es!"

Sowie der Diamant nur am Diamanten in seiner vollen Pracht erglüht, so erglühte des Jünglings Seele an dem großen, hehren Geiste Bruno's.

Es kam die Ahnung, die Zuversicht, die Gewißheit in seine Seele, daß der Mensch Alles hintansetzen, alle Gefahr verachten, alle Schwierigkeit verspotten, alle Zufälligkeiten vergessen müsse, wenn es sich um etwas Großes, Schönes, um eines Menschen Wohl und Glück handle.

Aber Peter wurde kein Schwärmer; nein, er blieb ein ganz einfacher, natürlicher Jüngling; eine unausgesetzte Thätigkeit schloß ihn ganz eng in die Grenze des wirklichen Lebens; er mußte täglich den Bruno in den Wald begleiten, Kräuter zu suchen; täglich gab's Arbeit in dem kleinen botanischen Garten und in dem Laboratorium; täglich gab's Kranke zu besuchen, und Kranke im Haus abzuhören. Peter hatte an jedem Geschäft seinen Theil; er fing sogar unter strengster Anleitung seines Meisters bald an, mit großer Leichtigkeit und zugleich mit Sicherheit das chirurgische Messer zu führen, wenn es sich um nicht zu schwierige Operationen handelte.

Gleichalterige Gefährten hatte Peter nicht, und er entbehrte sie auch nicht. Aber sein Wesen bekam durch die ernsten Gedanken und Beschäftigungen doch nichts Altkluges; er gehörte der Anlage nach zu den Menschen, die ihr ganzes Leben lang eine gewisse Jugendlichkeit des Wesens sich bewahren. Nun war Süderkampen der Sommersitz des Herzogs; er kam jedes Jahr wenigstens ein mal dahin und brachte seine Tochter mit. Kathinka beschäftigte sich, so oft sie auf Schloß Süderkampen war, nicht nur, sondern auch oftmals in der Residenz mit dem Gedanken an dem geheimnißvollen alten Bruno, der ihr einmal Blutegel an die Schläfe hatte setzen müssen, als sie mit dem Kopf gegen einen Balken gerannt war. Der Bruno, sein Haus, sein Garten, seine Wanderungen, waren die Gegenstände ihrer unermüdlichen Neugier. So oft Bruno ihr begegnete, lief sie ihm entgegen, reichte ihm die Hand und fragte ihn Etwas; aber der Alte ließ sich nie lange in einem Gespräch fesseln. Als sie nun den jungen Burschen mit ihm einmal hatte ins Holz gehen sehen, um Kräuter zu sammeln, und erfuhr, daß er denselben wie Sohn angenommen habe, da hielt Kathinka täglich zur bestimmten Stunde Wacht am Eingang der Wiese, und wenn Peter allein kam, ins Holz zu gehen, so lief sie ihm nach, und bat und quälte so lange, bis er sie mitnahm. Das that er denn, und Bruno hatte nichts dagegen; er lobte es sogar, und sah's gern, wenn die zwei Kinder — wie er sie gegen seine Schwester nannte — ganze Nachmittage auf den Wiesen und im Wald herumstreiften."

Für die äußere Ausstattung ist bestens gesorgt worden.

H.

Miscellen.

Herr Peter Cunningham giebt in seinem jüngst erschienenen Werke: Modern London; or, London as it is, folgende interessante Notizen über die riesige Hauptstadt Englands: „Im Jahr 1849 consumirte die Metropole 1,600,000 Quarter Waizen, 240,000 Ochsen, 1,700,000 Schaafe, 28,000 Kälber, 35,000 Schweine, und allein der Markt Leadenhall lieferte 4,024,400 Stück Wild. Dieses, nebst 3 Millionen Lachse, ungerechnet die andern Fischarten, ist hinunter gespült worden mit 43,200,000 Gallons Porter und Ale, 2 Mill. Spirituosa und 65,000 Pipen Wein. Ihre Milch und Rahmtöpfe zu füllen, werden 13,000 Kühe gehalten. Ihre Straßen werden des Nachts mit 360,000 Gasflammen erleuchtet, deren Unterhaltung alle vier und zwanzig Stunden 13 Mill. Kubikfuß Gas erfordert. Ihre Wasserleitungen liefern täglich 44,383,328 Gallons, und die Schmutzcanäle führen zur selbigen Zeit 9,502,720 Kubikfuß Unrath ab. Um ihre Bevölkerung und Factoreien zu erwärmen, ist jährlich eine Flotte von fast tausend Segeln beschäftigt, ihr 3 Millionen Tonnen Steinkohlen zuzuführen, deren Rauch sich oft in eine Entfernung von zwei und dreißig Meilen, bis nach Reading hinzieht, und selbst da zu Zeiten noch so dicht ist, daß er den älteren Herschel in seinen astronomischen Beobachtungen gestört hat. Ihre Bevölkerung zu bekleiden, hat sie, nach ihrem Adreßbuche, 23,517 Schneider, 28,579 Schuster, und gegen 40,000 Modehändlerinnen und Schneidermamsellen. Die Zahl der Domestiken beläuft sich auf 168,701. Wenn die Straßen der Metropole an einander gehängt würden, so würde das eine Länge von 3000 Meilen abgeben. Diese Straßen werden, außer von dem herrschaftlichen Fuhrwerk und den Lastwagen, von 3000 Omnibussen und 3500 Kabrioletten (Cabs) befahren.

Eine jüngst unter dem Titel, „Transatlantic Rambles, ꝛc.," zu London im Druck erschienene Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten, giebt u. a. auch folgende Probe der erbaulichen Yankiischen Beredsamkeit, bei Gelegenheit der Florida-Debatten: „Mein Herr Sprecher, unser Mitbürger, Herr Silas Higgins, der jüngst ein Mitglied dieses Zweiges der Legislatur gewesen, ist todt, und gestern Vormittag gestorben. Er hatte die Bronchitis und war eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Sein Character war gut, bis zu der Zeit seines Todes, und er hat nie seine Stimme verloren. Er war 56 Jahre alt, und wurde krank, bevor er starb in seinem Logirhause, wo man Kost und Logis, Wäsche und Licht mit eingeschlossen, zu einem Dollar und fünf und siebenzig Centimen die Woche haben kann. Er war eine geistreiche Kreatur, und hatte in den früheren Zeiten seines Lebens einen Vater und eine Mutter. Sein Onkel, Timothy Higgins, hat unter dem General Washington gedient, der bald nach seinem Tode mit militairischen Ehren zu Grabe gebracht worden ist, wobei mehrere Gewehrläufe geplatzt sind, als die Salutschüsse gefeuert wurden. — Mein Herr Sprecher, der General Washington würde für den Tarif von 1846 votirt haben, wenn er gelebt hätte, und nicht einige Zeit vorher gestorben wäre. Nun beantrage ich, mein Herr Sprecher, da solches der Character des Generals Washington ist, daß wir Flor um den linken Arm dieser Legislatur anlegen, und uns bis morgen, als ein Emblem unsers Respects für das Andenken von S. Higgins, vertagen, der todt, und gestern Vormittag an der Bronchitis (der Redner hatte dies mit „Browncreaters" übersetzt) gestorben ist."

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 73. Mittwoch, den 10. September. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke, in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Zeit, wo der Convent alle diese Dinge, welche die Nachwelt gar nicht glauben wird, votirte, war dieselbe, wo die Engländer Toulon, die Spanier die Gränzen der Pyrenäen im Besitz hatten, wo unsre Armeen überall geschlagen und dezimirt wurden, wo die Vendee in Feuer stand, die Oberfläche des Landes mit Kerkern bedeckt und diese bis unter's Dach angefüllt waren, und wo allein zu Paris die Guillotine täglich 20 Opfer verschlang! Der Convent sprach von seinen Einsichten, von seiner Philosophie, von seinem Patriotismus, und setzte seinen Ruhm darin, in der christlichen Legende die Erinnerung an so viele Märtyrer, Apostel oder Heilige, die wegen ihres Muthes, ihres Genies oder ihrer Tugenden verehrt gewesen waren, durch Thiere oder Pflanzen vertreten zu lassen.*)

In diesem Kalender Fabre d'Eglantine's, mitten unter Mineralien, vierfüßigen Thieren, Geflügel und Gemüsen, vertheilte der Ausschuß des öffentlichen Unterrichts, dem die Ausführung des Decrets vom 7. May 1793 übertragen war, die Robespierre'schen 37 Feste.

Die Geschichte wäre zu nichts nutz, wenn sie nicht eben sowohl die thörichten als die verständigen Handlungen berichtete. Deshalb möge hier denn auch ein ganzer Monat, der erste des Jahres im Kalender von Fabre und Robespierre, mit dem 22. September beginnend und mit dem 21. October endigend, Platz finden.

Vendemiaire. (Herbstmonat.)

1.	Primidi	Traube.
2.	Duodi	Safran.
3.	Tridi	Kastanie.
4.	Quartidi	Wiesenzeitlose.
5.	Quintidi	Pferd.
6.	Sextidi	Balsamine.
7.	Septidi	Mohrrübe.
8.	Octidi	Amaranthe.
9.	Nonidi	Pastinake.
10.	Decadi	Fest des Höchsten Wesens.
11.	Primidi	Kartoffel.
12.	Duodi	Immortelle, Rainblume.
13.	Tridi	Türkenbund.
14.	Quartidi	Reseda.
15.	Quintidi	Esel.

*) „Die Priester" sagte Fabre, „hatten jeden Tag im Jahre der Erinnerung eines angeblichen Heiligen bestimmt. Dieser Catalog hatte weder Nutzen noch Methode: er war ein Register der Lüge, des Truges und des Charlatanismus.

„Wir haben geglaubt daß die Nation, nachdem sie diese Masse von Kanonisirten aus ihrem Kalender verjagt hat, darin an gehöriger Stelle alle die Gegenstände vorfinden müßte, welche den wahren Nationalreichthum bilden, die würdigen Gegenstände wenn nicht ihres Cultus, doch ihrer Cultur: die nützlichen Erzeugnisse der Erde, die Werkzeuge, deren wir uns bedienen, um diese zu cultiviren, und die Hausthiere, unsre getreuen Diener bei diesen Arbeiten, Thiere, die in den Augen der Vernunft unstreitig weit werthvoller sind, als die aus den Katacomben Roms hervorgeholten heiliggesprochenen Skelette."

Die historische Unpartheilichkeit darf es nicht unerwähnt lassen, daß dieser Fabre, der es wagte so frevelntlich über die Helden des Christenthums zu sprechen, des Diebstahls und der Fälschung überwiesen, das — Schaffot hat besteigen müssen.

16. Sextidi ....Schweizerhosen.
17. Septidi ....Kürbis.
18. Octidi ....Buchwaizen.
19. Nonidi ....Sonnenblume.
20. Decadi ....Fest des Menschengeschlechts.
21. Primidi....................Hanf.
22. Duodi....................Fischfang.
23. Tridi....................Steckrübe.
24. Quartidi....................Grenesienne. (?)
25. Quintidi....................Ochs.
26. Sextidi ....Eierapfel.
27. Septidi....................Spanischer Pfeffer.
28. Octidi....................Goldapfel.
29. Nonidi ....Gerste.
30. Decadi ....Fest des französischen Volkes.

Man kann mit Bezug auf den republikanischen Kalender nicht wohl den merkwürdigen Umstand unerwähnt lassen, daß dessen beiden Hauptverfasser, Fabre d'Eglantine, ehe noch die Hälfte der zwölf Monate des Jahres, für welche er die Namen ausgedacht hatte, verstrichen war, und Robespierre, am Decadi, den 10. Thermidor, als zuerst das von ihm eingesetzte Fest des Unglücks gefeiert wurde, das Schaffott besteigen mußten.

Die Tage vom 5. zum 15. des berühmten Monats Thermidor waren folgendermaßen bezeichnet:

5. Quintidi.... ....Widder.
6. Sextidi....................Schachtelhalm.
7. Septidi....................Beifuß.
8. Octidi ....Gaster.
9. Nonidi ....Maulbeere (Montag, d. 27. Juli 1794.)
10. Decadi .... .Fest des Unglücks.
11. Primidi....................Pastinake.
12. Duodi....................Salzkraut.
13. Tridi....................Apricose.
14. Quartidi....................Basilicum.
15. Quintidi....................Schaafe.

Wenn Chenier der Dichter der Revolution war, so war David ihr Maler; sein Pinsel ist successive allen ihren Perioden gefolgt und hat alle ihre Helden gezeichnet. Er begann mit Ludwig XVI., fuhr mit der Eidesleistung im Ballhaus fort, und endigte mit Pelletier und Marat.

Wenige Menschen sind in solchem Grade von der Demagogenwuth besessen gewesen, und haben den revolutionären Excessen und Schandthaten ihre Würde vollständiger aufgeopfert als David. Andere ließen in dem Strudel nur ihre Meinungen, David aber gab ihm seine Studien, sein Talent und seinen Ruhm Preis.

Er, der Mitglied der Maleracademie gewesen war, seine Wohnung im Louvre gehabt, und eine Pension von Ludwig XVI. bezogen hatte, ließ alle Academien abschaffen und stimmte ohne Bedenken für den Tod des Königs, in dessen Auftrag er seine schönsten Gemälde: den Schwur der Horazier, Brutus nach dem Tode seiner Kinder, und der Tod des Socrates ausgeführt hatte. Als Mitglied des Ausschusses der allgemeinen Sicherheit übertraf er alle seine Collegen an Grausamkeit. Er hatte eine stehende Redensart, mit welcher er auf Alles antwortete, nämlich die: „Roth laßt uns reiben, roth!"

Der unwürdige Künstler freute sich, wie es nur ein Wilder hätte thun können, über die Vernichtung der Statuen, welche das Portal von Notre-Dame geschmückt hatten. „Die Könige," sagte er im Convente, „hatten sich der Portale der Tempel bemächtigt, da sie in deren innerem Raum den Platz der Gottheit nicht hatten usurpiren können . . . . Ihr habt diese insolenten Usurpatoren umgestürzt; sie liegen nun niedergeworfen auf dem Boden, den sie durch ihre Verbrechen besudelt haben, ein Gegenstand der Verhöhnung des Volkes. Diesen Triumph laßt uns verewigen, Bürger . . . . . Mögen die unförmlichen Trümmer ihrer Statuen ein dauerndes Denkmal des Volkes und ihrer Erniedrigung seyn; möge der Reisende, der dies neue Land durchzieht, heimkehrend den Völkern nützliche Lehren mitbringend, sagen: „Ich hatte Könige in Paris gesehen; als ich aber wieder durchreis'te, da waren sie dort nicht mehr!"

Und diese Statuen, aus welchen David ein Spott-Monument aufgeführt haben wollte, waren nicht einmal die von Königen, sondern von Propheten, Patriarchen und Heiligen.

Späterhin kam David zu verständigeren Ansichten zurück, aber nicht, wie der Geschichtschreiber es leider constatiren muß, aus Vernunft, sondern vielmehr aus Furcht. Als Robespierre, am 9. Thermidor, vor dem Geschrei des entrüsteten Convents die Tribüne verlassen mußte, da trat David zu dem überwundenen Dictator heran, und rief ihm zu: „Wenn Du den Gifttrank nehmen mußt, so werde ich ihn mit Dir trinken." Aber schon den anderen Tag war Davids Heroismus verdunstet, und als Robespierre in den Tod ging, da hielt er sich verborgen. Er hatte Robespierre am 10. Thermidor verlassen; aber damit nicht genug, verläugnete er ihn auch noch am 13. „Man hat keinen Begriff davon, bis zu welchem Grade dieser Elende mich hintergangen hat!" rief er, den Convent um Gnade anflehend, aus. „Durch seine heuchlerischen Gesinnungen hat er mich getäuscht; anders, Bürger, würde dies ihm auch nicht gelungen seyn. Ich habe zuweilen Eure Achtung durch meinen Freimuth verdient; nun denn, Bürger, so bitte ich Euch inständigst, zu glauben, daß der Tod dem, was ich augenblicklich empfinde, vorzuziehen ist. Inskünftige, ich schwöre es, werde ich mich nicht mehr an Menschen, sondern lediglich an Principien halten."

Solche Worte enthalten die größte Züchtigung, die den Irrthümern dieses Künstlers zu Theil werden konnten, und der Geschichtschreiber kann ihnen nichts hinzufügen, was sie noch schärfer oder feierlicher zu machen im Stande wäre.

Das Fest des Höchsten Wesens.

Das Programm zu dem am 8. Juni 1794 (20. Floreal des Jahres II.) decretirten Feste des Höchsten Wesens, ist ein Document, welches die Verirrung der Geister, den Verfall des gesunden Menschenverstandes, die gänzliche Erschlaffung aller Einsichten zur Zeit des Terrorismus besser bekundet, als es lange Reden thun könnten. Nichts wäre im Stande, mit gleicher Genauigkeit diese emphatische Declamation, diese lächerliche Feierlichkeit, diese mit Flittergold ausstaffirte Majestät zu

schildern; und wenn jemand ein getreues Bild davon zu geben vermöchte, würde man ihm nicht glauben. Die heutigen Generationen, die ruhiger, vernünftiger und practischer sind, würden es nicht zu begreifen vermögen, wie eine Regierung in vollem Ernste Frankreich und Europa Paraden, wodurch die gemeinste Marktschreierbühne sich compromittiren mußte, als erhabene religiöse Ceremonieen habe vorführen können.

Hier einige Details der Ceremonie, welche David im Voraus geregelt hatte, und in welcher er über die Morgenröthe und die Sonne, über Lachen und Weinen, über die Gestirne und die Menschen verfügte, als ob es von dem Heilsausschusse unter seinen Befehl gestellte Maschinisten gewesen wären:

„Die Morgenröthe verkündete kaum den Tag, und schon ertönen von allen Seiten die Klänge einer kriegerischen Musik und lassen auf die Ruhe des Schlummers ein zauberisches Erwachen folgen.

„Beim Anblick des wohlthätigen Gestirns, welches der Natur Leben und Farbe giebt, fallen sich Freunde, Brüder, Gatten, Kinder, Greise und Mütter in die Arme, und eilen um die Wette, das Fest der Gottheit zu schmücken und zu feiern.

„Man sieht sofort die dreifarbigen Wimpeln draußen an den Häusern flattern; die Portale decoriren sich mit Laubgewinden; die keusche Gattin flicht Blumen in das wallende Haar ihrer geliebten Tochter, während der Säugling sich an die Brust der Mutter schmiegt, deren schönster Schmuck er ist. Der Sohn mit kräftigem Arm greift zu seinen Waffen, und will das Wehrgehenge nur aus der Hand des Vaters annehmen. Voll Lust lächelnd und die Augen von Freudenthränen genetzt, fühlt der Greis seine Seele und seinen Muth sich verjüngen, indem er den Vertheidigern den Degen der Freiheit überreicht.

„Inzwischen donnert das Erz; sogleich stehen alle Wohnungen leer, bleiben aber unter dem Schutze der Gesetze und der republikanischen Tugenden. Das Volk füllt die Straßen und die öffentlichen Plätze an, entflammt von Freude und Brüderlichkeit. Die verschiedenen Gruppen, mit Blumen des Frühlings geschmückt, bilden ein lebendes Blumenbeet, dessen Duft die Gemüther für die rührende Scene stimmt.

„Die Tamboure wirbeln: Alles nimmt eine neue Gestalt an. Die Mütter mit Rosenbouqets in Händen, verlassen ihre Söhne und Gatten. Ihre Töchter, die sich nie von ihnen trennen dürfen, außer um sich ihren Gatten in die Arme zu werfen, begleiten sie und tragen mit Blumen gefüllte Körbe. Die Väter führen ihre Söhne, mit einem Degen bewaffnet, und Beide halten einen Eichenstrauß in Händen.

„Alles ist bereit zum Aufbruch . . . Eine Artilleriesalve verkündet den ersehnten Augenblick. Das Volk sammelt sich im Nationalgarten.

„Der National-Convent, dem eine schallende Musik voranschreitet, zeigt sich dem Volke. Der Präsident erscheint auf der, mitten im Amphitheater aufgeschlagenen Tribüne; er setzt die Gründe auseinander, welche dies feierliche Fest veranlaßt haben, und ladet das Volk zur Verehrung des Schöpfers der Natur ein.

„So wie er gesprochen hat, erfüllt das Volk die Lüfte mit seinem Jubelgeschrei.

„So läßt sich das Brausen der Wogen eines aufgeregten Meeres vernehmen, von den sonoren Winden des Südens gehoben und sich in Echo's durch die fernen Thäler und Wälder fortpflanzend."

Ein weiteres Citat würde überflüssig sein, denn Ideen und Styl laufen ganz so bis ans Ende fort.

Nachdem Robespierre bis zum 10. August in der Straße Saintonge im Marais gewohnt hatte, bezog er, in den Convent gewählt, einen im Hofe eines Hauses der Straße Saint-Honore, welches jetzt die Nummer 398 führt, belegenen Pavillon. Dies Haus, dessen Eingang verengt und niedriger gemacht worden ist, hatte damals einen Thorweg, und das Gemach, welches Robespierre bewohnte, war damals noch nicht durch den Bau über dem Eingange maskirt, sondern hatte die Aussicht in die Straße Saint-Honore. Als der Girondist Girey-Dupre, Redacteur des „französischen Patrioten," am 21. November 1793 zu seiner Hinrichtung ging, sang er, wie Louvet sagt, fröhlich die von ihm gedichtete Todeshymne. Als er um die Ecke der Straße Saint-Florentine bog, erblickte er an den Fenstern von Robespierre's Wohnung dessen Geliebte und Schwestern nebst mehreren seiner grausamen Helfershelfer. „Nieder mit den Tyrannen und den Dictatoren!" rief er ihnen zu, und wiederholte diesen prophetischen Wunsch, bis er sie aus dem Gesicht verloren hatte.

Robespierre's Wohnung, im ersten Stockwerke des Pavillons, über der Werkstatt des Tischlers Duplay, war fast eben so elegant als die von Marat. Die Geschichte sagt nicht, ob er, wie dieser, „einen sehr neuen Saal, mit blauem und weißem Damast möblirt, mit elegant drapirten seidenen Vorhängen geschmückt, so wie mit einem glänzenden Kronleuchter, und mit Porcelanvasen, welche natürliche Blumen, der Zeit sehr selten und folglich theuer, enthielten, hatte," aber Barbaroux, der Robespierre besucht hat, giebt Zeugniß davon, wie elegant und geschmackvoll der Tribun eingerichtet war.

„Ich war überrascht," sagt er, „über die Ausschmückung seines Cabinetts. Es war dieses ein niedliches Boudoir, in welchem sein Bildniß unter allen Formen und von allen Künsten angebracht war. Es war auf der Wand rechts gemalt, auf der Wand links gravirt, seine Büste stand im Hintergrunde, und sein Basrelief wieder dieser gegenüber. Außerdem lagen auf den Tischen noch ein halbes Dutzend Robespierres in kleinen Kupferstichen umher."

Die Gerechtigkeit muß man übrigens Robespierre widerfahren lassen, daß er es stets verschmähte, sich zu der Unsauberkeit zu erniedrigen, in welche die Tribunen jener Zeit ihren Stolz setzten. Barrere, der zu Clichy ein üppiges Lusthaus besaß, in welchem er seine Freunde und die berühmtesten Courtisanen bewirthete, trug sein Haar mit einem schmierigen Bindfaden zusammengehalten, wenn er der Versammlung des Heilsausschusses beiwohnte. Pache, der dabei aber recht hübsche Summen einsäckelte, wofür er bedeutende Ländereien einkaufte, brachte in der Tasche ein Stück Schwarzbrod mit, wenn er in den Bureaus von Roland zu arbeiten kam. Robespierre hatte so viel Characterstolz, daß er es unter seiner Würde hielt, sich bis zu dem Cultus der gemeinen Demagogie herabzulassen. Er war vielleicht der einzige, der nie eine rothe Mütze aufgesetzt; der einzige, der es wagte, frisirt und gepudert, elegant wie ein Muscadin, wie man es damals nannte, zu bleiben; und er hegte eine solche Verachtung für die Agenten des Convents, daß er ihnen, als sie von dem Heilsausschusse in die Provence gesandt wurden, öffentlich den Auftrag gab, für ihn seidne Strümpfe in Lyon einzukaufen.

Die angesehnsten Männer der Revolution machten dem Pöbel damit den Hof, daß sie sein Costüme, und zwar noch mit Übertreibung nachahmten. Sie legten eine sogenannte vollständige Carmagnole an, d. h.: einen weiten schwarzwollenen Pantalon, eine dergleichen kurze Jacke, eine dreifarbige Weste, eine Perrücke von kurzem schlichten Haar, eine rothe Mütze, und trugen dazu zwei Schnauzbärte und einen gewaltigen Säbel. Zuweilen vervielfachte sich dies Jacobinercostüm auch zu einer vollständigen Rüstung. Senart giebt uns folgende Beschreibung von dem Aufzuge Herons, der einer der steten Begleiter von Robespierre war, wenn derselbe nicht aus Furcht von dem Wagen Gebrauch machte, der dem Heilsausschusse zur Disposition stand: „Er führte einen Hirschfänger an einem weißen Bandelier, den er zuweilen verborgen unter seinem Kleide hielt, barg in Seitentaschen ein Paar langläufige Pistolen (Espignolen), und trug an einem Gürtel gewöhnliche Pistolen nebst einem Dolche und einem kleinen Stylett." — Robespierre legte nie seine seidenen Strümpfe, die Beinkleider und den Frack von zarter Farbe, so wie den kleinen dreieckigen Hut ab, und wenn er nicht seines schwachen Gesichts halber eine grüne Brille hätte tragen müssen, würde auf seinen Anzug nichts zu sagen gewesen seyn, er hätte vielmehr der Jugend von Ferron zum Muster dienen können.

Die Sonne des 8. Jun 1794 war, wie wenn sie sich nach dem von David angefertigten Programm hätte richten wollen, mit einem bewunderswürdigen Glanze aufgegangen. Obwohl der Tuileriengarten in Folge des Beschlusses der Gemeinde vom vorherigen 7. März, welcher verfügte, daß alle dem Staate zugehörigen Gärten mit Kartoffeln, Schminkbohnen und Spinat bepflanzt werden sollten, sehr umgewühlt war, hatte er dennoch nach der Angabe von Vilate, welcher den Pavillon Flora bewohnte, ein bezauberndes Ansehn. Vilate war ein vormaliger Seminarist aus dem Departement der Creuse. Nach einer Mission von geringer Bedeutung, die er nach Bordeaux gehabt hatte, war er zu den Jacobinern in Paris gekommen und hatte sich dann den Namen Sempronius Grachus beigelegt. Barrere und Herault von Sechelles, die ihn würdig hielten einer der Ihrigen zu seyn, gaben ihm eine Wohnung im Tuilerienpalaste und machten ihn zum Geschworenen beim Revolutionstribunal, wo er für ein Gehalt von 18 Franken täglich alle die Unglücklichen, welche Fouquier-Tinville ihm zuschickte, ohne sie anzuhören zum Tode verdammte.*) „Nie hat der Himmel sich in einem strahlenderen Glanze gezeigt," sagt er. „Es war, als ob die Gottheit zugleich die Menschen herberufen hatte, um ihr ihre Huldigung darzubringen, und zu ihnen herniedergestiegen war, um sie in ihrem Unglück zu trösten. Barrere und Collot-d'Herbois hatten sich bei mir zum Frühstück angemeldet, um sich an dem Anblick des Festes zu weiden. Die Frau von Dumas, des Präsidenten des Revolutionstribunals, hatte sich unerwartet schon zeitig zu gleichem Zweck eingestellt." Die Pariser von 1794 wohnten, wie man sieht, eben so neugierig dem Feste des Höchsten Wesens bei, als dem Herumführen des Fastnachtsochsen.

Das Festprogramm umfaßte zwei verschiedene Abtheilungen, von welchen die eine den Tuileriengarten, die andere das Marsfeld zum Schauplatz hatte.

Der Uhren-Pavillon führte damals den Namen Pavillon der Einheit. An diesen Pavillon hatte man dem Garten zu ein großes Amphitheater gebaut, aus dessen Mitte sich eine Tribüne erhob. Dies Amphitheater, zu welchem man directe von dem großen Balcon her gelangte, war dem Convente und die Tribüne für den Präsidenten bestimmt. Breite Stufen führten aus dem Amphitheater zu dem mitten im Garten belegenen kreisförmigen Bassin. Ueber diesem Bassin war nach der Angabe von David eine colossale Gruppe angebracht, die den von der Ehrsucht, dem Egoismus, der Zwietracht und der falschen Einfachheit getragenen Atheismus vorstellte. An der Fronte dieser Figuren las man die Worte:

„Die einzige Hoffnung des Auslandes!"

Die Vorrichtung auf dem Marsfelde bestand nur aus einem künstlichen Berge, auf dessen Gipfel sich ein Freiheitsbaum erhob. Dieser Berg repräsentirte den Altar des Vaterlandes. Drei Plateaus von ungleicher Höhe umgaben ihn. Das oberste war für den Convent bestimmt, und von den andern beiden das eine für die Väter und deren Söhne, das andere für die Mütter und deren Töchter. Wie das Programm besagte, nahmen die Letzteren hier ihren Platz wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihre Gatten den ihrigen wegen ihrer Tugenden ein.

Es war Mittag, als die sämmtlichen Sectionen von Paris, nach dem Tuilerien berufen, die ihnen angewiesenen Posten eingenommen hatten. Die Männer hatten ihren Standpunkt auf der Terrasse am Ufer des Wassers. Verschiedene Gruppen Greise, Mütter, Kinder und Jünglinge; ein Wagen mit blinden Kindern besetzt, und ein zweiter Wagen, mit den Attributen des Ackerbaues, der Handwerke und Künste beladen, waren im Garten vertheilt.

Robespierre mußte natürlich den Vorsitz beim Feste führen, da er der Erfinder des Cultus des Höchsten Wesens war. Der Convent hatte ihn am 4. Juni, bei der Erneuerung seines Bureaus, einstimmig zu seinem Präsidenten ernannt.

Noch sorgfältiger frisirt und gepudert als gewöhnlich, und angethan mit einem königsblauen Frack, begab Robespierre sich zeitig in den Convent.

(Fortsetzung folgt.)

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

Zweiter Abschnitt.

Funfzehntes Kapitel.

Christian's letzte Tage.

(Vom 17. bis 27. Juni 1725.)

(Fortsetzung.)

„Nun Enon. Johannes, der hier taufte, hielt sich immer so bei dem Jordan mit seiner Taufe, bis endlich Christus der

*) Vilate hatte eine solche Wuth auf die Angeklagten, daß er, wenn ihm die Verhandlungen zu langwierig werden zu wollen schienen, seine Ungeduld durch ein höchst unschickliches Gebehrdenspiel, ja selbst durch die abscheulichsten Aeußerungen an den Tag legte. So hatte er eines Tages, wo Dumas der Audienz präsidirte, die Frechheit, zu sagen: „Die Angeklagten sind zwiefach überwiesen, denn sie conspiriren augenblicklich gegen meinen Magen: es ist Essenszeit."

Herr auch sich von ihm am Jordan taufen ließ. Dieser Fluß ist beinahe mitten in der Welt, wie auch Jerusalem; sie haben auch beide den Mittler zwischen Gott und Menschen gesehen. Der Fluß hat dem Josua, Elia und Elisa brav pariren müssen. Naeman konnte auch von ihm nachsagen; vorher ästimirte er ihn nicht, und dachte, die Wasser Amana und Parfar zu Damaskus wären weit besser als alle Wasser und der Jordan in Israel. Dieser, meinte er, würde ihm nichts helfen: aber mit dem Worte des Propheten ward es ein Heilwasser wie die Taufe, da das Wasser, mit Gottes Wort verbunden, erst eine rechte Taufe wird. — Apropos, wo ist doch die Medaille, die mir der Herr Rathsapotheker Müller gegeben, und auf der die Taufe Christi und die Weisen aus dem Morgenlande stehen?" (Man gab sie ihm, und während er sie betrachtete, sagte er): „die Weisen von Susa aus Persien werden auch wohl über den Jordan gegangen sein, als sie zu dem Neugebornen wollten. Schau, da haben sie Audienz und beten den Judenkönig an; den kannten sie besser, als die Juden selbst. Aber sie wurden auch von einem Stern geleitet, so hätten sie ihn wohl sobald nicht erkannt. Die Juden aber konnten es noch besser wissen, da waren die Hirten, die es ihnen gesagt hatten. Aber es hieß: „Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf." — Doch nun weiter!"

Er legte die Münze neben sich.

„Salem. Da war der größte Mann nach Christo im ganzen jüdischen Reiche, Melchisedech. Das war ein ewiger König und Priester, wie Christus der Herr, dessen Vorbild er war. Er war größer denn Abraham. Abraham war ein geistlicher Glaubensheld und ein weltlicher Kriegsheld, das wußte Melchisedech wohl, sonst hätte er ihm nicht Brot und Wein sammt dem Segen gegeben."

„Bethsan. Ja, daß Saul auf Gilboa mit seinen Söhnen so unglücklich war wider die Philister, daran war er selber Schuld. Seine Hoffahrt brachte ihn ja in sein Schwert. Konnte er sich nicht lieber umbringen lassen von den Philistern, als seine Söhne erschlagen waren? Aber da hieß es: Tandem desperat, et fit suicida (endlich verzweifelt er und wird ein Selbstmörder). Konnte er nicht die Flucht nehmen von dem Gebirge Gilboa? so wäre sein Kopf nicht abgehauen worden, so wäre sein Leib hier zu Bethsan nicht auf die Mauer gehangen worden. Der Mann wußte vor Angst nicht, was er thun sollte. Er wollte sich vor Gott nicht demüthigen und hatte ihn doch schrecklich erzürnt. Denn, fratum, granis est res, habuisse Deum, Wer Gottes Zorn erregt und will sich doch nicht bücken, den wird die schwere Last der Strafe niederdrücken. — Nun wollen wir sehen, wo er liegt."

Er suchte das fürchterliche Kupfer auf und während er es betrachtete, verlangte er abermals einen Löffel voll von seinem Essen. Dann aber fuhr er ungemein schnell fort:

„Laßt uns doch bald sehen, wie es in Ephraim stehe. Da ist Lidda, Arimathia, Samaria, Sichem, die Berge Garizim und Ebal, der Bach Krith."

„Lidda. Es war des gichtbrüchigen Aeneas Glück, daß Petrus hierher kam, und zu ihm sagte: Aenea, Jesus Christus macht Dich gesund, stehe auf und bette Dir selber. Ja, dazu wird Aeneas stark genug geworden sein, denn welchen Jesus Christus gesund macht, der wird wohl stark. Da ward wieder durch den Petrus erfüllt, was Christus der Herr zu ihm sagte: Wenn Du Dich dermal einst bekehrest, so stärke Deine Brüder. Das hat Petrus ehrlich gethan."

„Arimathia. Hier war Joseph geboren, der Christum, den Herrn, vom Kreuze nahm. Der wagte es doch. Die Juden durften ihm nichts thun, denn Jesus mußte ehrlich begraben werden. Sie hatten ihn in seinem Leben mehr als zu viel gequält, im Tode durften sie's nicht mehr. Da konnte Joseph von Arimathia und Nikodemus dreist bei ihm sein, denn er mußte wie ein Reicher in's Grab gelegt werden. Die Juden werden wohl ziemlich jaloux darüber gewesen sein."

„Samaria. Die Stadt hat immer böse Könige und Einwohner gehabt, kein Prophet konnte sie fromm machen. Elia und Elisa sollten beide ermordet werden: Elia von dem Ahab und der Jesabel, Elisa aber von ihrem Sohne Joram, als wenn die heiligen Männer an der Dürre und Theurung Schuld gewesen wären. Elisa hatte Wunderthaten zur Genüge gethan, und doch wollte ihm Joram den Kopf abreißen lassen, das auch wohl geschehen wäre, wenn nicht flugs wohlfeile Zeiten gekommen wären. Die armen Leute waren unerhört geplagt: — Hosea hätte auch gerne gesehen, daß ein Elisa ihm den Salmanassar von Assyrien so von dem Halse gebracht, wie er dem Joram den König von Benhadad von Syrien wegjagte. Aber nein, Elisa war todt und in Samaria begraben. Hosea mußte fort mit ganz Israel nach Assyrien und alles wurde mit Heiden besetzt, denn die Gnadenthür war zugemacht. — Die Juden dachten, sie könnten Christum nicht ärger schimpfen, wenn sie ihn einen Samariter nannten, weil diese halb Gott und halb den Teufel dienten. Aber Christus ästimirte die Samariter höher, als die Priester und Leviten der Juden, denn ein Samariter hatte den armen Mann, der unter die Mörder gefallen war, gepflegt. Petrus Johannes kehrten sich auch nicht an der Juden Reden, sondern liebten die Samariter wie Christus ihr Herr, und bekehreten sie.

„Sichem oder Sichar. Die Samariter hatten dem Weibchen, das mit dem Erlöser so discurirte, große Obligation. Denn, wenn sie nicht so curieuse gewesen wäre und gefragt hätte, ob man auf dem Berge Garizim oder zu Jerusalem anbeten müßte: so wäre sie nicht so klug geworden, daß sie mit dem Messia redete, und hätte die Post davon nicht nach Samaria bringen können. — Christus der Herr that doch dem Brunnen seines Vaters Jacob die Ehre an, daß er sich darauf niedersetzte: das macht, weil Jacob ihn auch vor Zeiten in derselben Gegend angebetet hatte."

„Die Berge Garizim und Ebal. Ja, die liegen dicht beisammen. Es wurde doch wahr, was Gideons Sohn Jotam vom dem Abimelech sagte; denn er zerstörte ganz Sichem und säete Salz darauf, wie Friedrich Rothbart auf Mailand.

„Der Bach Krith. Da mußte sich Elia vor Ahab verstecken, aber (indem er mit der Hand zum Himmel zeigte) der es ihm befohlen hatte, wußte ihn auch wohl zu versorgen. Er bekam doch einige Tage hindurch, so lange der Bach Krith nicht ausgetrocknet war, seine Speise des Tages zweimal. Woher die Raben das Brod und Fleisch hernahmen, weiß Gott. Sie mögen selbst gerne Fleisch fressen, aber sie mußten hernach sehen, wo sie wieder etwas fanden. Der Prophet folgte Gott immer blindlings im Glauben, wie Abraham. Der ging aus Chaldäa und wußte nicht, wohin er kam, denn der Glaube zweifelt nicht an dem, das man nicht stehet. Elia dachte nicht lange: Woher willst du etwas neh-

men? sondern es hieß mit ihm: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen. — Lasset uns schauen, wie kommen die Raben zugeflogen?" (hier ließ er sich den fünften Löffel einflößen und fuhr dann lächelnd fort): „Der Fuchs mußte dem Raben sehr schmeicheln, ehe er mit List den Käse vom Baum herab bekam. Elia hatte das nicht nöthig. Schau, da kommen sie mit dem Brod und Fleisch her, als ob sie den Elia wohl kannten, und als wenn er sie so gewöhnt hätte. Das macht, weil Gott den Elia liebte, so liebten ihn auch diese aves rapaces (Raubvögel), das sind nun recht albi corvi (weiße Raben). — Wir wollen zur Sache schreiten! Wo ist der Stamm Dan? Darin ist Joppe, Timath, Zarea, Esthaol und Asalon."

„Joppe! (hier hob er den Finger empor). Hier ging Jona zu Schiffe als Flüchtling. Er wird wohl gedacht haben: das ist schrecklich weit, nach Ninive zu gehen und wenn ich dahin komme und ihnen predige, so werden sie mir so klugs nicht trauen, und mich wohl gar beim Kopf nehmen. Nein, ich will mich lieber mit der Flucht salviren. Gott mag dann einen andern Mann nach Ninive schicken, so komm' ich mit Manier davon. Aber der ehrliche Jona konnte doch Gott nicht entlaufen und sollte ihm auch ein Fisch wieder per ambages zurückbringen. Wo ist das Turcicum Imperium (die Karte vom türkischen Reiche)? Wir wollen doch betrachten, wo der Fisch ihn hat wieder eingeführt."

Hier forderte er den letzten Löffel von seinem Essen und sagte, nachdem er solches genossen, laut und ernstlich: „Kocht mir noch mehr, denn mich hungert noch. Sie haben mir zu wenig gekocht!"

Das hatte man von unserm kleinen Hungerleider lange nicht gehört. Alle erstaunten sich eben so sehr darüber, als sie sich freuten. Obgleich es schon spät in der Nacht war, wurde doch gleich Anstalt zu einer neuen Suppe gemacht. Der Lehrer ließ freilich seinem wortreichen Schüler merken, als wenn er nur aus der Absicht frische Suppe verlange, damit er desto länger sprechen könne.

„Ich habe ja so lange keinen Appetit gehabt — antwortete Christian, fast etwas böse — nun aber hungert mich wieder."

Während man nun die neue Mahlzeit bereitete, suchte er die abgebrochene Geschichte von Ninive's Erretter wieder hervor, zeigte mit dem rechten Zeigefinger den Lauf, den dieser Fisch nach Josephs Meinung genommen, fing von dem Orte an, wo er ihn vermuthlich eingeschluckt und rückte bis an's Ufer des schwarzen Meeres fort, wo er ihn vielleicht wieder ausgeworfen hatte, und sprach: „das heißt nun auch, der Herr führt seine Heiligen wunderbarlich. Ja, nun hat er noch weiter gen Ninive gehen müssen, als vorher, daran war er selber schuld. Wir wollen es doch mit dem magern Männchen messen." (Nachdem er dies gethan, warf er sich selbst die Frage auf): „Wo hat nun der Prophet Jona hingehen müssen? Er ist von Natolien abgegangen durch Georgien, Turkomannien und Diarbecker. Das ist schrecklich weit!"

„Was ist nun in Natolien zu merken?" —

Als hier sein Lehrer inne wurde, daß Christian die Absicht habe, alle diese Länder nach seiner Weise umständlich durchzunehmen, versuchte er ihn davon abzubringen, indem er ihm eindringlich vorstellte, daß er sich durchaus schonen und den Rest der Nacht zum Schlafen verwenden müsse; auch wäre gegenwärtig die Zeit gar zu kurz, um eine so verzweigte Geschichte vorzunehmen.

„Nun, so wollen wir — antwortete Christian — nur Kleinasien und Diarbecker vornehmen, wo Jona wieder an's Land gekommen und wo er gepredigt hat. Dann wollen wir zu Bette gehen." Und ohne Zeitverlust und um keine neue Vorstellungen aufkommen zu lassen, begann er: „In Kleinasien sind nun zu merken — in der Reihenfolge von oben nach unten: — Scutari, Nicomedia, Nicaea, Prusia, Lampsaco, Abydo, Troja, Pergamo, Kiutaja, Thyatira, Sardes, Smyrna, Ephesus, Miletus, Halicarnassus, Philadelphia, Laodicea."

„Scutari. Hier, wo vor Zeiten Chalcedon war, schlug Mithridat die Römer, und Constantin der Große den Licinius. Wenn nur der Eutyches geglaubt hätte, daß Christus der Herr das Wort Gottes sei, so wäre er nicht auf dem Chalcedonischen Concilio von den Bischöfen verdammt worden."

„Nicomedia. Da ward Constantin der Große getauft, und mit Gift vergeben. Da überwand Kaiser Valens den Prokopius; und Kaiser Diokletian dankte hier ab."

„Nicaea oder Isnich. Auf diesem Concilio mußte nothwendig Arius verdammt werden: Warum redete er so lächerlich von der heil. Dreieinigkeit? — Die Kaiserin Irene war eine unbarmherzige Mutter, daß sie ihrem Sohne, Constantin Porphyrogenneta, aus Ambition die Augen ausstechen ließ. Sie sah nur auf das Aeußerliche, weil sie hier auf dem andern Concilio Bilder anzubeten verordnete. Aber es heißt: Du sollst dir kein Bildniß machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, noch des, das im Wasser oder unter der Erden ist; bete sie nicht an, und diene ihnen nicht. Darum hat Gott die Israeliten schrecklich gestraft. Er kann es nicht leiden, denn er sagt: Ich will meine Ehre keinem andern geben, noch meinen Ruhm den stummen Götzen."

„Abydo am Hellespont. Die Heiden haben den abergläubischen Leuten allerlei Zeug von der Hölle, dem Phrixus und Atamas, der Nefela rc. weißgemacht. Dieses alberne Zeug nennen die Gelehrten griechische Mythologie. Da heißt es, wie der Rector v. Seelen (in Select. liter. Specim. XVIII p. 6.) sagt: Quam foecunda fabularum mater est superstitio (Was heckt der Aberglaube nicht für einen Haufen Fabeln aus)!"

„Troja. Mit Troja ist es wohl auch beinahe so beschaffen. Daher war Antenor, der Padua erbaut haben soll."

„Pergamo. Wenn Eumenes II. seine Bibliothek von 200,000 Büchern nicht hätte auf Leder schreiben lassen, das man charta Pergamena (Lederpapier) nannte, so hätte man kein Ding, das Pergament hieße. Hierher schrieb Johannis seine Offenbarung und sagte: Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem verborgenen Manna. Da tödteten sie auch den treuen Zeugen Christi des Herrn, den Antipas, wobei er ausrief: „Denk' man einmal!"

„Thyatira. Auch hierher schrieb Johannis seine Offenbarung. Und da die Purpurkrämerin Lydia hier war, die den heil. Paulus und Silas zu Philippi beherbergte. Da hieß es: Ich bin ein Gast gewesen, und du hast mich beherberget."

„Sardes. Da nahm Cyrus den Krösus gefangen. Das muß den Darius Hystaspis sehr verdrossen haben, daß sein Gouverneur diese Stadt verbrannt, weil ihm über der Tafel

ein Page allezeit zurufen mußte: „Sardes ist verbrannt!“ Der heil. Johannes schrieb auch seine Offenbarung hierher, worin die Worte stehen: Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angethan werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens; und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.“

„Smyrna. Diese Stadt, sagt die Mythologie, hat Cantalus angefangen, die Amazone Smyrna aber ausgebaut. Hierher schrieb auch der heil. Johannes: „Ich weiß deine Worte und deine Trübsal, und deine Armuth (du bist aber reich). Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ — Das war der heil. Polykarp, den sie hier verbrannten, obgleich er ihnen 86 Jahre gepredigt hatte.“ —

(Schluß folgt.)

Das Weib des Urias. Tragödie in fünf Acten von Alfred Meißner. Leipzig, Verlag von F. L. Herbig. 1851. 207 Seiten 8.

Abermals ein biblischer Stoff, der aber sowohl dem Inhalte, als der ihm vom Dichter gewordenen Behandlung nach, sich gar sehr von dem „Kain“ *) unterscheidet. Dort hatten wir eine Begebenheit von einer Einfachheit, die kaum einer dramatischen Ausspinnung fähig zu sein schien, hier haben wir es mit einem Stoffe zu thun, dem es schon an und für sich nicht an Verwickelungen fehlt, denen der Autor indeß noch neue hinzugefügt hat; dort wurden wir in die ersten Anfänge der menschlichen Gesellschaft zurückversetzt, zu den einfachsten Sitten und Anschauungen; hier tritt uns ein schon sehr durchgebildeter gesellschaftlicher Zustand entgegen, mit allen socialen Verfeinerungen, aber auch aller sittlichen Depravation eines solchen. Es ist die glänzende Zeit des israelitischen Königthums, wo dasselbe von seiner höchsten Blüthe, aber auch von seinem nahen Verfalle, nur noch um einen Schritt entfernt war, in deren Mitte wir versetzt werden. In einer solchen Zeit sind Thaten, wie die hier dargestellten, möglich; nicht Verbrechen, die mit jener Energie des Wollens unternommen werden, welche einen kräftigen Geist auch in seiner Verirrung noch erkennen läßt, sondern ohne Plan begonnene Niedrigkeiten, die den Urheber derselben bald gegen seinen Willen zu Unthaten und wahren Verbrechen hinreißen.

Der Stoff dieser Tragödie ist allbekannt; der Uriasbrief längst sprichwörtlich geworden. Der Verfasser derselben, der sich durch seine anderweitigen dichterischen Leistungen einen geachteten Namen erworben hat, ist der biblischen Erzählung in der Hauptsache gefolgt; seine Hauptpersonen sind die der Geschichte: David, Bathseba, Urias, Joab der Feldherr, Nathan der Prophet; unter den Nebenpersonen hebt sich namentlich jener israelitische Thersites, der körperlich und geistig verwahrlos'te Enkel des Saul, Mephiboseth, hervor. Nur in Hinsicht auf den Abschluß der Begebenheit geht der Verfasser seinen eigenen Weg. Zur Vermehrung der dramatischen Wirksamkeit zieht er nämlich noch die Empörung des Absalon hinein und läßt den gesühnten David zum Kampfe gegen ihn ausziehen.

Bühnengerechter als der Kain ist allerdings die Meißner'sche Tragödie; doch ist zwischen dieser äußerlichen Angemessenheit und der wichtigeren inneren noch ein großer Unterschied. Häufig ist versuchter oder wirklich vollführter Ehebruch als Motiv einer dramatischen Handlung angewandt worden; aber gute Dramatiker haben es sich in einem solchen Falle stets angelegen sein lassen, durch die tragische Gewalt des Geschehenden das Vergehen selbst, in seiner abstoßenden Niedrigkeit, in den Hintergrund zu drängen. In dieser Weise ist der Ehebruch in der Lucrèce von Ponsard, in dem Angelo von Victor Hugo und anderen Tragödien behandelt. Hier wird derselbe geflissentlich in den Vordergrund gestellt, und die gegen das Ende eintretende tragische Gestaltung des Schicksals der Ehebrecher ist lange nicht genug entwickelt, um das Unwürdige der vorangegangenen Scenen vergessen zu machen.

Eine Folge dieser Verfahrungsweise ist, daß der Charakter des Königs David in dem allergehässigsten Lichte erscheint. Wenn die früher einmal aufgestellte Meinung begründet ist, daß die alten Tragiker darum ihre Herrscher fast immer eine so gehässige Rolle spielen ließen, um dadurch dem republikanischen Hasse ihrer Zuschauer gegen das Königthum Genüge zu thun, so müßte ihnen der Charakter dieses Königs ganz besonderes Vergnügen gewährt haben, denn er hätte ihnen die königliche Würde in ihrer tiefsten Erniedrigung gezeigt. Dieser David, der auch nicht einen einzigen königlichen Gedanken hat, der um ein durch seine Schuld unglücklich gewordenes Weib mit unwürdigen Liebesbetheuerungen girrt, mit Hülfe seines Kammerdieners (ein ächter Vertrauter der französischen Tragödie!) die niedrigsten Ränke schmiedet und ausführt, die soldatische Ehrlichkeit und Treue des Urias zu seinem Verderben mißbraucht, und dem Gefallenen dann, zum Uebermaaß des Hohnes, eine prächtige Leichenrede hält; der endlich dem einen der Mitwisser seiner Verbrechen, dem Kammerdiener, mit eigner Hand den vergifteten Trank credenzt, während er den anderen, den mächtigen Feldherrn, durch Schmeicheleien zu begütigen sucht, der endlich das geliebte Weib selbst durch die eidliche Betheurung seiner Unschuld dazu bringt, dem Mörder ihres Gatten die Hand zu reichen, — dieser David hat wahrlich nichts von dem königlichen Sänger, der der beste und frömmste der Könige Israels genannt zu werden verdiente.

Freilich zeigt uns auch die biblische Erzählung in dieser Episode des David'schen Lebens den Ehebrecher und Mörder, aber über seine Verbrechen wird nur kurz hingegangen, und das Hauptmoment der Erzählung in die Buße gelegt, durch die der Sünder sein Verbrechen sühnte. Die dramatische Eigenthümlichkeit ließ es nicht zu, auf ähnliche Weise zu verfahren; der Verfasser wollte keinen Kain dichten. Er mußte also dem Liebesverhältniß den meisten Raum gewähren, damit aber zugleich der sittlichen Laxität die Thür öffnen, die seine Dichtung verunstaltet hat. Es hat dem Dichter aber nicht genügt, aus dramatischen Rücksichten der Buße des David nur einen so kleinen Antheil an der Handlung zu gewähren, er hat ihr aus denselben Gründen auch eine andere Gestalt verleihen zu müssen geglaubt. — Die Buße des biblischen David ist eine aus tiefem Innern, aus reuig zerknirschtem Gemüthe kommende, die ganze Persönlichkeit des Sünders geht darin auf. „Und David ersuchte Gott um das Knäblein,“ heißt es in

*) S. Nr. 71 dieser Zeitschrift.

der biblischen Erzählung (2. Buch Samuelis Cap. 12) „und ging hinein, und lag über Nacht auf der Erde. Da standen auf die Aeltesten seines Hauses, und wollten ihn aufrichten von der Erde; er wollte aber nicht, und aß auch nicht mit ihnen." Die Buße des poetischen David ist dagegen eine rein äußerliche, und nur aus Furcht vor einer drohenden Volksbewegung entsprungen. Und so trägt selbst diese Buße dazu bei, den Charakter des Meißner'schen David noch tiefer herabzusetzen.

Außer der Hauptperson hat denn auch namentlich der Nathan unter der Vergröberung des Stoffes gelitten. Dieser tritt in der biblischen Darstellung mit der ganzen hohenpriesterlichen Würde, und mit dem großen Bewußtsein auf, das die Durchführung einer von höherer Macht gewordenen Mission verleihen kann. Mit der Erzählung jener, für die Geschichte des Apologs so berühmt gewordenen, Fabel vom reichen und armen Manne wirft er den David zu Boden, und verkündet ihm das Strafgericht des Herrn. Der Meißner'sche Nathan ergeht sich dagegen in langen Expectorationen, und weiß dann schließlich doch nichts Besseres zu thun, als die Fenster aufzureißen, und das tobende Volk für sich sprechen zu lassen. Noch deutlicher aber kommt die Niedrigkeit seiner Motive zum Vorschein, als das Einverständniß mit dem Feldherrn Joab, auf das er gebaut, nicht zu Stande kömmt, und Dieser vielmehr dem König zu Hülfe zu eilen droht. In der ausgesprochenen Hoffnung, daß die stattgefundene Demüthigung die moralische Kraft des Königs gebrochen, und ihn zum willigen Werkzeug der priesterlichen Pläne gemacht haben werde, entsühnt er denselben, um das Volk gegen den empörerischen Absalon zu führen. Zum hundertsten und tausendsten Male kehrt also hier die ganz abgegriffene Schablone des ehrsüchtigen und heuchlerischen Pfaffen zurück.

Der Zeichnung der Bathseba fehlt indeß wenigstens das Interesse nicht, wenn freilich auch ihr eben so wenig wie den übrigen Personen, eine höhere, sittliche Bedeutung zugesprochen werden kann. Sie ist das liebende, gefallene Weib, das, ohne der Schuld des Verführers zu gedenken, in ihm nur den geliebten Mann erblickt, auf dessen Rettung sie bedacht sein muß. Weil sie ihn liebt, scheint es ihr auch erträglicher, sich durch ein Geständniß ihrer Schuld dem Zorn des schwer beleidigten Ehemannes auszusetzen, als diesem das Kind des David unterzuschieben. Diese hingebende Liebe erhält sie dem David auch nach der Entdeckung seines Verbrechens, und noch vor dem Priestergerichte ist sie mehr darauf bedacht, die Würdigkeit ihrer Neigung als ihr Leben zu vertheidigen. Dies ist das einzige Gefühl, was sie auch nach dem verdammenden Spruche noch aufrecht erhält; ihm die Schmach zu ersparen, daß seine Gemahlin von Henkershand gefallen, tödtet sie sich selbst. Und so mag man an ihr erkennen, was Goethe sagt:

„Welch einen holden Schatz von Liebe,
Der Busen einer Frau bewahren kann."

Mit der Stellung, die die übrigen Personen, den Urias ausgenommen, zur Handlung behaupten, kann man sich schwerlich einverstanden erklären. Entweder sind sie derselben gänzlich fremdartig, wie der Absalon, der ein paarmal auf der Bühne kommt und geht, und endlich vor den Thoren Jerusalems erscheint, um dem Stücke zu einem Schlusse zu verhelfen, oder doch mit zu vieler Breite angelegt, wie der Joab, der im zweiten Acte mehrfach den Anlauf zu einem Wallenstein nimmt, gleich darauf aber in den Plautinischen miles gloriosus verfällt, und die bramarbasirende Aeußerung thut, daß, wer ihn vom Commando ablösen wolle, ein Riese sein müsse „Zehn Klafter hoch, mit Feuer in beiden Nüstern." (!)

Nicht unerwähnt kann endlich die Ungleichheit der Sitten und Anschauungen bleiben, die in diesem Stücke herrscht. A. W. Schlegel hat es dem Racine vorgeworfen, daß die verfeinerten Sitten und Redeweisen, in denen sich die Personen seiner Iphigenie bewegen, nicht zu der antiken Strenge des Stoffes passen. Aehnliches ließe sich auch von dieser Tragödie sagen. David's und Bathseba's Liebe ist in durchaus romantischem Sinne gedacht. Dagegen spricht sich in den wiederholten Schilderungen der Steinigung, und in der Insignienentkleidung des Königs die Härte der alt-testamentarischen Anschauungsweise, so wie in dem freiwilligen Tode der Bathseba ein heidnisch-antikes Element aus.

Nach Dem, was vorhergegangen, werden wir wohl die Meinung äußern dürfen, daß der Verfasser dieser Tragödie weniger nach einem einheitlichen Plane, als scenenweis gearbeitet, und daß er mehr nach Dem gestrebt hat, was interessant, als was wahr und angemessen ist. Er wird gehört haben, daß man den Verfassern biblischer Stücke so häufig den Mangel an dramatischer Wirksamkeit vorwirft, und wollte diese Meinung durch das seinige widerlegen. Es fehlt demselben denn auch nicht an den gewöhnlichen Ingredienzien eines Effect machenden Bühnenstücks, glänzenden Aufzügen, Gefechten, Banketten und einer großen Anzahl von ab- und zuströmenden Personen; allein von einem solchen Bühnenstücke bis zu einem dramatischen Kunstwerke ist noch sehr weit.

Eine gewisse formale Vollendung in Versbau und Diction ist dem Verfasser im Ganzen nicht abzusprechen; er weiß lebendig zu schildern, und handhabt den dramatischen Dialog mit Geschicklichkeit, was besonders in den Hofscenen, wo viele Personen zugleich auftreten, einen sehr guten Eindruck macht. Einzelne Mängel der Sprache treten bei der sonstigen Abrundung derselben um so greller hervor, so z. B. Ausdrücke, wie „Schuft" und „Köter", die mitten in der pathetischsten Rede vorkommen, und eine häufige Wiederholung der Interjection „o", wie sie sich in der fünften Scene des vierten Actes findet.

Für Freunde der Literarhistorie bemerken wir schließlich, daß unter der Reihe von Davids, welche das reichhaltige Repertoir des französischen Theaters besitzt, sich auch zwei befinden, die dieses Liebesverhältniß behandeln, und zwar die eine von einem ganz alten, lange vor Corneille lebenden, Dichter, der auch sonst merkwürdig ist, Antoine de Montchrestien — David ou l'adultère — die andere von einem Anonymus um das Jahr 1754 unter dem Titel: David et Bethsabée, Tragédie non représentée, Londres, aux dépens de la Société. Vgl. Bibliothèque du Théatre Français (Dresde 1768) I, 306 sq. und III, 211.

Druck, Papier, so wie die sonstige Ausstattung der Meißner'schen Tragödie lassen Nichts zu wünschen übrig.

MM.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 74. Sonnabend, den 13. September. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter ode Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Xerxes am Hellespont.

Als Xerxes zog nach Griechenland
Und kam zum Hellespont,
Da lag er vor ihm ausgespannt
Vom ew'gen Licht besonnt.
Er schlug die Brücke drüber her
Und betete dann laut:
„Dir sein, du dreimal heil'ges Meer,
Die Krieger anvertraut."

Doch plötzlich hob, vom Sturm erregt,
Die Woge sich empor,
Die donnernd an das Ufer schlägt,
Und braust durch's Felsenthor,
Zertrümmert ward der stolze Bau,
Durch Sturm und Fluthenschlag,
Die Wogen rollten schwer und blau,
Die Blitze zuckten nach.

Und Xerxes rief, vom Zorn bewegt,
Gezüchtigt sei das Meer,
Auf daß es ferner Banden trägt,
Bringt Eisenketten her,
Er senkt sie nieder auf den Grund,
Und geißelte die Fluth,
Und höhnisch lächelnd sprach sein Mund:
„So brach ich deine Wuth!"

Doch aller Ketten spottet nur
Das wilde, freie Meer,
Und wälzt im schimmernden Azur
Die blauen Wogen her.
Nicht achtet's auf der Ketten Last,
Nicht auf den Geißelschlag,
Und wenn der Sturm es heulend faßt,
So folgt die Woge nach.

Wie Xerxes einst das Schwert gewetzt,
Und auf die Wogen schlug,
So wird die Freiheit nun gehetzt,
Die hoch ihr Banner trug,
Doch sie wird, wie das stolze Meer
Frei über Felsen rollt,
Ihr Banner tragen hoch und hehr
Im lichten Sonnengold.

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

„Ich begegnete Robespierre," sagt Vilate, „in dem Costüm eines Volksrepräsentanten, mit einem Bouquet in der Hand, das halb und halb aus Kornähren und Blumen bestand; zum erstenmal strahlte Freude aus seinem Gesichte. Er hatte noch nicht gefrühstückt. Das Herz voll des Gefühls, welches dieser köstliche Tag einflößte, nöthigte ich ihn zu mir herein: er nahm das ohne Bedenken an, und war erstaunt über die immense

Volksmasse, welche den Tuileriengarten anfüllte. Hoffnung und Heiterkeit strahlten aus Aller Augen. Die Frauen trugen durch den eleganten Putz, in welchem sie erschienen, das Ihrige zur Verschönerung des Ganzen bei. Man sah ein, daß das Fest des Urhebers der Natur gefeiert ward.

„Robespierre genoß wenig; seine Blicke wandten sich oft dem prächtigen Schauspiel zu: man sah ihn in der Trunkenheit des Enthusiasmus versenkt.

„„Da haben wir,““ sagte er, „„den interessantesten Theil der Menschheit. O Natur, wie hehr und köstlich ist deine Macht! Wie müssen die Tyrannen beim Gedanken an diesem Feste erblassen!““

„Darin bestand seine ganze Conversation .... Maximilian blieb bis 12½ Uhr, und als er dann fortging, ließ er sein Bouquet auf einem Sessel liegen und vergaß es.

„Eine Viertelstunde nach seiner Entfernung trat das Revolutionstribunal bei mir ein, um dem Feste zuzusehn.“

Das Revolutionstribunal feierte in der That an diesem Tage, aber man hatte erst Tages vorher 21 Personen guillotinirt und guillotinirte deren noch zwei mehr, 23, den Tag darnach. Unter diesen 44 Opfern befanden sich zehn Domestiken, Tagelöhner oder Portiers und ein Soldat von achtzehn Jahr, der freiwillig in Dienst getreten war. Auf der augenblicklichen Gefangenliste standen 6967 Personen verzeichnet, welche ihre Reihe abwarteten, um vor Gericht gestellt oder guillotinirt zu werden, was so ziemlich ein und dasselbe war. Das war das Geschick — *des interessantesten Theils der Menschheit*, während Robespierre, indem er sein Frühstück bei Vilate einnahm, eine Prosopopöia an die Natur richtete!

Alles war in Bereitschaft, als die Uhr im Pavillon der Einheit Eins schlug. Davon benachrichtigt, wollte der Convent hinabsteigen, als man bemerkte, daß Robespierre unsichtbar geworden war. Man mußte ziemlich lange nach ihm suchen. Endlich wurde der König des Festes jedoch aufgefunden, und er begab sich dann zuerst, von dem Nationalconvente gefolgt, von dem Balcon des Pavillons hinab auf die Estrade. Die sämmtlichen Deputirten hielten laut Vorschrift des Programms ein Bouquet von Blumen und Kornähren in der Hand, Robespierre aber hatte, wie schon gesagt, das seinige in der Wohnung von Vilate vergessen.

Robespierre trug das Costüm der auf Botschaft ausgesandten Repräsentanten, mit der dreifarbigen Schärpe und dem wallenden Federbusche. Gleich bei seinem Erscheinen mit dem anhaltenden Ausruf: „*es lebe Robespierre!*“ begrüßt, ging er auf die Tribüne zu, die seiner wartete, und las dort mit der gewöhnlichen Feierlichkeit und Emphase seines Debüts und dem artesischen Accente, den er nie verlor, die erste der beiden Reden ab, die er halten sollte.

„Endlich,“ sagte er, „ist der ewig glückliche Tag gekommen, den das französische Volk dem Höchsten Wesen weiht. Nie hat die Welt ein Schauspiel dargeboten, das seines Anblicks würdiger gewesen wäre. Es hat die Tyrannei, das Verbrechen und den Trug auf Erden herrschen sehen, und nun sieht es wie eine ganze Nation, die mit allen Unterdrückern des Menschengeschlechts im Kampfe ist, seine heroischen Arbeiten einstweilen ruhen läßt, um ihre Gedanken und ihre Wünsche zu dem großen Wesen zu erheben, das ihr den Auftrag, ihn zu unternehmen, und die Kraft ihn zu vollführen gegeben hat ....

„Es hat die Könige nicht geschaffen, *um das Menschengeschlecht zu verschlingen*;*) es hat die Priester nicht geschaffen, um uns wie gemeines Zugvieh vor den Wagen der Könige zu spannen, und um der Welt *das Beispiel der Niederträchtigkeit, des Hochmuths, der Treulosigkeit, der Ausschweifung und der Lüge zu geben* — nein, es hat das Weltall geschaffen, um seine Macht zu verkünden ....

„Es ist es, welches die Brust des triumphirenden Unterdrückers mit Gewissensbissen und Grauen, das Herz der unterdrückten Unschuld mit Ruhe und Stolz erfüllt; es ist es, welches den gerechten Menschen zwingt, den Bösewicht zu hassen, während dieser nicht umhin kann, jenen zu achten; es ist es, welches die Stirn der Schönheit mit Schaam schmückte, um sie noch zu verschönern; es ist es, welches die mütterliche Brust vor Zärtlichkeit und Freude hüpfen macht; es ist es, welches die Mutter, mit wonnigen Thränen in den Augen, den Sohn an ihren Busen drücken läßt ....

„Wenn Du, hochherziges Volk, über alle deine Feinde triumphiren willst, so übe Gerechtigkeit und erweise der Gottheit den Cultus, der allein ihrer würdig ist. Volk, laß' uns uns heute unter ihren Auspicien den gerechten Entzückungen einer lauteren Fröhlichkeit überlassen — *morgen wollen wir auf's Neue die Laster und die Tyrannen bekämpfen*. Wir wollen der Welt das Beispiel republikanischer Tugenden geben, und so ehren wir sie auch noch.“

Lange Ausrufungen, schon in dem Programm von David angedeutet, folgten dieser Rede, und während ein auf den Stufen des Amphitheaters aufgestelltes Orchester eine Symphonie ausführte, stieg Robespierre, mit der *Fackel der Wahrheit* — d. h. mit einer Kiehnfackel — zu dem Bassin hinab und steckte dort eine Gruppe in Brand, welche *das Ungeheuer Atheismus* vorstellte. Aus der Mitte dieser in Brand gesteckten Gruppe hätte nach Vorschrift des Programms *die Weisheit* hervorgehen sollen; aber die Vorrichtungen waren so ungeschickt getroffen, daß die Ehrsucht, der Egoismus, die Zwietracht und die falsche Einfachheit kaum versengt wurden, während die Weisheit total geschwärzt worden war.

Im Programm hieß es: „Aus der Mitte dieser Trümmer erhebt sich die Weisheit mit ihrer ruhigen und heiteren Stirn; bei ihrem Anblick drängen sich Thränen der Freude und der Dankbarkeit aus Aller Augen.“ Zum Unglück für das Programm hatte aber der Zufall, welcher der Weisheit überkommen war, den ganzen Thränenquell versiegt und mit dem Weinen war es demnach nichts.

Als Robespierre zu seiner Tribüne zurückgekehrt war, da verlas er seine zweite Rede:

„Das Ungeheuer, welches *der Genius der Könige* über Frankreich ausgespieen hatte,“ sagte er, „ist in das Nichts zurückgekehrt. Mögen mit ihm alle Verbrechen, alles Unglück aus der Welt verschwinden! Wechselsweise mit dem Dolche des Fanatismus und dem Gift des Atheismus bewaffnet, conspiriren die Könige immerwährend, die Menschheit zu morden ....

„Volk, fürchte ihre verbrecherischen Anschläge nicht ferner: sie können so wenig mehr die Welt aus dem Schooße ihres

*) Allmächtiger Gott! welcher König hätte wohl je so viele Menschen verschlungen als Robespierre?

Schöpfers reißen, als die Gewissensbisse aus ihrem eigenen Herzen. Ihr Unglücklichen, richtet eure gesenkten Stirnen wieder empor; Ihr könnt getrost die Augen zum Himmel aufschlagen! .... Mensch, wer Du auch seyn magst, Du kannst immer noch Hohes von Dir selber denken; Du kannst das vergangene Leben mit Gott und selbst mit der Unsterblichkeit verknüpfen. Die Natur strahle also wieder in all ihrem Glanze und die Weisheit in all ihrer Herrlichkeit — das Höchste Wesen ist nicht vernichtet!

„Franzosen, Ihr bekämpft die Könige, Ihr seid also würdig, die Gottheit zu verehren. Wesen der Wesen, Schöpfer der Natur, der verthierte Sclave, der feile Söldling des Despotismus, der treulose und grausame Aristocrat beleidigen Dich, wenn sie Dich anrufen; aber die Vertheidiger der Freiheit können sich vertrauensvoll in Deinen väterlichen Schooß begeben. Wesen der Wesen, wir haben nichts Ungerechtes von Dir zu erbitten. Du kennst die Geschöpfe, die aus Deiner Hand hervorgegangen sind, und ihre Bedürfnisse entgehen Deinen Blicken eben so wenig, als ihre geheimsten Gedanken. Der Haß der Wortlosigkeit und der Tyrannei brenne in unsern Herzen neben der Liebe für die Gerechtigkeit und das Vaterland; unser Blut fließe für die Sache der Menschheit — das ist unser Gebet, darin besteht das Opfer, welches wir Dir darbringen, der Cultus, den wir Dir weihn!"

Trotz des Briefes, den La Harpe an Robespierre geschrieben hat, um ihn über die Schönheit dieser beiden Reden zu beglückwünschen, dürfte es schwer halten, etwas anderes als eine hochtrabende Declamation darin zu finden, bei der man nicht weiß, ob es ihr mehr an dem Gedanken oder am Styl gebricht.

Ein Wirbeln der Trommeln zeigte den Aufbruch nach dem Marsfelde an. Der Convent setzte sich in Marsch, mit Truppen, und Gruppen von Greisen und von jungen Mädchen vor und hinter sich, und in seiner Mitte acht bekränzte Stiere, welche einen mit den Attributen der Künste und Gewerke beladenen Wagen zogen. Ein dreifarbiges Band, gehalten von der Kindheit, dem Jünglingsalter, dem Mannesalter und dem Greisenalter, die erstere mit Veilchen, das zweite mit Myrthen, das dritte mit Eichenlaub und das vierte mit Weinlaub und Oelzweigen geschmückt, umschloß das Corps der Nationalrepräsentation.

Robespierre ging mit sichtlicher Zufriedenheit dem Convente einige Schritte voran. „Mit welch stolzer Freude," sagt Vilate, „brüstete er sich, als er, zum erstenmal bekleidet mit der dreifarbigen Schärpe des Volksrepräsentanten und das Haupt geschmückt mit einem wallenden Federbusch, an der Spitze des Nationalconvents und umgeben von einem immensen Volke, welches durch die Eleganz seines Putzes, dem lautern und strahlenden Glanze eines so schönen Tages entsprach, einherzog! Jedermann gewahrte seine Trunkenheit; aber während die enthusiasmirte Menge vielfältig in den Ausruf: es lebe Robespierre! ausbrach — Ausrufungen des Todes in einer Republik — incommodirten seine Collegen, erschrecken über seine verwegenen Prätensionen, seine Ohren mit Redensarten wie die folgenden: „seht Ihr, wie Ihm applaudirt wird? will nicht er den Gott machen? ist nicht er der Oberpriester des Höchsten Wesens?" wie er sich nachdem in beißenden Sarcasmen darüber beschwert hat."

Nachdem der Zug die Drehbrücke passirt war und auf dem Revolutionsplatze die Runde um die Statue der Freiheit gemacht hatte, schlug er den Weg über die Revolutionsbrücke, längs des Wassers, durch die Allee der Militairschule ein und betrat unter dem Niveau hin das Feld der Vereinigung.

Der Convent nahm die Gipfel des Berges ein, und da begannen die Gesänge. Den Anfang machte Chenier's Hymne an das Höchste Wesen, in Musik gesetzt von Gossé; ihr folgte eine Symphonie; nach dieser ein Chor von Greisen und Jünglingen, und dann hoben die Mütter, wie es im Programm vorgeschrieben war, ihre jüngsten Kinder hoch, um sie dem Schöpfer der Natur als Huldigung darzubieten. Die jungen Mädchen ihrerseits warfen Blumen gen Himmel, und die Jünglinge schwuren, indem sie gleichzeitig ihre Säbel zogen, daß ihre Waffen überall siegreich seyn sollten. Die hierüber entzückten Greise legten ihnen die Hände auf's Haupt und ertheilten ihnen ihren väterlichen Segen.

Endlich erscholl eine allgemeine Geschützsalve, als Dollmetscherin der Nationalrache, und da beendigten alle Franzosen, ihre Gefühle in eine brüderliche Umarmung verschmelzend, das Fest, indem sie die Lüfte von dem allgemeinen Ausrufe: es lebe die Republik! erzittern ließen.

In dieser theatralischen und lächerlichen Mythologie, aus dem Material eines Opernmagazins geschaffen, war, wie leicht ersichtlich, weder ein Schatten von Religion, noch eine Spur von religiösem Gefühl. Niemandem war es eingefallen, weder in dem Tuilerienhofe, noch auf dem Marsfelde, in dem Feste des Höchsten Wesens etwas anderes zu suchen, als ein Amüsement wie jedes andre; und die Pariser hatten dasselbe so willfährig mitgemacht, wie im Jahre 1790 das Bundesfest, im Jahre 1792 das Fest der Galeerensclaven von Chateauvieux, und im Jahre 1793 die Prozession des Leichenbegängnisses von Marat. Nach dem Vorbilde des römischen Senats, nährte und amüsirte der Convent seine Hauptstadt so gut es gehen wollte: die Austheilungen des Maximums dienten statt des Brodtes, die Feste die er gab, und bei welchen Greise und blinde Kinder umhergeführt wurden, statt der Schauspiele. Der Heilsausschuß war weder sinnreich noch reich: er gab, was er hatte.

Robespierre, der sich viel auf seine Autorschaft einbildete, verhehlte sich den mittelmäßigen Erfolg seiner Religion nicht. Es verschlug nichts, daß der allgemeine Rath der Gemeinde durch einen Beschluß vom 13. Mai 1794 verfügte, daß über allen Kirchthürmen die Inschrift: der Vernunft, welche Chaumette dort hatte anbringen lassen, ausgelöscht und durch die Inschrift: dem Höchsten Wesen, ersetzt werden sollte. Außer, daß es wenig sagen wollte, Chaumette als Hohenpriester zu überwinden, nachdem man ihn als Tribun hatte guillotiniren lassen, wußte Robespierre, da er sie selbst zusammengebracht hatte, besser als irgend ein anderer, was an der Gemeinde von Paris war: sie war von oben bis unten nichts weiter als ein Haufen Elender, der sich immer vor dem augenblicklichen Machthaber beugte.

Auch bezeichneten Robespierre's Freunde, die um das Geheimniß seines Verdrusses wußten, seiner Rache die Unvorsichtigen, welche es sich beigehen ließen, von der Schönheit und der Wirksamkeit seiner Theologie nicht ganz erbaut zu seyn.

„Man muß," schrieb Payan, der neue Procurator oder Nationalagent der Gemeinde, wie man es damals nannte, der an die Stelle von Chaumette gekommen war, „dem Fanatismus

zu Leibe gehen, und die Autoren, die Drucker, die Journalisten und Bouland strafen, die das Fest des Höchsten Wesens verunziert haben."

Welch ein Widerspruch in dem Charakter Robespierre's auch für uns liegen mag, indem er die Religionen im Allgemeinen mit einer beleidigenden Verachtung behandelt, sich aber doch als Präsident des Convents öffentlich zu den groteskesten Mummereien herabläßt, darf doch nicht übersehen werden, daß dies der Character aller Literaten jener Zeit war. Dieselben Philosophen, die sich etwas zu vergeben geglaubt haben würden, wenn sie eine Kirche besucht hätten, drängten sich voll Ehrfurcht zu ihren Maurerlogen. Sie bezeugten eben so viele Achtung für eine Maurerkelle, als sie Geringschätzung für einen Kelch affectirten; und dieselben starken Geister, welche das Meßgewand eines Priesters verhöhnten, verneigten sich demüthig vor dem Aufzuge eines Rosenkreuzers.

So war Robespierre! Er trieb die Art Götzendienerei, die den krankhaften Geistern jener Zeit gemein war, und in welcher sich, je nach den verschiedenen Verhältnissen, die Maurerei, der Meßmerismus, der Illuminatismus, eine ansehnliche Portion Unwissenheit und eine noch größere Portion Hochmuth vermengten. Er lachte ohne Umstände über die Lehre der Apostel, der Concilien und der Kirchenväter, aber er würde es nicht gewagt haben, über die Beschlüsse des großen Orients zu lachen.

In dem Geiste Robespierre's gab es überdem eine gewisse Abschüssigkeit, die sich zum Mysticismus, zur Träumerei, zur Verzückung hinneigte. Wenn er schreibt, so liebt er die Apostrophirung oder die Prosopopöia, und Lyrismus ist der gewöhnliche Ton seines Styls. Er hatte diese Formen von Jean Jacques Rousseau angenommen, von dem er ein wenig das Gemüth und im hohen Grade den Character hatte. Er hatte sich einen Hof von alten Frauen gebildet, welche Manuel, wie Vilate sagt, Robespierre's Betschwestern nannte, und unter welchen obenan eine Baronin von Chalabre figurirte, die ihm fast das Haus führte. Diese Frauen folgten ihm überall hin, in den Convent und zu den Jacobinern; sie legten ihm laut die zärtlichsten Namen bei und klatschten ihm leidenschaftlich Beifall zu.

Dieser Geschmack Robespierre's für die Maurerei und den Illuminatismus war auch die Veranlassung seiner Art von Einweihung in die Mysterien der Mutter Gottes.

(Fortsetzung folgt.)

Der vierjährige Gelehrte.

Eine Monographie von Heinrich Asmus.

Zweiter Abschnitt.

Funfzehntes Kapitel.

Christian's letzte Tage.

(Vom 17. bis 27. Juni 1725.)

(Beschluß.)

Hier machte Christian eine kleine Pause, wandte sich an die eingeschlafene Wärterin, weckte diese bei der Nase fassend auf und sagte: „Sophie, schlaf doch nicht so! In Kopenhagen hießen die Mädchen Piger, du magst wohl auch faul heißen." Eben trat seine Mutter mit dem bestellten Essen ein, aber Christian winkte mit der Hand zurück, „Mama" — sagte er — „mir beliebt nun nichts mehr, der Appetit hat sich verloren." (Ja leider, war der auf ewig verloren, so wenig seine Angehörigen es auch dachten.)

„Wir wenden uns nun nach Ephesus," — fuhr er fort. — „Da waren böse Leute, die konnten keinen ehrlichen Mann leiden, und hatten zum Sprichwort: Nemo nostrum frugi esto (Es muß kein gut Haar an unser einem sein). Der ehrliche Hermolas mußte deshalb in's Elend. Den heil. Paulus wollten die Goldschmiede so gern todt haben, aber sie konnten es nicht; die wilden Thiere durften ihm auch nichts thun, weil er ein gewaltiges Rüstzeug war. Den heil. Johannes konnte Domitian auch nicht tödten, da hieß es: dieser Jünger stirbt nicht so, wenn er gleich in siedendem Oel gekocht wird, darum starb er auch wie Johannes Presbyter. Nur Cerinthus glaubte nicht, daß Christus, der Herr, wahrer Gott wäre: deshalb schrieb Johannes sein Evangelium und seine Offenbarung hat er auch hierher geschrieben."

„Mileto oder Melasso. Das eroberte Alexander der Große, der wird hier wohl viel Scharlach gefunden haben, denn der wurde hier am allerschönsten gemacht. Thales von Miletus hat Astronomie in Aegypten gelernt, und das Jahr in 365 Tage getheilt. Er pflegte zu sagen: „Der Mensch wäre am gerechtesten, der das selbst nicht thäte, was er an andern strafe." Hier redete Paulus zu den Aeltesten in Ephesus: Habt Acht auf euch selbst, und auf die ganze Heerde, unter welche euch der heil. Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigen Blut erworben hat."

„Halicarnassus. Die Artemisia hätte nicht nöthig gehabt, sich über ihren Mausol zu Tode zu grämen; hätte nur Xerxes ihrem Rathe gefolgt, so wäre er von dem Themistokles nicht so geschlagen worden. Thyra war auch eine kluge Königin, aber sie grämte sich über ihren Grom d. Alten nicht zu Tode; (aber dieser grämte sich wohl über seinen Sohn zu Tode); sie war auch, sagt Saxo-Grammaticus, Majestatis Danicae caput (das Haupt der dänischen Majestät). Alexander der Große eroberte Halikarnas mit großem Sturm, da ist Herodot, der hier geboren, wohl schon lange todt gewesen; aber Dionysius von Halikarnas nicht, der auch von hier gebürtig gewesen."

„Nun kommt Philadelphia. Das mußte Emanuel II. dem Bajessid selber mit einnehmen helfen. Das hat ihn wohl sehr verdrossen, denn es war seine eigne Stadt; es hieß aber: Temporibus sapiens mores sine crimine mutat (ein kluger Mann schickt sich in die Zeit). Der heil. Johannes schrieb hier: „Halt, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme!"

„Laodicea. Hieher schrieb Johannes in seiner Offenbarung: „Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und thu Buße. Siehe, ich steh' vor der Thür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird und die

Thür aufthue, zu dem werde ich gehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir. Wer überwindet, dem will ich geben mit mir auf einem Stuhl zu sitzen, wie ich überwunden habe und bin gesessen mit meinem Vater auf einem Stuhl." —

Hier war die besorgte Mutter abermals bemüht, ihn zu bewegen, sich auskleiden zu lassen. Aber mit allem Respect erwiederte Christian: „Madame, ich bitte Sie, gehen Sie nur unbesorgt zu Bette; ich bin noch nicht müde und habe nur noch ein wenig zu reden, dann soll mich Sophie auskziehen und zu Bette bringen." —

„Was ist nun" — fuhr er sogleich fort, um mehrere Einwürfe zu entgehen — „im Lande Diarbecker zu observiren? Darin haben wir Mesopotamien, Assyrien, Babylonien oder Chaldäa, und die Flüsse Euphrat und Tigris; zwischen diesen beiden liegt Mesopotamien. An dem Euphrat liegen Orfa, Haran, Babylon."

„Orfa. Da mußte der abtrünnige Julian sein Leben einbüßen. Er moquirte sich über Christum den Herrn, dafür ward er von den Persern erschossen. Und Karakalla ward auch von des Macrinus Leuten, nicht weit von hier, heimlich todt gestochen."

„Haran. Da starb Abrahams Vater Tarah, und kam nicht nach Canaan. Der geizige Krassus bekam hier, nicht weit von Haran, von den Persern den Hals voll geschmolzen Gold; er hätte aber auch den Tempel zu Jerusalem nicht plündern sollen."

„Babylon. Cyrus dachte, wenn er nur den Euphrat von Babylon wegleiten könnte, würde es sich wohl ergeben müssen, oder er würde wohl hinein kommen. Ja das ging an: darüber werden sich die Babylonier sehr gewundert haben, als sie den Cyrus des Nachts in der Stadt sahen, da sie nicht daran dachten. Xerxes aber hat ihr mehr Schaden gethan als Cyrus und endlich ist die große Stadt so verwüstet worden, daß die Strauße, Eulen und Drachen da gewohnt."

„An dem Tigris lag Ninive. Da ist nun Jonas hingekommen und hat diese kurze Predigt gehalten: Es sind noch 40 Tage, so wird Ninive untergehen." Er dachte: o, daran werden sich die Leute wenig kehren. Wir wollen sehen, wo er liegt, und zusieht, ob die Stadt untergehen werde. Aber es war so nicht, wie mit Sodom und Gomorrha! Ninive ist stehen geblieben: das macht, weil sie Buße thaten. Da hieß es: Ubi est confessio, ibi est remisso, (Wo Bekenntniß ist, da ist auch Vergebung). Weil sie sich bekehrten, so reute auch Gott des Uebels, das er geredet hatte, ihnen zu thun und that es nicht. Jonas dachte: wenn nur Gottes Wort wahr wird, daß Ninive untergeht; die Leute mögen bleiben, wo sie wollen. Aber er mußte an dem Kürbis Barmherzigkeit lernen. Der Kürbis war lange keine Stadt voll Menschen, und es verdroß ihn doch, daß er verdorrte: so sollte es ihn auch verdrossen haben, wenn Ninive sich nicht bekehrt hätte. Aber es heißt: Unter seinen Heiligen ist keiner ohne Tadel! — Da sitzt nun Jonas unter dem Kürbis, das ist besser, als im Bauche des Fisches. Er wollte hier nicht her, aber der Fisch mußte ihn durchs Meer tragen, daran hat er wohl nimmer gedacht. Gleichwie aber Jonas, der da sitzt, drei Tage und drei Nächte im Bauche des Wallfisches war, also war Christus der Herr drei Tage und Nächte in der Erden. Ja, da muß ich auch hin, denn die Wurzel der Sünden muß verfaulen. Aber —" hier faltete er die Händchen — „es heißt:

Weil Du vom Tod erstanden bist,
Werd' ich im Grab nicht bleiben.
Mein höchster Trost deine Auffahrt ist,
Todesfurcht kannst Du vertreiben.
Denn, wo Du bist, da komm' ich hin,
Daß ich stets bei Dir leb' und bin:
Drum fahr' ich hin mit Freuden.

So fahr' ich hin zu Jesu Christ,
Mein Arm thu ich ausstrecken.
So schlaf ich ein, und ruhe fein;
Kein Mensch kann mich erwecken,
Als Jesus Christus, Gottes Sohn,
Der wird die Himmelsthür aufthun.
Mich führen zum ewigen Leben.

„Und nun — zumachen!"

Hier schloß der Kleine, hier ließ er nun seine Bücher zumachen, die ihm immer die größte Lust gewährten, zumachen für immer! Nachdem er gebetet, legte er sich auf sein Ruhekissen und entschlief.

Als am folgenden Morgen den 26 Juni sein Lehrer ihn besuchte, saß Christian schon auf seinem Stuhle und rief dem Eintretenden, auf dessen Befragen nach dem Befinden, heiter entgegen: „Je me porte fort bien!" Dann legte er sich bald wieder ins Bettchen und schlief einige Stunden sehr ruhig. Aber welcher Sturm folgte dieser unheimlichen Stille!

Zwei Stunden vor Mittag wünschte er wieder in die Höhe genommen, und wie ein gesunder Mensch angekleidet und gewaschen zu werden. Aber vielleicht mochte er das heranziehende Ungewitter in seinem Innern schon fühlen: zu nichts hatte er Lust, er gab sich mit nichts ab und blieb ganz still. Als später sein Lehrer ihn, um ihn etwas zu erheitern, fragte, ob er ihm auch etwas Schönes und Rares zeigen oder etwas Unterhaltendes erzählen sollte, antwortete er mit einem leisen dreimaligen: „Nein!" und winkte bebend mit der Hand.

So etwas war man nicht gewohnt und alle wurden bestürzt. Indessen lag Christian mit geschlossenen Augen, wie vom Tode schon gestreckt, doch noch matt athmend, auf dem Schooße seiner Sophie, bis Nachmittags gegen 5 Uhr. Jedoch hatten sich dergleichen Zufälle bei dem Kleinen oft schon wiederholt und auch die Aerzte verkündigten, aus der ihm entflossenen Feuchtigkeit, mehr Besserung, als Gefahr. Und wirklich erschien scheinbare Besserung!

Nachdem er wohl 7 Stunden so geschlummert hatte, ließ er sich von seiner Amme aufrecht stellen und verlangte von seiner Schwester zur Erfrischung etwas süße Milch. Diese aber befürchtete, Milch möchte seine Engbrüstigkeit noch vermehren, und gab ihm deshalb den verordneten Gerstensaft. „Ei, warum hast du mir doch keine Milch gebracht!" — sagte er zu ihr — „Nun will ich auch ferner nicht wieder auf deinen Arm kommen, bis ich sterbe, weil du mir die Milch versagt hast."

Alle hielten es für einen Scherz — aber schon nach 9 Stunden ward aus dem Scherze fürchterlicher Ernst!

Bald nachher sagte er bittend zu seiner Mutter: „Mama, ich wollte mich gerne waschen, geben Sie mir doch frisches Wasser."

„Mein Kind — erwiederte die Mutter — was willst du dich doch schon wieder waschen? du bist ja rein genug!"

„Nein, Mama“ — sprach Christian —“ ich bin nicht recht rein, deshalb muß ich mich wieder waschen.“

Er bestand auch wirklich so lange darauf, bis man ihm Wasser reichte. Dann fuhr er mit beiden Händen zugleich hinein und wusch sich, als wenn er sehr schmutzig gewesen wäre. Als er sich abgetrocknet hatte, fragte er seine Amme, auf deren Schooße er saß und die zugleich ein Essen zubereitete: „Sophie, wer wird all davon essen? Wird Herr Behm nicht bald kommen? daß er auch davon esse?“ Man erwiederte ihm, daß er nächstens kommen würde, und Christian setzte hinzu: Ja, so muß er bald kommen!“ — Seine Schwester wollte ihn nun auf den Arm nehmen und mit ihm spielen, aber er dachte noch an sein Wort, wieß sie mit der Hand von sich und sagte mit schwacher Stimme: „O geh' nur weg! Geh nur!“

Ohne ein Wort zu sprechen, verblieb er noch zwei Stunden bei seiner Wärterin, am Abend wurden ihm seine schwachen Beinchen mit wohlriechenden Kräutern beräuchert und gewärmt. Dabei sah er bedächtig die aufsteigenden Dämpfe an, folgte deren in der Luft sich kräuselnden Wolken mit den Augen, bis sie alle verschwunden waren und sagte dann: „Ja, vita nostra fumus.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist der Menschen Leben!
Wie ein Nebel bald entstehet,
Und auch wieder bald vergehet,
So ist unser Leben, seht!

Nun wurden ihm zum letzten Male, seine Nachtkleider angezogen, während sein Sterbebettchen in Ordnung gebracht wurde. Dann legte er sich, als es Zeit zum Zubettegehen war, hinein, und alle seine Angehörigen meinten nichts anders als daß er den andern Tag fröhlich erleben würde. Nachdem er gebetet, fragte er: „Sophie, was ist doch morgen früh die Uhr, wenn es Tag wird?“

„Halb drei, mein Kind! sagte die Amme.

Er aber fragte zum zweiten Male: „Sage mir recht, was hat es dann geschlagen, wenn es morgen früh Tag wird? Ich wollte es so gerne recht genau wissen.“

Er erhielt dieselbe Antwort von Allen.

„Nun, so ist es gut“ — antwortete er, wie beruhigt. Wünschte Allen eine gute Nacht und rief: Opto Tibi beatum quietem (Sie ruhen wohl!) Tranquilla nox (Angenehme Ruh!)“

Nachdem ihn Alle bis auf seine Amme verlassen hatten, wiederholte er noch die beiden letzten Verse: „Weil Du vom Tod erstanden bist, werd' ich im Grab' nicht bleiben“ rc. (aus dem Liede: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist rc.). Dann schlief er sanft bis gegen Mitternacht, wo er zu trinken wünschte. Abermals verfiel er in einen zwei Stunden langen Schlaf, der wenigstens dem Anscheine nach, ganz ruhig war.

Sechszehntes Kapitel.

Christians Tod.

Am 27. Juni 1725.

Aber plötzlich wurde er aus dieser Ruhe gewaltsam aufgeweckt. Seine Todesstunde schlug. Sein Herz klopfte heftig, die Brust kochte, und der Athem drohte zu verschwinden.

Kaum war dieser Zustand seinen Angehörigen bekannt geworden, so stellten sie sich auch an dem Bette des Kranken ein.

„Ach! — rief Christian — „gebt mir einen heißen Stein!“

Die arme Mutter verstummte über diesen Anblick und half schluchzend was sie helfen konnte. Man merkte schon, daß kein Puls mehr ging und sich die Angst bei Christian in der Brust sammle. Sein Lehrer folgerte daraus, daß der Schluß des Höchsten, du sollst sterben! bald bei dem schwachen Knaben in Erfüllung gehen werde, daher ermannte er sich und sprach ihm Folgendes zu:

„Allerliebster Engel! Weil du die ganze Zeit deiner Trübsale, die dir Gott zu tragen auferlegt hat, niemals ungeduldig gewesen bist, so bitte ich dich, bleibe nur noch einen Augenblick in Geduld, so werden alle Schmerzen vergehen, womit du beladen bist! Für solche Leiden, die du aussteht, sollst du bald, bald, empfinden eine unaussprechliche herrliche Freude. Denn Jesus der Herr, den du bekannt hast, hat dich lieber als dich die Welt hat. Er hat dich gewaschen von deinen Sünden und zu einem Könige und Priester gemacht — — — (Hier nahm der sterbende Knabe das Wort und setzte hinzu: Vor Gott und seinem Vater.) Dieser dein Heiland wird dich gleich jetzt führen zu der Schaar der Auserwählten und zu der Menge vieler tausend Heiligen.“

„Ja!“ rief Christian und betete mit bebenden Lippen und leiser Stimme:

„Herzlich thut mich verlangen
Nach einem seligen End,
Weil ich hie bin umfangen
Mit Trübsal und Elend.

Ich hab' Lust abzuscheiden
Von dieser argen Welt,
Sehne mich nach ewigen Freuden,
O Jesu! komm nur bald!“

Als der gebrachte heiße Stein ihm an die kochende Brust und an das pochende Herz gelegt wurde, führte Christian auch seine rechte Hand dahin, als wollte er die Todesqual, die er empfand, mit wegräumen helfen; bald aber richtete er sich ohne Hülfe in den Armen seiner Sophie auf, krümmte sich wie ein getretener Wurm und sich den eiskalten Angstschweiß von der Stirn abwischend, betete er:

„Stärk' mich mit deinem Freuden-Geist,
Heil' mich mit deinen Wunden,
Wasch' mich mit deinem Todesschweiß
In meiner letzten Stunde:
Und nimm mich einst, wann Dir's gefällt,
In wahrem Glauben aus der Welt
Zu deinen Auserwählten.“

Kaum hatte er dieses Gebet beendet, so sehnte sich die unterliegende Natur nach ihrer Auflösung und seine schon bleichen Lippen wimmerten: „Ach, gebt mir etwas ein!“ Die Mutter, selbst in Todesangst um den vielgeliebten Sohn, gab ihm Arzenei, die ihm so oft bei schweren Zufällen Hülfe gebracht hatte, aber jetzt wollte sie nicht mehr helfen. Alle gaben daher die Hoffnung auf die Erhaltung des Kleinen auf und sein Lehrer redete zum zweiten Male dem Sterbenden zu:

„Geduldigster Engel! Es ist dem Ansehen nach keine Er-

quickung mehr für dein abgemartertes Herz auf der Welt zu finden. Aber deine Hülfe sollst du wahrlich gleich jetzo im Himmel haben. Warte nur noch einen Augenblick deines Heilandes, der deinen nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe. Dieser dein Herr, Jesus Christus, rufet schon: Komm' her, du Gesegneter meines Vaters, ererbe das Königreich, das dir bereitet ist vom Anbeginn der Welt! Er wird dich, sei getrost! in diesem Augenblick, mit starker Hand herausreißen aus des Todes Hand, und zu sich nehmen in sein Reich; da sollst du denn mit ihm zugleich in Freuden leben ewiglich."

„Dazu hilf mir" . . . lallte der Sterbende; und sein Lehrer setzte hinzu: „ja gnädiglich!"

Nun rang das Kind, kraftlos, doch standhaft und bei voller Vernunft, mit dem Tode. Sein sterbender Mund konnte die ihm gebotene Arzenei nicht mehr nehmen. Da ihm aber die Augen noch ungebrochen und das Gehör nicht vergangen war, rief sein Lehrer ihm herzhaft zu:

Freu' dich sehr, o meine Seele,
Und vergiß aller Noth und Qual,
Weil dich nun Christus, dein Herre,
Ruft aus diesem Jammerthal:

Aus der Trübsal, Angst und Leid,
Sollst du fahren in die Freud,
Die kein Ohr jemals gehöret,
Und in Ewigkeit auch währet.

Zu Ende dieser Worte schlug Christian die Augen in die Höhe, holte noch einmal die letzten Kräfte seiner geschwächten Brust zusammen und gab dann, am 27. Juni 1725, morgens 3½ Uhr, — grade in der von ihm so ängstlich erfragten Zeit — mit einem sonst nie von ihm gehörten dreimaligen sehr starken und lauten Stöhnen und mit den Worten: „O Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" seinen unsterblichen Geist in die Hände seines Erlösers, zur ewigen Erquickung.

Siebenzehntes Kapitel.

Christian's Begräbniß.

Am 10 Juli 1725.

Den kleinen Todten, der wie eine von der Sonnenhitze verschmachtete Blume dalag, ließen seine Verwandten, namentlich Mad. Starken und deren Tochter Mad. le Sueur, gar herrlich zum Sarge einkleiden. Die beiden Jungfrauen Lindenberg schmückten des kleinen Gelehrten Haupt mit einem künstlich geflochtenen Lorbeerzweige. Zwei Wochen hindurch lag er so auf einem Parade-Bette und wurde von vielen tausend Menschen besucht, die sich vom Morgen bis in die sinkende Nacht einstellten. An der rechten Seite des Halses hatte er ein blaues Zeichen bekommen, sonst war sein Gesichtchen durchaus nicht entstellt, vielmehr sah er beinahe noch schöner aus, als es bei seinem Leben der Fall gewesen. Am 10 Juli 1725 ward der kleine Todte, gefolgt von einer Menge Neugieriger in der Catharinenkirche zu Lübeck, in dem Grabmal der Jungfrau Langhennings beigesetzt.

So starb Christian Henrich Heineken, in dem zarten Alter von 4 Jahren, 4 Monaten, 20 Tagen und 21 Stunden. Eine große Masse Zeitungen verkündigten in allen Zungen Europa seinen Tod. Dichter und Dichterlinge sangen und summten um sein Grab. Aber die Stadt Lübeck hat ihrem Wunderkinde bis jetzt kein Denkmal gesetzt.

Grundsätze des praktischen Europäischen Seerechts, besonders im Privatverkehre, mit Rücksicht auf alle wichtigeren Partikularrechte, namentlich der Norddeutschen Seestaaten, besonders Preussens und der Hansestädte, sowie Hollands, Frankreichs, Spaniens, Englands, Nordamerikas, Dänemarks, Schwedens, Russlands etc. Von Dr. juris Carl von Kaltenborn. In zwei Bänden. Berlin, 1851. Verlag von Carl Heymann. XII, 383, VIII und 547 Seiten gr. 8.

Das Werk zerfällt in neun Abschnitte, deren Gegenstand sind: Einleitende Erörterungen; von Schiffen überhaupt, besonders vom Schiffbau; von der Rhederei; vom Schiffspersonal; von Lootsen und Passagieren; von der Befrachtung der Schiffe; von Havarien und Seeschäden; von der Bodmerei; Rechte des Seehandels im Seekriege. Der erste Band enthält den ersten bis sechsten Abschnitt, der zweite den siebenten bis neunten (den siebenten: von Havarien und Seeschäden S. 1—231, den achten: von der Bodmerei, S. 232—336) und ein ausführliches Register (S. 504—545) nebst zwei Seiten Addenda et Corrigenda (— es ist hier der Nachtrag in Bezug auf die Quellen des Seerechts der einzelnen Staaten bei der Benutzung des Buches zu beachten —).

Um an einem Beispiele zu zeigen, wie der Verfasser die einzelnen Abschnitte zergliedert, wählen wir den letzten, neunten (im Inhaltsverzeichnisse irrthümlich Abschnitt IV bezeichneten) „Rechte des Seehandels im Seekriege". Er besteht aus folgenden 27 Paragraphen: Einleitung; Literatur des öffentlichen Seerechts. Herrschaft über das Meer. Sog. Eigenthumsmeere; Sundzoll. Küstenhandel und Küstenfischerei. Internationaler Charakter der Seeschiffe. Von den Consuln. Von der Kaperei. Prisen durch Kauffahrer. Von Wiedernehmungen. Von der Neutralität im Allgemeinen. Neutralität der Privaten und ihres Eigenthums. Beweis der Nationalität. Rechte des neutralen Seehandels überhaupt. Blokaderecht. Kriegscontrebande. Küstenhandel der Neutralen an feindlichen Küsten. Handel mit feindlichen Kolonien. Licenzen. Vom Neutralisiren. Segeln unter fremder Flagge. Besondere Arten des neutralen Verkehres. Dauer des Strafrechts der Kriegführenden. Embargo. Beschränkungen des neutralen Seefrachtverkehres. Durchsuchungsrecht. Schutz gegen Durchsuchung durch Convoy. Recht der Aufbringung und Beschlagnahme. Prisengerichtsbarkeit.

Der Verfasser hat in dem Vorworte sich über den Zweck und die Natur seiner Arbeit erklärt. Er bemerkt unter Anderem, daß diese Grundsätze des praktischen europäisch-amerikanischen Seerechts nicht aus einer müssigen Speculation heraus, für müssige Speculirer geschrieben seien, sondern möglichst dem praktischen Be-

dürfnisse der Richter und Advocaten, der Handels- und Seeleute entsprechen sollen; nichtsdestoweniger mache das Werk entschieden einen Anspruch darauf, die Wissenschaft des Seerechts weiter zu befördern. Zugleich habe es noch ein patriotisches Ziel, nämlich den Umschwung des vaterländischen Seelebens in der Gegenwart durch Aufdeckung der den internationalen Seeverkehr leitenden Grundsätze zu unterstützen und vielleicht zu beschleunigen. Indessen sei doch sein Standpunkt und zuversichtlich auch seines Werkes nicht ein bloß deutscher, überhaupt kein beschränkt nationaler; er erkenne zu sehr die große Weltbedeutung und Weltstellung des internationalen Seeverkehrs, als daß er sich in die Befangenheit eines specifischen Staats- und Volksparticularismus hätte verstricken können; er habe nur als guter Patriot namentlich dem norddeutschen Seeverkehre zu Diensten sein wollen, wisse aber sehr wohl, daß das norddeutsche Seerecht in seiner Vereinzelung kaum zu einem organischen Ganzen verarbeitet werden könne, daß dasselbe fortwährend des Seerechts der übrigen Staaten Europas und Amerikas zu seiner Ergänzung bedürfe, überhaupt das moderne Seerecht universeller, internationaler d. i. europäisch-amerikanischer Natur sei, mithin selbst Derjenige, welcher das Particularseerecht seines Vaterlandes darstellen wolle, diese universelle Natur des Seerechts stets im Auge behalten müsse, wenn er nicht etwas völlig Mangelhaftes, Unvollständiges und Unbrauchbares liefern wolle. Nun vollends der Verfasser, dessen Werk vorzugsweise das internationale Seerecht darstellen solle und dabei nur besonders auch das norddeutsche Handelsinteresse berücksichtige! Daher habe er es denn für nothwendig gehalten, wie das norddeutsche, eben so sehr das holländische, englische, französische, spanische, nordamerikanische, dänische, schwedische, russische ꝛc. Seerecht in allen Details in die gehörige Berücksichtigung zu ziehen, ja er habe vorzugsweise seine Grundsätze des europäischen Seerechts aus einer Vergleichung und Combination der einzelnen Bestimmungen aller jener Particularseerechte construiren und schon darum sie alle gleichmäßig berücksichtigen zu müssen geglaubt. — — — Der Verfasser fügt noch hinzu, daß es ihm als Frevel erscheine, die lebendigen Strömungen des modernen Seeverkehrs in die armseligen Bestimmungen des römischen Rechts über Seerecht einzwängen zu wollen; ferner, daß es nothwendig sein werde, zur Benutzung des Werkes in Bezug auf ein einzelnes Land die particularrechtlichen Bestimmungen desselben immer zu Rathe zu ziehen. Ausdrücklich eine historische Entwickelung und Feststellung der heutigen Praxis zu geben, beabsichtige er nicht; auch scheine ihm, wegen des Mangels an bedeutenden Vorarbeiten, der Stoff zu einer völlig abgerundeten, geschlossenen Systematik noch nicht genug präparirt zu sein. Seine Vorgänger, namentlich Abbott, Pardessus und Pöhls seien gewissenhaft benutzt; vorzüglich von dem Letzteren rühmt er, daß er ihm ein sehr schätzbares und ungemein reichhaltiges Material geboten, welches er jedoch noch bedeutend vermehrt habe. — — Am Schlusse des Vorwortes erkennt er mit dem herzlichsten Danke die freundliche Aufnahme und literarische Unterstützung an, welche ihm während seines siebenmonatlichen Aufenthaltes in Hamburg von vielen Seiten zu Theil geworden. (Es war besonders unsere in den betreffenden Wissenschaftsfächern reich ausgestattete Commerz-Bibliothek im Stande, des Verfassers sorgfältige Studien zu fördern und zu erleichtern.)

Wenn nun schon nach dem so eben Mitgetheilten eine Würdigung und ein richtiges Verständniß Dessen, was in den „Grundsätzen des praktischen europäischen Seerechts“ geleistet werden sollte, nicht schwer werden möchte, so wird dies noch näher vermittelt durch das erste Kapitel der „Einleitenden Erörterungen“, die „Grundbegriffe“. Die § 1—6a desselben sind überschrieben: Bedeutung des Seerechts. Eintheilungen. Das praktische europäisch-amerikanische Seerecht. Entwickelung der Grundsätze. Berücksichtigung der Particularrechte, besonders Norddeutschlands. Fundamentale Ansicht von seerechtlichem Verkehre. Anordnung des Stoffs. — „Das Seerecht umfaßt,“ nach des Verfassers Definition, „den Kreis derjenigen Rechtsverhältnisse, welche sich auf Grundlage des durch die See vermittelten Verkehres bilden. Es ist ein eigenthümlicher Zweig des allgemeinen Verkehrs- oder Handelsrechts und hat, in seiner verschiedenen Ausdehnung, zugleich einen mehr oder weniger internationalen Charakter, stützt sich demnach auf das Völkerrecht (droit des gens) im modernen Sinne. Das Schifffahrtsrecht umfaßt noch mehr als das Seerecht, indem es sich über die Rechtsverhältnisse der Schifffahrt sowohl zur See als auf Flüssen verbreitet. Das Seerecht ist eben nur das Seeschifffahrtsrecht.“ — — Ueber die Anordnung des Stoffes äußert sich der Verfasser so: „Dabei befolgen wir weniger einen strengen systematischen Gang, als daß wir uns einer gewissen Uebersichtlichkeit befleißigen. Der praktische Gesichtspunkt schien uns bei einer so praktischen Materie festgehalten werden zu müssen.“

In dem zweiten Kapitel des ersten Abschnitts sind die „Quellen des Seerechts“ (§ 7—37) ausführlich erörtert; das dritte ist der „Literatur“ (§ 38—40) gewidmet. (Die Literatur über die einzelnen Materien des Seerechts ist bei jeder einzelnen Materie angegeben.) Diese Kapitel bekunden die genaue und gründliche Bekanntschaft des Verfassers mit beiden.

Wir müssen, der Tendenz unserer Zeitschrift gemäß, eine nähere Erörterung des Werkes selbst den rechtswissenschaftlichen Journalen und eine Kritik desselben sachkundigern Beurtheilern überlassen; aber daß wir die „Grundsätze des praktischen europäischen Seerechts“ mit vollkommener Ueberzeugung den anerkennungswerthesten Arbeiten deutschen Gelehrtenfleißes an die Seite stellen, mag vergönnt sein, auszusprechen. Die früheren Publicationen des Herrn Baron von Kaltenborn, besonders die „Kritik des Völkerrechts nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft“ (Leipzig 1847) und „Die Vorläufer des Hugo Grotius auf dem Gebiete des Natur- und Völkerrechts“ (Leipzig 1848) fanden bereits den verdienten Beifall; namentlich die Grundzüge einer kritischen Literärgeschichte des Völkerrechts, welche die größte Hälfte des ersteren Werkes einnehmen, sind eine sehr schätzenswerthe Leistung.

Die äußere Ausstattung ist in jeder Hinsicht befriedigend. (Auf dem Titelblatte steht die Bemerkung, daß Uebersetzungen in's Englische und Französische ausdrücklich vorbehalten werden.)

F. L. Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 75. Mittwoch, den 17. September. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter ode Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Catharina Theot, die Gottesmutter genannt, war ein exaltirtes und träumerisches Frauenzimmer, im Jahre 1725 in dem Kirchspiel von Avranches geboren. Sie war demnach im Jahre 1794 neun und sechszig Jahre alt. Sie hatte den größeren Theil ihres Lebens als eine Verrückte in der Salpetriere oder in der Bastille zugebracht, und in dieser letzten Zeit bewohnte sie ein Zimmer im dritten Stock des Hauses Nr. 1078, in der Straße Contrescarpe, Section des Observatoriums.

Diese Person hatte, man begreift nicht wohl wie es möglich gewesen, eine ziemlich ausgebreitete Secte gestiftet, deren hauptsächlichste Eiferer nächst ihr der vormalige Deputirte der Geistlichkeit von Riom bei den allgemeinen Ständen, Dom Gerle, und eine Frau Amblard, verwittwete Geoffroy, die in der Secte den Titel Eclaireuse (Aufklärerin führte) waren. Ein Arzt der Herzogin von Bourbon und großer Magnetiseur, genannt Quesvremont de Lamothe; eine Marquisin von Chastenois, eine Art von Närrin, und sehr versessen auf Zauberei und dieselbe in Salomons Schlüssel studirend, bildete nebst einem hübschen blonden Mädchen, die Sängerin genannt, und einer schönen Brunetten, mit dem Beinamen die Taube, das hervorragendste Personal in dieser sonderbaren Gesellschaft.

Dom Gerle, der vor der Revolution dem Karthäuserorden angehörte, war einer der ersten Priester oder Mönche, die offen mit der Kirche brachen. Durch den Ordensgeneral des heil. Bruno von Rechts wegen zurückgewiesen und für einen Apostaten erklärt, verband er sich mit Catharina Theot, weil er gehört hatte, „daß diese Frau schon seit mehreren Jahren die Lehre der Priester bekämpfe und ihnen einen nahen Tod weissage." Als der erste Schritt erst gethan war, da durchlief Dom Gerle die ganze Laufbahn der Apostaten der damaligen Zeit, ließ sich in dem Jacobinerclub aufnehmen und wurde fast ein Atheist.

Es war am 17. Mai 1794, als der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit, auf die Meldung von den fanatischen Zusammenkünften, die in der Straße Contrescarpe gehalten würden, Senart, einen seiner Secretaire beauftragte, sich dort einzuführen und die Anwesenden zu verhaften. Von einem Eingeweiheten, der aber zur Polizei gehörte, geführt, stieg Senart zu dem Sanctuarium hinauf, und meldete sich als ein Neophyt, der der sieben Gottesgaben theilhaftig zu werden wünschte.

Einmal eingeführt, war Senart dann Zeuge von Auftritten, die er folgendermaßen erzählt:

„Die Gottesmutter verlangte das heilige Gewässer, und ließ sich Stirn, Nase, Augen, Ohren, Kinn, Backen und Hände waschen. Darnach sagte sie: „Kinder Gottes, eure Mutter ist mitten unter Euch: ich will ein Paar Profane läutern." Nun nahm ein jeder Platz, und kniete dann und küßte der Gottesmutter die Stirn . . .

„Ich war währenddem ein unbeweglicher Zuschauer. Dann kam Gerle, der Kartheuser und Ex-Constituant. So wie er eintrat, verneigten sich Alle, verblieben einige Augenblicke in ihrer gebeugten Stellung, und richteten sich dann wieder auf.

„Darauf kniete Gerle nieder, küßte die Gottesmutter auf die Wange, und diese sagte zu ihm: „Prophet Gottes, nimm Platz!" Er setzte sich sodann auf einen carmoisinrothen Sessel, zur Linken der Gottesmutter, und sagte, die rechte Hand aufhebend: „Freunde Gottes, lasset uns uns vereinigen . . . ."

„Darauf las uns die Eclaireuse aus dem Evangelium die Weihnachts-Mitternachtsmesse vor, und hielt, um uns zu überzeugen, einen Sermon, des Inhalts, daß Gott die Catharina

Theot zur Mutter habe; daß Gottes Wort ihr Sohn sey; daß sie das Wort Gottes verbreite, und daß sie Offenbarungen von Gott habe. Als sie mit ihrer Rede zu Ende war, da erhob Gerle die Hände gen Himmel, und wir wurden der Gottesmutter vorgeführt, worauf eine Frau, die auf einer Stufe kniete, mich beim Kopfe nahm. Die Gottesmutter neigte sich vorüber, Gerle legte mir eine Hand aufs Haupt, und Catharina Theot sagte zu mir: „Mein Sohn, ich nehme Dich unter der Zahl meiner Auserwählten auf: Du wirst unsterblich seyn!"

„Darauf küßte sie mir die Stirn, die Ohren, die Wangen, die Augen, das Kinn, und sprach die sacramentellen Worte: *Du bist der Gnade theilhaftig.* Hiernach beleckte sie mir mit ihrer ekelhaften Zunge die Lippen, und Gerle sprach die Worte: Diffusa est gratia in labiis tuis!

„Nachdem ich der Gottesmutter all die Zeichen, die sie mir gegeben, wiedergegeben hatte, sagte sie zu mir: „Sohn Gottes, Auserwählter der Mutter Gottes, Du hast die sieben Gaben empfangen — Du bist unsterblich!"

Als Senart meinte, daß es mit der Ceremonie und den Gesängen weit genug gekommen sey, da trat er an's Fenster und winkte seinen Agenten, die dann heraufkamen und die Gottesmutter, Dom Gerle, die Eclaireuse, die Sängerin und die Taube festnahmen. Er fand bei einer sorgfältigen Untersuchung alle die Beweise, die er hatte haben wollen, aber er fand noch mehr, als wonach er gesucht hatte, er fand — Robespierre!

Die mehr oder minder directe, mehr oder minder eifrige aber sichre Theilnahme Robespierre's an den Mysterien der Gottesmutter und Dom Gerle's, ergab sich klar aus ein Paar von Senart vorgefundenen Documenten.

Das erstere war eine Copie eines von der Gottesmutter an Robespierre geschriebenen Briefes, in welchem sie ihn „ihren ersten Propheten, ihren geliebten Gesandten nannte, und ihn über die Ehren beglückwünschte, welche er dem Höchsten Wesen, ihrem Sohne erweise.

Das zweite war ein Bürgerthumsschein, welcher Dom Gerle auf eine von Robespierre geschriebene und unterzeichnete Empfehlung von dem Revolutionsausschusse seiner Section ausgestellt worden war.

Diese beiden Documente, welche Senart dem allgemeinen Sicherheitsausschusse überbrachte, waren zu jener Zeit mehr als genug, um jemand binnen wenig Stunden auf's Schaffott zu bringen. Ein Certificat, das einem vormaligen Karthäuser wider den Willen des Revolutionsausschusses seiner Section ertheilt worden war; eine Verbindung mit einer Illuminatensecte, bei der man die sieben Gaben Gottes erhielt — ei, für Fouquier-Tinville wäre schon ein Viertel dessen mehr als hinreichend gewesen, um rein Haus zu machen. Es waltete überdem noch ein ernster Umstand ob, der Anfangs nicht bemerkt worden war und der plötzlich dem Ausschuß der allgemeinen Sicherheit die Augen öffnete. Mehrere der in Beschlag genommenen Papiere wiesen klar die Beziehungen der Secte zu der Herzogin von Bourbon nach, die durch Bergasse, einen eifrigen Meßmerianer, für das Illuminatenthum gewonnen worden war, und ein Heft, das sich auf ihr Haus bezog, hatte Robespierre zu sich genommen und dessen Herausgabe unter allerlei Vorwänden stets verweigert.

Der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit, der auf den Heilsausschuß im Allgemeinen und auf Robespierre insbesondre eifersüchtig war, war über die gemachte Entdeckung erfreut, aber mehr noch in Verlegenheit. Er sah wohl ein, daß ein Prozeß, bei welchem ein an Dom Gerle gegebenes Certificat des Bürgerthums und ein von der Gottesmutter geschriebener Brief zum Vorschein kommen würde, Robespierre ins Verderben stürzen oder mindestens lächerlich machen müßte; aber sein Name flößte einen solchen Schrecken ein, daß der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit nicht allein kein Aufsehen gegen ihn zu machen wagte, sondern auch von mehr als zwanzig Personen, die um das Geheimniß wußten, vor dem 9. Thermidor Keiner den Muth hatte, damit an's Licht zu treten.

Diese Verdutztheit des Ausschusses währte fast einen Monat. Catharina Theot, Dom Gerle, die Marquisin von Chastenois, die Eclaireuse, die Sängerin und die Taube waren am 28. Floreal (17. Mai) gefangen gesetzt worden, und erst am 15. Juni entschied sich der Ausschuß, durch das Organ Vadiers dem Convent einen Bericht darüber abzustatten.

Dieser Bericht Vadier's, zu welchem Senart das Material geliefert hatte, und der nach Vilate's Angabe von Barrere abgefaßt seyn soll, ist in der Sache und in der Form ein wahres Marktschreierproduct. Ueberdem hatte sich die Feigheit des Ausschusses durch das Unerwähntlassen all der Punkte offenbart, die Robespierre angingen. Vielleicht rechnete der Ausschuß, der sich, wie Senart sagt, *genirt* fühlte, darauf, daß die Details und die Zufälligkeiten des Prozesses dasjenige an den Tag bringen würden, was er zu thun den Muth nicht hatte; genug, er trat nur gegen die Illuminaten der Contrescarpenstraße klagbar auf, und verlangte, daß sie vor das Revolutionstribunal gestellt werden sollten, was der Convent denn auch ohne weiteres decretirte.

Die einzige Malice, welche der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit sich erlaubt hatte, war so recht im Geschmack und in dem Brauche einer revolutionairen Regierung. Vadier hatte mit Vorbedacht, und um sie verbrecherischer erscheinen zu lassen, den Namen Catharina Theot in Catharina *Theos* verwandelt. „Bekanntlich bedeutet das griechische Wort *Theos*," setzte er hinzu, „die Gottheit, gleich *Jehova*, *Adonaï* und vielen anderen Wörtern, welche die verschiedenen Attribute des Höchsten Wesens bezeichnen." Diese, mehr oder minder spaßige, Lüge mußte die Aufmerksamkeit für diese Angelegenheit steigern, und Robespierre um so mehr gefährden, wenn er mit darin verwickelt war. Sie kostete sonder Zweifel fünf Leuten den Kopf; aber solch eine Lappalie konnte einen Vadier nicht schrecken.

Zum Unglück hatte der Ausschuß aber, wie man zu sagen pflegt, seine Rechnung ohne den Wirth, d. h. ohne Robespierre gemacht, der seinerseits nicht minder die Wichtigkeit eines solchen Prozesses ermaß, und entschlossen war ihn um jeden Preis zu vermeiden. Fouquier-Tinville, dem das Conventsdecret vom 15. Juni fünf Extraköpfe zustand, fand sich seiner Gewohnheit nach zwischen 12 und 1 Uhr Nachts im Heilsausschusse ein, um dieselben in Empfang zu nehmen. Das veranlaßte nun einen heftigen Auftritt, der erst lange darnach, im April 1795, durch den Prozeß des öffentlichen Anklägers bekannt geworden ist.

Zum großen Erstaunen der beiden Ausschüsse erklärte Robespierre, daß das Decret des Convents nicht ausgeführt, und die Gottesmutter nebst Dom Gerle nicht unter Anklage gestellt werden sollten. Und es geschah nicht bloß, was Robes-

pierre befohlen hatte, sondern es wagte auch vor dem 9. Thermidor niemand in den Ausschüssen, einen solchen Mißbrauch der Autorität nur zu verlautbaren.

Endlich, am 9. Thermidor, (27. Juli 1794) nachdem Tallien Saint-Just in die Rede gefallen, nachdem Billaud-Varennes offen mit der Anklage Robespierre's hervorgetreten war, nachdem der Convent dem Tribun förmlich das Wort verweigert hatte, nachdem das Triumvirat des Heilsausschusses offenkundig überwunden erschien, als endlich der Löwe zu Boden geworfen lag, da wagte es Vadier, auch seinen Zahn an ihn zu wetzen.

„Wenn dieser Tyrann sich insbesondere an mich wendet," rief der vormalige Rath des Landgerichts von Pamiers stolz aus, „so rührt dies daher, weil ich über den Fanatismus einen Bericht abgefaßt habe, der ihm mißfällig gewesen ist. Damit hatte es folgende Bewandniß: unter der Matratze der Gottesmutter befand sich ein Brief, der an Robespierre adressirt war, und in welchem ihm angezeigt wurde, daß seine Sendung im Ezechiel vorhergesagt worden sey, daß man ihm die Wiederherstellung der Religion, die er von den Priestern freimache, zu verdanken haben würde.

„Könnt Ihr es Euch denken, daß es Robespierre nach dem Decret, welches Ihr in Folge meines Berichts erlassen hattet, beliebt hat, aus eigner Machtvollkommenheit zu dem öffentlichen Ankläger zu sagen: „Ueber solch Zeugs sollt Ihr nicht gerichtlich verfahren!"

„Und um Euch einen Beweis zu geben, in welch einem Grade dieser Mensch den öffentlichen Ankläger tyrannisirte, brauche ich Euch nur zu sagen, daß dieser zu mir kam, und mir klagte, daß er über diese Angelegenheiten kein Endurtheil erlangen könne."

Der Convent war in dem Augenblick, wo Vadier ihm diese verspätete Offenbarung machte, in einer solchen Aufregung, daß er mit in den Ausruf: nieder mit dem Tyrannen! einstimmte, in welchem das empörte Marais ausgebrochen war. Nach einer neuen Rede Tallien's und auf Louchet's Antrag verhaftet, bestieg Robespierre den folgenden Tag das Schaffott. Mit ihm fiel der von ihm eingeführte Cultus. Catharina Theot war im Gefängniß gestorben, Dom Gerle, die Eclaireuse, die Sängerin und die Taube wurden nach dem 9. Thermidor freigelassen, und die Religion der Kinder Gottes hatte ein gleiches Schicksal mit der des Höchsten Wesens.

Der Cultus des Höchsten Wesens war, wie man gesehn hat, der zweite der beiden großen Versuche gewesen, welche der revolutionaire Philosophismus unternommen hatte, um in die Stelle des Christenthums einzutreten. Diese beiden Versuche, von der größten und energischsten materiellen Macht getragen, worüber die Menschen je zu verfügen gehabt haben, waren für einen dritten von übler Vorbedeutung. Wer durfte sich schmeicheln, mit der Begründung eines neuen Cultus zu Stande zu kommen, wenn man sah, daß dies Chaumette, trotz seiner Unterstützung durch die Gemeinde von Paris, Robespierre trotz seiner Unterstützung durch den Heilsausschuß, welchen Beiden die Guillotine zu Gebote stand, nicht hatte gelingen wollen?

Das 18. Jahrhundert ließ aber nicht leicht seine Beute fahren. Trotz seiner großen philosophischen Ansprüche, war dies Jahrhundert eins der abergläubischsten in der Geschichte des menschlichen Geistes. Kein andres würde Charlatans wie Graf Saint-Germain, Mesmer, Casanova und Cagliostro mit einer leichtgläubigeren Bewunderung entgegen gekommen seyn. Außer den beiden Religionen, mit welchen es durch Chaumette und Robespierre den Versuch gemacht hatte, brütete es noch über drei andere aus fast gleicher Quelle, nämlich: der von Saint-Simon, geboren im Jahre 1760, der von Chemin, geboren im Jahre 1761, und der von Fourier, geboren im Jahre 1768. Es ist vielleicht nicht unnütz, darauf aufmerksam zu machen, daß Robespierre und Chaumette, die beiden ersten dieser Thaumaturgen, Ersterer im Jahre 1759 und Letzterer im Jahre 1763 geboren worden war. Ohne sich rühmen zu können, eben so viele Götter als Aegypten zu haben, hatte das achtzehnte Jahrhundert deren doch, wie man sieht, in neun Jahren Fünf geschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Celle, eine famose Stadt.

Zwei Aufsätze von Oscar Belitz.

(Zu Springe am Deister-Gebirge geschrieben.)

Motto: Omne capitulum nequam.

Sprichwort.

A.

Die Stadt Celle hat mehre sogenannte berühmte Männer innerhalb ihrer Mauern wohnen gehabt: so den herzogl. braunschweig'schen Oberappellationsgerichtspräsidenten Friedrich Karl von Strombeck (nunmehr verstorben), welcher nach S. 346 seiner „Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit", Th. VI, Reise durch Deutschland und Holland, von sich sagt, „daß er den Posten eines Präsidenten des königl. westphälischen Appellationshofes zu Celle bekleidet" habe. Dieser schildert die Lüneburger Haide also. „Ich nenne sie „„berüchtigt"", nicht weil sie diesen Namen wirklich verdient, sondern weil man sich von derselben im fernern Auslande noch stets ganz übertriebene Vorstellungen macht. — Wem sollen nicht hierbei die „„Haidschnucken"" ein (kleine gehörnte Schafe, welche sich von dem Haidekraute nähren), die ein französischer Gelehrter für ein diese Gegenden bewohnendes wildes Urvolk hielt? — Freilich ist die Haide eine sich bis zur Elbe hinerstreckende, von wahren Dünen, die sich nicht selten zu ganz ansehnlichen Höhen erheben, und von viele tausend Morgen haltende Mooren durchzogene Sandfläche, über welche das gemeine Haidekraut sich in fast ununterbrochenen Teppichen verbreitet; sie jedoch entbehrt keineswegs jeder Cultur," denn man sucht zu benutzen, was nach dem jetzigen Zustande des Landes irgend zu benutzen steht und colonisirt von Jahr zu Jahr mehr, besonders jetzt in der Nähe der Eisenbahn. (So ist unlängst die Besitzung Anderlenhausen des Herrn von Anderten wie durch ein Zauberwort emporgeblüht.) An Bäumen erblickt man in der eigentlichen Haide freilich nicht viel mehr als ziemlich kümmerlich aussehende Kiefern und Birken, letztere das gewöhnliche Brennholz wie in St. Petersburg. Meilengroße Strecken sind ohne Anbau. Die erwähnten Hügel- (Dünen-) Ketten bilden den Landrücken, der das Elb- und Wesergebiet scheidet. Dieses erhebt sich bei dem Dorfe Undeloh, zwischen Welzendorf und Wulfsbode bis zu 330'. Die Elbufer sind fruchtbar und selbst an den kleinen Haideflüssen sind üppige Wiesen, welche eben die Pferdezucht befördern, und welche auf viel künstlichere Weise denn in

Holstein, wie z. B. an der Aller bei Celle hinter dem Zuchthause, bewässert werden. Eine Stunde von Braunschweig schon, gleich hinter Wenden bei der durch das ehemalige Braunschweig'sche Landessteuercollegium unter dem Kammerpräsidiate von Bülow *) angelegten Schunter-Brücke beginnt im Süden die Haide und pflanzt sich mit nur sparsam vorhandenen Dörfern, die freilich zum Theil unter dem Schutze von fast tausendjährigen Eichen heiter, sogar romantisch erscheinen, nordwärts fort. Pferde- und Bienenzucht, Buchwaizenbau, Leinewand-Fabrikation. Soltau, Gifhorn, Uelzen, Lüneburg sind Haidestädte. Aus der Ostsee emporgetriebener Boden, wahrscheinlich aus der Flötzzeit, wovon die in Feuerstein verwandelten Myriaden (sexcenti, Tausende) von Seethierkörpern rings redendes Zeugniß ablegen, als Klickpotje (holländ.: Speinäpfchen) des Neptun daher eben so interessant, als wenn der Mond auf die einsamen Steppen herabscheint, wo aus den nicht selten sich darbietenden Gräbern der alten Germanen die Helden entsteigen, um nach vielleicht Jahrtausenden die düstern Gefilde wiederzuschauen, wo einstmals ihr Fuß wandelte (S. Prof. Grevorus zu Oldenburg, 1837, „„Wilreehausen in alterthümlicher Hinsicht““) und Slaven und Sachsen sich zu blutiger Fehde begegneten."

Der berühmte Reformator Urbanus Rhegius hat in Celle gelebt am Hofe des ersten protestantischen Fürsten Ernst's des Bekenners, der mit vielen andern Fürsten vor ihm und nach ihm in der schönen und großen Stadtkirche **) begraben liegt, und neben denen auch die unglückliche Königin Caroline Mathilde bestattet ist, der zu Ehren das marmorne, im Winter bedeckte Denkmal im französischen Garten gesetzt ist. —

In Celle lebte als Distrikts-Präfekt zur Zeit des Königreichs Westphalen der nachmalige königl. hannover'sche und herzogl. braunschweig'sche Bundestagsgesandte Freiherr von Strahlenheim seligen Andenkens.

In Celle war Oberappellationsgerichtsrath der verstorbene Spangenberg, Verfasser einer Geschichte der Stadt Celle und Besitzer einer durch ihre Handschriften berühmten Hand-Bibliothek, daraus Wilhelm Grimm 1828, Göttingen, Dieterich'sche Buchhandlung, den „Graven Ruodolf" edirte, und daraus zwei Folioblätter nebst zwei nicht ganz dazu stimmenden Abschriften, enthaltend „Wolfram von Eschilbach" weiß Gott wohin? gekommen sind.

In Celle lebte eine Zeitlang bei seinem Großvater August Lafontaine, der platonische Liebes- und Lieblings-Schriftsteller der Deutschen weiland, der das Wort „Adel" von dem hebräischen Atsilim, die Vornehmsten, herleitete und behauptete, die Juden hätten eben wie die alten Deutschen, bei denen der Adel auf Helm und Schild beruhe, darum gesprochen: Gott ist sehr erhöhet bei den Schilden, Gott ist unser Schild u. s. w.

In Celle hatte seine Heimath der Geliebte der Tychsen in Göttingen (Professorentochter), der gefeierte, ich muß gestehen: mir ein Bischen dunkle Dichter der „bezauberten Rose", Ernst Schulze, an dessen Grabe zu Celle die Musensöhne Göttingens häufig aus der Erinnerung himmlische Götterspeise schlürfen, geb. 1789, † 1817, den 16. Jun.

In Celle lebt aber auch jetzt noch der berühmte Jurist (Freiherr von) Leist, Oberappellationsgerichtspräsident, wegen des Concordats dazumal von hannoverscher Seite an den Papst abgesandt, Er der Onkel des jungen Professors Leist zu Rostock.

Das aber ist's vor allen Dingen, worauf ich heute aufmerksam machen will: in Celle verweilt zur Zeit der Cellenser Dr. med. H. Köler, ein zweiter Rüppel (bekanntlich der nach seinen Reisen durch Aegypten, Nubien und Abyssinien für das Senkenbergische naturhistorische Museum in Frankfurt dereinst so thätige Gelehrte. S. Brockh. Convers.-Lex. Bd. X. Aufl. 8).

Von Herrn Köler haben wir in No. 10 ff., 1851, der „Hamb. lit. und krit. Bl." seine „Skizzen aus der Europäischen und Asiatischen Türkei" gelesen und gern bei diesen Schilderungen Fallmerayer verglichen und dem Referenten dieses von dem vorzüglichen Maler Herrn Glenz aus Neuruppin, der jetzt ebendaselbst weilt, zugegangene Briefe. Aber Herr Koeler ist auch schon anderweitig in der Literatur bekannt geworden, u. A. durch seine ethnographisch-linguistische Schrift „Einige Notizen über Bonny an der Küste von Guinea, seine Sprache und seine Bewohner, mit einem Glossarium, Göttingen, Dieterich'sche Universitäts-Buchdruckerei, 1848." Von diesem interessanten, theilweise durch Herrn Prof. Karl Ritter in den „Monatsberichten über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin", Jahrg. IV, St. 2, 1842, S. 69 ff. behandelten Werkchen mögen wir Folgendes dem geneigten Leser bieten.

Sprachliches.

Im Delta des Niger werden auf einem verhältnißmäßig nur kleinen Raume mehre und zum Theil durchaus von einander verschiedene Sprachen geredet. Die Sprache von Bonny, jetzt dem Haupthandelsplatze an dieser Küste, erstreckt sich nicht über einen großen Landstrich. Schon in Neu-Calabar, westlich und nur etwa dreißig Seemeilen von dort gelegen, wird eine Mundart derselben gesprochen, die manche eigenthümliche und dem Bonny-Dialekt gänzlich fremde Wörter enthält. Durchaus verschieden aber, und kaum einige Spuren von Verwandtschaft zeigend, ist die Sprache des Ibo-Landes, im höheren Theile des Delta, was von Bonny aus auf den Kanoes in drei, oder wenn stark und mit stetem Wechsel der Mannschaft gerudert wird, in anderthalb Tagen erreicht werden kann. Die Sprache des Broß-Landes, nordwestlich von Bonny, in dessen Bereich man nach viertägigem Rudern auf den vielverzweigten natürlichen Verbindungsarmen der großen Flußmündungen gelangt, ist ebenfalls eine durchaus abweichende und fremde. Nicht weniger eigenthümlich ist auch die Sprache von Andonny, südöstlich von Bonny, die von den Bonniern selbst als höchst unverständlich, schwer zu erlernen und auszusprechen bezeichnet wird. Im Lande Kwa endlich, an der östlichen Begrenzung des Delta, wird wiederum eine verschiedene Sprache geredet. — Man trifft Einzelne unter den Bonniern, die alle diese verschiedenen Sprachen sprechen, indem sie auf den öfteren Handelsreisen in jene Gegenden sich die Kenntniß derselben erwerben. — Sehr viele der Eingebornen in denjenigen Küstenplätzen, die von den Schiffen der Weißen besucht werden, radebrechen außerdem eine oder die andere europäische Sprache. — Sonderbar ist, daß die Verstümmelungen und Veränderungen des

*) Vater des in den „Hamb. lit. und krit. Bl." No. 127, 1850, von mir erwähnten Herrn Baron v. Bülow-Steinhagen in Mecklenburg.

**) Die Hauptkirche von Celle neben der Garnison-, Blumenlager-, Neuenhäuser-, katholischen, Zuchthaus-, Werkhaus- und reformirten Kirche.

englischen bei allen diesen Völkern fast dieselben sind, daß alle sich im Englischen ungefähr auf dieselbe Art ausdrücken, trotz der großen Verschiedenheiten ihrer eigenen Sprachen. Folgendes sind einige der bemerkenswertheren eigenthümlichen Ausdrücke Bonny-Englisch. Proper hat die Bedeutung von good, gut, z. B. I be your proper friend, ich bin dein guter Freund. — „Schlecht" bezeichnet man durch wawá, statt bad, z. B. Iboman (Ebœman) wawá too much — die Iboleute sind gar zu schlimm. Das scharfe th zu Anfang eines Wortes lautet wie t und am Ende desselben wie f, z. B. ting statt thing, mouf statt mouth, was nicht nur „Mund", sondern auch „Sprache" bedeutet. — Da Erwachsene, die in ihrer eignen Sprache natürlich die besten Lehrmeister abgeben würden, so viel Abneigung zeigen die Kenntniß derselben zu verbreiten: so muß man sie hauptsächlich von den kleinen Knaben zu erlernen suchen, die von ihrem Vater oder Herrn an Bord gegeben werden. — Geschrieben wird die Bonny-Sprache von den Eingebornen nicht. — Es bietet keine Schwierigkeit die Laute dieser Sprachen in deutschen Buchstaben auszudrücken, denn sie hat keine, die der unsrigen fremd wären, oder schriftlich sich etwa nicht genau bezeichnen ließen, mit einziger Ausnahme des sanften Zischlauts, der unserer Sprache abgeht und den ich durch dj wiedergebe. — Noch muß ich bemerken, daß die Bonnier das r eben so wie die Italiäner und Spanier aussprechen, mit Anschlagen der Zunge oberhalb der Zähne, rein und klar, und vorn im Munde, wogegen ihnen das dumpfere und gutturale r der Deutschen und Franzosen wie ein g klingt. — ngá = 1, mä = 2, térra = 3, inni = 4, szónna = 5, szúnju = 6, szónnoma = 7, innine = 8, eszanji = 9, áti = 10. — Bis zu fünf sind einfache Benennungen gebildet, sechs aber entsteht schon durch eine wörtliche Addition, 5 + 1, denn szúnju ist offenbar aus szónná ngá gebildet — eben so unverkennbar szónnoma = szónna mú und innine = inni inni. — Abba, Addárrega, Akóbolem, Bignálla, Ebulo, Ebúnga, Innena, Itschi, Kádja, Mógu, Ogúllo, Ogúnnoko, Omúni, Péllapo, Sénnebo, Szú, Szúndju, Wallobéri und Wáldschu sind sämmtlich Mannesnamen. Sehr komische Beinamen sind z. B. Antonio, Ximenez, Napoleon, Mate, Indian Queen und andere. Was die Namen von Ländern betrifft, so wird aus ihnen durch Hinzufügung von ápo, Mensch, Mann, der Name des Landesbewohners gebildet, z. B. Némba-Némbapo, und durch bibi, Lippe, Sprache, die Sprache desselben bezeichnet: Umbógo-Umbógo bibi. — Umbogo, Neu-Calabar liegt etwa 30 Seemeilen westlich von Bonny; Edónny, von den englischen Seefahrern Smoketown genannt, ist ein kleiner Ort, etwa eine halbe Stunde von Bonny, zwischen diesem und Finnema etwas seitab vom linken Ufer des Flusses, unter Bäumen versteckt. — Adjectiva sind ibim, voll, pinnapina, weiß, pinnapikéka = weißer feiner Schiffszwieback. — Biá = gestern, inja, ich, óru = er. Substantiva sind akállo, der Mond: a. páh mamú, der Mond ist aufgegangen: tónggo = penis: tónggo pára bugiéb tschua = penemimmitte vaginae; bó = der Fuß; ákka = Zahn; núma = Haar: trándjin = Augenwimpern; ávro, tuminárro = Kanoe; biébkalárro dogápo = Boot-Ruderjunge; die sechs älteren Bonny-boys, die der Capitain in seinen Dienst zu nehmen pflegt, um ihn in seiner gig, mit Riemen nach Art unserer Matrosen, auf den täglichen mehrfachen Fahrten zwischen Schiff und Ufer zu rudern. Plohszarrabiét = Raum des Schiffes, hold, im Bonny-Englisch belly, gebildet aus árro und bia, die „Wohnung", also die nutzbare Räumlichkeit, oder aus árro und wári, Haus, mit seinem Diminutiv waribieh. Birrebo, Arzt; nabakbúnja, Gabel; óbio, Huhn; lóggelih, zweischalige eßbare Muschel; aboha, Bambusrohr; osróma, Haifisch; túmbo, Palmwein; akbá, Sack, Tasche; ein steifblättriges Gewächs, wovon Körbe, Hüte rc.; ischiim = schlechter Kerl, das gewöhnliche Schimpfwort: i-schi-im, du bist schlecht; kinnesim, Flinte; szápra, mal: mászápra, zweimal; itschabi, Seife; ekringga, Nebel, trockener Nebel, smoke englisch, dessen Jahreszeit Ende November beginnt; obita, Zeug, Kleidung. — Verba: aballamúm, ich freue mich, das freut mich, I am glad; epombíma, kneifen; — ningbóko brikaka, in der Hu(r)ke sitzen; betrinken, bemiuggi, Trinkwasser; irum, er lügt; or irúm, er lügt, i jirúm, du lügst; bamó, er hat zerbrochen: tú (túbo) éfferch bamó, wer hat den Teller zerbrochen? — pá schi schi = bitte, bitte! klingt so freundlich, wenn inständig um ein Geschenk gebettelt wird, aber macht schnell Worten des Hohns und Spottes Platz; oguronuassimam, er hört recht gut; omnáreb, minggi omnárch = es ist Ebbe, das Wasser läuft ab. — Die Verneinung wird entweder durch osóri gegeben: obú osóri, es ist nicht kalt; oder durch Anhängung der negirenden Silbe ga: amaniuim, amaniuinga, ich will nicht; wenn das ga mit einem m zusammenstößt, so wird dies der leichteren Aussprache wegen in n verwandelt: ibi = gut, ibim, es ist gut, ibinga, es ist nicht gut. Die Präpositionen sind in der That Prä-positionen: óbri ekássi szúbia múnna, der Hund schläft unter dem Tische. — Von Declinationen keine Spur. Ein Artikel existirt nicht. Das Adjectiv dem Substantiv vorgesetzt; das Pron. poss. dem Substantiv ebenfalls vorgesetzt: eri nambúllo, deine Kuh; mamú = gewesen, gewesen sein, sein, dann auch die Bedeutung verstärkend: ahrim = video, áhreh mamú = visum habeo. Dem Verbo in der Frage häufig ein o, u, mo oder mi angehängt: i iburimo? schimpfst du? umi, prakóm, diakóm als Imper. zweite Pers. Sing. Von den verschiedenen Formen des Verbs scheint jede für alle drei Personen zu gelten: so janám für die erste und dritte; so auch dieselben negativen Formen für alle drei Personen: ahregá für die erste und zweite. Dem Futur scheint die Endung bium zu entsprechen: bóbium, ich werde gleich kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Clemens August, Herzog von Baiern, Kurfürst und Erzbischof zu Köln. Biographischer Versuch von Frhrn. F. E. von Mering, Dr. der Philosophie, Inhaber der goldenen Medaille für Wissenschaft, corresp. Mitglied des Wetzlar'schen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, Ehren-Mitglied der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier und Mitglied des Vereines für Geschichte und Alterthum zu Ottweiler. Köln, 1851. Verlag von J. M. Heberle (H. Lempertz). Druck von J. S. Steven. X und 130 Seiten 8.

Ein Blick in das Leben eines so hohen geistlichen Herrn wie Clemens August zeigt uns so manches Interessante, daß die folg-

fältige *Zusammenstellung* Dessen, was von demselben sich in authentischen, nicht Jedem zugänglichen Nachrichten findet, schon deshalb dankbar entgegenzunehmen ist; aber auch als ein anspruchsloses Denkmal, von der Pietät eines achtbaren rheinischen Geschichtsforschers dem hochverdienten Kirchenfürsten errichtet, darf dieser biographische Versuch auf Anerkennung Anspruch machen. Nur Neues, Unbekanntes, konnte der Verfasser nicht liefern, wie Das dem Biographen eines öffentlichen Charakters ja überhaupt selten möglich ist; des Neuen und bisher wol nur von Wenigen Gekannten ist jedoch genug vorhanden um auch in dieser Beziehung die kleine Schrift als beachtungswerth bezeichnen zu können.

Das Bild des Kurfürsten ist in dem Vorworte skizzirt, und in einzelnen Zügen im Texte weiter ausgeführt. Diese Einzelheiten, weil sie zu mannigfaltig, müssen wir in ihrer Gesammtheit hier unerwähnt lassen und können nur ein Paar derselben am Schlusse unseres Berichtes mittheilen; größtentheils daher dem Vorworte folgend geben wir eine kurze Schilderung der Wirksamkeit dieses dritten Sohnes des Kurfürsten von Baiern, Maximilian Emanuel, und seiner zweiten Gemalin, einer Tochter des berühmten Joh. Sobieski von Polen. Clemens August wurde zu Brüssel, wo der Kurfürst sich damals als General-Gouverneur befand, geboren den 17. August 1700. Freudenlos war seine und seiner Brüder Jugend als Gefangene des Kaisers Joseph I (Maximilian Emanuel war nach der Niederlage bei Schellenberg geflüchtet, und bald hernach mußte auch die das Land verwaltende Kurfürstin, Baiern verlassen; die Kinder nahm der Sieger in strenge Obhut); Karl VI. milderte diese Gefangenschaft etwas, aber erst 1715 durften sie in die Heimath zurückkehren. Clemens August wurde durch Vermittelung seines Oheims, des Kurfürsten Joseph Clemens von Köln noch in demselben Jahre zum Coadjutor des Hochstiftes Regensburg erwählt, ging dann mit seinem Bruder Philipp Moritz nach Rom und vollendete dort seine Studien. Moritz, vom Domkapitel zu Paderborn 1719 zum Bischof erwählt, starb in Rom vier Tage vor der Wahl, die am 26. März erneuert wurde und auf Clemens August fiel. Auch zum Fürstbischof von Münster ward er am folgenden Tage erwählt. Sein Oheim bestimmte ihn zu seinem Coadjutor; das kölnische Domkapitel entsprach der Erwartung des Kurfürsten und des Kaisers, der ihn durch eigenhändige Briefe empfohlen hatte; zum Coadjutor erwählt am 9. Mai 1722, bestätigt vom Pabste am 12 Juni, succedirte Clemens August am 12 November 1723 seinem Oheim in der Kurwürde. Bischof von Hildesheim wurde er am 9. Februar 1724 und am 15. Mai desselben Jahres hielt er in Bonn mit großem Gefolge seinen feierlichen Einzug als erwählter Erzbischof. — Auf einer Reise nach München erkrankte der Kurfürst in dem kurtrierischen Schlosse zu Ehrenbreitstein und starb daselbst am Tage nach seiner Ankunft am 6. Februar 1761.

Dem Schulwesen widmete Clemens August seine besondere Aufmerksamkeit; einen bedeutenden Theil seiner reichen Einkünfte verwandte er zur Errichtung höherer und niederer Schulen. In vielen Dorfschaften befanden sich keine Schulhäuser, es wurde nur ein sehr nothdürftiger Unterricht ertheilt, ohne jede Controlle von Seiten der Behörde, indem frühere desfallsige Verordnungen ganz in Vergessenheit gekommen waren. Die Aufsicht über den Unterricht wurde den Pfarrern übertragen, deren kärgliche Einkünfte verbessert, für den Bau und die Verschönerung der Kirchen auf dem Lande gesorgt. — Bei seinen vielen großartigen Bauten wußte der Kurfürst das Nützliche mit dem Prachtvollen zu vereinigen; der arbeitenden Klasse und talentvollen Künstlern dadurch Erwerb und Beschäftigung zuzuwenden, war kein bloßer Nebenzweck. Mehrere Schloßbauten wurden auch durch die Nothwendigkeit geboten; so mußte der von seinem Vorgänger begonnene Neubau des Residenzschlosses zu Bonn weiter fortgeführt werden — Brühl war eine zerfallene Ruine. Warum die großen Summen, welche in dieser Beziehung verausgabt wurden, nicht auf den Ausbau des *Kölner Doms* verwendet sind, diese sehr natürliche Frage hat der Verfasser genügend beantwortet; allein und ohne Unterstützung seiner Landstände, seines mächtigen Metropolitankapitels und der stolzen Reichsstadt Köln konnte damals ein Erzbischof von Köln für den Dom Nichts thun; auch der Kunstgeschmack der Zeit soll ungünstig gewirkt haben. Dennoch beschränkten sich, wie bisweilen unrichtig geglaubt worden, die Auslagen des Kurfürsten für Nothbauten an dem Dome nicht auf die Spende einiger Tausend Thaler. — Durch eine wohl geordnete Kriegsmacht von 12,000 Mann nahm Clemens August im europäischen Staatensysteme eine so wichtige Stellung ein, wie sie vor und nach ihm kein Kurfürst von Köln behauptete. Oesterreich, Frankreich, England und Holland suchten seine Freundschaft; Kurfürst Karl Albrecht verdankte ihm vorzüglich die Kaiserkrone und große Opfer brachte er, um sie seinem Hause zu erhalten. Er beschloß die Reihe der bairischen Prinzen, welche von 1583 bis 1761, also 178 Jahre lang, über das Erzstift Köln mit Ruhm geherrscht, dasselbe mehrmals vom Untergang gerettet und bleibende Spuren ihres wohlthätigen Daseins hinterlassen. Der Verfasser bezeichnet ihn als einen Fürsten im wahren Sinne des Wortes, wie das alte bairische Haus deren so viele aufzuweisen hat, standhaft im Glück und Unglück, mild, gerecht, fromm, und großmüthig beinahe im Uebermaße. Daß er sich, gleich seinen Ahnen, *Frankreich* angeschlossen, davon wird als Grund die Uneinigkeit der deutschen Fürsten und die Collision ihrer verschiedenen Interessen vermuthet. Obschon seine unmittelbare Thätigkeit und Theilnahme sich vorzugsweise auf das Erzstift Köln beschränkte, so hat er doch auch in seinen übrigen Staaten, die er in politischer Rücksicht nur als Zubehörungen des Kurfürstenthums betrachtete, manche lobenswerthe Einrichtungen und Denkmale seiner langjährigen Regierung hinterlassen. „Besser noch,“ schließt der Verfasser sein Vorwort, „denn jene Kirchen, Schulhäuser, Schlösser und Parks, welche Clemens August erbauen ließ, hat sich das Monument erhalten, welches er sich in den Herzen einer dankbaren Bevölkerung errichtete. Die Erinnerung an das edle, menschenfreundliche, sinnige Streben dieses Fürsten ist, trotz jeder Umgestaltung der Zeit und der Herrschaft, in den Rheinlanden nicht erloschen.“ Schon 1842 hatte der Verfasser das Sein und Wirken des Kurfürsten in seiner „Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden“ (Köln, Eisen; mit Clemens August's Bildniß, lithogr. v. F. Kellerhoven nach G. Demarées' Gemälde Heft VI.) und im „Westfälischen Anzeiger“ vom 20. August, geschildert; die vorliegende Arbeit ist eine neue, in größerem Maaßstabe verfertigte. — Unter den beigefügten Urkunden befindet sich auch das Testament des Kurfürsten, in welchem er das *Kurfürstenthum zum Erben einsetzte*, dessen Rechtsbeständigkeit von Baiern bestritten, aber vom Reichskammergericht anerkannt wurde, und das ärztliche Gutachten über seinen Tod, welches das Gerücht von einer Vergiftung widerlegt,

als erläuternde Zugabe zu einigen Aeusserungen im Texte, so wie eine Korrespondenz des Freiherrn von Mering mit dem Erzbischof und dem Domkapitular Dr. München, die Denkmäler im Dome zu Köln betreffend, von 1849 und 1850.

Wir lassen jetzt einige kleine Bruchstücke folgen:

Als Clemens August 1725 zum Priester geweiht, nach dem Gnadenbilde zu Alt-Oettingen gewallfahrt und nach München zurückgekommen war, las er in der Jesuitenkirche daselbst seine erste Messe, wobei sein Vater, der alte Kurfürst von Baiern, aus seinen Händen das heil. Abendmahl empfing. Als der Neugeweihte nach geendigter Messe auf der untersten Staffel des Altars den Segen ertheilte, fiel der Vater vor seinem Sohne auf die Knie nieder und wollte ihm ehrfurchtsvoll die Hände küssen, was jedoch derselbe zu verhindern bemüht war. Beide vergossen Thränen. —

Clemens August ist es, welcher die vorzüglichsten Landstraßen im Kurstaate herstellen ließ, unter diesen die Straße zwischen Bonn und Köln, in Urkunden von 1215 Strata publica, Brunnestraze, später eine Strecke weit die Lange-Meil genannt. Mit Genehmigung der Stände wurde dieselbe im Jahre 1727 verbessert, theilweise gepflastert und mit einer, später leider von der französischen Regierung niedergehauenen Allee von 3537 Lindenbäumen bepflanzt. Der kurkölnische Ingenieur, Major von Schlaun, leitete die Arbeit. Die prachtvolle Allee war eine Zierde des Landes. —

Am 17. Juli 1732 traf Clemens August an die Stelle des verstorbenen Kurfürsten Franz Ludwig von Mainz, die Wahl zum 49. Großmeister des Deutschen Ordens zu Mergentheim. — Die nach Verlauf von hundert Jahren geöffnete und dem neuen Großmeister zugeflossene Ordens-Kasse soll in dieser Austheilung, welche die letzte dieser Art gewesen, indem nachher der Termin des Sammelns von hundert auf fünf und zwanzig Jahre herabgesetzt worden, einige Millionen betragen haben. —

Im Jahr 1742 begab Clemens August sich nach Mannheim, um dort am 17. Januar der Vermählung zweier Brautpaare, der Prinzen Clemens von Baiern und Karl Theodor von Pfalz-Sülzbach mit den Prinzessinnen von Pfalz-Sülzbach Maria Elisabeth und Maria Anna, beizuwohnen. Von hier ging er nach Frankfurt, wo er die Freude erlebte, auf das Haupt seines Bruders Kaiser Karl VII. die erste aller Kronen Europa's zu setzen, eine Freude, welche nur von sehr kurzer Dauer war. Sein Einzug in diese Stadt war einer der prachtvollsten, welche in Frankfurt gesehen worden. Er fand am 22. Januar statt, durch das Gallenthor, verschiedene Hauptstraßen der Stadt bis nach Sachsenhausen. Den Anfang machten mehr als 260 in den reichsten Anzügen gekleidete Bedienten und 60 Handpferde, die 17 Staatswagen der kurkölnischen Minister und Kämmerer, diesen folgten 17 kurfürstliche Kämmerer zu Pferde mit 12 der ausgezeichnetsten Hofwagen, jeder mit sechs Pferden von unterschiedlichen Farben, die mit Gold- und Silberstoffen bedeckt waren; in dem letzten derselben, dem außerordentlich prachtvollen Leibwagen, befand sich Clemens August, vor dem Wagen gingen 30 reich gekleidete Hoflaquayen und 12 Heiducken, nebenher 60 Trabanten von der Leibgarde zu Fuß; dann folgten 14 Edelknaben, 10 Kammerdiener und 100 Leibgardisten zu Pferde, welche mit verschiedenen Chören von Musik das Ende des Zuges ausmachten. Am 25. Januar, dem Wahltage, entwickelte sich ein anderweitiger Zug unseres Kurfürsten in gleicher Pracht. Bei demselben ritt Clemens August zunächst nach dem Kurfürsten von Mainz; vor ihm aber befand sich der regierende Reichsgraf Franz Wilhelm von Salm-Reifferscheid zur Dyck in seiner erblichen Eigenschaft als Hofmarschall des Erzstifts Köln, in spanischem Mantel von Goldstoff, mit entblößtem Haupte zu Pferde, das Kurschwerdt in der Scheide haltend.

Für die Krönung ließ Clemens August sich eine aus Silberstoff gefertigte, in reicher Goldstickerei strotzende Kapelle, in 22 Stücken bestehend, in Lyon anfertigen, die er nach vollbrachter Feierlichkeit unserm Dome verehrte. Sie hat blos an Arbeitslohn 62,000 Rthlr. köln. gekostet; sie wird noch dermalen in der Schatzkammer des Doms aufbewahrt. Die dazu gehörigen fünf Bischofs-Infulen zeigen die bischöflichen Sitze: Köln, Münster, Paderborn, Osnabrück und Hildesheim. Hier wird auch noch ein Kelch, aus vergoldetem Silber getrieben, Schale und Patene von gediegenem Golde, und ein Bischofsstab, beides von Clemens August geschenkt, aufbewahrt. —

Wie es unter Clemens August mit den jetzt sehnlichst erwünschten Gütern der Sprech- und Hör-Freiheit war, darüber mag folgendes Publicandum, welches die alte Zeit nur entschuldigen dürfte (schwerlich!), ein kleines Zeugniß liefern: „Nahmens Ihrer kurfürstlichen Dchlcht. zu Köln, Bischofen zu Münster ꝛc. Unsers gnädigsten „Fürsten und Herrn, wird sämmtlichen dieses Hochstifts Eingesessenen „und namentlich denen Einwohnern der Residenz und Hauptstadt „Münster, beiderlei Geschlechts und ohne Ausnahme, weß „Standes oder Würden dieselben immer sein mögen, bei Vermeidung scharfer Ahndung, auch allenfalls Leib- und Lebens-„straf wohlernstlich anbefohlen und eingebunden, so wenig aus „Privat-Briefen als gedruckten offenen Zeitungen von gegenwärti-„gen Zeitläufen zu raisoniren, sondern derlei in ihren eigenen „sowohl als denen Wein, Bier, und Brantweins-Häusern, auch „sonstigen Gesellschaften und Zusammenkünften sich gänzlich zu ent-„halten, mit dem Anhang, daß nicht nur Diejenige, welche diesem „zuwiderhandeln, sondern auch, welche dergleichen Reden oder Rai-„sonnements anhören, und den oder die Contravenienten ihrer „vorgesetzten Obrigkeit nicht sofort anzeigen, mit der nehmlichen „Strafe ohnausbleiblich angesehen werden sollen. Wornach „sich ein jeder zu achten, und für Schaden zu hüten wissen wird. „Urkund kurfürstlichen geheimen Canzlei-Insiegels und der Vidi-„mation. Signatum Münster, den 19. Aprilis 1758.

(L. S.) Vt. A. W. Frhr. von Nagel.

G. H. Ernsthuys.“

Clemens August wirkte Gutes, wo es ihm möglich war; durch seine Freundlichkeit erwarb er sich die Herzen aller seiner Unterthanen. Alljährlich verausgabte er blos für Gnadengehalte im Erzstifte mehr als 80,000 Thaler. Sein Wahlspruch, den er einigen Münzen und namentlich einem Ducaten im J. 1750 aufprägen ließ, war: Non mihi, sed populo. Er pflegte zu sagen: „Alles, was die ausgedehnten, mir von Gott anvertrauten Länder in gesegnetem Ueberfluß aufbringen, soll nicht nur zu meinem einseitigen Vergnügen und Ergötzlichkeit, sondern den geliebten Unterthanen zum Nutzen, zum Trost, zur Freude gereichen.“ — Auf seinen Reisen beschenkte er die Armen so reichlich, daß häufig augenblicklich kein Geld mehr da war, und er solches bei seinen Reisegefährten zu borgen genöthigt wurde. In dem Erzstifte Köln

vertheilte er jährlich mehr als 180,000 Gulden an die nothleidenden Landleute; es galt von ihm, was Gordon von Wallenstein sagt: „Und stets zum Geben war die volle Hand geöffnet.“ —

Auch schöne Frauengestalten würdigte er; an seinem Hofe befanden sich zwei vorzüglich schöne italienische Sängerinnen, deren geistreicher Umgang ihm Vergnügen machte, wie er denn eine der vorzüglichsten Kapellen reichlich unterhielt und die Musik besonders förderte. Der Sängerinnen halber wurde der Fürst in Rom verleumdet; er unternahm eine zweite Reise dahin, um sich dort von jedem unlautern Verdachte zu reinigen. Eine Abbildung einer dieser Sängerinnen hängt noch heute in dem Schlosse zu Brühl. Mit besonderer Heiterkeit wurde bei Hofe jährlich das Königsmahl am drei Königenfeste gefeiert. Man lies't nicht ohne Interesse die uns in Druck vorliegende Liste derjenigen Personen, welche bei einem solchen Feste die verschiedenen Rollen übernahmen. Bei dieser Gelegenheit wurden auch Damen aus den freiweltlichen Stiften so wie Domherren und geistliche Ritterordens-Herren eingeladen, die sich hier unter dem Schutze der Larve einer vielleicht etwas mehr als gewöhnlichen Ungebundenheit überlassen sahen. Auch bei den Schlittenfahrten des Hofes entwickelte sich eine außerordentliche Pracht. Nicht selten fanden dieselben von Köln bis Bonn Statt und in den edlen Stiftern von St. Marien im Capitol, St. Ursulen, zuweilen auch bei einem Kapitularen des Domstifts, pflegte Clemens August dann mit seinem zahlreichen hohen Gefolge zu verweilen, bis sie spät am Abend unter Fackelschein und Musik zur Residenz zurückkehrten. Auf dem Hoftheater wurden Singspiele bald in italienischer, bald in französischer oder deutscher Sprache aufgeführt und die berühmtesten fremden Sänger und Sängerinnen traten häufig auf. Bei besondern Gelegenheiten wurden zu öffentlichen Belustigungen große Kunstfeuerwerke abgebrannt. —

Der großen Vorliebe der Parforcejagd ist zweifelsohne sein Tod zuzuschreiben. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig, glänzende Feste und die Jagd waren die Vergnügungen, die er liebte. An seinem Hofe und in seiner Residenz herrschte eine unaufhörliche Fröhlichkeit, und ein Fest wechselte ab mit dem andern. —

Clemens August hatte große blaue Augen, eine angenehm geröthete Gesichtsfarbe und eine stark gebogene Nase, seine Körpergestalt war schlank und würdevoll imponirend. —

Seine entschiedene Liebe zur Baukunst, sowie überhaupt zu allen schönen Künsten, hatte er seinem mehrmaligen Aufenthalte in Rom zu verdanken. Er war selbst Künstler und so verwandte er manche freie Stunden zu Anfertigungen von kunstreichen Drechslerarbeiten, die die Anerkennung von Sachkundigen erhielten. In seinem Nachlaß befand sich die schönste Drechslerbank mit angehörigen Geräthschaften, die vielleicht je gesehen worden war; sie füllte den Raum eines Saales zu Bonn rund umher aus. Selbst seine Unterschrift mit dem reich verschlungenen Handzuge trägt das Gepräge der Zierlichkeit und Prachtliebe. —

Bei den Verhandlungen der Aufnahme des Testaments war der Beichtvater veranlaßt worden, den Kurfürsten einigemale an das Kurhaus Baiern zu erinnern, worauf er aber stets die Antwort erhielt: „Sie haben keine Kinder. Bei deshalb wiederholten Erinnerungen gab der Fürst unwillig zur Antwort: „ich habe es ja schon gesagt.“ Er ging nämlich von dem Grundsatze aus, daß er als Kurfürst der Vater seiner Unterthanen, und diese seine wirklichen Kinder, der Beichtvater aber in jeder Beziehung kinderlos sei. (Aus dem gedruckten Zeugenverhör in der Testaments-Angelegenheit.) —

Die kostbaren Gemälde und Kunstsammlungen des Kurfürsten wurden zu Gunsten des zum Erben eingesetzten Erzstifts größtentheils im J. 1764 in Bonn verkauft. Der Gemäldekatalog besteht aus 715 Nummern. Ein andres Verzeichniß enthält die große Anzahl von mehreren tausend Diamanten und Edelsteinen. Verschiedene kostbare Kunstwerke aus diesem Nachlasse sind in die Sammlungen von Kölnern übergegangen; alles Zeugnisse des ausgewähltesten Kunstgeschmacks des Fürsten. Und ernst gemeint war seine Aeußerung, wenn er sagte: daß keine Summen besser angelegt, keine reichlicher wuchern, als diejenigen, welche er für Förderung der Wissenschaften und Künste verwende. —

Druck und Papier sind sehr gut.

F. L. Hoffmann.

Bücher-Auction in Frankfurt am Main.

Das Verzeichniß dieser von Herrn G. F. Kettembeil veranstalteten, den 29. September und folgende Tage stattfindenden Auction ist 493 Seiten gr. 8 stark und enthält die sehr bedeutende Zahl von 10089 Werken oder Nummern, also eine noch viel größere Bändezahl. Unter Nr. 1—2662 ist die Bibliothek eines verstorbenen gelehrten frankfurter Patriziers verzeichnet, welche besonders reich an Werken über deutsche Geschichte und Rechts-Alterthümer, sowie über altdeutsche Literatur ist. Einige Manuscripte, lithographirte Manuscripte der Bundes-Central-Behörde (1832, 34, 35, 36) und Frankfurt a. M. betreffende Schriften sind noch zu erwähnen. — Die Nummern 2663—10089 bieten eine solche Masse von älteren und namentlich auch neueren Werken aus allen Wissenschaftsfächern, und unter denselben viele prachtvolle Kupferwerke dar, daß einzelnes Herausgehobene doch nur eine sehr unvollständige Idee von dem Reichthum des Katalogs geben würde. Oeffentliche Bibliotheken, die vielleicht Bedenken trugen, manches neuere theure Werk der französischen und englischen Literatur, vorzüglich naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und kunstwissenschaftlichen Inhalts sofort bei seinem Erscheinen zu erwerben, finden hier Gelegenheit solche Erwerbungen nachzuholen. (So kommen z. B. S. 219 Fr. Mazois, von Gau fortgesetzte Ruines de Pompéi, complettes unbeschnittenes Subscr.-Exemplar, S. 259 die Collection de documents inédits sur l'histoire de France, 73 Bände und 3 Hefte, S. 462 u. 463 die Publications of the Camden Society, 40 Bände, Lond. 1838—48, 4, bekanntlich nur für die Mitglieder gedruckt, vor.) — Auf der letzten Seite ist ein Manuscript aufgeführt, welches in jedem Falle Beachtung verdient, obgleich eine noch genauere Beschreibung desselben wünschenswerth gewesen wäre: eine Sammlung von über 3000 Biographieen der berühmtesten Männer des 16. und 17. Jahrhunderts, (aus dem Ende des siebenzehnten), schön geschrieben und vortrefflich erhalten.

Wir empfehlen den Katalog angelegentlichst zur aufmerksamen Durchsicht. D.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 76. Sonnabend, den 20. September. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter ode Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Kleine Lieder.

I.

Waldsänger.

Waldvöglein fliegen von Zweig zu Zweig
Mit Zwitschern und lauten Gesängen,
Wie sind die wandernden Vöglein so reich
An himmelaufjauchzenden Klängen.

Ein jedes hat seinen eigenen Ton,
Ein jedes die eigne Weise,
Es schmettert der Fink' von der Buchenkron',
Es zwitschert im Flieder die Meise.

Die Melodieen sind immer rein,
Fragt Recensenten und Richter,
O, möchten so auch die Lieder sein,
Der modischen Sänger und Dichter.

II.

Schlummerlied.

Es ist die Nacht gekommen,
Und Alles geht zur Ruh',
Die Nachtviolen schließen
Die frommen Aeuglein zu;

Das Mondlicht zittert leise,
Und strahlt so geisterbleich,
Die Trauerweiden senken
Sich nieder auf den Teich.

Und ein geheimes Flüstern
Durch alle Bäume zieht,
Die Nachtigallen schmettern
Dem Wald ein Schlummerlied.

Und alle Blätter schweigen, —
Die Sterne glänzen klar,
Und aus der Erde steigen
Die Nebel wunderbar.

Die Nachtviolen schließen
Die frommen Aeuglein zu,
Es ist die Nacht gekommen,
Und schlummern sollst auch Du.

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Theophilanthropen.

Jean Baptiste Chemin Dupontes hatte in der Wirklichkeit zuerst den Gedanken von einem Cultus der Theophilanthropie, und raubte diesen Ruhm La Revelliere-Lepeaux, der nur ihr feurigster Apostel war.

Chemin, ein gewaltiger Compilator, insbesondre in geschichtlichen, geographischen und grammatikalischen Dingen, war einer der stets in Menge vorhandenen Gelehrten, deren Kopf sich mit dem, was sie gelesen haben, anfüllt wie eine Scheune mit Heu.

Der gute Mann hatte überdem das Unglück, Philosoph zu seyn, und noch dazu ein Philosoph nach der damaligen Weise, d. h., ein geschworner Feind der bestehenden Religionen und ihrer Priester. Nach Chaumette's und Robespierre's Tode wandelte ihm die Lust an, seinerseits eine Religion zu erfinden, und er gab im Monat September 1796 ein Buch heraus, das den Titel: „Handbuch der Theophilanthropie" führte.

Dieser neue Cultus war noch privatim und auf einige Familien beschränkt. Dupont, (von Nemours) Bernardin de Saint-Pierre und La Revelliere-Lepeaux waren nebst Chemin seine hauptsächlichen Apostel.

Bald bemächtigte sich der Ehrgeiz dieser Thaumaturgen, und sie beschlossen, den Risico einer öffentlichen Ceremonie zu laufen.

Es existirte damals in der Straße St. Denis ein kleines Hospital, St. Catharinen-Hospital genannt, von Blinden, meistens Musiker, bewohnt. Den Theophilanthropen wurde am 16. December, auf Verwendung von La Revelliere, ein Saal in diesem Hospitale eingeräumt. Mitten in diesen Saal wurde ein mit Blumenbouquetten und Kornähren belegter Tisch gestellt, und Chemin setzte in einer Rede die Grundlagen des neuen Cultus auseinander, die nächst der Unsterblichkeit der Seele in der Idee eines Gottes bestanden, der die Tugend belohnt und die Verbrechen bestraft. Nach beendigter Rede stimmte Chemin, unter Begleitung der blinden Musiker, eine Hymne an, deren Musik nicht ohne Majestät war und in welche die Anwesenden mit einfielen.

Diese Hymne, die mit den Worten: „Pere de l'univers, suprême intelligence," rc. begann, und schon für das Fest des Höchsten Wesens benutzt worden war, hatte Desorgues zum Verfasser und war von Gossec in Musik gesetzt worden.

Wenige Tage nach dieser Ceremonie, mit der sie zufrieden seyn zu können glaubten, versammelten die Theophilanthropen sich neuerdings im St. Katharinen-Hospital, um sich zu organisiren und eine Art von Hierarchie zu geben. Sie ernannten einen leitenden Ausschuß von drei Mitgliedern, um den Geist der religiösen Uebungen zu überwachen, adoptirten Chemin's Handbuch, und beschlossen, daß jede Decade öffentliche Andachtsübungen gehalten werden sollten.

Welches war die Grundlage der Religion der Theophilanthropen? Es war der lautre Deïsmus, mit einer ziemlichen Dosis Pantheïsmus versetzt; es war die Prätension, alle Culten in einem einzigen Cultus zusammenzufassen und dieselben folglich zu ersetzen. L'Année religieuse, minder dogmatisch als das Handbuch, ist ein getreuer Spiegel der Lehre. Es ist dieses eine Sammlung von Vorträgen, die an den Festtagen von der Kanzel herab verlesen werden sollten, und wozu die Werke von Confucius, Vyasa, Zoroaster, Theognis, Cleanth, Phocylides, Socrates, Aristoteles, Isocrates, Seneca, La Bruyere, Fenelon, Voltaire, Rousseau, Young und Franklin den Stoff gegeben hatten. Die beiden einzigen Bücher, aus welchen die Theopilanthropen nicht eine einzige Zeile entlehnt hatten, das waren die Bibel und das Evangelium.

Obwohl es ihr Dogma war, alle Religionen in der ihrigen aufgehn zu lassen, legten die Philanthropen gleich all den andren revolutionairen Philosophen einen tiefen Haß gegen das Christenthum an den Tag; daraus machte La Revelliere in einer Arbeit, die er am 1. Mai 1797 in der Academie der moralischen und politischen Wissenschaften verlas, auch gar kein Hehl. „Das Christenthum," sagte er, „steht mit der gesunden Moral im Widerspruch," und setzte hinzu: „der katholische Cultus ist antisocial." Carnot, der dem Verlesen dieser Arbeit beiwohnte, nannte sie den Koran La Revelliere's, und sprach sich folgendermaßen darüber aus:

„Dies Werk, dessentwegen er sein Genie Monate lang abkasteit hat, weil er nicht, wie Mahomet, eine Taube hatte, die ihm in's Ohr pickte, giebt den rechten Maaßstab dessen, was er leisten kann, ab. Das Institut enthielt sich des Lächelns, wegen des Gravitätischen der Person, und ein jeder wehrte seiner Anwandlung des Schlafs, indem er sich in's Fleisch kniff." — Carnot war nur gerecht, als er sagte: „Der Koran des La Revelliere-Lepeaux ist nichts weiter, als eine kalte, leere und lächerliche Declamation.

Nach der Religion der Theophilanthropen war jeder Familienvater seines Hauses Priester. Als aber ein öffentlicher Gottesdienst gehalten wurde, da ward dem Familienvater, der den Dienst am Altar versah und den Titel Vorleser führte, ein besonderes Costüm gegeben. Dasselbe bestand aus einer himmelblauen Tunika, die vom Halse bis auf die Füße herabreichte, nebst einem rosenfarbenen Gürtel, und darüber ein weißes, vorne offnes Gewand.

Der Cultus der Theophilanthropen ließ es sich angelegen seyn, den drei Hauptepochen des menschlichen Lebens: der Geburt, der Ehe, dem Tode eine Art religiösen Characters zu geben.

Wenn ein Kind geboren worden war, wurde es in Begleitung eines Pathen und einer Pathin in die Versammlung gebracht. Der fungirende Familienvater fragte dann die Person, welche das Kind hielt: „Versprechen Sie vor Gott und den Menschen, daß Sie diesem Kinde, so wie das Morgenroth seiner Vernunft anbricht, Gott anbeten, Seinesgleichen lieben, sich seinem Vaterlande nützlich machen lehren wollen?" worauf der Träger des Kindes antwortete: „ich verspreche es." Dann hielt der Officiant eine Rede, und ein Gesang endigte die Feier.

Als die von La Revelliere protegirte Philanthropie sich in den Provinzen auszubreiten begann, wollte über die Taufe ein Schisma ausbrechen. Die Theophilanthropen zu Paris rieben dem Kinde, das diese Weihe erhielt, ein wenig Honig auf die Lippen, und sagten dazu: „Sey süß, wie Bienenhonig." Als nun die Philanthropen zu Auxerre sich zu derselben Ceremonie des Johannisbeerensaftes bedient hatten, hinterher aber dieserhalb Gewissensbisse empfanden und den dirigirenden Ausschuß zu Paris dieserhalb um Rath fragten, da beeilte sich derselbe, einen Commissair zu ihnen zu schicken, um die Einheit in der Lehre wieder herzustellen.

Die Einführung der sogenannten Civilehe, eine Art von persönlicher Einregistrirung auf den Mairieen, und die Unterdrückung des Gottesdienstes hatten die Ceremonien der Verehelichung während der Revolution auf etwas sehr Weniges reducirt. Die mythologische Manie der damaligen Zeit hatte eine große häßliche Hymensstatue in den Mairieen aufstellen lassen, die ein Paar verschossene Blumenkränze in den Händen hielt. Dieser Gott der Ehe hätte aber viel zu thun gehabt, wenn er alle die Ehecandidaten hätte bekränzen wollen, die ihm zu Zeiten durch die Decrete des Convents zugeschickt wurden. Ein Decret

vom 3. Brumaire des Jahres II (24. October 1793) relegirte alle geschiedenen Frauen von Emigranten, die bis dahin nicht wieder geheirathet hatten, in die Gemeinden, wo sie im Jahr 1792 gelebt.

Dies Decret griff tief in die durch Scheidung herbeigeführten Existenzen ein, und gab Anlaß, daß innerhalb wenig Stunden eine Menge Ehen auf gut Glück abgeschlossen wurden.

Die Theophilanthropen versuchten der Ehe etwas mehr Würde beizulegen, statteten sie aber nur mit einigen kindischen und lächerlichen Ceremonien aus. Die neuen Gatten mußten sich in die religiöse Versammlung begeben und zu dem Altar hintreten. Hier wurden sie mit einem Blumengewinde umschlungen, dessen beide Enden von den Aeltesten ihrer Familie gehalten wurden. Das Familienhaupt, welches zu fungiren hatte, fragte dann den Bräutigam und die Braut, ob er die anwesende N. N. zur Gattin, und sie, ob sie den anwesenden N. N. zum Gatten erkoren habe, und wenn diese Frage von beiden Theilen bejaht worden war, hielt er eine Rede, in welcher er die Pflichten des Ehestandes auseinandersetzte. Ein Gesang machte den Beschluß der Ceremonie.

Mit den Ehrenbezeugungen, welche die Theophilanthropen den Verstorbenen erwiesen, hatte es auch nicht viel auf sich. Es wurde eine Tafel in dem Tempel aufgehängt, mit der Inschrift: „Der Tod ist der Anfang der Unsterblichkeit;" und der Officiant sagte: „Der Tod hat einen Unsersgleichen dahingerafft, lasset uns seiner Tugenden eingedenck bleiben und seine Mängel vergessen. Darnach wurde ein dem Umstande angemessener Gesang gesungen.

In dem theophilanthropischen Cultus waren vier Tage den Jahreszeiten geweiht, als: der 10. Germinal oder 30. März dem Frühling, der 10. Messidor oder 28. Juni dem Sommer, der 10. Vendemiaire oder 1. October dem Herbst und der 10. Nivose oder 30. December dem Winter.

Außer den vorstehenden Festtagen gaben noch die Gründung der Republik, die Volkssouverainität, die Jugend, die Ehe, die Dankbarkeit, der Ackerbau, die Freiheit, Themate zu öffentlichen Feierlichkeiten an die Hand.

La Revellière hatte in seinem, in der Academie der moralischen Wissenschaften verlesenen, Koran die Grundmaxime der Philosophen: „dem Volke thut ein Damm und ein äußerer Cultus Noth, die aufgeklärten Leute aber können dessen entbehren," wiederholt, eine Maxime, die Voltaire in den Worten aussprach: „die Schußter und die Mägde fallen den Aposteln zu." Dieser sonderbare Republikaner, der einen so großen Abstand zwischen sich und dem Volke annahm, wollte also einen äußeren Cultus für das Volk, und verlangte, daß der Staat dessen Wiedereinführung begünstigen sollte, aber ohne daß es so aussähe. Die Philosophen hatten sich eingebildet, daß sie als ganz Frankreich gölten, und sie begriffen nicht, daß eine Wiederherstellung des Gottesdienstes, statt mit Vorsicht betrieben werden zu müssen, von den Bevölkerungen jubelnd würde aufgenommen seyn. Die Rathschläge von La Revellière fanden inzwischen Gehör, und es wurde den Theophilanthropen gestattet, sich mit den Katholiken in der Benutzung der Kirchen zu theilen.

Die ersten Kirchen, welche den Theophilanthropen zugewiesen wurden, waren die Kirchen Saint-Jacques-du-Haut-Pas, Saint-Sulpice, Saint-Gervais und Saint-Thomas d'Aquin. Letztere Kirche wurde selbst gewissermaßen neu eingeweiht, und erhielt Bernardin de Saint-Pierre zum Pathen. Im Monate März 1798 verlangten die Theophilanthropen, auf Grund eines Beschlusses der Departementaladministration, daß ihnen auch die Kirche Notre-Dame eingeräumt werden sollte. Die ausschließliche Benutzung des Chores und die gemeinschaftliche Benutzung der Orgel wurde ihnen zugestanden. Der erzbischöfliche Stuhl, der noch jetzt vorhanden ist, diente ihren Rednern als Kanzel.

Im Jahr 1799 wurde der theophilanthropische Cultus, außer in Notre-Dame, in folgenden vier Kirchen, welchen man mystische Namen beigelegt hatte, gehalten:

„Saint-Germain-l'Auxerrois . . . . die Dankbarkeit
Saint-Nicolas-des-Champs . . . . Hymen
Saint-Sulpice . . . . die Jugend
Saint-Gervais . . . . der Sieg."

So gestalteten sich die Dinge noch zwei Jahre lang, und La Revellière verfolgte die Priester, welche ihm von seinen Collegen Preis gegeben wurden, mit einer stupiden und wilden Wuth.

Die Fregatte Decade und die Korvette Bayonnaise transportirten deren im Jahr 1798 380 nach Guyana, und andre 1200, die auf vermoderten Pontons gefangen gehalten wurden, sind großentheils auf den Rheden der Inseln Oleron und Rhe umgekommen.

Alle Zeitgenossen stimmen darin überein, daß La Revellières Haß gegen die katholische Religion und deren Diener, die er nach einem Worte, das damals sehr in der Mode war, Pretraille nannte, die äußersten Gränzen des Grotesken in der Abscheulichkeit erreichte. „Der kleine La Revellière," sagt Carnot, „hatte eine gewaltige Angst vor dem Papste, den er sich immer auf den Hacken zu sehn glaubte, mit erhobenen Fingern, um ihm seinen Segen zu ertheilen, und so wie Pascal sich stets bis an den Nabel in einen Fluß geworfen hielt, glaubte La Revellière immer in einem Kruge mit Weihwasser zu stecken."

Als er den am 19. Februar 1797 abgeschlossenen Tractat von Tolentino erfuhr, durch welchen der Friede zwischen Frankreich und den Kirchenstaaten hergestellt ward, war La Revellière ganz trostlos. Die Instructionen, welche das Directorium Bonaparte gegeben hatte, besagten ausdrücklich, daß er dem weltlichen Regimente des Papstes ein Ende machen sollte. La Revellière seinerseits hätte es gern gesehen, daß Bonaparte auf dem Capitol, über der Asche der Gracchen, eine Hymne gesungen hätte. Er tröstete sich jedoch einigermaßen damit, daß ihm die Madonna des heiligen Hauses zu Loretto zugesandt wurde, deren Wegnahme er, wie Carnot sagt, als eine glorreiche That ansah. Dieser Haß La Revellière's gegen den Katholicismus war eine Manie, die ein jeder zu nähren suchte, wenn auch nur um darüber zu lachen. Als Rewbell im Jahr 1798, die Schweiz durch seinen Schwager Rapinat verwüsten ließ, verfehlte man wieder nicht, ihm die Statue von Notre-Dame-des-Hermites zuzusenden.

So war La Revellière, einer der fünf Könige, welche die Constitution des Jahres III. Frankreich gegeben hatte: unwissend in seinem Wissen, verrückt, fanatisch, grausam, und oben im Kauf untüchtig. Rewbell war es, der seinen sehr mäßigen Einfluß im Directorium geltend und sich zu Nutzen machte. Man hatte ihm die Cultur und die Geistlichkeit überlassen, und die Botanik so wie die Theophilanthropie waren seine einzigen und ernsten Beschäftigungen. Wir haben in einem Hefte von Pa-

pieren, die das Directorium angehen und unter den Manuscripten der Nationalbibliothek hinterlegt sind, eine Rechnung des Tischlers Pierlot, zum Belauf von 14,480 Livres 6 Sous, für Arbeiten, die er im Garten des Bürgers La Revelliere Lepeaux zu la Chaumiere gemacht, gefunden. Dieselbe mag wohl daher rühren, daß Letzterer seine Lieblingspflanzen in der Nähe cultiviren wollte. Barras, wiewohl kein großer Horticultist, hatte nach derselben Rechnung auf seinen Garten in Luxemburg, dem Kaninchenhofe, 62,611 Livres 3 Sous verschwendet.

So viel lächerlicher Unsinn, so viel toller grausamer Fanatismus empörten die Consuls. In der Sitzung des Raths der Fünf Hundert vom 17. Juni 1799 bedroht, daß man ihn aus der Regierung fortjagen würde, wenn er nicht freiwillig ginge, zog er sich am 21. nach seinem Hause Andilly, in der Nähe von Paris zurück und sandte seine Demission ein.

Die Theophilanthropie überlebte ihn nicht lange. Ein Beschluß der Consuln, vom 4. October 1801, entzog den Theophilanthropen die Befugniß, sich in den Nationalgebäuden versammeln zu dürfen. So des Schutzes der Regierung beraubt und sich selber überlassen, verfiel die Secte schnell in Vergessenheit und aus der Vergessenheit in das Nichts, in welches ihr der Cultus des Höchsten Wesens und der Cultus der Vernunft vorangegangen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Celle, eine famose Stadt.

Zwei Aufsätze von Oscar Beliß.

(Schluß des ersten Aufsatzes.)

Ethnographisches.

Der Kruneger, Ginnikuschápo, Kroo-man, ist zwar nur ein Fremdling in Bonny, darf aber nicht im Bilde des dortigen Lebens fehlen, insofern die Weißen seine Dienste in Anspruch nehmen. Er ist der „Gallego" von Guinea und verläßt seine ärmliche Heimath an der Kru-Küste bei Sestros und Setta-Kru, nördlich vom Kap Palmas, um dem Europäer seine Kräfte zu verdingen. Die Furcht vor den verderblichen Einwirkungen des Klima macht nämlich Beschleunigung der nöthigen Arbeiten und somit vermehrte Kräfte sowohl erforderlich, als auch vermeidet der europäische Matrose schon an sich gern, sich der glühenden Sonne und dem schädlichen Einflusse des Ufers preis zu geben. Sobald sich bei Sestros oder Setta-Kru ein Schiff der Küste nähert, stößt sogleich eine Menge der fast amphibienartig mit dem Wasser vertrauten Schwarzen in ihren kleinen Kanoes vom Lande ab, um ihre Dienste anzubieten. Da schließt denn der Schiffer mit ihnen selbst, wenn es Freie sind, oder mit ihren Herren einen Vertrag ab. — Reiß ist Haupt-Nahrungsmittel. — Die Kruneger sind meist dunkelschwarz, nicht wie die Bonnier bräunlich. — In Bonny bringen sie die Nacht am Lande in dem sogenannten cask-house zu, welches ein jedes Schiff am Strande zu errichten pflegt. — Einer oder der andre geht auch wohl einmal mit nach Liverpool. — Die Bewohner der Kruküste selbst sind sehr räuberisch und unter sich in stete Fehden verwickelt. — Ihr Kanoe ist so schmal, daß nur eben ein Mann auf dem Boden desselben sitzen kann; der stößt dann ein schaufelartiges, in seiner Form dem antiken ähnliches Ruder bald auf der einen, bald auf der andern Seite ins Wasser, da mit jedem Stoße das Kanoe zwar weiter, aber wegen seiner Leichtigkeit und wegen der Einseitigkeit der bewegenden Kraft auch von seiner Richtung abgetrieben wird. — Die Bonnier blicken mit Geringschätzung auf die Kru-Neger, die sie immer nur in einer untergeordneten und abhängigen Stellung sehen. — Die Sprache der Kru-Neger gleicht mehr einem unartikulirten vocalreichen Heulen als einer Sprache und klingt nach längerem Anhören noch eben so fremdartig, noch eben so ungeschlacht und unklar als zu Anfang, so daß man aus voller Ueberzeugung den Bonniern beistimmen kann, wenn sie sagen: „Ginnikuschápo bibi atarregá, ich mag die Sprache der Kru-Neger nicht leiden.

Den Bonniern muß die Ahnung eines höheren Wesens noch in etwas verkörpert sein: und das ist ihnen der blaue Himmel mit seinen Veränderungen (szu, szúčh, Schúo == Wolke, Himmel, Gott. Dänisch merkwürdigerweise „Sky"). — Aber sie haben auch einen Gott, an dem es, wie das Kind an dem Spielzeug, in Liebkosungen seine Freude, in Strafen seinen Schmerz ausläßt. Das ist ihnen eine Iguane, eine sechs bis sieben Fuß lange, eben so harmlose als häßliche schwarze Eidechse.*) — Auf dem andern Ufer, in Killibium, vertritt eine Affenart, langschwänzig, mit dunkelbraunem Pelz, die Stelle der Iguane von Bonny. — Aber auch unbelebte Götter haben die Bonnier: aus Lehm geformte Götzenbilder, roh wie die Schneemänner der deutschen Knaben, mit Muscheln und bunten Federn geschmückt, ein unvollkommenes Nachbild menschlicher Gestalt. — Den Regenbogen sehen sie nicht wie Noah als einen Friedensboten an, sondern vielmehr äußerte Einer beim Anblick desselben: him be wawáting, me fear him too mush; 'pose him come up, den some gentleman for Bonny mussedie, i. e. der Regenbogen ist recht was Schlimmes, ich fürchte ihn gar sehr; falls er herankommen sollte, so muß Einer der Herren (reichen Handelsleute) in Bonny sterben. Die äußerst heftigen Gewitterstürme (hornáudo) (Scirocco, Solano, Samum) sind nicht nur dem Festlande, auch dem Meere in weiter Erstreckung von der Küste Guinea's eigen. Die Temperatur des Wassers sinkt während des Tornado je nach der kürzeren oder längeren Dauer des Regens, um einen halben bis drei Grade R., die der Luft aber fällt je nach der Jahreszeit um drei oder vier, bis sechs, acht und mehre Grade Réaumur. Die Hütten von Bonny stehen zum großen Theil so unter hohen und dicken Bäumen und gegen den freien Fluß hin durch dichtes Gebüsch geschützt, daß der Wind ihnen wenig (aber der Blitz häufig) anhaben kann. Die Tornado's sind am häufigsten in den Monaten März und April. So wesentlich wie für den Araber das vierbeinige Schiff der Wüste ist: so wesentlich ist für den Bonnier sein Kanoe, árro, tuminárro. Solche sind zum Theil sehr groß, namentlich diejenigen, welche zu weiteren Handels-Expeditionen bestimmt sind, in denen sie, nach ihrem englischen Ausdruck, for fair,

---

*) Hiebei fällt mir ein, daß im Winter 1846—47 der Herr Bildhauer Restig in Hamburg für Oberguinea auf Ersuchen eines Hamburger Kaufmanns, an den deshalb ein Schreiben ergangen war, für Ober-Guinea ein Götzenbild, einen zarten Mann, sehr sauber, in Lebensgröße, ohne Arme und auf kleinen Rädern ruhend, gearbeitet hat.

zu Markte geben. Die Tiefe der größten beträgt etwa 4½ Fuß, ihre größte Breite in der Mitte 8′. Die Länge ist so beträchtlich, daß zuweilen 25—30 Ruderer auf jeder Seite sitzen. Einzelne der reichen Handelsleute, vor Allen aber König Peppel und Anne Peppel besitzen ihrer eine bedeutende Anzahl. Kommt es darauf an, in möglichst kurzer Zeit eine große Strecke zurückzulegen, so theilt sich die für einen solchen Fall natürlich besonders zahlreich gewählte Mannschaft in zwei Wachten, deren eine rudert, während die andre ausruht. Die Ruder sind 4—5 Fuß lang, mit einer schaufelförmigen, einen halben Fuß breiten Fläche, die eiförmig, zugespitzt und fußlang ist. Um sich beim Scharfrudern zu gleichmäßiger Anstrengung anzufeuern, begleiten sie die eintönigen Taktschläge auf Matrosenmanier zuweilen noch mit Gesang nach folgender, hier durch die Notennamen angegebenen, einfachen ansprechenden Weise.

Discant: ¾ d (halbe), dd (viertel) | hd (viertel), g (halbe) |
g (halbe), e (halbe) | ee (viertel), ee (viertel) |
gg (halbe) |:

Dann werden die Ruder mit solcher Geschwindigkeit und Kraft ins Wasser gestochen, daß der Schaum weit umher spritzt, und wohl möchte man dem Steuermann dann zurufen: „árro ibi ma núnu sa, steure das Kanoe gut", damit nicht andre Böte in Grund gerannt werden. In des Königs Kanoe sieht man die Mannschaft oft mit rothen wollenen Mützen geziert, einen wie den andern uniform. Fast nie fehlt es an Streit dabei: 'Arro dschúna, schieb das Kanoe ab! álo árro, halt das Kanoe fest! árro núna biria préh, zieh das Kanoe nach vorn! —

In Bonny heißt es: so viel Köpfe, so viel Frisuren. — Ein sehr schlimmer Gast ist der Sandfloh, cockroach (fórro) für die unbeschuhten Eingebornen, der zwar in den Häusern von Bonny in wo möglich noch größerer Menge als auf den Schiffen vorkommt, indeß bei den Schwarzen weniger zu zerstören findet und auch ihren sehr wenig empfindlichen Geruchsnerven nicht so zur Qual gereicht. — Die Lootsen (sinnema) wohnen in Finnema oder Jewjemtown (djudjutoun), am linken Ufer des Flusses, nahe bei seiner Mündung. Kühn und muthig verrichten sie ihr Geschäft, nachdem sie einige Worte an das höchste Wesen gerichtet haben, um seinen Beistand gebeten und ihrer Bitte mehr Nachdruck verliehen haben, indem sie auch ihm libirten, einige Tropfen aufs Deck geschüttet und endlich den Rest des Glases mit sichtlichem Wohlbehagen selbst hinabgestürzt haben. Mit Spannung achtet der Lootse auf den Wurf und Ruf des Bootsmanns; und wie nun die Tiefe immer geringer wird und anzeigt, daß das Schiff auf der Barre befindlich, und wie die ausgerufene Fadenzahl nur noch wenig mehr als der Tiefgang des Schiffes beträgt: da treibt er den Bootsmann zu größerer Eile im Werfen der Lothleine und zankt ohne Grund mit ihm wegen Langsamkeit. Wenn der Bootsmann die Tiefe nicht mehr zu sondiren braucht und der Lootse ihm die Hand drückt: da fühlt sich dieser noch einmal so wichtig, denn sein Antheil am Lootsgelde ist ihm gewiß, obgleich der König und Jack Brown, der alte Ober-Lootse, natürlich die Löwentheile für sich in Anspruch nehmen. Die Libationen finden ebenfalls statt, wenn das Schiff von Bonny aus unter Segel geht, und wenn es über die Barre ausläuft. — Die von Europa nach Bonny bestimmten Schiffe pflegen ihren Curs so zu richten, daß sie in der Nähe von Cap Palmas der Küste ansichtig werden und dadurch ihre geographische Länge nöthigenfalls zu berichtigen im Stande sind. — Bonny oder Okúlloma liegt unter 28′ nördlicher Breite am linken Ufer des Bonny-Flusses, etwa 18 Seemeilen von dessen Mündung. Die Mehrzahl der Bonny-Hütten steht in der Nähe des creek, eines Fluß-Armes, der Bonny von Ajámma trennt, und dessen Einmündung in den Fluß durch eine weißsandige kleine Landzunge, den sogenannten sandspit, weithin kenntlich ist. Der Strand besteht aus blendend weißem Sande, bedeckt auf seinem höheren Theile mit langem Grase und dichten Mungrow-Büschen, und ist bei Hochwasser gänzlich von den Wellen überfluthet, so daß es mit Ausnahme kleiner Strecken unmöglich ist an dem dichten Gebüsch hin das Ufer entlang zu gehen. — Das Haus, wári, wuári, ist zwar an Größe verschieden, aber immer nach demselben Plane gebaut, und mit demselben Mangel einer Regelmäßigkeit andern angereiht und zwischen sie eingeschoben. — Die Bonnier sind nicht so dunkel und rein schwarz wie die Kru-Neger, sondern haben eine mehr bräunlich-schwarze Hautfarbe, die bei dem Neugebornen und überhaupt in frühester Jugend sich als ein gelbliches Braun zeigt, was erst später nachdunkelt. Man findet übrigens nicht nur unter den verschiedenen Negerstämmen Afrika's eine eben so markirte und charakteristische Eigenthümlichkeit des physiognomischen Ausdrucks und der Art der Schädel- und Gesichtsbildung, und eben so unterschiedenen Habitus der ganzen Körperbildung wie etwa unter den verschiedenen Völkern Europa's: sondern auch der einzelne Stamm zeigt an seinen Individuen dieselbe Mannigfaltigkeit wie jeder weiße Volksstamm.

So redet Herr Köler, der als Schiffsarzt hier einige Mal verweilte, noch lange höchst genau und immer wissenschaftlich über „Wind und Wetter, die Frauen, den König, die Waffen, Kleidung und Schmuck, die Spiele der Knaben, das Begräbniß, die Zauberer, den Markt und die Lebensmittel, den Handel, die Sklaven" von Bonny und fügt am Ende sein 1840, vom 30. August bis zum 27. December geführtes meteorologisches Journal hinzu, aus dem wir die Temperatur zwischen 18° und 24° R. schwankend ersehen. Der gewandte Reisende, der auch wiederholt Asien, zwei Mal Amerika und ein Mal Australien sah, wird sich demnächst wieder nach der asiatischen Türkei begeben. Vielleicht erhalten wir nächstens noch größere physiologisch-anthropologische Arbeiten von demselben Verfasser. —

Der seiner Zeit renommirte Theologe Arndt, der, ein Spenerianer, über „das wahre Christenthum" schrieb, war ebenfalls ein Cellenser. Des Dichters Dasch Wiege stand (geb. 1725) ebendaselbst. Der als Wollzüchtler von den Landleuten fern und nah genannten Thaer, geb. 1752, dessen beide Söhne, der eine bei Berlin, der andre in Sachsen, auf ihren Gütern noch leben, erbauete den jetzt unter dem Namen „Atiler's Garten" in Süden von Celle an der Aller gar lieblich belegenen Vergnügungsort auf einem ehemals unfruchtbaren Sandberge, als sein damaliges Domicil, und noch jetzt findet sich im Gastzimmer sein Portrait. (S. Nationalzeitung, 1824, S. 365 fgg.)

Die Dichterin Eliese von der Recke, Schwester der verstorbenen Gräfin von Münster auf Langeloge und somit Tante des jetzt von Celle nach Hannover als General der Cavallerie versetzten Grafen Münster, und Tante des Erblanddrosten Oberappellationsraths von Bar-Bernau (Vetters des Frankfurter Bundestags-

Gesandten Freiherrn von Scheele), hat die schönste Zeit ihres Lebens, so wie Luise Karsch, nachherige Frau von Klenck zu Lüneburg, eine Mutter somit des noch jetzt daselbst lebenden alten Majors v. K., der eine Baronesse von Müller ebendaher zur Gemahlin hatte, ebenfalls manche Freudentage in Celle verlebt.

Das aber ist schließlich noch erwähnenswerth, daß nach dem alten gedruckten plattdeutschen Exemplar des „Eulenspiegels“, jetzt im Besitz des Herrn von Meusebach bei Berlin, ohne Jahr und Ort, dieser famöse Schalksnarr eben hier manchen Streich ausgeführt haben soll, so wie 1805, zu Zeiten der Königin Caroline Mathilde von Dänemark, in Celle Vincentius Dominicus de Magno Cavallo, ein fahrender Ritter, starb, der, wahrscheinlich ein aus einem Kloster entsprungener Mönch, sich unter allerlei Titeln und Gestalten in der Welt umhergetrieben hatte, isolirt lebte, in feinsollender orientalischer Tracht umherging und sich mit Divinationskunst abgab. S. Meusel histor. Unterhaltungen, Coburg, 1818. —

Einige Gelehrte und Schriftsteller, zu Celle geboren, sind noch notabel.

Carl Friedrich Alexander von Arnswald, geb. 1768, 11. Sept. 1788 Kanzlei-Auditor zu Hannover, 1791 Hof- und Kanzleirath, 1792 Kammerrath, 1803 Geheimer Kammerrath, 1815 Staats- und Cabinetsminister und Curator der Universität Göttingen.

Lucas Backmeister, geb. zu Celle 1672, Mai 22, 1701 Prediger zu Wilnhausen, 1711 Superintendent zu Uelzen, 1720 Generalsuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden, † 1748, Dec. 2. Seine Verwandten waren namhafte Docenten der Universität Rostock. Sein Nachkomme ist der königl. Hannov. Oberstaats-Anwalt gleichen Namens.

Dietrich Christiani, Arzt in Hamburg, † 1704 als Landphysicus zu Celle.

Jacob Dammann, 1558 Hofprediger zu Hagen im Lippischen, wo er die evangelische Lehre einführte, † 1591.

Friedrich von Eyben, geb. 1698, 1738 Reichskammergerichtsassessor, 1757 Nassau-Oranischer Geheime Rath in Dillenburg, 1754 Hessen-Cassel'scher Geheime Rath, 1759 Königl. dänischer Geheime Rath, Canzler zu Glückstadt und Gesandter am Würtemberg'schen Hofe. Sein Nachkomme ist der Graf Eyben auf Setzin in Mecklenburg-Schwerin.

Ernst Friedrich von Fabrice, Sohn des Cellischen Geheimen Raths und nachmaligen ersten Oberappellationsgerichtspräsidenten, geb. 1683, Holstein'scher Gesandter bei Carl XII. in der Türkei, Kammerherr und Landdrost zu Lüneburg, † 1750, Febr. 2. Sein Bruder † als Landdrost 1733 zu Ratzeburg. Ein Nachkomme ist der Herr von Fabrice, auf den militair- und steuerfreien Gütern Wolde *), zwischen Mecklenburg und Pommern, dessen Gemahlin eine Tochter des Churfürsten von Hessen-Cassel ist.

Salomon Phil. Gans, Advokat in Celle, Vorfahr des berühmten Prof. d. N.

Georg Ernst Heldberg, geb. 1641 Sept. 5, 1672 Professor der Ethik zu Kiel.

F. A. Jacobi, 1796 Dr. der Medicin und Militairarzt alsdann.

*) Ueber Wolde nebst Ziedorf s. „Hamb. lit. und krit. Bl.“, 1850, No. 127 „das fette und das magere Mecklenburg.“

Christian Ludwig Kotzebue, geb. 1661, März 8, Leibmedikus zu Hannover, † 1706.

Joh. Friedr. Leschen, Dr. der Med., Lehrer am ehemaligen collegio chirurgico zu Celle, Vater des jetzigen Schwurgerichts-Staatsanwalts Dr. Leschen daselbst.

Aug. Pet. Jul. Duckesnil, Sohn des franz. Sprachlehrers Claude Jaques, geb. 1777, lernte in Lüneburg die Apothekerkunst, conditionirte in Schleswig und Hannover, 1803 Provisor zu Scharnebeck, dann Administrator einer Apotheke zu Schwerin, 1804 Dr. philos. zu Rostock, 1809 Apotheker zu Wunstorf, während der franz. Herrschaft Direktor des Pulver- und Salpeterwesens im Ocker- und Aller-Departement, seit 1820 Mitstifter des Apothekervereins in Nord-Deutschland, Ehrenmitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, seit 1824 Oberbergcommissarius, Bruder des Professors und Lektors der franz. Sprache an der ehemaligen Ritter-Akademie zu Lüneburg, Vater des Postsecretairs gl. N. zu Celle. †.

Joh. Just. Müller, Sohn des Procurators Fr. Wilh. Müller, geb. 1777, war in Göttingen Mitglied des philologischen Seminars und der humanistischen Societät, dann Hauslehrer zu Frankfurt und Celle, seit 1805 Stadtprediger in Celle, †.

Fräulein Charlotte von Marenholtz, zur Zeit in Dresden weilend, ist v. J. mit ihrem maiden-Romane in einem Bremischen Taschenbuche aufgetreten. Die Dame, in stetem Briefwechsel mit Rellstab, Prutz, Gutzkow u. A., ist aus der Familie des durch seinen Zwist mit den Ostfriesen ehedem bekannten Freiherrn.

Heinrich Christoph Neuer, geb. in Celle, war bis 1805 Collaborator an der dortigen Schule, dann Conrektor und Rektor, †.

Georg Oeding, geb. 1558, S. des Predigers Magnus Oeding, wurde 1581 Pastor zu Bützow in Mecklenburg-Schwerin, 1587 zu Braunschweig an der Magnus-Kirche, 1609 Senior Ministerii, † 1625, Jan. 18.

Conrad Friedr. von Pufendorf, Sohn des Vicepräsidenten Friedr. Esaias, Hofgerichtsbeisitzer in Celle, 1766 Hof- und Kanzleirath, 1770 wirkl. kaiserl. Reichshofrath, † 1819. Sein Bruder Ludolph Fr. Joh., Oberappellationsgerichtsrath und dessen Sohn Hof- und Kanzleirath zu Celle. Des Letztern Bruder W. C. L. Justizrath zu Göttingen.

Christian Rickmann, Sohn eines Hofgerichtsassessors, Dr. med., 1768 Privatdocent in Jena, † da als Professor.

Graf Woldemar Friedr. von Schmettow, geb. 1749, Febr. 25, Sohn des nachmaligen dänischen Generals Woldemar Hermann, 1767 dänischer Gesandtschafts-Secretär in Madrid, 1770 dasselbe zu Warschau, 1772 ordentlicher Gesandte am sächs. Hofe, 1773 Geheimer Rath bei der Churpfalz, seit 1774 bei Cardinal Rohan in Paris, zog 1778 nach Plön in Holstein, 1787 und 1788 zu Speyer, nahm 1790 im Plön'schen Landgerichte und Consistorio Platz, bekam wegen einiger Schriften einen fiscalischen Prozeß (s. Neue allg. deutsche Bibl. B. XV, S. 127 ff.) und starb 1794, Juli 7. — von Schmettau'sche Landkarten sind bekannt.

Fr. Peter Tacke, geb. 1686, Sohn eines Feldapothekers, Chorsänger als Knabe, 1705 auf dem Gymnasium zu Herford, 1709 Hauslehrer zu Exten bei Rinteln, wo er auch studirte, 1711 zu Jena, Hauslehrer, 1733 Prediger zu Moenchshof im Wolfen-

büttel'schen Amte Stauffenberg, 1739 in der Bergstadt Grund, 1737 bei Einweihung der Universität Göttingen, den 17. Sept., honoris caussa mag. phil., † 1745.

H. W. Fr. Uelzen, geb. 1758, Prediger zu Langlingen, erst Hospes zu Lokkum, † 1808, April 5.

J. P. Vieth, 1801 zu Göttingen med. Dr., † 1808 als russisch-kaiserlicher Arzt zu Moskau an Entzündung.

J. Fr. Ziegler, geb. 1785, Dr. der Rechte, Sohn eines Oberbauraths, Amtsassessor zu Peine.

Georg Fr. C. Av. von der Wense, Sohn des Staatsministers und Oberappellationsgerichtspräsidenten, Geheim. Kammerrath in Hannover, dessen Neffe, Baron, 1851 mit 28 J. Alter Obergerichtsrath geworden ist.

H. Wilh. H. Mithoff, Kammer-Bau-Inspektor zu Hannover, Herausgeber des „Archivs für Niedersachsens Kunstgeschichte, Hannover, Helwing'sche Hofbuchhandlung", v. meine Worte „die Kunst-Ausstellung zu Hannover" in Nr. 66, 1851, des Hamb. Correspond.

Hendrik Conscience. Der arme Edelmann. Aus dem Vlämischen von O. L. B. Wolff. — **Blinde Rosa.** Aus dem Vlämischen von Rud. Müldener. — Leipzig Verlag von Carl B. Lorck. 1851. 176 und 48 Seiten 8.

Diese beiden Erzählungen bilden auch den 20. und 21. Band der „Niederländischen Bibliothek." (Der 14.— 19., der nächstens besprochen werden soll, enthält: „Die Engländer in Utrecht. Historischer Roman von A. L. G. Toussaint.") Conscience ist bekanntlich der Lieblingsschriftsteller seines Volkes und auch deutschen Lesern haben seine, größtentheils dem Leben entnommenen Novellen schon manchen schönen Genuß gewährt. Seine frühesten Leistungen stehen in ihrer Art freilich unübertroffen, von ihm selbst unübertroffen da, aber auch die späteren, unter ihnen die beiden vorliegenden, bleiben immer beachtungswerth. Die kleinste, „blinde Rosa", ist die vorzüglichste hinsichtlich des Stoffes und der Darstellung; überdies hat sie mehr vlämisches Gepräge als die größere, welche uns die durch bedeutende Opfer für den Bruder begründete, der Welt, auf die Gefahr hin für einen Geizhals gehalten zu werden, und der Tochter sorgsam verhehlte drückende Armuth eines wackern belgischen Edelmanns schildert, dessen Ahnen im Felde und im Rathe der Fürsten glänzten. Alles wendet sich jedoch zum Besten; ein junger Kaufmann aus Antwerpen, der Erbe eines reichen Oheims, sucht die, nach dem erzwungenen Verkaufe des Familiengutes und alles alterthümlichen Zubehöre, in Nancy Lebenden auf, führt die von ihm schon früher geliebte Tochter als Gattin heim und giebt dem Vater das Stammhaus zurück.

Rosa, die Hauptperson der zweiten Novelle, hat lange, lange Zeit des Jugendgeliebten mit festem, gläubigen Vertrauen geharrt und nicht vergeblich. Als Soldat unter Napoleons Herrschaft fortgezogen, hatte er vier und dreißig Jahre in Rußland zugebracht und durch Pelzhandel sich ein großes Vermögen erworben. Nun kehrt er zurück, heirathet die erblindete Rosa und bereitet ihr ein freudenreiches, glückliches Leben. Besonders gelungen sind die Stellen, wo Conscience erzählt, wie der lange Jan in seinem Heimathsdorfe alle die früheren Bekannten als gestorben nennen hört und nur Einer, sein Mitbewerber um Rosa's Liebe, der bejahrte Todtengräber, sich seiner, erst feindselig, dann doch versöhnt, erinnert. Recht hübsch ist auch die Scene, in welcher ein kleiner Knabe, ihn, nach Rosa's oft wiederholten Beschreibung, erkennt.

Wie gewöhnlich, hat der Verfasser am Schlusse jeder Novelle noch bemerkt, daß, was er berichtet, nicht Dichtung, sondern Wahrheit sei, und zwar in der ihm eigenthümlichen, gemüthlichen Weise. So erfahren wir, daß zwei Reisende (Conscience und Jan van Beers, ein gefeierter vlämischer lyrischer Dichter) gerade im Augenblicke der Hochzeitsfeier der blinden Rosa in das Dorf gekommen seien. „Blinde Rosa! rief der jüngere Gesell in fröhlicher Ueberraschung, was für einen schönen (welch ein schöner) Titel! Das sollte ein guter Pendant zum „Zieken jongeling" (— Gedicht von van Beers —) sein!!! — Holla, so geht das nicht, antwortete der Andere. Sind wir zusammen ausgezogen, um Geschichten aufzusuchen, so muß der Fund auch ehrlich getheilt werden! — Nun, Nun, wir werden gleich loosen, murmelte der Jüngere schwermüthig!" — Nachdem sie dann die Geschichte von Braut und Bräutigam von einem Dorfbewohner vernommen hatten, der Zug zur Kirche gelangt war, und sie die Orgel ein feierliches Lied anheben hörten, „zog der jüngere Reisende seinen Kameraden seitwärts auf den Kirchhof. Er bückte sich, wandte sich um und bot dem Anderen seine geschlossene Hand, aus der zwei Grashalme hervorsahen." Sie loosten; der Jüngere verlor. „Und so ist es gekommen," fügt der Verfasser hinzu, „daß der Aeltere der beiden Kameraden Euch die Geschichte der blinden Rosa erzählt. Es ist ärgerlich: jetzt habt Ihr die Geschichte in Prosa, sonst hättet Ihr sie in seelenvollen, rhythmischen Versen lesen können! Ein ander Mal möge das Loos Euch günstiger sein!"

Papier und Druck sind sehr gut!

H.

An der Theiß. Stillleben von Friedrich Uhl. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851. VIII u. 230 Seiten 8.

Diese, Walther von Goethe gewidmeten Blätter enthalten Erlebnisse und Schilderungen, welche der Bewegung des Jahres 1848 kurz vorangehen: ihr Schauplatz ist Kanischa und die Umgegend. Die erste Erzählung beginnt mit der Stelle aus einem der Haynau'schen Kriegsbulletin's: „Wir mußten den Theißübergang forciren; bei dieser Gelegenheit ging Kanischa größtentheils in Flammen auf"; die letzte schließt mit den Worten des Verfassers: „Kanischa wurde ein Schutthaufen. Ob noch Jemand von Denjenigen lebt, deren ich mich hier erinnerte, weiß ich nicht; doch mag ich nicht daran glauben, daß Alles todt ist." Das wäre denn freilich auch ein grausames, trauriges Geschick, wenn die zum Theil so lebensfrischen Gestalten, die wir durch den Verfasser kennen lernen, ein Opfer strategischer Rücksichten geworden wären; sie werden ihm aber hoffentlich bald wieder begegnen und manche von ihnen (jedoch der Herr Stuhlrichter gewiß nicht) ihm

herzlich für sein gemüthliches Büchlein danken. Vorläufig möge er sich mit unserem Danke begnügen!

Zwölf Bilder werden uns vorgeführt: Ein kleiner Ort. (Kanischa, mitten im Schilf liegend, an der Theiß auf einer zwei Klafter hohen Insel, beinahe ein kleines Venedig). Ein serbischer Pope; ein katholischer Pfarrer; der Stuhlrichter (ungemein characterisch und ersichtlich dem Leben entnommen!). Serbische Lieder. Fischer. Ein Edelmann. Ein ungarisches Mädchen. Müller (nämlich ein junger bairischer Graf und östreichischer Lieutenant, der eine schöne Müllerstochter heirathete und ein tüchtiger, glücklicher Müller ward). Ein deutscher Pfarrer. Zigeuner. Ein Feldhüter. Eine serbische Ballade. Ein Magyarone (so beliebte man die Anhänger der Magyaren in neuester Zeit in Agram zu taufen). Sie sind leicht, aber mit kunstfertiger Hand hingezeichnet, die Figuren treten frisch und kräftig hervor, wie sie dem Verfasser erschienen. „Die Wahrheit," sagt er, „forderte eine Darstellung, der Verhältnisse, wie ich sie traf. Absichtliche Vergrößerung der leisen Fäden, durch die jene Zeit (kurz vor 1848) mit der Gegenwart zusammenhängt, wäre unwahr, ein Herausreißen der Menschen aus ihrem häuslichen Leben zu absichtlich, die bloße Darstellung des Familienlebens hingegen zu unbezeichnend gewesen. So suchte ich also das Stillleben in jener Gegend, kurz vor dem Jahre 1848, nach seinen verschiedenen Richtungen hin zu geben. Es war trotz der folgenden blutigen Ereignisse in jenem Lande wirklich ein ziemlich ruhiges, gesellschaftliches Nebeneinander der verschiedenen Nationalitäten. — Noch liegt ein großer Schleier über den geheimern Motiven und Personen, welche den serbischen Aufstand gegen die Magyaren hervorriefen. In den östreichischen Serben *allein* muß man gewiß nicht Alle suchen, denn die kirchliche und Gleichberechtigungsfrage erklären nicht zur Genüge jenes forcirte planmäßige Auftreten, wenn sie auch die Grausamkeit der Serben — ich erwähne nur die Gräuelthaten derselben gegen die Deutschen in Weißkirchen — in Etwas auf ihre Quelle zurückführen. Mögen diese Volkskämpfe die letzten gewesen sein. Das gemeinschaftliche Heil der Völker hängt nicht von ihrer gegenseitigen Aufreibung ab, ihre Kraft und ihre Zukunft beruht auf ihrer Vereinigung."

Aus dem neunten, besonders gelungenem Gemälde: *Zigeuner*, entlehnen wir einige Bemerkungen über das *musikalische Talent* derselben.

„Es ist bemerkenswerth, daß die Magyaren nicht selbst die Musik ausüben. Nimmt man an, daß der Rhythmus und die Weise der nationalen Musik wirklich aus dem Volke hervorgegangen, wie man es mit Recht kann, da die rasche Abwechselung des Melancholischen und des wild Tobenden so sehr dem Character der Magyaren entspricht, so kann man behaupten, daß die Zigeuner immer die Träger und Ausüber nationaler Musik gewesen sind. Dadurch könnte man weiter leicht zu der Hypothese gebracht werden, daß die Zigeuner zugleich mit den Ungarn eingewandert, vielleicht eine niedere Kaste derselben, bereits damals, auf jenen kriegerischen Zügen Attila's mit den hinreißenden Klängen die säbelschwingende Armee der Magyaren zum Kampfe geleitet haben. Wollte man aber diese nur leicht hingeworfene Aeußerung nicht gelten lassen, so kann man diese Erscheinung vielleicht dadurch erklären, daß die ungarischen Nationalgesänge, da die Magyaren selbst keine Instrumentalmusik besaßen, durch die derselben kundigen Zigeuner, welche wahrscheinlich im Besitze der einfachsten Instrumente waren, aufgefaßt und nachgespielt wurden. Auf diese Art blieb die alleinige Ausübung dieser Kenntniß bei dem Zigeunerstamme, da der Magyar, Alles zu thun gewohnt, was seine Aeltern thaten, nicht Lust hat, Neuerungen vorzunehmen; vorzüglich nicht da, wo er so viel Ursache hatte, mit dem Bestehenden zufrieden zu sein, wie bei der Zigeunermusik. Und in der That, kein Volksstamm der Welt hat so viel ausgesprochenes Talent zur Instrumentalmusik, die Böhmen nicht ausgenommen, als die Zigeuner. Man wird zwar nicht die gründliche Harmonie der neueren und älteren deutschen Partituren bei den Tonstücken der braunen Söhne Ungarn's finden; trotzdem hört man aber selten Mißtöne, auch nicht solche, die die neuere Harmonielehre bei neuen Figuren erlaubt. Ihre Harmonie ist sehr einfach, dafür aber die Melodie voll tief erschütternder Motive. Die Zigeuner kennen keine Noten, spielen aber die schwierigsten Ouverturen, Note für Note, dem Gehörten nach. Sie schreiben ihre herrlichen Compositionen nicht nieder. Fortwährend entstehen neue, und Niemand kennt ihre Schöpfer; aber bald erklingen sie im ganzen Lande, als Gemeingut eines Jeden, der die Fiebel streichen kann oder eine Kehle hat, sie bald schön, bald rauh und falsch wiederzusingen. Es däucht uns beinahe, als tönte der erste Ton von der ersten Charda (dem Wirthshaus) bis zur zweiten und so weiter sich verbreitend durchs ganze Land. Ein besserer Leiter für diese Melodien, ein dankbarerer Verbreiter als der Ungar wird auch nicht so bald gefunden; denn mit der Lerche fängt er an zu singen, und mit dem letzten Nachpipen des Vogels, der seinen Kopf unter den Flügeln geborgen einschläft und erschreckt in die Höhe fährt, hört er auf. Volkslied und Tanzweise sind nämlich hier, wie auch einst in der deutschen Poesie, einheitlich. Sonderbarerweise singen die Zigeuner selbst gar nicht. Dafür singt aber ihre Violine. Ist das ein Klagen, ein Ausdruck, eine Kraft des Tones! Der langgezogene Strich biegt den Bogen zum Zerbrechen, und der Ton schwillt in der Brust der Violine, daß sie erzittert. Die Mähre von Orpheus kann da wahr werden. Es giebt Menschen, über die Shakspeare seinen Fluch donnert, weil sie keine Musik haben in sich selbst. Diese steinernen Herzen aber bewegt gewiß Zigeunermusik, wenn es keine andere im Stande ist. Nur einen Menschen hat es gegeben, der, obschon er kein Zigeuner war, ihre Art und Weise des Striches nachdichtete, *Lenau*! Aber nicht bei uns im Theater, nicht im Concert muß man die Zigeuner hören, nur in Ungarn, in stiller Nacht, am mondhellen Waldsaum oder in der staubserfüllten, gluterhitzten Wirthshausstube; dort klagend, hier stürmend und jubelnd. Ja, die Nacht durchzittern hören muß man die scharfen weithinziehenden Töne der Violine, welchen, wenn sie verklungen, das Beben der Drahtsaiten des Cymbels als schwaches Echo nachhallt; oder am Tanzboden muß man die hüpfenden Bogenstriche der Freude, die frohe Menge in rasende Lust jagen sehen, die der aufspringende Cymbelklang wirbeln macht."

Die äußere Ausstattung, wie immer bei den Brockhaus'schen Verlagsartikeln, ist ansprechend.

H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. *Expedition* ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

SOCIETEIT

№ 77. Mittwoch, den 24. September. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M.-Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter ode Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Der Lebenslauf eines türkischen Herrn vom Stande.

(Aus Eight Years in Syria, Palestine, and Asia Minor, from 1842 to 1850. By F. A. Neale, Esq.)

Die Lebensweise eines türkischen Effendi oder Gentleman zu Antiochien ist ziemlich einförmig. Seine Wohnung besteht genau genommen aus zwei Gebäuden, denn der Harem, obwohl zu demselben Hause gehörend, ist gänzlich von demselben geschieden, und außer ihm und seinen Sclaven weiß niemand, wie man zu demselben gelangt, noch wie man wieder aus ihm heraus kömmt. Er trägt den Schlüssel dazu stets bei sich in der Tasche, und wenn die Frauen etwas haben wollen, so trommeln sie, wie Spechte, auf eine Art von Dreh-Eßschrank, der in der Mauer angebracht ist. Durch diesen Schrank, vermittelst dessen keiner den andern sehen kann, trägt die Herrin dem Domestiken auf, was er ihr in den Bazars besorgen oder einkaufen soll, und wenn er damit heimkehrt, legt er es in diesen Schrank, der dann nach Innen gedreht wird, so, daß sie es herausnehmen kann. Wenn die Frauen im Garten spazieren gehen, oder ein Bad nehmen wollen, so wird der Schlüssel zu dem Harem irgend einer alten Duegna übergeben, und der Effendi erhält ihn erst dann wieder, wenn die Frauen neuerdings eingeschlossen worden sind.

Der Effendi steht in der Regel zeitig auf, begiebt sich aber auch selten spät zur Ruhe. Wenn er den Harem verläßt, warten seiner ein halbes Dutzend Sclaven, um ihm bei seinen Waschungen behülflich zu seyn, indem ihm einer die Waschkanne hält, ein anderer die Seife, ein dritter das Handtuch reicht, ꝛc. Nachdem er sich gewaschen und angekleidet hat, geht er zu der nächsten Moschee, um seine Morgenandacht zu verrichten. Davon heimgekehrt, bringen seine Diener ihm seine Schaale bittren Caffe und seine Pfeife von echtem Gibili. Darüber wird es 7 Uhr Morgens, die modische Stunde der türkischen Herren vom Stande, um Besuche zu machen oder zu empfangen. Es finden sich Bekannte und Freunde ein, die den Wirth begrüßen und von ihm begrüßt werden. Außer dieser Begrüßung werden nur noch wenig Worte gewechselt, denn der Türke ist kein Freund vom Reden, noch weniger vom Scherzen, indem er das Lachen haßt. Beide Theile erkundigen sich, als ob sie Doctoren wären, sehr speziell nach dem gegenseitigen Befinden, und wie es im Hause zusteht; denn eine Frage nach dem Befinden der Frauen wäre der ärgste Verstoß gegen alle Schicklichkeit. Sodann werden Dombrette, Pfeifen und Caffe herbeigebracht. Einige machen ein Spiel, andere sehen ihm zu, und außer dem Geräusche mit den Brettsteinen, wird die Stille im Zimmer fast nicht unterbrochen. Zuweilen tritt der Schreiber des Effendis mit einem Packen unbeantworteter Briefe herein, und flüstert ihm geheimnißvoll einige Worte zu, wonach er, je nachdem der Inhalt dieser Briefe angenehm oder verdrießlich ist, entweder wüthig auffährt oder beifällig nickt. Die meisten dieser Briefe sind von den Aufsehern oder Arbeitern in den Seidenbaugärten oder den Olivenpflanzungen des Effendis, einige wenige von Leuten, die ein Ansuchen an ihn haben, auch wohl solche, in welchen baar geliehenes Geld zurückverlangt wird; denn es giebt zu Antiochien sicher wenig Effendis, die, wenn sie sich auch in ihren Reichthümern wälzen könnten, oder, wie die Orientalen sagen, ganze Zimmer voll Geld haben, nicht einem oder dem anderen Geld schuldig wären, da sie sich ungern entschließen, Behufs ihrer täglichen Ausgaben ihre Baarschaften anzugreifen.

Gegen 10 Uhr läßt der Effendi sein Pferd vorführen, und macht, gefolgt von seinem Pfeifenträger, der ebenfalls wohlberitten ist, einen Spazierritt in der Umgegend der Stadt. Des Sonnabends geht er, statt auszureiten, in's Bad, doch ist er in dem einen wie in dem andern Falle sehr pünktlich in der Zeit seiner Heimkunft. Wenn wieder im Hause angelangt, wird ihm abermals Caffe und Pfeife präsentirt, und er setzt sein Siegel (mit seinem Namen unterzeichnet ein Türke nie) unter die verschiedenen Geschäftsbriefe, welche sein Schreiber oder Secretair während dessen zur Versendung fertig gemacht hat.

Mahnt der Ruf vom Minaret herab zum Mittagsgebet, so wäscht der Effendi sich Hände, Gesicht und Füße, begiebt sich dann nach dem Sami, (der Moschee) und bleibt dort bis zur Zeit des Frühstückens. Vor und nach dem Frühstück finden wieder die gewöhnlichen Waschungen statt. Hier sey es zur Nachachtung von Fremden bemerkt, daß es vor allem das Unterlassen dieser übergroßen körperlichen Reinlichkeit ist, was den Europäer in den Augen des Türken herabsetzt; daher sollten Reisende, in Hinsicht auf das Klima so wie nach dem Principe, daß man sich den Sitten des Landes, wo man eben weilt, fügen muß, sich auch in diesem Brauche der Orientalen schicken, wenn sie auch nicht wie diese mit den Fingern essen.

Nach dem Frühstück, das in der Regel sehr gut und von den Händen der Schönen des Harems bereitet ist, und während der größten Tageshitze, zieht sich der Effendi auf ein Paar Stunden in sein Serail zurück, um dort Siesta zu halten. Zu dieser Zeit dürfte der Pascha, ein Busenfreund, ja der Gott sey bei uns selber erscheinen und von der Dienerschaft Einlaß zu ihrem Herrn verlangen, sie würden einer wie der andere abschläglich beschieden werden, weil eine Nachgiebigkeit Letzterer den Kopf kosten würde. Gegen 2 Uhr wird der Effendi wieder sichtbar. Er vertreibt sich dann die Zeit mit dem Dambrettspiel oder mit dem Lesen einer türkischen Zeitung. Um 4 Uhr begiebt er sich wieder in die Moschee, und von dort nach den abgeschlossenen Gärten an den Ufern des Orontes. Dort, ihrem gewöhnlichen Sammelplatze, trifft er mehrere andre Effendis an. Sie lagern sich daselbst um ausgespreitete Teppiche, mit Körben voll Gurken und Liquörflaschen besetzt, woran sie sich bis Sonnenuntergang laben. Zuweilen dienen ihnen dabei tanzende Knaben, mit buntem Flitterstaate aufgestutzt, und Musikanten zur Unterhaltung. Ehe sich die Gesellschaft trennt, hat ein jeder von ihnen ein Paar Flaschen Aquavit geleert. Zu Hause angekommen, wird ein tüchtiges Mahl gehalten, bei oder nach dem aber kein Wein oder starke Getränke getrunken werden, sondern das mit einer Schaale Caffe beschlossen wird. Um 9 Uhr ertönt wieder der Ruf zum Gebet von dem Minarette, und neun Minuten später liegt der Effendi so tief im Schlaf, daß ihn nur ein Erdbeben wieder aus dem Harem würde locken können; dagegen ist er anderen Tages auch mit der Sonne wieder wach.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Letourneur, von der Manche.

Die Ernennung Letourneur's ins Directorium war die Frucht einer der Caprizen, wie sie Versammlungen wohl mitunter haben, nämlich, sich für die anerkanntesten Mittelmäßigkeiten zu interessiren. Er hatte nie etwas Ausgezeichnetes gesagt oder gethan, was ihm die Dankbarkeit der Conventsmitglieder hätte erwerben können; er hatte sich stets als ein gemäßigter, rechtschaffener und ehrlicher Mann bewiesen, was nicht dazu diente, ihn ihren Leidenschaften zu empfehlen. Er hatte überdem eine häusliche Lage, die im öffentlichen Leben stets schwierig war, wie achtungswerth sie auch im Privatleben erscheinen mochte; aber so lange die französischen Sitten Werth auf die Gesellschaft, auf ihre Traditionen und Formen setzen werden, wird es immer seine Inconvenienzen haben, den Salon eines der höchsten Würdenträgers der Regierung durch eine vormalige Kammerfrau halten zu lassen.

Die directoriale Laufbahn Letourneurs zeichnete sich durch nichts Besonderes aus. Carnot überließ ihm die militairischen Arbeiten, die er sich nicht selber reservirte. Er war, gleich Carnot, Ingenieur. Er hatte die alten Militairschulen besucht, und war Capitain und Ludwigsritter, als die Revolution ausbrach.

Der einzige Umstand, welcher auf einen Augenblick die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, war die Rede, welche er am 4. April 1796 bei der Einweihung des Instituts hielt. Eine Rede war für die wissenschaftlich gebildete Generation des achtzehnten Jahrhunderts stets eine bedeutungsvolle Sache. Dazu kam noch, daß die französische Academie, im August 1793 geschlossen, nach drei Jahren Trauerns und Schweigens ihre Arbeiten wieder aufnahm. Der Tag, wo ihre Pforten sich öffneten, war also ein Ereigniß.

Die Sitzung fand im Louvre, in dem Antikensaale statt. Zu ihr war Alles herbeigeeilt, was die Guillotine an Literaten, Dichtern, Weltleuten und geistreichen Frauen übriggelassen hatte. Es muß ein Augenblick sehr schmerzlicher Erinnerungen gewesen seyn, als diese Versammlung sich zählte, und sah, wer alle ein Opfer des Henkers geworden war. Chamfort, Condorcet, Bailly und Lavoisier fehlten auf den den Wissenschaften geweihten Sesseln, und die Revolution war mit den drei Ersteren, die sich für sie erklärt hatten, ebenso unbarmherzig umgesprungen, als mit dem Letzteren, der nichts von ihr wissen wollte.

Letourneur war der sinnigste aller Redner. Er, der die Republik repräsentirte, sprach nur von den Wissenschaften, während die Academiker, welche die Wissenschaften repräsentirten, vielmehr von der Republik sprachen. Fourcroy, der über Experimente berichtete, welche mit knallsaurem Pottaschensalz gemacht worden waren, vergaß dabei Lavoisier's zu erwähnen; die Versammlung rächte aber den Märtyrer der Wissenschaft sofort durch eine Kundgebung ihres Unwillens.

Das Schicksal, welches sich bei dieser Gelegenheit sehr verständig erwies, ließ Letourneur am 19. Mai 1797 aus dem Directorium austreten. Man war selbst allgemein so verwundert über den Zufall, welcher so rechtzeitig den Mann ausmärzte, dessen Erhebung ein Räthsel war, daß die öffentliche Meinung darin das Resultat einer Verabredung sehen wollte. Dem war aber nicht so, denn Rewbell, dem nach Gewalt lechzte, wäre über den Gedanken, daß er es war, welcher ausgeschlossen worden, fast in Ohnmacht gefallen.

„Als darüber geloost wurde," sagt Carnot, „wer von den Mitgliedern ausscheiden sollte, war er so verwirrt, daß er, als er seinen Zettel aufrollte, daraus las, daß er weichen müßte,

wiewohl derselbe das Gegentheil besagte; und da rief er stutzig aus: „*es trifft mich!*" Worte, die ich wohl vernahm, weil ich mich in seiner Nähe befand, und worüber ich ihn nachdem geneckt habe. Er hat sie auch nicht in Abrede gestellt.

Es bot sich Letourneur keine zweite Gelegenheit dar, nachdem die erstere verloren gegangen war, und dieser König eines Augenblicks hat sich nachdem gleich vielen anderen ehemaligen Jacobinern in den Haufen von Präfecten und Räthen des Kaiserreichs verloren.

Rewbell.

Rewbell ist unter seinen Zeitgenossen so allgemein verrufen gewesen, daß wir damit beginnen wollen das einzige Zeugniß zu seinen Gunsten zu geben, was wir haben auffinden können. Dies Zeugniß ist uneigennützig, moralisch, gewichtig — es ist das des Kaisers.

„Er hatte viel von dem Geiste," sagt der Kaiser, „der einen guten Practiker bezeichnet. Er war leicht gegen jemand eingenommen, glaubte wenig an die Tugend, und besaß einen ziemlich überspannten Patriotismus. *Was in solcher Beziehung aber auch gesagt seyn mag, bereichert hat er sich im Directorium nicht.* Es hat seine Richtigkeit, daß er viel mit Lieferanten verkehrte; das hatte aber darin seinen Grund, daß er sich gerne mit kühnen und unternehmenden Leuten unterhielt. Er hatte sein Gefallen an ihren Schmeicheleien, *ließ sich aber die Gefälligkeiten nicht bezahlen, die ihnen erwiesen wurden.*"

Solche Worte, aus solchem Munde, sind schon geeignet das zerrissenste Andenken zu trösten, ja fast zu absolviren; aber in Hinsicht auf günstiges Zeugniß sind sie auch Ein und Alles. Broschüren, Memoiren, Zeitungen, Traditionen stimmen sämmtlich darin überein, Jean Rewbell, Mitglied des Directoriums, vormaliger Advocat beim obersten Rath von Elsaß, vormaliger Deputirter des dritten Standes von Schlestadt bei den allgemeinen Ständen, vormaliger Geschäftsträger von deutschen Fürsten, die Güter im Elsaß hatten, und deren geschworenster Feind er nach der Revolution wurde, als einen harten, plumpen, ausschweifenden, habgierigen Menschen zu schildern. Und derselben Meinung waren die ausgezeichnetsten Personen, selbst seine eignen Collegen, namentlich Carnot.

Es herrscht bei den Zeitgenossen eine solche Einstimmigkeit des Unwillens und der Verachtung gegen Rewbell, daß man nicht weiß, woher man Worte über ihn nehmen soll, die nicht beleidigend lauten.

Der Verfasser einer Broschüre, die im Jahr 1798 unter dem Titel: „*Versuch über die Beschaffenheit und die verschiedenen Agenten der augenblicklichen Verschwörung,*" erschien, sagt in Betreff Rewbells: „Er betreibt die Politik mit den Principien eines Beduinen, mit der Seele eines Korsaren, und mit dem Gewissen eines Lieferanten.

Bertin d'Antilly, wohl der freimüthigste und geistreichste Schriftsteller des revolutionairen Journalismus, und der unter dem Directorium und gegen dasselbe war, was Camille Desmoulins unter der Constituante und gegen diese gewesen, entwirft folgendes Bild von Rewbell:

„Was ist dieser Rewbell? — Ein sehr beleibter, schmieriger Tölpel, der ein halbes Jahr lang ein und dieselbe Idee wiederkäut, mit jedem Gange den Wein wechselt, das Directorium führt, und Fiakersfuhrmann seiner Pferde; der an jeden Eckstein anrennt, vor jeder Schenke anhält, aus allen Tonarten flucht, und das Trinkgeld nicht außer Acht läßt."

So äußerten sich, man muß es gestehen, royalistische Schriftsteller; aber die republikanischen machten es, wie man es zum Unglück für Rewbell nicht verschweigen darf, noch ärger.

„Vermöge welcher Fatalität," sagte Poultier im Jahr 1799 in seinem Ami des lois, hat Jean Rewbell, der geizige, plumpe, trunksüchtige und brutale elsasser Advocat, sich mit Namen umgeben, in welchen sich Alles abspiegelt, was das Räuberhandwerk bezeichnet? Sein, nur zu sehr berüchtigter, Schwager heißt *Rapinat* (Raub), sein Secretair *Forfait*, (Frevelthat) und sein Adjunctus *Grugeon* (Preller). Demzufolge läßt sich hinführo das Verbrechen durch ein synonimes Wort bezeichnen, welchemnach *Forfait* den Positiv, *Rapinat* und *Grugeon* den Comparativ und *Rewbell* den Superlativ bilden.

Sieyes sagte mit Bezug auf *Prudhomme*, daß Rapina das Beiwort von Rewbell sey; und nachdem Carnot sich schriftlich geäußert hatte, daß Rewbell stets der Schirmvogt von Leuten gewesen wäre, die des Diebstahls und der Unterschleife beschuldigt waren, gab er nebenbei sehr deutlich zu verstehen, daß derselbe und Merlin von Thionville wohl nicht mit sehr reinen Händen Mainz verlassen haben möchten. Diese, in Rewbells Beisein, wenn auch nur in halben Worten ausgesprochene, Beschuldigung brachte ihn ganz aus der Fassung." Er wurde feuerroth," sagt Carnot, „obwohl er die Kunst, sich nichts anfechten zu lassen, im höchsten Grade versteht.

Drei Ursachen scheinen hauptsächlich den Grund zu dem üblen Rufe gelegt zu haben, den Rewbell unter seinen Zeitgenossen hatte: seine Principien, seine Gesellschaft, und seine Familie.

Rewbell glaubte wenig an die Tugend, hat der Kaiser gesagt, und Carnot spricht sich dieserhalb noch viel bestimmter, wie folgt, aus: „Er scheint ganz und gar überzeugt zu seyn, daß Rechtschaffenheit und Bürgerthum ein Paar völlig mit einander unverträgliche Dinge seyen. Er begreift nicht, wie *ein tadelloser Mann* habe an der Revolution Theil nehmen können. Eine solche Meinung über die Moralität der Revolutionairs war übrigens nicht so ganz neu, noch ausschließlich Rewbell angehörig. Man weiß, wie Dubois de Crance sich ausgesprochen hat, als er einem Sollicitanten antwortete, der um eine Anstellung anhielt, in welcher er der Revolution nützlich seyn könnte: „Was hast Du denn gethan, um den Strang zu verdienen?"

Ein sehr merkwürdiges Buch über „*die Ursachen des 18. Fructidors*" characterisirt jene merkwürdige Zeit, in welcher Niederträchtigkeit und Verbrechen als Empfehlung galten, folgendermaßen: „Bei Anstellungen jeglicher Art wird heutzutage die Frage gestellt:" *welches Unterpfand hast Du der Revolution gegeben?*" das heißt: hast Du für den Tod des Königs gestimmt? Hast Du deinen Vater, deinen Freund denuncirt? Hast Du Nationalgüter gestohlen, Schlösser niedergebrannt, Kirchen demolirt, irgend eine Gotteslästerung ausgestoßen? Nur unter diesen Ansprüchen bist Du es würdig, in unsre Fußstapfen zu treten und mit uns die Ehre und den Vortheil der Tyrannei zu theilen."

Bei dem Abstande, in welchem wir von jenen unglückseligen Zeiten sind, muß man seinem Geiste eine Art von Gewalt anthun, um an die Möglichkeit einer Regierung zu glauben, die auf solchen Principien und auf solchen Menschen gegründet gewesen ist; doch kann kein Skepticismus vor der Anhäufung von unverwerflichen Beweisen Stand halten, die sich überall von selbst, ja sogar in den Worten und den Thaten der Regierung darbieten.

„Rewbell“ — wir lassen hier abermals den Kaiser reden, und werden stets großes Gewicht auf ein Zeugniß wie dieses legen, weil es von Natur uneigennützig und erhaben ist — „verkehrte gern mit Lieferanten. Er war im Directorium der einzige, der in administrativen oder häkeligen Dingen bewandert war, und seine Collegen hatten ihm alle finanziellen Operationen, damals das schwerste Stück Arbeit, zugeschoben.

Nichts würde uns heutigen Tages einen Begriff von den Proviantmeistern und Lieferanten des Convents und des Directoriums geben können, und die Einbildung der Romanschreiber würde einer solchen Aufgabe nicht gewachsen seyn, wenn ihr nicht der Moniteur zu Hülfe käme.

Ein Feldhüter.

Im Spätherbste kehrten wir nach Kanischa zurück.

Eines Tages fuhren wir zur Kartoffelernte. An einem heitern Morgen im Spätherbste bestiegen wir, nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, den Leiterwagen. Quer über die Leiter gelegte und mit Stricken angeknüpfte Bretter dienten als Sitze. Des Annehmlichen war wohl in dieser Equipage nicht viel zu erwarten, sie war jedoch die einzig mögliche, um eben nur fortgebracht zu werden. Im Wagen, mit Tüchern überschlagen, lagen bereits die Victualien und der Kochkessel. Unsere Gewehre im Arme haltend, setzten wir uns je Zwei auf eine Bank; der Postmeister und sein Bruder auf die mittlere, das Dienstmädchen zum Kutscher, Julie, meines Freundes Schwester, saß neben mir, anstatt des lästigen Hutes nach nationeller Art, ein Tuch um den ovalen Kopf geschlungen. So fuhren wir nach dem sogenannten Garten auf dem Walle dahin. Er trennt die Theiß von den Rieden, die, von Schilf und Federwild belebt, sich weithin erstrecken, und verhindert das fernere Austreten des Stromes. Auf diese Art können die Rieden nach und nach ausgetrocknet, und eine Fläche von unglaublichem Umfange für den Feldbau gewonnen werden. Auf den höher gelegenen Stellen, wo bereits der Boden sich seit längerer Zeit consolidirt, vorzüglich da, wo er an das Festland stößt, liegt der sogenannte Garten. Mehre male mußte der Wagen halten: bald ward rechts unten im grünen Schilfe eine Ente, die eben den Kopf ins Wasser tauchte, uns jedoch bald bemerkte und flugs ins Dickicht schlüpfen wollte, die Beute unserer Gewehre; bald fiel ein über unsern Häuptern dahinziehender krächzender Reiher, getroffen, mit dumpfem Schlage links in das Weidendickicht, welches dicht seine Zweige vom Ufer herab in die wallenden Fluten taucht. Weiterhin, wo der Wall bereits an der rechten Seite das Festland durchschneidet, Alles mit Gesträuchen und jungen Baumständen bedeckt ist, ziert ihn zu beiden Seiten eine Allee von hohen Silberpappeln und Platanen. Die Sonne vergoldete die wenigen rothen Blätter auf den Bäumen, ihr Schein fiel ungehindert und voll in Strömen auf den Boden des Walles, der fußhoch mit den welken herabgefallenen Blättern bedeckt war. Das Fahren wurde so minder beschwerlich, da sie die tiefen Löcher und Geleise erfüllten. Rechts, abschüssig über den Wall hinab, fuhr nun der Wagen; in einer Lichtung des niedern, weit auseinanderstehenden Gehölzes stand ein Häuschen; von hier aus, quer das Gestrippe durchschneidend, war ein Gang gelichtet, dem Brombeerstauden und mannichfache Schlingpflanzen noch den Raum streitig machten. Wir stiegen ab, der Wagen fuhr weiter. Endlich waren wir in dem Garten angelangt. Die kleinen Bäume und das Gesträuch waren ausgerottet und rings um die größern, wie es eben kam, in den jungfräulichen Boden die Erdäpfel gelegt worden, deren reichliche Ernte heute aufgelesen werden sollte. Eine Fülle von Kürbissen, deren üppiges Gesträuche sich um die Baumstämme gelegt hatte, ruhte jetzt, ihrer eigenen Schwere erliegend, am Boden. Die Arbeiter waren schon thätig, bereits von weitem hatte sie uns ihr Gesang angekündigt. Wir legten auch mit Hand an. Es vergingen unter Scherzen und Singen die Stunden bis zum Mittag. Julie bereitete das Essen, ich half ihr, indem ich Holz zutrug und das Feuer unterhielt, das am Boden brannte. Es schlug an dem Kessel empor, der an der Deichsel des Wagens hing und geschnittenes Fleisch, mit Paprika reichlich gewürzt, als Fülle barg, welches das aufwallende siedende Wasser lockend an die Oberfläche hob. Eine ächte Zigeunerwirthschaft war es. Nun war das Essen fertig. Jeder schnitt ein großes Stück Weizenbrodt von dem Riesenlaib ab. Wir saßen im Kreise um den Kessel herum, auf dem grasigen Boden. Jeder gabelte ein Stück Fleisch heraus und nahm Erdäpfel dazu, welche für sich allein gekocht wurden, und nun aus einer großen Schüssel in die heitere Luft hinaus dampften.

Während wir aber beim Essen saßen, theilten sich die Zweige hinter uns und hervortrat ein kleiner, doch muskulöser und kräftiger Mann. Ein kleiner, runder ungarischer Hut, mit aufgeschweifter Krempe, welche sich bis zum Deckel des Cylinders emporstreift, saß seitwärts herabgedrückt auf seinem Kopfe. Das braune Antlitz war mit einem vierzehntägigen grauen Barte bedeckt, wie ein schwarzer Boden mit dem ersten Schnee, der sich anfängt in den Furchen zu sammeln. Nur der Schnurrbart ragte frei und ungeschmälert über die Backen hinaus. Ein offenes, grobes, beinahe schwarzes Hemd ließ die braun behaarte Brust sehen, und bildete mit den weiten Pluderhosen, welche in den Stiefelröhren staken, die einzige Bekleidung des Mannes, dem über die Achsel empor der blanke Lauf des Gewehres hervorblitzte, welches ihm, durch den schief über die Brust laufenden Riemen getragen, auf dem Rücken hing.

„Gott zum Gruße!“ rief er.

„Danke. Eßt mit, wenn Euch hungert!“ wurde ihm entgegengerufen.

„Vielen Dank! sprach er wieder, „ich muß jetzt in meine Hütte schauen, ob das Essen schon fertig ist.“

„Halt, halt!“ sprach der Postmeister, „was hast du den hinter deinen Hosen, was bauscht sie so auf? Du läßt, scheint mir, vom Schießen nicht; Etwas muß dein Lauf treffen!“

Der Feldhüter fuhr momentan zusammen, jedoch bald schien er wieder seine Fassung zu bekommen, und indem er ein Paar Wildenten aus den Hosen, die an der Seite geschlitzt waren, hervorzog, sagte er lächelnd: „Herr, diese Dinge sind gar zu neugierig und wollen immer in den Lauf meines Gewehres fliegen; doch erlaubt, daß ich mich entferne. Gott zum Gruße!“

„Laß dich wieder blicken, Miska, hörst du?“

„Ja, Herr, ich komme bald wieder!“

„Das ist der Feldhüter,“ sagte der Postmeister, „was glauben Sie, welches Gewerbe dieser ehrliche Mann, der nun unsere Erdäpfel und Kürbisse, und die der andern Gartenbesitzer hier, bewacht, früher betrieb?“

„Ist er adelig?“

„Nein.“

„Nun, da kann er also kein Stuhlrichter und kein Beamter überhaupt gewesen sein. Sein Anzug, seine Gesichtsfarbe sind kein Kriterium, die Wilderei kein Verbrechen, da Alles jagt und für alleine Beschäftigung nicht hinreichend, da eine Sache, die wegen ihrer Ueberfülle keinen Werth hat, nicht allein ernähren kann, und selbst blos vom Wilde leben — toujours perdrix — ist etwas schwer! Ich errathe es nicht, sagen Sie selbst, was trieb er für ein Gewerbe?„

„Nun, er war ein freier Ungar!“

„Ein freier Ungar? Ist das etwas Besonderes, Charakteristisches? Das seid ihr ja Alle!“

„So? Wir danken schön; wir Räuber!“ riefen die Uebrigen.

„Räuber!“ verbesserte der Postmeister, „wer wird seinen Nebenmenschen alsogleich verdammen. Er nahm Niemand Etwas mit Gewalt, er bat blos darum; ja lachen Sie nicht,“ wendete er sich an mich, „das ist die Manipulation dieser Leute; übrigens weiß man nichts Bestimmtes, er ist so klug, selten von jener Zeit zu sprechen, wenigstens nicht von sich, und dann ist er der beste Hüter unserer Felder, denn es traut sich Niemand, ihm zu nahen. Uebrigens werde ich ihn auffordern, zu erzählen, wenn er wiederkommt, vielleicht sagt er etwas Neues, was wir noch nicht wissen.“

Wir hatten gespeist und einige Gläser goldklaren Wein getrunken, als der Feldhüter aus seinem kleinen Hause, in welchem er mit Weib und Kind wohnte, heraustrat und auf uns zuschritt. Ein ihm dargebotenes Glas Wein rollte behende durch seine Kehle. Seine schwarzen Augen sprühten freudig, als ob der Geist des Weines aus ihnen herausfunkelte, während er seine rauhe Brust mit der flachen Hand etwas rieb, um das Wohlgefühl der Wärme anzuzeigen, das die Gluth des Weines erregte, und seine Nasenflügel bebten, erregt durch die Würze und den Geruch des duftigen Trankes.

„Bei Gott, Herr!“ sprach er, indem er das Glas zurückgab und die letzten am Barte zurückgebliebenen Tropfen nachschlürfte, „bei Gott, so einen Wein habe ich nicht getrunken, seit ich von meinen Kameraden, das heißt von den Leuten, die mich damals gefangen hielten, wie ihr wißt, fort bin.“

„Wie ging denn die Sache zu, Miska? Erzähle es uns doch; ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern,“ sprach der Postmeister.

„Nun, den Anfang könnte euch meine Frau besser erzählen als ich, hätte sie nicht jene Zeit so ganz und gar vergessen, daß man sie gar nicht zur Erinnerung bringen kann. Sie war zu jener Zeit meine Geliebte. Ich stand als erster Knecht in Arbeit, hatte zu essen genug, meinen Speck, mein Brot, mein Paprika-Fleisch, manchmal auch mein Glas Wein, 50 Gulden Lohn und Hemd, Hosen und Rock, im Winter meine Bunda (Pelzmantel), was fehlte mir also? Was sollte ich da mit dem Gelde beginnen? Aufheben? Dazu kommt Einem erst der Sinn, wenn man viel der Jahre beisammen hat. Was wollt ihr? Ich war lustig. Sonntags im Wirthshaus ließ ich mir manchen Czardas (Wirthshaustanz, überhaupt der ungarische Tanz) aufspielen, und wenn die braunen Kerle, die Zigeuner, spielen, und man sich so recht abgestampft und herumgedreht hat, wird man durstig. Wer zählt da die Gläser? Man wird lustig, singt, umarmt die ganze Welt und jauchzt. Wenn aber so ein kecker Bursche vorübergeht, klingt es euch in den Ohren, als hätte er gesagt: „Du bist schwächer als ich.“ Da ballen sich eure Hände. „Was? — schreit ihr — du willst mit mir anfangen?“ Und kaum wißt ihr, wie es geschah, so ringt ihr mit dem kecken Burschen, liegt entweder am Boden, oder habt ihn niedergeworfen. Blaue Flecken und Beulen sind noch das Wenigste, was ihr bemerkt, wenn ihr, von dem Falle erschüttert, euch erhebt; denn der Fall hat euch ziemlich nüchtern gemacht. Aber mir ging es schlechter. Ich hatte einen Burschen, der mit meinem Mädchen freundlich sprach, niedergeworfen; ich stand auf, aber er nicht. Im Boden des Zimmers stand ein Ast aus der Diele hervor, und darauf war er mit dem Kopfe gefallen. Das Blut rann, seine Augen waren geschlossen, er ganz bleich. Ich ergriff die Flucht, lief in den Stall, sprang auf ein Roß, warf die Bunda um, und jagte hinaus. Die Nacht war warm, mein Pferd lief, als ob es fliegen möchte. Ich warf den Mantel, der mir schwer wurde, auf das Pferd, und erst als die Luft mein Hemd blähte und mich kühlte, kam ich zur Besinnung. Ich sah um mich, der Mond schien am Himmel und sein heller Glanz erleuchtete weithin die endlose Puszta. Ich mußte wohl einige Stunden auf dem Pferde gesessen haben. Wie ich eben anfing mich zu sammeln, und mein Pferd anzog, um es in einen langsamern Schritt zu bringen, stürzte es plötzlich auf die Vorderfüße nieder. Ich wollte es aufreißen, jedoch der Ruf: „Wohin, Bruder?“ ließ mich erkennen, daß das Pferd niedergerissen worden war und nicht strauchelte.

„Wohin? gab ich zur Antwort, dann stockte meine Zunge, denn mir wurde klar, daß ich es selbst nicht wußte, und ich sagte es auch den Männern, die um mich herumstanden. Meine Angst, daß es Verfolger wären, legte sich, denn diese wilden Gesichter schienen selbst der Haydukten persönliche Bekanntschaft ebenso zu verachten, wie ich. Mein Hemd, welches im Mondlichte hell strahlte, und mein Pferd schienen mich in ihren Augen als einen wohlhabenden Mann bezeichnet zu haben, welcher deren mehre zum Wechseln besitze. Die Leute lachten laut über mich, als ich zu ihnen sagte, sie möchten mich weiter lassen. „Wohin willst du du denn eigentlich“, fragten sie, „wenn du es nicht weißt? Ueberdies wirst du zu Fuß nicht weit kommen, denn dies Pferd gefällt uns, und wir wollen es dir abkaufen!“ riefen sie lachend, „bleibe bei uns, wenn du einen Dienst hast, da kannst du das Pferd behalten und es wird dir gut gehen, wir sind Roßhändler!“ Was sollte ich machen, ihr Herren, ohne Pferd konnte ich nicht weiter, ich durfte nicht lange überlegen, denn sie hätten mich selbst auch

nicht fortgelassen. Ich wurde also ihr Gefangener, und am Ende, dachte ich mir, ist der Dienst bei Roßhändlern auch nicht zu verachten. Da zog ich denn mit ihnen. Der Dienst war bald gelernt, da ich bei Pferden aufgewachsen, und bald hatte ich mir so viel verdient, daß mich meine Herren, die meine Geschicklichkeit schätzen lernten, zum Compagnon machten; aber fort durfte ich nicht, denn sie hatten ein sehr wachsames Auge auf mich. Nur das Eine war mir als ächtem Ungar unleidlich: daß wir unsere Pferde nie lange behielten. Kaum, daß man sich an ein so liebes Thier gewöhnt hatte, wurde es gleich wieder verkauft!"

„Ich glaube es wohl!" rief mein Freund lachend, „das deine verkauftest du wohl auch bald?"

„Ja, Herr, auf dem nächsten Markte, den wir besuchten. Da legten meine Herren und auch ich, bis auf die, welche die Knechte waren, die schönsten Kleider an, so daß wir reichen Bauern glichen, und wie verkauften unsere Pferde, hatten einen schönen Erlös, und führten ebenso viele Pferde, als wir verkauft hatten, noch vom Markte, und dies die schönsten, denn ich versichere euch, ihr Herren, wir hatten eine solche Liebe zu schönen Pferden, daß jedes, von dem wir wußten, daß es ausnehmend schön war, es mag sich wo immer befunden haben, uns gehören mußte. Es wird diese Liebe zu den Pferden zu einer wahren Leidenschaft. Lacht nicht, ihr Herren, und habt keine strafenden Nebengedanken, denn es ist buchstäblich wahr, und mancher brave Hauswirth, dem nichts fehlte, ist als Gesellschafter, durch diese Liebe bewogen, zu uns getreten. Hat man ein solches Pferd eine Weile, sieh, da ist ein schöneres bei der Hand, und dieses muß unser werden; dasjenige, was man benutzt hat, wird verkauft, und nun wird alles Sinnen und Trachten auf Erlangung des Gewünschten verwendet. Weidet es frei auf der Pußta, nun, da ist der Kauf nicht schwer. Während Einer von uns mit dem Czikos feilscht, der uns an den Besitzer weist, probiert unbemerkt ein Anderer das schöne Pferd, wir reiten dann fort und haben das schlechte vergessen; das gute will von uns nicht mehr fort, und so reiten wir weiter. Am Jahrmarkt, im Gedränge werden die besten Geschäfte gemacht. Jeder hat seinen bestimmten Platz, Einer von uns sieht stets einen Zweiten. In dem allgemeinen Gewirre werden die Leute betrunken, und mit solchen schließt man die besten Käufe. Lange halten wir uns ohnedies nie auf. Nur muß man sich zum Markte immer anständig und anders als gewöhnlich anziehen, damit man bei den Comitats-Haydaken ein Ansehen gewinnt; denn wenn man schlecht angezogen ist, spielen sie immer den Vertrauten und wollen Einen als alten Bekannten nicht loslassen. Es ist ein bewegtes Leben, wenn man so frei ist, man hat keinen bestimmten Wohnort. Bald in der Stadt, bald im Wald, bald im Kukuruzfelde, bald auf der leeren Pußta hat man seine Stätte. Doch was Annehmlichkeit, die schönen flinken Pferde geben über Alles! So dahin zu jagen über die grüne Haide, die Schenkel an den Leib des schlanken Pferdes gepreßt, das dahinschießt und gleichsam in der Luft zu fliegen scheint, wie der Funke, der vom Stern in der Nacht herabfällt, das ist eine Freude!"

„Besonders wenn die Haydaken auf der Pußta euch die Pferde abkaufen wollten?" unterbrach ihn der Postmeister.

„Da geht es schnell, Herr, dem Winde voraus, der den Staub vor sich her treibt. Doch sind ihrer Viele und sind sie ausdauernd, im Augenblick sind wir von den ungesattelten Pferden herab, Einer bleibt im Hemd und Leinenhosen auf seinem Pferde und treibt als Czikos die Pferde vor sich her auf die Weide. Wir bleiben ruhig liegen, machen Feuer und richten unser Essen; unsere Gewehre stecken in unsern Pelzen. Bleibt der Czikos ungefährdet, nun gut; wenn nicht, so hat er noch Zeit, die Pferde uns entgegen zu treiben; die Gewehre schützen uns vor Angriffen, und die schnell bestiegenen Rosse machen uns die Flucht wieder möglich. Was nicht zu retten ist bleibt gewöhnlich zurück. Doch da wir unsrer Mehre waren, in einzelnen Trupps zogen, Einer voraus, Einer zurück, geschah selten so schwerer Handel. Gewöhnlich, wenn diese Blaujacken kommen, fliegt man auseinander, so, daß Einer soweit sich vom Andern entfernt, daß man sich noch sieht. Dann ziehen sie mitten durch, und bemerken höchstens einen einfältigen Bauer, der auf einer schlechten Mähre seines Weges zieht. Das ist nichts Auffallendes, bei uns reitet ja Jeder. Ja, ich lobe mir die Pußta, sie ist frei, wie das Leben darauf.

„Doch nur zwei Jahre war ich in der Fremde Pferdehändler. Man wagt da doch zu viel, es ist kein sicheres Brot und selbst der beste Kenner verliert oft beim Pferdehandel. Wir hatten viel Unglück: ich hatte einen Schuß durch das Bein bekommen, durch Zufall einmal von einem Haydaken, der glaubte, ich renne mit meinem Pferde davon, und da ich mir nicht viel verdiente, so war ich froh, als ich eines Tages auf dem Jahrmarkte den Burschen gesund und rüstig sah, den ich todt glaubte. Nun beschloß ich nach Hause zu gehen."

„Ließen die Roßhändler dich denn los aus der Gefangenschaft?"

„Ich mußte mich loskaufen. Ich kam zurück. Zum Glücke brachte ich meinem Herrn ein gekauftes Pferd um die letzten Gulden, die mir blieben; er nahm mich wieder in Dienst. Mein Weib wollte wohl anfangs nicht — jedoch es machte sich, und als ich Feldhüter wurde, heirathete ich sie. Und nun bewache ich eure Felder und die meinen auch, die ihr mir dafür zur Benutzung laßt, und ich hoffe, ihr Herren, ihr seit mit mir zufrieden."

„Ganz gewiß!" sagten die Feldbesitzer, die ebenfalls Ernte hielten und zu uns getreten waren, „Miska, die Diebe fürchten dich wie Feuer!"

„Das sollte ihnen auch meine Flinte geben!"

„Hat sie noch Niemand getroffen?" fragte mein Freund leise den Feldhüter, als sich Alle erhoben hatten und auseinander gegangen waren.

„Einen, Herr, von den Roßhändlern mußte ich —" sagte er leise, still vor sich hinsehend; „mich traf das Loos; er hatte Einen von uns bestohlen." *)

Gedichte von Christian Hoeppl.

Stuttgart. Druck und Verlag von Eduard Hallberger. 1851. 243 S. 12.

Die vorliegende Sammlung von Gedichten hat das Gute, daß je weiter der Leser in dieselbe vordringt, desto bessere Pro-

*) Wir ließen diese charakteristische Schilderung aus Uhl's kürzlich besprochenem Buche: „An der Theiß" ganz abdrucken, um unseren Lesern einen vollgültigen Beweis zu geben, daß wir desselben nicht unverdient lobend erwähnten. H.

ductionen ihm entgegentreten. Während die erste Abtheilung des ersten Buches fast durchgängig ziemlich bedeutungslose dichterische Versuche enthält, die die ersten Ergüsse einer frühen Jugendzeit zu sein scheinen, enthält die zweite „Lieder“ überschriebene Abtheilung schon einige recht gelungene Gedichte, deren Zahl in dem folgenden Buche immer mehr zunimmt.

Der Charakter der Hoeppl'schen Gedichte ist größtentheils düstere Schwermuth; der Tod, das Grab, Leichen sind der Phantasie des Dichters fast immer gegenwärtig. Der Dichter hat sich „die Todtenblume in schwarzem Feld“ zum Symbol erwählt, wie er in dem Gedichte „Mein Wappen“ (S. 37) erklärt, und in einem andern, welches „Den Tadlern“ überschrieben ist, (S. 167) fordert er dieselben auf, ihm den „thränenvollen Frühling“ zu lassen; „Der Tod des Liedes“, „Früher Tod“, „Dichters Tod“, „Das todte Kind“, „Die todte Braut“, „Das einsame Grab“, „Todesbote“, „Lenz und Tod“, „Vermächtniß,“ „Ritter Tod“ sind Titel seiner Gedichte, und auch solche, die andre Themata behandeln, schließen häufig mit einem Hinblick auf das Grab. Endlich wird die ganze Sammlung durch das Gedicht „ein Friedhof“ beschlossen, als welchen der Dichter sein Buch angesehen wissen will,

„darinnen ruhen
Der süßen Jugendträume frühe Leichen.“

Im Allgemeinen kann man es den Gedichten dieser Art, die sich in der Sammlung befinden, nicht nachrühmen, daß sie durch ihre Tiefe Ersatz für die Einförmigkeit des Thema's gewähren, eine rühmliche Ausnahme davon macht jedoch die Elegie: „Bei Lenau's Tod“, die die Lebensschicksale des unglücklichen Dichters mit poetischer Anschauung darstellt. —

Zuweilen indeß versteht der Dichter auch einen kräftigeren Ton mit Erfolg anzuschlagen, so in dem ersten Theile der Romanze „der Cymbalschläger“ (S. 219), in welchem ein magyarischer Sänger auftritt, der, mitten unter ein Festgelage seiner Landsleute tretend, dieselben zum Freiheitskampfe für ihr Vaterland aufruft; weniger befriedigt wird man von dem zweiten Theile, in welchem der Sänger, in Verzweiflung über den Fall Ungarns, sein Cymbal an einen Stein zerschlägt, und sich dann selbst den Tod giebt. Einen passenden Schluß zu finden, wird überhaupt unserm Dichter sehr schwer; eine große Anzahl seiner Poesieen entbehrt eines solchen, so z. B. auch das sonst sehr ansprechende Lied: „Wie man ein Kind bleibt“ (S. 32).

Bei anderen Gedichten wird man unangenehm berührt durch einen oft sehr zur Unzeit eintretenden philosophischen Anflug, so z. B. in dem sonst trefflichen Gedichte: „Bei Lenau's Tod“:

Das Schicksal, Weltgeist, Gott — gleich gilt der Namen —
— — — — — — —
Sprach zu der Menschen Grausamkeit sein Amen.

Eine ganz schiefe Auffassung enthält das Gedicht „Mein Himmel“ (S. 229), in welchem der Gedanke durchgeführt wird, daß der Dichter, der in dem Reiche der Phantasie heimisch sei, nicht, wie die andern Menschen, nach dem Jenseits auszuschauen brauche. — Politische Anspielungen enthalten außer dem „Cymbalschläger“ auch noch die mehrerwähnte Elegie auf Lenau und ein Lied „der Gondolier“, das Venedig's Fall beklagt. Sonst ist die Sammlung ziemlich frei davon, und bewegt sich in einer sehr harmlosen Lyrik.

Außer diesen eignen Compositionen enthält das erste Buch unter der Aufschrift: „Freie Uebertragungen“ eine Anzahl nachgebildeter Dichtungen aus dem Englischen (Flora Hastings, Byron), aus dem Neugriechischen und aus dem Persischen (Divan des Hafis), die sehr poetisch gedacht sind. Daran schließt sich eine Reihe von Sonetten, deren technischer Bau wenigstens fehlerlos ist, unter ihnen eines an Justinus Kerner.

In Hinsicht der Anordnung, die der Verfasser seiner Gedichtsammlung gegeben hat, ist es eigenthümlich, daß, während in beiden Büchern die erste Abtheilung keinen besonderen Namen trägt, die zweite die Ueberschrift „Lieder“ führt, obgleich ein spezifischer Unterschied zwischen beiden Abtheilungen nicht vorhanden ist.

In der Widmung „An Wilhelm Fritsch“ (man sollte es doch vermeiden, dem Publikum in so directer Weise ganz unbekannte Namen aufzudrängen!) äußert der Dichter, daß seinen Poesieen einst „Thaten“ folgen sollen,

„wie auf die Blüthe folgt die Frucht.“

Man sollte denken, die beste That des Dichters sei eben sein Gedicht; wenigstens haben die „Thaten“, die wir in den letzten ereignißreichen Jahren von Dichtern gesehen haben, uns gerade nicht mit einem großen Verlangen nach einer Vermehrung derselben erfüllen können.

Der Versbau ist im Allgemeinen leicht und fließend, jambische und trochäische Versmaaße, untermischt mit Anapästen, wechseln in angenehmer Weise; nur zuweilen hat der Dichter dem Metrum oder der Sprache Gewalt angethan. So z. B. S. 107 „Kainzen-Bad“ scandirt er einen fünffüßigen Jambus auf folgende Weise:

Ein hei | lend Kraut | stärkend | durch sei | nen Duft;

S. 216 zählt er das Wort: „vergessen“ zu zwei Sylben: „Vergess'n“, was mit dem Consonanten des darauf folgenden Wortes eine gewaltige Härte giebt.

Zur Probe theilen wir zwei kleine Lieder mit.

Schwanenlied (S. 105).

Tief im Busen weben Träume,
Schläft ein Laut so wunderbar;
Durch des Lichtes goldne Räume
Möcht' er dringen frei und klar.

Blatt und Blüthe neigt sich nieder,
Schaut so freundlich traut mich an;
Und in glänzendem Gefieder
Wogt herbei der weiße Schwan.

Doch die Lippe wie verweben
Sie zum Lied die Träume will,
Sucht umsonst. Ein schwaches Beben
Zuckt um sie, doch bleibt es still.

In der Seele spiegeln helle
Wie im See sich Bilder, licht
Wie in rein krystall'ner Welle —
Doch in Worte faßt sie's nicht.

Horch, da tönt in süßer Weise
Jener wunderbare Sang;
Tönt — und schon verschwebt er leise
Ueber'm See wie Harfenklang.

Und mit halbgebrochnen Blicken
Schaut auf mich der schöne Schwan —
Noch ein leises, leises Nicken
Und er schaut mich nicht mehr an.

Ich bin ein tiefer dunkler See (S. 209).

Ich bin ein tiefer dunkler See,
Auf dessen Fluth des Liedes Geist —
Ein Schwan so schimmernd weiß wie Schnee
Gar süße Weisen singend kreist.

Ich bin ein tiefer dunkler See,
In dessen stilles Wogenfeucht
Des Himmels azurblaue Höh'
Mit Mond und Sternen niedersteigt.

Ich bin ein tiefer dunkler See,
Drauf gaukelnd die Libelle schwebt,
Aus dessen Grund voll Liebesweh
Die Lotusblume sich erhebt.

Ich bin ein tiefer dunkler See,
Deß Wasser bald sich senkt, bald schwillt.
Ob wild, ob sanft die Woge geh' —
Sie spiegelt ewig nur dein Bild.

Die äußere Ausstattung dieser Gedichte ist hinsichtlich des Papieres wie des Druckes eine glänzende zu nennen.

M. M.

Fürst und Minister. Roman von Wilhelmine Sostmann, geb. Blumenhagen. Drei Bände. Braunschweig. Verlag von G. C. E. Meyer sen. 1851. 287, 242 und 276 Seiten gr. 8.

Als wir diesen Roman zur Hand nahmen und den Titel desselben lasen, befürchteten wir, einen jener faden, raisonnirenden, geist- und herzlosen Romane lesen zu müssen, mit denen unsere Literatur in neuester Zeit überschwemmt worden ist. Aber wir wurden auf das angenehmste enttäuscht. Die Verfasserin nimmt mit der Mehrzahl ihrer früheren Werke, was Einfachheit und Gemüthlichkeit des Stils, Wahrheit und Frische der Charakterschilderung betrifft, einen der ersten Plätze unter den Schriftstellerinnen Deutschlands ein. Alle erwähnten Vorzüge finden sich auch in diesem, ihrem neuesten Romane wieder. Wir werden hier nicht mit jener schroffen Ueberreiztheit der Charaktere, jenen Schilderungen Abscheu erweckender Bosheit und widerlich lamentirender Unschuld gequält, wie sie uns besonders in französischen Romanen in letzterer Zeit bis zum Ueberdruß entgegentreten. Der Roman ist ein ächt deutscher, durchweht vom Hauche zart duftender Poesie. An einen kleinen deutschen Hof geführt, können wir einen Blick in die Intriguen des Hof- und Staatslebens werfen. Ueber den näheren Inhalt theilen wir Nichts mit, um das Interesse der Leser, und der Roman wird deren Viele finden, nicht zu schwächen. Ist auch die Fabel nicht ganz neu, ist Aehnliches auch in anderer Form schon da gewesen, so läßt doch die Darstellungsweise Dies vergessen. Vor Allem ist die Prinzessin Eleonore wol die gelungenste Zeichnung, die je von der Verfasserin entworfen ist. Man fühlt sich oft wahrhaft bezaubert und hingerissen von diesem Bilde reiner Weiblichkeit und Fürstengröße. Die Verlagshandlung hat das Buch sehr gut ausgestattet.

J.

Miscellen.

In neueren Nachrichten aus Nordamerika heißt es u. a.: „Californien wird mit seinem Golde, und der größeren Aufmerksamkeit, welche man dort nun auch dem Ackerbau zuwendet, bald einer der reichsten Staaten in der Union seyn. Unser Handelsverkehr mit dem neuen Staate scheint augenblicklich, nach der Abnahme der dahin in Ladung liegenden Schiffe, einen Stoß erlitten zu haben; das wird sich aber schon wieder ausgleichen, und einstweilen nur die Verschiffung von Waaren verhindern, die voriges Jahr so große Verlüste ergeben haben. Unter dem jetzigen Tarife concurriren die fremden Länder mit uns in diesem Handel, Chili mit Mehl und dergleichen, England, Frankreich und China mit Manufacturen. Die schweren Verlüste, welche unsere Kaufleute erlitten haben, werden jedoch bald verschmerzt seyn, die unbezwingliche Energie des amerikanischen Charakters wird den Verkehr mit dem jungen Riesen aufs Neue wieder anknüpfen, und uns dann ein ansehnlicher Theil des Goldes zufließen, das die Küste herabkömmt.

Eine am 28. Juli d. J. um $4\frac{1}{2}$ Uhr Morgens zu Saragossa in Spanien aufgeworfene Brieftaube ist den andern Tag um 6 Uhr Abends zu Lüttich in Belgien angekommen. Andre 23 Tauben, die man zur selbigen Zeit hatte fliegen lassen, erreichten etwas später denselben Bestimmungsort, weitere 93 aber sind unterwegs zurückgeblieben.

In den letzten 28 Jahren, von 1823 ab, sind 58,243 Individuen, worunter 9816 weiblichen Geschlechts, von England nach der Strafcolonie Vandiemensland deportirt worden. Die Zahl freier Einwanderer in derselben Colonie hat sich von 1830 bis 1837 auf 14,115 belaufen.

Nach einer Anzeige im englischen Globe, hat der Veteran aller Luftschiffer, Herr Green, jüngst seine 485ste Fahrt mit dem sogenannten Nassau-Ballon und einer Gesellschaft von mehreren Herren glücklich zurückgelegt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 78. Sonnabend, den 27. September. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter ode Buchhandlungen zu wenden.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Lieferanten.

Der Classe der Adelichen und der Classe der Priester, deren Beurtheilung nach den revolutionairen Vorurtheilen durchaus ungenau und höchst ungerecht sein würde, muß man noch eine dritte hinzufügen, die Classe der intelligenten, regsamen, feurigen, practischen Männer, welche man in der Regel als Geschäftsleute bezeichnet, die aber unter der Regierung des Convents und des Directoriums mit dem Schimpfsnamen Agioteurs rc. belegt wurden.

So lange es sich nur darum gehandelt hatte, die administrativen, finanziellen und militairischen Dienste des ehemaligen Regime's zu desorganisiren, die Schlösser und Kirchen zu plündern, die Nationaleigenthümer zu zerstückeln, und allabendlich die Assignaten anzufertigen, womit die Bedürfnisse des kommenden Tages bestritten werden sollten, hatten die Regierung des Convents und die revolutionairen Ausschüsse reichlich dafür Sorge getragen. Als aber in diesen Schutthaufen etwas aufgeräumt, neue Truppen gekleidet, genährt, bewaffnet, einer fingirten Münze ein reeller Werth gegeben werden sollte, da reichten die Guillotine und das Maximum nicht aus, dies in's Werk zu stellen. Man mußte sich also entschließen, den administrativen Communismus, den man gegründet hatte, fahren zu lassen, sich wieder der privaten Intelligenz, Industrie und Ambition zuzuwenden, um den Soldaten Brod, Kleidung und Waffen geben zu können, und sich den Handelsbetrieb (negociantismo) gefallen lassen, den man in Blut zu ertränken versucht hatte.

Der Heilsausschuß hatte es nur verstanden, die Henne mit den goldenen Eiern zu schlachten. Er hatte am 7. Mai 1794 acht und zwanzig Generalpächter auf's Schaffott geschickt, und meinte Wunder was gethan zu haben, daß er ihre Güter confiscirt hatte, während es für den Convent und die Republik ungleich besser gewesen wäre, ihrem Treiben und ihrem Ansehn ein Ende zu machen. Als man die großen Financiers getödtet hatte, mußte man sich glücklich schätzen, kleinere zu finden; diese hatten aber wenig Capitalien, und noch weniger Credit zu einer Zeit und unter einem Regime, wo deren niemand haben konnte. Es waren kühne, unternehmende Geister, die auf Ansehn wenig gaben, weil es nichts nutzte, und die, wenn auch von Natur rechtschaffen, doch durch eine ehrlose Administration hätten verderbt werden müssen die ihnen Unterschleife und Diebstahl zur Nothwendigkeit, gewissermaßen zur Regel machte.

Die ersten Lieferanten, die des Convents, waren sehr natürlich die mindest gewissenhaftesten; denn man hatte sie erstens so ziemlich überall, ohne Wahl, ohne Garantieen genommen, froh, nur welche zu finden; und zweitens begann ihre Function in einem Augenblick, wo die Schwierigkeiten am größesten, das Vertrauen verschwunden, die Transactionen vernichtet waren. Sie mußten bei den Chancen, die sie wider sich hatten, schon darauf bedacht seyn, wie sie sich decken konnten. Andererseits hatte man immer den Ausweg für sich, sie zu den Galeeren zu verdammen und sie des Beispiels halber an den Schandpfahl zu stellen, wie man es ohne umständliche Untersuchung mit Perrin, Mitglied des Convents und vormaligem Maire von Troyes gemacht hat.*)

*) Der unglückliche Perrin, der darüber vor Gram starb, war gerichtet worden, wie man von dem Revolutionstribunal gerichtet ward. Die Republik war ihm Geld schuldig, als sie ihn auf die Galeeren schickte.

Das Verdammungsurtheil über Perrin ist zwei Jahr später, am 3. September 1795, zurückgenommen und sein Andenken rehabilitirt worden, auch hat der Convent der Wittwe und ihren Kindern das ihnen Schuldige dann auszahlen lassen.

Es hielt, wie schon gesagt, sehr schwer, daß Lieferanten besonders gewissenhaft seyn konnten, da ihnen der Diebstahl von den Bureaus der Administrationen so zu sagen zur Pflicht gemacht wurde, weil diese ihren Antheil davon verlangten. Es ist hier wohl am Orte, die schon von uns citirten Worte Saint Just's zu wiederholen: „Es concurriren bei den Erwerbungen, welche der Staat zu machen hat, augenblicklich drei Milliarden, welche die Lieferanten und die Agenten jeglichen Schlages gestohlen haben .... Die Administration der Armeen steckt voller Spitzbuben, die selbst die Pferde um ihre Ration betrügen; und in den Armeen herrscht keine Subordination, weil Alle stehlen und sich einander verachten."

So verblieben die Sachen unter der Regierung des Heilsausschusses, und unter dem Directorium wurde es auch nicht anders damit. Die Administration dieser Zeit hatte dieselben sorgfältig bestehen lassen und sah bei den Diebstählen der Lieferanten durch die Finger, weil sie durch deren Hände stehlen wollte, da ihr dieses durch die eigenen sonder Zweifel nicht hinlänglich gelang. Ein Lieferant der italienischen Armee hat der Regierung und dem Publikum folgende naive Erklärung in einem im Moniteur vom 12. April 1798 abgedruckten Briefe gegeben:

„Ich bin gezwungen, die Republik zu bestehlen, um zu meinem Gelde zu kommen. Wenn ich dem Kriegscommissair meine Rechnungen einreiche, so visirt er sie mir nicht, bevor ich ihm nicht eine Retribution gegeben habe. Will ich die Zahlung einer Rechnung angewiesen haben, so verlangt der Commissair-Ordonnateur auch seinen Theil, und der Generalzahlmeister endlich behält von dem Gesammtbelaufe den dritten Theil inne, während ich ihm über das Ganze quittiren muß. Er versichert, es geschähe das auf höhern Befehl, und um die Kosten für die Generäle bestreiten zu können. Diese machen auch einen scandalösen Aufwand. Einer von ihnen verlor vor einigen Tagen zu Mailand 72000 Franken im Spiel, ohne daß ihm das sehr zu beunruhigen schien. Seit der Proclamation des Directoriums beginnen die Italiener, sich über diesen Gegenstand frei auszusprechen; vorher ließen sie sich ausplündern, ohne daß sie wagten, sich darüber zu beklagen.

Es war übrigens etwas Unerhörtes mit der Administration der republikanischen Armeen.

Desmoulin schilderte die der Küsten-Armeen dem Convente wie folgt:

„Diesen Hornissen fehlt es nie an etwas, und dies immer auf Kosten des Militairs. Ihre Anzahl ist bei dieser Armee so übermäßig groß, daß noch zehn andre damit versorgt werden könnten. Zu Niort, wo nur eine Compagnie Kanoniere in Garnison liegt, giebt es dessen ungeachtet 13 bis 1400 Raubbienen."

Dieselben Räubereien bot die Militair-Administration des Gers-Departements dar. Die dortige Gendarmerie war durchgängig desorganisirt, insbesondre die Brigaden Saint-Clair und Lectoure. Zuerst ließen die Gendarmen, da ihnen keine Fourage geliefert wurde, ihre Pferde weiden, wo sie Lust hatten, und wenn sie dieselben nicht mehr grasen lassen konnten, so verkauften sie sie, in Folge dessen dies Departement denn zuerst seine unberittene Gendarmerie hatte.

In folgender Weise sprach sich Bonaparte gegen das Directorium über die Verwaltung der italienischen Armee aus:

„Seit ich mich zu Mailand befinde, Bürger Directoren, mache ich auf die Spitzbuben Jagd. Ich habe deren schon einige aburtheilen und bestrafen lassen, doch habe ich Ihnen noch mehrere andere zu denunciren.

„Der Bürger Lachez, Consul zu Genua, ist solch ein Spitzbube. Er hat das durch sein Benehmen zu Livorno, wo er Getraide zu Spottpreisen verschleuderte, bewiesen.

„Was die Kriegscommissarien betrifft, so sind sie mit Ausnahme von Dennie, Ordonnateur en chef, Boinod, Mazad und noch zwei oder drei andern, insgesammt Spitzbuben. Drei derselben wird augenblicklich der Prozeß gemacht. Statt andere zu überwachen, geben sie selber die Mittel zum stehlen an die Hand, indem sie Alles unterzeichnen. Man sollte zu solchen Posten nur Leute nehmen, die schon außerdem zu leben haben.

„Der Commissair-Ordonnateur Gosselin ist ein Spitzbube; denn er hat Contracte auf die Lieferung von Stiefeln zu 36 Franken abgeschlossen, während man dieselben nachdem zur Hälfte dieses Preises kaufen konnte.

„Und soll ich Ihnen endlich noch berichten, daß ein Kriegscommissair Flack des Verkaufs einer Kiste China, die uns der König von Spanien zugesandt hatte, angeklagt ist? Noch andere haben Matratzen verkauft. Aber ich mag nicht fortfahren: man muß sich bei solchen Abscheulichkeiten ja schämen, Franzose zu seyn. Die Stadt Cremona hatte über 50,000 Ellen feine Leinewand für die Hospitäler geliefert, die Spitzbuben haben sie aber verkauft. Sie verkaufen Alles!

„Sie werden unstreitig darauf gefaßt gewesen seyn, daß Ihre Administratoren wohl stehlen würden, jedoch mit Rücksichtnahme auf den Dienst, und nicht ganz schamlos. Sie stehlen aber so unverschämt und offenbar, daß wenn ich nur einen Monat Zeit hätte, es nicht Einen geben würde, den ich nicht erschießen zu lassen Anlaß hätte. Ich lasse ihrer fortwährend festnehmen und vor ein Kriegsgericht stellen; aber sie bestechen ihre Richter: hier ist eine immerwährende Messe, und Alles verkäuflich. Ein Angestellter, der beschuldigt war, eine Contribution von 18,000 Fr. von Salo erhoben zu haben, ist nur zu zwei Monat Eisenstrafe verurtheilt worden. Und wie soll man ihnen etwas beweisen, da sie mit einander durchstechen?

Der Moniteur ist voll eben so scandalöser Daten über das Einverständniß der republikanischen Administrationen mit betrügerischen Lieferanten. Häufig fungirten die Deputirten selber als Lieferanten, und Levasseur machte schon zu Anfang des Jahres 1793 auf den plötzlichen und unerklärlichen Reichthum aufmerksam, zu welchem mehrere unter ihnen gelangt waren. Bald waren es mit Sackleinen gefütterte Kapotte, die man auf der Tribüne vorzeigte, bald Kinderschuhe, welche von den Volksausschüssen angenommen und den Armeen zugesandt worden waren. Aber noch viel ärgere Dinge kamen vor als die Ausschüsse der Regierung am 8. Juli 1795 ermächtigt worden waren, directe und ohne alle Controlle mit den Lieferanten zu unterhandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Scharmützel mit den Kaffern.

Eine neuere Nummer der Dublin Evening Post giebt in folgendem Schreiben eines Lieutenants Corrigan, vom 74. englischen Regimente, an seine Angehörigen, eine lebendige Beschreibung eines Treffens, welches er in dem gegenwärtigen Kafferkriege, seinem ersten Feldzuge, mitgemacht hat:

„Kunape Fluß, den 10. Juli 1851.

„Wir haben an dem Morgen, wo wir auf das Amatola-Gebirge einrückten, ein ernstes Treffen mit einer Abtheilung verbündeter rebellischer Hottentotten und Kaffern gehabt. Es hat uns einige Todte und Verwundete gekostet, wir haben dem Feinde aber eine tüchtige Lection gegeben. Wir hatten 8 Todte und 17 Verwundete, außer einem Officier, dem jungen Bruce, der im Arm verwundet worden, der aber auf gutem Wege der Besserung ist und bald wieder hergestellt seyn wird. Ich will versuchen, Euch den Kampf zu beschreiben, in der Voraussetzung, daß es Euch interessiren wird.

„Wir rückten eben mit Tagesanbruch in das Gebirge Amatola ein, und machten auf eine der Anhöhen, Klein Amatola genannt, Halt. Von da aus sahen wir undehindert in ein immenses Thal hinab, welches man das Amatola-Bassin nennt, und wo eine große Anzahl Kaffern, ja fast sämmtliche Sandillis-Kaffern leben. Die Sonne ging eben auf, als wir den Kamm des Berges erreicht hatten, und da hatten wir einen so prächtigen Anblick, als ich noch nie genossen habe. Vor uns lag das große Amatola-Gebirge, und wir sahen wie die Sonne alle die Bergkuppen nach einander vergoldete und eine Fluth des Lichts über all und jedes im Thale ausgoß. Es war uns jedoch nicht viel Zeit vergönnt, den Sonnen-Aufgang zu bewundern; denn so wie es tagte, konnten wir sehen, wie die Kaffern unter uns ihr Vieh wegzutreiben begannen, und da erhielten wir Befehl, den Berg hinab zu marschiren und sie anzugreifen. Wir waren den Augenblick ziemlich stark, indem außer uns das 91. Regiment, die berittenen Cap-Schützen und eine Anzahl Burghers am Platze waren; als wir aber das Bassin erreicht hatten, da mußten wir uns theilen, um das Vieh zu umzingeln. Wir zogen uns links des Bassins, und als wir hier an das äußerste Ende gekommen waren, befanden wir uns am Fuße einer sehr steilen und felsigten Anhöhe, auf welcher ungefähr 700 Kaffern Posto gefaßt hatten. Sie eröffneten sofort ein gutes lebhaftes Feuer auf uns, wodurch ein oder ein Paar Mann der Unsrigen verwundet wurden. Es blieb uns nun nichts übrig, als die Anhöhe zu ersteigen, was wir denn auch thaten. Meine Compagnie lös'te sich auf, um den Plänklerdienst zu verrichten und das Vorrücken des Regiments zu decken. In den ersten vier oder fünf Minuten war ich jeden Augenblick gewärtig, eine Kugel in den Leib zu bekommen, denn sie pfiffen uns um die Ohren und warfen den Staub vor unsern Füßen auf, daß es kein Spaß war. Wir jagten den Feind jedoch von der Anhöhe hinab und faßten dort selber Fuß.

Oben auf der Anhöhe, und bei drei Meilen hinter derselben zog sich ein immenser Wald oder vielmehr Buschgehölz hin, in welches sich die Hottentotten (welche, wie Ihr wissen müßt, alle ausgezeichnete Schützen sind) und die Kaffern zurückgezogen hatten und nun von dessen Saum aus auf uns feuerten. Es wurden nun noch zwei Compagnien zum Plänklerdienst beordert, mit der meinigen also drei, und dicht unter dem Kamm der Anhöhe, wo wir uns niederwarfen. Wir hatten den Befehl, so lange ruhig liegen zu bleiben, bis wir von dem Obristen die Ordre erhielten, uns zu erheben. Dann sollten wir im raschen Laufe zu dem Buschwerk, eine Strecke von ungefähr sechszig Schritt, rennen, und unser Feuern auf den Feind erneuern, sobald wir uns gedeckt sähen. Wir lagen ungefähr fünf bis sechs Minuten, die uns so lang däuchten, als wir deren noch nie erlebt hatten. Wir waren unserer ungefähr drittehalb hundert Mann, die in so hohem Grase und Binsen hingestreckt lagen, daß Keiner den anderen sehen konnte, und dabei herrschte eine Stille, daß mir fast war, als ob ich mein Herz pochen hörte; eine Nadel hätte man gewiß fallen hören. Endlich erscholl des Obristen Commandowort: vorwärts! und da sprangen wir auf, rannten im schnellsten Laufe über den Kamm des Hügels hin und die andre Seite hinab. Als wir ohngefähr die Hälfte unsers Weges zurück gelegt hatten, gab der Feind uns eine volle Lage, wodurch wieder drei unsrer Leute verwundet und zwei getödtet wurden. Wir hielten uns jedoch nicht dabei auf, dies Feuern zu erwiedern, sondern stürmten unter einem lauten Hurrah! dem Gebüsche zu. Von diesem Augenblicke an war der Kampf ganz in der Weise, wie er nach der Beschreibung in Coopers Novellen zwischen den weißen Jägern und den Indianern statt findet. Als wir den Saum des Gebüsches erreicht hatten, überrumpelten wir sieben Hottentotten in einer Art Sägegrube, aus welcher sie nicht schnell genug hatten kommen können, um uns zu entgehen. Sie wurden sämmtlich niedergemacht. Das Gefecht in dem Buschgehölze wurde noch ungefähr zwei Stunden fortgesetzt, wobei wir uns in dem langen Grase, hinter Bäumen und Felsen, kurz allem, was einigen Schutz gewährte, zu decken suchten. Unsre Leute plänkelten aufs glänzendste, und wir trieben den Feind mehr und mehr zurück, wobei wir hie und dort einen seiner Getödteten antrafen. Auch ich erlegte einen Hottentotten. Ich lag hinter einem Holzblocke, als ich einen ihrer Burschen hinter einem großen Stein hervorschauen, dann sich halb erheben, und, auf einem Knie ruhend, auf einen der Unsrigen, der hinter einem Baume stand, aber nicht ganz gedeckt war, anschlagen sah. Ehe er indeß Zeit gehabt hatte, abzudrücken, schoß ich ihm mit meiner Büchse eine Kugel durch den Kopf. Er schlug mit beiden Armen in die Luft, und fiel todt um. Nach beendigtem Kampfe suchte ich mit einigen meiner Kammeraden seine Leiche auf, und da sahen wir, daß meine Kugel ihn eben übers Ohr getroffen hatte und durchgeschlagen war, so daß er fast unmittelbar verschieden seyn muß.

Miscellen.

Ein französisches Journal theilt folgende Angaben über das Lebensalter einiger Thiere als Resultat langer Beobachtungen mit: „Der Bär erreicht selten ein Alter von mehr als zwanzig Jahren; dieses ist auch das durchschnittliche Alter des Hundes und des Wolfes. Der Fuchs lebt vierzehn bis sechszehn Jahre, die Katze siebzehn Jahre. Eichhörnchen, Hasen und Kaninchen werden nur fünf bis acht Jahre alt. Elephanten dagegen sollen vierhundert Jahre alt werden. Das Rhinoceros lebt fünfzig Jahre. Pferde können ein Alter von zweiundsiebzig Jahren erreichen; sie leben

jedoch gewöhnlich nur fünfundzwanzig bis dreißig Jahre. Das Kameel kann hundert Jahre alt werden. Ein Adler hatte ein Mal in Wien ein Alter von hundert und vier Jahren erreicht. Auch Raben können ein ganzes Jahrhundert leben, und Schwäne sollen sogar dreihundert Jahre alt werden können. Eine Schildkröte hat nachweislich ein Alter von 190 Jahren erreicht. Pelikane und Hirsche pflegen ebenfalls sehr lange zu leben. Ein Schöps wird selten älter als zehn, und eine Kuh kaum fünfzehn Jahre alt.

Wer gut und wohlfeil leben will, sagte kürzlich die Literary Gazette mit Bezug auf das Werk des Herrn Neale über Syrien, der muß nach Antiochien gehen. Herr Neale versuchte es, dort extravagant zu seyn, doch war es ihm nicht möglich, das ganze Jahr hindurch für Miethe, Dienerschaft, Pferde, Wäsche und Kost, den Wein mit eingeschlossen, mehr als 40 Lsterl. zu depensiren. Ha, wie Schade, das Antiochien nicht London ist! Man erhält dorten 7½ ℔ gutes Hammelfleisch für 1s, fettes Geflügel 2d das Stück, 70 ℔ Fische 1s, und alle Arten Früchte und Gemüse, so viel ein Haushalt die ganze Woche hindurch braucht, 2d.

Am 9. d. M. hat der öffentliche Verkauf der zweiten Abtheilung der kostbaren Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Zeichnungen Sr. Maj. Wilhelms II. begonnen. Unter den höchstbezahlten Stücken befanden sich u. a.: zwei Portraits, des Kaisers Otto und der Kaiserin Marie, von van Dyk aus Harlem, 7650 Fl.; zwei Heiligenköpfe, von Hemling, 3800 Fl.; die Büste Christus und der heiligen Jungfrau, von Quinten Metzys, 15,800 Fl.; das Leben Hiobs, von B. Van Orley, 4900 Fl.; ein Seehafen, von Claude Gelm, 6300 Fl.; die heilige Dreieinigkeit, von Rubens, 5900 Fl.; der Zinsgroschen von demselben, 7000 Fl.; die famose Wildschweinsjagd, welche den Palast des Prinzen von Oranien in Brüssel geziert hatte, 17,950 Fl.; Maria Himmelfahrt, von Murillo, 24,550 Fl.; eine heilige Familie, von Spagnoletto, 6500 Fl.; St. Augustin, von Perugino, 6000 Fl.; St. Sebastian, von Luini, 6000 Fl.; eine heilige Familie, von Palma Vecchio, 6000 F.

Das, europäischen Reisenden so gefährliche, Klima Africa's hat neuerdings ein bedauerliches Opfer gekostet und einen der zu gleichem Zweck, der Erforschung des Inneren jenes Welttheils, verbündeten drei unerschrockenen Männer hingerafft, welchen unsre Leser mit uns auf ihrem von wissenschaftlichen Eifer getriebenen Unternehmen in diesen Blättern mit gespanntem Interesse bisher gefolgt sind. Die Malta-Times melden nämlich: „Mit tiefem Bedauern haben wir den Tod des unternehmenden afrikanischen Reisenden, Herrn James Richardson anzuzeigen. Dies traurige Ereigniß hat sich am 4. März d. J. in einem kleinen Dorfe, Ungurutua genannt, sechs Tagereisen von Kuka, der Hauptstadt von Bornou, zugetragen. Anfang Januar's war er mit seinen Reisegefährten, den Herren Doctoren Barth und Overweg, in der unermeßlichen Ebene von Damergu angekommen; dort trennten sie sich nach einigen Tagen: Dr. Barth schlug den Weg nach Kanu, Dr. Overweg den nach Guber ein, Herr Richardson aber verfolgte die gerade Straße über Zindar nach Kuka. Von da ab schienen ihn seine Kräfte verlassen zu haben, und ehe er sich Kuka noch auf zwölf Tagereisen genähert hatte, wurde er ernstlich unwohl, indem er die schwere Hitze nicht ertragen konnte. Als er zu Kangarrua, einer großen Stadt, angekommen war, machte er dort drei Tage Halt, wonach er, sich etwas gestärkt fühlend, seine Reise fortsetzte. Nach zwei Tagen weiteren Reisens, während seine Schwäche sehr zugenommen hatte, erreichte er Waddy Mellahab. Diesen Platz am 3. März verlassend, gelangte er innerhalb zweier Stunden nach dem Dorfe Ungurutua, war aber so matt, daß er nicht weiter konnte. Abends nahm er etwas Speise zu sich, und versuchte zu schlafen; er konnte aber keine Ruhe finden, und begab sich, von seinem Diener unterstützt, außerhalb seines Zeltes. Darauf trank er ein wenig Thee, und warf sich neuerdings auf's Lager; aber der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Da seine Umgebung sich Caffe bereitet hatte, ließ er sich ein Schälchen geben, konnte es aber nicht halten. Er wiederholte mehrere Male die Worte: „ich habe keine Kräfte," und als er dann noch den Namen seiner Gattin ausgesprochen hatte, seufzte er tief auf und verschied ohne Todeskampf gegen 2 Uhr Morgens. Seine Leiche ist darauf, in Leinen eingeschlagen, mit einem Teppiche bedeckt, und von den vornehmsten Scheiks und dem Volke des Districts gefolgt, nach einem vier Fuß tiefen Grabe, das man im Schatten eines großen Baumes, dicht neben dem Dorfe, aufgeworfen hatte, getragen und beerdigt worden. Der Sultan von Bornou hat befohlen, daß dem Grabe des unglücklichen brittischen Reisenden alle erdenkliche Ehre und Achtung bewiesen werden sollte.

Berichtigung. In unserm vorigen Blatte ist unter dem Artikel: Geschichte des Directoriums, die Bemerkung: „Fortsetzung folgt," vergessen worden.

Notiz.

Von mehreren Seiten und zum öfteren dazu aufgefordert, sollen mit Anfang des nächsten vierten Quartals d. J. die Spalten dieser Zeitschrift auch **„Anzeigen"** speciell solchen, die den Musikalien-, Kunst- und Buchhandel betreffen, und welche durch diese Blätter insbesondre auf eine ersprießliche Verbreitung rechnen dürfen, geöffnet sein. Preis der Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Hamburg, d. 27. Sept. 1851.

F. Niebour.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße **No. 6.** Expedition ebendaselbst.

Hamburger

Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt

von

F. Niebour.

Siebenundzwanzigster Jahrgang. October, November, December.

Hamburg, 1851.

Inhalts-Verzeichniß.

October, November, December.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 79. Mittwoch, den 1. October. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Füllt mir das Glas.

Füllt mir das Glas mit edlen Wein,
Umschlingt's mit duft'gen Reben,
Der höchsten Liebe laßt mich's weihn,
Und gottbegeistert heben.
Und packte mich auch Hohn und Neid,
Wenn sie mir nur verbliebe, —
Was uns den Himmel schon verleiht
Auf Erden, ist die Liebe!

Du spürst sie in der Rose Hauch,
Schaust sie im Sonnenstrahle,
Und aus des Mädchens klarem Aug'
Grüßt sie Dich tausend Male.
Sie füllt die Brust im Kampf und Streit
Mit gottgeweihtem Triebe, —
Was uns den Himmel schon verleiht
Auf Erden, ist die Liebe!

Sie grüßt Dich von des Himmels Blau
Aus unermeßner Ferne,
Sie leuchtet Dir im Demantthau,
Im Glanz der goldnen Sterne.
O bete, wenn das Herz Dir weit,
Daß nimmer sie zerstiebe, —
Was uns den Himmel schon verleiht
Auf Erden, ist die Liebe!

H. Zeise.

Wiege und Sarg.

Von der Wiege zum Sarg welch endloser Raum!
Welche Fülle von Kummer und Noth,
Dir träumt in der Wiege der lieblichste Traum,
Und Dir winken die Blumen so roth.
Die Ruhe, nach der Du so lange gestrebt,
Du umarmst sie im bretternen Haus,
Und Du kämpfest im Tode, wie Du auch gelebt,
Den Kampf des Lebens erst aus.

Von der Wiege zum Sarg welch endloser Raum!
Und die Freuden, wie spärlich und karg,
Du siehst als Knabe den säuselnden Baum,
Der den Frieden Dir schenket als Sarg.
O, hebe den Becher, und koste den Wein,
Die schwellende Traube gepreßt,
Denn neben der Freude wuchert die Pein,
Die nie aus den Augen Dich läßt.

Von der Wiege zum Sarg welch endloser Raum!
Und dennoch, wie winzig und klein,
Das Leben des Menschen ein bittrer Traum,
Eine Kette von Jammer und Pein.
Es ist der Sarg Dir Wiege und Hort
Einer schöneren, kommenden Zeit,
Und Du gehst durch den dunklen und finstern Port
Triumphirend zur Ewigkeit!

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte muß Allen, selbst den Lieferanten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und so ist es ihre Pflicht, die eigenthümliche Lage zu constatiren, in der sie sich versetzt sahen. Zuvörderst mußten sie, und zwar in vollwichtigen Louisdor's, den Theil bei Seite legen, den die Zwischenhändler, welche fortwährend von der Administration geduldet, ja mitunter aufgedrungen wurden, beanspruchten; zunächst sahen sie sich oft auf terminweise Zahlungen vertröstet' und erhielten dann wenig oder gar nichts.

Auf den Salons, auf Bällen, Feten und Concerten, und durch Vermittelung der schönsten und geistreichsten Frauen der Zeit wurden meistens die Verhandlungen wegen Lieferungen an die Armeen oder die Marine abgemacht. Inmitten eines Oratoriums, oder dessen, was man damals eine Thias nannte, hüpfte ein junges Frauenzimmer in griechischem Costüm, mit nackten Armen und bloßen Füßen, die Zehen mit Diamantringen geschmückt, auf einen Muscadin zu, um ihm eine Haferlieferung oder die Lieferung von Cavalleriesäbeln anzutragen. Aus solchem Negoce wurde kein Hehl gemacht; das Directorium wußte darum, hieß ihn gut, ja gab ihn wohl selber an. Es benutzte denselben zum öfteren als ein heimliches Mittel, die Ausfälle zu ersetzen, welche durch die Revolution verursacht worden waren. So wurde, nach dem Eingeständniß von Barras, die Lieferung von 20,000 Decken benutzt, die man Josephine zur Verfügung stellte.

Bonaparte, der es mit Geldangelegenheiten immer strenge nahm, häufte in Italien Schätze auf; er that es aber im Interesse des Staates, nicht für sich. Er behalf sich stricte mit dem Gehalte, das ihm nach seinem Grade und Commando zukam, und wenn er zu Zeiten einmal seiner Mutter und seinen Schwestern zu Marseille ein Funfzig Louisdor zusandte, so hatte er sie aus seiner eignen Börse genommen.

Josephine, eine gutmüthige creolische Natur, gemächlich, ohne Prunk, aber auch ohne Ordnung lebend, hatte nie genug Geld, selbst wenn sie dessen zu viel hatte. Wie bescheiden auch ihr Haushalt war, erforderte doch die, damals noch sehr kleine, Domaine Malmaison, und ihr Hôtel in der Straße Chanterene, das sie als Schadloshaltung für ihre verlornen Güter von dem Banquier Lecoulteur de Canteleu angekauft hatte, eine Ausgabe, die sie aus dem, was ihr von dem General auf den Schatz angewiesen worden war, nicht zu bestreiten wußte.

„Während der Abwesenheit ihres Mannes," sagt Prudhomme, „war sie in großer Verlegenheit, wie sie das Geld aufbringen sollte, das ihr Haushalt erforderte. Da ich die Ehre hatte diese Dame schon seit 1787 zu kennen, und sie großes Vertrauen in mich setzte, so nahm sie nicht Anstand, mich mit ihrer Verlegenheit bekannt zu machen.

„Als ich rieth, sich schriftlich ans Directorium zu wenden, da antwortete sie mir: „Ich weiß wohl für Andre zu wirken, es ist mir aber nicht möglich, für mich selbst etwas zu thun." So war es wirklich — diese Dame konnte niemanden etwas abschlagen.

„Als ich darnach gegen den Secretair von Barras äußerte, daß es doch höchst lächerlich sey, die Frau eines Generals, auf den man große Hoffnungen setzte, in bedrängten Verhältnissen zu lassen, da antwortete er mir: „der Director Barras ist auch sehr empört über die Knauserei des Directoriums; aber da ist eine Lieferung von 20,000 Decken für die Armee zu vergeben; sie darf nur Madame Saint-Ange darum ansprechen."

„Ich setzte Mad. Bonaparte von dem Vorschlage, der mir ihrentwegen gemacht worden war, in Kenntniß; aber sie konnte sich nicht entschließen, darüber mit der Dame zu sprechen, obwohl ihr dieselbe sehr gut bekannt war. Nun übernahm ich die Angelegenheit, die den erwünschten Erfolg hatte und Madame Bonaparte 12,000 Fr. einbrachte. Diese Dame schrieb mir darauf einen Brief, den ich lange aufbewahrt habe.

Bonaparte, dem diese Art von Administration ein Gräuel war, erhielt zuweilen selber sehr ansehnliche Geschenke; dies hinderte ihn aber nicht, der Regierung die schamlosen Diebstähle derjenigen anzuzeigen, die ihn damit hatten ködern wollen, und Ihresgleichen erschießen zu lassen, so oft er dazu Gelegenheit fand. Unterm 12. October 1796 schrieb er aus Mailand an das Directorium:

„Nun auf die Agenten der Administration zu kommen, muß ich sagen, daß Thevenin ein Spitzbube ist und sich in einem übermäßigen Luxus brüstet. Er hat mir mehrere sehr schöne Pferde, deren ich eben bedurfte, zum Geschenk gemacht und jede Zahlung verweigert. Lassen sie ihn aber festnehmen und sechs Monate sitzen; auch kann er ganz gut 500,000 Fr. zu den Kriegskosten beisteuern.

Als Bonaparte Kaiser geworden war, grollte er noch eben so wie früher den Lieferanten der Armeen der Republik. Nie hat wohl ein Monarch so wie er diejenigen mit Wohlthaten überhäuft, deren Leistungen dem Lande zum Nutzen oder zur Ehre gereichten. Selbst die berüchtigsten vormaligen Terroristen wurden dabei nicht übersehn, und der Maler David, dieser fanatische Freund Marats, ist eine lange Zeit in der Karosse durch die Straßen von Paris gefahren, die ihm von Napoleon geschenkt worden war; er war aber ein Feind aller geheimen Unterschlagungen des Staatseigenthums, und ahndete sie aufs strengste.

Die Pariser Börse wurde vor der Revolution in der Straße Vivienne in einem der Säle gehalten, welche der indischen Compagnie gehörten. Die constituirende Versammlung hob die Aemter der Wechselagenten auf und die Schreckenszeit führte das Schließen der Börse herbei. Das Bischen Vertrauen, welches sich nach dem 9. Thermidor wieder einfand, gab dem erloschenen Verkehr einiges Leben wieder, und der Convent befahl durch ein Decret vom 25. April 1795 die Wiedereröffnung der Börse. Die von Paris wurde sodann in der Kirche und dem Kloster von Petits-Peres gehalten. Die alten Jacobiner hörten aber nicht auf, gegen die Wiederkehr der Agioteurs zu declamiren, und der Repräsentant Charlier erklärte die Börsen für gefährliche Etablissements. Darauf wurden deren Operationen durch ein neues und sehr strenges Decret vom 20. October regulirt und ihre Eröffnung auf 11, ihr Schluß auf 1 Uhr festgesetzt.

Was den Revolutionairs verdroß, war, daß die Kaufleute kein Vertrauen zu den Assignaten hatten, und, statt für die finanziellen Theorieen der Constituante und des Convents zu erglühen, ihre Operationen in der Weise aller Handelsplätze betrieben. Das Directorium und die beiden Conseils theilten die unsinnigen Ansichten der Constituante und des Convents,

und als der Cours eines Louisdor an der Börse vom 14. December 1795 auf 3950 Fr. in Assignaten gestiegen war, da wurde sie auf einen Befehl des Directoriums von diesem Tage geschlossen.

Die, aus ihrem Tempel vertriebenen, Speculanten versammelten sich nun unterm freien Himmel, an der Ecke der Straßen Vivienne und Neuve-des-Petits-Champs, speciell am Eingange des Perrons, der zu dem Palais-Royal führt, das damals noch Maison-Egalite' genannt wurde.

Dort wurden die immensen Geschäfte einer Zeit abgemacht, der es aufgegeben war, die Liquidirung der revolutionairen Thorheiten ins Werk zu setzen. Die waglichen oder mächtigen Speculanten, deren Erinnerung sich am meisten erhalten hat, waren: die Herren Hainguerlot, de Tilière, Roy, Armand Seguin, Collot, Tourton, Vandenberghe und Ouvrard.

Herr Hainguerlot ward, viel später, Generalintendant der Prinzessin Elise, Großherzogin von Toscana.

Der Herr de Tilière gab dem schönen Hôtel in der Straße Unterm-Wall, der Friedensstraße gegenüber, und das in Folge der Verheirathung des Vicomte von Osmond mit der Demoiselle de Tilière den Namen Hôtel d'Osmond führt, seinen Namen.

Herr Roy, ehemaliger Advocat, ward Intendant, und nachdem, auf Leibrenten, Eigenthümer der Güter des Herzogs von Bouillon, durch dessen Tod er ein immenses, auf vierzig Millionen geschätztes Vermögen erwarb. Herr Roy, Mitglied der Kammer der Hundert Tage, gab das Signal zur Widersetzlichkeit gegen den Kaiser, und ward unter der Restauration zum Minister, Graf, und Pair von Frankreich ernannt.

Berthelet, der vor dem 9. Thermidor beauftragt worden war, ein rascheres Verfahren im Gerben ausfindig zu machen, hatte den Herr Armand Seguin in dieser Beziehung empfohlen. Auf einen Bericht, den Fourcroy am 3. Januar 1795 dem Convent abstattete, wurde derselbe, der nach seiner Angabe das Leder in vier und zwanzig Stunden fertig machen konnte, in den Besitz des Hôtels Brancas, zu Sevres, so wie der Seine-Insel, die an die Brücke stößt, und des Nationaleigenthums von Ravannes, in der Nähe von Nemours, gesetzt, um dort Gerbereien nach seiner Methode einzurichten.

Obgleich Fourcroy in seinem Berichte, der ein Muster demagogischen Schwulstes ist, in welchen sich Beleidigungen Robespierre's und der Könige mit Pottasche, Soda und Glockengut kreuzen, behauptet hatte, inskünftige würde jeder Haushalt das Gerben des ihm nöthigen Leders noch leichter selbst beschaffen können, als das Laugen oder Beuchen seiner Wäsche, hat das Verfahren Seguins die Gerberei so ziemlich auf demselben Fleck gelassen, wo es sie gefunden hatte, aber es hat ihm, durch die Lederlieferungen, die er bekommen, zu einem ansehnlichen Vermögen verholfen. Vermittelst dieses Vermögens und seiner wohlbegründeten Ansichten im Industriefache, hat er große und vortheilhafte Operationen mit Erfolg durchführen können.

Gegen das Ende seines Lebens, hatte Armand Seguin aus dem, an der Ecke der Straßen Varennes und Barbet de Jouy belegenen, Hôtel d'Arsay ein Laboratorium phantastischer Chemie gemacht, in welchem die thörichten Ideen des Greises die alten und intelligenten Experimente des Collaborators Berthollets unkenntlich und lächerlich machten.

Des Herren Collot, der im Jahr 1796 bei der Administration der italienischen Armee angestellt war, wurde in der von uns bereits erwähnten zermalmenden Depesche Bonapartes mit Ehren gedacht: „Collot ist pünktlich und eifrig in seinem Dienste, auch hat er mehr Ehre im Leibe, als jene Hundsvölker." Der Tradition zufolge ist Collot dem Geschicke des Obergenerals treu geblieben, und er es gewesen, der die nöthigen Fonds zu den geheimen Ausgaben des 18. Brumaire hergegeben hat.

Herr Tourton, der Sohn eines ehrenwerthen und reichen Banquiers zu Paris, ist, wie es scheint, durch den falschen Glanz der Gesellschaft jener Zeit verleitet, von den schlichten, methodischen und strengen Traditionen des väterlichen Hauses ein wenig abgewichen. Die Zeitgenossen schildern ihn als einen eigenthümlichen, von den Eigenschaften, welche Griechenland an den Athleten seiner Spiele schätzte, eingenommenen Geist, stolz auf seine eingebildete Geschicklichkeit im Boxen, im Reiten und im Fechten, und als General der Bürgergarde mit einem eben nicht militairischen Aeußern prunkend.

Der Herr Vanderberghe, ein Belgier von Geburt, führte mit Einsicht und Nutzen einen Getraidehandel zu Douai, als die Gesetze über den Kornwucher und das Maximum ihm den vorsichtigen Entschluß eingaben, den möglichen Einfällen der Volksgesellschaften aus dem Wege zu gehen und sein Domicil nach Paris zu verlegen, wohin ihm der Ruf eines geschickten Kaufmanns vorangegangen war.

Beziehungen, die er im ersten Jahre des Consulats mit Ouvrard anknüpfte, waren Ursache, daß er schon damals ein Armee-Lieferant ward. Von da ab betheiligte er sich ununterbrochen und in bedeutendem Maaße bei allen Lieferungen und Anleihen, so während des Consulats, der Kaiserzeit und zu Anfang der Restauration. Dem Kaiser war von seinem ersten italienischen Feldzuge an ein Rest seiner Abneigung gegen Lieferanten geblieben und er nahm oft ganz eigenthümliche Proceduren mit ihnen vor. So ließ er im Jahr 1810 den Herr Vanderberghe in Sainte-Pelagie gefangen setzen und gab ihn erst nach einer Transaction seine Freiheit wieder.

Eine Gerechtigkeitsverweigerung in Betreff ungeheurer Summen, welche der Staat für Lieferungen an die Marine, im Jahr 1804, ihm schuldig war, versetzte Vanderberghe im Jahr 1819 einen harten Schlag. Da selbst der Herzog Wellington vergebens für ihn intervenirte, so mußte er sich in sein Schicksal fügen; aber der Muth des unglücklichen Banquiers war gebrochen, und er erlag der Wucht seiner Verzweiflung.

Eine der Eigenthümlichkeiten in der Laufbahn des Herren Vanderberghe war, daß er eine lange Zeit den berühmten Diamant Regent als Unterpfand für seine Vorschüsse in Besitz hatte. Seine Gattin trug denselben in ein Kissen genäht am Leibe. Vanderberghe hatte ihn in Felscrystal nachbilden lassen, und diese Copie war häufig ein Gegenstand der Neugier für die Gäste, die er mit Glanz in der Art von Palast in der Vorstadt Roule, Folies Boujon genannt, empfing.

Der König der Finanzmänner und der Lieferanten, unter dem Directorium, dem Consulate und dem Kaiserreiche, war aber Gabriel Julian Ouvrard.

Herr Ouvrard, der Sohn eines Papiermüllers, war im Jahr 1770, in der Marsch von Poitou und der Bretagne, unfern von Clisson geboren. Nach einer summarischen Erziehung, die er auf den Schulen zu Clisson und Beaupre erhalten hatte, wurde er auf das Comtoir des Handelshauses Guertin, Deret & Cie. zu Nantes gegeben, das in Colonialwaaren machte.

Er hatte Handelsgenie, einen unternehmenden Geist, und einen raschen Ueberblick. Es einsehend, welchen Aufschwung die Preßfreiheit der Schreiblust geben würde, kaufte er im Jahr 1789 sämmtlichen Papierfabriken im Poitou und Angoumois all das Papier ab, was sie innerhalb zwei Jahren fabriciren würden, und als er darüber mit ihnen Contracte abgeschlossen hatte, cedirte er diese sofort mit einem Nutzen von 100,000 Thalern.

Operationen in Colonialwaaren, die er mit gleicher Kraft ausgeführt, hatten sein Vermögen noch vergrößert, als Carrier, der damals auf Mission in Nantes war, Miene machte, ihn als Ankäufer zu behandeln. Ouvrard ging ihm aber zeitig aus dem Wege, ward Adjudant des Generals Voirin, diente unter Kleber, und wurde in der tollesten Schreckenszeit von dem General Canclaux nach Paris gesandt, um dem Convente eroberte Vendée'sche Fahnen zu überreichen.

Von diesem Augenblick an hat Ouvrard Paris nicht mehr verlassen. Er heirathete, bald nach dem 9. Thermidor, eine Demoiselle Thebaut, die Tochter eines reichen Kaufmanns zu Nantes, bei der weder ein unerhörter Wohlstand noch schwere Drangsale je im Stande gewesen sind, die Heiterkeit des Sinnes oder den sanften Glanz der Tugenden zu trüben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein flüchtiges Bild San Francisco's und der dortigen Lebensweise.

(Aus „Golden Dreams and Waking Realities, ectr.") By William Shaw.)

Es würde schwer halten, die Eindrücke zu beschreiben, welche der erste Tag meiner Wanderungen durch die Straßen von Francisco in mir hervorbrachten. Ich hatte so manche auffallende Dinge zu sehen bekommen, daß, wenn ich nicht ganz und gar von ihrer Wirklichkeit überzeugt gewesen wäre, ich sie für Gebilde meiner Phantasie hätte halten mögen. Gebäude sprangen wie hervorgezaubert aus der Erde empor, kostbare Waaren lagen überall zerstreut umher, und Leute von jeglicher Tracht und Farbe: Nieder-Ostländer mit scharfgeschnittenen Zügen, blaßgelbe Südländer, hagere westländische Squatter, lebhafte Franzosen, gesetzte Deutsche, stämmige englische Colonisten, Californier und Chilesen, Mexikaner, Kanakaser und Chinesen rannten ihrem Berufe in allen Richtungen nach: es schienen Geschäfte von unberechbarem Umfang gemacht zu werden. Wenn man die plumpen Aushängeschilde in ihren vielerlei Sprachen betrachtet, einen Blick auf das Chaos von Artikeln wirft, die zum Verkauf ausgestellt sind, und die verschiedenen Dialecte hört, in welchen gesprochen wird, glaubt man sich nach Babel versetzt.

Die Logirhäuser zu Francisco sind meistens sehr lange, Scheunen ähnliche Gebäude, und da es an Gelegenheit zum Unterkommen knapp ist, so müssen auch Schuppen, Ställe und Kegelbahnen als Schlafstätten dienen. Dasjenige, welches ich zu Zeiten bewohnte, war ungefähr 60 Fuß lang und 20 Fuß breit; es hatte keine Fenster, und zwischen den Fugen der hölzernen Wände, Decken und Fußböden sickerte der Regen durch. Längs der Seiten liefen zwei Reihen Bretterbänke, an deren Ende sich eine Art von Anrichte oder Schenktisch und die Schlafstätte des Wirthes befand. Von 10 bis 12 Uhr Abends strömten die Gäste, in ihren Decken gehüllt — denn Matratzen oder anderes Bettzeug gab es hier nicht — herbei, und es wurde ihnen, nachdem sie einen Dollar erlegt hatten, ihre Schlafstelle angewiesen.

Wer zeitig kömmt, hat Aussicht einen Platz auf der hölzernen Pritsche zu bekommen; außerdem muß er sich auf dem Fußboden betten. Die Pritschenplätze sind entschieden vorzuziehen, denn am Fußboden werden zuweilen bei regnichten Nächten gegen achtzig Personen, Yankis, Afrikaner, Chinesen und Chilesen zusammen gepackt. Da man völlig bekleidet und in Stiefeln schläft, so verbreiten sich gräuliche Gerüche, und an gewissen unsaubern Insecten fehlt es auch nicht.

Wenn man sich in seiner Decke hingestreckt hat, sieht man sich häufig noch durch das Rauchen und Kauen von Taback, und in Folge dessen vom häufigen Auswerfen, in seiner Ruhe gestört. Gegen Morgen wird die Hitze und die Ausdünstung unerträglich. In feuchten Nächten ist mir so übel geworden, daß ich, obwohl in Schweiß gebadet, mich aufmachte, um frische Luft zu schöpfen. Zuweilen ist es mir begegnet, daß ich beim Erwachen eine schmierige Kappe unter der Nase, oder die Fußspitze eines Stiefels vor dem Munde hatte. Nicht allein unangenehm, sondern selbst gefährlich ist es, einen Schlafnachbar zu haben, der sehr unruhig im Schlafe ist oder böse Träume hat; denn da muß man nicht allein auf Rippenstöße, und Püffe auf den Kopf gefaßt seyn, sondern riskirt selbst, daß eins der Pistole, womit ein jeder hier bewaffnet ist, zufällig losgeht und einem eine Kugel in den Leib jagt. Ich habe es deshalb immer vorgezogen, bei schönen Nächten im Freien zu übernachten.

Besser als mit dem Nachtquartier, ist es mit den Gelegenheiten, den Hunger zu stillen, in Francisco bestellt. Es giebt Speisehäuser in dem Geschmacke und nach den Mitteln aller Volksclassen und Nationen. Der Table-d'Hote-Preis in den besten Gasthöfen ist circa drei Dollars, und in den weniger bedeutenden ein Dollar. In den Ecken des Marktplatzes und in den Hauptstraßen sind auch Buden aufgeschlagen, in welchen sich diejenigen regaliren können, welchen die Table-d'Hote-Preise zu hoch sind, und wo man Kuchen, Pastetchen, auch Caffe ꝛc. haben kann. Einige der Speisehäuser sind den englischen Garküchen ähnlich und entschieden den anderen vorzuziehn. Man hat da seinen besonderen Platz an einem Seitentische, und wählt sich die Gerichte nach einer gedruckten Speisekarte aus. Wer aber sehr lecker, oder ein besonders starker Esser ist, der kann leicht zehn Dollars verzehren. Die Speisehäuser sind vorzugsweise im californischen Styl, von Brettern ausgeführt, und haben die Form eines Stiefels. Durch die ganze Länge der Zimmer laufen zwei Reihen Tische parallel; die Seiten und die Decke sind statt mit Tapeten, mit Calico bekleidet, und Kupferstiche dienen zur Verzierung. Das Buffet, wo Wein und Brantewein geschenkt wird, befindet sich am Ende des Zimmers; die Küche ist darunter. Die Mahlzeiten sind von der heterogensten Art, und Gerichte, die gar nicht zu einander passen, werden gleichzeitig aufgetragen, als: gestovtes und gebratenes Fleisch,

frisches und gesalzenes, Curri, Fisch, Reis, Käse, Melassen. Grüne Gemüse sind gar nicht dabei.

Zu gewissen Stunden des Tages ruft das Anschlagen von Gongs und das Leuten mit Glocken in allen Vierteln zu Tische, und da rennt denn ein jeder ten Speisezimmern, die er zu frequentiren gewohnt ist, zu. Es ist nichts ungewöhnliches, zu sehen, wie ein Tischnachbar sich unbefangen ein Prünchen aus dem Munde nimmt, um es während des Essens in seine Westentasche, oder im Hute zu bewahren, ja es wohl gar neben seinem Teller zur Schau zu legen. So wie die Gesellschaft Platz genommen hat, greift Alles zu, und in einem Nu sind die Schüsseln geleert. Glücklich ist, wer einen raschen Blick und langen Arm hat, denn ein jeder denkt nur an sich und nimmt selten von eines andern Ersuchen Notiz. Melassen sind sehr beliebt und werden fast zu jeglichem Gericht gegessen. Einige Gäste bedienen sich weder eines Löffels noch einer Gabel, sondern machen Alles, ob flüssig oder compact, mit dem Messer ab, das sie mit einer gewaltigen Gewandtheit handhaben, daher sie auch, wenn noch so gefräßig, binnen zehn Minuten und häufig in noch kürzerer Zeit mit ihrer Mahlzeit fertig sind. Da es nun Sitte ist, gleichzeitig vom Tische aufzustehen, so kommen die Deutschen, als die langsamsten, am schlimmsten dabei weg. Wenn eine Tischgesellschaft aufgestanden ist, nimmt eine neue ihren Platz ein, während die schmierigen Messer und Gabeln, deren sich die vorhergehende bedient hat, und wobei die Gabeln häufig als Zahnstocher benutzt wurden, nur abgewischt werden. Wer gesättigt ist, greift wieder zu seinem Prünchen, oder zündet sich eine Pfeife an, und da paaret sich dann Tabacksqualm und Pfeifengeruch.

Ecce iterum. — Noch einmal Theroigne de Méricourt.

Von Ch. de Ch.*)

Im 7. Bande des Bulletin, S. 46 **) wurde ein eigenhändiger Brief dieses berüchtigten Weibes, welches kürzlich eine nur zu verführerische Feder zu rechtfertigen versucht hat, abgedruckt. Da dieses entartete, seines Geschlechtes unwürdige Wesen, übrigens eben so gut wie eine Fulvia, Agrippina, Fredegunde, Brunhilde, der Geschichte angehört, so halten wir uns verpflichtet hier ein authentisches, der königlichen Academie am 7. April d. J. mitgetheiltes Aktenstück, zu veröffentlichen. Es ist dies die Abschrift des, aus den Akten des Civilstandes der Gemeine Marcour, Bezirks Laroche (Luxemburg) entnommenen Geburtsakts Theroigne's. (Aus diesem Dorfe, am rechten Ufer des Ourthe, 1 Meile nördlich von Laroche, 2½ Meilen östlich von Marche, ehemals der Hauptort des luxemburgischen Lehns, der Grafschaft Montaigu, stammte Everhardus Mercurianus [d. h. geb. zu Mercour], der, 1580 gestorbene vierte General des Jesuiten-Ordens.) Dieses Document kann zur Berichtigung mehrerer Irrthümer dienen, die nach und nach in alle neuere Biographien übergegangen sind. Es lautet: „Anna Joseph (sic!) filia legitima Petri Teroigne et Elisabethae Labaye, nota fuit decima tertia augusti 1762, quam susceperunt Josephus Labaye avunculus ex Marcour et Francisca Labaye amita ex Magoster.***) (Ohne Unterschriften.)

*) Bulletin du Bibliophile, Belge tome VIII, No. 2, S. 164 165.

**) Hamb. Lit. u. Krit. Blätter, Nr. 45.

***) Anna Joseph eheliche Tochter von Peter Theroigne und Elisabeth Labaye, wurde geboren den 13. August 1762; ihre Taufzeugen waren Joseph Labaye aus Marcour, ihr Oheim, und Franciska Labaye aus Magester, ihres Vaters Schwester.

Die Erd-Umwälzungen von Georg Cuvier. Deutsch bearbeitet und mit erläuternden Bemerkungen über die neuesten Entdeckungen in der Geologie und Paläontologie versehen von C. G. Giebel, Privatdocent an der Universität Halle. Mit dem Portrait Cuvier's und zwei Tabellen. Leipzig, Verlag von Ambr. Abel, 1851. XII und 274 Seiten und ein Blatt Inhalt.

Cuvier (Baron Georg Leop. Chr. Friedr. Dagobert, geb. am 23. [nach Quérard am 25.] August 1769 zu Mömpelgart, gest. am 13. Mai 1832), dem scharfsinnigen Anatomen und Zoologen konnten, wie der Uebersetzer bemerkt, die Formen der thierischen Reste früherer Schöpfungsperioden nicht entgehen und er warf sich auch mit dem glänzendsten Erfolge in der Paläontologie und Geologie zum Reformator auf. Schon im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Paris, 1796 (Cuvier war in der Akademie zu Stuttgart gebildet, seit 1788 Hauslehrer bei dem Grafen Hericy und begab sich, namentlich auch auf Geoffroy St. Hilaire's Einladung, im Frühling 1795 nach Paris, wo er im Jardin des plantes eine Stelle erhielt und seine Vorlesungen über vergleichende Anatomie noch in demselben Jahre eröffnete), begann er die Untersuchung fossiler Knochen von dem unbekannten Megalonyx, von dem Megatherium und den Höhlenbären. Diesen folgten im Jahre 1798 die ersten Abhandlungen über die Elephanten, Mastodonten, Flußpferde, Rhinoceros, Tapir und Wiederkäuer, dann über die fossilen Amphibien und im Jahre 1803 die ersten Resultate der Untersuchungen des pariser Beckens. Sie erschienen später im Zusammenhange in den Recherches sur les ossemens fossiles des Quadrupèdes (in der Auflage von 1821 ff. IV. in fünf Quartbänden mit 316 KK.)

Die Einleitung zu diesem großen Werke, welches die Grundlage aller paläontologischen Untersuchungen bildet (Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal) wurde noch besonders zu verschiedenen Zeiten herausgegeben und in mehrere Sprachen übersetzt. Sie erlebte in England allein fünf Auflagen (auch in Philadelphia bei Carrey & Lea erschien eine Uebersetzung, vermuthlich ein Nachdruck der englischen) und die

vorliegende Bearbeitung (nach der neuesten Originalausgabe) ist die dritte deutsche. Cuvier legt in dieser Einleitung die glänzenden Resultate seiner paläontologischen Untersuchungen dar; er ermittelte zuerst das Verhältniß der lebendigen zu den vorweltlichen Thieren, unterschied die Lagerstätten der letztern zuerst nach ihrer Altersfolge, stellte eine sichere Methode ihrer Untersuchung auf, erkannte zuerst die organische Schöpfung der Vorwelt als eine solche und eröffnete uns den Blick in dieselbe.

Die letzten vier Kapitel des Cuvier'schen Werkes (— Allgemeiner Schluß auf die Epoche der letzten Erdumwälzung. Gegenwärtige Aufgabe der Geologie. Uebersicht über die Reihenfolge der geschichteten Gebirgsbildungen. Uebersicht der vorweltlichen Wirbelthiere S. 134—176 —) hat der Bearbeiter sich genöthigt gefunden, in völlig veränderter Gestalt zu liefern, weil ihr Inhalt dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht mehr entspricht und den Ansprüchen der Leser in der ursprünglichen Darstellung kaum genügen würde. Den mit Zahlen versehenen Anmerkungen des Originals sind mit Buchstaben bezeichnete, zum Theil sehr ausführliche Erläuterungen des Textes beigefügt, wo solche zur Belehrung oder Unterhaltung wünschenswerth erschienen, und in denselben besonders die Ergebnisse der neuern Untersuchungen dargelegt (S. 177—274). Sowol die Bearbeitung des Ganzen, die Umarbeitung der einzelnen Kapitel, als die Erläuterungen erhöhen den Werth der Originalarbeit bedeutend, deren Inhalts-Uebersicht ihr Verfasser mit den folgenden Worten angiebt: „Den Plan und das Ergebniß meiner Arbeiten über die fossilen Knochen beabsichtige ich vorzugsweise in dieser Abhandlung darzulegen. Zugleich werde ich darin eine flüchtige Uebersicht aller bisherigen Bemühungen zu geben versuchen, deren Zweck Aufklärung der Schöpfungsgeschichte ist. Jene Thatsachen, deren Entdeckung und Deutung mir vergönnt war, bilden ohne Zweifel nur einen geringen Theil von denen, welche überhaupt die Schöpfungsgeschichte begründen; allein mehre derselben führen zu entscheidenden Folgerungen und die von mir beobachtete scharfe Bestimmungsweise berechtigt zu der Erwartung, daß sie als entschieden feststehende Momente aufgenommen und eine Epoche in der Wissenschaft begründen werden. Auch hoffe ich, daß deren Neuheit mich entschuldigen wird, wenn ich für die Darlegung die besondere Aufmerksamkeit meiner Leser beanspruche.

Zuerst werde ich nachzuweisen suchen, in welchem Verhältniß überhaupt die Geschichte der fossilen Knochen von Landthieren zur Theorie der Schöpfungsgeschichte steht und aus welchen Gründen dieselbe in dieser Hinsicht von besonderer Wichtigkeit ist. Dann werde ich die Grundsätze darlegen, auf welche die Kunst fossile Knochen zu bestimmen sich gründet, oder mit andern Worten, wie die Gattungen zu erkennen, die Arten nach einem einzigen Knochenfragment zu unterscheiden sind: eine Kunst, von deren Zuverlässigkeit der Werth meiner ganzen Untersuchung abhängt. In einer übersichtlichen Darstellung werde ich ferner alle neuen Arten und bisher unbekannte Gattungen aufzählen, welche ich mit Hülfe dieser Grundsätze entdeckte, sowie die verschiedenen Gebirgsschichten angeben, in denen dieselben eingeschlossen sind. Da auch die Unterschiede zwischen den vorweltlichen und noch lebenden Arten eine bestimmte Gränze haben, so werde ich nachweisen, daß dieselben viel auffallender sind als etwa bei den Spielarten oder Racen ein und derselben lebenden Art. Hierbei wird sich darthun lassen, wie weit Varietäten überhaupt durch den Einfluß der Zeit, des Klima und der Zähmung von einander abweichen können. Diese Erörterungen werden mich und meine Leser gewiß auch zu dem Schlusse führen, daß nur großartige Ereignisse die von mir erkannten auffallenden Verschiedenheiten unter den Thieren der Vor- und Jetztzeit hervorzurufen im Stande gewesen sind. Ich werde daher die besondern Modificationen erörtern, welche meine Untersuchungen in die bisher aufgestellten Ansichten über die Umwälzungen der Erdoberfläche bringen mußten. Endlich werde ich untersuchen, wie weit die profane und heilige Geschichte der Völker mit den Ergebnissen der Beobachtungen über die physische Geschichte des Erdkörpers und mit den Wahrscheinlichkeiten übereinstimmt, welche diese Beobachtungen in Bezug auf die Epoche veranlassen, in der die Völker feste Wohnsitze und culturfähigen Boden fanden, überhaupt also einen dauernden Gesellschaftsverband annahmen."

Die biographische Skizze Cuvier's giebt einen kurzen, aber genügenden Abriß seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und seiner äußern Lebensverhältnisse. Ein treffliches Bildniß des Schöpfers der vergleichenden Anatomie und wissenschaftlichen Paläontologie, des Begründers der neuern Zoologie, schmückt das vom Verleger geschmackvoll ausgestattete Buch. Die Tabellen sind: 1) Tabelle der Gebirgsformationen; 2) Tafel der Erstreckung der Thierkreisbilder nach Angabe unserer Globen und der Zeit, in welcher sie von den Koluren durchlaufen werden.

Wir können unsere Anzeige nicht besser schließen, als mi dem Urtheile und der Empfehlung des competentesten Richters, Giebel's, des Verfassers der „Fauna der Vorwelt". „Die eigenthümliche, anziehende Darstellung des für jeden Gebildeten gleich wichtigen Gegenstandes", heißt es in der Vorrede, „die besondere Berücksichtigung der thierischen Schöpfung der Jetzt- und Vorwelt, die ausführliche Erörterung des Verhältnisses der alten Mythen und Sagen zu der natürlichen Schöpfungsgeschichte zeichnen diese Schrift vor allen neuern ähnlichen Inhalts aus und empfehlen sie den Verehrern des Kosmos eben so sehr, als denen, welche die erste Belehrung über den frühern Zustand unserer Erden suchen."

F. L. Hoffmann.

Miscellen.

In der Anzeige des Bulletin de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. 1851. Tome XVIII. — No. 4. 5, im dritten Hefte des achten Bandes des Bulletin du Bibliophile belge sagt Herr de Chênerollé. „Wir haben die scharfsinnigen Bemerkungen des Herrn Baguet über den allgemeinen Zweck des Unterrichts mit lebhafter Theilnahme gelesen. Niemand war geeigneter als der gelehrte Löwener Professor, der begabte Schüler des berühmten Bekker, um die Uebelstände, welche aus der zu großen Mannigfaltigkeit der Unterrichtszweige entstehen, klar zu enthüllen. Wir theilen die vor Kurzem von dem beständigen Secretair der Akademie ausgesprochene Meinung, die Herr Baguet anführt: es scheine, man habe vergessen, daß der Unterricht weniger darin bestehen

müsse, Gelehrte zu machen als die Befähigung zu verleihen, künftig gelehrt zu werden. Wir glauben daß in unsern Tagen in vielen mittleren und selbst höheren Unterrichtsanstalten, die weise Lehre viel zu wenig beachtet wird, welche der so oft citirte lateinische Vers: Pluribus intentus minor est ad singula sensus, ertheilt. Herr Baguet legt das Ergebniß seiner Bemerkungen nach unserer Ansicht sehr gut dar, indem er sagt: Es würde zweckmäßig sein, den Unterricht zu vereinfachen und ihn selbst von den Gegenständen zu befreien, deren Mannigfaltigkeit Verwirrung in die Köpfe der Schüler bringt oder ihnen eine mehr scheinbare als wirkliche, eine mehr oberflächliche als gründliche Belehrung gewährt. Man bekenne sich offen zu dem Grundsatze: Wenig und gut; man übe vor Allem in den Schülern den Geist und das Talent; endlich, statt jede Wissenschaft lehren zu wollen, bestrebe man sich die jungen Leute zu befähigen, Alles zu lernen und zu wissen, und man wird geradesweges den Zweck des Unterrichts, wie wir glauben, daß er aufgefaßt werden muß, erreichen."

H.

Herr A. Warzée hat in der Fortsetzung seiner Recherches bibliographiques sur les almanachs belges im dritten Hefte des achten Bandes des Bulletin du Bibliophile belge eine genaue Inhalts-Angabe des Annuaire de l'Université catholique de Louvain. Louvain, Vanlinthout et Vandenzande, 1837 — 1850, 18°, geliefert. Diese 14 Bände bieten so viele interessante und gewiß nur sehr wenigen nicht-belgischen Gelehrten bekannte Beiträge zur Literaturgeschichte und Biographie dar (z. B. C. J. Windischmann, H. J. Rega, Dodonäus, P. Verheyen, N. Cleynaerts, Vigilius van Zwichem, G. Mudaeus [Vandermuide], A. Vesalius, Valerius Andreas, J. Molanus [seine Arbeiten über die christliche Iconographie], C. F. de Nelis, letzter Bischof von Antwerpen, u. s. w.), daß wir die gelegentliche Erwerbung der vollständigen Serie des Annuaire oder einzelner Jahrgänge (denn jeder bringt für die Geschichte der Wissenschaften werthvolle Aufsätze) öffentlichen Bibliotheken zu empfehlen, uns verpflichtet halten. Manches bezieht sich natürlich zunächst auf die Universität Löwen; bei der großen culturgeschichtlichen Bedeutsamkeit derselben verdienen aber auch diese Specialitäten Beachtung; so z. B. der Protest der Universität bei der Eröffnung des Tempels der Vernunft zu Löwen, 1793; die Aufsätze über die frühere Organisation und einzelne Stiftungen derselben, über die Beziehungen des Suffridus Petri und anderer Gelehrten des 16. Jahrh. zur Universität, über das Studium der flämischen Sprache in Löwen, über die Universitäts-Bibliothek 1788 und gegenwärtig, u. s. w.

H.

Aus den Tabellen über den Handelsverkehr Belgiens mit anderen Ländern, welche der Moniteur monatlich veröffentlich, ersieht man, welche große Fortschritte dort die Ausfuhr von Büchern macht. Im Jahre 1849 betrug sie 184,155 Kilogr.) im Jahre 1850 war sie bis zu 222,666 gestiegen, und in den ersten vier Monaten dieses Jahres hatte sie bereits schon die Zahl von 107,233 Kilogr. erreicht.

H.

Franciskus Tolensis, welcher geraume Zeit nach Thomas von Kempen, (geb. 1380), dessen herrliches Buch „von der Nachfolge Christi" gewiß Vielen unserer Leser ein theures Kleinod ist, Prior des Agnetenklosters bei Zwoll war, giebt von Thomas äußerer Erscheinung folgende Schilderung: Er war kaum von mittelmäßiger Größe, proportionirt gebaut, hatte eine lebhafte braune Gesichtsfarbe, einen durchdringenden scharfen Blick und ein so gesundes Auge, daß er nie bis an sein Grab (25. Juli 1471) eine Brille nöthig hatte. Franciscus hatte auch noch ein altes Bild von Thomas gesehen, was jedoch sehr erblaßt war, aber das bezeichnende Symbolum trug: In omnibus requiem quaesivi, sed non inveni nisi in Hoexkens ende Boexkens. (Ueberall habe ich Ruhe gesucht, aber sie nirgens gefunden, als in der Einsamkeit und in den Büchern.) (Entlehnt aus einem freilich schon vor einigen Jahren erschienenem Buche; „Thomas von Kempen, der Prediger der Nachfolge Christi. Nach seinem äußeren und inneren Leben dargestellt von Bernhard Bähring", dessen Werth uns jedoch veranlaßt, ihm nächstens eine nähere kurze Anzeige zu widmen.)

H.

Das Overland Chronicle giebt folgenden Bericht über eine Smaragdgrube in Aegypten: „Es scheint, daß das Dasein dieser Smaragdgrube in dem auf einer Insel im rothen Meere belegenen Berge Zabarah längst bekannt gewesen ist. Sie ist bis zu den späteren Jahren der Regierung Mehemed Ali's für Rechnung des Pascha's ausgebeutet, unlängst aber einer englischen Gesellschaft überlassen worden. Der Ingenieur derselben, ein Herr M. Allan, hat kürzlich in beträchtlicher Tiefe die Spuren einer großen Gallerie entdeckt, die augenscheinlich von sehr hohem Alterthum ist. Er fand in derselben alte Instrumente und Utensilien, und einen Stein mit hieroglyphischer Inschrift, die aber sehr gelitten hat. Wie es scheint, hat schon Belzoni, dem die Welt in Betreff der Kenntniß der Wunder Aegyptens so viel zu verdanken hat, sich seiner Zeit dahin geäußert, daß diese Grube von den alten Aegyptern würde bearbeitet worden seyn; die heutige Entdeckung bestätigt nun die Richtigkeit seiner Ansicht. Die Gestaltung der Gallerie und die Beschaffenheit und Form der in derselben vorgefundenen Werkzeuge zeugen, wie gesagt wird, von einer großen Geschicklichkeit in der Ingenieurkunst. Nach der Inschrift des Steins, so weit dieselbe noch leserlich ist, glaubt man, daß die Bearbeitung der Grube von Zabarah während der Regierung des großen Sesostris, der ungefähr um das Jahr 1650 vor Christum lebte, und den das Alterthum als den Character eines Eroberers mit dem eines Fürsten von großem Unternehmungsgeiste in den Künsten des Friedens verbindend schildert.

In dem unlängst erschienenen Werke: Recollections of a Ramble from Sydney to Southampton, ectr. wird folgende Beschreibung von Pizarro's Grabmal gegeben: „Die sterblichen Reste des berühmten Pizarro, der in dem nahe daran stoßenden Palaste ermordet worden ist, befinden sich in einer Gruft unter dem Hochaltar. Eine kleine Silbermünze, die ich dem Sacristan in die Hand gleiten ließ, verschaffte mir dort Zutritt. Einige Stufen abwärts führten mich zu einem engen Raume von ungefähr zwanzig

Fuß Länge, sehr hell, und weißgetüncht, und seinem Ansehn und Geruche nach einem Weinkeller so ähnlich, daß es mir mehrere Male passirte, mich nach den Börtern und Flaschen umzusehn. Das erste, was mir in die Augen fiel, war ein großes viereckigtes Grabmal mit der Abbildung eines aufrechtstehenden Abtes oben darauf; dicht darneben glaubte ich einen Haufen alten Plunder zu sehen, ein schärferes Hinschauen belehrte mich aber, daß es die Reste des berühmten Eroberers von Peru waren. Er ist noch mit derselben Kleidung und demselben Fußzeuge angethan, das er in dem Augenblicke seiner Ermordung trug. Sein Körper ist nur noch ein Skelett von ausgetrocknetem Fleische und verschrumpfter Haut, ohne erkennbare Züge; er ruht auf einem schmalen Brette in schräger Lage, und ist in dies Loch hineingeschoben worden, um ihn nur aus dem Wege zu haben. Das Volk zu Lima bekümmert sich ganz und gar nicht um die Reste des armen Pizarro, und ich möchte behaupten, daß sich ein Kuriositätenjäger für ein geringes Geld in ihren Besitz setzen könnte, wenn er sich an die rechten Leute wendete.

— —

Als Inschriften und Devisen bei der Decorirung der Brüsseler Straßen in Anlaß der diesjährigen Septemberfeste haben gedient: die Entdeckung des Diamantschneidens, im Jahre 1540, durch Ludwig von Berken oder Berquen, aus Brügge; die erste Ausbeutung von Steinkohlengruben, zu Lüttich, in den Jahren 1198 bis 1213; Begründung der ersten Handelsbörse zu Brügge, im vierzehnten Jahrhundert; die Entdeckung des Einpökelns der Heringe, um das Jahr 1408, durch Gilles Beukels von Hugbenvliet und Jacob Kien, von Ostende; die Entdeckung des Spitzenklöppelns, vor dem sechszehnten Jahrhundert; die erste Anwendung griechischer Schriftzeichen, im Jahre 1501, durch Thierry Martens, von Alost; die Entdeckung der azorischen Inseln, durch die Flamländer, im Jahre 1449; Entdeckung des Mississippi, im Jahre 1680, durch den Pater Hennepin, von Ath; erster Marine-Codex, im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert zu Damme abgefaßt; Entdeckung des Glockenspiels, zu Alost, im Jahre 1487; Bau der wundersamen hydrostatischen Maschinerie zu Marly, im siebenzehnten Jahrhundert, durch Sualem Renkin oder Rannequie, aus Lüttich; Entdeckung der Kupferstichkunst in der schwarzen Manier, durch Gilles du Marteau, zu Lüttich; Vervollkommnung des Medaillen- und Münzen-Gravirens, durch Johann Warin, zu Lüttich, im siebenzehnten Jahrhundert; Mercator und Ortelius, die Restauranten der Geographie, im sechszehnten Jahrhundert; Entdeckung des Decimalsystems und eine Menge andre wichtige Entdeckungen in der Statistik und der Hydrostatik, im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, durch Simon Stevin, von Brügge; Entdeckung der Insel Madagascar, im funfzehnten Jahrhundert, durch den Flamänder Gerhard Lerci; Bau der ersten Hochöfen, zum Schmelzen des Eisenerzes; die erste Handelsschule, im Jahre 1763 durch Belgier in Paris etablirt; die Einführung von Baumwollspinnmaschienen auf dem Continente, durch Lievin Bauwens, im Jahre 1798; die erste Anlage von Fabriken feiner Tücher im Limburgischen, im Jahre 1714; Entdeckung der Ledervergoldung zu Mecheln, im funfzehnten Jahrhundert; erstes Eisenbahnnetz auf dem Continent, in Belgien, im Jahre 1834; Entdeckung der Gasbeleuchtung und des Füllens von Ballons mit Wasserstoffgas, im Jahre 1784, durch Minkelers, Professor der Chemie an der Universität zu Löwen; Bildung eines neueren Strafsystems, im Jahre 1771, durch den Vicomte Vilain XIV.; wichtige mathematische Entdeckungen durch Gregorio de Saint-Vincent, geboren zu Brügge, im Jahre 1583; Andre Vesale, Vater der beschreibenden und pathologischen Anatomie, auch Autor der Entdeckung des Blutumlaufs, im sechszehnten Jahrhundert; J. B. Van Helmont, (16. Jahrhundert) Anton Ruck, Gründer der physiologischen Arzeneikunde, und Johann Palfyn, (17. Jahrhundert) J. Vega, Rysten und Vanderzande (18. Jahrhundert) Autoren wichtiger Entdeckungen in der Arzeneikunde und der Chirurgie. Die Tuchbereitung in Flandern und Brabant, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Die Leinewandbereitung in Flandern, die des Damastes zu Courtrai. Der Ackerbaubetrieb im Waes-Lande.

—

William Shaw erzählt in der interessanten Beschreibung seiner Erlebnisse in Californien u. a. auch, daß bei einer der großen Feuersbrünste zu San Francisco von den nicht direct Betheiligten niemand löschen helfen wollte, bevor er sich nicht erst eine Remuneration von drei Dollars die Stunde ausbedungen hatte.

Notiz.

Von mehreren Seiten und zum öfteren dazu aufgefordert, werden mit Anfang dieses vierten Quartals d. J. die Spalten dieser Zeitschrift auch „**Anzeigen**“ speciell solchen, die den Musikalien-, Kunst- und Buchhandel betreffen, und welche durch diese Blätter insbesondre auf eine ersprießliche Verbreitung rechnen dürfen, geöffnet sein. Preis der Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Hamburg, d. 27. Sept. 1851.

F. Niebour.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 80. Sonnabend, den 4. October. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Aus Schleswig 1851.

An die Auswandernden.

Von J. Thomsen.

Auf's Meer, auf's Meer, auf's freie Meer,
Und hinüber in's freie Land!
Sie eilen als ob er im Brennen wär'
Unter ihren Füßen der Sand.
So flieh'n sie zu Schiffe und schau'n nicht zurück;
Und vergessend den Scheidegruß,
Und vergessend all was sie genossen das Glück
Fühlen sie nur der Zeiten Verdruß.

So ist er ihnen so wenig werth
Der Boden, der sie gebar,
Und ihr Volk, und der liebe heimische Heerd
An dem ihre Wiege doch war!
O! wenn ich die blinde, die zürnende Hast
Und dies Grollen dem Vaterland seh,
Meine Seel' im innerster Tiefe erfaßt
Ein tief, ein unsägliches Weh!

In Tagen der Hoffnungen hat uns der Blick
Einer Sonne gleich Alle erwärmt;
Wir haben, als von uns gewandt sich das Glück,
Uns All' gleich gegrämt und gehärmt.
So was euch im Zorne von hinnen nun treibt
Empfind' ich tief mit euch zugleich,
Doch die ihr beim Abschiede schuldig uns bleibt
Möcht' ich weinen die Thränen für Euch.

In die Zukunft die ferne und fremde hinein
Werft ihr All was ihr heget und hofft.
Ach! habt ihr gerettet die Hoffnung allein,
Die euch doch betrogen so oft!
O! als ihr gescheitert auf trügrischer See
Wenn ihr Bess'res zu retten gelernt!
Ihr Thoren, ihr Armen verdoppelt das Weh,
Von dem ihr euch fliehend entfernt.

Nein, du liebes, du liebliches Land der Schlei,
Meine theuere heimische Welt,
Und welches dein Loos in der Zukunft auch sei,
Ich theile es wie es dir fällt,
Ob das Herz an den Wunden, den alten, auch krank,
Ob's nimmer genese auch hier,
Weil uns fehlt der Vergessenheit heilender Trank,
Will doch leben und sterben in dir.

Ja! Gott segne mein Volk und Er segne mein Land,
Alles Heil schütte Er d'rauf herab;
Und mit Blumen schmück' Seine unsichtbare Hand
Jedes schmucklos gebliebene Grab.
Und die Thränen des Schmerzes, die wir d'rauf geweint,
Wandl' Er in fruchtbringenden Thau,
Auf daß, wenn der Frühling uns wieder erscheint,
Keine Statt bleibe kahl auf der Au.

Eh' ihr schüttelt den Staub von den Füßen hier ab,
Blickt denn freundlich noch einmal zurück
Auf das, was euch lieb sonst, was Liebe euch gab,
Und auf manch längst entschwundenes Glück.
Und wenn's euch nicht hält, nicht versöhnt — dann fürbaß
Ziebt mit Gott, ziebt mit Gott allestund,
Nur verlaßt nicht im Zorn mit Verzweiflung und Haß
Des Vaterlandes heiligen Grund!

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Bei der gräulichen Verheerung, womit die Vendee heimgesucht worden war, waren auch sämmtliche industrielle Etablissements der Familie des Herrn Ouvrard zu Grunde gegangen. Gabriel Julian sollicirte deshalb nach dem 9. Thermidor um Schadloshaltung, und es wurden ihm 200,000 Fr. bewilligt. Die langen und schwierigen Unterhandlungen, die er bei dieser Gelegenheit zu betreiben hatte, offenbarten ihm nun die Verlegenheiten, in welchen sich die Regierung befand, und lenkten seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt. Beziehungen, die er mit Barras hatte, veranlaßten ihn, Forschungen wegen der Versorgungen der Armeen, die damals Sache der Regie waren, anzustellen. Auf seinen Rath wurde sodann dem System der Entreprise der Vorzug gegeben, und er wurde nun, im Jahr 1797, der Generallieferant für die sämmtlichen Bedürfnisse der Marine, zum Belaufe von 64 Millionen.

Von dieser Zeit ab wurden die finanziellen Operationen Ouvrards unermeßlich, und sein Haus war der Zapfen, um welchen sich der Platzcredit von Paris drehete. Bei einem Lieferungscontracte für die spanische Flotte, unter dem Admiral Mazaredo, gewann er funfzehn Millionen, eine Summe, die er während des Feldzugs in Aegypten in wenigen Tagen herbeischaffte, als ihn das Directorium darum angesprochen hatte.

Aeltere, Ouvrard ungünstige, Eindrücke, im Verein mit der Erinnerung, die ihm von den Administrationen der Armee'n geblieben waren, wollten in dem Geiste Bonapartes nie ganz weichen. Er hatte im ersten Jahr des Consulats bei Ouvrard ein Anlehen von zwölf Millionen machen wollen, aber eine abschlägige Antwort erhalten, und zwar ohne Grund; denn die Consularregierung verdiente wohl so viel Credit als die Regierung des Directoriums. Schwierigkeiten in Betreff der Lieferung von Lebensmitteln an die Marine, führten darauf zu einem herben und selbst gewaltsamen Verfahren. Ouvrards Papiere wurden versiegelt, und er selber wurde unter Aufsicht einiger Gendarmen gestellt. Sechs Staatsräthe untersuchten Alles aufs genaueste, fanden aber durchaus nichts, was dem Finanzmann hätte zur Last gelegt werden können, es wäre denn der Umstand gewesen, daß er, damals erst 31 Jahre alt, ein baares und flüssiges Vermögen von neun und zwanzig Millionen besaß.

Nach all den Zerstörungen, welche die Revolution angerichtet hatte, war dieses ein wundersamer Reichthum. Ouvrard genoß desselben mit Geschmack und in der Weise eines vornehmen Herrn. Er war groß, wohlgebaut, leutselig, großmüthig, und galant, ein Freund der Künste, und auch ein Kenner derselben.

Außer den unermeßlichen Fonds, deren er zu seinen Operationen bedurfte, besaß Ouvrard ein wahrhaft fürstliches Immobiliar-Vermögen. Ihm gehörten zu Paris das Hôtel Montesson, ein Haus auf dem Vendomeplatz, fünf andere auf der Chausse d'Antin, die Hälfte der 84 Meierhöfe in der Nähe von Cöln, die Domainen von Marly, Luciennes, Saint-Brice, Chateauneuf, Saint-Gratien, Villandry, die Güter Preuilly und Azay, mit einem Gehölze von 7000 Morgen, und endlich Raincy, die vormalige Sommerresidenz des Herzogs von Orleans.

Raincy war es auch, wo Ouvrard vorzugsweise die schöne Jahreszeit zubrachte. Er hatte es zu einem wahren Wunderwerke gemacht, und die Herren von Talleyrand, Decres und Berthier hatten daselbst ein jeder seinen Pavillon im Parke. Cambaceres führte die häkeligen Geschäfte seiner Bureau's, und Breix war sein täglicher Commensal. Madame Tallien und alle modischen Frauen jener romantischen Zeit bevölkerten und schmückten seine Galerieen und Rasenplätze, und er hätte bis an's Ende ein intelligentes, nützliches und glänzendes Leben führen können, wenn sein moglicher und unruhiger Geist nicht seinen Sinn für Unternehmungen im Uebermaaß gestachelt hätte.

Ein erster Contract auf Lieferung von Lebensmitteln, den er im Jahre 1800 geschlossen hatte, veranlaßte ihn, auch die Lieferung für die Armee und die Seemacht zu übernehmen, die zu einer Landung in England bestimmt waren. Im Jahre 1804 war der Staat ihm so wie Vanderberghe 68 Millionen schuldig, und er übernahm im selben Jahr eine Lieferung von 400 Mill. Operationen wie diese, mitten in der Gährung von Europa unternommen, hingen unablässig von dem Loose der Schlachten ab, und mußten, wie ein Hazardspiel, in Opulenz oder in Ruin enden. Sie endeten in Ruin.

Von diesem Augenblick an ließ Ouvrard sich von einer fieberischen Einbildung zu Combinationen hinreißen, die mehr im utopischen als im finanziellen Sinne waren. Mit dem Einziehen der Subsidien beauftragt, welche Spanien an Frankreich schuldig war, schloß er im Jahre 1804 mit Carl IV. einen Handelstractat ab, welcher die Liquidirung der spanischen Schuld, die Errichtung einer Menge Banken auf der Halbinsel, und die privilegirte Ausbeutung der südamerikanischen Producte bezweckte. Dergleichen Projecte aber, die mitten im europäischen Frieden moglich gewesen wären, waren in jener unruhigen und bewegten Zeit wahre Chimairen. Man sieht, daß Ouvrard nicht mehr Herr seiner Angelegenheiten war, und, statt sie zu leiten, sich vielmehr von ihnen leiten ließ. Er ließ es auf das Mögliche ankommen, um zu sehen, ob er nicht das Wirkliche retten könne.

Ouvrard rettete aber nichts! Der mit Carl IV. abgeschlossene Tractat blieb ein Traum, und ungeheure, mehr oder minder begründete, Forderungen des Schatzes warfen ihn zu Boden. Zu Anfang des Jahres 1808 stellte er seine Zahlungen ein, und im Jahre 1809 wurde er auf Befehl des Kaisers verhaftet.

Von da ab war es mit Ouvrard als Banquier vorbei. Sein finanzielles Genie loderte wohl noch verschiedentlich auf, aber die Gewalt der Begebenheiten war größer, als seine Anstrengungen,

und es wollte ihm nie gelingen, das schöne Gebäude seines Reichthums aus der Zeit des Directoriums wieder aufzurichten.

Während der hundert Tage diente Ouvrard dem Kaiser wie er konnte, bis zu dessen Sturz von Waterloo. In den Jahren 1816 und 1817 war er die Seele der finanziellen Operationen des Cabinets des Herrn von Richelieu; im Jahre 1833 wurde er der Lieferant der französischen Armee in Spanien, aber der Adler der Speculation war seit lange verwundet, und er ließ sich traurig im Jahre 1824 in Saint-Pelagie nieder, wo ihn fünf Jahre gefangen zu halten, Armand Seguin die unnütze Grausamkeit hatte.

Ouvrard überlebte seinen Fall noch eine lange Zeit, und wir haben ihn in seinen letzten Lebensjahren persönlich kennen gelernt. Er war eine schöne und edle Ruine, die den Stempel ihres früheren Glanzes an sich trug. Seine älteste Tochter war mit dem Grafen von Rochechouart, seine jüngere Tochter mit dem Grafen von Colbert-Maulevrier verheirathet.

Mitten unter diesen Lieferanten, mitten unter noch vielen anderen von minderer Bedeutung und minderer Gewissenhaftigkeit; mitten in ihren Combinationen, ihren Umsätzen, ihren Gewinnsten, ihren Festen brachte Rewbell sein Leben zu. Es konnte nicht wohl fehlen, daß die öffentliche Meinung ihn an diesen Operationen Theil nehmen ließ und ihm den besten Theil davon reservirte. Warum, hieß es, sollte er bei der Administration in jener ungebundenen Zeit nicht auch ein wenig auf die Mehrung seines Vermögens Bedacht genommen haben, da ein jeder um ihn her eifrig darüber aus war, das seinige zu vergrößern? Warum sollte er der einzige in seiner Familie seyn, der ein austeres Leben führte, während sein Schwager und seine vertrauten Freunde öffentlich die Schweiz ausplünderten?

Ohne hier über die innere oder äußere Politik des Directoriums, dessen Schilderung und Würdigung gehörigen Ortes erfolgen soll, anticipiren zu wollen, können wir doch bemerken, daß einige Directoren, diejenigen, welche vor und nach dem 9. Thermidor einen entschiedenen und thätigen Antheil an den gewaltsamen und grausamen Maßregeln gegen die Royalisten und gegen die Demagogen genommen hatten, Alles befürchten mußten, wenn die eine oder die andre dieser beiden Parteien obsiegte. Die royalistische Partei bedrohte sie, ihnen wegen der Schreckenszeit den Prozeß zu machen, und die republikanische Partei, sie für die thermidorianische Reaction büßen zu lassen.

Diese zweideutige Stellung warf einige dieser Männer, Rewbell zuerst und Merlin nach ihm, in eine Politik, welche den Sieg einer gemischten revolutionairen Partei erstrebte, der alten orleanistischen Partei von 1791, die, da sie gleichzeitig mit dem Königthum und dem Terrorismus in Verbindung gestanden hatte, nöthigenfalls bei der einen oder der andern Gnade zu finden erwarten durfte. Diese doppelgesichtige Politik war es, die stets zum Kriege drängte, weil beim Frieden die Republikaner die Oberhand behalten haben würden, die Merlin und Rewbell eben so furchtbar waren, als die Royalisten; diese Politik war es, die Ende des Jahres 1797, und um den Frieden von Campo-Formio zu brechen, die französische Republik zu einem gottlosen Kriege gegen die helvetische Republik bewog. Merlin meinte darin ein Mittel, seinen Kopf zu retten, und Rewbell eins, um sich die Beutel zu füllen, zu finden.

Zwei Leute, wie man ihresgleichen in regelmäßigen und ruhigen Zeiten nicht finden würde, erhielten den Auftrag, diesen bewaffneten Einbruch in die Schweiz zu leiten und auszubeuten: Mingaud und Rapinat. Des Ersteren Fach dabei sollte die Politik, das Fach des Letzteren die Finanzen seyn. „Die diplomatischen Verrichtungen Mingaud's," sagt Barthelemy, „waren Handlungen eines Dummkopfs, den das Directorium an die Spitze einer Armee gestellt hatte; die Verrichtungen Rapinats aber waren Handlungen eines geriebenen Schlaukopfes, angewiesen, sich der Gold- und Silberbarren zu bemächtigen und die geheiligten Gefäße zu rauben. . . . . Dieser hatte an einen gewissen Rouhier, aus den äußeren Beziehungen hervorgegangen, einen getreuen Diebesgenossen, der sich, eben so wie er selber, ein merkwürdiges Vermögen aus der Schweiz geholt hat."

Ganz Europa nahm ein Aergerniß an diesem Einbruch in die Schweiz, dem die unsinnigsten Motive zum Grunde lagen, und dessen Resultat, außer der Plünderung, die Einsetzung einer weit weniger demokratischen Regierung als die bestehende war. Aber während Merlin sich das Ansehn gab, daß er, indem er die Wiederherstellung der Stände, wie sie im sechszehnten Jahrhundert dagewesen waren, verlangte, die Rechte des Waadtlandes wahren wollte, „waren die eigentlichen Rechte, worauf Rewbell es abgesehen hatte," setzt Barthelemy hinzu, „die Gold- und Silberbarren, welche man seit Jahrhunderten in den Gewölben zu Bern aufbewahrte, und die von der bernischen Regierung — woran aber das Directorium kein Beispiel nehmen wird — noch jährlich vermehrt wurden. Das Directorium wird sich hüten, über diese Barren Rechenschaft zu geben. Wie würde ihm dies auch möglich seyn, da Rewbell officiell eingestanden hat, daß sein Schwager Rapinat über solche Summen verfügt habe, daß sich Irrthümer von 600,000 Fr. nicht aus der Masse herausfinden ließen?

Die der Schweiz durch das Directorium genommenen Valuten in Barren, gemünztem Gelde und heiligen Gefäßen sind auf mehr als hundert Millionen geschätzt worden. Rapinat hatte mit allen diesen Schätzen aber so gewirthschaftet, daß Mingaud selber Anstoß daran nahm, und es gut hieß, daß die neue Regierung der Schweiz dasjenige, was sich noch in den öffentlichen Cassen vorgefunden, unter Siegel gelegt hatte, um es vor der Vergeudung der Agenten der französischen Regierung zu sichern.

Diese abscheulichen Erpressungen warfen, wie es sich denken läßt, nicht bloß auf die Agenten, welche sie in Ausführung brachten, sondern auch auf Rewbell, der dazu den Befehl gegeben hatte, ein böses Licht, und riefen unter den unzähligen Witzen, welche damals auf Rewbell, Rapinat, Forfait und Grugnon losgelassen wurden, folgenden vierzeiligen Vers ins Leben, der berühmt geblieben ist:

„Un bon Suisse, qu'on ruine,
Voudrait que l'on décidat
Si Rapinat vient de rapine,
Ou rapine de Rapinat." *)

Die entschiedenen Principien Rewbells über die Unverträg-

*) Ein guter Schweizer, den man zu Grunde richtet, möchte wissen, ob Rapinat vom Raube, oder der Raub von Rapinat abzuleiten sey.

lichkeit des Bürgerthums mit der Ehrlichkeit; seine steten und obligaten Beziehungen zu den Lieferanten, und die schaamlose Plünderung der Schweiz durch Rapinat, den er hartnäckig gegen den allgemeinen Schrei der öffentlichen Meinung in Schutz nahm und vertheidigte, war, wie man gestehen muß, in jener Zeit zweifelhafter Rechtlichkeit mehr, als Noth that, um auch die Rechtlichkeit Rewbells so ziemlich allgemein bezweifeln zu lassen.

So wie er war, und trotz seines bedauerlichen Rufes, wurde das Directorium dennoch von Rewbell beherrscht, weil er allein einen festen Willen hatte, arbeiten mochte, und auf ein Ziel losging.

Rewbell war der treffendste Typus eines französischen Demagogen. Er, der Chef einer freien und republikanischen Regierung, hielt weder etwas auf die Freiheit noch auf die Republik. „Er war ein Republikaner," sagt Prudhomme, „wie die deutschen Fürsten, seine Klienten." Carnot vervollständigt die Idee von seinem Character, indem er hinzusetzt: „Rewbell ist der einzige, der nach einem Plane handelt und der positive Kenntnisse hat; er hält aber die Freiheit für unmöglich und erkennt eine Regierung nur in dem absolutesten Despotismus."

Es waren curiose Leute, diese vorgeblichen Republikaner, die die Könige von Europa bekriegten, nachdem sie den König von Frankreich getödtet hatten, und die immer nur Phrasen und Beleidigungen gegen die Tyrannen im Munde führten.

„Ich habe," sagt Carnot, „Barras mehr als einmal darüber seufzen hören, daß man im Vendemiaire nicht genug Leute getödtet habe, und Rewbell, der dem völlig beipflichtete, trug eines Tages, wo wir in großer Geldnoth waren, darauf an, über Paris eine gezwungene Anleihe von 60 Millionen und in vier und zwanzig Stunden zahlbar zu verhängen." „Sie wollen also," rief ich aus, „den Schrecken und den Tod wieder an die Tagesordnung bringen?" — „Ich wollte, sie wären es schon," sagte Rewbell. „Ich habe Robespierre immer nur das Eine vorzuwerfen gehabt, daß er zu milde gewesen ist!" Und Barras wiederholte seine Lieblingsäußerung, die Aeußerung, welche Germain ihm späterhin in anderen Worten vorgeworfen hat: „es stände anders mit uns, wenn man die Pariser im Vendemiaire besser gezüchtigt hätte."

Rewbell trat auf dem Wege des Loosens am 10. Mai 1799 aus dem Directorium. Ein anhaltender und furchtbarer Schrei über sein öffentliches Leben folgte ihm in den Rath der Alten. Zahlreiche Adressen enthielten ein Verzeichniß der Excesse, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen. Der Rath ließ jedoch nach langen Debatten die Anklage in Vergessenheit fallen. Wer unter seinen Collegen wäre auch wohl berechtigt gewesen den ersten Stein auf ihn zu werfen?

(Fortsetzung folgt.)

Rembrandt.

Von J. de Chatillon.

(Aus dem Constitutionnel.)

In einer geringen Entfernung von Leyden, zwischen den Dörfern Leyerdorp und Lukerk, spaltet sich der Rhein zu seiner Rechten in mehrere Fäden, die im Lande eine gleiche Menge kleiner Flüsse bilden, deren Lauf sich nicht über eine Viertellieue erstreckt. Diese Flüsse, die dann wieder in ihr eigentliches Bett treten, setzen zuvor mehrere Mahl- und Schneidemühlen in Bewegung. An einem dieser Wasserarme sieht man noch heutigen Tages eine Kornmühle, die sich aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts herschreibt, wie sich aus den drei ersten Zahlen einer Jahreszahl ergiebt, die in einem der Mauersteine des Schornsteins ausgehauen sind. (155.)

Diese Mühle, sagte mir der Freund, dem ich diese Details verdanke, ist die eigenthümlichste Mühle, die ich im Verlaufe meiner Wanderungen längs der Flüsse, wo ich, wie Sie wissen, in der Weise der Seeraben gern weile und meditire, je angetroffen habe. Ihre Mauern haben sich mit der Zeit ein wenig gesenkt, wodurch sie bäuchig geworden ist, gleich den fünf oder sechs Generationen von Rundbäuchen, die dort während drei Jahrhunderten einander gefolgt sind, und ihr vorübergeneigtes Dach repräsentirt gar wundersam eine baumwollene Nachtmütze. Unter Weidenbäumen verborgen, hört man sie eher, als man sie sieht, mit ihren Rädern eine immerwährende Tyrolienne spielend, und alle Gesichter, die man in ihr antrifft, von dem der Müllerin an bis zu dem des Mühlenknappen, haben den Anstrich der blühenden Gesundheit und inneren Zufriedenheit, welcher das Vorrecht und das Abzeichen der Leute ist, die fern von der Welt leben, gesichert vor deren gewaltsamen und erkünstelten Leidenschaften, der Arbeit die Zahl von Tagen weihend, die ihr zukommen, der Nacht den Schlaf, den Sonntag Gott, den unschuldigen Vergnügungen, der guten Mahlzeit, der ehrlichen Liebe, und Nichts der Politik.

Hier war es, wo P. Rembrandt, dieser Maler, dessen phantastische Physionomie wir zu skizziren versuchen wollen, im Jahr 1661 geboren ward; und wer da fragen möchte, warum ich hier die Beschreibung wiedergegeben habe, welche mir von einem Touristen über den Ort mitgetheilt worden ist, wo er das Licht der Welt erblickt hat, dem diene Folgendes: Die Oertlichkeiten, wo unsere ersten Tage verstreichen, haben auf unser übriges Leben einen unbestreitbaren Einfluß. Man sehe nur die Geburtsstätten von Lamartine und Chateaubriand, diese harmonischen Wiederklänge der natürlichen Harmonie, und größer als irgend etwas, so lange sie harmonische Wiederklänge geblieben sind. Die Orte, wo der Mensch seine ersten Eindrücke empfängt, sprechen ihn noch lange nachher an, wenn er sie verlassen hat; und eben so, wie sein Naturell sich in dem zarten Alter den Eindrücken fügt, welche ihm die freiwillige Erziehung, und die der Gewohnheit, mitten in einem gewissen Kreise von Ideen und Beschäftigungen zu leben, gegeben hat, ebenso sind die Orte, wo er lange gelebt, wie eine Form, von welcher seiner speciellen Physionomie stets irgend ein Abdruck verbleiben wird. Ich bin nicht so eingebildet, um für gewiß anzunehmen, daß ich da irgend etwas ganz besonders Klares gesagt hätte, und es ist sehr möglich, daß ich ein wenig unklar geblieben bin, gleich dem moralischen Phänomen, von dem ich gesprochen habe; es ist aber doch bezeichnet. Darauf sollten sich vielleicht die Denker alle beschränken, die am Ende doch nur schreiben, um andere einzuladen, sich gleich ihnen der Wonne hinzugeben, ihrerseits über ein angedeutetes Thema zu denken, und nicht, um ihnen hochmüthiger Weise ihre Formeln und Folgerungen aufzudringen.

Rembrandt ist einer der Menschen, bei welchem sich dieser

Umstand am sichtlichsten bemerkbar gemacht hat. Sein Pinsel ist Zeit seines Lebens roh und derbe geblieben, wie jedes Werkzeug, das von einer bäuerlichen Hand gehandhabt wird; seine Persönlichkeit hat sich unter dem Einflusse der Kunst fast gar nicht abgeschliffen, und wenn er, was, wie ich glaube, nur selten vorgekommen, poetisch gewesen ist, so hat dies nur dann stattgefunden, wenn er der Natur eingedenk war, und sich dem Ungestüm seiner Laune hingab, brusk und keck, wie der hüpfende Fluß, der das Rad der Mühle seines Vaters trieb.

Er hatte frühzeitig eine unabhängige Sinnesart gezeigt, die sein Vater vergebens zu brechen bemüht war, und die heftigen Auftritte, die dadurch veranlaßt wurden, gaben seinem Charakter einen leidenschaftlichen Anstrich. Er machte seine Stunden als Müllerbursche durch, und schaffte während derselben mehr, als der kräftigste Gehülfe seines Vaters; wenn er sich aber hinlänglich zur Rast berechtigt hielt, so rastete er Wochen lang, und es war nicht möglich, ihn den Annehmlichkeiten des Spazierengehens auf den Wiesen, oder des Schlummerns unter dem Weidengebüsche zu entreißen. Leidenschaftlich gerne übernahm er es auch, die Mehlsäcke an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern, weil es ihm ein unaussprechliches Vergnügen machte, ohne müde Beine schlechte Wege zurückzulegen, auf einem Pferde, dessen mühseliger schwankender Gang den Takt zu der inneren Musik der Gedanken angab.

Da sein Vater ihn so träge sah, so hielt er es für das Beste, ihn dem geistlichen Stande zu widmen; er schickte ihn sodann, um Latein zu lernen, nach Leyden. Alle Welt weiß, daß man sich nur gezwungen entschließt, Latein zu lernen, wenn man funfzehn Jahre zählt, einen kräftigen Körper hat, und in freier Luft zu leben gewohnt ist. Da Rembrandt eben so wenig seiner Abneigung, als seine Lehrer seiner Halsstarrigkeit Herr werden konnte, so mußte das Latein bald wieder aufgegeben werden und man schickte ihn zur Mühle zurück. Nun aber von seinem Vater tüchtig abgeprügelt, flüchtete er sich wieder nach Leyden, ohne irgend zu wissen, wie er sich dort nähren sollte. Er hatte aber den glücklichen Einfall, in dieser Stadt einen Künstler aufzusuchen und ihn um ein Asyl zu bitten, der mit dem Meister Gerreten bekannt war, ihn im Sommer oft besucht, und sein Urtheil über einen kleinen Weinberg abgegeben hatte, auf welchen der Maler stolz war. — Dieser Künstler war der Maler Jacob van Zwaanenburg. Er nahm den jungen Flüchtling, der ihm ganz schlicht sein Abenteuer erzählte, willig auf.

„Aber, was Teufel! willst Du denn werden?“ fragte ihn der Künstler, „wenn Du weder Priester noch Müller sein magst. Das sind doch ein Paar sehr ehrenwerthe Gewerbe, und man stößt in denselben auch nur auf recht runde und blühende Gesichter. Der eine giebt der Seele, der andere dem Körper Brot, und Beide flehen den Himmel um seinen Segen an.“

— Das mag alles so sein, antwortete Rembrandt, aber ich habe kein Gefallen daran, ich will weder Priester noch Müller werden; denn als Priester muß man Latein lernen, und ehe man Müller wird, setzt es Prügel. Aber was treibt Ihr denn?

„Du weißt es ja, ich bin Maler.“

— Kann man einigermaßen thun, was man will, wenn man ein Maler ist?

„Das nicht, aber man hat keinen Herrn.“

— Wohl, da will ich ein Maler werden, und Ihr würdet mich sehr verpflichten, wenn Ihr so gut sein wolltet, zu meinem Vater zu gehen und es ihm zu sagen.

Der Künstler machte sich den andern Tag auf den Weg, um den Meister Gerreten von dem Entschlusse seines Sohnes in Kenntniß zu setzen.

„Nur eins möchte ich wissen,“ sagte der Müller, „nämlich, ob ein Maler auf honette Weise seinen Lebensunterhalt verdienen kann.“

— Mehr als das, antwortete Zwaanenburg; er kann sich honetter Weise ein hübsches Vermögen erwerben.

„Wohl denn, so werde er ein Maler, wenn Ihr ihm dies Metier lehren könnt!“ rief Meister Gerreten aus.

So wurde Rembrandt der Eleve von Jacob van Zwaanenburg. Nach Einigen soll Peter Lastmann von Amsterdam sein erster Lehrer gewesen sein; andre nennen als solchen Jacob Pinas, und wieder andere Georg Schooten. Ueber diesen Punkt habe ich nirgends eine befriedigende Lösung gefunden. Sonder Zweifel war er successive der Eleve von allen diesen Malern. Aber würde man nicht besser daran thun, zu sagen, daß er Niemands Schüler gewesen sei? Nothwendiger Weise zu Anfang den einleitenden Studien obliegend, die dem angehenden Maler unentbehrlich sind, machte er rasche Fortschritte; aber begierig, sich früh einen Namen zu machen, ließ er sich nicht die Zeit, es zu einer großen Lauterkeit in der Zeichnung zu bringen, dagegen setzte er durch seine früherworbene Fähigkeit, die verschiedenen Haltungen des Körpers auszudrücken, Personen und Beiwerke in dem Rahmen einer Composition zu gruppiren, und das Licht auf den Zeugen spielen zu lassen, in Erstaunen. Da ihm der erste Unterricht, welchen er in der Perspective erhalten, Langeweile gemacht hatte, so schlug er den kürzesten Weg ein, dieser überhoben zu sein — er erfand sich die Perspective.

Eine seiner Skizzen, die sich noch durch nichts weiter, als durch ihre keke Auffassung und durch eine Nichtbeachtung der Regeln und des Herkommens, an welche noch niemand gewöhnt war, auszeichnete, kam einem Bürger Leydens zu Gesicht, der sich einigermaßen auf die Malerei verstand. Neben argen Mängeln, wovon es in dieser Composition, das Werk von nur wenigen Stunden, wimmelte, gewahrte er darin originale Eigenschaften, und die Keime eines Talents, dem nur eine gute Richtung Noth that. Er nahm deßhalb Rembrandt bei Seite, und stellte ihm vor, daß er bei van Zwaanenburg seine Zeit verlöre, da derselbe nur ein mittelmäßiger Künstler sei, der ihn nur in den ersten Elementen der Malerei unterweisen könnte.

„Schoonen, zu Amsterdam, wo mehrere Künstler von großem Talente die Malerei mit umfassenderen Ideen betreiben, ist mein Freund,“ sagte der Bürger, „und wenn Ihr seines Unterrichts genießen wollt, so will ich Euch ihm empfehlen.“

Rembrandt nahm dies Anerbieten an, nicht, weil er darauf rechnete, unter einem neuen Meister besonders größere Fortschritte zu machen; denn er hatte sich schon seit lange vorgenommen, sich nur von der Natur und seinem Genie leiten zu lassen, sondern, weil er sich etwas im Lande umzusehen wünschte. Er erhielt die Erlaubniß, sich nach Amsterdam zu begeben. Dort machte er sich durch sein eigenthümliches Wesen bemerklich; dies hinderte aber nicht, daß er ein ganzes Jahr in großem Misere verleben mußte. Da sein Vater noch immer keinen Nutzen sah, so wollte er sich auch nichts mehr entziehen, um, wie er sagte, seinen Sohn in einem Gewerbe der Faulheit zu unterstützen,

und hörte auf, ihm Geld zu schicken. Aber das machte Rembrandt nicht muthlos, besaß er doch einen Schatz, größer als alle andern Güter — die Freiheit.

(Fortsetzung folgt.)

Gastrosophie oder die Lehre von den Freuden der Tafel. Von Eugen Baron Vaerst. Zwei Theile.

Nur Bekanntes.
Lessing gegen Klotz.

Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1851. XIII (XVI), 301, (IV und) 271 Seiten, nebst 2 Seiten Berichtigungen. Gr. 8.

„In einem Hefte meiner Reisejournale finde ich (unterm 24. October 1824 aus Baireuth datirt), daß ich bei der Frau von Herder mit Jean Paul einen Besuch abstattete. Therese Huber, erste Gemahlin von Georg Forster, war von der Gesellschaft und behauptete, Rumohr's Kochbuch sei eine Satire auf den Karlsbader Congreß. Ich widersprach dem auf das entschiedenste und beredete Jean Paul, der kein Freund von Bücherkaufen, sich dies Buch anzuschaffen, was ganz für ihn passe. Er versprach es, drohte mir aber mit Rache, wenn es ihm nicht munden würde. Ich hatte die Genugthuung, daß es ihm so gefiel, daß es seiner Tochter zur Ausstattung mitgegeben ward."

Der Verfasser spricht in dieser den „Aphorismen" des ersten Bandes entnommenen Stelle, der einzigen, in welcher er des Werkes gedenkt, natürlich von dem angeblich von Rumohr nur übersetzten und herausgegebenen „Geist der Kochkunst von Joseph König" (Stuttgart 1823 und in zweiter Auflage 1832); er brauchte Jean Paul's Rache nicht zu fürchten, denn ein solches Buch mußte diesem gefallen; die „Gastrosophie" würde ihm aber nicht weniger gefallen haben, wenn wir auch von der heimlichen Freude, einem, ihm hinsichtlich des Excerpten-Sammelns so Ebenbürtigen, als solchen sich Herr Baron Vaerst selbst zu erkennen giebt, zu begegnen, ganz absehen wollen.

Das Entstehen, die Composition eines Buches genau zu kennen, ist für Den, der es beurtheilen, oder auch nur, wie wir, besprechen und anzeigen will, nicht unwichtig und er wird stets dankbar sein, wenn er den Verfasser so offen, wie es im Vorworte geschieht, darüber ein unumwundenes Geständniß ablegen sieht. Aus diesem Vorworte nun, welches etwas eigenthümlich mit wohl verdientem Tadel der oft vorkommenden Leber-Semmel und einem Citate aus den Psalmen beginnt, ersehen wir nämlich, daß der Verfasser seit fünfunddreißig Jahren Viel gelesen, und nichts Schlechtes, auch aus dem Gelesenen immer (wir fügen hinzu: nach guter alter Sitte, über welche bekanntlich unser Vincent Placcius und Meiners eigene kleine Büchlein schrieben) viel excerpirt habe; so sei er zu einigen tausend Citaten über die edle Kochkunst gekommen und habe vielleicht noch einmal so viel im Gedächtnisse. Daß er sein Buch durch 10,000 Citate nicht ungenießbar gemacht, um uns eines culinarischen Ausdrucks zu bedienen, dafür hätte es kaum der Anführung des Ovid'schen Verses:

„Alles dient zur Schönheit. Doch ist's kein reizender Anblick,
Das entstehen zu sehn, was nur entstanden gefällt"

als Entschuldigung bedurft. Wollte uns der Verfasser einst mit einer Geschichte der Kochkunst, die zu schreiben er sich, wol zu bescheiden, nicht befähigt glaubt, beschenken, dann freilich könnten wir sie ihm nicht erlassen. — Beichtet er uns ferner, daß er wenig wisse, am wenigsten gründlich, daß sich die in der Jugend versäumte classische Bildung immer räche und nicht ersetzen lasse, so scheint uns Das eine literarische, wenn auch fein-attische, Coquetterie zu sein. Freilich, wären die früheren Excerpte wieder alle mit den Quellen verglichen, wozu die eigene Bibliothek in Herrendorf nicht genügte, so hätte mancher kleine Irrthum berichtigt werden können. Tröste sich aber der Verfasser! Die Mehrzahl seiner Leser, selbst unter den Diplomaten, Ministern und gekrönten Häuptern (— die Letzteren hätten wir des schuldigen Respects wegen zwar zuerst nennen müssen, sie bleiben aber hier, es gilt die höchste Wette, verehrungswürdig in der Minorität —) wird sein Buch schlank weg und ohne sich deshalb zu quälen, begierig zu Hand nehmen und verschlingen. (Schon wieder ist uns ein erschrecklich unedler culinarischer Ausdruck entschlüpft!) Bei uns in Hamburg, dessen Tafelfreuden immerhin ein wenig mehr in der „Gastrosophie" hätten gepriesen werden können, wenn gleich in der Note auf der ersten Seite des Vorwortes das Gemüse der Vierländer und das Hamburger Rindfleisch, als in der Welt ihres Gleichen suchend, genannt werden, ist das Buch, wie man bibliopolisch zu sagen pflegt, schon reißend abgegangen und haben wir bis jetzt noch keine Klagen über nachlässiges Excerpiren gehört.

Seite X des Vorwortes heißt es: „In Wahrheit aber habe ich, die Zusammenstellung etwa ausgenommen, kein Verdienst an diesem Buche (um dieses Buch), am allerwenigsten ein gelehrtes." Die Gelehrsamkeit in re culinaria, d. h. das vielseitige Wissen alles Dessen, was die Roh- und durch die Kochkunst veredelten Stoffe betrifft, erkennen wir gerade als des Herrn Barons größtes Verdienst! Die Zusammenstellung und Anordnung des so reichen Materials hätte übrigens etwas sorgfältiger, systematischer, oder, wenn Dies zu viel verlangt ist, harmonischer, was ja auch bei einem Gastmahle so sehr bedeutend (Band 2. S. 260), sein können und Wiederholungen wären dann leichter zu vermeiden, einiges Fremdartige leichter zu entfernen gewesen. In der so eben citirten Stelle (Beschreibung eines athenienstischen Gastmahls) ist allerdings sehr richtig bemerkt, wie die vielen Mittel (die große Materialien-Masse) nur die Erreichung des höchsten Zweckes (einer harmonischen Composition) erschwerten; aber auch, daß nur jenes ein höheres Kunstwerk sei, wo dieselbe Harmonie unter einer größern Anzahl von Schüsseln walte. „Je mehr Schüsseln ihr bietet", heißt es, „desto schwieriger wird es euch werden, ein harmonisches Kunstwerk, ein tüchtiges Mahl zu Stande zu bringen, aber euer Triumph wird dort der höchste sein, wo euch mit der großen Anzahl von Schüsseln ein harmonisches Ganze gelingen wird."

Das auf dem Titelblatte sehr klein erscheinende Motto von Lessing: „Nur Bekanntes" ist im Vorworte bei dem Geständniß, daß, wo der Sinn leidlich ausgedrückt, was brauchbar befunden, wörtlich abgeschrieben sei, mit großen Lettern wiederholt. Ganz anwendbar ist es aber nicht, denn überall sind Notizen aus der

Verfassers vieljähriger Erfahrung und Praxis (z. B. über das Kaffeebrennen und die Kaffeebereitung) eingeflochten.

Für wen das Buch zunächst bestimmt ist, darüber mag sich der Verfasser selbst aussprechen. „Ich hatte dasselbe zuerst Gastronomie genannt; ein geistreicher Freund verwirft aber diesen Titel mit Recht: ich glaube Gastrosophie, so fremd das auch klingt, ist der richtigere Titel. Zur Zeit des „Almanach des gourmands“, des Kaiserreichs und der Restauration gab es eben nur Gourmands. Diese Leute sind nicht die, welche mir bei meiner Arbeit vorschwebten, für die ich schreibe. Meine Ansicht vom Essen, von der Küche, den Nahrungsmitteln u. s. w. sind hoffentlich die des Weisen, solche, welche die aufgeklärtesten und gesittetsten Nationen theilen und anerkennen würden. Der Gourmand ist begierig auf Alles, was gut schmeckt, ohne Rücksicht auf die Gesundheit, auf das Maaß und die Gesetze der Grazien. Er giebt, wenn er vollgefüllt ist, auf ferneres Zureden zum Zulangen allenfalls die wehmüthige Antwort: Ich danke, und wenn es Gift wäre, so gern ich sterben möchte. Der Gourmet ist blos lüstern, doch nur nach alle Dem, was Zunge und Auge anlockt. Aber der Gastrosoph wählt aus dem Guten das Beste, in schönster Form, mit gewissenhafter Rücksicht auf Gesundheit und Schicklichkeit. Der Engländer ist meist Gourmand, die Frauen sind fast immer nur Gourmets, der Franzose und manche gebildete Deutsche sind oft Gastrosophen.“

Werfen wir jetzt einen Blick auf den Inhalt! Zuerst wird sehr ausführlich von den Nahrungsmitteln überhaupt gesprochen, dann 2) von den Fleischspeisen von vierfüßigen Thieren (— Hausthiere; Wild —), 3) vom Geflügel (— Hausgeflügel; wildes Geflügel —), 4) von den Vegetabilien, 5) vom Salze, 6) von Fischen und Schalthieren, 7) von Fastenspeisen und 8) von Saucen (S. 1—206). Zu dem Kapitel von den „Fastenspeisen“ kann der Verfasser in seinem Handexemplar, für eine zweite Auflage, die schwerlich ausbleiben dürfte, citiren: Bulletin du Bibliophile Belge; Tome VIII. No. 1 (1851), S. 90—93: Une facétie belge du dix-septième siécle (jetzt auch in einem besondern Abdrucke zu haben bei Herrn Heberle in Brüssel), nämlich ein komisches, im Besitze des Herrn de Chênedollé befindliches Mandement de Quaresme, in welchem die zu Speisen dienenden Thiere und die aus ihrem Fleische rc. bereiteten Speisen, welche während der Fastenzeit von Quaresme aus seinem Reiche verwiesen werden, als Personen aufgeführt sind. (M. s. unsere Blätter, No. 53.) — Die Seiten 207—301 des ersten Bandes enthalten 9) Apotheose, 10) Sprüchwörtlich, 11) Aphorismen. S. 213 findet man in der Note eine exegetische Erörterung der Verse 7 und 8 des 18. C. des 1. B. Mos. — In Beziehung auf den Geruchssinn lesen wir S. 227 Folgendes. „Geistreiche Menschen haben sehr empfindliche Geruchsnerven, gleich den Göttern Griechenlands, die sich am lieblichen Geruch gern, wie alle Dichter behaupten, weideten. Abel's Dankopfer steigt gen Himmel, „das Feuer auf dem Altar soll brennen und nimmer verlöschen“, heißt es im 3. B. Mos., 6. C., 1. V., und überall. Wenn Mahavida den Amru sucht, so folgt sie dem Hauche des Windes, der ihr den Duft zuträgt. Der feine Cardinal Alberoni hatte eine so feine Nase, daß er durch sie im Alter, als er das Gesicht verloren hatte, eine junge Dame von einer alten unterscheiden konnte. Rousseau hatte einen so feinen Geruch, daß er eine Geruchsbotanik hätte schreiben können, wenn die Zunge so viel Ausdrücke hätte, als es Gerüche in der Natur gibt. Kant konnte keine dürftige Studenten im Auditorium leiden, weil die Exhalationen von mit schlechter Kost genährten Menschen ihm unleidlich waren; er nannte Leute, die viel Brot essen, gemeine Menschen. Napoleon's Geruch war so fein, daß ihn der Theer- und Schiffgeruch bei seiner Ueberfahrt nach Helena, wie ich von Augenzeugen weiß, krank machte; er fürchtete das neue Haus, welches man dort für ihn bauen wollte, blos wegen des Geruchs der frischen Farbe so sehr, daß er vorzog, unbequem im alten Hause zu bleiben. Aber König Philipp II. von Spanien hingegen roch gar nichts.“ — S. 235 ff. wird ein Besuch im Weinkeller gemacht; S. 247 ff. über die Anordnung eines Gastmahls mit Geschmack und Grazie, mit Berücksichtigung der Persönlichkeiten, gesprochen. Als einer Derjenigen, die es am besten verstanden, gute Gäste um sich zu vereinen, wird der Staatskanzler Fürst Hardenberg gerühmt und General Steigentesch als einer der decidirtesten Gourmands, ja Gastrosophen bezeichnet. Der Verfasser verdarb es einst auf lange Zeit mit ihm, als er, bei einem sogenannten diplomatischen Probediner, einige Tage vor dem wirklichen, eine Wachtel für eine leipziger Lerche aß, ein culinarisches Verbrechen, welches er ihm verzieh, aber niemals vergaß. Fast eben so empfindlich war er gegen den König von Dänemark, der die Artigkeit hatte, ihm nach Wien eine Probe des weltberühmten Liqueurs zu schicken, den Madame Fouls auf Martinique in unübertroffener Güte fabricirt. Der General fand, daß die Probe keine ächte sei und war undiplomatisch genug, das nach Kopenhagen zu schreiben. Vielleicht, meint der Verfasser, wäre die Folge davon gewesen, daß er nie dahin auf seinen Gesandtschaftsposten zurückgekehrt sei. (!) — Seite 260 wird behauptet: „So lange in Deutschland Leute von Verstand und Bildung, ja so lange es vornehme Herren unter ihrer Würde halten, sich um die Küche zu bekümmern, so lange werden wir keine athenische oder pariser Diners haben. In Frankreich verschmähten die Höchststehenden es nicht, sich sehr genau um die Küche zu bekümmern: viele neue Gerichte sind aus der besten Gesellschaft hervorgegangen“ (Colbert, Marq. v. Béchamel, die Pompadour, Prinz Soubise, Prinz Guéménée, der neben piquanten Ragouts auch einen Bankerot von 28 Millionen Francs machte, die Frau des Marschalls v. Luxembourg, der Regent, seine Tochter, die Herzogin v. Berry, Marq. de Nesle, Herzog v. Montmorency, Maria Leszczynska, Marschall Richelieu, die Marschallin v. Mirepoix, Ludwig XVIII., ein Prinz v. Condé, Stanislaus Leszczynski, der mit allem Praktischen der Küche so bekannt war, wie sein königlicher Schwiegersohn in Frankreich; endlich Carl X. Wir haben nur die Namen abgeschrieben; die verdienstlichen Werke dieser erhabenen Koch-Künstler und Künstlerinnen möge man im Buche selbst aufsuchen. Was vermag Deutschland gegen diesen überschwenglichen französischen Reichthum zu bieten?) Das Quodlibet, „Apotheose“ überschrieben, aus welchem wir die mitgetheilten kleinen Bruchstücke entlehnt haben, ist eine der interessantesten Partieen der „Gastrosophie“. — Unter den Sprüchwörtern sind viele etwas triviale, wie es freilich nicht anders sein kann, aber auch mehrere treffende, und einige kleine Verse Goethe's.

Der zweite Band beschäftigt sich S. 1—83 mit den Getränken: 1) von den Getränken überhaupt, 2) Wasser, 3) Wein, 4) Kaffee, 5) Thee, 6) verschiedene Getränke; S. 84—271 enthalten 7) Geschichtliches, 8) das Vaterland vieler Speisen, namentlich aus dem Gewächsreich, 9) Allgemeines, 10) Salat, 11) des Anacharsis Beschreibung eines athenischen Gastmahls (S. 187—271). So wie im ersten Bande, wo von den Speisen gehandelt wird, stets die Gesundheit berücksichtigt ist, so auch hier. Dem Gastrosophen, indem er Theorie und Praxis mit überlegenem Geiste verbinde, wird prophezeiet, daß er mit Gesundheit alt werde; ja dies sei zugleich seine eigenste Aufgabe: gesund und alt werden in der angenehmsten Weise, im täglichen Genuß der wohlschmeckendsten Speisen und Getränke, in der schönsten Form. — In dem Wein-Kapitel ist manches Belehrende auch für Leute, die keine Gourmands, Gourmets oder Gastrosophen sind, sondern mit Wein handeln oder gerne ein Glas guten Wein trinken; der Verfasser eifert natürlich gegen alle Künstelei und Verfälschung; der Rath, den Wein von dort, wo er wächst, und nur von den ersten Häusern zu beziehen, ist probat, wenn auch nicht neu, uns jedoch neu, daß der Verfasser den Bordeauxwein von seinem vortrefflichen Freunde G. F. Meyer in Bordeaux bezieht. Man sieht, er kennt die lautern Quellen! — Die kürzeren Kapitel vom Kaffee und vom Thee können wir den Hausfrauen zuversichtlichst empfehlen; beherzigen sie Herrn Baron Vaerst's Belehrungen, so werden sie am Morgen, Nachmittag und Abend (in der Theestunde) die Gesichter ihrer Ehemänner um ein Bedeutendes erheitert sehen. — Wenn seine historischen Kenntnisse über deutsche Kaffeetrinker so gründlich, wie er sich schmeichle, erzählt der Verfasser, so wäre — wenn er in schüchterner Bescheidenheit nicht einem gewissen Baron zu nahe trete — der Maler Philipp Hackert der erste Kaffeekünstler Deutschlands gewesen. In einem der schönsten Paläste Neapels, den der König ihm geschenkt hatte, einen von ihm selbst mit ausgelernter Kochkunst bereiteten Kaffee zu trinken, erklärte der geniale Künstler für die größte Wonne des Lebens. —

Für Rundschit-Singh wurde ein Branntwein verfertigt, zu dem nicht nur die stärksten Brühen vom Fleisch aller möglichen Thiere, Ochsen ausgenommen, verwendet wurden, sondern auch Perlen und Edelsteine, Moschus, Opium und zahlreiche Kräuter, welche einen sogenannten Lebenstrank abgeben sollten, fast von der Stärke des Alkohol bereitet. Der Baron Hügel sagt: Ich hatte das Teufelsgetränk gekostet, das angenehm genug schmeckt, und den ganzen nächsten Tag war mein Geist tief herabgestimmt. (S. 83.)

Aus dem Abschnitt: „Geschichtliches" könnten wir ungemein viel Unterhaltendes mittheilen, müssen uns jedoch auf das kleine diplomatische Curiosum beschränken, dessen S. 104 gedacht ist: Der Prinz von Rohan, unter Ludwig XV. französischer Gesandter in Wien, wollte dort die in Paris durch die Sitte des Hofes an die Tagesordnung gekommenen Soupers einführen. Er schrieb nach Paris: Große Diners sind hier in der Mode; aber man sagt, meine Soupers thäten ihnen schaden; — weshalb der Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine sehr lebhafte Note an den Prinzen schrieb, (!) und ihn im Namen der Kaiserin einlud, keine Soupers mehr zu geben. (Die Kaiserin, war wie bekannt, eine Feindin aller Ausschweifungen, und bei den Soupers der Prinzen mag außer dem Essen und Trinken auch wol noch manches Andere vorgekommen sein, was ihr unmöglich gefallen konnte!)

Unter der Rubrik: „Allgemeines" ist vom Wirthe, von der Anordnung der Tafel, von der Aufwartung u. dgl. die Rede: — Der „Salat" nimmt die Seiten 142 bis 185 in Anspruch; dieser Aufsatz ist einer der originellsten des Buches und wirklich ganz ausgezeichnet gründlich; im Vorworte wird bemerkt, daß hier alles Mögliche citirt sei, was zu citiren war, und der Leser, auch der Gelehrte, daran einen Maßstab finden würde, wie viel von dem Werke des Verfassers Eigenthum sein dürfte. — Das athenienſische Gastmahl aus Barthélémy's Reise des jungen Anacharsis ist aus griechischen Schriftstellern so erweitert, daß es dreimal so stark geworden ist. Es gewährt eine angenehme Lectüre.

Dem Leserkreise, für welchen die „Gastrosophie" ursprünglich geschrieben wurde, bedarf sie wol kaum noch empfohlen zu werden; Belehrung mancher Art bietet sie aber auch Denen, welche für die Tafel der Gastrosophen zu sorgen haben, namentlich den Gemüsegärtnern, die es nicht versäumen mögen, was an mehreren Stellen über die Cultur von Gemüsen 2c. sich findet, zu beachten.

Das Aeußere des Buches ist sehr stattlich und einladend (Druck von Brockhaus).

Hoffmann.

Berichtigung. In dem Aufsatze: „Ein flüchtiges Bild, 2c." in u. v. Bl., ist ganz am Schlusse statt Pfeifengeruch Speisendunst zu lesen, und in der dritten Spalte, Z. 4 v. o. Läuten statt Leuten.

Notiz.

Von mehreren Seiten und zum öfteren dazu aufgefordert, werden mit Anfang dieses vierten Quartals d. J. die Spalten dieser Zeitschrift auch „**Anzeigen**" speciell solchen, die den Musikalien-, Kunst- und Buchhandel betreffen, und welche durch diese Blätter insbesondre auf eine ersprießliche Verbreitung rechnen dürfen, geöffnet sein. Preis der Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Hamburg, d. 27. Sept. 1851.

F. Niebour.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 81. Mittwoch, den 8. October. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℳ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Vater dem Sohne.

Das eig'ne Glück zu legen,
Gehst Du vom Vaterhaus:
So nimm' den letzten Segen
Mit in die Welt hinaus.
Mein Sohn, auf dieser Schwelle
Sprech' ich das Scheidewort,
O denke stets der Stelle,
Und wandle weiter fort.

Dies Kleethal, diese Hütte
Hat rein Dein Herz bewahrt;
Nun schaust Du Welt und Sitte
Und Lockung mancher Art.
Es liegt kein Fleck und Streifen,
Auf dem nicht Täuschung thront:
Du wirst nach Rosen greifen,
Wo oft der Dorn nur lohnt.

O Kind, die Lebensblätter
Nicht immer sind sie klar;
Manch' flammenschwang'res Wetter
Bringt auch dem Fels Gefahr.
Es werden Stürme kommen,
Nur halte Dich bereit:
Das Paradies der Frommen
Geht nur durch Kampf und Streit!

Und häuft das Glück Dir Güter,
Erdzauber, gold'ne Last,
Da sei kein eitler Hüter,
Und theile, was Du hast.
Ein Trunk, ein Bissen Brodes
Dem Hungernden gereicht —
Macht auf dem Bett des Todes
Den Sterbekampf Dir leicht.

Wenn Menschen vor Dich treten,
Sei wohl auf Deiner Hut,
Sie schmeicheln und weinen und beten
Und sind Dir doch nicht gut.
Bewahr' trotz Spott und Witze
Dein Herz, wie's Gott Dir gab;
Dir sei die **Wahrheit** Stütze
Und **Recht** Dein Born und Stab.

Nimm' einen Freund, man wandelt
Da süßen Lebensgang;
Nur merk', wie brav er handelt
Und nicht auf Stand und Rang.
Oft standen Gold und Titel
Herzlos am Brudersarg,
Indeß der Zwillichkittel
Ein fühlend Herz verbarg.

Und pflügst Du eig'ne Matte,
Und schürst Du eig'nen Heerd —

Dann sei, ein treuer Gatte,
Auch Deines Weibes werth.
Es sei kein Schritt vergebens
Für Dein auch kleines Haus,
Denn Alles Glück des Lebens
Wirkt erst die Gattin aus.

Würzburg. Philipp Scherl.

Rembrandt.

Von J. de Chatillon.

(Fortsetzung.)

„Ich fühle mich vielmehr sehr glücklich," sagte er zu einem seiner Kameraden, der ihn wegen seiner Armuth bedauerte. „Ich bin arm, das hat seine Richtigkeit; aber ich bin es aus freien Stücken, werde von niemand deßhalb berufen und ausgeschmält; überdem bin ich kräftig, das Fasten ficht mich nicht an, und wenn ich auch einmal nicht zu Mittag habe essen können, hält mich das doch nicht ab, bei schönem Wetter ins Grüne zu gehen und der Ruhe zu pflegen. Ihr anderen könnt in dieser Weise nicht glücklich sein; Ihr müßt das Gelärm der Schenke, Bier, Pfeife, Liebschaften und Geld im Säckel haben. Und wenn ich eben so, wie Ihr, glücklich sein wollte, so könnte ich es ebenfalls. Wenn ich Scandal haben will, brauche ich es nur auf einen Zank anzulegen. Man ist hier zu Lande gastfrei; habe ich demnach Lust, mich einmal in Bier und Taback gütlich zu thun, so brauche ich mich nur mit einem Landmann in ein Gespräch einzulassen, und es macht ihm Spaß, sich mit mir eine oder ein Paar Stunden in seiner Hütte einzuräuchern. Will ich Geld haben, so borge ich es von Dir, und Du bist ein zu wackrer Bursche, um mir das abzuschlagen. Und was die Liebschaften betrifft, so habe ich die Bemerkung gemacht, daß man meistens dabei verstimmt wird, jedenfalls mehr oder minder seine Freiheit einbüßt, darum gebe ich nichts darauf. Du hast also Unrecht, mich zu bedauren, denn wenn ich daran Gefallen fände, könnte ich eben so glücklich sein als Du. Was nun das Glück, wie ich es mir gewählt habe, betrifft, nämlich, mich gemüthlich aufs Gras hinzustrecken, so ist nicht Einer unter Euch, der es zu genießen versteht. Der Eine müht sich ab, methodisch zu philosophiren, indem er die Wolken ziehen sieht, und ein anderer, um einen Vers zu Stande zu bringen. Dieser bauet Luftschlösser, deren zerbrechliches Fundament ihm Kummer macht; jener überläßt sich stupider Weise dem Schlafe. Noch giebt es welche, die die Angelegenheiten des Landes besprechen, und wieder welche, die Abwesenden Ubles nachreden. Als ob für alles dieses die Nähe des Himmels, der Duft der Gräser, der Sonnenuntergang, das Säuseln des Windes nothwendig wäre! Ich sage Dir, es ist nicht ein Einziger unter Euch, der die edle und lautre Lust des Nichtsthun zu würdigen wüßte. Nur ein gänzlich träger Sinn genießt einer vollkommenen Freiheit! Jeder Sorge baar, weil jede Sorge eine Beschwerde und Arbeit ist, athmet er ohne irgend ein Hinderniß alle duftenden Ausdünstungen, alle harmonischen Schwingungen ein, die um unsre Mutter Erde schweben; er verläßt zuweilen die Erde, um sich seinerseits zu einem vagen Ocean sanfter Eindrücke empor zu schwingen, die weder Harmonie noch ein Parfum sind, ihn aber in einer höheren Region beschäftigen und gar lieblich schaukeln; er bekömmt Formen zu sehen, wie sie keiner Kreatur gegeben sind, und badet sich in einem Lichte, welches gewöhnliche Augen nicht zu sehen bekommen. Ich sage Dir, daß ein jeder, der sich auf die Seligkeit des Nichtsthun versteht, in solch einem Augenblicke hoch über sein Geschlecht erhaben ist. Inzwischen hat jedes Ding seine Zeit. Wer im Juni die Schenke aufsucht, der ist ein Esel; im Winter aber ist's ein andres! Man hat's dort warm, wenn's draußen friert; man sieht dort schöne Effecte des Lichts auf glitzernden Nasen, hat Visionen mitten durch den von den Lampen gerötheten Tabacksqualm, und pauckt sich nach Herzenslust, wenn es einem in den Armen juckt. — Ei ja doch, Du wirst im nächsten Winter schon einer der ersten seyn, mich mit zur Schenke zu ziehen und die Zeche für mich zu bezahlen! Du siehst also, daß mir nichts zu wünschen übrig bleibt."

Beinahe ist's wahr, daß es Rembrandt während seines Aufenthalts zu Amsterdam trotz der Härte seines Vaters an nichts gefehlt hat. Er starb nicht Hungers, weil er ein unverschämter Schmarotzer war, und hatte hinlänglich Freunde, um nicht in Melancholie zu verfallen. Man ließ ihn gern an allen Lustpartieen Theil nehmen, weil er ein muntrer Gefährte und gar stark in Paradoxen war, eine Eigenschaft, wodurch die Fröhlichkeit in den Kreisen der Zecher unterhalten wird. Wenn das Trinken und das Essen, die Philosophie und die ernsten Speculationen über ernste Dinge, das erste Anzeichen, daß der Wein zu Kopf gestiegen ist, den Gaumen nicht mehr behagen, die zu schwankenden Geister nicht mehr fesseln wollen, dann ist der Augenblick eingetreten, wo das Paradoxum an seinem Platze ist. Niemand wundert sich über dessen Vermessenheit, niemand nimmt Anstoß an seine phantastischen Streifzüge in das Gebiet des Absurden: es nimmt mitten in dem Feuerwerke leuchtender Witzfunken, welche aus dem Zusammenstoße wirrer und ihren Abschweifungen Preis gegebener Gedanken hervor sprühen, alle Denkkräfte in Beschlag, die zu lax geworden sind, um sich auf der platten Schüssel der Vernunft zu behaupten. Rembrandt war mit dem Talente, Paradoxen zu machen, begabt; auch hatte er viele Freunde; doch verursachten sie und der Zwank ihm am Ende Langeweile; dazu kam noch, daß einige von denen, die er am liebsten hatte, nach Italien abgereist waren, und um neue Bekanntschaften war es ihm nicht groß zu thun; noch weniger verlangte ihm darnach, nach Rom zu gehen, um dort die Meisterwerke von andern zu studiren, weil er, wie er sagte, fürchtete, etwas seines Selbst zu verlieren und mit unter die Heerde der Nachahmer zu gerathen. Er hatte sich seiner Meinung nach schon hinlängliche practische Tüchtigkeit erworben, um auf die Begründung seines Rufes bedacht zu seyn, indem er sich von seinem eignen Genie leiten ließe, und während seine Freunde theils den Weg nach Florenz, theils den nach Bologna oder nach Rom einschlugen, wanderte er der väterlichen Mühle zu. Seine Heimkunft glich der des ungerathenen Sohnes, und es machte seinem Vater, der geglaubt hatte daß er nun wieder zu seinem Metier greifen würde, großen Kummer, als der junge Mann ihm erklärte, daß er gar nicht Willens sey die Malerei aufzugeben. — Man mußte es schon geschehen lassen, daß er einige Säcke oben in der Mühle an einen anderen Platz trug,

um sich eine Art von Atelier einzurichten, das sein Licht durch ein kleines Dachfenster erhielt. Dort malte Rembrandt sein erstes Bild, ein Potrait der Mühle. Man sah auf demselben den Meister Gerreten, auf den das Licht einer Laterne fiel, die er in der Hand hielt, indem er seinen Burschen, die in einer dunklen Ecke des Mühlbodens mit Zurechtsetzen von Mehlsäcken beschäftigt waren, Befehle ertheilte. Ein Lichtstrahl der Laterne ließ in dem dunkelsten Winkel das gute und naive Gesicht der Cornelia van Zwobroeck, die Mutter des Malers, erkennen, wie sie eben die letzte Stufe einer hölzernen Treppe überschritt. Die Kataloge erwähnen dieses Bildes nicht, das sonder Zweifel nicht mehr existirt; ich habe aber seine Beschreibung am Rande eines Katalogs, des Geschichtsmalers Decamps gefunden. Ob dieselbe ächt ist oder nicht, das sey dahin gestellt; aber positiv ist's, daß jenes Bild im Haag mit 100 Gulden bezahlt worden ist. Rembrandt wäre fast närrisch geworden, als ihm diese Summe, die erste Ausbeute seines Pinsels, ausbezahlt ward. „Er hatte die „Reise nach dem Haag zu Fuß abgemacht, „berichtet Descamps," „um aber rascher wieder nach Haus zu kommen und seinem „Vater Kunde von seinem so großen Glücke geben zu können, „hatte er einen Platz auf dem Postwagen genommen. Als dieser „die Station erreicht hatte, wo das Mittagsmahl eingenommen „ward, stieg alle Welt aus, nur Rembrandt nicht, aus Furcht, „seinen Schatz zu verlieren. Als der Postillon den Futtertrog, „in welchem er seinen Pferden, die er weder ausgespannt noch „angebunden, den Hafer gegeben hatte, setzten sie sich — sonder „Zweifel durch Rembrandt, der sich um seine Reisegefährten „nicht bekümmerte, angefeuert — ihren Weg fort, und hielten zu „Leyden, vor ihrer gewohnten Station, wieder an. Unser Maler „sprang nun rasch aus dem Wagen, und eilte mit seinem Gelde „der Mühle seines Vaters zu."

Groß war die Freude des Müllers, als er endlich die Sudeleien, auf die er stets mit größter Verachtung herabgesehen hatte, nun in Ducaten übersetzt sah.

„Wie?" rief der ehrliche Mann in seinem naiven Erstaunen aus, „wir, ich und meine vier Burschen, wir müssen reichlich vierzehn Tage arbeiten, um eine Summe von hundert Gulden aufzubringen, wozu Du kaum zwei Tage gebraucht hast! — Ich quäle mich meiner Treu nun schon funfzig Jahre ab, und da wäre es schon billig, daß ich, da Du, mein Sohn, ein so einträgliches Metier hast, der Ruhe genösse. Du magst fortan uns alle nähren, deinen Vater, deine Mutter, und meinen alten Gaul, der seiner langen Dienste wegen es schon verdient, auf einer guten Streu zu sterben. Fort mit den Säcken, fort mit dem Mehl! Meister Gerreten braucht nicht länger Müller zu seyn, er ist ja der glückliche Vater des hier gegenwärtigen großen Malers. Man hebe die Räder der Mühle aus, und lasse dem Flusse freien Lauf: er ist schon zu lange dienstbar gewesen, eben so wie ich, Du aber, mein Sohn, nimm all den Platz in Besitz, den Du zu deinem Geschäft bedarfst — ich ernenne Dich zum Familienvater.

So hatte sich der ehrliche Mann die Wendung der Dinge träumen lassen: aber Rembrandt war einer anderen Meinung. Wie es von dem Verfasser einer seiner Monographieen, dem Herrn Charles Blanc, sehr richtig bemerkt worden ist, ging bei ihm sein Ich über Alles. So lange er die furchtbare Barriere der Armuth nicht hatte überschreiten können, hatte er sich mit dem Vergnügen beholfen, welches die vage Anschauung der Naturschönheiten und das Schauspiel der an Anderen beobachteten jämmerlichen Eitelkeiten gewährt; aber der bloße Anblick der hundert Gulden war hinreichend gewesen, die Pforte seines egoistischen Herzens alle dem zu erschließen, worüber er sich früher lustig gemacht hatte. Ein brennender Durst zu besitzen, hatte sich seiner bemächtigt, und der Geizteufel ihm das Zeichen seiner Krallen tief eingedrückt.

„Nein, nein," sagte er zu seinem Vater, „Ihr würdet Euch in keine andre Lebensweise, als Ihr sie gewohnt seid, finden können; ein müssiges Leben würde Euch Langeweile machen. Gewohnt, unter dem Geräusch der Mühle zu schlafen, würdet Ihr die Süßigkeiten des Schlummers entbehren; überdem ist es mit diesen hundert Gulden auch nur so ein Glücksfall gewesen, und nicht darauf zu rechnen, daß sich derselbe morgen wiederholen werde. Wenn Ihr wollt, daß sie in Ernst den Grund zu meinem Glücke bilden sollen, so fügt ihnen noch andere hundert Gulden hinzu, und laßt mich dann nach Amsterdam zurückkehren. Es thut mir Noth, daß ich noch recht viel unter einem guten Meister arbeite, und in dieser Stadt gehen die Gemälde ab, wie warmes Brod."

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, wie unangenehm Gerreten sich in seiner Erwartung getäuscht sah; doch entschloß er sich endlich, die von seinem Sohne verlangten hundert Gulden aus seinem Schubfache hervorzuholen, wonach Rembrandt dann, aufgeblasen von Stolz, Insolenz und Habgier, wieder nach Amsterdam abreis'te.

Es war im Jahr 1630, daß Rembrandt sich definitiv zu Amsterdam niederließ. Er betrat die Stadt gleich einem Eroberer, wie ein Mann, welcher des Aufsehens, das er über kurz oder lang machen wird, so wie der Ueberlegenheit, die er in sich trägt, sicher ist. Ihm ging jedoch der mächtige Bundesgenosse nicht voraus, den man den aufkeimenden Ruf nennt, indem der seinige noch nicht die Gränzen der Provinz überschritten hatte; aber er brachte mehr als ein Unterpfand eines sicheren Erfolgs mit, als: eine große Eigenthümlichkeit der Façons, eine ganz neue, völlig unabhängige, mit den gewöhnlichen Traditionen durchaus contrastirende Richtung des Talents, eine Geringschätzung der öffentlichen Meinung im höchstmöglichen Grade, einen wahnsinnigen Golddurst, und einen Egoismus, der, um seinen unersättlichen Appetit zu befriedigen, selbst solche Mittel nicht scheute, welche außerhalb der äußersten Gränzen liegen, die die Welt der Delicatesse und der Ehrlichkeit angewiesen hat.

Es fiel Rembrandt nicht ein, sein Talent in den starken und belebenden Gewässern des Studiums zu stählen; er war nur darauf bedacht, die wirren Schätze seiner fieberhaften Einbildung zu verbreiten, vor allem das ruhige Publikum Amsterdam's, das an die einfachen und naiven Compositionen seiner Maler, ruhig und phlegmatisch wie es selber, gewohnt war, zu überraschen. Das gelang ihm auch gleich von Haus aus. Unwissend, so viel man es nur seyn kann, und unbekannt mit den großen Meisterwerken Italiens und Flanderns, fand er in sich selber ein neues Ideal, das man das gewaltsame Ideal nennen konnte; wer aber etwas Neues schafft, der zieht nothwendiger Weise die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich und wird mit einem Male durch das selber groß, was er geschaffen hat. Die eigenthümliche Weise, in welcher Rembrandt Gegenstände, auf welche die holländischen Künstler die Regeln und Annahmen anwandten, wie sie insbesondre von den italienischen Schulen

vorgeschrieben waren, darstellte, erregte Anfangs mehr Erstaunen als wirkliche Bewunderung; aber weil seine Compositionen Aufsehn machten, kamen sie rasch in Mode. Darnach lernte man den Sinn seines Genie's erkennen und dessen Herrlichkeiten würdigen; man würdigte sie insbesondre dann, als es von Nachahmern versucht wurde, ihm auf seinem Wege nachzugehn. Aber niemand konnte die Mächtigkeit des Reliefs und die Masse des Lichts schaffen, die seinen Werken einen so kräftigen Character geben, und von dem Augenblicke an, wo er Nachahmer gefunden hatte, trat er in den Rang der Meister über. Da hatte er eine Schule, und nun sah er das Geld in seine Börse fließen, auf welches stets seine Gedanken gerichtet waren, wenn er die Farben zu einem Sonnenstrahl mischte. — Mit Ausnahme von Rubens, läßt sich kein Künstler namhaft machen, der in kürzerer Zeit zu einem so gewaltigen Reichthum gekommen wäre wie Rembrandt. Nachdem er zwei Jahre in Amsterdam etablirt gewesen war, hatte er eine Revenüe, die sich nach heutigem Gelde auf 50,000 Fr. belief; aber es war, als ob mit seinem Vermögen auch seine Habgier wuchs. So wollte er nie, daß sein Pächter ihm die fällige Rente nach Amsterdam überbringen sollte, weil er ihn dann der Sitte gemäß hätte zu Tisch bitten müssen; er nahm es vielmehr wahr, sich dieselbe an irgend einem schönen Tage selber abzuholen, wobei er zwei Mahlzeiten gewann, die, welche er nicht gab, und die, welche er auf dem Pachthofe genoß. „Das ist gar nicht übel berechnet," äußerte er in dieser Beziehung.

Dieses schmutzigen Geizes wegen mußte er sich tausenderlei schlechte Späße abseiten seiner Eleven gefallen lassen; er ließ sich das aber wenig anfechten. Eines Tages kam ein Bürger von Amsterdam zu ihm, und fragte nach dem Preise eines Gemäldes.

„Es kostet zwei hundert Gulden," sagte Rembrandt.

— Wohl, ich nehme es dafür, antwortete der Liebhaber, und werde es morgen abholen lassen.

Ein junger Eleve, der bei diesem Kaufe gegenwärtig gewesen war, beschloß, seinem Meister einen Streich zu spielen. Er brachte ihm um die Mitte des Tages einen Brief, den er von einer Art von Bauern erhalten haben wollte, wie er sagte, und der folgendermaßen lautete:

„Meister Rembrandt, ich war vor vierzehn Tagen in Eurem „Atelier, als Ihr nicht zugegen waret, und da habe ich ein „Gemälde gesehen, das eine alte Frau, die buttert, darstellt. „— Dies Bild liegt mir seitdem immer im Sinn, und es muß „durchaus mein werden. Was soll es kosten? Ich denke, daß „es mit drei hundert Gulden anständig bezahlt seyn würde. „Wollt Ihr dazu den Handel abschließen, so bringt mir das „Bild an einem Euch beliebigen Tage, und seid dann mein „Gast."

Das Schreiben, von dem muthwilligen jungen Burschen abgefaßt, war mit einem fingirten Namen unterzeichnet, und wies als Adresse ein mehrere Stunden Weges von Amsterdam belegenes Landhaus nach. Es hatte ganz den Erfolg, den sein Verfasser sich davon versprochen hatte. Gelockt durch den um hundert Gulden höheren Preis, als wozu der Handel am Vormittag abgeschlossen worden war, und ohne Rücksicht auf die durch diesen eingegangene Verpflichtung, machte Rembrandt sich den folgenden Morgen mit Tagesanbruch auf den Weg, und kreuzte drei bis vier Stunden umher, ohne das ihm aufgegebene Haus finden zu können. Endlich todtmüde, kehrte er nach seiner Wohnung zurück, wo ihn sein erster Käufer schon erwartete.

„Ich bin gekommen, mein Bild abzuholen," wurde er von demselben angeredet.

— Ha! antwortete ihm Rembrandt, der die Hoffnung, seinen Dreihundert-Gulden-Käufer aufzufinden, noch nicht aufgegeben hatte, und deshalb zur Lüge griff — ich werde Euch ein anderes malen müssen, denn dasjenige, was Ihr haben wolltet, hat zufällig einen Riß bekommen, und ich habe es aus Verdruß darüber in's Feuer geworfen. Darüber verliere ich zwei hundert Gulden, und das verdrießt mich nicht wenig; aber der Schaden ist nicht unersetzlich, außer für mich selber. Ihr braucht Euch nur zwölf Stunden zu gedulden, und ich male Euch eins wieder, das dem Verlorenen völlig ähnlich ist.

„Thut mir leid," sagte der Kunstliebhaber, „darauf nicht eingehn zu können; mir konnte nur das Bild conveniren, welches Ihr verbrannt habt, und es würde Euch auch nie gelingen, ein demselben völlig ähnliches aus dem Gedächtnisse zu malen." Damit ging er seiner Wege.

Kaum war der wirkliche Käufer fort, als Rembrandt wieder ein anonymes Schreiben, folgenden Inhalts erhielt:

„Meister Rembrandt, Ihr seid der schmutzigste Geizhals, den es nur geben kann; Ihr habt Euch abermals von Eurem Geize rathen lassen, und das zu Eurem Schaden. Nun, desto besser! möge Euch die Lehre frommen, und wenn Ihr noch im Dunkeln tappt, so will ich Euch die Sache aufklären. Ich habe Euch durch Dick und Dünn zu einem Landhause geschickt, das gar nicht existirt, und wer Euch für das elendeste aller Eurer Bilder drei hundert Gulden geboten hat, das war ein armer Eleve, der nicht den hundertsten Theil dieser Summe sein nennt, und der Euch nur foppen wollte."

— Also Ihr seid's gewesen, die mir diesen Streich gespielt habt? sagte Rembrandt, indem er sich an alle seine Schüler wandte. Aber wißt, daß Ihr kleine Dummköpfe seid! Wenn erst ein wenig älter geworden, werdet Ihr ebenfalls das Geld lieb gewinnen, und thut auch Recht daran; denn der Mensch ist nur mächtig, wenn er Geld hat: hält er nicht Haus damit, so wird er schwach, gerade so, als ob ihm das Blut abgezapft worden wäre. Seht Kinder, das ist die wahre Weisheit.

Zuweilen machten sich die Eleven auch den Spaß, ein kleines Geldstück auf den Fußboden im Atelier zu nageln, um zu sehen, wie Rembrandt verstohlen darnach angeln würde, obwohl ihm das Bücken schwer fiel, da er zu Zeiten an Rückenschmerzen litt.

(Schluß folgt.)

A. L. G. Toussaint. **Die Engländer in Utrecht.** Historischer Roman aus dem Holländischen von O. L. B. Wolff. Sechs Bände. Leipzig. Verlag von Carl B. Lorck. 1851: X, 133, 168, 174, 168, 130 und 148 Seiten, 8.

„Die beste Einleitung," sagt der Uebersetzer in der Vorrede, „welche ein Bearbeiter eines ausländischen Erzeugnisses auf dem Gebiete der Nationalliteratur dem Leser darzubieten vermag, um die von ihm getroffene Wahl im rechten Lichte erscheinen zu lassen, bleibt immer eine Mittheilung über das Leben und die Leistungen des ursprünglichen Verfassers." Diese Bemerkung findet auch ihre Anwendung, wenn es sich um die Besprechung eines solchen Erzeugnisses handelt und lassen wir daher der unsrigen des vorliegenden Romans die Notizen vorangehen, welche aus den besten Quellen geschöpft, in Wolff's Vorrede enthalten sind. „Fräulein A. L. G. Toussaint ist eine holländische, aus einer Familie französischer Refugiés stammende Dame, die zu Alkmaar, einem Städtchen in der Provinz Nord-Holland geboren wurde. Ihre Eltern gehören zum bemittelten Bürgerstande. Obwohl ihr Vater in seinem Fache, der Chemie, mehr als gewöhnliche Kenntnisse besitzt, so haben diese Studien doch nicht die Theilnahme seiner Tochter angeregt, welche sich allein nur mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigt, und die Resultate ihres Fleißes in eben so lebendigen als wahren und doch zugleich phantasiereichen Darstellungen dem größeren, gebildeten Publicum zu vermitteln weiß. Ihre Erziehung, so trefflich sie auch sonst sein mochte, begünstigte diese Richtung keineswegs, sondern suchte eher ihr poetisches Talent zu unterdrücken, wenn dies überhaupt, bei so reicher Begabung möglig gewesen wäre; ihre umfassende Bildung verdankt daher Fräulein Toussaint ganz und gar sich selbst.

Ihr erster Versuch, die Novelle Almagro, welchen sie 1837 veröffentlichte, fand nicht allein in ihrem Vaterlande ungetheilten Beifall, sondern ward auch alsbald in das Deutsche übersetzt; in ihrer gleich darauf folgenden Leistung: der Graf von Devonshire, eine Episode aus Elisabeth Tudor's Jugend, legte sie bereits geschichtliche Motive poetischer Behandlung zu Grunde und der historische Roman blieb seitdem diejenige Gattung der epischen Darstellung, welcher sie sich vorzugsweise zuwandte. Nachdem sie noch einige kleinere Novellen herausgegeben, trat sie 1839 mit einem größeren Romane: die Engländer in Rom, Episode aus der Zeit und der Umgebung des Papstes Sixtus V. hervor, der ihr von allen Seiten die lebhafteste Anerkennung ihres Talentes und ihrer Leistungen gewann und ihr in der schönen Literatur ihres Vaterlandes ihren Rang neben den bedeutendsten Schriftstellern der Gegenwart anwies.

Das Haus Lauernesse aber, ein historischer Roman den sie 1840 erscheinen ließ und in welchem sowohl die glückliche Wahl des Stoffes wie die meisterhafte Behandlung desselben sich des glänzendsten Erfolges versicherten, befestigten ihren Ruf wie ihre Popularität in den Niederlanden dermaaßen, daß die angesehensten Gelehrten sie als ebenbürtig betrachteten: denn ihre Auffassung der vaterländischen Geschichte zeugte von politischem Tact und durchdringendem Scharfsinn, so daß man derselben allgemein wahren historischen Werth beilegte und der Magistrat ihrer Vaterstadt sich bewogen fand, ihr das Ehren-Bürgerrecht, von einem kostbaren Geschenke begleitet, als ein Zeichen seiner Anerkennung ihrer Leistungen, zu überreichen.

A. L. G. Toussaint ist von kleiner, sehr zarter Gestalt, äußerst lebhaft und beweglich, aber im vertrauteren Umgange kindlich naiv, ein Beweis daß sie durch ihre ernsten Studien Nichts an ihrem ursprünglichen Wesen eingebüßt hat. Man kann ihre Gesichtszüge nicht eben schön nennen, allein sie sind anmuthig, fein und bestimmt und bei einer lebendigen Unterhaltung werden sie durch den sie beherrschenden Geist so sprechend und seelenvoll, daß sie eine ganz eigenthümliche Schönheit bekommen.

Obwohl sich alle ihre Schriften durch feine Charakterzeichnung, glückliche Erfindung der Situationen, tiefe Gemüthlichkeit, Wärme der Empfindung und lebendige Darstellung auszeichnen, so ist doch der vaterländische historische Roman dasjenige Feld, auf dem sie sich mit dem glücklichsten Erfolge bewegt, und für welches sie das entschiedenste Talent besitzt. Sie wählte mit Vorliebe solche geschichtliche Personen, welche Parteihaß oder Vorurtheil mißhandelten und weiß sie im rechten Lichte darzustellen und ihnen, selbst wenn der unbestochene Leser dieselben verdammen muß, doch die Theilnahme und das Interesse desselben zu erwerben. Bewundernswürdig ist dabei ihr historischer Blick und der Scharfsinn mit dem sie politische Intriguen und Hofkabalen zu ergründen und zu entwickeln versteht. In dieser Hinsicht verdankt man ihr einzelne Schilderungen politischer Verhältnisse, die einem Geschichtschreiber ersten Ranges Ehre machen würden. So ist z. B. die Darstellung der niederländischen Zustände nach der Ermordung des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, im ersten Bande ihres Leicester in den Niederlanden, ein Meisterstück in seiner Art und zeugt nicht allein von den gründlichsten Vorstudien, sondern auch von einer Gewissenhaftigkeit einer Genauigkeit, und einem Streben nach Wahrheit wie sich wenige Romandichter desselben rühmen können. — Daß der Geist reinster Sittlichkeit und echtester Religiösität ihre Leistungen durchdringe, braucht wohl kaum bemerkt zu werden; zu anderen Zeiten als den unsrigen würde es eine Beleidigung für eine Schriftstellerin sein, wollte man dies besonders hervorheben; jetzt wo selbst mitunter Frauen einen Ruhm darin suchen, sich in ihren Schriften über die strengen Forderungen der höheren Sittlichkeit hinwegzusehen, scheint es uns um der verschiedenen Klassen von Lesern willen, die ein Roman findet, nothwendig, es als ein Lob auszusprechen, auf das A. L. G. Toussaint im höchsten Grade Anspruch zu machen das Recht hat.

Fräulein Toussaint wird sich im Laufe der nächsten Zeit mit dem berühmten Kirchenmaler J. Bosboom vermählen."

„Die Engländer in Utrecht" bestätigen das in Obigem ausgesprochene Urtheil über die Leistungen des Fräuleins Toussaint, die jetzt wahrscheinlich schon Frau Bosboom ist, vollkommen.

Es ist die Periode der Abwesenheit des Grafen von Leicester, des allgemeinen Landvogts der Niederlande, und seiner Anwesenheit in England (1587), in welche die Erzählung fällt. Der Hauptschauplatz, wie schon der Titel lehrt, ist die dem Grafen besonders wichtige und werthe Stadt Utrecht, und mehrere geschichtlich hinreichend bekannte Personen treten handelnd auf: der Bürgermeister Prouninck, der Graf von Nieuwenaar, General Nor-

ritz, Baron North, der Kanzler von Geldern, Oldenbarnevelt, einige namhafte Prädicanten u. A. In die Partheikämpfe der Anhänger Leicester's und seiner heimlichen und offenen Gegner mischt sich ein von Rachedurst gegen den Grafen glühendes Wesen, aus Schottland, welches erst als Sprachlehrer Fabian, dann als Graf Derby, Lord Strange auftritt,, aber weder der eine noch der andere, sondern eine dem Grafen von Leicester sehr nahe stehende Person ist; diese Andeutung muß genügen, wenn den Lesern nicht das Interesse an der Lectüre des Romans vorweggenommen werden soll. Wie von ihr die grenzenlose, liebevolle Hingebung eines jungen Mädchens, der Tochter des Buchdruckers und Buchhändlers Jan Cornelisz auf der Nieuwe-Hacht, neben der St. Hieronymusschule wohnend, in dessen Laden wir gleich zu Anfang der Erzählung geführt werden, schlau zu verbrecherischen Zwecken benutzt wird, ist von der Verfasserin vorzugsweise in anziehender poetischer Auffassung geschildert. Zwei andere Charaktere, die Prinzessin von Chimay, die, eine eifrige Protestantin, ihren Gemahl verlassen, der die Sache seines Vaterlandes verrathen, um Spanien zu dienen, seinen Glauben verleugnet hatte, um dem Papste zu gefallen, und der Capitain de Maulde, der zweimal zu ihr in ein Verhältniß der Abhängigkeit tritt, welches ihn um sein Lebensglück betrügt, nehmen gleichfalls unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. — Das Ganze ist ein ernstes Gemälde; frivoler, tändelnder Scherz ist demselben fremd; nur eine wirklich komische Scene findet sich, eine nächtliche Zusammenkunft der von Fabian verlockten utrechter Frauen und Jungfrauen, die eine Art von Verschwörung unter sich gegen Leicester gestiftet und miteinander in einen bösen Zungenkampf gerathen.

Die letzten Bände treten, mit den ersten verglichen, etwas in den Hintergrund; den politischen und anderen Zwiegesprächen hätte in der Uebersetzung eine Kürzung nicht geschadet; es ist unmöglich, daß sie der Mehrzahl deutscher Romanen-Leser gefallen können. Wer dagegen den Roman von dem geschichtlich-politischen Standpunkte aus betrachtet, wird, sowie in der Darstellung der Partei-Umtriebe, so auch in den Unterhaltungen der Staatsmänner u. s. w. freilich Befriedigung finden, ja in Einzelnem ein nicht gewöhnliches Studium der damaligen verwirrten staatlichen und religiösen Verhältnisse der Niederlande erkennen, das um so mehr überrascht, da eine Frau uns die Ergebnisse desselben mittheilt. Wem die Verfasserin nicht bereits bekannt, wird schwerlich auf den Gedanken kommen, daß „die Engländer in Utrecht von A. L. G. Toussaint" von Frauenhand geschrieben. Die Treue der Uebersetzung verbürgt der Name des Uebersetzers; nur seltene Spuren verrathen, daß man kein ursprünglich deutsch geschriebenes Werk liest. Aufgefallen ist uns, was jedoch auch in einigen neueren deutschen Romanen beliebt zu werden anfängt, daß bisweilen in der Erzählung aus der gegenwärtigen Zeit plötzlich in die verflossene hinübergegangen wird, z. B.: „Die Prinzessin von Chimay hat noch ein besonderes Leid. Sie liebte ihren Gemahl, als sie ihn verließ ꝛc." Es giebt dem Stil allerdings Leben; aber unnatürlich, regelwidrig scheint es uns dennoch.

Der besprochene Roman bildet den 14 — 19 Band der „Niederländischen Bibliothek" (1 — 6 Band: „Jacob von Artevelde;" Historischer Roman von Hendrik Conscience; 7.: „Der Rekrut", von Demselben; 8 — 11.: „Niederländische Dorfgeschichten", von Cornelis van Schaick; 12.: „Baas Gansendonck", von H. Conscience und 13.: „Die hölzerne Clara", von Demselben). Der sehr billige Preis, jeder Band 10 Ngr., ist geeignet dem Unternehmen viele Theilnehmer zu gewinnen. Ueberdies sind die gewählten belletristischen Werke holländischer und vlämischer Schriftsteller, namentlich für jüngere Leute, eine bei weitem gesundere Lectüre, als manche Romane der französischen Vielschreiber.

Wir hatten diese Anzeige fast vollendet, als uns die Kunde von dem Tode des Uebersetzers zukam. Ein arbeitreiches, rastlos thätiges Leben ist hier beschlossen! Wer Bernhard Wolff als Jüngling näher kannte, konnte ihm schon damals ein günstiges Prognostikon stellen; nicht sowol sein unleugbar eigenthümliches Improvisatortalent, sondern weit mehr sein eifriges wissenschaftliches Streben nach vielfachen Richtungen hin, hat uns oft erfreut und mit gleicher, ja noch größerer Freude sind wir seinen späteren, zum Theil, besonders hinsichtlich des deutschen Volksliedes sehr verdienstlichen Leistungen stets begegnet. Von Wolff's literarischem Fleiße kann man sich durch einen Blick in Kayser's „Bücher-Lexikon" überzeugen. (Oscar Ludwig Bernhard Wolff, geboren zu Altona den 26. Julius 1799, besuchte das dortige Gymnasium, studirte in Berlin und Kiel Medicin, widmete sich aber später, rechtzeitig seinen Beruf erkennend, dem Studium der neueren Sprachen und der s. g. Belletristik, ward 1821 Doctor der Philosophie, bildete sich in Hamburg weiter aus, trat als Improvisator auf, wurde 1826 Professor der neueren Literatur am Gymnasium zu Weimar, und im October 1829 außerordentl. Professor der Philosophie und neueren Literatur in Jena. M. vgl. Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller, von 1796 bis 1828; zusammengetragen von Lübker und Schröder.)

Hoffmann.

Cordula. Graubündner Sage, erzählt von Max Waldau. Hamburg. Hoffmann & Campe. 1851. 8 unbez., VII und 255 Seiten 12.

In unserer so politisch wie literarisch verschrobenen Zeit ist es doppelt Freude auf eine Dichtung wie „Cordula" zu stoßen. Die Bildhauerkunst, die Malerei, die Musik und die Poesie sind schon lange des springenden Punktes, des geheimen Pulsschlages ihres Lebens verlustig gegangen. Ein reines, freies, allgemein gültiges Menschenthum, eine gesunde, tiefmenschliche, herzliche Empfindung, einen klaren energischen Geist, eine glühende Leidenschaft, Mark und Kraft darf man in den Producten unserer heutigen Künstler und Dichter nur mit sehr geringer Ausnahme suchen. Ihre Muse ist ein bleiches, hektisches Wesen, mit angegriffenen Nerven, in ein Leichentuch gehüllt, kein glühendes, ernstheiteres Weib, von strotzender Gesundheit, Frische, Schönheit, übersprudelnder

Lebensfülle umstrahlt. Noch mehr steht es so mit der Dichtkunst. Hier giebt man uns vage Phrasen statt der Bilder und personificirte Eigenschaften an Stelle der Menschen. Nirgends begegnet uns etwas Reales; überall Raffinement der Freude, des Schmerzes, der Leidenschaft, Kränklichkeit, pathologische, übertriebene Psychologie, christlicher, abstracter Spiritualismus. Hier macht sich eine politische Lyrik breit, die bis an nackten, demokratischen Cynismus reicht und darüber hinaus, dort schwingt eine ausgebrannte Feuerseele den Thyrsusstab für gnadenvolle Sympathien. Und zwischen diesen Angelpunkten bewegen sich ganze Rotten farb-, charakter-, hirnloser Scribenten. In Kunst und Leben ist uns jeder Maßstab für das wahrhaft Große und Schöne verloren gegangen und mit allen Prometheusqualen ist er nicht wieder zu gewinnen, wenn wir nicht zu allem, was wir beginnen, das heilige Pathos eines reinen Herzens mitbringen, nicht einer unmittelbaren Freude am Objectiven fähig sind, und wenn wir uns nicht beschränken können. Den ganzen Zauber der Schönheit und Classicität ihrer Werke haben die Alten nur der Beschränkung zu danken. „Es genügte den Alten," sagt Böckh in den antiquarischen Briefen an Fr. Raumer, „beschränkte Aufgaben zu lösen, wir werfen uns immer gleich ins Unendliche, wie schon Goethe gesagt hat, und kommen darum auch nicht zu abgerundeten Werken und plastischen Gestaltungen, und werden niemals fertig. Die politische Geschichte soll die ganze Literatur-, Kunst-, Sittengeschichte umfassen; die Literaturgeschichte pfropfen wir voll mit politischen und andern Thatsachen; die Alten kannten den Grundsatz von der Theilung der Arbeit so gut wie wir und befolgten ihn besser als wir in Kunst und Wissenschaft. Darin liegt ihre Virtuosität." —

In der Cordula zeigt uns Max Waldau, wie wahr diese Aeußerung Böckh's und welch ehrenvollen Platz sein Werk in der Literatur der Jetztzeit einnimmt. Eine einfache graubündner Sage ist diesem „historischen Idyll" zu Grunde gelegt und aus diesem engen Rahmen springt uns eine ganze Welt allgemein menschlicher Empfindungen, des Duldens und des Kampfes um Liebe, Freiheit und Menschenrecht entgegen. Eine frische, ursprüngliche Lebensfülle voll Consequenz, energischer Leidenschaft, Charakterstärke, voll inniger Freude an bunten, lebendigen Farben weht uns hier aus jeder Zeile entgegen. Hier riecht nichts nach Partei, nach einem System; diese Dichtung ist eine rein menschliche, frei von aller zersetzenden Reflexion einer fieberhaften Hamletphantasie, wie sie heut in der Literatur gang und gäbe ist. Die Situation dieses Gedichts ist nicht neu; wir würden sie tadeln, wäre sie nicht „strenge Wahrheit." Der Dichter benutzte sie als Folie, um darauf ein ganzes, volles Eigenthum zu bauen. Der Ort der Handlung ist Camogask und Madulein im graubündner Land, zu dessen Schutz und Schirm früher die Burg Gardovall, die mit ihren blanken Zinnen und Thürmchen weit in das Thal hernieder schaute. Bis zum Jahre 1494 stand das Land unter den Hoheitsrechten des Bischofs von Chur. Hier lebte zu jener Zeit ein Bauer mit einem Töchterlein, frisch, rein und hold, ein Alpenröschen.

„Man war ihr gewogen weit und breit,
Und wo sie erschien verstummte der Neid.
Der Vater nannte sie stolz sein Kind,
Und ihre Güte pries das Gesind.
Der Pfarrer hieß sie fromm und gut,
Pflegemutter war sie der Armen Brut.
Die Alten rühmten ihr Demuth nach
Und daß ihr's nimmer an Fleiß gebrach,
Als Freundin war sie den Mädchen viel,
Den Burschen schien sie das höchste Ziel,
Doch was für Volker Cordula galt —
Dafür ist Wort und Bild zu kalt."

Ein geheimes Band umwand von früh der Beiden Geschick. Zweimal war Volker ihr Retter aus Todesgefahr und Schande. Einmal, wo sie vom Schneegestöber fast lebendig begraben, ein andermal, wo sie auf der Heimkehr von einer Pilgerfahrt von Räubern entführt war. Zuletzt, einen Tag vor der Vermählung mit Volker, entbrennt der Vogt auf Gardovall in sinnlicher Liebe zu Adamo's Tochter. Hier frommte Gehorsam nur allein: die Tochter dem Tyrannen preis zu geben oder mit Gewalt den Schimpf von seinem Hause abzuwehren. Als Mann sich des Rechts und seiner Manneswürde bewußt, zieht er bewaffnet mit der Tochter, seinen Genossen und Leuten gegen die Burg, sein gutes Recht gegen Gewalt und Willkür zu schützen. Es kommt zum blutigen Strauß. Den Vogt ereilt mit sammt den Knechten der wohlverdiente Tod. Durch Feuer und Eisen ward die Burg der Erde gleich gemacht.

„— Das Thal am Inn blieb frei
Der Tag brach alle Fesseln entzwei." —

Wollten wir all die wundervollen Stellen anführen, die uns in dieser Dichtung aufstoßen, wir müßten das Ganze hier wieder geben. Alle Charaktere sind mit gleicher Liebe und Sorgfalt erfaßt, ausgearbeitet. Vater Adamo, die Bauern vor und nach dem gewaltsamen Befreiungskampfe, der Vogt, sein erster Knecht, vor allem Volker und die liebreizende Cordula. — Mit welcher Meisterschaft und Plastik wird uns nicht das ganze stille, traumumschwingte Seelenleben Cordula's zur Anschauung gebracht! Vom ersten Frühlingstrieb und Drang ihrer jugendlichen Brust, die noch Keuschheit umduftet wie Blumenduft, wo noch alles knospisch, herblich, bittersüß, liebeverschlossen, bis sie sich ganz entfaltet und aus dem Vorfrühling und aus der Maienzeit ein phantastischer, glühender, heißer Sommer wird; welche Pracht, Macht, Schönheit und Poesie strahlt uns hier entgegen, daß selbst das verschrumpfteste Herz zu neuen Liebeswonnen erwärmen muß. — Wie Cordula ganz Weib, voll Grazie, Liebe und Anmuth, so ist Volker der ganze Mann. Für sein Weib, Wahrheit, Freiheit und Recht,

„ein zuverläßiger Stab,
Voll Kraft und Mark, nicht schwank und hohl,
Auf den sich eines Hauses Wohl
Und reiche Habe überdies
Sorglos in Ruhe stützen ließ." —

Kurz ein reines, freies Menschthum, ergriffen und durchdrungen von dem Geiste einer echten, kampfbewährten Liebe und Freiheit tritt uns hier aus diesem Buche vor die Seele, das wir nicht warm genug unsern Lesern an's Herz legen können, daß es in Jedermanns Brust eine Macht und Kraft nach Außen hin werde. Immer und immer wieder wird Jeder dieses Gedicht in stillen

Mußestunden von Neuem zur Hand nehmen, denn es ist die Blüthe und die Frucht einer edlen tiefen Dichternatur. Was den heutigen Poeten, wie oben bemerkt, so ganz gebricht, eine unmittelbare, innige Freude am Objectiven, erfrischt uns hier, wie den matten Wanderer ein Trunk aus neugeborner Quelle. In einer Zeit heißen Kampfes und bitterer Verzagtheit, der Schande und des Elends, der Hoffnung und der Muthlosigkeit, in einer Traum- und Schaumwelt, voll Lug und Trug, ohne Glauben und Gewissen, ohne Freude, Friede und Freiheit mahnt uns dieses Werk gleich einer Götteroffenbarung an unsere Menschenschöne, Menschenwürde und Menschenadel. Bei einer solchen Dichtung legt die Kritik gern das zweischneidige Messer bei Seite. Es ist schon lange her, daß wir uns so recht aus Herzensgrund über eine Schöpfung freuen konnten. Das Ganze,

„Wohl ist es eine lebendige Pracht,
Als ganzes Bild so recht gemacht,
Ein waches Gemüth mit frischen Sinnen
Beim ersten Blicke zu gewinnen."

Wir können uns zum Schlusse nicht enthalten, bevor jeder das Buch gelesen und in ihm dessen leichter Göttersinn und heiliger Ernst, seine unmittelbare, heitere, gesunde Empfindung und heiles Menschenthum Leben und Gestaltung gewonnen, noch eine Stelle daraus unsern Lesern zu bringen:

„O Lerchentriller, Du Freiheitslied,
Das nimmer noch den Frühling mied,
Wer Deinen Jubel nie verstand
Und Deinen Segen nicht empfand,
Der ist geächtet für alle Zeit
Und lebt dahin in ewigem Leid!

Im Hage schlägt die Nachtigall
Umschanzt von einem Blätterwall,
Drum wird im grünen Gemäuer ihr Sang
Auch nur melodischer Trauerklang;

Die Lerche schwingt sich frei in's Blau,
Wo keine Zinne begrenzt die Schau,
Da rieselt dann aus ihrer Brust
Nur jauchzende Freude, nur jubelnde Lust.

Die Nachtigall wird zur Sclavin gewöhnt,
Doch nur in der Freiheit die Lerche tönt,
Sie ist für die Menschheit, für die kranke,
Der Schöpfung lebendiger Freiheitsgedanke!

So lang' noch eine Lerche lebt,
Die kühn sich in den Aether erhebt
Und, Lieder flatternd, frei sich wiegt,
So lang' ist die Freiheit nicht besiegt,
So lang' wird Freude nicht Sünde sein,
Ob sich die Kutten auch heiser schrein.

So lang' sich eine Lerche noch findet,
Die trillernd in den Himmel verschwindet,
So lange singt ja selbst die Luft
Von Freiheitsjubel und Freudenduft!"

Lucian Friebelt.

Die Romanen-Lectüre der Jugend.

An Eltern und Erzieher in den höheren Kreisen der Gesellschaft erlaube ich mir ein Wort zu richten, welches ich ihrer Berücksichtigung dringend anempfehle und wäre mein innigster Wunsch erfüllt, wenn ich dadurch zum Heil der Jugend etwas mitwirken könnte. Es ist meine Absicht, sie darauf aufmerksam zu machen, wie unrichtig, ja wie unrecht sie handeln, wenn sie ihren oder ihnen anvertrauten Kindern das Lesen der Romane gestatten. An Eltern und Erzieher in den höheren Kreisen wende ich mich vorzugsweise, weil man gerade hier leider am häufigsten junge Leute findet, die ohne das Leben genossen zu haben, blasirt, zu früh gereift sind und Lust und Liebe zu den ernsteren, ihrem Alter angemessenen Studien nicht kennen und sich oft mit Widerwillen von denselben abwenden. Nicht meine Ansicht allein spreche ich aus, die erfahrensten und einsichtsvollsten Jugenderzieher haben das frühzeitige Romanenlesen als einen Hauptgrund der gerügten Uebelstände längst anerkannt. Versuche man es einmal selbst und unterhalte sich mit solchen Jünglingen und Mädchen über ihre Lectüre, frage man sie nach Büchern naturwissenschaftlichen, geschichtlichen oder geographischen Inhalts, wie solche für ihr Alter sich eignen und nützlich sind, sie werden verstummen, und nicht einmal die Titel kennen; lenke man dagegen das Gespräch auf Romane und Novellen, und man wird bei ihnen eine überraschende Bekanntschaft mit den Namen der Verfasser und dem Inhalte ihrer Schriften finden; man wird erstaunen, was so ein fünfzehnjähriger Knabe oder ein noch jüngeres Mädchen schon Alles gelesen! Am gefährlichsten für die Jugend sind die französischen Romane; unter dem lockenden Gewande leichter, anziehender Conversation, verbergen sie ein Gift der Frivolität, welches die Phantasie aufregt und den Verstand umnebelt.

Mir sind übrigens in jeder Beziehung sehr achtbare Familien bekannt, in welchen den Kindern schon in ihrem dreizehnten Jahre das Lesen französischer Romane aller Art, namentlich von Eugène Sue und Alex. Dumas, erlaubt wurde, in der Meinung, es sei das beste Mittel, sie recht zeitig mit der französischen Sprache vertraut zu machen, ohne sie mit Unterrichts- und Uebungsstunden zu quälen. Ja! es mag eine gute Uebung sein; Französisch werden die Kinder lernen, aber zugleich wird aus ihnen die Neigung zu jeder belehrenden, ernsteren Lectüre, zu jeder den Geist anstrengenden Beschäftigung immer mehr schwinden, und in gleichem Maße die Unsittlichkeit wachsen, zu welcher der erste Roman den ersten Keim gelegt hat. C. F.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 82. Sonnabend, den 11. October. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Tief im Walde.

Tief im Walde fallen die Blätter,
Lerche und Schwalbe sind entflohn,
Es erstarb des Vogels Geschmetter,
Es erstarb ein jeglicher Ton.

Wie die Blätter vom Winde getrieben
Fliegen umher auf der öden Flur,
So auch verweht Dein Hoffen, Dein Lieben,
Und die Erinnerung bleibt Dir nur.

Kommt der Frühling, so küßt er die Blüthe,
Und die Knospe begrüßet das Licht,
Nur in dem einmal erstorb'nen Gemüthe
Keimet die Blume der Liebe nicht.

Kommt der Frühling, so lockt er die Sänger,
Lockt sie mit Blüthen und Sonnenschein,
Und es zögern die Wandrer nicht länger,
Stellen mit tausend Liedern sich ein.

Du nur, der nicht im Lenze des Lebens
Sang der Schöpfung erhabenes Lied,
Ach, Du hoffest im Herbste vergebens,
Daß ein Ton Deine Brust durchzieht.

Tief im Walde fallen die Blätter,
Lerche und Schwalbe sind entflohn,
Es erstarb des Vogels Geschmetter,
Es erstarb ein jeglicher Ton.

H. Zeise.

Per aspera ad astra.

Wird auch des Himmels weiter Bogen
Durchzuckt von rother Blitze Gluth,
Ist er von Wolken rings umzogen,
Und braust und schäumt die wilde Fluth.
Ein Regenbogen wird sich malen
Im Farbenglanze licht und rein, —
Es muß die Sonne wieder strahlen,
Und heiter lacht ihr gold'ner Schein!

Und nah'n sich Dir im Erdenleben
Der Kummer und die bittre Noth,
Laß nur den Blick gen Himmel schweben,
Und schaue stolz in's Abendroth.
Noch glänzt in schimmernden Pokalen
So duftig hell der goldne Wein, —
Es muß die Sonne wieder strahlen,
Und heiter lacht ihr gold'ner Schein!

Die Flamme nagt an spröden Erzen,
Sie müssen in der Gluth bestehn,
Der Mann auch muß durch Todesschmerzen
Geläutert, seine Pfade gehn.

Was kümmern ihn der Erde Qualen?
Das Weltall schließt ihn liebend ein, —
Es muß die Sonne wieder strahlen,
Und heiter lacht ihr gold'ner Schein!

H. Zeise.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Barras.

„Barras hat sich im Directorium besser gemacht," hat der Kaiser gesagt, „als man es erwartet hatte."

Er war in der That kein großer Arbeiter und nicht sehr fleißig; er liebte die Gesellschaft, suchte den Umgang mit Frauen, hielt was auf die Künste, wußte ein gutes Benehmen zu schätzen, und diese guten und bösen Eigenschaften waren es eben, die ihn zur Hauptperson der Regierung machten. Er überließ Rewbell die Finanzen, Prieur die Marine, Carnot das Kriegsdepartement, La Revellière das Institut und die Cultur, und nahm für sich, was seine Collegen nicht wollten: die Salons, die Plaudereien, die Literatur, die Theater, die Feste, mit einem Worte die öffentliche Meinung; und da ergab es sich, daß er es war, der mit diesem Nichts die Politik selber hatte und der regierte.

Die Regierung des Directoriums von 1795 bis 1799 war in der That nichts anderes, als die Regierung Barras.

Er war von hohem Wuchs, mit männlichen und doch sanften Zügen. Seine starke, tönende und accentuirte Stimme ließ bei ihm einen energischen Sinn voraussetzen, und sein Unvermögen, auf der Tribüne vier oder fünf Redesätze vorzubringen, galt für eine Leidenschaftlichkeit und einen Muth, die sich nicht zu zähmen wußten. Man sagte auch gemeiniglich von ihm, daß er die Kühnheit eines Cromwells hätte. Aus diesem Gesichtspunkte war er den vormaligen Terroristen genehm und imponirte ihnen auch.

Er war den Ideen, der Haltung, dem Geschmacke nach ein Erzaristokrat, obwohl er ein revolutionaires Verfahren liebte und betrieb; er lebte mitten unter Adelichen und Emigranten, verfolgte aber dabei doch die Emigration und den Adel; er raffte binnen vier Jahren ein ungeheures Vermögen zusammen, hatte dessen aber gar kein Hehl, ein Beweis, wie wenig Achtung und Vertrauen ihm die Republik einflößte. Er acceptirte, honorirte und unterstützte Gunstbezeugungen und öffentliche Finanzen, alle die schönen, eleganten und geistreichen Frauen, welchen die Herrschaft der Guillotine Familie und Vermögen genommen hatte. Von dieser Seite setzte er sich bei den Anhängern des alten Regime in Gunst, deren Illusionen er schmeichelte und ihre Hoffnungen nährte; ja selbst die Fürsten zweifelten nicht, daß ein Edelmann, dessen Bruder in der Condé'schen Armee gefochten und den Tod gefunden hatte, eines Tages nach der Seite hinfallen würde, wohin er sich sichtlich neigte.

Barras besaß also, was, insbesondere jener Zeit, wo die verstümmelte Gesellschaft aus ihren Trümmern hervorging, die Geister an sich zog, beruhigte, beherrschte. Erst war Rewbell, darnach Merlin, und endlich Sieyes ihm behülflich, seine Politik verwalten zu lassen. Seine Collegen konnten sagen, daß sie Directoren waren, er aber war der einzige, der sich Herr nennen konnte.

Paul Johann Franz Nicolas, Vicomte de Barras, geboren zu Fos-Emphoux, in der Nähe von Bajols, am 30. Juni 1755, gehörte einer Familie an, von der man sagte, daß sie so alt sey, wie die Felsen der Provence. Sein Bruder trat in Seedienst, er aber zuerst in das Regiment Languedoc und nachher in das Regiment Pondicherry, bei welchem er vor der Revolution Capitain à la Suite war.

Nach Frankreich zurückgekehrt, als der Versailler Frieden dem Kampfe, der ihn nach Indien gelockt, ein Ende gemacht hatte, sollicitirte er, unter dem Ministerium des Marschalls de Castries, eine lange Zeit vergebens um Beförderung und Anstellung. Als die Revolution ausbrach, da war es mit seiner Geduld, aber auch mit seinem väterlichen Erbtheile am Ende und er lebte, wie es eben gehen wollte, in der vierten Etage eines Hauses der Straße Champs Fleury.

Verwegen und feurig, da er nichts weiter als seine Person aufs Spiel zu setzen hatte, sieht man ihn, jedoch mit einer gewissen Vorsicht, an den gewaltthätigen Episoden der Revolution Theil nehmen. Im Jahr 1789 wohnte er der Einnahme der Bastille bei, so wie im Jahr 1792 der Erstürmung der Tuilerien, doch legte er es in diesen Fällen, wie immer, so an, daß, wie es auch kommen mochte, seine Theilnahme ihm wohl Vortheil bringen, aber nicht gefährlich werden konnte.

Da Danton, Robespierre, Marat als Royalisten in die Revolution eintraten, so läßt sich's schon denken, daß Barras, ein Edelmann und Officier, ein Gleiches nicht als Demagoge that. Er liebte und ehrte Ludwig XVI. gar sehr im Jahr 1790, stimmte aber dessen ungeachtet, wie so viele andre, die ihn auch geliebt und geehrt haben wollen, im Jahre 1792 für seinen Tod.

Barras befand sich am 5. October zu Versailles, und war gegenwärtig, als die Pariser Banden auf dem Waffenplatze eintrafen. Da sagte einer aus dem Haufen, in seiner Nähe: „Wir müssen in's Schloß, und uns des Königs und der Königin bemächtigen. Man bedarf ihrer nicht, und da sie nicht zu regieren verstehn, so muß man sich dieser Last entledigen." Diese Reden empörten den Edelmann, und er rief aus: „Wie! meine Herren, es handelt sich also um Complotte? Das ist abscheulich! Es ist ja nicht des Königs Schuld, wenn seine Minister pflichtvergessen gehandelt haben." Und da begab Barras, schaudernd über das Gehörte, sich fort.

Durch die Begebenheiten verändert und durch Ehrsucht verderbt, sprach dieser royalistische Edelmann sich am 8. Januar 1795 auf der Conventstribüne folgendermaßen aus: „Ein denkwürdiger Tag ist nahe, der 21. Januar, der Tag, an welchem der letzte Tyrann-König auf dem Schaffotte für die Verbrechen büßte, mit welchen er sich besudelt hatte. . . Ich entsinne mir nicht, ob der Convent decretirt hat, daß der Jahrestag dieser Epoche durch die ganze Republick gefeiert werden sollte. . . Ich trage darauf an, daß der Ausschuß des öffentlichen Unterrichts beauftragt werde, dem Convente den Entwurf zu dem Feste vorzulegen, welches ich von allen Gemeinden der Republik begangen zu sehen wünsche."

Die Idee, nicht die Begründung eines Princips, — das hätte sich begreifen lassen — sondern den Tod eines Mannes,

der gut, sanft und wohlthätig war, dessen Erscheinung von den Philosophen willkommen geheißen worden war, durch ein Fest zu feiern, galt zu jener Zeit nicht als anstößig. Man sah Menschen, und des intelligentesten Schlages, welche mit diesen Insulten des Todes noch den scheußlichsten Cynismus paarten. Real, der zur Kaiserzeit Minister geworden ist, hatte am 21 Januar die guten Patrioten bei sich auf einen Schweinskopf zu Tisch gebeten.

Es war das Var-Departement, sein Geburtsland, welches Barras in den Convent schickte. Er hatte sich durch einen feurigen Enthusiasmus für Marat, dessen Freund und Commensal er war, auf seine demagogische Laufbahn vorbereitet. Er war ein getreuer Diener der Bergpartei, und nahm seinen Antheil an dem 31. Mai, der die Versammlung dezimirte und die Girondisten auf's Schafott schickte.

Barras war mit Freron, Bayle und Beauvais zu Toulon auf Mission, als die Toulonner, um sich vor der Rache von Cartaux zu schützen, am 22. August 1793 die Repräsentanten Beauvais und Bayle als Geißeln in das Fort Lamalgue einsperrten und die Stadt, die Flotte und das Arsenal den Engländern übergaben. Barras und Freron flüchteten sich in's Hauptquartier der italienischen Armee, zu Nizza. Als sie wieder zur Besinnung gekommen waren, und während Cartaux auf Toulon im Anzuge war, detaschirten Barras und Freron 6000 Mann von der italienischen Armee, und schickten sie unter dem Befehl des Generals Lapoype gegen die aufrührerische Stadt. Die beiden Repräsentanten wohnten der Belagerung, deren Leitung der Artillerie-Bataillonschef Napoleon Bonaparte am 12. September übernahm, bei.

Es ist eine merkwürdige Eigenthümlichkeit im Leben von Barras, daß er stets unbestritten für einen sehr tapferen Soldaten galt, daß er diesem Rufe selbst seine Erhebung verdankte, und daß sich in seinem Lebenslaufe dennoch nicht eine einzige wahrhaft kräftige That ermitteln läßt, durch die er denselben verdient hätte.

Man weiß, welche Verlegenheiten diese Repräsentanten, angethan mit dreifarbigen Schärpen und Federbüschen, den Generälen der republikanischen Armeen, welchen sie zugesandt wurden, bereiteten. Barras und Freron thaten bei der Belagerung von Toulon nicht mehr noch minder, als ihre Collegen an anderen Orten; aber Barras erwarb sich in Folge dessen, man weiß nicht wie, einen militairischen Ruhm, der ihn am 9. Thermidor dem Convente, der sich nicht zu helfen wußte, empfahl.

Der ganze Erfolg der Belagerung von Toulon hing bekanntlich von der Einnahme des Forts ab, welches den Namen Klein-Gibraltar führte, und dessen Fall die Räumung der Rhede durch das englische Geschwader und die Uebergabe der Stadt, wie es auch geschah, nach sich ziehen mußte. Dies Fort wurde am 17. December um 3 Uhr Morgens genommen; doch hatten Barras und Freron, die mit all der Ungeduld von Revolutionnairs auf dessen Erstürmung gedrungen, sich wohlweislich abseits gehalten.

„Um 3 Uhr Morgens," sagt der Kaiser, „erklomm Muiron das Fort bei einer Schießscharte, durch welche Dugommier und Napoleon in dasselbe eindrangen. Laborde und Guillon gelang ein Gleiches auf einer andern Seite. Erst als es Tag geworden und das Fort längst genommen war, erschienen auch die Repräsentanten, mit dem Säbel in der Faust und einer eisenfresserischen Miene, um die Soldaten zu becomplimentiren."

Doch war es, wie schon gesagt, der Ruf von militairischer Energie, den Barras sich bei dieser Belagerung erworben hatte, dessentwegen ihm der Convent am 9. Thermidor den Befehl über sämmtliche Truppen gab. Wir werden nun sehen, daß er für die Bewältigung von Robespierre, Couthon und Saint-Just gerade so viel that, als er für die Einnahme von Klein-Gibraltar gethan hatte.

Es war ungefähr 5 Uhr Nachmittags am 9. Thermidor (29. Juli 1794) als der Verhaftsbefehl gegen die beiden Robespierre, Saint-Just, Couthon und Lebas erlassen ward. Einige Stunden in einem Saal der Tuilerieen eingeschlossen, wurden sie gegen 8 Uhr Abends, durch Gendarmen des Convents, Robespierre der ältere nach dem Luxemburg, Robespierre der jüngere nach Saint-Lazare, Couthon, Saint-Just und Lebas nach La Force abgeführt.

Der Kerkermeister des Luxembourg, Namens Guyard, war ein wilder Terrorist. Er war unter der blutigen Dictatur von Collot d'Herbois und Dubois de Crance Kerkermeister der Gefängnisse zu Lyon gewesen, und nach Paris versetzt worden, als die Gefängnisse zu Lyon geleert wurden. Guyard verweigerte die Aufnahme und die Einsperrung Robespierre's des älteren, und ein Volksauflauf, dem sich bald die Gendarmen selber angeschlossen, befreite die Gefangenen und führte sie im Triumph erst nach der Mairie, in der neuen Kapuzinerstraße, das heutige Hôtel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, und hernach nach dem Stadthause.

Auch der Kerkermeister von Saint-Lazare, Namens Verney, weigerte sich, Robespierre den jüngeren aufzunehmen, worauf derselbe nach La Force gebracht wurde. Payan, Lebas, Couthon und Saint-Just wurden gegen 9 Uhr aus La Force befreit, und nachdem Robespierre und Saint-Just Couthon durch ein Billet zu sich entboten hatten, organisirte sich im Stadthause eine insurrectionelle Regierung, im Gegensatz zu dem Convent und dem Heilsausschusse.

Während Robespierre und dessen Gefährten sich noch in den Tuilerieen befanden, erschien Henriot, der Generalbefehlshaber der bewaffneten Macht, an der Spitze der Gendarmerie-Escadron, die den Namen „Männer des 14. Juli" führte, um ihn zu befreien; Henriot war aber auf Antrag Tallien's schon gegen 3 Uhr von dem Convente abgesetzt worden, und die Grenadiere des Convents nahmen ihn in Verhaft, ohne daß seine Truppe sich dem widersetzte.

Die Lage der Parteien, die mit einander im offnem Kriege waren, war nun, am 9. Thermidor, gegen 8 Uhr Abends, wie folgt: Robespierre, Saint-Just, Couthon und Lebas führten das Regiment im Stadthause; der Convent und die Ausschüsse gouvernirten in den Tuilerien. Die Insurgenten befanden sich ohne General, weil der ihrige gefangen genommen worden war; der Convent aber hatte in der allgemeinen Unordnung nicht daran gedacht, für sich einen zu wählen.

In diesem Augenblicke der äußersten Verwirrung begab sich ein gemeiner Gendarme, Namens Meda, aus eignem Antriebe hinauf zu dem Heilsausschusse, um über die Vorgänge auf dem Stadthause Bericht zu erstatten, und äußerte dabei, indem er sich in die Berathung einmischte, man müsse sofort gegen

die Gemeinde marschiren, und Alle verhaften, die dort vorgefunden würden. Der Heilsausschuß trat dieser Ansicht bei und übertrug ihm den Befehl. Als der bescheidene Gendarme darauf bemerkte, daß er nur ein gemeiner Soldat sey, da sagte Carnot zu ihm: „Nun, um so verdienter wirst Du Dich machen!"

Zum Unglück für den Convent, hatte sein improvisirter General die Tuilerien noch nicht verlassen, als ein bewaffneter Haufe, von Robespierre abgesandt und durch Artillerie unterstützt, sich bei dem Ausschuß der allgemeinen Sicherheit einfand und Henriot befreite. Von Henriot, der wüthend auf ihn war, verfolgt, gelang es Meda nur unter Begünstigung des Wirrwarrs und der Finsterniß, und indem er mehreren Pferden unter dem Leibe wegkroch, zu entkommen. Er setzte darauf Carnot, Barrere und Billaud, von der Befreiung Henriots, von welcher der Convent sowohl wie sie noch keine Kunde hatten, in Kenntniß.

Hierauf, gegen 10 Uhr Abends, erklärte der Convent Henriot, Robespierre, Saint-Just und Lebas außer dem Gesetz, und ernannte, es vergessend, daß er schon einen General hatte, der sich mitten unter ihm befand, auf Antrag von Bouland und der beiden Ausschüsse, einen zweiten, Barras.

Auf sein Verlangen wurden Barras sechs Mitglieder adjungirt, mit ähnlichen Vollmachten, wie die Volksrepräsentanten bei den Armeen hatten, und diese waren: Ferrand, Freron, Delmas, Bollet, Rovere und Leonard Bourdon.

Von einem Theil dieser Repräsentanten begleitet, ging Barras sodann, man weiß nicht wohin. Meda sagt in seinem „Précis historique des événemens du 9 Thermidor," daß Barras sich nach dem Marsfelde begeben habe, um die dort befindliche bewaffnete Macht zu versammeln. Er hatte übrigens keinen Befehl zum Angriff, nicht einmal zum Sammeln gegeben. Gegen 1 Uhr Morgens sah man ihn, mit dem lebhaftesten Applaus begrüßt, wieder im Convent erscheinen.

„Ich habe einen großen Theil von Paris durchzogen," sagte er. „Ueberall beweist sich das Volk der Freiheit würdig. Ueberall hört man den Ausruf: es lebe die Republik! es lebe der Nationalconvent! Die Kanoniere der Section Fontaine Grenelle haben uns überall hinbegleitet. Die militairischen Vorkehrungen sind schon getroffen worden; der Convent ist von allen Republikanern von Paris umgeben."

Nach dieser Ansprache, und während Freron und Ferrand über das, was sie in der Umgegend der Versammlung gethan oder gesehen hatten, Bericht erstatteten, zog Barras sich in den Heilsausschuß zurück, um sich mit demselben zu verabreden.

(Fortsetzung folgt.)

Rembrandt.

Von J. de Chatillon.

(Beschluß.)

Trotz dieser garstigen Seite seines Characters, entzog das Publikum Rembrandt doch seine Gunst nicht: man sammelte seine Panele und seine unbedeutendsten Kupferstiche, so wie man Schmetterlinge und dgl. sammelt, und er zog einen ungeheuren Gewinn von dieser allgemeinen Manie. Um dieselbe noch mehr anzufeuern, griff er zu ganz curiosen Mitteln. So gab er eine kleine Anzahl Abdrücke von einem noch unvollendeten Kupferstiche in Verkauf, und wenn sie alle angebracht waren, beendigte er seine Platte und nahm nur einen Abdruck davon, der dann dem Meistbietenden verkauft wurde. Er spielte bei solchen Gelegenheiten selbst den Auctionator, und wußte sich als solcher so gut zu geriren, daß er u. a. das Bildniß einer alten Frau, mit einer schwarzen Mütze auf dem Kopfe, bis zu tausend Gulden hinauftrieb. Es hatte einen langen Kampf zwischen den Besitzern der ersten Abdrücke desselben Bildnisses gesetzt, das die Alte mit einer weißen Mütze darstellte. Derjenige, der nun reich genug war, um in seiner Sammlung mit der weißen auch die schwarze Mütze zu besitzen, zählte in all seinen Concurrenten eben so viele unerbittliche Feinde.

Es giebt Menschen von plumpen Naturell, die durch die Kunst am Ende doch ein wenig gelenk werden. Dieses war mit Rembrandt nicht der Fall. Als er sich verheirathen wollte, da suchte er sich ein Mädchen vom Lande, die er aber erst als Magd annahm, ehe er sie zu seiner Frau machte. Er verfuhr so aus Furcht, irgend etwas an seiner Lebensweise verändern zu müssen. Er hielt nach wie vor sein Mittagsmahl mit einem Hering und einer Pinte Bier, und seinen Umgang suchte er in den gemeinsten Kneipen. Diese Gewohnheiten machen sich in seinen schönsten Compositionen bemerkbar: er modellirt seine Christusfiguren nach den vulgairsten Typen, und giebt dem Antlitz des am Kreuze verscheidenden Gottmenschen die unedlen Züge eines dem Soff erliegenden Trunkenbolds. Seine Frau muß ihm zum Modell dienen, wenn er die heilige Jungfrau neben der Krippe darstellen will, und da wird dann unter seinem brutalen Griffel aus dem lieblichen, idealen Gesichte der Mutter Gottes das Gesicht einer ungehobelten Bauerndirne. Dagegen hat aber niemand so wie er es verstanden, den Effect des Lichts zu benutzen. Unter seinen radirten Kupferstichen nehmen das Gemach des Alchymisten, die Geburt Christi, und die Auferstehung von Lazarus in dieser Classe von Meisterwerken den höchsten Rang ein, den die Kunst je erreicht hat. Rembrandt's ganzes Dichten und Trachten war auf Effect abgesehn, und er hatte des auch kein Hehl: so giebt es nur wenig Compositionen von ihm, gemalt oder gestochen, auf welchen nicht eine Person mit einem Lichte oder einer Laterne angebracht wäre, um Gelegenheit zu haben, einen ergreifenden Contrast zu schaffen. — Man könnte von ihm sagen, daß er mit dem Lichte zeichnete; denn meistens ist es das Schattenbild an einer Wand, das eine sonst unbemerkt gebliebene Gestalt nachweist; ein leuchtender Fleck ist's, der auf eine Hand oder ein Haupt rathen läßt, ohne daß man deren Umriß erkennen kann; dennoch herrscht nur in den Einzelnheiten eine Unklarheit, das Ganze ist auf den ersten Blick erfaßlich. Es fehlen einer Gruppe von acht Personen ein Paar Füße — was thut's?! Herrscht nicht in dieser Gruppe eine außerordentliche Kraft? — Da sehen wir eine Verkürzung, wie sie nicht möglich ist: was kümmert's Rembrandt? Er erwiedert darauf, daß er die Formen nicht zeichnet, wie er sie sieht, sondern wie er sie inne wird, und die Bauart seines Ateliers ließ ihm dieselben oft in der bizarresten Weise inne werden. Dasselbe war ein rundes Gemach, das sein Licht durch mehrere schmale Oeffnungen erhielt. Das Tageslicht fiel immer nur durch eine einzige dieser Oeffnungen ein, wodurch die Gegenstände sehr lebhaft beleuchtet, und mächtige Contraste zuwege gebracht wurden. Dies Atelier war ein Museum, auf

welches ein Antiquar hätte stolz seyn können: man sah darin, bunt durch einander, die sonderbarsten Möbeln, Waffen aller Zeiten, Haufen kostbarer Zeuge, alles Sachen, die zu einem Nester benutzt werden konnten. Von Zeit zu Zeit veränderte Rembrandt ihrer Aller Stellung auf gut Glück, um in dem Spiel des Lichts eine Veränderung hervorzubringen: er nannte das seine Modelle aufstellen. — Und darin bestand in der That seine ganze Academie. Man muß übrigens nicht glauben, als ob Rembrandt in der Zeichnung nicht sehr viel hätte leisten können: seine bewunderswürdigen Portraits beweisen das Gegentheil. Sie sind nicht die geringsten Denkmäler seines Genie's, und sie waren eine der ergiebigsten Quellen seines Reichthums. Durch seine Portraitirung kam er auch häufig mit den höchstgestellten Personen in Berührung; so lernte er den Bürgermeister Six kennen, der ihm ein Freund blieb, was zu verwundern ist, wenn man bedenkt, wie viel Gründe vorwalteten, die geeignet waren, diese beiden Männer vielmehr von einander entfernt zu halten: der eine ein Mann von Welt und des Studiums, der andere ein Kneipenfreund und von einer vulgairen Phantasie. Man muß diese Befreundung als ein merkwürdiges Phänomen nehmen, als einen Beleg des eigenthümlichen Gesetzes, das man den Reiz der Contraste nennt. Wer würde es sich z. B. denken, daß es Gerhard Dow gewesen, der die meiste Liebe für ihn hatte, Gerhard Dow, der überbedächtige Maler, der das Schlüsselloch verstopfte, aus Furcht, durch den Luftzug ein Stäubchen auf seine Palette zu bekommen; Gerhard Dow, der seinen Ruhm darin setzte, den Glanz eines eben gescheuerten Kessels täuschend nachzuahmen? Die Zuneigung des Bürgermeisters widerstand allen Ursachen, die im Stande gewesen wären sie zu brechen. Ehrlich und redlich, wie man es sich nur denken kann, verzieh er Rembrandt folgenden Streich, der schon für eine Ar von Spitzbüberei gelten konnte.

Als Rembrandt eines Tages seine Einkünfte berechnete bemerkte er eine bedeutende Abnahme in den Preisen, die ihm das Publicum für seine Kupferstiche bezahlte, und er sprach sich darüber gegen seinen Freund aus.

„Ihr seyd aber auch unersättlich," sagte der Bürgermeister darauf zu ihm.

— Wer kann es helfen, daß ihm dürstet, antwortete ihm Rembrandt: mich dürstet stets nach Geld.

„Ihr seyd ein Geizhals!

— Das hat seine Richtigkeit, und ich werde es auch Zeitlebens bleiben.

„Schade, daß Ihr nicht mehr einsäckeln könnt, wenn Ihr gestorben seyd," bemerkte der Bürgermeister nun, „denn nach eurem Tode werden eure Werke einen dreifach höheren Werth haben als jetzt."

Da fuhr Rembrandt ein leuchtender Gedanke durch den Kopf; er ging zu Hause, und legte sich zu Bett, wie jemand, der von einer plötzlichen Krankheit befallen worden ist. Er ließ die Straße vor seiner Wohnung mit Stroh belegen, und empfahl seiner Frau und seinem Sohne Titus, überall zu sagen, daß er gefährlich erkrankt sey, auch solle niemand, selbst seine besten Freunde nicht, zu ihm gelassen werden. Seine Befehle wurden pünktlich ausgerichtet, und da verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß Rembrandt nur noch einige wenige Tage zu leben habe. Eines Morgens endlich trat seine Frau laut jammernd aus dem Hause, klagend, daß ihr Mann gestorben sey und sie nicht die Mittel habe, ihn zur Erde zu bestatten, daher sie nun alle seine Werke verkaufen müßte. Auf diese Kunde strömten nun die Bilder-Dilettanten in Haufen herbei, und schon denselben Abend hatte der, Mittags begonnene, Verkauf eine ungeheure Summe aufgebracht.

Der Bürgermeister war in Verzweiflung über Rembrandt's Tod, und wollte, nachdem er seinen ersten Entschluß, ihm das Geleite zu seiner letzten Ruhestätte zu geben, wieder aufgegeben hatte, auf's Land gehen, um sich zu zerstreuen. Nun denke man sich aber sein Erstaunen, als der Urheber des schlechten Spaßes am andern Morgen zu ihm kam, um mit ihm zu frühstücken. Es fehlte wenig daran, daß er darüber vom Schlage gerührt worden wäre. Er wollte ihm Anfangs seine Freundschaft aufkündigen, Rembrandt schilderte ihm aber seinen Eulenspiegelstreich in einer so drolligen Weise, daß er darüber lachen mußte, und ihm unter der Bedingung, nicht wieder den Verstorbenen zu spielen, Verzeihung angedeihen ließ. Durch dies Versprechen gebunden, half Rembrandt sich nachdem damit, daß er seinen Sohn insgeheim Kupferstiche verkaufen ließ, von welchen er nach seines Vaters Geheiß sagen mußte, daß er sie ihm gemaus't habe, und daß sich derselbe nicht davon habe trennen wollen, weil er nur einen einzigen Abdruck davon hätte. Diese List schlug immer ein, d. h., die so feilgebotenen Bilder wurden unsinnig theuer bezahlt. — Der wackere Bürgermeister hatte auch alles Mögliche gethan, Rembrandt für die feinere Welt zu gewinnen. Er versuchte, ihn in guter Gesellschaft einzuführen, um zu sehen, ob er nicht Geschmack daran finden und ein etwas anderes Benehmen annehmen würde; aber er hatte diesen Einfall bald zu bereuen. Bei einer gebildeten Familie zu Tisch gebeten, übernahm sich Rembrandt im Trunke; denn er befriedigte seine Liebhaberei für den Wein gern über alles Maaß, wenn sie ihm nichts kostete, und wurde seinen Wirthsleuten durch pöbelhafte Redensarten und Wachtstubenspäße anstößig. Er hatte es sich überdem zum Gesetz gemacht, alles zu bewitzeln, was dem Kaufmannsstande oder der Magistratur angehörte.

Eines Tages beschäftigt, für eine Familie, der er von dem Bürgermeister empfohlen worden war, gegen ein ansehnliches Honorar ein Familienbild zu malen, und damit fast zu Ende, ward ihm die Kunde gebracht, daß ein Affe, auf den er große Stücke gehalten hatte, von dem Dache seines Hauses herabgestürzt sey und seinen Tod gefunden habe. Ohne daß es schien, daß er in seiner Arbeit abbräche, ergoß er sich in burlesken Lamentationen, und verlängerte die Sitzung, welche die letzte war und der alle Mitglieder der Familie beiwohnten. Endlich zeigt Rembrandt an, daß er mit seiner Arbeit fertig sey, und der Familienvater stürzt darauf zu, um sich daran zu erfreuen, sieht aber gleich auf den ersten Blick, daß der Künstler zwischen seinem Sohn und seiner Tochter das Portrait des verstorbenen Affen angebracht hat. Weit entfernt, diesen feinen Scherz gut zu heißen, äußert er sich vielmehr sehr ungehalten darüber und verlangt die Beseitigung des curiosen Familienmitgliedes, welches der Maler ihm hatte geben wollen.

„Die schönste Figur des Bildes sollte ich streichen?" erwiederte Rembrandt darauf, „nimmermehr! Lieber behalte ich mein Bild," und er nahm es wirklich mit sich.

Man könnte gut hundert andere Züge ähnlichen Schlages, um die Figur des Originals zu vervollständigen, anführen;

aber die Originalität des Menschen ist bei Rembrandt, wie man gesehen hat, nicht immer von der besten Art: sie schadet der Achtung, die der Künstler einflößt; es ist deshalb besser, wenn wir es dabei bewenden lassen. — Was bleibt bei all diesen guten Eigenschaften und all diesen Mängeln nun noch übrig? Ein Genie einzig in seiner Art, wie keines vor und keines nach ihm dagewesen ist; ein großer Maler, dessen Geschicklichkeit, das Licht und den Schatten zu handhaben, an Zauberei grenzt. Zuweilen bekundet er sich auch als tiefer Dichter, wenn er sich lediglich der Natur gegenüber stellt, deren große Inspirationen einen tiefen Eindruck auf ihn machen; und als ein unbarmherziger Spötter, stets aufgelegt, die gemeine, häßliche und elende Seite eines Wesens aufzufassen, wenn dies Wesen einer Menschenrace angehört, die er nicht leiden kann. — Wir wollen noch bemerken, daß Rembrandt aus dem technischen Gesichtspunkte zweierlei Manieren hatte: eine sehr laxe, derzufolge er nichts weiter als den Effect vor Augen hatte, und eine sehr sorgfältige, bei der er es fast bis zu der Aengstlichkeit von Gerhard Dow trieb. Letztere brachte er vorzugsweise beim Portraitiren in Anwendung.

Rembrandt ist im Jahre 1674, im Alter von 68 Jahren, verstorben. Er hat Zeitlebens zu Amsterdam gewohnt, und die Biographen, welche von ihm sagen, daß er einmal die Reise nach Italien gemacht habe, sind durch das Wort „Venetiis“ in Irrthum geführt worden, das sich unter mehreren seiner Kupferstiche angebracht findet. Es ist dieses aber auch nur ein Kniff von Rembrandt gewesen, um die Bilderliebhaber seines Landes glauben zu machen, daß er abwesend war, ja wohl selbst die Absicht hatte, sich in Italien niederzulassen, was denn den Werth seiner Werke steigerte.

Niemandem ist die Zahl der Werke Rembrandts genau bekannt. Gersaint, Helle, Glamy, Peter Yver, Adam Bartsch und eine Menge andrer Dilettanten haben fast ihre ganze Lebenszeit darauf verwandt, hierüber ernste Forschungen anzustellen; doch hat noch keiner von ihnen ausrufen können: „meine Aufgabe ist gelöst!“ In einem Augenblick, wo sie am wenigsten darauf gefaßt sind, sehen die Sammler wieder ein Stück auftauchen, von dem sie keine Ahnung gehabt haben. Woher kömmt dasselbe? Vielleicht aus den Händen irgend eines Schenkwirthes, dessen Großvater es von Rembrandt in Zahlung bekommen hatte, der zum öfteren seine Zeche durch einige Grabstichelzüge auf eine Kupferplatte abmachte. Die Sammlung in der Kupferstichniederlage der Nationalbibliothek ist wegen der Schönheit ihrer Abdrücke eine der merkwürdigsten. Dort muß man Rembrandt studiren, wenn man ihn begreifen will. Sein Werk, an welchem jeder Fleck ein Wetterleuchten seiner unversiegbaren Einbildungskraft ist, bewahrt eben so getreu als diese Platten, auf welchen die Einwirkung des Lichts das vollständige Bild der Dinge wiedergiebt, die kleinsten Phantasien dieses seinem Impulse folgenden Genies, das seiner Begeisterung nicht zu widerstehn vermochte, und sich über sich selber besser ausspricht, als es die geschickteste Feder zu thun im Stande wäre.

Die Sagen des Spessarts, gesammelt von Adalbert von Herrlein. Aschaffenburg 1851. Verlag von C. Krebs. 272 Seiten 8.

Nachdem vor Jahren schon der vaterländische Schriftsteller Ludw. Bechstein in seinen Sagen der Rhöne *) damit begonnen hatte, aus den Sagenschachten des fränkischen Volkes reichliche Ausbeute an das Tageslicht zu fördern, blieb dieses Feld lange unbebaut, bis kürzlich Herrlein einem andern Gebirgszuge des Frankenlandes seine Aufmerksamkeit widmete. Die Arbeiten Bechsteins und Herrleins sind meines Wissens die einzigen größeren unverfälschten Sagenwerke aus Franken und nur in zerstreuten Blättern finden sich einzelne Bearbeitungen fränkischer Sagenstoffe von Heeringen, Rückert, Braunfels und andern heimischen Dichtern. Obgleich nun eine Sagensammlung von A. Schöppner im Drucke begriffen ist, welche alle Landestheile des ganzen Königreichs Bayern umfassen soll, so läßt sich doch bei der ungeheuren Reichhaltigkeit eines solchen Werkes, eine sorgfältige und umständliche Behandlung jedes einzelnen Landstriches nicht verlangen, und deshalb wäre es sehr wünschenswerth, wenn auch für die noch übrigen drei Gebirgszüge, — Fichtelgebirge, Frankenwald und Steigerwald — sowie für die andern Theile Frankens sich kundige Federn fänden, um die im Munde des Volkes lebenden Sagen aufzuzeichnen.

Herrlein hat in dem vorliegenden Buche die gegebene Aufgabe bestens gelös't, und wenn er auch manchmal von dem einfachen Tone des Sagensammlers in den breiteren Ton des Erzählers fällt, so wird dadurch doch nur höchst selten der volksthümliche Werth der Sage beeinträchtigt.

O Spessart, edler Forst, du bist
Der Wälder Preis zu jeder Frist!
Wie weit umher in Land und Gauen
Auch forschend rings die Augen schauen,
Mit deinen Buchen, deinen Eichen
Läßt sich kein anderer Wald vergleichen.

So singt Zedlitz in seinem sinnigen Mährchen vom Waldfräulein, und er hat Recht, aber die reizenden Berge und Thäler des Spessart sind in Deutschland fast ebenso wenig bekannt, wie die dichterischen Sagen des Volkes, das ihn bewohnt. Zu desto größerem Danke sind wir deshalb dem Verfasser für seine Gabe verpflichtet, die dem Leser wenigstens einen tiefen Blick in die eigenthümliche Sagenwelt dieses urkräftigen Gebirgsvolkes gestattet. Es spielen zwar auch hier, wie in allen Gebirgsgegenden die Zwerge, Hexen und Nunnen eine nicht unbedeutende Rolle, aber auch an die vorhandenen Burgen des Mittelalters knüpft sich manche Heldensage fränkischer Ritter. Dem Verbrechen folgt gewöhnlich eben so sicher die Strafe, wie der edelsinnigen That die Belohnung. Der reiche Geizige muß mit seinen erwucherten Schätzen zu Grunde gehen, und dem redlichen Armen helfen unsichtbare Geister. Raubritter und schlechte Beamte finden ein schmähliches Ende und selbst nach dem Tode keine Ruhe für ihre Seele. Die Unternehmungen der Schatzgräber laufen immer übel ab, denn wer ungewöhnliche Reichthümer haben will, erhält gar

*) Würzburg, Voigt und Mocker 1842.

nichts. Klugheit und Tapferkeit erhalten den Siegeskranz, die Feigheit drückt das Brandmal der Schande, und wenn es auch den Guten Anfangs schlimm gehen mag, so finden sie doch gewöhnlich ein fröhliches Ende. Für die Frauen weiß der Volksmund Beispiele ehelicher Treue, wie das der Burgfrau von Nandeburg, die von den feindlichen Belagerern ihres Schlosses freien Abzug für sich erhalten mit der Bewilligung mitzunehmen, was sie tragen könne, und die deshalb mit ihrem Eheherrn sich belastete, um ihn mitten durch die Schaaren der Feinde zu tragen. Die Mädchen werden aufmerksam gemacht, beständig in der Liebe zu sein, und dem Geliebten niemals Anlaß zur Eifersucht zu geben, denn die erzählte Sage zeigt, wie solche Unbeständigkeit zu schrecklichem Unglücke führen kann. Was aber die Sage am nachdrücklichsten und öftesten mit Fluch belastet hat, das ist die Habsucht, die zur Quelle aller andern Laster wird.

Wenn die meisten der erzählten Sagen schon durch ihre tiefen Sittenlehren ansprechen werden, so giebt es auch wieder andere, die sich an geschichtliche, unsere Aufmerksamkeit erregende Personen knüpfen. Die zwei größten deutschen Kaiser — Karl der Große und Friedrich der Rothbart — hielten sich besonders oft und gerne in Franken auf, und ihr Andenken ist deshalb auch mit mancher schönen Sage verbunden, die sich aus jenen Zeiten deutscher Macht und Herrlichkeit fortgepflanzt hat bis auf unsere Tage.

Herrlein hat sein Werk nach den Flüßchen geordnet, die den Spessart durchziehen, und indem er Aschaffenburg als Haupt- und Mittelpunkt des Spessarts nimmt, geht er von da aus in acht weiteren Abtheilungen auf die Thäler der Aschaff, Kahl, Kinzig, Jeß und Sinn, Lohr, Hafenlohr, Haßloch und Elsava über. Er erzählt nicht allein die in diese Abtheilungen gehörigen bemerkenswerthen Sagen, sondern er giebt uns noch Proben der verschiedenen Mundarten, um uns auch in dieser Beziehung mit den Bewohnern des Spessarts bekannter zu machen. Damit unsere Leser einen Begriff von der gemüthlich-lebendigen Mundart dieses Volksstammes bekommen, theilen wir die kleinste dieser Sagen mit, welche in der Sprache des mittleren Elsavathales geschrieben ist:

Das graue Männchen beim Kloster Himmelthal.

Maant (meint) e Mancher, vor Alters wer'n die Leut gor ze dumm gewese, weil se ùnmögliche Geschichte als enanner verzäihlt hawe, wie wenn se werklich wohr wer'n. Sell is awer weit gefehlt! 'S kummt nor druf â, wie mer sen e Geschichte âsicht (ansieht): je noch dem is so dumm un je noch dem is se gescheit. Sou hot mer als verzäihlt, bâm Klouster hett sich vor Zeite e groh (grau) Mennche ufgehâle (aufgehalten), un wann âner an de Stuß kumme wer, un sei Ochse ode sei Küh hette de Wage net auf ziehe kenne, sou hett er nor e Vaterunser ze bete brauche, — noch (darnach) hett'n des Mennche nuf geschobe.

Sell (soll) des bedeute, es geb' grohe Menncher, die A'm (Einem) die Wäge die Berg' naus schiebe, sou is es freilich e dummi Geschichte, sell's awer bedeute, mit'm Bete käm âner besser vorâ, als mit'm Fluche, — un wann'm ach die gräißte Berg in de Weg geschmisse wer'n, sou wer doch just die Geschichte net groh-dumm ze nenne, un der se verzäihlt — ach net."

Die Zahl der mitgetheilten Sagen beträgt 105, wozu freilich noch manche kleinere kommen, die in passende größere verflochten sind.

Einen Nachtrag bildet die Geschichte der Pest im Spessart, die in den Jahren 1605 — 1608, 1625, 1660 und 1668 auf eine furchtbare Weise wüthete. Die sagen-geschichtlichen Erinnerungen aus jener Zeit bilden ein finsteres Schreckensgemälde.

Würzburg. F. J. Freiholz.

Bulletin du Bibliophile Belge, fondé par M. le baron de Reiffenberg, publié par J. M. Heberlé, sous la direction de M. Ch. de Chênedollé. Tome VIII No. 2. 3. Bruxelles, Cologne et Bonn, J. M. Heberlé, librairie ancienne et moderne. 1851. Gr. 8. Seite 97 — 264.

Diese beiden bereits vor einiger Zeit erschienenen Hefte schließen sich dem ersten des achten Bandes würdig an; unverkennbar ist das Bestreben das Journal seiner ursprünglichen Bestimmung immer näher zu bringen.

Herrn A. Warzée's sorgfältige Forschungen über die belgischen Kalender,*) sowie die sehr beachtungswerthen Nachweisungen über die Bibliotheken belgischer Städte aus officiellen Berichten von Herrn de Chênedollé zusammengestellt, sind in beiden Lieferungen fortgesetzt. In der ersten Abtheilung befinden sich ferner folgende Aufsätze: Heft 2: Notice sur Pierre Werrecoren, imprimeur à St. Maertensdyk, en Zélande, p. Edward van Even. Essai de recherches bibliographiques pour servir de complément au Manuel du libraire de M. Brunet, p. G. B. La bibliothéque royale de Stockholm (aus Herrn Dr. Clausade's Voyage dans le Nord de l'Europe, mit Anmerkungen von dem Unterzeichneten). Bibliothéque de New-York, p. E. C. Bibliothéques administratives, p. X. H. (Uebersetzung eines Artikels in Petzholdt's Anzeiger über die Bibliothek des Ministeriums des Innern in Wien.) Heft 3: Tableau statistique des livres, sortis des presses belges et hollandaises, portés sur les catalogues de foire (Mess-Kataloge) de l'Allemagne (1564 — 1600), p. F. L. Hoffmann (nach Schwetschke's Codex nundinarius). Notes sur quelques livres relatifs aux beaux-arts. Livres à la reliure de J. Grolier, p. le capt. De Reume. La Bibliothéque de l'Université d'Upsal (aus Clausade's Reisebeschreibung). Bibliothéques admini-

---

*) Beiläufig mag hier der Titel eines außerhalb Schweden's wol ziemlich seltenen Verzeichnisses schwedischer Kalender, von Joh. Bjönstjerna, angeführt werden: Förteckning på Swenska Calendarier för hwarje År, från 1600 til och med 1770. Samt på en del af de där uti befintelge åtskillige Underrättelser. Upsala, tryckt hos Johan Edman, Kongl. Acad. Boktryckare, År 1771. IV und 98 Seiten 8.

stratives, p. X. H. (Fortsetzung). — Die zweite Abtheilung beider Hefte enthält: Nouveaux mélanges inédits du baron de Villenfagne. M. Quérard et ses Supercheries littéraires dévoilées, p. E. C. Le duc de la Vallière et l'édition de Pline de 1479 sur vélin, p. Al. Pinchart. — Aus der dritten Abtheilung heben wir nur hervor: Récompense accordée à deux typographes belges (m. s. diese Blätter Nr. 64.) Sir Robert Peel et sa collection d'autographes politiques. Un poëte-bibliophile belge (Wiederabdruck der Epître à Madame Techener, p. Jean Rigouleur, d. i. Herrn L. F. J. Vandenzande, von welcher nur 25 Exemplare gedruckt sind). Exposition universelle de Londres (belgische Productionen der Buch- und Steindruckerkunst, der Calligraphie rc). — In der vierten Abtheilung ist unter Anderm der Catalogue des manuscrits de Grand besprochen.

Einige, der Tendenz unserer Zeitschrift entsprechende kleine Notizen aus den angezeigten Heften haben wir in Nr. 79 bereits mitgetheilt.

Sehr angenehm hat uns die Nachricht überrascht, daß wir den ebenso geist- als kenntnißreichen Redacteur des Bulletin, Herrn Ch. de Chênedollé, als Hamburger begrüßen dürfen. Er ist der in Hamburg geborene Sohn des mit Klopstock befreundeten Dichters desselben Namens, dessen Arbeiten zum Theil im Spectateur du Nord gedruckt sind und der während der ersten französischen Revolutionsperiode eine Zeitlang unter uns lebte.

F. L. Hoffmann.

Verkauf der Amorbacher Bibliothek.

Die C. H. Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen hat einen Katalog der in ihren Besitz übergegangenen Fürstlich-Leiningischen Bibliothek der vormaligen Benediktiner-Abtei in Amorbach veröffentlicht und beabsichtigt dieselbe im Einzelnen zu verkaufen. Die Preise sind in einem lithographirten beigelegten Verzeichnisse angegeben, welches man bei der Durchsicht des Katalogs zur Hand haben muß, da in demselben verschiedene Berichtigungen rc. bemerkt sind. In bibliographischer Beziehung läßt der Katalog (er ist vermuthlich nach einem bei der Bibliothek befindlich gewesenen handschriftlichen Verzeichnisse abgedruckt) Manches zu wünschen übrig, aber sein Inhalt ist allen Besitzern von Büchersammlungen, namentlich den Vorstehern erst in neuerer Zeit begründeten öffentlichen Bibliotheken, zu empfehlen. Die Eintheilung ist folgende: A. Theologie. 1. Exegese. a. Bibeln. b. Commentare. 2. Patristik. 3. Dogmatik. 4. Moral-Theologie. 5. Jus canonicum. 6. Conciliensammlungen und Kirchengeschichte. 7. Gradualia. Missalia. Antiphonalia etc. 8. Reformatorische Schriften. 9. Gemischte theologische Werke, meist homiletischen und ascetischen Inhalts. B. Jus civile. C. Medicin. D. Philosophie. E. Profangeschichte. (F.) Gemischte Schriften. G. Manuscripta. — Eine nicht unbedeutende Anzahl von Incunabeln, unter diesen mehrere aus den siebenziger Jahre, findet man besonders in der reichhaltigsten, der theologischen Abtheilung. Die Manuscripte, deren auch außer in der Zusammenstellung Seite 142—144 sonst noch einige vorkommen, sind fast alle religiösen Inhalts, leider aber nicht genügend verzeichnet. Die Classe: Patristik enthält manche pariser Ausgaben; von kirchenrechtlichen und kirchengeschichtlichen Werken ist ein ansehnlicher Vorrath vorhanden, viel Werthvolles und auch Seltenes. Unter den reformatorischen Schriften erscheint neben Erasmus von Rotterdam (Nr. 7—35), Luther (wittemberger und jenaer Ausg. der Werke) u. A. auch Edelmann, mit seinem von Wagner herausgegebenen „verblendeten Anblicke des Moses" und Horenberg, der Widerleger seines Glaubensbekenntnisses. Die Profangeschichte bietet einen großen Theil älterer Quellenwerke und zur deutschen Specialgeschichte Bücher dar, die nicht häufig im antiquarischen Buchhandel angetroffen werden. — Nr. 36. in der 7. theol. Classe (Gradualia, etc.) ist so beschrieben: Evangelia dominicalia et festiv. per annum cum collectis pulcherrime in pergameno conscripta, cujus libri auro argento gemmisque tecti desolatio magna facta est in bello rustico anno 1525 a quodam nobilitatis titulo insignito de Berlingen. 4. (mit bemalten Lettern); Deutsch: Sonn- und Festtags-Evangelien für das ganze Jahr mit den Collecten, sehr schön auf Pergament geschrieben, an welchem, mit Gold, Silber und Edelsteinen bedeckten Buche (— an dem damit verzierten Einbande —) im Bauernkriege 1525 eine große Zerstörung verübt worden ist von einem durch den Adelstitel geschmückten Ausgezeichneten (einem Edelmann), von Berlingen (oder Berlichingen). — Im Preis-Verzeichnisse ist dieses Evangelienbuch zu 80 fl. angesetzt; ein anderes Manuscript: S. Bernardi sermones in Dom. et Festa, auf Pergament (S. 18. Nr. 46) zu 77 fl. — Wer sich mit dem Studium der Geschichte der lateinischen und griechischen Grammatiken beschäftigt, kann vielleicht eine interessante Erwerbung machen, wenn er die S. 137, Nr. 78—131 und S. 138, Nr. 133—141 verzeichnete Sammlung alter lat., griech., hebr. Grammatiken vom 15—18 Jahrh. (4 fl. und 1 fl. kauft. Eine Sammlung von 10,000 bis 12,000 größtentheils jurist. Dissertationen wird für 200 fl. ausgeboten. — Mein Exemplar des Katalogs liegt zur Ansicht bereit.

Hoffmann.

Berichtigungen. Nr. 79, S. 620, Spalte 1, Zeile 27, v. oben, l. m. statt Hugbenvliat: Hugbenvliet; Z. 36, v. ob., statt Manarquie: Mannequin; Z. 44, v. ob., statt Sterin: Stevin; Z. 46, v. ob., statt Lerci: Leroi; Sp. 2, Z. 10, v. ob., statt pathalogischen: pathologischen; Z. 13, v. ob., statt Palsye: Palsyn.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 83. Mittwoch, den 15. October. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Englische Gedichte.*)

Uebersetzt von F. J. Freiholz.

Der Liebenden Klage.

Von Thomas Chatterton.

„O stimmet ein in meine Klagen,
Ihr bittern Thränen strömet hin,
Tanzt nie mehr wie in frohen Tagen,
Nur Nacht soll unsre Brust umzieh'n.
Dort unter'm Weidenbaum
Träumt seinen längsten Traum
Mein Lieb!

Schwarz war sein Haar, wie nächt'ges Dunkel,
Doch sein Gesicht wie Winterschnee,
Und wie des Morgens Prachtgefunkel. —
Jetzt ruht er aus am stillen See.
Dort unter'm Weidenbaum
Träumt seinen längsten Traum
Mein Lieb!

*) S. Nr. 21 dieses Jahrgangs.

Sein Lied war süß wie Drosselslagen,
Sein Tanz war wie Gedanken leicht,
Schön ließ sein Tamburin er klingen. —
Nun hat ihn doch der Tod erreicht.
Dort unter'm Weidenbaum
Träumt seinen längsten Traum
Mein Lieb!

Hört ihr des Raben Fittich schwirren,
Dort unten in des Thales Nacht,
Wo Eulen durch das Dunkel irren,
Und wo der Uhu heult und klagt.
Dort unter'm Weidenbaum
Träumt seinen längsten Traum
Mein Lieb!

Des Mondes Angesicht erbleichet,
Des Liebsten Grabtuch bleicht noch mehr;
Vom Morgenlicht wird's nicht erreichet,
Der Abend auch glänzt nicht so sehr!
Dort unter'm Weidenbaum
Träumt seinen längsten Traum
Mein Lieb!

Am Grabe meines Heißgeliebten
Streu' keine Blume Samen d'rauf;
Kein Trost blieb mehr der Tiefbetrübten,
Mein krankes Herz flammt nimmer auf.
Dort unter'm Weidenbaum
Träumt seinen längsten Traum
Mein Lieb!

Dies heil'ge Grab hab' ich erlesen,
Und pflanze Dornenrosen hier;

Da weil' ich dann, ich elend Wesen —
Nachtgeister kommt und tanzt mit mir.
Dort unter'm Weidenbaum
Träumt seinen längsten Traum
Mein Lieb!

Von Dornen ist mein Herz zerrissen,
Lockt mir das kranke Blut heraus;
Von Freuden mag ich nichts mehr wissen,
Mit Tanz und Scherzen ist es aus.
Dort unter'm Weidenbaum,
Träumt seinen längsten Traum
Mein Lieb!

Ihr schilfumwachsenen Wasserwogen
Eröffnet euer tiefes Grab,
Ich komm zu dir, Treulieb, gezogen!"
So sang die Maid und sprang hinab.

An eine alte Jungfrau.

Von Will. Cowper.

Schon dreimal zwanzig Jahr'
Lebt sie dasselbe Leben:
Früh steht sie auf, um Nachts
Zur Ruh' sich zu begeben.

Heimweh.

Von Sam. Coleridge.

Süß ist's nach der Woche Plage
Und nach ihren vielen Müh'n,
Auszuruhn am Feiertage,
Wald und Fluren zu durchzieh'n.

Bei dem Feuersaft der Reben
Ist es festlich, ist es schön,
Von Verwandten rings umgeben
Einen Festtag zu begeh'n.

Aber nichts gleicht dem Entzücken,
Jenes, der die Welt durchzieht,
Und das Bündel von dem Rücken
Wirft, wenn er die Heimath sieht.

Heimweh ist ein banges Leiden,
Dieses fühl' ich früh' und spät.
Nur das Lüftchen bringt mir Freuden,
Das aus meiner Heimath weht.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Die Besprechung von Barras mit den Mitgliedern des Ausschusses hatte noch keine halbe Stunde gewährt, als Charlier, der den Vorsitz führte, zu der Versammlung sagte: „der schändliche Robespierre ist da; Sie wollen wohl nicht, daß er herein komme?"

Es war in der That Robespierre, der blutend und besinnungslos auf einem Brette hergetragen worden war.

Das Drama war sonach beendigt, ehe Barras noch den Degen aus der Scheide gezogen hatte.

Derjenige, der von dem Heilsausschusse zuerst zum General ernannt worden war und den alle Welt wieder vergessen hatte, der Gendarme Meda war es, der das Commando des Stadthauses übernommen und den Convent gerettet hatte, während derselbe in einer unaussprechlichen Unordnung deliberirte und decretirte.

Mit Leonard Bourdon, Legendre und Lanthenas zur selbigen Zeit den Convent verlassend, wie Barras, hielt Meda an der Idee fest, die er bereits im Heilsausschusse angegeben hatte, nämlich: das Stadthaus durch einen Coup de Main zu überrumpeln und zu nehmen. Nachdem sie die Sectionen der Getraidehalle, des Arcis, des Lombards und von Gravilliers durchzogen waren und unterwegs Streitkräfte gesammelt hatten, schlugen Leonard Bourdon und Meda die Richtung nach dem Stadthause ein, und Ersterer, obwohl auch tapfer, ernannte Letzteren zum Befehlshaber des Angriffs.

Um das Stadthaus her herrschte eine solche Unordnung, daß Meda durch sein entschlossenes Auftreten die sämmtlichen Streitkräfte, die dort versammelt waren, sogar diejenigen, welche Robespierre zu vertheidigen meinten, um sich herschaarte.

„Ich sitze ab," erzählt Meda, „verwahre meine Pistolen auf meinem Hemde, und sage zu den Grenadieren, die mich umgeben, auf den Saal des Gemeinderaths zeigend: „Dorthin müssen wir; es befinden sich noch Gendarmen, die im Irrthum befangen sind, auf Ordonanz bei Robespierre. Wir steigen hinauf, und indem ich sage, daß ich einer der Ihrigen sey, werde ich bis zu ihm gelangen. Habt wohl Acht auf mich, und ruft, je nachdem Ihr mich handeln seht, entweder: es lebe Robespierre! oder, es lebe die Republik!

„Die Grenadiere sagen nicht Nein; doch folgen sie mir nur langsam. Die Treppe ist voller Anhänger der Verschwörer, so daß wir kaum drei Mann in der Fronte hindurch können. Ich eile hitzig vorwärts, und bin schon an der Thür des Versammlungssaals, als die Grenadiere noch weit zurück sind. Die Verschwörer sind im Secretariat versammelt, und die Zugänge dahin wohl verschlossen. Ich trete in den Rathsaal, indem ich mich für eine geheime Ordonanz ausgebe.

„Ich wähle meinen Weg in den Gang links, werde hier aber von den Anhängern der Verschwörer trotz meiner Erklärung, daß ich eine geheime Ordonanz sey, mit Schlägen auf den Kopf und den linken Arm, mit welchen ich dieselben abzuwehren suche, überfallen. Dennoch gelingt es mir, die Thür des Secretariats zu erreichen, wo ich mehrere Male anpoche, während man noch immer auf mich losschlägt. Endlich thut sich dieselbe auf.

„Da sehe ich ein funfzig Männer in einer ziemlich starken Aufregung: das Rasseln meiner Artillerie hatte sie verdutzt gemacht. Ich erkannte mitten unter ihnen den älteren Robespierre. Er saß in einem Sessel, und stützte den Kopf mit der linken Hand, den Ellenbogen auf sein Knie gelehnt. Ich springe auf ihn zu, und indem ich ihm die Spitze meines Säbels auf die Brust setze, sage ich zu ihm: „Verräther, ergieb Dich!" Da erhebt er das Haupt und sagt zu mir: „Du bist ein Verräther, und ich werde Dich erschießen lassen!"

„Bei diesen Worten ergreife ich mit der linken Hand eine meiner Pistolen, und feure sie, eine halbe Wendung rechts machend, ab. Ich glaubte ihn in die Brust geschossen zu haben, die Kugel hatte ihn aber am Kinn getroffen und ihm die linke untre Kinnlade zerschmettert.*) Er fällt von seinem Sessel. Durch das Abfeuern meines Pistols in Schrecken gesetzt, war sein Bruder aus dem Fenster gesprungen.

---

*) Einer falschen Meinung zufolge, welcher von den meisten Geschichtschreibern Vorschub gegeben worden ist, sollte Robespierre selber Hand an sich zu legen versucht haben. Dieses ist aber erwiesenermaßen durchaus falsch. Die Quelle dieses Irrthums ist der Moniteur selber gewesen. Ein in der Sitzung vom 10. Thermidor durch Barrere abgestatteter Bericht besagt, daß Robespierre der ältere sich verwundet habe, und diese Version ist darnach allgemein adoptirt worden.

Es existiren aber, außer der präcisen und unverwerflichen Erzählung Meda's, ein Paar officielle Documente, die den Beweis liefern, daß Robespierre nicht selber Hand an sich gelegt hat. Das erstere ist ein handschriftliches Protocoll des Convents vom 9. und 10. Thermidor, worin es heißt: „Der Nationalconvent decretirt, daß ein Pistol, welches in dem Gemeindehause gefunden worden, dem wackern Meda übergeben werden soll." Es war dieses das Pistol, womit Meda Robespierre verwundet hatte, und das er weggeworfen, um das Licht zu ergreifen, mit welchem er Couthon auf einer dunkeln Treppe verfolgte.

Das zweite, das ist das Protocoll der Gesundheitsbeamten Berger und Marriques, beordert, Robespierre im Heilsausschusse zu verbinden. Es lautet:

„Heute Morgen um 5 Uhr berufen, die Wunde des Buben Robespierre's des älteren zu verbinden, haben wir denselben in einem der Säle des Tuilerienplatzes auf einem Tische hingestreckt vorgefunden. Er war über und über mit Blut bedeckt, dem Anschein nach ruhig, ohne große Schmerzen. Sein Puls war schwach und concentrirt.

„Nachdem wir dem Verwundeten das Gesicht gewaschen hatten, sahen wir zuvörderst, daß es ganz und gar geschwollen war, die verwundete linke Seite aber am meisten. Auf dieser Seite war auch die Haut an einer Stelle aufgerissen und andere Stellen waren mit Blut unterlaufen.

„Der Schuß war wagerecht mit dem Munde, einen Zoll von dem Schluß der Lippen abgefeuert worden. Da seine Richtung eine schräge war, von außen nach innen, von oben nach unten, und die Wunde in den Mund eindrang, so hatte er äußerlich die Haut, das Zellengewebe, die Backenmuskel, ꝛc. afficirt.

„Indem wir mit dem Finger in den Mund fühlten, wurden wir inne, daß die untere Kinnlade im Winkel zersplittert war, und da zogen wir die beiden Augzähne und den ersten Backenzahn aus, ꝛc."

„Courtois.

Eine Verwundung wie diese schließt aus sich selbst, durch ihre Lage und Richtung, jede Annahme eines Selbstmordes aus.

„In diesem Augenblick entsteht ein furchtbarer Lärm um mich her; ich rufe: es lebe die Republik! Meine Grenadiere haben mich vernommen, und antworten mir. Da erreicht die Verwirrung der Verschworenen den höchsten Grad; sie zerstreuen sich nach allen Seiten, und ich bleibe Herr des Schlachtfeldes.

„Nun steige ich wieder hinab, und lasse nach Couthon suchen, der darauf bei den Beinen nach dem Saale des General-Conseils geschleift wird. . . . Die Grenadiere fallen über Robespierre und Couthon, die sie für todt halten, her und schleifen sie bei den Beinen nach dem Kay Pelletier. Hier wollen sie sie in's Wasser werfen; ich widersetze mich dem aber und übergebe sie der Obhuth einer Compagnie der Gravilliers."

Barras hatte demnach, wie man sieht, weder directe noch indirecte Theil an dem militairischen Drama vom 9. Thermidor, das ohne ihn, fern von ihm, und ohne daß er darum wußte, beendigt ward. Es war durch einen unbekannten Soldaten vollführt worden, dessen Name nicht einmal von dem Moniteur richtig angegeben worden ist.

„Leonard Bourdon tritt mitten unter Applaus in den Saal," heißt es im Moniteur vom 30. Juli 1794. „Er ist von einem Gendarm begleitet, den er mit sich auf die Tribüne nehmen zu dürfen um Erlaubniß bittet. . . . „Dieser wackere Gendarme da," sagte Leonard Bourdon, „hat mich nicht verlassen; er hat zwei der Verschwörer getödtet. . . ." Da umarmte ihn der Präsident, und sagte: „Dieser Bürger nennt sich Charles-André Medal."

Inzwischen war der Ruhm, welchen die Generalschaft vom 9. Thermidor Barras einbrachte, immense und unangefochten, und der Convent erinnerte sich dessen ein Jahr später, als er ihm, am Morgen des 13. Vendemiaire des Jahres IV., den Befehl übertrug.

Am 13. Vendemiaire war aber, wie unsre Leser es schon wissen, der wirkliche Befehl und das ernstliche Handeln in Bonapartes Händen. Barras stellte ihn dem Convent vor, und belobte sein Thun, so wie Leonard Bourdon den Gendarm Meda vorgestellt und belobt hatte;**) ihm selber aber verblieben die officiellen Ehren des Tages, und die Wichtigkeit, welche ihm das seltne Glück verschaffte, zweimal den Convent vertheidigt und gerettet zu haben, war der entscheidende Titel, der ihm den Eintritt in's Directorium verschaffte.

Carnot und Letourneur waren nur Cabinetsmenschen, und Barras war ein Degen, dessen Griff in Händen zu haben La Revelliere und Rewbell sich schmeichelten.

Merkwürdig und ihn vollkommen characterisirend ist, daß Barras bis zu Ende den militairischen Zauber bewahrte, zu welchem er so billig gekommen war. Den so energischen Staatsstreich vom 18. Fructidor des Jahres V., der so fruchtbringend hätte werden können, ließ er gänzlich durch den General Augereau vollführen, dem die Sieger dann den Nutzen und den Ruf davon raubten.

**) Obwohl der Convent befohlen hatte, daß Meda befördert werden sollte, ließen der Heilsausschuß und das Directorium ihn vegetiren. Der Kaiser ernannte ihn im Jahre 1804 zum Commandeur der Ehrenlegion, im Jahre 1806 zum Obristen des ersten Chasseurregiments, und im Jahre 1808 zum Baron.

Der hohe Wuchs, die kräftige und betonte Stimme von Barras, und eine Art südlicher Exuberanz vertraten bei ihm die Stelle militairischer Thaten. Ihm wurde ununtersucht Alles beigemessen, dessen er sich für fähig erklärte.

Dies Phantom eines Cäsar und Cromwell zerschmolz aber und verdunstete unter dem Feuer der ersten Blicke, die entschlossen auf sein Gesicht hafteten.

„Am 8. Brumaire (30. October 1799)“ sagt der Kaiser, „speiste Napoleon bei Barras; die Gesellschaft war nicht groß. Nach aufgehobener Tafel entspann sich eine Conversation.“ Die Republik geht zu Grunde,“ sagte der Director; „es kömmt nichts mehr vom Fleck. Die Regierung ist kraftlos; es muß eine Veränderung getroffen und Hedouville zum Präsidenten der Republik ernannt werden.“

„Was Sie betrifft, General, so ist Ihre Absicht, sich zur Armee zu begeben, und ich, krank, der Volksgunst verlustig, verbraucht, ich bin nur noch Nutz, in die Privatclasse zurückzutreten.

„Napoleon sah ihn scharf an, ohne ihm etwas zu antworten. Da schlug Barras die Augen nieder, und war wie verdutzt. Damit war die Conversation zu Ende. Der General war ein höchst mittelmäßiger Mann. Barras sagte nicht, was er dachte. . .

„Am andern Morgen kam Barras schon um 8 Uhr zu Napoleon, der noch im Bette lag. Er wollte ihn durchaus sprechen, und sagte, als er eingelassen worden war, zu ihm, er fürchte, sich Tags vorher verkehrt ausgedrückt zu haben: er, Napoleon, sey der einzige, der die Republik retten könnte, und er wolle sich zu seiner Verfügung stellen, Alles thun, was er verlangen möchte, und jede Rolle übernehmen, die er ihm zuzutheilen für gut fände. Darnach bat er Bonaparte noch, ihm die Versicherung zu geben, daß er, wenn er etwas im Schilde führte, auf ihn rechnen würde.“

Die ganze Militair-Mächtigkeit Barras war also unter dem Blick von Bonaparte erloschen, und obgleich er die Demagogen der Reitbahn zu Soldaten, und Augereau, Bernadotte und Jourdan als Chefs haben konnte, ließ er sich ohne weiteres aufheben und nach Groß Bois führen, ohne es sich einmal einfallen zu lassen, diesem wahrhaften und glorreichen Soldaten, dessen Entschlossenheit ihm besser als irgend jemand bekannt war, einen Einwurf zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Nachrichten über die Expedition nach Mittel-Afrika.

Das Londoner Athenaeum vom 4ten October theilt folgendes Schreiben des Herrn Dr. Barth an den Herrn Dr. Beke mit:

Kuka, den 12. April 1851.

Mein werther Herr, am 2. d., nur einen Tag später, als ich es gegen den Herrn Richardson zu Damergu festgesetzt hatte, bin ich so glücklich gewesen, diesen Platz, der so sehr wichtig für den Erfolg der Expedition ist, wohlbehalten und bei guter Gesundheit zu erreichen, und da ich nicht im Stande bin, nun auch, wie ich es erwartet hatte, unmittelbar unsre Tour um den See anzutreten, so habe ich mich damit beschäftigt, Erkundigungen über alle Theile von Mittelafrika einzuziehen. Dazu ist der jetzige Augenblick ganz besonders geeignet, indem sich eben jetzt Leute aus allen Theilen der westlichen Hälfte des Continents hier befinden, von welchen einige auf der Reise nach Mecka, und andere, mehr oder minder mit den Ländern des Ostens bekannt, auf der Heimreise begriffen sind.

Der Tod des Herrn Richardson, des Directors unsrer Expedition, welcher in der Nacht vom 3. zum 4. März an einem Orte Namens Ungurutua, auf seinem Wege von Zinder nach Kuka, sechs Tagereisen weit von diesem Platze, erfolgt ist, hat in der Verfolgung der Expedition eine Störung zuwege gebracht. Denn wir armen Deutschen, die wir, mit so ärmlichen Mitteln — 200 Lsterl. für die Reise von London nach Mombas oder Sennar, über Mittelafrika — von der Regierung ausgestattet, unser eignes Vermögen, unsers Lebens nicht zu gedenken, aufopfern, sind nicht als Mitglieder der Mission oder als Gentlemen, nein fast als Domestiken angesehen worden. Dies hat nun die Folge, daß der Tod des Herrn Richardson die Fortsetzung der Expedition nicht allein auf eine kurze Zeit unterbrochen hat, sondern ihr selbst ganz ein Ziel zu stecken droht. Es ist in der That nicht wenig befremdlich, daß die beiden Matrosen, oder vielmehr der Matrose und der Zimmermann, die man uns unter großen Kosten gütig von Tripolis aus nachgesandt hat, nicht contractlich zum Dienst der Mission — zu welcher, mindestens gerüchteweise, die beiden Deutschen auch gehörten — sondern zu dem persönlichen Dienste des Herrn Richardson, der nie die Absicht gehabt hat, sich auf dem Boote einzuschiffen, verpflichtet worden sind, daher die beiden kostspieligen Leute sicher auf Kosten der Regierung wieder dahin zurückkehren werden, von wo sie abgesandt worden, ohne im geringsten etwas genützt zu haben.

Statt Vorkehrungen zu unsrer Reise um den See Tschad herum vorzufinden, traf ich die gesammte Expedition in Verzweiflung und auf die Rückkehr bedacht an. Statt frische Mittel für mich selbst anzutreffen, fand ich Schulden von mehr als 300 Dollars vor, so daß ich, um die Ehre der Regierung zu bewahren, in deren Dienst wir reisen, meinen eignen Privat-Credit habe erschöpfen müssen, um einen Theil der Schulden abzutragen, welche die Direction, von der ich selber noch 91 Dollars zu fordern habe, gemacht hat.

Da ich unsre beabsichtigte Expedition rundum den See nun nicht fortsetzen kann, überdem auch der Dr. Overweg noch nicht angekommen ist, ja es an allen Nachrichten von ihm fehlt, und die Expedition nach Musgau, die ich auf Einladung des Scheikhs und seines Vezirs mitmachen sollte, wegen der großen Razzia der Tuaregs, die an drei verschiedenen Punkten ins Land gefallen sind, hat ausgesetzt werden müssen, so bin ich darüber aus, Erkundigungen einzuziehen, deren Resultat ich die Ehre habe, Ihnen, als Demjenigen, der sich am meisten für die Geographie von Mittel-Afrika interessirt und am besten damit bekannt ist, zum Theil einzusenden.

Zuvörderst erhalten Sie ein Paar neue Itinerarien nach Adamawa, ein Land, das ich trotz all des Elends, welchem wir blosgestellt sind, noch nicht aus den Augen verloren habe.

Meine erste Kunde habe ich von einem sehr gescheuten und interessanten Mann erhalten, dessen Bekanntschaft mir von unermeßlichem Nutzen gewesen ist. Derselbe gehört den Shurfa

Uled Bu-Seba's an, die zum Theil in der Nachbarschaft von Merakesh und zum Theil in dem Wady Sakiet-el-Hamra, im Süden von Wady-Nun, mit den Uled Delaim zusammen, leben. Sein Name ist Ahmedu Bel Mojub, und er ist in der Section zu Hause, welche Sakiet-Hamra bewohnt. Er ist bereits fünf Mal zu Adamava gewesen.

I. Von Yakoba durch Adamava nach den Pagans, die ersten sieben Tage Südost, dann gerade südlich.

(Hier folgt ein Itinerarium von 34 Tagen, das indessen für die Leser im Allgemeinen nicht Interesse genug haben möchte, um es hier vollständig wiederzugeben. Es wird der königlichen geographischen Gesellschaft mitgetheilt werden, um es nebst anderen Berichten an Herrn Petermann, Dr. Beke und das auswärtige Amt in ihrem nächsten Journalhefte abdrucken zu lassen. Doch mögen hier folgende Auszüge aus demselben Platz finden:)

9. Tag. Lagerplatz in der Nähe der Pagans, Koana genannt, am Ufer des Flusses Benue, welcher nach der Schätzung meines Berichtgebers ungefähr 2000 Ellen breit ist. Das Volk hier hat viele Böte, um diesen Fluß zu passiren. Es sind merkwürdig große Leute, größer als alle die, welche mein Berichtgeber je gesehen hat.

18. Tag. Ankunft zu Kuntsha, der Residenz des Gouverneurs Mohammed Gabdu, eines Fellahs, der dem Sultan von Adamava unterthan ist. Die Stadt liegt an einem Flusse, den man in der trocknen Jahreszeit durchwaten kann, der aber in der Regenzeit nur in Böten zu passiren ist. Er ist ein Nebenarm des Faro, der sich in den Benue ergießt .... Von hier aus hat man sich ein wenig westlich zu wenden und dann die Reise S. S. W. fortzusetzen.

21. Tag. Jorofangel, ein Platz von mittler Größe, von einem Fellah-Gouverneur dieses Namens erbaut, der hier residirt, und von dem Sultan zu Yola abhängig ist. Auf dem Wege hieher hat man Berge zu passiren, die, so weit ich mich dessen habe überzeugen können, mehr vereinzelt zu seyn scheinen, als eine zusammenhängende Kette bilden. Ehe man nach Jorofangel kömmt, hat man einen Fluß zu passiren, den die arabischen Reisenden und auch mein Berichtgeber Ras-el-ma nennen, und der, wie man es nennt, der Quellenfluß des Benue seyn soll. Er ist eines Steinwurfs breit, und wird in einer Art von Floß passirt. Mein Berichtgeber weiß zwar, daß der Benue sich in die Qwara ergießt, aber er weiß leider nicht genau, wie der Fluß hier genannt wird.

22. Tag. Ein Dorf des Bakr Yemyem, eine Section der übelberüchtigten Yemyem, die so nach einem Fellah genannt werden, der sie regiert. Dies Volk ißt, wie es schon seit vielen Jahren erwiesen ist, Menschenfleisch; doch ist ihnen diese ihre Lieblingsspeise an den Orten, wo sie den Fellanis unterworfen sind, nicht gestattet. Dieser Ort liegt an einem sehr schiffbaren Flusse, der sich in den Benue ergießt.

24. Tag. Hier betritt man das Gebiet der Tekar-Pagans, die, eben so, wie die Yemyems, große Liebhaber von Menschenfleisch sind und die Köpfe derjenigen, die sie verspeißt haben, ihre Feinde, als Zierrath auf dem Giebel des Palastes oder der Wohnung ihres Königs aufpflanzen.

(Schluß folgt.)

Celle, eine famose Stadt.

Von Oscar Belitz. (M. s. Nr. 75 d. Bl.)

B.

Folgendes sind die Quellen zu einer umfassenden Beschreibung der Stadt Celle in Hannover: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Stadt Celle (von Spangenberg) Celle, 1826. — Jac. Korn's kurzer Entwurf vom Anfang, Ursprung, pp. v. Jahre 1689. — Charte der Stadt Celle im Herzogth. Lüneburg, mathematice delineavit J. Fr. Borchmann, 1766. — Bünting's allg. Chronik. — Merian's Topographie des Herz. Braunschw.-Lüneburg. — Christ. Laur. Bilderbeck's Nachricht von der Stadt Celle Ursprung und einiger deren fatis in seiner Ausgabe des Celle'schen Stadtrechts 1712 und 1739. — Des ehemal. Rektors Joh. Heinr. Steffens histor. und diplomat. Abhandlungen in Briefen u. s. w. Celle 1763. — Spangenberg einige Beiträge zu einer Geschichte der Stadt Celle in dem „Neuen vaterländ. Archive, Bd. II. Nr. 6 (1823)" und ebendaselbst Abdruck einer niederdeutschen Stadtchroniks-Copie „Dat ys de olde historie wy Hertog Otte de Stad Oldenzell hat verlaten." — Dr. Hagemann, Canzleidirector und Ritter, Miscellaneen zur Erläuterung des Celle'schen Stadt- und Bürgerrechts, Celle 1798. — Hagemann Ausg. des Celle'schen Statuts, Hannover 1800 und Celle 1822 die Zusätze.

Eccard in den Origg. germ. § 37 leitet Celle von der ältesten Benennung des noch jetzigen Dorfes Westercelle, Westerkielln von Erbauung von „Kielen," Schiffen auf der Aller her. — Das Cellenser Oberappellationsgericht hat mittelst landesherrlich genehmigten Conclusum pleni de 23. Februar 1712 die Schreibart „Celle" anstatt Zelle angenommen. Wenn auch sonst nicht nachgewiesen ist, daß die Stadt von einer Mönchszelle den Ursprung erhalten habe, so spricht doch Klöden in seiner Geschichte der Marienverehrung in der Mark Brandenburg von dem 1230 durch Heinrich den Erlauchten gestifteten Kloster Neu-Zelle an der Oder, wozu Alt-Zelle das Mater-Kloster sei. — Der Abstand von der östlichsten Spitze der Hehlen-Vorstadt, dem sogenannten Prinzengarten (jetzt Wohnsitz des Oberappellationsgerichtsraths von Trampe) bis an die Brücke zu Ende der Neustadt über die Fuse beträgt etwa 13,300 F. S. Stein's geogr. stat. Lexikon, 1818, die geographische Lage.

Weltliche herrschaftliche Gebäude sind: das Schloß an der Westseite der eigentlichen Stadt. Wahrscheinlich ist es gegen 1300 gegründet, nachdem das bisherige Schloß in dem jetzt ein Dorf seienden Orte Altenzelle, eine halbe Meile in S.-W. von der Stadt abgebrannt war. Das jetzige Gebäude, mit lieblichen Gartenanlagen und Kanälen rings umgeben, rührt theilweise von Herzog Heinrich und seiner Mutter Anna, Gräfin zu Nassau, her, welches sie im Jahre 1485 erbauen ließen, wie solches eine Inschrift an demselben bezeugt hat. (S. Walter's Leichenpredigt, der Christen allerkräftigstes Cordial, Nürnberg 1643.) Gegen Norden an einem etwas höheren Thurme denn die zwei runden Eckthürme eine Schlaguhr. Nur die östliche Seite hat sich erhalten, die drei übrigen Seiten wurden 1680 durch Herzog Georg Wilhelm im italienischen Stile neu aufgeführt. Der Schloßhof im Innern ist ziemlich geräumig, das Schloß noch heute sehr wohl sehenswerth. (Rehtmeyer v. im Uebrigen S. 1333.)

Die speciellen Ausbauten von Herzog Ernst dem Bekenner 1533 und durch Herzog Wilhelm den Jüngeren in Hinsicht der Schloßcapelle 1559 dürfen nur kurz angedeutet werden. Eine große Menge steinerner Bilder und Wappen aus der ältesten Zeit liegt noch in einem der Schloßkeller aufbewahrt, darunter viele Darstellungen aus den Bibel-Königen. Gegen Süden ist ein gewölbtes, ziemlich enges Schloßthor, daß Schloß ist gänzlich massiv und durfte früher elegant genannt werden. Im Innern befindet sich ein zwar kleines, aber gut gebauetes Theater, das zu benutzen wandernden Schauspielergesellschaften nunmehr nicht erlaubt ist und muß das Sommertheater im sogenannten Schulze'schen Garten in der Hehlenvorstadt (1851 unter Thalheim's Direction und dem Floriren der Familie von Horar) dafür Entschädigung bieten. Dort hatte der berühmte Schauspieldirector Schröder seine ersten Lorbeeren geerntet. Die Zimmer des Schlosses sind seit der Blüthe des Königreiches Westphalen, wo Alles zum Besten des Cassel'schen Hofes gestohlen wurde, ihres Mobiliars meist beraubt. Ein Theil der Zimmer wird zu den Sitzungen der königl. Landwirthschaftsgesellschaft benutzt. Seit vielen Jahren hat das Schloß kein Mitglied der königlichen Familie, wenigstens nicht seit dem Tode der dänischen Königin Caroline Mathilde, bewohnt und dachte man schon daran, nobeln Familien einige Zimmer zur Miethe zu überlassen. Vorzüglich sehenswerth ist die Schloßcapelle; sie ist zwar klein, aber eine der prächtigsten im Lande, besonders durch die Bildhauerarbeit und Bildschnitzerei mit reicher Vergoldung. Vorzugsweise zeichnet sich der fürstliche Kirchenstuhl aus, in welchem der Hauptsitz einen Baldachin in christlicher Tempelform trägt. Das Gewölbe der Capelle ist sehr hoch; an dem Schiffe derselben läuft an der linken und hinteren Seite eine Emporkirche (Prinche — woher dieser Name?) herum; an jener linken Seite befindet sich der Fürstenstuhl und bei demselben, dem Altar zunächst, eine kleine Orgel, die aber die Franzosen spolirten. Ueber der hinteren Emporkirche erhebt sich noch eine andere. An der rechten Seite steht allein die Kanzel, aus einem einzigen Sandstein gehauen und mit Basreliefs geschmückt. Um die Emporkirche laufen an einem Friese ebenfalls in Stein gehauene und vergoldete Basreliefs, welche den Heiland, die zwölf Apostel und sonstigen Jünger im Brustbilde vorstellen. Der Fürstenstuhl, so wie der Stuhl auf der zweiten hintern Emporkirche, haben Fenster, runde Scheiben in vergoldetes Blei eingefaßt, die übrigen nicht. Auf dem Chore steht der Altar gegen Osten, neben ihm rechts der Beichtstuhl. Unter der Emporkirche und am ganzen Schiff der Kirche zieht sich eine andere Reihe von Kirchenstühlen herum. In der Mitte des Raums stehen noch einfache Pulte für das Hofgesinde, schwarz angestrichen, da der Trauergottesdienst, wegen des letzten Herzogs Georg Wilhelm der letzte war, welcher in der Capelle gehalten wurde. Theils an der hinteren Wand jedes Kirchenstuhls, theils an der vorderen Wand desselben befinden sich ausgezeichnet schöne Oelgemälde, auf Kreidegrund gemalt, theilweise beschädigt. Außerdem ist ein Christus auf Leinwand gemalt, an der rechten Wand der Kirche und das Altarblatt zu beachten. Die innere Fläche der beiden Flügel desselben stellen Herzog Ernst den Bekenner und dessen Gemahlin vor; den ersteren, vor einem Betpulte knieend, im Hintergrunde das Cellische Schloß, im Mittelgrunde eine Procession, neben ihm ein Windhund und ein Löwenhund; die letztere ebenfalls vor einem Betpulte knieend, neben ihr drei Hündchen, im Hintergrunde das mecklenburgische Schloß wohl getroffen, wie es ehedem war, im Mittelgrunde eine Procession. Das Hauptgemälde stellt die Kreuzigung dar, eine überaus reiche Composition und ein wahres Meisterstück. Unter der Capelle ein Gewölbe, wohl schwerlich je zu Beisetzung von Leichen benutzt. Ein Pfeiler trägt die steinerne Kanzel. Dicht an das Schloß zieht sich ein hoher Wall, gegen Süden geebnet. Die ehemaligen Rondeele waren casemattirt und zum Theil mit Backöfen und andern kleinen Zimmern versehen, theilweise noch sichtbar. In einem derselben ward folgende Nachricht gelesen:

> Anno 1577 hat der durchleuchtiger hochgeborne Fürst und Herr Herr Wilhelm der junger Hertzogk zu Braunschweigk und Luneburgk etz. diese Pasteye von newen aufbawen lassen. (S. Spiel vaterl. Archiv, Th. I., Nr. 36.)
>
> Anno 1608 hat der durcleuctiger hochgeborene Fürst und Herr Herr Ernst Hertzugk zu Braunschweigk und Luneburgk etz. diese Pasteie gewelben und mit erde beschutten lassen.

Von der Bastion gegen Südost geht die Sage, daß sie zum Gefängnisse des berüchtigten Räubers Nickel List und verschiedener Mitverbrecher gedient haben soll, welche die goldene Tafel in der St. Michaeliskirche zu Lüneburg beraubt hatten und 1699 in Celle hingerichtet worden sind. (Am 19ten März 1847 ist die letzte Hinrichtung, die des Mörders Georg Christian Heinrich David Thöne aus Burgdorf geschehen. Obgleich der Prangerpfahl sich noch nahe beim Rathhause mit dem Halseisen befindet, grade wie er früher ist angewandt worden: so ist die Strafe desselben, wenn auch d. J. noch verhängt, so doch nicht zur Anwendung gekommen). Noch ist eine besondere Merkwürdigkeit zu erwähnen, welche gegenwärtig auf der königl. Bibliothek zu Hannover aufbewahrt wird. Beim Abbruch einer Mauer des Schlosses fand man in einer Nische einen weiß ledernen, mit rothen seidenen Schnüren besetzten Damenschuh mit sehr hohem Absatze, vorn ziemlich aufgebogen, der schon etwas aufgetragen war, nebst einem Täfelchen aus Speckstein, auf dem verschiedene Charaktere und die Jahreszahl: Anno 1596 D. A. S. F. J. T. M. eingegraben waren, eingemauert. Wozu Solches geschehen ist, bleibt räthselhaft. —

(Schluß folgt.)

Dr. William Ellery Channing's Werke. In einer Auswahl aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von F. A. Schulze, Stadt-Schulrath, und Ad. Sydow, Prediger an der Neuen Kirche, zu Berlin. Siebentes und Achtes Bändchen. Leipzig. Verlag von Hermann Schultze 1851. 217 und 199 Seiten 12.

Mit Beziehung auf die Anzeige der ersten sechs Bändchen in dieser Zeitschrift (Nr. 21) und die dort mitgetheilten Schilderungen des berühmten amerikanischen Schriftstellers, erfüllen wir das Versprechen, unsern Lesern von der Fortsetzung dieser mit vieler Umsicht veranstalteten Auswahl aus seinen Werken Nachricht zu geben.

Das siebente Bändchen, auch mit dem Titel: „Religiöse Schriften. Viertes Bändchen,“ enthält: Christum predigen, eine

Rede gehalten bei der Ordination des Herrn J. E. Abbot zu Salem 1815; das Uebel der Sünde; die Kirche, eine Predigt gehalten zu Philadelphia 1841; über den Katholicismus, ein Schreiben an den Herausgeber des Westboten, zu Louisville in Kentucky; Miscellen: Ueber Glaubensbekenntnisse, Auszüge aus einem Briefe; die Wichtigkeit der Religion für die Gesellschaft; das Christenthum, die Religion der allgemeinen Liebe. — Die Rede über die Kirche und der Brief über den Katholicismus, mit vielen Hindeutungen auf nordamerikanische Zustände und Zeitverhältnisse durchwebt, sind mit jener edlen Freimüthigkeit geschrieben, die Channing's Schriften alle characterisirt, jedoch frei von unchristlicher Verdammungssucht: sie werden auch in der Uebersetzung des Beifalls und der Zustimmung nicht entbehren, die ihnen im Original zu Theil wurden. Wahrhaft goldene Worte ruft der ältere Geistliche dem jüngeren, der sich in dem Westen angesiedelt, im Eingange und am Schlusse seines Briefes zu; auch was S. 154 ff. über die Hauptgefahr eines Geistlichen, den Mangel an Leben, die Gefahr während seines Lebens todt zu sein, gesagt wird, ist vortrefflich.

Den größten Raum des achten Bändchens („Sociale Schriften. Viertes Bändchen"), S. 1—166, nehmen die Bemerkungen über das Leben und den Charakter Napoleon Bonaparte's, in zwei Abtheilungen, aus der Zeitschrift: Christian Examiner, Band IV. Nr. 5. 1827—1828, ein; die folgenden Seiten Aphorismen über Politik und Moralität, Staat und Individuum; Auszüge aus der Schrift Channing's: Ueber die Pflicht der Freistaaten Nordamerika's. — Walter Scott's Leben Napoleons Bonaparte's hat die Veranlassung zu den Bemerkungen gegeben; das Urtheil über das Werk selbst ist nicht neu; der Verfasser, meint Channing, habe es entweder aufgegeben oder ihm die lange und ausdauernde Arbeit widmen sollen die es erforderte, u. s. w., erkennt aber auch das Talent an, welches die schnelle Composition der Biographie bekunde, so wie die reiche Belehrung welche sie gewähre, die frische und lebendige Zeichnung, und die vielen Proben eines freien, anmuthsvollen und lebenskräftigen Stils. Das Hauptthema, das in dieser Abhandlung behandelt wird, ist der Charakter Napoleon's; in einer Uebersicht seines Lebens werden als Mittel, durch welche er als erster Consul seine Macht befestigte und sie zur kaiserlichen Würde emporhob, angeführt: sein System, die leitenden Personen aller Parteien ohne Unterschied in seine Dienste zu nehmen; der glänzende Feldzug, der unmittelbar seiner Erhebung zum Consulate folgte; das mit dem Namen der Polizei benannte Spionirsystem (Channing sagt: „wir sind stolz darauf, daß wir kein englisches Wort für diese Höllenmaschine haben"); die Fesselung der Presse; er Schrecken (Mord des Herzogs von Enghien; es sei Bonaparte's Absicht gewesen, die Opposition, die wie er wohl erkannte durch den Umsturz der republikanischen Formen und die offene Annahme der kaiserlichen Würde in den Herzen Vieler erweckt werden würde, zur Ruhe zu schrecken); das Concordat (dem Verfasser erscheint es, vom politischen Gesichtspunkte aus betrachtet, nicht als ein Beweis des Scharfblick's Napoleon's; diese Maaßregel bestätige, daß er den eigenthümlichen Charakter seiner Zeit so wenig verstanden, als die eigenthümliche und neue Politik, die sie verlangte; am Schlusse der beachtungswerthen Aeußerung heißt es: Es wäre ein Glück für Napoleon gewesen, wenn er den Pabst und die Kirche sich selbst überlassen hätte; indem er aber den römischen Pabst einmal anerkannte und für seine Zwecke verwendete, dann ihn wieder beschimpfte und erniedrigte, erbitterte er einen großen Theil der Christenheit, zog sich selbst den üblen Ruf der Gottlosigkeit zu und erweckte einen religiösen Haß, der sein volles Maaß zu seinem Falle beitrug.) Auch die Großartigkeit der öffentlichen Bauten Napoleon's wird als ein Mittel betrachtet, seiner Regierung Stärke und Ansehen zu verschaffen; es ist hier in Bezug auf die Simplonstraße richtig bemerkt, daß Napoleon den Ruhm derselben mit Fabbroni zu theilen habe, denn das Genie, welches das Werk entwarf und ausführte, sei doch wol im eigentlicheren Sinne dessen Urheber, als der, welcher den Befehl dazu ertheile. — Ein großes Werk, das neue Gesetzbuch, würdigt Channing mit vollkommener Anerkennung; es gebe Napoleon einen Anspruch auf die Dankbarkeit der Nachwelt und berechtige ihn zu einem ehrenvollen Gedächtniß.

Napoleon auf dem kaiserlichen Thron ist dann Gegenstand der ferneren Bemerkungen; sie beziehen sich auf sein Streben nach der Universalmonarchie und den Weg, auf welchem es möglich gewesen sei, sie zu erreichen; statt alte, nicht mehr zeitgemäße Mittel zu wiederholen, hätte der Kaiser andere Hülfsquellen entdecken und schaffen, er hätte sich vor Allem mit einigen großen Interessen, Meinungen, oder Institutionen, durch die er eine große Partei in jedem Volke an sich gefesselt, identificiren, sich an die Spitze einer neuen Ordnung der Dinge stellen müssen, welche den Anschein eines Fortschrittes des gesellschaftlichen Zustandes hatte; sich auf die hervortretenste und vortheilhafteste Weise mit den früheren Regierungen in Contrast zu stellen, hätte der Schlüssel seiner Politik sein müssen, u. s. w. Wenn der Verfasser dem Kaiser das Genie abspricht, auf so fremdartiger Bahn zu seinem Ziele zu gelangen, so können wir ihm nicht beistimmen. Die egoistische, auf sich selbst bauende, sich selbst überhebende Seelenrichtung, welche ihn zu dem Glauben verleitete, er sei stark genug, nicht nur Nationen zu besiegen, sondern sie auch durch die Scheu und Bewunderung, die sein Charakter ihnen einflößen würde, festzuhalten; diese von Channing trefflich aufgefaßte und geschilderte Seelenrichtung gerade war es, die Napoleon zur Verachtung und Geringschätzung der Menschen, der Zeit und ihrer Anforderungen hinlenkte; wozu, nach seiner Meinung, Außerordentliches, wo Gewöhnliches genügte, Alles seinem Willen zu unterwerfen? und kam man ihm nicht, schimpflich genug, oft auf halbem Wege entgegen? Nicht an Genie, an Seelengröße fehlte es ihm, eine neue Zeit über Europa heraufzuführen und durch neue großartige Principien und Institutionen die Menschen an sich zu fesseln. — Nachdem der Verfasser die Hauptzüge in dem intellectuellen und moralischen Charakter Napoleons, übersichtlich zusammengefaßt, erörtert er, ob und in welcher Beschränkung ihm der Name eines großen Mannes gebühre; auf moralische, auf intellectuelle Größe habe er keinen Anspruch; die Größe des Handelns sei ihm zuzugestehen, hohe Thatkraft, eine Energie, die große Wirkungen hervorzubringen im Stande war; aber selbst in dieser Ordnung der Größe ist Channing nicht geneigt, ihn als vor Allen hervorragend zu betrachten: „Krieg war die Hauptsphäre seiner Thätigkeit; durch das Schwerdt gewann er seine Obermacht in Europa; aber der Krieg ist nicht das Feld für das höchste praktische Talent." Dieser Wahrheit sei Napoleon sich vermuthlich selbst bewußt gewesen; daher der Plan einer Universalherrschaft zu dessen Ausführung er nicht befähigt war. „Im Kriege war Na-

poleon groß; denn hier war er kühn, neu und schöpferisch; außer dem Felde zeigte er allerdings Talent, aber kein höheres als das anderer ausgezeichneter Männer." — In der Schlußpartie des ersten Theiles der Abhandlung werden Betrachtungen angestellt über Napoleon's Verbannung nach St. Helena und den Gebrauch, den die verbündeten Mächte von ihrem Siege über ihn gemacht haben; zwei Umstände, die viel dazu beigetragen, die strenge moralische Mißbilligung, mit welcher er betrachtet werden sollte, zu entwaffnen oder zu schwächen. — Ein Unrecht gegen Napoleon in seiner Abführung nach St. Helena zu erkennen, erklärt der Verfasser sich für unfähig, auch könne er nicht viel Mitgefühl mit den Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, die er dort zu erdulden hatte, in sich hervorrufen. Gegen die Art der Benutzung des Sieges erklärt er sich entschieden und unumwunden. Hier, so wie bei einigen anderen Stellen, darf man nicht vergessen, daß es der freie Amerikaner ist, welcher spricht; der Mann, den jede Beschränkung, jede Bedrohung der *wahren persönlichen und geistigen Freiheit*, die er als das *Element alles sittlichen Lebens* betrachtet, auffordert, sie mit der ganzen Kraft und Schärfe des Worts zu vertheidigen und zu schützen.

Ueber die amerikanische Revolution, deren glücklichen Erfolg *Channing* daraus erklärt, daß sie unter der obersten Leitung der *Privat- und öffentlichen Tugend* begonnen und durchgeführt wurde, sowie über *Washington*, spricht er sich S. 105 ff. so aus:

„Unsere Freiheit wurde uns nicht durch einen glücklichen Zufall zu Theil, noch war sie ein Geschenk der Natur, das einigen wenigen Leitern zugefallen war, sondern der Same derselben war in reicher Fülle in den Gemüthern *des ganzen Volks* ausgestreut. Sie hatte in dem *Gewissen* und in der *Vernunft der Nation* Wurzel geschlagen. Sie war das Erzeugniß tiefer Ueberzeugungen und edler Prinzipien, die weithin verbreitet waren. Wir hatten kein Paris, keine Hauptstadt, welche von wenigen Leitern in Bewegung gesetzt, ihre Einflüsse gleich einem „mächtigen Herzen," durch abhängige und dienstbare Provinzen sandte. Unser Vaterland war überall Herz. Das belebende Princip durchströmte die Seelen der Bürger und jedes Dorf lieferte seinen Beitrag zur Stärkung des feierlichen Entschlusses, frei sein zu wollen. — Wir haben hierin die Erklärung einer auffallenden Erscheinung in der Geschichte unserer Revolution, wir meinen den Mangel oder die Abwesenheit der Klasse großer Männer, die wir in anderen Ländern finden, der Männer, welche durch ihre besondere ausgezeichnete und alleinige Wirksamkeit und durch ihre glänzenden Thaten das Schicksal eines Volkes bestimmen. Es war zu viel Größe in dem amerikanischen Volke, um diese überschattende Größe seiner Leiter zuzulassen. Die Vereinigten Staaten hatten daher auch keinen Befreier, keinen politischen Heiland. Washington hat uns allerdings viele Wohlthaten erwiesen. Aber Washington war nicht ein Held in dem gemeinen Sinne dieses Wortes. Wir sprachen niemals von ihm, wie die Franzosen von Bonaparte, sprachen niemals von seinem Adlerblick, seinem unwiderstehlichen Genie, als ob dieses unser Heil zu erwirken hätte. Wir verloren niemals unsere Selbstachtung. Wir fühlten, daß wir unter Gottes Beistande frei werden würden durch unseren eigenen Muth, unsere eigene Kraft und Weisheit, unterstützt durch die belebenden und leitenden Einflüsse dieses großen und edlen Geistes. Washington diente uns hauptsächlich *durch seine erhabenen moralischen Eigenschaften*. Ihm gebührt die unvergleichliche Ehre, der Leiter in einer Revolution gewesen zu sein, ohne auch nur den geringsten Zweifel oder das leiseste Bedenken in Bezug auf die fleckenlose Reinheit seiner Absichten zu erwecken. Seine Auszeichnung war es, die glänzendste Manifestation des Geistes zu sein, der in seinem ganzen Vaterlande herrschte; und auf diese Weise wurde er eine Quelle der Thatkraft, ein Band der Vereinigung, der Mittelpunkt des Vertrauens eines aufgeklärten Volkes. In einer Revolution, wie die französische war, würde Washington nichts gewesen sein; denn jene Sympathie, welche zwischen ihm und seinen Mitbürgern bestand und welche das Geheimniß seiner Macht war, würde ihm hier gefehlt haben. Durch einen Instinkt, der nicht fehl geht, nennen wir Washington in dankbarer Verehrung den *Vater seines Landes*, aber nicht seinen Erretter oder Heiland. Ein Volk, das eines Heilandes bedarf, das nicht in seiner eigenen Brust eine Bürgschaft und ein Unterpfand der Freiheit besitzt, ist noch nicht dazu vorbereitet, frei zu sein."

Eine Analyse des zweiten Theiles der Abhandlung, in welchem der Gegenstand wieder aufgenommen wird, nicht zu dem Zwecke, noch ausführlicher über die Person Napoleon's zu sprechen, sondern um noch genauer das *Princip des Handelns* in Erwägung zu ziehen, das ihn leitete und sich in ihm in der bemerkenswerthesten Weise manifestirte, müssen wir uns versagen; nur den Schluß theilen wir mit:

„Wir haben uns bemüht, den Vorzug und die Oberherrschaft der sittlichen Macht und des sittlichen Einflusses über jene Herrschergewalt zu zeigen, nach welcher Jahrhunderte hindurch gierige und blutige Hände sich gestreckt haben. Wir haben uns bemüht, denjenigen der unbeschränktesten Mißbilligung und Verwerfung seiner Mitmenschen hinzustellen, der sich erkühnen möchte, ein Reich brutaler Gewalt über vernünftige Wesen herzustellen. Wir haben uns bemüht, den Mann als den Feind seines Geschlechtes zu bezeichnen, der auf irgend eine Weise den menschlichen Geist fesseln und den Willen Anderer dem seinigen unterwerfen wollte. Mit Einem Worte, wir haben gewünscht, *Andere und uns selbst* zu einer wahren und richtigen *Selbstachtung*, zu der freien Anwendung und Erweiterung unserer höchsten Vermögen und Kräfte und insbesondere zu jener *sittlichen Stärke*, jener *Energie heiliger tugendhafter Entschließungen* zu erwecken, ohne welche wir Sklaven sind inmitten der freiesten Institutionen. Etwas besseres als dieses können wir von Gott nicht erflehen, noch können wir unser Leben edleren Zwecken widmen."

In den „Aphorismen" erscheint *Channing* überall als treuer Freund seines Vaterlandes, der gerade deshalb *weil er es ist*, die *wunden Stellen* des nordamerikanischen Staatslebens *nicht verhüllt*, aber auch die Mittel zu ihrer Heilung zeigt. Man lese, was er über das unschätzbare Gut, die *Staaten-Union*, die Idee der Heiligkeit des Rechts jedes Menschen, der Achtung, die jedem menschlichen Wesen gebührt, die Sicherstellung der Unpartheilichkeit und der moralischen Unabhängigkeit der Richter, die neuere verderbliche Tendenz, die *Beschränkungen* zu entfernen, von denen die *weise* und *gerechte* Ausübung der Volksgewalt abhängt u. s. w. geschrieben.

Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 84. Sonnabend, den 18. October. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1796 war der Zauber, der sich an Barras Namen knüpfte, noch durch nichts verkürzt worden: sein Ruhm stand in voller Blüthe, wie sein Credit in voller Kraft. Man hatte seine frühere Bewunderung Marat's, ja selbst seine berüchtigte Depesche vom 20. December 1793, in welcher er dem Heilsausschusse berichtete, „die Galeerensclaven wären die rechtlichsten Leute, die er zu Toulon gefunden hätte," ganz und gar vergessen.

Der Styl der ebenangeführten Depesche gefiel den vormaligen Demagogen, und die Aristocraten verziehen ihm denselben wegen gewisser waglicher Handlungen, welchen er sich nicht entzog und die an das Verfahren der Ritter und der Marquis zur Zeit der Regentschaft erinnerten. So lockte der Director den Abbe Poncelin, der übrigens auch ein ehemaliger Freund Marat's gewesen war, nach dem Luxemburg, und ließ ihn durch seine Lakaien abbläuen, weil er sich in seinem Blatte: „Courrier Republicain" einige Späße über Barras erlaubt hatte, die nicht nach dem Geschmack von diesem waren. Der arme Journalist hatte seine Prügel weg, welchen Lärm er auch zu schlagen versuchte.

Der Minister des Innern und der Friedensrichter der Section, zu welcher der Abbe Poncelin gehörte, ließen sich durch sein Geschrei bewegen, sich mit ihm nach dem Luxemburg zu begeben. Dort sollte er nun den Ort nachweisen, wo ihm die Beleidigung widerfahren war, und da ihm das nicht gelingen wollte, so folgerte die Justiz aus der Ungewißheit über den Schauplatz die Ungewißheit des Vorfalls selber.

Was die Pariser Gesellschaft betrifft, so fühlte sie sich zu wohl, ihre Schauspiele, ihre Romane, ihre kleinen Verse, ihre kleinen Soupers, ihre Bälle, ihre Moden, ihre bepuderten Lakaien, ihre hübschen Frauen wieder zu haben, um nicht mit Barras über das Wehklagen eines mittelmäßigen Schriftstellers zu lachen, der überdem noch das Mißgeschick hatte, ein Abbe und ein Maratist gewesen zu seyn.

Die Liebhaberei und selbst die Leidenschaft für das Theater hat die Pariser von jeher characterisirt. Ein oder ein Paar kleine Theater genügen Rom, zwei oder drei Neapel, drei oder vier London, Paris aber hat an zwanzig noch nicht genug.

Unter dem Directorium hatte Paris 25 Theater, und während der Schreckenszeit hatte es deren 23, die immer mehr oder minder gefüllt waren, nämlich:

Die National-Oper, oder das Theater der Künste, die vormalige königliche Musik-Academie, bei der Porte Saint-Martin.

Das Theater der Nation oder der Gleichheit, das vormalige Théâtre Français, beim Odeon.

Das Theater der Republik, das heutige Théâtre Français.

Das Theater in der Straße Feydeau, das vormalige Theater der Comédiens Français.

Das Theater der nationalen komischen Oper, in der Straße Favard, das vormalige italienische Theater.

Das National-Theater in den Straßen Richelieu und Louvois.

Das lyrische Theater der Vaterlandsfreunde, das vormalige Theater Louvois.

Das Vaudeville-Theater.

Das Theater des Berges, das vormalige Theater Montansier, im Palais-Royal.

Das Theater der Sansculotten, das vormalige Theater Molière.

Das Theater der Abwechselungen im Palaste, in der Cité.

Das Theater der komischen Belustigungen.

Das Theater Ambigu-Comique.

Das Theater der Heiterkeit.

Das patriotische Theater.

Das Theater des Lycäums der Künste, im Garten des Palais-Royal.

Das französische, komische und lyrische Theater in der Straße Bondy.

Das Theater der belustigenden Abwechselungen.

Den Astley'schen Circus, oder die Reiterkünste der Franconi.

Das republikanische Theater der Foire Saint-Germain.

Das Theater des Marais.

Das Theater der Nacheiferung, das vormalige Theater Nicolet.

Das Theater Audinot.

Die vorstehend aufgezählten Theater wurden unter dem Directorium noch vermehrt:

Im October 1798 durch das Theater der Opera Bouffon, und

Im Mai 1799 durch das Theater der Troubadours.

Der Heilsausschuß und die Gemeinde bedienten sich dieser Theater, um den Geist der Bevölkerung von Paris zu entflammen und zu verkehren. Es wurde in der That während der Revolution eine sehr strenge, ja selbst tyrannische Censur ausgeübt, die nicht allein die Aufführung dieses oder jenes Stückes verbot, sondern vorschrieb, was statt ihrer gegeben werden sollte.

Ein Decret des Convents vom 2. August 1793 regelte die politische Leitung der Theater in folgender Weise:

„Art. 1. Vom 4. d. M. an sollen auf den Theatern, welche die Municipalität dazu bezeichnen wird, drei Mal wöchentlich Brutus, Cajus Grachus, Wilhelm Tell und andere Stücke dieses Schlages, geeignet, die Liebe zur Freiheit und zum Republikanismus in den Herzen zu unterhalten, gegeben werden.

„Art. 2. Die Vorstellung eins dieser Stücke soll ein Mal die Woche auf Kosten der Republik stattfinden.

„Art. 3. Jedes Theater, das es sich herausnehmen würde, Stücke aufzuführen, die eine Wiedererweckung des Aberglaubens an das Königthum bezweckten, soll geschlossen, und seine Directoren sollen verfolgt und nach aller Strenge der Gesetze bestraft werden."

Das Stück Brutus, von dem hier die Rede ist, war Voltaire's Tragödie, das gerettete Rom; Cajus Grachus war eine Tragödie des Herrn J. Chenier, zum erstenmal am 9. Februar 1792 aufgeführt; und Wilhelm Tell war eine Oper Gretry's, mit Text von dem Bürger Maradan, zum erstenmal am 9. April 1791 auf dem vormaligen italienischen Theater gegeben.

Die Befehle des Convents wurden pünktlich vollzogen, und ein Decret vom 22. August 1794 bestimmte folgendermaßen die Vertheilung einer Entschädigung von 100,000 Fr., welche den Theatern für die Gratisvorstellungen republikanischer Werke ausgesetzt worden waren:

Der National-Oper 8500 Fr., dem Theater der Nation 7000 Fr., dem Theater der Republik 7500 Fr., dem Theater der Straße Feydeau 7000 Fr., dem Theater der komischen National Oper 7000 Fr., dem Nationaltheater in den Straßen Richelieu und Louvois 7000 Fr., dem lyrischen Theater der Vaterlandsfreunde 5500 Fr., dem Vaudeville Theater 4500 Fr., dem Theater des Berges 4600 Fr., dem Theater der Abwechselungen im Palais 5000 Fr., dem Sansculottentheater 4800 Fr., dem komischen Theater der Erholung 4800 Fr., dem Theater Ambigu-Comique 4800 Fr., dem Theater der Heiterkeit 3600 Fr., dem patriotischen Theater 3600 Fr., dem Theater des Lycäums der Künste 3200 Fr., dem komisch- und lyrischen Theatre Français 3200 Fr., dem Theater belustigender Abwechselungen 3200 Fr., dem Astley'schen Circus 2400 Fr., dem Theater der Foire Saint-Germain 2800 Fr.

Die königliche Theater-Censur des alten Regime ist nie so strenge gewesen, als es die Censur der revolutionairen Regierung war. Außerdem, daß sie keine neue Stücke zur Aufführung kommen ließ, bevor das in der Gemeinde eingesetzte Theater-Bureau sie genehmigt hatte, verbot sie zuweilen die accreditirtesten Sachen des früheren Repertoirs, ja der Convent selber hielt es nicht unter seiner Würde, mitunter selber das Censoramt zu übernehmen. So verbot er unterm 31. März 1793, auf Antrag von Genissieux und Boissy d'Anglas, die fernere Aufführung von Merope (weil eine Königin in Trauer darin ihren Gemahl beweint und sich nach der Rückkunft zwei abwesender Brüder sehnt.)

Es war der Brauch der Theater, die großen revolutionairen Ereignisse auf die Bühne zu bringen. Schon im Jahr 1790 hatte man die Guillotine, damals noch eine ganz neue Erfindung, die erst am 20. März 1792, nachdem sie ihre volle Vervollkommnung erhalten, practisch angewandt wurde, auf's Ambigu-Theater gebracht, um damit die vier Haimonssöhne zu köpfen.

Dieser gräuliche Spaß hatte einen immensen Erfolg, und gab Anlaß zu einer Unzahl von Liedern, unter welchen sich vor allen zwei auszeichneten, deren ersteres mit den Worten begann:

„Es ist ein neuer Mechanismus,
Von wundersamer Wirkung, ꝛc."

Das zweite schloß mit den Worten:

„Das ist viel ehrenvoller."

Dies bezog sich darauf, daß der Herzog von La Rochefoucault-Liancourt, die Negerfreunde und die Philanthropen der Guillotine am eifrigsten das Wort redeten, nicht allein um das Schmerzvolle einer Hinrichtung zu mildern, sondern hauptsächlich, um auch den Roturiers, die bis dahin gehangen wurden, die den Adeligen vorbehaltene Ehre, geköpft zu werden, zu verschaffen.

Die Feier des Höchsten Wesens war ein Sujet, das sich ganz vorzüglich für theatralische Declamation und theatralischen Pomp eignete. Auch beeilten sich die Autoren, die eine natürliche Veranlassung Robespierre zu schmeicheln fanden, und, wie Camille Desmoulins sich in Betreff Cheniers geäußert hatte, der Melpomene noch einmal die dreifarbige Kocarde anzuheften, der Theater-Commission eine Menge Stücke zur Untersuchung einzuschicken; Robespierre aber wollte eben so wenig wie der erste Präsident des Pariser Parlaments auf die Bühne gebracht sein, und der Heilsausschuß genehmigte einen Beschluß der Gemeinde, welcher die Aufführung dieser Stücke auf sämmtlichen Theatern der Republik untersagte.

Man kann sich leicht denken, welch eine Menge Griechen und Römer die Politik des Heilsausschusses und der Gemeinde den Theatern ausbürdete; doch wurde deren Anzahl durch die Päpste und Päpstinnen, die Kapuziner und Nonnen aufgewogen, die dem öffentlichen Gelächter Preis gegeben wurden.

Man darf indeß nicht glauben, wie es doch nur zu sehr geschieht, daß die Masse der eigentlichen Bewohner von Paris sich an diesen traurigen Profanirungen betheiligt haben. Die Regierung verdarb die Bevölkerungen so viel sie konnte; aber der gesunde Sinn und der Glaube widerstanden der Barbarei, die von den wissenschaftlichen und den philosophischen Classen ausgegangen war. Im Januar 1793 ließ die Section Gravilliers die Priesterbuden schließen; dies hinderte jedoch nicht, wie Prudhomme sagt, daß alle Kirchen gefüllt waren, während die Primarversammlungen leer blieben, und obwohl man schon die Gräber von Val-de-Graçe geschändet hatte, wurde doch die Weihnachtsmesse gehalten, und hatte sich zur Ausstellung des Reliquienkästchen der heiligen Genoveva an ihrem Namenstage eine Menge Gläubiger eingefunden.

Die Irreligion und die Unmoralität waren in der Regierung, in den Versammlungen, in den Clubs zu Hause; der Glaube, die Decenz, der Patriotismus und die Ehre lebten im Lande fort.

Es würde zu weit führen und ohne ein wahrhaftes Interesse seyn, das philosophische und revolutionaire Theater im Detail kennen zu lehren, das durch die Censur der Ausschüsse den öffentlichen Geist auf den Weg der republikanischen Ansichten leiten sollte. Wir wollen nur eines Lustspiels, das im October 1793 auf dem Theater der Republik, und einer Oper, die am 6. März 1794 auf dem Theater in der Straße Feydeau gegeben wurde, erwähnen.

Das Lustspiel war von Sylvain Marechal, führte den Titel: das Gericht über den Letzten der Könige, und war nach der Kritik des Musenalmanachs folgenden Inhalts:

„Ein ehrwürdiger Greis, das Opfer des Despotismus, lebt seit zwanzig Jahren verlassen auf einer öden und vulcanisirten Insel. Er seufzt dort über die Verbrechen der Tyrannen, und hat selbst die ihm theuren Worte Freiheit, Gleichheit einem Felsen eingegraben. Plötzlich sieht er einen Haufen Fremder landen, von welchen er erfährt, daß die Völker Europa's ihre Rechte wieder erworben haben, alle Despoten entthront worden sind, und man beschlossen hat sie nach einer öden Insel zu deportiren.

„Der Greis ist der Meinung, daß seine Insel bestens geeignet, sey eine solche Ladung aufzunehmen. Demzufolge führt dann ein Sansculotte jedes Landes nach der Reihe die Regenten von Oesterreich, Preußen, England, Spanien, Polen, den Papst und die Kaiserin aller Reussen herbei.

„Nachdem man sie verlassen hat, zanken sie sich unter einander, und werfen sich gegenseitig ihre Mißgriffe vor; endlich kömmt es über ein Faß Schiffszwieback, das man ihnen aus Mitleid zurückgelassen hat, zu einer Rauferei unter ihnen, bis ein Vulkan, der sie verschlingt, die Eintracht herstellt.

„Das sind," setzt der Kritiker hinzu, „burleske Scenen, wohlgeeignet, den öffentlichen Geist und den Königshaß zu nähren. (!)"

So waren die politischen Ideen beschaffen, welche dem Volke durch den Heilsausschuß gepredigt wurden. Was die moralischen Ansichten betrifft, die lernen wir aus folgender Kritik des Musenalmanachs über die komische Oper Claudine, oder der kleine Savoyarde, Text von dem Bürger Deschamps, Musik von Bruni, kennen:

„Florville hat eine junge Bäurin verführt, in der Zeit, wo noch der Unterschied der Stände galt; er konnte sie deshalb nicht heirathen, und sie flüchtete sich, als sie Mutter geworden war, mit ihrem Kinde nach Genf, wo sie dann, als Savoyarde verkleidet, sich den Unterhalt damit erwarb, daß sie den Leuten auf der Straße das Fußzeug reinigte oder sich zum Lasttragen verdang.

„Nach einer Reihe von Jahren, während welcher Florville durch die Principien der Revolution bekehrt worden ist, macht er sich auf, seine Claudine aufzusuchen, um sie zu ehelichen. Da stößt ihm der kleine Savoyarde auf; er läßt sich von ihm seine Stiefel putzen, und heißt ihn ein savoyardisches Lied dazu singen.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Nachrichten über die Expedition nach Mittel-Afrika.

(Beschluß.)

II. Von Kuntsha nach Yola, in östlicher Richtung.

(Ein Itinerarium von sechs Tagen, von welchem wir den folgenden Auszug geben wollen:)

6. Tag. Zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags kömmt man zu Yola, einem großen offnen Platze und einer Art entfernter Vorstadt von Guren an, wo der Sultan von Adamawa aber wegen der Razzias nicht residirt, welche die Pagans unternehmen. Yola liegt in einer großen und wohl cultivirten Ebene. Es wird hier viel Indigo gebaut, aber es herrscht Mangel an Salz, so, daß eine Eselladung dieses Artikels mit vier Sclaven bezahlt wird. Die Sclaven sind übrigens ein wohlfeiler Handelsartikel zu Adamawa, und man kann häufig einen solchen für einen Turkudie, was ungefähr so viel als Dreiviertel eines Dollars zu Kano ist, kaufen. Auch Elfenbein ist hier sehr billig, und man kann den größten Elephantenzahn, je nachdem die Conjunctur ist, für einen oder zwei Turkedies erstehen. Die Kauries sind in Yola keine gangbare Münze; die Kaufleute handeln nur um Turkudies und Merjamtiddu's, kleine gelbe venetianische Glasperlen. Yola liegt am Faro, ein ansehnlicher Fluß, der alle die kleinen Bäche aufnimmt, deren es hier zu Lande in Menge giebt, und er ist nicht anders als in Böten zu passiren. Ich war nicht wenig verwundert, einen so wichtigen Umstand zu vernehmen, da mein voriger Berichtgeber, der nur ein Mal zu Yola gewesen war, mir nichts davon gesagt hatte. Meine neuere Autorität aber ist nicht bloß ein sehr intelligenter Mann, sondern hat sich auch mehrere Male und eine lange Zeit zu Adamawa aufgehalten.

Ich berichte nun noch nach derselben Autoriät über die gefährliche, gerade Straße von Hamarrua nach Yola.

(Ein genaues Itinerarium von fünf Tagen.)

Demselben erfahrenen Reisenden zufolge ist es nur eine

Reise von funfzehn Tagen von Yola nach Kuka; dann sieben Tage von Yola nach der nördlichen Gränzstadt von Adamawa, Jammora genannt, deren Gouverneur Abd-Allahi ist; und drei Tage bis nach Mora, der Hauptstadt von Mandara, die fünf lange Tagereisen von Kuka entfernt ist. Mein Freund hatte gehört, daß die kürzeste Straße von der entferntesten Stadt Adamawa's nach Bagbrimmi, durch den Ajasen, nur vier lange Tagemärsche ausmache. Diese Straße ist augenblicklich aber unterbrochen. Der Name Adamawa soll vor der Zeit der Fellanis unbekannt gewesen seyn, und das Land seinen Namen nach Adamo, einem General des othmannischen Dan Fodi, des großen Eroberers, erhalten haben. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß das von Ibn Khaldun angegebene Königreich Haudama identisch mit Adamawa ist.

Hier mag nun ein Itinerarium von Yola nach Baia folgen. (Eine Route von zwölf Tagereisen.)

Man sieht, welch ein großes Land Adamawa ist, und wie weit südlich sich das Reich der Fellanis erstreckt. Adamawa muß man besuchen! Nach Allem, was ich gehört habe, muß es das schönste Land von Mittel-Afrika sein. Es handelt sich aber darum, ob ich von hier aus dahin kommen kann, oder ob ich erst nach Kano werde zurückkehren müssen.

Den 21. April. Seit ich die vorstehenden Zeilen geschrieben, habe ich noch viele anderweitige Kunde über jenes interessante Land erhalten. Ich will Ihnen zuvörderst ein Itinerarium von Yola nach Loggnu schicken, das ich von einem anderen Pilgrim, Namens Abu Bakr den Ram, einem Eingeborenen von Keddi erhalten habe, der auf seinem Wege nach Mecka, Adamawa passirt ist, und sich dort ein ganzes Jahr aufgehalten hat. Er ist ein gelehrter Figi, und ich habe auch sonst noch Vieles durch ihn erfahren.

Man reis't auf dieser Tour sehr langsam, mit einer Karavane von Ochsen, Maulthieren und einigen wenigen Pferden, und legt täglich nur fünf Stunden Weges zurück.

(Aus diesem fünfundzwanzigtägigen Itinerarium dürfte die Mittheilung des Anfangs des letzten Tages genügen.)

Der 25. Tag. Die Hauptstadt der Provinz Loggun und nach ihr benannt, ist am Shari belegen. Die Eingeborenen bezeichnen den Namen ihrer Stadt Loggene, während die Shua Araber sie Loggun nennen. Ohne diese Straße weiter ostwärts zu verfolgen, will ich nur noch bemerken, daß mein Berichtgeber, nachdem er folgenden Tags den Shari passirt war, in einem Dorfe an dem Aisu, der sich zu Kusseri in den Shari ergießt, übernachtete. Demzufolge ist der Aisu ein Arm des Shari, und nicht derselbe Fluß in seinem oberen Laufe.

Ich will nun ein Itinerarium von Yola nach Ybo W. S. W. hinzufügen, wie ich es von einem gebildeten Eingeborenen von Yakoba, Namens Mallem Katuri erhalten habe, der Adamawa fast in allen Richtungen bereis't und vor drei Jahren die wichtige Razzia des mächtigen Fellan-Gouverneurs von Tschamba, Ambasambo genannt, mitgemacht hat. Das Reisemaaß ist ungefähr 20 englische Meilen pr. Tag.

(Es wird hinreichen, etwas über die letzten beiden Tage zu sagen.)

Den 28. Yo nennt sich ein zweiter Stamm, der sich hauptsächlich von Zuckerrohr nährt, das gekocht, wie Honig genossen wird. Das Land gebirgig.

Den 29. Die Ybo's leben in neun Dörfern am Meeresufer, von meinem Berichtgeber Bakin-rua genannt. Die Ybo's haben weder Rindvieh, noch Pferde oder Esel, aber Schaafe, Ziegen, Schweine und Federvieh in Menge. Die Expedition, an welcher mein Berichtgeber Theil genommen, hat sich zwei Monate lang in Ybo aufgehalten gehabt, und währenddem das ganze Land ausgeplündert und eine große Menge Sclaven mit sich fortgeführt. Seit dieser Zeit können die Fellanis gewissermaßen mit Wahrheit sagen, daß ihr Reich sich bis ans Meer erstrecke, ein Umstand, dessen sich Bello fälschlich gerühmt hat. Denn gegenwärtig bringen die Ybo's und ihre Nachbaren dem Gouverneur von Tschamba alljährlich Sclaven, Salz und Kauries als eine Art von Tribut. Nachdem nahm die Expedition eine andere Richtung, und zog in sechs langen Tagemärschen von Gari-n-Katschella Beun nach Babo, welches Land drei Tagemärsche nördlich von Ybo entfernt liegt. Mein Berichtgeber weiß über diesen Theil seiner Reise aber nichts Umständliches mitzutheilen, und das einzige Interessante, was ich von ihm in Erfahrung habe bringen können, ist, daß sich im Osten von Babo, in einer gebirgigten Gegend, eine große Stadt, Tsche genannt, befindet. Diese denkwürdige Expedition ist insgesammt zwei Jahre lang aus gewesen.

Kuka, den 28. April. Gestern Abend bin ich von einem viertägigen Ausfluge an die Ufer des See's oder vielmehr der Sümpfe heimgekehrt. Tsad ist ganz und gar ein Palus und kein Lacus, und Ptolemäus ist dieserhalb sehr wohl unterrichtet gewesen. Ich schicke mit dieser Gelegenheit, was ich gesehn und gehört habe, directe an das auswärtige Amt in England ab, da solches insbesondre den Zweck der Mission betrifft. Was Sie angeht, so werde ich, da die Karavane erst in einem oder zwei Tagen aufbricht, für Sie noch ein Itinerarium von Tschamba nach Bona fertig machen.

(Hier folgt eine sehr genaue Beschreibung von zehn Reisetagen.)

Ihr, u. s. w. Dr. Barth.

Celle, eine famose Stadt.

(Beschluß.)

2. Die Burgvoigtei (Amtmanns-Wohnung des Herrn von Bülow) und etwas entfernt davon die Amtstube und die Registratur, (hier waren früher die Hofbrauerei, die Münze und gegenüber an der Stechbahn ein Mauleselstall) und zum Landgestüte (das fern am linken Ufer der Fuse jetzt großartig erbaut ist und wohin man von der Jägerstraße in den „Neuenhäusen" gelangt) gehörige Wagenremisen und Kornböden, nebst einer Schenke, „der Thurm" recht passend geschichtlich genannt. Die ehemalige fürstliche Schmiede und Stellmacherei bestehen dort noch, wo der Stadtwall sich an den Schloßgarten in S. O. anschließt.

3. Der ehmalige Reitstall, jetzt im Nebenbau „Cavalleriecaserne" genannt, an der hannöverschen Heerstraße (Chaussée) gegen Westercelle zu, 1690 auf Befehl des Herzogs Georg Wilhelm von seinem Architekten Borchmann (S. Borchmann) erbaut, darin ein dreifaches Echo. Als der Herzog das Gebäude zuerst besah, ersuchte B. den Herzog eine Pistole zu lösen. Der durch das Echo verstärkte Knall setzte den Herzog in eine solche

Verwunderung, daß er ausrief: „B., ich meinte, Ihr wäret mein Baumeister; seid Ihr auch ein Hexenmeister?“

4. In der Westcellervorstadt in der Mühlenstraße unfern der Klippmühle bei einer (durch den Magnusgraben getriebenen, und zwar daneben wo früher das herzogliche Waschhaus lag) zweiten ebenfalls jetzt königlichen Mühle (der Rathemühle) die „Wasserkunst“ am linken Allerufer, unfern des späteren Laufs der Aller, da wo sie (gleich wie bei einer dritten Mühle am rechten Allerufer in der Stadt und Hehlenvorstadt) etwa 12 Fuß von der Höhe herabstürzt. Sie besteht aus einem viereckigen Thurm, in welchem sich ein Pumpenwerk befindet, welches das Wasser in die unterirdischen Röhren durch die Stadt treibt, 1639 erbauet, wie nicht nur eine über der Thür in einen Balken geschnittene, sondern auch folgende in Stein gehauene Inschrift bezeugt: Von Gottes Gnaden Friedrich Herzog zu Braunschweig und Lüneburg Postulierter Adjutor des Stiftes Ratzeburg erwählter Domprobst des Erzstifts Bremen hat diese Wasserkunst verfertigen lassen Anno 1639. Daneben befindet sich ein Stein mit der Namenschiffer des Herzogs Georg Wilhelm und folgender Notiz: Anno 1688 ist diese ganze Wasserkunst sowohl in als ausserhalb Wassers, das blose Gebeude ausgenommen, von Grund aus neu gemacht worden.

5. Der Jägerhof an der Jägerstraße, modern, sowie am Bohlenberge das ehemalige Zeug- und Gießhaus (im N. von der katholischen Paulskirche), ein jetzt unscheinbares Haus.

6. Die Infanteriekaserne zwischen Magnusgraben und Fuse auf dem Wildgarten.

7. Die Hofapotheke, ein theilweise massives, mit vortrefflichen Souterains versehenes Gebäude an der Schulstraße, nahe dem ehemaligen Mauleselstalle, 1800 z. Th. neu erbauet.

8. Die Kanzlei, ein alterthümliches, aber restaurirtes zum Theil massives Gebäude, mit vortrefflichen Souterains und einem Nebenhause, worin die Tribunal-Bibliothek, 1818 und 1819 erbauet. Das alte Gebäude, theilweise aus Baumaterialien des Klosters Wienhausen (2 St. von Celle, 1231 von der Herzogin Agnes von Sachsen zu Nienhagen — Besitzung des Herrn Barons von Campe, ¾ St. von Celle — gestiftet, seit 1241 verlegt: die Aebtissin ertheilt Expektanzen, eigentlich für bürgerliche Töchter, der König hat das jus primariarum predum) aufgeführt und laut der in einem Balken des Hinterhauses eingeschnittenen Inschrift 1592 und 1624 erweitert, trägt folgende über das Portal des Eingangs eingehauene Inschrift: Christianus Ludovicus Dei gratia Dux Brunsvicensis et Luneburgensis, Anno MDCL. Es sollen ebendahin die jetzt im Kettembeil'schen Gastlokale (am Eingange der Trift von der Stadt in die Westcellervorstadt) gehaltenen Schwurgerichts-Sitzungen verlegt werden.

9. Das Oberappellationsgerichts-Gebäude am Schloßplatze, etwas klein, 3 Stockwerke. Inschrift an der Fronte: Ernestus Augustus rex MDCCCXL.

10. Das weiße Haus, ein durch Herzog Christian Ludwig 1663 erbautes Criminal-Staats-Gefängniß erster Kategorie in der Nähe jenes Gebäudes abwärts gelegen.

11. Das Posthaus in der Marienstraße (Stadt).

12. Die Hauptwache am Markte, sowie die unbesetzten Thorwachen (die Thorwache am Hehlenthor im S. O. der Stadt ist aber dann besetzt, wenn das dort befindliche Militair-Gefängniß besetzt ist).

13. Das Zollhaus in der Kanzleistraße für die direkten Abgaben und das an der Trift gelegene Steuer-Gebäude für indirekte Abgaben.

Weltliche landschaftliche Gebäude sind:

a. Das Provinziallandschaftshaus, wenn die Provinziallandschaften erst ganz von den allgemeinen beiden Ständekammern überflügelt sein sollten, auf Abbruch zu Verkaufung in der Kanzleistraße, mit Nebenhaus und Hintergebäude, wahrscheinlich 1652 angelegt, da die Landschaft sich seit der Zeit nicht mehr in Hösseringen, sondern hier versammelte.

b. Das Entbindungshospital, in der eigentlichen Stadt am heil. Kreuze im S., vormals der sogenannte Christianische Hof, 1784 angekauft. An dieser Stelle war ehedem wahrscheinlich die Magdalenenkirche.

c. Das Zuchthaus, am nördlichen Ende der Trift in der Westcellervorstadt, nahe dem Bahnhofe an der Aller, am Anfange der Neustadt, besteht aus einem schloßartigen massiven Gebäude mit Nebengebäuden und 2 Höfen, einer Schlaguhr vorn am Portal. 1714 ward es zu bauen angefangen und 1731 vollendet. Die Calenberg-Grubenhagen'sche, Lüneburg'sche und Hoya'sche Landschaft bezahlte dafür 180,000 Thlr. Cass. G. Das Hauptgebäude ist mit einer 12' hohen Mauer umgeben. Der Hauptausgang in der Mitte unter einem massiven, mit Kupfer belegten Thurm, zu dessen beiden Seiten Wohnungen für Unterbediente angebracht sind, trägt die Inschrift: Puniendis facinorosis (früher war nämlich ein Irrenhaus damit verbunden) Custodiendis furiosis et mente captis publico sumtu dicata domus (ein Strafgebäude 2ter Kategorie, ein Kettenhaus 3ter Kategorie von Strafe ist nicht in Celle). Bei dem Eintritte in den Hof fällt das Hauptgebäude, das nur einmal aufgesetzt ist, aber ein schönes Frontispice mit dem großausgearbeiteten Wappen der gedachten Landschaften und eine Mansarde, auch wegen seines hohen Fundaments eine beträchtliche Treppe hat, sehr ansehnlich in die Augen. An beide Ecken des Hauptgebäudes stoßen Flügel, von denen der zur rechten Hand einstöckig, der zur linken aber gleichfalls aufgesetzt ist. Gegen O. ist die große Küche nebst andern Haushaltungszimmern, an Bequemlichkeit der Einrichtung nicht von dem Pensylvanien bei Berlin, wohl aber von dem neuerbaueten Dreibergen bei Bützow in Mecklenburg übertroffen. Beide Flügel enden nach der Straße (S.) in 2 sog. Pavillons, die beide uniformater schön gebauet sind, und deren östlichen der Zuchthauscommissair, den westlichen der Zuchthausprediger (jetzt lic. theol. Pastor Kleener) bewohnt. Diese Pavillons machen an der Straße mit dem vorerwähnten Thurme, mit den zu dessen beiden Seiten befindlichen Bedientenhäusern und mit der von diesen bis zu den Pavillons gezogenen Mauer eine gerade Linie aus. Hinten sind die Wohnungen des ältesten Materialienschreibers, des Zuchtmeisters und zweier Zuchtknechte, sowie des Speisemeisters (in O.). In der Mitte des Hauptgebäudes, dem Haupteingange vis-à-vis, ist die ziemlich geräumige und mit Geschmack eingerichtete Kirche, seit 1848 den Bewohnern Celle's während der Predigt unzugänglich. Der Kanzel gegenüber sind Princhen (Chöre) für die Landschaften und Vorsteher des Hauses, seit 1825 auch eine Orgel in der Kirche. An jede Seite der Kirche grenzt in dem unteren und oberen Stock

eine sehr geräumige Stube, rechts für die männlichen, links für die weiblichen Gefangenen, wo einschläfrige Bettstellen in Reihen stehen, so daß dazwischen Gänge formirt werden.

Städtische weltliche Gebäude sind:

I. Das Rathhaus, ein im gothischen Geschmack aufgeführtes Gebäude, mit Stadtwage, Rathskeller und zu Volksversammlungen und theatralischen Vorstellungen, so wie zum Bazar an Markttagen verwandten großen Saale. Es muß schon 1378 gestanden haben, da in dem Privilegio der Herzöge Wenzeslow, Albrecht und Berend von dem Weinkeller unter demselben zum Verkaufe von Wein und Bier geredet wird. Eine alte archivalische Nachricht sagt von einem Bau des Rathhauses 1530, wo Lübeke von Schaden, Eggeling von Oelzen und Dietrich Schulte Bürgermeister gewesen seien, deren Namen noch am Giebel des Rathhauses ständen; und von einem Bau 1581.

II. Das Stadtgymnasium, an der Stelle des ehemaligen Lyceums auf der Schulgasse, da wo früher das alte Calandhaus stand, neuerdings links auf dem Eingange von der Stadt in die Westceller-Vorstadt, der Wache schräge gegenüber und zur Seite der Wohnung des Hofraths Dr. med. Schmidt (Onkel des Baron von Stieglitz zu St. Petersburg) erbauet und mit folgender Inschrift des Direktors Dr. Kästner, der daneben wohnt, sinnreich im Innern versehen: MVsIs seDes nIteat qVa thVra ferantVr eXstrVCta haeC apte teCta serena patent (1837 ist nämlich das Gymnasialgebäude errichtet worden).

III. Die Stadtschule und Bürgerschule in der ehemaligen Commandantenwohnung auf der Bergstraße, in der eigentlichen Stadt, sehr antik, aber geräumig. Durchgang der Rektorwohnung (Dr. Mantels), auch nach dem Stadtwalle im W., und wird von dieser Stelle aus der „französische Garten mit der Gärtnerwohnung" (königlich) sehr genau überblickt. Doch sind in dem Hause viele getäfelte Zimmer und vor allen zeichnet sich dasjenige aus, welches ein Mecklenburgischer Prinz als Stadt-Commandant bewohnte.

IV. Das Spritzenhaus und die gemeinstädtischen Häuser.

V. Das Werk- und Armenhaus (mit der Inschrift: Arbeitshaus, 1783 — damals nämlich, als eine ehemalige fürstliche Wohnung, angekauft) auf dem „heiligen Kreuz" in der eigentlichen Stadt. Es hieß früher die „neue Burg" und steht auf dem Platze, wo in alten Zeiten das Franziskanerkloster stand.

Geistliche Gebäude. A. Die Stadtkirche oder Marienkirche oder Kirche unserer l. Frauen, wahrscheinlich aus der kleinen St. Peterskirche entstanden, welche auf Erlaubniß des Erbauers der Stadt, Herzogs Otto, hier erbauet wurde, als die gleichnamige zu Alten-Celle 1293 abbrannte und der Gottesdienst nach (Neu-) Celle verlegt ward und die jenseit der Aller ehedem befindliche Marienkirche in dieser Kirche aufging. Noch trägt nämlich eine Vorhalle der jetzigen Kirche den Namen „Petershalle". In der Kirche wurden gestiftet: 1. die Vikarie in der St. Cyriakus-Kirche vor Lüneburg, dem Calande 1449 vom Herzog Friederich gegeben. 2. Die Vikarie der heiligen Gertrud in der hiesigen Kirche, von Ebendemselben dem Calande 1454 geschenkt, der schon 1365 Herzog Wilhelm *) das Dorf Spitz-Geese tradirte (im Amt Bedenbostel). 3. Die Vikarie der heiligen Dreifaltigkeit. 4. Die Vikarie zum heiligen Kreuze. 5. Die Vikarie St. Jakob's, deren in einer Urkunde schon 1489 erwähnt wird. 6. Die Vikarie St. Annen. 7. Die Vikarie Philippi und Jacobi. 8. Die Vikarie der heiligen Barbara. Alle diese Altäre sind bei den großen Hauptveränderungen unter Herzog Christian Ludwig und unter Georg Wilhelm herausgenommen, die Kirche aber dabei zugleich mit Bogenstellungen nach der Corinthischen Ordnung und mit Stukkatur- und Malerarbeit von italienischen Meistern verschönert. 1531 ward der hohe mit Kupfer gedeckte und mit einer vergoldeten Krone geschmückte, mit einem Glockenspiel versehene Thurm abgebrochen und dafür das jetzige unbedeutende Thürmchen hingesetzt, so daß man hievon abstrahiren muß, wenn man übrigens nach der Dobberaner Kirche in Mecklenburg *) diese Cellensische Stadtkirche für die schönste unter den Kirchen Norddeutschlands erklärt. Und selten schön ist dieselbe, zunächst sehr geräumig, gegen 6000 Menschen fassend. Die Länge und Breite vor der letzten Renovation ergiebt folgendes im Korn'schen Manuscripte gefundene Rechenexempel eines gewissen Schreibmeister Bartels: „Dividire 20440825948462044408 durch 360000457000036, dann subtrahire 5510 und der Rest giebt die Anzahl der Werkschuh à 12 Zoll für die Länge. Von der Länge subtrahire 88 Fuß, so bleibt die Breite (168' lang und 80' breit). Was noch das Künstlichste ist, so soll die gemachte Division die Gestalt der Kirche d. Z. darstellen." Das reine Bogengewölbe ruht auf 8 Säulen, deren jede einen in Stein gehauenen Apostel trägt. Nach Fiorillo' Gesch. der zeichnenden Künste in Deutschland und nach H. W. H. Mithoff' Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, Hanover, Helwing'sche Hofbuchhandlung, läßt sich der einfache Stil der Baukunst zur Zeit Heinrich's des Löwen und seiner Nachfolger nicht verkennen. Das Gewölbe ist mit der kunstreichsten Stuccatur verziert, die Emporkirche dagegen mit Gemälden bedeckt, welche biblische Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente enthalten. Auf der Querleiste zwischen Chor und Schiff befinden sich die Statuen der Maria und des Johannes. Das sehr wohltönende und vollständige Orgelwerk mit den sich drehenden Sternen ist 1653 unter Christ. Ludwig erbauet, die schöne hohe marmorne Säule, welche dasselbe unterstützt, ward 1697 durch Georg Wilhelm gesetzt. Der mit vieler Bildhauerarbeit gezierte Taufstein ward 1610 nach der Umschrift von Herzog August geschenkt. Die durch schöne Bildschnitzerei sich auszeichnende Kanzel soll Herzog Georg haben bauen lassen, aber sie hat erst spät ihren jetzigen Platz erhalten. Das Altar hat gestiftet „Herr Christian, erwählter Bischof des Stifts Minden, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, aus christl. und fürstlicher Mildigkeit". Das sehr vorzügliche Altarblatt stellt die

---

*) Sohn Herzog's Heinrich, welcher nach Herzog Magnus' Tode unter Hülfe der von Bodenburg, von Steinberg und von Schwichelde (Ahnen der jetzigen beiden Grafen von Schwicheldt — Schwichelt — Peine — Kl. Ilsede — Brockwinkel — Reppenstedt — Sievershausen — Esterf — Falkenburg — Kirchweyhe und v. Schwichelt — Flachstöckheim — Poggenhagen — Röblingen rc. die eingeschobene Sachsen-Herrschaft verdrängte.

v. Vogell histor. diplom. Geschlechtsgeschichten der Grafen v. Schwichelt und v. Behr.

*) „Hamb. lit. und kritische Bl." Nr. 80 und 82, 1849 m. Abhandlg. „das Seebad Dobberan" rc.

Kreuzigung vor: 1613. Vorzüglich bemerkenswerth sind die Grabmonumente der Herzöge auf hohem Chore von Stein, nämlich die des Herzogs Ernst der Bekenner, dessen Gemahlin, Heinrich's von Mecklenburg Tochter Sophia, dem Sohne Franz Otto, der Bruder dieses 1553 in der Schlacht bei Sieverdshausen gefallen (darüber ein marmornes Epitaphium auf die ersten beiden Genannten neben den Grabsteinen von Herzog Wilhelm dem Jüngeren den Eltern gesetzt. Beide Eltern knieend in Statuenform, unter ihnen ein kleines wohlgearbeitetes Skelett von Marmor.) Daneben ein marmornes Denkmal mit dem knieenden Herzog Wilhelm dem Jüngeren, seiner Gemahlin Dorothea und den ältesten Söhnen Ernst und Christian. Ueber der Thür unweit des Altars ist Herzog August, Herzog Wilhelm's dritter Sohn, knieend ausgehauen, mit folgender Inschrift: Reverendissimus ac serenissimus princeps ac dominus, dominus Augustus, postulatus Episcopus Ratzeburgensis Dux Brunsvic. et Lunaeburg. natus 28. Novembr. anno Christi 1568 ex hac miseriarum valle 1. Octbr. anno 1636 pie ac placide in coelestem patriam migravit postquam vixisset annos 67. menses 11. dies 13. An der Südseite des Chors, gerade diesem gegenüber, ist das Grabmonument Herzogs Friedrich, Herzogs Wilhelm's dritten Sohnes, ebenfalls knieend in Stein gehauen. — Hierauf folgt das Prächtigste aller Grabmonumente aus schwarzem Marmor, in Form eines Triumphbogens und auf Säulen ruhend, an dessen Fries eine Menge Wappen von weißem Marmor befestigt sind, und in dessen Nischen die Bildsäulen des Herzogs Georg, Herzogs Wilhelm sechsten Sohnes, der Gemahlin desselben, Eleonore, und der Söhne desselben, Christian Ludwig und Georg Wilhelm, gleichfalls aus weißem Marmor aufgestellt sind. — Die Herzogl. Gruft soll durch Herzog Friedrich den Aeltern angelegt sein, wiewohl derselbe in dem ehemaligen Franziskanerkloster soll beerdigt sein. Auch sollen in derselben die am 8. April 1514 entschlafene Herzogin Anna von Nassau, Herzog Ernst der Bekenner und dessen Söhne Franz Otto und Friedrich auf dem hohen Chore beigesetzt sein. — Die Särge aller dieser Personen befinden sich aber nicht in der Gruft: es ist möglich, daß sie in einzelnen Gewölben ruhen, die aber bis jetzt noch nicht entdeckt worden sind.

Folgende Sarkophage dagegen finden sich:

1. Der kupferne Sarg Herzogs Wilhelm des Jüngeren, mit der Aufschrift: „Der durchlauchtiger hochgeborener Fürst undt Her. Her. Wilhelm der junger Herzog zu Braunschw. undt Lüneburg ist den 20 tag Augusti seliglich verschieden und den 20. Septembr. alhier christlich undt fürstlich begraben, als seiner fürstlich Gnaden sieben undt funfzig jar gelebet. 33 Jahr christlich undt wol regieret und 31 jar aber im Ehestande 7 Sohne und 8 Dochter erzeuget undt hinter sich im leben verlassen hat 1592."

2. Desgleichen seiner Gemahlin Dorothea, geb. aus kögl. dän. Stamme.

3. Sarg der Tochter derselben, Margaretha, verwittw. Herzogin Sachsen-Coburg.

4. Sarg von Herzog Ernst, Bruder des vorigen, † 1611 d. 2. Martii, 46 J. alt.

5. Sarg von Herzog Christian, Bruder des vorigen, erwählter Bischof des Stifts Minden.

6. Sarg Herzogs August, Bruder des vorigen, postulirter Bischof des Stifts Ratzeburg.

7. Sarg Herzogs Friedrich, des vorigen Bruder, postulirter Coadjutor des Stifts Ratzeburg.

8. Herzogs Magnus, des vorigen Bruder, Sarg. Er geb. 30. Aug. 1577 zu Zell und † 1632.

9. Sarg Herzogs Johann, Bruder des vorigen (Johanse), † d. 27. Nov. 1628, 45 J. 5 Mon. alt.

10. Herzogs Georg, des vorigen Bruder, Generall des Niedersächs. Creisses, geb. 1582, Feb. 12.

11. Sarg der Herzogin Eleonora Anna, seiner Gemahlin, geb. Landgräfin zu Hessen, geb. 1601, Jul. 30., und 12. Herzogs Wilhelm, des letzten Herzogs der Harburgischen Linie, Sarg, an Einem und demselben Tage beigesetzt:

Filius Ottonis Wilhelmus parva propago
Viribus exhausta hic contumulata jacet.

13. Sarg Christian Ludwig's, des Niedersächsischen Creises Obrister, geb. 1622.

14. Sehr prächtig metallener Sarg mit emblematischen Verzierungen des letzten Herzogs zu Celle Georg Wilhelm. (Leichenpredigt des Joh. Jos. Bender 170 S. Fol. zu Celle mit dem Catafalk in der Stadtkirche in Bild abgedruckt).

15. Sarg der Tochter desselben Sophie Dorothee, Herzogin v. Ahlden, † 1726, Nov. 12.

16. Sarg der Gemahlin desselben Eleonore d'Olbreuse, von Zinn, † 1722 am 5. Febr.

17. Sarg der Königin Caroline Mathilde von Dänemark, Schwester Georg's III. Mahagoniholz mit reicher Vergoldung und Bildhauerarbeit, beigesetzt 1778. Inschrift: Mortale quod habuit hic deposuit Carolina Mathildis princeps Magnae Britanniae & Brunsvici Luneburgi, Regina Daniae et Norvagiae. Nata die 12. Jul. 1751, denata die 10. May 1775.

(18. 19. 20. Drei metallene Kindersärge und ein zinnerner Kasten, worin das Herz des Herzogs Georg Wilhelm enthalten sein soll.)

Anmerkg. Nach den „Annalen der braunschw.-lüneburg. Churlande," Jahrg. I. und der „Gothaer gelehrten Zeitung" und „H. C. Heimbürger's Caroline Mathilde," Celle 1851 ist das der unglücklichen Königin von Dänemark im französischen Garten zu Celle von der Lüneburger Provinziallandschaft gesetzte Denkmal durch Professor Oeser in Leipzig in Marmor ausgeführt: eine Pyramidalgruppe, indem ein rundes, um und um mit Stufen unterlegtes altarförmiges Piedestal, an dem eine mit Gold eingelegte Inschrift auf einem mit der Krone und einem Hermelingewande geschmückten Schilde sich befindet, die Urne trägt, zu welcher sich die auf einer Wolke ruhende Wahrheit herabgelassen hat. Die hinzutretende Liebe in Gestalt der Mutter mit ihren Kindern ist die trauernde Provinz, kenntlich durch das Wappenschild der Landschaft ([goldner] Löwe im [blauen] Felde). Die Mutter trägt einen erwachenden Säugling im Arme und beut dem Bilde der Königin in der Entfernung den Verehrungskuß.

Hoch am Chore im O. der Kirche ist eine aus Gußeisen verfertigte Gedenktafel der im letzten Befreiungskriege gefallenen Cellenser Eingeborenen mit der Inschrift angebracht: „Im glorreichen Kampfe für des theuren Vaterlands Befreiung fandet auch ihr hochherzigen Krieger den Tod der Helden:" v. Avemann, Besse bei Garzia Hernandez, von Boberg, Dannenberg, Diedel,

Sackhausen, Gottschalk, von Hamelberg, Graf von Hardenberg bei Gadebusch u. s. w. (27 in Summa.)

Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit
in einer
Reihe von Vorlesungen dargestellt von Carl Barthel.

Motto: Das Schriftthum ist ein Spiegelbild der Zeit.

Zweite stark vermehrte Auflage. Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock, 1851. XI (XII) und 540 Seiten gr. 8.

Wenn dieses Buch, welches wir bei seinem ersten Erscheinen in den Liter. und Krit. Blättern (Nr. 20) ausführlicher besprochen haben, uns nach so kurzer Zeit bereits in zweiter Auflage dargeboten wird, so ist dieselbe ein Beweis, daß es weit über den Kreis hinaus, für welchen es zunächst und ursprünglich bestimmt war, Anklang gefunden hat. Wie zu erwarten war, ist den Vorlesungen von Beurtheilern, die den Standpunkt des Verfassers nicht als den ihrigen erkennen konnten, nicht blos kein Beifall gespendet, sondern sie sind maaßlos angegriffen und nicht überall mit der Unparteilichkeit gewürdigt, die in einer Kritik in der Revue des deux Mondes vorherrscht, so wenig auch sie frei von Worten des Tadels, von Wünschen ist, daß Dies oder Jenes anders gestaltet sein möchte.

Die im Winter 1850 in Braunschweig gehaltenen Vorträge sind auch in der zweiten Auflage der Grund und Kern des Werkes geblieben. Wie sehr jedoch die Zusätze, durch welche sie schon in der ersten Auflage erweitert wurden, jetzt vermehrt sind, ersieht man daraus, daß statt zwölf jetzt deren vierzehn mitgetheilt werden, und die Bogenzahl von 27 auf 34 angewachsen ist. Sei freilich, äußert sich der Verfasser im Vorworte, bei einer Darstellung unserer neuesten noch nicht abgeschlossenen und überreichen Poesie keine Vollständigkeit im weitesten Sinne möglich: so habe er doch danach gestrebt, sich ihr zu nähern, und nicht nur bei den bereits in der ersten Auflage besprochenen Dichtern, wie z. B. bei H. Heine, Lenau, A. Grün, v. Redwitz u. a. alles Neueste in Bezug auf ihr Leben und Dichten hinzugefügt, sondern auch in weiterer Ausführlichkeit andere Dichter eingereiht, die in der ersten Auflage ganz fehlten. So sei vor Allem jetzt die Uebersicht der literarischen Frauen (es ist 22 derselben gedacht) weiter ausgeführt und vervollständigt, so wären Dichter wie Hebel, W. Müller, Gottfr. Kinkel, R. Reinick, K. Simrock, v. Zedlitz, Hebbel, Dingelstedt, Scherenberg u. a. in eben so weitem Umfange als die früher schon behandelten mit in Betracht gezogen.

Es bedarf nur einer Vergleichung der Uebersicht des Inhalts beider Ausgaben, um sich von der Sorgfalt zu überzeugen, mit welcher der Verfasser die Vervollständigung seiner Arbeit zu erstreben sich bemüht hat; sie ist fast noch mehr als es in der Vorrede angedeutet, eine neue, eine andere geworden. Im Verhältniß zum Ganzen scheint uns einigen Dichtern, namentlich ihrem bereits anderweitig bekannten äußeren Leben, zu viel Raum gewährt zu sein; erinnert man sich dagegen des nächsten Zweckes des Buches, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß gerade derartige Notizen vielen Lesern willkommen sein werden. Manches ist überdies aus nicht Jedem zugänglichen Quellen geschöpft.

Wohlmeinende Winke und Urtheile hinsichtlich einiger Stellen ꝛc. der ersten Auflage sind nicht unberücksichtigt geblieben; seinen Standpunkt vorwiegend religiös-ethischer Beurtheilung der dichterischen Productionen der Neuzeit hat der Verfasser natürlich ohne Wanken festgehalten, und mußte ihn festhalten.

Zu den acht Hauptabtheilungen, (— Romantische Schule. Schwäbische Schule. Nachklänge der Romantik. Das junge Deutschland. Dichter neuer Bestrebungen in Stoff und Form. Oestreichische Dichter. Politische Dichter revolutionairer Tendenz. Kirchlich-gläubige Dichter heilsamer Opposition gegen Wahn und Lüge der Zeit —) an welche sich die „Literarischen Frauen" anschlossen, ist als neunte hinzugekommen: „Patriotische Dichtung", die bis jetzt nur einen einzigen Repräsentanten hat, den Dichter Christian Friedrich Scherenberg in Berlin (S. 500—516).

In der einfach-schönen äußeren Ausstattung gleicht diese zweite Auflage der ersten vollkommen.

F. L. Hoffmann.

Miscellen.

Zu welchen Seltenheiten eine Staatsanklage wegen Preßvergehen in England gehört, geht am Besten aus der Rede hervor, welche der dermalige Generalanwalt (Sir F. Pollock) am 24. Februar 1844 im Unterhause hielt. Derselbe ließ sich hierüber folgendermaßen vernehmen:

„Ich kenne keine schwierigere Frage, als die, wenn ein Staatsanwalt eine Offizialanklage wegen Mißbrauchs der Presse erheben soll.

So lange ich mein Amt bekleide, habe ich niemals eine solche Anklage erhoben. In dem nämlichen Falle befinden sich viele meiner Vorgänger. Ich glaube mein schätzbarer und gelehrter Freund Sir T. Wilde stellte wegen eines politischen Libelles ebensowenig eine Officialanklage, als es von Seite des Sir J. Campbell geschah.

Nur wegen Blasphemie und in dem Falle des F. O'Connor wurde ein solches Verfahren eingeleitet. Weder Sir W. Horne, noch Sir T. Denman, oder Sir J. Copley saben sich veranlaßt dies zu thun."

Hieraus ergiebt sich, wie behutsam man bei derartigen Fragen zu Werke zu gehen hat. (Aus: Die Grenz-Linien der Rede- und Preß-Freiheit nach englischem Rechte; nach dem Englischen bearbeitet von Julius Lorbeer. Erlangen, Palm und Enke, 1851, einem beachtungswerthen Werke, welches nächstens besprochen werden soll.) H.

Wie die Cornwalliser Gazette berichtet, ist diesen Herbst in einem Garten des Sprengels Ludvan ein Apfel der Sorte, die freilich „Fill-basket" (Füll' den Korb) heißt, gepflückt worden, der 17 Unzen wiegt, 4 Zoll hoch ist und einen Umfang von 12 Zoll hat.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 85. Mittwoch, den 22. October. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

„Als Florville den Refrain repetirt, blickt Claudine zu ihm auf, erkennt ihn, und fällt in Ohnmacht. Ihr Kleiner will der Mutter Werk fortsetzen, aber ein Freund von Florville setzt diesen in Kenntniß, daß der ohnmächtige Savoyardenbursche eben die ist, nach welcher er schon so lange gesucht hat. Darauf schließt er seine Gattin und sein Kind in die Arme, und Alle besingen die Wohlthaten der Gleichheit."

„Dies Sujet ist schon geeignet, den Segen der Vernichtung der Vorurtheile lieb zu gewinnen. Es ist einer Novelle des Bürgers Florian entlehnt."

Alle Phasen der Revolution hatten natürlich eben so ihre speziellen Dramen, wie sie ihre speziellen Religionen hatten. Das Theater Feydeau gab am 28. März 1795 eine Tragödie des Bürgers Trouvé, einer der Redacteurs des Moniteurs, Pausanias oder der 9. Thermidor betitelt. In diesem Werke des Bürgers Trouvé erschienen der Convent, die Tribunen, die Gemeinde, das Revolutionstribunal, die Mitschuldigen des Tyrannen, ja selbst der General Henriot auf der Bühne, und doch war der Held des Stückes ein — lacedämonischer General.

In literarischer Beziehung erfand die Revolution nur eine neue dramatische Form, Sans-Culottide benannt. Es war dieses ein Stück in fünf Acten und in Versen.

Eben so wie die revolutionaire Regierung die Theater zur Knechtung und Corrumpirung Frankreichs gebraucht hatte, bediente sich die öffentliche Meinung, als sie von dem Joche des Terrorismus befreit war, derselben, um sich die Rechte der Gedanken, der Würde und des Geschmackes zu vindiciren. Diese sonderbare Umwälzung ging ungefähr in einem Monat, vom 15. Januar bis den 8. Februar 1795, vor sich. Zum Schauplatz hatte sie das Theater der Straße Feydeau, zu Actörs die sogenannte vergüldete Jugend, und zum Resultate die Zertrümmerung der Büsten und insbesondere der abergläubischen und blutigen Autorität Marats.

Man würde in der Weltgeschichte vergebens nach etwas suchen, das, selbst von weiter Ferne, der Einwirkung gliche, welche Marat noch nach seinem Tode ausübte. Ihm waren Altäre errichtet, ihm zu Ehren brannten Kerzen, sein Herz ward in einem Reliquienkästchen aufbewahrt, es wurde ihm Weihrauch gestreut, es wurden Litaneien und Gesänge für ihn angestimmt, Prozessionen für ihn angestellt, und länger als ein Jahr wurden ihm eine Menge Menschenopfer dargebracht. Er wurde im Convent als ein Heiliger behandelt, und der Präsident der Jacobiner stellte ihn hoch über Jesus.

Was diese Excesse der Dummheit und menschlicher Gemeinheit aber fast unglaublich macht, ist, daß die Marat erwiesenen Ehren zwei Monate nach dem 9. Thermidor ihren höchsten Grad erreichten, als das Schreckensregiment öffentlich verabschiedet ward, die Guillotine feierte, die Gemüther der ehrlichen Leute sich ohne zu große Besorgniß frei ergießen konnten, und die Gesellschaft sich wieder aufrichtete, nachdem sie drei Jahre lang unter dem Knie des Henkers niedergehalten worden war.

Man begreift eher die göttlichen Ehren, welche Marat am 25. Juli 1795, zwölf Tage nach seinem Tode, erwiesen wurden. Sein Herz lag Anfangs in der Franziskanerkirche, hernach auf einem Ruhealtar, den man im Luxemburg erbaut hatte, in einer antiken Achatvase ausgestellt, die man aus dem Garde-meuble genommen.

Es wurden für ihn Kerzen angezündet, Weihrauch gestreut, und Litaneien gesungen, und ein Redner, der sich in seiner Rede des Motto's: „geheiligtes Herz Jesus, geheiligtes Herz Marats, ihr habt gleiche Ansprüche auf unsre Huldigung", bedient hatte, verglich die Bürgerin Evrard, Marats Concubine, mit der Mutter Maria, indem er sagte, daß, wenn die Jungfrau Maria das Kind Jesus in Aegypten gerettet habe, Marat dem Schwerdte La Fayette's, eines zweiten Herodes, durch die Bürgerin Evrard entrissen worden sey.

Eine solche abscheuliche und obscöne Erniedrigung der Intelligenzen und Herzen würde sich allenfalls durch die Furcht vor dem gewaltsamen Tode erklären lassen; aber ewig unerklärlich werden die unsinnigen Ehrenbezeugungen bleiben, die Marat noch zwei Monate nach dem Sturze des Terrorismus, am 21. Septbr. 1794 dargebracht worden sind.

Ein, durch Leonard Bourdon Namens des Ausschusses des öffentlichen Unterrichts abgestatteter, Bericht trug darauf an, den Körper Marats feierlich dem Pantheon zu übergeben, ein Vorschlag, der durch ein Decret des Convents vom 15. September 1794 Gesetzeskraft erhielt. Diese Ceremonie war, wie Fouche sich geäußert hat, eine förmliche geistliche Prozession.

Marat hatte, als ob ihm diese Thorheit schon geahnt hätte, bereits im August 1791 erklärt, daß er nach seinem Tode nicht im Pantheon beigesetzt werden wollte. „Wenn je die Freiheit in Frankreich Fuß fassen, und irgend eine Legislatur, in Erinnerung dessen, was ich für das Vaterland gethan habe, sich versucht fühlen sollte, mir einen Platz in Sainte-Genevieve anzuweisen, so will ich hiemit feierlichst gegen solch einen schneidenden Affront protestirt haben." In dem darauf folgenden Monat September gab Marat die Erklärung dieses Widerwillens, indem er von Voltaire und Mirabeau sagte, es wären dies ein Paar Erzschufte, die bereits die Basilica möblirten.

Doch mußte Marat den Affront, gegen welchen er protestirt hatte, am 21. September 1794 erleiden; aber dasselbe Decret, welches ihm das Pantheon zuerkannte, befahl, wie um ihm eine Genugthuung zu geben, daß Mirabeau daraus vertrieben werden sollte. Voltaire behauptete sich jedoch, und hielt vor dem gewaltigen Hasse Stand, den ihm der Volksfreund geweiht hatte.

Am 21. September, als Marats Leiche, unter dem Vortritt und dem Gefolge des Convents, der Clubs, der Oper, und der halben Einwohnerzahl von Paris, an dem Gitter der rechten Seite der Gewölbe des Pantheons angekommen war, ließ ein Huissier des Convents den Körper Mirabeau's durch das Gitter auf der linken Seite von dannen tragen. Daß die sterblichen Ueberreste des großen Redners dem Volke überantwortet, und von diesem in alle Lüfte zerstreut worden wären, wie es in Geschichtsbüchern und Biographieen gesagt worden ist, ist übrigens falsch. Der Sarg wurde nach dem Kirchhofe des Sprengels St. Stephan vom Berge, der beinahe an das Pantheon stieß, getragen und in eine Grube, die man in Eile gegraben hatte, entleert. Den leeren Sarg, von welchem selbst noch augenblicklich ein Brett vorhanden zu seyn scheint, hat man darauf wieder nach dem Pantheon zurückgebracht, und ihn mehr als zwanzig Jahre später zu groben Tischlerarbeiten verwandt.

Als Mirabeau das Feld geräumt hatte, trat Marat an seine Stelle. Sein Sarg wurde erst auf eine Estrade gestellt, darnach aber in derselben Gruft beigesetzt, die Mirabeau bis dahin inne gehabt hatte. Es fand sich ein Dichter und ein Musiker, um eine Cantate zu Ehren der Leiche Marats zu componiren; der Dichter war Chenier, der Musiker war Cherubini.

Das Programm wegen der Beisetzung besagte u. a.: „Wenn der Zug beim Pantheon angekommen ist, wird bei dem Eindringen der Leiche Marats von dem Institute eine melodische Musik angestimmt, deren sanfter und ruhiger Character die Unsterblichkeit bezeichnet. Nach erfolgter Beisetzung der Leiche wird ein großer Chor zum Ruhme der Märtyrer und der Vertheidiger der Freiheit, die Worte von Chenier, die Musik von Cherubini, ausgeführt."

Und diese furchtbare Macht ist von jungen Leuten, den Theaterbesuchern des Feydeau, in weniger als einem Monate gebrochen worden! Sie waren es, die es dahin brachten, daß Marats Name verabscheut, seine Statuen zertrümmert, sein Leichnam aus dem Pantheon vertrieben ward. Diese jungen Leute haben in der Geschichte einen Namen hinterlassen, der nicht untergehen wird, den Namen vergoldete Jugend.

Welcher Art war denn diese vergoldete Jugend? Die Journale jener Zeit haben insbesondere deren übertriebene, phantastische, ja gewissermaßen lächerliche Seiten geschildert. — Dieser Schilderung zufolge trug sie einen Frack mit grünem Kragen und breiten, bis zu den Beinen reichenden, fast viereckigten Schößen, sehr enge mit rautenförmigen Knöpfen zugeknöpft. Die weitausgeschnittenen Schuhe ließen fast den ganzen Fuß sehen, während das Gesicht durch eine gewaltige Halsbinde bis an den Mund verhüllt war. Eine fingirte Kurzsichtigkeit, um den Militairrequisitionen zu entgehen, machte den steten Gebrauch von Brillen nothwendig. Das, im Nacken geflochtene, und mit einem Kamm aufgesteckte Haar hing zu beiden Seiten in langen Zöpfen, gepudert und pommadirt, hernieder. Man nannte das eine Coiffure à la victime. Diese Toilette wurde durch einen mit Blei ausgegossenen Stock, an beiden Enden von gleicher Dicke, vervollständigt, der die Bestimmung hatte, die Geschmeidigkeit einer weißen und parfümirten Hand zu üben oder zu beschäftigen.

So war diese vergoldete Jugend in ihrem Aeußern. Ihre weibische Sprache contrastirte mit dem Fluchen der Jacobiner. Sie gab ihre Paole supème; sie sprach von hoibles et incogables Dingen. Es war dieses eine affectirte Ziererei, als Gegensatz zu der affectirten Rohheit.

Genau genommen, war die vergoldete Jugend die Ehre, der Stolz und die Würde des sich wieder aufrichtenden, sich exaltirenden, und, ach! sich rächenden Frankreichs.

Es war am 15. Januar 1795, im Theater Feydeau, wo die vergoldete Jugend ihr erstes Geschrei gegen Marat laut werden ließ. Schon Morgens durch Clausel dem Convent denuncirt, hatte ihre Demonstration keine weitere Folge; aber am 31. begannen die Ausrufungen „nieder mit Marat!" auf's Neue, und seine im ersten Logenrange auf einer Console prunkende Büste ward herabgeworfen. Das Aufstellen von Marats Büste an öffentlichen Orten war durch kein Gesetz vorgeschrieben; es war dies nur ein Zwang, den die Clubs der öffentlichen Meinung auflegten. Der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit ließ einige junge Leute festnehmen, und befahl, daß die Büste wieder aufgestellt werden sollte.

Von da ab hatte der Kampf begonnen, und das Recht, die Vernunft, der Anstand waren augenscheinlich auf Seiten der Ju-

gend. Die Clubs mochten immerhin Marat vergöttern; allein es war abscheulich und lächerlich, ein Gleiches von seinen Opfern zu verlangen. Am 2. Februar kam die öffentliche Meinung zum Ausbruch: Marats Büste wurde abermals herabgeworfen, diesmal nicht allein im Theater Feydeau, sondern auch in den Theatern Montansier und der Republik, und, was charakteristisch war, unter Mitwirkung des Volks. Während die Büsten in den Theatern zertrümmert wurden, trugen Kinder andere unter Laternenlicht in der Straße Montmartre umher, und warfen sie unter dem Applaus der Volkshaufen und mit dem Ausruf: da Marat, da ist dein Pantheon! in die Gosse.

Man bemerke es sich wohl, es war nicht die vergoldete Jugend, welche, wie die Geschichtschreiber es sagen, Marats Büste in den Koth geworfen hat, sondern das Volk. Die vergoldete Jugend hatte den Impuls in den Theatern gegeben, und das Volk setzte die Sache zur selbigen Zeit auf den Straßen fort.

Diese Vorgänge, und der immense enthusiastische Beifall, den sie fanden, machten einen allgemeinen und tiefen Eindruck. Der Convent sah ein, daß Frankreich wieder erwachte, und er genehmigte am 8. Februar auf den Vorschlag seiner Ausschüsse zwei entscheidende Maaßregeln: er ließ alle Büsten Marats wegnehmen, die an öffentlichen Orten ausgestellt waren, und decretirte in versteckten und gemäßigten Worten, daß Marat und Le Pelletier nicht länger im Pantheon bleiben sollten.

Das Decret in Betreff der Büste, welches am 8. Februar erlassen worden war, wurde im Convent selber vor seiner Wiedereröffnung am folgenden Tage ausgeführt.

„Vor der Eröffnung der Sitzung," berichtet der Moniteur, „wurden die Büsten Marat's, Le Pelletier's, Beauvais und Dampierre's, so wie auch die beiden Gemälde Davids, welche Le Pelletier und Marat darstellen, bei Seite gebracht. Nur die Büste des Brutus blieb auf dem Piedestal zurück, welches das Bildniß des Schutzpatrons der Blutsäufer getragen."

„Einige Weiber, die gewöhnlichen Besucherinnen einer der Tribünen, versuchten es vergebens, die Ausführung des Decrets von gestern durch ihr Geschrei zu hintertreiben. Ihr Geschrei ward durch die allgemeinen Ausrufungen: es lebe die Republik! nieder mit den Furien der Guillotine! erstickt."

Der Oberaufsichtsausschuß ließ mit gleicher Entschlossenheit und in größter Stille die Entfernung der Körper von Marat und Le Pelletier aus dem Pantheon beschaffen. In den Büchern über die Revolution und in den Biographieen wird eben so von Marat wie von Mirabeau gesagt, daß sein Leichnam von der Populace umher geschleift und beschimpft worden sey; dies ist aber ein arger und zwiefacher Irrthum. Die sterblichen Ueberreste Marats sind eben so wenig insultirt worden als die von Mirabeau. Noch mehr, es waren, um einen Tumult zu vermeiden, solche Maaßregeln genommen worden, daß es uns bis jetzt nicht hat gelingen wollen, ausfindig zu machen, durch wen und wie man Marats Körper weggeschafft hat und was darnach damit geschehen ist. Seine Stätte ist leer — das ist das einzige, was wir haben ermitteln können.

Die Meinung von Paris fiel mit ihrem wilden Ungestüm über denselben Marat her, vor dessen Ruhealtar im Luxemburg die schönsten Frauen sich auf ihr Antlitz niedergeworfen hatten. Am 9. Februar zogen die ewigen Sectionen, den Volksfreund mit ihren Verwünschungen und Beleidigungen überhäufend, an dem Convent vorüber. Das Volk legte seinerseits überall Hand an's Werk, und löschte mit Wuth die Spuren und Erinnerungen an Marat aus.

„Seit gestern", heißt es im Moniteur vom 10., „ist man beschäftigt, die Pagoden niederzureißen, die man diesem bösen Genius auf dem Carousselplatze errichtet hatte. Eine Menge Bürger hat sich um die Arbeiter hergeschaart und steht ihnen bereitwillig bei."

„Vorgestern, Vormittags, war die Büste der Halle, trotz dem Bemühen einiger Terroristen, zu Boden geworfen worden. Ein Schlachter hatte sie zuvor mit Blut gefärbt, um Marat unter dem Attribute zu zeigen, das sich für ihn paßte."

Endlich war die Revolution am 10. vollführt, und die Straßen wimmelten von Colporteurs, welche mit gellendem Geschrei die Verbrechen Jean Paul Marat's feilboten.

Es war im Theater Feydeau, wie wir es gesagt haben, wo die Umkehr der öffentlichen Meinung gegen den Terrorismus und gegen Marat losbrach. Dies Theater war nebst dem Theater der Straße Favart dasjenige, das zumeist die elegante Gesellschaft anlockte, die damals mehr als je unter dem Einfluß der Frauen stand.

Das Theater Feydeau war auf dem Terrain belegen, welches gegenwärtig den Theil der Börsenstraße zwischen der Säulenstraße und dem Börsenplatze einnimmt. Es hatte vor der Revolution Französische Komödie geheißen, im Gegensatze zu dem Theater der Straße Favart, welches die Italienische Komödie hieß. Auf dem Theater der Straße Feydeau wurden sowohl Lustspiele als komische Opern gegeben.

Auch auf dem Theater der Straße Favart oder der Italienischen Komödie waren vor der Revolution Lustspiele und komische Opern gegeben worden. Dies Theater beschränkte sich unter dem Directorium auf die Letztere, und schwang sich in diesem Genre sowohl mit Bezug auf Compositeurs als Acteurs zu dem größten Glanze und Ruf empor, den es je erreicht hat.

Ein durchaus neueres Vorurtheil, das auf einer Art von Wortspiel beruht, läßt die komische Oper in Frankreich als ein nationales Genre ansehn. Als die Theater im Jahr 1793 ihre Namen wechselten, um republikanische Benennungen anzunehmen, wurde die Italienische Komödie Opera-Comique-national, ci-devant Théâtre-Italien genannt. Unstreitig hat die komische Oper in Frankreich eine Wichtigkeit erlangt, die sie sonst nirgends gehabt hat; dessenungeachtet ist sie aber doch italienischen Ursprungs und durch italienische Schauspieler in Frankreich eingeführt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren einer Landreise zu den Goldgruben in Californien.

(Aus „Golden Dreames and Waking Realities; being the Adventures of a Gold Seeker in California and the Pacific Islands. By William Shaw.")

Nachdem wir zu Stockton unsere Bündel geschnürt hatten, gingen wir, Mac und ich, aus, uns nach einer Gesellschaft von

Abenteurern umzusehen, die, wie wir, zu den Goldgruben ziehen wollten. Wir fanden deren bald in einem Trupp von zwanzig Personen, benebst zwei Führern, welche die Aufsicht über fünf Koppeln Maulthiere hatten, die mit Proviant für Verkäufer in entfernten goldhaltigen Distrikten beladen waren. Unsere Decken und Gewehre luden wir den Maulthieren mit auf, während wir selber mit dem nöthigen Proviant für eine Woche bepackt waren und unsere Pistolen und Bowiemesser am Gürtel trugen.

Unsere Gesellschaft bestand größtentheils aus Amerikanern verschiedener Classen, und aus zwei Chilesen, einem Franzosen, zwei Deutschen und zwei Grubenleuten aus Cornwallis.

Gegen 10 Uhr des folgenden Tages betraten wir die Ebene. Da sahen wir nun, so weit das Auge reichte, nichts als Sandhügel, ohne ein Symptom von Vegetation; die Hitze hatte Borsten in die Erde gerissen, die ihrerseits eine feurige Gluth aushauchte; hie und da erhoben sich Pyramiden von Staub, welche die Luft rasch mit sich fortführte und die sich zuweilen als riesige Säulen zeigten, welche majestätisch über der Erde dahin zogen. Wer nie bis über die Knöchel im Sande gewatet hat, der kann sich keinen Begriff machen, wie mühselig ein solches Gehen ist. Um Mittag war die Gluth der Sonnenhitze rein versengend, und das Thermometer muß mindestens auf 120 Grad gestanden haben. Die furchtbare Wirkung einer californischen Sonne ist höchst ermattend; dazu kam noch, daß der blendende Schimmer des Sandes unsere Augen reizte und entzündete, während wir in Staubwolken eingehüllt waren, welchen heiße Winde folgten, so feurig und erstickend, daß wir selbst innerlich völlig auszutrocknen schienen, und, da die Poren der Haut sich geschlossen hatten, das Blut in gewaltige Hitze gerieth und sich ein übermäßiger Durst einstellete.

Die Meisten unseres Trupps hatten mit Wasser gefüllte Tönchen und Flaschen, welche, als Gemeingut, abwechselnd getragen wurden; der Maulthiertreiber führte seinen Wasserbedarf, für sich und seine Thiere, in ledernen Schläuchen mit sich; Mac und ich, wir hatten glücklicher Weise jeder einen indischen Gummyschlauch, der einen Gallon Wasser faßte, womit wir sehr haushälterisch zu Werke gingen, da wir nicht wußten, wann wir ihn wieder würden füllen können. Dadurch entgingen wir denn auch vielen Leiden und großer Gefahr.

An diesem Tage trafen wir nirgends Wasser an, es hieß aber, daß wir dessen am andern Morgen finden würden. Beim Dunkelwerden kauerten wir, mit Staub bedeckt, im Sande nieder, und da wir kein Holz hatten, konnten wir kein Feuer anmachen. Seit mehreren Monden war dies das erste Mal, wo ich mir den Genuß einer Pfeife versagte, aus Furcht, damit meinen Durst noch zu vermehren. Zu erschöpft, um Appetit zu haben, nahm ich einen kleinen Schluck Wasser zu mir, und legte mich schlafen, wurde aber fortwährend durch das Geheul von Wölfen, die um unser Lager herumstreiften, in meiner Ruhe gestört. Mit Tagesanbruch wurde ich von Mac wach gerüttelt, und freuete mich dessen Anfangs; bald war es aber mit dieser Freude wieder aus, da ich sah, daß wir eine ähnliche Tagesreise, wie die vorherige, vor uns hatten, indem es wieder eben so heiß war.

Wir eileten vorwärts; aber die Wassergrube, auf die wir gerechnet hatten, war ausgetrocknet. Vergebens wühleten wir die Erde um sie her auf; das Wasser war verschwunden. Nie werde ich die Bestürzung und Niedergeschlagenheit vergessen, die sich in unsern Zügen aussprachen, als wir uns einander anstierten. In Erwartung, ihre Wassergefäße bald auf's Neue füllen zu können, hatten Mehrere die ihrigen über Nacht völlig geleert, und ich mußte an die thörigten Jungfrauen denken, als ich die erhitzten Gesichter und die glasigten Augen dieser Unglücklichen sah. Ihre Lage war in der That bedauernswürdig, und sie rechneten mindestens auf Mitleid; aber in dieser Erwartung sahen sie sich getäuscht. „Vorwärts, Leute, vorwärts! vierzig Meilen weiter kommen wir zu dem Stanislaus“, rief der Maulthiertreiber barsch.“ Hier heißt's: ein Jeder sorge für sich; auch habe ich zu wenig, um Anderen aushelfen zu können.“

Und vorwärts ging's. Ich war in Versuchung, den kleinen Rest unseres Wasservorraths auf einen Zug zu mir zu nehmen, indem mein ganzes Innere in Feuer zu stehen schien; aber es hing ja von ihm des Malaienknaben Leben und das meinige ab. Von Hitze überwältigt, durch Anstrengung erschöpft, vom Durst gepeinigt, hatten Diejenigen, welchen es an Wasser fehlte, um ihre brennende Lippe und ausgetrocknete Kehle zu netzen, ihre Noth, mit uns Schritt zu halten. Nach und nach warfen sie ihr Gepäck und einen Theil ihrer Kleidungsstücke von sich; doch wurden sie mit jeder Meile schwächer, während ihr Flehen, Halt zu machen, umsonst war, weil unser Aller Leben dabei auf dem Spiel stand. Zwei von ihnen beleckten die Leiber der Maulthiere, um mit deren Schweiß den brennenden Durst in etwas zu stillen; aber eine dicke Staubkruste vereitelte selbst diese winzige und ekelhafte Ressource. Ein Mann wollte sich in seiner Verzweiflung des Wasserschlauchs bemächtigen, der an einem der Maulthiere hing; aber der Maulthiertreiber streckte ihm sein geladenes Pistol entgegen, und rief ihm zu: „Halt da, Fremder!“ Die armen Maulthiere ließen die Ohren hängen, und sanken, auf den Tod erschöpft, zum öfteren keuchend in die Knie, wurden aber durch kräftige Hiebe wieder auf die Beine gebracht, um sich stolpernd weiter zu schleppen. Einer der Dulder, der sichtlich dem Trunke zugethan war, hatte sich nur knapp mit Wasser versehen, dagegen aber eine Flasche Branntewein mit auf den Weg genommen; da dieser aber nicht allein seinen Durst nicht löschte, sondern den innern Brand vielmehr bis zur Fiebergluth steigerte, so bot er mit stierem Blick den Rest seines Trankes gegen einen Schluck Wasser aus, fand aber Niemand, der auf diesen Tausch eingehen wollte.

Als Diejenigen, welchen das Wasser ausgegangen war, am Nachmittag dieses Tages sahen, daß sie weder weiter kommen, noch unser Mitleid in dem Grade erregen konnten, auch unsern Marsch zu verzögern, da beschlossen sie, sich zusammen zu halten, was denn auch von Vieren geschah. Nie werde ich die verzweifelnden Blicke, womit sie uns ziehen sahen, vergessen, noch die Verwünschungen, die sie uns nachschickten. Ein Verlassen wie das gegenwärtige erscheint grausam; aber unsere Herzen waren verhärtet, und die Selbsterhaltung, der gebieterischste aller Instincte, beherrschte jedes andere Gefühl. Wenn wir unser Weiterkommen verzögert hätten, hätten wir Denen, die auf den Tod erschöpft waren, nur von geringem Nutzen seyn können, während wir selber unser Leben riskirten. Muthmaßlich haben die Unglücklichen bald die Besinnung verloren, und sind eine Beute der Wölfe oder der Indianer geworden, die Beide den hülflosen Nachzüglern auflauern.

(Der Autor und seine noch übrigen Reisegefährten gelangten den folgenden Tag zu Gehölz und Wasser, und bekamen nach weiteren vier mühseligen Tagereisen das Ziel ihrer Wanderung, die Diggings oder Goldgräbereien zu Gesicht.)

Die Weltgeschichte und das Weltgericht oder die **Mythologie als Geschichte.** Erstes Buch: Das goldene Weltalter. Zweites Buch: Das silberne Weltalter. Jüterbog, 1849. 1851. Druck und Verlag von A. M. Colditz. VIII, 260, VIII und 262 Seiten 8.

Als Verfasser ist Hr. Carl Christian Heffter, Doctor der Rechte, königl. preuß. Justizrath a. D. und Ordensritter, unter der Vorrede zum ersten Theile genannt. Wir erfahren von ihm, daß einst Napoleon's Besiegung Deutschlands ihn aus einem wissenschaftlichen Leben in das werkthätige geworfen, neuerdings aber eintretende Schwerhörigkeit bei ansteigendem Alter aus dem Staatsdienst gedrängt, und er da geglaubt habe, zu dem erstern Leben zurückkehren und zunächst für das nun zu bedenkende Seelenheil die früheren Lieblingsforschungen über das Räthsel der Welt und des Lebens wieder aufnehmen zu müssen. Jetzt habe er das Gefundene zusammengestellt; vielleicht sei es aber auch Anderen lieb, ohne gleiche Mühe und Bücheraufwand die gleichen Ergebnisse zu erlangen und daher halte er es für Pflicht dieselben in den Buchhandel zu geben.— Die Vorrede zum zweiten Theile hat die Unterschrift: Geschrieben im siebzigsten Lebensjahre, Mai 1851. Aus „Meusel's Gelehrtem Deutschland" ersehen wir, daß der Verfasser (sein Name ist dort Hefter und in „Kayser's Bücher-Lexikon" theils Hefter theils Heffter gedruckt) 1781 in Schweidnitz geboren ist; außer seiner juristischen Doctor-Dissertation, Wittemberg 1803, hat er auch eine „Philosophische Darstellung eines Systems aller Wissenschaften oder einer allgemeinen Sittenlehre, Leipzig 1806," ein „Neues System der Philosophie nach den Grundsätzen des allgemeinen Verstandes. 1stes Bdchn. Zerbst 1831" und im Verlage von A. M. Colditz eine „Urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbock und ihrer Umgebungen rc., m. 5 Abbildungen," geschrieben.

Wir müssen uns bis zum Erscheinen des dritten Bandes, der uns hoffentlich in den Stand setzen wird, einen gedrängten Ueberblick des höchst eigenthümlichen Buches zu geben, darauf beschränken, aus den Vorreden noch Einiges herauszuheben, dann die Eintheilung der beiden vorliegenden Bände und ein kleines Fragment hinzuzufügen. „Vorzüglich", heißt es, „fühlt wohl jeder Mensch das Bedürfniß, über die Weltschöpfung, den Grund seines Daseins und seiner Zukunft, kurz über das Räthsel der Welt und des Lebens etwas vollständiger belehrt zu werden, als aus den bisherigen, meist einseitigen Arbeiten der Gelehrten möglich ist. Wie kann er namentlich bei den endlosen Zwisten unserer Gottesgelehrten sich zum Besten seines Seelenheils mit Sicherheit entscheiden, auf welche Seite er sich zu schlagen habe, so lange ihm die dazu nöthigen Vorkenntnisse mangeln? Will er also ein wahrhaft selbstständiger Mensch werden, nicht ein schwankendes Rohr sein, welches die Winde hin und her wehen, so ist ihm ein Unterricht jener Art allerdings nöthig." — — „Der Weltschöpfer hat durch seine Felsenchronik und sonst dem vernünftigen Menschen zu Vieles offenbart, als daß ihm das Weiterforschen über die Gründe dieser gewichtigen Erscheinungen, das Bilden eines befriedigenden Systems darüber untersagt sein könnte. — — Es wäre auch wahrhaft ordnungswidrig, wenn jetzt, wo alle Wissenschaften und Gewerbe reißend fortschreiten, nur die Mythologie und alte Geschichte zunftmäßig stehen bleiben, und, ohne daß neue Ansichten auftauchen dürften, versumpfen sollten."

Der erste Theil umfaßt das goldene Weltalter oder das erste bis dritte Jahrtausend (Jahr 1 bis 3000), jedes in vier Viertel getheilt. Voran geht eine Einleitung. Als Beispiel hier den Inhalt des ersten Jahrtausends. Erstes Viertel: Allvater, Eloher, Weltbeginn, Weltschale, Urschlange, Schlangenleben. Zweites Viertel: Lotus, goldenes Weltei. Drittes Viertel: Lichtgott, Goldhimmel, Goldberg, Rechts und Links, Leviathan und Behemot, Logos, Lichtgeist, Ambrosia. Viertes Viertel: Sprache, Buchstabenlehre, Himmelswidder, Gesang, göttliche Tage und Nächte. — Das silberne Zeitalter oder das vierte bis sechste Jahrtausend (3000 bis 6000), gleichfalls jedes in vier Viertel zerfallend, wird im zweiten Theil behandelt. Die vier Viertel des sechsten Jahrtausends haben zum Gegenstand: Ceres, Bachus, Proserpina, Odins Verbannung. Hufthiere, Elephant, Odaken. — Götterkrieg. Quadersandsteine, Grünsand, Mäuse, Tiger, Gewürme, Affenstaaten. — Baldurs Tod. Plänerkalk, das irdische Roß, andere Allthiere, Centauren. — Thronsitzung. Phaeton. Kreide, mikroskopische Pflanzen und Thierchen, irdisches Urrind, der erste Mensch Kajomorts, der Menschenbaum, das erste Menschenpaar. — In einem Schluß-Abschnitt ist vom Wein, von der Niobe, dem Gigantenkrieg, dem Krieg des Zeus gegen Typhon gesprochen. — Das dritte zu erwartende Buch, wird das eherne, bis zu Noah's Fluth reichende Weltalter, insonderheit Hercules und Deucalion und auch die Stiftung der anderen Menschenstämme schildern.

Eine Masse von Citaten und als Belege angeführten Stellen aus der Bibel, dem Zendavesta, der Edda und anderen älteren und neueren Werken zeugen von der großen Belesenheit des Verfassers; freilich hat er in diesen Stellen oft gefunden, was andere Gelehrte darin schwerlich suchen und finden würden und wunderbare, überraschende Folgerungen daraus gezogen, die dann seine lebhafte Phantasie in das originelle systemgemäße Gewand gekleidet.

Es ist schwer aus einem der Abschnitte ein für sich verständliches Bruchstück, welches als Stilprobe dienen dürfte, zu wählen. Vielleicht erfüllt das Folgende diesen Zweck: „Nach einer ägyptischen Sage, trieb die Gotteskraft, welche im Leichnam des getödteten Osiris wohnte, die Erikapflanze (von Eros?) zu einem mächtigen Baum empor und der Leichnam verwuchs ganz in diesem. (Creuzer I., S. 261.) Nach dem Zendavesta (III., S. 71, 99, 101, 105) sproßte in oder neben dem Himmelssee der erste Weltbaum. Er war gleichsam eine Verkörperung des Lichtgottes, des Am, und ward demnach Hom genannt. Als solcher spricht er selbst späterhin zu Zoroaster (I., S. 92): „Wer mich isset, mit Feuerbrunst zu mir ruft und demüthiges Gebet mir opfert, der nimmt von mir die Güter in der Welt."

Sonach ist er auch der in den jüdisch-christlichen Schriften berühmte Lebensbaum, das Holz des Lebens, welches im Paradiese Gottes ist. (Sprüche 3, 18; 11, 30; Off. 2, 7.) Der Genuß bestand wahrscheinlich in Säften, Blättern und Früchten (Hesek. 47, 12; Off. 22, 2.) Auch nach dem Buch Henoch und nach der Lehre des Talmud sollte der Behemot als Speise vertheilt werden. Vielleicht von dieser, aus einem großen Aas entsprossenen Nahrung wird das neue Göttergeschlecht in der Edda Asen genannt. Bei den Griechen jedoch heißt die neue Himmelsgöttin auch Asia und Asope, mithin kann der Name ihrer Nachkommen auch von daher stammen. Der Baum selbst heißt in der Edda die Esche (aske) Ygdrasil, und erfahrungsmäßig sind Eschenzweige den Schlangen feindlich. Sie berichtet insonderheit:

Ich weiß die Esche,
Heißt Ygdrasil,
Den hohen Baum
Im Geltluftbad;
Von ihr fällt Thau
Herab in's Thal.
Und ewig steht sie
Am Urdar-Born.

Wie der Lichtgott im ersten Weltalter durch Felsenbalsam, also gleichsam mineralisch, die Welt ernährte, sollte es jetzt (im ersten Viertel des Vierten Jahrtausends) der ihm entsprossene Baum thun. Die Früchte, welche er trug, ähnelten wohl den Granatäpfeln. Denn nach Apollodor (II., 5, 11) waren goldige Granatäpfel ein Hochzeitgeschenk, welches die Erde der Here gab. Der Letztern Standbild zu Mykenä hielt auch einen solchen Apfel in der Hand (Pauson. II., 17, 4.) und man hielt ihn für ein Mittel, Liebe zu erwecken (Schol. Theocr. 2, 118.) Im israelitischen Glauben finden wir, gewiß nicht ohne heilige Bedeutung, diesen Apfel am Gewande des Hohenpriesters und an Salomo's Tempelsäulen nachgebildet. In der Iliade (14, 388) erscheint zwar als Weltbaum mehr eine Fichte, aber vielleicht schon durch böse Einwirkung. Auch auf den neu entdeckten assyrischen Bilderwerken bringen die Götterwesen Fichtenzapfen.

Aber jener Baum trug nicht bloß nährende Früchte, auch Saamenkörner zu andern Bäumen, und diese wieder Keime zu zahlosen andern Gewächsen. In das Himmelswasser fallend wurden sie weiter fortgeführt und über die ganze Welt verbreitet. So entsproßten jenem Urbaum alle Bäume der Welt, ja alle neuern Pflanzenarten, und so erklärt es sich, wie nach Hesekiel (47, 12.) und Johannes (Off. 22, 2.) an den Himmelsströmen mehrere Lebensbäume stehen können, welche monatliche und zwölferlei Früchte tragen und deren Blätter zu Heilmitteln dienen. In dieser Weise ward allmählich die ganze Himmelswelt besamet und mittelst der Himmelsregen auch die Körperwelt. Ja nach der Angabe des Philosophen Anaxagoras entstanden auch die Thiere aus vom Himmel gefallenen Keimen, und noch in neuerer Zeit berichten unsere Chroniken, daß es zuweilen Fruchtkörner, aber auch kleine Thiere, z. B. Fische, Frösche, Raupen, geregnet habe. Nach arabischem Glauben stirbt, so oft vom Himmels- oder Lebensbaum ein Zweig gebrochen wird, ein Mensch, und merkwürdig genug brechen auch wir über zum Tode Verurtheilte einen Stab."

Die äußere Ausstattung der beiden Bände ist ansprechend.

H.

Binterim's und Floss' Supplement zu Hartzheim's Concilien-Sammlung.

Der Jesuit Joseph Hartzheim (geb. in Cöln 1693, gest. 1763), Dr. der Theologie, Professor derselben und Rektor des Gymnasiums seiner Vaterstadt, begann im Jahre 1759 die Herausgabe einer von Joh. Friedr. Schannat vorbereiteten Sammlung deutscher Concilien, die nach seinem Tode von seinen Ordensbrüdern Herrmann Scholl und Aegidius Neissen fortgesetzt und später von Amand. Ant. Joseph Hesselmann mit einem fünffachen Register versehen wurde. Diese Sammlung, ein wahrer Schatz von Synodal-Akten der deutschen Kirche und unentbehrliche Quelle zur deutschen Kirchengeschichte, hat lange auf eine Ergänzung und Vervollständigung warten müssen. Jetzt sehen wir derselben, bearbeitet und herausgegeben von Anton Joseph Binterim und Heinrich Joseph Floss aus dem Verlage von J. M. Heberle (Cöln, Bonn und Brüssel) entgegen. In dem deshalb veröffentlichten Prospectus heißt es: „Es war seit lange an der Zeit und ist recht eigentlich Bedürfniß geworden, jene Sammlung zu vervollständigen, eine Nachlese zu veranstalten, die das dort Uebergangene nachtrage, seither neu Aufgefundenes hinzufüge, und hiermit möglichst umfangreiche, neue und selbstständige Nachforschungen in Archiven und Bibliotheken verbinde. Nicht Weniges nämlich ist den Sammlern der „Concilia Germaniae" entgangen und liegt theils in alten Drucken, in seltenen Broschüren, Urkundenbüchern, Zeitschriften, wenig bekannten Sammelwerken u. dgl. verborgen. Anderes ist inzwischen durch die gediegenen Forschungen auf dem Gebiete deutscher Profan-Geschichtsquellen aufgedeckt worden; noch weit mehr liegt in Archiven und Bibliotheken unbenutzt und dürfte für die deutsche Kirchengeschichte, die Synodalwissenschaft und die Theologie bald verloren gehen, wenn es nicht hervorgezogen und einer größern Sammlung einverleibt wird. Dieser mühevollen Arbeit haben sich mit langjährigem Fleiße die beiden Herausgeber des Supplementum unterzogen." Es ist dem Prospectus ein Verzeichniß (30 Seiten gr. 8) der Aktenstücke, welche das Supplement bringen wird, beigefügt. Das erste ist vom Jahre 346, das Concilium Agrippinense, in quo Euphrates episcopus Coloniensis damnatus esse fertur, mit einer brüsseler Handschrift des 11. Jahrh. neu verglichen; dann folgt eins von 504; darauf eine sehr ansehnliche Zahl von 692 bis 1850, October (die Freisinger Conferenz der bayr. Bischöfe). Die mit einem Stern und die mit einem Kreuz bezeichneten Stücke, wovon jene (in bedeutender Menge verzeichneten) ungedruckt sind, diese nach Handschriften neu verglichen wurden, hat der Eine der Herausgeber fast alle persönlich an Ort und Stelle kopirt und

verglichen und wird in Benutzung handschriftlicher Hülfsmittel bei Herausgabe der einzelnen Stücke, sofern jene vorhanden und zugänglich sind, fortgefahren werden. Außer dem bereits erwähnten brüsseler Codex, sind düsseldorfer, darmstädter, münchener, freisingensche, bamberger, hannoversche, wolfenbütteler, helmstädter, einsiedelnsche, genter, früher hildesheimer, paderborner, göttinger, schwyzer, wiener, wurzener, breslauer, tegernseeer, römische, cölner, constanzer Manuscripte und einige den Herausgebern gehörige benutzt; am häufigsten erscheinen München und Darmstadt als Fundgruben neuer Aktenstücke in dem Verzeichnisse. Manche ungedruckte, im Verzeichnisse nicht befindliche Aktenstücke sind von verschiedenen Seiten für die Sammlung zugesagt. — Sobald die Kosten nur einigermaßen im Wege der Subscription gedeckt sind, wird das Werk in Lieferungen von 20—30 Druckbogen (2 Sgr. für den Bogen) erscheinen. Der Umfang des ganzen Werkes wird auf 200—250 Bogen im Formate der Hartzheim'schen Sammlung, (Folio) doch mit engen und schönen Typen in Weise der Harduin'schen Conciliensammlung, veranschlagt. — Wir wünschen, daß dieses verdienstvolle Unternehmen sich einer recht großen Subscribentenanzahl erfreuen möge; Herausgeber und Verleger werden dadurch aufgemuntert werden, das Werk in möglichster Vollendung und ohne Unterbrechung der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Hoffmann.

Miscellen.

Von der Correspondance de Guillaume le Taciturne, prince d'Orange, publiée pour la première fois; suivie de pièces inédites sur l'assassinat de ce prince et sur les récompenses accordées par Philippe II. à la famille de Balthazar Gérard; par M. Gachard, archiviste général du royaume, ist im Verlage von C. Muquardt (Brüssel, Leipzig und Gent) der dritte Band erschienen (LXVI u. 473 Seiten; der erste enthält XLIV u. 508, der zweite CLXIII u. 520 Seiten gr. 8.) Unter der Presse befinden sich, gleichfalls von Herrn Gachard veröffentlicht: Lettres inédites de Maximilien, duc d'Autriche, roi des Romains et empereur, sur les affaires des Pays-Bas, de 1478 à 1508. — Auf eine andere interessante neue Publication machen wir gleichfalls, besonders Architekten, aufmerksam: A. W. Pugin. Types d'architecture gothique, empruntés aux édifices les plus remarquables construits en Angleterre pendant les XII, XIII, XIV, XV et XVIe siècles et représentés en plans, élévations, coupes et détails géométraux, de manière à compléter l'étude et à faciliter la construction pratique des diverses variétés du style ogival; traduit de l'anglais par L. Delobel, lieutenant-colonel d'artillerie. Das vollständige Werk wird 3 Bände in gr. 4. bilden, 225 Tafeln mit Text enthaltend, und in 60 Lieferungen erscheinen. Der Band besteht aus 20 Lieferungen, jede 3—4, zusammen 75 Tafeln enthaltend. Jede Lieferung ist von einem beschreibenden und erläuternden Text begleitet.

H.

Der berühmte und hochverdiente Director des königl. botanischen Gartens in Berlin, Heinrich Friedrich Link, hat eine Bibliothek hinterlassen, welche während seines Lebens allen Gelehrten, die er mit seiner Freundschaft und mit seinem Vertrauen erfreute, geöffnet war. Mit seltener Sachkenntniß, ohne irgend ein Geldopfer zu scheuen, wußte er Alles was auf dem weiten Gebiete der Naturgeschichte nicht nur in unserm Jahrhundert, sondern auch in früheren Zeiten veröffentlicht war, zu vereinigen. So ungemein reichhaltig jedoch diese Hauptabtheilung der Bibliothek ist, blieben von ihm, dem Manne von fast universeller Gelehrsamkeit, auch andere Zweige der Wissenschaften, die Jurisprudenz und Theologie ausgenommen, nicht unbeachtet. Diese Bibliothek kommt nun in Leipzig im T. O. Weigel'schen Auctions-Locale am 24. November d. J. zum öffentlichen Verkaufe. Das 98 und 101 Seiten gr. 8 starke Verzeichniß, 10947 Bände enthaltend, aus dessen sehr zweckmäßig in französischer Sprache geschriebenem Vorworte wir den Stoff zu unsern einleitenden Bemerkungen entlehnt haben, zerfällt in zwei Theile, der erste umfaßt die Naturgeschichte, der zweite andere Wissenschaften. Der naturwissenschaftliche Theil ist vorzüglich sorgfältig geordnet und bietet S. 1—19 allgemeine und zoologische, S. 19—82 botanische (Nr. 2326—3032 Floren, Nr. 3033—3282 Cryptogamen!) und S. 83—98 mineralogische, geologische, paleontologische u. a. Werke, S. 99—102 eine Sammlung von 77 Nummern geognostischer Karten dar. Ein Anhang naturhistorischer Werke (unter welchen namentlich zoologische Dissertationen) befindet sich am Schlusse des zweiten Theils, welcher aus einer trefflichen Auswahl von mathematischen, astronomischen, physikalischen, chemischen, medicinischen, geographischen und statistischen Werken, besonders von Reisebeschreibungen, ferner geschichtlichen, archäologischen, philologischen, belletristischen u. a. Büchern besteht. —

Zu erwähnen ist noch, obgleich die bekannten vielfachen Verbindungen des verstorbenen Besitzers mit dem Auslande es schon vermuthen lassen, daß unter den botanischen Werken eine Menge aufgeführt sind, die in Deutschland zu den Seltenheiten zu rechnen, ja von denen mehrere auf dem Wege des Buchhandels nicht erworben werden können. Große botanische Kupferwerke sind zahlreich vorhanden.

H.

Pfingsten ist ein wesentlich demokratisches Fest. Das Weihnachtsfest wird, von der unmittelbar religiösen Seite abgesehen, immer vorzugsweise ein Fest für Diejenigen bleiben, welche in behaglichem Wohlstande leben. Ein Fest der Geschenke, welche innerhalb der Familie vertheilt werden, muß sich auch wesentlich auf bestimmte Stände beschränken. Das Osterfest mit seinen buntgemalten, mit weißen Sprüchlein gezeichneten Eiern erinnert wohl gar ein wenig an die Gouvernanten der höhern Stände. Weihnachten und Ostern sind ohnehin Kinderfeste und beschränken sich schon deshalb auf die Stände, welche auf die Erziehung und Betrachtung des heranwachsenden Geschlechts ein gutes Theil ihrer Zeit verwenden können. Wie aber das Geheimniß des Volkslebens nur beruht auf der bei mühseliger Arbeit und schwerem Dasein in bestimmten Formen sich fortergebenden Heiterkeit, deren tiefer Idealismus uns nur Freude

und Lust als das Ewige und Bleibende, das Elend des Lebens aber ihm gegenüber als das Vergängliche erscheinen läßt: so ist auch zur Trägerin des Volkslebens ebenso wenig die Kinderwelt als das Greisenalter, sondern die volle Kraft der männlichen und weiblichen Jugend bestimmt, wie sie nur an einem schönen Pfingsttage auf dem Rasen im Tanze sich drehen kann. (Aus: „Walddrossel. Ein Lebensbild von Heinrich Pröhle. Dessau, Moritz Katz, 1851.)

Dem englischen Athenaeum zufolge hatten Se. Maj. der König von Schweden mehrere Gemälde von lebenden Künstlern jenes Landes, aus Höchstihrem und des Kronprinzen Palast genommen, nach London geschickt, um mit in der Ausstellung im Krystallpalaste zu figuriren. Da aber Malereien von dieser Ausstellung ausgeschlossen waren, so sind besagte Piecen einstweilen im Lichfield-Hause, in der Sammlung fremder Gemälde aufgestellt worden.

Es mag von Manchen angenommen sein, äußert sich der bekannte englische See-Officier Rae, eine Autorität ersten Ranges in dieser Frage, daß mit einem weiteren Forschen nach Sir John Franklin, über den Sommer von 1850 hinaus, nur Zeit, Arbeit und Geld vergeudet werde; ich kann dem aber nicht beistimmen, und dieses aus Gründen, welche auf einer persönlichen Erfahrung beruhen, wie sie wenige Personen zu machen Gelegenheit gehabt haben, und die mich glauben lassen, daß Sir John's Mannschaft auch im Jahr 1851 ganz oder zum Theil noch am Leben gewesen ist. Im Jahr 1846—47 überwinterte ich mit zwölf Mann, von welchen nur Zwei im Wildschießen geübt und Zwei andere Fischer waren, in der Repulse-Bay. Wir hatten wenig oder nichts, was den Namen Feurung verdient hätte; der Lehm, womit unser Vorrathshaus gedeckt war, ward nie trocken, sondern fror nur, und es war drinnen so kalt, daß ein Mann in einer Nacht Frostbeulen an einem Knie bekam, obwohl er mit einem Kameraden unter einer Decke gelegen hatte. Dennoch haben wir, was Nahrung betrifft, keinen Mangel gelitten, nur hielten wir während der kürzesten Tage nur eine Mahlzeit täglich, weil wir nicht wußten, wie spät im Frühjahr das Rothwild sich nördlich ziehen möchte. Daß uns die Bloßstellung an Kälte und knappe Kost nicht sehr mitgenommen hat, läßt sich daraus abnehmen, daß wir im Frühjahr circa 500 Meilen der neuen Küstenstrecke, welche die Ufer der Committee-Bay bilden, erforscht und dabei fast 1000 Meilen zurückgelegt haben, und dennoch bei unsrer Heimkunft eben so wohl und gesund waren, als bei unserm Ausbruch, nur etwas weniger bei Fleisch. — Als wir, im Juni 1846, die Factorey York verließen, nahmen wir nur auf vier Monate Proviant mit uns, und als wir, nach einer Abwesenheit von 14 Monaten und 23 Tagen, nach jenem Platze zurückkehrten, da stand uns noch ein Drittheil unseres ursprünglichen Proviantvorraths zu Gebote, woraus sich ergiebt, daß wir im Stande gewesen wären, uns in einem uns völlig unbekannten Lande ein ganzes Jahr lang auf eigne Hand die nöthigen Existenzmittel zu verschaffen. Warum sollte nun dem Trupp von Sir John Franklin nicht ein Gleiches möglich seyn? Wenn derselbe zufällig an eine Küste geworfen worden wäre, wo es viel Rothwild und auch Fische giebt, so dürften sich unter seinen vielen Officieren schon Jagdkundige, und unter der übrigen Mannschaft Leute gefunden haben, die den Fischen beizukommen wußten, sey es mit dem Netze oder mit der Angelleine.

Ein Herr Perret hat unter großen Schwierigkeiten und selbst Gefahren sich fünf Jahre lang ununterbrochen mit der Untersuchung der römischen Katacomben beschäftigt, um die daselbst verborgenen Ueberreste alter Kunst zu erforschen und abzuzeichnen. Das Resultat dieser, in sechzig Gemächern und den dieselben verbindenden Gallerien, vollführten Untersuchungen sind 360 Blatt Groß-Folio-Zeichnungen gewesen, von welchen 154 Frescomalereien, 65 Abbildungen von Denkmälern, 23 Glasmalereien (Medaillons in Wänden und am Grunde von Vasen) in sechs und achtzig Sujets, 41 Abbildungen von Lampen, Vasen, Ringen, Marterwerkzeugen, und endlich 90 die Abschriften von mehr als 500 Grabschriften enthalten. Unter den Frescobildern befinden sich die Malereien von den berühmten Brunnen Platonia's, welche eine Zeitlang die Grabstätten St. Petrus und St. Pauls gewesen sein sollen. Diese Stätte ist ungefähr im Jahr 365 unserer Zeitrechnung auf Befehl des Papstes Damasus mit Frescos geschmückt worden. Auf die dem Herrn Perret von der römischen Regierung ertheilte Erlaubniß, dies leere Grab zu öffnen, fand er Frescomalereien, die den Heiland und seine Apostel darstellen, und zwei Särge von parisischem Marmor vor. Der französische Minister des Innern soll dem Herrn Perret seine Sammlung um einen ansehnlichen Preis abgekauft haben, und die französische Regierung die Abbildungen demnächst in einem ihrer Wichtigkeit entsprechenden Styl veröffentlichen wollen.

Ein spanisches Journal theilt folgende eigenthümliche Berechnung mit: Ueber die ganze Welt werden 3064 verschiedene Sprachen gesprochen, nämlich 587 in Europa, 937 in Asien, 276 in Afrika und 1264 in Amerika. Das Verhältniß beider Geschlechter zu einander ist sich fast gleich. Die Durchschnittszahl des menschlichen Lebens ist 33 Jahre. Ein Viertheil der Bevölkerung stirbt vor dem vierten, die Hälfte vor dem siebenzehnten Jahr, und was diese Perioden überlebt, das genießt der Gesundheit in einem Maaße, welche der übrigen Hälfte des Menschengeschlechts nicht vergönnt ist.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 86. Sonnabend, den 25. October. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Es wird niemand von uns verlangen, daß wir die Bilanz der dramatischen Literatur unter der Schreckenszeit oder unter dem Directorium aufmachen sollen. Die Wissenschaften hatten nichts mit den Paraden zu thun, die man patriotisch nannte, und bei welchen der sogenannte Sansculottismus die Stelle des Talents vertrat. Und was würden wir in der sehr geringen Zahl von Werken, die nicht Gelegenheitswerke waren, wohl finden?

Wir fänden im Jahre 1793 Pamela oder die belohnte Tugend, von François de Neufchateaux im Jahr 1794 Epicharis und Nero, von Legouve, und Timoleon, von Chenier; im Jahr 1795 Abufar, oder die Araberfamilie, von Ducis; im Jahr 1796 der Levite von Ephraim, von Lemercier, und Oscar, Ossian's Sohn, von Arnault; im Jahr 1798 Agamemnon, von Lemercier, und die Heirathsprojecte, von Duval; im Jahr 1799 Blanche und Montcassin, von Arnault.

Was ist von all dieser dramatischen Literatur nachgeblieben? — Nichts!

Obwohl schon vor der Revolution existirend, kamen die privaten literarischen Anstalten, unter dem Namen Lycäen bekannt, ganz besonders unter dem Directorium in Aufnahme. Diese Mode war eine Nothwendigkeit zu einer Zeit, wo die wißbegierigen und zarten Geister, da die revolutionaire Windsbraut alle Studien mit sich fortgerissen hatte, sich begierig und vergebens auf allen Seiten nach Mitteln der Unterweisung umsahen. Seit lange waren keine Bücher mehr herausgegeben worden, und man freute sich, wenn man nur Verse und Reden zu sehen bekam.

Im Jahr 1797 gab es 25 oder 26 Lycäen zu Paris.

Man darf aber nicht glauben, daß dies rein literarische Anstalten gewesen wären. Diese Lycäen waren Anhängsel von sehr complicirten Anstalten, Anstalten, bei welchen im Allgemeinen auch getanzt oder musicirt wurde, und die zugleich Caffeehäuser und Academieen waren.

Es würde ohne großes Interesse seyn und seine Schwierigkeiten haben, wenn man gegenwärtig die Namen und die Oertlichkeiten jener 25 oder 26 Lycäen aufsuchen wollte; der Leser möge sich deshalb mit den präcisen Details von fünf oder sechs der bedeutendsten begnügen, als: das Lycäum Marboeuf, das Lycäum des Harmonie-Kreises, das Lycäum der Fremden, das Lycäum der Künste, das republikanische Lycäum, und das Lycäum des Elysium.

Das Lycäum Marboeuf befand sich in dem gleichnamigen Hôtel, das Lycäum des Harmonie-Kreises und das der Künste in dem Palais Royal, und das Lycäum des Elysium in dem Palaste Elysium Bourbon, in der Straße der Vorstadt Saint Honore. Die von uns benutzten Zeitschriften geben die Orte nicht an, wo sich das republikanische Lycäum und das Lycäum der Fremden befunden haben.

Das Lycäum des Harmonie-Kreises, welches in der damaligen Zeit das glänzendste oder bestadministrirte gewesen zu seyn scheint, zeigte seine Eröffnung auf Octidi, den 18. Floreal des Jahrs V, oder Sonntags, den 7. Mai 1797, mit folgenden Worten an:

„Die Eröffnung des Lycäums des Harmoniekreises wird am 18. Floreal, um 6 Uhr Abends statt finden. Nach der Sitzung wird ein Concert gegeben werden."

„Herr de la Harpe wird eine Eröffnungsrede halten. Nach

ihm werden Herr Boisjolin, Geschichtsprofessor bei der Centralschule des Pantheon, und Herr Baour de Lormian sprechen."

„Auch Herr Demoustier wird sich hören lassen."

„Der erste Cursus wird den 26. beginnen und die Geschichte der Poesie des Jahrhunderts Ludwigs XIV. behandeln."

„Herr de la Harpe wird den ersten, Herr de Fontanes den zweiten literarischen Vortrag halten."

„Herr Demoustier wird zuerst über Moral lesen, nach ihm Herr Bernardin de Saint-Pierre."

„Professoren: Herr Mentelle für die Geographie; Herr de Lalande für die Astronomie; Herr Röderer für die politische Oeconomie; Herr von Marmontel für die Geschichte."

„Die Herren Abonnenten des Harmoniekreises haben die freie Benutzung des Lyzäums, so wie die künftigen Herren Subscribenten die der Bälle und Concerte."

Die Eröffnung des Lyzäums Marbeuf ging in der That am 18. Floreal vor sich, doch erlitt das Programm eine kleine Abänderung.

„Der Redner der Damen, Herr Demoustier," heißt es in einem der Journale, „hat diesem liebenswürdigen und empfindsamen Geschlechte bewiesen, daß nur allein die Tugend ihm das Scepter sichern kann, welches ihm von den Grazien anvertraut worden ist. Sie darnach über einem Blumenpfad dem Tempel der Moral zuführend, hat er ihnen dessen Vorhof gezeigt, unter dem Versprechen, ihnen in der ersten Sitzung seine Thore zu erschließen."

„Herr Delille de Salles, der Verfasser der Philosophie der Natur, hat einen historischen Abriß der Lebensbeschreibung des guten La Fontaine verlesen."

„Der Herr de La Harpe hat die Frage behandelt, ob die Komödie schwieriger als die Tragödie sey. Nachdem er das Für und das Wider mit der ihm eignen Urtheilsstärke erwogen hatte, hat er der Tragödie den Preis zuerkannt. Herr de La Harpe hat schließlich den komischen Poeten das Studium der Sitten anempfohlen. Das Lächerliche ist die Sache des Augenblicks, die Sitten aber gehören den Jahrhunderten an."

„Die Sitzung hat mit einem Concert geendigt. Dlle. Rosine hat eine Arie von Paisiello gesungen, und dieselbe durch den doppelten Reiz der Stimme und der Ausführung verschönert. Mad. Molinos hat durch ein Harfenconcert einen allgemeinen Enthusiasmus erregt."

Der Harmoniekreis ließ kein rechtliches Mittel unversucht, das Publikum zu seinen Vorlesungen oder Concerten herbeizuziehen, auch bildeten die Namen seiner Besucher so ziemlich das Ganze des goldenen Buches der Literatur des Directoriums.

Der Unternehmer des Elysiums betrieb die Sachen bei weitem weniger literarisch. Er machte, im Juni 1797, den Anfang mit Musik und mit Bällen, und öffnete sein Lyzäum erst im Winter. Seine deßfallsige Ankündigung war folgendermaßen abgefaßt:

„Der Garten Bourbon ist zu bekannt, um erst noch unsers Lobes zu bedürfen. Große, elegant möblirte Zimmer, eine schöne Terrasse, Illumination, Feuerwerke, und Schifferstechen durch Kinder, nebst Spazierfahrten auf einem Canal, das sind die Vergnügungen, welche den Herren Abonnenten angeboten werden. Die Direction der Concerte ist Herrn Martini übertragen worden, als ein ihm schuldiges schwaches Zeugniß der Achtung und Bewunderung."

„Die Herren Unternehmer haben die Absicht, mit Eintritt des Winters ein Lyzäum anzulegen, zu welchem die berühmtesten Professoren berufen werden sollen."

Die Eröffnung des Elysium-Bourbon erfolgte am 3. Messidor des Jahres V. oder den 21. Juni 1797. Zu den dabei gegebenen Kuriositäten gehörte auch das Aufsteigen eines Hammels in einem sich in einer gewissen Höhe von dem Ballon ablösenden Fallschirm.

Man kann sich's leicht denken, wie förderlich eine so große Anzahl Etablissements dieser Art den literarischen Ideen zu einer Zeit sein mußte, wo man begierig auf intelligente und zarte Genüsse war. Unstreitig hatte diese Unterweisung, das Filial eines Balles oder Concertes, diese mit Luftballons gepaarte Poesie, diese durch Petarden gestörte, durch Feuerräder erleuchtete Geschichte und Moral etwas Weltliches und Sonderbares; aber die Generation jener Zeit, die so lange der Genüsse entbehrt hatte, wollte sie nun alle zugleich kosten; auch nahmen die feierlichsten Gelehrten keinen Anstoß daran, ihre Namen auf einem und demselben Anschlagzettel zwischen dem Eise Garchi's und dem Luftballon Garnerin's, figuriren zu sehen.

Nun sind noch die Zeitschriften als die dritte und letzte Form der literarischen Ideen übrig, die Zeitschriften, die ihr Regiment der Freiheit unter dem Directorium zu Ende gehen sahen, und die während der Revolution zu viel Schweiß und Blut haben vergießen müssen, um nicht auch einen, so theuer bezahlten, bescheidenen Platz in der Geschichte angewiesen zu erhalten.

Bertin d'Antilly, einer der geistreichsten Journalisten jener Zeit, hat im April 1797 folgendes Verzeichniß der Schicksale von Journalisten benannter Blätter während der Revolution gegeben:

„Enthauptet. Durozoi, la Gazette de Paris; Camille Desmoulins, les Révolutions de France et de Brabant; Linguet, les Annales du Brabant; Brissot, le Patriote français; Gorsas, le Journal des 83 départements; Girey Dupré, collaborateur de Brissot; Fabre d'Eglantine, les Révolutions de Paris; Decharnois, le Spectateur; Pariseau, la Feuille du Jour; Boyer, le Journal des Spectacles; Hebert, le Père Duchesne; J. C. Royou, la Feuille à deux liards.

„Ermordet. Suleau, le Journal de Coblenz; Marat, l'Ami du Peuple.

„Deportirt. Barrere, le Point du Jour.

„Vor Gram gestorben. Der Abbé Royou, l'Ami du Roi.

„Vor Schreck gestorben. Billette, la Chronique de Paris.

„Geflüchtet. Pelletier, les Actes des Apôtres; Rivarol, le Journal de Cambrai; Mallet du Pan, le Mercure de France.

„Ausgeplündert und beraubt. Gautier, le Journal de la Cour et de la Ville; Fievée, la Chronique de Paris.

Wenige Gewerbe dürften ein noch längeres Märtyrerthums-Verzeichniß aufzuweisen haben, doch ist es nicht einmal vollzählig; Bertin d'Antilly hat noch die folgenden Namen von Journalisten vergessen:

„Enthauptet. Carra, les Annales patriotiques; Cerisier, la Gazette universelle; Rabaut Saint-Etienne, le Moniteur;

Ducos, la Chronique de Paris; Philippeaux, le Defenseur de la liberté; Leclerc, la Chronique nationale et etrangère; André Chenier, le Journal de la société de 1789; der Abbe Fauchet, la bouche de Fer; der Abbe Lamourette, les Prones civiques; Momoro, le Journal du Club des Cordeliers; Payan, l'Anti-Fédéraliste; Robespierre, le Defenseur de la Constitution.

„Aus Furcht gestorben. Caritat, Marquis v. Condorcet.

Wie schwer der Journalismus auch heimgesucht worden war, war es mit seiner Prüfung doch noch nicht am Ende. Ein Gesetz vom 19. Fructidor des Jahres V. oder vom 5. Sept. 1797 unterdrückte 42 Journale und verurtheilte deren Redactoren ohne Verzug nach einem von dem Directorium zu bestimmenden Orte deportirt zu werden.

Die Literatur des Directoriums hatte einen allgemeinen trocknen Character und einen gewöhnlich didactischen Ton. Dieser Ton und dieser Character rührten von der speciellen Stellung der Gelehrten jener Zeit her, die Professoren oder Journalisten waren. Es gab eine Art von Haltpunkt in den Werken der Einbildung, denn man kann nicht geistlose Tragödien und farblose Gedichte, die ohne eine lebende Erinnerung zu hinterlassen vorübergegangen sind, als solche bezeichnen. Es war die Zeit der Uebersetzung englischer Romane, als: die Kinder des Waldes, das Schloß Dambaisne, die Abtey Gradille, von Anna Radcliffe, und Maria, oder das Unglück Weib zu seyn, von Mad. Godwin.

Der Journalismus hatte zu damaliger Zeit mehr Leidenschaft, mehr Zorn, mehr Gewaltsamkeit als Wissen und Styl. Er hatte selbst da, als er Condorcet, Rabaut Saint-Etienne, Gorsas, Camille Desmoulins, Loustalot, Barrere, Brisset, Girey-Dupre, Fievee, Robespierre in seinen Reihen zählte, die Solidität, die Erhabenheit, die Fülle, den Glanz nicht, welchen ihn späterhin Chateaubriand, de Bonald, Benjamin Constant, Guizot, Thiers, Carrel, de Lamenais gegeben haben. Es wird sich nie mehr Geist oder Feuer finden lassen, als in den Actes des Apôtres von 1790, im alten Cordelier von 1794, im le Thé von 1797 enthalten war; doch wäre es die höchste Ungerechtigkeit, wenn man die Werke der Journalisten der Revolution den Werken der Journalisten der Restauration und der Julieregierung an die Seite stellen wollte, und man würde von 1789 bis 1800 nichts finden, das dem Journal des Debats, der Gazette de France, dem Constitutionel, dem National, der Presse, dem Univers dieser letzten zehn oder funfzehn Jahre zu vergleichen wäre.

Die materialistische und atheistische Affectation der Literatur des Directoriums ist um so bedauerlicher, als sie weder Energie, noch Einbildung oder Geist hatte. Da kömmt nichts zu Gesicht als die Sphäre der Encyclopedie, schwerfällig von Leuten ausgekramt, die weder Ueberzeugung noch Talent haben. Jeder Irrthum wird erklärlich, wenn er die Frucht einer unbedachtsamen, aber wißbegierigen Intelligenz ist, die beim Suchen irre geht; aber er erreicht einen Grad seltener Gehässigkeit und Lächerlichkeit, wenn er nichts weiter als das einfältige Gewäsch schwacher Geister ist, welche Gott auf's Wort verworfen und sich mit dem Materialismus wie mit einer Tagesmode brüsten.

Der Art waren aber die meisten Gelehrten des Directoriums, die fast sämmtlich aus Feigheit den Göttern und den Königen den Krieg erklärt hatten.

Die Gesellschaft war, was heutzutage fast unbegreiflich ist, in ihren höchsten Rängen durch die furchtbaren Calamitäten der durch dasselbe herbeigeführten Revolution nicht von dem Uebel des Philosophismus geheilt worden, so, daß Chenier es wagen durfte, inmitten der ausgewähltesten Gesellschaft im Lycäum der Fremden ein Schandgedicht, unter dem Titel: Theologische und politische Conferenz zwischen Pius VI. und Ludwig XVII., vorzutragen.

(Fortsetzung folgt.)

Die eigenthümlichen Todtenhügel in den Gubernien Witebsk und Pskow in Rußland.

Mitgetheilt von Fritz v. Fr.

Das ganze weite Rußland beinahe ist mit Hügeln verschiedener Gestalt und Größe übersäet, welche am Orte selbst den Namen „mogila" führen, von den Tartaren dagegen „kurhan" genannt werden. Vorzugsweise finden wir diese Erdaufwürfe in beträchtlicher Anzahl in den Steppen des südlichen Rußlands, doch leidet auch dessen mittlerer Theil, den im Alterthume undurchdringliche Wälder bedeckten, daran keinen Mangel.

Die Gelehrten Pommern's und Meckleaburg's, in welchen Ländern ebenfalls derlei Hügel vorkommen, waren die ersten, welche die Aufmerksamkeit auf diese Ueberreste einer uralten Vorzeit rege machten und Nachgrabungen veranstalten ließen, um aus dem, was im Innern etwa verborgen sein könnte, auf ihre einstige Bestimmung und den Culturgrad derjenigen Völker schließen zu können, denen diese Wahrzeichen ihr Entstehen zu verdanken haben. Der Erfolg entsprach der angewandten Mühe in reichlichem Maße und angestellte Vergleiche gaben manchen ebenso wichtigen als interessanten historischen Fingerzeig. Durch das Beispiel angeregt, fingen auch die Gelehrten der Skandinavischen Halbinsel, und später die Britten an, Untersuchungen über ihre mythischen Hügel anzustellen, und es häufte sich in Folge archäologischer und osteologischer Forschungen eine Masse von Material, welches ein helles Licht auf den Norden Europa's warf, und Zeiten erhellte, über welche bisher ein undurchdringliches Dunkel verbreitet gewesen war.

Rußland, dessen einer Theil von Hügeln der Art so zu sagen wimmelt, während sie in andern spärlicher vorkommen, ist jedenfalls derjenige Punkt, wo archäologische Untersuchungen über den Norden Europa's die reichste Ausbeute liefern müssen. Leider ist gerade hier in Verhältniß noch wenig geschehen, und — sind auch hie und da Nachsuchungen unternommen worden — fast so viel als nichts veröffentlicht worden. Weniger stiefmütterlich ist der Süden Rußlands behandelt worden, denn wir besitzen über die Kurhane des Kiewer Gubernioms eine höchst schätzenswerthe Arbeit von Fundukley; dann beschäftigt sich auch die mit Sichtung der alten Akten beauftragte Commission in Kiew seit einigen Jahren schon mit Nachgrabungen in den Hügeln der Gubernien Podolien und Wolhynien, sowie sich die Gesellschaft für Geschichte und Alterthum in Odessa Neu-Rußland zum Gegenstand ihrer Forschungen aus-

ersehen, und der verstorbene Passek, im Auftrage der Moskauer gelehrten Gesellschaft die Kurhane der Ukraine untersucht hat.

In Groß-Rußland sind, unseres Wissens nach, nur in den Gubernien Moskau und Twer Nachgrabungen vorgenommen worden, und was die Ostsee-Provinzen betrifft, so ist erst vor kurzem ein auf die Todtenhügel daselbst bezügliches Werk des Professor Kruse in Aussicht gestellt worden, aus welchem die Blätter der Esthländischen Gesellschaft in Dorpat, so wie der archäologischen in Riga Auszüge gebracht haben. In Litthauen und Weiß-Rußland endlich widmeten die Grafen Tyszkiewicz und Plater den Kurhanen ihre Aufmerksamkeit.

In dem Petersburger Wochenblatt finden wir eine, einem Dorpater Blatte entnommene Abhandlung Brand's über die Todtenhügel im Witebsker und Pskower Gubernium. Sie stützt sich sowohl auf eigne Forschungen als auch auf diejenigen des Grafen Plater, und ich glaube dem gelehrten Publikum besonders einen Dienst zu erweisen, wenn ich dasselbe mit dieser in nachfolgenden Zeilen enthaltenen interessanten Arbeit bekannt mache.

In den Gubernien Witebsk und Pskow giebt es zweierlei Arten von alterthümlichen Todtenhügeln.

Die der ersten Gattung, welche wir vorzugsweise im ersten Gubernium antreffen, haben die Gestalt runder, selten länglicher Kurhane (tumuli) von verschiedener Größe, die theils mit Bäumen bewachsen, theils völlig kahl sind, immer aber mitten auf dem Gipfel eine mehr oder weniger tiefe Höhlung zeigen, die rings herum von aufgeschütteter Erde umgeben ist. Viele von ihnen sind heute durch Umgraben zerstört und dem Boden gleich gemacht; bei den noch vorhandenen stößt man auf dem Gipfel und an den Seiten nicht selten auf große Steine.

In Bezug auf ihre Größe lassen sich die Hügel in drei Klassen theilen, und zwar:

1. in die größten von 5 rhein. Klafter Durchmesser und ½ bis 2 Klafter Höhe, welche nicht häufig und immer nur einzeln in der Mitte einer Gruppe anderer stehend, vorkommen.

2. in die mittleren von 3½ bis 4 rhein. Klafter Durchmesser in Länge und Breite und ½ bis 1 Klafter Höhe; sie umgeben in großer Anzahl die großen Kurhane.

3. in die kleinsten von 1 Klafter Länge, ¼ bis ½ Breite, und 3 bis 5 Fuß Höhe, welche den inneren Kreisbogen um die großen Hügel bilden.

Die Gestalt aller dieser Erhöhungen ist, wie schon erwähnt, rund, selten oval; sie bilden einen Kegel, auf dessen Gipfel man eine verschieden große, regelmäßige Vertiefung antrifft. Sie stehen nie einzeln, sondern immer in bedeutenden Gruppen und oft so nahe neben einander, daß sie sich berühren. Dem unerfahrenen Auge scheint es, als habe es die Ueberbleibsel eines Lagers oder aus irgend einem Grunde aufgeworfene Schanzen vor sich, und diese Meinung muß schon deshalb an Wahrscheinlichkeit gewinnen, weil noch heute unter dem Volke die Sage geht, es haben hier in uralter Vorzeit bedeutende Schlachten stattgefunden.

Das Material, woraus die Hügel bestehen, ist die dem sie umgebenden Boden ganz gleiche Erde, welche aus einem Gemisch von Sand und Lehm besteht, und Steine. Die Letzteren wurden auf verschiedene Art verwendet und zwar:

1. an der Basis des Hügels, wo sie im Gewichte von 1 bis 2 Pfunden reihenweise und zwar in einer Entfernung von 1 bis 2 Fuß liegen. Sie mögen wohl dazu gedient haben, die Weite des aufzuwerfenden Hügels zu bezeichnen.

2. als Schutz des zwischen ihnen ruhenden Leichnams. Sie bestehen dann aus glatten, zerschlagenen Bruchstücken von Granit und Kalksteintafeln, bilden jedoch kein verschlossenes Gewölbe, sondern liegen in ungleicher Entfernung von einander.

3. auf dem Boden des Hügels, gewöhnlich in dessen Mitte. Hier findet man zwei oder drei große Steine, die wie es scheint, dem Leichnam zur Unterlage gedient haben.

4. zerstreut in der Masse des Hügels, in die sie wahrscheinlich ganz absichtslos hineingerathen sind.

Andere Gewölbe oder Abtheilungen durch Steine sind in diesen Hügeln nicht wahrgenommen worden; es ist deshalb anzunehmen, daß die vom Grafen Plater beschriebenen, in welchen an der Oberfläche oder im Innern derselben etwas derartiges vorkommt, als Ausnahmen betrachtet werden müssen. Leider sind diese Reste einer uns unbekannten Vorzeit größtentheils verwüstet und für die Forschung werthlos; das um sie herum wohnende Volk hat sie durchwühlt, und darin andere Schätze gesucht, als diejenigen, welche sie wirklich enthalten. Mir ist nur ein einziger Hügel aufgestoßen, der noch seine ursprüngliche Gestalt hatte und unangetastet geblieben war; auf seinem Scheitel lagen in paralleler Richtung und 4 Fuß von einander entfernt zwei platte Steine, die wahrscheinlich einem dritten, breiten zur Unterlage gedient haben mogten, der jetzt an der Seite lag. Von oben her muß dies alles einst mit Erde bedeckt gewesen sein, denn die Spuren davon bemerkt man noch deutlich an einer Seite.

In den Hügeln selbst haben sich vorgefunden:

1. menschliche Gerippe, und zwar überall, wo sie vorkommen, immer nur eins in jedem, häufiger trifft man auf Trümmer einzelner Glieder, als: Hände und Füße, so wie deren Gelenkknochen, Rippen, Theile der Wirbelsäule, Zähne und Schädel, letztere jedoch nur in wenigen Hügeln. Die Knochen sind meist schwarz vom Feuer und die Schädel jedenfalls zu Asche verbrannt; es wäre sonst unerklärlich, warum man sie so selten findet, und kein Grund vorhanden, weshalb man sie gerade entfernt haben sollte. Nimmt man an, die Alten hätten das Haupt vom Rumpfe getrennt, und solches besonders begraben, so müßten doch hie und da schon einzelne Schädel zum Vorschein gekommen sein; dies ist aber bis jetzt durchaus nicht der Fall gewesen, sondern, wo sie vorkommen, finden wir sie zusammen mit andern Gebeinen, und zwar immer im obern Theil der kleinen Hügel. In vielen derselben hat man jedoch keinerlei Menschenknochen entdeckt.

In Betreff der Lage, in welcher man den Leichnam eingegraben hat, konnte von allen Hügeln, in welchen Nachgrabungen veranstaltet worden sind, nur ein einziger, in dem man ein ziemlich wohl erhaltenes Gerippe fand, genügenden Aufschluß geben. In dem mit Lehm vermischten röthlichen Sande desselben fand man ungefähr 3 Fuß unter der Mitte der Vertiefung des Gipfels hie und da Stücke von noch recht harter Kohle, 4 Fuß tief dagegen Menschenknochen, und kleine, glatte Bronceringe, die theilweise noch auf einen wollenen Faden aufgereiht waren. Der Körper lag auf der linken Seite, und zwar mit den Füßen gegen Sonnenaufgang, während in vielen anderen Hügeln der Kopf auf der östlichen, die Füße dagegen auf der westlichen Seite vorkamen,

und daraus zu schließen wäre, die Richtung, welche man dem Todten gab, müsse nicht gerade von Wichtigkeit gewesen sein. Der obere Theil des Körpers war gekrümmt, so, daß das Gerippe eine halb sitzende Stellung zeigte; die Oberarme lagen dicht an die Rippen angedrückt, die Hände und Unterarme dagegen über die Brust gekreuzt. Der Schädel war nicht aufzufinden; wahrscheinlich hatte man ihn vom Rumpfe getrennt, was daraus zu folgern ist, daß ein Stück Haut zu Tage gefördert wurde, an dem sich noch Kopfhaare befanden, und die mit der Nackenhaut zusammenhing.

Im Allgemeinen war der ganze obere Theil des Gerippes, vorzüglich der Rücken noch mit weichen Theilen (Muskeln und Sehnen) bedeckt, die jedoch vollkommen ausgetrocknet und schwarz geworden waren. Die Arme und Ellenbogengelenke konnten noch mit Leichtigkeit bewegt werden, und waren ebenfalls noch mit Haut umgeben, durch die man deutlich die Adern unterscheiden konnte. Der unten liegende Theil desselben, das Becken, die Enden der Hände und Füße, so wie auch die Rippen und Brustknochen, dann der Arm, auf welchem der Leichnam ruhte, zerfielen in Stücke, sobald sie berührt wurden.

Die Messungen, welche an dem Gerippe angestellt wurden, ergaben folgendes Resultat: von der Handhabe des Brustbeins (Manubrium Sterni) bis zum Ende des Brustknochens 6 Zoll rhein., bis zum ersten Wirbel 5 Z., der Raum zwischen den Achseln 12 Z., der Rückgrath vom ersten Halswirbel bis zum Ende des Kreuzes 16 Z., die Länge der Achsel 7 Z., der obere Armknochen 12 Z., der untere 8 Z., die Beinknochen 12 Z., der erste Halswirbel $2\frac{1}{2}$ Z.*) Sie sind an vielfach beschädigten Knochen angestellt worden, deren Länge jedenfalls früher bedeutender gewesen ist.

Um das Gerippe herum fand man eine Masse Kohlen und theilweise verkohltes Holz, Ringe, wie die früher erwähnten, besonders auf der Brust, und, ungefähr 4 bis 5 Fuß davon entfernt, Stücke zerschlagenen Feuersteins und Kalksteintafeln von verschiedener Größe, die, wie es scheint, als Decke — ein Gewölbe in seinen Uranfängen — gedient hatten. An der Basis des Hügels zeigte sich der schon früher angegebene Kreis von Steinen, der wohl die Peripherie desselben zu bezeichnen hatte, und unten in der Mitte zwei größere Steine, auf welchen der Leichnam gelegen haben mochte.

An der Nordseite des Gerippes, ziemlich in der Mitte des Hügels, wurden einige Bronceringe, so wie andere, schraubenförmig aus Draht von demselben Metall gebildete, Schlangenköpfe, eine kleine Trommel, eine Platte von Bronce, und endlich Hand große Stücke eines Gewebes gefunden, auf dem theilweise Ringe aufgereiht waren, und das in horizontalen Reihen unter dem Gerippe lag. Dieses, so wie die andern aufgefundenen Gegenstände lagen in einem Erdreich, das dem, aus welchem der Hügel besteht, ganz gleich ist.

(Schluß folgt.)

*) Die Messungen sind höchst unvollständig, und die Benennungen im Originale undeutlich. Was soll man z. B. unter den angeführten „Beinknochen" verstehen?

Fritz v. Fr.

Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit. Von Ferdinand Gregorovius, Doktor der Philosophie. Königsberg. Verlag von J. H. Bon. 1851. XII und 282 Seiten. Gr. 8.

Durch diese biographische Monographie ist die Literatur der römischen Kaisergeschichte mit einem Lebensgemälde bereichert, dessen Composition um so schwieriger war, da der Quellen-Vorrath nur unbedeutend, und die vorhandenen, namentlich eine der ergiebigsten, Spartian, nicht als sehr lauter gepriesen werden können. Le Nain de Tillemont's Histoire des empereurs et autres princes qui ont régné dans les six premiers siècles de l'Eglise ist stets berücksichtigt und benutzt. Hadrian's, an Ereignissen armes Leben hätte nur Stoff geboten, um wenige Bogen zu füllen; als große Individualität tritt er nicht auf, aber, wie es vom Verfasser in richtiger Erkenntniß geschehen, ihn als Anhaltspunkt für die Schilderung der römischen Welt seiner Periode, mit Rückblicken auf Vorhergegangenes, zu wählen, war eine glückliche Wahl. Sie hat uns ein Bild von den damaligen Zuständen vorgeführt, was um so anziehender erscheint, weil es uns eine merkwürdige Uebergangs-Periode vergegenwärtigt, die der Verfasser die des römischen Mittelalters, dessen Gränzen freilich in festen Linien gar nicht zu bestimmen sind, genannt sehen möchte. „Handelt es sich um den Proceß der Auflösung der antiken Welt", heißt es in der Vorrede, „um den Kampf der alten Philosophieen und der Religionen mit der orientalischen Mystik und mit dem Christenthum, so ist zu sagen nicht nöthig, daß beide nicht erst mit Hadrian beginnen; aber deutlicher als vor ihm es der Fall gewesen ist, kommen sie in seiner Zeit zu Tage, wo Arrian, Plutarch und Lucian lebten, sehr charakteristische Figuren für jenen Auflösungsproceß, und wo die christliche Apologetik auf wissenschaftlicher Weise den Kampf gegen das Alterthum zu führen beginnt."

Die Arbeit war schon vor mehr als drei Jahren beendet, die Zeitverhältnisse verzögerten ihr Erscheinen; sie hat durch diese Verzögerung nur gewonnen, indem dadurch eine Ueberarbeitung derselben, Vermehrung in vielen Partieen und Benutzung neuer Hilfsquellen veranlaßt wurde. Sie besteht aus zwei Theilen: Politische Geschichte und Staat, in zwei Büchern, und Kultur und geistiges Leben, gleichfalls in zwei Büchern (Literatur und Kunst — Heidenthum und Christenthum).

Das erste Buch des ersten Theils, die politische Geschichte (S. 3—84), macht uns bekannt mit Hadrian's (geb. d. 24. Jan. d. J. 76 n. Ch. G.) Lebensumständen und Persönlichkeit, seiner Thronbesteigung (11. Aug. 117) und ersten Handlungen, seiner Liberalität, seinem Feldzug gegen die Alanen (119) und Rückkehr nach Rom, seiner ersten großen Reise (120), den Verhältnissen Britannien's, seiner Reise nach Gallien, Spanien, nach dem Orient (innerhalb des Zeitraums von Ende 123 bis 125), seiner zweiten größeren Reise und Anwesenheit in Judäa, Aegypten, Syrien und Athen (127—130), den Verhältnissen Judäa's, dem Judenkriege (132), dessen Fortgang und Ende (136), Arrian's Umschiffung des schwarzen Meeres (ungewiß ob 134 oder früher), Hadrian's zweitem Aufenthalt in Athen, Rückkehr nach Rom und dem Ende der Reisen (133, 134), der Adoption des

L. Ceionius Commodus Verus, der Feststellung derselben (136), dem Titel und Tod des Verus (1. Jan. 138), der Adoption des Aurelius Antoninus (25. Febr. 138), dem Imperatortitel, dem Aurelius Antoninus und seinen Adoptivsöhnen, und endlich mit Hadrian's Tod (10. Juli 138; er hatte 62 Jahre, 5 Monate und 7 Tage gelebt).

Das zweite Buch, der Staat (S. 85—139), giebt einen Ueberblick über die Bestandtheile der Monarchie, der Provinzen und deren Verwaltung, den Wohlstand, die Sclaven, Italien und Rom, den Ritterstand, den Senat, die kaiserliche Gewalt, die Präfekten, Gesetze, Senatsbeschlüsse, Edicte, das Edictum Perpetuum, die Responsa und kaiserlichen Constitutionen.

Im ersten Buche des ersichtlich mit besonderer Vorliebe bearbeiteten zweiten Theils, Literatur und Kunst (S. 143—223), sind folgende Gegenstände behandelt: Römische Romantik, Wissenschaft und Gelehrsamkeit im Allgemeinen, gelehrte Schriftsteller, die Rhetorik, die Sophisten, schöne Literatur, die Kunst bei den Römern, Hadrian's Bauten in einzelnen Provinzen, Bauwerke im Osten, in Athen, Bauwerke in Italien, die Villa Hadrian's, seine Denkmäler in Rom.

Das zweite Buch, Heidenthum und Christenthum (S. 224—282), schildert die philosophischen Schulen, die Stoa die heidnische Religion, Alexander von Abonoteichos, Apollonius von Tyana, Peregrinus Proteus, Plutarch und Lucian, das Christenthum und seine politische Lage, den Standpunkt der Apologeten, Cultus und Lehre.

In den Anmerkungen sind die bezüglichen Stellen der Quellen und Hilfsmittel nicht nur überall nachgewiesen, sondern auch manche, bisweilen mit kritischen Erörterungen, abgedruckt. Betreffende Inschriften und Münzen sind nach Gruter und Eckhel mitgetheilt und beschrieben. Die ganze Arbeit lehrt uns den Verfasser, der sich selbst nicht als Geschichtschreiber von Fach, sondern als Freund der Geschichte und des Alterthums charakterisirt, als sorgsamen, mit den staatlichen, sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen und Kunst-Zuständen des römischen, und überhaupt des Alterthums vertrauten Forscher kennen, der das Erforschte mit Umsicht, philosophischem Blick und Kritik in wohlgeordneter, lebensfrischer Darstellung zu überliefern versteht. — Zunächst ist das Buch wol einem gelehrten Leserkreise bestimmt; nicht gelehrten Lesern, die Sinn für eine ernstere Lectüre haben, ist es aber gleichfalls zu empfehlen; den letzteren wird willkommen und belehrend sein, was vom römischen Staate im zweiten Buche des ersten Theiles, verhältnißmäßig freilich in zu weitem Umfange, vorgetragen ist. — Trotz der Bemühung des Verfassers bleibt noch Manches in Hadrian's Leben und in den Zeitbestimmungen (auf welche besonderer Fleiß verwendet ist) dunkel und unbestimmt. Man muß aber nicht vergessen, wie in der Vorrede erinnert wird, daß sich nicht eine historische Figur aufweisen läßt, welche so Wunderbares und Wunderliches in sich faßte, als die des Hadrian; auch steht zu bezweifeln, daß wenn nicht zufällig bisher unbekannte Quellen, namentlich Inschriften und Münzen, aufgefunden werden, es gelingen möchte, die dunklen Partieen in's Licht zu stellen. — Einzelne Schlüsse, Voraussetzungen, Ansichten des Verfassers, dürften sich bei anderer Auffassung des Stoffes allerdings anders gestalten.

Aus dem ersten Kapitel, Hadrian's Lebensumstände und Persönlichkeit, entnehmen wir Folgendes:

„Hadrian ist Grieche in seinen poetischen und wissenschaftlichen Neigungen und in seinem Kunstenthusiasmus, er ist sophistisch wie ein Ionier, mittelalterlicher Germane in seiner Jagdlust, seinem ritterlichen ruhelosen Umherstreifen in der ganzen Welt; er ist Nekromant, Geisterseher, Astrolog, kurz ein Magier, Alles glaubend, weil Nichts glaubend in seiner Ironie, Heidenfreund und Christenfreund, Barbar in der Liebe, wieder mäßig und ein Stoiker, und bei all' dem ächter Römer in seinem sichern Takt, seinem praktisch-energischen Handeln und seiner Staatsmaxime. Er trägt das geheimnißvolle Gesicht eines ernsten, räthselhaften Weisen, dem Welt- und Menschenkenntniß tiefe Linien eingemeißelt haben, und als sollte ihm auch das äußere Symbol solcher mysteriösen Natur nicht fehlen, ließ er — der erste Kaiser, der das that — den Bart sich lang herabwach'en; doch ist es wieder das schalkige und lauernde Lächeln eines Satir, welches über dasselbe Gesicht zuckt. Wie es bei jedem großartigen Charakter der Fall zu sein pflegt, hat sich in ihm eine Welt von Gegensätzen und Widersprüchen vertragen. . . . .
Glücklich ist Hadrian weder in seinem rastlosen Leben noch in seinem friedlosen Tode gewesen. Man sehe, wie seine ungünstige flache Zeit die Anlage zum Großen und den Trieb zum Genialen, der in Hadrian war, wunderlich zu dem verzerrt hat, was man nur originell nennen kann, wie man heute dies Wort gebraucht. Aber wir müssen diesen Kaiser begleiten, wie er mäßig, weise, uneigennützig, überall gegenwärtig, Alles mit klugem Blick erkennend, stets das Richtige treffend, ordnend, bindend, zusammenhaltend, selbst für späte Zeit noch gesetzgebend, ein Kriegsfürst ohne Kriege, Soldat wie der erste beste Legionär, und eines jeden Unterthans Beschäftigung erfassend, Fürst und Minister und Philosoph, wie er da sein Reich durchwandert, so müssen wir ihn begleiten, um ihn zu bewundern."

An zwei andern Stellen (S. 16 und 138) heißt es: „Das Reich hatte der consequenten Friedenspolitik Hadrian's ein fast ununterbrochenes Glück der Ruhe zu danken, und die wenigen Kriege, von denen der Judenkrieg der blutigste war, erschütterten das Reich eben nur an dem Theile, wo sie geführt wurden, nahmen nicht gleich alle Kräfte in Anspruch, sondern ließen sich durch die kaiserlichen Legaten dämpfen. Hadrian hatte die Maxime, die ihn in den äußern Angelegenheiten leitete, gleich bei seinem Regierungsantritte an den Tag gelegt, und so, ehe er nach Rom kam, die Grenzen des Reichs durch die Hingabe der drei trajanischen Provinzen (Armenien, Assyrien und Mesopotamien; Hadrian machte den Euphrat zur Grenze) gesichert. — — Hadrian's Sorge erstreckte sich von den größten Verhältnissen bis zu den kleinsten Einzelnheiten. Was er für die ganze Verwaltung des Staats gethan hat, war wohl so umfassend, daß seine Regierung im Allgemeinen eine Epoche in der Monarchie zu nennen ist. Die Periode der Vervollständigung der Monarchie dauerte bis zu Constantin dem Großen, der durch seine Eintheilung des Reichs in Präfekturen, durch die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion und durch die Verlegung der Residenz nach Constantinopel die dritte Aera der römischen Monarchie bildet, wenn wir nämlich die Zeit des Augustus und die des Hadrian als die zwei ersten Epochen derselben ansehn. Victor sagt von Hadrian, seine Einrichtungen, in Betreff des Staats, der Hofbeamten und des Mi-

stitate bauerten nach einigen Abänderungen Constantin's noch zur Stande, wo er schrieb. Manches freilich erhielt sich nicht lange, wie Hadrian's Eintheilung Italiens in vier Gerichtsbezirke, über deren jeden er einen Consularen setzte, woraus man sich wohl zu der Annahme hat verleiten lassen, als habe Hadrian eine ganz neue Eintheilung der Provinzen gemacht."

Von Hadrian's schriftstellerischer Thätigkeit ist S. 185 und 186 Nachricht ertheilt. (Ausführlich hat davon Tillemont gehandelt. J. Conr. Feuerlein ihr eine Abhandlung: Dissertatio epist. de Hadriani Imp. eruditione, Altorf. 1743, 4., und K. Christ. Woog ein Programm: De eruditione Hadriani Imp. et libris ab eo scriptis. Lips. 1769, 4., gewidmet.) Er dichtete Epigramme (in Brunck's Analecta und Jacob's Anthologia gedruckt; vergl. S. F. G. Hoffmann's Lexic. bibliogr. script. graec. T. 2. S. 331), Loblieder auf die Plotina und die Orakel des Antinous. Der räthselhafte Titel seines von Spartian erwähnten Werkes: Libri Catacriniani hat viele Conjecturen veranlaßt. (M. s. Hoffmann a. a. O. Jöcher, Bell, Püttmann, Moulines haben darüber Abhandlungen geschrieben; Jöcher's Einladungsschrift enthält nebenbei manche Notizen über Hadrian als Gelehrten und Schriftsteller.) Photius rühmt seine Declamationen; auch eine griechische Alexandreis und eine taktische, erst später durch Urbicius unter dessen Namen und mit Erweiterungen herausgegebene Schrift werden ihm zugeschrieben; von letzterer ist ein Bruchstück vorhanden. (Hoffmann a. a. O. T. 3. S. 173.) Am meisten ist der Verlust seiner Selbstbiographie zu beklagen, von welcher Spartian sagt, er habe sie voll Begierde nach Unsterblichkeit selbst verfaßt, aber unter dem Namen seiner Freigelassenen, welche Literaten waren, veröffentlicht; es sollen dies die Bücher gewesen sein, die Phlegon von Tralles herausgab.

Ueber Hadrian's Bauten sind sehr ausführliche Mittheilungen geliefert (S. 200—223): „Keiner der vorausgegangenen Kaiser", bemerkt der Verfasser, „hat so überaus viel und in aller Welt gebaut, als Hadrian. Alle historischen Nachrichten stimmen darin überein, und viele Denkmäler seiner Baukunst sind noch heute vorhanden. Seine Kunstthätigkeit erstreckte sich von einzelnen Werken bis zum Ausbau von Städten, mochte ihn ein Erdbeben, wie jenes, welches Nicomedien zu seiner Zeit zerstörte, oder eine historische Erinnerung oder irgend eine Vorliebe dazu bewegen. Die Geldsummen, welche seine Unternehmungen gekostet haben, lassen sich kaum berechnen. Sie können für den Reichthum, wie für die Armuth des römischen Volkes gleich sehr zeugen. Daß sich Hadrian durch seine Bauwuth manchen Vorwurf zuzog, ist erklärlich." Die Antinousdenkmäler sind mit Benutzung von Karl Levezow's archäologischer Abhandlung S. 214—218 besprochen. — Wie das riesige Mausoläum, welches Hadrian sich selbst auf dem jenseitigen Ufer der Tiber erbaute (die s. g. Moles Hadriani) und in welchem Belisar belagert wurde, später in eine Festung umgeschaffen, mit Graben und Wällen verschanzt und von der Bildsäule des Erzengels Michael, welche jetzt die Spitze des hadrianischen Grabmals krönt, die Engelsburg genannt wird, ist bekannt.

Hadrian's Verhältniß zu dem Christenthume und den Christen ist so aufgefaßt (S. 273. 274): „Hadrian, welcher eben so aus politischen Grundsätzen, als aus Neigung zum Mysteriösen alle Culte bestehen ließ, konnte wohl keine besondere Veranlassung haben, gegen die Secte der Christen mit Grausamkeit zu verfahren. Im Gegentheil hat er dem Christenthum durch seine Milde einen wesentlichen Dienst geleistet. Dio sagt, er that den Christen Ehre an, und Antonin fuhr darin fort. Er gedenkt seines Rescriptes, das man bei Eusebius findet. Es ist dies der berühmte Brief des Kaisers Hadrian an Minucius Fundanus, den Proconsul Asien's, im zehnten Jahre bei Gelegenheit der Decennalien erlassen, wo eine Amnestie bewilligt zu werden pflegte. Die Veranlassung dazu gab ein Schreiben des Serenus Granianus, des Vorgängers von Fundanus, worin er sich zu Gunsten der Christen an den Kaiser so aussprach: es scheine ihm ungerecht, die Christen auf das bloße Geschrei des Volkes ohne Urtheil dem Tode zu überliefern. Darauf erließ Hadrian an den Fundanus sein Edict, daß die Christen nur wegen Staatsverbrechen nach Urtheil und Recht gestraft, dem Denunciantenwesen aber Einhalt gethan werden solle. Es scheinen auch die Apologien des athenischen Philosophen Aristides und des nachmaligen athenischen Bischofs Quadratus auf den Kaiser Eindruck gemacht zu haben. Wenigstens ersieht man dies aus der wunderlichen Nachricht bei Lampridius. Alexander Severus, sagt er, habe Christus unter die Götter aufnehmen wollen. Daran soll auch Hadrian gedacht haben, welcher in allen Städten Tempel ohne Bildsäulen errichten ließ, die noch heute, weil sie keine Gottheiten haben, Hadrian's-Tempel genannt werden, und zu jenem Zwecke errichtet sein sollen. Doch wurde der Kaiser daran verhindert durch diejenigen, welche das Orakel befragten und daraus erfuhren, daß, wenn jenes geschähe, sie alle Christen werden und alle übrigen Tempel verlassen werden müßten. — Das übrigens das Edict Hadrian's nur eine vorübergehende Wirkung hatte, und daß, wie bei der Geneigtheit des abergläubischen Volkes, welches die althergebrachten Culte angegriffen sah, und bei dem Unverstande mancher römischen Beamten es nicht anders sein konnte, stets locale Verfolgungen stattfanden, beweisen die Klagen der Apologeten und das erneuerte Edikt des Antonin."

So sehr dem Hadrian vom Senat bei seinem Regierungsantritt geschmeichelt, obgleich ihm der Triumph, der dem verstorbenen Trajan gebührte, eine Ehre, die er für seine Person ausschlug und Trajan's Statue auf dem Triumphwagen führte, bewilligt, obgleich ihm zweimal, der erst später angenommene Titel Vater des Vaterlandes angetragen wurde — nach seinem Tode gab sich eine ganz andere Stimmung zu erkennen. „Durch seine Grausamkeiten in der letzten Zeit seines Lebens — Antonin hatte mehrere Personen gerettet, welche Hadrian dem Tode geweiht hatte — war der Kaiser so verhaßt geworden, daß der Senat seinem Andenken die Consecration verweigerte; doch setzte sie Antonin durch. Er errichtete dem Hadrian einen Tempel zu Puteoli und stiftete Spiele zu seinem Andenken, welche alle fünf Jahre gefeiert werden sollten, auch setzte er ihm Flamines und Sodalen (Hadrianalen genannt) ein, deren sehr oft in Inschriften Erwähnung geschieht. Hadrianische Sodalen gab es noch im Jahre 193 n. Ch. G.

Aus den von uns hier mitgetheilten Bruchstücken wird es nicht schwer werden, sich von Hadrian und seiner Wirksamkeit ein Bild zu entwerfen; sie sind übrigens zum Theil nur die kurze Zusammenfassung weiterer Ausführungen, wie sie der Verfasser am Schlusse derselben gegeben, auch die Citate weggelassen; um seine Leistung richtig zu würdigen, muß man das Ganze, in

welchem das Einzelne zu einander in näherer oder entfernterer Beziehung steht, lesen.

Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr gut.

Hoffmann.

Luise Königin von Preußen. Ihr Leben, Leiden und Sterben. Dem Volke erzählt von Friedrich Adami. Berlin. Ferd. Dümmler's Buchhandlung 1851. VIII und 312 Seiten 8.

Im Jahre 1849 erschien eine zweite, vervollständigte Auflage des von der Frau von Berg aufgezeichneten Lebensgemäldes der Königin, welche in der ersten Nummer des Jahrgangs 1850 dieser Zeitschrift besprochen wurde. So wenig Aussicht auf Erfolg das Buch für den Augenblick zu haben schien, fand dasselbe gleichwol eine so günstige Aufnahme, daß jetzt dem vielseitig laut gewordenen Wunsche genügt werden konnte, durch Veranstaltung einer kleineren billigeren Ausgabe neben jener größeren des Buches Verbreitung im Volke zu fördern. Worin sie sich von jener unterscheide, ist im Vorworte nachgewiesen. Einmal darin: daß Manches, was das Leben der Königin nicht geradezu berührte, ausgesondert, Vieles kürzer und bündiger zusammengedrängt ist. Sodann darin: daß die Berichte von Zeitgenossen, die dort mit deren eigenen Worten hervorhoben, hier mit der Erzählung des königlichen Lebens und Waltens verschmolzen sind, aber nur so viel als es sich eben thun ließ, ohne die lebendige Farbe der Zeit zu verwischen. Außerdem ist hie und da manches neu Aufgefundene, manches von Andern glaubwürdig Erforschte eingeschaltet worden, so namentlich mehrere Briefe der Königin — neue Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin. Dagegen ist der Lebensabriß der Frau von Berg, ihre Schilderung der Freundschaft, durch die sie sich der Königin bis in den Tod verbunden fühlte, so wie anderes davon Redende dem ausführlichen Vorworte der großen Ausgabe vorbehalten geblieben, um durch vermehrte Bogenzahl den Preis des Volksbuches nicht zu vertheuern. Zu der von Frau von Berg geschriebenen Denkschrift über die Königin verhält sich die neueste Bearbeitung so: daß jene ungefähr den fünften Theil derselben füllt, jedoch, um das Ganze in eine einige Form zu bringen, das Wenigste in der ursprünglichen Schreibart, während die große Ausgabe dagegen Alles, was die edle Frau von der ihr befreundeten Königin sagt, mit deren eigenen Worten wiedergiebt.

Aus dem Obigen ersieht man, daß uns, daß dem deutschen Volke hier also, ein wenn auch, wie Das nicht anders möglich, hinsichtlich des Stoffes nur theilweise, doch hinsichtlich der Composition und Einkleidung ganz neues, (— von der Verlagshandlung einfach-schön ausgestattetes —) Werk überliefert wird. Wer die nur aus wenigen Bogen bestehende Urschrift von 1814, die Wiederauffrischung und Vervollständigung derselben von 1849 durch den damals nicht genannten Bearbeiter der vorliegenden Darstellung, auch bereits gelesen hat und so in zwei freilich sehr entfernten und verschiedenartigen Zeitabschnitten sich dem Lebensbilde der herrlichen Königin zuwandte, zuwandte mit tiefem Schmerz über die Leiden, welche sie zu dulden berufen war, aber auch mit innigster Verehrung und Bewunderung der seltenen Größe und des frommen Gottvertrauens, mit welchen sie duldete, Dem wird dennoch dies neueste Gemälde, das reich an neuen Zügen ist aus dem Leben der edlen patriotischen Königin, wie Schlosser sie nennt, einen Genuß gewähren, wie ihn die Erzeugnisse der Literatur der Gegenwart nur sparsam darbieten. — Daß einige Berichtigungen und Ergänzungen der Arbeit in ihrer ersten, bis zur Thronbesteigung der Königin reichenden Hälfte, Sr. Majestät dem Könige, der durch seinen Vorleser, den Hofrath Louis Schneider dieselbe kennen lernte, zu verdanken sind, wird im Vorworte berichtet.

Der Anhang enthält eine geschichtliche Notiz über die Stammeltern der herzoglichen Familie von Mecklenburg, der die Königin Luise von väterlicher Seite angehörte, genealogische Nachweisungen über die Kinder des Herzogs (nachmals Großherzogs) Karl Ludwig Friedrich aus seiner ersten und zweiten Ehe, nebst einem Lebensumriß des Bruders der Königin, des Herzogs Karl von Mecklenburg; endlich einen für die Stimmung der damaligen Zeit charakteristischen Brief, den Iffland nach dem Frieden von Tilsit an die Königin schrieb.

Wir können diese Anzeige nicht würdiger schließen als mit Worten des Buches und der Vorrede:

„Selten ist das historische Urtheil so gleichlautend, so überein anerkennend ausgefallen, wie das über Luise von Preußen; selten sind die Historiker der entgegengesetztesten Völker und Parteien in der Würdigung einer geschichtlichen Persönlichkeit so einverstanden gewesen, wie in der Würdigung der Königin. Sogar die französischen Vergötterer Napoleons, sie haben Angesichts der offenbaren Seelengröße Luisens sich nicht enthalten können, Partei zu nehmen für die deutsche Königin gegen den eigenen Kaiser, gegen den Schöpfer ihres neuen Weltruhms! —"

„Gleich wie es in der Geschichte Männer giebt, in denen sich der Geist einer ganzen Zeit zu verkörpern scheint: eben so sind Frauen, in denen das Herz einer ganzen Zeit Gestalt gewonnen zu haben scheint. Als eine dieser Frauen steht Luise von Preußen in der Geschichte des Vaterlandes da — das lebendige, das wahrhafte Mitgefühl aller Schmerzen ihrer Zeit!"

„Ja, möge die reine, hohe Gestalt der Königin, ein holdes Vorbild weiblicher Fürstentugend und Seelengröße, sich neu aufrichten im Herzen ihres treuen Volkes, für dessen Heil ihr Herz so warm geschlagen hat! Selbst durch das in diesen Tagen dem großen König erbauete Denkmal — groß wie Er — wird das Andenken der Königin nicht in den Schatten gestellt werden, das Andenken der Königin, die zu Tilsit einem Napoleon auf dem Gipfel seines Uebermuthes geantwortet hat:

„Sire! Dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben!""

Hoffmann.

Berichtigungen. Nr. 82. S. 644. Sp. 2. Z. 6. v. oben l. m. statt Jahre: Jahren; Z. 17. statt Horenberg: Hasenberg; Z. 31. fällt das Wort geschmückten weg; Z. 41. hinter 1 fl. fehlt:). Nr. 85. S. 667. Sp. 1. Z. 8. l. m. v. oben statt constanzer: coblenzer.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 87. Mittwoch, den 29. October. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Was die Literatur des Directoriums Hiskantes in den Sitten, Gewagtes in der Galanterie, Erotisches und zuweilen Schlüpfriges in den Haderns darbot, das hatte seinen Grund und seinen Typus in den Sitten selber, und es läßt sich in Wahrheit von jener Zeit mehr wie von einer anderen sagen, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft war.

Es war die Zeit, wo die Liebenden, die männlichen wie die weiblichen, die Bäume schunden, indem sie ihnen die Hieroglyphen ihrer Leidenschaft eingruben. Alle Begriffe über die Familienbeziehungen waren gänzlich umgekehrt worden. Die Ehemänner nannten sich in Dichtungen die Liebhaber ihrer Frauen, und die Väter traten als die Freunde ihrer Kinder auf. Man trug öffentlich eine unglaubliche theatralische Zärtlichkeit zur Schau, und die zartesten und vertraulichsten Details mußten den Stoff zu Dichtungen für Zeitschriften und Almanache hergeben. Man trug der Frauen Bildniß als Kamee auf der Brust, der Männer Bildniß als Stickerei auf dem Ridicule; alle diese poetischen Demonstrationen wurden recht auffällig gemacht, unbeschadet der Ehescheidungen vor Gericht oder in Folge gütlichen Vergleiches, Dinge, die so an der Tagesordnung waren, daß Niemand mehr Notiz davon nahm.

Alle Zeugnisse der damaligen Zeit sind einstimmig über die Schönheit der Frauen von Welt in der Periode des Directoriums. Außer daß die Natur in gewissen Zeitabschnitten einen energischen Kraftaufwand zu machen und mit einer Art Wohlgefallen große Schönheit und großen Geist zu schaffen scheint, dürfte es nicht unzulässig seyn, die wundersame große Anzahl schöner Frauen, welche die Pariser Salons von 1795 bis 1804 anfüllten, der Besitznahme der großen Welt abseiten aller von Haus aus eleganten und ausgezeichneten Personen zuzuschreiben, die kein Uebereinkommen, kein Decorum, kein Vorurtheil ausschloß.

Die großen Schlachten des Mittelalters, die ausschließlich von der Ritterschaft geschlagen wurden, räumten entsetzlich unter den Edelleuten auf. Zu Crecy blieben deren 6000 auf dem Platze, von welchen reichlich ein Drittheil Familienhäupter waren. Diese allmählige Ausrottung des Adels durch den Krieg machte neue Adelsertheilungen nöthig, um mit der Blüthe des Bürgerstandes die Lücken im Patriziate auszufüllen. Die Schreckenszeit war für den französischen Adel des achtzehnten Jahrhunderts dasselbe gewesen, was die Schlachten von Crecy, von Azincourt und von Poitiers, nur in so weit noch verderblicher, als, während von den Engländern nur die Männer erschlagen worden waren, die Schreckenszeit weder der Männer, noch der Frauen und der Kinder geschont hatte.

Im Jahr 1795 gab es also, wenn nicht einen Adel, mindestens eine Aristocratie herzustellen, daher sich denn die Flügelthüren der Salons so ziemlich ohne Controlle Allem, was jung, reich, anmuthig, illuster war; Allem, was Glanz verbreitete oder Aufsehn machte; Allem, was eins der göttlichen Abzeichen: Schönheit, Intelligenz, Ruhm, an sich trug, weit offen thaten.

Die Frauen zur Zeit des Directoriums müssen in der That recht sehr schön gewesen seyn, weil ihnen der abscheulichste Anzug, den die krankhafte Idee eines verdummten Volkes je erfunden hat, nicht schadete.

Der Maler David hatte sich im Jahr 1792 das Recht angemaßt, die Trachten zu reformiren, und es waren ihm zu jener

Zeit die Kleider und die Hüte Preis gegeben worden, wie man späterhin dem lieben Gott Chaumette und La Revelliere Preis gab. David erfand also ein französisches Costüm nach seinem Sinn, das sich in dem Portefeuille von allen Kupferstichsammlern vorfindet, das aber niemand anlegen wollte, außer Talma, der demzufolge im Palais-Royal von dem Volke, das ihn für einen verkleideten Spion hielt, angehalten wurde. Seitdem ist dies Costüm in dem Drama Robert, der Räuberhauptmann, benutzt worden. Aber wenn David auch nicht Gewicht genug hatte, sein apocryphisches französisches Costüm populair zu machen, so hatte er dessen doch genug, um das alte und wahre außer Credit zu bringen, und so sah Frankreich sich im Jahr 1795 in die Nothwendigkeit versetzt, nicht allein auf eine Verfassung, sondern auch auf seine Bekleidung bedacht zu seyn. Die Carmagnole ließ sich anständiger Weise nicht als eine solche bezeichnen.

Das Costüm, das auf den 13. Vendemiaire folgte, zeichnete sich besonders durch die Abschaffung des Puders und des langen Haars aus, an deren Statt ein neuer Kopfputz eingeführt wurde, den man, aus Ursachen, über welche Vorurtheile herrschen, die zu berichtigen sind, Coeffure à la Titus nannte.

Die Jacobiner hatten bis Ende 1793 schwarze, platte und pomadirte langhaarige Perrücken getragen; als aber die Aristocraten die Malice hatten, sich ähnliche Perrücken zuzulegen, da wurden sie von dem allgemeinen Rathe auf Beschluß der Section der Getraidehalle am 1. Frimaire des Jahrs II oder am 21. November 1793 untersagt.

Talma, der tief in die demagogischen Ideen eingegangen war, hatte in der Tragödie Brutus, welche die Theater auf Befehl der Gemeinde von Paris geben mußte, den Titus zu spielen, und gab dem Friseur Duplan auf, ihm eine zu der Rolle passende Perrücke zu verfertigen. Derselbe erfand nun zu dem Ende eine schwarze, kurzhaarige Perrücke, die Talma über sein gepudertes Haar stülpte. „Zuletzt", sagt Arnault, „trug er dieselbe auch außerhalb des Theaters, und nun kam ihr Schnitt erst bei einigen Freunden des Alterthums, Künstlern oder Gelehrten, und darnach unmerklich auch bei den jungen Männern aller Parteien in Mode.

So ist der Haarschnitt à la Titus entstanden, an welchem der, durch seine Milde berühmte, Sohn Vespasians sehr unschuldig ist. Nach dem 13. Vendemiaire schnitten auch die Frauen sich das Haar kurz, doch legten mehrere von ihnen sich bald darnach eine blonde Perrücke von wallendem Haar zu, die Cache-folie genannt wurde und eins der Elemente des Costüms des Directoriums ausmachte.

Man würde sich schlecht ausdrücken, wenn man von dem Costüm des Directoriums, nicht von den Costümen desselben spräche. Es gab deren mindestens achtzig, und sie wurden fast alle gleichzeitig getragen. Es war eine klägliche Zusammenstoppelung, bei welcher jede Näherin oder Modehändlerin ihre Nebenbuhlerinnen dadurch zu überbieten suchte, daß sie deren Narrheiten noch um eine vermehrte, was ihnen denn auch gelang.

Der allgemeine Character dieser weiblichen Trachten bekundete sich in der gewöhnlichen Abwesenheit von Seidenstoffen, deren Stelle Mousselin und Linon vertraten. Hier das Verzeichniß einiger dieser Costüme, nach genauen und authentischen Abbildungen; der Leser wird aber die Unerfahrenheit des Geschichtschreibers in einer Angelegenheit dieser Art begreiflich finden, und möge deßhalb so freundlich seyn, das Mangelhafte in den Ausdrücken einer Bezeichnung zu verbessern, die ihm nur mittelmäßig geläufig ist:

I. Kleid von gewässertem Zeuge, roso und weiß, mit Schleppen, unten mit schwarzen Fransen besetzt. Ein sechs Zoll langes Mieder, ohne Halstuch. Kurze Aermel von schwarzer Gaze. Nußfarbene Handschuh, die bis über die Ellbogen hinausreichen. Schuhe von gelbem Saffian. Weiße Strümpfe mit grünen Zwickeln. Etruskischer Kopfputz mit kirschrothen Bändchen.

II. Weißseidenes Kleid, hochrothes Halstuch mit Fransen, graue Boa, gelbe Saffian-Schuhe mit Kreuzbändern, Kopfputz von gesteppten weißen Atlas, mit grünen Bändern besetzt und eingefaßt.

III. Violettfarbenes Kleid, bis auf die Waden aufgeschürzt. Sechs Zoll langes Mieder, mit gelben Schnüren, und ein kleines, hochrothes Halstuch. Haus-Pantoffeln von hochrothem Saffian. Griechische Perrücke, mit aufgekämmtem Haar und im Nacken befestigten Chignon. Breites hochrothes, mit schwarzen Zeichnungen verziertes Stirnband.

IV. Linon-Kleid, rosafarbener langer Shawl, en echarpe getragen, mit grünen gerollten Bändern besetzt, lange Aermel. Grüne Saffian-Schuhe mit Kreuzbändern derselben Farbe. Spencerhut von grünem Sammt, mit einer weißen Feder geschmückt. In der Hand eine Lorgnette haltend.

V. Weißes Linonkleid über ein Rosa-Unterkleid. Spencer von blauem Atlas, mit langen Aermeln. Gelbe Saffian-Schuhe, mit schwarzen Arabesken verziert. Weiße Strümpfe mit hochrothen Zwickeln. Haube à l'enfant, von hochrothem Atlas, mit schwarzem Sammt eingefaßt und mit weißen Spitzen besetzt.

VI. Linonkleid. Citronenfarbener wollener Shawl, roth getüpfelt und schwarz eingefaßt. Weiße Strümpfe mit grünen Zwickeln. Hochrothe Saffian-Schuhe mit Kreuzbändern von derselben Farbe. Aufstehende Haarfrisur, genannt en porc-epic.

VII. Weißes Linonkleid, rosafarbenes Unterkleid. Mantille von klarem Mousselin, mit Spitzen besetzt. Grüne Saffian-Schuhe. Weißer Schleier à l'Iphigénie, gehalten von zwei Stirnbändern in Gestalt von Lorbeerblättern. Ein gewaltiges Ridicule (Arbeitsbeutel) mit folgendem Rebus, in Seide gestickt: die Zahl 100, ein großes D, ein Thurm. Soll heißen: Sans détour (ohne Umschweife).

VIII. Linonkleid, mit langen Aermeln. Die äußere Seite der Aermeln und der untere Theil des Kleides mit purpurfarbenen griechischem Besatz. Ein gar gewaltiger Arbeitsbeutel, Balantine genannt, länglich viereckig, mit goldenen Fransen eingefaßt und mit etruskischen Malereien, rothe Figuren auf schwarzem Grunde, verziert. Die Beine und die Füße nackt. Purpurfarbene Sandalen. Die Fußzehen mit Ringen geschmückt. Collier oder Halsgeschmeide von Kameen. Kurzes, geringeltes Haar, à la Caracalla genannt.

IX. Linonkleid mit kurzen Aermeln, mit grüner griechischer Verzierung und mit grünem Band eingefaßt. Weiße Schärpe, ebenfalls griechisch verziert, mit grünem Band eingefaßt und über der Schulter mit einer Kamee festgehalten. Purpurner Mantel, auf dem linken Arm zusammengelegt. Lange nußfarbene Handschuhe, über den Ellbogen zusammengeschnürt und mit einem schmalen grünen Bändchen verziert. Kopfputz à la Titus.

Es darf, als charakteristischer Zug aller dieser Trachten ohne

Ausnahme, nicht unerwähnt bleiben, daß die Frauen zur Zeit des Directoriums weder Corsett, noch Planchetten, noch Unterröckchen trugen. Es war unter diesen Umständen ein wohlgeformter Gliederbau vonnöthen, wenn sich nicht eine Lücke oder Ueberfülle verrathen sollte.

Die Kaschimir-Shawls, die Angola-Shawls genannt wurden, begannen eben aufzukommen.

Eine unerhörte Masse von Kameen und Kameen-Medaillons von enormer Größe dienten bei diesen Trachten als Schmuck. Man trug förmliche Geschichtsbilder als Medaillons an goldenen Ketten am Halse, und als Broschen, als Ohr- und Fingerringe. Arbeitsbeutel, die vier bis fünf Litres fassen konnten, von weißem, citronengelben, hochrothen Tafft, waren mit den verschlungenen Initialen des Geliebten und der Geliebten, oder auch mit langen Rebus geschmückt.

Zweiarmige Lünetten oder ein Operngucker wurden in der Hand getragen, und zur Vervollständigung des Ganzen gehörte eine kleine Dogge, die man an einem grünen Bande führte.

Die Männertracht war ebenfalls darauf berechnet, die Körperform, deren Schönheit und Kraft zu einer Zeit, wo ein tüchtiger Tänzer, ein tüchtiger Renner, ein tüchtiger Schlittschuhläufer, ein tüchtiger Ringer sehr in Ehren gehalten wurden, von Wichtigkeit waren, zu bekunden. Doch waren die Männertrachten bei weitem nicht so mannichfaltig, als die der Frauen, und beschränkten sich sämmtlich, von 1795 bis 1800, auf folgende drei Typen:

I. Nußfarbener, enganschließender Pantalon. Stiefel, bis zur Hälfte der Waden reichend. Brauner, zugeknöpfter Frack mit viereckigten Schößen und schwarzsammtenem Kragen. Zwei Uhren mit Breloques. Hut à bateau und mit einer Kocarde. Kurzgeschnittenes Haar. Knotenstock.

II. Nankin-Beinkleider, mit Bändern. Schinirte oder buntgewobene Strümpfe. Stiefel mit gelben Stulpen. Hellblauer Frack mit achteckigten Metallknöpfen. Sehr große weiße Halsbinde. Weiße Weste mit rosafarbener Unterlage. Grüne Handschuhe. Hut à bateau. Plombirter Stock.

III. Enganschließender Nankin-Pantalon, über den Fußknöcheln mit Bändern geknotet. Brauner Frack mit grünem Sammtkragen. Weiße, sehr hohe Halsbinde. Schwarze, spitzauslaufende, weitausgeschnittene Schuhe. Runder Hut. Kurzgeschnittenes Haar. Knotenstock.

Drei bis vier Frauennamen, die Namen der Damen Tallien, Recamier, Josephine und Hamelin, welche Letztere insbesondere zur Zeit des Consulats Aufsehn machte, sind allein aus jener Zeit, die so eclatant eigenthümlich gewesen ist, in Erinnerung geblieben; doch war die Zahl der schönen, geistreichen und vielfältig ausgezeichneten Frauen beträchtlich.

Die Ankunft eines türkischen Gesandten in Paris, im Jahr 1797, war eine Neuheit, die Aller Köpfe verwirrte. Das Directorium gab ihm zu Ehren Feste; die Lyceen veranstalteten seinetwegen Bälle und Concerte; Tivoli, Frascati, Bagatelle, der Biron'sche Garten und der hannoverische Pavillon rissen sich um ihn, und alle hübschen Frauen wollten ihm vorgestellt seyn.

Bei der ersten dieser Vorstellungen, Ende Juli's, beschenkte der türkische Gesandte die Damen mit wohlriechenden Räucherkerzchen aus dem Serail, mit Rosenöl, mit von dem Mufti eingesegneten Kräuterkißchen, und nannte sie hübsch, reizend, liebenswürdig. Wenn er in der französischen Sprache besser bewandert gewesen wäre, würde er es an dem Ausdruck anbetungswürdig nicht haben fehlen lassen, denn unter den ihm vorgestellten Frauen war nicht eine, der sich nicht der große Prophet selber zu Füßen geworfen haben würde.

Der Succeß dieser Vorstellungen war immense, und die nächste Folge davon war eine Veränderung der weiblichen Tracht zu Ehren des türkischen Gesandten. Als die Damen ihm auf's Neue vorgestellt wurden, waren sie sämmtlich in georgischer Weise costümirt.

Die Esseid-Aly-Effendi, dem Repräsentanten eines unumschränkten Monarchen, der über ein Land von Sclaven herrschte, von den Parisern und dem Directorium, die am 21. Januar 1796 feierlich den Haß des Königthums geschworen hatten, veranstalteten Feste bilden nicht das mindest Sonderbare in jener Zeit der Zufälligkeiten und Contraste, in welcher die Anekdote den eigentlichen Grund der Geschichte bildet, und wo sich das Abenteuerliche in Allem, in der Regierung wie bei den Personen vorfindet.

Diese Feste trugen denselben Character, den damals alle Dinge hatten: der Pomp war mehr theatralischer als feierlicher Art, und die Lumpen schimmerten unter dem Purpur hervor. Was davon auf der Gasse, vor den Augen einer Populace, die des Respects vor der Gewalt entwöhnt war, zum Vorschein kam, das gab nur zu Witzen Anlaß.

(Fortsetzung folgt.)

Die australischen Goldgruben.

(Aus dem „Economist.")

Das Schiff Thomas Arbuthnot, aus Australien in England angekommen, hat eine bedeutende Quantität des dortigen Goldes mitgebracht. Die eingesandten Proben setzen es ausser Zweifel, das dies edle Metall dort in großen Massen vorhanden ist und seine Gewinnung durch Graben und Waschen sehr ergiebig seyn muß. Man hat einen Klumpen in der Form eines unregelmäßigen Oblongums von 46¾ Unzen Gewicht gefunden. Ein anderes Stück, 4 Zoll lang und 2¾ Zoll breit, wog 18¾ Unzen. Mehrere Stücke, eins von 7 ℔ 3⅞ Unzen, war zu 3 £ 4½ s. die Unze verkauft worden. Ein Mann hatte in wenigen Tagen 282 £, ein anderer 132 £, ein dritter 81 £, für 27 Unzen, in Zeit von zwei Tagen erworben. Andre Individuen hatten in acht Tagen so viel Gold gegraben, daß man den Antheil eines jeden auf den Werth von 95 £ 5 s. schätzte. Einige kleine Cavelinge Gold, das Resultat weniger Tage Arbeit, waren zu 15 bis 20 £ verkauft worden.

An den Plätzen, wo die Goldgräber gute Geschäfte machen, schätzt man ihren Verdienst auf 5 bis 6 Lstr., andere aber, die minder vom Glücke begünstigt sind, bringen es im Durchschnitt nicht über 5 bis 6 s. des Tages. Ein Klumpen von 46 Unzen bestand fast aus purem Golde, indem der damit verbundene Quarz nur unbedeutend war. Auch ein Klumpen von 20 Unzen ist gefunden worden. Einer der Goldgräber hat sich volle

11 ℔ Gold aus einem Loche in einem Schieferbette herausgeholt. Alle die größeren Goldklumpen sollen unter Schieferschichten gefunden worden seyn. Das Schuppen- oder Blättergold findet sich hauptsächlich beim Auswaschen der Erde des Flußbettes, und dieser Modus soll lohnender als der andere seyn. Ein Mann hatte damit binnen drei Wochen den Werth von 1600 Lstr., ein anderer 30 Unzen an einem Tage gewonnen, und ein dritter einen Goldklumpen ein Pfund schwer gefunden. Inzwischen befanden sich manche der Goldgräber in großen Nöthen, da sie schlecht mit Kleidungsstücken und sonstigen Bedürfnissen bei den Placeres angekommen waren, und ihre Lage dürfte sich noch sehr verschlimmern, da die schlechte Jahreszeit bereits angebrochen war; doch war noch eine Menge Abenteurer, entlaufene Seeleute, Ladendiener, Lehrburschen ꝛc. im Anzuge. — Auch in dem Lammsthale, in der Nähe von Maitland, soll Gold entdeckt worden seyn.

Die eigenthümlichen Todtenhügel in den Gubernien Witebsk und Pskow in Rußland.

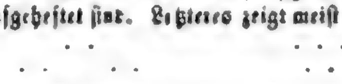
Mitgetheilt von Fritz v. Fr.

(Beschluß.)

2. Knochen von Pferden, Hunden und Vögeln kamen nur in größeren Hügeln vor, die muthmaßlich die Grabstätte angesehener Personen waren, und denen man, wie es ja im Alterthum Gebrauch war, das Streitroß, so wie das zur Jagd Nöthige, in die andere Welt mitgab.

3. Zum Anzuge gehörige Gegenstände von Bronce, Leder und Glas kommen in großer Menge vor. Sie bestehen aus Kopfputz, Halskettchen, Gürteln, Arm- und Fußbänder, aus Draht schraubenförmig gedrehten Ringen, die an Fingern und Zehen getragen wurden, Blechen und Amuletten, die man entweder um den Hals hängte oder am Gürtel trug. Eben so häufig findet man Schlangenköpfe, Perlen, Thierzähne und lederne, mit Bronceknöpfen und Schraubenringen verzierte Gürtel. Von silbernen Sachen fand Brand nur einen einzigen Ring; Graf Plater-Syberg nur Schmuck aus Kupfer und Messing. Alle diese Gegenstände liegen fast immer im Sande in der Mitte des Hügels, dicht bei dem Gerippe, dem sie in Lebzeiten angehört haben.

4. Kleidung. Stücke eines Gewebes aus Wolle oder Flachs von dunkler Farbe, auf die häufig Blättchen in Gestalt eines Dessins aufgeheftet sind. Letzteres zeigt meist folgende Figuren:



Wahrscheinlich war das mit derartigen Stickereien geschmückte Kleid dasjenige des Kriegers oder das Feierkleid, das aus einfachem Stoffe gefertigte dagegen das gewöhnliche.

5. Werkzeuge, Waffen und Geräthe aus Eisen. Brand fand den Griff eines Schwertes, das demjenigen eines Rappiers sehr ähnlich ist. Der die Faust schützende Korb jedoch ist nicht gewunden, sondern gekreuzt und ungewöhnlich klein; der Griff selbst mit Leder überzogen. Es kommen auch Beile und Spieße verschiedener Gestalt vor, dann Messerklingen, Steigbügel (nur in einem Hügel aufgefunden), Pflugschare, Becher, Trinkschalen und Pfeilspitzen.

6. Holzkohlen und Asche, letztere schichtenweise und oft bis zur Dicke von einem Zoll, kommen in allen Hügeln vor. Graf Plater thut deren zwar nicht ausdrücklich Erwähnung; da jedoch die von ihm durchforschten Hügel im Wesentlichen mit denen übereinstimmen, welche Brand aufgedeckt hat, so läßt sich annehmen, daß Reste der Art auch in jenen nicht gefehlt haben mögen. Die Kohle liegt meist auf der Oberfläche und an den Seiten des Gerippes, doch auch, wenn gleich in geringerer Menge, zwischen andern Knochen. Die Asche zeigt sich, wie schon erwähnt, schichtenweise und mehr oder weniger mit angebrannten Knochen und andern Sachen untermengt; auch Stücke geschmolzenen Metalls hat man in ihr entdeckt.

7. Stücke Fichten- und Eichenholz, theils verkohlt, theils vollständig in Staub verwandelt; auch Trümmer von Brettern, die vermuthlich dem Leichnam zur Unterlage gedient haben.

8. Waffen aus Stein, als Streitäxte, Spieße und Pfeilspitzen aus Granit u. s. w., Wetzsteine und Kugeln, die aus der Schleuder geworfen wurden. Alle diese Gegenstände, so wie auch die aus Bronce verfertigten sind von überraschend schöner Arbeit, was um so mehr Wunder nehmen muß, wenn man die Werkzeuge betrachtet, die zur Bearbeitung dieser harten Massen gedient haben.

Ueber den Standort der Hügel ist noch zu bemerken, daß sie sämmtlich in der Nähe eines Gewässers, eines See's oder Flusses stehen; ist der Ort auch jetzt trocken, so hat es ihm doch sicher früher nicht an Wasser gefehlt. Gewöhnlich ist das Terrain, wo sie sich zeigen, mehr oder weniger erhöht, oft auch ein unwirthbarer Wald, und die Hügel stehen gruppenweise, 5, 10 bis zu einigen Hunderten zusammen; einzeln sind sie bis jetzt noch nirgends gesehen worden.

Fassen wir alles bis jetzt Angeführte zusammen, so fällt es nicht schwer, zu bestimmen, auf welche Art die in den Hügeln liegenden Todten zur Erde bestattet worden sein müssen. Gewiß hat man ihnen ihre besten Kleider angezogen und sie auf alle Weise geschmückt, so wie den Reicheren und Kriegsleuten Schlachtroß, Hunde, Stoßvögel und Waffen mitgegeben. Der Leichnam wurde auf die Erde gesetzt, und von hinten durch einige große Steine aufrecht erhalten; um ihn herum legte man zerschlagene Stücke Stein- und Kalktafeln, damit die aufgeschüttete Erde nicht nachgebe und den Körper berühre, und dann Holz, welches in Brand gesteckt, und mit Erde bedeckt wurde. Auf diese Weise entstand ein Meiler, ganz so, wie er noch heute beim Kohlenbrennen aufgeschichtet wird. Die erwähnte Annahme findet den Beweis ihrer Richtigkeit in den mehr oder weniger angebrannten Knochen. Hätte man den Leichnam verbrannt, und dann den Hügel über ihm aufgethürmt, so würde man nur auf Asche stoßen; so aber findet man um so mehr Knochen und andere Gegenstände, je weniger das Feuer seine Kraft entwickeln konnte. Auch die Vertiefung auf dem Gipfel des Hügels findet dadurch ihre Erklärung, denn die obere Erdschicht senkte sich in dem Maaße, als das unter ihr Liegende von der Gluth verzehrt wurde, und sich in Asche verwandelte. Leute geringeren Standes hat man, wie es scheint, nicht dem Feuer ausgesetzt, sondern sie in liegender

Stellung beerdigt und kleine Hügel über ihnen aufgeworfen; da man jedoch auch in diesen manchmal, wenn auch in geringer Menge, Kohlen antrifft, so läßt sich vermuthen, deren Körper sei nur von außen etwas mit dem Feuer in Berührung gebracht worden.

Die Hügel der zweiten Gattung kommen vorzugsweise häufig im Pskower Gubernium, so wie auch im Liebiezer Kreise des Mobilewer, längs der Wielka, am See und Flusse Tinof, längs der Sidka (?) und endlich an den gebirgigen Ufern vieler Seen und Flüßchen der Opotschker Gegend, in Wäldern und auf Landhöhen vor. Gewöhnlich stehen sie in Gruppen beisammen, doch trifft man sie häufig auch einzeln an. Der charakteristische Unterschied derselben liegt in ihrer Form; sie sind immer mehr lang als hoch, denn bei einer Länge von 4 bis 5 Klafter haben sie nur ½ bis höchstens 1 Klafter Breite und Höhe, bilden also ein Oval, haben, was wichtig ist, auf ihrem Scheitel keine Einsenkung, und enthalten weder inwendig, noch rings herum Steine. Das Material zu ihnen ist ebenfalls dem Boden entnommen, worauf sie stehen, und birgt eine Menge Asche und Kohlen, ungebrannte, roh gearbeitete Krüge von 1 — 1½ Fuß Höhe, die aus einem Gemisch von Thon und Quarz oder Granit gemacht sind, und stets im östlichen, oberen Theil des Hügels angetroffen werden, eiserne Waffen, als Aexte, Lanzenspitzen, Streitkolben, Messerklingen und Reste vieler menschlichen Gebeine, die sich vornehmlich in den erwähnten Krügen befinden. In einem derselben lagen mehr als 50 Fingerknochen. Die bedeutenderen Hügel dieser Gattung reichen gemeinlich bis zu 6 Klafter Höhe, und gleichen auf diese Art natürlichen Anhöhen.

Unter jedem dieser Hügel liegen, wie zu vermuthen ist, viele Verstorbene. Die Leichen wurden verbrannt, und deren Asche in den Krügen gesammelt, die man dann im oberen Theile des Hügels eingrub. — Die Auswürfe dieser Gattung, die vorzugsweise um Opotschka herum häufig vorkommen, sind ohne Zweifel alterthümliche Nekropolen der damals daselbst lebenden Bevölkerung. In kleinen Gruppen, entweder vereinzelt stehend oder in Verbindung mit den eben erwähnten Hügeln, trifft man auch welche von der ersten Gattung an, jedoch nur an Stellen, die früher befestigt gewesen sind, oder in heute noch vorhandenen Dörfern und verlassenen Burgvogteien. Doch auch umgekehrt findet man Hügel der zweiten Gattung in Litthauen, Liefland und Esthland, wo die der ersten vorwaltend sind.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Abweichung in dem Bau der Hügel in der Verschiedenheit der Bewohner ihren Grund hat. Vielleicht stammen diejenigen der ersten Gattung von den Lotischen und Litthauern*) her, während die andern den daselbst ansäßigen Slaven ihr Dasein verdanken. Geschichtlich bekannt ist, daß die Lotischen und Litthauer manchmal in das heutige Pskower Gubernium einfielen, und die befestigten Dörfer belagerten, oder in den Ebenen plünderten. Der Tod hielt dann unter ihnen reiche Erndte, und die sie Ueberlebenden bestatteten ihre Brüder nach der bei ihnen üblichen Weise. Die letzten Nachkommen dieser Stämme konnten daselbst längere Zeit geblieben sein, selbst nachdem sich die Slaven schon mehr nach dem Westen gezogen hatten. Trifft man nicht heutigen Tages noch auf Lotischen und Litthauer in manchen russischen Kolonien? Dies erklärt denn auch zur Genüge die Anwesenheit der Hügel erster Gattung (der lotisch-litthauischen) auf rein russischem Grund und Boden. Gegenseitig machten auch slavische Stämme Einfälle in Liefland, Esthland und Litthauen; gar manchem Krieger war es dann nicht vergönnt, die heimischen Fluren wiederzusehen, und dort seine Ruhestätte zu finden. Im fremden Lande erhob sich der Todtenhügel über seinem Leichnam, doch, wenn auch mitten unter den lotisch-litthauischen, immer in Form und Gestalt als einer der zweiten Gattung, d. h. als ein slavischer.

*) Bielski leitet den Namen der Litthauer von Litwo XII., einem Sohne des preußischen Fürsten Wetemund her; auch Stryjkowski ist dieser Ansicht, doch sagt er a. a. O., Paleman habe dem ihm gehörigen Strich Landes den Namen seines Vaterlandes L'Italia gegeben, woraus im Laufe der Zeit Litwalia, Litwania, oder verkürzt, Litwa geworden sei.

Der Lotischen thut schon die Gwagnin'sche Chronik Erwähnung. Sie sagt unter andern: Wer bei einem Lotischen oder Igewinnin übernachtet, muß vorsichtig sein, sonst wird er im Schlafe ermordet.

Dramatische Dichtungen von Friedrich Roeber. Erster Band. Kaiser Heinrich IV. Tristan und Isolde. Appius Claudius. Elberfeld. Julius Bädeker. 1851. 477 Seiten 12.

I.

Unter dem gemeinsamen Titel „dramatische Dichtungen" empfangen wir hier drei Werke von dem verschiedenartigsten Inhalte, das erste der deutschen Reichsgeschichte, das zweite der altdeutschen Ritterpoesie, das dritte der römischen Geschichte entnommen. Schon die Mannigfaltigkeit dieser Stoffe läßt vermuthen, daß wir es hier mit einem nicht unbegabten Dichter zu thun haben, denn nur ein solcher wird so heterogene Sphären nach einander aufzusuchen, den Muth haben.

Und wirklich zeigt ein Blick in diese Dichtungen bald, daß dieselben sich von dem großen Haufen der Poesien, die alltäglich zum Vorschein kommen, sehr vortheilhaft unterscheiden, und Werke eines originellen Geistes sind. Schon die Wahl der Stoffe beweist, daß der Verfasser nicht die gewöhnliche, breit getretene Heerstraße zu wandeln geneigt ist, sondern einen selbstständigen Weg einschlagen will; die Ausführung derselben bestätigt dies noch mehr.

Der Meister, dem Herr Roeber nachstrebt, ist ohne allen Zweifel Shakespeare, von der antiken Muse scheint er wenig berührt zu sein, auch der aus der alten Geschichte entnommene Stoff ist im shakespear'schen Sinne behandelt. Seine Nachahmung ist aber eine geistvolle, er hat sich trotz derselben eine selbstständige Richtung zu bewahren gewußt, denn er wollte Schüler, nicht Abschreiber Shakespeare's sein.

Um indeß nicht Erwartungen zu erwecken, welche die Lectüre dieser Dichtungen nicht rechtfertigen würde, müssen wir alsbald hinzufügen, daß die so eben ausgesprochene Anerkennung mehr den Intentionen des Dichters, als seiner Durchführung derselben gilt. Die vorliegenden Dramen sind wohl nichts weniger, als vollendete Kunstwerke zu nennen, vielmehr wird auch einem

flüchtigen Leser das Unfertige, Halbvollendete dieser Compositionen schwerlich entgehen können. Aber ein tüchtiger Kern ist in ihnen, und darum sind sie unserer Berücksichtigung werth.

Zwischen „Heinrich IV." und „Appius Claudius" herrscht die Gemeinsamkeit derselben Quelle, der Geschichte, „Tristan und Isolde" unterscheidet sich von diesen beiden Dramen dadurch, daß es ein auf eine andere Dichtung gepflanztes dichterisches Werk ist. Wir werden daher wohl am Besten thun, zuerst die beiden originellen, und dann die nachgebildete Dichtung zu betrachten.

Den größten Eindruck scheint auf unseren Dichter der von Shakespeare in seinen historischen Stücken, hauptsächlich in den der eignen Landesgeschichte entnommenen, verfolgte Grundsatz gemacht zu haben, die darzustellende Begebenheit in ihrer ganzen Ausdehnung, in allen ihren Verzweigungen, nach allen ihren, scheinbar oft weit auseinandergehenden Richtungen, in vollständigster Objectivität aufzufassen, — jener folgenschwere Grundsatz, der allein schon beinahe im Stande war, die Ueberlegenheit des großen Britten über die französischen, wie über die deutschen Dramatiker, die mit subjectiver Willkür aus den historischen Begebenheiten das ihnen Beliebige herausnahmen, zu begründen.

Um aber diesen Grundsatz mit Erfolg durchzuführen, muß man eben ein Shakespeare sein, sonst wird man Gefahr laufen, sich auf diesem Wege in unauflösliche Labyrinthe zu verstricken. Und daß es unserem Dichter durchweg gelungen, diese Gefahr zu vermeiden, — das möchten wir eben nicht so unbedingt behaupten.

I. Kaiser Heinrich IV.

Dieses Drama behandelt eine Episode aus dem Leben jenes Vielgeprüften, der schon häufiger ein Vorwurf der deutschen tragischen Kunst geworden ist.*) Abweichend von seinen Vorgängern behandelt Herr Roeder die letzten Lebensjahre des Kaiser Heinrich, die durch den Kampf mit seinem gleichnamigen Sohne ausgefüllt waren. Daß auch dieser letzten Periode von Heinrich's Leben ein hohes tragisches Interesse innewohnt, ist wohl unbezweifelt. Denn läßt sich wohl ein härteres Schicksal denken, als, nach einem unter den heftigsten Stürmen verbrachten Leben, aus der kaum mit Mühe und Noth gewonnenen Ruhe aufgeschreckt, und zwar durch die eigenen Kinder aufgeschreckt, und von Neuem auf die stürmische See geschleudert zu werden! Und wie weit weniger verdiente der fränkische Heinrich diesen schnöden Undank seiner Kinder, als der carolingische Ludwig, dessen Schicksal er erneuern sollte.

Diesen Kampf des Sohnes gegen den Vater hat Herr Roeder nun zur Darstellung gebracht, und zwar, seiner eben angedeuteten dramatischen Richtung gemäß, in seiner ganzen historischen Bedeutung, mit allen sich daran knüpfenden Interessen, des Papstthums, der hohen und niederen Vasallen, des Städtethums. Er hat uns ein Gemälde von der größten Mannigfaltigkeit der lebendigsten Bewegung geliefert, sein „Kaiser Heinrich IV." giebt in raschem Wechsel der Scenen und Personen, in massenhafter Anhäufung der Begebenheiten und Vorfälle auch dem bewegtesten der shakespear'schen Dramen nichts nach. Allein was er weniger bedacht zu haben scheint, das ist, daß Shakespeare nicht der große Britte wäre, wenn er neben dem Grundsatze der historischen Mannigfaltigkeit nicht noch einen anderen befolgt hätte, ohne den er nur chaotische Massen hervorzubringen im Stande gewesen wäre, — nämlich den der dramatischen Einheit. Ohne einen festen Mittelpunkt, auf den sich die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen beziehen mag, keine poetische Schöpfung, kein Kunstwerk. Daß Herr Roeder dieses ästhetische Axiom nicht genug bedacht hat, hat zur Folge gehabt, daß seine Darstellung der deutschen Reichszustände nicht minder verworren ist, als dieselben in Wirklichkeit waren. Der Historiker Luden tadelt es in seiner „Geschichte des deutschen Volkes" (Bd. IX p. 216) an den Chronisten dieser Zeiten, daß sie nur Nachrichten von einzelnen Vorgängen aufgezeichnet haben, „fast niemals ohne Leidenschaft, aber stets ohne Zusammenhang, Wahrheit und Farbe." Deswegen, „fährt er fort, zeigen diese Vorgänge zwar wohl das krause Getümmel, in welches sich das Leben aufgelöset hatte, und lassen den jammervollen Zustand des Reiches erblicken, aber sie vermögen nur selten einige Theilnahme zu erregen, und kaum jemals einige Belehrung zu gewähren." Wir wollen nicht gerade sagen, daß dieses Urtheil durchweg auch auf den Roeder'schen Heinrich anzuwenden sei, allein das „krause Getümmel" zum Mindesten findet sich auch in seiner Dichtung wieder.

Wir geben zu, daß es schwer war, den Kaiser Heinrich IV. so hervorzuheben, daß dieser Character in der That als Mittelpunkt eines großen historischen Gemäldes erscheinen konnte, denn er tritt weit mehr leidend, als handelnd auf, er wird von den Ereignissen hin und her geworfen, und von den verschiedenartigsten Einflüssen bewegt. Doch konnte Niemand anders als er den Mittelpunkt der Dichtung abgeben, denn der rebellische Sohn war noch weit weniger dazu im Stande. Herr Roeder schwankt zwischen dem Vater und dem Sohne hin und her, und so gelangt denn Keiner von Beiden zu einer vollen Gestaltung. Um sie herum drängt sich dann das Getümmel der Ritter und Fürsten, der Priester und Mönche, der Städter und Bauern, und verbirgt sie oft den Blicken des Zuschauers gänzlich.

Als ein Beispiel dieses Gewirr's möge der fünfte Akt dienen. Bei seinem Beginn schaaren sich die Bürger in Mainz zu den Waffen für den von seinem Sohn bedrängten Kaiser, gleich darauf wird in Regensburg Agnes die Tochter des Kaisers gezwungener Weise mit dem Markgrafen von Oestreich vermählt, dann stürmt das (ein paar Scenen früher noch nicht vorhandene) Städteheer die Schlösser der Edlen und die Bischofssitze, alsbald kommt die Nachricht von der Entsetzung des Papstes Urban, das Städteheer dringt in den Dom zu Mainz und treibt die Herren der päpstlichen Partei auseinander; der Kaiser zieht siegreich mit Festgepränge in Coblenz ein; Heinrich demüthigt sich vor seinem Vater; dieser entläßt sein Heer; wird gefangen in Bockelheim eingebracht, seiner Insignien beraubt, durch die Städtischen errettet, und stirbt in ihrer Mitte. — Man begreift, wie wahrhaft beängstigend eine solche Ueberfülle von Ereignissen

*) Noch neuerdings hat Otto Prechtler einen „König Heinrich IV. von Deutschland," historisches Drama in 5 Acten, Wien 1846, Klang, geschrieben.

auf den Zuschauer wirken muß, dem nirgends in diesem Wirrsaale ein fester Halt geboten ist.

Allein neben diesem Mangel an dramatischer Einheit haben wir noch eine andere Ausstellung an dem „Heinrich IV." zu machen, die in unseren Augen fast eben so schwer wiegt. Wir haben an dem Verfasser das Streben nach historischer Treue und Umfassung als eine sehr lobenswerthe Eigenschaft hervorgehoben. Dies hat ihn jedoch nicht verhindert, politische, wie religiöse Anschauungsweisen in seinen Stoff zu bringen, die durchaus der von ihm geschilderten Zeit nicht angemessen sind.

Was zuerst die religiösen betrifft, so zeigt er sich in Bezug auf das Papstthum von Vorurtheilen befangen, wie man sie von einem Freunde der Geschichte wohl am Wenigsten erwarten sollte. Eine dramatische Nöthigung zu dieser Herabsetzung des kirchlichen Elements war sicherlich nicht vorhanden, im Gegentheil ist es klar, daß je verächtlicher der Dichter den Gegner darstellt, gegen den das Kaiserthum kämpfte, um desto schimpflicher die Abhängigkeit desselben von dem Papstthum erscheinen muß. Sollte der Verfasser wirklich noch in der einseitigen Ansicht befangen sein, die in dem gewaltigen Kampfe, welchen das Papstthum während mehr als zwei Jahrhunderten gegen das Kaiserthum führte, nichts als ein Gewebe von Hinterlist und Bosheit, von Heuchelei und Pfaffentrug erblickt? — Sollten die kirchlichen Streitigkeiten unserer Tage, die in seiner rheinischen Heimath wohl sehr lebhaft auf ihn eingedrungen sind, ihm den Sinn für die historische Größe jenes römischen Priesterthums während der zweiten Hälfte des Mittelalters geraubt haben? Wenn man seiner Darstellung desselben folgt, so muß man es glauben, denn um seiner Feindschaft gegen dasselbe vollen Lauf zu lassen, hat er sogar einmal, und zwar mit offenbarer Hintansetzung der Wahrscheinlichkeit, den historischen Boden verlassen. Gleich beim Beginne des Stückes nämlich verhängt der Kaiser über den Erzbischof Ruthard von Mainz, welcher sich weigert, das den Juden widerrechtlich entrissene Gut auszuliefern, die Acht, in Folge deren er sich aus seinem Sprengel entfernen muß. Da erscheint nun der päpstliche Legat, Gebhard, Bischof von Costnitz, und spricht über den Kaiser, der bei seinem Urtheilsspruche beharrt, den Bannfluch aus. Der Papst Paschalis hat allerdings den Bann seiner Vorgänger gegen Heinrich IV. erneuert. Ist es aber wohl denkbar, daß er eine solche Gelegenheit dazu gewählt haben wird, wo das Recht so offenbar auf Seiten des Kaisers war? — Er hat es auch in der That nicht gethan; die Absetzung Ruthards ging vielmehr ohne das geringste Aufsehen vorüber, und der Bannfluch wurde erst später erneuert, als der Kaiser Miene machte, einen neuen Gegenpapst aufzustellen, und so weit ging, ohne Anzeige an den Papst, eine Synode von kaiserlich gesinnten Bischöfen nach Rom auszuschreiben, ein Beginnen, wodurch sich der Papst auf das Höchste gefährdet sah. Ist das Verfahren des Legaten gegen den Kaiser, wie es von unserm Dichter dargestellt wird, zum Aeußersten gehässig, so ist das grobe Spiel, das er denselben mit dem alten und leichtgläubigen Böhmerherzog treiben läßt, im höchsten Grade unedel gedacht, und nichts weniger als ein purpureus pannus für das Gewand der Historie. Den Ruthard schildert uns allerdings auch diese als einen niedrigen, rachsüchtigen Character; doch war er immer ein Prälat und ein Geistlicher, und schwerlich wird er jemals eine die Kirche selbst zumeist so verhöhnende Sprache geführt haben, wie bei unserm Dichter dem flehentlich vor ihm erscheinenden Kaiser gegenüber.*) Auch zum Meuchelmörder an dem Herzog Friedrich von Schwaben hat er denselben aus eigner dichterischer Machtvollkommenheit gestempelt.

Vielleicht aber noch verderblicher, als seine Abneigung gegen das Papstthum, sind die Beziehungen auf die politischen Kämpfe des Tages seiner Dichtung geworden. Sie haben ihm mehr als ein Characterbild gänzlich verwirrt. Die Geschichte stellt uns Heinrich den Sohn, wenigstens in dieser Periode seines Lebens, als einen schwachen Menschen dar, ein Werkzeug in den Händen der päpstlichen Partei, frech im Glücke, heuchlerisch und kriechend im Unglücke, nicht nur Rebell, sondern auch meineidiger Betrüger gegen seinen Vater. Während nun der Dichter einerseits dieser historischen Zeichnung folgt, und sogar bemüht ist, die Situationen, in denen seine Schlechtigkeit hervortritt, auf das Grellste auszumalen, hat er andrerseits, gestützt auf eine schwache Andeutung, die sich in seinem späteren Leben vorfindet, demselben die Absicht untergeschoben, sich mit Hülfe der Geistlichkeit und der Fürsten auf den Thron zu schwingen, um dann später diese desto kräftiger niederzuhalten und auf den Trümmern ihrer Macht — die Städte zu erheben. Er läßt Denjenigen, der sich vor Fürsten und Prälaten auf das Schimpflichste demüthigt, an seinem Vater zum schwersten Verbrecher wird, und die Städte selbst, die die Sache des Vaters vertheidigen, mit Hülfe der Vasallen auf's Heftigste bekriegt, in Selbstgesprächen für die Freiheit und Selbstständigkeit derselben schwärmen, und ihre große Zukunft vorherverkünden.**) Das hängt

---

*) a) Dritter Akt, Fünfte Scene.

Ruthard.

Thu' Buße!
Und sieh', ich will in meinem Sprengel denn,
Du Alter, Dir 'ne fette Pfründe geben,
Daß Du psalmiren kannst den ganzen Tag,
Kannst fasten, beichten, bis auf's Blut Dich geißeln,
Wie's Dir beliebt zu Deiner Seelen Heil,
So voller Gnaden ist die heil'ge Kirche.

b) Vierter Akt, Zweite Scene.

Ruthard (zu den Kreuzfahrern)

. . . . Heut ist der Tag
Da große Gnade Ihr erlangt, dann mögt
Ihr sünd'gen, wie Ihr wollt, gereicht es nur
Der Kirche nicht zum Schaden — sengt und mordet,
Hurt, brecht die Eh', Euch ist es all vergeben!

**) Fünfter Akt, Scene 2.

Heinrich:

O wägt nur! wägt nur! Reißt
In Fetzen dieses Reich, macht selber Euch
Zu Königen gar, setzt euch ein Krönlein auf,
Das aus den Stücken ihr der Reichskron' schmiedet!
Hei, Könige von Sachsen oder Baiern!
Ihr Eintagskönige, morgen

denn zusammen mit den tendenziösen Zwecke, den der Verfasser durch das ganze Stück verfolgt, — nachzuweisen, wie die Städte von jeher den Kaiser und die Einheit des Reichs vertheidigt haben, das durch den Eigennutz und die Selbstsucht der Fürsten zerrissen und zerstückelt wurde. Eine Ansicht, deren Einseitigkeit auf der Hand liegt.

Um dieselbe indeß noch mehr zu erhärten, schildert er die in seinem Stücke auftretenden Fürsten von einer entweder gehässigen, oder auch verächtlichen Seite. Von den Fürsten, die in diesem Kampfe gegen den Kaiser standen, mag Mancher in der That nur den Eingebungen seines Eigennutzes gefolgt sein, Andere indeß haben ohne Zweifel sittlich religiöse Motive, Ueberzeugung von dem Rechte des Papstes, auf die Seite dieses geführt, noch Andere mochten, eine gänzliche Auflösung des Reiches befürchtend, der Ansicht sein, sich der Sorge für ihre Erbländer vorzugsweise zuwenden zu müssen, und deshalb die möglichste Unabhängigkeit von den streitenden Parteien suchen. Sie Alle in Bausch und Bogen zu verdammen, dazu haben wir kein Recht, und am Allerwenigsten kann der tragische Richter diese Verurtheilung übernehmen wollen. Herr Roeber scheint anderer Ansicht zu sein, denn er schildert uns einen Markgraf Leopold von Oestreich, der die Gattin eines Anderen mit Ausdrücken einer fast thierischen Brunst begehrt, *) und sich kein Gewissen daraus macht, um den Preis der Befriedigung seiner Sinnlichkeit, zur Fahne des Gegners überzugehen; einen Herzog von Böhmen, der durch einen mit ihm gespielten Mummenschanz bewogen wird, dasselbe zu thun; zwei Herzoge Welf von Baiern, die, in einer noch dazu ganz unmöglichen Situation, (sie scheinen, obgleich im Lager des Kaisers befindlich, nur die Beobachter der Ereignisse abzugeben), den baarsten Egoismus zur Schau tragen.

Auch über die Sprache des „Kaiser Heinrich IV." müssen wir noch Einiges bemerken. Von dem ab und zu in derselben herrschenden Cynismus haben wir schon oben, bei Gelegenheit des Ruthard, geredet. Mehr auf die Form bezüglich, wäre tadelnd zu erwähnen, der allzuhäufige und rasche Wechsel der prosaischen und der poetischen Redeweise. So häufig wie der Verfasser dies thut, wendet Shakespeare dies Verfahren höchstens in seinen, ganz komisch gehaltenen, Lustspielen, niemals aber in seinen historischen Stücken an. Auch von fehlerhaften Gewöhnungen z. B. einer fast in's Lächerliche gehenden Wiederholung derselben Interjectionen, (namentlich des „hei" und des alten Kriegsrufes „hie," sowie der Abkürzung des „eine" in „'ne") ist der Styl des Verfassers nicht frei. M M.

(Fortsetzung folgt.)

Halt' ich die Wag', und einen Hammer weiß ich
Damit zusammen ich die Stücke wieder
Zur Krone schmied! Ha diesen Riesenhammer
Die Städte! Städte!

*) Dritter Akt, Zweite Scene.

Markgraf Leopold.

Ich lieb' dies Weib, wie ich meinen Gaul lieb', auf dem ich in die Schlacht reit', wie ich mein Schwert lieb' und die vollen Humpen.

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise. Von Th. Dielitz A. W Grube; Thekla v. Gumpert; Fr. Güll; Fran Hoffmann; Friedr. Hoffmann; Erdm. Müller; C. Niendorf; Gust. Nieritz; Gust. Plieninger; Christoph v. Schmid; Schmidt; G. H. v. Schubert; Gust. Schwab; C. Steiger; C. Stöber; Fr. Tschudi; d. Verf. d. „armen Martin;" J. J. Wartmann; O. Wildermuth; Amalie Winter u. A. Mit (color.) Bildern und Musikbeilagen. Stuttgart. Redigirt, gedruckt und verlegt von Eduard Hallberger. Gr. 8.

Diese Jugend-Zeitschrift haben wir schon früher einmal der Aufmerksamkeit Aller, die ihren Kindern ein eben so belehrendes als unterhaltendes, monatlich sich erneuerndes Geschenk machen wollen, empfohlen, und wir fügen mit Freude hinzu, nicht ohne befriedigenden Erfolg empfohlen, liegt jetzt in 11 Heften (528 Seiten) vor uns (auch das November-Heft ist bereits ausgegeben). Innerer Gehalt und äußere Ausstattung gewinnen fast bei jedem Hefte; man wird uns beistimmen, wenn man die in unseren Buchhandlungen vorräthigen Exemplare selbst angesehen; so z. B. das neueste Heft enthält eine von Edmund Zoller nach dem Englischen bearbeitete Erzählung: Sebastian Gomez, der Mulatte des Murillo, die nicht allein von Kindern mit großem Interesse gelesen werden dürfte; das beigegebene color. Bild gehört zu den besten dieses Jahrganges der Zeitschrift. Von A. W. Grube finden wir Notizen über die wilden Hunde, besonders im Umkreis der Kaps-Kolonie Süd-Afrika's, in den Pampas von Südamerika u. s. w. Der fernere Inhalt ist: Die Flucht aus der Höhle des Todes (in Lyon), eine Episode aus der französischen Revolution; die Katzenmutter, ein (recht gelungenes) Gedicht von J. C. Hartmann; Karl der XII. in Bender (mit einer hübschen color. bildlichen Darstellung); der Fuhrmann als Pferd, von F. M.; das Storchennest, Gedicht; Rebus; Auflösung der Charade im Octoberhefte; als Musikbeilage: Lor'len-Polka für das Pianoforte von C. Laur.

Hoffmann.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 88. Sonnabend, den 1. November. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Relandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

An die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Gotha im September 1851.

Seid uns gegrüßt, die Ihr aus deutschen Gauen,
Aus fernen Landen Euch hier eingefunden!
Willkommen, wak're Männer, ed'le Frauen,
Zum Festverein' in Harmonie verbunden!
Ihr, hoher Kunst und Wissenschaft Genossen,
Ihr wecktet, was äonenlang geschlafen:
Ihr schuft den Donnerflug der Dampfcarossen,
Die Blitzgeschwindigkeit des Telegraphen.

Wer fand die Mittel für der Menschheit Plagen
Und steht ihr bei in Noth und Jammerstunden?
Ihr helft und rettet, Ihr beschwichtigt Klagen,
Stillt Schmerzen, heilt Gebrechen, schließet Wunden.
Wer lehret der Natur verborg'nes Walten
Und wandelt tiefe Nacht in Licht und Klarheit?
Ihr bannt des Aberglaubens Spukgestalten
Und führet uns zur Einsicht und zur Wahrheit.

Wer zeiget, wie im Weltall jedem Wesen
Sein Platz und sein Verhältniß angewiesen,
Wie es erfüllt, wozu es Gott erlesen,
Und wie es dient, den großen Ring zu schließen?
Ihr lasset uns den ew'gen Geist erkennen,
Der weise schuf Medusen, sowie Sonnen;
Wer Ihm sich widmet, der ist frei zu nennen,
Der hat des Lebens höchste Kraft gewonnen.

Wir opfern diesem Geist' am trauten Feste,
Vom reinsten Hochgefühl für Euch durchdrungen:
Ihr, Deutschlands Ruhm und Stolz, Ihr theu'ren Gäste,
Empfanget freundlich uns're Huldigungen.
Laßt's Euch gefallen im bescheid'nen Kreise
Und wallt mit uns zum laubgeschmückten Saale!
Wir kränzen Euch in herzlich-deutscher Weise
Bei'm frohen Festgelage die Pokale.

Adolf Buhr.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

„Am 10. Thermidor des Jahrs V, den 28. Juli 1797,“ berichtet ein Augenzeuge, „begab Esseid-Aly-Effendi sich in einem folgendermaßen zusammengesetzten und geordneten Aufzuge nach dem Directorium:

„Eine Avantgarde aus der Polizei-Legion, deren Soldaten man wegen ihrer gelben Aufschläge Pferdekürbisse nannte.“

„Trompeter, welche die Balsamhändler des Kay de la Ferraille hergeliehen hatten."

„Wagen der bei der Republik accreditirten Gesandten, Agenten und Legaten, meistens alte Rumpelkasten, mit Ausnahme desjenigen des Marquis del Campo, dessen Reichthum gar gewaltig von all den übrigen abstach."

„Die Minister, als:

„Benezech, in einer Postkutsche, mit unbekannten Gesichtern im Gefolge."

„Merlin, in Locatis. Sein Erscheinen erregte ein allgemeines Gemurmel, und das Volk ließ mehrere Male die Worte hören: „der Schuft! auf einem Karren wäre er besser an seinem Platze."

„Sotin, der neue Polizeiminister, in einem Wagen, der erst denselben Morgen dechiffriet worden war."

„Der Bischof von Autun, à frimas gepudert, und costümirt wie auf dem Portrait, in welchem er sich als Alcibiades hatte malen lassen, zu der Zeit, wo er den Alcibiades der Geistlichkeit machte."

„Pleville-Peley, in einer sehr ärmlichen Berline."

„Scherer, und ihm gegenüber Ramel, in einer Postchaise, mit Guide."

„Ein Detaschement reitender Garde des Directoriums, hinten auf ein Heubündel geschnürt."

„Herr Codrika, der Gesandtschafts-Secretair, in einem Demi-Fortune, hinten auf zwei türkische Sclaven, der eine in blauer, der andere in rother Tracht."

„Mehrere Equipagen mit Griechen und Armeniern, von denen, die man wechselsweise im Palais-Royal, im Tivoli, im National-Schatzamte sieht, und die, nachdem sie uns so großmüthig mit Mehl versorgt haben, nun Gefahr laufen Hungers zu sterben."

„Ein Corps Generale aller Grade."

„Einige Pferde aus dem Stalle des Herrn Gesandten."

„Der Wagen einer alten Comtesse, worin sie ausfuhr, um gesegnetes Brodt auszutheilen, nun frisch mit einem Halbmond decorirt."

„Ein aus dem Opernmagazin ausstaffirtes Peloton Türken."

„Der Gesandte, ein arabisches Pferd reitend, dessen Aufzäumung mit einigem Straß geschmückt war."

„Ein Corps Cavallerie."

„Gassenbuben, die „es lebe die Republik!" schrieen.

„Dies Fest oder vielmehr diese Maskerade wurde mit Achselzucken betrachtet. Es wurde von Einigen mit dem Empfang des Bürgers als Edelmann, von Andern mit der Cavalcade von Dom Japhet verglichen. Auch schien der Gesandte es kühl und mißvergnügt aufzunehmen. Er dürfte uns aber wohl entschuldigen, wenn es ihm zu Ohren käme, daß alle Taschen hatten umgekehrt werden müssen, um nur den Tapezier des Zeltes zu bezahlen, unter welchem er im Directorium sitzen sollte."

„Ein ziemlich bizarrer Umstand hat die Zuschauer zum Lachen gebracht. Der türkische Gesandtschaftssecretair war durstig geworden, und so bot ihm ein Tisanverkäufer ein Glas seines Getränkes an; er hatte es aber kaum gekostet, als er es ihm zurückgab, und mit dem Ausrufe „Allah! Allah!" seinen Weg fortsetzte. Ein Beistehender aus dem Volke übersetzte dem stutzigen Tisanenhändler sodann die Worte des Muselmannes: Allah! Allah! als hießen sie: er solle seiner Wege gehen. Da schwur derselbe hoch und theuer, er wolle inskünftige einen Türken lieber verdursten lassen, als ihm nur einen Trunk Wasser geben."

Das Pariser Volk aber, das, seit die Philosophen ihm die katholischen Umzüge, welche ihm so lieb und theuer waren, genommen hatten, keine andere öffentlichen Schauspiele und Pomp zu sehen bekam, als die Wachstuchhüte, die das Gefolge der Guillotine bildeten, fand großen Geschmack an dem türkischen Gesandten und an seine Sclaven. Die Präsentation der vornehmen Damen brachte ihn überdem sehr in Mode; die öffentlichen Gärten und Caffeehäuser rissen sich um ihn, im Interesse ihrer Casse, und er fügte sich ihren Wünschen, weil ihm der wahre Grund dafür geheim gehalten ward.

Außer den Caffeehäusern und Restaurationen, die unter dem Directorium zu einer immensen Ausdehnung gelangten, waren neun öffentliche Gärten im Besitz einer speciellen Berühmtheit und fanden starken Zuspruch von der eleganten Gesellschaft. Aus einem derselben, Namens Byron, in der Straße Varennes, stieg am 20. August 1797 Garnerin in einem Ballon auf, und ließ sich vermittelst eines Fallschirms nieder auf die Erde herab.

„Es soll", so sagte das Programm, „ein Experiment gemacht werden, das so merkwürdig als neu ist. Ein Physiker wird sich mit einem Ballon in die Luft erheben, der sich in einer Höhe von ungefähr 400 Klaftern über seinem Haupte entzünden und platzen wird; der Aeronaut selber aber wird sich mit einem Fallschirm herniederlassen, der so eingerichtet ist, um ihn gemächlich zur Erde zu bringen."

„Besagter Ballon enthält 5000 Kubikfuß; der dazu gehörige, auf seiner ganzen convexen Oberfläche vergoldete, Fallschirm hat 22 Fuß im Durchmesser, und umfaßt eine Luftsäule, deren Basis einen Kreis von 379 Fuß Oberfläche bildet."

„Der ottomannische Gesandte wird den Physiker unter einer Militairmusik aufsteigen lassen."

Alle Zeitgenossen schildern die Gesellschaft der damaligen Zeit einstimmig als verwundert, sich noch am Leben zu sehen, und der Verschwendung, dem Spiel, den Festen, den Bällen, der Galanterie die Tage zuwerfend, die ihr von Fouquier-Tinville gelassen worden sind.

So heißt es im „Dix Huit Fructidor, ses causes et ses effets":

„Die Frauen, die noch gekleidet gehen, sind mit Gold und Diamanten überladen."

„Die Männer, die spielen, wagen das Aeußerste im Spiel."

„Die Generale und die Deputirten sitzen von Morgens bis Abends an der Tafel."

„Es haben sich hundert neue Restaurationen und funfzig neue Schenkwirthschaften etablirt."

„Duplan hat in einem Jahr mehr Perrücken abgesetzt, als Beaudouin Decrete gedruckt hat."

„Das Verzeichniß der neuen Ehen ist fast eben so stark, als das der Scheidungen."

„Zahllos, glänzend, lustig sind die Carricks und die Boquets .... Auf dem letzten Longchamps hat man 3450 Wagen gezählt."

„Andererseits verkauft kein Buchhändler ein Buch mehr,

haben die Rentenière kein Hemd auf dem Leibe, sind die Künstler ohne alle Beschäftigung."

„Ja selbst die gewesenen Jacobiner fühlten sich von dieser Bewegung mit fortgerissen. Man sah sie", heißt es bei Bertin d'Antilly, „gepudert und frisirt, angethan mit Pantalons, und auf einem Wiscy herstend, der bis an die ersten Stockwerke reichte, vermittelst dieser Verkleidung sich unter die gute Gesellschaft mischen. Die öffentliche Meinung war nicht mehr auf ihrer Seite, und wenn auch alle Spuren der Schreckenszeit noch nicht verwischt waren, die Mauern von Paris an einigen Stellen noch Inschriften trugen, die mit dem Worte Tod endigten, wurden doch schon beißende Spottlieder auf die Jacobiner gemacht.

Alles trug, wie schon gesagt, den Character des Abenteuerlichen an sich, den die Revolutionen den Geschäften, den Menschen und den Gewalten mittheilen.

„Die täglichen Zeuge, der tägliche Kopfputz, die täglich vorkommenden Scheidungen und Bankerotte", sagt ein Zeitgenosse, „bilden den Stoff der Unterhaltung."

„Die Kunst, Nichts zu sagen, eine Kunst, worin wir es schon vor Zeiten weit gebracht hatten, wird wieder Mode und vervollkommnet sich, bis auf das Angenehme, mit jedem Tage mehr und mehr."

„Man kleidet sich an, streicht durch die Straßen, hält eine reichliche Mahlzeit, spielt eine Partie Bouillotte, und macht eine Spazierfahrt im Carrick. Wenn wieder zu Hause, wird Thee getrunken, geschwatzt, ohne auf einander zu hören, und gegähnt, um die Maulsperre zu riskiren. Darnach legt man sich schlafen, um am andern Morgen und die folgenden Tage denselben Lebenslauf zu wiederholen."

„Das nennt man heutzutage auf dem Fuße der Pariser schönen Welt leben."

„Was ist denn die schöne Welt? — Ich kann es nicht sagen; aber man findet sie unter verschiedenen Trachten und in eben so verschiedenen Tonarten bei den Bürgern Barras, Talleyrand, Antonelle, Ouvrard, und den Damen von Stael, Tallien und de Viennai."

„Was treibt man bei der Frau von Viennai? — Man spielt. Und bei Mad. Tallien? — Man negocirt. Bei der Frau von Stael? — Man arrangirt sich. Bei Ouvrard? — Man calculirt. Bei Antonelle? — Man conspirirt. Bei Talleyrand? — Man persiflirt. Bei Barras? — Man legt sich auf's Lauern. Im Tivoli? — Man tanzt."

„Um 10 Uhr steht man auf, ißt um 5 Uhr zu Mittag, und legt sich Mitternachts schlafen, nachdem man im Sommer fünf bis sechs Gärten und im Winter drei Schauspielhäuser besucht hat."

„Die kleineren Schauspielhäuser sind immer angefüllt, die großen stehen immer leer. Seit das Odeon abgebrannt ist, spielt dessen Truppe überall; aber sie hat kaum noch die Bedeutung, welche vordem die Truppe des Theaters der Variétés hatte."

„Die Oper wird in Abwartung, daß sie sammt der Nationalbibliothek niederbrennt, sechs Mal im Jahr geschlossen."

„Die Lakaien hinten auf den Wagen kommen auch wieder zum Vorschein, und sie sehen sich, durch das Beispiel gereizt, häufig versucht, neben ihren Herren in den Wagen selber Platz zu nehmen."

„Des Sonntags wird trotz des vereinten Strebens der Decade, der Polizei und des Journal de Paris gefeiert."

„Man schließt fröhlichen Sinnes vor den Municipalitäten Ehen ab, läuft nach acht Tagen wieder von einander, führt zwei Jahre einen ärgerlichen Proceß, stirbt dann an Unverdaulichkeit oder Gram, und wird letztlich auf den Schindanger geworfen."

„Es wird viel gespielt, und es ist vielleicht nie so hoch gespielt worden. Eine übermäßige Trink- und Spielsucht ist die unausbleibliche Folge der Revolutionen. Es ist nichts gewöhnlicher, als zu sehen, wie Soldaten den Erwerb von drei Feldzügen im Trente et quarante verspielen."

„Ein wenig außergewöhnlich ist es aber wohl zu nennen, daß dergleichen Spielkneipen nicht allein öffentlich durch die Polizei verpachtet werden, sondern daß sich selbst Schriftsteller finden, welche der Anständigkeit und der Nothwendigkeit solcher Verpachtungen das Wort reden, indem ihrer Behauptung nach die Ordnung aus der Unordnung hervorgehen müsse."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kronenbraut. Von Esaias Tegnér. Deutsch von Hans Wachenhusen. Hamburg. B. S. Berendsohn. 1851. 45 Seiten u. eine Seite Noten (Anmerkungen). 8.

Der „Kronenbraut", einer idyllischen Dichtung in drei Gesängen: „die Trauung", „die Mahlzeit", „der Tanz", geht ein Gedicht an Franzén voran. Der Uebersetzer, dessen Talent in Uebertragungen aus fremden Sprachen sich schon mehrfach bewährt hat, giebt in folgenden einleitenden Worten Auskunft über diese letzte größere Poesie Tegnér's.

„Die „Kronenbraut" gehört einer späteren und zwar der letzten Periode von Tegnér's dichterischer Thätigkeit an, ja sie ist insofern noch von besonderem psychologischen Interesse, als sie sein Auferstehungsgesang nach jener geistigen Nacht war, welche ihn bekanntlich eine Zeitlang gefangen hielt — leider ist sie auch gewissermaßen sein Schwanengesang geworden. Tegnér schrieb dieses Gedicht nämlich schon im Jahre 1841 nach der Genesung von seiner Geisteskrankheit, und wahrscheinlich noch in Schleswig. Wie es da ist, war es von ihm nicht zum Druck bestimmt, vielmehr beabsichtigte er noch die letzte Hand an dasselbe zu legen; aus diesem Grunde erschien die „Kronenbraut" denn auch nicht eher im Druck, als bei Herausgabe seiner gesammelten Schriften, nach seinem Tode.

Was den Versbau betrifft, so sieht man dem Gedichte allerdings an einigen Stellen den ermattenden Flügelschlag eines hohen Dichtergenius an; auch der Herausgeber von Tegnérs gesammelten Schriften findet, daß hie und da die Klänge von Tegnér's Leier schon eine ermüdende Hand verrathen; der Dichter aber hat keine Aenderungen mehr vornehmen können, und ein Anderer hat dies zu thun nicht gewagt.

Die ländliche Scene dieser Idylle, heißt es in einer Vorbemerkung des Originals, ist das in Albo-Härad in Smaland bele-

gene Kirchspiel Skatelöf, dessen Grenzen von zwei Seen bespült werden, welche der Helgefluß verbindet. Der Probst, „der silberhaarige Weise,“ ist der wegen seiner Kenntniß der orientalischen Sprachen, besonders des Syrischen, bekannte Dr. C. M. Agrell, der nach fünfunddreißigjähriger Wirksamkeit als Seelsorger der genannten Gemeinde im Jahre 1840 starb. Sein Vorgänger war (1786—1804) der Probst Jonas Kellgren, ein Bruder des Dichters. Zwischen dem Letzteren und seiner Schwägerin wird in dem Gedicht eine romantische Seelenverwandtschaft angedeutet; wie es scheint, hat der Name der Schwägerin Christina — zugleich auch der Name eines der schönsten Gedichte Kellgren's — dem Verfasser Veranlassung zu diesem Phantasiespiel gegeben.

In der spielenden Weise, mit welcher der Dichter übrigens sich hier gleichsam dem Leser Preis giebt und sein eignes Bild mitten in die Gruppe stellt, welche er malt, offenbaren sich vielleicht mehr als in irgend einem anderen seiner Gedichte Züge einer Individualität, die Jeder, der ihn persönlich gekannt hat, mit Rührung wieder erkennen muß. Es scheint, als habe er auf fremder Erde, eingeschlossen in den dunklen Mauern einer Krankenanstalt, Trost darin gesucht, seine Gedanken in den Kreis seiner früheren Wirksamkeit zu versetzen, seine Phantasie mit den lächelnden Bildern der Heimath, seiner Enkel, der nordischen Johanniszeit und der ländlichen Gemüthlichkeit zu beschäftigen.

Die in dem Gedichte vorkommenden Ortsnamen gehören theils Skatelöf selbst, theils anderen Kirchspielen in Wärend an. Bekannt ist, daß auch Smaland eine Bravalla-Haide besitzt und sich mit Ostgothland um die Ehre streitet der Schauplatz des Kampfes zwischen Sigurd Ring und Harald Hildetand gewesen zu sein. Der Grabhügel des Letzteren wird noch jetzt dort gezeigt. —

Auch das der „Kronenbraut“ vorangeschickte Gedicht an Franzén bedarf wohl einer kleinen Erläuterung. Tegnér tadelt in demselben die poetische Richtung Franzén's; doch ist dies so böse nicht gemeint, wie wir es auch den letzten Strophen ansehen, denn Tegnér schätzte in Franzén sowohl den Menschen als den Dichter. In einem Briefe an ihn versichert er Franzén, er könne seinen 43sten Geburtstag nicht schöner feiern, als wenn er an ihn schreibe. Zwanzig Jahre nach diesem Briefe, also nicht lange vor seinem eigenen Tode, antwortete er Franzén, als dieser ihm schrieb, er sei schwer erkrankt:

„Ist Deine Krankheit wirklich so bedenklich, daß sie Deinem Leben Gefahr droht, so bitte ich Gott, er möge Dir Genesung schenken und uns, Deinen Freunden, und dem Vaterlande die Freude gönnen, Dich noch lange behalten zu dürfen. Hat Er es aber anders beschlossen, dann, bester Franzén, habe Dank für die treue Freundschaft, die Du mir mehr als dreißig Jahre hindurch geschenkt; sie war mir meine schönste Ehre. Wenn ich auch in letzterer Zeit nicht so ganz mit Dem einverstanden war, was Du schriebst und drucken ließest, so bleibt mir ja noch immer und namentlich aus Deinen jüngeren Jahren genug zu bewundern, und noch heute halte ich Dich aufrichtig für unsern größten Dichter. Wenn Du stirbst, so nimm diese Versicherung mit Dir ins Grab.“

In der poetischen Epistel an Franzén heißt es von Göthe:

„Ich ging mich müd' in Göthe's Pfeilerbogen,
Zu Pracht und Luxus führt da jede Spur;
In Rosenduft, in ambrasüßen Wogen,
Im Königsmantel prangt hier die Natur.
Die Kunst hat hier das Leben eingesogen,
Hoch oben steht sie, doch ein Prisma nur.
Wohl seh' den Dichter ich in all dem Schimmer;
Wie sich mein Herz auch freut, den Menschen find' ich nimmer.

Doch schön sind Faust und Tasso, sollt' ich meinen,
Ottilia, wie warm, und Mignon weich!
Des Südens Gluth, Verstand des Nordens scheinen
Sich zu verschmelzen hier so überreich.
Wo Herzen lieben, Herzen jauchzen, weinen,
Hat der Gewaltige sein stilles Reich.
Was Wissenschaft und Kunst auch Großes böte,
Stets war auf ihrer Höh' der nur zu kalte Göthe.“

Aus der „Kronenbraut“ (— das Gedicht ist so benannt nach der Krone, mit der die Braut geschmückt ist und die ihr nach altem Landesgebrauche abgetanzt wird) entnehmen wir eine Stelle, zu welcher Tegnér durch die Erinnerung an Kellgren, „den großen Freund der Wahrheit und des Sanges“ veranlaßt wurde.

„Nur Dichten nicht soll der Dichter, nicht einzig bilden das Schöne,
Denker soll er auch sein, er ist ja des Volkes Bewußtsein.
König im Reich der Geister, und wie die Sonne so soll er
Heften das Aug' auf Alles, was lebt, was die Zeit uns entwickelt.
Leiten soll er das Volk, nicht nur ihm zeigen, was schön ist,
Kennen, was Recht ist auch, Verstand ist sein erstes Bedürfniß.
Nimmer erbleiche der Mann, wenn die Walkyrie blutroth
Durch das Vaterland zieht, denn Muth ist der Werth ja des Mannes.
Nicht die Schildjungfrau ist's, die heute das Vaterland heimsucht.
Nein, ein Vogel ist's nur, halb Papagei und halb Eule.
Gleisnerisch taufte man ihn als Zeitgeist, Freiheit, Erleuchtung;
Aber dem Menschengehirn, das doch ein Gott einst bewohnte,
Hackt den Gedanken er aus, den Frieden dem menschlichen Herzen.
Kellgren, erwach' im Grab, kehr wieder zum Norden und eifre
Wieder für Wahrheit und Recht, Vernunft, Besinnung und Ehre:
Zieh' noch einmal ins Feld wider Aberwitz, Thorheit und Flachheit!
Flacheres giebt es ja nichts als all dies politische Treiben!
Ja, verderbt ist die Zeit; bekehre die Geister der Irren,
Schwinge das mächtige Schwert, das blitzende, wieder für Wahrheit,
Daß wir noch einmal mit Schaam erkennen, was würdig und recht ist,
Würdig des herrlichen Volkes, für das die Wasa's gestorben!

Für die äußere Ausstattung hat die Verlagshandlung bestens gesorgt.

L.

Das Buch der Weltweisheit oder die Lehren der bedeutendsten Philosophen aller Zeiten, dargestellt für die Gebildeten des deutschen Volkes. In zwei Theilen. Erster Theil. Alterthum und Mittelalter. Zweiter Theil. Die neuere Zeit. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn. 1851. VIII, 343, VIII und 352 Seiten. Gr. 8.

Der Zweck dieses Buches ist, die Leser einzuführen in die „Galerie der Heroen der denkenden Vernunft, welche in Kraft dieser Vernunft in das Wesen der Dinge, der Natur und des Geistes, in das Wesen Gottes eingedrungen sind und uns den höchsten Schatz, den Schatz der Vernunfterkenntniß erarbeitet haben." — Je seltener eine nähere Bekanntschaft mit der Geschichte der Philosophie, selbst unter Gebildeten gefunden wird, desto mehr sind Werke, wie das vorliegende, zweck- und zeitgemäß. Wenn nun auch die äußere, untergeordnete Seite der Geschichte der Philosophie, die ihrer äußern Schicksale, ihrer Entstehung, Verbreitung und Bekämpfung, ihrer persönlichen Träger, ihrer Lehrer und Beförderer, ihres Verhältnisses zum Staate u. A., hier nirgends unbeachtet bleibt, so ist es doch vorzüglich ihre innere Geschichte, die Darstellung der philosophischen Systeme selbst, die ausführlich und gründlich vorgetragen wird. In dem Paragraphen, welcher von der Aufgabe der Geschichte der Philosophie handelt, heißt es: „In der Darstellung dieser Systeme selbst ist vor Allem die Grundidee oder das Princip, worin die weltgeschichtliche Bedeutsamkeit der Leistung besteht, an's Licht zu stellen und die Ausbreitung des Grundgedankens zum Systeme in möglichst urkundlicher, d. h. an die Quellen selbst sich anschließender Darstellung vorzuführen. Die einzelnen Philosophen müssen sich so viel als möglich selbst schildern, und den eigenen Worten derselben darf sich so wenig als möglich die Reflexion und Ansicht des Darstellers beimischen. Die geschichtliche Treue ist ein Haupterforderniß für den Geschichtschreiber der Philosophie." Der Verfasser hat diesen Bedingungen und Anforderungen Genüge geleistet und seine Uebersichten und Analysen der einzelnen bedeutendsten Systeme gewähren hinreichende Belehrung; wer freilich Beruf und Neigung fühlt, weiter in den Geist derselben einzudringen, muß sich den Quellen selbst zuwenden oder sich mit umfassenderen Darstellungen der Lehren und des Lebens ihrer Begründer vertraut machen. Diese nachzuweisen, dazu dienen die literarischen Notizen in Bezug sowol auf die Geschichte der Philosophie überhaupt und einzelner Zeitabschnitte, als auf die werthvolleren Monographieen über besondere philosophische Richtungen; daß die neuere Literatur und vorzüglich in unserer Muttersprache geschriebene Werke dabei besonders berücksichtigt sind, entspricht der Bestimmung des Buches. Etwas bibliographisch genauer hätten die Titel angegeben, wenigstens der Verlagsort hinzugefügt werden können.

Die Einleitung legt den Zweck des Buches dar, bespricht das Wesen und den Begriff der Philosophie, das Verhältniß derselben zu andern Gebieten des Geisteslebens, die Geschichte der Philosophie, den Anfang, die Aufgabe derselben, giebt die Eintheilung und Uebersicht und lehrt die Quellen und Literatur kennen. Der erste Abschnitt hat die antike oder griechisch-römische Philosophie zum Gegenstande; er zerfällt in drei Haupttheile: 1) die vorsokratische Philosophie, 2) die sokratisch-platonisch-aristotelische Philosophie und 3) die nacharistotelische Philosophie. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der Philosophie des Mittelalters; zuerst wird die arabische und jüdische Philosophie dieses Zeitabschnittes, dann die christliche geschildert, die Letztere in dreifacher Gestalt, nämlich als patristische, scholastische und mystische. Der dritte Abschnitt, welcher den ganzen zweiten Theil einnimmt, ist der neueren Philosophie gewidmet. Das bedeutende und reichhaltige Material, welches sich für diesen Abschnitt dem Verfasser darbot, und die allgemeinere Theilnahme, welche diese Partie des Buches erwarten läßt, veranlaßte und rechtfertigt hier die größere Ausführlichkeit, obgleich Wesentliches auch in der Geschichte der antiken und mittelalterlichen Philosophie nicht vermißt wird. Der Abschnitt ist in drei Epochen getheilt: 1) die philosophischen Bestrebungen im Reformationszeitalter (1450 — 1650); 2) der einseitige Idealismus und Realismus von Cartesius bis Kant (1650 — 1780); 3) die metaphysisch-absolute Richtung in der neuern Philosophie (1780 bis auf die Gegenwart). In der ersten Epoche werden uns vorgeführt: 1) die Umwandlung des wissenschaftlichen Zeitgeistes; 2) die reproductiv-antischolastische Richtung des philosophischen Geistes; 3) die eigenthümlichen Bestrebungen der Philosophie des Reformationszeitalters, und zwar a) die italienischen Philosophen; b) die mystisch-theosophische Philosophie; c) die antischolastisch-empirische Philosophie. Die zweite Epoche begreift in sich: 1) die Grundlegung des Idealismus und Realismus; 2) die realistische Entwickelungsperiode. Die dritte umfaßt: 1) die Kant-Fichte'sche Richtung; 2) die Schelling-Hegel'sche Richtung; 3) die Versuche einer neuen Grundlegung der Philosophie.

Um durch ein Beispiel zu zeigen, wie der Verfasser die einzelnen Stoffe zergliedert, mögen hier die Ueberschriften der Paragraphe folgen, in welchen von Kant und seinem Systeme gesprochen wird (S. 232—254): Kant's Leben (es ist dabei die Biographie desselben von Schubert im 9. Bande von Kant's sämmtlichen Werken citirt); seine schriftstellerische Entwickelung und philosophische Leistung; das Kant'sche System: die Kritik der reinen Vernunft; die Kritik der practischen Vernunft; die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft; die Kant'sche Schule (hier ist Rosenkranz's Geschichte der Kant'schen Philosophie 1840 angeführt). Dieser letzte Paragraph (67) lautet in seiner ersten größeren Hälfte: „Wie jede wahrhafte Philosophie durch ihr Auftreten Epoche machen muß, indem sie nämlich ihrer Zeit zum Bewußtsein ihres Wesens verhilft und darum auch unwillkürlich die Sympathien Derer gewinnt, welche ihre Zeit verstehen; so hat auch die Kant'sche Philosophie, nachdem einmal die erste Sprödigkeit im Publicum überwunden und die Theilnahme der denkenden Köpfe erwacht war, mit elektrischer Schnelligkeit sich durch ganz Deutschland und bis über die Grenzen Deutschlands hinaus fortgepflanzt. Der neue philosophische Standpunkt, der den Ehrgeiz des Denkens aufstachelte, die Kühnheit der Kritik, das Unerhörte der Resultate, die Leichtigkeit oder Anwendbarkeit ihrer Principien auf die positiven Wissenschaften, vor Allem aber der hohe sittliche

Ernst und die gewaltige Macht der sittlichen Freiheit und Autonomie des Menschengeistes, deren Gedanke im Grunde das eigentlich positive Centrum dieser Philosophie bildete und gegen die Verwässerung des sittlichen Lebens durch die sich breitmachende Richtung der Wolff'schen Aufklärung ein wichtiges gehaltvolles Gegengewicht abgab, Alles dies vereinigte sich, um dieser Philosophie den großen Beifall zu erwerben, den sie sich bei den Zeitgenossen erwarb, so daß sie gewissermaßen als eine neue Religion die ausgebreitetsten wissenschaftlichen und socialen Wirkungen erlangte. Es wurden an allen Universitäten Lehrstühle für die Kant'sche Philosophie errichtet, deren Vertreter eine zahlreiche Schule bildeten und bei allen Gebildeten, sogar bei Frauen, ein philosophisches Interesse zu erwecken verstanden, ebenso auch den Einfluß der neuen Philosophie auf die positiven Wissenschaften geltend machten und als Vertheidiger, wie als Fortbildner des Kantianismus auftraten. Im Wesentlichen zeigt jedoch die Kant'sche Schule eine gewisse Monotonie, indem meist ein Kantianer dem andern ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Zunächst wurde die Kant'sche Philosophie vorwaltend nur von protestantischen Staaten aufgenommen, von den katholischen dagegen anfangs mehr oder weniger abgestoßen, bis allmälig auch der Katholicismus sich ihren Einflüssen nicht länger mehr zu entziehen vermochte.

In Königsberg sind unter den Anhängern und Schülern Kant's zu nennen: Schulze (gestorben 1805), Professor der Mathematik, welcher 1784 für das größere Publicum, für welches Kant's Werk noch mit Hieroglyphen geschrieben sei, seine „Erläuterungen über des Herrn Professors Kant Kritik der reinen Vernunft" herausgab und darin namentlich auch die Theologen beruhigte, da die Kant'sche Philosophie den Geheimnissen der Offenbarung und des Glaubens offenen Spielraum lasse. Als Schüler Kant's bildete Kraus (gestorben 1807), Professor der Philosophie und Cameralwissenschaften in Königsberg, viele preußische Staatsmänner im Sinne Kant'scher Bildung. Pörschke (gestorben 1812), Professor der Philosophie und Pädagogik, war Kant's langjähriger und vertrauter Freund, ohne eigentlich ein stricter Anhänger seiner Philosophie zu sein, theilte jedoch die Kant'sche Begeisterung für sittliche Freiheit und Würde des Menschen. Jüngere Schüler Kant's waren Jachmann und Rink in Königsberg, von welchen Ersterer Notizen zur Biographie Kant's gab, Letzterer die Vorlesungen desselben über Pädagogik und physische Geographie herausgab, während Jäsche in Dorpat, der überall gegen den Pantheismus kämpfte, Kant's Logik herausgab.

In Berlin trat als theilweiser Anhänger Kant's der Jude Maimon im Jahre 1794 mit seinem „Versuch einer neuen Logik oder Theorie des Denkens" auf, worin er in manchen Punkten auch Kant bestritt. Derselbe schrieb auch ein philosophisches Wörterbuch, das mit dem Artikel Aberglauben beginnt, und mit dem Artikel Zweifel schließt. Der eigentliche kanonische Repräsentant der Kant'schen Philosophie in Berlin ist Kiesewetter gewesen, der eigentliche Modephilosoph des Kantianismus, welcher die Kant'sche Philosophie unverändert reproducirte und Auszüge daraus gab. Enthusiastisch für Kant begeistert war der Arzt Erhard (gestorben 1827 in Berlin), der dem Studium Kant's eine Wiedergeburt seines ganzen Menschen verdankte und durch die Lectüre von Kant's Kritik der reinen Vernunft bis zu Thränen gerührt ward.

In Halle wurde die Kant'sche Philosophie, neben der Wolff'schen Popularphilosophie, in scholastischer Weise popularisirt. Jacob (gestorben 1827) trieb die Propaganda der neuen Lehre durch Vorlesungen, Recensionen und Schriften eifrig; besonders hervorzuheben sind zwei Schriften von ihm über das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Tieftrunk (gestorben 1835) war ursprünglich Theologe und warf sich als Kantianer zuletzt auf Sprachreinigungsversuche.

In Leipzig übersetzte Born in den Jahren 1796—98 die Hauptwerke Kant's ins Lateinische, eine Uebersetzung, welche besonders in die Bibliotheken katholischer Klöster und Lehranstalten übergegangen ist. Der eigentliche Repräsentant des Kantianismus in Leipzig war Heydenreich (gestorben 1801), der für Kant schwärmte, eigentlich aber mehr ein poetisirender und rhetorisirender Philosoph war. In seinem „Taschenbuch für denkende Gottesverehrer" verkündigt er die Kant'schen Religionsideen. Krug (gestorben 1842), der anfangs in Königsberg, dann in Leipzig Professor war, stellte die literarische Industrie und Vielschreiberei innerhalb der Kant'schen Schule dar.

In Jena trat Schmid (gestorben 1812 als Professor der Philosophie und Theologie) als selbstständiger Anhänger und Schüler Kant's auf und gab einen Auszug aus Kant und ein „Wörterbuch zum leichtern Gebrauch der Kant'schen Schriften" (1786 und 1788 in zweiter Auflage), sowie eine Moralphilosophie heraus, worin er an Kant's Ansicht, daß der Grund des Bösen unerkennbar sein solle, Anstoß nahm und der Ansicht war, daß der Grund desselben eben so gut im Dinge an sich liegen müsse, wie der Grund des Guten, und daß das Dasein des Bösen ein Verhängniß der Natur des intelligibeln Dings an sich (intelligibeler Fatalismus) sei. Außerdem hat Schmid auch die empirische Psychologie, das Naturrecht und die philosophische Dogmatik bearbeitet.

In Göttingen waren Meiners, Schulze (Aenesidemus), Bouterweck mit mehr oder weniger Selbstständigkeit Anhänger der Kant'schen Philosophie, wurden freilich von einem Lichtenberg an philosophischem Geiste weit überragt. In Marburg schrieb Tiedemann seinen „Geist der speculativen Philosophie" und Tennemann seine „Geschichte der Philosophie" vom Kant'schen Standpunkt aus. In Gießen popularisirte Snell die Philosophie bis ins Triviale in seinen Lehrbüchern über alle Zweige der Philosophie, die bei allen Denjenigen beliebt waren, welche von der Philosophie Unterhaltung suchten, wobei sie nicht selbst denkend mit zu arbeiten nöthig hatten. In Erlangen wurde die Kant'sche Philosophie durch Goes und Abicht ausgebreitet; in Baiern durch einen im Sinne Wessenberg's wirkenden katholischen Geistlichen Mutschelle; in Wien konnte sich, trotz Bendavid's (gestorben 1802) Vorlesungen vom Kant'schen Standpunkt aus, die Kant'sche Philosophie, wie überhaupt die Philosophie, bis jetzt nicht recht festsetzen. Ein enthusiastischer Anhänger Kant's war auch Baggesen, der 1796—1811 Professor in Kopenhagen war, dann privatisirte und 1826 in Hamburg starb. Er war

eine mehr poetisch-philosophische Natur, in welcher sich der Kant'sche Rationalismus lebensvoll verkörperte, und durch viele Reisen und lebhafte Correspondenz in Verkehr mit Reinhold, Fichte, Schiller, Jacobi und Andern. Eine große Anzahl von Kantianern, von welchen nur die Namen zu nennen wären, die aber sonst ganz bedeutungslos geblieben sind, dürfen unerwähnt bleiben."

In der zweiten Hälfte des Paragraphen wird der Einfluß der Kant'schen Philosophie auf die Fachwissenschaften, namentlich die Theologie, die protestantische (Stäudlin, Paulus, Wegscheider, Ammon, Röhr) und katholische (Hermes, Braun, Achterfeld, Elvenich, Baltzer), besprochen. — Am Schlusse ist Schiller's gedacht.

Das Buch der Weltweisheit wird sich Allen, selbst Gelehrten, denen größere Werke über die Geschichte der Philosophie nicht zur Verfügung stehen, als nützliches Handbuch bewähren; auch Volksschullehrern empfehlen wir es zur Aufnahme in ihre Bibliotheken.

Papier und Druck (von F. A. Brockhaus) sind sehr schön.

Hoffmann.

Literaturbriefe

Von

Hugo Goering.

III.

Vom 18. bis 24. September d. J. wurde in Gotha die 28. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte gehalten. Da waren sie denn aus allen deutschen Gauen gekommen, und tagten in drei öffentlichen Sitzungen und in verschiedenen Sectionen. Gar Mancher hatte aus dem Speicherhause seiner Erfahrungen eine Garbe mitgebracht, und theilte die Aehren derselben aus. Auch Geschriebenes und Gedrucktes war in Masse eingegeben worden, das sich mehr oder weniger als verwandt zum Studium der Naturwissenschaften und Medizin verhielt. Ein Werkchen war ganz speciell der Versammlung gewidmet. Sein Titel ist:

> Der Heerwurm, sein Erscheinen, seine Naturgeschichte und seine Poesie! Ein monographischer Versuch von Ludwig Bechstein. Mit 1 Tafel Abbildungen. Nürnberg. Korn. 1851.

Es mag wohl im Flachland oder weiter im Norden Deutschlands nach der Nord oder Ostsee zu Viele geben, die noch Nichts vom Heerwurm gehört haben. Anders steht es mit denen, welche den Gebirgen näher wohnen. Ihnen ist wohl schon manchmal geheimnißvoll vom Heerwurm, als von einer wundersamen Mähr erzählt worden. Nur Wenigen freilich wird das Glück zu Theil die seltsame Naturerscheinung zu sehen, und daher mag es wohl kommen, daß so wenig Sicheres als Resultat von Forschungen vorliegt. Bechstein beklagt dies auch in seinem Buche, aber auch ihm ist es nur erst einmal geglückt Beobachtungen über den Heerwurm anzustellen. Er hat es nun aber auch mit einer Genauigkeit gethan, wie keiner seiner Vorgänger. Er sagt zwar, sich selbst kritisirend mit einer Strophe aus dem Wartburgkrieg: „Du bist ein leie, snippin snap," aber wer hätte in gleichem Falle mehr thun, mehr erforschen können, als er? Die ausgebreitete Belesenheit des Verfassers, welche sich in der, der Literatur und Naturgeschichte des Heerwurms gewidmeten Abtheilung zeigt, ist nicht geringer, als die Genauigkeit, welche in der eigenen Beobachtung und Beschreibung niedergelegt ist. Das 3. Kapitel beschäftigt sich mit der Poesie des Heerwurms. Nun freilich, und die anderen daran geknüpften Bemerkungen vom Reichthum der Mythen im Zusammenhang mit der Thierwelt wird meist nur denen verständlich sein, die selbst am Born ursprünglichen Weltlebens geschöpft, die selbst nach Erzadern im Schachte tiefer Waldeinsamkeit gesucht haben.

Möge das Büchelchen dem Leserpublikum bestens empfohlen sein. An Belehrung und Unterhaltung bietet es gleich viel. Auf ein im vorigen Jahre erschienenes Werk Bechstein's „Ein dunkles Loos" machen wir noch nachträglich aufmerksam, und kommen auch wieder auf dasselbe zurück.

Veer plattdütsche Leeder to Proof.

In angelsche Spraakwiis.

Van J. Riemer.

Der Verfasser der nachstehenden Gedichte hat für dieselben genau den Dialect seiner Heimath, das südöstliche Angeln, gewählt und sich bemüht so viel wie möglich die Schreibart nach dem Sprechlaut zu richten, welches ihm aber nicht immer hat zweckmäßig scheinen wollen, weil dann mancher Ausdruck dem Leser vielleicht ganz unverständlich gewesen wäre. Der Mangel der Flexion, namentlich in der Declination, macht dem Dichter den Rhythmus gerade in dieser Mundart schwerer wie in jedem anderen plattdeutschen Dialect und ist sie vielleicht auch dem nicht daran gewöhnten Ohre minder angenehm. Indessen dürften diese kleinen Gedichtproben manchem Leser doch eben deswegen einiges Interesse, und zwar ein doppeltes, darbieten: einmal wegen der heutigen politischen Verhältnisse im Lande Angeln und dann wegen des unverkennbaren Einflusses welchen die nahe Nachbarschaft des Dänischen auf das dortige Plattdeutsch ausübt. Was Jene betrifft so gehört deren Erörterung nicht hieher, und soll nur so viel bemerkt werden, daß der Verfasser zwar des Dänischen wie des Deutschen fast gleich mächtig ist, jedoch müßte er lügen, wenn er behaupten wollte, daß er dieses von seiner Heimath her hätte. Auf dem Lande in Angeln aufgewachsen und größtentheils in der Jugend mit Bauern verkehrend hat er bis zu seinem zwanzigsten Jahre kaum ein Wort Dänisch verstanden und gehört. Was dagegen diese angeht, so macht sich der Einfluß des Dänischen überall zuvörderst in der ungemein weichen und gedehnten Aussprache geltend. Das weiche d am Ende der Wörter, welches im Dänischen so ungemein schwer für den Fremden auszusprechen ist, wird

gar nicht gehört, und habe ich es darum ganz weggelassen. Wo dasselbe aber bei der Flexion in die Mitte des Wortes geräth, da erhält es den Laut eines leisen ganz weichen r z. B. „Stä — Stäben" „Gut — gude"; eben so klingt das doppelte dd genau wie „rr" z. B. in „wedder" wieder, „midden" mitten und habe ich daher hier es vorgezogen „mirren" und „werrer" zu schreiben, obgleich Jenes richtiger wäre, wie auch das d am Ende des Wortes nicht wegzuwerfen. Das Plattdeutsche hat einen eigenen Vocal für den wir kein Schriftzeichen besitzen, das offene O, welches fast wie „oä" klingt und dessen Diphthong ö, wie „öä". Der Unterschied in der Aussprache ist zu groß, daß derselbe nicht beim Schreiben bezeichnet werden müßte, und habe ich daher diese Buchstaben mit einem Hütchen versehen z. B. nåh — nah — zum Unterschied von nah d. i. genug, „dör" darf und „dör" Thür.

In der Conjugation mahnt die Form des Imperfect's ebenfalls an das Dänische; der Angeler sagt in der regelmäßigen Conjugation: „Ick läf" ich lebe „Imperf. Ick läwer" ich lebte, während man gleich südlich von der Schlei „Ick läfd oder läfde" spricht. Jene Form ist aber nichts Anderes als die syncopirte dänische Form des Imperfects „jeg levd" indem das d hier am Ende nach Manier der Angelschen Aussprache sich in ein r verwandelt hat.

Viele Constructionen und Wörter sind auch rein dänischen Ursprungs, so auch besonders der Gebrauch des Wortes Bliwen — bleiben — als Hülfszeitwort und gleichbedeutend mit werden.

Es ist recht interessant wenn man durch Angeln reis't, je weiter man nach Norden kommt diesen Einfluß des Dänischen auf die plattdeutsche Sprache wachsen zu sehen. Die Danismen häufen sich immer mehr und der Zischlaut des Sch geht fast überall in das dänische Sk über. Indessen muß man nicht glauben, daß dieses danisirte Plattdeutsch am Ende in das alte angler Dänisch überginge. Beide Sprachen sind unter sich ganz verschieden und bestehen im nördlichsten Angeln noch neben einander. Welcher von Beiden aber die Priorität zukomme das ist, abgesehen von der heutigen politischen Streitfrage historisch gewiß schwerer zu lösen, als wie es Manchem scheinen möchte.

I. Unse Spraak.

Van J. Riemer.

As min Landslü will ick spräken,
Will ick Leeder to ju singen.
Gimmi [1]) Spraak, denn Läwensleeken,
Laat et lut un lemmdig klingen!
De et seggn du mos't bald stigen
In dat Graff de schölln sick schämen,
Schölln et lasen dat man Swigen
Nich för Starwen glik dör nämen.

Wo man süht de Sli hengliden,
Wo dat Dütsche mit dat Dänsche
Mennig Dagg all liggt in Striden,
Wo se de verdreite sänsche
Spraak — in Dänsch nich, nåh in't dütsche
Skrit en recht — bi Städe all föhren,
De för Ohren, ock nich krütsche, [2])
Is en Gruls rein antohören:

Süht man unse Land sick breeden,
Dusend Goordens to vergliken,
Wo de Rögg drascht und de Weeten,
Deeb de Kö in Kleewer striken.
Wo de Koppeln rund ömkanten
Blöhnde Tühn as bunte Söme,
Un de Buerhüs, de glanten,
Schulig [3]) kieken ut de Böme.

Kannst de hele Welt dörfohren
Warst döch man een Angeln finnen.
As enmaal för lange Johren
Westrut af, mehr Ruum to winnen
Ut ehr Land de Meisten gingen
Sünt blot unse Förfohrn bläwen,
Konnen nich ehr Hart bedwingen,
Dat to fast an't Land dee kläwen.

De do trecken hen to Striden
Hemm nah Ruum un Room sick wunnen,
Room un Ruum för alle Tiden.
Döch de, best tohus et funnen
Sägent Gött in uns nöch jömmer:
Waanen fri op Vatterstäden;
Slaawenblood hemm Angler nömmer
In de Adern in sick läden.

Hoolt denn wiß ju Göttessägen
De oppt Feld, in't Hus un binnen
Deeb in't Hart is allerwägen
Hier to finnen door to winnen.
Wat Ji hefft hoolt! Laat' nix gliden.
Spraak un — döch wat will ick lehren?!
Weer et döch in disse Tiden
Ehr' un Lust to ju to hören.

Ut ju däglich harde Staawern
Will ick glatte Leeder trecken,
As de, de mit Hack und Haamern
Harde Steens to't Läwen wecken.
Ji, de mit verwendte Tungen
Möcht blot Hochdütsch Sukker teeren,
Schöllt wol, wenn min Leed so klungen
As et schoⅡ, ju Spraakwiis ehren!

1) Gimmi für Gif mi d. i. gieb mir. 2) krütsch d. i. wählerisch. 3) Schulig von schulen, dänisch skjule d. i. sich verstecken.

(Fortsetzung folgt.)

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 89. **Mittwoch, den 5. November.** **1851.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Drei Frauen verbreiteten unter allen einen großen Glanz über die Gesellschaft der Zeit des Directoriums: Mad. Tallien, Josephine und Mad. Recamier. Eine vierte, die erst jüngst erloschen ist, und die bis zu ihrem letzten Augenblick den Zauber ihres Geistes bewahrt hat, Mad. Hamelin, war damals noch zu jung und wurde erst unter dem Consulat in die Welt eingeführt.

Es war in jener leichtfertigen, gleich Lazarus vom Tode auferweckten, Gesellschaft, die sich gedrängt fühlte ein unsicheres Leben zu genießen, Mode, daß einer Frau öffentlich die Cour gemacht und sie von zwanzig Anbetern zugleich geliebt werden konnte. Indem Mad. Recamier sich dieser Mode unterwarf, fügte sie derselben noch die seltene Neuerung hinzu, mehr als eine Andere geliebt zu seyn, und dabei der höchsten Achtung zu genießen. Die großen Namen und die großen Herzen sind nicht zu zählen, die vierzig Jahre hindurch zu ihren Füßen gelegen haben, ohne daß das eifersüchtigste Auge je einen Flecken in diesem Leben zu entdecken vermocht hat.

Als wir die Ehre hatten, Madame Recamier vorgestellt zu werden, konnte sie wohl sechzig Jahre zählen, und obwohl sie, wie eine Confirmandin, in Weiß gekleidet ging, erschien dieser Anzug, der bei jeder Anderen auffällig gewesen seyn würde, ganz einfach und passend für die unvergängliche Jugend ihrer Schönheit und ihres Geistes. Sie war von Natur sanft, wohlwollend, hochgebildet; sie sprach wenig, war aber eine aufmerksame Hörerin und klar in ihrem Urtheil; sie wußte eine Conversation mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu führen; fragte, ohne sich dabei zu täuschen, einem Jeden immer nur das, worin er am besten bewandert war, und ließ alle Welt im vortheilhaftesten Lichte erscheinen, ohne je Jemand zu verletzen oder unzufrieden zu machen, was denn die Folge hatte, daß Jedermann sich zufriedengestellt fühlte und sie bezaubernd fand.

Mad. Tallien, die Tochter des berühmten Banquiers Cabarus, der nachdem Minister und Gesandter des Königs von Spanien, Carl's IV., geworden ist, war sehr jung an den Herrn von Fontenay, Bordeauxer Parlamentsrath, verheirathet worden, und schloß sich auf den Fersen von Tallien, den man im October 1793 als Volksrepräsentanten in Mission nach Bordeaux gesandt hatte, der Revolution an.

Man muß den Revolutionsschwindel und die furchtbare Gefahr des Augenblickes mit in Anschlag bringen, um zu begreifen, wie eine Frau, jung, schön nnd reich wie die Frau von Fontenay, sich einem Tallien hat anschließen können.

Sohn eines Haushofmeisters des Marquis von Bercy, successive Schreiber bei einem Procurator und Notar, und Schriftsetzer in der Druckerei des Moniteur, stiftete Tallien im Monat Januar 1792 eine brüderliche Gesellschaft, in welcher er jeden Sonntag einen Sermon hielt, den er selber Prône civique betitelte.

Tallien war zu jener Zeit, ebenso wie Danton, wie Robespierre und wie Marat, ein Anhänger der constitutionellen Monarchie, und ein Anzeigeblatt, dessen Kosten durch die Gesellschaft der Jacobiner bestritten wurden, hatte angegebener Maßen den Zweck: „die aufrührerischen Bewegungen zu verhindern, weil das Glück des Volkes und das Interesse der Freiheit stets dadurch gefährdet werde.“

Er gab sein, gegen die Emeuten gerichtetes, Blatt noch in dem Augenblicke heraus, wo er an der Emeute vom 10. August einen ziemlich wesentlichen Antheil nahm, um sich so die Ernennung als Greffier der aufrührerischen Gemeinde zu verdienen. Dieser Posten gereichte Tallien aber zur Unehre, denn er befleckte sich in demselben mit dem Septemberblute. Seine Unterschrift befindet sich unter den gräulichen Bons, die den Mördern aus Orleans, und den Karrenführern, welche die Leichen aus den Gefängnissen fortschafften, ausgefertigt wurden.

Solch' ein Mann war es, dem sich die Frau von Fontenay seit dem Jahr 1793 ergeben hatte; doch nahm sie seinen Namen erst an, nachdem die Excesse seines früheren Lebens durch die Thermidor-Revolution gesühnt worden waren.

Obgleich die Revolution vom 9. Thermidor ein sehr complicirtes Ereigniß gewesen ist, bei welchem eine Menge interessirter Personen die Hände im Spiel gehabt haben, hat die Vorsehung der Frau von Fontenay doch eine bedeutende Rolle darin zugetheilt, welche die Geschichte nie vergessen wird. Sie befand sich in La Force, gleich den 8000 andern Opfern, die in den Gefängnissen aufgehäuft waren, ihre Reihe, das Haupt unter die Guillotine zu legen, abwartend, als sie folgendes Billet an Tallien schrieb:

„Aus La Force, den 7. Thermidor.

Die Frau von Fontenay an den Herrn Tallien.

So eben verläßt mich der Polizeiadministrator. Er hat mir angekündigt, daß ich morgen zum Tribunal hinaufgehen, das heißt, das Schaffot besteigen solle. Das klingt nun freilich anders, als ein Traum, den ich vorige Nacht gehabt habe. Mir träumte nämlich, Robespierre existirte nicht mehr, und die Gefängnisse ständen offen . . . . aber Dank Ihrer erbärmlichen Feigheit, wird es bald niemand mehr in Frankreich geben, der diesen Traum zu verwirklichen im Stande wäre."

Tallien antwortete darauf, desselben Tages, am 7. Thermidor:

„Seyn Sie so vorsichtig, als ich muthig seyn werde, und verlieren Sie die Fassung nicht."

Drei Tage später war der Traum der Frau von Fontenay in Erfüllung gegangen: Robespierre bestieg das Schaffott, und die Gefängnisse begannen sich zu öffnen. Tallien hatte ein Wunder wie dieses nicht allein bewerkstelligt; er hatte aber die Rede, mit welcher Saint-Just die Sitzung vom 9. Thermidor eröffnete, zuerst unterbrochen, und den Beschluß erwirkt, daß der, Tags vorher von Robespierre angegriffene, Heilsausschuß gerufen und gehört ward, und Billaud-Varennes Gelegenheit zu einem verzweifelten Angriff gegeben, der den Convent mit sich fortriß.

Bald nach ihrem Austritt aus La Force, heirathete die Frau von Fontenay Tallien. Sie verdankte dieser Verbindung die Erhaltung ihres großen Vermögens, und die, für den immensen Dienst, welchen sie Frankreich erwiesen hatte, dankbare öffentliche Meinung gab ihr den Beinamen *Notre-Dame vom Thermidor*. Die politischen Leidenschaften, so feurig als blind, haben diese glorreiche Bezeichnung in *Notre-Dame vom September* umwandeln wollen, ohne zu bedenken, daß die Septembermetzeleien im Jahr 1792 statt gefunden haben, und daß die Frau von Fontenay Tallien erst dreizehn Monate später, im October 1793, zu Bordeaux kennen lernte.

Alle Zeitgenossen sind darin einstimmig, der Schönheit der Mad. Tallien eine Idee des Wunderbaren unterzulegen. Sie zählte damals ungefähr 20 Jahre, da sie um das Jahr 1775 in Spanien geboren worden war. Ihre Schönheit vereinigte im höchsten Grade die zwei Eigenschaften, die so selten neben einander gefunden werden: die höchste Reinheit der Züge und eine außerordentliche Anmuth, die Majestät, welche imponirt, und die Lieblichkeit, die für sich einnimmt.

Tallien verstand es nicht, sich solch einen Schatz, dessen Werth der bezauberndste Geist und die zarteste Güte noch erhöhete, zu erhalten: sie ließen sich nach langem häuslichen Unfrieden scheiden, und Therese Cabarus ist nachdem, im Jahr 1805, Gräfin von Caraman und Fürstin von Chimay geworden.

Josephine Tascher de la Pagerie, geboren auf Martinique, den 24. Juni 1763, hatte ihren Gatten, den tapfern und illustren Alexander von Beauharnais, gewesenen Obergeneral der Rhein-Armee, am 5. Thermidor des Jahrs III, vier Tage vor dem Sturz von Robespierre, verloren. Er war mit 54 andern Opfern: Stiftsherren, Pfarrern, Banquiers, Magistratspersonen, Matrosen, Greffiers, auf's Ungefähr von allen Seiten zusammengerafft, in einer *Fournee* (Ofen voll), wie das Revolutionstribunal es nannte, verurtheilt worden. Josephine selber befand sich zu Saint-Pelagie, wo sie, am 3. November 1793, unter den im *Moniteur* nicht richtig angegebenen Namen Marie Francoise Beauharnais, gefangen gesetzt worden war. Ihre Tochter Hortense war in einem unbekannten Pensionate verborgen, und ihr Sohn Eugen, damals 13½ Jahr alt, befand sich bei einem Tischler in der Lehre.

Nach dem 9. Thermidor aus dem Gefängniß entlassen, mußte Josephine sich einige Zeit sehr knapp behelfen, bis sie auf Verwendung von Barras für die confiscirten Güter ihres Gatten eine Entschädigung von 100,000 Fr. erhielt.

Die Tradition giebt an, es wäre ihr in ihrer Jugend eine hohe Bestimmung prophezeit worden; die Sache hat auch, wenn sie gleich in ihren Einzelnheiten etwas entstellt seyn mag, ihre volle Richtigkeit; sie findet sich schon sieben Jahre vor der Einführung des Kaiserthums in einem Journal angegeben.

Herr Berlin d'Antilly berichtete hierüber in seiner Zeitschrift le Thé, unterm 30. Mai 1797:

„Im Jahr 1787 stattete die Frau von — der Gräfin Alexander von Beauharnais, jetzige Madame Bonaparte, mit der sie sehr befreundet war, einen Besuch ab, und da sagte diese zu ihr: „Hören Sie, meine Liebe, man hat mir Karten gelegt, und da ist mir prophezeiht worden, daß ich eine *sehr hohe* Dame werden, und eines sehr glänzenden, aber nicht sehr lange dauernden Schicksals genießen würde."

Nicht bei Barras, wie es in den Biographien gesagt wird, sondern in seiner eignen Wohnung, im Generalstabe zu Paris ist es gewesen, wo Josephine Bonaparte kennen gelernt hat. Es war gegen Ende des Jahres 1795, nachdem die Ereignisse des 13. Vendemiaire die Veranlassung gewesen waren, daß Bonaparte das Commando der Armee des Innern erhalten hatte. Der Kaiser selber erzählt diesen bedeutenden Umstand seines Lebens, wie folgt:

„Es war zu der Zeit, wo er zu Paris befehligte, daß Napoleon die Bekanntschaft der Frau von Beauharnais machte. Man hatte die allgemeine Entwaffnung vollzogen. Da fand sich im Generalstabe ein zehn- bis zwölfjähriger Knabe ein, der um die Rückgabe des Degens seines Vaters bat, welcher General

der Republik gewesen. Dieser Knabe war Eugen von Beauharnais, der nachherige Vicekönig von Italien."

„Gerührt über den Gegenstand seiner Bitte und durch die Anmuth seines Alters, gewährte Napoleon ihm, warum er gebeten hatte. Eugen vergoß Thränen beim Anblick des Degens seines Vaters. Dies ging dem General zu Herzen, und er bezeugte ihm nun so viel Wohlwollen, daß die Frau von Beauharnais sich verpflichtet hielt, den andern Tag zu ihm zu gehn und ihm zu danken."

„Jedermann kennt die außerordentliche Grazie der Kaiserin Josephine, ihr sanftes und einnehmendes Wesen. Die Bekanntschaft ward bald vertraulich und zärtlich, und da zögerten sie nicht, sich zu heirathen."

Josephine hatte einen sehr bedächtigen, sehr wackern, sehr auf seine Klienten haltenden Notar, der ihr Interesse scharf wahrnahm, und, wenn sie sich verheirathen wollten, mit unerbittlichem Eifer intervenirte. Dieser Notar nun fand, daß der Commandant der siebenzehnten Militairdivision, ohne Namen, ohne Vermögen, so aus dem Haufen von Generalen herausgerissen, die damals das Kriegsministerium behelligten und meistens von den Soldaten oder durch die Clubs ernannt worden waren, keine der Frau von Beauharnais würdige Partie sey. Er opponirte sich aus Leibeskräften, und setzte es seiner Klientin auf's Ausführlichste auseinander, wie thöricht sie daran thun würde, einen Mann zu heirathen, der nichts hätte als la cape et l'épée. Josephine hörte ihn an, lachte, machte Bonaparte lachen, und heirathete ihn am 8. März 1796.

Acht Jahre später, den 2. December 1804, als Josephine, damals Kaiserin, sich unter den Händen ihrer aufwartenden Hofdamen befand, die ihr das Krönungscostüm anlegten, ließ Napoleon den vormaligen Notar Josephinens, dem er eine Würde verliehen hatte, kommen, führte ihn in den Thronsaal, wo Carls des Großen Kaisermantel und Degen, aus dem Schatze zu Aachen genommen, lagen, und sagte, auf diese Gegenstände zeigend, zu ihm: „Sehen Sie da, mein Herr, la cape et l'épée." Und da lachte er herzlich, dem Notar aber war nicht so lächerlich zu Muthe bei diesem Scherze, zu dem er den Anlaß gegeben hatte.

So war die Welt der Feste, der Vergnügungen, der Plaudereien, der Bälle, der schönen Frauen, der geistreichen und verwegenen Männer, die Barras in der Administration des Directoriums zu seinem Departement gemacht hatte, und dies, dem Anschein nach so unbedeutende, Departement verschaffte ihm eben die oberste Leitung, dergestalt, daß die Partreien sich an ihn, und nicht an Carnot, Rewbell oder Sieyes wandten, wenn sie die Idee hatten, sich des Directoriums zu vergewissern, um die Regierung zu gewinnen.

„Nein, Sire," schrieb der Marquis von La Maisonfort, in Folge der ersten Eröffnungen, die Barras von royalistischen Agenten gemacht worden waren, im October 1799 an Ludwig XVIII., „es ist dieses hier keine jämmerliche Conspiration mehr, von Privatpersonen, ohne Mittel, ohne Anhalt, ohne Macht, und ohne eine tiefe Kenntniß der Fluth und Ebbe der Factionen. Es ist das Haupt der Regierung, es ist der Mann, der fast auf Ihrem Platze sitzt, der Ihnen Anerbietungen macht; es ist derjenige unter den Fünfen, der am energischsten ist, der augenblicklich die größte Präponderanz hat, und dem bei der Theilung der Gewalt die Ueberwachung aller Complotte und die große Polizei der Republik gegeben ist; derjenige, dem nichts anzuhaben ist; derjenige, den Carnot am 18. Fructidor einfältiger Weise nicht für voll ansah, und der sich außerdem aus allen Kräften Allem widersetzen wird, von dem er nicht die Hauptleitung hat. Statt der vier Advocaten, ist er ein Edelmann, noch stolz darauf, dies zu seyn, und, was man auch sagen möge, noch immer den monarchischen Gesinnungen zugethan, weil er dieselben in seiner Eigenschaft als Adelicher von seiner Geburt an mit der Muttermilch eingesogen hat."

Der Marquis von La Maisonfort erwies Barras viel Ehre damit, daß er von ihm voraussetzte, daß er ein Royalist sey. Er war nichts weiter als ein Ehrsüchtiger. Er hatte sich ein ungeheures Vermögen erworben; er sah die Gewalt in den Händen des Directoriums zusammenbrechen, den Boden unter dessen Füßen weichen; er konnte von einem Augenblick zum anderen der Gnade der verbündeten Mächte und der siegreichen inneren Parteien verfallen; deßhalb sah er sich denn in allen Combinationen, die er für geeignet hielt, nicht, ihm die Regierung, sondern nur die Ruhe zu sichern, nach einer Zufluchtsstätte, einem Stützpunkte, einer Sauvegarde um. „Es ist ein Sybarit," setzte der Marquis von La Maisonfort hinzu, „ein Wollüstling, der nur genießen will, und nichts weiter." Er selber faßte seine Ansprüche in den Worten: „Entschädigung und Sicherheit", zusammen.

Im Grunde war Barras ein Mann seiner Zeit, ein Skeptiker, ein Geist, der aus dem Zweifel an Gott in den Zweifel an alle Dinge verfallen war. Sein längstes politisches Glaubensbekenntniß war, Orleanist zu seyn, gleich Danton, Robespierre und Marat, seine früheren Freunde, und eben so wie sie wurde er Royalist, Republikaner und Terrorist aus bloßer Ehrsucht und aus Interesse. Er war durch und durch Aristokrat, aber er verstand, wie es von Carnot bemerkt worden ist, nur im revolutionairen Sinn zu verfahren. Er war der Freund Talliens, hatte mit ihm gleichen Charakter, gleiches Temperament, bei mehr Bildung, Intelligenz, Haltung, Geschicklichkeit und Conduite.

Es war im Monat November 1798, als Ludwig XVIII., der sich damals zu Mitau, in Curland aufhielt, die ersten Eröffnungen bekam, die ihm über die Herstellung der Monarchie im Namen von Barras gemacht wurden. Die Agenten des Königs waren Fauche-Borel und der Marquis von La Maisonfort; die von Barras Botot, sein Secretair, und David Monnier.

Hier das Schreiben Ludwigs XVIII. an den Marquis von La Maisonfort:

„Mitau, den 13. November 1798.

Ich habe die beiden Briefe erhalten, die Sie, mein Herr, für mich an den Grafen von Avaray gerichtet haben. Sie kennen mich zur Genüge, um einzusehen, wie bereitwillig ich das Mittel ergriffen habe, welches mir, den feurigsten Wunsch meines Herzens zu befriedigen, von der Vorsehung durch Ihre Hände angeboten wird, den Wunsch, den Leiden meines Vaterlandes und meiner Unterthanen, deren Vater zu seyn ich nie mehr als jetzt das Bedürfniß empfunden habe, ein Ende zu machen, indem ich ihm das Peinliche einer langsamen und schmerzlichen Krisis erspare.

Ich schicke Ihnen den Herzog von Fleury zu, dem ich die nöthigen Vollmachten, diese wichtige Angelegenheit abzuschließen, behändigt habe, und auf dessen Discretion Sie sich ganz und gar verlassen können. Ich erwarte von Ihrem Eifer, daß Sie nicht

einen Augenblick verlieren werden, ihn mit der von Paris gekommenen Person in Verkehr zu bringen.

Ich werde nie der Dienste der Herren Monnier und Botot vergessen; doch wird dasjenige, was ich für sie thun werde, wenn sie reussiren, das Geringste ihres Lohnes seyn. Der Ruhm, der sich an ihre Namen knüpfen wird, wird sie weit mehr lohnen, als alles andere. Unterz. Ludwig."

Tagebuch einer Landreise in Australien von Moreton-Bay nach Port Essington während der Jahre 1844 und 1845 von Dr. Ludwig Leichhardt. Aus dem Englischen von Ernst A. Zuchold. Mit Holzschnitten. Halle, Druck und Verlag von H. W. Schmidt. 1851. (LV. u.) 442 Seiten gr. 8.

Mit ängstlicher Spannung hat man in den letzten Jahren das Schicksal des in den eisigen Polarmeeren verschollenen Capt. Franklin verfolgt, begierig jede Nachricht der zu seiner Aufsuchung ausgeschickten Schiffe entgegengenommen, und in Bewunderung seines heroischen Muthes die Gefahren und Leiden, wie den muthmaßlichen Tod dieses Märtyrers für die Wissenschaft sich mit allen Bildern des Grausens und Schreckens ausgemalt. Aber das Schicksal unsers seit 3 Jahren in den unwirthlichen Wüsten Australiens verloren gegangenen Landsmannes, des Dr. Ludwig Leichhardt, hat keine Theilnahme gefunden, das Opfer deutschen Forschungseifers ist kaum bekannt geworden. Mag es auch ein furchtbares Loos sein, in der erstarrenden Kälte des Nordens, rings umgeben von unabsehbaren Schneefeldern oder schwimmenden Eisbergen, die jeden Augenblick mit Umsturz und Zerschmetterung drohen, fern von aller menschlichen Hülfe, von allen lebenden Wesen, ohne Nahrung, ohne Feuer dem Tode in's Auge zu schauen; furchtbarer ist es gewiß nicht, als in den felsigen Einöden des australischen Continents, unter seinen schattenlosen Wäldern, an seinen wasserlosen Bächen, umringt von tückischen, aller Cultur fremden Völkerstämmen ein frühes Grab zu finden. Wer ein Bild dieser Gefahren haben will, der werfe einen Blick in das uns von Zuchold durch eine Uebersetzung aus dem Englischen zugänglich gemachte Tagebuch einer Reise unsers Landsmannes, die er in den Jahren 1844 u. 1845 von der Moreton-Bay bis zum Port Essington mitten durch den Continent unternahm.

Es war gegen Ende des Septembers 1844, als Leichhardt in Begleitung von 9 jungen Männern, darunter 2 Eingeborene, und einem amerikanischen Neger, mit 16 Ochsen und 17 Pferden und einem auf 7 Monaten berechneten Proviant von Mehl, Zucker, Thee, Gelatine u. s. w. ausgerüstet, an den Darling-Dünen den äußersten Grenzen der Civilisation Lebewohl sagte, um die Wildniß zu betreten. Herrliche Grasebenen breiteten sich anfangs aus, umkränzt von einem Waldgürtel von Akazien, Buxbaum, Gummi- und Eisenrindenbäumen. Bald aber begann der Kampf mit der Natur, wachsende Schwierigkeiten rückten das Ziel der Reise in weitere Fernen. Zwei der Gefährten wurden zur Rückkehr genöthigt, um die Zahl der Gesellschaft in ein günstigeres Verhältniß zu den Vorräthen zu bringen. Man näherte sich den Gebirgen. Drähternes Eisenkraut überzog die dürren Flächen und Stechgras heftete sich an Kleider und Decken und drang selbst in die Haut ein. Die Stacheln des Dornapfels starrten aus den Büschen hervor. Große Horaissen und Musquitos plagten Menschen und Vieh, und Fliegen setzten sich in Augen, Lippen, Ohren und die Wunden des Körpers. Immer undurchdringlicher wurden die Gebüsche, Sümpfe dehnten sich aus, und die Flüsse verloren sich in ein Gewirr von zahllosen oft wasserleeren Gräben. Die Mehlrationen wurden vermindert, und der abgestumpfte Geschmack lernte bald das an der Luft getrocknete Rindfleisch dem frischen Fleische des Geflügels vorziehn. Wassermangel trat hinzu, und das eine Lagune verkündende Geschrei der Frösche wurde eben so freudig begrüßt, wie der Regen verheißende Donner der täglichen Gewitter. Leichhardt in seinem Eifer, die Gegend zu erforschen, verläßt die Gesellschaft, verirrt sich und schweift 4 Tage lang in Sumpf und Wald fast ohne Nahrung umher. Die schwarzen Begleiter werden widerspänstig und trennen sich von der Gesellschaft, bis die Noth sie zurücktreibt.

Immer höher steigt man in den Granit- und Basaltgebirgen hinauf. Immer steiler und rauher werden die Wege, immer ungeeigneter Thier- und Pflanzenwelt die mangelnden Lebensmittel zu ersetzen. Ein Pferd bricht das Bein, ein anderes wird vergiftet durch den Biß einer Schlange oder durch den Genuß giftiger Kräuter. Krokodile zeigen sich in den Flüssen. Eiskalte Nächte wechseln mit glühendheißen Tagen. Noch haben die Eingeborenen, denen man in zahlreichen Haufen begegnet, keine Feindseligkeiten eröffnet. Jetzt beginnt auch der Kampf mit ihnen. In einer dunklen Nacht schleudern sie einen Hagel von Speeren und Wurfkeulen auf die nichts ahnende am Feuer schlummernde Gesellschaft. Einer der Reisenden, Namens Gilbert, wird das Opfer, zwei anderen mußten die Widerhaken der Speere aus dem Fleische geschnitten werden.

Schon begann Verzweiflung an dem endlichen Erreichen des Zieles sich der Gesellschaft zu bemächtigen, da verrieth Salzwasser die Nähe des Meeres, des Carpentaria-Golfes. Wie einst der Ruf „Land! Land!" die Gefährten des Columbus mit Entzücken erfüllte und die Meuterer fast in Anbeter umwandelte; so ließ der Ruf „Seewasser!" die Wanderer in den Einöden Australiens für den Augenblick alle Trübsal, alle Beschwerden und Entbehrungen so völlig vergessen, als sei das Ende der Reise erreicht. Zwar nicht ein Seeweg nach dem reichen Indien, aber ein für Australien eben so wichtiger Landweg zwischen der Ostküste und dem Golf von Carpentaria war entdeckt, und er zog sich durch Gegenden, die, wasserreich genug, der Viehzucht die herrlichste Zukunft eröffneten.

Neun Monate lang hatte man bereits die Wildniß durchschweift, aber Mühe und Gefahr hatten ihr Ende noch nicht gefunden. Wieder wechselten Grasebenen mit weiten Sandwüsten, und Salzwasserströme und Gräben durchzogen die Landschaft, die bald nur von fußhohen Ameisenhügeln, bald von zerklüfteten Sandsteingebirgen unterbrochen ward. Schwärme umherziehender Wilden erhielten unsere Reisenden in beständiger Angst. Die Entbehrungen stiegen, die Kleider waren abgerissen und bestanden nur noch aus Lappen. Mehl, Salz und Thee waren ausgegangen; rohes halbfaules Ochsenfleisch oder das zähe getrocknete Fleisch der Kasuare und Kakadus bildeten die einzige Nahrung. Bald ging auch das Schrot aus, und der treue Hund, der glückliche Jäger der Kasuare, verirrte sich und starb aus Mangel an Wasser in der glühenden

Hitze. Wie um einen Menschen trauerten die Reisenden um diesen Freund in der Wüste. 4 Pferde stürzten von dem steilen und schlammigen Ufer eines Flusses und ertranken, ein fünftes verwundete sich an Felsen und starb. Die lebenden Pferde und Ochsen waren lahm, abgemagert, kaum fähig zu gehen, viel weniger Lasten zu tragen. Ihre Ladungen mußten erleichtert werden und so wurde der größte Theil der mühevoll gesammelten naturhistorischen Schätze vernichtet oder zurückgelassen. Da endlich vernahm man aus dem Munde der Wilden englische Brocken; man nahte sich den Grenzen der Civilisation. Mit welcher Freude begrüßte man die weißen Häuser und grünen Gärten von Port Essington! Am 29. März 1846, nach einer Abwesenheit von 19½ Monaten, traf die Gesellschaft wieder in Sidney ein. Herzlich und feierlich war ihr Empfang wie aus dem Grabe Auferstandener!

Wenn man im behaglichen Zimmer von den Gefahren dieser Reise liest, und die regsame Phantasie die üppigen und seltsamen Fluren des fernen Australiens mit seinen umherschweifenden Känguruhs und Kasuaren, seinen buntbefiederten Kakadus und Papageien, seinen mächtigen Palmen und Farrn, seinen zarten Akazien und Mimosen ausmalt; dann mag wohl Manchen der romantische Wunsch anwandeln, in dieses Paradies der Ferne den Fuß zu setzen. Wer aber eindrang in dies unentweihte Heiligthum, für den trägt jeder Baum und jeder Fels, dem singt jeder Vogel die Inschrift der Dante'schen Hölle:

Die ihr hier eingeht, laßt die Hoffnung draußen!

Den Märtyrer der Wissenschaft aber schreckt selbst die Hölle nicht. Der kaum dem Tode in der Wüste entronnene Leichhardt fand den Muth zu einer neuen Reise mitten durch den gewaltigen Continent bis zum Schwanenflusse an der Westküste, einer Reise, deren Dauer er selbst mindestens auf 2½ Jahr schätzte. Im December 1846 brach er in Begleitung von 8 Männern mit 12 Pferden, 15 Maulthieren, 20 Stieren und 270 Schafen und Ziegen auf. Am Mackenzie brach das Fieber unter den Reisenden aus, die Stiere liefen davon, und Leichhardt sah sich zur Rückkehr gezwungen. Im December 1847 drang er nochmals mit 6 Gefährten 300 Meilen in's Innere vor und kehrte nur zurück, um Nachrichten über die Schönheit und Fruchtbarkeit der durchreis'ten Gegend zu überbringen. Unerschrocken ging er in die pfadlose Wildniß zurück, und ihre Wellen schlugen über ihm zusammen. Mehr als 3 Jahre sind jetzt verflossen, und man hat nichts weiter von ihm gehört. Die Behörden wie die Bewohner der australischen Colonien wetteifern in Unternehmungen den unglücklichen Reisenden Hülfe zu bringen. Möge der Erfolg sie krönen, möge der kühne Entdecker der Menschheit zurückgeführt werden, für die er leidet, unter deren größten Namen ihm aber auch gewiß die Geschichte einen Platz anweisen wird.

Der deutsche Leser aber wird ohne Zweifel dem Uebersetzer dafür Dank wissen, daß er durch seine vortreffliche Arbeit uns einmal den so oft mit Recht gemachten Vorwurf erspart, daß wir Deutsche die Verdienste unserer Landsleute weniger kennen und schätzen, als fremde Nationen.

Dr. Otto Ule. *)

Franz Hoffmann's illustrirter Volkskalender in Monatsheften für 1852. Unter Mitwirkung von: L. Bechstein, Roderich Bendix, L. Dieffenbach, Th. Drobisch, Jerem. Gotthelf, A. Grube, Bernd v. Guseck, F. W. Hackländer, Friedr. Hoffmann, W. O. v. Horn, Just. Kerner, Theod. Kerner, G. König, Th. Mügge, Otto Müller, Wolfgang Müller, Gustav Nieritz, Joseph Rank, L. Rellstab, Georg Scherer, Levin Schücking, Ferd. Stolle, Ludwig Storch, August Wildenhahn u. A. Die Illustrationen von Düsseldorfer Künstlern. Stuttgart. Druck und Verlag von Eduard Hallberger. 4.

„Einen neuen Kalender wollen wir Euch bringen," rufen Herausgeber und Verleger im Prospectus ihren lieben Landleuten und guten Freunden zu, „das heißt, ein Buch für's Haus, für die Familie, ein Buch für die langen Winterabende und für die lustigen Sommermonde, ein Buch für Groß und Klein, für Jung und Alt, ein Buch für Jedermann, der Lust und Freude an etwas Besserem hat, als am gewöhnlichen Alltagsleben! Solch ein Buch wollen wir Euch bringen, ein richtiges Familienbuch mit allerlei schönen Geschichten und Schnurren, fern von aller Politik, ernst und launig, zum Nachdenken und zum Lachen, kurz, so recht ein Kalenderbuch, das man wie einen guten treuen Freund im Hause empfängt, der zu rechter Zeit manch ein wohlmeinendes und verständiges Wort zum Besten Aller vernehmen läßt."

Der Kalender wird allmonatlich liefern: Erzählungen, zur Unterhaltung zunächst, aber auch zur Besserung unseres inneren Menschen; er wird erzählen von unsern berühmten und tüchtigen Zeitgenossen, die Großes und Schönes in Kunst und Wissenschaft geleistet haben, wird Mancherlei mittheilen, was praktisch und brauchbar ist für Haus und Hof, für Küche, Garten und Land — und hinwiederum Manches, was lediglich zur Erheiterung, kurze lustige Schnurren und Witze, und hübsche Bilder dazu von trefflichen Düsseldorfer Künstlern.

„Ueber Allem," verspricht der Prospectus ferner, „soll der

---

*) An den obigen Bericht des geehrten Herrn Verfassers der verdienstlichen, unsern Lesern bekannten Werke: „Das Weltall" und „Die Natur", erlauben wir uns noch die Bemerkung anzuschließen, daß der Uebersetzer den Gebrauch des Buches durch ein Register über die wichtigeren geographischen Namen und die naturhistorischen Gegenstände, welche an den betreffenden Stellen ihre Erklärung finden, in Bezug auf ihre Verbreitung von Bedeutung sind u. dgl., sehr erleichtert hat. Er erinnert in dem Vorworte, daß zum Verständniß eine Karte unumgänglich nothwendig sei, und da den wenigsten Lesern die Karte, welche Arrowsmith in 3 Blättern über Leichhardt's Reise herausgegeben, zu Gesichte kommen werde, so verweise er auf eine andere, die ihren Zweck hierbei vollkommen erfülle und es überflüssig machte, dem Werke selbst eine Karte beizugeben, nämlich: „Das Austral-Continent oder Neu-Holland nach Krusenstern, King, Flinders, Freycinet, Oxley, Sturt, Mitchell, in Mercators Projection entworfen von C. F. Weiland und nach den Entdeckungen von Eyre, Frome, Grey, Stokes, Leichhardt und Strzelecki vervollständigt von H. Kiepert. Weimar, Geograph. Institut 1848." — Die Uebersetzung ist in typographischer Beziehung ausgezeichnet gut ausgestattet.

H.

Hauch der Poesie schweben, wie der Hauch der Frühe über den blauen Bergen, damit dem Nützlichen auch das Schöne, den Früchten die duftende Blüthe, dem Praktischen das Anmuthige zur Seite stehe, und neben dem Verstande nicht das Herz und Gemüth vergessen werde."

Schon das erste, das Januar-Heft (20 Seiten), zeigt, daß es nicht beim Versprechen geblieben ist und bleiben wird. Von den auf dem Titel genannten **Mitarbeitern**, deren Namen genügen, die schönsten Hoffnungen für das neue Unternehmen zu wecken und ihm rege Theilnahme zu schenken, haben bereits **Rank** und **Schücking** Beiträge gespendet, der erste eine vollständige Geschichte, „die Blutbuche, ein Bild aus dem Seelenleben;" der zweite eine begonnene, „die Kegelbahn, eine Familiengeschichte." Der Herausgeber eröffnet das Heft mit einer größeren Erzählung: „der alte Thürmer, Geschichten und Bilder," deren Fortsetzung im nächsten Hefte erfolgen wird. Von **Friedrich v. Lehr** finden wir zwei kleinere Gedichte: „Der Vöglein Morgen- und Abendlied" und „Ein Mährchen das so gut ist wie eine Geschichte." Unter der Rubrik: „Für's Haus" wird über Neues in Kunst und Literatur berichtet: über des Amerikaners **Leutze** Oelgemälde, den Uebergang des Generals Washington und seiner Armee über den Delaware im Winter beim Eisgange darstellend, und über das **Lieder-Album**, (sechs Lieder von meistens bekannten Componisten, jedes mit einer Illustration, einem schönen Originalbilde, von einem Düsseldorfer Maler, enthaltend), welches in der Kunstanstalt der Herren Arnz und Comp. in Düsseldorf erschienen ist. Auch Küchen-Recepte fehlen nicht; der Süden bietet hier dem Norden, der Norden dem Süden Anleitung zur Bereitung seiner Leckerbischen dar. — Den Gartenfreunden wird die **chinesische Anemone** als schöne und billige Zierpflanze beschrieben und empfohlen, und die Hausfrauen werden mit allerlei Hausmitteln, deren Erfolg sich **bewährt** hat, bedacht. Die letzten Seiten stellen uns in treuen Portraits die, später getrennten, aber laut Abrede sich an der Wirthstafel auf ihren Reisen stets von Neuem vereinigenden Jugendfreunde, die Herren Felix Schmitzt und Lebrecht Finke, Weinreisende, der eine Bordeaux-, der andere Rheinwein ausbietend, in Holzschnitt mit ergötzlichem Text dar. — Außer der lithographirten humoristischen Bilderbeilage bringt das Heft noch ein Kalenderblatt auf starkem Velinpapier mit Sinnbild, Einfassung und allerlei nützlichen Bemerkungen für den Januar; auf der Rückseite ist eine Eisenbahn-Karte von Deutschland und ein chronologisches Verzeichniß der Messen und Jahrmärkte in diesem Monate.

Wir werden von Zeit zu Zeit unsere Leser von dem Fortgange des **illustrirten Volkskalenders**, für den schon von mehreren der genannten und nicht genannten Mitwirkenden, z. B. **Pröhle**, Material bereit liegt oder angesagt ist, in Kenntniß setzen.

Hoffmann.

Geschichte Friedrich's des Großen. Volksbuch von Fr. **Becker**. Mit dem Standbilde Friedrich's von Rauch, und andern Holzschnitten. Berlin. Verlag der Vereins-Buchhandlung. 132 Seiten. 8.

Der große König, dessen Lebensgeschichte zugleich mit den Zeitereignissen, deren Seele er war, in diesem Volksbuche geschildert wird, kann nicht oft genug in die Erinnerung, nicht allein seiner Preußen, sondern aller Deutschen, zurückgerufen werden. Von seiner Jugend bis zu seinem Tode wird uns Friedrich in einem treuen Bilde vorgeführt und, wo sich die Gelegenheit darbietet, die Vergangenheit von den Gesichtspunkten der Gegenwart aus beleuchtet. Das wohlfeile Buch wird der jüngeren Generation besonders nützlich werden, um ein Bedeutendes mehr als einige Anekdoten, worauf sich häufig ihr Wissen beschränkt, von dem Könige zu erfahren. Der reichhaltige Stoff ist mit umsichtiger Auswahl in 20 Kapiteln gut geordnet. Das Titelkupfer stellt das Standbild Friedrich's, die Titelvignette ihn in ganzer Figur dar, zwei andere Holzschnitte sein Portrait als Jüngling und im Alter. Leopold von Dessau, das Denkmal des Feldmarschalls Schwerin auf dem Schlachtfelde anderthalb Stunden von Prag, Ziethen, dessen Standbild in Berlin, Friedrichs Lebensrettung durch seine Geistesgegenwart, Joseph der Zweite und die Prisenordnung (auf eine bekannte Anekdote sich beziehend) sind die Gegenstände der übrigen bildlichen Beigaben.

H.

Deutscher Volks-Kalender für 1852. Mit Beiträgen von **Friedrich Albrecht, Auguste Bernhard, Th. Drobisch, Franz Hoffmann, Carl v. Holtei, W. O. v. Horn, W. Scharenberg** u. A. Achter Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. (Auf dem Kupfertitel und Umschlage: **Trewendt's Volks-Kalender** für 1852.)

Es würde genügen, durch die Mittheilung des obenstehenden Titels anzuzeigen, daß **Trewendt's Volks-Kalender** auch für das Jahr 1852 nicht ausgeblieben ist, um seine alten Freunde und Gönner zur schnellen Erwerbung desselben zu veranlassen. Aber wir möchten ihm gern noch **neue** zuführen und für diese mag denn ein kurzer Bericht über seinen Inhalt folgen. Die Anordnung des Materials ist wie bisher; voran der astronomische Kalender mit den beliebten Bauernregeln u. dgl.; dann der unterhaltende Volks-Kalender (S. 1—177, also mehr wie der vorige Jahrgang brachte). **Drobisch** spricht in Versen seinen Neujahrsgruß, ihn schließend:

So komm, o Jahr, mit leichtbeschwingtem Tritte
Nur keck herein in des Jahrhunderts Mitte;
O schalte gut! ein Schaltjahr bist du ja,
Es hat der Zeitgott dir zu deinem Streben,
Zu deinem Schaffen in dem ehrnen Flug,
Ja einen Tag wie Andern **mehr** gegeben.
O heil' in diesen vier und zwanzig Stunden
Des Vaterlandes aufgeriss'ne Wunden,
Damit **der** Tag, hoch über Raum und Zeit,
Einst prang' im Buche der Unsterblichkeit!

Die Erzählungen sind folgende: Der Louisd'or, eine Humoreske, v. B.; ein armes Mädchen, eine einfache Geschichte, von **Franz Hoffmann**; Wenn dem Esel zu wohl ist rc., von **Drobisch**; Voran muß der Mann, von **Franz Hoffmann**; Es ist nicht alles Gold, was glänzt, von **Demselben**. W. O. von Horn

giebt ein Bild des alten tapfern Feldmarschalls Derflinger; W. Scharenberg schildert das Leben im Urwalde, nach Tschudi, und liefert ein Beispiel südamerikanischer Gerechtigkeitspflege; Bremens und Hamburgs Vorzüge vor ausländischen Seeplätzen, in Betreff der Beförderung von Auswanderern, werden S. 135—140 hervorgehoben. Von den Gedichten führen wir nur an: Anne Priese!? in schlesischer Mundart, von Carl von Holtei; die Wahrsagerin, von Friedrich Albrecht. — Ueberdies ist, außer einigen Anekdoten, noch manches Beachtungswerthe aus der Technologie und Haus- und Landwirthschaft, so wie in früheren Jahrgängen, auch in diesem enthalten. W. Scharenberg berichtet über einen Gang durch die Londoner Industrie-Ausstellung. Die „Politische Uebersicht" gewährt eine chronikenartige Zusammenstellung und Aneinanderreihung der einfachen Thatsachen vom 8. Mai 1850 bis 15. Mai 1851 (S. 159—169); ein Urtheil daraus, ist dabei bemerkt, möge sich Jeder selbst bilden. — Der literarische Anzeiger, die Genealogie und ein sehr ausführliches (für das Geschäftsleben werthvolles) alphabetisches Register der Jahrmärkte und Messen in der preußischen Monarchie und benachbarten Ortschaften füllen die Seiten 179—189 und 34 unbez. Seiten. Die Stahlstiche, von Brankmann, vorzüglich das Titelbild zu v. Holtei's Anne Priese!? sind schön. H.

Belgische Literatur.

Von Hrn. Gachard's Lettres inédites de Maximilien, sur les affaires des Pays-Bas, ist jetzt der erste Band, die Jahre 1478 bis 1488 umfassend, bei Hrn. Muquardt erschienen, und von seiner rühmlichst bekannten Correspondance de Philippe II. sur les affaires des Pays-Bas; publiée d'après les originaux conservés dans les archives royales de Simancas (2 Bände, 4) befindet sich der dritte Band in der Presse. Wir erinnern beiläufig noch an zwei ähnliche Werke des hochverdienten belgischen Archivars und Geschichtsforschers: Lettres écrites par les souverains des Pays-Bas aux Etats de ces provinces, depuis Philippe II. jusqu' à François II. (1559—1794), und: Correspondance du duc d'Albe sur l'invasion du comte Louis de Nassau en Frise, en 1568, et les batailles de Heyligerlée et de Gemmingen. — Von Pugin's in Nr. 85 erwähnten Types d'architecture gothique sind bereits sechs Lieferungen ausgegeben. — Auf die folgenden belgischen neuesten Publicationen machen wir gleichfalls aufmerksam: die zweite, dem Hrn. Minister des Innern gewidmete Ausgabe von P. Bergeron's Histoire de la littérature romaine, depuis la fondation de Rome jusqu' au 5. siecle de l'ère vulgaire. Namur, 459 Seiten; G. T. van den Bossche: De nieuwe Reinaert. Termonde, ein in einzelnen Lieferungen zu veröffentlichender Band von etwa 900 Seiten 8; A. Brialmont: Considérations politiques et militaires sur la Belgique, tome 1. Bruxelles, XLVII u. 306 Seiten; Bulletin de la Commission centrale de statistique (deren Secretair, der ausgezeichnete Statistiker, Hr. Xavier Heuschling ist, der vor Kurzem der franz. Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eine wesentlich verbesserte Sterblichkeits-Tabelle zur Begutachtung vorgelegt hat), tome 4, Bruxelles, XII und 372 Seiten 4; Renier Chalon: Quelques monnoies seigneuriales: Lippe, Hohen-Limbourg, Randerode, Hornes, St. Herenberg, etc. Bruxelles, 8, eine Brochüre, die auch für deutsche Freunde und Kenner der Numismatik von Interesse sein dürfte; Ch. de Chênedollé: Les rues de Bruxelles débaptisées par ses édiles en l'an III, l'an VI, l'an VII, de la république, et rebaptisées par leurs successeurs dans les ans de grâce 1806 et 1851 etc. Bruxelles, 136 Seiten, 18, über welche zwar locale, aber in mehrfacher Beziehung beachtungswerthe Schrift wir vielleicht nächstens näher berichten können; Ed. Ducpetiaux: Colonies agricoles, écoles rurales et écoles de réforme pour les indigents, les mendiants et les vagabonds, et spécialement pour les enfants des deux sexes, en Suisse, en Allemagne, en France, en Angleterre, dans les Pays-Bas et en Belgique. Rapport adressé à M. Tesch, ministre de la justice (février 1851.). Bruxelles, 208 Seiten gr. 4, mit Grundrissen; Th. Juste: Histoire de Belgique; 3. édit, Bruxelles, 25. u. 26. Lieferung; A. Quetelet: Sur le climat de la Belgique. Pressions et ondes atmosphériques. Bruxelles, 106 Seiten 4 mit 18 Kupfern; N. Reyntiens: De l'art en Portugal et de l'influence de l'école flamande dans ce pays. (Extrait de la Renaissance illustrée XII. année.) Bruxelles, 44 Seiten, gr. 8; Baron P. de Ryckholt: Mélanges paléontologiques, I. partie. Bruxelles, 176 Seiten 4. mit 10 Kupfern. (Aus dem 24. Bande der Mém. couronnés et mém. des savants étrangers.)

Die neunte Nummer von Hrn. Muquardt's Bibliographie de la Belgique hat uns den Stoff zu obigen Mittheilungen geliefert; sie mögen als neuer Beleg der fortdauernd in Belgien sich mehr entwickelnden literarischen Thätigkeit dienen. (Nach der tabellarischen Uebersicht des Handelsverkehrs Belgiens mit anderen Ländern während der neun verflossenen Monate dieses Jahres, unter der Rubrik: Exportation—Produits belges, betrug die Ausfuhr von Büchern während dieser Monate 275,136 Kilogr. und während derselben Zeit im Jahre 1850, 144,898, im Jahre 1849, 132,550 Kilogr. M. s. l'Indépendance belge vom 27. October und vgl. die Notiz in Nr. 79, S. 619, unserer Zeitschrift.)

Hoffmann.

Veer plattdütsche Leeder to Proof.

In angelsche Spraakwiis.

Van J. Riemer.

(Fortsetzung.)

II. De letzte Wacht.

Baamen von de Hüttner Bargen
Sücht man fri un wiedt ömbi.
Hier sücht man de Eider fleeten,
Treden gäat de blaue Sli.
Hen naa Westen geit de Eene
Ostwarts löppt de Anner Baan.

Sü! So schöllen Sleswig, Hölsteens
Wäg ock ut en Een[1]) nu gaan.

Baamen op de Hüttner Bargen
Bi de Larmstang[2]) steit de Wacht,
Un en Faan mit roth, witt, blaue
Farwen in de Neechde flaggt.
Ut et Osten stiggt de Nacht op.
Westlich sinkt dat Dagglicht daal,
Un de Schildwacht översücht nöch
Rund ömbi dat Land enmaal.

„Mennigmaal von disse Höchde
Flog naa Norden hen min Blick!
Wiedt günt öwer, an de Barg door
Wo de kälte swarte Prick
Liggt min Hus, min Öllern waanen
Mit de Brud door — öch wo nerch!
Döch verlängt is mennig Monat
Dat ick günt ehr Dakk man seech.

Wo se't hemm? Ob se wol läwen?
Ob se tru blef — weet ick dat?
Se blef tru! Döch wenn man leest so
Denkt man öft ick weet nich wat!
Seltsaam is't so neech sin Heemaat
Könen seen, nich kören hen;
Denn de Fiend de liggt daatwischen
Awer Mörg'n![3]) so is't to Enn.

Mörg'n, jaa Mörg'n! Ick stan tom Letzten
Maal rundaag nöch hier op Wacht;
Wenn de Sönn, de nu bald sunken,
Stiggt op't Nye ut de Nacht —
'T is asi keem torüch en ömmer! —
Trecken wi von hier affstä
To de Leewen in de Heemaat,
Hemm denn Ru, göttlöß, un Frä!

Wat en Freu! — Wat Freu! — de Flogg günt,
De so fri un fröhlich weit,
De at unse Haabnungsdaag uns
As dat letzte Denkmaal steit,
Mörg'n so winnen wi'n tohopen,
Wölln en winnen deeb in Flor
Un mit Teurmusik marscheren
Trurig in de Stadt dör't Dor.

Wenn wi trocken sönst naa Nörden
Hei! Wo hell bi Trommelklang,
Faanenweien, Waffenblinken,
Gung et hen mit Sing und Sang.
Nu, nu kaamt wie as Verbräker,
Naamen kleedt in Dütschlands Schaam,
Mag en ehrlich' Minsch kum anseen
Bin ick glik man'n ringe Mann."

Rasch kömmt nu de Nacht ut Osten,
Swart und düster liggt dat Land.
Eckernföhr is nöch to seen
In de Deebde an de Strand.
Enkelt speegeln all de Steern's sick
In de Haafenwellen günt.
Door sünt Wellen de för unse
Ogen ewig glänsend sünt!

Op de höchste Töp[4]) is stägen
Nu de Nacht all ut dat Daal.
Op de Faan un op de Larmstang
Foll de letzte Sönnenstraal.
Deeb in Düstern steit de Schildwacht,
Von keen Steern een Straal em tröst!
Trurig grawelt he; mit Traanen
Töst he hüt op't „Abgelöst.""

1) Ut en Een d. i. Auseinander. 2) Ein Fanal. 3) Morg'n spr. Mörn einsilbig. 4) Töp d. i. Gipfel.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Von dem Wrack des Dampfboots Pascha, welches Dampfboot durch Zusammenstoß mit einem anderen Dampfboote, Erie, in der Malacca-Straße, gesunken ist und wobei sechszehn Menschen ihr Leben verloren haben, hat man seitdem keine Spur wieder auffinden können, wie sorgfältig auch darnach gesucht worden ist, da es fast eine halbe Million Lsterl. und überdem noch mehre Kisten Kostbarkeiten an Bord hat.

Die Numismatik hat den Verlust eines lange bekannten, gelehrten und ausgezeichneten Dilettanten dieser Wissenschaft, den Herrn H. P. Borrett, verloren. Er ist, wie das Londoner Athenaeum meldet, am 2. v. M. zu Smyrna gestorben. Seine zahlreichen vortrefflichen Schriften über griechische Münzen und sein geistreiches Werk über die Münzen von Cyprus bilden dauernde Denkmäler seiner Gelehrsamkeit, seiner Forschungen und seines richtigen Urtheils.

Die bronzene Reiter-Statue Wilhelms des Eroberers, von Louis Rochet ausgeführt und am 20. v. M. zu Falaise, der Geburtsstadt des Gefeierten, inaugurirt, ist eine der kühnsten Compositionen in ihrer Art. Das Pferd, das den Krieger trägt, ist in einer sich bäumenden Stellung dargestellt, und ruht ganz und gar auf seinen zwei Hinterbeinen und einigen wenigen Haaren des Schweifes. Wilhelm trägt in seiner Hand die Fahne, die ihm von dem Papste Alexander II. zu seinem nördlichen Kreuzzuge gesandt worden, und in welcher das römische Kreuz und das famose Kriegsgeschrei Dex aïe (Gott steht uns bei) gestickt ist.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 90. Sonnabend, den 8. November. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Barras ging bei dieser Unterhandlung sehr zäh zu Werke. Er hatte, schon im September, in einem Garten in der Straße Babylon zu David Monnier gesagt: meine Pläne sind gemacht; ich habe deren fünf; wir werden wählen; es ist Zeit, mit allem diesen, das eines Tages zusammenbrechen wird, ein Ende zu machen. Reisen Sie; ich werde mich erklären, wenn man sich andererseits erklärt haben wird. Was ich verlange, das ist „Entschädigung und Sicherheit."

Das Wort Ludwigs XVIII. war es nicht, in das Barras Zweifel setzte, wohl aber dessen Macht. Er fürchtete, daß der Haß der royalistischen Partei und die Nothwendigkeiten der Politik den König, wenn er wieder den Thron eingenommen hätte, zwingen könnte ihn aufzuopfern. Man wird sehen, daß auch Carnot so wie alle Königsmörder dieselbe Besorgniß hegte, und dies allgemeine Gefühl unter den Revolutionairs war es, was sie auf die Orleanismus-Combination brachte, weil ein dergleichen Königthum, als ihr Mitschuldiger, schon nachsichtig sein mußte. Ohne diese schon natürliche Furcht, die sich im Verlauf der Zeit auch nur zu sehr bewährt hat, läßt sich nicht bezweifeln, daß selbst die feurigsten Revolutionairs, durch die Erfahrung gewitzigt, mit eignen Händen die von ihnen eingerissene Monarchie wieder aufgebaut haben würden.

Alle die, von dem Könige Ludwig XVIII. genehmigten, Vorsichtsmaaßregeln Barras konnten nicht über die offnen Briefe (Lettres-patentes) hinausgehen, die am 8. Mai 1799 zu Mitau ausgestellt, mit des Königs Unterschrift, der Gegenzeichnung des Herrn von Saint-Priest und dem Staatssiegel versehen waren. Hier dessen Analyse, nach dem Original, welches Fouche-Borel in Händen behalten hat und das im Jahr 1814 an Barras zurückgegeben worden ist:

„Den offenen Briefen lagen die, im Namen von Paul Barras — der darin einwilligte, daß die Monarchie in der Person Ludwigs XVIII. hergestellt werde — gemachten, Forderungen zum Grunde.

„Se. Maj. machte sich anheischig, die beiden ersten Bedingungen zu Gunsten des Herrn Paul Barras zu erfüllen, und diese waren: Sicherheit und Entschädigung.

„Sicherheit durch Verpfändung seines geheiligten Wortes, zwischen Paul Barras und jegliches Tribunal, das sich um die Meinungen und die Abstimmungen seines früheren Lebens bekümmern wollte, einschreiten, und, vermöge seiner obersten Gewalt, jede derartige Forschung niederschlagen zu wollen.

„Entschädigung in der Zusage und Sicherung der Zahlung einer Summe, die mindestens derjenigen gleich käme, welche ihm ein noch zweijähriges Verbleiben im Directorium abwerfen könne. Diese Summe ward, mit Einschluß von zwei Millionen, die unter seine Mithelfer vertheilt werden sollten, etwas reichlich zu zwölf Millionen angeschlagen, ungerechnet was das Zustandebringen der Bewegung zu Paris kosten würde.

„Das war der wesentliche Inhalt der besagten, vom 8. Mai 1799 datirten, offnen Briefe. Sie wurden mir desselbigen Tages, am 8., zugestellt und ich nahm sofort Postpferde, um mich nach Wesel zu begeben und dort David Monnier zu erwarten."

Die Grundlagen dieser Unterhandlungen wurden dem Herrn Wickham, Commissair der englischen Regierung, und

Paul I., Kaiser von Rußland vorgelegt, die sie gutheißen und die Zahlungen der stipulirten Summen verbürgten.

Die Bewegung vom 30. Prairial des Jahres VII. (18. Juni 1799) vertagte die Wirkungen dieser Unterhandlung.

Sie ward im folgenden Monat September wieder aufgenommen. Sieyes, der während seines Aufenthalts zu Berlin von dieser Angelegenheit in ihrer Hauptsache Kunde bekommen hatte, war eben in's Directorium getreten. Barras mußte ihm die politische Seite davon offenbaren, es ihm überlassend, die andre zu errathen. David Mennier war festgenommen und desavouirt worden, um die Fäden der Intrigue in den subalternen Händen zu zerreißen, und es machte sich ein vormaliger Marine-Officier, Herr Tropez von Guerin, auf den Weg, um, aber mit ostensiblen Vollmachten und mit Pässen, die unterm 28. Fructidor des Jahres VII. (14. September 1799) von Fouche ausgestellt waren, Alles wieder anzuknüpfen.

Diesmal schien sich Alles zu vereinigen, um den Erfolg der Unterhandlung zu fördern: die französischen Armeen waren überall geschlagen worden, und das Directorium, von dem sich die öffentliche Meinung abgewandt hatte, hielt sich für verloren. Sieyes, vor der Welt mit Barras verbündet, insgeheim aber dessen Nebenbuhler, verständigte sich mit Joubert, der damals an der Spitze der italienischen Armee stand, über die Inkraftsetzung seiner famosen Verfassung vom Jahr VIII.; aber Joubert fand seinen Tod, am 15. August, in der Schlacht von Novi. Dieses Degens beraubt, richtete Sieyes sein Augenmerk auf Moreau, der aber auf seine Pläne nicht eingehen wollte, und endlich auf Barras, der ihm durch Chazal antworten ließ: „Alle Uebel rühren von Deinem Oberpriester her; er tritt allen unseren Deliberationen in den Weg: er conspirirt. Sein Haupt wird sicherlich, unsre Häupter vielleicht auch auf die Straßen von Paris hinkollern, das er in Aufregung bringt und hintergeht."

Barras war demnach Herr der Lage und Frankreichs, als man zu Paris erfuhr, daß Bonaparte, von dem man glaubte, daß er sich in Cairo befände, am 9. October zu Frejus gelandet sey.

Barras sah die volle Bedeutung dieses Ereignisses nicht ein. Seine Augen waren mit dem Schleier bedeckt, den die Vorsehung über die hellsehendsten Geister wirft, wenn ihr Verderben einmal beschlossen ist. So ließ er denn, am 5 Vendemiaire, dreizehn Tage vor dem Sturze des Directoriums, dem Herrn Tropez von Guerin durch Herrn Reinhardt, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, einen Paß als Agent der Regierung ausstellen, um sich in Frankfurt mit Fauche-Borel, dem Agenten Ludwigs XVIII., zu besprechen.

Es war also Alles bereit, und Pichegru war eben nach der Schweiz abgegangen, um in die Franche-Comté einzufallen, als der Donnerschlag des 18. Brumaire das Gewebe dieser Verschwörung zerriß, und die Geschicke der Monarchie um funfzehn Jahre vertagte.

Sieyes war der einzige, dem die volle Bedeutung von Bonapartes Ankunft klar geworden war, und er hatte, als er diese Kunde vernommen, in einer unwillkürlichen freudigen Aufwallung ausgerufen: „Das Vaterland ist gerettet!" Indem er sich so ausdrückte, sagte er jedoch mehr, als er hatte sagen wollen: nach seinem Sinne reduzirte sich das Heil des Vaterlandes auf die Ausführung seines Constitutionsprojects.

In der Complication des ersten Augenblicks, hatte Bonaparte sich damit begnügt, Barras zu seinem Landsitze Großbois zu schicken. Es scheint, daß Bonaparte, Herr der Lage, zuerst die Absicht gehabt hat, den vormaligen Director daran Theil nehmen zu lassen; Barras wies aber, es sey, daß ihm nach Ruhe verlangte, oder, daß er dem Erfolge nicht traute, die ihm gemachten Anerbietungen zurück. Am 26. Brumaire (16. November) fand Botot, von Barras abgesandt, sich bei dem ersten Consul ein.

„Was wollen Sie hier? „fragte Bonaparte ihn zornig." Sie wollen mich sonder Zweifel für Ihren Barras ausspioniren. Er weiß, daß ich nicht gerne Blut vergieße; aber sagen Sie ihm sehr entschieden, daß er sich ohne Verzug nach Brüssel begeben möge; denn wenn mir die Umstände wegen der offnen Briefe acht Tage eher bekannt gewesen wären, so würde ich ihm diese auf die Brust haben heften und ihn auf der Stelle erschießen lassen, und Sie ebenfalls."

Damit war die politische Laufbahn von Barras am Ende. Nach einander in Brüssel, zu Marseille und in Rom lebend, kehrte er erst mit Ludwig XVIII. nach Frankreich zurück, doch hat er sich seitdem aus der Welt und von den Geschäften gänzlich zurückgezogen gehalten und ist im Jahre 1829, zu Chaillot, in der Nähe von Paris, in der tiefsten Obscurität gestorben.

Carnot.

Carnot selber hat in seiner Antwort auf den Bericht Bailleul's über den 18. Fructidor die treffendste Schilderung seines Characters und seiner Lebensweise gegeben

„Mein Aeußeres," sagt er, „deutet nicht auf einen Ultra-Revolutionair hin. Ich habe Leute gesehen, die, nach der Schilderung, welche sie in den öffentlichen Blättern über mich gefunden hatten, vor Verwunderung außer sich waren, als sie meiner ansichtig wurden, und die es gar nicht begreifen konnten, daß dies das furchbare Mitglied des Heilsausschusses, der Genosse Robespierre's sey.

„Noch weit weniger würden sich von denen, die mich vor der Revolution unbeachtet, einsam, zerstreut, eingenommen, was man so eine Art von Philosophen, d. h. eine Art von Original nannte, gekannt haben, finden, die es gegenwärtig für möglich hielten, daß ich ein Höfling, ein Königsfreund geworden sey, und nachdem ich an dem Ruhme, die majestätischste aller Republiken gegründet zu haben, Theil genommen, mir hinterher das Vergnügen gemacht haben sollte, sie wieder einzureißen."

Dies Bildniß Carnot's, von ihm selber gezeichnet, ist in der That sehr sprechend.

Carnot war in Wahrheit, wie er es gesagt hatte, ein zerstreuter, träumerischer, unbeachteter, schlichter Mann, mit einem Aeußeren, dem der Stempel der Gutmüthigkeit aufgedrückt war; doch hat dieser Träumer nach einander der Monarchie Ludwigs XVI., der Republik, dem Kaiserreiche, und der Restauration gedient und sie gepriesen, nach einander das St. Ludwigskreuz, die Karmagnole, das Kreuz der Ehrenlegion, das gräfliche Wappen und den Pairsmantel getragen, und mit derselben Hand und demselben Phlegma erotische Verse und an Carrier gerichtete Beschlüsse niedergeschrieben.

Barrere war, nur in einem andern Genre, Carnot ziemlich ähnlich. Er zeigte sich leichtfertig, lachend, muthwillig, als Troubadour; aber indem er seine Berichte mit Madrigallen

ausschmückte, betheiligte er sich an den größten Abscheulichkeiten, die je dem Menschengeschlechte weh gethan haben.

Auch er hat sich in seinen Memoiren geschildert, so wie Carnot sich in seiner Antwort an Bailleul, und er konnte es sich noch weit weniger erklären, wie ein so fröhlicher, so galanter, so empfindsamer Mann, dem von der Academie zu Toulouse, wie Carnot von der zu Dijon, für Compositionen, unendlich religiös und unendlich zart abgefaßt, Kränze zuerkannt worden waren, als Ultra-Revolutionair angesehn werden konnte; aber Fouquier Tinville und Samson wußten schon, was sie davon zu denken hatten. Wenn er auch nicht gerade selber zum Schaffot hindrängte, so ließ er es doch geschehen, daß andere die Menschen dahin schleppten, womit das Loos von diesen denn um nichts gebessert war.

Lazare Nicolas Marguerite Carnot, geboren zu Nolay, im ehemaligen Herzogthum Burgund, am 13. Mai 1753, war schon Capitain beim königlichen Ingenieur-Corps, Ritter des St. Ludwigsordens und Mitglied der Dijoner Academie, als die Revolution ausbrach. Seine Liebhabereien, seine Arbeiten, die Schwäche seines Characters schienen ihn nicht zu der gewaltsamen Laufbahn zu berufen, die ihm vorbehalten war. Er machte Verse, und schickte sie dem Musen-Almanach zu, seit 1787 bis 1792 der Schauplatz seines bescheidenen Rufes.

Als Voltaire die Regierung der Philosophen als die künftige Herrschaft des Verstandes pries, da hatte er keine Ahnung von den Versen eines Robespierre's und eines Carnot's, und wenn die Revolution gerecht gewesen wäre, so würde sie die Kunstgegenstände aus der Zeit Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. nicht zerstört haben, da sie nichts an deren Stelle zu setzen hatten, als die Poesieen — des Heilsausschusses.

Das Departement Pas-de-Calais, wo er sich verheirathet hatte, war es, welches Carnot, so wie einen seiner Brüder, der ebenfalls Capitain im königlichen Ingenieur-Corps war und den man Carnot-Feuillens nannte, in die gesetzgebende Versammlung sandte. Beide Brüder brachten die Meinungen der damaligen Opposition, d. h. constitutionelle Meinungen mit in die Versammlung. Es war zu der Zeit, wo Danton und Robespierre noch den Thron und die Institutionen von 1791 verfochten.

Im April 1792 zeigte Carnot, der den Auftrag hatte, der Versammlung einen Bericht über die Ermordung von Theobald de Dillon abzustatten, denjenigen, die wegen der Zukunft in Aengsten waren, die Verfassung als einen Nothanker. „Die Nation ist da," sagte er, „die die ganze Constitution will, wie sie ist, und die nicht dulden wird, daß man auch nur ein Wort daran kürze, weder durch Waffengewalt, noch auf den Schleichwegen einer krummen Politik." Sein Bruder führte damals eine ähnliche Sprache in Betreff der constitutionellen Garde Ludwigs XVI. „Der Augenblick ist gekommen," sagte er, „wo wir uns um die Constitution schaaren müssen, die uns allein retten kann. Nach den Worten dieser Constitution ist der König berechtigt, eine Garde zu haben, und ich glaube nicht, daß es Ihnen frei steht, dieselbe aufzulösen, aber sie provisorisch suspendiren, das können Sie wohl."

Was ist es nun wohl gewesen, das die Principien der Gebrüder Carnot geändert und aus zwei überzeugten constitutionellen Royalisten ein Paar feurige Republikaner gemacht hat? Dasselbe, wodurch die Standart von Petion, Brissot, Danton und Robespierre geändert worden ist: die Gelegenheit und die Lust zu herrschen, wenn auch nur über Ruinen.

Die politische Wichtigkeit Carnots schreibt sich eigentlich erst von seinem Eintritt in den Heilsausschuß, vom 14. August 1793 her. Er wurde, zugleich mit Prieur von der Goldküste, auf Antrag von Barrere, der mit ihm in mehr als einer literarischen und moralischen Beziehung stand, in denselben berufen, und stand zwei Jahre lang speziell Allem vor, was die Bildung, den Unterhalt und die Leitung der Armeen betraf.

Es begreift sich in der That, daß Barrere, Granet, Billaud-Varenne, Collot-d'Herbois, Jean Bon Saint-Andre, Couthon, Thuriot de la Rosiere, Saint-Just, Prieur von der Marne, Herault de Sechelles, Robert Lindet und Robespierre, Mitglieder des Heilsausschusses zur Zeit seiner ersten und ernsten Organisirung, ein wenig Neulinge darin waren einen europäischen Krieg zu leiten und durchzuführen; es gehörte aber all der Haß jener Zeiten gegen jegliche erprobte Berühmtheiten dazu, um auf die Idee zu kommen, ein so bedeutungsvolles und schwieriges Werk Händen anzuvertrauen, die bis dahin noch ganz unbekannt gewesen waren.

Prieur leistete auch in der That nur wenig, und nichts bürgte damals dafür, daß sich von Carnot ein Mehreres erwarten ließe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grenz-Linien der Rede- und Preß-Freiheit nach englischem Rechte mit Beispielen aus der Gerichtspraxis, nebst einem Anhange, einige der wichtigeren Statuten enthaltend. Nach dem Englischen bearbeitet von Julius Lorbeer, königl. Regierungs-Assessor. Erlangen, Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke. 1851. XXII und 554 Seiten, nebst einem Blatte: Druckfehler-Verzeichniß. Gr. 8.

Das anzuzeigende Werk gehört zu denjenigen Erscheinungen unserer neuesten Literatur, die allen Freunden einer ernsten und belehrenden Lectüre unbedingt zu empfehlen sind. Man schließe aus dem Titel nicht, daß es bloß rechtskundigen Lesern Interesse gewähren dürfe; zunächst von ihnen freilich zu beachten und für sie eine reichhaltige Materialien-Sammlung zum Studium eines der wichtigsten Zweige englischer Rechtsbestimmungen, werden auch andere Leser, welche die Gegenstände, die in dem Buche behandelt sind, in den Kreis ihrer geistigen Beschäftigung und ihres Nachdenkens gezogen haben, und deren sind nicht Wenige im deutschen Volke, unter Anleitung des mit seinem Stoffe genau vertrauten Bearbeiters werthvoller und bedeutender Originalwerke, in den Stand gesetzt, nicht nur Was in der Neuzeit, sondern auch vor Jahrhunderten in England die hochwichtige Frage der Rede- und Preßfreiheit betreffend, festgestellt, verhandelt, entschieden wurde, kennen zu lernen und auf vaterländische Verhältnisse anzuwenden und mit denselben zu vergleichen.

Bevor wir über die Anordnung und den Inhalt der Arbeit des Herrn Lorbeer berichten, ist es jedoch nothwendig, ihn selbst zu hören, um den Gesichtspunkt anschaulich zu machen, aus welchem

sie entworfen und ausgeführt ist und zugleich den richtigen Maaßstab für die Beurtheilung und Benutzung derselben zu geben.

„Wie aus der Vergleichung der Sprachen", heißt es im Vorworte, „ihre eigentliche Philosophie hervorgeht, so läßt sich auch erst dadurch, daß man die Gesetze und Rechtsgewohnheiten verschiedener Nationen einander gegenüber stellt, der Geist einer Gesetzgebung ergründen.

Daher dürfte es zu einer Zeit, welche berufen ist, die rechtlichen Grundlagen des Staates strenge zu prüfen, besonders in einem Lande, das sich durch seine Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit stets auszeichnete, den besonnenen Männern des Fortschrittes und wahren Freunden des Vaterlandes wohl nur erwünscht sein, die Erfahrungen kennen zu lernen, welche ein mächtiger Nachbarstaat seit anderthalb Jahrhunderten machte, um jenen beneidenswerthen Zustand zu erhalten, den Tacitus mit den Worten priess o rara temporum felicitas, ubi sentire, quae velis, et quae sentias, dicere licet.

Der Charakter eines Volkes soll sich in seinen Gesetzen abspiegeln, die Jury hingegen die lebendige Stimme des Rechtes, gleichwie die Presse der wahre Ausdruck der Nationalgesinnung sein. Um jedoch die fremden Vorzüge und Gebrechen richtig zu beurtheilen, muß hauptsächlich den nationalen Ansichten die geeignete Rechnung getragen werden, und erst wenn dies geschehen, wird es möglich, den Täuschungen der Einseitigkeit und Befangenheit zu entgehen, und die eben so einfachen, als natürlichen Quellen aufzufinden, aus denen die Wahrheit sprudelt. Kein Staat nimmt aber gerade unsere Aufmerksamkeit in höherem Grade in Anspruch, als England, weil es nicht bloß als Vorbild und kräftigster Vertheidiger der persönlichen und politischen Freiheit gilt, sondern auch noch überdies viele germanische Elemente bewahrt, die sich unabhängig von dem Einflusse des römischen Rechtes dort erhalten haben.

Allein die englische Gesetzgebung beruht auf keinem äußeren, systematischen Zusammenhange, sondern entwickelte sich vielmehr bruchstückweise aus dem Leben, wie es allmählig die Erfahrungen und Anforderungen der Zeit erheischten.

Damit man nun bei ihrer Darstellung die Nachtheile vermeide, welche sich aus dem scheinbaren Mangel innerer Einheit und Uebereinstimmung ergeben, wurde es zur gehörigen Auffassung des Ganzen nothwendig, Werke zu Grunde zu legen, worin diese Materie ausführlich behandelt ist. — Als solche erschienen mir vorzüglich beachtenswerth:

Treatise of the law of slander and libel by Thomas Starkie, Esq. of Lincolns Inn, barrister-at-law, second Edit. London 1830.

Dann:

The law of defamation by George Wingrove Cooke, Esq. of the middle temple, barrister-at-law. London 1844.

Diese habe ich denn, vorzüglich was die allgemeinen Prinzipien betrifft, bei dieser Arbeit benützt und mich stets bemüht, in einer möglichst wortgetreuen Uebersetzung die Ansichten der Verfasser wieder zu geben.

Da hiebei jedoch Vieles dem mit den englischen Rechtszuständen nicht ganz Vertrauten unverständlich sein würde, so erlaubte ich mir noch außerdem aus dem schätzbaren Werke des k. hannov. Justizrathes Ernst Mühry, das den Titel führt:

„Handbuch des englischen Strafrechts und Straf-Verfahrens von Henry J. Stephen, serjeant-at-law, Göttingen 1843."

die weiteren erforderlichen Erläuterungen beizufügen.

Was mir sonst noch einer Bemerkung zu bedürfen schien, suchte ich zunächst aus englischen Quellen zu schöpfen.

Viele technische Ausdrücke ließen sich gar nicht genau übersetzen, ich mußte daher suchen, in einem verwandten Worte wenigstens annähernd ihren Hauptinhalt anzudeuten.

Da bei uns gerade über die Frage der Rede- und Preßfreiheit die verschiedenartigsten Urtheile laut werden, indem der Eine lediglich in dem Umsturze aller gesetzlichen Schranken, der Andere hingegen in dem Haschen nach den kleinlichsten Mitteln das wahre Heil erblicken zu müssen glaubt, so läßt sich wohl erwarten, daß die Meisten, wenn sie bei Durchblätterung dieser Sammlung von Rechtsfällen ihre Lieblingsideen häufig nicht verwirklicht sehen, vor Allem die Frage aufwerfen:

wozu werden uns Urtheile vor Augen geführt, die zum Theile einer früheren Zeit und einem Lande angehören, das nicht einmal so weit gekommen ist, ein systematisch geordnetes Gesetzbuch zu besitzen?

Hierauf läßt sich entgegnen:

Allerdings bedarf die englische Rechtspflege auf's Dringendste so mancher Reformen.

Auch wird Niemand läugnen wollen, daß ein und dasselbe Gesetz je nach den klimatischen, politischen und religiösen Verhältnissen verschiedene Wirkungen zu äußern vermöge.

Eben so nothwendig für die Existenz eines Staates erscheint die Forderung, daß seine Einrichtungen den Fortschritten der Zeit entsprechen. Allein mit welchen großen Gebrechen auch die englischen Institutionen behaftet sein mögen, in einer Hinsicht dürfen sie doch wohl immer als Muster dienen, indem sie, weit davon entfernt, das Bild eines steten Belagerungszustandes zu bieten, vielmehr allenthalben das Prinzip erkennen lassen, daß die Ordnung im Staate nicht auf dem Uebergewichte der Gewalt, sondern auf der Macht der Ueberzeugung beruhe, die Alle durchdringt, es müsse jeder Einzelne unbedingt seinen Willen der Herrschaft des Gesetzes unterordnen.

Jedoch nicht bloß vom philosophischen und psychologischen Standpunkte, sondern auch vom historischen soll man die Gesetze prüfen, um ihren wahren Werth kennen zu lernen. In der Geschichte spiegelt sich stets die Zeit; wer aber nur das vernehmen will, was ihm schmeichelt, darf wohl nicht erwarten, die Wahrheit zu ergründen.

Darum konnten auch die strengeren Urtheile der Vorfahre hier eben so wenig mit Stillschweigen übergangen werden, als sie zur Entwickelung des Fortschrittes selbst nothwendig waren, und ein Glied der unvergänglichen Kette bilden, an welche sich die Gegenwart anreiht.

Bekanntlich besteht in England kein Gesetz, welches die Preßfreiheit förmlich einführt. Dieselbe liegt vielmehr in dem Geiste der Verfassung, indem es als Rechtsgrundsatz gilt, daß Jedermann die Maßregeln und Handlungen der Regierung erörtern und seine Meinung darüber aussprechen darf.

Dadurch daß im Jahre 1694 das Parlament dem Censurgesetze vom 19. Mai 1662 (licensing act) die fernere Zustimmung versagte, wurde die Presse von ihren Banden frei.

Den meisten Entscheidungsgründen, worauf die Urtheile der englischen Gerichte sich stützen, wird auch bei uns im Allgemeinen die Gültigkeit nicht versagt werden."

Es sind dann S. VII—XII diejenigen Sätze, welche unter den Hauptprincipien hervorgehoben zu werden verdienen, in übersichtlicher Zusammenstellung aufgeführt und schließt das Vorwort in folgender Weise:

„Wenn man in Hinblick auf die in England gegen den Preßmißbrauch bestehenden Gesetze zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie eines Theils nicht so befriedigend, anderen Theils selbst vom Standpunkte der individuellen und schriftstellerischen Freiheit betrachtet, nicht so gefahrlos sind, als Viele glauben möchten, so darf doch auch von ihnen nicht zu viel verlangt werden, indem das Auffinden von Demarcationslinien, die in allen Fällen unfehlbar wären, zu den Unmöglichkeiten gehört. Eben so wenig kann dabei der mächtige Unterschied außer Acht bleiben, der zwischen dem todten Buchstaben eines Gesetzes und seiner verschiedenartigen geistigen Auffassung, insbesondere bei einer liberalen Anwendung, sich kund giebt.

Die Absicht der Herausgabe dieser Schrift ist mehr als erreicht, wenn ein Theil der Leser von der vorgefaßten Meinung zurückkommt, als liege in jeder Bestrafung eines Preßvergehens an sich schon ein Eingriff in die Rechte der persönlichen Freiheit.

Möchte sie etwas dazu beitragen, daß diejenigen, welche zu gehorchen bestimmt sind, ihre Bürgerpflichten, ihre Gesetze und mit ihnen ihr Vaterland liebgewinnen lernen, auch sich im Besitze dessen zufriedener erachten, was zum Theil von Anderen noch erst errungen werden muß.

Möchten aber auch jene, welche Gesetze zu geben berufen sind, sich nicht scheuen, durch die Erfahrungen einer kräftigen Regierung ihre Einsichten zu bereichern, damit zugleich den Unterthanen die Pflicht des Gehorsams zur Freude gemacht wird.

Bei allem dem, was unter den erörterten Verhältnissen die vorliegende Arbeit noch in so vielen Beziehungen allerdings zu wünschen übrig läßt, glaube ich die Nachsicht des Lesers insbesondere noch wegen des schwerfälligen Styles mir erbitten zu müssen, der durch die Eigenthümlichkeit des Periodenbaues der englischen Gerichtssprache herbeigeführt wurde, und mit dem Streben, dem Urtexte möglichst treu zu bleiben, entschuldigt werden möge."

Die Darstellung zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Theil. — Allgemeiner Theil: Die Grenzlinien der Rede- und Preßfreiheit an sich. Einleitung. 1. Abschnitt. Privatinteresse — Civilrechtsverfahren. Die Entschädigungsklage und ihre Grenzen. 2. Abschnitt. Oeffentliches Interesse. Strafrechtliches Verfahren wegen Preßvergehen. 3. Abschnitt. Grenzlinien der Strafandrohung. 4. Abschn. Strafmaaß. 5. Abschn. Rechtlicher Gesichtspunkt für die Behandlung dieser Materie. Besonderer Theil: Kapitel 1. Mißbrauch der Rede- und Preßfreiheit als öffentliches Vergehen. Kap. 2. Akt der Veröffentlichung. Kap. 3. Intention. Kap. 4. Verfahren gegen die Uebertreter. Kap. 5. Verfahren mittelst Staatsanklage. Kap. 6. Form der Offizialanklagen, so wie der gewöhnlichen Anklageschrift. Kap. 7. Von der Verantwortung auf eine Staatsanklage oder eine gewöhnliche Anklageschrift. Kap. 8. Beweis. Kap. 9. Von der Untersuchung des Thatbestandes und dem Ausspruche der Geschworenen. Kap. 10. Verfahren nach der Untersuchung des Thatbestandes. Kap. 11. Kompetenz der geistlichen Gerichtshöfe bei Verläumdungen. — Ein Anhang, S. 437—512, enthält in 14 Beilagen einige der wichtigeren, auf die Preß- und Redefreiheit sich beziehenden Statuten, und S. 513—518 findet man drei Formulare zu Staatsanklagen. Diesen schließt sich S. 519, 520 an, eine, besonders dem Ausländer, um das Alter der im Texte häufig citirten Statuten zu beurtheilen, nothwendige Uebersicht der Regenten Englands nach der Eroberung durch die Normannen, und S. 521—554 ein sehr ausführliches alphabetisches Register. Ein gleichfalls alphabetisches Verzeichniß der erwähnten Rechtsfälle folgt gleich auf das Vorwort, S. XIV—XVII.

Nach Anleitung des erwähnten Registers wollen wir an einigen Beispielen zeigen, welche, in der Regel mit Bezugnahme auf Proceßfälle aus verschiedenen Zeiträumen gegebene Auskunft das Werk über einzelne Materien darbietet. Wir wählen zu diesem Zwecke:

1) Hochverrath: Worte allein genügen nicht zur Begründung desselben; ausgenommen, wenn sie mit einer Handlung in Verbindung stehen; sind sie niedergeschrieben oder gedruckt, so muß jedenfalls eine Veröffentlichung stattgefunden haben, um eine Strafbarkeit zu begründen; ein Angriff auf die Person des Königs ist nach einem Statut Heinrich VIII. für Hochverrath erklärt worden; Gesetze über den Hochverrath Betreffs der Königin Elisabeth; die Behauptung, daß der König nicht Oberhaupt der Kirche sei, ist durch ein Statut Eduard's VI. einst als Hochverrath erklärt; Stat. Anna's, dem zufolge es Hochverrath ist, durch Schrift oder Druck zu behaupten, daß der König nicht der gesetzliche rechtmäßige Beherrscher des Reiches sei rc.

2) Preßfreiheit: Deren Vortheile; deren Nachtheile; unter einer starren Democratie; unter einer despotischen Regierung; Mißbrauch derselben, seine nachtheiligen Folgen; ungerechte Freisprechungen ziehen der Presse selbst einen Haß zu, dessen Folgen der Freiheit gefährlich werden; Mißbrauch derselben als öffentliches Vergehen; durch Veröffentlichungen gegen den König, die Moralität, die Regierung, die Constitution und Gesetzgebung, die Religion, die Verwaltung der Rechtspflege, das Parlament, die Großen des Reichs (Scandalum Magnatum); Veröffentlichungen, welche zum Begehen gesetzwidriger Handlungen auffordern; durch Veröffentlichungen gegen die gesunde Politik und das Zeitinteresse.

3) Strafe: Deren natürliche Grenze; die Strafe der Verbannung ist aufgehoben; die Dauer der Gefängnißstrafe ist im Allgemeinen dem Ermessen des Gerichtshofes anheim gestellt; Strafe für Schmähschriftsteller tritt nicht ein bei Veröffentlichungen, die im Laufe der parlamentarischen oder richterlichen Verhandlungen geschahen; für Schmähschriften, verabfaßt im Bewußtsein, daß ihr Inhalt unwahr sei, besteht in Geldbuße und Gefängniß nicht über 2 Jahre dauernd; für Schmähschriften, wodurch eine Erpressung beabsichtigt wird, ist Einsperrung im Gefängnisse oder Correktionshause mit oder ohne Zwangsarbeit bis zur Dauer von 3 Jahren; für rechtswidrig und in böser Absicht veröffentlichte Schmähschriften, deren Wahrheitswidrigkeit der Herausgeber nicht kennt, ist Geldbuße oder Gefängniß oder beides, doch darf das Gefängniß nicht über ein Jahr dauern; wer der Herausgabe religionswidriger und aufrührerischer Schriften zum zweitenmale überwiesen ist, wird mit der für die schweren Vergehen bestimmten Geld- oder Ge-

fängnißstrafe oder mit beiden Strafen zugleich belegt; Widerruf ist in der Regel wirkungslos; Geldentschädigung ist das zweckmäßigste Mittel.

Wahrheit: Einrede der Wahrheit; sie gilt nur bei ehrenrührigen Schriften zur Rechtfertigung, wenn die Veröffentlichung zum allgemeinen Nutzen gereichte; kann nur dann Gegenstand der Untersuchung werden, wenn sie als förmliche Einrede geltend gemacht worden ist; die Lord Campbell's Bill findet keine Anwendung bei aufrührerischen, gotteslästerlichen und sittenwidrigen Schriften; Beweis der Wahrheit ist überhaupt nicht zuläßig bei Preßprocessen, die im öffentlichen Interesse eingeleitet wurden; Beweis der Wahrheit einer Schmähschrift behufs der Strafmilderung ist unzuläßig; hingegen ist der Nachweis darüber gestattet, daß man die Schmähschrift für wahr hielt; die Beweisführung über die Wahrheit bei allen von Amtswegen erhobenen Klagen wegen Schmähschriften oder aufrührerischen Aeusserungen war von Lord Campbell (1844) beantragt, ist jedoch (im Oberhause mit 33 Stimmen gegen 3) verworfen worden; Beweis der Wahrheit ist zuläßig bei Klagen, die sich auf die Stat. der Scandalum Magnatum gründen.

Zeitungen: Als Beweismittel; Erleichterung der Beweisführung über die Veröffentlichung durch dieselben; Ablieferung derselben an das Stempelamt gilt als Veröffentlichung; (!) Verantwortlichkeit der Eigenthümer, resp. deren bedingte Haftbarkeit für die Handlungen ihrer Diener und Geschäftsleute; u. s. w.

Buchdrucker: Ob er strafbar ist, wenn er ein Libell nur im Betrieb seines Gewerbes druckte? (nach engl. Rechte ist er es, S. 246; dagegen muß man jedoch die S. 263, 264 in einer Note abgedruckte Stelle aus des in Rom ermordeten Rossi's Traité de droit penal, livre 2. chap. 24, S. 245 vergleichen, welche schließt: „En un mot, le simple fait de l'impression n'est pas de ceux, dont on peut dire, in se dolum habent. Il est juste en conséquence d'imposer à l'accusation le devoir d'établir la culpabilité de l'imprimeur par des faits et circonstances autres, que le simple fait de l'impression.")

Buchhändler: Der Verkauf eines Libells im Buchladen ist prima facie Beweis für die Verbreitung; Haftbarkeit desselben."

Unter dem Artikel des Registers: Statuten, sind S. 545 bis 548 alle Statuten von Alfred an bis Victoria, die im Texte erwähnt werden, mit kurzer Inhaltsangabe in alphabetischer Ordnung nachgewiesen.

Durch die große Anzahl von Rechtsfällen und Processen, die überall als Belege citirt und mehr oder minder ausführlich mitgetheilt werden, ist, wenn diese Absicht auch dem Bearbeiter gewiß fern gelegen, für die Leser, welche neben Belehrung Unterhaltung suchen, gesorgt. So z. B. wird berichtet:

„Darby wurde angeklagt, über den Friedensrichter Sir J. Kearle sich folgendermaßen geäußert zu haben:

> Sir John Kearle ist ein Ochsenkopf (buffalo headed fellow), er versteht das Gesetz nicht und ist außer Stand, darüber zu reden; ich habe ihn in Verwirrung gebracht, und er ließ dann meinem Klienten nicht Recht widerfahren.

Der Gerichtshof war zwar damals der Ansicht, daß diese Worte, nachdem sie eine Civilklage nicht zu begründen vermöchten, wegen des ausgesprochenen Beisatzes sich zu einer strafrechtlichen Einschreitung eigneten; allein später kommen entgegengesetzte Entscheidungen vor."

„In dem Processe der Königin gegen Wrighson bestand die Anklage darin, daß Letzterer über einen Friedensrichter, Sir Rowland Gwyn, als das Gespräch auf einen von ihm erlassenen Verhaftsbefehl kam, geäußert hatte:

> Sir Rowland ist ein Narr, ein Esel und ein Dummkopf, daß er einen solchen Befehl erläßt, er versteht nicht mehr als ein Stück Holz.

Der Gerichtshof erkannte nach erschöpfter Verhandlung, es liege kein strafrechtliches Real, sondern nur eine Verletzung des Anstandes vor, worüber er zur Bürgschaftsleistung für ein gutes Betragen angehalten werden könne."

In der Anmerkung, S. 438 (11. Kapitel, von der Kompetenz der geistlichen Gerichtshöfe bei Verläumdungen) wird ein im Jahre 1850 in Wakefield vorgekommener Fall von Kirchenbuße erzählt und dabei bemerkt, aus demselben gehe hervor, daß die Klagen vor den geistlichen Gerichtshöfen dermalen nur als eine Seltenheit erscheinen.

„Eine junge Dame, Miß Funandez, hatte längere Zeit die Huldigungen eines Verehrers entgegengenommen, dann aber plötzlich das Verhältniß abgebrochen und die Gegend verlassen.

Die Fama wußte allerlei zu erzählen und ein hochbejahrter allgemein geachteter Kaufmann, Joseph Horner, hatte diese Gerüchte, deren Wahrheit er nicht erweisen konnte, unvorsichtig weiter erzählt.

Die Verwandten der Dame verklagten ihn vor dem geistlichen Gerichtshofe, und er wurde verurtheilt, in der Pfarrkirche an einem Sonntage öffentliche Abbitte zu thun.

Die Anwendung dieser fast in Vergessenheit gerathenen Gerichtsbarkeit erregte um so mehr Aufsehen, als es bekannt war, daß Horner sich stets als einen großen Gegner der Stolgebühren und anderer kirchlichen Abgaben gezeigt hatte.

Die Mehrzahl der Bürger gaben ihre Gesinnung dadurch zu erkennen, daß sie Horner in feierlichem Aufzuge bis an die Kirchenthüre begleiteten, bei seinem Austritte mit Hurrah und Tücherschwenken empfingen und im Triumphe nach Hause führten."

Aus dem neunten Paragraph des ersten Kapitels des Besonderen Theils entnehmen wir Folgendes. (Der Paragraph handelt von Veröffentlichungen gegen die gesunde Politik und das Zeitinteresse.)

„Jede Veröffentlichung ist innerlich ungesetzlich, die eine öffentliche Störung oder einen Schaden verursacht.

Unter diese Categorie gehören vorzüglich hinsichtlich der Bedeutsamkeit ihrer Resultate diejenigen Veröffentlichungen, welche das freundschaftliche Verhältniß mit anderen Nationen dadurch zu stören trachten, daß sie hochgestellte und einflußreiche Personen des Auslandes böswillig schmähen.

Da die natürliche Absicht solcher Leute ist, die Regierung in Uneinigkeiten zu verwickeln, so wurden sie in verschiedenen Fällen als Verbrecher nach dem gemeinen Rechte bestraft, z. B.:

In dem Processe King v. D'Eon erhob der Staatsanwalt Sir Fletcher Norton eine Klage wegen einer Schmähschrift über den damaligen französischen Gesandten Grafen de Guerchy.

Der Angeklagte wurde beschuldigt, daß er den guten Ruf und die Fähigkeiten des Grafen de Guerchy habe herabsetzen, ihn lächerlich und verächtlich machen, sein Benehmen und Verfahren als Gesandten anklagen und habe glauben machen wollen, er

hätte sich während seiner Anwesenheit in England ungerechter und unverantwortlicher Handlungen und Verfolgungen gegen den Angeklagten und seine Freunde zu Schulden kommen lassen; wodurch er zu verstehen gab, daß er nicht fähig und tauglich sei, die Stelle und Würde eines Gesandten zu bekleiden.

Der Angeklagte wurde verurtheilt.

Lord George Gordon wurde zu einer Geldstrafe von 500 Pfd. (6000 fl.), zweijährigem Gefängniß im Newgate und zur Sicherheitsleistung für gutes Betragen auf die Dauer von 14 Jahren auf Staatsanklage wegen einiger starker Ausfälle gegen die Königin von Frankreich, worin er sie als Partheiführerin bezeichnet hatte, verurtheilt. Der Richter Ashhurst führte hiebei als Entscheidungsgrund für die Verurtheilung an, daß man sonst vermuthen würde, solche Libelle wären mit Zustimmung des Staates verfertigt worden.

Ebenso veröffentlichte John Vint ein Libell gegen den Kaiser von Rußland, das folgendermaßen lautete:

„Der Kaiser von Rußland bringt durch verschiedene Akte der „Tyrannei seine eigenen Unterthanen in Schaaren und macht sich „vor den Augen Europa's durch seinen Wankelmuth lächerlich. „Kürzlich erließ er ein Verbot gegen die Ausfuhr von Tannenholz „und anderer Schiffsmaterialien, worauf wegen dieses übel berech„neten Gesetzes wenigstens 100 Schiffe zu gewärtigen haben, ohne „Fracht zurückkehren zu müssen."

Vint wurde auf Staatsanklage der Absicht überführt, den Kaiser von Rußland zu verläumden und das zwischen Großbritannien und Rußland bestehende Freundschaftsverhältniß zu stören und zu beeinträchtigen.

Gegen Jean Peltier erhob man eine Staatsanklage, weil er eine Schmähschrift veröffentlicht hatte, um den ersten Consul der französischen Republik, Napoleon Bonaparte herabzusetzen und die Bürger des genannten Freistaats aufzufordern und zu ermuntern, denselben seiner Consularwürde zu entsetzen, ihn umzubringen und zu verderben, zugleich aber das freundschaftliche Verhältniß und den Frieden zu stören, in welchem unser Herr, der König und seine Unterthanen mit dem genannten Napoleon Bonaparte und der französischen Republik lebt.

Die auffallendsten Stellen des Libells lauteten:

„O ewige Schmach für Frankreich; — Cäsar hatte an den „Ufern des Rubikon den Senat, Pompejus und Cato in seinem „Bürgerkriege gegen sich; wenn in den Ebenen von Pharsalus „das Glück sich nicht als gleich günstig bewährt und man dem „Schicksal nachgeben muß, so bleibt doch Rom in diesem traurigen „Wechselfalle die Möglichkeit, sich mittelst eines Dolches in der „Hand der letzten Römer zu rächen.

„Ich meines Theiles bin weit entfernt, sein (Bonaparte's) „Loos zu beneiden; nennt ihn (ich stimme damit ein) seinen wür„digen Nachfolger, traget ihn auf seinem Schild und wählt ihn „zum Kaiser.

„Endlich (und Romulus erinnert daran) wünsche ich, daß am „darauffolgenden Morgen er in den Himmel versetzt wird. Amen!"

Lord Ellenborough, der Oberrichter, bezog sich bei dieser Gelegenheit auf den Proceß Lord Gordon's und Vint's, indem er äußerte:

Ich stelle als Rechtsregel den Satz auf, daß alle Veröffentlichungen, welche hochgestellte Personen von Gewalt und Ansehen im Auslande zu entehren, schmähen und zu beschimpfen trachten, als Libell angesehen und behandelt werden müssen, besonders wenn sie die Freundschaft und den Frieden zwischen zwei Ländern zu stören beabsichtigten."

Noch müssen wir auf die zahlreichen unter dem Texte befindlichen Anmerkungen, die namentlich Denjenigen, welchen die englische Gerichtsverfassung nicht genau bekannt ist, willkommen sein dürften, aufmerksam machen; sie beschränken sich jedoch nicht blos darauf; so ist z. B. in einer Note zu dem Paragraphen von Veröffentlichungen gegen die Religion eine beachtungswerthe Stelle aus Michaelis' „Mosaischem Rechte", in welcher die Frage, ob Gotteslästerungen vor den weltlichen Gerichtshöfen zur Strafe zu ziehen seien, erörtert wird, abgedruckt.

Der Beilage XI: Anno septimo Victoriae Reginae Kap. XII. Akte, die Verbesserung des auf das internationale Vervielfältigungsrecht bezüglichen Gesetzes betreffend (vom 10. Mai 1844), und der Beilage XII: Anno nono et decimo Victoriae Reginae Kap. LVIII. Akte die Verbesserung der Akte 7 und 8. Vict. c. 73 über die Herabsetzung der Eingangsgebühren von Büchern und Stichen unter gewissen Voraussetzungen betreffend *) (vom 18. August 1846) könnte man den Vorwurf machen, daß sie nicht zur Sache gehören; es ist aber dabei erinnert, „obwohl die Gesetze über den Nachdruck und den Eingangszoll der Bücher und Kupferstiche nicht gerade in naher Verbindung mit der Aufgabe des Werkes ständen, diese beiden Akte schon wegen ihrer Neuheit von Interesse sein, und daher ihr Abdruck zulässig erscheinen möchte." Abgesehen von der hinzugefügten, die Company of Stationers u. s. w. betreffenden Anmerkung, wird diese Mittheilung manchem Schriftsteller, Buch- und Kunsthändler, denen die Originalakten nicht zugänglich, ohne Zweifel eine dankenswerthe Zugabe sein.

Die ehrenwerthe, wohlbekannte Verlagshandlung hat das Buch hinsichtlich des Papiers und Drucks sehr ansprechend ausgestattet.

Hoffmann.

Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen. Eine merkwürdige Geschichte von Jeremias Gotthelf. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin, 1851. Verlag von Julius Springer. 80 Seiten 8.

Der Verfasser bemerkt, er habe über das Branntweintrinken ein Lustspiel gelesen, welches mit einer Heirath und einem frohen Mahle schließe, und nun über denselben Gegenstand ein Trauerspiel versucht, welches er nicht erfunden, sondern nur die Erzählung wirklicher Begebenheiten, die er einem Freunde verdanke, zum Drucke geordnet. — Und in der That eine Tragödie voll Graus und Schrecken, ein Bild, das wenige Seitenstücke hat, führt er uns vor!

Ein ermüdeter Musterreuter sucht Erquickung und Ruhe in dem Wirthshause eines nicht sehr einladenden Ortes; dort steht

---

*) Nach einer Verfügung des Schatzkammeramtes vom 20. Juni 1830 dürfen Reisende von englischen Büchern, welche im Auslande nachgedruckt worden sind, ein einzelnes Exemplar eines jeden Werkes für eigenen Gebrauch unter ihren Effekten mit einführen.

(Anmerk. des Herrn L.)

er den anwesenden Männern sich fünf Mädchen zugesellen, die, wohlbekannte Stammgäste, unter frechen Scherzen und Spiel Branntwein trinken. Von einem alten gescheuten Mann läßt er sich berichten, wie sie zum Trinken gekommen und durch das Trinken allmälich in Laster jeder Art versunken. Auf späteren Geschäftsreisen besucht er dann von Zeit zu Zeit den mit Orts-geschichten sehr vertrauten Greis, um von ihm die ferneren Schicksale der Mädchen zu erfahren. Wir können und mögen nicht nacherzählen, was es da Schauerliches zu hören giebt, wie sie alle ein gar klägliches Ende nehmen, heimgehen ungebessert, von Siechthum und Elend verzehrt, von Verzweiflung bewältigt!

Ein Blatt vor den Mund genommen hat Jeremias Gotthelf allerdings in dieser Erzählung eben so wenig als in mancher anderen seiner übrigen trefflichen Volksschriften; derb und offen ist dargelegt, was sich mit glatten Worten und in romantischer Einkleidung, soll es wirken, auch schwerlich erzählen läßt. — Der Titel würde, wenn auch die Neugierde nicht so sehr reizend, doch richtiger heißen: Wie fünf Mädchen durch den Branntwein ꝛc.

H.

Veer plattdütsche Leeder to Proof.

In angelsche Spraakwiis.

Van J. Riemer.

(Fortsetzung.)

III. De Möller Duwen.

De Möller sin Duwen de hemm et so gut,
Se fleeg'n op'n Spieker herin und herut,
Daa sitten se mitten mank Bookweet und Weet,
Wat hungern is weeten se nich wat dat heet.

Se loopen hoch baam op de Farsten ömbi,
Un gurren un spälen so fröhlich un fri,
Un fleegen un wergen tosaam sick in Dans;
Ehr Böst wo de schient in de Sönn so voll Glans!

Jed'r Duf hett ehr Makker[1]) so leef un so tru,
Dan sitt se op't Dakk bi un snaawelt in Ru.
Wo smitt in de Böst sick de Döffer op't Stell[2]) —
So'n Döffer verwahr is en stolse Gesell!

Weer min as de Duwen ehr Läwen döch ohrd't![3])
„Een Brudstand ehr Läwen so lank as et wohrt."
En anner Duf denkt, denn de sitt in et Bur,
De Möller lett ehr nich herut ut ehr Schur.[4])

Sü! Achter dat Finster, wo de blöende Nilk
De swoore Knopp neegt von de bäwende Stilk,[5])
Neegt deeb ock de Möller sin Duf woll ehr Kopp,
En halfutbraaken halfbraaken Blomen Knopp.

De rike Möller sin arme Duf
Mott sitten de hele Dagg binnen in't Stuf.
Hett ock döch en Makker so leef un so tru,
Döch hett se em nömmer in Frä un in Ru.

Hett ock döch en Makker en stolse Gesell,
Döch is he man Knecht op'n Naawer sin Stell.
Twischen Möller od'r Buer un en Dagglönerkind
Is de Schäl[6]) to groot, weetst du dat noch min Fründ!

Döch äwer de Straat geit he äwer öft un dwaß
Wenn se door sitt achter Raamen un Glaß.
Een Smiil von ehr köstet em östers väl Möchd,
Knapp dör se 'jo häwen de Kopp in de Höchd!

Vundaag op e Straat wankt he wieder asstä,
Un lett in sin Sinn recht so hartlich tofrä,
He seech ehr so knapp, seech tofällig man
Ehr Hand wo se teller de Fingern just an.

Fif Fingern lä tweemal se hen op ehr Steern,
So een op de Mund, de leet liggen de Deern.
Ob dat wat bedütt wol wat he scholl verstaan?
Ick löf half dat se et öm Em blot hett daan.

Denn as he gung wieder sä bi sick he sacht:
„Klöck ölm jaa so möten[7]) wi werrer vunnacht,
In't Lusthus wor de Sirenen gänt blön;
Da is et so schulig, so still un so schön!"

Welke Möllerduwen de fleegen bi 'Dagg,
Döch een is de listet[8]) Nachts ut et Slag:
So dröpt se ehr Makker so leef un so tru
Un snaawelt in't Lusthus in Frä un in Ru.

1) Makker: dänisch: Mage, der Gatte, Geliebte. 2) dat Stell d. i. das Gestell — auf welchem die Tauben sitzen. De Stell oder Stä heißt die Stelle, Bauerstelle. — 3) Ohrdt contr. für ohrdet d. i. geartet. — 4) Schur d. i. Schauer, Obdach. 5) Stilk d. i. Stengel. 6) Schäl, dän. Forskjäl, d. i. Unterschied; schälen — unterscheiden. 7) Möten d. i. zusammen treffen. — 8) listet d. i. schleicht.

Miscelle.

Ein neuerer französischer Reisender in dem Gebiete von Paraguay, Namens Demersay, berichtet über den dortigen Tabacksbau: „Es werden jährlich 450,000 Arroben (eine Arrobe ist gleich 25 ℔) Taback geerntet, worunter 200,000 Arroben, die zur Ausfuhr passend sind. Der Artikel ist von guter Qualität, und könnte noch sehr verbessert werden, wenn man mehr Sorgfalt auf seine Cultur verwendete und die Ausfuhr in's Ausland mehr begünstigte. Der Preis ist um die Hälfte niedriger, als der von Havanna. Wenn Havanna-Taback einer gewissen Qualität 10 Dollars gilt, so ist der von Paraguay von gleicher Qualität zu 5 Dollars zu kaufen. Eine Qualität wie Bahia und brasilischer gilt nur 3 Doll., Virginy 2 Dollars. Aber es besteht ein Ausfuhrzoll von 10 pCt. auf den in Frage stehenden Artikel in Paraguay, und die Ausfuhr wird außerdem noch durch einige kostspielige Formalitäten erschwert.

Berichtigung. In Nr. 89. S. 700, in der zweiten Miscelle Z. 3. l. m. statt verloren: zu beklagen.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 91. Mittwoch, den 12. November. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Reimersbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kumpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Erotische Lieder.

Von Leopold Arend.

Schön ist die Rose von Schiras, des Frühlings Königsgeliebte,
Und schön die weinende Perle, so einsam im Schooße des Meeres;
Schön ist das Lächeln der Sonne, ein Mutterlächeln dem Leben,
Und schön der Traum der Nacht, der Herz und Blüthen umfängt;
O schön ist auch der Sang, von Freude und Weh geboren,
Der tief aus des Dichters Brust die Brust der Menschen bewegt:
Doch schöner als Schiras' Rose, des Meeres weinende Perle,
Der Sonne Mutterlächeln, der Traum der umfangenden Nacht,
Ja schöner als Dichters Sang
Bist Du o meine Liebe!

Wol buhlen die Lüfte so schmeichelnd um den Zauber der Rose von Schiras,
Und Taucher kämpfen kühn um die einsame Perle im Meer;
Wol schwelgen Blüthen und Herz in den Gluthen der lächelnden Sonne
Und ruhen sich im Traum der Nacht, so schwelgensmüd;
Und in dem Sang des Dichters begrüßt die Brust auf's Neu,
Was selbst sie schweigend gehegt, ihre Freude und ihr Weh:
Doch, Liebe, Du küssest mich, und buhlend und kämpfend und schweigend
Und träumerisch ruhend und wieder meine Freud' und mein Weh begrüßend,
Trink ich in Deinem Kuß
Den ganzen Rausch der Welt!

Meine Seele wollt' ich tränken mit des Orientes Gluthen,
Daß sie gleich der Lotusblume auf des Ganges heil'gen Fluthen
Lächelnd Dir entgegenblühe;
Meine Seele wollt' ich speisen mit dem Duft von Kaschmir's Eden,
Daß sie, eine Zaubersage, mit geheimnißvollen Fäden
Dich in süße Träume wiege!

Doch des Orientes Gluthen blieben kalt dem Seelenthume:
Nur in Deines Auges Feuer sproß empor die Lotusblume;
Und der Duft von Kaschmir's Eden war ihm eine müde Plage:
Unter Deines Mundes Rosen glühte auf die Zaubersage!

Die Liebe ist ein altes Lied aus tiefer blauer Ferne,
Ich glaub', es haben sie zuerst gesungen dort die Sterne;
Vor allen doch die Sonne hold, die nach dem Mond sich sehnte,
Der, untreu ihr, mit ihrem Gold entwich und sie verhöhnte.

Darauf hat sie des Meeres Eis in's Herz tief eingesogen
Und ward erweicht und sang sie fort im wilden Rausch der Wogen
Und schmiegte sich in Liebeslust mit tausend tausend Armen
Der Freundin Erde an die Brust und macht sie liebeerwarmen.

Die Erde war ein keckes Weib und wollt' den Himmel freien
Und ihren schwarzen üpp'gen Leib den Himmelsgluthen weihen:
Und ihre Liebe ward ein Sang von süßen duft'gen Blüthen,
Die um den flücht'gen Frühling bang hinstrebend sich bemühten.

Von Blüth' und Frühling lernte sie die graue Philomele
Und sang das Lied bei stiller Nacht mit vollster, laut'ster Kehle.
Da ward's . . . publik, da ward's bekannt, wie eine Staatsgeschichte
Und Spatz und Böcklein, gar galant, sie machten Lieb'sgedichte!

Mein Lied, was trauerst Du? Mein Lied ist wahrlich nicht so süchtig,
Wie Philomelens üpp'ger Sang, wie Böckleins Verse flüchtig;
Mein Lied, weiß Gott, mir kam das Lied aus jener blauen Ferne,
Drum wird's Dir dauern, unverglüht, so lang wie die Sterne.

Ich ruh mein Haupt an Deiner Brust und träume!
O Liebe hold, die mir daraus so süß
So paradiesisch süß entgegenhaucht —
Ich fühl' mein Herz in Dir sich neu entzünden,
Daß seine Feuer, wie ein frisches Roth
Des Morgenlichtes meinen Blick umfächeln,
In ihrer Gluth mein Himmel neu erglüht.
Ich ruh mein Haupt an Deiner Brust und träume!
O magisch Spiel! Ich tändl' auf Blumenauen
Und hasch', ein Knabe, nach den Schmetterlingen,
Die Du, o Lieb, aus jenem Raupenchor,
Den ernsten Bildern meines Hirn erschufst,
Und freu' mich dieser nachtentschlaf'nen Kinder,
Wie sich der Frühling seiner Blüthen freut.
Ich ruh mein Haupt an Deiner Brust und träume!
O laß mir ganz, o ganz den Zaubertrank,
Daß dieser Traum nur meine Wahrheit sei,
In ihm die Fäden meines Lebens enden.
Mein Lieb, da draußen ist es ernst und kalt
Und altersschwer ziehn bis dort die Gedanken,
Zum ew'gen Lenz laß meine hier erstehn!
So ruh mein Haupt an Deiner Brust und träume!

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Carnot hatte keinen politischen Glanz über die legislative Versammlung verbreitet; seine militairischen Ansichten waren ihr selbst sehr befremdlich erschienen, indem er am 3. Januar auf die sofortige Schleifung sämmtlicher Citadellen des Königreichs angetragen hatte, weil sie, wie er sagte, als Bastillen dienen könnten. Der künftige Leiter der militairischen Operationen der Revolution drückte sich bei dieser Gelegenheit wörtlich folgendermaßen aus:

„Ich trage ausdrücklich darauf an, die Schleifung der Citadelle von Perpignan zu befehlen. (Mißbilligung, Gemurmel.) . . . Ich hätte nicht geglaubt, ein so unwilliges Gehör zu finden, indem ich Franzosen im Jahr 1792 die Vernichtung einer Bastille anrathe. Seit 21 Jahren verrichte ich Militairdienste im Ingenieurcorps; ich rede also über diesen Gegenstand nicht so in's Blaue hinein. Wenn ich in diese Versammlung einige Gefühle mitgebracht habe, so gehören dazu insbesondere die Liebe zur Freiheit und der Tyrannenhaß. Ich fordere demnach die Zerstörung sämmtlicher Bastillen des Königreichs. (Neues mißbilligendes Gemurmel.) Sollten die Franzosen von 1792 den Franzosen von 1789 nicht mehr gleich seyn?“

Wie bekannt, ist Carnot, zum Glück für Frankreich, von seiner Feindseligkeit gegen die vaterländischen Citadellen zurückgekommen; doch mußten solche Principien, die er in den damaligen Tageblättern mit mehr Eifer als Talent verfocht, als eine curiose Empfehlung für einen Mann erscheinen, der berufen war, den Krieg zu führen.

Nach der gangbarsten Tradition wäre es insbesondere und fast lediglich Carnot gewesen, in welchem sich die Militairseite der Revolution personificirte und resumirte, auch hat die Erinnerung an die von ihm geleisteten Dienste mit seinem Namen eben so viele Autorität als Ruhm verknüpft.

Zwei Punkte, über welche die Geschichten am meisten in Einklang zu seyn scheinen, dienen dem, Carnot unterlegten, Rufe ganz besonders zur Basis und zum Vorwande. Es wird von ihm gesagt, daß er die Einheit und die Integrität des Bodens bewahrt habe, die durch die Coalition der europäischen Mächte gefährdet waren, und daß er gleichzeitig vierzehn Armeen, jede von 100,000 Mann, an alle die von den Feinden bedrohten Gränzpunkte geworfen habe.

Wenn es hiemit seine Richtigkeit hätte, so würde der Ruhm Carnots unvergleichlich seyn; denn die Geschichte ist reich an Namen von Feldherren, die mit Recht berühmt geworden sind, obgleich sie viel weniger geleistet. Aber die Zeit ist gekommen, wo man, ohne Jemandem sein Verdienst streitig zu machen, lediglich im Interesse der Gerechtigkeit jede revolutionaire Uebertreibung in ihre Schranken weisen kann und weisen muß.

Die vierzehn Armeen, welche Carnot geschaffen und ausgesandt haben soll, sind nichts weiter, als eine plumpe und lächerliche Fabel, die allenfalls auf der Tribune des Convents oder im Jacobinerclub zum Besten gegeben werden konnte, die aber nicht mehr für ruhige Zeiten und vor ernsten Geistern paßt, die fähig und würdig sind die Wahrheit zu erfahren.

Der Convent hat nie gleichzeitig vierzehn Armeen gehabt, noch weniger vierzehn Armeen jede von 100,000 Mann; und, was in den Augen der Moral und der Civilisation noch mehr ins Gewicht fällt, er hat nie eine, von den europäischen Mächten bedrohete, Einheit zu vertheidigen brauchen.

Die Jacobiner, die Girondisten, die Terroristen waren es, die im Interesse ihrer Ehrsucht und ihrer Theorien Europa den Krieg erklären ließen, Europa, das sich der französischen Revolution gegenüber ruhig, friedfelig, ja fast wohlwollend verhielt, in solchem Maaße, daß es, weit entfernt, diesen erschrecklichen zwanzigjährigen Krieg zu beginnen, um den Boden Frankreichs feindlich zu überziehen, sich vielmehr spät und ungern dazu entschloß, in der Nothwendigkeit, seinen eigenen Boden, seine eigenen Institutionen zu vertheidigen, die offen, officiell und materiell durch die Militairmacht der Demagogie gefährdet waren.

Es giebt demnach einen großen Irrthum zu berichtigen, indem man den wirklichen Bestand der angeblichen vierzehn Armeen nachweis't, welche durch Carnot's Hauch geschaffen und durch seine

Hand fortgeschleudert sein sollen; aber ein weit wichtigerer Irrthum ist noch damit in das gehörige Licht zu stellen, daß man den wahren Charakter der von dem Heilsausschusse geführten Kriege offenbart. Es waren dieses Angriffs-revolutionaire Kriege, keine nationale Kriege; es waren Kriege, die um Propaganda zu machen und zu rauben unternommen waren, keine Kriege, welche die Vertheidigung des Bodens und der Institutionen zum Zweck hatten.

Diese Wahrheit, welche wir völlig augenfällig machen wollen, beeinträchtigt den Ruhm der wackeren Soldaten, die sich auf so vielen Schlachtfeldern hervorgethan haben, in keiner Weise; aber sie macht erklärlich, wie so große Anstrengungen, so viel Blut, so viele Schätze der Civilisation so wenig zu Gute gekommen sind, weil es in der Natur der Unordnung liegt, Alles, womit sie in Berührung kömmt, zu besudeln und unfruchtbar zu machen.

Wenn man die leidenschaftliche Geschichte nach dem Ursprung der Revolutionskriege fragt, so wird sie darauf mit Nennung der Verschwörungen von Coblenz und der Conferenzen von Pilnitz antworten, und zeigen, wie Frankreich aufgestanden und zu den Gränzen geeilt ist, um die blutige Fahne der Tyrannei zurück zu weisen.

Wenn man sich aber an die ruhige, aufrichtige, unpartheiische Geschichte wendet, da wird ihre Antwort wie folgt lauten:

Es waren — wie wir schon gesagt haben — die Girondisten, die Jacobiner und die Terroristen, welche, mit Ausnahme von Robespierre, gegen Ende des Jahres 1791 noch verdanken die ernste und entscheidende Kriegsfrage aufwarfen. Das Land dachte nicht daran. Alles läßt glauben, daß die Revolution ohne zwei enorme Mißgriffe, die Alles verdarben, friedlich abgelaufen seyn würde. Diese Mißgriffe waren: der dem Katholicismus und den monarchischen Institutionen Europa's erklärte Krieg. Den ersteren hatte die Constituante begangen, zu dem zweiten war die Legislative gewaltsam gedrängt worden.

Welches waren die Gründe, die angegeben wurden, um Frankreich zu einem Angriffskrieg gegen Europa zu bewegen? Waren es, wie man es nachdem geschrieben hat, die Verschwörungen der Emigranten, die sich zu Worms, zu Trier, zu Coblenz gesammelt hatten? Keineswegs! Waren es die Pläne Europa's, in Frankreich einzufallen und dessen neue Institutionen mit Gewalt zu unterdrücken? Eben so wenig.

Späterhin, als man die Jugend nach den Gränzen locken wollte, sind jene Gründe allerdings angegeben worden. Den Conscribirten wurde von nichts als von Pitt und Coburg vorgesprochen, und man faßte die gesammte auswärtige Politik, die man sie lehren wollte, in das erste Couplet der Marseillaise zusammen.

Der Verfolg derselben Kriegshymne diente dazu, den Soldaten einzureden, daß die, gegen die französische Revolution verbündeten, Könige die betrogenen Völker zu einem gotteslästerlichen Kriege gegen die Freiheit der Nationen hinrissen.

Diese albernen Lügen, wodurch die Soldaten getäuscht und angefeuert wurden, waren den revolutionairen Leidenschaften förderlich, die Frankreich in einen endlosen Krieg gestürzt hatten; aber weil sie den Stoff zu Liedern hergegeben haben, darf man nicht glauben, daß sie auch der Geschichte dienen müßten.

Es fiel gegen Ende des Jahrs 1791 und zu Anfang des des Jahrs 1792 Niemandem ein, daß Frankreich irgend etwas von den Emigranten zu befürchten hätte. Die ärgsten Demagogen glaubten so etwas am allerwenigsten. So äußerte sich Rulf in dieser Beziehung:

„Ich habe Ihnen gesagt, daß sich in dem Dorfe Ettenheim 700 Brigands unter dem Befehl des jüngeren Mirabeau versammelt haben . . . Der pfälzische Churfürst hat bereits alle Franzosen aus Manheim fortgeschickt, und die Feinde des Staates dürfen auf den Beistand der großen weltlichen Fürsten des deutschen Reiches nicht rechnen, seitdem diesen die Annahme der Constitution durch den König feierlich notificirt worden ist.“

„Nur drei Priester scheinen ihren Complotten förderlich zu seyn, nämlich: Monseigneur, der Erzbischof von Mainz, der eine Armee von 4000 Mann aushebt, welche ihm zu stellen die Mainzer so einfältig sind; Monseigneur, der Churfürst von Trier, der ihnen eine Armee von 2000 Mann giebt, (man lacht) und endlich Monseigneur Louis-René-Edouard, Cardinal von Rohan, der, außer den Brigands, über welche er den Oberbefehl zu führen die Ehre hat, ihnen eine Armee von 50 Mann liefert, die ihm die Gesetze des deutschen Reiches als Reichsfürst zugestehen.“

„Es werden keine Barbarenhorden, sondern mit Rosenkränzen bewehrte Soldaten der Kirche seyn, welche Tod und Blutbad vor sich herziehen lassen.“

„Es würde der Majestät einer großen Nation unwürdig seyn, solch' ein Opernfeuer, das uns incommodirt, länger zu dulden. Ein bloßer Privatmann könnte diese frechen Pickelhäringe verachten, eine große Nation aber muß die Verwegenen strafen, die sich an ihre Gesetze vergreifen wollen.“

So machte Rulf selbst in dem Augenblicke, wo er auf ihre Versprengung antrug, die Versammlung über die, von allen weltlichen Fürsten des deutschen Reiches verlassenen und auf den Beistand von drei Priestern, deren einer ein Contingent von fünfzig Mann stellte, beschränkten Emigranten-Armee lachen. Sie war ein Haufen Soldaten der Kirche, mit Rosenkränzen bewehrt; ein Opernfeuer; ein Trupp frecher Pickelhäringe, die ein Privatmann zu verachten berechtigt gewesen wäre.

Noch verächtlicher hat sich Robespierre über die Armee der Emigranten ausgesprochen. Er sagte in seiner berühmten Rede über den Krieg, die er am 2. Januar 1792 in dem Jacobinerclub gehalten, u. a.:

. . . . . „Frankreich hat keinen andern Feind zu fürchten, als die Handvoll emigrirter Aristocraten, die es vor einiger Zeit kaum beachtet hat. Ihr werdet doch nun nicht meinen, daß diese Macht uns beunruhigen müsse! . . Alles giebt Euch den Beweis, daß dieser lächerliche Krieg nichts weiter, als eine Intrigue des Hofes und der Factionen ist, die uns zerfleischen. Ihnen auf das bloße Wort des Hofes den Krieg erklären, das fremde Gebiet verletzen, wäre nichts weiter, als ihren Absichten förderlich seyn.“

„Verbrecher, die man nur zu brandmarken, zu richten, pr. Contumaz zu strafen braucht, als eine rivalisirende Macht behandeln; zu ihrer Bekämpfung ungesetzlich außerordentliche Marschälle ernennen, was ist das anders, als ihnen eine Berühmtheit, eine Wichtigkeit beilegen, wie sie sie wünschen und wie es den inneren Feinden, von welchen sie begünstigt werden, convenirt. Der Hof und die Aufwiegler haben unstreitig ihre Gründe, um nach solchem Plane zu verfahren, aber welche Gründe könnten wir wohl haben?“

„Die Ehre des französischen Namens, sagt Ihr. Gerechter Himmel! die französische Nation durch das Häuflein von Flüchtlingen entehrt, die so lächerlich als machtlos sind, die sie ihrer Güter berauben und vor der Welt als Verräther stempeln kann?“

So beurtheilte Robespierre die Armee der Emigranten, die Handvoll Aristocraten, das Häuflein von Flüchtlingen, so lächerlich als werthlos. Er hielt sie höchstens des Zornes eines öffentlichen Anklägers, durch Vermittelung des Huissiers angedeutet, werth.

Die Presse, die sich mit in die Debatte mischte, dachte auch nicht anders, selbst diejenige nicht, die sich am offensten als revolutionair kund gab. So äußerte sich Tournon, der bei den „Revolutions de Paris“ in die Stelle von Loustalot eingetreten war:

„Die französische Ehre ist verletzt; sie muß gerächt werden! Die französische Ehre wäre also verletzt? ... Aber durch wen? Durch ein Paar deutsche Priester, durch eine Bande Flüchtlinge und Mörder? Ha! die großen Männer, durch die ein ganzes Volk sich gekränkt halten kann!“

„Was kümmert die französische Nation die Meinung einiger Tyrannen, einiger Sclaven, die vor der Aurora der Freiheit geflohen sind? Sind wir wegen dessen, was der Bischof von Speier, der Bischof von Trier, und eine Handvoll Aufwiegler in dem Delirium des in den letzten Zügen liegenden Despotismus von dem französischen Namen denken und sagen mögen, minder das erste Volk auf Erden?“

Man sieht also, daß es im Jahr 1792 Niemandem einfiel, zu glauben, daß die Emigranten, es sey aus sich selber, oder durch den schwachen Beistand, den sie von den kleinen Reichsfürsten hoffen durften, den Institutionen oder dem Gebiete Frankreichs irgend gefährlich werden konnten; selbst Diejenigen, die auf ihre Entfernung drangen, thaten dies weniger, weil sie sie für gefährlich, als weil sie sie für überlästig hielten, und beriefen sich nicht auf Gründe der Sicherheit, sondern auf solche der Würde.

(Fortsetzung folgt.)

Conjecturen über das Geschick Sir John Franklin's und seiner Begleiter. Von A. K. Isbister.

(Aus dem Athenaeum.)

Die Heimkunft der verschiedenen Expeditionen, die zur Aufsuchung von Sir John Franklin ausgesandt gewesen, aber keine Spur von ihm gefunden haben, hat sehr natürlich durch das ganze Land hin ein tief-schmerzliches Gefühl erregt und Anlaß zu vielen entgegengesetzten Meinungen über die Räthlichkeit, den Versuch, in das beunruhigende und dem Anschein nach fast hoffnungslose Geheimniß einzudringen, das so lange über sein Schicksal gewaltet hat, zu erneuern, gegeben. Ich würde unter so bewandten Umständen Anstand genommen haben, die Spalten Ihres Blattes mit einem so langen Artikel zu behelligen, wenn ich nicht der Meinung wäre, daß trotz alledem, was schon darüber geschrieben worden ist, es noch mehrere interessante und wichtige Aspecten gäbe, unter welchen der Gegenstand erwogen und discutirt werden kann. Wenn auch erfolglos in so weit, als es eine Andeutung über die jetzige Lage der vermißten Schiffe betrifft, haben die Resultate der ausgedehnten Nachforschungen, die seit so vielen Jahren betrieben worden sind, uns mindestens darüber belehrt, wo die besagten Schiffe nicht sind, und damit das Feld der Muthmaßungen auf ziemlich präcise und festzustellende Schranken begränzt. Des Capt. Penny's Forschungen haben uns insbesondere etwas mehr als bloße Muthmaßungen über die Richtung gegeben, welche die Vermißten von dem Punkte ab, wo ihre positive Spur, am Cap Riley, plötzlich verschwindet, eingeschlagen haben dürften.

Wir haben unter bewandter Sachlage zwei Fragen in Betracht zu ziehen.

1) Welche Kunde läßt sich nach authentischen Quellen über die Beschaffenheit und den Charakter des Theils des arctischen Meeres zusammenstellen, welcher über die Gränzen hinaus liegt, die bis jetzt von unseren Forschungsgeschwadern erreicht worden sind?

2) Angenommen, daß Sir John Franklin sich augenblicklich irgendwo innerhalb jener Gränzen befände, und, vermöge einer oder der anderen der vielen Zufälligkeiten, welchen die Schifffahrt in jenen Meeren ausgesetzt ist, seine Schiffe nicht frei zu machen im Stande wäre, welche Forschungen lassen sich da, nach wirklichen Wahrnehmungen, oder in Analogie auf die benachbarten und ähnlichen Districte, in Betreff der Ressourcen für die Erhaltung des menschlichen Lebens machen?

Ein Blick auf das große landumschlossene Bassin, das den arctischen Ocean bildet, zeigt uns auf der östlichen oder der grönländischen Seite, und eine Strecke weit längs des nordamerikanischen Ufers, einen Eis-umlagerten Inseln-Archipelagus von unbekannter Ausdehnung, von dem man allgemein voraussetzt, daß er zu einem großen offenen Meere in westlicher Richtung führe, welches möglicher Weise den Pol umgeben könne, jedenfalls aber längs eines immensen Küstenumfangs, welcher auf der asiatischen Seite bereits von den Herren von Wrangel und von Anjou, und auf der amerikanischen Seite von Sir John Franklin selber, von den Herren Dease, Simpson, Kellet und anderen, untersucht worden, verhältnißmäßig frei vom Eise ist. Die Forschungen der Expedition unter dem Befehl des Barons Wrangel sind an verschiedenen Punkten über eine Strecke von fast funfzig Längengraden längs der sibirischen Küste von der Behringsstraße an fortgesetzt worden, und es ist ein interessanter Umstand, daß, von welchem Küstenpunkte man auch ausgegangen, das Resultat immer dasselbe gewesen ist, indem man nach einer Eisreise von längerer oder kürzerer Dauer immer an einen Fleck kam, wo ein weiteres Vordringen unmöglich war, „weil“, wie Herr von Wrangel sich ausdrückt, „das unermeßliche Weltmeer vor uns ausgebreitet lag, ein großartiger und prachtvoller, für uns aber höchst niederschlagender Anblick. *)

Die entgegengesetzte Küste von Amerika hat sich Franklin eben so gezeigt. „Nach der Mitte August's“, sagt er in der Beschreibung seiner zweiten Reise, pag. 319, „war das Eis nicht allein innerhalb unseres Gesichtskreises gebrochen, sondern eine starke, von Norden heranrollende Brandung zeigte auch ein nicht von In-

*) Es ist zu bemerken, daß die Expedition des Herrn Baron Wrangel eine Land-Expedition war, die keine Böte noch andere Mittel, um auf offenem Wasser zu fahren, mit sich führte, und sich daher unausgesetzt aufgehalten sah, so wie sie sich von der Küste entfernte.

sein geschirmtes und wenig von Eis heimgesuchtes Meer." Das offene Wasser, welches der Capitain Kellet über die Inseln und das Eis hinaus, welches den Eingang der Behringsstraße versperrte, hervorschimmern sah, scheint ebenfalls jene Ansicht zu bestätigen.

Ob diese Oeffnungen nur die gegenüber liegenden Ränder eines hohen, kreispolarischen Bassins, eines verhältnißmäßig eisfreien Meeres, wie man aus manchen Umständen zu schließen berechtigt ist, oder ein System unter einander verbundener Polyniae, wie der Baron Wrangel sich ausdrückt, durchkreuzt von einer Kette von eisbesetzten Inseln, sind, immerhin ist es außer Zweifel, daß nordwärts des Parry'schen Archipelagus irgendwo eine große Fläche verhältnißmäßig offenen Wassers existirt, und eben so wenig läßt sich daran zweifeln, daß ein Mann von Franklin's Temperament, nachdem es ihm gelungen ist, oder er es als gelungen annimmt, ein für einen Veteranen der arctischen Schiffahrt so interessantes Feld erreicht zu haben, auf's Gerathewohl bis zu dem Schauplatze von Wrangels Forschungen vorgedrungen seyn wird, in der sicheren Erwartung, die langgewünschte Durchfahrt durch die Behringsstraße zu vollführen.

Es wäre voreilig, auf die Wahrscheinlichkeit zu speculiren, daß der Victoria-Canal einen Einlauf in das Wrangel'sche große Polynia darböte; aber die Thatsache, daß eine starke Strömung abwärts durch den Wellington-Canal wahrgenommen worden ist; das Vorhandenseyn von Treibholz in so großen Quantitäten, wie man solches in dem Lancastersund nie gefunden hat, wie es dagegen vollkommen der Beschreibung entspricht, welche der Herr von Anjou von den neusiberischen Inseln gegeben; die merkliche Besserung des Klima's, und der, unter jeder anderen Hypothese unerklärliche, der Vegetation mehr zusagende Charakter, je weiter man nordwärts kömmt, sind sämmtlich starke präsumtive Beweise, daß irgend eine Art Verbindung unter ihnen existiren muß.*) Aus welchem Gesichtspunkte man die Sache auch betrachten mag, kann es nicht länger in Frage gestellt werden, daß Franklin diese Straße aufwärts gefahren und muthmaßlich so weit westlich vorgedrungen ist, daß er durch die bisher angewandten Mittel, ihm zu Hülfe zu kommen, nicht hat erreicht werden können.

Nun wirft sich aber die wichtige Frage auf: „Wie mag ein so zahlreicher Trupp Menschen die Mittel seines Unterhalts in der langen Zeit, daß er keine Unterstützung von England erhalten hat, gefunden haben? Es würde thöricht seyn, wenn man über einen Gegenstand entschieden absprechen wollte, über welchen nothwendiger Weise so große Unsicherheit walten muß, und vielleicht vermessen, zu erwarten, daß sämmtliche Verschollene noch am Leben wären; aber nach der Berechnung, wie lange die Vorräthe, welche sie aus England mitgenommen, haben ausreichen können, die Berechnung machen, daß sie unfehlbar umgekommen seyn müßten, und darauf den unmenschlichen Rath gründen, jeden weiteren Schritt ihrentwegen aufzugeben, würde, wir stehen nicht an es auszusprechen, eine Folgerung seyn, die keineswegs durch das, was wir von den Ressourcen jener arctischen Breiten, wie knapp und precair sie auch sind, wissen, gerechtfertigt wäre. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Lebensweise, welche unsere verlorenen Freunde in dem unbekannten Winkel der arctischen Meere führen mögen, möglicher Weise und schlimmsten Falles mit keiner größeren, sondern vielleicht noch mit einer geringeren Entbehrung verknüpft ist, als diejenige, welche viele Hundert ihrer Landsleute erdulden müssen, die über die unfruchtbaren Strecken des Gebiets der Hudsons-Bay zerstreut sind. Ackerbau giebt's dort gar nicht, außer in den äußersten südlichen Provinzen, und von englischem Proviant ist wohl seit Menschengedenken nichts eingeführt worden. Die einzigen Subsistenzmittel über tausende von Meilen des unfruchtbaren Landes, das sich längs des Polar-Meeres und der Hudsons-Bay erstreckt, bilden die ununterstützten natürlichen Ressourcen des Bezirkes, Ressourcen, wie sie der Franklin'schen Expedition sicher auch zu Gebote stehen, in welcher Lage sie sich auch befinden mag. In allen wesentlichen Dingen sind das Klima und die Naturerzeugnisse der arctischen Inseln denen des benachbarten Festlandes ziemlich gleich. Ich möchte sagen, daß erstere im Ganzen noch besser gestellt sind als letzteres. Einen der letzten Winter im Gebiet der Hudsons-Bay habe ich am Ufer des arctischen Meeres, in der Nähe der Mündung des M'Kenzie-Flusses, zugebracht, wo es uns nicht schwer fiel, allein durch Fischfang eine Menge Europäer und Eingeborne, welche die Neuheit der Sache herbeigelockt hatte, zu nähren. Hier ein Verzeichniß des Wildes, welches die Frucht einiger weniger Jagdexcursionen von Officieren der Expedition Sir Edward Parry's auf der Insel Melville, die ungefähr als die halbe Station zwischen den Küsten von Amerika und Asien anzusehen ist, gewesen:

3 Moschus-Ochsen, 68 Hasen, 144 Schneehühner, 24 Rehe, 53 Gänse, 59 Enten.

Dieses sind in der That schon ansehnliche Hülfsmittel für eine Gegend, die nur zu sehr als jedes thierischen Lebens baar verrufen ist.

Ueber die Hülfsmittel der nördlichen Gestade Sibiriens haben wir leider zu wenig Kunde, um darauf ein richtiges Urtheil zu begründen. Aus den einzelnen Notizen, die in dieser Beziehung in dem schätzenswerthen Werke des Professors Baer zu Petersburg: „Beiträge zur Kenntniß des russischen Reichs," meistens aus officiellen Quellen zusammengetragen, enthalten sind, läßt sich jedoch zur Genüge ermessen, daß die Ressourcen nur wenig, wenn überall, minder bedeutend sind, als die der entsprechenden arctischen Küste von Amerika. Das ist uns mindestens sehr bekannt, daß jeden Sommer Abenteurer von Sibirien ausziehen, um die reichen Gruben von fossilem Elfenbein auszubeuten, deren sich in Menge auf den benachbarten Inseln, wo es ansehnliche Ueberreste des Mammuths geben soll, befinden, und die sich dann, so gut es gehen will, lediglich von Jagd und Fischerei nähren müssen.

*) Einer oder ein Paar jener Umstände mögen hier noch erwähnt werden. Am merkwürdigsten ist wohl die plötzliche und außerordentliche Besserung des Klima's, die man in dem Lande westwärts des M'Kenzie-Flusses wahrgenommen hat, und die unstreitig dem mildernden Einflusse eines stets offenen Wassers nach Norden zuzuschreiben ist. Die dichten Nebel, welche unausgesetzt über der Küste hängen, und die wegen des Contrastes, den sie mit dem freien klaren Himmel ostwärts des Kupferminenflusses bilden, Franklin selber so sehr auffielen, als er hier weilte, können auch noch als eine Bekräftigung der hier aufgestellten Ansicht gelten. Auch Baron Wrangel hat ein ähnliches Phänomen wahrgenommen, und berichtet, „daß der Wind, wenn er von der Seeseite her wehete, immer so sehr mit Feuchtigkeiten geschwängert war, daß er die Kleidungen näßte".

Ich habe in der Betrachtung der von mir behandelten Frage der Hülfsmittel noch nicht gedacht, welche aus dem Meere und anderweitig zu beziehen sind, und die, mehr oder minder, unsers Wissens in allen Polarmeeren gefunden werden. Als Supplementmittel, und um nöthigenfalls das Leben zu fristen, kommen dieselben bei der Frage, um welche es sich hier handelt, jedoch sehr in Betracht. Die Aufzählung und Beschreibung der Mammalien und einiger Vogel- und Fischarten, welche Sir Edward Parry in den Jahren 1819—1820 angetroffen hat, füllen die Hälfte eines ziemlichen Quartbandes in dem Appendix zu seiner Beschreibung. Ein großer Theil jener Thierwelt ist für Menschen genießbar, und sie bilden die gewöhnliche und tägliche Nahrung der Eskimos. Das sind Thatsachen, die für sich selber sprechen, und die dienen können, einen richtigen Schluß über die höchst wichtige und interessante Frage zu fällen, bei welcher das Leben so vieler unserer wackeren Landsleute, unsere Nationalehre, und unser menschliches Gefühl betheiligt ist.

Album Californiano. Coleccion de tipos observados y dibujados por los Sres (Augusto) Ferran y (José) Baturone. Habana. Publicado por entregas que constarán de cuatro láminas primorosamente coloridas con su correspondiente cubierta. Kl. Folio.

Wir verdanken freundlicher Mittheilung die Ansicht der ersten und zweiten Lieferung dieser Sammlung meisterhafter californischer Charakterbilder. Jede Lieferung enthält vier lithographirte colorirte Tafeln; auf den farbigen Umschlägen ist ein Arbeiter dargestellt, der die Stiefeln ausgezogen, Rock und Kopfbedeckung an einen Baum gehängt, und es sich sauer werden läßt. Die Figuren sind mit ganz vorzüglichem Auffassungstalente trefflich gezeichnet; sie treten in einer solchen Lebendigkeit und Natur hervor, daß die Treue der Darstellung nicht zu bezweifeln ist. — Spanische und englische Unterschriften zeigen die Bedeutung an. — Der Mann, welcher auf dem ersten Blatte so ruhig-indolent dasteht, hat sein Glück gemacht: Una fortuna hecha — A fortune made. Auf dem zweiten Blatte: Posiciones cómodas — Comfort, erblicken wir drei Personen, die sich es bei der Flasche ungemein bequem gemacht haben, die eine hat das Bein auf den Tisch gelegt, die andere den Fuß auf einen Stuhl gestellt, und eine dritte dehnt sich in süßem Nichtsthun gähnend aus. Das dritte Blatt, Sociedad de templanza — Temperance Society, bezeichnet, stellt einen ziemlich anständig gekleideten Herrn dar, mit dessen Beinkleidern es nur nicht ganz in Ordnung ist, der sich ein Glas von einem gegenüberstehenden Matrosen oder Arbeiter füllen läßt, und im Begriff steht, der Mäßigkeitsgesellschaft etwas untreu zu werden. Die vierte Tafel liefert eine gemüthliche Scene: ein Früchte essender Mann ergötzt sich an den tonischen Genüssen, die ihm zwei blonde Straßenkünstlerinnen gewähren; nun — in seiner Art ist er denn wirklich, wie die Unterschrift ihn nennt, un protector de las artes — a protector of arts. Im Hintergrunde erhebt sich das Wahrzeichen moderner Kultur, eine auf stattlichem, reich verziertem Kandelaber ruhende Laterne; das Bäumchen in etwas weiterer Ferne hat sich dagegen keines üppigen Gedeihens zu erfreuen. — — In Attitüden, die auf dem fünften Bilde: Un buen flete — A good freight, mit ausgezeichneter künstlerischer Treue versinnlicht, aber in der Wirklichkeit nichts weniger als zierlich sind, sitzen und liegen sechs Goldsucher in einem großen Wagen; die Herren auf den Rücksitzen in dem bedeckten Theil der Equipage scheinen die Matadore der Gesellschaft zu sein. Auf dem sechsten Blatte setzen zwei partidarios del sistema antiflogistico — partisans of the antiphlogistic system, eine Früchte verkaufende schwarze Jungfrau in Nahrung; der eine steht baarhäuptig da und füllt den Hut mit der vegetabilischen Kost; die Köpfe beider nüchternen, enthaltsamen Männer, kunstreich ausgeführt, sind vermuthlich recht ähnliche Portraits. Das siebente ist ein für leidenschaftliche Cigarrenfreunde anziehendes Bild. Eine schmächtige, dürre Gestalt, die augenscheinlich mehr vom Rauchen als vom Essen hält und lebt, lehnt entzückt von dem Doppelgenusse, den ihr die brennende Cigarre im Munde und der Anblick des Vorraths in der Hand gewährt, an einen Eckstein, ausrufend: Que buen tabacco! — An excellent segar! Der Zustand des Mannes auf der achten und letzten Tafel ist sehr schonend oder auch maliciös als una ligera indisposicion — a light* indisposition, angedeutet; in Wahrheit und zu Deutsch leidet er an einem Uebel, welches ihn in Gefahr bringt das Gleichgewicht zu verlieren, es ist ein Trunkenbold, die Flasche in der Tasche, den ein guter Freund mit Mühe wieder in dasselbe zu versetzen sich abquält. — Daß alle Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft wir so eben gemacht haben, mit einem reichen Bartwuchse geziert sind, daß die Garderobe der Mehrzahl nicht besonders elegant und vermuthlich schon früher Eigenthum anderer Leute gewesen ist, wird Niemand befremden.

Wer die acht Bilder der Herren Ferran und Baturone zu sehen Gelegenheit findet, wird eingestehen, daß sie das ihnen gespendete Lob verdienen und ähnliche, namentlich deutsche Leistungen weit hinter ihnen zurückstehen. Lithographirt sind sie von Louis Marquier in Havana. (Ce. de Lamparilla No. 96.) Man kann die Abdrücke colorirt und uncolorirt kaufen.

Hoffmann.

Lehrbuch der Physik zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterrichte von W. Eisenlohr, Professor der Physik an der polytechnischen Schule und am Lyceum zu Carlsruhe. Mit 554 in den Text gedruckten Holzschnitten. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart. Verlag von Krais & Hoffmann. 1852. VI und 657 Seiten. Gr. 8.

In keiner Wissenschaft ist es so nothwendig die Lehrbücher derselben in verjüngter Gestalt in kurzen Zwischenräumen zu veröffentlichen, als in der Naturwissenschaft, besonders aber dem zweiten Theile derselben, der Darstellung der den natürlichen Körpern innewohnenden Kräfte und durch sie hervorgebrachten Erscheinungen, der Naturlehre im weitern Sinn; ganz vorzüglich nun gilt Dies von der ersten Unterabtheilung derselben, der Na-

turlehre im engern Sinn oder Physik. Das anzuzeigende Lehrbuch ist seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1836 in fortwährend verbesserten Auflagen dem Publikum dargeboten; in dieser sechsten Auflage hat der hochverdiente Verfasser mehrere Abschnitte noch klarer und übersichtlicher dargestellt, als es in der fünften schon geschehen ist und sind alle in den letzten Jahren in der Wissenschaft gemachten wesentlichen Fortschritte vollständig in dieselbe aufgenommen, nicht als Bruchstücke, sondern im Zusammenhange mit dem Ganzen. Wer demnach auf ihrem neuesten Standpunkte die Wissenschaft erkennen will, deren großer und mannigfaltiger Einfluß auf die Gewerbe und den Reichthum der Nationen hinlänglich bekannt und gewürdigt ist, deren wohlthätige Wirkung auf unser religiöses und moralisches Gefühl aber eine gleiche Würdigung verdient (— der Verfasser sagt sehr treffend: „Durch sie lernen wir überall die Weisheit und die Größe des Schöpfers bewundern, indem wir erfahren, wie durch die Anwendung der einfachsten Mittel die mannigfaltigsten und wunderbarsten Zwecke erreicht werden, und welcher Geist der Ordnung, Harmonie und Kraft das ganze Weltall durchweht —), Dem wird Eisenlohr's Physik in dieser neuen Bearbeitung der sicherste Führer sein.

Wir lassen jetzt die Angabe des Inhalts der zehn Hauptabschnitte, denen einige einleitende Paragraphe vorangehen, und der Unterabtheilungen des zehnten, folgen: 1. Abschnitt. Von der Uebereinstimmung der Körper. 2. Abschn. Von der Verschiedenheit derselben. 3. Abschn. Gleichgewicht und Bewegung der Körper. 4. Abschn. Von der Weltbewegung. 5. Abschn. Vom Schalle. 6. Abschn. Vom Lichte. 7. Abschn. Von der Wärme. 8. Abschn. Vom Magnetismus. 9. Abschn. Von der Elektrizität. 10. Abschn. Elektrodynamik. Der 10. Abschnitt zerfällt in neun Unterabtheilungen, deren Ueberschriften den höchst interessanten Stoff, welcher Gegenstand desselben ist, darlegen: Allgemeine Einleitung. — Wirkung der elektrischen Ströme auf einander. — Erregung elektrischer Ströme durch andere, oder elektrische Induction. — Wirkung des Erdmagnetismus auf elektrische Ströme. — Erregung elektrischer Ströme durch den Erdmagnetismus. — Gegenseitige Wirkung der elektrischen Ströme und Magnete. — Erregung des Magnetismus durch elektrische Ströme oder Elektromagnetismus. — Erregung elektrischer Ströme durch Magnete (Magnet-Elektrizität.) — Erregung elektrischer Ströme durch Elektromagnete. — Ein ausführliches alphabetisches Sachregister wird sich vorzüglich nützlich erweisen, wenn man augenblicklicher Belehrung über einzelne Materien bedarf.

Ein Werk, wie das vorliegende, dessen Brauchbarkeit und Gediegenheit sich längst bewährt, welches die größte Verbreitung und Anerkennung gefunden hat, mit vielen empfehlenden Worten anzuzeigen, würde durchaus überflüssig sein, selbst dann, wenn unsere Empfehlung durch eine tiefere Kenntniß des in demselben vorgetragenen Wissenschaftszweiges, auf die wir keinen Anspruch machen können, von Bedeutung, und eine nähere Analyse und Hervorhebung der Vorzüge dieser sechsten vor der letzten Auflage möglich wäre. Aber in einer anderen Beziehung halten wir uns verpflichtet und befähigt ein Urtheil abzugeben: in Beziehung auf die äußere Ausstattung des Buches. Hier ist von der Verlagshandlung und — Ehre dem Ehre gebührt! — von den Typographen der Carl Hoffmann'schen Offizin, ausgezeichnet Vorzügliches geleistet. Nicht nur daß die technischen Schwierigkeiten, welche der Eindruck der (früher auf Tafeln beigegebenen) schönen, rein und frisch hervortretenden Holzschnitte gewiß an manchen Stellen herbeiführte, glücklich überwunden sind und der Satz sich in dem Auge wohlgefälligem Verhältnisse darstellt, die Anordnung des Ganzen, die Typen, der musterhaft gleichförmige Druck, u. s. w., Alles findet sich vereinigt, um dem Buche einen Platz unter den Erzeugnissen, deren die deutsche Presse sich rühmen darf, zuzuerkennen.

Hoffmann.

Veer plattdütsche Leeder to Proof.

In angelsche Spraakwiis.

Van J. Riemer.

(Beschluß.)

IV. Sönnaabendaabend.

So twischen de Vesper un Bettgaänstidt
Des Winters wenn't buten still wiedt un snedt,[1])
So sitten de Buern mit Deern und Knecht
Un smöken un klönen sick binnen torecht.
Dat Spinnrad sick dreit un de Haspel geit,
De Grüttgraap för de Aamd[2]) op et Füerherd steit,
Un twischen de Röder, de Stöhl un e Bank
Steit de brune Lüchterpaal mitten daamank.

Großvatter he keem von e Afnähmd her
So as he daggdäglich et wenndt sömmer weer.
Op e hölten Länstohl achter de Aamd
Sett he makklich sick daal; half is he verklaamt.
Dröm treckt von de Föt he de Höltenscho ut
Un sett se an't Aamdbrett, wo't warm is an gut.
He leggt sick torüch un hört so in Ru
Wat dat junge Völk weet to vertellen nu.

Döch wenn in e Stuf hier de Röder nicht weern
So weer et ganz still door, so kann man wol geern
In't Schappbett[3]) in't Stroh hören russeln de Müs,
Un de Kaater de äwer Hillig[4]) löppt lies.
Daamit is de Ohle denn gor nich tofrä
Dat de Snak will vunaabend recht nömmer affstä.
He rifft mit sin grise Müß sick de Glatz,
Maakt en 'wräwelig Gesicht un röskt op sin Platz.

Un as dat nich help so fangt wrantig he an:
„Bi Ju et keen Minsch bald mehr uthölen kann.
Ick dachte man nich wat fore Dagg et hüt weer,
Sünst weer ick dåh wiß noch nicht kaamen her.
Denn wenn Hans Peter so bringt ut e Stadt
Dat ohle verdreite Wochenblatt,

So sittet de Aabend i lößig[5]) un ful
Un still as hart krägen i All een op't Mul.

De junge Welt un de nye Tidt,
Wovon i so mächtig nu praatjet un schriet,
Ick kann mi, min Deel, nich verdrägen daamit
Un see et nich woor dran dat Gude an sitt.
Ick bin et bläwen gans anners wenndt[6])
Un ick heff min Kraam döch min Tidt ock wol kennt,
Ick moch et wol wäten wat ju dat angeit
Wat door in de ohle Avisen in steit.

Dan sitten i Buern so still nu un stumm
Un läsen am Enn ju nöch däsig un dumm.
Keemt sönst i des Sönnaabens torüch ut de Stadt,
So kreeg man to hören von Ditt un von Dat.
Un wußter man nix to vertellen so mehr
So sungen de Deerns welk' Leeder uns vör.
Dat weer recht plaseerlich, de Tidt leep so hen,
Ehr man bles et wohr weer de Aabend[7]) to Enn.

Dat is nu vörbi, nu is et hier stumm
De Politik maakt ju All däsig un dumm,
Dat ohle Slag Buern is bläwen so rohr
As e witte Kreien un Sperlings verwahr.
Wat in de Avisen un Bökers steit
Dat hett ju de Köpp alltohop rein verdreit.
Ji hefft ju wat Rechtes daarut affstudeert,
Jaa! As et nich sin schall dat hefft i gut leert!

Höffardig blift i von all dat Leern,
Un bleft döch nix klöker as wi et sönst weern.
De Buer will Buer nich länger mehr sin.
He hölt in sin Keller nu Rum sick un Win.
To't Beerkroos, wat op e Ättischen steit,
De Deern un e Knecht kum ut Börnämheit geit;
De verlangt alle Daag binnn Sönndaggeköst,
Un gaat un smit gräsig rein sick in e Büst.

Ja man heit mi vertellt dat hier un door
De ohle Wiis harr sick ännert so gor,
Dat de Buer as'n Herr mit sin Wif un sin Kind
In egen maalte Stuwen all sitten un sünt,
Wo se äten för sick un drinken för sick,
Wo de Kinder spräkt hochdütsch — Min Sandt[8]) dat heit Schick!
Denn wat se seggt hochdütsch möt e öst achternaa
Öwersetten op plattdütsch, dat et Vatter verstaa.

Un wenn man bi Son in de Peesel[9]) denn geit
Hille Röring![10]) Wat for'n Kraam an de Wänn door steit!
Door steit en Sofa, en Sofadisch,
Daarop liggt son kaaterbuntige Wisch;
För de Finsters hangt lang daal son plümarige Lapp,
Mahonistöhl un en Mahonischapp,
Blank un splinterny — döch in de Schusten[11]) daarin
Door is meist nix anners as Plünnenkraam in.

Sönst stunnen de Kisten und Kofferten door,
Von Dreeschecht un Linnen so voll un so swoor,
Mit Isen beslaaen un buntig bemaalt,
De de Buer to Ustür in't Hus sick harr haalt.
Wat Nütt[12]) in e Hushöllung weer ju son Brud,
Un ehr Kraam seech ock to verachten nich ut.
Nu is Allens man buten recht blank
Döch binnen dan is heel lerrig un krank!

Nee! de nye Tidt un e nye Welt,
Wovon i gewaltig väl Gudes vertellt,
Ick warr mi mindaag nich verdrägen daamit,
Un kann et nich seen wo't Gude an sitt. — —
Hans Peter, na warr man so roth nich in't Kopp.
Ji sünt nicht so ring; de Gall steeg mi op.
Da's best dat ick Sönnaabends bi Mutter nu blif,
Ick kann et nich hemm wenn Du lißt door so stif.

1) Wiedt un siedt d. i. weit und breit. 2) Aamd der Ofen und Aabend der Abend klingen in der Aussprache ganz gleichlautend. 3) Schappbett d. i. ein Schrankbett, welches zugeschoben wird. 4) Der Strohboden über den Kühen im Stall. 5) lößig d. i. lässig, träg. 6) wennt d. i. gewöhnt. 7) Vgl. Note 2. 8) Min Sandt, dän. Min Sandten, d. i. Interject. fürwahr. 9) Peesel — Saal. 10) Hille Röring oder Ber Röring! ein Ausruf, dessen Ursprung mir unbekannt; heißt so viel wie zum Teufel! Hille ist sonst das dänische heilig. 11) Schusten d. i. Schiebladen. 12) Wat Nütt d. i. Von Nutzen.

Miscellen.

Ein spanisches Blatt giebt folgende, muthmaßlich in irgend einem Archive zu Ferrol gefundene, Daten über die sogenannte unüberwindliche Armada: Schiffe der Division Portugal 12, mit 134 Kanonen; von Biscayen 14, mit 302 Kanonen; von Guipuzcoa 14, mit 308 Kanonen; von Kastilien 16, mit 474 Kanonen; von Andalusien 11, mit 318 Kanonen; von Levante 10, mit 324 Kanonen; von Uras 23, mit 480 Kanonen; Galeeren und andere kleine Fahrzeuge 32, mit 592 Kanonen; in Summa 132 Schiffe und 3232 Kanonen.

In dem N. B. Advertiser macht Jemand bekannt, daß Sodasalz, bei feuchter Witterung zwischen Gras gestreut, dessen Qualität bedeutend verbessert, so daß Vieh, welches auf Wiesen mit schlechtem Grase nicht weiden wollte, solche in besagter Weise behandelte den besten andern vorzog.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 92. Sonnabend, den 15. November. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deßhalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Wenn das französische Gebiet im Jahr 1792 aber auch nicht von den Versammlungen der Emigranten bedroht war, so konnte dies doch abseiten der großen europäischen Staaten der Fall seyn! Dies war eben so wenig der Fall, darüber haben wir eine zuverlässige Gewähr, die Gewähr Brissot's.

Ja, derselbe Brissot, der in Gemeinschaft mit Condorcet, mit Isnard, mit Louvet, mit der girondistischen Faction die Jacobiner und die gesetzgebende Versammlung herumkriegte und sie für den Krieg entschied, derselbe Brissot hatte zuvor ganz weitläufig auseinander gesetzt, daß die europäischen Staaten weder die Macht noch den Willen hätten, etwas gegen Frankreich zu unternehmen.

Da diese Meinung Brissot's, des Mannes, der den Krieg entschied, in Betreff des Ursprungs dieses Krieges und der Moralität seiner Ursachen peremtorisch ist, so ist es nothwendig, den Leser in den Stand zu setzen, mit voller Kenntniß darüber urtheilen zu können.

„Lasset uns einmal untersuchen," sagte er am 18. December 1791, auf der Tribüne der gesetzgebenden Versammlung, „was wir von den fremden Mächten zu befürchten haben."

„Die Gesinnungen der Engländer über unsere Revolution sind nicht zweifelhaft, weil sie darin einen Stützpunkt für die Dauer ihrer eigenen Freiheit sehen. Es ist wahrscheinlich, daß die englische Regierung es nie wagen wird, die französische Constitution anzugreifen, wenn ihr auch die Mittel dazu zu Gebote ständen, und diese Wahrscheinlichkeit wird zur Gewißheit, wenn man die Gährungen im Parlamente, die Enormität der öffentlichen Schuld, und die traurige Lage der indischen Angelegenheiten in Betracht zieht."

„Die Czarin macht ihrem Freunde, dem König von Schweden, ein verfängliches Geschenk: der Beistand, den sie ihm anbietet, ist für ihn ein Gewand des Centauren Nessus. Sie hofft ihn so den Schweden selber verhaßt zu machen. Denn welcher Monarch fällt einer Nation wohl mehr zur Last, als ein solcher, der sich um die Bewegungen eines entfernten Volkes bekümmert, um ein Parteihaupt zu werden, während es in seinem eigenen Lande so viele Hülfsbedürftige giebt, so viele Arbeiten der Ausführung harren! So lassen sich muthmaßlich die Hoffnungen erklären, welche jener Hof den emigrirten Fürsten gemacht hat. Dem Könige von Schweden feind, hat er ihn verderben wollen."

„Man sucht vergebens auf der Karte von Europa, welche Macht noch da wäre, die Frankreich zu befürchten hätte."

„Da ist der König von Spanien, der auch nicht an den Bestand der Dinge in Frankreich glauben will, der König, der eine ansehnliche Marine hat, aber keine Matrosen, Segel ohne Schiffe; Bergwerke, aber kein Silber; Colonien, aber keine Manufacturen; Banken, aber keinen Credit. So steht es um das gichtbrüchige Spanien!"

„In einer gleichen Lage befindet sich Holland, so groß, als ein einfacher Bürger in seinem Namen Europa Gesetze vorschrieb, gegenwärtig aber so klein, daß es weder die Macht hat, die preußischen und deutschen Kerkermeister heim zu schicken, noch die Mittel, sie zu besolden. Auch haben wir nichts von einem Oberhaupte zu befürchten, das sich von den Großen, die ihm gedient hatten, verlassen, und von dem Volke, das dem Drucke

erliegt, das die Freiheit liebt, und das gegenwärtig weit aufgeklärter als im Jahr 1788 ist, bedroht steht."

„Vergebens werden die Bevollmächtigten von Pilnitz und von Regensburg sich abmühen, um eine mächtige Partei gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Ihre Intriguen werden vereitelt werden, und sie werden nur ihre Unmacht bekunden."

„Was geht aus alle dem hervor? **Daß keine bedeutende Macht uns angreifen kann; daß, wenn auch Schweden, Rußland und Spanien die emigrirten Prinzen begünstigen, sie sich doch nicht offen gegen uns erklären werden."**

Man sieht also, und dies geht aus positiven, präcisen, officiellen Documenten hervor, daß die Emigranten im Jahr 1792 Frankreich nicht gefährlich waren; daß Europa nicht daran dachte, unsere neuen Institutionen und die Integrität unseres Territoriums zu gefährden, und daß, wenn es einen solchen Gedanken gehabt hätte, es nach der vollen Ueberzeugung der Revolutionshäupter selber, in einer politischen und finanziellen Lage gewesen wäre, die ihm dessen Ausführung durchaus unmöglich gemacht haben würde.

So erklärt also Frankreich Europa den Krieg, ohne Feinde, mindestens keine, die es zu fürchten gehabt hätte, zu haben, oder sich zur Vertheidigung seiner Gesetze, seiner Gränzen gezwungen zu sehen.

Was bezweckte es denn, oder was war vielmehr der Gedanke derjenigen, die es in einen zwanzigjährigen blutigen Kampf verwickelten?

„Wenn es auswärtige Fürsten giebt," sagte Brissot, „die Krieg führen können und wollen," — doch hatte er selber nachgewiesen, daß es dessen keinen gäbe — „so muß man ihnen zuvorkommen; denn ein Feind, dem man zuvorkömmt, ist schon halb überwunden. Oder wenn es ihnen kein Ernst mit dem Kriege ist, und sie nur so thun, als ob sie kriegslustig wären, so muß man ihnen die Maske abreißen, um vor Europa ihre Ohnmacht zu constatiren. Eine solche authentische That eines großen Volkes ist geeignet, die Revolution zu besiegeln."

„Der Krieg ist demnach nothwendig, und Frankreich muß seiner Ehre wegen dazu schreiten. Es würde sich in der That entehrt sehen, wenn einige tausend Rebellen im Stande wären, es zu Capitulationen wegen seiner Gesetze zu zwingen."

Es wäre in der That zu albern oder zu plump gewesen, und hätte geheißen kindisch oder räubermäßig zu verfahren, wenn man Europa hätte bekriegen wollen, weil man nichts von ihm zu fürchten hatte; auch gab Brissot vor der Versammlung seine und seiner Partei wahrhaften Gründe nicht an, er sagte aber auf der Tribüne der Jacobiner, was er auf der legislativen Tribüne verschwiegen hatte.

Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß der Jacobinerclub zu jener Zeit die eigentliche politische Gewalt ganz in Händen hatte, und daß Petion, Brissot, Guadet, Vergniaud und Gensonne darin die Herren spielten. Robespierre, Danton und Marat dominirten noch nicht: ihr Uebergewicht schreibt sich erst vom 10. August her.

Die Kriegsfrage wurde also gleichzeitig bei den Jacobinern und in der Versammlung besprochen, und fast von denselben Rednern. Dort sprach jedermann sich klar und unumwunden aus und Brissot gab wie jedermann seine Gründe an.

Drei Hauptgründe, alle fast revolutionair, waren es, welche die Jacobiner der Zeit veranlaßten, den Krieg zu wollen und zu verlangen.

Der erstere, in seinem Zwecke zu entschuldigen, obwohl in sich selber unsinnig, war, dem schon sehr erschütterten Credit der Assignaten wieder aufzuhelfen, und der, auf dem Variiren des Courses begründeten, Agiotage ein Ende zu machen. Wie konnte der Krieg, der immer kostspielig und dessen Ausgang stets ungewiß ist, wohl den Werth eines nicht zu realisirenden Papiergeldes consolidiren, dessen Verbürgung gerade durch die Rüstungen vernichtet werden konnte, die erforderlich waren, um ganz Europa die Spitze zu bieten? Es wird sicher kein vernünftiger und practischer Mensch zu finden sein, der die Lösung eines Räthsels wie dieses übernehmen möchte. Doch war dieser Grund die Losung der Jacobiner, und Vergniaud hatte damit begonnen, denselben in der Adresse an das französische Volk, die er am 27. December 1791 der Versammlung zur Annahme vorschlug, auseinander zu setzen:

„Man hetzt das Ungeheuer, die Agiotage, nicht allein auf Eure Wechsel mit dem Auslande, die einen so mächtigen Einfluß auf Eure Handelsverhältnisse haben, sondern auch auf Eure Assignaten, von welchen der gesammte individuelle Reichthum und das Staatsvermögen abhängig ist. Sollte es zu befürchten seyn, daß eine blinde Leichtgläubigkeit Euch das Opfer von so plumpen Betrügereien werden ließe? Ha! zu welcher Zeit würde sich denn Euer Vertrauen zu Euren Assignaten, worüber Ihr das Unterpfand vor Augen und in Händen habt, verlieren, wenn große Maaßregeln diesen Kreis von Verschwörern sprengen werden, die unablässig bemüht sind, Furcht und Zwiespalt unter Euch zu verbreiten, um Euren Credit und Euren Patriotismus mürbe zu machen?"

Brissot hatte dieselbe Ansicht in dem Jacobinerclub entwickelt; er sagte: „Der Krieg ist allein im Stande, der Agiotage ein Ende zu machen; der Krieg allein kann das Vertrauen und die Handelsbilanz wiederherstellen."

Eine gleiche Idee ließe sich, wie wir schon gesagt haben, wenn ehrlich gemeint, ihrem Zwecke nach wohl entschuldigen; die Girondisten gaben aber einen sonderbaren Begriff von ihrem gesunden Verstande als Menschen, und von ihrer Tüchtigkeit als Politiker, indem sie einen europäischen Krieg ohne bestimmten Grund und folglich ohne Ziel zur Basis des Handelsflors und der Befestigung des Credits machen wollten.

Der zweite Grund, mit welchem die Jacobiner dem Kriege das Wort redeten, lüftet schon ein wenig den Schleier ihres eigentlichen Gedankens, den wir bald völlig aufdecken wollen. Vergniaud sagte in seiner „Adresse an das französische Volk:"

„Es ist auch der Völker Sache, die Ihr wahrnehmt, indem Ihr die eurige vertheidigt; auch für sie ist die Erklärung der Rechte geschrieben .... Vor Zeiten geizten die Könige nach dem Titel von römischen Bürgern; es hängt nun von Euch ab, sie den Titel französischer Bürger beneiden zu lassen.

„Keine Gefahr wird im Stande sein, die französische Nation vergessen zu machen, daß das Gesetz der Gleichheit universell seyn muß."

Vergniaud hat so den Gedanken, welcher stets die Revolutionskriege geleitet, nämlich eine demagogische Propaganda zu machen, deutlich genug ausgesprochen. Er predigte die Politik

der Volksaufstände und des Krieges gegen die Könige, dem die Terroristen nachdem so laut das Wort redeten, und der aus Frankreich einen Vulcan der Anarchie machte, den zu ersticken das bedrohte Europa ein mächtiges Interesse hatte.

In dem Jacobinerclub, wo man auf das, was man sagte, weniger zu achten brauchte, und wo die Exaltirtesten am meisten applaudirt wurden, ließen sich die Anhänger des Krieges noch unumwundener aus. Sie erklärten laut, mit Brissot und Louvel, daß sie die Absicht hätten, ganz Europa zu municipalisiren, und daß die Armeen als Missionarien fungiren sollten, um den Principien der Democratie in weiter Ferne Eingang zu verschaffen. Ideen wie diese waren damals aber noch so vermessen, daß Robespierre selbst in der Rede, die er am 2. Januar 1792 vor den Jacobinern hielt, sie bekämpfen zu müssen nöthig fand.

„Ihr selber übernehmt also", sagte er zu den Jacobinern, denn er war damals Cordelier, „die Eroberung von Deutschland; Ihr führt unsere Armeen siegreich bei allen benachbarten Völkern ein; Ihr besorgt überall Municipalitäten, Directorien, Nationalversammlungen, und sprecht dies laut als einen hohen Gedanken aus, als ob sich das Geschick der Reiche durch rhetorische Figuren regeln ließe. Unsere Generale sollen, unter Eurer Leitung nur noch die Missionaire der Verfassung, unsre Lager eine Schule des öffentlichen Rechts sein, und die Satelliten der fremden Monarchen werden dann, weit entfernt, der Ausführung dieses Planes in den Weg zu treten, uns entgegen eilen, nicht, um uns zurück zu werfen, sondern um uns anzuhören."

„Es ist zu bedauern, daß die Wirklichkeit und der gesunde Menschenverstand solche hochgehende Weissagungen Lügen strafen. Die Natur der Dinge bringt es mit sich, daß der Gang der Vernunft nur langsam vorschreitend ist. Auch die mangelhafteste Regierung findet eine mächtige Stütze in den Vorurtheilen, den Gewohnheiten und der Erziehung der Völker."

„Die extravaganteste Einbildung, die ein Politiker sich in den Kopf setzen kann, ist, zu glauben, daß ein Volk nur mit bewaffneter Hand zu einem fremden Volke zu kommen brauche, um dasselbe zur Annahme seiner Gesetze und seiner Verfassung zu bewegen. Niemand ist ein Freund der bewaffneten Missionaire, und die Natur so wie die Vorsicht rathen dazu, sie als Feinde zurück zu treiben."

„Die Beschreibungen einsichtsvoller Leute, welche die fremden Nationen kennen, strafen alles das Lügen, was uns von der Begier erzählt wird, mit welcher sie sich nach unserer Verfassung und nach unseren Armeen sehnen sollen. Ehe die Wirkungen unserer Revolution sich bei den fremden Nationen bemerkbar machen, muß dieselbe consolidirt seyn. Ihnen die Freiheit geben wollen, bevor wir sie selber erobert haben, heißt gleichzeitig unsere Knechtschaft und die Knechtschaft der ganzen Welt feststellen. Es heißt, sich eine übertriebene und einfältige Vorstellung von den Dingen machen, wenn man meint, daß sofort, wenn ein Volk sich eine Verfassung giebt, alle die anderen Völker sich dieses zum Signal dienen lassen."

Es giebt nichts Wahreres und Verständigeres, als es diese Worte Robespierre's waren. Sie würden die Revolution geborgen haben, wenn man sie beachtet hätte; aber Robespierre's Autorität war noch nicht überwiegend, und die Girondisten hatten die Meinung der Clubs dermaßen in Schwung gesetzt, daß sie sich nicht halten ließ. Robespierre sah dies selber ein; denn er stimmte in einer zweiten Rede, die er am 11. Jänner in dem Jacobinerclub hielt, einen andern Ton an, und wollte nun ebenfalls den Krieg, nur stellte er die Bedingung, daß die Armee vorläufig von democratischen Officieren befehligt werden sollte.

„Laßt uns unsere Feinde im Innern lähmen," rief er aus. „Krieg den Verschwörern und dem Despotismus, und dann laßt uns Leopold und allen Tyrannen der Welt entgegen ziehen! Unter dieser Bedingung rufe ich selbst mit lauter Stimme nach Krieg. Ich verlange ihn so, wie ihn der Genius der Freiheit erklären, wie das französische Volk selber ihn führen würde ... Wo sind die Helden, welche, die Hoffnung der Tyrannen zu Schanden machend, am 14. Juli ihre Waffen zu den Füßen des allarmirten Vaterlandes niederlegten? Soldaten von Chateau-Vieux, herbei, und leitet unsere siegreichen Anstrengungen!"

(Fortsetzung folgt.)

Alexander von Abonoteichos.

Eine gleiche Gesellschaftslage erzeugt gleiche Erscheinungen in der Geschichte. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, daß in dem Absterben der alten Welt sich Aehnliches vorfindet, wie im Mittelalter oder am Ende desselben, im achtzehnten Jahrhundert, wo die Entnervung der sittlich zerrütteten Gesellschaft auf's Höchste gestiegen war. Solche Perioden sind das goldne Zeitalter für allerhand Schwärmer, Abenteurer und Phantasten.

Der Cagliostro des römischen Mittelalters ist nun jener berühmte Alexander von Abonoteichos.

Er war aus Abonoteichos, einem paphlagonischen Orte geboren. Bei einem abenteuerlichen Geiste, dem hellsten Scharfsinn und Verstande, besaß er eine ungemeine Körperschönheit, welche ihn zuerst in die jener Zeit gewöhnlichen Lüste stürzte, dann seine Pläne trefflich förderte. Bei einem Nekromanten, einem der Charlatane, die sich durch geheime Künste unter dem Deckmantel der Arzneiwissenschaft Zulauf und Vermögen erworben, machte Alexander als Knabe seine Lehrjahre durch, bis er selbst zum vollendetsten Virtuosen in seinem Gewerbe wurde. — Der Charlatan war aus Tyana zu Hause, der bekannten Vaterstadt des Apollonius. Nach seinem Tode machte Alexander die Bekanntschaft eines Komödienschreibers aus Byzanz, mit dem er nun unter einer Decke spielte. Bis hieher verfuhr er in der gewöhnlichen Manier solcher Betrüger, welche Aberglauben, Leichtgläubigkeit und Sinnenlust, namentlich der Weiber, zu benutzen wissen, bis ihm durch Zufall der Plan zu einem der erstaunlichsten Abenteuer aufging, die je ein Cagliostro unternommen hat.

In der macedonischen Stadt Pella kauften sich die beiden Gesellen eine große Schlange. Sie zogen mit ihr zuerst nach Chalcedonien, vergruben dort im alten Apollotempel heimlich zwei eherne Tafeln, auf denen geschrieben stand, daß Aeskulap nächstens mit seinem Vater Apollon in den Pontus kommen und zu Abonoteichos seinen Sitz aufschlagen werde. Die Auffindung dieser Tafeln machte natürlich den gehofften Lärm und bereitete die Aufnahme Alexander's in seiner Vaterstadt vor. Denn auf das Gerücht von dem wunderbaren Erscheinen Aeskulap's zögerte Abonoteichos nicht, dem Gott einen Tempel

zu bauen. Es scheint also, daß an diesem Propheten das bekannte Sprichwort zu Schanden wurde. Indessen mußte Alexander sein Lokal kennen, und wie er zuerst in dem verrufenen Macedonien auftrat, konnte er vielleicht keinen bessern Ort für sein Gaukelspiel finden, als eine Stadt der Paphlagonier, „wo der erste beste Siebdreher, der, mit einem Pfeifer und Trommelschläger vor sich her, zu ihnen kommt und den Weissager machen will, sogleich ganze Schaaren Volks um sich herum hat, die ihn mit offenen Mäulern angaffen und für einen vom Himmel herabgestiegenen Mann ansehen."

Der Komödiant blieb in Macedonien zurück, wo er gleich starb, während Alexander vorausging, um den beiden Göttern den Weg zu bahnen. Nun trat er in Abonoteichos auf, phantastisch gekleidet, in einem weißgestreiften Purpurgewande und weißem Mantel, mit langem Haar, ein krummes Schwert in der Hand. Um sich zuvor einen Nimbus zu geben, damit er bei den höchsten Ständen keinen Anstoß errege, schmiedete er ein Orakel, welches seinen Adel verkündete:

Seht in dem göttlichen Alexander den Sprößling von Perseus,
Phöbus Geliebten, entsprungen aus Podaleirios Blute.

Alexander spannte erst die Erwartung seiner Landsleute auf's Höchste, während er keins der Kunststücke versäumte, welche ihn als einen vom Gotte Besessenen erkennen ließen. Als es Zeit war, versteckte er ein Ei, worin sich eine junge Schlange befand, in einem Fundamentgraben des entstehenden Tempels, sprang dann am folgenden Tage in einem seltsamen Putz, voll rasender Begeisterung, auf einen Altar auf dem Markte, und verkündigte hier der erschreckten und außer sich gekommenen Menge, daß Aeskulap jetzt erscheinen werde. Eingewischte chaldäische und hebräische Phrasen gaben seiner Rede den nöthigen magischen Charakter. Sodann rannte er in den Graben hinein, schöpfte das Ei heraus, zerbrach es, und die Paphlagonier jauchzten dem nun in Gestalt einer jungen Schlange sichtbaren Aeskulap entgegen. Die Stadt erfüllte sich mit Neugierigen, welche von weit und breit herbeiströmten. Nach wenigen Tagen zeigte sich der Prophet in einem Häuschen, auf einem Polster sitzend, in feierlichem Ornate. Um ihn wand sich die schon groß gewordene Gottesschlange, nämlich jene, die er aus Pella mit sich gebracht und unterdeß abgerichtet hatte. Sie zeigte einen Menschenkopf, bewegte den Mund und streckte eine zweigespitzte schwarze Zunge heraus. Die Verdunkelung des Zimmers, das Menschengedränge, die Imagination thaten die gehörige Wirkung.

Inzwischen, sagt Lucian, strömte nach und nach auch Bithynien, Galatien und Thracien herbei. Man bildete den neuen Gott in Erz und Silber ab, und Alexander gab ihm den Namen Glykon:

Ich bin Glykon, der Dritte von Zeus, ein Licht für die Menschen.

Darf es uns noch wundern, wenn wir hören, daß es diesem Zauberer nun wirklich gelang, einen Orakeldienst und Tempelcult für seinen Aeskulap einzusetzen, und daß er mehr Glück dabei hatte, als der Kaiser Hadrian mit den Orakeln seines Antinous? Man brachte den Propheten die Fragen auf einer versiegelten Schreibtafel, die er dann so geschickt entsiegelte,*) daß es niemand merken konnte und passend in metrischer Form beantwortete. Wie er nun hier durch den feinsten psychologischen Scharfsinn die Gemüther der Fragenden in seine Gewalt bekam, und viele, die sich einfallen ließen politisch gefährliche und hochverrätherische Gesinnungen zu verrathen, von seiner Verschwiegenheit abhängig machte, läßt sich leicht denken. Dabei besaß er die praktische Klugheit, sich die damals berühmten Orakel des Apollon zu Klaros und Didymi und des Amphilochus zu Mallos dadurch zu verbinden, daß er oft an jene verwies und statt aller Antwort sagte:

„Geh' nach Klaros, die Stimme von meinem Vater zu hören!" rc.

Man kann im Lucian manche Proben von seiner Schlauheit im Orakelaustheilen finden, wenn er auch durch seine Erfolge kühn gemacht, zuletzt nachlässig wurde und sich durch witzige Köpfe, welche seine Karten durchschauten, in die Irre führen ließ. Hier ist es außerordentlich interessant, gerade einen Lucian persönlich ihm gegenüber zu sehen. „Ich fragte," erzählt er, „in einem verschlossenen Zettel: ob Alexander kahl sei? — und weil ich ihn so gesiegelt hatte, daß er ohne Verdacht nicht wohl erbrochen werden konnte, so erhielt ich ihn mit folgendem Nachtorakel*) zurück: „Attis war ein anderer Malach (König) als Sabardalachus." — Ein andermal fragte ich in zwei verschiedenen Zetteln und unter verschiedenen Namen: Woher war der Dichter Homer gebürtig? Auf den einen schrieb er, weil ihm mein Bedienter gesagt hatte, es sei um ein Mittel gegen einen Schmerz in der Seite zu thun:

Salbe Dich mit Kytmis und mit dem Tau der Latona;

auf dem andern, der die nämliche Frage enthielt, erfolgte zu Folge der geheimen Nachricht des Bedienten: sein Herr möchte wissen, ob er eine vorhabende Reise nach Italien zu Wasser oder zu Lande thun sollte, die Antwort:

Hüte Dich vor der See und reise lieber zu Lande.

Dies hinderte jedoch nicht, daß Alexander's Orakel weit und breit in Ruf kamen, so daß er selbst dem Severian, dem Präfekten von Kappadocien, der gegen den Partherkönig Vologeses II. in's Feld zog, ein Orakel gab, welches jenem aber übel bekam. Dies geschah zu Anfang der Regierung des Mark Aurel. In Rom fand Alexander unter den höchsten Ständen**) großen Anhang. (Er hatte auch in andere Länder Emissäre ausgesandt, die seinen Ruf verbreiteten.) Rutillianus, einen der vornehmsten und leichtgläubigsten Römer, verband er sich dadurch, daß er ihm seine Tochter, die er mit der Selene wollte erzeugt haben, nach dem Willen des Aeskulap zur Gemahlin gab, wodurch sich jener schmeichelte mit den Göttern verwandt geworden zu sein. Natürlich hatte Alexander hiemit einen festen Haltpunkt in Rom und ohne Zweifel auch am Hofe gewonnen. So trefflich wußte dieser Gaukler die Menschen zu benutzen und

---

*) Lucian theilt die Kunstgriffe mit, deren man sich damals bediente, um Schriften geschickt zu öffnen. Man löste entweder das Siegel mit einer glühenden Nadel, ohne es zu versehren, oder machte einen Abdruck davon. Man sieht, daß die damalige Zeit in solcher Virtuosität der unsrigen auch nicht nachstand.

*) Weil die Stadt den Andrang der Fragenden nicht fassen konnte, fertigte Alexander einen Theil durch solche Nachtorakel ab, d. h. er legte die Zettel unter sein Kopfkissen, und der Gott offenbarte sich ihm dann im Traume.

**) „Tout comme chez nous. Es ist erstaunlich, wie ähnlich unsre Zeit der lucianischen auch in diesem Stücke ist," konnte Wieland mit Recht sagen.

sich an den Stufen des Thrones, in den vornehmsten Kreisen, die Fundamente seiner Macht zu legen.

Es ist unnöthig zu sagen, welche Schätze Alexander durch seinen Orakeldienst zusammenbrachte, da ihm Asien und Europa zulief. Die Menge von Personen, welche er an seinem Tempel beschäftigte, und welche nun wiederum ihre Existenz demselben verdankten, muß erstaunlich gewesen sein, und alle diese Aufwärter, Emissäre, Gehilfen, Registratoren, Orakelverfertiger, Obsignatoren und Exegeten empfingen ihr Einkommen. Wie einträglich aber die Geschäfte waren, sieht man daraus, daß ein einziger Orakelausdeuter dem Propheten einen jährlichen Pacht von tausend Thalern erlegen mußte.

Wir übergehen die feierlichen Prunkscenen, Mysterien und Schaustellungen, welche Alexander nach Art der alten Griechenculte veranstaltete, um die Menge zu bestechen. Es ist in der That ein erstaunlicher Beweis von der Elendigkeit jener Zeiten, daß sich dieser Betrug dreißig Jahre lang im Angesichte der Welt behaupten konnte, und daß Alexander so viel Unheil ungestraft verüben durfte, ohne wie Joseph Balsamo im Gefängnisse zu enden. Und was ist die Wirksamkeit des Groß-Cophta gegen die Alexander's gewesen? Zwar fingen die Verständigen, wie Lucian sagt, allmählig an hinter die ganze Maschinerie der Komödie zu kommen, aber es fehlte ihnen die Macht, den Gaukler zu stürzen, weil er im Volke zu feste Wurzeln geschlagen hatte. Besonders waren es die aufgeklärten Epikuräer und die Christen, welche seinen Haß erregten, und die er geradeswegs zu steinigen befahl, wo sie sich blicken ließen. Auch Lucian, der ihm unter die Larve gesehen hatte, würde seine Kühnheit bitter gebüßt haben, wenn ihn nicht der Zufall gerettet hätte. Als Alexander von der Ankunft dieses berüchtigten Sophisten gehört hatte, ließ er ihn zu sich bitten. Lucian erschien mit einige Soldaten, welche ihm der Gouverneur von Kappadocien als Bedeckung bis an's Meer mitgegeben hatte, und ließ seinen muthwilligen Spott an dem Propheten in einer Weise aus, daß dieser Mühe hatte, ihm seine Rache zu verbergen. Schon längst darüber erbittert, daß Lucian es gewagt hatte, dem Rutillianus von seiner Heirath abzureden, wollte er ihn verderben, stellte sich aber freundlich gegen denselben und wußte ihn in einer geheimen Unterredung auf seinen Vortheil aufmerksam zu machen. Lucian ist ehrlich genug, hier seine Schwäche oder seine weltmännische Klugheit, deren Grundsätze er auch sonst ausspricht, offen zu bekennen. Er machte sich Alexander's Winke zu Nutze und ging wenigstens öffentlich als Freund von seinem Feinde. Dieser lieh ihm mit vieler Freundlichkeit ein Schiff, auf welchem Lucian von Abonoteichos nach Amastris segeln wollte. Unterwegs enthüllte sich Alexander's Vorhaben. Er hatte nämlich den Schiffern den Befehl ertheilt, Lucian in's Meer zu werfen; sie aber setzten ihn zu Aegiali an's Land, von wo ihn vorüberfahrende Bosporaner nach Amastris nahmen. Diese interessante Thatsache klingt fast romanhaft, es ist aber durchaus kein Grund vorhanden, an ihrer Wahrheit zu zweifeln. Wie unumstößlich aber Alexander's Herrschaft war, sehn wir aus der verlornen Mühe, die sich nun der aufgebrachte Sophist gab, Alexander zu entlarven und zu bestrafen. „Aber der damalige Gouverneur von Bithynien und Pontus war es selbst, der mein Vorhaben hintertrieb," sagt er, „indem er mich auf's inständigste und beinahe mit aufgehobenen Händen bat, davon abzustehn. Denn, sagte er, wenn Alexander durch die gerichtliche Untersuchung auch schuldig erfunden würde, so würde er ihn doch aus Rücksicht gegen den Rutillianus, der sein Freund sei, nicht bestrafen können. Nach dieser Erklärung blieb mir also nichts übrig, als mein Schwert sachte wieder einzustecken; es würde ein sehr unzeitiger Thrasonismus gewesen sein, mit einem so mächtigen Feinde vor einem so gesinnten Richter anzubinden." — So blieb denn der Betrüger unangefochten und konnte selbst den Kaiser angehen, den Namen Abonoteichos in Jonopolis zu verwandeln. Auch wurden Münzen mit der Umschrift geschlagen:

ΑΒΩΝΟΤΕΙΧΕΙΤΩΝ ΓΛΥΚΩΝ.

und

ΙΩΝΟΠΟΛΕΙΤΩΝ ΓΛΥΚΩΝ.,

deren erste das Bildniß des Antoninus Pius, die zweite das des Lucius Verus trägt. Alexander starb im Besitze seiner göttlichen Ehren, und selbst nach seinem Tode dauerte sein Orakel noch lange fort. Seine Genossen stritten sich, nach Lucian's Aussage, um die Nachfolge in der Prophetenwürde, die aber Rutillianus keinem zuerkannte.*)

Atlas zu Alex. v. Humboldt's Kosmos,

in 42 colorirten Tafeln, mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Traugott Bromme. Erste Lieferung enthält Tafel 1—6, sammt Text. Stuttgart, Verlag von Krais & Hoffmann. Gr. Queer-4.

Wir erhalten hier ein Hilfsmittel zum Verständniß des „Kosmos", nach welchem wir uns, und gewiß auch viele andere Leser des berühmten Werkes sich lange gesehnt haben. Der Herausgeber hat in einem, bereits der ersten Lieferung sehr zweckmäßig beigegebenen Vorworte, über das Verhältniß seiner Leistung zu v. Humboldt's „Kosmos", über die Natur und Anordnung derselben und die benutzten Quellen sich ausführlich erklärt. Wir wissen in keiner besseren und genügenderen Weise das sehr beachtungswerthe und verdienstliche Unternehmen zu fördern, als durch den vollständigen Abdruck dieses Vorwortes, dessen Lesung Jeden, der sich mit dem „Kosmos" beschäftigt, von dem Nutzen, ja von der Nothwendigkeit dieses Kartenwerkes bei dem Studium desselben überzeugen wird. „Je vielseitiger", heißt es, „die Theilnahme war, mit welcher Alex. v. Humboldt's „Kosmos" aufgenommen wurde, und je tiefer und reicher das Wissen ist, welches der greise Forscher darin niedergelegt hat, um so lebhafter machte sich das Bedürfniß geltend, dem Publikum das Eindringen in das großartige Werk zu vermitteln. Während der Verfasser des Kosmos von der Idee geleitet wurde, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze darzustellen, ließ man sich zu der irrigen Meinung verleiten, der Kosmos sei ein Buch zum Unterricht und das einfache Lesen desselben genüge, die einzelnen Naturkenntnisse in der Seele des Lesers zu einer Naturwissenschaft zu vereinigen. So geschah es, daß man,

---

*) Aus der in Nr. 86 besprochenen „Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit, von Ferdinand Gregorovius."

wie Bernhard Cotta trefflich bemerkt, das Buch betrübt aus der Hand legte, mit dem niederschlagenden Gefühle, es nicht ganz zu verstehen, obwohl man die Fülle des Inhalts auf jeder Seite ahnete, und durch die hochpoetische Darstellung länger daran gefesselt blieb, als dies außerdem der Fall gewesen wäre. Es ist der Zweck des Kosmos nicht, die einzelnen Zweige der Naturwissenschaften zu lehren, oder neue Entdeckungen mitzutheilen, vielmehr zeichnet er mit kühnen Umrissen das Ganze der Welt in einem harmonischen Bilde, hebt immer nur die überwiegenden Erscheinungen und Gesetze hervor, und setzt die Kenntniß der speciellen Doctrinen bei dem Leser voraus. Die Nothwendigkeit eines Kommentars zum Kosmos ist deshalb von allen Nationen anerkannt worden, und Deutschland hat in den von Professor Bernhard Cotta begonnenen Briefen bereits eine treffliche Beigabe erhalten. In England haben Johnston und Petermann Atlanten zum genaueren Verständniß des v. Humboldt'schen Werkes veröffentlicht, und in Frankreich bereitet der Astronom Faye einen Atlas zum Kosmos vor. Ein graphisches Werk zur Erläuterung und Ergänzung der physischen Weltbeschreibung wurde in Deutschland bis jetzt nicht veröffentlicht, und wenn der Herausgeber des vorliegenden Atlanten ein solches unternahm, so verkennt er keineswegs die Schwierigkeiten, die sich einer solchen Arbeit entgegendrängen. — Schwierigkeiten, die um so bedeutender sind, als das reiche Material, das zur Benutzung vorliegt, die sorgfältigste Sichtung, die strengste Auswahl bedingt, und die Anforderungen, die an einen Atlas zum Kosmos gestellt werden können, so manchfacher und theilweise so unbestimmter Art sind, daß die Leser des Kosmos bald zu viel, bald zu wenig darin finden werden.

Der Kosmos ist, wie schon berührt wurde, und wie der würdige Verfasser selbst bemerkt, kein Buch zum Unterricht, bedarf also für hinlänglich Unterrichtete, für Gelehrte, keines weder bildlichen noch schriftlichen Kommentars; da aber die Mehrheit seiner Besitzer und Leser, obwohl durchaus den Stand der Gebildeten umfassend, jener Klasse nicht angehört, mußte der Atlas vorzugsweise für diese bestimmt werden: Dem nicht hinlänglich Unterrichteten soll er Vorschule und Erläuterung, daher ein Anregungsmittel zu weiterem Studium, dem besser Unterrichteten aber ein Repetitorium des Bekannten, eine bildliche Darstellung der physischen Welt sein, die der Kosmos in einem Gusse so herrlich abgerundet schildert. — Das Meisterwerk v. Humboldt's, wie es in seinen drei Bänden vor uns liegt, liefert in seinem ersten und dritten Bande ein allgemeines Naturgemälde als Uebersicht der Erscheinungen im Kosmos, und während es von den fernsten Nebelflecken und kreisenden Doppelsternen des Weltraums zu den tellurischen Erscheinungen der Geographie der Organismen hinabsteigt, enthält es schon das, was A. v. Humboldt als das Wichtigste und Wesentlichste seines ganzen Unternehmens betrachtet: die Nachweisung der inneren Verkettung des Allgemeinen mit dem Besonderen.

Im vorliegenden Atlas suchen wir, dem Plane des Kosmos folgend, beide Sphären der Natur, die siderische sowohl als die tellurische darzustellen, um „das Dasein des gemeinsamen Bandes, welches die ganze Körperwelt umschlingt, und das Walten ewiger Gesetze und den ursächlichen Zusammenhang ganzer Gruppen von Erscheinungen, soweit derselbe bisher bekannt geworden ist,“ im Bilde anschaulicher hervortreten zu lassen, und gehen dann zu dem Naturgemälde der Erde über, um in diesem durch eine bedeutsame Anreihung der Erscheinungen ihren ursächlichen Zusammenhang zur Vorstellung zu bringen. Wir zeigen den Erdkörper in seiner Gestaltung, seiner mittleren Dichtigkeit, in den Abstufungen seines mit der Tiefe zunehmenden Wärmegehalts, seiner elektromagnetischen Strömungen und polarischen Lichtprozesse; suchen bildlich die vulkanische Thätigkeit nachzuweisen, die durch die Reaction des Inneren unseres Planeten auf die äußere Rinde desselben bedingt wird, und sich in Central- und Reihen-Vulkanen, in Gas- und heißen Wasserquellen-Ausbrüchen und mehr oder minder geschlossenen Erschütterungskreisen zeigt; gehen auf die Unterscheidung geognostischer Epochen über, in welcher wir allein eine sichere Bestimmung der Zeitfolge der Formationen finden, welche die untergegangenen Geschlechter von Thieren und Pflanzen in chronologisch erkennbaren Lebensreihen umhüllen. Die durch Entstehung, Umwandlung und Hebung der Erdschichten bedingte Naturgestaltung der Erdoberfläche führt uns von selbst zur bildlichen Darstellung des Festen (Starren) und Flüssigen, zeigt uns die Ausdehnung und Gliederung der Kontinentalmassen in horizontaler und senkrechter Richtung, und leitet uns unmerklich, da von diesen Verhältnissen die thermischen Zustände der Meeresströme und die meteorologischen Prozesse in der luftförmigen Verhüllung des Erdkörpers abhängen, zu der typischen und geographischen Verbreitung der Organismen. Durch Charakterlandschaften soll unser erläuternder Atlas ein Anregungsmittel zum Naturstudium geben, und auch einige historische Karten die Geschichte der physischen Weltanschauung, die in dem Laufe von zwei Jahrtausenden stufenweise entwickelte Erkenntniß des Weltganzen, vor das Auge des wißbegierigen Lesers bringen. Ein kurzer Text soll das Grundprincip des v. Humboldt'schen Werkes: „die Welterscheinungen als ein Naturganzes aufzufassen“, in den Einzelnheiten erläutern, welche die speziellen Disciplinen begründen, und der Atlas so zum selbstständigen Lehrbuch werden, den Weltplan, die Naturordnung, wie solche der „Kosmos“ auffaßt, zum Verstehen zu bringen.

„Ein Buch von der Natur, seines erhabenen Titels würdig,“ sagt unser verehrter Meister, „wird dann erst erscheinen, wenn die Naturwissenschaften, trotz ihrer ursprünglichen Unvollendbarkeit, durch Fortbildung und Erweiterung einen höheren Standpunkt erreicht haben, und wenn so beide Sphären des einigen Kosmos (die äussere, durch die Sinne wahrnehmbare, wie die innere, reflektirte, geistige Welt) gleichmäßig an lichtvoller Klarheit gewinnen.“ Dann aber auch erst wird ein vollständiger Atlas möglich sein, ein treues Bild der Gesammtwelt im Kleinen, Jedem verständlich!

Als Quellen benutzte der Herausgeber zum Atlas: seine eigenen, bei vieljährigen Reisen und Naturstudien entworfenen Zeichnungen und Manuscripte, die handschriftlichen Karten des zu früh geschiedenen Grasmüller, so wie die trefflichen Leistungen englischer und französischer Naturforscher und Geographen; zu den Erläuterungen, oft mit wörtlicher Anführung (außer den Werken A. v. Humboldt's) B. Cotta's Briefe über den Kosmos (Leipzig 1848), Perty's allgemeine Naturgeschichte (3 Bände, Bern 1843), die Werke von Oersted, Oken, L. v. Buch, Schouw und Cuvier, Littrow's Wunder des Himmels (Stuttgart 1842), Somerville's Mechanism of the Heavens (London 1849), Connexion of the Physical Scien-

ces (London 1850), und Physical Geography (London 1850), Keith Johnston's Physical Atlas of natural Phenomena (Edinburgh 1850); Laplace's Traité de Mécanique céleste (5 vol. 4.), Kämtz's Meteorologie (3 Bände, Halle 1836), Eisenlohr's Lehrbuch der Physik (Stuttgart 1852), Reuschle's Kosmos und Physik der Erde (Stuttgart 1852), Berghaus's physikalischen Atlas (2 Bände. Fol. Gotha), und dessen Länder- und Völkerkunde (6 Bände, Stuttgart), Berghaus's und Hoffmann's Hertha und Annalen, Bessel's Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände (Hamburg 1848), Gehler's physik. Wörterbuch, W. und J. Herschel's Schriften, Fr. Hoffmann's physikalische Geographie (1837), v. Leonhard's Geologie (5 Bände, Stuttgart), Keferstein's Naturgeschichte des Erdkörpers (2 Bände, Leipzig 1834), und die nicht veröffentlichten Vorträge A. G. Werner's über Geognosie, welche Bücher wir allen denen zu besonderem Studium empfehlen, die mit den speziellen Doktrinen der physikalischen Wissenschaft genauer bekannt zu werden wünschen."

Was nun den Inhalt dieser ersten Lieferung anlangt (das Ganze wird aus 7 Lieferungen von je 6 Tafeln mit umfassendem Texte bestehen und bis Ostern 1852 vollendet sein), so bringt sie uns die Darstellung folgender Gegenstände: Tafel 1. Die Sternenwelt, soweit solche dem unbewaffneten Auge sichtbar ist. Nebelflecke. — Sterngruppen. — Doppelsterne. Tafel 2. Planetensystem unserer Sonne. — Kometenbahnen. Tafel 3. Ansichten der Planeten und ihrer Monde. — Der Erdmond und seine Phasen. Tafel 4. Die Erde. — Planigloben in orthographischer Projection zur Versinnlichung ihrer Kugelgestalt. Tafel 5. Erdansichten. — Uebersicht des Starren und Flüssigen. Tafel 6. Hebung der Erdrinde. — Höhen der Erde. — Höhen Europa's. — Profile von Asien und Afrika. Wir sind bei dieser Angabe nur der concentrirtesten Uebersicht des Prospektus gefolgt; die Zahl der bildlich auf jeder Tafel versinnlichten siderischen und tellurischen Erscheinungen ist zu groß, um sie alle namhaft zu machen. Der Text enthält: Einleitung. Lehre vom Kosmos. Stoffe und Kräfte. (Mit mehreren eingedruckten belehrenden Abbildungen.) Der Weltraum und die Sternenwelt. Atlas, Tafel 1. (Anfang.) Bei jedem Abschnitte sind die berücksichtigten Partieen im „Kosmos", in Cotta's „Briefen", Reuschle's „Physik der Erde" und „Kosmos" nachgewiesen. — Die Darstellungen, vom Herausgeber entworfen, sind von C. Winckelmann trefflich ausgeführt.

Von Dem, was die übrigen Lieferungen, über welche wir, so wie sie uns zukommen, unseren Lesern Bericht erstatten werden, enthalten sollen, führen wir nur an: Die vulkanischen Erscheinungen der Erdoberfläche; Erdbeben u. s. w. — Erdmagnetismus. — Stromsystem der Erde. — Hyetographische Karte. Regenmengen. Regenhöhe. — Mehrere Länderkarten in physikalischer Beziehung. — Rassen- und Völkerkarte. — Ethnographische Karte von Deutschland. Deutsche Mundarten. — Römische Weltherrschaft. — Verbreitung der Araber. — Uebersicht der oceanischen Entdeckungsreisen.

Die äußere Ausstattung des Atlas, der übrigens, vermöge des die Tafeln begleitenden Textes, nicht blos als Vorschule zum Kosmos, sondern auch als Hilfsmittel zum Studium der physischen Weltkunde überhaupt dienen kann, ist vorzüglich und der Preis sehr billig.

Hoffmann.

Die Mennoniten. Wahre Begebenheit erzählt von A. v. Möller, Verf. von „Mir ist's nicht um's Geld, sondern um's Worthalten" und „der Schatzgräber." (Siehe: „Neue Volks-Bücher. Unter Mithülfe Mehrerer herausgegeben von C. Nieritz.") Berlin 1851. In der Vereins-Buchhandlung. 134 Seiten 8.

In einer Bemerkung der Verlagshandlung, die sich auf der Rückseite des Umschlages befindet, ist die Hoffnung ausgesprochen, daß diese auf Wirklichkeit gegründete Erzählung, deren Abdruck früher Hindernisse fand (??), jetzt um so mehr Theilnahme erregen werde, da die Verhältnisse der Mennoniten zu dem Staatsverbande eben wieder zur Besprechung kommen sollten. „Aber auch an sich," heißt es weiter, „haben die in dem Werkchen berührten geschichtlichen Ereignisse, die uns an eine durch Noth und Elend, Muth und Aufopferung errungene herrliche Siegeszeit der Deutschen, so wie an die edle Menschenliebe Friedrich Wilhelm des Dritten erinnern, einen mächtigen Reiz, so daß ein tiefer Eindruck bei keinem Leser ausbleiben kann und wird." — Danzig und dessen Umgegend, in den Jahren 1812—1814 sind der Schauplatz der Begebenheit, ein Zwillingspaar, Reinhold und Rosa von der Lahn die Hauptpersonen derselben, deren Eltern Mennoniten, die sich zu den sogenannten „Strengen" dieser christlichen Gemeinde bekennen. Durch einen betrügerischen nichtswürdigen, aber schlauen und vermöge seiner Schlauheit einflußreichen Franzosen, gegen den der brave von der Lahn als Zeuge aufgetreten, war dieser, als der Verbrecher später nach Danzig zurückgekehrt, in's Gefängniß, die Familie in Kummer und Noth gerathen. Dem noch sehr jugendlichen Reinhold, von einem unbesiegbaren Drange beseelt, sich den Befreiern Deutschlands, zunächst zur Errettung seiner Vaterstadt, anzuschließen, stellte sich einer der Grundsätze der Mennoniten als schwer zu beseitigendes Hinderniß entgegen; bei der Schwester gelang es ihm bald Billigung, bei dem Vater später Entschuldigung zu finden; aber die strenggläubige Mutter blieb unerschütterlich und unversöhnlich. Der Vater starb im Gefängnisse; Reinhold lebensgefährlich verwundet, ward durch die sorgsame Pflege auf dem Schlosse eines biedern polnischen Edelmannes zwar gerettet, aber bei seiner Heimkunft empfing die Mutter den Sohn, welchem als Lohn seines Muthes ein Officiers-Patent und das eiserne Kreuz ertheilt war, mit eisiger Kälte; die Glaubensgenossen hörten seine Rechtfertigung achselzuckend an und gingen davon. Auch in weiteren Kreisen seiner Mitbürger verstand man das überwallende Gefühl, die Begeisterung nicht, die den Jüngling zum Abtrünnigen, zum Krieger gemacht. Da, rathlos, schrieb Reinhold den in der ersten Abtheilung des zweiten Theils von Eylert's „Charakteristik Friedrich Wilhelm des Dritten" und in der Erzählung abgedruckten denkwürdigen Brief an den König. Er schildert in demselben einfach, was er gethan, erklärt unverholen, er wolle und müsse Mennonit bleiben; seine Religion sei die Religion eines patriarchalischen, ländlichen Stilllebens; sie gefalle ihm vor allen und er kenne keine bessere. „Aber," schließt er sein Schreiben, „man hat mich ausgestoßen, weil ich gegen der Mennoniten Gesetze kriegerische Waffen getragen und mitgefochten habe. Thränen, Bitten und Flehen um Wiederan- und Aufnahme haben nichts vermocht. Man flieht mich als einen Mörder, mein eisernes Kreuz ist der Gemeinde ein Kainszeichen; in den Bann gethan, liegt auf mir ein Fluch. Was fange ich an! Gerechter, gnädiger König hilf mir und rette

mich!" Doch bevor der menschenfreundliche König, den der Brief des mennonitischen Jünglings tief gerührt und erschüttert haben soll, Zeit gewann, versöhnend einzuschreiten, bekam der körperlich noch schwache, geistig aufgeregte Reinhold einen Rückfall des hitzigen Nervenfiebers, dem er schnell erlag — mit ihm Rosa, die von dem kranken, geliebten Bruder untrennbare Schwester. Als ein huldvoll abgefaßtes königliches Schreiben an die Gemeinde erfolgte, in welchem Reinhold zur Wiederaufnahme in die kirchliche Gemeinschaft empfohlen wurde, waren er und Rosa Tags zuvor in die ewige Heimath eingegangen.

Die Begebenheit, die ansprechend erzählt ist, wird eine wahre genannt; wie weit die Dichtung an der Schilderung Theil hat, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Daß wir nur das Wesentlichste mitgetheilt haben, wird man schon aus der oben angegebenen Seitenzahl des Buches schließen; es sind eine Menge Nebenereignisse aus jener verhängnißvollen Zeit, in welcher das Erzählte sich zutrug, eingeflochten. H.

Miscellen.

Das Gentleman's Magazine d. M. giebt folgende chronologische Geschichte der Geschicke der sterblichen Reste Abälards und Heloisens seit ihrer ersten Beisetzung bis auf unsre Zeit: „Im Jahr 1168 wurde Heloisens Leichnam zu ihrem Geliebten, welcher ihn der Sage nach mit offnen Armen empfing, in den Sarg gelegt. 334 Jahre später wurden die stillen Liebenden wieder getrennt, und, um das Jahr 1497, in verschiedene Särge und verschiedene Gräber gelegt. Im Jahr 1779 wurden sie zum Theil aufs Neue vereinigt, indem man sie neben einander in einen, durch eine bleierne Scheidewand in zwei Theile geschiedenen, Sarg legte. Bei der Aufhebung der Klöster, im Jahr 1792, trugen die Einwohner von Nugent die Ueberreste des unglücklichen Paares nach ihrer Kirche, wo ein kostbares Monument über ihnen errichtet ward. Dieses wurde aber im Jahr 1794 durch die Bilderstürmer der Republik zertrümmert. Sechs Jahre später, am St. Georgs Feste von 1800, wurden die Leiber nach Paris transportirt, und, nachdem sie einige Zeit im Museum der französischen Denkmäler aufbewahrt worden waren, wurden sie dem Kirchhofe Père la Chaise übergeben. Die offne Kapelle, welche ihnen als Baldachin dient, ist aus den Trümmern des Paraclets gebildet, das Grab selber aber ist 700 Jahr alt, und dasselbe Grab, welches Peter der Ehrwürdige über den Gebeinen Abälards hatte aufführen lassen.

Der New-York Herald giebt nach dem Picayune folgende Beschreibung einer königlichen Hochzeit auf Nicaragua: „Greytown, den 11. September 1851. Der Tag brach in seinem gewohnten Glanze an; Myriaden befiederter Sänger erfüllten die Lüfte mit ihren lieblichen Melodien; die ruhigen Gewässer der Bay von Bluefields waren von keinem Lüftchen gekräuselt, und die kleinen Niggers hockten, vor Lust grinsend, auf ihren Fersen und warteten den Aufgang der Sonne ab. Kurz, die ganze Natur lag in süßer Ruhe. Plötzlich wurde der Zauber gebrochen. Der Schall eines Hornes von den fernen Höhen schreckte die ruhigen Bürger Bluefields aus ihrem Schlummer auf. Dies Signal wurde von all den andern Anhöhen und von dem kleinen Flusse in der Nähe wiederholt. Diesen Tönen folgte das Gekläff der Hunde, das Geschrei der Papageien, das Gemecker der Ziegen, bis alle Mißlaute der Erde sich zu einem lieblichen Wirrwarr vereint zu haben schienen. Die kriegerische Musik kam näher und näher, und verstärkte sich dermaßen, daß ich glaubte, Pharao sey aus seinem Schlummer erwacht und mit seinem flammenden Wagen im Anzuge, um der königlichen Hochzeit in Bluefields beizuwohnen. In einem Nu hatten sich gegen dreihundert halbnackte Indianer vor dem Haupteingange des Palastes versammelt. Die Prinzessin hatte sich von ihrem Tigerfellen-Lager erhoben, und stand, baarfuß, und einen rohen Pisang verspeisend, in dem Hauptthor des Palastes. Der König kam dann auch bald zum Vorschein, und richtete folgende beredte Ansprache an seine Unterthanen: „Ich dicker König. Mein Schwester „einen Nigger heirathen will. Mir das nicht lieb ist. Nigger „macht Indianer Unehre. Es ist eine Schande . . . ich mich „ersäufen will." Mehr vermochte Se. Majestät nicht hervorzubringen. Von Kummer überwältigt, kehrte sie in ihren Palast zurück, warf sich auf einen Haufen Häute hin, und erleichterte ihr Herz in etwas durch eine Thränenfluth."

Der königliche Palast war geschmackvoll mit derbe riechenden Häuten decorirt. Als alle Vorrichtungen zur Feier getroffen waren, da trat die Prinzessin unerwartet, nur von ihrer Lieblingsziege begleitet, in die Palast-Halle. Ihr schönes schwarzes Haar, mit Fett gesalbt, hing üppig über ihre Schultern herab, und contrastirte gar hübsch mit ihrem glänzenden, aus einem Caffesacke verfertigten Anzuge. An dem Mittelfinger ihrer rechten Hand trug sie einen reichen und kostbaren zinnernen Ring. Die Gäste waren alle versammelt, aber der glückliche Liebhaber ließ noch auf sich warten. Da verging der Prinzessin die Geduld; sie suchte ihn auf, und redete ihn folgendermaßen an: „Jim, zur Hochzeit Alles fertig, und Du nicht kömmst?" Darauf erwiederte ihr Jim, er habe sich bedacht, und wolle nicht heirathen, weil in diesem Falle Victory ihr keine Pension mehr geben würde. Diese Erklärung erschreckte die Prinzessin gar sehr, aber es fuhr ihr ein glücklicher Gedanke durch den Kopf, und sie sagte: „Bimby, mein Bruder sterben, Du dann König seyn wirst." Diese Worte thaten ihre Wirkung; Jim fiel der Prinzessin um den Hals, ihre Lippen begegneten sich, und darauf folgte ein so schallender Laut, als ob ein Stier aus dem Schlamm gezogen würde. Dann machten sie sich nach dem Palaste auf den Weg. Der König hatte seine Krone von Federharz abgeworfen, und war von seinem Throne, einer Branntweintonne, herabgestiegen. Als die Ceremonie beendigt war, wurde ein Stier herbeigeführt, um geschlachtet zu werden. Dies arme Thier wurde zu beiden Seiten von ein Paar starken Männern gehalten, während ein dritter ihm den Todesstreich versetzte. Sodann wurde der Thron angezapft, dem Whiskey tüchtig zugesprochen, und die Gäste wurden fröhlich. Als dem Throne der letzte Tropfen Whiskey abgezapft worden war, da gaben die sämmtlichen Mexikaner vom Haushalt des Königs einen schmetternden Tusch auf ihren Widderhörnern, und die Gesellschaft ging auseinander. Jim lebt nun frohen Sinnes zu Bluefield, es abwartend, daß der König das Zeitliche gesegne. Er hat, wie er sagt, die Absicht, die Vereinigten Staaten zu besuchen, sobald die Zeit der Aequinoctialstürme vorüber ist.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 93. Mittwoch, den 19. November. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, großer Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Zur Erinnerung an Friedrich Saß.

So eben vernehmen wir die schmerzliche Kunde, daß Friedrich Saß in Brüssel an einem bösartigen Typhus plötzlich gestorben ist. Saß, der zuerst unter dem Namen Alexander Sollwedel in der literarischen Welt auftrat, war 1817 zu Lübeck geboren und studirte in Kiel und Rostock Medicin. Er schrieb Beiträge für die „Dresdener Abendzeitung" (von Th. Hell), die „Leipziger Eisenbahn" (von Wiest), „Europa" und „Freihafen." 1841 übernahm er in Hamburg für Gutzkow die Redaktion des „Telegraphen." Darauf lebte er in Leipzig, (wo er den von Mundt begründeten „Piloten" übernahm) später längere Zeit in Berlin, Paris, London und zuletzt in Brüssel. — Manches zarte und tiefempfundene Gedicht von Saß findet sich in Zeitschriften zerstreut; ich selbst besitze mehrere derselben in handschriftlicher Mittheilung. Der Abdruck des nachstehenden in diesen Blättern möge dem Frühverstorbenen ein ehrenvolles Denkmal sein.

J. Henning.

Zwei Gräber auf Sicilien.

Wo Alpheus seine Fluthen
In der Arethusa kühlt,
Wo des Meeres blaue Woge
Um zerbroch'ne Säulen spült,
Ruht ein deutscher Dichter würdig, —
Würdig neben Aeschylus,
Und am Lorbeer ihres Hügels
Weint der Griechen Genius.

Glühend hebt der Mond das Auge
Aus der tiefen, dunklen See,
Durch die wilden Rebenranken
Flüstert ahnungsvolles Weh,
Theocrit singt seine Lieder
Durch das braune Thalgefild,
Dort — die beiden Dichtergräber
Tief in Dämmerung gehüllt.

Alter Grieche, Deine Urne
Bricht des Vaterlandes Ruf!
Am Parnaß ist ausgewettert
Deiner Flügelrosse Huf.
Was gewahrst Du? — Sclaven, Trümmer, —
Dein Cothurn, — zerweht in Staub;
Lorbeerwälder, — keine Dichter
Mit olymp'schen Siegeslaub.

Deutscher Dichter, dieses Wispern
Ist der treuen Freunde Gruß,
Von der Ostsee, von der Donau
Und vom Rhein bis Syracus.
Nicht vergessen ist Dein Name
In dem Land, das Dich gezeugt,
Ob sich auch Sicilien's Myrthe
Ueber Deinen Hügel beugt.

Alter Grieche, jene Tage,
Als Dein Volk Dich angestaunt,
Und die Eumeniden furchtbar
Deiner Götter Spruch geraunt, —

Ruhen nimmer! Sieh, vergebens
Gingt ihr gegen Xerxis Macht, —*)
Asiens Rohheit hat euch dennoch
Schimpf und Untergang gebracht.

Wand'le durch die Riesentrümmer,
Durch die Berge, durch das Thal;
Kein Apollo stimmt die Leier,
Kein belebtes Göttermahl!
Nirgend jubelt jetzt ein Thespis
Auf dem leicht geschwung'nen Rad,
Dionysens Lob zu preisen,
Durch die Fluren, durch die Stadt.

Ewig bist Du, alter Grieche,
Doch nicht hier, wo Lorbeer blüht;
Ewig bist Du, wo der Deutsche,
Wissensreich, für Kunst erglüht.
Jenes Volk, das jenen Dichter
Fern im rauhen Nord gebar,
Bringt so häufig Opferspenden
Deiner heil'gen Urne dar.

Jener Todte war der Muse
Treu im letzten Lebenszug;
Hellas lag im Morgenlichte
Vor ihm, — Pindars Odenflug
Rauschte freudig, warme Blüthen
Warf die Muse ihm auf's Haupt, —
Finstrer Charon, warum hast Du
Ihn so früh hinweg geraubt?

Was er sang, sang er der Heimath
Stets zur Labe und zum Ruhm,
Und der Fund, wenn auch der Finder
Längst dahin, bleibt Eigenthum
Unserer Muse, die ihn liebte,
Uns'rem Volke, das ihn schätzt,
Das so manchem seiner Todten
Fromme Ehrenbilder setzt.**)

Keine Säule diesem Todten
In Trinacriens Lavagrund!
Nur ein treuverbundnes Schaffen
In dem deutschen Musenbund!

Nimmer ruhn und nimmer rasten,
Bis die Eiche Lorbeer trägt,
Bis im Busen aller Deutschen
Warm das Herz für Kunst sich regt!

Friedrich Saß.

*) Aeschylus kämpfte bei Salamis. Jene denkwürdige Schlacht vereinte Griechenlands drei große Tragiker. Aeschylus stand in den Reihen der Siegenden, Sophocles tanzte als Knabe um die Trophäen und Euripides wurde am Schlachttage in Salamis selbst geboren.

**) Der Kunst gelebt' ich ganz ein ganzes Leben,
Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne. —
Geschieht's, daß je den innern Schatz ich mehre,
So bleibt der Fund, wenn längst dahin der Finder,
Ein sichres Eigenthum der deutschen Ehre.

Platen.

Eine Reise durch Hannoverland.

Von O. T. W. A. Beliß.

Um irgendwo unsere Reisetour durch das in politischer Beziehung jetzt so sehr gepriesene Hannoverland, in merkantilisch-commerziell-materieller Beziehung, trotz Anschlusses an den Zollverein, noch mehr zu preisen, zu beginnen, heben wir beim Bahnhof zu Braunschweig an — die Bahnhöfe sind die Volkstempel der Neuzeit, wie die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ sich ausdrückt, und ich kenne kaum einen geschmackvolleren als den in Braunschweig, dem zu Hannover, der neuerdings durch das Postlokal so anmuthig verschönert worden ist, jederzeit zur Seite zu stellen. Doch bleiben wir hier nicht lange, sondern eilen, vom beflügelten Dampfrosse dahin getragen, gen Harzeburg. Harzeburg steckt schon zur Hälfte im schönen grünen Harz, nur ein Theil schaut in die Ebene heraus. Es ist ein reizender Winkel, um vom Gewühl der Welt auszuruhen. Auf den frischen Wiesen springen die munteren Füllen des herzoglich-braunschweigischen Gestüts umher, und mancher Kranke sucht hier Genesung in Waldluft und Salzwasser, da man mit der Saline ein Soolbad verbunden hat. Ich schlug meinen Weg sogleich nach Westen ein: ganz allein wanderte ich durch den hübschen Wald den Ahrensklippen zu, die sich hoch über das Okerthal erheben. Kein Mensch begegnete mir, und auch die vielfachen Windungen des Okerthales zeigen wenig Spuren menschlicher Thätigkeit. Nur aus der Ferne hört man die Glocken der Viehheerden oder das Arbeiten der Steinbrecher über die duftigen Waldgründe weg. Schade um die schönen Felsen! Das Abbröckeln im Kleinen ist den Leuten langweilig geworden: sie haben darum versucht, große Massen auf einmal loszusprengen. Neulich hat man mit Hülfe von 70 Pfund Pulver einen ganzen Felsen abgelös't; der hat aber seine Freiheit übel benutzt, hat sich eine über 10 Schritt breite Allee am hohen Abhang herunter durch den Fichtenwald gebrochen und liegt nun ganz unten in der Oker, wo ihn Niemand brauchen kann. Er muß einen gewaltigen Lärm gemacht haben, als er die hohen Bäume vor sich niederwarf. (Ebenso ein Felsensturz ist im Frühjahr 1851 $\frac{1}{8}$ Meile nördlich von Springe im Deister gegen die Marienhöhe zu gewesen.) Der Harz hört am Nord- und Südrand überall plötzlich auf. Wer durch's Okerthal abwärts Okerhütte erreicht hat, kann keinen Augenblick zweifeln, daß er sich an der äußersten Grenze des Gebirges befindet. Hohe Berge, Felsen und Wald hören zugleich mit Granit und Grauwacke auf. Davor lagern nur noch Flözformationen, aber diese bilden einen auffallenden Wall, zuweilen sogar einen doppelten beinahe längs des ganzen Nord- und Südrandes, nur hie und da unterbrochen. Auch die Schichten stehen in diesem Wall steil, senkrecht, sogar gegen das Gebirge geneigt. Es entspricht ungefähr dem, was einige Geologen einen Erhebungskraterrand genannt haben. Zwischen diesem Wall und dem Ge-

birge ziehen sich flache Längenthäler hin, und durch ein solches bin ich von Oker aus zurückgekehrt, um gegen Abend noch den Burgberg bei Harzeburg zu besteigen. Das ist ein reizender Punkt, ich finde ihn fast schöner als den Brocken; nur das Eine habe ich daran auszusetzen, daß schon zu viel Tische, Bänke und Kellner von der alten Kaiserburg Besitz ergriffen haben. Bequem ist es zwar, aber etwas Illusion geht doch damit verloren. Es ist einer von den äußeren Vorposten des Harzgebirges, auf welchem die alten deutschen Kaiser eine Burg erbauet haben, auf Grauwackenfels, dessen hornsteinartige Festigkeit aber sehr an die Nähe des Granits oder Grünsteines erinnert. Auf allen Seiten schlingen sich Thäler um den kegelförmigen Burgberg, die meisten zeigen nur Wald und Wiese, aber in der Hauptspalte liegt der Ort mit seiner Saline. Südlich macht sich der Brocken breit, dessen Häuser man deutlich erkennt, nördlich das ebene Land. Am nächsten Berge gegenüber sieht man noch immer den alten Kaiserweg, der durch den ganzen Harz nach Thüringen führt. Um Mitternacht ziehen da zuweilen die deutschen Kaiser mit ihrem Gefolge vorüber. Man sagt: sie suchen das deutsche Reich.

Die ganze Gegend ist reich an Volkssagen und Märchen, die nicht minder in den durch die Kunst entstandenen Burgen als auf den von der Natur so hehr und hoch emporgetragenen Bergkuppen ihre Wohnstätte haben, wenn gleich Tradition und Geschichte dieselbe vertauschten. Hat doch sicher die Sage von der weißen Jungfrau am Riepen bei Hameln hier ihre Heimath! Die Sache ist diese. Wenn man von Hameln aus die Weserbrücke überschreitet, so sieht man den Riepen vor sich liegen. Er erhebt sich hoch und waldig, ein mächtig Gebirg, kräftig und ernst in die Lüfte. Das Volk hat in dem Walde des Riepen oft eine weiße Dame gesehen und erzählt von ihr, daß sie im Besitze schöner und herrlicher Schätze sei. Manche haben sie erblickt, wie sie ein Bund Schlüssel in der Hand hält und langsam und mit trauernden Mienen unter den Bäumen des Waldes nach einer Einsenkung, „Bürener Loch" genannt, hingewandert ist. Sie hat ein blasses, aber schönes Antlitz; ihr Auge ist groß, aber in ihm schwimmt Schmerz und Trauer. Lange dunkle Haare umfließen die bleichen Wangen; ein weißes weithin schimmerndes Gewand umschließt die zarten schlanken Glieder. An jener Einsenkung im Walde pflegt sie sich aufzuhalten; da sitzt sie im Rasen, die Schlüssel in der Hand, und seufzt schmerzlich. Sie zeigt sich oft in der Nacht. Wenn die Sterne über dem Riepen funkeln, wenn die Weser weithin durch die Stille rauscht; wenn der Mond wie mit schmerzlichen Blicken auf den verfallenen, einst so schönen Münster zu Hameln herniederschaut: dann seufzt die Jungfrau in tiefen Schmerzen. In ihren Augen, die sehnsüchtig nach dem Münster hinblicken, schimmern blinkende Thränen; sie streckt ihre Arme aus nach dem Münster; sie seufzt, und leise, leise seufzen die Bäume mit ihr. Aber im Rasen rings um die Jungfrau blitzt es wie Gold und Edelgestein; ein herrlicher Schatz liegt um sie herum ausgebreitet. — Wem wird er wol zu Theil werden? Die Leute erzählen von der Jungfrau: sie hat einst, als der Münster noch herrlich und in voller Pracht da stand, als seine Glocken noch freudig klangen, in ihm süß im Grabe geschlummert. Als er aber durch Zerstörung verunheiligt wurde; als seine Pracht dahin sank, da ist die Jungfrau in ihrem Grabe erwacht, hat es verlassen und den Riepen zu ihrem Aufenthalte gewählt. Darin weilt sie nun und fühlt eine ewige Sehnsucht nach ihrem Grabe im Münster. Man sieht sie immer, mag es eine milde Nacht sein, oder mag der Sturm brausen und der Rabe sein nächtliches, heiseres Lied krächzen. Sie trägt die Schlüssel und blickt mit den großen Augen sehnsüchtig nach dem dahinsinkenden Münster. Wenn aber dieser emporblüht: dann wird der, der Solches bewirkt hat, den herrlichen Schatz der Jungfrau erhalten; sie aber schläft wieder ruhig und süß im Grabe.

Auch die Abendzeitung erzählt diese Sage — wir wollen sie Jakob Grimm zur Ausschmückung insinuiren und unsere Reise fortsetzen.

Zwischen Thränen und Bacchanalien inmitten wird der Mensch von der Wiege bis zur Bahre getragen oder wie es auch heißt: „Alles hier im Weltgetriebe wechselt zwischen Haß und Liebe" — dieser Wahrheit wurde ich nie mehr eingedenk, als da ich die Lüneburger Haide, diese gewissermaßen Gott-gehaßte Gegend, *) verließ und, vom schnaubenden Dampfrosse gezogen, dieselbe mit dem westlich daran stoßenden ebenso gewissermaßen Gott-geliebten

*) Anm. Um das mir nolens volens aus der Feder entschlüpfte Epitheton non-ornans einigermaßen gut zu machen, erlaube ich mir über die seit 1848 etwas herabgesunkene Ausfuhr aus dieser Gegend und die Handelsverhältnisse, eben so sehr discreditirt, Folgendes nachzutragen. Der dänische Krieg hat die Kornpreise noch bis jetzt deprimirt, besonders um Dannenberg herum. Flachs ward 1851: 533 Stein mehr denn v. J. ausgeführt, Fuhrensaamen ist in Abnahme, Honigernte überaus günstig, zumal in der Richtung nach Lübeck exportirt und längs der Elbe, auch auf der mit der Eisenbahn parallelen Chaussée. Absatzartikel sind: Gemüse, Korb-Ruthen, Holz, Vieh, Mehl, Oel, Essig, Branntewein, Milch, Grünwaaren, Pferde und Fische vornehmlich gewesen. Das Amt Artlenburg verführte Heu und Kartoffeln; vom Amte Neuhaus ging Käse, Borke und Wolle aus; auch das Amt Scharnebeck führte viel aus; Hitzacker Weizen. Zur Legge kamen in Dannenberg 1850: 8280 Stück Leinen, im Werthe von 58,682 Thlr. Der Hopfenhandel war sehr bedeutend. Der Export Gartow's erstreckte sich auf Bretter und Torf; der Schnackenburg's auf Lerchen; der Lüchow's auf Hopfen. Zu Lüchow wurden 1850 20,448 Stück Leinen geleggt, zum Werthe von 148,906 Thlr. Wustrow (Wustrow und Lüchow sind noch Slavischen Stammes, Flecken in Hufeisenform) handelt mit Rehhäuten; Gifhorn mit Cichorien, Kiefernsamen und Glas, dabei etwa an 20 Millionen Soden Torf Absatz. Bergen setzte Heidelbeeren, Kronsbeeren (Tütebeeren an der Ostsee in Mecklenburg) und Fuhrenzapfen ab; Hermannsburg Tannenzapfen, Honig und Wachs, besonders jedoch geschnittene und lange Hölzer: in dem Bezirke der Amtsvogtei wohnen gegen 30 und einige Holzhändler. Winsen an der Aller liefert Holz nach Bremen. Rethem Buchwaizengrütze und Wachholderbeeren; Fallingbostel hölzernes Geschirr. Lüneburg versendet Kalk, Salz, Getraide, Oelkuchen; Bevensen Flachs; Uelzen Leinewand; Celle Waldbeeren; Soltau Holz, Wolle. Flachs producirte zum Verkaufe 1850 Lüneburg, Dahlenburg und Bleckede 6952, Bergen an der Dumme, Wittingen und Clenze 2370, Bevensen 12,000, Dannenberg und Hitzacker 900, Lüchow und Trebel 60, Uelzen, Bodenteich und Hankensbüttel 16,200 Stein, zusammen 38,482 Stein, zu etwa 144,698 Thlr.

Paradiese vertauschte, das sich noch bis weit ins Preußenland — Gott mag wissen, wie weit — hinein erstreckt, und das am Schönsten in dem mäanderartig vom Harze her fortlaufenden Weserthale erschaut wird. Ich sage: das schnaubende Dampfroß entführte mich dem Lüneburger Haidedistrikte und brachte mich zu den herrlichen Weser-Auen — aber nur zu denselben: denn wer wollte in aller Welt in ihnen, wenn er nicht etwa sogenannter Geschäftsmann ist, wie ein Häring in der Tonne eingepökelt, so in das Coupé des Dampf-Waggons eingesargt, mit Windesschnelle da vorüber eilen, wo bei schönem Sommerwetter eine Tour auf wohlgefügter Chaussée in einer durch längere Dauer der Reise trauter, gesprächiger, erschlossener gewordenen Gesellschaft, zumal wenn man eine auf Federn ruhende Kutsche hat, das Auge ganz anders den Naturschönheiten öffnet und für die kleinsten Manifestationen des Gottesgeistes in der Natur empfänglich macht!

Schon bei Lehrte, Durchgangspunkt zweier Kreuzbahnen des Landes Hannover, ändert sich die Gegend: bald erblickt man zur Rechten wie zur Linken üppige Wiesen und Anger und siehe da — im Nu bewegt man sich zwischen lieblichen Gartenhäusern und meist im englischen Stile angelegten Parken hindurch bis vor das Weichbild der Stadt Hannover. Hannover ist eine gar niedliche Residenzstadt und bringt besonders vorerst dieser neue Stadttheil, wo auch der Bahnhof und neuerdings die Post liegt, wo das noch nicht ganz baufertige Schauspielhaus *) auf vaterländischem Sandsteine prangt und wo besonders die Georgs- und Friedrichsstraße mit ihren Palästen und Lindenalleen zum Schauen einladet, einen angenehmen Eindruck hervor. Um Pfingsten ist die Hauptstadt des Landes mit ihren Environs, der Ahlriede im S., einem Lustholze, den Lustschlössern Herrenhausen und Montbrillant, dabei der ehemalige Wallmoden'sche, jetzt königl. Garten, darin ich die große Georgia regia mit über 6 Fuß langen Blumenblättern blühen sah, mit dem von Ahlden'schen Gute in der Vorstadt Linden, dem Thiergarten bei Kirchrode und dem Schwefelbade bei Limmer ein wahres Eden. Der jetzige König Ernst August, durch seine Bravheit und Geradheit, wie Jedermann weiß, von Allen, auch Nicht-Politikern zu rühmen, hält freilich nicht großen Hof, da er ein alter Herr ist, der sich nicht eben viel mehr aus stattlichem Leben und Lebenlassen macht, und ist daher das eigentliche residenzstädtische Leben nicht eben sehr großartig, auch kann man nicht gerade von Handel und Wandel — abgesehen von der großartigen Eisengießerei u. s. w. des Herrn Egestorf, die der des Borsig in Berlin mit gutem Gewissen an die Seite gestellt werden darf — groß Rühmens machen: doch trägt die Stadt nirgends, selbst nicht in den entlegensten Straßen und Winkeln derselben, das Gepräge der Armuth, da durch Armen-Anstalten (z. B. durch die auf der Neustadt 1826 eingerichtete, ursprünglich von Joh. Duve 1643 gestiftete, durch die 1803 von Pastor Scholvin gestiftete für „hülflose Bürgerkinder", durch die Sparkasse seit 1825, durch die königl. Gnade, zumal an Seinem 80sten Geburtstage im Juni d. J. zu rühmen) sehr viel gethan worden ist, und die Reinlichkeit der Stadt fällt augenblicklich vor allem Anderen in die Augen. Diese wird besonders durch weite Bauten befördert, durch die Luftigkeit der Straßen, so wie durch die Expansion der in ihnen belegenen, für viele Bewohner bestimmten Häuser, z. B. des 1751 durch den Kaufmann Ernst Chr. Böttcher gestifteten Schullehrerseminars auf der Aegidien-Neustadt *), des Werkhauses vor dem Steinthor, des Lycäums unweit der Esplanade und anderer nicht minder geräumiger Lehranstalten, der neueren Kirchen, des königlichen Pallastes und des Schlosses an der Leinstraße, des Fürstenhofes, des Archives, des nunmehr discreditirten landschaftlichen Hauses, vornehmlich der Kammer-Sessions-Säle, des Reithauses, der Marställe und der Casernen. Auch des Thalia-Vereines ist zu erwähnen, der zu geselligen Zwecken das an der Marktstraße belegene von Steinberg'sche Wohnhaus zu 25,000 Thlr. Gold neuerdings erstanden hat. Es wird auch ein Theater etabliren, welches sich im Sommer zur Aufgabe machen wird, „dem Theater auf der Marieninsel" den Rang abzulaufen. Vor allen Dingen imponiren aber, zum Theil in der Nähe von öffentlichen Häusern belegen, z. E. vom

---

*) Anmerkung. Bis zu Ende Juni d. J. hat das neue Theater 464,417 Thlr. gekostet, wird bis zum Juni 1852 im Innern vollendet und dann noch vor Beginn der Theaterferien benutzt werden, damit etwa erforderliche Aenderungen in akustischer und sonstiger Beziehung während der Ferien vorgenommen werden können. Zum Schmucke des untersten Ballons auf der Frontseite sind 12 Statuen dramaturgischer Künstler bestimmt; die Nordseite werden schmücken Sophocles, Goldoni und Shakespeare, die Westseite Lessing, Schiller, Göthe, Mozart, Beethoven, K. M. von Weber, die Südseite Calderon, Molière und Terenz.

*) Anmerkung. Des Seminars hundertjährige Jubelfeier, daran die Theilnahme bedeutend, ward den 16. und 17. Sept. 1851 gefeiert. Das königl. Consistorium zu Hannover ladete hiezu durch Herrn v. Derschau nach der Residenzstadt ein. Den ersten Tag ist gottesdienstliche Feier in der St. Aegidienkirche, Festrede mit Gesang und Festmahl, andern Tages Kinder-Bewirthung und Spiel im Seminargarten gewesen.

Böttcher war in der Kronenstraße der Altstadt Hannover, Nr. 101 B & C, wohnhaft, ein Sohn des kaiserl. Posthalters Christ. B. in Gr. Lafferde bei Hildesheim; geb. 1697 — der Tag ist unbestimmt. Er erbte vom Vater 6000 Thlr., die ihm im Handel durch die damals nicht gängige Art und Weise, nicht vorzuschlagen, als eine „Seelenkrankheit" bezeichnet, verloren gingen; das letzte Geld wird ihm noch auf der Braunschweiger Messe gestohlen. Erst in späteren Jahren erwirbt er sich durch seine strenge Ehrenfestigkeit Credit. Nicht verheirathet, von christlicher Gesinnung durchdrungen, stellte B. (der bloße Buchstabe bezeichnete die Anonymität) dem damaligen Bürgermeister Grupen 1746 die erste Schenkungsurkunde von 2000 Thlr. zu — erst 1751 entstand unter Obhut des cand. theol. Nölting die erste Freischule für arme Kinder. Bald sammeln sich auch um N. junge Informatoren; fremde am Unterricht theilnehmende Schüler geben etwas Schulgeld freiwillig — B. giebt dem N. wöchentlich 1 Thlr. Salair. Bald erhält Nölting 40 Thlr. p. a. Zuschuß: 1755 schenkt Böttcher 2 neue Häuser nebst Durchfahrt. Durch die vollständige Urkunde vom 15. Jan. 1762 werden der Anstalt noch der dritte Theil eines Meierhofes in Gr. Lafferde — i. e. 401 Thlr. 20 Mgr. Gold und 7000 Thlr. Gold, nach B.'s Ableben zahlbar, zugewandt. Bei Lebzeiten schenkt B. außerdem noch jährlich die Feuerung. Das ist die Fundation des hannoverschen Seminar's, derlei in unsern Tagen so selten Aehnliches noch zur Seite gestellt werden kann.

Gebäude des Ministeriums, die beiden großen öffentlichen Plätze: der Leibnitz-Platz mit dem unter einer Kuppel auf 12 großen Säulen postirten Brustbilde des 1716 gestorbenen Leibnitz, und der Waterloo-Platz, mehr im W. der Stadt, mit dem zum Andenken an die Schlacht bei Belle Alliance errichteten Denkmale, einer 165' hohen, 12½' dicken Säule, inwendig mit einer Treppe von 190 Stufen versehen und oben mit der Bildsäule der Siegesgöttin geschmückt, von welcher herab man auf die Stadt und das weithin im W. gelegene Deister-Gebirge, sowie nach dem Harze zu im S. eine reichlich eben so imposante Aussicht genießt, wie vom Kreuzberge in Berlin oder wie vom runden Thurm in Kopenhagen.

Für wissenschaftliches Leben ist auch hinlänglich gesorgt. In der Stadt Hannover erscheinen jetzt:

1) Die Hannoversche Zeitung, das Regierungs-Organ, redigirt von Dr. K. Jürgens (früher Pastor), A. Meyer und cand. theol. Meese, der das Ausland besorgt.
2) Die Zeitung für Norddeutschland.
3) Die Norddeutsche freie Presse, redigirt von den Herren Harrys und Frese.
4) Die Hannoverische Volkszeitung, Redakteur Dr. jur. A. Mensching — roth.
5) Der Norddeutsche Volksfreund.
6) Das Hannover'sche Volksblatt, mit guten Karrikaturen und schlechter Lektüre, redigirt von Dr. W. Schröder.
7) Die Hannoversche Presse.
8) Der Krakehler.

(Fortsetzung folgt.)

Dramatische Dichtungen von Friedrich Roeber. Erster Band. Elberfeld. Julius Bädeker. 1851. *)

II.

2. Appius Claudius.

Von den Kämpfen des mannigfaltig gegliederten feudalen Staates der mittelalterlichen Zeiten werden wir in die städtischen Bewegungen der ersten Jahrzehnde der antiken römischen Republik versetzt. Der durch den Frevel des Appius Claudius herbeigeführte Untergang der usurpatorischen Decemviralmacht, welche das alte Königthum erneuern wollte, ist der Gegenstand dieses Drama's. Dieselben Intentionen, wie beim „Kaiser Heinrich IV." begegnen uns hier; sie sind aber vielleicht noch weniger erfolgreich durchgeführt. Wenn im „Kaiser Heinrich IV." die Fäden der Handlung auch oft über die Gebühr ineinander verschlungen oder selbst verworren sind, so daß es zu Zeiten schwer wird, die Hauptpersonen im Auge zu behalten, so sind solche doch immerhin unzweifelhaft vorhanden. Das ist aber bei dem „Appius Claudius" bei Weitem weniger der Fall. Vielmehr gehen in diesem Stücke zwei Handlungen nebeneinander, die nur ganz lose verknüpft sind, — die eine stellt die Kämpfe der Patrizier und Plebejer dar, die andere die ehrgeizigen Bestrebungen des Appius Claudius.

Herr Roeber ist kein Anhänger der älteren französischen Schule, die die großen historischen Begebenheiten zu kleinlichen Hofintriguen herabstimmt. Es genügt ihm nicht, wie dem französischen Bearbeiter desselben Stoffes,**) daß im Laufe der Handlung einmal gelegentlich von den Streitigkeiten der beiden Volksklassen die Rede sei, er will diese selbst einander gegenüber zeigen. Das thut er denn auch, und widmet diesem Zwecke den ganzen ersten Akt. Nun wird es aber schwer, diesem breit entwickelten Volksgemälde gegenüber die Person des Appius genügend hervorzuheben. Denn die Herrschaft der Decemvirn beruhte weniger auf einer positiven Macht, als darauf, daß sie es waren, welche die beiden Parteien, die sich gegenseitig mit Scheu und Mißtrauen betrachteten, auseinanderhielten. Diese mehr passive Stellung hatte aber nicht die dramatische Wirksamkeit, deren der Dichter den belebten Gruppen des ersten Aktes gegenüber um so mehr bedurfte, und so ist er dazu gekommen, mit dem Character des Appius eine Steigerung vorzunehmen, bei welcher er denn freilich den historischen Boden zu verlassen genöthigt war. Wir wollen aber damit nicht sagen, daß der Dichter gar nicht Anders gekonnt habe, denn das wäre ein trauriges Ergebniß der historischen Richtung, wenn dieselbe am Ende dahin gelangen müßte, sich selbst zu negiren. So wie der Dichter aber begonnen hat, mit jener allzubreiten Schilderung der Massen, war der Abweg kaum zu vermeiden.

Der erste Anlaß zur Abweichung von der historischen Genauigkeit lag allerdings schon in dem für die dramatische Behandlung nicht unerheblichen Uebelstande, daß Appius Claudius, wenn auch das Haupt seiner Collegen, doch immer nur als Einer unter Zehnen auftritt, und also nicht in vollem Maaße als „der Thäter seiner Handlungen" erscheinen kann. — Herr Roeber hat zuvörderst dieses Verhältniß geändert, und läßt ihn nur allein auftreten, kaum daß der andern Decemvirn einmal Erwähnung geschieht. Was aber noch weit mehr ist; er hat den usurpatorischen Decemvir, der sich durch kluge Benutzung der Umstände ohne die Zustimmung der verfassungsmäßigen Gewalten im Amte zu erhalten sucht, zu einem zweiten Cäsar gemacht, der das unter der Verachtung des Volkes gefallene Königthum zu erneuern strebt. Allein diese Annahme stellt sich alsbald in ihrer ganzen Unnatürlichkeit dar. Wie mag Appius Claudius nur daran denken, die freie Republik unter das Joch des Königthums zu bringen, zu einer Zeit, wo die beiden popularen Elemente allerdings in heftigen Kämpfen gegeneinander rangen, die aber mit nichts weniger, als mit den letzten Zuckungen eines sich auflösenden Körpers zu vergleichen waren. Dieselben deuteten vielmehr eher auf eine große Ueberfülle von Kräften hin, wie Dies auch die bald darauf folgenden Zeiten hinlänglich bewiesen haben. Und auch unser Dichter hat, absichtlich oder unabsichtlich, dafür gesorgt, diese historischen Thatsachen dem Gedächtniß seiner Hörer gegenwärtig zu erhalten, denn im ersten Akte stellt er uns, wenn auch nur in den Reden des Icilius, eine kräftig aufstrebende Plebs, sowie späterhin, ein seiner hergebrachten Rechte wohl bewußtes Patriziat dar. Unter solchen Verhältnissen ist denn aber nicht daran zu denken, die Rolle des Cäsar zu spielen, wenn man nicht bei dem bloßen Versuche dazu das Schicksal des Spurius Cassius oder des Manlius Capitolinus gewärtigen will.

---

*) M. s. Nr. 87.

**) Virginie, Tragédie en cinq Actes par M. Latour (de St. Ybars) représentée pour la première fois sur le théâtre Français à Paris le 5. Avril 1845.

Stellt sich das Vorhaben des Rorberschen Appius Claudius so von der einen Seite als ganz unglaublich dar, so tritt von der andern ein in ihm selbst liegender Charakterzug hinzu, um die Unwahrscheinlichkeit des Vorhabens zu vollenden. Wie man auch die Verhältnisse auffassen mag, es war doch wahrlich nichts Kleines, das Vorhaben, die Verfassung eines Staates zu ändern, und das Belieben des Herrschers an die Stelle des Gesammtwillens Aller zu setzen. Selbst unter einer, schon der sittlichen Auflösung nahen, Bevölkerung, brauchte ein Cäsar, siegreich wie er war, eine jahrelange Vorbereitung, ehe er es wagte, ernstlich an die Krone zu denken, und es war ein Cäsar! Wie mußte ein solches Vorhaben erst alle Kräfte eines Appius Claudius in Anspruch nehmen! Und doch soll er daneben Raum in seinem Inneren finden, einer Leidenschaft zu fröhnen, die wenn auch von der grob-sinnlichsten Art, doch die Phantasie wenigstens des Mannes in dem Grade einnimmt, und ihm so unablässig gegenwärtig ist, daß man nicht begreift, wie er da überhaupt nur einen Gedanken, am Allerwenigsten aber, den der Erringung der Königskrone, fassen konnte. Der Dichter hätte freilich nicht nöthig gehabt, seine sinnliche Begehrlichkeit so sehr hervortreten zu lassen, da er es aber gethan hat, so ist die Unwahrscheinlichkeit, daß Appius Claudius wirklich einen großen Plan mit Ernst verfolgen sollte, dadurch noch größer geworden.

Nicht als eine Hebung dieses Widerspruches, sondern nur als eine Verstärkung desselben kann es gelten, wenn der Ehrgeiz des Appius Claudius, der uns zu Anfange des zweiten Aktes als so himmelstürmend angekündigt wird, sich im Lauf der Handlung hauptsächlich nur in Worten Luft macht. An diesen läßt er es freilich nicht fehlen; er declamirt von dem Glanze einer Krone, spricht sich verächtlich über die Patrizier nicht minder, wie über die Plebejer aus, spottet über die Widersinnigkeit einer Herrschaft von Zehnen, u. s. w. Im Uebrigen streckt er weder Hand, noch Fuß aus, seinem Ziele näher zu kommen. Er ist der unpraktischste Staatsmann von der Welt, wenn er meint, durch professorenartige Darlegungen die Patrizier dazu bewegen zu können, ihm seine Herrschaft zu lassen; er ist ein Unsinniger, wenn er mit Hülfe von feindlichen Völkerschaften, Aequern und Sabinern, (die der Verfasser hier offenbar im Lichte moderner Intervenienten betrachtet hat) den Thron in Besitz nehmen zu können glaubt.

So planlos wie das Leben ist denn auch der Tod dieses Rorber'schen Claudius. Wer die Herrscherseele eines Cäsar in sich trägt, wird, so lange er der Gefahr noch in's Auge sehen kann, nicht verzweifeln, er wird eher, im Kampfe mit ihr, dem Tode trotzig die Stirn bieten, als im Angesichte derselben selbst Hand an sich legen. Und so läßt denn auch der französische Dichter, da es einmal einer tragischen Catastrophe bedurfte, seinen Claudius im Augenblicke, wo er die Lictoren zu sich heranruft, unter den Händen der erbitterten Volksmenge fallen.

So viel denn über den Bau des Stückes, und die Hauptperson desselben. Auch in Bezug auf die übrigen Charaktere sowohl, wie auf manche Einzelheiten, wären wohl noch Erinnerungen zu machen. An lebhafter Bewegung gebricht es, wie aus dem Obigen hervorgeht, auch diesem Stücke keineswegs, dagegen ist für die eigentliche dramatische Handlung ein Surrogat eingetreten, was wir uns niemals statt jener werden gefallen lassen können, — nämlich breite historische und politische Darlegungen, zumeist dem Livius, aber nicht immer mit besonderer Geschicklichkeit nachgebildet.*) Wir haben bereits einer solchen des Appius Claudius erwähnt: damit aber nicht zufrieden, hat der Autor geglaubt, eine seiner Personen eigends mit dem Amte, zu gelegener Zeit solche Darlegungen zu machen, betrauen zu müssen. Es ist der Icilius, dem dasselbe zugefallen ist. Dieser ehemalige Volkstribun scheint nichts Besseres zu wissen, als sich müßig auf dem Markte umherzutreiben, und dem Volke, das um Brod schreit, geschichtliche Vorträge über den Ursprung der Decemviralmacht, und die Vorgänge der beiden letztverflossenen Jahre zu halten. Müssen wir aber diese, fast den ganzen ersten Akt ausfüllenden Reden (die, wir hoffen es, der Verfasser nicht mit dem Hinweis auf die Rede des shakespear'schen Antonius wird rechtfertigen wollen) schon an und für sich tadeln, so erreichen dieselben in den späteren Aufzügen den höchsten Grad der Unangemessenheit, wenn auch in diesen Stoff die Tagespolitik sich einmischt, und aus dem antiken aufwieglerischen Tribun ein moderner socialistischer Demagog wird.

Wir sehen den Icilius den antiken Gegensatz zwischen Patriziern und Plebejern in den so wenig damit zusammenfallenden modernen zwischen Reichen und Armen verwandeln, wir hören ihn von der Gleichheit der Menschen durch die Geburt declamiren, er geräth sogar, in einer von der antiken himmelweit verschiedenen Anschauungsweise, auf das Lieblingsthema der modernen Proletarier-Literatur, beklagt es, daß seine Virginia „grobe Gewänder" tragen muß, und „die Patrizier-Weiber" voll Hohn auf sie herabsehen," daß er mit ihr „ein Geschlecht von Bettlern" zeugen wird, während die Kinder der Andern wie „Pfauen" gehen u. s. w. (Zweiter Akt, zweite Scene). In diesen und ähnlichen Declamationen erschöpft er die Ader seiner Beredsamkeit so sehr, daß, als nun endlich der Augenblick an ihn herantritt, wo es gälte zu reden, seine Worte matt und nachdrucklos klingen, so daß es ihnen gewiß nicht zuzuschreiben ist, wenn das Volk in Bewegung gerieth, und den Appius Claudius vom Tribunale stürzte. — Zu verkennen ist übrigens nicht, daß außer der Lust an der Einflechtung der Tagespolitik, auch der dramatische Uebelstand, eine Person zu haben, die, obgleich eine wichtige Stellung einnehmend, doch erst gegen das Ende handelnd auftritt,**) zu der Verzerrung dieses Charakterbildes beigetragen hat. Der französische Dichter hat deshalb denn auch den Icilius ganz fortgelassen. Die nachtheiligste Folge dieser Modernisirung des Icilius ist aber wohl, daß uns auch die alt-römische Virginia in der Gestalt eines Proletarierweibes unserer Tage erscheint, die gegen alle Sitte und Zucht, mit dem Verlobten auf den öffentlichen Marktplätzen umherzieht, dessen aufwieglerische Reden mit anhört, und auch wohl zu Zeiten bekräftigt.

Was dann schließlich die Diction des Drama's anbetrifft, so ist zuvörderst ernstlich zu rügen, daß der Dichter oft sich in Ausdrücken bewegt, die, wir wollen gar nicht sagen, Zuschauer und Schauspieler auf und vor der Bühne, sondern selbst den Leser im einsamen Cabinette erröthen machen müßten. Dahin gehören z. B. die Worte, welche die Kupplerin (unsere Bühne

*) Vgl. Livius Lib. III Cp. 38—50.

**) Fontenelle hat in seinen Réflexions sur la poétique gelegentlich der Eriphile in Racine's Iphigenie darüber gesprochen.

verträgt überhaupt eine solche Person gar nicht) der Virginia sagt, einer Jungfrau aus den Zeiten, die ein paar Jahrzehnde früher eine Lucretia erzeugt hatten, und die cynischen Ausdrücke des Appius. Der ganze letzte Akt ist ebenso wie im ersten und zweiten die Reden, fast wörtlich aus dem Livius entnommen. Das rasche Ueberspringen von der einen Redeweise in die andere findet sich auch hier vor.

---

3. Tristan und Isolde.

Mit diesem Stücke befinden wir uns denn auf einem ganz andern Boden, — auf dem der Sage. Die beiden vorhergehenden Dramen konnten als der Geschichte entnommene Spiegelbilder gelten, die Quelle dieser Dichtung ist eine andere Dichtung. Erhält dieses Drama hinsichtlich seines Ursprunges dadurch einige Aehnlichkeit mit den antiken Dramen, so ist es in anderen Beziehungen desto verschiedener von demselben. Wenn die griechischen Dramatiker einen Stoff des Homer oder eines anderen Epikers behandelten, so begnügten sie sich nie damit, die erzählte Begebenheit in dramatische Handlung umzusetzen, und in Scenen und Akte zu vertheilen, sondern ihr Hauptstreben war allemal auf eine Vergeistigung des epischen Stoffes gerichtet. Eine große sittliche Idee bildete das Postament, auf das sie die aus dem epischen Basrelief losgelöste dramatische Figur stellten. Vergebens suchen wir nach etwas Aehnlichem in dem Drama „Tristan und Isolde;“ weit entfernt, hier eine Hebung des epischen Stoffes zu gewahren, erblicken wir eher eine Herabsetzung desselben.

Es ist überhaupt wohl sehr fraglich, ob die Dichtungen der altdeutschen Heldensage und der der verwandten Völker einer dramatischen Behandlung fähig sind. Das Mährchen läßt eine solche zu, wenn der Dichter seiner Sprache ein Colorit zu geben weiß, das dem phantastischen Gewande der Dichtung angemessen ist, wie dies Shakspeare in seinen mährchenhaften Dichtungen (dem Sturme, dem Sommernachtstraum, ein Wintermährchen) auf eine so wunderbare Weise gezeigt hat. Ganz anders aber verhält es sich mit jenen Dichtungen. Auf einer mehr oder minder prosaischen Grundlage mischen dieselbe das Wunderbare episodisch ein, und bewahren auf diese Weise nicht den einheitlichen Ton, der für die dramatische Behandlung durchaus nothwendig ist.

Ganz besonders gilt dies von dem vorliegenden Stoffe. Seine Grundlage ist lustspielartig und selbst von lasciver Beimischung, wie dies auch Gervinus (Literaturgeschichte Band I. p. 381 sqq.) und zwar mit scharfen Worten hervorhebt.*) Der Gegensatz, den die wunderbaren Einzelheiten dazu bilden, wird dadurch um so greller und auffallender. Die epische Behandlung läßt dies weit weniger hervortreten. Indem dieselbe nämlich uns überhaupt die Handlung nicht in dem Maaße vergegenwärtigt, kann auch die Ungleichheit des Colorits nicht so sehr zum Bewußtsein kommen. Der Phantasie ist vielmehr Spielraum gegeben, mit eigner Bewegung sich die Dinge zurechtzulegen. Das ist aber bei einem Bühnenwerke weit weniger der Fall. Die Phantasie des Zuschauers auf der Theaterbank ist ungleich schwerer zu einer Vermischung der Sphären des Wirklichen und des Wunderbaren geneigt, als die des einsamen Lesers; sie giebt es nicht zu, daß Das Wirkung eines zauberhaften Trankes sein soll, was ihr als ein unwürdiges Liebesverhältniß erscheint; noch daß Mond und Sterne an Diejenigen warnende Worte richten mögen, welche auf eine niedrige Weise einen vertrauensvollen Ehemann zu betrügen im Begriff sind. — Die epische Behandlung weiß auch für den Mangel einer völlig angemessenen Grundlage durch die Schönheit der Ausführung, die bei Dramen niemals für Mangelhaftigkeit der Idee Ersatz gewähren kann, zu entschädigen. Sie kann durch Vertiefung in die Einzelheiten, durch Feinheit und Zartheit im Ausmalen spezieller Züge, der Dichtung einen Reiz verleihen, der alle sonstigen Mängel vergessen macht. Und so läßt auch der alte ritterliche Dichter dieses Epos — Gottfried von Straßburg — durch die zarteste Ausmalung des Liebesverhältnisses von Tristan und Isolde die sittliche Schlechtigkeit dieser, durch eine ganze Reihe von Unwürdigkeiten — Verrath einer Gattin an ihrem Ehemann, eines Vasallen an seinem Lehnsherrn, schmäblicher Mißbrauch einer treuen Dienerin — erkauften Gemeinschaft in den Hintergrund treten. Dies Alles aber, was weit mehr empfunden, als gesehen, weit mehr in fast unmerkbaren Zügen angedeutet, als ausführlich und direct hervorgehoben sein will, ist der dramatischen Kunst fast gänzlich versagt, und Herr Rerber hat am Allerwenigsten verstanden, Etwas von dieser epischen Zartheit in sein dramatisches Gemälde hinüberzutragen. Das Liebesverhältniß tritt uns vielmehr bei ihm in seiner ganzen sittlichen Nacktheit entgegen, ohne irgend eine Schonung oder Linderung. Man wird sich überhaupt von der unangemessenen Gestalt, welche dieser Stoff in der dramatischen Form angenommen hat, einen Begriff machen können, wenn wir sagen, daß der Dichter dieses Epos der ritterlichen Minnezeit ungefähr in derselben Weise wie die beiden historischen Dramen behandelt hat. Was würden wir davon denken, wenn Shakespeare den Sturm oder das Wintermährchen in demselben Tone wie den Richard III. oder König Heinrich VI. geschrieben hätte! —

Indem wir auf diese Weise uns dazu gedrängt sehen, die Wahl des Stoffes im Allgemeinen, und die ihm vom Dichter verliehene Gestalt insbesondere, zu mißbilligen, wird es nicht nöthig sein, ähnlich, wie bei den beiden vorhergehenden Dramen, auf die Details der Ausführung einzugehen. Der Schluß, wie die höchst sonderbare Einkleidung dieses von dem alten Epiker unvollendet gelassenen Werkes scheinen aus unseres Autors *eigener* Erfindung zu stammen, wenn ihm nicht vielleicht die ganz unerquicklichen Fortsetzer der Tristansage dabei zum Muster gedient haben.

Und so nehmen wir denn von unserem Dichter einstweilen Abschied, in der Hoffnung, ihm in nicht zu langer Zeit wieder auf dem dramatischen Felde zu begegnen, und mit dem herzlichsten Danke für den Genuß, den uns, bei manchen Mängeln und Schwächen, die eine gewissenhafte Kritik nicht verhehlen durfte, besonders seine beiden historischen Dramen, mehr aber das vaterländische als das antike, gewährt haben.

Die Verlagshandlung hat für eine gute Ausstattung gesorgt.

MM.

---

*) „Soll ich zum Schlusse,“ heißt es p. 390, „ein Urtheil über Gottfried's Tristan beifügen, so weiß ich kein anderes über dieses Gedicht als Dante über solche Gefühle: man muß verdammen, aber bewundern und bedauern.

Miscellen.

Ein Schreiben des Herrn Dr. Dickson zu Tripolis, vom 8. October, giebt erfreuliche Kunde über die beiden deutschen Reisenden, Dr. Overweg und Dr. Barth, in Mittel-Afrika. Ersterer hatte sich mit Letzterem zu Kuka vereint. Beide waren wohlauf und frohen Muthes. Der Dr. Barth hatte einen höchst interessanten Ausflug nach dem Königreiche Adamova ausgeführt, während der Dr. Overweg den Tschad-See untersuchte. Das Boot, welches zu Tripolis in seine einzelne Theile zerlegt, und unter großer Beschwerlichkeit auf einer zwölfmonatlichen Reise über den glühenden Sand der Wüste Sahra auf dem Rücken von Kameelen fortgeschafft wurde, ist an dem Rande des genannten See's wieder zusammengefügt worden und hat diesen sodann unter englischer Flagge Angesichts einer Menge Eingeborner befahren. Beim Anlaufen der Inseln des See's hatte der Dr. Overweg sich überall der freundlichsten Behandlung abseiten ihrer heidnischen Bewohner zu erfreuen.

Da die Regenzeit eingetreten war, so werden die Reisenden sich ein Paar Monate ruhig zu Kuka haben verhalten müssen; es sind aber täglich weitere Nachrichten von ihnen zu erwarten.

Die letzte Nummer von Bentley's Magazine giebt folgende Beschreibung des Kaffernhäuptlings Macomo: „Wiewohl ein Leopardenfell die eigentliche Auszeichnung eines Kaffernhäuptlings ist und von keinem anderen Kaffern getragen werden darf, liebt Macomo es, in europäischer Tracht aufzutreten; da er bei der Wahl seiner Garderobe aber nicht eben difficil ist, so beweist sich dieselbe in ihrem Effect mehr auffällig als elegant. Als ich ihn sah, trug er einen blauen Frack mit metallenen Knöpfen, der ihm aber viel zu weit, und schon sehr abgetragen war; dazu ein Paar alte Dragonerbeinkleider, mit einem angelaufenen goldtressenen Streifen längs den Schenkeln und Beinen herab, gelbe Pelzschuhe, einen grausig schlechten Strohhut, keine Weste, kein Hemd, und keine Strümpfe. Er ritt einen kleinen undressirten Pony, mit einem ordinairen Sattel und sehr abgenutztem Zaum. Statt einer Reitgerte, führte er einen gewaltigen Knotenstock in der Hand, und zwischen den Zähnen hielt er einen schwarzgerauchten irdenen Pfeifenstummel.

Meine Zusammenkunft mit Macomo war nicht von langer Dauer. Ich wurde von jemand bei ihm eingeführt, der mit ihm bekannt war. Unsre Unterhaltung war nicht von Wichtigkeit, aber sie endete spaßhaft genug, indem der große Häuptling mich um ein Darlehen von — 6 Pence ersuchte. Ich verweigerte es ihm natürlich nicht, und sah ihn ein Paar Stunden später total betrunken. Das hatten meine sechs Pence zuwege gebracht; denn man kann sich auf dem Cap um einen sehr billigen Preis um den Verstand trinken.

(Aus: Südslawische Wanderungen im Sommer 1850. 2 Bände. Leipzig, Herbig, 1851.) Ein schönes, seitwärts in jener Gegend Belgrad's, die man die Savamahala (Gegend an der Sava) nennt, gelegenes Gebäude bezeichnete mir Mosch (des Reisenden Führer) auf meine Frage als die „Typographia" wo die „Novine" und die „Knjige" (Zeitungen und Bücher) gedruckt werden. Diese Druckerei ist die einzige in Serbien und Eigenthum des Staates. Die Art und Weise wie sie betrieben wird, verdient gelobt zu werden, da die Regierung keine Kosten scheut, um tüchtige Kräfte für sie zu gewinnen. Wirklich sind in jüngster Zeit Druckwerke aus ihr hervorgegangen, die an typographischer Pracht und Vollendetheit nichts zu wünschen übrig lassen, z. B. die Apotheose Cerni Gjorgje's, ein übrigens serviles Huldigungsgedicht auf die herrschende Dynastie. Auffallend ist es jedoch, daß die Regierung die Druckerei nicht zur Herausgabe eines eigenen offiziellen Blattes benutzt. Des publizistischen Einflusses auf die öffentliche Meinung sich gänzlich entschlagend, begnügt sie sich damit, dem Eigenthümer eines Privatblattes, der „Srbske novine" für die Aufnahme der amtlichen Verlautbarungen ein jährliches Pauschale zu bezahlen. So sehr übrigens im Allgemeinen das geistige Emporstreben der Serben des Fürstenthums ein regsames genannt werden muß — in Belgrad besteht unter Anderem eine Akademie, an der die Lehrfächer des Gymnasiums, der Theologie, des Jus, der Philosophie und der Naturwissenschaften von mehr oder minder tüchtigen, meist in Wien oder an deutschen Universitäten gebildeten Lehrern besetzt sind — so schwierig ist es immer noch, irgend eine literarische Unternehmung in Aufnahme zu bringen. Theilweise hat der, wie auch an sich kleinliche, so doch mit sehr viel Animosität betriebene orthographische Streit zwischen den Anhängern der alten Kirchenorthographie und der neuen einfachen Vuk's daran Schuld, und es hat namentlich manches mit der letzteren geschriebenes Buch gegen mannigfache Vorurtheile zu kämpfen. Dazu kommt der Mangel alles und jedes Buchhandels. Es giebt keine Buchhändler in Serbien, keine Verleger.*) Dem Schriftsteller stehen nur zwei Wege offen, sein Werk in die Oeffentlichkeit zu bringen. Entweder Jemand kauft es ihm ab, versteht sich für eine Kleinigkeit, läßt es drucken und gibt es auf Pränumeration heraus, oder der Schriftsteller muß sich selbst mit der Sammlung von Pränumeranten, mit Besorgung von Druck und Herausgabe befassen. Auf diese Weise erschienen Vuk's sämmtliche Bücher, die gleichsam als der Grundbau der neuen serbischen Literatur angesehen werden können, seine drei Bände Volkslieder, seine viel angefeindete Uebersetzung des neuen Testaments, seine Sprichwörter u. s. w., auf diese Weise die Schriften von Subotic, Milutinovic, Gavrilovic und der jüngere Danisic, Radisic und die meisten Andern, wobei es nicht entgehen kann, daß die Pränumerantenverzeichnisse mancher Bücher nichts als Wiederholungen von Namensverzeichnissen sind, da der Kreis Derjenigen, die sich für Förderung der Literatur interessiren, außer dem Fürsten Obrenowitsch und dem regierenden Fürsten, in der Geistlichkeit, den Beamten, Kaufleuten und Aerzten abgeschlossen ist. Kleine belehrende Bücher läßt die Regierung auf Staatskosten drucken. H.

Kertbeny's Uebersetzung von J. Arany's erzählenden Dichtungen (Leipzig, Herbig) ist in Nr. 1249 des Athenaeum, (4. October) besprochen. In derselben Zeitschrift Nr. 1248 (27. Sept.) befindet sich eine Beurtheilung von Arthur Schott's Gedichten (Stuttgart, Hallberger) in Zusammenstellung mit J. F. Muntadas Essayos poéticos (Madrid, Ribadeneyra). H.

---

*) Erst jetzt hat Herr Milosch Popowic in Belgrad den Versuch gemacht, eine Buchhandlung daselbst zu errichten.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 94. **Sonnabend, den 22. November.** **1851.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße Nr. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.*)

(Fortsetzung.)

Solch ein Ende hatte es inmitten der von den Jacobinern angefachten Aufregung der Gemüther innerhalb acht Tagen mit Robespierre's Verständigkeit genommen! Aus Furcht, überholt zu werden, ging er nun noch weiter als Brissot selber; denn er wollte in seinem propagandistisch-aufwieglerischen Kriege mit den Soldaten von Chateau-Vieux, d. h. mit Empörern, Mördern und Galeerensclaven marschiren.

Das kam daher, weil Robespierre in das Geheimniß des eigentlichen Gedankens der Jacobiner eingeweiht war, und den direkten und bedeutsamsten Grund kannte, warum sie den Krieg wünschten.

Brissot hatte diesen Gedanken auf der Tribüne der Jacobiner deutlich durchschimmern lassen, als er sagte: „Die Wirkung des Krieges muß der Art seyn, daß sie das Glück Frankreichs sicher stellt, indem die executive Gewalt gezwungen wird sich in ihrem wahren Lichte zu zeigen."

Man muthmaßte, daß Ludwig XVI. nicht aufrichtig der Constitution anhinge, und daß er, wenn gezwungen, Oesterreich den Krieg zu erklären, seine geheime Politik verrathen und sich diesem Ansinnen widersetzen würde. Barbaroux hat dies später in folgenden Worten erklärt: „Brissot wollte, daß man sich die Energie der Nation zu Nutz machen und laut den Krieg verlangen sollte. Ueberzeugt, daß man den Hof zwingen würde, mit den Mitteln zum Vorschein zu kommen, über welche er uns hinterging, brachte man seine Treulosigkeiten an das Tageslicht."

Dem Könige eine Schlinge legen, ihn in sie locken und verderben, das war es, worauf Brissot, Vergniaud, Guadet, Gensonné und Petion es abgesehen hatten. Alle Volksleidenschaften gegen die Monarchie aufregen und sie vernichten, das war das Trachten Louvel's, Barbaroux's, Collot-d'Herbois, Chabot's und all der Jacobiner, die sich entschiedener zu einer Republik hinneigten.

Die Zeugnisse der Verschwörer sind präcise, und lassen keinen Zweifel aufkommen.

„Wir haben den Krieg gewollt," sagt Collot-d'Herbois, **„weil der Krieg das Königthum tödten mußte."**

*) Ein Berliner Correspondent der „Hamburger Nachrichten," unter dem Zeichen D, ist über die Schilderung der bekannten Mad. Roland in Cassagnac's Geschichte des Directoriums sehr unwirsch, wozu er seine Gründe, ob haltbar oder nicht, das ist eine zweite Frage, haben mag; aber das berechtigt ihn keineswegs, das genannte Werk als ein legitimistisch elysäisches Pamphlet zu bezeichnen; denn dasselbe ist eben ein zuverlässiges Geschichtswerk, indem es nicht, wie jener D, in den Wind hinein redet, sondern jede seiner Angaben durch Belege erhärtet. Letzteres ist namentlich auch auf's Ausführlichste der Fall mit der Skizzirung Carnots. Es ist sonach Unsinn, von Entstellungen, von absichtlichen Entstellungen zu sprechen. Unsinniger aber noch ist des D Verwunderung, daß die Leute (die Pariser) selbst so schnell (?) (nach dem gräulichsten Mordregiment) wieder zu sich gekommen seyen, so wie darüber, daß Granier de Cassagnac in hohem Grade indignirt ist, daß man dem verrückten Marat noch im September 1794 die Ehre des Pantheons zu Theil werden lassen konnte.

Anm. der Red.

„Die Jacobiner wollten den Krieg, weil der Friede, wenn er noch ein halbes Jahr gedauert hätte, in Ludwig's XVI. Händen ein despotisches Scepter befestigt haben würde, **und der Krieg, ein prompter Krieg allein uns die Republik geben konnte.**"

Es war also schon um das Ende von 1791 eine abgemachte Sache, daß man Europa angreifen und darüber herfallen wollte, aus Gründen, die mit den geheimen Plänen der Jacobiner in Verbindung standen.

Was kümmerte sie die Emigranten, was die Politik der europäischen Mächte! Sie wollten nur die Leidenschaften der aufgeregten Menge, Unordnung nach Innen, nach Aussen, überall, damit der Sturz Ludwig's XVI. und der Monarchie und die Begründung der Republik daraus hervorgingen.

Das Geschrei nach Krieg, zu Ende des **Jahres 1791**, war also nur eins der revolutionairen Mittel, um ihren Hauptzweck, den Umsturz der Verfassung und der Monarchie zu erreichen. Sie rückten darauf einstimmig und auf allen Straßen los. Der materiellen Beweise dieses Entschlusses und dieser Einstimmigkeit giebt es in Ueberfluß; hier noch ein Paar davon:

Chabot sagte am 9. September 1792 auf der Tribüne des Jacobinerclubs:

„Niemand hat mehr Gelegenheit gehabt als ich, die volle departementalische aristokratische Verderbtheit kennen zu lernen. Im Ueberwachungsausschuß (d. h. in der legislativen Versammlung) haben wir seit dem Anfang unserer Sitzung stets mit allen Departements und den (mit den Jacobinern verbündeten) Volksgesellschaften eine Correspondenz unterhalten."

„Es lag in dem Plane **des von uns geleiteten Aufstandes**, alle Departements in Desorganisation verfallen zu lassen, damit die Volksgesellschaften in einem Augenblick die Departemental-Administration zu übernehmen Gelegenheit fänden."

Cambon sagte am 10. November 1792 auf der Tribüne des Convents:

„Die Revolution vom 10. August ist nicht von denen ausgegangen, die sich als ihre Urheber angeben, sondern vom gesetzgebenden Corps .... Diese, gleich von vornherein revolutionaire, Versammlung nahm Mittel, indirecte einen Aufstand zuwege zu bringen, den sie für nöthig erachtete, den sie aber nicht directe beschaffen konnte. Demgemäß desorganisirte sie selber die bewaffnete Macht in Paris, cassirte den Stab, schickte die Truppen zurück, die sich hier befanden; sie schloß die Augen über die Ohnmacht der eingesetzten Behörden; sie bewaffnete alle Corps mit Piken, und öffnete ihnen die Thore der Tuilerien, in welchen der Tyrann sich eingeschlossen hatte. Sie hatte 20,000 Mann nach Paris kommen lassen wollen. .... Der Despotismus hatte diese Vereinigung mit Schrecken gesehn ... Unglücklicherweise waren diese 20,000 Mann nicht eingetroffen... Da wurden die National-Freiwilligen (wozu auch die sogenannten Marseillaner gehörten) einberufen. Diejenigen, welche mein Departement gestellt hat, hatten zwei hundert Lieues in eilf Tagen zurückgelegt.... Sie waren zum 10. Aug. zur Stelle, **und die Revolution ging vor sich.**"

Das waren die Männer, welche Ludwig XVI. wegen Verletzung der Verfassung und seines Eides zum Tode verurtheilten!

Es würde überflüssig seyn, sich länger dabei aufzuhalten, um darzuthun daß der Krieg schon seit Ende ä791 in den Plänen der Faction lag, welche damals die Jacobiner und durch diese die gesetzgebende Versammlung leitete. Sie wollte einen offensiven und unmittelbaren Krieg, nicht um sich gegen Europa, von dem sie wußte und es auch eingestand, daß es nichts gegen Frankreich im Schilde führte, zu vertheidigen, sondern um die Gemüther gegen die Könige zu exaltiren und Ludwig XVI. zu stürzen.

Auch war jeder Vorwand gut, welcher zu einer Kriegserklärung benutzt werden konnte, und wir werden sehen, wie Brissot, Gensonne, Guadet, Vergniaud und Petion, trotz der Zerstreuung der Emigranten und trotz der Geduld Europa's, den täglichen und systematischen Herausforderungen des Jacobinerclubs, der Versammlung, und der revolutionairen Presse gegenüber, von dieser ruhigen, ja fast wohlwollenden Haltung der Mächte keine Notiz nehmen, Ludwig XVI. zuvörderst ein Ministerium ihrer Wahl aufdringen, und ihn nachdem, mit Hülfe dieses Ministeriums, die Kriegserklärung abnöthigen.

Wenn man die Enormität und die Ungeheuerlichkeit berücksichtiget, welche das Schauspiel der französischen Revolution im Jahr 1792 in den Augen von Europa hatte, so muß man gestehen, daß in der Geschichte kein zweites Beispiel von Langmuth vorkömmt, wie die Monarchen sie bewiesen haben.

Das europäische Gleichgewicht und die Tractaten waren durch den bloßen Bestand der Revolution schon seit zwei Jahren gebrochen worden. Der Papst hatte sehen müssen, wie ihm Avignon genommen ward, und die Fürsten am linken Rheinufer hatten ihre Besitzungen im Elsaß eingebüßt. Ueberdem ergoß sich von allen Seiten, von der legislativen Tribüne, aus den Clubs, aus den Tagesblättern ein reissender Strom gemeiner und wilder Schmähungen gegen den Katholicismus und die Monarchie, d. h. gegen das Fundament selber von allen Gesellschaften des Abendlandes.

Und welche Repressalien hatte Europa genommen? Es gab einigen Tausend exaltirten, ungestümen, gleich allen Verbannten von Illusionen beseelten, Emigranten ein Bischen Brod, aber weder Generale noch Subsidien, wie Frankreich unter Ludwig XV. Beides den Polen gegeben hatte, und noch weniger unterstützte es sie mit einer Land- und Seemacht, wie Frankreich unter Ludwig XVI. die Amerikaner unterstützt hat.

Die Rheinkreise übten gegen die Emigranten die Gastfreiheit aus, die bei allen civilisirten Völkern traditionell ist, und in deren Ausübung jede Nation stets eine Ehre setzen wird.

Da die Emigranten inzwischen öffentlich feindselige Absichten gegen die neue Regierung Frankreichs bekundeten, so zerstreute Leopold II., der neue deutsche Kaiser und König von Ungarn, den Unterschied zwischen Gastfreiheit und Connivenz anerkennend, schon im October 1791 alle Versammlungen von Franzosen in seinen Staaten, verbot ihnen jeden Ankauf von Waffen, jede militairische Demonstration, und zwang die Emigranten, welche in seinen Reichen bleiben wollten, die Munition zu verkaufen, womit sie sich versorgt haben mochten.

Gegen Ende Decembers zeigte er, als Reichsoberhaupt, allen Churfürsten an, daß Frankreich gegenüber eine völlige Neutralität beobachtet werden sollte, und daß die Staaten, welche den von ihm verfügten Maaßregeln in Betreff der Emigranten nicht Folge leisteten, auf keinen Beistand seinerseits rechnen dürften, wenn sie angegriffen würden.

Alle deutschen Fürsten beeilten sich, zu thun, wie ihnen der Kaiser geheißen hatte. Am 2. Januar 1792 zogen der Prinz von Condé, seine Familie, und seine 1100 Mann starke Armee von Worms ab.

Kaum nach Ettenheim geflüchtet, müssen diese eilf hundert Mann, der Schrecken einer Nation von fünf und zwanzig Millionen, diesen Ort auf eine von dem Kaiser an den Prinzen Carl von Rohan gerichtete Note wieder verlassen.

Was die, zusammen ungefähr 3600 Mann starken, Emigranten betrifft, welche sich unter den Befehlen der Prinzen, den Brüdern Ludwig's XVI., zu Trier und zu Coblenz befanden, so wurden sie ebenfalls mitten im Winter von dort vertrieben.

„Es befindet sich kein einziger Franzose mehr in Trier," sagte ein sehr gut unterrichtetes Tageblatt jener Zeit. „Coblenz entledigt sich ihrer ebenfalls tagtäglich. Die Leibgarden sind schon fort. Die meisten der bewaffneten Compagnien sind trotz Schnee und unwegsamer Straßen abgezogen. Das Tragen der Uniformen ist untersagt, und der Verkauf von Waffen und Munition strenge verboten. Noch vor Kurzem mit Kriegern bedeckt, sieht man in diesem Churfürstenthum nur noch eine gewisse Anzahl von Franzosen in bürgerlicher Kleidung."

„Diese unbegreiflichen Vorkehrungen sind in der größten Hast in Ausführung gebracht worden. Die Weisungen des Wiener Cabinettes haben sich den Forderungen des gesetzgebenden Corps Frankreichs angeschlossen, um den Churfürsten von Trier und die französischen Prinzen zu dieser demüthigenden Nachgiebigkeit zu zwingen."

Mit solcher gewissenhaften Sorgfalt entfernte der Kaiser und König, der würdige Nachfolger Joseph's II., nicht allein die ernsteren Ursachen, sondern selbst die nichtigsten Vorwände zum Kriege; denn die Emigranten machten den Jacobinern, wie man gesehen hat, keine Sorge. Das royalistische Herz Mallet's du Pan hatte demnach schon Recht, wenn es dem Wiener Cabinette mit einiger Bitterkeit den Vorwurf machte: „sich den Befehlen des Jacobinerclubs zu fügen, und dem Könige von Ungarn, einen Prinzen des Hauses Bourbon, welcher vor dreißig Jahren glorreich für Marie Therese gefochten, von Asyl zu Asyl zu verfolgen."

Während nun der Kaiser und König sich den Wünschen Frankreichs so überaus gefügig zeigte, was that da die Faction, welche über Frankreich dominirte und dessen Regierung durch die Clubs leitete?

Am 4. Januar 1792 rief Isnard auf der Tribüne aus: „Ein Krieg steht bevor, **ein Krieg, der zur Vervollständigung der Revolution unerläßlich ist** .... Der Augenblick, wo wir den Krieg erklären werden, ist uns günstig .... Das freie Frankreich steht im Begriff, das sclavische Europa zu bekämpfen ..... Wir werden den Krieg beginnen!"

Am 13. Januar rief Guadet unter einem wüthigen Applaus der Versammlung aus: „Ich trage darauf an, zu decretiren, und zwar sofort, daß die französische Nation jeden Franzosen, der, directe oder indirecte, sich bei einer Vermittelung zwischen der Nation und den Emigranten, oder bei einer Ausgleichung mit den Fürsten, die im Elsaß Besitzungen haben, betheiligen werde, als ehrlos, als Verräther des Vaterlandes, und als Verbrecher der beleidigten Majestät der Nation ansieht." Doch waren diese Fürsten Fremde, den Gesetzen Frankreichs nicht unterworfen, und ihres Eigenthums beraubt.

Am 25. Januar brachte Herault de Sechelles eine Botschaft an den König in Vorschlag und zur Annahme, die so leidenschaftlich, so beleidigend, so drohend für die europäischen Mächte war, daß sie gleichbedeutend mit einer unmittelbaren Kriegserklärung gewesen seyn würde, wenn der König die Gemüther nicht durch ein Schreiben an die Versammlung, vom 28. Jan., beschwichtigt hätte. Er sagte in demselben: „Welch' einen aufrichtigeren Beweis von meiner Anhänglichkeit an die Verfassung könnte ich wohl geben, als in den Unterhandlungen, welche den Frieden bezwecken, eben so sehr Maaß zu halten, als rasch genug in Vorbereitungen zu verfahren, daß es möglich seyn würde innerhalb sechs Wochen in's Feld zu rücken, wenn es seyn müßte."

So war ganz Frankreich für den Krieg. Alles sprach von Krieg und drängte dazu; zwei neue Marschälle, Luckner und Rochambeau, die ihn zu führen gewählt worden waren, hatten ihre Pläne der Versammlung vorgelegt: nur die großen europäischen Staaten verharrten in einer ruhigen, würdigen, zurückhaltenden Stellung, unterhandelten, schwiegen, und warteten das Weitere ab.

Die Girondisten hatten zwei politische Werkzeuge, deren sie sich wechselsweise bedienten: die Declamation und die Leidenschaftlichkeit, die Clubs und die Emeute. Auf dem Punkt, zu dem wir gelangt sind, ist in den Gemüthern Alles vorbereitet, den Krieg zu erklären; es handelt sich nur noch darum, diese Erklärung durch einen Handstreich auszuwirken.

Am 10. März wird der Herr von Lessart, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, auf Antrag von Brissot, Vergniaud und Guadet in Anklagestand gesetzt und dem hohen Gerichtshofe zu Orleans, d. h. mit andern Worten, Fournier dem Amerikaner und den andern September-Mördern überwiesen.

Diese, durch den Einfluß der Tribünen durchgesetzte, gewaltsame Maaßregel war eine in der Gewalt gelegte Bresche. Die Girondisten drangen am 15., in der Person von Dumouriez, den Petion, Gensonne und Brissot dazu auserkohren hatten, in dieselbe ein. Und unter welchen Auspicien debütirte dieser neue Minister? Er begab sich am 14. März, den Tag vor seinem Eintritt in das Conseil, aber schon zum Minister ernannt, in den Jacobinerclub, und verkündete dort, mit der rothen Mütze auf dem Kopfe und unter dem Gewichte seines officiellen Wortes, die nahe Kriegserklärung.

Die Girondisten wollten jedoch dem Conseil nicht beistehen, sondern darin herrschen. Zwei der ihrigen, Roland und Claviere, traten noch am 23., durch die Faction gewählt, in ihn ein, und einige Tage später waren sie endlich auch, in der Person von Servan, im Besitz des Kriegsministeriums.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise durch Hannoverland.

Von O. L. W. A. Belitz.

(Fortsetzung.)

Doch verweilen wir nicht lange in der Hauptstadt, sondern begeben uns, nachdem wir im Theater noch den renommirten Herrn

Devrient, sowie privatim den eben so munteren wie wahrhaft christlich gesinnten Herrn Pastor Bödecker kennen gelernt haben, per Extra-Post in den romantischsten Theil des Königreichs —

„Nach Westen hin, nach Westen hin
beflügle sich dein Fuß!"

Etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde von Hannover beginnt die Gebirgs-Gegend; zur Rechten liegen Sandsteinbrüche und Kohlengruben, zur Linken Kalköfen und Glashütten — da empfängt uns der Deister mit seiner fast tausendjährigen Forst, ein Gebirge aus der Flötzzeit, mit seinem Schiefer- und schwefelsaurem Erz-Gerölle ein redendes Zeugniß des ewigen Werdensprocesses nicht bloß der animalischen und vegetabilischen, sondern auch in der vor unsern Augen verschlossenen, kalten, starren mineralen Natur. Wir lassen zur Rechten Waldung und Wilding der Freiherren von Knigge (Epigonen des weil. Verfassers „des Umgangs mit Menschen", dessen Theorien im „tiefen Keller" zu Hamburg aus eigner Familie ihre Früchte zeigen), wir lassen zur Linken die auf der Holle'schen Karte (Braunschweig und Hannover) als solche verzeichneten Ruinen der gräflich von Benningsen'schen *) Stammburg, wohl eher Reliquien eines antiken Sachsenwaldes als einer mittelalterlichen Veste und einzelne Gütchen — denn von Gütern ist hier nicht die Rede im Vergleich zu den Feldmarken in Holstein, Mecklenburg und Pommern, wenn auch an einzelnen Höfen mit Ställen und Scheuern, diesem einem kleineren Besitze als der den nunmehr gänzlich abgelös'ten Bauern zugehörige, das Recht der noch nominell bestehenden Kalenbergischen Landschaft haften sollte. (Man vergleiche hiebei die Antwort Sr. Maj. Ernst August's auf die die Reorganisation der Provinzial-Landschaften betreffenden Vorstellungen der Kalenberg-Grubenhagen'schen Ritterschaft de 31. Juli 1851, welche noch dem endlichen Spruche der frankfurter darauf Bezug nehmenden Bundestags-Commission wird unterworfen werden.) Die Heerstraße führt uns über des Gebirges südwestlichsten Theil, zum Theil jäh und abschüssig, so daß der Hemmschuh (nicht immer unter und in das Rad gelegt, sondern auch bloß ein Heranschrauben des Rades an das Wendeholz unterhalb des Wagens vom Platze des Kutschers aus) fast nicht entbehrt werden kann, hinter dem Steinkrug bei den Kohlenschachten und Steinbrüchen Glückauf, 60 Fuß tief, vorbei, in das liebliche, aber durch sein sociales Leben carrikirte Thal Springe, das zur Rechten begrenzt das Düsterholz, der Kalenberg, der Bielstein, der Döhrenkopf, der Fahren- und Schweinstalls-Brink, der Mons-Berg, Hakenschlag und der Süerser Brink, das Wolfsthal weiterhin, auf der Höhe das Cölnische Feld und das Reitfeld (woselbst damals, als Cöln eine momentane Residenz deutscher Kaiser gewesen ist, Truppen des heil. röm. deutschen Reichs sollen ihre Exercizien gehalten haben); am Ausgange des Thals der über 1000' hohe Ebersberg und Taubenberg, zur Linken der Burgberg, die Mangel weiterhin, die Landgrafenküche — eine Höhe, von der aus man eine ganz vorzüglich reizende Aussicht auf den fernen Brocken hat, auf Hildesheim und die dorthin von Hannover führende Eisenbahn, auf das Siebengebirge und Kloster Wülfingehausen *), sowie auf die ersten katholischen Landpfarren im Westen Hannovers — und die Ueberbleibsel der ehemaligen Burg Hallermund, der Hallermunds-kopf geheißen: daher der jetzige Adjutant Sr. Maj. Graf von Platen-Hallermund, bis 1848 Postfreiheit habender Erblandpostmeister, und der renommirte Verfasser des „gläsernen Pantoffels" Platen-Hallermünde, der Familie nach stammt. Zur Rechten wie zur Linken ist durch das Gebirge Springe wie abgesperrt von den nicht eben über eine Stunde entfernten reizend gelegenen Aemtern Wennigsen **) und Coppenbrügge, doch führen nach beiden beschwerliche Bergpfade durch weite Erdbeeren- (Kalkgrund) und Bickbeerenfelder (Sandsteingrund) auf der Höhe, wo zur Sommerszeit Hunderte von Menschen sammeln, um die Früchte des Waldes demnächst in förmlichen Fuhren in die Residenz zu bringen. Noch weiterhin zur Rechten, wohin die Deisterhöhe (sowie auf Hannover, das Schloß zu Celle, das Steinhuder Meer mit dem bückeburgischen Fort Wilhelmstein auf einer Insel, Bad Rehburg, Stadt Wunstorf an der Hannover-Bremischen Eisenbahn, am Fuße der Deister Gipsbrüche, die Lüneburger Haide) auf Meilen-Weite die Aussicht eröffnet, liegt das im 11ten Jahrhunderte von den ehemaligen Grafen von Schwalenberg gestiftete Adelsfräulein-Kloster Barsinghausen (Aebtissin von Meding und 10 Chanoinessen), in welchem Orte unweit des Georgsplatzes oder des Wolfsaltars mit kronprinzlichem Jagdschlosse einem durch die Hand eines Wilddiebes gefallenen Feldjäger Elten ein Sandstein-Monument zur Erinnerung errichtet worden.

Weiterhin zur Linken, jenseit der tief zwischen Felsen an einem Karpfenteiche (in den ein Forellenbach rieselt) inne gelegenen Holzmühle mit schönen Garten-Thal-Parthien bei Coppenbrügge (die ehemalige seit 1819 dem Könige der Niederlande gehörige Grafschaft Spiegelberg — „Spiegelberg, wir kennen dich!") das zum Theil verfallene Schloß der früheren Grafen von Spiegelberg; in der Nähe eine jetzt zu einem Bade eröffnete Salzquelle und noch etwas entfernter die Trümmer der alten Burg Lauenstein gegen den Flecken Hemmendorf zu.

---

*) Anm. Der Stammhalter der Familie ist der nunmehrige Präsident der ersten Kammer, 1848 Märzminister, dessen unächte Schwester die lebensfrohe Gemahlin des durch seinen Reichthum bekannten, nunmehr nach England von Celle übergesiedelten Master Paul.

*) Anm. Das Kloster ist im Jahre 1235 von Thilo von Oedinger gestiftet und wahrscheinlich 1593 säcularisirt und präsentirt zu den beiden Pfarren der nahegelegenen Stadt Eldagsen (wo eine Saline), dagegen abwechselnd mit dem königl. Consistorium zu Wülfinghausen selbst. Die Aebtissin heißt Fräulein von Schlepegrell, Schwester des Oberappellationsgerichts-Präsidenten v. D. v. S. zu Celle. Die 11 Chanoinessen (Conventualinnen) heißen Fräulein von Hinüber, v. Rettberg, v. Finkh, Rumann, Poten, Hagemann, Köring, Röhrs, Webner, Lüderitz und Reinbold.

**) Genaue Daten über Stiftung und Säcularisation des hier befindlichen Klosters mangeln. Die jetzige Aebtissin heißt von dem Busche, aus namhafter, im Mittelalter durch große Wissenschaftlichkeit berühmter Familie (Hermann v. d. B.). Lauter adliche Chanoinessen: v. Plato, v. Düring, Gräfinnen von Oeynhausen, v. Arentsschildt, v. Wurmb, v. Wenckstern, v. Kronenfeldt, v. Hodenberg und v. Gilsa.

Es sey mir erlaubt, hier zur Schilderung des Saison-Lebens in Bad Rehburg eine Correspondenz daher in Nr. 192 der Hannoverschen Zeitung einzuschalten.

Nicht allein die mineralischen Quellen locken Brunnengäste hieher und laden zu einem Aufenthalte am hiesigen Orte ein, vielmehr ist es die geschützte Lage, die liebliche Gegend, die Zweckmäßigkeit der Einrichtungen, welche zur Bequemlichkeit und zum Comfort der Gäste getroffen sind, und ganz besonders die herrliche und gesunde Luft, wodurch die Meisten angezogen werden. — Als königl. hannov. Bade-Commissair fungirte, wie in den letztverflossenen Jahren, wiederum 1851 der Regierungsrath Hoppenstedt aus Hannover, dessen Verdienst um den Badeort dankbar anzuerkennen: allein schon die von ihm betriebene bedeutende Erweiterung der Promenaden, wodurch dem Spatziergänger in den herrlichen den hiesigen Ort umgebenden Laubhölzern neue bis dahin unbekannte Partihieen erschlossen sind, wird demselben ein freundliches Andenken der Rehburger Curgäste sichern. Der Besuch des Bades war diesen Sommer wie auch schon v. J. nicht so zahlreich als in den beiden unmittelbar vorhergehenden Jahren: doch war dies nicht anders zu erwarten, denn die süddeutschen Bäder zogen 1850 und 51 mehr Gäste an sich als 1848 und 49, wo der Umstand, daß unser glückliches Hannover von den Unruhen und politischen Stürmen, welche fast alle andern deutschen Länder heimsuchten, verschont blieb, die Frequenz von Rehburg temporär steigerte. Dennoch wird das Ergebniß der diesjährigen Saison nicht bedeutend hinter dem der vorjährigen zurückbleiben, wo die Zahl der Kurgäste 232 betrug, 4258 Bäder aus den Rehburger Quellen verabreicht und die Molkenanstalt von 243 Personen, denen 6189 Portionen Molke gereicht sind, benutzt wurde. Der Ausfall, der während der gegenwärtigen Saison an der Zahl der Kurgäste sich gegen die früheren Jahre zeigen wird, ist übrigens für die Kurgäste selbst eben nicht besonders bemerkbar geworden, da in Rehburg sich d. J. eine Gesellschaft zusammengefunden, der die dem norddeutschen Volks-Charakter im Allgemeinen eigenthümliche Schwerfälligkeit und Steifheit gänzlich fremd war, in der ein höchst angenehmer Ton herrschte, und eine Ungezwungenheit des Verkehrs sich bemerkbar machte, wie solche nur selten in einem Badeorte gefunden wird. Wenn nun dem einer Molkenkur Bedürftigen Rehburg ganz besonders durch die ausgezeichnete Beschaffenheit der Molken, die der zu Kreuth und Interlaken bereiteten völlig an die Seite gesetzt werden kann, sich empfiehlt: so kann andererseits auch allen Denen, die nur zum Vergnügen reisen, und die der Schönheiten, die die Natur selbst im engeren Vaterlande darbietet, sich erfreuen wollen, Rehburg nicht dringend genug zum Besuche empfohlen werden. Schließlich will ich nicht unterlassen, Reisenden dieser Art ganz besonders an's Herz zu legen, das dem Bade Rehburg so nahe Kloster Loccum mit seinem herrlichen Parke und seiner in architektonischer Hinsicht so interessanten Kirche, an deren Restauration in einer dem wahrhaft großartigen Baue völlig entsprechenden Weise gegenwärtig mit großem Eifer gearbeitet wird, so wie den im Jahre 1848 errichteten, auf schauenburgischem Territorio in unmittelbarer Nähe Rehburg's belegenen „Wilhelmsthurm", der dem Besucher ein Panorama von Rehburg und seiner Umgegend bis an die Wesergebirge gewährt, nicht unbesucht zu lassen, und zweifele ich meinerseits nicht daran, daß Jemand unbefriedigt diese Oerter verlassen wird. —

(Fortsetzung folgt.)

Jean Baptiste Baison. Ein Lebensbild. Herausgegeben von einem Schauspieler.

Der Lorbeer, der sich im Leben um deine Schläfe wand, wird grünen, denn er ist von der Unsterblichkeit geküßt.

Hamburg. Meißner & Schirges. 1851. VIII und 126 Seiten. Gr. 8. Mit dem Bildnisse Baison's als Hamlet, lith. v. Speckter & Comp. in Hamburg.

Diese Biographie ist „den deutschen Schauspielern" gewidmet; für sie findet sich denn auch auf jeder Seite, in der Lebensschilderung selbst und in des Verfassers Reflexionen Stoff in Fülle zur Nachahmung, zur Ermuthigung, zur Warnung. Aber nicht weniger uns Andern, denen die vollendeten Kunstgebilde, die Baison uns vorführte, sein Hamlet, sein Uriel Acosta, sein Posa, noch in ihrer lebendigen Frische, ihrem hellsten Glanze vorschweben, sind diese Blätter willkommene Erinnerungstafeln, um so willkommener, da sie mit richtiger Erkenntniß und Würdigung seines hohen Künstlerwerthes geschrieben. Sie zeigen uns ihn in allen Lebensstadien, im älterlichen Hause, als Schüler und Seminarist, wir begleiten ihn auf seinen Kunstwanderungen, wenn das unstäte, die künstlerische Ausbildung nur selten fördernde Hinüberschweifen von einer sogenannten Schauspielergesellschaft zur andern, diesen Namen verdient, aber er erscheint uns dann auch in der schönsten Entwickelung, auf der Höhe seiner Kunst in Hamburg (1836, 1837), Dresden (1838, 1839), abermals in Hamburg (1839—1841), Frankfurt (1841—1844), Wien (1844), — wiederum nach Hamburg zurückgekehrt (1844), um dort wenig Freude und — sein Grab zu finden (1849, den 13. Januar). „Der Vorhang ist gefallen," sagt der Verfasser, „eine kurze Spanne Zeit nur, und keiner von Denen wird mehr unter den Lebenden sein, welche jene herrlichen Kunstgebilde aus eigner Anschauung kannten. Verschieden von dem Dichter, dem Maler und dem Bildhauer, deren Werke noch nach Jahrhunderten die Begeisterung der späteren Generationen erregen, fällt der dramatische Künstler der Vergessenheit oder höchstens der kalten Tradition anheim, für welche sich Niemand mehr begeistern kann. Ist denn auch Dir dies Loos beschieden, Du großer, nur nach dem Höchsten ringender Künstler, so wollen wir Mitstrebenden doch Dein Andenken in Treue und Andacht bewahren, und die Erinnerung an Deine Schöpfungen mag uns als leitender Stern dienen, auf der Bahn der Kunst, wo Du den Lorbeer errangst, der Dir so oft zur Dornenkrone wurde!"

Baison's Tagebücher aus der Jugend-Zeit, Briefe aus späteren Jahren, wiederholtes Zusammenleben mit ihm im Anfange und gegen das Ende seiner künstlerischen Laufbahn, haben es dem Verfasser möglich gemacht, das Lebensbild, wenn auch ungleichförmig ausgeführt, doch nicht blos in flüchtigen Umrissen zu zeichnen, ihn in einem besondern Abschnitt als Künstler zu schildern und ein

Verzeichniß der von ihm gespielten Rollen, in möglichster Vollständigkeit, soweit solche zu erreichen war, hinzuzufügen.

Wenn diese Zeilen abgedruckt sind, wird der Inhalt des Buches unsern meisten Lesern nicht mehr neu sein, eine weitere Darlegung desselben, die sich übrigens nur auf kurze, schon anderweitig bekanntgewordene Nachweise äußerer Lebensumstände Baison's beschränken müßte, daher unnöthig. In die Erörterung einzelner Partieen hier einzugehen, Ansichten und Urtheile des Verfassers zu berichtigen, oder gar als Vertheidiger von Personen, die zu Baison in naher Beziehung standen, aufzutreten, dazu fühlen wir uns weder befähigt noch berufen. Längst vergessene, rein-örtliche, nur einen beschränkten Kreis interessirende Geschäftsverhältnisse, hätten immerhin kürzer besprochen werden können, ohne den Werth der überall die innigste Liebe und Verehrung für Baison als Mensch und Künstler beurkundenden, in gelungener Darstellungsweise abgefaßten Schrift zu verringern, ja, gestehen wir es, auf uns wenigstens hätte sie dann einen günstigeren und erfreulicheren Eindruck gemacht. Nicht unbeachtet darf jedoch bleiben was vom Verfasser in dieser Beziehung im Vorworte gesagt ist.

Die äußere Ausstattung (Druck von J. J. Nobiling) ist geschmackvoll; das Bildniß gehört hinsichtlich der künstlerischen Ausführung zu den schönsten aus der Speckter'schen lithographischen Anstalt hervorgegangenen Leistungen.

Hoffmann.

Gutenberg und seine Erfindung. Eine unterhaltende und belehrende Erzählung für Jung und Alt über Sprache, Schrift und Buchdruckerkunst. Von Gustav Nieritz. Zweite Auflage. Mit Stahlstich. Leipzig, Verlag von Im. Tr. Wöller. 164 (159) Seiten. 8.

In edler, volksthümlicher Sprache hat der Verfasser hier die Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst erzählt. Gutenberg's Versuche, Streben, Kampf und Sieg dienen zur Grundlage; in seine Lebensschicksale verflochten ist das wunderbare Auffinden eines wilden Mädchens, Silva, und dessen Erziehung und Bildung durch den unsterblichen Erfinder der herrlichen Kunst. Viel Belehrendes über die auf dem Titel angegebenen Gegenstände ist überall eingemischt, wie aus einigen Ueberschriften der siebzehn Kapitel zu ersehen. Diese sind: Der Ausgang. Die Papiermühle. Der Kobold. Sprache und Schrift. Johannes Gutenberg. Peter (Schöffer) und Martin (Duttlinger). Vorwürfe. Wiederfinden. Erziehung. Aerger und Freude. Der wiederholte Sündenfall. Der schlimme Vorsatz. Der Aufschluß. Der Umzug. Unverdiente Zurücksetzung. Der dankbare Schüler und das Vermächtniß. Vergeltung. (An dieses Kapitel schließt sich eine Schilderung der Gutenbergs-Feier in Leipzig 1840.)

Schon in der ersten Auflage hat diese Volksschrift (— denn eine solche ist Nieritz's „Gutenberg" und nicht blos eine Jugendschrift —) sich Lob und Beifall in Fülle erworben und sie ist in der That dem Besten, was uns in dieser Art bekannt geworden beizuzählen. Sie wurde in's Französische übertragen und Se. Kaiserl. Hoheit der Erzherzog Stephan veranlaßte eine böhmische Uebersetzung derselben.

Das wohlgefällige Aeußere des Buches wird durch den hübschen Stahlstich noch vermehrt. Der Preis desselben ist billig.*)

H.

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Achte Original-Auflage. Berlin. Ferd. Dümmler's Buchhandlung. 1851. 136 Seiten. 8.

Unter allen Schriften Fouqués hat die „Undine" seit dem ziemlich entfernt liegenden Zeitpunkte ihres ersten Erscheinens in dem Frühlingshefte der Vierteljahrsschrift für romantische Dichtungen, „Die Jahreszeiten" (1811) bis in die Gegenwart hin den allgemeinsten Beifall gefunden und sich bewahrt, und zwar einen wohlbegründeten und verdienten, da sie fast frei von Allem, was an vielen seiner übrigen dichterischen Erzeugnisse, namentlich der späteren Periode, mit Recht, wenn auch bisweilen mit unwürdiger Gehässigkeit getadelt worden ist. Fouqué sagt von dieser Erzählung in seiner „durch ihn selbst aufgezeichneten Lebensgeschichte (Halle 1840)": „Um diese Zeit (er erzählt kurz vorher wie er aufgefordert sei sich der geheimen Verbündung anzuschließen) ward Undine gedichtet, zuerst entsprossen aus einem treuherzig ernsten Berichte des alten Theophrastus Paracelsus, den ich dazumal in seinem wunderlichen Deutschlatein studirte. Ja, Undine, du Liebesblüthe meiner Gott-beschiedenen Muse, zwischen räthselschweren Nebeln, unter bedrohlichem Wettergewölk entschlossest Du Dich lind und fromm, in Deinem Kelch die Thränenperlen sehnender Wehmuth, und wohl mag ich Dir nochmals hier zusingen, was ich Dir bei Deinem zweiten Auftreten Angesichts der Lesewelt zusang." Diese Zueignung der Erzählung, die F. wieder hat abdrucken lassen, ist um eine Strophe vermehrt und mit einer kleinen Abänderung auch der neuesten Auflage vorgesetzt. Sie lautet dort:

Undine, liebes Bildchen Du,
   Seit ich zuerst aus alten Kunden
   Dein seltsam Leuchten aufgefunden,
   Wie sangst Du oft mein Herz in Ruh!

Wie schmiegtest Du Dich an mich lind,
   Und wolltest alle Deine Klagen
   Ganz sacht nur in das Ohr mir sagen,
   Ein halb verwöhnt, halb scheues Kind.

---

*) Einige andere sehr empfehlungswerthe und sauber ausgestattete Volks- und Jugendschriften aus dem Wöller'schen Verlage werden wir nächstens besprechen.

Doch meine Zither tönte nach
  Aus ihrer goldbezognen Pforte
  Jedwedes Deiner leisen Worte,
  Bis fern man davon hört' und sprach.

Und manch ein Herz gewann Dich lieb,
  Trotz Deinem launisch dunklen Wesen,
  Und Viele mochten gerne lesen
  Ein Büchlein, das von Dir ich schrieb.

Heut wollen sie nun allzumal
  Die Kunde wiederum vernehmen.
  Darfst Dich, Undinchen, gar nicht schämen,
  Nein, tritt vertraulich in den Saal!

Grüß' sittig jeden edlen Herrn,
  Doch grüß' vor Allen mit Vertrauen
  Die lieben, schönen deutschen Frauen;
  Ich weiß, die haben Dich recht gern.

Und fragt dann eine wohl nach mir,
  So sprich: „er ist ein treuer Ritter,
  Und dient den Frau'n mit Schwert und Zither
  Bei Tanz und Mahl, Fest und Turnier.

Auf dem Umschlage ist die achte Auflage als Volksausgabe bezeichnet, im Gegensatze zu der siebenten einer eleganten Miniaturausgabe, die ein Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter schmückt und auf dem Einbande eine auf den Inhalt hindeutende, symbolische, reich in Gold gepreßte Zeichnung trägt. Auch die Volksausgabe erfreut sich einer sauberen Ausstattung. H.

Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Im Auftrage des Vereins für hamburgische Geschichte ausgearbeitet von Dr. ph. Hans Schröder, Privatgelehrten in Altona, Mitgliede des Vereins für hamb. Geschichte und einiger anderen gelehrten Gesellschaften. Viertes Heft: Burmester—Dassovius. Ausgegeben im Aug. 1851. Hamburg 1851. Auf Kosten des Vereins. In Commission bei Perthes-Besser u. Mauke. Druck von Pontt & von Döhren. Gr. 8.

Außer den Seiten 481 bis 640 Text enthält dieses Heft, mit welchem der erste Band geschlossen ist, den Titel desselben (Lexikon rc. Erster Band: Abatz — Dassovius. Hamburg 1851 u. s. w.) und Herrn Dr. Schröder's Vorbericht (S. III—VIII), in welchem über die gedruckten Quellen und die handschriftlichen Materialien, so wie über die Benutzung derselben, die Composition des Lexikons u. dgl. ausführlich gesprochen wird. Der Unterzeichnete, dessen der Herausgeber in so freundlicher Weise erwähnt, stimmt mit der aufrichtigsten Anerkennung des auf die Redaktion verwendeten Fleisses, in den Dank ein, den der Verein für hamb. Geschichte, Herrn Dr. Schröder votirt hat; auch er wünscht „daß ihm, der weder durch Geburt noch durch Bürgerrecht Hamburg angehört, die Freude, welche das Schaffen gewährt, einen Ersatz für die Mühe und Arbeit der Ausfertigung des Lexikons gewähren möge." Treffliche Dienste haben die seit einer Reihe von Jahren veranstalteten Excerpte des Herrn N. M. Hübbe in Betreff der verstorbenen Schriftsteller geleistet, bei der Correctur Herr Prof. Petersen, Herr Dr. Isler und der Ebengenannte treu geholfen. Zur richtigen Beurtheilung des Werkes ist noch Folgendes bemerkt: „Es wird kein Gelehrtenlexikon, sondern ein Schriftstellerlexikon geliefert, und jeder Hamburg Angehörende aufgenommen, der eine selbstständige Schrift oder wenigstens einen Aufsatz hat drucken lassen, der einen gewöhnlichen Octavbogen umfaßt, oder auch eine Anzahl von Gedichten. Von den nicht in Hamburg geborenen Schriftstellern finden diejenigen Aufnahme, welche mindestens ein Jahr hier gelebt und während der Zeit geschriftstellert haben; und von diesen werden in der Regel auch nur diejenigen Schriften aufgeführt, die sie während ihres Aufenthalts in Hamburg herausgegeben haben." Die Nothwendigkeit eines Ergänzungsheftes am Schlusse des Ganzen wird zugestanden; sollte es nicht eben so zweckmäßig sein, die zu den bisher veröffentlichten Artikeln wahrscheinlich gesammelten Zusätze und kleinen Berichtigungen, wenn sie auch nur ein Paar Blätter füllen, schon jetzt abdrucken zu lassen und sie den Subscribenten zum Beiheften zuzustellen? Der sofortige Gebrauch des Lexikons (namentlich auch für nicht-hamburgische Gelehrte) würde dadurch erleichtert, sicherer werden.

Neben manchen in ihrem Wirkungskreise durch wissenschaftliche Bestrebungen und einzelne schriftstellerischen Leistungen verdienten Gelehrten, nennt dieses Heft auch Männer, die sich eines weithin verbreiteten Rufes erfreuen, z. B. Joachim Heinrich Campe, Roderich de Castro und Benedict oder Baruch, Nehemias de Castro, Vater und Sohn (der letztere Leibarzt der Königin Christine von Schweden), Johann Heinrich de Chaufepié, Johannes Classen, Mathias Claudius, David Clodius (Prof. der oriental. Sprachen in Gießen), Detlev Clüver (Mitglied der k. philos. Gesellschaft in London, Mathematiker; er besaß in London eine Privatdruckerei), David Cohen de Lara, Henning Conradinus oder Cunradinus (ausgezeichneter lateinischer Dichter, der vom Kaiser Rudolf den Lorbeerkranz erhielt), Julius (Michael Joseph Anton) Cornet, Karl Friedrich Cramer (Sohn des Kieler Kanzlers), August Friedrich Cranz (ein ungemein fruchtbarer Skribent, dessen nicht witzlose Schriften in den achtziger Jahren viel gelesen wurden und viel Lärm machten), Friedrich Cropp, Magnus Crusius, Brandanus Dätri oder Dätrius (Abt des Klosters Riddagshausen), Theodor Wilhelm Danzel (der leider so früh dahingeschiedene geist- und kenntnißreiche Verfasser von „Gottsched und seine Zeit" und „Lessing und seine Zeit 1. Bd.")

Zur Entschädigung für diese etwas dürre Namenaufzählung noch einige kleine Notizen! — John Buttler, 1777 Lord-,

Bischof von Oxford und 1788 von Hereford, gest. 1802, ward in Hamburg 1717 geboren; ihm ist ein Artikel in den Hamb. Addreß-Comtoir-Nachrichten, 1803, St. 2, von George Parish gewidmet. — Johann Cadovius, oder Müller, wurde in Hamburg d. 2. Juni 1650 geboren, wo sein Vater, der nachherige Generalsuperintendent von Ostfriesland Dr. Mathias Cadovius der Zeit als Candidat (nicht als Gymnasiast) lebte, aber die Vaterschaft nicht bekannt wissen wollte und den Sohn daher unter dem Namen Müller erziehen und studiren ließ. (In einer Note wird hinzugefügt, Cadovius habe als Pastor in Delmenhorst am 28. Juni 1652 Anna, eine Tochter des Organisten am hamb. Dom Joh. Decker geheirathet und dabei die Vermuthung geäußert, daß Anna Johann's Mutter gewesen. [Der Herr Pastor hätte also gut gemacht, was er als Candidat schlecht gemacht hatte.]) Er verhalf ihm auch 1670 zum Rectorate zu Esens, sowie 1675 zu der Predigerstelle in Stedesdorf bei Esens. Als nun der Vater 1679 starb, meldete Müller sich mit als Erbe desselben; die andern Kinder aber wollten ihn nicht anerkennen, weßhalb er gezwungen wurde, das Geheimniß seiner Geburt zu verlautbaren und seine Legitimität zu erweisen. Er nannte sich seitdem Cadovius und starb im J. 1725. Die „Ersch-Gruber'sche Encyklopädie" ist dabei citirt. — Daß die Königin Christine ihren gelehrten Leibarzt und Wirth de Castro von ihren Untergebenen „mit Schlägen habe behandeln lassen," um ihn, im Ernst oder Scherz zum Christenthum zu bekehren, gehört wol zu den vielen Mährchen, die man von dieser Fürstin erzählt. Traurige Wahrheit ist es aber, daß er als Greis in eine solche Armuth gerathen war, daß er Hausgeräth und Bibliothek verkaufen mußte! — Bertrand de la Coste, französischer Ingenieuroffizier, einige Jahre hamb. Artillerie-Capitain, Verfasser mehrerer mathematischer Schriften (1663—1677), war Antoinette Bourignon's eifriger Freund und Anhänger; er verbarg sie fünf Monate in seinem Hause; später ward er ihr heftiger Feind und verfolgte sie mündlich und schriftlich. Da er bei dem Consistorium zu Norden Nichts wider sie auszurichten vermochte, so brachte er es bei dem Pöbel dahin, daß derselbe ihr Thür und Fenster einschlug! — Der Pastor an der Petrikirche Johann Crusius oder Crispinus starb den 17. Oct. 1566 an der Schwindsucht; nach einer alten Predigerchronik ist er jedoch der eilfte der hamburgischen Prediger gewesen, die in der Zeit von zwei Jahren an der Pest starben. —

Druck und Papier verdienen lobende Erwähnung.

Hoffmann.

Miscelle.

Ein Herr J. Smith giebt in seiner jüngst im Druck erschienenen Beschreibung des Handelns und des Reisens in dem Golf von Guinea und im westlichen Afrika u. a. auch folgende ergötzliche Neger-Mythe: „Auf der Factorei eines englischen Handelsmannes, setzte sich ein Mafoukamachangamann, eine höhere Magistratsperson, mit uns zum Frühstück, und da erfuhr ich, wie der Hahn sich bei den Negern sehr verhaßt gemacht hat, weil er die Schuld davon trägt, daß nur die Hälfte der Bewohner der Welt weiß und die andre Hälfte schwarz ist. Die Unterhaltung über diesen Gegenstand verlief ungefähr wie folgt: „Was wünschen Sie, Mafoukamachanga, Fisch, Geflügel, Ziegenfleisch, Cassavi und Brod, süßen Tombo, Caffe, Rum und Wasser unter einander?" — Von Allem ein Bischen. Aber das Geflügel da, ist das ein Hahn oder eine Henne? — „Ich weiß nicht; doch ist das auch wohl einerlei." — Ei, das ist gar nicht einerlei; denn wenn es ein Hahn ist, so darf ich nicht davon essen. — „Und warum nicht?" — Weil der Hahn ein vertrackter Schuft ist. — „Wie das? was hat er Euch denn Leids gethan?" — Oho, viel Leids, der Bube! Ohne ihn wäre ich auch ein weißer Mann gewesen, eben so gut als Ihr. — „Aber was hat der Hahn damit zu thun, daß Ihr ein Schwarzer seyd?" — Alles Mögliche! — „So laßt doch hören, wie es sich damit verhält." — Wenn es sein muß, so sey's! Als Gott der Allmächtige die Menschen schuf, da hatte er dazu nur einen Tag. Er ging früh Morgens an's Werk, und ließ es sich den ganzen Tag hindurch sauer werden, denn er wollte gern eine tüchtige Anzahl liefern. Als der Tag auf die Neige ging, befahl er ihnen allen, sich in einer Reihe aufzustellen, damit er sehen könnte, wie sie sich ausnähmen. Er besah sie darauf recht genau, und fand an ihrer Form nichts auszusetzen; aber sie waren alle schwarz geworden, und er meinte, daß sie sich weiß besser ausnehmen würden. Er machte sich deshalb gleich wieder an die Arbeit, um die Menschen weiß anzustreichen, auch ließ er es sich abermals sauer werden, um vor Ablauf der ihm gesetzten Frist damit zu Ende zu kommen; aber er war erst eben halb fertig, als der Hahn krähte und den Anbruch des Morgens verkündigte, daher denn der Rest ungeweißt blieb. Ohne sein Krähen würde Gott fertig geworden seyn und jedermann wäre nun weiß. So ist's gekommen, daß die eine Menschenhälfte weiß und die andre schwarz geworden ist, und darum kann ich auch von dem schändlichen Vieh nicht essen, das nicht hübsch warten konnte, bis Gott fertig geworden war.

Der Mafoukamachanga kühlte darauf seinen Zorn mit einem halben Tummler Rum ab, und als der herbeigerufene Koch erklärt hatte, daß das von ihm bereitete Geflügel eine Henne und kein Hahn sei, da sprach er auch diesem eben so lustig als all dem anderen Guten, das aufgetischt war, zu.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 95. Mittwoch, den 26. November. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Auf die Geburt des Prinzen Albert von Sachsen.

Karl Förster, welcher dem Prinzen Johann von Sachsen, seinem hochverehrten Mäcen, als Glückwunsch zur Geburt des Prinzen Albert ein Gedicht „Lenzesfreude am 23. April 1828"*) übersendet gehabt, hatte als Antwort darauf von dem glücklichen fürstlichen Vater ebenfalls ein Gedicht „Vatergedanken am 23. April 1828" erhalten — ein trefflich gedachtes und ausgeführtes Gedicht, wie Förster sich darüber in seinem Tagebuche ausspricht,**) welches die herrlichsten Gesinnungen, die edelsten Grundsätze und heiligsten Gefühle so wahr ausspreche, daß er es nicht ohne die tiefste Rührung habe lesen können. Er werde es als einen theuren Besitz betrachten, und das Tagebuch möge es späterer Zeit zu erweiterter Theilnahme bewahren. Dieses Gedicht ist wohl noch nicht öffentlich bekannt geworden; es lautet nach einer Abschrift von Förster's Hand wie folgt:

*) S. Gedichte von K. Förster hrsg. von L. Tieck. Th. I. Seite 196—198.

**) S. Biograph. u. literar. Skizzen aus d. Leben u. d. Zeit K. Förster's hrsg. von L. Förster. Seite 338.

Unter lautem Volksentzücken,
Von des Sängers Lied begrüßt,
Liegt das Knäblein, dessen Blicken
Schlummer noch die Welt verschließt.
Doch mit tief bewegter Seele
Schaut der Vater auf ihn hin,
Und die Gegenwart und Zukunft
Fraget forschend aus sein Sinn:

„Sieh, er schlummert! Unerwacht noch
„Von der Wonne, die er giebt,
„Und der Kindheit Nacht verdeckt noch
„Ihm, wie warm ein Volk ihn liebt.
„Doch was jetzt um seine Wiege
„Unbekannt ihm selbst geschieht,
„Soll er Tag für Tag einst hören,
„Bis sein Herz in Dank erglüht.

„Fern soll ihm des Schmeichlers Flüstern,
„Fern das Gift der Wollust sein,
„Ehrgeiz, der nach Fremdem lüstern,
„Und der Prunksucht Flitterschein.
„Für das ew'ge Recht erwärme
„Ihm das Herz des Lehrers Wort,
„Und der Tugend Veste wehre
„Wahrheit ihm als sichrer Hort.

„Zu dem Heiligthum der Wahrheit
„Führ' ihn Wissenschaft den Pfad,
„Und des Glaubens Himmelsklarheit
„Stärk' ihn zu vollkommner That.
„Vor dem Lichte der Erkenntniß
„Flieh der Vorurtheile Nacht,
„Und die hehre Kunst entfalte
„Ihm des Lebens Blüthenpracht."

Sprach's, und nach den ew'gen Sternen
Wandte dankend sich sein Blick —
„Herr, wie soll ich Schwacher lernen,
„Zu vergelten dem Geschick."
— „War's nicht für das Wohl der Brüder,
„Daß ich dies Geschenk dir gab?
„Ihm, dem viel verliehen worden,
„Ford're ich viel dereinst auch ab." —

(Nach einem Autograph von K. Förster.)

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Nun standen sich, in den Conseils der Regierung selber, Ludwig XVI. und die Girondisten einander gegenüber. Welcher Art war die Stimmung, welche den einen und den anderen Theil beseelte? Darüber wollen wir Dumouriez hören, den Mann, den die Girondisten selber gewählt hatten:

„Dumouriez war über den Charakter Ludwig's XVI., den man ihm als einen leidenschaftlichen und zornigen Mann, der viel fluche und seine Minister unglimpflich behandle, geschildert hatte, arg getäuscht worden. Er muß ihm vielmehr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu betheuern, daß er ihn in den drei Monaten, wo er mit ihm privatim und unter sehr delicaten Umständen zusammen gekommen ist, stets artig, höflich, sanft, leutselig, ja selbst sehr geduldig gefunden hat."

„Dieser Fürst hatte eine sehr große Schüchternheit, Folge seiner Erziehung und seines Mißtrauens zu sich selber; es fiel ihm schwer, zu sprechen; er hatte nur mittelmäßig Geist, war aber gerecht, rein von Herzen, geraden Sinnes, sehr bewandert in den Künsten, in der Geschichte und insbesondere in der Geographie, daneben besaß er ein erstaunliches Gedächtniß. Er war von Charakter sehr schwach, hatte aber doch eine große Standhaftigkeit, die man unter diesen Umständen wohl eher eine große Ergebung nennen könnte. Er hat zu Dumouriez mehrere Male von seinem Tode, als von einem Ereigniß, wovon er eine Ahnung hatte, gesprochen, und dieses mit der größten Kaltblütigkeit."

So war also der König, nun wollen wir sehen, was es mit den Girondisten war:

„Dumouriez sagte zu Gersonne, daß seine Genossen anfingen eine zu ehrsüchtige Faction zu werden, und daß der Ungestüm Guadet's, die Leichtfertigkeit Brissot's, und die Abscheulichkeit Condorcet's sie in's Verderben stürzen würde. Diese Faction ist nie recht eins unter sich gewesen;*) Gersonne hing ihr an, um zu sehen, ob er sie nicht würde leiten können; Vergniaud lag oft in Zank mit ihr; Guadet und er waren Tribünen-Rivale. Ihr Benehmen wurde mehr von Hochmuth als von Patriotismus geleitet."

All die girondistischen Minister wollten Krieg, Krieg um jeden Preis. An demselben Tage, wo sie ihr Amt antraten, wurde ein Decret erlassen, welches die Güter der Emigranten unter Beschlag legte und deren Einkünfte für die Kriegskosten bestimmte.

Dumouriez richtete das Verlangen an den König, die Prinzen, seine Brüder, ernstlich zur Rückkehr nach Frankreich aufzufordern. Man hatte darauf gerechnet, daß er sich dessen weigern würde, in welchem Falle man nicht verfehlt hätte, ihn der Versammlung zu denunciren, wie Roland an dem Tage, wo er entlassen ward, zu thun so niederträchtig war. Ludwig XVI. vereitelte diese Berechnungen durch seine Geradsinnigkeit. „Er that diesen Schritt", sagt Dumouriez, „ohne Bedenken: er schickte den Chevalier de Coigny mit einem eigenhändigen und sehr eindringlichen Schreiben an die Prinzen ab; es war aber Alles vergebens."

Dumouriez that noch mehr: damit, wie er sagte, der ganze Groll der Nation nicht auf ihn und auf die Königin zurückfallen sollte, und um die Falschheit des Daseyns eines österreichischen Ausschusses zu beweisen, forderte er den König auf, eigenhändig an den Kaiser zu schreiben. „Der König befolgte diesen Rath mit der vertrauensvollsten, ja selbst einer dankbaren Miene, setzte eigenhändig einen sehr verständigen Brief auf, und hieß auch die Wahl Emmanuel's und Maulde's für diese außerordentliche Mission gut."

Aber ach! wie hätte es den europäischen Staaten, dem Könige von Ungarn und Böhmen wohl einen Augenblick entgehen können, daß die in Frankreich herrschenden Factionen durchaus Krieg wollten; haben sie nicht dennoch, einer hochfahrenden und beleidigenden Presse gegenüber, wie kein Privatmann sie dulden würde, eine zurückhaltende Stellung beibehalten? Waren sie nicht in ihrem Rechte, als sie die Rückgabe der Grafschaft und der elsassischen Besitzungen verlangten? Und hat nicht der Kaiser, als er aufgefordert worden war die von Joseph II. mit den europäischen Cabinetten getroffene Uebereinkunft aufzuheben, durch den Fürsten von Caunitz folgende Antwort geben lassen:

„Was die Uebereinkunft betrifft, welche der Hochsel. Kaiser mit den respectabelsten Mächten Europa's abgeschlossen hat, so kann der König von Ungarn und Böhmen nicht ihrer gemeinsamen Bestimmung vorgreifen; doch glaubt er nicht, daß sie es für passend und möglich halten werden, diese Uebereinkunft eher aufhören zu lassen, als Frankreich die ernsten und gerechten Motive beseitigt haben wird, welche ihren Abschluß herbeigeführt oder nothwendig gemacht haben."

Dumouriez war um vieles besser als die Girondisten; er hatte mehr Geist, mehr natürlichen Verstand, mehr Muth; er gehörte aber zu den Leuten, die sich einbilden, daß die Factionen sich beschwichtigen ließen, wenn man ihnen nachgäbe. Er sah nicht ein, daß die Factionen sich desjenigen, was man ihnen gutwillig giebt, bedienen, um hernach dasjenige, was man ihnen verweigert, mit Gewalt an sich zu reißen, und daß es schon in der Natur der Unordnung selber liegt, nie satt zu werden.

Er war selber schon zu weit gegangen, hatte sich so sehr compromittirt, daß er sich an die Spitze der Bewegung stellte, weil er ihr nicht mehr widerstehen konnte, und so ließen seine Collegen und er am 19. April den König die Kriegserklärung unterzeichnen.

Die Girondisten hätten es gern gesehen, daß dieser Schritt Namens ihrer Philosophie und ihrer Metaphysik geschehen wäre, und die große bewaffnete Mission verkündigt hätte, über welche

*) Das so muthige und so edle Ende, das man den Girondisten beigemessen hat, und ihr famoses Banket sind ein Paar alberne Fabeln. Sie haben sich vor dem Revolutionstribunal auf's Feigste benommen und sich gegenseitig die abscheulichsten Injurien an den Hals geworfen.

Robespierre sich mit so vollem Rechte in dem Jacobinerclub lustig gemacht hatte. „Sie wollten, daß Dumouriez seinen Bericht nach ihren Ideen anfertigen, daß er metaphysische Discussionen darin anbringen sollte, die mit der Sache nichts zu thun hatten. Sie wollten endlich, daß er ein Document der Rhetorik und der Philosophie zu Tage fördern sollte. Er antwortete ihnen aber darauf rund heraus, daß er die fragliche Pièce nicht bloß für die französische Nation, sondern für ganz Europa zu entwerfen habe, und daß er ohne einen neuen, erst zu verfassenden, Dictionair verstanden zu werden strebe. Diese scherzhafte Wendung brachte sie außer Fassung.

„Die Girondisten wollten nun mindestens die Rede entwerfen, welche der König an dem Sitzungstage zu halten hatte. Ein Genfer, ein Mann von vielem Geiste (Clavière), arbeitete eine solche aus, die sehr lang war und eine metaphysische Besprechung enthielt, auf welche Ludwig natürlich nicht eingehen konnte. Ein Anderer entwarf eine, die zwar kürzer, aber im Munde des Königs durchaus nicht an ihrem Platze war... Der Fürst nahm sie, und entwarf nun selber eine, die sehr kurz und dabei sehr verständig war und die er sehr geläufig sprach."

Es ist bekannt, mit welchem rasenden Jubel die Versammlung am 20. April 1792 den Krieg votirte, und wie am 21. den Armeen der Befehl ertheilt wurde, in die Staaten des Königs von Böhmen und Ungarn einzufallen.

Europa aber war so entfernt davon, Frankreich bekriegen und seine neuen Institutionen über den Haufen werfen zu wollen, daß die combinirten Armeen Oesterreichs und Preußens erst vier Monate nach diesem Angriff die französische Gränze überschritten.

Durch die Faction, welche die französische Regierung beherrschte, und durch diese Regierung selber mit Krieg bedroht, hatte Europa also die Wirkung dieser Drohungen ein volles Jahr, und die Wirkung der officiellen Erklärung, welcher sofort eine bewaffnete Invasion folgte, vier Monate abgewartet.

So sind die Thatsachen, in ihrer Einfachheit und in ihrer Beredtsamkeit.

Man spreche demnach nicht mehr von der Nothwendigkeit, in welcher der Convent sich befunden habe, die Freiheit und das Gebiet zu vertheidigen: diese Nothwendigkeit war nicht vorhanden, als man den Krieg erklärte. Die Demagogie war es, die den Krieg wollte und der er zugestanden wurde; Europa aber hat sich gezwungen gesehen sich zu vertheidigen.

Die allgemein für baare Münze genommene Tradition, welche dem Heilsausschusse, in der Person Carnot's, den Ruhm zuschreibt: vierzehn Armeen geschaffen, organisirt und erhalten zu haben, beruht auf officiellen und zahlreichen Zeugnissen.

In dem Berichte, welchen Barrère am 7. Germinal des Jahres II (27. März 1794) über die Auflösung der revolutionairen Armee unter dem Befehl von Ronsin dem Convent erstattete, sprach er von den vierzehn republikanischen Armeen, welche die Könige bekämpften. Der Bericht hebt selbst noch den, wie man sehen wird, wichtigen Umstand hervor, daß die revolutionaire Armee in den vierzehn nicht mitbegriffen war.

Die Memoiren Barrère's kommen zum öfteren und immer mit denselben Worten auf diese vierzehn Armeen zurück. „Der Heilsausschuß", sagt er gleich zu Anfang, „schuf vierzehn Armeen, organisirte sie, und gab ihnen die Feldzugspläne." Weiterhin heißt's bei ihm: „Ich hatte die Decretsentwürfe über die Kriegsadministration und die Siegesberichte der vierzehn Armeen anzufertigen." Nachdem setzt er endlich noch hinzu: „Ohne ein neues Verfahren wäre es Frankreich nicht möglich gewesen, den Pulverbedarf einer einzigen Armee zu fabriciren, und es waren deren vierzehn damit zu versehen."

Es ist also nicht zu verwundern, daß Zeugnisse solchen Gewichts, und die sich leicht vervielfältigen ließen, Geschichtschreiber irregeleitet haben, die überdem sehr geneigt waren, den Heilsausschuß herauszustreichen; aber es ist zu bedauern, daß unterrichtete Officiere, deren Werke in den Militairschulen eingeführt sind, eine dergleichen Behauptung uncontrollirt patronisirt haben, und so mächtig dazu beitragen, eine Fabel zu verewigen, die von der revolutionairen Regierung mit der doppelten Absicht, Frankreich über die Ressourcen des Convents zu täuschen, und Europa damit zu schrecken, ersonnen worden war.

Hier nun die reine Wahrheit über die Anzahl der Armeen des Convents, ihre Stärke, und wie sie geschaffen wurden:

Am 10. Juli 1792 gab es vier Armeen, oder, was richtiger ist, die französische Armee war in vier Operationscorps von einer Gesammtstärke von 190,000 Mann eingetheilt, als:

Die Nord-Armee	48,000	Mann.
Die Armee des Centrums	47,000	„
Die Rhein-Armee	55,000	„
Die Süd-Armee	40,000	„
	190,000	Mann.

Darin sind nicht einbegriffen: 17,000 Mann in den Colonien, 11,000 Mann an den Meeresküsten, 53,000 Mann in den Festungen, was die Gesammtzahl auf 271,000 Mann bringt, sowohl an Linientruppen als an Nationalfreiwilligen.

Dieses war die Armee, welche die Regierung Ludwigs XVI. im Augenblicke des Sturzes der Revolution hinterließ. Die Kriegserklärung war erfolgt, das Vaterland war in Gefahr erklärt worden, und vier Wochen später rückten die Feinde ins Feld; es findet sonach in vorstehender Angabe kein Ausfall statt, welcher auf die Rechnung der Emigration zu bringen wäre.

Es ist nicht überflüssig, hinzuzusetzen, daß die Regierung Ludwigs XVI. neben dieser Landmacht folgende Seemacht mit 80,000 Mann an Officieren, Matrosen und Landungstruppen hinterließ:

Linienschiffe jeglichen Ranges	86.
Fregatten	78.
Corvetten	47.
Flottillen-Fahrzeuge	36.
Zusammen	247.

Frankreich hat seit 1792 nie eine ähnliche Marine wieder gehabt, und sie vervollständigte eine respectable Rüstung, die der Heilsausschuß nicht erst zu schaffen brauchte.

In Voraussicht der Kriege des Frühjahrs 1793, trug der Ausschuß der allgemeinen Vertheidigung am 26. Januar beim Convent darauf an, die Truppenzahl auf 502,800 Mann zu bringen und sie in acht Armeen abzutheilen. Der Convent ließ es für den Augenblick dabei bewenden, die Vermehrung der Truppen zu genehmigen, doch wurde nachdem, am 1. März, durch einen Beschluß des Heilsausschusses verfügt, daß die Truppen in neun Armeen eingetheilt werden sollten, als:

Die Nord-Armee, unter General Dumouriez	50,039	Mann.
Die Armee der Ardennen, unter General Valence	32,757	"
Die Armee der Mosel, unter General Beurnonville	33,461	"
Die Rhein-Armee, unter General Custine	45,885	"
Die Armee der Alpen, unter General Kellermann	30,508	"
Die Armee von Italien, unter General Biron	31,813	"
Die Armee der Pyrenäen, unter General Servan	30,566	"
Die Küsten-Armee, unter General Labourdonnaie	41,524	"
Die, erst noch zu bildende, Reserve-Armee, unter General Berruyer		
	296,553	Mann.

Man sieht schon, in welcher Weise der Heilsausschuß die Armeen schuf. Er fügt dem Effectivbestande der Armeen Ludwigs XVI. ein Drittheil hinzu, verdoppelt aber vermittelst dieser Vermehrung ihre Zahl.

Wir wollen ihn weiter in seinen Operationen verfolgen.

Einen Monat nach der Truppeneintheilung, so wie wir sie gegeben haben, verfügte der Heilsausschuß eine neue. Ein am 30. April in Vorschlag gebrachtes und votirtes Decret theilte die Landmacht der Republik in folgende eilf Armeen ab: des Nordens, der Ardennen, der Mosel, des Rheins, der Alpen, Italiens, der Ost-Pyrenäen, der West-Pyrenäen, der Küsten von Rochelle, von Brest und von Cherbourg.

Das Decret setzte hinzu, daß noch zwei neue Reserve-Armeen für das Innere gebildet werden sollten.

Diese eilf Armeen waren erst nur befohlen, Ende Juli aber waren sie organisirt. Ihre wirkliche Stärke war, laut den officiellen Noten, die in den Papieren von Saint-Just gefunden worden sind:

Nord-Armee	92,000	Mann.
Ardennen-Armee	16,000	"
Mosel-Armee	83,000	"
Rhein-Armee	100,000	"
Alpen-Armee	32,000	"
Armee von Italien	26,000	"
Armee der Ost-Pyrenäen	32,000	"
Armee der West-Pyrenäen	20,000	"
Armee der Küsten von La Rochelle	53,000	"
Armee der Küsten von Brest	15,000	"
Armee der Küsten von Cherbourg	10,000	"
	479,000	Mann.

Wiewohl die Zahl dieser eilf Armeen auf dem Papier 479,000 Mann beträgt, zählte sie in der Wirklichkeit nur 409,000 Mann, denn Saint-Just hat in seinen Noten die Irrthümer nachgewiesen, die in den Kriegs-Etats gemacht worden waren.

Die Nord-Armee hatte statt 92,000 nur 50,000 Mann, die Alpen-Armee statt 32,000 nur 23,000, die Ost-Pyrenäen-Armee statt 32,000 nur 13,000.

Der Convent hatte demnach in dem Momente, von welchem hier die Rede ist, die effective Macht, welche die Regierung Ludwigs XVI. hinterlassen, nur verdoppelt, die Zahl der Armeen aber verdreifacht, indem am 15. November 1793 abermals eine neue Einrichtung der Truppen in zwölf Armeen verfügt ward. Die zwölfte Armee, die intermediaire genannt, ist übrigens muthmaßlich nie zur Ausführung gekommen, denn auf dem officiellen Etat des folgenden Monats wird ihrer nicht gedacht. Eine gleichzeitig getroffene Veränderung bestand darin, daß der Küsten-Armee von La Rochelle für die Folge die Benennung Armee des Westen gegeben ward.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise durch Hannoverland.

Von O. T. W. A. Belitz.

(Fortsetzung.)

Das Thal Springe zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit des Bodens aus, die nach W. zu bis an die Weser sich mit jeder Stunde Weges steigert und nur durch die Felsengegenden unterbrochen wird. Dabei blüht der Flachsbau eben so sehr als in der Lüneburger Haide, und es zeichnen sich Springe, so wie manche Orte rings umher durch ihre Drell-Fabrication aus (der Flecken Gehrde z. B. am Eingange des Thals und Amt Kalenberg, ehemaliges Residenzschloß der Herzöge von Kalenberg, jetzt in Ruinen; nach Schulenburg — wo ehedem die jetzt nach Holstein gehörigen Grafen v. d. Schulenburg wohnten). In Springe selbst ist eine Teppich- und Coating-Fabrik; es werden die Maschinen durch den kleinen Haller-Fluß getrieben, der in einer Grotte im sogenannten „Hallerbrunnen“ entspringt und durch viele Zuflüsse von den Bergen herab vergrößert, sich in die Leine ergießt. Ein anderer Erwerbs-Artikel ist das Bier, besonders das im Dorfe Wittenburg gebraute im O., während nach W. zu, außer für den Adel, die höheren Beamteten und die Geistlichkeit, der sogenannte „dämelsche Bierzwang“ gilt — ein Prao, das vor Allem 1848 hätte vertilgt werden müssen, da es zum Nachtheil des Käufers besteht. Vor allen Dingen sind aber die Töpferwaaren der Gegend zu nennen, welche besonders das eigentliche Amt Springe liefert — gleich im W., sobald der enge Paß, der Ausgang aus dem Thale passirt wird, geht's in N. durch den Süntel, links in S. durch den Höhenzug gegen die Lauensteiner Berge begrenzt. Zur Linken erhebt sich die Klippe immer höher zur Seite des jetzt von uns eingeschlagenen, besonders im Sommer über alle Begriffe lebhaften Straße nach Hameln; dort ragt die „Waidmannsruhe“; dort ist das Gehäge des königl. Sau- und Hirsch-Parks, den eine 1837 vollendete, an 5 Stunden lange und an die 82,000 Thlr. Kosten zu veranschlagende Stein-Mauer einschließt, mit 3 Körnungsstellen und mehreren Wohnungen „reitender Förster“, u. a. Jagdbediente, sowie vieler zu einer eigenen Inspection vereinigter Jagdbeamten. Der Körnung, der etwa 220 Eber, Sauen und Frischlinge im Sommer und der Körnung der Hirsche (die Rehe sind zu flüchtig) im Winter beizuwohnen, ist höchst scherzhaft, und Ersteres nur in den Monaten September und October, trotz der Ansichten mancher Herren Wildmeister gefährlich — man warte die siebente Abendstunde gemüthlich in dem gegen S. O. gelegenen königlichen Jagdschlosse ab und rüste sich zur Holztour auf der durch den Park von Springe nach Eldagsen laufenden Wald-Chaussée! Zur Rechten der Springe-Hamelnschen Heerstraße ab schlängelt sich mäanderartig zwischen dem west-

lich gelegenen „Katzberge“ und dem nordöstlichen „Taubenberge“ und dem „Brehm“ hindurch bei der königlichen Domaine „Dahle“ und bei einer durch einen schon nach der Weser hin laufenden Bach getriebenen Papiermühle vorbei — da wo vordem eine Stadt Seemünder gelegen haben soll, von der noch vor kaum 10 Jahren ein verfallener Thurm zeugte — die Kunststraße über Stadt Münder (wo eine städtische Saline die Bürger bereichert) und das Amt Lauenau, über Rodenberg (dabei ein hessisches Salzwerk) nach dem hessischen Schwefelbade Nenndorf *) unweit der Hannover-Wunstorf-Bückeburg-Preuß. Minden-Hausberge-Rehme- (hier über die Weser) Bielefelder Eisenbahn, in der Grafschaft Schaumburg, zu Niederhessen, gehörig, wo die lieblich bei der Weser gelegene „Pagenburg“, ein Denkmal mittelalterlichen Ritterthums, noch auf unsere Tage überkommen ist. Den Weg nach Nenndorf schließen die Höhen der Steinberg, Hohe Warte, Höfeler, Große Hals und Egge zur Rechten, der Osterberg, der kleine Süntel, Bergmannshöhe, die Hohe Egge und der Fichstein mit mannigfachen Brüchen zur Linken ein.

Doch lassen wir die Nebenstraße und eilen auf dem leichtbeschwingten „Piper“ (Omnibus) fort über Altenhagen und Neustadt-Hachmühlen (2 aneinanderstoßende Dörfer) gen Quatrebras, wo auf der Höhe die Hannover-Waldeck'sche Chaussée von der Hildesheim-Hessen-Oldendorfer durchschnitten wird, wo nahebei zur Linken bei Hasperde eine Privat-Saline ergiebig ist und die Hamel von einem Schwefelbruche im Ith-Gebirge und dem schon entfernteren Thüster- und Külf-Gebirge Zufluß erhält, zur Rechten aber im Churhessischen die wildreiche Höfinger Forst mit dem Hohenstein und Westerberg uns mit den vom Winde bewegten Baumwipfeln ein freundliches Willkommen entgegenwinkt. Schon sind wir dem Nesselberge und der Ruhbrink links vorbei gekommen, schon sind wir bei Gr. und Kl. Hillingsfeld, wo gerade ein gottloser Schnitter auf dem Felde seinen Mitmaht mit der Sense in des Zornes Aufwallung durchhauen hat und ihn, wie er sagte, „sehr feist“ fand — da führt der „Weiße Berg“ uns in die Wesergegend, welche in dem natürlichen Sonntagskleide von der Mutter Natur dazumal in der Zeit der holden Kindheit, als Saturnus für Deutschland noch in der Wiege der Erinnerung geschaukelt wurde, unsere Tyrannen und zugleich die Beglücker der Germanen, die Römer, nicht bloß anzog, sondern auch fesselte. Ueberall umher auf den Spitzen der Berge hat die greise Klio ihre geheiligten sedes und silvae — wie ist ihr Kranichesflug seitdem durch die angrenzenden Lande gerauscht! Dort hinter uns der Osterwald, gen Elze zu, mit dem Ahrensberge und der Barenburg, wo Pulvermühlen und Glashütten die Menge sind; hier der Morgenstern und der Schecken auf dem Obensberge, beide Benennungen von der Natur hergenommen, ferner der Düt-Berg und drüben die Hasselburg, weiter die Heiße Küche mit einem für Politiker sehr beliebten Gasthause, Reimerdes Höhe mit Schlikers Brunnen — Alles von Springe her Kuppen, von 1000' an und darüber sich erhebend. Doch die wahren „Köpfe“, wie man sagt, kommen erst: wir passiren Hameln mit seiner 1733 für 80,000 Thlr. gebauten Weser-Schleuse und erst vor 12 Jahren angelegten Kettenbrücke, mit seinem Stockhause, darin 2—300 Verbrecher mit Spinnen, Stricken, Weben u. dergl. beschäftigt werden; mit seinem Weser-Lachs, den nur der Wolga- und der Rhein-Lachs übertrifft; mit seinen 5 Kirchen außer dem noch nicht restaurirten Münster, daran sich ganz notable Leichensteine eingemauert finden, — eine Stadt von nur etwa 6000 Einwohnern; mit seiner frequenten Dampfschifffahrt abwärts gen Bremen, aufwärts gen Bodenwerder, Carlshafen und Cassel.

Wenn wir von dem Verkehr auf der Braunschweig-Hannover-Bremer Eisenbahn oder auf der jetzt in Bau begriffenen Südbahn (über Göttingen) abstrahiren: so ist die Weser-Schifffahrt einer der wichtigsten Hebel des Commerzes im Lande Hannover. Wie viel Tausende von Auswanderern passiren nicht jährlich diese Straße, da für sie (1 Thlr. 8 Ggr. pr. Mann von Cassel nach Bremen) ein bedeutender Transport-Heruntersatz gestellt ist! Wer weiß, ob nicht fürder durch die neu zu leitende Ems-Niederländische Canal-Verbindung aber eine mächtige Concurrenz entsteht, die vielleicht selbst der Fortführung der Hannover-Bremen'schen Eisenbahn nach Emden in Ostfriesland, wenn auch nicht hinderlich, so doch gerade nicht förderlich sein dürfte. Es wird wahrscheinlich über lang oder kurz der Wunsch des Handelstandes des Landdrosteibezirks Osnabrück und namentlich der Einwohner des Herzogthums Arenberg-Meppen erfüllt werden, daß die Mittel-Ems mittelst eines Canals mit der Zuyder-See verkettet werde: schon treten Interessenten hiefür mit Liebe und Eifer, auch nicht ohne Sachkenntniß in der hannoverschen Zeitung (z. B. 1851, Nr. 195) auf, wenn nur erst entschieden ist, ob der Intention einer niederländischen Gesellschaft den Canal aus der Provinz Overyssel nach Hännekenfähr (da wo der jetzt bei Lingen aus der Ems oberhalb vorbei in die Ems bei Meppen führende Canal ausläuft) oder der Intention einer anderen ebenfalls niederländischen Gesellschaft, denselben aus der Provinz Drenthe in gerader Richtung von Meppel nach Meppen zu bauen, einen größeren Werth beizulegen entschieden ist. Bei Meppen mündet die Haase in die Ems, und für die letzte Absicht sprechen unsere Gründe. Für die Canallinie von Hännekenfähr fordert man unter Anderem holländischer Seits Speisung des Canals aus der Ems beim Hanekea und die Concession zu einem Nebencanale in die nördlichen Moräste bei der Piccardie und dann weiter nordwärts! Auf beide Bedingungen wird man sich nie einlassen können; denn einerseits ist es eine bekannte Thatsache, daß aller Arbeiten ungeachtet, die in den letzten 30 Jahren zur Einengung und Vertiefung der Ems von Meppen bis Halte vorgenommen sind, diese im Sommer keine hinreichende Wassertiefe hat; die Schiffe können bei dem niedrigsten Wasserstande nicht einmal 4—6 Last laden, und die Oberems kann daher keinen Tropfen Wasser abgeben. Andererseits kann eine solche Concession nicht ertheilt werden, weil dadurch in die Privatrechte der Mooreigenthümer eingegriffen würde. An die Bentheimsche Colonie Piccardie grenzt die Meppen'sche Colonie Twist, durch welche der Drenther von Meppel nach Meppen projectirte Canal laufen wird, und wo sich gerade das schöne Torflager befindet, welches soll ausgebeutet werden. Würde nun der Overysselschen Gesellschaft die Concession ertheilt, mit ihrem Nebencanale nördlich so weit zu gehen, so würden die Hannoveraner gegen die Holländer verlieren — dies darf nicht geschehen. Aber zu Stande kommen wird sicher, und zwar für die Gegend vortheilhaft, die andere

*) Anm. Gelegentlich sei hier die Bemerkung über das aus vorliegender Gegend ebenfalls sehr besuchte Bad Norderney-Insel eingestreuet, daß im Jahre 1851 bis zum 15. August 1621 Badegäste angekommen sind.

Canal-Verbindung. In welchem Umfange und zu welcher Tiefe, also mit welcher Wassermasse, bleibt noch dahingestellt. Durch Zufluß kann derselbe da aber leicht die Eider-gleiche Frequenz mit den Jahren erreichen: dürfte so nicht der Weser-Handel verlieren, Hameln verlieren an Wohlstand und Nahrung?

Hameln hat auch eine eigene Zeitung: „die Deister- und Weserzeitung", die nach ihrem Motto für Einheit, Freiheit, Ordnung und Recht zu kämpfen vorgiebt und in ihre Spalten Briefe, aus Amerika von dem ehemaligen Studiosus theol. et philos. Eduard Schläger, Sohn des verdienten hamelnschen — liberalen — Pastors Dr. Schl., geschrieben, einem rothen Demokraten, aufnimmt. Aber die größte, wie geschichtliche Merkwürdigkeit der Stadt dürfen wir nicht vergessen — es ist die des Rattenfängers von Siebenbürgen, der, nachdem er schon die Mäuse der Stadt durch seine Musik, ein zweiter Orpheus, hat tanzen machen, zum zweiten Male in das Weichbild der Stadt einkehrt und mit den von ihm begeisterten Kindern in die Weser, Hamel oder in den benachbarten Felsenthälern verschwindet. Nach der noch jetzt am Posthause sichtbaren Inschrift, an der Ecke der Bungelosen Straße, zum Theil unleserlich: „1284, Juli 26. BINNEN HAMELN GEBO.N TO CALOV BI DEN KOPPEN VERLOREN" wird die Erzählung am Natürlichsten dadurch ausgelegt, daß die durch einen Rattenfallen-Händler comme chez nous bethörten Kinder (an die 300) vor Hameln durch eine Rotte geraubt und nach Siebenbürgen transportirt worden sind, allwo sich noch jetzt deutsche Colonien mit im fast hämelnschen Plattdeutsch redenden Bewohnern befinden sollen — wahrscheinlich, nichtsdestoweniger eine Conjectur! — Hameln hat drei Thore: das Neue-, Mühlen- und Brückenthor, vor denen durch geschmackvollen Neubau, obgleich sich in der Stadt selbst noch ganz antike Altbauten befinden, mit theilweise großen, in hiesiger Gegend sehr geben Giebel-Einfahrten, mannichfache Verschönerungen geschehen sind. Der demnächstige neue Stadttheil hat breite anmuthige Linden-Alleen wie Hannover, und das zu erbauende Obergerichts-Local nach der peremptorischen Einrichtung der Kreisgerichte durch das ganze Land wird ebenfalls eine Zierde sein. Jenseit der Weser auf einem Berge, neben des Herrn Gastwirths Dreyer Bewirthungs-Lokal, liegt das Tivoli-Theater à la mode eine ausgezeichnete Schauspielergesellschaft, außer welchem auch ein Wintertheater einzurichten beabsichtigt wird. Die Weser-Liedertafel, bei Einweihung der Kettenbrücke gegründet, mit ihren Zweig-Gesangvereinen rings umher, dient nicht minder zum Schmucke der Stadt; den 24. August 1851 ruft der durch seine ökonomischen Kenntnisse renommirte Pachter (Conduktor) Spangenberg von Ohsen für die Gegend einen landwirthschaftlichen Verein in's Leben — alles Hebel zu socialem Fortschritte, wodurch Hameln anderen Städten desselben Ranges schon längst ein Muster war.

(Schluß folgt.)

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. **Conversations-Lexikon.** Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. In funfzehn Bänden. Erster Band. A bis Atlas. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851. 796 Seiten. Royal-8.

Vergeblich würde man sich bemühen in der deutschen Literatur ein Werk von so bedeutendem Umfange wie das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon aufzufinden, welches gleich demselben in einem solchen Maße verbreitet, gekannt, geschätzt ist und — benutzt wird; als unentbehrliches Nachschlagebuch, als eine an Stoff zur Belehrung und Unterhaltung reichhaltige Fundgrube, hat es ein halbes Jahrhundert hindurch seine Stelle in großen und kleinen Bibliotheken behauptet, vielfach nützlich anregend und wirkend. Ein wahres Haus- und Familienbuch, wird es von allen Classen der Gesellschaft, vom höchststehenden Staatsmanne bis zum wißbegierigen Handwerker, in Städten und Dörfern, erworben und bewahrt; wer sich vom deutschen Vaterlande trennen muß, den begleitet sein Conversations-Lexikon oft in die fernsten Gegenden. Und erinnert man sich, wie unvollkommen, wie klein sein Anfang war! Gesehen haben wol einige unserer Leser die erste Ausgabe von 1796 ff., doch benutzt und Wissenswürdiges aus ihr gelernt gewiß nur wenige — uns ist es noch lebhaft gegenwärtig, wie wir, den alten und neuen Kinderfreund beseitigend, das Conversations- oder Frauenzimmer-Lexikon (denn auch diesen Titel führte es anfänglich) zur Hand nahmen und nach Auskunft über Unbekanntes suchten und sie fanden. Seit F. A. Brockhaus das Werk 1808 an sich gekauft und 1809 einen neuen Abdruck der ersten Auflage, *welchem* 1810 zwei Bände Nachträge folgten, veröffentlicht, wurde es von der zweiten Auflage an, bei welcher Brockhaus sich selbst an die Spitze des Unternehmens stellte und es mit Energie und Umsicht leitete (1812—1819), von Auflage zu Auflage fortwährend verändert und verbessert; seine jetzige Gestalt erhielt es eigentlich mit der fünften (1818—1820). Wie das Lexikon von dieser bis auf die neunte durch unermüdliches Bestreben der Verlagshandlung zu einem wahrhaft deutschem Nationalwerke ausgebildet wurde, wie es dem Auslande zum Muster diente, ist allgemein bekannt. (M. vgl. die Notizen „Zur Geschichte des Conversations-Lexikons" im 15. Bande der 9. Aufl. S. V—XX). Alle Auflagen waren stark; von der fünften wurden 32000, von der siebenten 27000, von der achten 31000, von der neunten 30000 Exemplare abgesetzt.

Daß die neunte, erst 1848 beendigte Auflage bereits wieder durch eine neue ersetzt und verdrängt wird, kann augenblicklich befremden. Ein Rückblick aber „auf die gewaltigen Umwälzungen," wie es im Prospectus heißt, „welche in den letzten Jahren alle innern und äußern Lebensgebiete erfahren" erklärt und rechtfertigt das Erscheinen einer verbesserten und vermehrten Auflage nach Verlauf eines so kurzen Zwischenraumes. Sollte das Conversations-Lexikon seinen Zweck erfüllen, der raschfortschreitenden Zeit stets auf dem Fuße folgen, sollte es vor dem Veralten geschützt werden, so war eine Verjüngung und möglichst weit ausgedehnte Ergänzung desselben, allerdings Bedürfniß.

Wenden wir uns jetzt zu dem ersten, anzuzeigenden Bande der neuesten Auflage, so lehrt schon ein oberflächliches Durchblättern, die vermehrte Bogenzahl (50; in der neunten 48) bei län-

gerem und breiterem Format, daß nicht ein Wiederabdruck der vorigen, etwa mit kleinen unvermeidlichen und nothgedrungenen Zusätzen, sondern eine wirklich verbesserte und vermehrte, ja eine umgearbeitete Auflage dargeboten wird. Gehen wir zu einer genaueren Vergleichung über, so treten uns überall die größeren wichtigeren Artikel in verjüngter Form entgegen, eine nicht unansehnliche Anzahl neuer ist hinzugekommen, selbst die kleinen sind einer Revision unterworfen gewesen. Die Fortschritte in allen Wissenschaftszweigen wurden sorgfältig beachtet und die Artikel durch die Ergebnisse derselben zweckmäßig bereichert oder ihnen entsprechend berichtigt. Es ist dafür gesorgt, daß den literarischen Nachweisungen die werthvollesten und neuesten Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur hinzugefügt wurden und auch dadurch hat das Lexikon wieder an Brauchbarkeit gewonnen. Wir gedenken dieser Literatur-Angabe absichtlich, um daran die Versicherung zu knüpfen, daß wir sie für eine nicht unwesentliche Zugabe halten; mag es sein, daß, in so genügender Ausführlichkeit auch viele Gegenstände erörtert sind, beim Nachschlagen dennoch bisweilen der Wunsch nach Mehrerem rege wird; die angeführten Quellen und Hilfsmittel zeigen, wo weitere Auskunft zu suchen ist. Wir gestehen, daß uns auch in dieser speciellen Beziehung schon die früheren Auflagen oft gute Dienste geleistet, manches langweilige Nachsuchen erspart haben.

Ehe wir nun noch einige Artikel als Belege der gerühmten neuen Gestaltung des Lexikons namhaft machen, entnehmen wir dem Prospectus die folgenden beachtungswerthen Bemerkungen:

„Den hauptsächlichsten Zuwachs wird die neue Auflage dadurch erlangen, daß sie sich die Darstellung der politisch-socialen Bewegung der letzten Jahre zur Aufgabe macht. Sie wird die ganze reiche, lebendige Geschichte der neuesten Zeit, die Staatsumwälzungen, die Volksbewegungen, die gesellschaftlichen Richtungen und Parteiungen, die parlamentarischen Verhandlungen, die Kriege, die Gesetzgebungen u. s. w. in den Rahmen des Werkes aufnehmen. Sie wird hiebei insbesondere dem biographischen Schatze des Werkes einen neuen Reichthum verleihen, indem sie einerseits die bereits vorhandenen Biographien verbessert und vervollständigt, andererseits aber auch das Leben und Wirken aller derjenigen Persönlichkeiten nach authentischen Quellen mittheilt, die in der jüngsten Vergangenheit oder Gegenwart die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und mehr als ein nur ganz vorübergehendes Interesse gewonnen haben.“

„Was den Geist betrifft, in welchem die Bearbeitung dieser neuen Auflage stattfinden soll, so sprechen die Herausgeber offen aus, daß sie es auch diesmal für ihre Aufgabe halten, das Werk nur in dem freien und aufgeklärten Geiste der Neuzeit durchzuführen, daß sie aber diesen freien Geist nicht im Sinne der politischen Parteileidenschaft, sondern einzig als das Resultat der humanen Bildung und einer gediegenen wissenschaftlichen Weltanschauung auffassen und geltendmachen werden. Die wahre Aufklärung, der echte Liberalismus soll in diesem Weltbuche belehrend, verständigend und im höheren Sinne vermittelnd auftreten.“

Die Geschichte, nicht nur der Neuzeit und Gegenwart, sondern auch der entferntesten Vergangenheit hat verhältnißmäßig die größten Bereicherungen und Verbesserungen erhalten; man vergleiche z. B. Aegypten, Amerikanische Alterthümer, Argentinische Republik, Assyrische Alterthümer; die öffentlichen Charaktere sind sehr vollständig und mit Benutzung des besten Materials geschildert, z. B. Graf von Alvensleben, die Familie Arago, die drei Arnims u. A. Neuere Forschungen machten eine Umarbeitung oder bedeutende Berichtigung mehrerer geographischer, ethnographischer und statistischer Artikel nothwendig; z. B. Afrika, Alpen, Amerika, Apenninen, u. s. w. Literatur und Kunst haben einen reichen Zuwachs gewonnen; z. B. Ainsworth, Alison, Aquarell- und Architekturmalerei, Arabische Literatur und Sprache, Asiatische Gesellschaften und Museen. Viele naturwissenschaftliche Artikel sind theils neu aufgenommen, theils neu bearbeitet; Ackerbau, Handel, Gewerbe, die technischen Künste ausführlich und allgemein verständlich behandelt; von den staatswissenschaftlichen Artikeln führen wir nur an: Adel und Association; von den medicinischen: Abhärtung, Anatomie, Ansteckung, Athem, Athmen; von den das kirchliche und religiöse Gebiet berührenden: Abendmahl und Antitrinitarier.

Manche Artikel, welche England, Frankreich, Belgien, die Schweiz, Italien, Dänemark, Schweden u. s. w. betreffen, haben in diesen Ländern tüchtige Bearbeiter gefunden; dem Biographischen liegen oft Selbstberichte zu Grunde; so wie bei den früheren Auflagen (man sehe nur das am Schlusse der oben erwähnten geschichtlichen Nachricht im 15. Bande der 10. Auflage befindliche Namenverzeichniß) zählt auch diese zehnte Auflage des Lexikons namhafte deutsche Gelehrte unter den Mitarbeitern.

Das Werk soll aus funfzehn Bänden oder einhundert und zwanzig Heften, jedes von 6—7 Bogen, bestehen und die Herausgabe bis zu Ende des Jahrs 1853 beendigt sein. Es ist eine ganz neue Schrift zu dieser Auflage verwendet, das Papier von vorzüglicher Weiße und Festigkeit, auch eine Prachtausgabe auf extrafeinem Velinpapier veranstaltet.

Hoffmann.

Geschichte der deutschen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt von den vorzüglichsten Künstlern Deutschlands. Erste Lieferung. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 64 Seiten. Gr. Royal-8.

Es ist im Prospectus selbst zugestanden, daß es nicht an Werken fehle, welche die Hilfsmittel zur Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der deutschen Nationalliteratur, in mehr oder weniger gelungener Weise, bieten; aber auch bemerkt, daß sie großentheils entweder nur eine Sammlung von Proben aus den Werken der Schriftsteller, häufig sogar mit der Beschränkung auf einen gewissen

Zeitraum und bestimmte Gattungen der Literatur, enthalten, oder nur die Geschichte der Letzteren als Wissenschaft darstellen und es dem Leser überlassen, die literarischen Erzeugnisse selbst in den angeführten Quellen oder Sammelwerken aufzusuchen. Das auf fünfundzwanzig Lieferungen berechnete Werk, von denen wir die erste anzuzeigen haben, soll Beides in sich vereinigen und also nicht nur eine umfassende Darstellung der deutschen Literaturgeschichte, sondern auch bei jedem einzelnen Schriftsteller, Proben seiner Werke geben; es ist für das deutsche Volk d. h. für Jeden bestimmt, der Sinn hat für die geistige Größe unseres Vaterlandes, soweit dieselbe in den Producten unserer Nationalliteratur hervortritt. Biographische Umrisse, je nach der Bedeutsamkeit der einzelnen Autoren, von größerer oder geringerer Ausführlichkeit sollen beigefügt, Bildnisse derselben, oder wenn solche nicht vorhanden, Abzeichnungen auf dieselben sich beziehender Gemälde, Bildhauereien u. s. w., in guten Holzschnitten mitgetheilt werden; auch Facsimile's der Handschriften bedeutender Schriftsteller, Darstellungen ihrer Wohnungen u. s. w. haben wir zu erwarten. Die Werke werden ihrem Inhalte und ihrem literargeschichtlichen Werthe nach besprochen werden, die Proben so vollständig sein, daß sie ein genügendes Bild der literarischen Thätigkeit des Verfassers geben und die Anschaffung eines andern Sammelwerkes entbehrlich machen; ja Vieles was bisher noch in keinem derselben zu finden ist, wird versprochen.

Die erste Lieferung umfaßt den ersten Zeitraum: Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts, und einen Theil des zweiten Zeitraums: Von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Eine in zweckmäßiger Kürze das Wissenswertheste enthaltende Einleitung geht voran; dann wird im ersten Abschnitt der ersten Periode mit der Prosa begonnen, weil die prosaischen Denkmäler in dieser Periode die ältesten sind und überdies die Kunst an den poetischen Schriftwerken wenig oder gar keinen Antheil hat; darum sind auch die Denkmäler nicht nach der Form, sondern nach den Mundarten, in denen sie geschrieben, geschieden, nämlich: 1. Gothisches. Ulfilas. 2. Althochdeutsches. Schwur Karl des Kahlen. Schwur des Volks Ludwigs der Deutschen. Der zweite Abschnitt: Poesie, lehrt uns kennen: 1. Altniederdeutsche Denkmäler. Hildebrands Lied. Heliand. 2. Althochdeutsche Denkmäler. Otfried (2 Proben). Das Ludwigslied. — Die zweite Periode wird durch ausführliche Vorbemerkungen eingeleitet, darauf im ersten Abschnitte von der Poesie gehandelt, und zwar 1. von der lyrischen Poesie: Dietmar von Aist (2 Proben). Der von Kürenberg (6). Spervogel (11). Friedrich von Hausen (6). Heinrich von Veldeck (4). Kaiser Heinrich VI. (1). Heinrich von Morungen (5). Hartmann von Aue (5). Reinmar der Alte (11). Walther von der Vogelweide (52).

Was von den Lebensschicksalen der Schriftsteller, vorzüglich aus ihren Werken, berichtet werden konnte, Form, Eigenthümlichkeit, Veranlassung der Letzteren, auch kurze Nachweisungen über berühmte Handschriften derselben, ist in ansprechender Darstellungsweise vorgetragen. In dem Biographischen wird, wie schon angedeutet, häufig auf Stellen der abgedruckten Dichtungen, die mit Umsicht ausgewählt, Bezug genommen. Zur Illustration sind dem Texte eingedruckt: eine der Runen-Arten, die Bildsäule Karl des Großen in Frankfurt a. M., das gothische Alphabet, bei Dietmar von Aist, Reinmar dem Alten und Walther von der Vogelweide, Gemälde der sogenannten Manessischen Sammlung von Dichtungen der Minnesänger, auf welchen die Dichter abgebildet.

Darf man auch durchaus nicht bezweifeln, daß der durch seine früheren literargeschichtlichen Leistungen vortheilhaft bekannte Verfasser sowol, als die Verlagshandlung Nichts unterlassen werden, das Werk in möglichster Vollkommenheit zu veröffentlichen und soweit es diese erlaubt, in kürzester Frist zu vollenden (— es sollen die 25 Lieferungen in 4—6 wöchentlichen Zwischenräumen ununterbrochen auf einander folgen —), so wird eine nähere Beurtheilung desselben doch eben erst nach Beendigung des Ganzen möglich sein. Soweit uns bekannt, ist übrigens die Publication einer nicht blos durch Portraits illustrirten und die geistigen Erzeugnisse von der ältesten bis auf die neueste Zeit zur Kunde bringenden Geschichte der deutschen Nationalliteratur, in der gewählten Abfassung, ein bisher nicht versuchtes Unternehmen. Das vorliegende Heft giebt denjenigen Lesern, für welche diese Literaturgeschichte zunächst bestimmt ist, ein treues und lebendiges Bild der vorgeführten Schriftsteller sowie ihrer Werke und entspricht dem Zwecke des Buches. Ueber den Inhalt der folgenden Lieferungen werden wir von Zeit zu Zeit Bericht erstatten.

Im Prospectus sind Bruchstücke aus dem zweiten und dritten Zeitraum geliefert, deren wir noch gedenken, weil der biographischen Notiz über Johannes Fischart ein in Holzschnitt trefflich gearbeitetes Bildniß desselben beigedruckt ist, welches uns auch in dieser Beziehung Gelungenes in Aussicht stellt.

Ein aus der Teubner'schen Offizin hervorgegangenes Werk bedarf hinsichtlich seiner typographischen Ausstattung keines weiteren Lobes. — Der verhältnißmäßig sehr niedrig gestellte Preis erleichtert die Erwerbung.

Hoffmann.

Miscellen.

Die freie Gesellschaft der schönen Künste zu Paris will dem verstorbenen Herrn Daguerre, ein gewesenes Mitglied derselben, zu Petit-Brie, wo dieser ausgezeichnete Künstler begraben liegt, ein Denkmal auf Subscription errichten lassen.

Hochherziger und edler hat sich wohl nie ein Feldherr älterer und neuerer Zeit ausgedrückt, als der greise Held Radetzky in seinem Tagsbefehle vor seinem denkwürdigen Rückzuge von Mailand. Derselbe lautete: „Aus militairischen Gründen und nach meinem Ermessen als Befehlshaber ziehe ich mich vor dem Feinde zurück, nicht ihr; ihr seyd nicht geschlagen worden."

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 96. Sonnabend, den 29. November. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Nachtgedanken.

Endlich ist nach wildem Streben
Auch entfloh'n der heiße Tag.
Milder scheinet uns das Leben,
Alles geht dem Schlummer nach.
Auch die Blumen geh'n zur Ruh',
Schließend ihre Kelche zu.
Und die Träume, die sie decken,
Halten sie sich festgebannt,
Bis der Sonne Gluthen wecken
Sie als Duft durch's ganze Land.

Manche Mutter breitet sterbend
Nach dem Sohn die Hände aus,
Doch der Jüngling fällt verderbend,
Denket nicht nicht an's Vaterhaus.
Ihr ward nicht am heim'schen Herd
Wahr verdientes Glück beschert.
Während sich der Sohn, der reiche,
Trunken auf die Polster schleppt,
Liegt die Mutter eine Leiche, —
Die kein fühlend Herz begräbt. —

Der Fontaine Silberperlen
Fallen in die blaue Fluth,
Und der Schwan ruht unter Erlen,
Bergend seine junge Brut.
Wie er in der Liebsten Kreis
Schmerzen zu vergessen weiß!
Mond zeigt uns auf muntren Wellen
Seines Lichtes ganze Pracht;
Wie Accorde hör' ich's schwellen
Durch den Zauber dieser Nacht.

Mancher schwingt im Arm der Musen
Sich empor zum Himmelszelt;
Manchem stirbt der Schmerz im Busen
Eine kaum geborne Welt.
Doch ein Traum bringt ihm zurück
Das verlorne Himmelsglück.
Eine Kette ist das Leben,
Der Gedanke tröste Dich!
Wenn die Dornen abwärts schweben,
Zeigen auch die Rosen sich.

Durch die Bäume säuselt milder,
Ahnung weckend eine Luft,
Die geträumte Zauberbilder
Bis zum thät'gen Leben ruft.
Wenn das Leben staunend schweigt,
Unser Geist zum Himmel steigt! —
Süße Nacht! Du brachtest immer
Ruhe meiner Pilgerfahrt;
Dir verdanke ich den Schimmer
Einer frohen Gegenwart.

Würzburg. Franz Wachter.

Die Expedition nach Mittel-Afrika.

(Aus dem Athenaeum.)

Als der Dr. Barth, in einem Schreiben an Dr. Beke, vom 12. April d. J., das Königreich Adamava beschrieb, schloß er mit der Bemerkung: „Nach Allem was ich gehört habe, muß es das schönste Land in Mittelafrika seyn, und muß es besucht werden.“ Obgleich wohl niemand, der den ungezähmten Muth und die Ausdauer dieses ausgezeichneten Reisenden kennt, in dieser Aeußerung eine leere Prahlerei gesehn haben wird, wird doch niemand, der mit den unermeßlichen Schwierigkeiten, in den Ländern südlich des Tschad-See's zu reisen, bekannt ist, erwartet haben, daß derselbe ungefähr drei Monate darnach, den 22. Juli, von einer höchst interessanten und erfolgreichen Reise nach Yola, der Hauptstadt von Adamava und ungefähr 340 Meilen von Kuka entfernt, welchen Weg er in zwanzig Tagen zurückgelegt, nach letzterem Platze zurückgekehrt seyn würde. Er hat bereits einen vollständigen officiellen Bericht über diese wichtige Reise an das auswärtige Amt übersandt, und es steht zu hoffen, daß dessen Details bald werden veröffentlicht werden.

Dr. Barth reis'te am 29. Mai von Kuka ab, und erreichte nach einem Marsch von ungefähr 100 Meilen das Land Marghi — eine merkwürdige heidnische Nation von Negern, die viel durch Rozzias heimgesucht wird, im Süden durch die Fellatahs und im Norden durch das Volk von Bornu. Er passirte auch Mora, die Hauptstadt von Mandara, die auch von Denham besucht worden ist. Vier Tagereisen vor seiner Ankunft zu Yola hatte er die beiden Hauptflüsse von Adamava, den Benue und den Faro, zu passiren, ersterer eine halbe Meile breit, zehn Fuß tief, und von Süden und Südosten fließend, letzterer, der in jenen einmündet, $\frac{6}{12}$ Meile breit und 3 bis 4 Fuß tief. Dieser prächtige Fluß, dessen Quelle neun Tagereisen von der Stelle entfernt seyn soll, wo Dr. Barth ihn passirte, fließt auf Kawara zu und ist in der That der obere Lauf der Tschadda. Yola, die Hauptstadt des ganzen Landes und die Residenz Mohammed Lowel's, des Sultans der Fellatahs, wurde am 22. Juni erreicht. Sie liegt in einer marschigten Ebene, doch ist das Land meistens Weideland und hat nur hin und wieder angebaute Felder. Obwohl das Volk von Adamava und Bornu mit einander in Feindschaft lebt, wurde der Dr. Barth, als Freund und Schützling des Scheikhs von Bornu, nicht allein von den Einwohnern, sondern auch von dem Sultan freundlich aufgenommen, doch sah Letzterer scheel zu den Aufzeichnungen und Beobachtungen des Reisenden. Indessen wurde demselben ein dreitägiger Aufenthalt in der Hauptstadt gestattet, und als er abreis'te, wurden ihm Aufmerksamkeit und Ehrenbezeugungen zu Theil.

Dr. Overweg hatte währenddem in dem Lord Palmerston, wie er sein Boot zu Ehren des Patronats Sr. Herrlichkeit benannt hatte, den See Tschad mit Erfolg durchforscht.

Am 7. Mai war er zu Kuka angekommen, wo ihn seine Gefährten als jemand, der dort schon zu Hause gehörte, bewillkommneten. Der Scheikh hatte ihnen ein wohleingerichtetes Haus zum Aufenthalt angewiesen, und sie wurden täglich reichlich mit Hammelfleisch, Reis, Waizen, Butter und Honig versorgt. Während Dr. Barth sich auf seine Reise nach Adamava vorbereitete, setzte der Dr. Overweg mit Hülfe von arabischen Zimmerleuten sein Boot zusammen. Am 18. Juni schiffte er sich zu Bri, acht Meilen östlich von Kuka, und der einzige Platz, wo zuweilen Handelsgeschäfte zwischen den Einwohnern von Bornu und den Biddumas gemacht werden, ein. Zwei ihrer Böte waren zufällig in diesem Hafen, als der Lord Palmerston ins Wasser gelassen wurde. Der Dr. Overweg hatte sich bald mit der Mannschaft derselben befreundet, und er warb einige von ihnen als Matrosen und als Dollmetscher, Einen, einen sehr intelligenten Mann, um nachher als Diener bei ihm zu bleiben, an. Er fuhr, von den beiden Bidduma-Böten begleitet, ab, und erreichte in einer Entfernung von zwölf Meilen von Bri die ersten der circa hundert Inseln, die über dem See zerstreut sind. Sie sind waldreich, und werden von den Biddumas nebst deren Heerden von Rindvieh und Ziegen bewohnt. Die Ufer werden von Schaaren Krokodillen und Hippopotamis unsicher gemacht. Die Größe des See's hat Dr. Overweg bedeutend geringer gefunden, als sie von Denham angegeben worden ist, indem die Breite von Bri nach dem östlichen Ufer nur sechszig Meilen beträgt, während sie auf der Charte von Denham auf das Doppelte angegeben ist. Dieser anscheinende Widerspruch findet aber möglicher Weise seine Lösung in der eigenthümlichen Beschaffenheit des See's, indem dessen immensen Gewässer in der Regenzeit noch um ein Bedeutendes vermehrt werden, während sie in der heißen Jahreszeit dermaßen verdunsten, daß es zuweilen scheint, als ob er ganz trocken gelegt werden würde. Ein solcher Fall soll sich vor sechs Jahren ereignet haben. Dieser Umstand würde auch Dr. Barth's ersten Eindruck des See's zu erklären scheinen, als er seiner als einer Marsch, und der Biddama-Inseln als Wiesenland erwähnte. Die Tiefe des See's ist im Durchschnitt zwischen 10 und 15 Fuß, und sein Wasser ist frisch und klar. Dr. Overweg wurde bei seinem Landen an verschiedenen Inseln und bei den vielen Besuchen, die er den Dörfern abstattete, von den Biddumas sehr freundlich behandelt. Am 8. August kehrte er nach Kuka zurück.

Die vorstehenden Mittheilungen sind am 10. August pr. Courier von Kuka abgesandt worden, und am 5. October, also in der kurzen Zeit von sechs und funfzig Tagen, zu Tripolis eingetroffen.

Augustus Petermann.

Folgendes interessante Schreiben des Dr. Barth ist uns von Herrn Dr. Beke zur Verfügung mitgetheilt worden:

„Kuka den 25. Juli 1851.

„Mein werther Herr, ich bin früher, als ich es gehofft und erwartet hatte, von meiner Reise nach Adamava zurückgekehrt. Meine Rückkehr ist eine gezwungene gewesen, indem Mohammed Lowl, der Gouverneur dieses Landes, dem Anschein nach aus zwei Gründen, mißtrauisch auf meine Erforschung seiner Provinz geworden war. Der eine dieser Gründe war der Anspruch, welchen der Scheikh in den Briefen, deren Ueberbringer mein Gefährte und Escortant Kachella Billama war, auf den seit lange streitigen Gränzbezirk machte, und der zweite beruhte in dem Umstande, daß die Fellatahs von Adamava mit den mit Schießgewehren bewaffneten „Insarahs“ der Ufer des Benin'schen Meerbusens schon zu

gut bekannt geworden sind. So sah ich mich nach einem Aufenthalte von nur drei Tagen zu Yola, der Residenz des Regierenden jenes Landes, zu meinem großen Leidwesen und nicht im besten Wohlsein zur Abreise genöthigt, daher denn auch die Resultate dieser Reise nicht so umfangreich geworden sind, als ich es in meiner enthusiastischen Hoffnung erwartet hatte. Ich glaube jedoch, daß meine Reise nach Yola die Kunde der Geographie von Mittel-Afrika nicht unwerthvoll erweitern wird. Die beiden wichtigsten Resultate derselben sind nach meiner Ansicht: erstens, die Evidenz, daß es keine ununterbrochene Gebirgskette von dem Berge Mendif nach W. N. W. giebt; zweitens, daß die Frage in Betreff der Verbindung des Niger mit dem Tschary vermittelst des Flusses Adamova (oder des Tschadda, wie er in seinem Laufe unterwärts genannt worden ist) nun ihre gänzliche Lösung erhalten hat. Ich habe den Benue und den Faro gerade an dem Punkte, wo sie sich vereinigen, überschritten. Der Benue kömmt von Osten her, in einer Entfernung von ungefähr zehn Tagereisen, während der Faro dem Berge Hosere (Fels) Labsil, sieben Tagereisen nach Süden, entspringt. Außer der Feststellung der Lage von Yola, ist nun ein sicherer Leitfaden für die Straßen durch das Land ermittelt worden, über welche ich Ihnen die Itinerarien mit dem letzten Kafla zugesandt habe. Ich bin jetzt dabei, meine Route in einer Skizze zu verzeichnen, die ich der Regierung mit der Karavane, welche binnen vierzehn Tagen abgehen wird, zusenden werde, während meine Briefe morgen oder übermorgen pr. Courier befördert werden sollen. Die Charte und deren Itinerarium wird meiner Ueberzeugung nach in vielen Stücken von Interesse seyn, denn nicht allein, daß die physische Gestaltung des Landes interessant ist, sind das die verschiedenen Nationalitäten vielleicht in noch höherem Grade.

(Schluß folgt.)

Eine Reise durch Hannoverland.

Von O. T. W. A. Belitz.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir von Hameln aus kleine Ausflüge nach dem Morgenstern und Düt-Berge, nicht minder hoch als die Ludener Klippe an der Weser, gemacht haben, besteigen wir über das Tivoli hinaus den Klütberg, mit einst höchst wichtiger Festung, aber Napoleon dergestalt ein Dorn im Auge, daß er 1803 das ganze Fort sprengen ließ. 1757, Juli 26, ward schon in der Nähe, aber diesseit der Weser, beim Dorfe Hastenbeck, eine bittere Schlacht zwischen Hannoveranern und Franzosen geschlagen: wie oft haben nicht von der Höhe herab in das herrliche Weserthal die Karthaunen gedonnert! Der Zahn der Zeit hat an den Ruinen des Forts und selbst an der Erinnerung an jene für die Culturgeschichte so wichtige Zeit mit gleicher Kraft genagt — man sieht kaum noch Spuren früherer unterirdischer Gänge, die von der über 1200' hohen Bergesspitze an die Weser und unter derselben bis an die Kirchen von Hameln sollen geführt haben; man gewahrt mit Mühe noch die Felsenfährte, da Kanonen, Pulver und Kugeln sammt den tapferen und waffenkundigen Söhnen des Mars sind emportransportirt: ein in den Berg zum Theil gehauener Mäander-Pfad mit zierlichen Grotten, mit tropfsteinähnlichen Leck-Gebilden an der Decke, zur Fernsicht windet sich Hameln gegenüber gar steil in die Höhe. Oben, in der Nähe einer jetzt zu erbauenden Försterwohnung gegen W., da wo wieder Buchwaldung gegen tobende NW.-Stürme sichert, ist ein etwa 60—80' hoher Thurm zur Warte für Natur- und Himmels-Freunde erbauet und malerisch liegt er auf der Klippe, sieben Herren Länder überragend: im N. und W. Schaumburg und Detmold mit seinem Hermann, Kloster Fischbeck in Churhessen an der Grenze, dort nahe der Hohenstein in der Höfinger Forst, die frühere Universitätsstadt Rinteln an der Weser und hinter Vlotho in Westphalen die Porta Westphalica, in S. Waldeck und das dem preußischen Zollvereine einverleibte hannoversche Amt Polle an der Ober-Weser, von braunschweigischem Gebiete begrenzt, und die kleine hannoversche Stadt Bodenwerder, von gar vielen Schuhmachern bewohnt, welche ihrer Armuth wegen die Produkte der Zunft, sobald dieselben gestempelt worden sind, zollfrei in Preußen-Braunschweig einführen dürfen. Wird jetzt das Amt Polle nach Bodenwerder verlegt werden? Wird der Steuerverein Hannover vom Jahre 1854 an wirklich dem Zollvereine angeschlossen?.. Der Sollinger Wald begrenzt in S. den Horizont: nur der Vater Brocken ragt (ein Zeichen kommenden Regens!!) bei gutem Wetter, selbst mit seinem Blockhäuschen sichtbar, hier wie überall rings grotesk in Nebel gehüllt zu den Sternen. Ein beim Bau der Hamel'schen Kettenbrücke gelähmter Alter zeigt dem Wanderer vom Altane des Thurms die Einzelnheiten der Prospekte und legt das erst unlängst in's Leben gerufene Fremdenbuch zum Eintragen des Namens vor. Unter manchen Witzen (Eisele und Beisele begegnen sich hier auf der Missionsreise von Greifswald nach Cassel und retour. Dieser für Hassenpflug vor dem Gr. Schwurgerichte zu reden, Jener ihn zu sehen abgesandt) findet sich auch Wahrheit, selbst Poesie. Im August-Monat 1848 ist Folgendes vom Herrn Sprachlehrer P. Mouline notirt:

Du haut de cotte tours, en parcourant la plaine
De pensers très divers j'ai l'âme toute pleine:
Le vallon, le Weser au cours, majestueux,
Hameln offrent à l'oeil un tableau merveilleux,
Les aigles d'Occident, sur ces fertiles rives,
Ont laissé de leur pas des traces destructives,
Vaincus, Vainqueurs, qu'êtes-vous devenus?
Ruine, es-tu pas là? — Tu dis: „Ils ne sont plus!“ —

Am 17. Juli 1847:

Wer beim Geh'n thut transpiriren,
Setze hier sich ja nicht hin,
Gehe lieber noch spazieren
In dem schönen frischen Grün! *)

---

*) Anm. Bei feuchter Witterung dunsten die reichen Kalklager der ganzen Gegend dicke Wolken von Sauerstoff aus, sehr befruchtend, doch die hiesigen üppigen Korn-Gefilde häufig nicht zur Reife lassend.

Diesen liebevollen Rath
Ein Jeder zu befolgen hat.
Grupe aus Grätz.

In der glor- und schmerzensreichen Zeit der letzten Erhebung des deutschen Volks ließ Herr Hennings aus Pyrmont sich also vernehmen:

Preis't schöne Gegenden,
Italien und die Schweiz —
Mein Vaterland hat auch noch schönen Reiz.
Den Rhein- und Weser-, Elb- und Donau-Strand:
Sie preisen hoch mein theures Vaterland.

Wie herrlich schön
Im heitern luft'gen Blau
Hebt sich des Thurmes alt-verfall'ner Bau!
Hoch oben seht Ihr Deutschlands Banner weh'n —
Ein Zeichen uns, Deutschland will aufersteh'n! —

Ein „Freund der Wahrheit" (und wahrscheinlich der rothen Farbe) schrieb im Sept. 49, ein „Heimathsloser" auf seiner Reise nach Amerika, hier folgende Worte:

Ganz Deutschland liegt in Banden,
Doch, deutsches Volk, verzage nicht,
Denn Kraft ist noch vorhanden!

Und oben schwör' ich's hier auf's Neu'
Trotz Festung und trotz Kerker:
Ich bleibe Deutschland's, bleibe frei —
Das Herz, es klopft mir stärker!

Stumpf wird der Säbel, stumpf das Schwert,
Der Geist läßt sich nicht bannen,
Und wenn es gilt den eignen Heerd:
Dann stürzen die Tyrannen!

Doch lassen wir „die Tyrannen stürzen", und steigen, noch einen freundlichen Gruß mit den

„eilenden Wolken,
den Seglern der Lüfte"

in die ferne Heimath dort an der Ostsee Gestare entsendend, in S. O. des Berges zur Chaussée hart an dem Weserufer hinab, um uns an dem hier in einem tiefen Felsenkeller aufbewahrten Bockbier, das wie die Brandung der Weserwasser schäumt, zu erlaben. Neue Kraft, neues Leben erholte sich hier so mancher Bergmensch, mit gleichem Vergnügen Cerevis und Natur kneipend: auch wir erlaben uns hier in der glühenden Sommerhitze, denn noch wollen wir den südlich gelegenen, ¼ Stunde entfernten Ohrberg, hart an der Weser, besuchen. Wie wogen die Fluthen des Stromes hier im Frühjahr, wie mancher Schiffer „hing hier an des Felsens spitzen Korallen — sonst wär' er in's Bodenlose" hinabgezogen von den strudelnden Wirbeln! Durch die Opfer des Herrn Landdrosten von Haacke ist der Gipfel des Berges mit seinen Gartenanlagen und seinem comfortablen Wirthshause ein wahres Eden geworden, mit nicht minderer Majestät als der Weserstrom dort unten sich schlängelt, schaut indessen des bequemen Gasthauses First auf ihn hinab. — Noch besuchen wir von hier aus zu Esel, doch „anstatt des Schwanzes den Zaum in der Hand", des Herrn Freiherrn von Münchhausen berühmte Gartenanlagen zu Schwöbber — dann aber geht's möglichst im Fluge die Straße über Flecken Aerze (berühmt durch seine Brauerei, durch seine Messinghütte und Pulvermühle im nahen Dorfe Reher) in's Waldeckische. Ich sage „möglichst im Fluge", denn gar oft wollen und können, trotz der Hin- und Rückwindungen der Heerstraße, unsere hufigen Begleiter nicht eilen — schon beim kathol. Marienbilde, dem Armenhause Wangelist an „der Rieype" geht der Weg bergauf, zur Rechten die Lünings- und Saal-Berge, zur Linken das „Schierholz" und die „Waldau", mit mehreren königl. hannöverschen Messinghütten. Wahrlich bezaubernd schön ist die Aussicht von der zu Wagen schwer erklommenen Höhe auf der Waldeck-Hannover'schen Grenze, ganz nahe dem noch in Bruchstücken daliegenden Arminius in Lippe, dem unlängst der Kopf gestohlen wurde — ein Zeichen der kopflosen deutschen Einheit, vor uns die kleine preußische Stadt Zygde schon jenseit Pyrmont. Dort liegt am Flusse unsagbar romantisch und mitten in den herrlichsten Alleengängen in blühender Blumenpracht das fürstlich Waldeck'sche Residenzschloß der Mutter-Regentin; dort ragt gegen den blauen Himmel der „Königsberg" mit seinem gegen oben in der Perspektive spitz zulaufenden Felsen-Treppenpfade; da diesseit desselben in einem Thalkessel ist ein fast untief zu nennender Bergsee, der in Einer Nacht, vulkanischen Ursprungs, soll entstanden sein, und hier siehe den „Schellenberg" mit einer uralten Schloßruine, wo ehedem weiß Gott welcher Raubritter oder Raugraf *) gehauset hat. Gar prahlerisch in natürlicher Schönheit, um so mehr als die Hand der Geschichte und der Kunst noch nicht bis dahin reichte, liegt drüben diesseit des „Mühlenberges" der „Bomberg", die „Hasselbreite" gleichsam als Kometenschwanz mit aber und aber vielen sterngleichen Höhepunkten, deren erleuchtete Berg-Wohnungen weithin durch die Nacht schimmern, hinter sich schleppend. Aber steigen wir hinab in das liebliche Thal Pyrmont und passiren das Vordorf Holzhausen. Es tagt der sogenannte „goldene Sonntag" und als wäre es Markt, wogen uns in malerischen Gruppen Hunderte von Landleuten der Umgegend, darunter die dicken hessischen Bauern mit ihrer rothen Weste, ihrer Pelzmütze und ihrem langen Roccoco-Rocke, entgegen. In diesen fruchtbaren Bergen, wo die innere Wärme des Bodens, trotz des sterilen Untergrundes, alle Vegetabilien schnell und üppig zur Reife treibt, in dieser etwa 1½ □Meile großen schönen Grafschaft findet man rings, wohin man blickt, nur lachende Augen, rothe Wangen und, wenn auch etwas schwerfällige, jedoch Munterkeit aus voller Lebenskraft athmende Menschen-Gestalten. Pyrmont ist einer der ältesten und berühmtesten Gesundbrunnen Deutschlands im wahren Sinne des Wortes, selten finden sich die sommerlichen Schmetterlinge der Saison-Gäste à la mode. Gleich neben der Stadt sind die Salz-, Stahl- und Sauerbrunnen, aus deren Röhren das Wasser in das durch die mannigfachsten Anlagen reizend gruppirte Trink- und Badehaus leiten. Der sogenannte Augenbrunnen quillt im Gebäude selbst und wohlthätige Bachanten schöpfen zu gewissen Stunden des Tages hier ohne Unterlaß gratis. Nach der Saline

*) Im Amte Hameln heißen die Bauervögte, Bauermeister, Schultheiße, Schulzen oder wie man will, „Gräfen", d. i. die „Gogräfen" im Herzogthum Bremen, als welche Benennung nicht von der des sonstigen „Grafen" zu trennen ist.

zu ist der sogenannte Neubrunnen gelegen, zur Vervollständigung des Curbades eben so nothwendig wie das Stahlbad bei dem durch sein Schwefel- und Seebad berühmten Dobberan (s. Nr. 80 u. 82, 1849 „Hamb. lit. und krit. Bl.“ m. Aufsatz), nichtsdestoweniger wenig wegen der größeren Reichhaltigkeit der in der ganzen Gegend zahlreich gefundenen Salzquellen benutzt. — Was sollen wir noch Besonderes von dem Pyrmonter Saison-Leben mittheilen? Dasselbe gleicht sich fast in allen Bädern der Welt und bildet den direkten Gegensatz zu dem von Pope so trefflich in seiner „Ode über die Einsamkeit“ geschilderten. „Glücklich der Mensch, dessen Wunsch und Sorgen wenige Morgen heimathlichen Bodens umspannen, der zufrieden, die Luft seines Geburtsortes zu athmen auf eigenem Grund und Boden!“ Hier glücklich der Mensch, dessen Wünsche erfüllt, dessen Sorgen gebrochen, zufrieden mit Wasser und Cerevis und Zoll-vereinlichem Weine — auf fürstlich Waldeck'schem Grund und Boden! Das Bier ist gar kühlend und lieblich aus dem in S. W. tief in den Stein gebauenen Felsenkeller; die Luft schwefelsaure fixe Luft, in der sogenannten Dunsthöhle, nahe bei jenem Keller, dagegen, wenn auch wohlthuend bei Rheumatismus, Podagra, Gonagra, und augenblicklich zur Transpiration führend à la Bani russkaji, dennoch in der Minute betäubend und tödtend, so daß, wenn die Gase bei leichter atmosphärischer Luft an die 12′ emporsteigen, selbst Vögel augenblicklich todt zur Erde fallen. Wir sehen, wie Strohfeuer auf der Stelle erlischt und — verlassen die Natur mit ihren belebenden und zerstörenden Kräften, um uns dem Menschen und seinem Thun und Denken und Glauben einige Augenblicke zuzuwenden.

Unweit Pyrmont liegt das Dörfchen Friedensthal, durch die Stahlfabriken der Gebrüder Seeboth bekannt, die, geborne Engländer und Anhänger der Quäker-Confession, hier eine eigene vom Staate geduldete Quäker-Colonie gründeten. Im Schloßgarten zu Pyrmont haben sie ihr Gotteshaus, jedoch beten sie bei gutem Wetter unter freiem Himmel in einem Tannenwäldchen, wo ich Gelegenheit nahm, einen tieferen Blick in ihre Religion und ihre Sitten zu thun. Es ist ganz der Cultus der 2000 „Freunde“ in London, und sind die Quäker auch hier durch ihre Herzens-Einfalt und Reinheit gern gesehen — eine eigene Kleidung haben sie nicht, und wenn auch ihre Gemeine reich genannt werden kann, so sind die einzelnen Familien nichts weniger als dies. Ihre Mildthätigkeit gegen Jedermann ist zu rühmen, ebenso ihr Interesse am Staate im conservativen Sinne, wie in Großbritannien es vornehmlich die Sekte der Quäker war, welche bis zum J. 1834 für Abschaffung der Sklaverei in Indien wirkte. Der Quäker besitzt einen lobenswerthen Haß gegen Müssiggang; ausgezeichnete Schulen und Erziehung, Verachtung von Tanz und Musik und allem Ideellen hat diesen praktischen Nutzen gehabt. Die Quäker dutzen Jeden und kennen überhaupt keine andere Aristokratie als die der Geradheit und Einfachheit. So ihre Häuslichkeit, so ihre Tracht und Rede. Die Taufe kennen sie nicht: unmittelbar nach der Geburt eines Kindes stellt Arzt und Hebamme ein Certificat aus, und die Eltern erklären, welcher der Name des Neugebornen sein soll. In der Versammlung der Quäker, sobald eine Ehe von Eltern und Vormündern auf Inspiration des lumen internum über die Mündel beschlossen worden, erhebt sich die Braut und spricht: „Ich habe mich entschlossen, N. N. zu meinem Gemahl zu nehmen“ — eben so einfach ist also die Proclamation einer Heirath. Kein Prunk findet bei Leichenbegängnissen statt. Das durch die Natur so lieblich situirte Friedensthal hat bei den Quäkern keinerlei Romantik gefördert. —

Wir könnten noch mehre durch Natur wie durch Kunst schöne Punkte der hiesigen Gegend namhaft machen: aber schon sind unsere Füße vom Wandern, besonders vom Besteigen der Bergkuppen und vom Herabsteigen in die Stollen ermüdet, in deren Tiefe uns mancher rasch mit wildem Getöse durch die unterirdischen Klüfte dahinrieselnder Bergstrom erfreute und wir mit manchem Obersteiger in freundschaftliches Gespräch der Erinnerung an die herrlichen Gegenden der über ½ Meile tiefen Bergschachten Carolina und Dorothea im Harz und deren freundlichen Bewohner verkettet wurden — wir sehnen uns zurück in die Heimath an der fernen See, kaum entbrannte die Sehnsucht unsere Brust minder als den Bergmann, der auf längere Zeit von seinen klippigen Gefilden in die Ebene versetzt wird. Doch noch einem geringen Abstecher können wir uns nicht entziehen, einem Umwege von Pyrmont über Lügde an der Emmer, eine preußische Stadt von 2000 Einwohnern, durch Spitzenklöppeln bekannt (nahe dem ehemaligen Bisthum Korvei, welches 1803 Nassau, 1815 Preußen erhielt, und das jetzt als mediatisirtes Fürstenthum dem Landgrafen von Hessen-Rothenburg gehört); über Horn in Lippe-Detmold, am Fuße des Teutoburger Waldes, da in der Nähe sowohl die 125′ hohen Externsteine liegen, eine Reihe von Felsen, welche getrennt dastehen und in deren Höhlen ausgehauen sind, als durch das Hermanns-Denkmal, dessen colossale 40 Fuß hohe Stücke vereinzelt aufgestellt stehen, wovon das Schwert zum Zeichen des im Kampfe zur Zeit unmächtigen Deutschlands gestohlen worden und das Haupt als unförmig — eine wahrhaftige Allegorie der unförmigen germanischen Köln-Dom-Teutoburg-arminischen Roccocco-Idee — muß auf's Neue gegossen werden und sobald wol noch nicht über die Lande hinaussehen wird; über Lippspringe in Westphalen, mit dem für Brustleidende wohlthätigen Arminiusquell, um uns durch die „Senner-Haide“ gen Bielefeld an die Eisenbahn zu begeben, von dort über Rehme, Hausberge u. s. w. auf der westphälischen Bahn (s. oben), und über Wunstorf-Hannover in das Vaterland zurückeilend, um demselben zur Stunde, ob auch von geringer Bedeutung, dennoch pflichtgemäß und nach Vermögen unsere jugendliche Kraft zu weihen.

Bekanntlich wird vom Staate Preußen schon seit längerer Zeit die Anlage einer Eisenbahn zur Verbindung der Westphälischen Bahn mit der Cöln-Mindener Bahn beabsichtigt. Es sind für dieselbe zwei Wege in Vorschlag, der eine diesseit des Lippischen Waldes, der andere jenseit, der eine durch das Fürstenthum Lippe, der andere direkt von Paderborn nach Bielefeld durch „die Senne“. Welche Tour gebauet werden wird, ist sehr problematisch: doch spricht für den Bau durch die Provinz Westphalen der geringere Kosten-Anschlag, wie folgende national-ökonomische Einzelnheiten. Die Senne ist ein Landestheil wie die Lüneburger Haide, von der Natur stiefmütterlich behandelt, von der Geschichte noch mehr zurückgesetzt. Dieselbe enthält — wenn auch die dort heimischen Pferde eine gar sehr gesuchte Waare sind — den magersten und unfruchtbarsten Sand- und Haideboden, welcher in

Westphalen angetroffen wird, und ist eingeschlossen von den ehemaligen Fürstenthümern Paderborn und Rietberg, dem Fürstenthum Lippe-Detmold und der Grafschaft Ravensberg. Hieraus mag es sich erklären, daß durch die Senne, obwohl sie der direkte Weg von Bielefeld nach Paderborn ist, niemals ein fahrbarer Weg angelegt war. Die Bewohner dieses Landes, denen wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens es ganz besonders zu wünschen wäre, daß sie durch eine Chaussée eine Verbindung mit andern Landestheilen erhalten hätten und dadurch aller Vortheile theilhaftig geworden wären, welche gute Communicationen gewähren, befinden sich deshalb auch ziemlich in demselben Kulturzustande wie vor hundert und mehreren Jahren. In Ansehung ihrer Ernährung und ihres Erwerbes aber sind sie gegenwärtig in ungleich schlechterer Lage (zumal bei der diesjährigen unergiebigen Kartoffelernte). Denn die Bewohner dieser Senne haben ihren hauptsächlichsten Erwerb, die Handspinnerei, gänzlich verloren, indem sie gerade die Klasse der Handspinner ausmachen, welche für den Export arbeiteten, der nun ganz aufgehört hat, und wodurch sie brodlos geworden sind. Deshalb würde es für diese Bevölkerung von unschätzbarer Wohlthat sein, wenn die beabsichtigte Eisenbahn ihr Land durchschnitte; denn gerade bei der Eigenthümlichkeit der, in demselben bestehenden Zustände und Verhältnisse würde die Eisenbahn die heilsamsten Wirkungen für diese Gegend haben. — Die Gegend, durch welche die Eisenbahn führen würde, ist eine Ebne, deren größter Theil unbebaute Haide ist; dieselbe wird aber von 20 Bächen durchflossen, die, obwohl sie vortreffliches süßes Wasser führen, jetzt unbenutzt und wild fließen. Durch die Anlage der Eisenbahn würden diese Bäche concentrirt und dadurch Veranlassung zu Wiesen-Anlagen werden und überhaupt die Wirkung haben, daß einige Quadratmeilen jetzt unangebauten Landes der Cultur gewonnen würden. Die Bäche haben hier starkes Gefälle, und dadurch ist Gelegenheit zu industriellen Etablissements gegeben, die hier bei der Wohlfeilheit des Bodens und des Tagelohns nicht ausbleiben würden. Und dies wäre um so erwünschter, da es in dem angrenzenden Theile der Grafschaft Ravensberg an geeigneten Localitäten für dergleichen Etablissements — wie es uns zum Wenigsten erschien — durchaus mangelt. Einige in der Senne bereits bestehenden derartigen Geschäfte würden durch die Eisenbahn ohnehin in den Stand gesetzt, ihren Betrieb zu erweitern und die Gelegenheit zum Erwerb dadurch zu vermehren, so eine Eisenhütte, 2 Papiermühlen rc. — Die Bewohner der Senne sind sehr arm, und dies namentlich um so mehr, als Korn z. B. in den fruchtbaren Gegenden Paderborns bedeutend wohlfeiler ist. Solche Lebensbedürfnisse, so wie Bauholz, das gänzlich fehlt, würde ihnen die Eisenbahn zuführen und ihnen zugleich Gelegenheit geben, die Produkte der kleinen Wirthschaften in den größeren Städten leichter zu Gelde zu machen; auch dürften die Bewohner in den benachbarten Städten Verdienst durch Arbeit finden. Welchen Weg die Eisenbahn erhalten wird — wie gesagt, ich weiß es nicht. Aber lassen wir die intendirte Bahn und wenden uns zu der schon vorhandenen, der westphälisch-hannoverschen, um rasch — genauer im Vergleich zu der Fahrt auf Englischen oder Belgischen Bahnen gesagt — langsam in die Heimath zurückzueilen, in die heiteren Gegenden, „deren Rinder mit Milch, deren Felder mit Brod, deren Heerden mit Kleidung versehen, deren Waldung im Sommer Schatten, im Winter Feuerung verleihen" — in das, trotz Mangel an vorgeschrittener Bürgertugend, geliebte Vaterland, über Hamburg nach — Mecklenburg!

Die Literatur der Faustsage bis Ende des Jahrs 1850 systematisch zusammengestellt von Franz Peter. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Friedrich Voigt. 1851. VI und 46 Seiten. Gr. 8.

Der Verfasser dieser bibliographischen Zusammenstellung wurde im Jahre 1849 bei Gelegenheit des Goethefestes veranlaßt seine gesammelten Materialien zu einer Faustliteratur zu bearbeiten und als Gelegenheitsschrift zu veröffentlichen. Die Unvollständigkeit seiner Arbeit erkannte er selbst und unterließ Nichts in einer zweiten, der anzuzeigenden Ausgabe, dieselbe möglichst zu beseitigen und sie vermehrt und berichtigt zu erscheinen lassen. Er dankt in der Vorrede den Gelehrten, namentlich den Herren Petzholdt, Naumann und Boas für die Güte und Zuvorkommenheit, mit welchen sie ihn unterstützten. Petzholdt lieferte in seinem „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft" werthvolle Nachträge zur ersten Auflage, die auch mit dem Titel: „Zur Peter'schen Faustliteratur. Halle, H. W. Schmidt, 1851," besonders gedruckt sind und auf welche in unserer Zeitschrift früher aufmerksam gemacht ist. Später brachte der „Anzeiger" (im siebenten Hefte) noch neue Zusätze und Berichtigungen, zu welchen Herr Trömel in Leipzig und Unterzeichneter Einiges beigesteuert, die Herr Peter, nicht mehr benutzen konnte, daher sind denn auch die Titel der drei Theile des Widmann'schen Werkes, die Petzholdt nach Lappenberg richtig gegeben, ungenau.

Mit dem Nachtrag enthält die Peter'sche Faustliteratur 330 Nummern, die unter den folgenden Rubriken verzeichnet sind: 1. Einleitendes über die Faustsage und ihre Literatur. (1—72). 2. Das Volksbuch vom Doctor Faust. (73—99). 3. Die dem Doctor Faust zugeschriebene Literatur (d. h. die angeblichen Faust'schen Schriften). (100—121). 4. Faust's Famulus Wagner. (122—132). 5. Dramatische Bearbeitungen der Faustsage vor Goethe. (133—151). 6. Goethe's Faust (152—264; hier sind die Fortsetzungen von andern Dichtern, die französischen, englischen, vlämischen und dänischen Uebersetzungen, die Erläuterungsschriften und Illustrationen berücksichtigt). 7. Dramatische Bearbeitungen nach Goethe. (265—303). 8. Die Faustsage als Roman, Epos, Novelle. (304—316). 9. Schriften, welche nur durch den Titel, nicht durch ihren Inhalt der Faust-Literatur angehören. (317—324). Nachtrag (325—330; Nr. 329 und 330 russische Uebersetzungen des Faust von Goethe, die erste, 1838 von Eduard Huber, Offizier bei dem Wegebau-Departement, gest. 1847, die andere, nebst Inhalt des zweiten Theils, 1844, vom Staatsrath Michael Pawlowitsch Wrontschenko). S. 45. 46

enthalten ein alphabetisches Namen-Register der Autoren, Uebersetzer und Künstler.

Freilich sind nun unter diesen 330 Nummern viele ältere Schriften und Aufsätze, die höchst Unbedeutendes zur Aufklärung der Faustsage selbst bringen. Mehr oder weniger ist die Neumann-Kirchner'sche Dissertation, die von 1683 bis 1743 wiederholt neu gedruckt wurde, die Quelle gewesen, auf welche bei späteren Arbeiten stets Bezug genommen und die als Material dienen mußte. Der fürstlich Sachsen-Meining'sche Hof- und Consistorialrath Johann Benedict Scheibe, übrigens ein kluger und gelehrter Mann (Nr. 30) spricht sich in 16 Zeilen über die „bekannte aber gar alberne Geschichte des Doctor Faust's" wenn man die Noten abrechnet, aus. In einer der letzteren erwähnt er, daß der französische Uebersetzer des Spies'schen Faustbuches, Cayet (Cajetanus) eines Bündnisses mit dem Teufel beschuldigt worden sein und daß ihn, „endlich der Teufel geholet haben soll, welches aber ohngeachtet es verschiedene mit sonderbaren Umständen geschrieben haben, einer noch größern Bürgschaft bedarf." (Cayet oder Calet starb d. 22. Juli 1610 und wurde in der Kirche des h. Victor in Paris begraben.) — Herrn Peter's anerkennungswerthes Bemühen, die möglichste Vollständigkeit zu erreichen, machte es ihm zur Pflicht, auch solche Schriften in seine Literatur aufzunehmen, die zur Faustsage in sehr entferntem Verhältnisse stehen oder die schon an sich hinreichend unklare Sage noch mehr verwirren. So z. B. des hamburger Buchdruckers Mahncke Machwerk (Nr. 277), in welchem der Faust der Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst als Doctor auftritt, in der Meinung anderer mithandelnder Personen als Schwarzkünstler erscheint u. s. w.

In der Vorrede ist es zugestanden, daß noch kleine Lücken auszufüllen sein möchten, und geäußert, daß jede Berichtigung und jeder Zusatz dankbar entgegengenommen würden. Was der Unterzeichnete in dieser Beziehung sich bei der Durchsicht des Buches notirt hat, soll auf anderem Wege zur Kunde des Verfassers gelangen; hier erklärt er nur, daß seiner Ueberzeugung nach, der unverkennbare Fleiß in Zusammentragung einer Masse von überall zerstreuten Notizen, die Einrangirung derselben in die gewählten Classen u. s. w., kurz, die Gesammtleistung, lobende Erwähnung verdient. Special-Bibliographien, wie „die Literatur der Faustsage" sind nicht blos ein Gewinn für die Bibliographie als solche, sondern haben auch eine praktische Brauchbarkeit, was wol keiner weiteren Auseinandersetzung bedarf.

Hoffmann.

Der Gothaische genealogische Hof-Kalender.

Den Jahrgang 1852 dieses Kalenders, der in bekannter trefflicher inneren Anordnung und äußeren Ausstattung (es sind die Bildnisse folgender Personen in sauberen Stahlstichen beigegeben: Adalbert, Prinz von Preußen, Karl, Kronprinz von Schweden und Norwegen, Leo Graf Thun, Viscount Palmerston, Prinz Wolkonski, Friedrich Fürst zu Schwarzenberg, Kardinal, Fürsterzbischof zu Prag) sich seinen Vorgängern würdig anschließt, begleitet ein Abriß der Geschichte des Almanachs.

„Seit seiner Entstehung," heißt es, „hat der Almanach seine Richtung allmälig geändert. Seinen Ursprung hat er den gesellschaftlichen Verhältnissen am Hofe des Herzogs Friedrich des Dritten von Sachsen-Gotha und Altenburg und dessen berühmten Gemahlin Luise Dorothea, wie der Verschmelzung des Inhalts eines bereits früher in Gotha herausgegebenen Kalenders zu verdanken. Der letztere, dessen Ausgabe auf das Jahr 1740 den Titel führt: „Neuverbesserter Gothaischer Genealogischer und Schreib-Kalender" erschien damals und auch später in deutscher Sprache; in französischer Sprache zuerst 1763, dem Schlußjahre des siebenjährigen Krieges, ein kleines Buch: „Almanac nécessaire," welches auf nur 20 Blättern zierlich in Kupfer gestochene Tabellen zur Aufzeichnung des Gewinnes oder Verlustes beim Spiel und einige sonstige Notizen enthielt. Dieses Buch war der Vorläufer des jetzigen Almanachs, welcher in ununterbrochener Folge von demjenigen von 1764 an dessen neun und achtzigster Jahrgang ist. Der Jahrgang von 1764 erschien unter dem Titel: „Almanac de Gotha, contenant diverses connaissances curieuses et utiles." Die französische und deutsche, von 1765 beginnende Ausgabe enthielten einen Auszug aus der Genealogie der europäischen Regentenhäuser, eine Stammtafel des sächsischen Hauses, eine chronologische Uebersicht der deutschen Kaiser und kleine unterhaltende Aufsätze. Die letzteren hatten wesentlichen Antheil an der Verbreitung des Almanachs, indem sich dabei viele und namhafte Gelehrte in verschiedenen Gebieten der Wissenschaft betheiligten. Ihre Namen führt der Jahrgang von 1816 in der „Nachricht von den Schicksalen des Almanachs" auf, aus welcher auch dieser gegenwärtige Ueberblick zum Theil geschöpft ist.

Inzwischen wuchs die Zahl der Zeitschriften. Aehnliche unterhaltende und belehrende Aufsätze wurden in ihnen durch öfteren Wechsel und mindere Raumbeschränkung begünstigt. An ihre Stelle setzte deshalb der Almanach geschichtliche Zusammenstellungen und chronologische Uebersichten, dienlich dem schwankenden Gedächtnisse Anhaltpunkte darzubieten. Die eigentliche Chronik von Friedrich Schlichtegroll, welcher als königlich bayerischer Director und General-Secretair der königl. Akademie der Wissenschaften zu München am 4. Decbr. 1822 gestorben ist, 1794 begonnen, knüpfte daran die neuen Ereignisse. Auf jene geschichtlichen Zusammenstellungen konnte verwiesen werden; und man gewann Raum, den Almanach zu einem Handbuche der staatlichen Verhältnisse, zu einem Sammelpunkte der wichtigsten Namen der Staatshandbücher und der Grundlagen der Statistik zu machen. Die Zeitangabe des Wechsels der Persönlichkeiten in den wichtigsten Staatsämtern diente wieder der Geschichte.

Jenes erste kleine Buch von 1763 ließ Wilhelm von Rottberg, welcher 1795 als Minister, Oberhofmeister und Kammerpräsident gestorben ist, drucken. Er wirkte auch bei den späteren

Ausgaben mit und leitete die Redaction 1776 nochmals, als sein Nachfolger in derselben, Emanuel Christoph Klüpfel (Instructor und Reiseprediger des Erbprinzen Friedrich, als dieser sich in den Jahren 1747 bis 1750 in Paris aufhielt, zuletzt Präsident des Ober-Consistoriums in Gotha) 1776 gestorben war. Auf Klüpfel folgte Ludwig Christian Lichtenberg († 1812 als Geheimer Assistenzrath) von 1777 an; von 1781 an Heinrich August Ottokar Reichard († 17. Oct. 1828 als Kriegs-Director), damals Bibliothekar Herzogs Ernst II.; von 1816 an, nachdem der Verlag des Almanachs von der Ettinger'schen Buchhandlung an die jetzige Verlags-Buchhandlung übergegangen war, Ernst Adolf von Hoff († 24. Mai 1837 als Geheimer-Conferenzrath und Director des Ober-Consistoriums). Die Redaction der Jahrgänge von 1819 bis 1822 besorgte derselbe gemeinschaftlich mit dem damaligen Secretair der Gothaischen Geheimen-Canzlei, dem nunmehrigen herzogl. sachsen-altenburgischen wirklichen Geheimenrathe Karl Christian von Wüstemann; diejenige der Jahrgänge von 1823 bis 1826 der letztere allein. Die Ausgaben des Almanachs von 1827 bis 1851 hat der Hofrath Ewald redigirt.

In jener Nachricht der Ausgabe des Jahrgangs 1816 wird einiger besonderen Schicksale gedacht; dasjenige, welches den Almanach von 1808 getroffen hat, ist von dem Herrn de Chênedollé zu Brüssel im zweiten Hefte des sechsten Bandes oder Jahrganges des „Bulletin du Bibliophile Belge" einer besonderen Darstellung gewürdigt worden."*)

Der am Schlusse der obigen Mittheilung geäußerte Wunsch, daß der neuen, gegenwärtigen Redaction das Wohlwollen hilfreich sein möge, welches den Almanach bisher begleitet, ihm nachsichtige Beurtheilung und zahlreiche Gönner verschafft, und mit dessen Beistand derselbe ein so hohes Alter frisch und munter erreicht habe, ist auch der unsrige; er wird gewiß nicht unerfüllt bleiben, da es nicht zu bezweifeln, daß das bisherige Bestreben, denselben von Jahr zu Jahr bedeutend bereichert und verbessert zu veröffentlichen, stets dasselbe sein wird. Wie sehr der Almanach fortwährend an Reichhaltigkeit und damit auch an Umfang gewonnen hat, ergiebt die Vergleichung des Jahrgangs 1816: 296 Seiten, 1834: 514 Seiten, und des neuesten, 1852: 876 Seiten (einschl. des astronom. Kalenders).

Das „Genealogische Taschenbuch der gräflichen Häuser" hat mit dem Jahrgange 1852 sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht; von dem „Genealogischen Taschenbuch der freiherrlichen Häuser" sind zwei Jahrgänge 1848 und 1849 erschienen.

Hoffmann.

*) Aus dem Bulletin abgedruckt, Bruxelles, 1849, 16 Seiten gr. 8, und im Auszuge in unserer Zeitschrift, Jahrgang 1849, Nr. 78, S. 613. 614: Napoleon der Große und der (kleine) Almanach de Gotha.

Nachtrag zu W. Stricker's Statistik der deutschen periodischen Presse außerhalb Deutschlands.

Die von den besten Kräften unterstützte Germania brachte in einer ihrer letzten Lieferungen einen ziemlich umfassenden Bericht über die außerhalb Deutschlands erscheinenden deutschen Zeitungen. So viele Mühe sich auch der Verfasser zur Vervollständigung seiner Statistik gegeben hat, so sind ihm doch zwei, der neuesten Zeit angehörige Zeitschriften entgangen. — England ist nicht so glücklich, nur eine unbedeutende deutsche Zeitung zu besitzen, es hat deren zwei, wovon jedoch die von Herrn Stricker nicht genannte die bessere sein mag, da dem Herausgeber derselben wenigstens die Gabe des Witzes nicht mangelt. Im Juli d. J. gründete Drucker unter dem Titel „Louis Drucker's London" eine deutsche Zeitung, deren hauptsächlichster Zweck darin bestand, für die nach London kommenden Deutschen ein Fremdenführer zu sein. In Nr. 2 jedoch begann er mit Hassenpflug eine „Galerie berüchtigter deutscher Brüder", durch die sein Blatt unter den wohlhabenderen Flüchtlingen und den zahlreichen deutschen Besuchern der Ausstellung so guten Absatz fand, daß er sich bewogen sah, das Fremdenführeramt ganz aufzugeben und seine Zeitung unter dem Titel „How do you do?" als „Gemüthlich-humoristisches Wochenblatt, weiter erscheinen zu lassen. Er verspricht seinen Landsleuten, ihnen nur bekannte Herren zur gemüthlichen Erholung vorzuführen, und bringt als zweites Bild Herrn von „Hünkeldey", eine theils witziger theils gemeine Schilderung. Seine „Faule Sachen" enthalten wirklich viel Uebelriechendes. Voraussichtlich wird mit dem Aufhören der Ausstellung auch diese Zeitschrift aufhören müssen. —

Der zweite Nachtrag gehört zu Ungarn. Mit Anfang dieses Jahres gründete Dr. G. Feldinger in Temesvar ein deutsches Unterhaltungsblatt unter dem Titel „Euphrosine", das aber hauptsächlich nur von der Unterstützung österreichischer und anderer deutscher Schriftsteller lebte, und einen kleinen, jedoch hinreichenden Leserkreis besaß, bis es zu Anfang Juli als größeres zeitschriftliches Organ unter dem Titel „Banater Courier" auftrat. In diesem neuen Gewande erlebte das Blatt nur eine Nummer, und scheiterte, wahrscheinlich an der Gleichgültigkeit der zahlreichen deutschen Bewohner des Banats, welche die Wichtigkeit einer deutschen Zeitung im Auslande nicht zu würdigen vermochten. Den literarischen Stützpunkt, welchen die Deutschen auf diese Weise im Banat verloren haben, suchen nun die Serben für sich zu erobern, indem sie unter der Leitung von Milorad Medakovic in Temesvar eine Zeitung zu gründen gedenken, welche mit Anfang des Jahres 1852 unter dem Titel Juzna Pcela (südliche Bühne) erscheinen soll.

Freiholz.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 97. Mittwoch, den 3. December. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Ein Minnegedanke.

Der Busen wogend, die Wange rosig,
Das Auge märchenhaft wonneklar,
Lustwandelt die Maid bis zu den Blumen,
Zu schmücken ihr goldig fluthendes Haar.

Und ihres Dichters kecker Gedanke,
Der heiligen Minne geweihter Scholar,
Belauscht sie und schwingt sich hinauf zum Aether
Als stattlich gebietender Königsaar;

Und ihres Dichters kecker Gedanke
Verscheucht der Glossen trübe Gefahr
Und schlägt ob seinem Lieb ein mächtig
Die Schöpfung durchrauschendes Flügelpaar:

„Du wogende Welt da unten, ihr Bäche,
„Ihr Haine und Fluren, so stolz fürwahr!
„Ausdüftet der Stolzesten unter den Stolzen
„Ein unübersehbarer Opferaltar!

„Du rosige Sonne, o üppig keusch-
„Geliebte des Himmels, so fleckenrar,
„Geh, neig dich zur Erde vor ihr, der Keusch'sten
„Und bring ihr den lichtesten Purpur dar!

„Du träumende Nacht, o märchenfromme
„Allweltenmutter im schwarzen Talar,
„Steig nieder und lausch den Märchen der Frömmsten
„Mit deiner verzückenden Sternenschaar!

„Und wenn ihr Odem und Blick, sich wendend,
„Ermüdet von eurer Huldigung war,
„Und sie sich zurückzieht in ihres Herzens
„Von Liebe geheiligten Zauberbazar:

„Dann licht' ich die Schwingen und schwebe hernieder —
„Ich ein Gedanke und sterblich zwar,
„Doch als Gedanke die Welt überragend,
„Und unter Gedanken ein König, ein Czar;

„Und senk' mich hinab in die Seele der Schönsten
„Und feire, ihr liebeweihter Vikar,
„Still unter ihres Traumes Kindern
„Mein Leben und auch mein Sterben sogar!

Der Busen stolz wogend, die Wange keusch rosig,
Das Auge fromm, märchenhaft wonneklar,
Ruht dort die Maid nun unter den Blumen
Und lächelt, selbst Blume, gar wunderbar;

Denn ihres Dichters kecker Gedanke,
Der unter Gedanken ein stolzer Cäsar,
Beherrscht ihres Busens süßes Eden
Und opfert vor ihrem Hochaltar.

Leopold Arend.

Nordländer's Liebe.

Du kecker Nordlandssohn, woher hast Du die heißen Lieder?
Entflammten Deinem Nordschein sie und strömten auf Dich nieder?
„O Südens holdes Töchterlein! ein süß Gekose giebt sie ein,
„Wenn vom Kamin das Feuer bestrahlt die traute Leier.

Du kecker Nordlandssohn, woher hast Du das süß Gekose?
Hast Du's von Winters Hauch gelernt, von Schnee- und Sturmgetose?
„O Südens holdes Töchterlein! man lernt es von der Liebe, fein,
„Im traulichen Umschlingen, wenn draußen Stürme ringen.

Du kecker Nordlandssohn, woher hast aber Du Dein Lieben,
Das ach! so mächtig mich zu Dir, an Deine Brust getrieben?
„O Südens holdes Töchterlein! ich glaub' von einem Zauberstein,
„Der Liebe Wunderquelle in Nordlands Eisgeröll!

Leopold Arend.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Ueber die Zahl von zwölf Armeen, worunter noch eine fingirte, hat man es nie gebracht, denn die neuen Armeen waren nichts weiter, als die schon vorhandenen, nur unter anderen Benennungen, und diese Zahl Zwölf verschwindet wieder vor Ende des Jahrs 1794, in Folge der großen Concentrirungen bei dem Einfall in Holland. Es werden uns jedoch noch Etats vorkommen, die von dreizehn Armeen sprechen, dies beruht aber lediglich auf nominelle und unbegründete Eintheilungen.

Nach der Einnahme von Toulon beschloß der Heilsausschuß, daß am 30. December 1793 ein großes Nationalfest zu Ehren der Armeen gefeiert werden sollte. David ordnete, wie gewöhnlich, das Ceremoniell dazu an, und die Pariser sahen nun vierzehn Triumphwagen in folgender Reihenfolge an sich vorüberziehen:

Den der Revolutionsarmee, den der Armee des Ober-Rheins, den der Armee des Nieder-Rheins, den der Mosel-Armee, den der Nord-Armee, den der Armee der Küsten von Cherbourg, den der Armee der Küsten von Brest, den der West-Armee, den der Armee der Ost-Pyrenäen, den der Armee der West-Pyrenäen, den der Armee des Var-Departements, den der Alpen-Armee, den der Armee von Toulon, den der Siegesgöttin, mit ihrem Standbilde und inmitten von hundert braven Sansculotten mit ihren rothen Mützen.

Ohne die Armee des Var-Departements und die von Toulon zu zählen, welche, wie wir sehen werden, in dem folgenden Monate nicht mehr existirten, ist auf diesem Verzeichnisse auch noch die Revolutions-Armee zu tilgen, die eigentlich keine Armee, sondern nur eine von Ronsin befehligte Horde von Strauchdieben und Meuchelmördern war; auch ist sie am folgenden 27. März, nach der Hinrichtung der Hebertisten, aufgelöst worden.

Mit dem Jahr 1794 beginnt die Concentrirung der Armeen. Im Januar dieses Jahres waren deren nur noch folgende Zehn vorhanden: die Nord-Armee, die Ardennen-Armee, die Rhein- und Mosel-Armee, die Alpen-Armee, die Armee der Ost-Pyrenäen, die Armee der West-Pyrenäen, die Armee von Italien, die West-Armee, die Armee der Küsten von Brest, die Armee der Küsten von Cherbourg.

Im kommenden Monat Juni wurden diese zehn Armeen durch die Vereinigung der Nord-, der Ardennen- und der Mosel-Armeen mit der neuen Sambre- und Maas-Armee auf acht reducirt.

Im Monat März 1795 verschwinden wieder zwei neue Armeen, die der Küsten von Cherbourg, welche mit der Armee der Küsten von Brest, und die der Alpen, welche mit der Armee von Italien vereinigt wurden. Der Monat December 1793 ist sonach der Culminationspunkt der Armeen der Revolution gewesen, was ihre Anzahl betrifft. Es gab deren damals zwölf, von welchen zwei, die Armee des Var-Departements und die Armee von Toulon, in den Etats vom Janua r1794 nicht mehr existirten.

Aus den vorstehenden Thatsachen ergiebt sich Dreierlei:

Erstens war dem Convente das feierliche Lob, welches die Tradition ihm zuschreibt, nicht gegeben, um ohne weiteres Armeen zu schaffen. Wenn er vier Armeen hatte, und deren acht haben wollte, so theilte er die ersteren in zwei Hälften.

Und was die vierzehn Armeen betrifft, von welchen so viel Wesens gemacht worden ist, so ist's durchaus unmöglich, sie aufzufinden, indem sie nie anders, als in der Einbildung Barrere's und seiner Collegen im Heilsausschusse existirt haben.

Kann endlich, das fragen wir jeden Militair, ein Corps wohl eine Armee genannt werden, das 16000 Mann zählt, wie die Armee der Ardennen, oder ein Corps von 15000 Mann, wie die Armee der Küsten von Brest, oder ein Corps von 13000 Mann, wie die Armee der Ost-Pyrenäen, oder ein Corps von 10000 Mann, wie die Armee der Küsten von Cherbourg?

Wir haben es nicht für nöthig erachtet, einer Armee des Innern zu erwähnen, die in den Kriegs-Etats vom Januar 1794 mit funfzehn hundert Mann aufgeführt steht; bei solch einem System wäre es ja besser gewesen, wenn man sofort die Regimenter Armeen genannt hätte.

Nun bleibt noch die Frage über die eigentliche Stärke oder den Effectivbestand zu erörtern, und da wird es sich zeigen, daß man sich in diesem Stücke noch ärgere Uebertreibungen hat zu Schulden kommen lassen, als in der Anzahl der Armeen.

In einer Darstellung, welche Billaud-Varennes am 25. September 1793 dem Convent eingab, zeigte er ihm in folgenden Worten an, daß er über eine Million und achtmal hundert tausend Soldaten zu verfügen habe: „Es ist die Sache des Convents, sich auf der Höhe zu erhalten, auf die ihn der Heilsausschuß gestellt hat; er muß sich groß zeigen; er muß die achtzehn hundert tausend Soldaten lenken, die ausgehoben worden sind, und unsre Feinde werden verschwinden!"

Indem Billaud-Varennes sich so aussprach, fühlte er die Schaamlosigkeit seiner Behauptung in dem Grade, daß er die Ungeschicklichkeit beging, in derselben Rede, um den Convent zu beruhigen, der mit Recht über die allgemeine Niederlage seiner Armeen in Sorgen war, hinzuzusetzen: „Was unsre Lage be-

trifft, so ist sie noch keinesweges eine verzweifelte; achten Sie nicht auf die Leute, deren Talent darin besteht, durch Ausstreuung von Besorgnissen Alles zu lähmen." Diese Besorgnisse waren jedoch wohlbegründet: die Vendee stand in Feuer; der Feind war im Besitz der festen Plätze im Norden; die Engländer hatten Toulon inne, und Barrere äußert, jener Zeit gedenkend: „Alles war verloren, wenn der Convent im Frühjahr nicht eine immense Macht auf die Beine brachte."

Vergebens blieb Billaud-Varennes bei der Behauptung, daß die Republik von 1,800,000 Mann vertheidigt werde; niemand wollte daran glauben, auch hat sich die Tradition nicht über die vierzehn Armeen, jede von ein mal hundert tausend Mann, verstiegen.

Bouchotte, der damalige Kriegsminister, meinte auch, daß 1,400,000 Mann für eine Regierung, die fast überall geschlagen worden war, ein wenig zu viel wären, und er begnügte sich damit, in einem Memoire, das er nachdem herausgegeben hat, der Republik über eine Million Soldaten zu geben.

Wir sind also von den 1,800,000 Streitern Billaud-Varennes schon auf etwas mehr als eine Million Bouchotte's herabgekommen; aber zum Unglück aller dieser schönen Berechnungen constatiren die officiellen Etats des Kriegsministeriums für den Monat September 1794 — folglich die Zeit, wo die Macht der Republik ihre höchste Chiffre erreicht hatte — nur sieben mal hundert neun und vierzig tausend fünf hundert fünf und vierzig Mann unter den Waffen. Wenn aber im September 1794 nur 749,545 Mann unter den Waffen standen, was ist da wohl von der Million und darüber nach Bouchotte, oder von den 1,800,000 Mann nach Billaud-Varennes im Jahr 1793 zu halten, wo Frankreich geschlagen, der Feind auf seinem Gebiete war?

Alle die traditionellen Uebertreibungen über die Militairmacht der Republik reduciren sich also auf 749,545 Mann, die im September 1794 unter ihren Fahnen versammelt gewesen. Das wäre immer noch eine recht zahlreiche Armee, obwohl nur halb so stark, als sie dem Heilsausschusse im Allgemeinen zugeschrieben worden ist: wir wollen nun aber den Beweis führen, daß auch diese Etats des Kriegsministeriums falsch gewesen sind, und daß die Militairmacht der Republik aller Wahrscheinlichkeit nach nie eine halbe Million überstiegen hat.

Es ist durch mehrere authentische Thatsachen erwiesen, daß die officiellen Etats des Kriegsministeriums nicht genau waren.

Diese Etats gaben den Effectivbestand der Nord-Armee für den Monat Juli 1793 auf 92,000 Mann an. Die Noten aber, welche Saint-Just über diese Armee aufgemacht hat, reduciren ihren Effectivbestand auf 53,000 Mann, und als wirklich unter den Waffen auf 40,288.

Im October desselben Jahrs gab der Kriegsminister Bouchotte, wahrscheinlich auf die Etats fußend, die er vor Augen hatte, dem Divisionsgeneral Ferrand, der zu Maubeuge befehligte, die Weisung zu einer Disposition, die außer den für die Stadt und das verschanzte Lager nöthigen Truppen circa 10 bis 12000 Mann erforderte. Darauf erwiederte ihm der General:

„Was die 10 bis 12000 Mann betrifft, die Sie so freigebig zu meiner Verfügung stellen, so haben Sie sonder Zweifel die Etats nicht berücksichtigt, die ich Ihnen übermacht habe. Sie würden daraus ersehen haben, daß ich nie über 13 bis 14000 Mann in Activität und unter den Waffen gehabt habe, sowohl in der Stadt als in dem verschanzten Lager, und daß es demzufolge unmöglich ward, Pläne auszuführen, deren Entwerfung in der Ferne so leicht ist."

Im folgenden November befahl der Heilsausschuß nach Ansicht der Etats, die ihm von dem Kriegsminister über die Nord-Armee vorgelegt worden waren, und welchen zufolge sich der Effectivbestand dieser Armee auf 141,000 Mann belaufen sollte, ungerechnet die Garnisonen, daß 10,000 Mann davon nach der Vendee entsandt werden sollten.

Darauf erwiederte der General Jourdan, der die Nord-Armee befehligte, es würde ihm sehr wenig übrig bleiben, wenn man ihm 10,000 Mann nehmen wollte.

Ueber eine solche Antwort erstaunt, hieß der Heilsausschuß nun Carnot, sich von dem General Jourdan den wahren Etat geben zu lassen. Derselbe schrieb darauf an Letzteren:

„Der letzte Etat, welchen der Kriegsminister dem Ausschuß übergeben hat, giebt den Effectivbestand der Nord-Armee, die Garnisonen nicht mitgerechnet, auf 141,000 Mann an, und es ist gewiß, daß die Nation dafür zahlt. Doch sagst Du, Dir würde nach der Entsendung von 10,000 Mann, die für die West-Armee bestimmt sind, sehr wenig übrig bleiben, ja, diese Maaßregel könnte gefährlich werden! Man muß endlich einmal wissen, woran man ist. Der Chef des Staabes soll uns deshalb und unter seiner Verantwortlichkeit einen genauen Etat über diese Armee einsenden."

Man sieht's, die Kriegs-Etats aus der Revolutionszeit wollen nahebei besehn und mit Vorsicht aufgenommen seyn. Die Administration dieser Armeen war, wie Saint-Just sich ausdrückte, voller Räuber, die auf den Etats Soldaten aufführten, welche nicht vorhanden waren, um dafür die Rationen und die Equipirungskosten einzusäckeln. Das Schreiben Carnot's weist nach, daß die Nation für 141,000 Mann zu welch' fingirter Stärke die Nord-Armee angegeben worden war, zahlte, und er setzte mißmüthig hinzu: „Uns jammern die vielen Entbehrungen einer Armee, die sich so wohl um das Vaterland verdient gemacht hat: dieselben rühren aber nicht von versäumten Zusendungen her, sondern von vorgefallenen Unterschleifen. Um die Spitzbuben fortzujagen, geschieht's, daß der National-Convent Repräsentanten zu den Armeen schickt." In einem geheimen Ausschusse, der am 16. Fructidor des Jahrs V (2. Septbr. 1797) im Rathe der fünf Hundert gebildet worden war, erklärte der General Jourdan, daß die Lieferanten der Sambre- und Maas-Armee jährlich ein hundert und vierzig tausend Rationen, welche vom Schatze regelmäßig bezahlt worden wären, gestohlen hätten.

So ist man denn vermöge aller Wahrscheinlichkeiten zu glauben berechtigt, daß die Kriegs-Etats übertrieben angegeben waren, und die Zahl der Soldaten der Republik die in den Etats genannte Höhe nie erreichte. Auch ist zu bedenken, daß es einer Armee, die so zahlreich, und, mindestens im Jahr 1794, fast immer auf dem Nationalgebiete gewesen, sehr schwer gefallen seyn würde, inmitten einer allgemeinen Hungersnoth, so, daß die Bewohner von Paris sich mit zwei Unzen Brod pr. Kopf des Tags behelfen mußten, zu subsistiren. Man ist sonach berechtigt, anzunehmen, daß man der Wahrheit am nächsten kömmt, wenn man die Soldaten des Convents auf ungefähr eine halbe Million schätzt, wobei überdem nicht zu übersehen ist, daß diese

Soldaten meistens ohne Schuhe, ohne Montur, und ohne Lebensmittel waren. Selbst nach der Eroberung von Holland, der Schweiz und Italien befanden sich die Truppen in der gräulichsten Entblößung. So hatten die Grenadiere der Pariser Garnison, welche am 19. Brumaire des Jahres VIII (10. Novbr. 1799) die Orangerie von St. Cloud ausräumten, meistens ihre Füße mit Stroh umwunden, um sie zu erwärmen.

Carnot brachte in die Leitung der Armee dasselbe, was er in die Politik gebracht: einen so schwachen Charakter, daß er selbst seine Principien und seine Würde aufgab.

Den leidenschaftlichen Parteien begegnet es zuweilen, daß sie mit Gemüthern zusammen treffen, die, von Natur rechtlich, aber schwankend und fügsam, sich zwar zu keinem Verbrechen hergeben, aber wohl es geschehen lassen und patronisiren würden. Wehe über die aufgeregten Zeiten, wo dergleichen Bündnisse geschlossen werden! Die verderbten Menschen exaltiren die Eitelkeit dieser schwankenden und thatlosen Menschen, und verbergen sich, ihre Anschläge und ihre Handlungen hinter der Achtung, welche jene umgiebt, und lassen so das Ansehn der Tugend für das Laster und das Verbrechen aufkommen. Es ist eine strenge, wenn auch peinliche Pflicht der Geschichte, die Schwäche der Herzen zu bezeichnen, welche die Gerechtigkeit, die Wahrheit und das Moralische einer reellen, aber beschaulichen und feigherzigen Liebe in Ehren halten; die gern rechtschaffen seyn möchten, aber gemächlich und schläfrig, ohne Gene, Kampf und Gefahr. Nichts ist der Tugend unähnlicher, als der Lebenswandel dieser Menschen; denn die Tugend bedeutet Macht, während ihr ganzes Leben eine immerwährende schimpfliche Ohnmacht, wenn nicht selbst entschiedene Feigheit ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Expedition nach Mittel-Afrika.

(Beschluß.)

Adamava ist in der That ein schönes Land mit sehr weit ausgedehnten Thal-Ebenen höchst fruchtbaren Bodens; und da es sieben Monate hindurch durch vielfältigen Regen genäßt wird, so ist es unermeßlich reich an Wiesengrund, folglich auch an Hornvieh. Mit Ausnahme der Sclaven, bildet das Hornvieh den alleinigen Reichthum der Herren des Landes, die in fortwährendem, fast täglichen Kriege mit den heidnischen Bergbewohnern leben. Außer dem berühmten Mendif und einigen merkwürdigen Bergen, welche kalkhaltige steile Piks, bis zum Gipfel nackt und bloß, zu seyn scheinen, bestehen all die Berge sowohl in Adamava als in Mandara, so weit ich dies habe ermitteln können, aus Granit und sind ganz mit Bäumen bedeckt, an den ebenern Stellen jedoch angebaut. Das Hauptproduct des Landes ist Ghafule (?), es wird aber auch Reis gebaut, der in dem Thale von Benue sehr gutes Gedeihen hat, indem dasselbe vierzig Tage lang von dem Flusse, der in der Regenzeit 40 bis 50 Fuß steigt, überschwemmt wird. Ich kann fast mit Gewißheit angeben, daß auch Gold in Adamava gefunden wird; denn es ist mir von jemand versichert worden, daß der Benue dies edle Metall mit sich herunter schwemmt, obwohl es mir, mindestens in der jetzigen Jahreszeit, nicht möglich gewesen ist, mich persönlich von diesem Umstande zu überzeugen. Schnee-bedeckte Berge giebt es hier jedoch nicht, und der Alantiga, den ich in seinem ganzen Umfange auf eine Entfernung von ungefähr hundert Meilen gesehn habe, schien mir höchstens 9 bis 10,000 Fuß hoch zu seyn. Vulkanischer Natur, wie man mir gesagt hatte, daß er wäre, scheint er auch nicht zu seyn; aber daß er heiße Quellen enthält, das hat seine Richtigkeit.

Zu Yola eröffnete sich mir eine höchst lockende Aussicht. Ich lernte dort einen sehr liebenswürdigen Araber, den Sherif Mohammed ben Ahmedu, aus Mokha im Yemen gebürtig, kennen, der alle östlichen Ufer des afrikanischen Continents, von Djard Hafun aus bis zu Sofala hinab, bereiset hat, von Mozambique bis Nyassie vorgedrungen gewesen ist, und, mit dem Character der Engländer wohlbekannt, erklärte, daß er gegen eine zu Zanzibar zahlbare Summe von 300 Dollars den Versuch machen wolle, mit mir über den Continent in der Richtung jenes prächtigen See's vorzudringen. Da Nyassie der große Mittelpunkt des Handels eines immensen Theils von Süd-Afrika ist, so bin ich überzeugt, daß wir von Yola ab in dieser Richtung kaum vier Wochen zu reisen nöthig haben würden, um eine sehr belebte, jenem Markte zuführende, Landstraße anzutreffen. So wie die Sache augenblicklich steht, muß ich es dabei bewenden lassen Ihnen meines Freundes Itinerarium von Mozambique nach Nyassie einzusenden, das meines Wissens völlig neu ist. Ich würde Ihnen manche Berichtigung über jenen Theil des Continents haben geben können, wenn mich nicht der Befehl des Gouverneurs von Yola fortgetrieben hätte. Ich rechne jedoch stark darauf, meines Sherifs wieder ansichtig zu werden.

Itinerarium der Route von Mozambique nach dem See Nyassi, zu Fuß.

1. Tag. Nachtlager zu Sembe an der Küste, nach Ueberschreitung des Canals.

(Diese Route ausführlich zu geben, scheint nicht vonnöthen zu seyn.)

22. Tag. Nachtlager am Ufer des Flusses Luwuma, der zu allen Jahreszeiten Wasser hat.

23. Tag. Zwischen 1 und 2 Uhr das dem Stamm Mobiow zugehörige Gebiet betreten, das mit dem Dorfe Mckoiyaiha beginnt.

28. Tag. Ankunft an den Ufern der Lyyinde, ein kleiner Fluß, der einem großen See, Kilua genannt, entspringt und sich mit der Luwuma vereinigt.

32. Tag. Nachtlager in einem Dorfe, das in einer anderen Gebirgskette liegt, und nachdem man um die Mittagszeit eine sehr breite alte Straße passirt ist, die Aehnlichkeit mit einem trocknen Wasserbette, jedoch nicht solchen Character hat, und die sich, die Berge vermeidend, in der Richtung von Süden nach Norden um sie herum zieht. Diese Straße, die meinen Kundgeber mit der größten Bewunderung erfüllte, und die von allem Volke in der ganzen Umgegend für ein Denkmal älterer Zeiten gehalten wird, wird Mulila genannt.

33. Tag. Auf einem abwärts führenden steilen Wege gelangt man aus dem Dorfe, wo man die Nacht zugebracht hat, zu dem Ufer des prächtigen See's Nyassi. Man übernachtet

nun in dem Dorfe Moala, wo ein viel besuchter Markt gehalten wird, obwohl Ngombo, drei Tagereisen im Norden von Moala, der Hauptmarkt von Nyassi ist. Unfern von Moala erhebt sich ein weißer Felsen aus dem See.

Wenn man den See von Ngombo nach Westen zu passirt, wo die Hauptstadt des Sultans von Nyassi belegen ist, so hat man eine Nacht mitten im See auf einer Insel zuzubringen.

Der See steigt und fällt in keiner Jahreszeit. Mein Kundgeber hält es für sehr wahrscheinlich, daß der Nil aus diesem See entspringt, obgleich er den nördlichen Theil von diesem nicht besucht hat.

Im Westen von dem See Nyassi, nach der Angabe meines Kundgebers — doch wahrscheinlicher im W. N. W., da er, wie er sagt, in gerader westlicher Richtung gereist ist, als er sich von Mozambique nach Moala begeben hat — hörte er von noch einem anderen großen See, den man Timboze nannte, und der ungefähr einen Monat Tagereise entfernt sey.

So viel von dem, was mich selbst betrifft, nun ein Paar Worte in Betreff des Herrn Dr. Overweg: — Während meiner Abwesenheit hat er das Boot fertig gemacht und ist nun darüber aus, den See von Mittel-Afrika und dessen Ufer unter dem Schutz von Kashella Fuggo Ali von Maduwari — mit welchem ich vorhin die Ufer des See's, wo er noch sehr seicht war, untersucht hatte — und unter der Leitung einiger Buddamas-Häuptlinge, zu befahren und zu untersuchen. Der starken Winde halber, vor welchen die Buddama Böte nicht recht vorwärts kommen konnten, während das englische Boot mit vollen Segeln in jeder Richtung gut durch den Wind werden konnte, brauchte er neun Tage, um von Kawa, dem Dorfe am diesseitigen Ufer des See's, bis nach der Hauptstadt der Buddamas zu kommen, die ihm überall die größten Ehrenbezeugungen erwiesen haben sollen, während sie den Bau des fremden Bootes bewunderten.

Die Resultate mit welchen ich ihn binnen wenig Tagen zurück erwarte, werden für die gesammte Geographie von Mittel-Afrika vom größten Interesse seyn, und ich bin überzeugt, daß das englische Publikum sowohl, als die Regierung sehen werden, daß die deutschen wissenschaftlichen Reisenden in ihrem eifrigen Streben schon einiger Unterstützung werth sind. Es ist Gott sey Dank! endlich eine Beihülfe zum Belauf von 100 Lsterl. auf einem Umwege eingetroffen, eine andre aber, von gleicher Bedeutung nebst Briefen und Kunde von unsern Freunden in Europa, wonach uns so sehr verlangt, welche auf der directen Straße von Bilma entsandt worden, ist noch nicht angekommen.

Nachdem ich die Tour des See's landwärts gemacht habe, werde ich versuchen, wo möglich südwärts, auf der Straße von Baghirmmi, Bangbay und Somrai, von welcher ich dem Herrn Petermann ein Itinerarium zugesandt habe, vorzudringen. Ich habe noch ein anderes höchst wichtiges Itinerarium von hier über Loggun nach Somrai und weiter nach Süden, das mit Bezug auf den Lauf des Shary von höchstem Interesse ist; ich habe aber augenblicklich nicht die Muße es mitzutheilen. Zu Kuka hätte die eigentliche Regenzeit schon begonnen haben sollen, doch ist hier noch Alles dürre, während zwei Tagereisen weiter südlich bereits Alles grün geworden ist, und die Saaten empor schießen. Im nächsten Monat ist nichts anzufangen, außer daß wir uns mit Erkundigungen, Sprachen u. dgl. beschäftigen.

Ihr rc. Dr. Barth,
Abd-El-Kerrem.

Südslavische Wanderungen im Sommer 1850. Zwei Bände. Leipzig, Friedr. Ludw. Herbig. 1851. 337 und 245 Seiten. 8.

Fleißige und begabte Touristen sorgen rastlos dafür, daß unsere Kenntniß von Italien, Frankreich, der Schweiz, England, Rußland fortwährend neuen Zuwachs gewinne; aber die Gegenden, welche der Verfasser der vorliegenden Reiseskizzen durchwanderte, sind uns, und, sie werden nach beendigter Lectüre des Buches es eingestehen, auch manchen anderen mit der Völker- und Länderkunde besser Vertrauten, ein fast unbekanntes Land. Es muß unentschieden bleiben, ob einzelne Züge der lebensfrischen Gemälde, die hier aufgestellt werden, ganz der Wirklichkeit entnommen oder mit künstlerischer Freiheit, mit Farben ausgemalt sind, die ursprünglich weniger schwarz oder weniger glänzend sind; auch die Gränze, wie weit die geringe Sympathie des tschekischen Reisenden für das Magyarenthum hin und wieder in der Auffassung und Darstellung südslavischer Zustände und südslavischen Lebens ihren Einfluß geltend gemacht, sind wir nicht im Stande näher zu bezeichnen; aber das Buch, so wie es uns dargeboten, ermöglicht einen Blick in Verhältnisse, die ihre höchst anziehende Seiten haben. Die Ruinen des Kriegsopfers Neusatz, Carlowitz, Semlin, eine Ueberfahrt über die Donau, Belgrad, der Cordon, Pancevo, Weißkirchen, Dravitza, eine Grubenfahrt, Banater Räuberhistorien, eine walachische Hochzeit, Kloster Kovil, Kac und die Römerschanzen, Pirosch, Kulpin, eine Umfahrt durch Oerter in der Nachbarschaft von Kulpin, Temerin, Szent Tomas, werden mehr oder weniger ausführlich beschrieben und geschildert und diese Schilderungen durch Erzählungen aus dem Thun und Treiben der Serben und Türken, persönlicher Erlebnisse des Verfassers, in den gegebenen Einzelnheiten unbekannter Kriegsereignisse u. s. w., belebt. Belgrad besonders lieferte dem Verfasser in der kurzen Zeit seines dortigen, mühsam bewirkten Aufenthaltes einen reichen Stoff zu Beobachtungen und Berichten. (1. Band, S. 64—337.) In 10 Abschnitten unterhält er uns von dem Eindruck, den der erste Anblick der Stadt, „in der sich Absterben und Neuaufleben, Niedergang und Aufgang, Vergangenheit und Zukunft berühren“, auf ihn ausübte, von dem unerwarteten Wiederfinden eines Freundes, einem mit Emigranten verlebten Abend, von belgradschen Gestalten und belgradschem Leben, einem schon früher ihm bekannt gewordenen Türken, dem Pfeifenmacher Usta-Hassan, den Scherbetverkäufern, den serbischen literarischen Zuständen (m. s. Nr. 39 unserer Blätter), einem Besuche beim General Knicanin, einer Liedertafel an der Save (Nationalgesänge des türkischen Knaben Achmet und des alten Kussuf; eines Polen, eines Italieners, eines jungen Serben, eines Ungarn, eines Mecklenburgers und Böhmen, im Garten des Usta-Hassan.) Wir begleiten den Verfasser ferner in ein türkisches Kaffeehaus, er erzählt von seinem Besuche bei Fazli Pascha, dem

Repräsentanten des letzten Restes türkischer Macht in Belgrad, von einem serbischen Gastmal bei einem alten Serben von echtestem Schlage, serbischen und türkischen Frauen, einer Dschamia (Moschee) und den Bußübungen der Türken, von den fränkischen Juden u. s. w. Der sechste Abschnitt ist überschrieben: „Marko, der Königssohn; eine Gestalt aus den serbischen Heldengesängen."

Aus der Unterhaltung mit dem General Knicanin theilen wir ein Bruchstück mit: „Sieh', da!" nahm er das Gespräch wieder auf, „man schreibt mir, daß Ihr Euch für uns Serben in Manchem interessirt; daß Ihr unsere Geschichte kennt, unsere Lieder, und nun auch die Schauplätze unserer Kämpfe besuchen wollt. Da darf ich also in Euch noch besonders einen Freund unseres Volkes begrüßen?"

Ich erzählte, wie ich ursprünglich durch die Talvjsche Uebersetzung der serbischen Heldengesänge angeregt, bald den Wunsch in mir erwachen fand, mich mit der Sprache, der Geschichte und den Sitten eines Volkes vertraut zu machen, das ich mir nicht anders, denn als ein kräftiges, heldenhaftes, eigenthümliches denken mußte, und von dem ich nicht begriff, wie es, im Binnen Europa's wohnend und lebend, doch so wenig gekannt sein konnte, daß selbst große Historiker wie Rotteck, Becker, Schlosser und Andere davon so viel wie gar nichts zu sagen wissen, und daß es unter seinen Nachbarn kaum dem Tausendsten, ja Zehntausendsten dem Namen nach bekannt sei; daß ich durch den Werth, den einer der größten deutschen Gelehrten (Grimm) auf diese Heldengesänge gelegt, mich in meinem Wunsche bekräftigt fühlte, und daß ich es in einem Augenblicke nicht länger aufschieben mochte, dem langgehegten Wunsche nachzukommen, wo ich nach einem eben beendigten Erhaltungskriege eines Theiles der Nation, an dem sich gleichwol die ganze Nation betheiligte, alle Erinnerungen aus alten Tagen neu belebt, alle Eigenthümlichkeiten und bezeichnende Charakterzüge schärfer ausgeprägt, endlich vielleicht eine nicht unbedeutende Ausbeute von Anschauungen, Mittheilungen über die letzten Kämpfe, wol auch neuerstandenen Liedern zu finden hoffte.

„Unsere Lieder!" fiel mir Knicanin in die Rede. „Es ist doch sonderbar, daß wir es unsern Liedern, und nicht unsern Thaten, nicht unserer Bedeutung zu verdanken haben sollen, wenn man auf uns aufmerksam wird! Uebrigens muß ich selbst zugestehen, daß das Lied für die Entwickelung unseres Stammes von außerordentlicher Bedeutung ist. Unsere Lieder sind uns nicht nur unsere Vergangenheit, sie sind auch unsere Gegenwart, ja unsere Zukunft. Was Ein Serbe heute thut, das singt schon morgen von ihm ein anderer Serbe. Ja, Gesang und That fällt bei uns Serben oft in Eins zusammen. Das hättet Ihr hundertmal auf unsern Schlachtfeldern erleben können. Und das ist es, was unsern Führern wie unsern Kriegern den Todesmuth einflößt, von dem man sich oft so Fabelhaftes erzählt! — Kennt Ihr die Geschichte Marko's?"

Ich bejahte.

„Seht Ihr, dann kennt Ihr auch die ganze Geschichte des serbischen Volkes, und dann kennt Ihr auch das ganze serbische Volk selbst! Ihr werdet mir Recht geben, wenn Ihr erst unsere jüngste Geschichte, unser Volk genauer kennen gelernt haben werdet. Ihr werdet dann selbst sagen, daß wir Serben eigentlich gar keine neue, oder wenn Ihr wollt, gar keine alte Geschichte haben. Unsere Geschichte, unsere Kämpfe wiederholen sich nur; und was unsere Väter thaten, ist neu, wenn Ihr es mit unsern Thaten vergleicht, und was wir thun und kämpfen, ist alt, wenn Ihr Euch die Thaten Duschans, Lazar's, Marko's zurückruft. Die wollten das serbische Volk vom fremden Joche befreien, und wir wollen dasselbe. Ihnen gelang es nicht — erinnert Euch, wie es auf Kossowo geendet! Uns gelang es nur zum Theil. Doch was uns nicht gelang — und, glaubt mir, es ist noch viel — das müssen unsere Kinder und Kindeskinder weiter versuchen, bis daß das Lied von Marko zur Wahrheit geworden, und der Serbe nicht mehr an den „Wegen des Czaren" pflügt!"

Ueber das Bergstädtchen Oravitza, woselbst unser Wanderer einige Tage bei seinem, dort als Arzt rüstig wirkenden Freunde, Friedrich Bach, dem Dichter der Lieder „vom Vergessen", „vom Sterben" (eine neue Ausgabe seiner Gedichte erschien: Leipzig, J. J. Weber, 1847), verlebte, erfahren wir Folgendes: „Oravitza ist, so weit die Forschungen der Geschichte zurückreichen, stets von Walachen, d. h. Rumänen, bewohnt gewesen. Ob auch von ihnen gegründet? Ich habe darüber keinen Aufschluß erlangen können, ebenso wenig als über die Frage, ob auch schon die noch ursprünglicheren Einwohner der Dacia ripensis, wie die Römer das Banat seiner felsigen Ufer wegen nannten, in den Bergen von Oravitza nach Gold gruben, oder ob sie dieses einträgliche Geschäft ihren Besiegern, den Römern, überließen. Nicht minder war ich nicht im Stande zu eruiren, welchen Einfluß auf die physiognomische Entwickelung und Culturgeschichte Oravitza's die Hunnen, Gepiden und Longobarden gehabt haben, die nach den Versicherungen der meisten Historiker, wenn sie je wieder in's Banat kämen, allerdings einige begründete Ansprüche auf Anerkennung ihrer Nationalität erheben könnten. Ob sich vielleicht die ersten Häuser von Oravitza erst damals aus der Bergschlucht erhoben, als die Avaren, oder später die Serben, oder endlich im neunten Jahrhundert die Magyaren, und zwar die Letztern vom Ural, herabstiegen, um sich in den weizenreichen Ebenen heimisch zu machen, ist für mich ebenfalls in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt geblieben. Soviel jedoch ward mir offenbar, daß es von jeher ein vielbeliebtes Pilgerziel deutscher, meist tyrolischer Bergleute gewesen, und daß seit mehr als einem Jahrhundert ein ganz respectables Colonielein deutscher Beamter mittelst allerhöchster Ernennungen und Verordnungen dahin verpflanzt worden, und daß somit in den gottgefälligen, nicht allein auf die Erzberge des Herrn beschränkten Bestrebungen dieser frommen deutschen Ansiedler der Grund der so außerordentlichen Verbreitung des deutschen blonden Haares, deutscher blauer Augen und deutscher Physiognomien selbst unter den walachischen Ureinwohnern zu suchen sei. Aber auch Ton, Sprache und Gemüthsleben sind in Oravitza vorherrschend deutsch, wenn auch die Urbevölkerung eine rumänische ist. Man begegnet sich und grüßt sich deutsch, wenn man nämlich dem Bereiche der „Honoratioren" Klasse angehört. Man spricht in allen Häusern und bei allen Besuchen deutsch, man liest deutsche Zeitungen, dann deutsche Literatur, z. B. „den ewigen Juden" und „Paul de Kock's humoristische Romane". Muß das nicht als der geistige Sieg des deutschen Elementes angesehen werden? Kurz, Oravitza war zwar ursprünglich keins, ist aber nun ein deutsches Bergstädtchen, hat sein Theater aufzuweisen, seine böhmischen Musikanten, sein gutes Bier, seinen Gesangverein, und hat sogar eine Zeit gehabt, wo neben einem

berühmten deutschen Botaniker noch zwei deutsche Poeten darin lebten. Der deutsche Botaniker war Montanchirurg des Ortes und trug wahrscheinlich durch den Zufall der Geburt den polnischen Namen Wierzbicki, der auch zur Verewigung seines Andenkens mit dem classischen Endlaut — — ana auf eine Pflanze überging. Er starb im Jahre 1847. Sein reichhaltiges Herbar, das einzige der Flora Dacoromaniens, seine fleißigen Zeichnungen und Manuscripte werden durch das Schicksal, dem sie entgegensehen, es bethätigen, daß er ein Deutscher war. Sie werden ohne Zweifel zu Grunde gehen. Einer der Poeten hieß Arthur Schott, der, in inniger Beziehung zu einer in der Nachbarschaft begüterten gräflichen Familie stehend, in diesem Städtchen zehn Jahre lang lebte und liebte und einen absonderlichen Socius spielte. Sein Name ist in Aller Mund. Ganz Oravitza weiß von dem „Herrn Schott" zu erzählen, der da mit seinem selbstdressirten Jokey in einem kleinen Häuschen wohnte, alle Tage auf seinem Pony ausritt, nie ein Halstuch trug, sehr schön sang und Klavier spielte, selber componirte, walachische Sitten und Lieder studirte, Verse machte, zu Dilettanten-Theatern anregte und doch dabei ein Sonderling war. Der andere Poet war Friedrich Bach."

Wir könnten noch eine lange Reihe von Auszügen gleich interessanten oder noch interessanteren Inhalts den beiden eben gelieferten anschließen, z. B. das Gespräch über Kossuth (1. Band, S. 97 ff.), die Ansichten Fazli Pascha's über die türkischen Reformen (1. Band, S. 269 ff.), die Gräber- und Kirchen-Entweihung in Szent Tamas (2. Band, S. 240 ff.) u. s. w.; doch die kleinen Fragmente werden schon genügen, unseren Lesern die „Südslavischen Wanderungen" zu empfehlen.

Die äußere Ausstattung ist einfach-geschmackvoll.

H.

Die Erde, die Pflanzen und der Mensch. Populäre Naturschilderungen von Joakim Frederik Schouw. Aus dem Dänischen, unter Mitwirkung des Verfassers von H. Zeise. Mit der Biographie des Verfassers von P. L. Möller, und seinem Portrait nach Marstrand. Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1851. XVIII und 310 Seiten, nebst 1 Bl. Inhalt. 8.

Joakim Frederik Schouw, (geboren in Kopenhagen den 7. Februar 1789), „dessen Name mit der jüngsten Entwickelung Dänemarks zugleich in wissenschaftlicher und politischer Beziehung verknüpft ist", hat sich zum Ausgangspunkt seiner gelehrten Arbeiten die von Humboldt geschaffene neue Abtheilung der Botanik, „die Pflanzen-Geographie", gewählt. Seine „Grundzüge einer allgemeinen Pflanzen-Geographie" und sein „Pflanzengeographischer Atlas" erwarben ihm einen europäischen Ruf in der Wissenschaft, abgesehen von zahlreichen anderen Schriften, die zum Theil bezwecken, die Ergebnisse seiner gelehrten Forschungen in populärer Darstellung auch den Nichteingeweihten zugänglich zu machen. Seine „Naturschilderungen", von welchen zwei Sammlungen erschienen, sind es, von denen eine nach Angabe des Verfassers getroffene Auswahl jetzt den deutschen Freunden der Naturwissenschaften mitgetheilt wird, von Schouw selbst durchgesehen und mit neuen Artikeln bereichert. „Was ihn", sagt Herr Möller, am Schlusse der Biographie, auf diesem Gebiete wesentlich auszeichnet, ist die gewissenhafte Gründlichkeit im Erschöpfen seines Stoffes, verbunden mit einer geistreichen Naturauffassung und angenehmen Darstellung. Diese Schilderungen, deren ursprüngliche Gestalt die der freien, nicht streng akademischen Vorträge war, gehören in Dänemark unter Gebildeten zu der sehr geschätzten Lectüre, indem sie neben der Belehrung eine interessante Unterhaltung gewähren. Auch auf die allgemeine Volksbildung, namentlich durch den Schulunterricht, hat Schouw einen umfassenden Einfluß geübt, indem seine Vorträge und Schriften in der geographischen Lehrmethode einen vollständigen Umschwung, mit gerechter Hervorhebung der physischen Geographie bewirkt haben. Seine Ansichten hierüber hat er neuerdings in seinen „Pröver pa en Jorddbeskrivelse" (Proben einer Erdbeschreibung), wovon auch eine deutsche Ausgabe vorbereitet ist, niedergelegt. Was endlich den hier mitgetheilten Skizzen den höchsten Werth giebt, ist, wie der Leser bald bemerken wird, nicht das aus der Darstellung hervorgehende momentane Interesse, sondern der erhebende allgemeine Weltüberblick, der immer im Hintergrunde sich zeigt, und die Grundlage selbst der speciellsten Untersuchungen bildet, so daß man bei Betrachtung des Flachses, des Kaffeebaumes, der Zierpflanzen, des Zuckerrohrs, der Gebirge u. s. w. immer die Erdkugel als Ganzes, das Verhältniß jener Einzelnerscheinungen zur ganzen Natur und zur Menschheit, im Auge behält."

Eine weitere Empfehlung des Buches wird durch die obige Charakteristik desselben überflüssig. Ist in dem Ganzen, in den Grundansichten, auch ein inniger Zusammenhang unverkennbar, so ist durch die zweckmäßige Auswahl doch auch für Abwechselung bestens gesorgt. Die Gegenstände der 30 Abschnitte sind: Die Pflanzen der Vorwelt. Fortgesetzte Beiträge zur Geschichte der Pflanzen. Das Entstehen der jetzigen Pflanzenwelt. Die pompejanischen Pflanzen. Der Regen. Die italienische Malaria. Wiederholung der Natur im Pflanzenreich. Die Alpenpflanzen. Gebirgswanderungen im Norden und im Süden. Der Aetna. Wanderungen in dem Karsch. Capri und Ischia. Die Natur auf den Südsee-Inseln. Der Trollhätta-Fall. Die Rolle der Wälder in der Natur und dem Menschenleben. Die geographischen Verhältnisse der Brotpflanzen. Die geographische Vertheilung der wichtigsten Zierpflanzen. Der Kaffeebaum. Das Zuckerrohr. Die Weinrebe. Die Theestaude. Die Baumwollenpflanze. Der Flachs. Die Pfefferpflanze. Der Gewürznelkenbaum und der Muskatnußbaum. Die Tabackspflanze. Die Mistel. Die Charakterpflanzen der Völkerschaften. Die Einwirkung des Menschen auf die Natur. Die Natur und die Völker. (Zwei instructive Kupfer: Die Vertheilung der Wälder, und: Die geographischen Verhältnisse der Brotpflanzen, sind zur Erläuterung beigefügt.)

Was nun die Uebersetzung betrifft, so vergißt man bei der Lectüre, daß man eine solche vor sich hat. Mit der Sprache und dem behandelten Stoff vertraut, war Herr Zeise in jeder Beziehung der geeignetste Bearbeiter des trefflichen Werkes. Wir halten uns verpflichtet, bei dieser Veranlassung mit aufrichtiger Anerkennung der rastlosen geistigen Thätigkeit desselben zu gedenken; auch die „Literar. und Krit. Blätter" verdanken ihm seit längerer Zeit fortwährend schätzungswerthe Beiträge.

Herrn Möller's „Lebensskizze Schouw's" schildert ihn in

seiner gelehrten und politischen Wirksamkeit. (Wie ungemein fleißig Schouw als Schriftsteller, zeigt der bio-bibliographische Artikel in Erslew's „Almindeligt Forfatter-Lexikon for Kongeriget Danmark med tilhørende Bilande. 3. Binds 1. Hefte", S. 92—102.)

Schöner Druck und schönes Papier, die ganze äußere Ausstattung, erhöhen den inneren Werth des Buches. H.

Eine neue österreichische Zeitschrift.

Illustrirtes Familienbuch des österreichischen Lloyd. Triest. Heft 1—10.

Wir haben in einer früheren Nummer dieser Blätter *) den Mangel beklagt, der in Oesterreich an guten Unterhaltungsschriften herrscht, heute jedoch schon sind wir wieder im Stande, eine lobwürdige Erscheinung auf diesem Gebiete anzuzeigen. Seit Ende 1850 erscheint in Triest ein Illustrirtes Familienbuch, das seit seinem kurzen Bestehen wirklich schon Großes geleistet hat. Der Zweck dieser Monatschrift ist Belehrung und Unterhaltung und die besten deutschen Schriftsteller tragen dazu bei, um das Familienbuch recht vielen Familien befreundet zu machen. — Den Inhalt der vorliegenden Hefte bilden Lebensschilderungen berühmter Personen, unter denen wir die des Malers Leopold Robert, des Freiherrn von Bruck, und des Malers Johann Schraudolf hervorheben. Das Archiv für Erzählung, Sage und Legende enthält Beiträge von Frühauf, Arming, C. Spindler, Hugo Goering, W. von Chezy und Andern. Laube spendete das Vorspiel eines größeren Romans, „die Böhminger", durch den der geistreiche Schriftsteller sein lange beobachtetes Stillschweigen bricht. Zu den Dichtergaben des Familienbuches haben bereits beigesteuert: J. N. Vogl, Mosenthal, Seidl, Braunthal, L. A. Frankl, der immer muntere Castelli, der Preislustspiel-Verfasser Ed. Mautner, der sinnige Halm, der markvolle Grillparzer, F. Hebbel, der Dichter der Judith, A. Grün, Zedlitz u. s. w., und mit Vergnügen können wir es aussprechen, daß die Redaktion des Familienbuches mit solcher lobenswerthen Umsicht dabei verfährt, daß unter den bis jetzt gebrachten Gedichten fast nur Ausgezeichnetes sich befindet. Auch die dramatische Muse hat im Familienbuche ihre Vertretung. Von den zwei Beiträgen dieser Gattung ist Vogl's „Blauschürzchen" ein ächtes österreichisches Kind, das in keiner Scene sein Vaterland verläugnen kann. Besser als dieses ist Mosenthal's „Dorflehrer", obgleich auch hier ein oft dagewesener Stoff eine mittelmäßige Behandlung gefunden. — In den Schilderungen aus der Heimath und Fremde erhalten wir lebendige Bilder berühmter und unberühmter Städte, wie Mailand, Pola, Triest, die gewöhnlich von trefflichen Stahlstichen begleitet sind. Hier machen wir besonders auf Sternberg's „Fasching in Wien" aufmerksam.

Damit aber das Familienbuch zugleich auch belehrend wirkt, bringt es Beiträge über Kunst und Wissenschaft, geschichtliche Erinnerungen aus alter und neuer Zeit, Naturwissenschaftliches und Gewerbliches, und wird darum auch durch die Reichhaltigkeit seines Inhaltes in recht vielen Familien ein gerne gesehener Freund werden. Jedes Heft enthält drei Stahlstiche, die übrigens mit dem Inhalte des Heftes in so lockerem Zusammenhange stehen, daß die Bezeichnung „Illustrirtes Familienbuch" eine weithergeholte scheint.

Um dem novellistischen Theile der Zeitschrift noch bessere Kräfte zuzuführen, enthält das letzte Heft eine Preisausschreibung für die zwei besten Novellen, die bis Ende October eingesendet werden. Der erste Preis beträgt 30 Dukaten in Gold, und der zweite 20 Dukaten. Das Preisrichteramt haben übernommen: Grillparzer, Hebbel und Hermannsthal.

Freiholz.

*) S. Bl. 21 dieses Jahrgangs.

Dursli, der Branntweinsäufer, oder: Der heilige Weihnachtsabend. Von Jeremias Gotthelf. Vierte, durchgesehene Auflage. Berlin, 1852. Verlag von Julius Springer. 112 Seiten. 8.

Daß von dieser Schrift vier Auflagen nöthig geworden, beweist am besten, wie viele Leser sie gefunden hat; aber sie ist auch von der Art, daß von zwei Seiten her die Leselust erweckt wird. Erstens, was freilich die Nebensache, enthält sie das Märchen von den Bürglenherren in doppelter, abweichender Ueberlieferung von einem hexenartigen Weibe und von einem achtzigjährigen Greise noch klaren Verstandes und immer frommen Sinnes erzählt. Zweitens, als Hauptstoff, liefert sie eins der gelungensten Bilder, deren Jeremias Gotthelf uns schon so manches vorgeführt hat, um ursprünglich brave, auf Abwege gerathene, aber wieder auf den rechten Weg gelangte Menschen zur Abschreckung und Ermuthigung darzustellen. Dursli, der fleißige Arbeiter, der Weib und Kinder treu und innig liebende Ehemann und Vater, wird von bösem Gesindel verlockt, ein Wirthshausläufer, politisirender Tagedieb und Branntweinsäufer. Einst am Weihnachtsabend kehrt er nach Zank und Streit mit den Kameraden, trunken und aufgeregt, aus der Schenke heim; da fällt er bewußtlos hin; es beginnt in seinem Gemüthe zu toben, er hört das Jagen der Bürglenherren, kommt dem Teufel nahe und fährt durch einen Theil der Hölle — im Traum; als er ermattet und elend erwacht, stellt sich die Reue ein und der Vorsatz zur Besserung. Aber von Neuem wird er versucht durch die Erzählung einer gottlosen Alten von den Bürglenherren nach ihrer Weise; er schwankt, sie hätte vielleicht gesiegt, wenn sie ein Branntweinfläschchen bei sich gehabt. Doch die Glocken, die den Menschen in's Leben und aus dem Leben begleiten, und während demselben alle Tage daran erinnern, daß er mit Gott die Erde betreten, mit Gott auf ihr wandeln müsse, wenn er mit Gott sie verlassen will, mahnen ihn ganz eigen und wunderbar; zu seinem Weibe, seinen Kindern kommt er am heiligen Weihnachtsmorgen zurück, ein ganz anderer und bleibt ein anderer, wird wieder der alte Dursli. H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 98. Sonnabend, den 6. December. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

In ruhigen Zeiten mitten in eine geregelte Regierung geworfen, wäre Carnot wohl an seinem Platze gewesen, und würde als ein gemäßigter, ordentlicher, fleißiger und methodischer Geist, jedoch ohne Erhabenheit und Glanz, fungirt haben. In gräulichen Zeiten mitten in eine Regierung der Missethaten geworfen, betheiligte er sich nicht absichtlich bei dem Verbrechen, aber er brachte zwei Jahre wachend und schlafend in dessen Nähe zu, die Augen schließend oder das Haupt abwendend, um es nicht zu sehn; es leise verfluchend, aber nicht die Kraft in sich fühlend, es zu bekämpfen, nicht einmal sich davon zu trennen. Traurig merkwürdig ist's, daß Carnot nur einmal in seinem politischen Leben einen großen Muth an den Tag legte, und dieses nach dem 9. Thermidor, um das Andenken von Buben zu vertheidigen, die er, sie ertragend, verachtet hatte, und um einen Theil der Verantwortlichkeit ihrer Handlungen auf sich zu nehmen.

Durch Barrere aufgefordert, sich darüber auszusprechen, welcher Art sein Benehmen und das Benehmen von Collot d'Herbois und von Billaud-Varennes im Heilsausschusse gewesen sey, antwortete Carnot:

„Die Angeklagten haben mein Zeugniß verlangt; es würde meinerseits feige seyn, wenn ich es ihnen verweigern wollte.

„Ich habe allen Berathungen beigewohnt, und es ist unwahr, daß ich, wie es gesagt worden ist, in mein Bureau relegirt gewesen wäre. Ich muß sagen, daß die anderen sich in dem Heilsausschusse gegen Robespierre erklärt haben, nur meinten sie, als ich in sie drang, ihn unter Anklage zu stellen, weil er schuldig sey, daß der Augenblick dazu noch nicht gekommen wäre. Daß ich das größte Vertrauen in sie gesetzt, ergiebt sich schon daraus, daß ich mehrere Male dasjenige, was sie mir vorgelegt, unterzeichnet habe, ohne es erst zu lesen.

„Wenn sie mich hintergangen haben, so weiß ich es nicht; da ich aber immer gemeinschaftlich mit ihnen deliberirt habe, so erkläre ich, mich auch nicht von ihnen trennen zu wollen."

Mit der Hälfte dieser Seelenfestigkeit würde Carnot nie, selbst aus Gefälligkeit nicht, die Hand zu den abscheulichen und blutigen Excessen geboten haben, von dem er späterhin Ehren halber seinen Antheil reclamiren zu müssen meinte.

Barrere war wegen des Enthusiasmus, welchen er für die Talente Carnot's, als Leiter des Krieges, als Ingenieur und als Tactiker an den Tag legte, schon zu entschuldigen, denn er war nicht im Stande, darüber ein Urtheil zu fällen. Ein Urtheil ohne Appellation aber stand wohl dem Kaiser zu, und dieser hat ihn sowohl als Administrator, als Ingenieur und als Tactiker nur mittelmäßig befunden.

„Carnot war," sagte er, „ein guter Arbeiter, ehrlich in all seinem Thun, und ohne Intrigue, aber auch leicht zu hintergehn. Im Heilsausschusse hat er die Kriegsoperationen geleitet und sich dabei nützlich erwiesen, aber die Lobeserhebungen, die ihm gespendet worden sind, hat er nicht verdient. Er hatte keine Kriegserfahrung; seine Begriffe über alle Theile der Kriegskunst, selbst über den Angriff und die Vertheidigung der Festungen, und über die Principien des Befestigungswesens waren falsch, obwohl er sie seit seiner Jugend studirt hatte. Er hat über diese Gegenstände Werke drucken lassen, für deren Verfasser sich niemand würde ausgeben mögen, der irgend eine practische Kenntniß vom Kriege hätte. . . Nach dem 18. Brumaire wurde er zurückgerufen und von dem ersten Consul als Kriegsminister

angestellt; er bekundete als solcher jedoch wenig Talent, und lag mit dem Finanzminister und Director des Schatzes, Dufresne in häufigen Streit, wobei er meistens im Unrecht war. Endlich trat er aus dem Ministerium aus, in der Ueberzeugung, es aus Mangel an Geld nicht weiter fortführen zu können."

Wenn man die Resultate des Impulses erwägt, welche Carnot den militairischen Operationen gegeben hat, so findet man nichts, das dem Urtheil des Kaisers widerspräche, wie kalt strenge es auch ist.

Im Ganzen hat die Revolution nur drei Generale gehabt, die Eroberungen gemacht haben: Bonaparte in Italien, Pichegru in Holland, Brune in der Schweiz. Die übrigen Generale, und zwar die besten: Jourdan, Hoche, Moreau, haben unsterbliche Schlachten geliefert und gewonnen, jedoch keine Eroberungen gemacht; sie sind mehrere Male als Sieger über den Rhein gegangen, haben ihn aber auch zu mehreren Malen überwunden zurückpassiren müssen. Moreau war der illusterste unter ihnen, doch ist eine Retirade seine schönste Waffenthat gewesen.

Pichegru hat im Winter von 1794 bis 1795, Bonaparte im Frühjahr und Sommer von 1796, und Brune in den Monaten März und April 1798 Eroberungen gemacht, wodurch das Gebiet der Republik erweitert worden ist. Welch entscheidenden Antheil hat nun Carnot an diesen Eroberungen gehabt? Darnach sucht man vergebens.

Die Invasion und die Eroberung Hollands hatte man hauptsächlich der intelligenten Kühnheit zu verdanken, womit Pichegru unter der Benutzung eines ungewöhnlich strengen Winters übers Eis die Wahl passirte und eine Flotte durch Dragoner nehmen ließ; man kann aber nicht sagen, daß Carnot, der Organisator des Sieges, auch den starken Frost organisirt und im Voraus den Plan zu einer so unerwarteten Schlacht entworfen hätte.

Bonaparte vernichtete Schlag auf Schlag drei Armeen, deren jede der seinigen überlegen war, und vollführte im Sturmschritt das unsterbliche Heldengedicht, welches man den zweiten italienischen Feldzug nennt; es ist aber nie jemandem eingefallen, zu sagen, daß Carnot ihm seinen Marsch vorgeschrieben, seine Pläne angegeben hätte.

Was die mittelmäßig verdienstliche Eroberung der Schweiz betrifft, so war Carnot, in Folge der Ereignisse des Fructidors, bekanntlich verbannt, als sie beschlossen und ausgeführt wurde, viel weniger in der Absicht, die Cantone zu erobern, als Rewbell und Merlin die Barren aus dem Schatze von Bern zuzuführen.

So zeigt sich nirgends ein directer Einfluß Carnot's in den großen und entscheidenden Resultaten des Krieges während der Revolution; er hat wohl bei den ungewissen Feldzügen, wo Erfolge und Unfälle in gleichem Verhältniß wechselten, die Hand mit im Spiele gehabt, aber die stets glücklichen und mit Eroberungen gekrönten Feldzüge hat er weder angegeben noch geleitet, daher ihm die Ehre davon auch nicht zugeschrieben werden kann.

Es wäre ebenfalls ungerecht, ihm die außerordentliche Anfertigung von Kriegsmunition beizumessen: dies Verdienst gebührt lediglich Prieur von der Goldküste und insbesondre dessen geschickten Beiständen Fourcroy, Monge und Berthollet.

Carnot war im Heilsausschusse gewissermaßen der natürliche Schutzpatron der Armee; die Soldaten hätten demnach bei ihm ein wenig von der Energie finden sollen, welche die militairische Verbrüderung einzuflößen pflegt, um sie gegen die Brutalität oder gegen die Wildheit der Volksausschüsse in Schutz zu nehmen. Aber ach! es läßt sich nichts Traurigeres und Bedauerlicheres denken, als es die Haltung dieses Officiers als Mitglied einer mit der unumschränktesten Gewalt belehnten Regierung war.

Was man sich auch Gemeines, Abscheuliches und Schmutziges denken mag, es wird der Correspondenz nicht gleich kommen, die in Kriegsangelegenheiten mit Carnot geführt wurde.

Carrier schrieb unterm 20. October 1793 an ihn: „Es wird sich Alles machen; aber . . . . es müssen furchtbare Beispiele statuirt werden und es muß eine strenge Verfolgung der Brigands statt finden, die auch unsre Truppen und Generale eben so eifrig wünschen als wir."

Unterm 11. December 1793 schrieb Carrier ihm wieder: „Ich werde den Generalen Dutruy und Haxo den Befehl zugehen lassen, in allen insurgirten Ländern alle Bewohner, *ohne Unterschied des Geschlechts*, tödten zu lassen und Alles niederzubrennen.... Die von Angers hergebrachten 58 Priester haben ihr Grab in der Loire gefunden. Was ist aus den 130 Contrarevolutionairs geworden, die ich im Austausch nach Angers geschickt habe? Ich habe über sie keine so *positive* Nachricht erhalten.

Laurent schrieb ihm am 14. October 1793: „Man muß das Volk electrisiren und die Aristocraten erzittern machen. *Lassen Sie mich von der Guillotine hören.*"

Duquesnoy schrieb ihm am 18. October 1793: „*Ich schicke Ihnen da ein vier Kujone zu, um sie einen Kopf kürzer zu machen.* Der Eine, das ist der Brigade-General Gratien, der Zweite ist der Befehlshaber des 25. Cavallerieregiments, der Dritte ist der provisorische Commandant von Avesnes, und der Vierte ist ein Irländer, Namens Mandeville, den ich heute Morgen *Herr Marquis* tituliren hörte. Ich bin aber kein Freund von Marquis, daher schicke ich ihn Ihnen zu."

Doch wurde Carnot nicht übel vor Ekel, indem er so widerwärtige Depeschen las, und statt, als Soldat, lieber hundert Mal den Tod zu erleiden, gab er sich als Helfershelfer des Henkers her!

Barrere sagte von Carnot, er habe allen Officieren des Kaiserreiches die Carriere eröffnet, und die meisten von ihnen hätten unter ihren Patenten die Unterschrift: *Carnot. C. A. Prieur.* Das hat seine Richtigkeit; aber wenn Carnot und Prieur so vielen illustren Kriegern die Bahn geöffnet haben, wie vielen Buben und Dummköpfen haben sie nicht auf die Empfehlung der Clubs denselben Dienst erwiesen! Man kann sich den Zustand denken, in welchen die Characterschwäche dieser beiden Männer die Armee versetzt hatte, wenn man hört, daß Carnot selber in den ersten Monaten des Directoriums genöthigt war, *drei und zwanzig tausend Officiere* zu verabschieden," die ihm selber größerentheils ihre Grade zu verdanken hatten.

Er ließ es geschehen, daß Generale durch Volksrepräsentanten, die in der Regel nichts vom Kriege verstanden, insultirt, abgesetzt, eingekerkert wurden. Einer dieser Repräsentanten schrieb am 31. October 1793 an ihn: „Wir fangen damit an, unsre Gefängnisse mit Generalen anzufüllen."

Er gab zu, oder er befahl es vielmehr sogar, daß Bouchotte, der Kriegsminister, die Armee durch Zusendung von Hebert'schen und Marat'schen Flugblättern demoralisirte.

Er gestattete, daß eine Menge Generale, die Siege erfochten hatten, den Clubs aufgeopfert wurden. Er ließ allein von Generalen, die den Oberbefehl der Armeen der Republik geführt hatten, den alten Marschall Luckner, Custine, Biron, Dillon, Brunet, Beauharnais und Houchard guillotiniren. Hoche, den er hatte gefangen setzen lassen, rettete sein Leben nur durch den 9. Thermidor.

Was that Carnot, während so viele gräuliche Excesse die Regierung, an welcher er Theil nahm, der gerechten Verachtung der Zukunft Preis gaben, während Frankreich weinte, blutete, harrte? Er beugte sein Haupt, schwieg, entwarf Berichte, unterschrieb Briefe, wandte das Gesicht ab, um die Verbrechen um und neben ihm nicht zu sehn.

Dieselbe Characterschwäche, dieselbe fügsame Genossenschaft mit dem Verbrechen, dies Hingeben seiner selbst, seiner Würde und seiner natürlichen Moralität, welches Carnot bei den Angelegenheiten der Armee bewiesen, hat er noch weit mehr bei politischen Dingen bekundet. Nicht getragen von der Religion — denn er war ein Philosoph des Schlages jener Zeit — oder von feststehenden Principien in Sachen der Regierung — denn die hatte er nicht, wie man weiterhin sehen wird — war er das Spielzeug menschlicher Schwächen und ließ sich in schimpfliche Capitulationen mit dem Egoismus und der Furcht ein.

Zwei hervorragende Umstände der Revolution zeigten Carnot's Character in vollem Lichte: die Aufrechthaltung der Volks-Commission von Arras, und die Einsetzung einer ähnlichen Commission zu Orange.

Es ist allgemein bekannt, welche Bedeutung die von Joseph Lebon geleitete Volks-Commission von Arras hatte.

Der Volksrepräsentant Chaudieux hat dieselbe in folgender Weise geschildert: „Ich habe Mitglieder dieses Tribunals gesehen: sie sahen Henkern ähnlicher als Richtern. Sie tragen Hemden ohne Kragen und schleifen ihre Säbel auf dem Straßenpflaster stets hinter sich drein. Wenn sie zum Gerichtssaal hinauf steigen, so verkünden sie laut, daß Diesen oder Jenen der Prozeß gemacht werden solle und man sie bald auf dem Wege zum Schaffot werde vorbeiführen sehn."

Darthe hat die Geschworenen wie folgt beschrieben: „Die Jury besteht aus Sechzig bougres à poil. Die Guillotine rastet nicht, und Herzöge, Marquis, Grafen und Barone, Männer wie Frauen, fallen wie Spreu. Lebon ist immer mit Abfassung von Anklage-Acten beschäftigt, und wir sind's mit Verhören und Haussuchungen. Wir kommen gar nicht mehr zum Schlafen.

Eine Menge solcher Commissionen waren nicht bloß von der Regierung selber, sondern auch von den auf Mission ausgesandten Repräsentanten eingesetzt worden. Ein Decret des Convents vom 27. Germinal des Jahrs II (16. April 1794) hob sie sämmtlich auf, ein Beschluß des Heilsausschusses vom 29. April behielt das von Arras aber trotz des Convents-Decrets bei, und dieser Beschluß führte Carnot's Unterschrift.

Das ist noch nicht Alles! Am 16. November 1793 war ein scheußliches Schreiben an Lebon ergangen, nicht von dem gesammten Heilsausschuß, sondern von Barrere, Carnot und Billaud-Varennes, um dies Ungeheuer, das in ihren Augen noch zu milde war, noch mehr anzufeuern.

„Verbleiben Sie in Ihrer revolutionairen Haltung," hieß es in diesem Schreiben; „die bei Gelegenheit der verfänglichen Constitution ausgesprochene Amnestie, auf welche sich alle Bösewichter berufen, ist ein Verbrechen, durch das andere Verbrechen nicht gedeckt werden können. Missethaten gegen eine Republik lassen sich nicht abkaufen, die müssen gebüßt werden ..... Schwingen Sie über die Verräther die Fackel und das Schwerdt; schreiten Sie, Bürger College, immer auf dem Wege vorwärts, den Sie mit Muth betreten haben: der Heilsausschuß zollt Ihrem Thun Beifall."

Wir werden bald sehen, wie Carnot späterhin diese und mehrere andere Unterschriften erklärt hat, augenblicklich wollen wir die Volks-Commission von Orange beleuchten.

Als das Decret vom 27. Germinal das Revolutionstribunal von Marseille so wie alle die der Departements aufgehoben hatte, da gab es in den Gefängnissen von Arles, Tarascon, Orange und den übrigen Districten der Rhone-Mündungen und Vaucluse's noch neun bis zehn tausend Opfer zur Guillotine zu schicken. Die Clubs wußten nicht, was sie damit anfangen sollten, denn es war rein unmöglich, sie dem Revolutions-Tribunal zu Paris zuzuschicken.

In dieser Verlegenheit trug der Repräsentant Maignet, ein abtrünniger Priester, so wie Lebon und Schneider, nächst Carrier, die grausamsten Proconsuln der Republik, bei dem Heilsausschuß auf die Einsetzung einer Volks-Commission zu Orange an, um in revolutionairer Weise, **ohne schriftliche Instruction, ohne Zuziehung von Geschwornen und Defensoren** abzuurtheilen. Auf Couthons Bericht setzte der Heilsausschuß, dem Decrete vom 27. Germinal zuwider, diese Volks-Commission durch einen, ebenfalls vom Convent unterzeichneten, Beschluß vom 21. Floreal des Jahres II oder vom 10. Mai 1794 ein.

Die Richter dieses Tribunals waren: Fauvety, Geschworner beim Revolutionstribunal zu Paris, Meilleret von la Drôme, Roman-Fonrosa aus dem Districte Die, Fernex und Ragot von Lyon. Viot fiel, wie er sich ausdrückt, die ehrenvolle Function zu, die Verschwörer anzuklagen.

Die neun bis zehn tausend Opfer wurden von diesen Kannibalen mit Blitzesschnelligkeit expedirt. „Freund," schrieb Juge an Payan, „**die heilige Guillotine** arbeitet tagtäglich", und Agricol Moureau setzte hinzu: „Die Volks-Commission geht rasch vom Fleck. Gestern sind von zwölf Angeklagten neun zum Tode, zwei zur Deportation und einer zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt worden." Doch meinte Agricol Moureau hinterher, daß man nicht rasch genug verführe. Er äußerte das in einem Schreiben an Payan. „Meilleret und Fonrosa sind excellente Bürger," sagte er, „aber was das revolutionaire Urtheil fällen betrifft, da kommen sie Fauvety und den anderen beiden Richtern nicht gleich. Wenn Fauvety erkrankte, da würden viele Straffällige durchschlüpfen und der Zweck der Regierung wäre verfehlt. Meilleret und Fonrosa halten sclavisch an die Form, die drei übrigen aber wollen von der Form nichts wissen und folgen nur ihrer Ueberzeugung."

Wir haben gesagt, daß Carnot's Unterschrift sich unter dem Decrete befunden habe, wodurch diese Mörder-Commission eingesetzt worden war. Am 3. Germinal des Jahres III oder den 23. März 1795 vor dem Convente über den Antheil befragt, welchen er an diesem Decrete genommen, was meint man, das er darauf erwiderte? „Mir ist dies Decret nie zur Kunde

gekommen, und ich habe eine lange Zeit nichts von dem Daseyn dieser Commission gewußt."

(Fortsetzung folgt.)

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von Friedrich Bülau. Dritter Band. Leipzig: F. A. Brockhaus. 532 Seiten. 8.

Wir haben bereits bei der Anzeige der beiden ersten Bände uns über diese Sammlung, sie unseren Lesern bestens empfehlend, ausgesprochen. Auch dieser Band bringt eine Zusammenstellung biographisch-geschichtlicher größerer und kleinerer Gemälde, die, obgleich einige nicht so unterhaltend und neu wie die Mehrzahl der in den vorhergehenden Bänden dargebotenen, darum nicht weniger anziehend und belehrend sind. Außer den Miscellen, S. 493 bis 524, unter welchen besonders die erste: Hohe Würden aus geringen Anfängen, die achte: Schnelle Justiz, und die neunte: Preßstrafen, hervorzuheben, erhalten wir 22 umfassendere Aufsätze: 1. Die Gräfin von Rochlitz (Magdalena Sibylla von Neitschütz, Maitresse des Kurfürsten Johann Georg IV. von Sachsen). 2. Dankelmann und Wartenberg. (Hier wird beiläufig auch des abenteuernden Goldmachers, der sich Dominico Caetano Conte de Ruggiero nannte, gedacht, welcher, als er nach Hamburg geflohen war, hier, trotz der Protestation des Raths, mit Gewalt aufgehoben und nach Küstrin gebracht, wo er später, nachdem man sich immer wieder von Neuem von ihm hatte äffen lassen, dort an einem mit Goldpapier beklebten Galgen, in einem aus Goldpapier verfertigten Kleide aufgehängt wurde. „Lächerlicher noch war es", erzählt der Herausgeber weiter, „daß man 1708 den Steuer- und Commerzienrath Creutz auf 6 Jahre mit einem Monopole des Ankaufs aller Schweinsborsten belieh. Zu dessen besserem Schutze wurde bei Confiscation verboten, die Schweine durch Abschneiden von Borsten, Brennen oder Schneiden an den Ohren zu zeichnen; wurde weiter befohlen, daß, da die Schweine alle Jahre um Johannis die Borsten verlieren, Jeder um diese Zeit den Schweinen die Borsten ausraufen und, von jedem Schweine besonders, mit einem Faden zusammenbinden und an die Commis des Creutz abliefern sollte. 1709 mußte man, in Folge der Mißstimmung, welche dieses Schweineedict erregt hatte, ein neues erlassen, wonach Jeder, der den Commerzienrath Creutz oder dessen Commis mit schimpflichen oder ehrenrührigen Worten, wie geschehen, angreife, sofort ohne weitern Proceß mit Gefangenschaft oder andern Leibesstrafen belegt und ebenso gegen die Uebertreter des Schweineborstenhandlungs-Privilegiums verfahren werden sollte. Es ward nochmals eingeschärft, die Borsten ja nicht umkommen zu lassen und dafür zum Troste versichert, daß das Ausraufen der Borsten der Gesundheit der Schweine nichts schade. Dem Wartenberg hat diese Schweinsborstengeschichte in der Volksmeinung mit am meisten geschadet.") 3. Würtembergische Prinzen. 4. Natürliche Kinder der letzten Stuarts. (Mit Benutzung von Macaulay's Geschichtswerk.) 5. Schicksale fürstlicher Schriften. (Eikon Basilike, dem Inhalte nach Karl's I., der Form nach wol Dr. Gauden's, Bischofs von Exeter, und 3 Monate lang Bischofs von Worcester, Werk; auszugsweise nach Guizot's Etudes biographiques sur la Révolution d'Angleterre.) 6. Natürliche Kinder dänischer Könige. 7. Graf Lewenhaupt. 8. Anton Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen. 9. Reiselustige Prinzen. (Don Emanuel, Infant von Portugal, geb. am 3. August 1697, gest. an seinem Geburtstage 1766, und Karl von Bourbon, Graf von Charolais, geb. am 19. Juni 1700, gest. am 23. Juli 1760.) 10. Leithorst, Meyer, Wenzel und Geschray. 11. Lord Peterborough. 12. Die Herzoge von Ormond. 13. Hochmuth und Bismark. 14. Gustav Wilhelm Freiherr von Imhoff. 15. Graf Wackerbarth und Graf Wackerbarth Salmour. 16. Friedrich August I., König von Sachsen, im Exil. (Es lag dem Herausgeber ein, wahrscheinlich von einem Hofbeamten verfaßtes schriftliches Tagebuch über die Lage des Königs, von der Abreise aus Dresden an bis zur Rückkehr nach Sachsen, soweit sie dem Verfasser in seiner Stellung bekannt werden konnte, vor. — Der sächsische Patriotismus bekundet sich in diesem und dem folgenden Aufsatze vielfältig; doch heißt es am Schlusse des Letzteren: „Die Wunde ist jetzt verharrscht; man urtheilt jetzt über Friedrich Wilhelm III. und das preußische Volk viel anders, als in den nächsten Jahren nach 1815; aber die Kenntniß jener Stimmungen gehört zur Wahrheit der Geschichte und hat ihr Lehrreiches".) 17. Actenstücke aus der Zeit des fremden Gouvernements in Sachsen (unter dem General-Gouverneur Fürsten Repnin 1814). 18. Die Capitulation von Paris. (Nach Orlow, auszugsweise.) 19. John Lilburne. (Nach Guizot's Etudes etc.) 20. Liscow, Karl Leopold von Mecklenburg und Brühl. (Nach den Ergebnissen der bekannten biographischen Schriften von Lisch [Schwerin 1845] und Helbig [Dresden und Leipzig 1844] zusammengestellt. Diese Zusammenstellung wird in folgender Weise eingeleitet: „Der bekannte deutsche Satyriker Liscow hat sich schon lange einer besondern Gunst der deutschen Kritik zu erfreuen gehabt und wird von den deutschen Literarhistorikern, namentlich dem Rabener, wesentlich vorgezogen. Wir haben Ursache, gegen unser ästhetisches Urtheil mißtrauisch zu sein, da wir es so oft im Widerspruche mit den Aussprüchen der renommirtesten Kritiker der neuesten Zeit finden, und wollen uns daher nicht ausführlich darüber verbreiten, warum wir auch in diesem Punkte für jene Classification keine rechte Begründung zu finden vermögen. Erklären können wir sie uns allerdings daraus, daß Liscow derjenigen Satyre, welche die Literaten unserer Zeit übten, und der ganzen Richtung derselben allerdings näher stand, als der gemüthliche und nur von allgemeinen Humanitätstendenzen belebte Rabener. Liscow kämpfte meist mit bestimmten Persönlichkeiten und hatte unmittelbare Zwecke bei seiner Satyre im Auge, wenn sie auch meist nur sehr untergeordneter oder localer Natur waren. Er schwang seine Geißel mit Geist und Schärfe und jener Miene unbedingter Verachtung seiner Gegner, in der sich auch seine Nachfolger gefallen. Die hohe Werthschätzung, die man seinen, an sich sehr spärlichen und dem heutigen Publicum wol gänzlich fremden literarischen Leistungen widmete, hat man auch auf seinen Charakter übergetragen, zumal man ihn irriger Weise für einen politischen Märtyrer ansah. Ohne im Entferntesten zu zweifeln, daß Liscow ein sehr achtbarer Mann war und indem wir auf manches aufmerksam machen werden, was

seinen Charakter in der That in günstigem Lichte erscheinen läßt, können wir uns doch einiger Verwunderung nicht erwehren, den Agenten des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg und den Secretair des Grafen Heinrich Brühl gerade von gewissen Seiten her so überaus hochgestellt zu sehn." 21. Wilhelm Ludwig Weckherlin. 22. Johann Friedrich Sillig (geb. in Döbeln am 12. Mai 1773, gest. am Morgen des Weihnachtsabends 1822, Pfarrer zu Frankenberg; von einem jungen Freunde Sillig's nach seinen Lebensverhältnissen und seinen Briefen an denselben, mitgetheilt; — sehr beachtungswerth.) H.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). Siebzehnter Theil. Neue Folge. Fünfter Theil. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851. VIII und 469 Seiten. 8.

Den größten Raum in diesem neuen Theile des seit dem Jahre 1842 ununterbrochen erscheinenden „Neuen Pitaval" nimmt der Proceß Görlitz ein (S. 143—358). Die Herausgeber verdanken die Darstellung dieses außerordentlichen Falles einem bewährten Juristen, welcher in wissenschaftlichem Interesse als Augen- und Ohrenzeuge dem Verfahren von Anfang bis Ende beigewohnt, und aus Privatkenntniß der Verhältnisse verschiedene Züge mittheilt, die nicht zur allgemeinen Kenntniß gekommen sind. Wir dürfen daher wol kaum hinzufügen, daß diese Mittheilung ein sehr beachtungswerther Beitrag zur Geschichte dieser cause célèbre ist. — „Der vorangehende Fall aus Schottland," wird im Vorworte bemerkt, „der Proceß gegen die Spinner und die Spinnerverschwörung in Glasgow (1837—1838) steht zwar an persönlichem und psychologischem Interesse jenem nach, nicht aber an historischem. Es ist ein ungeheurer und einer der wichtigsten Processe aus dem socialen Leben der Gegenwart, der in dem glücklichen Inselland einstweilen glücklich beendet durch weise Richter, noch immer in dem alten Europa sich zu erneuern droht, weil es an Gesetzen fehlt, welche den Conflict der Freiheit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern reguliren." — Eröffnet wird der siebzehnte Theil mit den beiden Processen gegen Louis Napoleon Bonaparte und seine Mitschuldigen in Folge der mißlungenen Unternehmungen 1836 und 1840. Der Bericht schließt mit einer kurzen Charakteristik; wir entnehmen daraus das Folgende: „Sein politisches Leben als Präsident scheint bestimmt, durch das Maß, in dem er sich hält, die maßlos unbesonnenen Aufwallungen seiner Jugend zu corrigiren, vergessen zu machen. Es ist nichts von dem Geiste, der Erleuchtung, dem Heroismus in ihm, der, Wendepunkte bezeichnend, der Welt eine neue Richtung gibt, aber wir Alle sind Epigonen, und in einer zerrissenen Weltordnung, wo unausführbare Träume einer vollkommenen, völlig neuen Weltordnung sich begegnen mit den Illusionen, welche nur in der Wiederherstellung einer untergegangenen das Heil der Menschheit erstreben, kann ein Mann von nüchternem Verstande und festem Willen, der richtig rechnet und die Interessen Derer beachtet, die leben wollen, schon zu einer relativen Größe werden." — Die drei Fälle aus dem Jahre 1822, die Verschwörung oder der abenteuerliche Austritt des Generals Berton gegen die Regierung der ältern Bourbonen, das Schicksal von vier jungen Unterofficieren, welche, wie es den Anschein hat, wegen desselben Unternehmens mit dem Leben büßen mußten, und das heroische Ende des Capitain Vallé in Toulon, stehen in naher Beziehung zu einander. — Der gegen Gibbon Wakefield, seinen Bruder und seine Stiefmutter, wegen Entführung der funfzehnjährigen Miß Ellen Turner, und Mitwirkung bei derselben, 1826, angestellte Proceß, ist namentlich deshalb interessant, weil wir hier den berüchtigten, von Lord Brougham während der Verhandlung tüchtig geschüttelten Schmied von Gretnagreen, in seiner wahren Gestalt erscheinen sehen. Die Brüder wurden zwar jeder auf drei Jahre zur Einsperrung verurtheilt, aber ungeachtet der edle Lord unwillig ausgerufen: „Eine Ehe durch einen trunkenen Hausirer abgeschlossen! (Der Schmied, David Laing, hatte nämlich zugeben müssen, daß er ein solcher früher gewesen.) Ist da nur ein Vorwand, um zu sagen, daß eine Ehe, bezeugt von einem betrunkenen Hausirer, in einer Bierschenke, von einem Postillon, eine Ehe sei, gemäß der Kirche von Schottland! Ist es nicht eine Beleidigung gegen die Kirche von Schottland, und würde nicht ein Geistlicher derselben strafbar sein, wenn er einen solchen illegalen Act beginge!" — Miß Turner blieb nach den Gesetzen von Schottland die rechtmäßige Ehegattin des Master Edward Gibbon Wakefield (der, nachdem er seine Gefängnißjahre überstanden hatte, thätigen Antheil an der Colonisirung von Neuseeland genommen haben soll). Sie konnte erst a vinculo matrimonii im folgenden Jahre durch eine Parlamentsacte erlöst werden, welche erklärte, daß die Ehe null und nichtig sei. — Zwei französische Entführungsgeschichten, Mademoiselle de Brun, 1732—1763, und Clemence, 1755 bis 1777, folgen der englischen. — Die Blutthat des Accisebeamten Bomal zu Nivelles in Belgien, 1850—1851, ist der letzte Criminalfall dieses Theiles. (Der Proceß Bocarmé soll im nächsten Theile dargestellt werden.) — Die Seiten 461—469 enthalten als Anhang ein merkwürdiges Actenstück: Eine Stimme aus dem Zuchthause. 1851. Es besteht aus 10 Bruchstücken aus den 40 Bogen starken Bekenntnissen, die der in den Aprilsitzungen des königsberger Schwurgerichts zu 22 Jahren schweren Gefängnisses verurtheilte Verbrecher Julius Krause, in seinem Gefängnisse geschrieben hat. Sie sind den Herausgebern von einem Freunde ihres Werks zugestellt, wörtlich und diplomatisch genau abgedruckt, und namentlich, wo Krause seine erste Haft (1833, er war damals 17 Jahre alt) schildert, oder seine Ansicht von den „Gefängnissen in der Christenheit" darlegt, und seine „Erklärung über die Einsamkeit" abgibt, lesens- und beherzigungswerth.

H.

Eichenkränze. Von Dr. Georg J. Saffenreuter. Regensburg, G. J. Manz. 1851. 390 S. Mit einem Stahlstiche: Karl der Große.

Mit großer Neugierde nahmen wir diese Gedichte des vielgerühmten Kanzelredners und homiletischen Schriftstellers zur Hand,

fanden jedoch zu unserem tiefsten Bedauern, daß der Verfasser tief poetischer Predigten, ein höchst prosaischer Dichter ist. Unsere Beurtheilung wird zwar im Vorwort auf einen besonderen Standpunkt verwiesen, da der Dichter seine Eichenkränze der deutschen **Jugend** weiht, „um die alten deutschen Tugenden zu feiern, den religiös-moralischen Sinn zu fördern, die Vaterlandsliebe zu begeistern, Wissenschaft und Kunst zu preisen, Achtung vor jedem Stande einzuprägen und neben dem Ernste auch dem Erheiternden sein altes deutsches Recht zu wahren.“ Wenn uns diese Bestimmung auch ein milderes Urtheil abnöthigt, so kann sie uns doch nie die Ueberzeugung aufdrängen, daß die Jugend sich durch schlechte Verse für etwas Erhabenes begeistern lasse. Man sieht es überhaupt den meisten Gedichten an, daß sie gemacht, und nicht gedichtet sind. In den ersten Strophen mochte der Verfasser noch für seinen Stoff begeistert sein, aber Strophe um Strophe wird kühler und das Ende gleicht gewöhnlich einer nicht gut gelösten Reimaufgabe. Belege hiefür geben S. 83 das Opfer der Nächstenliebe, S. 96 das unterbrochene Te Deum, und Andere. Der größte Theil der Gedichte besteht aus Erzählungen, denen überdies das Verdienst der Neuheit nicht zuzusprechen ist, da die meisten von ihnen bereits in gebundener und ungebundener Rede vorhanden sind. — Den von Herder mit Recht so hoch geschätzten Balde nennt Saffenreuter den „deutschen Horaz,“ den weltberühmten Musiker Abt Vogler nennt er den fränkischen Orpheus, und

Fürsten setzen sich zur Linken
Wo der Orpheus Frankens sitzt.

Tilly ist ihm „der deutsche Josua“ und den tapfern Pappenheim „den Mann von deutscher Urkraft und Gemüth“ nennt er den deutschen „Simson.“ Sonst bringt uns der Dichter noch geschichtliche Bilder von Karl V., Haydn, Mozart, Beethoven, Raphael, Leonardo da Vinci, Friedrich Spee, Abraham a. St. Clara und Anderen. Unter den Erzählungen gehören zu den Besten: das Opfer der Nächstenliebe S. 83, der verkehrte Mantel S. 89, die abgebissene Zunge S. 164, Mozarts Requiem S. 190, der Geldsack S. 214. Unter den übrigen Gedichten ist wohl eines der Besten, jedenfalls das Poetischeste „der Gottesdienst der Pflanzen“ und wenn man auch hier dem Dichter manche unnöthige Breite vorwerfen könnte, so finden wir andererseits wieder reichliche Entschädigung in den vielen wahrhaft schönen Stellen dieses Gedichtes. Der Dichter schaut im Traume einen erhabenen Dom, dessen Thürme vier Cedern und dessen Säulen von Myrrhen- und Balsamholz sind.

Es war der Tempel, wo beginnen
Die Blumen ihres Dankes Fest,
Wo sie zu einem Kranz sich schlingen
Von Norden, Osten, Süd und West.

Nachdem der Dichter die Ausschmückung des Tempels beschrieben, fährt er fort:

Die Kanzel ist vom Oelbaumholze,
Um das sich Epheu ausgestreckt,
Und oben hat mit edlem Stolze
Die Sammetblume sie bedeckt.
Und als ich Alles mir beschauet,
Besteiget das Vergißmeinnicht
Die Festeskanzel und erbauet
Die Blumen, wie der Heiland spricht.

Es hieß der Satz, den es sich stellte:
Daß Salomo in aller Pracht
Nicht schöner sei, als auf dem Felde
Die Blume, die der Herr gemacht.
Und nach der salbungsreichen Rede
Begann das Amt im Feierton,
Wobei als Priester innig flehte
Die Blume von der Passion.

Ein heil'ger Segen beschließt die schön besungene Feier der Messe, und dann ordnen sich die Blumen zu einem Trauerzuge an ein junges Grab:

Der Ysop sprengt geweihte Fluthen
Hin über Aschenkrug und Grab,
Worauf aus goldnen Weihrauchsgluthen
Der Weihrauch seine Weihe gab.

Und während Alles weint zur Seite,
Und denkt des Blümleins Lebenslauf,
Steckt auf dem Grab die Trauerweide
Mit der Cypresse ernst sich auf.

Ebenfalls sehr viele schöne Gedanken enthält der „Friedensgruß“ zum Jahre 1836 aus dem wir nur zwei Strophen mittheilen wollen.

Von gesalbten Häuptern fällt die Krone,
Aus geweihten Händen sinkt der Stab,
Und im Leichentuche steigt vom Throne
Papst und Kaiser in ein modernd Grab.
Selbst der Grabstein trägt in goldnem Gusse
Der Verwesung eisernes Gebot,
Und die Zeit tritt mit allmächt'gem Fuße
Auch ein ehern Denkmal in den Koth.

Wo die Meilenstädte einst gestanden,
Stehen Hütten armer Hirten jetzt,
Wo sich Dichter, Sieger Kränze wanden,
Heult nun Wild, von rohem Troß gehetzt.
Dome mußten Räuberhöhlen werden,
Großen Reichen schien der letzte Tag,
Und mit ihren tausend Freugärten
Ist die Erde doch nur — Sarcophag.

Eine sehr patriotische Gesinnung bekundet der Dichter in dem Schlußgedichte „Deutscher, Deutscher will ich sein,“ obwohl auch hier leider manche sehr prosaische und nichtssagende Strophe vorkömmt. Die Liebe zu Deutschland ist bei dem Dichter so tief eingewurzelt, daß er ausruft:

Sollte Gott mich jenseits fragen:
Willst du neu zur Welt hinein?
Würde ich geziemend sagen:
Nur wenn ich kann Deutscher sein.
Deutscher, Deutscher will ich sein,
Bis erlischt des Auges Schein.

Die unglücklichsten Gedichte des Bandes sind jedoch die, in denen Saffenreuter die verschiedenen Stände besingt, denn hier ist der Dichter so undichterisch als möglich. Wenn man den einzelnen Ständen keine poetischeren Seiten abgewinnen könnte als unser Dichter, der in trockener Schilderung die unterschiedlichen Hand-

thierungen und Obliegenheiten derselben erzählt, dann wäre das ganze Weltleben nichts anders als eine traurige, trostlose Maschine. Wir führen als Beleg hiefür nur ein paar Zeilen aus dem „Gewerbsmann“ an:

Wer schützt mit Schloß und Riegel,
Mit Schiefer und mit Ziegel
Das Haus und Dach und eure Schätze,
Und selbst das Heiligthum?
Wer wandelt öde Plätze
In Paradiese um?
Wer gibt durch Fenster euch die Tageshelle?
Wer gräbt die Brunnen, leitet her die Quelle?
Wer hüllet dicke Pelze
Um eure zarten Hälse?
Wer webet den Faden
Zu Linnen und Tüchern?
Wer sorgt für den Braten?
Wer brauet das schäumende Bier?
Wer bindet zu Büchern,
Wer macht das Papier,
Womit der Gelehrte sich ziert,
Womit man nicht selten regiert?

Ein einziges Mal nur vermag die Seele des Dichters sich in diesen Gedichten empor zu schwingen über den Gesichtskreis des Alltäglichen, und zwar da, wo er den Beruf des Priesters in begeisterten Worten schildert:

Er sei ein Held im Kampf und Leiden Allen?
Er sei der Welt ein Heldenmusterbild!
Das Schwert des Geistes darf ihm nicht entfallen;
Der Glaube ist sein großer, mächt'ger Schild;
Der Hoffnungshelm muß auf dem Haupte wallen,
Indeß der Liebe Panzer ihn umhüllt;
Der Reinheit Gürtel muß er sich umwinden,
Den Fuß mit Muth der Wahrheit sich umbinden.

Wenn wir nun den sprachlichen Werth der Gedichte betrachten, so finden wir, daß S. sich außerordentliche Freiheiten in Reim und Bild erlaubt. Wenn wir auch Reime wie späht und geht, erschüttert und zittert, verkündet und verschwindet, übersehen wollten, so scheinen uns doch Reime wie Jesuiten und Frieden, Jünglinge und Schnee die Schranken des Erlaubten zu weit zu überschreiten. Etwas kühn dünkt es uns, daß „Haydn mit dem Schöpfer fromm gewettet“ und überraschend war es uns, etwas von der „Milde heil'ger Mode“ zu erfahren. Ein ebenfalls höchst eigenthümliches Bild entwirft der Dichter vom Beruf des Arztes wenn er sagt:

Also schuf zum großen Heilesstift
Gott die sämmtliche Natur,
Daß der Arzt verfolge ihre Spur,
D'rin zu finden jene sel'ge Kur,
Die da aufzieht froh des Lebens Uhr,
Wenn sie zeigte schon die letzte Stunde.

Leser, die geneigt sind sich über solche Mängel hinwegzusetzen, werden durch den männlichen, deutschen Geist der die Gedichte durchweht sich wohlthuend angeregt fühlen, und das Buch mit derselben Empfindung aus der Hand legen, mit der man von einem ächten Biedermann scheidet, dessen rauhe Außenseiten ein edles Herz verhüllen.

F. J. Freiholz.

Das Weib des Urias. Tragödie in 5 Akten von Alfred Meißner. Leipzig, Verlag von F. L. Herbig. 1851.*)

Der Dichterthron eines Göthe und Shakespeare ist schon seit langer Zeit erledigt; es vermehrt sich die Zahl der Prätendenten von Tag zu Tag, und keiner scheint ihn zu besteigen werth zu sein. Ein erhabener Kampfpreis — und welch lustiges Schauspiel, wenn alles gleich den Freiern von Ithaka sich an die tragische Muse herandrängt. Im Anlauf auf erhabenem Kothurn, der Rückzug auf — Socken. Alles eitle Müh', vergebenes Hoffen. Göthe- und Shakespeare-Odysseus, wie grau und invalide auch immer ihr Haar, behaupten noch ihr altes, schwer erkämpftes Recht — arme Penelope.

Und Alfred Meißner, werdet ihr fragen, sollte es diesem feinfühlenden, sinnigen, männlich kräftigen Dichter nicht gelungen sein, die tragische Muse mit dem ersten Bolzen in's Herz zu treffen? — O ja, getroffen hat er, noch mehr als das Herz, den zartesten, heiligsten, Lebensnerv eines Weibes. Ein verzweifelt verfehlter Schuß, sowol für das Drama, als für Alfred Meißner.

Die allgemein menschliche Natur, die im Drama in concreter, besonderer Gestalt zur Darstellung kommen soll, wird hier von einem liederlichen Judenkönig mit Füßen getreten. Oder sollen wir das diesem Drama zu Grunde liegende unsittliche und somit unkünstlerische Motiv nach alttestamentarischem Maaßstab messen? —

Die Technik dieser Tragödie ist gut, der Dialog glänzend, geistreich, fein, doch des Pudels Kern, der Grundgedanke — ein raffinirter Ehebruch. Die Behandlung solch delikater Stoffe hätte Alfred Meißner lieber den pariser blasirten Roué's überlassen sollen. Alfred de Vigny hat darin in seinem artigen Proverbe: Quitte pour la peur, Unglaubliches geleistet. Für ein Lustspiel, ein Proverbe ist dies wohl ein Vorwurf, doch nicht für eine Tragödie. —

Die Fabel dieses vorliegenden Stücks ist Jedermann bekannt. Wir gehen somit an die handelnden Personen selbst. Bathseba, das Weib des Feldherrn Urias, liebestark, liebedurchdrungen, nur durch die Liebe aufrecht erhalten, die mit der Reinheit und Frische ihrer Seele die männliche Färbung von Kraft und Hochherzigkeit in sich vereinigt, kann in dem schlichten, graden, rauhen Mann, nachdem ihr David seine Liebe gestanden, nicht mehr die Erfüllung, die ganze Welt ihrer Wünsche finden. Sie konnte nicht mehr leben, ohne seinen Athem zu hören, ohne sich in seinen Augen zu spiegeln, sie schmiegte sich

*) Obgleich unsere Blätter (Nr. 73) bereits eine ausführliche Beschreibung der Meißner'schen Tragödie brachten, glauben wir dennoch auch dieser aus einer anderen Feder herrührenden Kritik eine Stelle einräumen zu müssen, da dieselbe, wenn auch in dem Resultate mit der früheren Beurtheilung übereinstimmend, den Gegenstand in einer abweichenden und eigenthümlichen Fassung behandelt hat. Die Redaction.

an ihn wie der Epheu zu den Aesten des Baumes hinan und folgte ihm bis in die Krone seiner Triebkraft. Das Königsdiadem mag ihr wohl auch eine schöne Zugabe zu diesem Verhältnisse zwischen David und ihr geschienen haben. Doch wie hat David das Recht, solch einem Herzen nur mit einer sinnlichen Liebe entgegen zu kommen — mit ihr gemeine Prostitution zu treiben? Denn wie ist es anders zu nennen, wenn ihr David, nachdem sie sich vom Hohenpriester Nathan entdeckt und vor der ganzen Welt entehrt sieht, mit diesen abscheulichen Worten Trost zuspricht? „Urias muß zurück — Du sagst ihm Nichts, empfängst ihn wie zuvor — und — eine Nacht lenkt Alles in's Geleis." „Das räthst Du mir," ruft Bathseba voll Empörung aus, „und sagst, daß Du mich liebst? Der Mutter deines Kindes räthst Du das? Du liebst mich nicht, bin ich in Deinen Augen ein Weib, das Du mit Andern theilen kannst? Ich aber kann, nachdem ich Dein geworden, nicht mehr das Ehweib eines Andern sein! Ja, besser unter jenen Steinen, als nach dem, was geschehen, an seiner Brust. Ruf' ihn hierher — ich werde ihm gestehn, was ich beging — er schalte dann mit mir." Als eine solche herrliche, edle Frauennatur wird uns Bathseba durchweg vorgeführt, um einem königlichen Wollüstling ein Spielball, eine Beute zu sein. Die künstliche Aufgabe der Tragödie, die Alfred Meißner vielleicht geläufiger als uns, ist hier total verfehlt. Einen tragischen Conflict können wir uns nur zwischen sittlich gleich berechtigten Naturen denken. König David, nachdem er Bathseba dem streng jüdischen Gesetz verfallen ließ, den Urias getödtet, seine Helfershelfer durch Gift stumm gemacht und der Hohepriester Nathan ihm im Angesicht des ganzen Volks das heilige Salböl mit Koth und Asche vom Haupt gewaschen, geht siegreich, in neuer Herrlichkeit strahlend, aus dieser durch und durch sittlichen Versunkenheit hervor.

Das Fanatische, Energische, Unbeugsame der jüdischen Religiösität, die keine freie Anerkennung des angebornen menschlichen Rechts gegen die Inconvenienzen des geschriebenen Jehovarechts zuläßt, ist in dem Hohepriester Nathan prächtig zur Darstellung gebracht. Die übrigen Personen können wir übergehn. Mit einem Wort, das Ganze ist Raffinement, ohne Natur, ohne wahrhaft sittliche berechtigte Leidenschaft, die uns mit Widerwillen, mit Abscheu erfüllt. Macht doch Shakespeare's Richard III. einen ganz andern Eindruck auf uns, als dieser König David. Warum? Davon ein andermal. Lucian Friebelt.

Miscellen.

Zu Manchester hat sich jüngst ein Verein, in welchem der dortige Bischof den Vorsitz führt, und der außer Fabrikanten und Manufacturisten, Minister und Geistliche unter seinen Mitgliedern zählt, gebildet, um dahin zu streben, dem großen Unheil abzuhelfen, welches Schenken und Kneipen und die Beschaffenheit verschiedener Volksbelustigungen in dem moralischen und physischen Zustande der größeren Volksmasse herbeiführen. Lord Shaftesbury hielt bei diesem Anlaß einen vielfach von Beifallsbezeugungen unterbrochenen Vortrag, in welchem er u. a. auch erwähnte, daß er 20 Jahre lang Mitglied und 16 Jahre Präsident der Commission zur Beaufsichtigung der Irrenanstalten gewesen sey, und sich bei dieser Gelegenheit überzeugt habe, daß reichlich $\frac{6}{10}$ der Geisteskrankheiten die Folge der Trunkenheit seyen. Wie er durch sorgfältige Erkundigungen erfahren, habe sich ein gleiches Resultat auch in Amerika ergeben.

Der Londoner zoologische Garten ist jüngst durch ein Paar Vogelarten, aus Neu-Seeland, den Kiwi (Apteryx) und den Kakapo, (Strigops) ein nächtlicher Papagey, bereichert worden, von welchen Europa bis dahin noch nie ein lebendiges Exemplar gehabt hat.

Zu Glasgow ist der, anscheinend guten Erfolg versprechende, Versuch einer eisernen Straßenpflasterung gemacht worden. Man hat dazu eiserne Platten von drei Zoll Breite und fast gleicher Dicke verwandt. Dieselben sind parallel, mit einem Zoll Zwischenraum, damit die Pferde ohne zu gleiten Fuß fassen können, gelegt worden. Eine solche Pflasterung hat außer Anderem das für sich, daß ihre Benutzung weniger geräuschig ist, als die des Steinpflasters.

In der Schweiz wird ein starker Mohnbau betrieben, nicht Behufs einer Opiumbereitung, sondern zur Gewinnung eines schönen klaren Oeles, das hauptsächlich zu den Farben zum Häuseranstreichen benutzt wird. Bleiweiß, mit diesem Oel bereitet, wird auch nicht gelb an der Luft, wie es außerdem meistens der Fall ist.

Wie ein englisches Blatt, The Kentish Independent, berichtet, waren dem chinesischen General, welcher s. Z. den Befehl gegen die Engländer führte, von dem Rathe des himmlischen Reiches u. a. folgende Instructionen ertheilt worden: „Ihr habt vor Allem zu berücksichtigen, daß Ihr es mit Soldaten zu thun bekommt, die so enge Hosen tragen, daß sie, wenn umgefallen, nicht wieder auf die Beine kommen können. Ihr müßt also besonders darnach trachten, sie zu Boden zu werfen. Zunächst habt Ihr eure Gesichter so phantastisch zu bemalen, als nur möglich, und wenn Ihr auf den Feind losgeht, so erhebt ein recht grauenhaftes Geschrei und verzerrt das Gesicht auf's äußerste, damit er erschrecke und umfalle, denn dann ist er ganz in eure Gewalt gegeben."

Die schwedische Regierung hat der königlich englischen Commission Behufs der in dem Krystallpalaste veranstalteten Sammlung von Handelsgegenständen, in einem wohlgewählten Sortimente roher und verarbeiteter schwedischer Artikel einen werthvollen Beitrag verehrt.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 99. Mittwoch, den 10. December. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Carnot hatte also das Todesurtheil von sechs bis acht tausend Personen unterschrieben, ohne es zu lesen, und er gehörte einer Regierung an, unter welcher 6 bis 8000 Opfer hingewürgt werden konnten, ohne daß ihre Mitglieder etwas davon erfuhren!

Doch ist dieses noch nicht Alles.

Unter den Städten, die der Dictatur Maignet's unterworfen waren, befand sich auch die kleine Stadt Bedouin, im Departement Vaucluse, mit 1000 bis 1200 Einwohnern. Zu Anfang des Monats April 1794 war der auf dem Marktplatze dieses Städtchens aufgepflanzte Freiheitsbaum umgerissen worden, was die sofortige Verhaftung der Behörden und der angeseheneren Einwohner zur Folge hatte. Da dieselben sich weigerten, die Schuldigen zu nennen, so beschloß Maignet, den größeren Theil der Bevölkerung auszurotten und die Stadt niederzubrennen.

Da er es jedoch nicht wagte, eine so scheußliche Idee auf eigene Hand auszuführen, so machte er den Heilsausschuß zum Genossen des vielleicht größten Verbrechens der Revolution, ein Verbrechen, so kalt, so grausam, so abscheulich, wie man dessen nur in der Geschichte eines Kaligula, eines Commodus, eines Galienus und der persischen Kaiser findet, die Thürme aus Menschenfleisch aufführten, indem sie Menschen lebend in dieselben einmauern ließen.

Maignet schickte zwei Schreiben an den Heilsausschuß. In dem einen, das an den Convent gerichtet war, sagte er: „Die Bewohner von Bedouin sind ausgerottet, und die Stadt ist niedergebrannt."

In dem anderen, an den Heilsausschuß selber gerichtet, hieß es dagegen: „Die Bewohner Bedouins sind noch am Leben, und die Stadt steht noch; wollt Ihr aber, daß ich die Ersteren ausrotte und daß Letztere von der Erde verschwinde, so leset dem Convent das Schreiben vor, das für diesen Fall für ihn bestimmt ist. Sollte Euch die Maaßregel aber zu strenge scheinen, so vernichtet mein Schreiben an den Convent und gebt mir Kunde."

Der Heilsausschuß, in dem auch Carnot zugegen war, berieth sich über diese scheußlichen Depeschen, und es wurde beschlossen, daß das an den Convent gerichtete Schreiben auf der Tribüne verlesen werden sollte. Da dies Schreiben nun das Resultat einer bereits vollführten Maaßregel anzeigte, so ging der getäuschte Convent zur Tagesordnung über und schleuderte damit eine noch lebende Bevölkerung in die Gruft.

Siebenzehn Tage später existirte Bedouin nicht mehr! Trauerspiele solcher Art wollen in authentischen Documenten gelesen seyn; wohl, hier sind sie:

Das für den Convent bestimmte Schreiben Maignet's mit der Meldung, daß die Stadt verbrannt sey:

„In dem Augenblick, wo die französische Republik alle Throne in Schrecken setzt, wagt die schändliche Gemeinde von Bedouin, verwegener als alle Despoten, sich gegen den Nationalwillen aufzulehnen, die Verordnungen des Convents mit Füßen zu treten, und das erhabene Zeichen unserer Wiedergeburt, **den Freiheitsbaum**, umzustürzen."

„Sobald ich von diesem scheußlichen Attentate gegen die Volksmajestät Kunde erhalten habe, habe ich 300 Mann von dem Bataillon des Ardeche-Departements hingesandt, das mich bei allen meinen bürgerlichen Operationen so wohl unterstützt hat. Ich habe die Priester, die Edelleute,

die Anverwandten von Emigranten, die eingesetzten Behörden einkerkern lassen."

„Ich schmeichelte mir, daß ich einige Individuen finden würde, die, von Abscheu über das in dieser Gemeinde begangene Verbrechen durchdrungen, sich beeilen würden, ihre Namen der Ehrlosigkeit zu entreißen und mir die Schuldigen nachzuweisen; ein gänzliches Schweigen giebt mir aber nur zu sehr den Beweis, daß sie Alle an dem Verbrechen Theil genommen haben."

„Da ich nun in dieser Gemeinde nur noch eine Horde Feinde sah, so habe ich dem Criminalgerichtshofe die revolutionaire Macht verliehen, sofort die Köpfe der Schuldigsten fallen zu lassen, und habe befohlen, daß nach Vollziehung dieser Hinrichtungen die Flammen Bedouin bis auf den Namen verschwinden machen sollten.

„Mögen so alle diejenigen untergehen, die es wagen, den Nationalwillen zu tadeln, und die auf neue Anschläge gegen die französische Freiheit sinnen!"

Maignet's Schreiben an den Heilsausschuß, um anzufragen, ob er die Stadt verbrennen solle:

„Ich habe geglaubt, Bürger Collegen, daß der Nationalrache ein großer Charakter gegeben werden müsse. Am 20. d. wird das Tribunal sich nach dieser Gemeinde begeben, die Guillotine wird an derselben Stelle aufgerichtet werden, wo das grobe Vergehen begangen worden ist, und dann sollen die Köpfe der ärgsten Bösewichter fallen. Ich habe befohlen, daß die ganze Gemeinde den Flammen überantwortet werden soll. Dies Dorf enthält eine Bevölkerung von tausend Seelen."

„Solltet Ihr diese Maaßregel zu hart finden, so laßt mich wissen, wie Ihr es gehalten haben wollt; **laßt mein Schreiben dann aber dem Convent nicht zu Händen kommen**, und setzt mich baldigst von Eurem Entschluß in Kenntniß."

Bedouin existirte schon seit neun Monaten nicht mehr, und eine ganze Bevölkerung, die sich mit Seiden-Industrie beschäftigte, war vertilgt, als dies schaudervolle Ereigniß im Convente wieder zur Sprache gebracht wurde.

Was meint man wohl, wie die Mitglieder des Heilsausschusses sich darüber rechtfertigten? Sie erwiederten, **daß sie sich der Sache nicht mehr erinnerten.**

Eine Stadt zerstört, eine ganze Bevölkerung erwürgt, das war zu geringfügig, um der Regierung der Schreckenszeit erinnerlich zu bleiben!

Wenn Merlin vergeßlich war, so erging es Carnot in diesem Stück nicht besser. Er unterschrieb die heillosesten Dinge so unbefangen, daß seine besten Freunde bei seiner Zerstreutheit Gefahr liefen.

Einst schmälte er mit Robespierre im Heilsausschusse darüber, daß er zwei der besten Arbeiter im Kriegsministerium hatte arretiren lassen, worauf dieser ihm statt aller Antwort den mit seinem Namen unterzeichneten Verhaftsbefehl entgegen hielt.

Ein anderes Mal ging er, wie er das gewohnt war, mit Collot d'Herbois zu einem Restaurateur auf der Terrasse Feuillans, Namens Gervais, dem er sehr gewogen war, um dort zu Mittag zu speisen. Die beiden Mitglieder des Heilsausschusses hatten sich kaum zu Tisch gesetzt, als ihnen die Trostlosigkeit und der Schrecken auffiel, welche im Hause herrschten. Als Carnot nun hörte, daß Gervais verhaftet worden sey, und er seine guten Dienste, ihn zu retten, anbot, da erfuhr er zugleich, daß auch dieser Haftsbefehl von ihm selber unterschrieben worden war.

Welche Anordner, welche Administratoren, welche Staatsmänner mußten Leute wie diese seyn! und wie gelegen kamen sie den Demagogen, um ihren Verbrechen in der öffentlichen Meinung Verzeihung zu gewinnen. Diese hielten auch Carnot's Tugend recht hoch als eine Fahne, so wie die ersten Römer ein Heubündel trugen.

Was diese gutmüthige Unbefangenheit aber einigermaßen zweideutig macht, das ist der Umstand, daß Barrere, Carnot, Billaud-Varennes und die Anderen, welche späterhin Alles auf Robespierre, Saint-Just, Couthon und deren unwiderstehliche Tyrannei schoben, dieser Tyrannei doch recht gut zu widerstehen wußten, als dieselbe ihnen selber galt. Sie ließen die Köpfe von Anderen ohne Einrede fallen; als Robespierre aber ihre eigenen bedrohte, da setzten sie sich zur Wehr und blieben Sieger. Die Geschichte ist sonach berechtigt, sie für die Verbrechen, die sie aus sträflicher Schwäche geschehen ließen, verantwortlich zu machen, weil ihnen der Muth kam, als es galt sich selber davor zu bewahren.

Nach dem 9. Thermidor gewann Carnot's Naturell wieder die Oberhand, und er schmähete offen auf die revolutionairen Excesse, als dies ohne Anstrengung und Gefahr möglich war.

„Nach dem 9. Thermidor", sagt der Kaiser, „war er durch die Vorwürfe der öffentlichen Meinung zerknirscht, die dem Ausschusse all das Blut zur Last legte, was auf den Schaffotten vergossen worden war. Er sah ein, daß er sich wieder insinuiren mußte, und da ließ er sich durch die Leiter der Partei des Auslandes hinreißen. Darnach wurde er bis in die Wolken erhoben; er verdiente jedoch die Lobpreisungen der Feinde Frankreichs nicht. Er sah sich in eine falsche Stellung gebracht, und erlag dem 18. Fructidor."

Carnot hatte keine politische Meinung, und war gerade am wenigsten geschaffen in einer Revolution zu leben. Er blieb immer derjenige, als welcher er sich selber geschildert hat: ein sorgloser, einsiedlerischer, zerstreuter, voreingenommener Träumer, so eine Art von Philosoph, d. h. eine Art von Original. Er hat möglicher Weise nie im Leben eine Meinung geäußert, gegen welche er sich nachdem nicht offen erklärt hätte.

Er hatte sich lebhaft gegen die Einsetzung des Directoriums aufgelehnt, und war doch einer der ersten fünf Directoren.

Er hatte sich lebhaft der Einführung des Kaiserreichs widersetzt, und wurde doch dessen Minister und Pensionair.

Er hatte sich lebhaft gegen die Errichtung des Ordens der Ehrenlegion erklärt, und war einer der ersten, die sich damit schmücken ließen.

Er wollte durchaus nichts von der Einführung eines kaiserlichen Adels wissen, doch nahm er von dem Kaiser den Grafentitel an.

Er hatte mit seinem Republikanismus, und, wie er sagte, mit seinem Tyrannenhaß geprahlt, doch proclamirte er im Jahr 1814 aus freien Stücken die Rechte der Nachkommen Heinrich's IV. auf den Thron ihrer Väter.

Man sieht's, es würde schwer halten, wie es Carnot auch von sich selber gesagt hat, zerstreuter und origineller zu seyn als er es war.

Carnot that alles das mit derselben Ueberzeugung, und, wie wir uns ausdrücken würden, mit derselben Unbefangenheit. Mit gutem Gewissen würde man ihm kein Verbrechen daraus machen können; aber es dürfte doch auch schwer halten, es ihm als Tugend anzurechnen.

Er äußerte während der zwei Jahre der Directoriumsregierung so viel Leid über die Excesse der Revolution, daß die Royalisten ihn für ihre Sache gewonnen hielten, und so erwarben ihm ihre Journale den immensen Ruhm, der seinem Andenken seitdem geblieben ist. Aber es hieße ihn sehr schlecht kennen, wenn man ihn des Conspirirens oder eines Handstreichs für fähig hielte. Er würde hundert Verschwörungen nach einander unterschrieben haben, ohne sie zu lesen, doch war er nicht im Stande eine einzige anzuzetteln. Er blieb deshalb den royalistischen Umtrieben, welche den Staatsstreich vom 18. Fructidor des Jahrs V oder vom 4. September 1797 veranlaßten, völlig fremd, und verlor, was nur ihm passiren konnte, die Partie mit den Verschwörern, ohne die Hand mit im Spiel gehabt zu haben.

Carnot war der Monarchie von Haus aus nicht abgeneigter, als jeder anderen Regierung, aber er theilte damals die Furcht, welche die Terroristen und die Königsmörder vor der Heimkehr der Brüder Ludwig's XVI. und des emigrirten Adels hatten, und glaubte nicht an die Verzeihung der Prinzen und Familien, welchen er so gräulich weh gethan hatte.

Dies ist die endliche Antwort gewesen, welche er nach einigen Ausflüchten einem der Verschwornen des 18. Fructidors zu geben so naiv war.

„Einer der Unsrigen," sagt der Chevalier de Larue, der mit Carnot in privaten und ziemlich vertraulichen Verhältnissen stand, „übernahm es, einen neuen Versuch mit ihm zu machen. Nachdem er ihm nachgewiesen hatte, daß wir mit allen Umständen der Verschwörung bekannt waren, überzeugte er ihn, daß das Geschick des Staates in seinen Händen läge; daß nie Jemand berufen gewesen sey eine wichtigere politische Rolle zu spielen, und drang auf's Lebhafteste in ihn, eine so schöne Gelegenheit, seinem Vaterlande den größten Dienst, der ihm geleistet werden könne, zu leisten, zu ergreifen.

„Ihre Schilderung", antwortete Carnot, „ist sehr verführerisch, aber ich sehe hinter die Gardine der Royalisten, und werde mich nie unter ihr Banner begeben."

— „Was denken Sie von uns?" entgegnete der Deputirte wieder. „Wer diesen Augenblick sich einfallen ließe, das Königthum herstellen zu wollen, der verdiente in's Irrenhaus gesperrt zu werden. Das einzige, was wir wollen, ist, Ihnen Collegen zu geben, die eben so würdig, Frankreich zu regieren, als fähig und beflissen sind, dessen Glück zu sichern. Unstreitig giebt es Deputirte, die der Meinung sind, daß die executive Gewalt weit besser in den Händen eines einzigen Regierenden angebracht wäre, als unter Fünfen vertheilt, die sich nie eins sind. Liefern sie nicht schon den Beweis durch den Haß und die Eifersucht, welche sie gegen einander beseelen?"

„Da haben wir's!" antwortete Carnot; „die Republik soll sich in eine Monarchie auflösen, und mit der Monarchie kehren die Bourbons wieder; dies werde ich zu verhindern suchen, so weit meine Kräfte reichen."

— „Ihre Einbildung, Bürger Director, läßt die Begebenheiten sehr rasch vorschreiten. Ich bin der Meinung, daß wir von der Monarchie noch weit entfernt sind, und weiter noch von einer Rückberufung der Bourbons; aber selbst angenommen, daß die eine oder die andere einträte, und Frankreich, durch den Lauf der Begebenheiten hingerissen, seine politischen Wechselfälle gleich denen Englands enden sähe, was weiter?"

„Dann würde Ihr mächtigstes Interesse Ihnen rathen, was Ihnen von dem Ruhm und der Vaterlandsliebe geboten wird. Ich weiß, was Sie von den Bourbons fern hält; aber welch' sicheres Mittel gäbe es wohl, Ihre politischen Sünden zu verwischen? Wer wird wohl daran zweifeln, daß Ihre Irrthümer nur durch die Umstände veranlaßt, und nicht Ihrem Herzen zuzuschreiben sind? Welcher Fürst würde fähig seyn, sich noch der Verirrungen desjenigen zu erinnern, der ihm den Weg zum Thron gebahnt hätte?"....

— „Wie ansprechend Ihre Raisonnements auch lauten," sagte Carnot, „werden sie mich doch nie von einer solchen Nachsicht überzeugen. Wenn ich meine Begnadigung, durch das königliche Wort besiegelt, in der Tasche hätte, würde ich ihr dennoch nicht trauen; denn wer weiß, ob der König nicht unmittelbar nach seiner Erhebung auf den Thron sie zu widerrufen gezwungen wäre."

Carnot wurde durch den Staatsstreich vom 18. Fructidor, von dem er wenige Stunden vor seiner Ausführung keine Ahnung hatte, mit fortgerissen. Er wäre beinahe auf Befehl seiner Collegen, von welchen er sich nie trennen zu wollen Tags vorher erklärt hatte, ermordet worden.

Wir haben schon gesagt, wie er von dem ersten Consul aus dem Exil zurückgerufen und nach dem 18. Brumaire zum Kriegsminister ernannt worden war. Merkwürdig ist's, daß dieser Mann, der einem Robespierre gedient hatte, deshalb Bedenken in Betreff Napoleons trug. Er verließ nach einander das Ministerium und das Tribunal, nachdem er sich gegen die Einführung des Kaiserthums erklärt hatte, und lebte bis 1814 in der Zurückgezogenheit. Inzwischen hatte er doch am 23. August 1809 von dem Kaiser eine Pension von 10,000 Fr. angenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Bernhard und seine Kinder. Ein ländliches Gedicht von Erdmann Müller. Mit Stahlstich. Zweite Auflage. Stuttgart. Druck und Verlag von Eduard Hallberger. 1851. VI und 200 Seiten. 12.

Der Verfasser bietet den Lesern diese zweite Auflage mit folgenden Worten dar:

Nehmt mein liebes Gedicht, ihr Freunde der ländlichen Muse,
Nehmt, wie es wieder erscheint, nehmet mit Nachsicht es auf!
Denn ist zierlicher auch sein Gewand, als ehedem, hat's auch
Fertiger gehen gelernt, spricht es auch deutlicher aus;
Dennoch ermangelt es bald der Anmuth in seiner Bewegung,
Bald ist's mehr um den Sinn, als um die Worte besorgt. —
Nehmt darum das Gedicht, ihr Freunde der ländlichen Muse,
Wie es nun eben erscheint, nehmet mit Nachsicht es auf!

Schon in der ersten Auflage hat diese Dichtung, die hier,

wie wir so eben vernommen, in verbesserter Form erscheint, ihrer Gemüthlichkeit und Anspruchslosigkeit wegen, bei Alt und Jung Anklang gefunden. Es ist ein wahrhaft ländliches Gemälde, welches uns in ein anmuthiges Dorfleben, unter biedere Menschen versetzt; Bernhard, Friedrich, Gerdild, der Pastor, sind freilich Persönlichkeiten, denen wir, so wacker wie sie uns hier erscheinen, nicht alle Tage begegnen, aber desto erfreulicher ist dies Begegnen. Zwar in dem ersten Gesange: „die Knechte," treten uns auch zwei niedriger stehende Gestalten entgegen, wenigstens in einer ist aber dennoch der Kern gut. —

Bernhard in Waldhagen, von den Bauern der größeste, dessen Gattin früh in's Grab gegangen, ein kinderloser Greis, lohnt die treuen Dienste und den redlichen Sinn der Leiterin der Geschäfte der weiblichen Wirthschaft des Hauses, Gerdild, und seines Knechtes Friedrich, dadurch, daß er, ihre gegenseitige Liebe erkennend sie fördert und schirmt, ihnen ein stattliches Haus bauet und die jungen Eheleute in dasselbe durch Schenkung als in ihr Eigenthum einführt. Diese einfache Geschichte ist in 10 Gesängen erzählt, deren Ueberschriften sind: Die Knechte. Das Tuch und das Sträußchen. Bernhard. Der Gang in's Freie. Der Bau. Das Aerntefest. Der Freier. Friedrich und Gerdild. Die Hausweihe. Die Schenkung. Wir theilen hier den schönen Schluß des letzten Gesanges mit:

Friedrich und Du, Gerdild, ihr habt, als wär ich der Vater,
Immer es redlich gemeint, mich geliebt und in Ehren gehalten,
Ohne begehrlich zu sein. Da wünscht' ich, dem Ziele so nahe,
Lange bei euch noch zu sein, und ersann in heimlicher Stille,
Was, wenn die Kammer der Gruft mein Gebein schon lange verschlösse,
Hielte mein Angedenken noch wach in euren Gemüthern.
Als ich von fern erkannte, daß Eines dem Andern gefalle,
Ließ ich den Bau beginnen und euer Verständniß gewährte,
Mir zum süßesten Glück, dem Gebäude die lieben Bewohner.
Hier! (und da zog er hervor die Verschreibung des herrlichen Grundstücks)
Nehmt zum Hochzeitsgeschenke zu eigen das Haus und den Garten!
Braucht's recht glücklich und lang! Ihr Andern bezeuget die Schenkung!
Friedrich ergriff stummselig des Schenkenden Hand und erblaßte.
Gerdild, die Wonn' aussprechend in rieselnden Bächen von Thränen,
Hob sich empor auf den Zehen und streichelte stumm, mit den Händen,
Schluchzend zuletzt, das Gesicht des wackern, des glücklichen Bernhard.
Aber die Gäste verscheuchten die Stille mit Jauchzen und Glückwunsch.

Das Werk ist von der Verlagshandlung hinsichtlich des Drucks, Papiers und Einbandes (mit Goldschnitt) sehr hübsch ausgestattet. H.

Evangeline. Von H. W. Longfellow. Aus dem Englischen. Hamburg. Perthes-Besser und Mauke. 1851. X und 130 Seiten. 12.

Die vorangehende, zum Verständniß der Dichtung dienende, geschichtliche Notiz enthält am Schlusse über den Verfasser Folgendes: „Der Dichter, der Americaner Henry Wadsworth Longfellow (geb. 22. Febr. 1807) hat in Göttingen seine Studien gemacht, und die meisten Länder Europa's wiederholt besucht. In gelungenen Uebertragungen hat er sich als Kenner auch der deutschen Literatur bewährt. In der vorliegenden Dichtung ist der Einfluß von Goethes „Hermann und Dorothea" und Tegnérs „Nachtmahlskindern" (die der Verf. seinen Landsleuten zugänglich gemacht hat) unverkennbar, und hat auch wohl die Wahl des im Englischen noch kaum eingebürgerten Versmaaßes bestimmt, bei dessen Handhabung man übrigens nicht geglaubt hat, in der Uebersetzung strengere Grundsätze, als die in der Urschrift befolgten, einhalten zu sollen." Longfellow hat viele Dichtungen („Hyperion;" „Poems on Slavery;" „Belfry of Bruges;" u. s. w.) verfaßt; seine „Poetical works" sind in Philadelphia bei Carey u. Hart erschienen.

Der Schauplatz der Handlung, die uns in diesem idyllischen Gedichte vorgeführt wird, ist Acadien oder Neuschottland, die Halbinsel, die mit den übrigen britischen Besitzungen des nordamerikischen Festlandes durch eine Landenge zusammenhängt, und deren Westküste, durch eine weite Meeresbucht getrennt, dem östlichsten der vereinigten Freistaaten gegenüberliegt; die Zeit, in welche das Ereigniß fällt, wodurch das Schicksal des Dorfes Grandpré und seiner Bewohner, also auch Evangelinens, entschieden wird, ist das Jahr 1755. Nachdem der englische Oberst Winslow die männliche Bevölkerung Grandpré's, (— die Acadier wurden der Verletzung der Neutralität während des Krieges zwischen den Engländern und Franzosen 1744 bis 1748 beschuldigt —) durch einen täuschenden Erlaß in die Kirche gelockt, sie dort umstellt und ihnen ihr künftiges Geschick, Entfernung aus der geliebten Heimath, angekündigt hatte, wurden die Männer mit Weib und Kind und ihrer Habe nach den Schiffen getrieben und ihr Wohnort den Flammen überliefert. Rath- und obdachlos irrten sie, unter ihnen auch Evangeline und ihr Geliebter Gabriel, nun umher, bis sie endlich, nachdem Viele ein Opfer der leidenvollen Wanderschaft geworden, einen neuen Aufenthaltsort fanden. „Die alte, glückliche Zeit, der Schmerz der Trennung, der Verbannung und des langen Irrsals, die Empfindung der Ruhe am entfernten Ziele, haben in den einzelnen Figuren Gestalt gewonnen. Und auch diese Figuren gehören nicht gänzlich der Erfindung des Dichters an." Die Scenen und manche der Situationen in dem Gedichte sind neu; die lebensfrischen Schilderungen von Land und Menschen, das hervortretende normannische Element der friedlichen Bewohner Grandpré's und ihres Dörfchens, geben der Dichtung einen besonderen Reiz.

Evangeline, die lange Den, dessen Bild sie im Herzen trägt, vergeblich gesucht, kommt ihm zuletzt nahe; doch wiederum entschwindet er ihr und von Neuem folgt sie seiner Spur. Aber vergeblich! Da führt nach vielen Jahren die barmherzige Schwester ihr Beruf in's Spital der Stadt, in welcher eine verheerende Seuche wüthet; unter den Sterbenden findet sie — Gabriel.

Regungslos lag er, bewußtlos und sterbend, gelähmt schien die Seele,
Und erschöpft zu versinken in endlosen Tiefen von Schatten,
Schatten des Schlummers und Todes, tief und tiefer zu sinken.
So, durch die Schatten hindurch, in wiederhallenden Tönen,

Hört er den Schmerzensruf, dann war Alles still; dann vernahm er,
Sanft und zart, wie gehaucht von Engelslippen, ein Flüstern:
„Gabriel, o mein Geliebter!" dann wieder war Alles im Schweigen.
Da erblickt er, im Traume, noch einmal die Heimath der Jugend,
Grüne acadische Wiesen und Fluß und Wälder dazwischen,
Dorf und Gebirg und Gehölz, und, wandelnd, unter den Schatten,
Lächelt ihm Evangeline, wie einst in den Tagen der Jugend.
Thränen kamen dem Aug', und als er es leise geöffnet,
Schwand das Gesicht, doch neben ihm kniet Evangeline.
Ach, ihren Namen versucht er vergebens zu lispeln, es starb ihm
Ungesprochen der Ton auf den Lippen, und ihre Bewegung
Kündete wohl, was stammelnd die Zunge zu sprechen getrachtet.
Sich zu erheben bemüht' er umsonst sich, doch Evangeline
Küßte die sterbenden Lippen, und legt sich sein Haupt an den Busen.
Hold war das Licht seiner Augen, doch plötzlich versank es in Dunkel,
Wie ein Lämpchen erlischt beim Windstoß am offenen Fenster.

Nun war Alles zu Ende, das Hoffen und Fürchten und Sorgen,
Alle das Herzweh, das rastlose, nimmer befriedigte Sehnen,
Alle die tiefe, traurige Qual des beständigen Harrens.
Als sie noch einmal das leblose Haupt an den Busen sich drückte,
Neigte sie sanft auch ihr eignes, und flüsterte „Vater ich dank dir."

Das Gedicht schließt:

Noch steht der Urwald; doch unter dem Schatten der mächtigen Aeste
Wohnet ein ander Geschlecht, und mit anderer Sprache und Sitte.
Nur längs den nebligen Ufern des düstern, atlantischen Meeres
Weilen noch ein'ge acadischen Pflanzer, von denen die Väter
Rückgekehrt aus der Verbannung, im Schooße der Heimath zu sterben.
Noch in der Hütte des Fischers sind Spinnrad und Webstuhl geschäftig,
Noch tragen Mädchen normannische Mützen und farbige Röcke,
Und sie erzählen am Heerde sich Evangelinens Geschichte;
Während aus felsigten Grotten des Oceans donnernde Stimme
Spricht, und in jammerndem Ton antwortet die Klage des Waldes.

Das Büchlein ist sehr sauber gedruckt, und eignet sich durch sein Inneres und Aeußeres trefflich zum Festgeschenke.

H.

Welt und Wahrheit. Roman von Mathilde Raven, geb. Beckmann (Verf. des Romans. „Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.") Erster und zweiter Band. Düsseldorf. Druck und Verlag von Wilhelm Kaulen. 1851. 440 und 361 Seiten. 8.

Die beiden anzuzeigenden Bände dieses Romans, denen in diesem Monate noch zwei andere folgen sollen, enthalten den Anfang und die weitere Entwickelung einer Erzählung aus neuester Zeit, (1844—1846) in welcher zwei Familien vorgeführt werden, die, wie bei der ersten Bekanntschaft mit ihnen sogleich erkennbar, ganz entgegengesetzter Natur sind, und dennoch wollen zwei Mitglieder derselben, der Candidat Ernst Wild, der in einem kleinen, der Hauptstadt nahen Orte Schule hält, Sohn eines wackern und unterrichteten pensionirten Majors, und Emma, die Tochter einer anspruchvollen Dame, der Consistorialräthin Rose, Mann und Frau werden. Diese Emma ist ein verzogenes Kind und eine schlimme Intriguantin, trotz ihrer Schönheit. Die mehr als brüderliche Liebe Ernst Wild's zur Pflegetochter seiner Eltern, Marie, einem in ihrem häuslichen Geschäftskreise sich mit liebenswürdiger Natürlichkeit bewegenden Mädchen, Marien's Hinneigung zu Ernst, die sich ihr erst später als Liebe enthüllt, dies harmlose friedliche Verhältniß sucht Emma durch Schlauheit und Ränke zu stören. Ihr Bruder Julius, Studiengenosse und Freund Wild's, Hauslehrer des Knaben einer gräflichen Familie, macht Marie die Cour, was die Schwester listig zu benutzen weiß. Nichts unterbleibt, um Ernst zu fesseln, selbst der unwürdigsten Mittel bedient sie sich. So überredet sie ihre Freundin Marie, ihr Benehmen gegen Ernst lasse Jeden argwöhnen, sie gehe darauf aus ihn anzulocken und müsse sie ihm deshalb nur verächtlich erscheinen. Marie wird jetzt an sich selbst irre, sie fühlt sich in seiner Gegenwart befangen, sucht ihn zu entfernen, wird anscheinend kalt gegen ihn. Ernst, im Wahne er sei nicht geliebt, Marie liebe Julius, läßt sich durch Emma's Schauspielerkünste, durch ihre mit berechneter Zurückhaltung sich verrathende Liebe und hundert kleine Beweise derselben, täuschen; nach langem Kampfe bietet er Emma seine Hand an. Sie hat nun das Ziel erreicht und spielt eine Zeitlang ihre Rolle meisterhaft. Aber nicht lange bleibt ihr wirkliches, innerstes Wesen dem Bräutigam verborgen; Ernst, obgleich überzeugt, daß er noch immer Marien's Liebe besitze und sie wiederliebend, obgleich Emma's wahrer Charakter, Julius Rose's leichtsinniges Spiel mit dem Herzen des Mädchens offen daliegen, bleibt seiner Pflicht, seinem Worte treu; neue, ihm mißfällige Verbindungen, die Emma anknüpft, und Scenen ernster Art herbeiführen, bestimmen Ernst die Heirath, die ihm als einziges Mittel erscheint, den Zwiespalt rasch zu beseitigen, möglichst beschleunigt zu wünschen. Der Consistorialräthin Einwendungen, die fortwährend auf eine glänzendere Partie für ihre Tochter sinnt, die ihre Einwilligung zur Verlobung nur ungern gegeben; Emma's Abneigung, so schnell und plötzlich den vornehmen Gesellschaften, den Huldigungen zweier sehr heterogener Verehrer entsagen, und als Frau Schulmeisterin sich in die stille Häuslichkeit zurückziehen zu müssen, treten dem Wunsche des Bräutigam's entschieden entgegen. Im zweiten Bande scheiden wir von den Brautleuten ohne daß der Knoten gelöst ist, und sind begierig, wie es geschehen wird. Kehrt Emma um, bessert sie sich? Wie wir die Welt kennen, glauben wir es kaum.

Daß die obige Angabe des Inhalts der Geschichte nur eine sehr concentrirte ist, daß die Ereignisse in größter Ausführlichkeit erzählt werden, die handelnden Personen ihre Empfindungen, ihren Schmerz, ihre Freude unbeschränkt aussprechen, daß es an Episoden nicht fehlt, bedarf wol kaum der Erwähnung. Was man jedoch schwerlich in dem Romane suchen wird, er bringt in den Gesprächen der beiden Freunde Ernst und Julius Erörterungen der Herbart'schen

Philosophie, für die Ernst schwärmt. In des Ersteren und seines Vaters, eines tüchtigen Landwirthes, Unterhaltungen mit den Landleuten, Ansichten und Rathschläge, die den Landbau u. s. w. betreffen; verdient also den Namen eines belehrenden Romans. Die Verfasserin konnte es nicht vermeiden, auch das Gebiet der Politik zu berühren, doch geschieht dies im Allgemeinen nur insoweit als das volksfreundliche Bestreben des jungen Wild Veranlassung giebt, das Volkswohl betreffende Tagesfragen zu besprechen. Auch ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Censur ist geliefert, den wir, als Erinnerung an die im Jahre des Heils 1848 Dahingeschiedene, neuerdings hin und wieder Zurückersehnte, mittheilen wollen: „Ernst hatte, von verschiedenen Seiten dazu aufgefordert, mit einigen Sachverständigen in der Umgegend von Neuburg und der Stadt Untersuchungen angestellt über die, bis dahin unbekannte, Kartoffelkrankheit. Das Resultat dieser Untersuchungen war ein so betrübendes, daß Wild sich veranlaßt fand, einen Aufsatz zu schreiben, worin er bewies, daß bei der mißrathenen Kornernte und bei dem gänzlichen Verbrauch aller Vorräthe vom vorigen Jahre der Ausfall in der Kartoffelernte nothwendig einen Mangel an Lebensmitteln in der ganzen Gegend zur Folge haben müsse. Er rieth deshalb dringend an, zeitig für Zufuhr zu sorgen, nannte einige nothwendige Regierungsmaßregeln, machte Vorschläge zu Vereinen, um den Armen den Ankauf von Lebensmitteln zu erleichtern, und schloß mit der Warnung: „Wenn nicht zeitig derartige Anstalten gemacht werden, so werden wir im Frühjahr nicht nur Noth, sondern Hungersnoth auf dem platten Lande haben, denn die meisten Heuerleute haben nur so viel geerntet, daß sie kaum bis Ostern genug haben, viele nur bis Weihnachten." Dieser Aufsatz, den er in das Intelligenzblatt, das in Jedermanns Hände kam, einrücken lassen wollte, wurde ihm von der Censur gestrichen.

Wild traute seinen Augen kaum, als er den verhängnißvollen rothen Strich sah; er las seinen Aufsatz wieder durch und konnte gar nichts Gefährliches weder gegen Kirche und Staat, noch gegen die guten Sitten darin finden.

Der Censor muß sich geirrt haben, dachte er, und ging nach der Stadt, um selbst mit dem Beamten zu sprechen.

Der Censor hatte sich nicht geirrt, er hatte den rothen Strich mit Bewußtsein gezogen, er hielt den Artikel für aufregend.

Es könnte Veranlassung zu Unruhen geben, wenn das Volk erfährt, wie schlecht die Ernte ausgefallen ist, sagte er mit höchst ernsthaftem Gesichte.

Das Volk weiß längst, wie es mit der Ernte steht, entgegnete der junge Theologe eifrig; ich habe nur die Absicht, die Wohlhabenden, diejenigen, die helfen können mit der Lage der Sache bekannt zu machen, um das was Sie befürchten, zu verhindern, nicht um es herbeizuführen.

Der Beamte zuckte die Achseln. Ihre Absicht mag gut sein; aber Sie sehen zu schwarz, Sie übertreiben. — —

Uebertreiben?! Gewiß, gewiß nicht. Ich habe nur die Wahrheit geschrieben, habe eher zu wenig, als zu viel gesagt. Sie können getrost sich auf meine Angabe verlassen, Herr Rath.

Ich thue, was ich für meine Pflicht halte. Die Regierung wird schon Sorge tragen für Alles, was sie für nöthig hält.

Die Regierung kann beim besten Willen in dieser Sache nicht Alles thun, Herr Rath. Privatwohlthätigkeit, selbst Privatspeculation muß ihr zur Hülfe kommen.

Der Beamte machte eine ungeduldige Bewegung und wandte sich bald zu seinen Papieren.

Wild stand auf. Wenn Sie mir erlaubten mit dem Herrn Präsidenten selbst darüber zu sprechen; vielleicht, wenn er die Verantwortung übernähme. — —

Sparen Sie sich die Mühe; ich habe die Sache im Colleg vorgetragen; die Herren sind alle meiner Ansicht. Es ist unnöthig, das Volk noch mehr aufzuregen. Die Regierung wird schon Berichte einfordern.

Ja, wenn es zu spät ist! dachte Wild, indem er seinen Aufsatz in die Tasche schob und sich empfahl.

Immer Heimlichkeit, immer Vertuschen, Verschweigen, Lügen! murmelte er unmuthig. Wenn man die Wahrheit bekannt machte, könnten vielleicht viele tausend Menschen vor Hunger und Elend bewahrt werden, und nun — — —"

Wir werden nach dem Erscheinen der zwei letzten Bände auf diese interessante Erscheinung der neuesten belletristischen Literatur, die von der Verlagshandlung geschmackvoll ausgestattet ist, zurückkommen.

H.

Die Triarier David Friedrich Strauß, Ludwig Feuerbach und Arnold Ruge und ihr Kampf für die moderne Geistesfreiheit. Ein Beitrag zur letztvergangenen deutschen Geistesbewegung. Von einem Epigonen. Kassel. 1852. J. C. J. Rabbé. & Cie. 152 Seiten. 8.

„Strauß, Feuerbach und Ruge" sagt der Verfasser, der, dem Vernehmen nach unter der rationellen Partei eine hohe Stellung einnimmt, „waren die ächten und würdigen Triarier, den erprobten römischen Kriegern darin ähnlich, daß sie auf des Feldherrn, des Geistes, Gebot zum Kampf sich erhoben für des Geistes Freiheit, damit der Sieg nicht zweifelhaft wäre. Sie haben mit den Waffen aus der Rüstkammer der Philosophie wirklich Ernst gemacht und statt des leichten Geplänkels, das wohl hin und wieder innerhalb der Hegel'schen Schule früher sich zeigte, ohne dem Gegner gehörig zu Leibe zu gehen, den Todeskampf mit der geschlossenen Phalanx eingewurzelter Vorurtheile muthig begonnen und siegreich durchgeführt. Denn auf wessen Seite der Sieg ist, darüber kann unter denen kein Zweifel mehr sein, welche Kopf und Herz für die Geistesfreiheit auf dem rechten Flecke haben. — — — — — — — — Sie alle Drei können in ihrer Wirksamkeit und Bedeutung nicht anders als zusammen betrachtet und richtig gewürdigt werden. Ihre Leistungen bilden eine dreieinige Kette des Fortschritts, in welcher jedes Glied eine nothwendige Stelle einnimmt. Um den innersten Sinn und das ganze Gewicht dieser Leistungen dem gebildeten Publikum nahe zu rücken — und dies ist die eigentliche Absicht dieser Blätter — bedarf es dieser Gruppirung derselben in dem Rahmen einer kritischen Trilogie, in welcher jeder dieser modernen Triarier in seinem Verhältniß zu seinem Vorgänger charakterisirt wird."

Diese Charakterisirung ist nun von dem Verfasser in drei mit dem Namen der Triarier bezeichneten Skizzen geliefert. Zuerst Strauß. Dieser Skizze sowie den beiden andern gehen

einige einleitende Worte voran; dann werden die Lehrjahre und wissenschaftlichen Entwürfe Strauß's geschildert, die Kritik der evangelischen Geschichte, die kleineren Plänklergefechte des Kritikers, die Kritik der christlichen Glaubenslehre und zuletzt des Kämpfers Ruhe und — Schwäche besprochen. (S. 9—54.) — Zweitens Feuerbach. Sein Leben und seine Bildungsgeschichte wird nach Notizen, welche er selbst 1846 der damaligen Redaction der „Jahrbücher für speculative Philosophie" und diese dem Verfasser zum Gebrauch mitgetheilt hat, erzählt, Feuerbach als idealistisch panteistischer Mystiker, dann im Kampfe gegen den scholastischen Dualismus der Theologie, als anthropologischer Kritiker der Religion dargestellt und seine Bedeutung für die Zukunft der Religion und Religionsphilosophie zu erweisen versucht. (S. 57—115). — Drittens Ruge. Nachdem der Verfasser uns mit Ruge's äußerem Leben und Entwickelungsgang bekannt gemacht hat, betrachtet er seine Wirksamkeit in den „Hallisch-deutschen Jahrbüchern." Die beiden folgenden Abschnitte sind mit den Ueberschriften: Die Reform des Bewußtseins durch die Philosophie, und: Die Religion unserer Zeit, bezeichnet. Darauf wird ein Blick auf die Zukunft des Kämpfers für Humanismus geworfen. (S. 118—150). Die letzten Seiten enthalten ein Schlußwort.

Das Ergebniß der drei Charakteristiken hat der Verfasser gleich in der Einleitung selbst so auf- und kurz zusammengefaßt:

„Strauß erkannte die Unverträglichkeit der modernen Wissenschaft und des alten Glaubens oder der Philosophie und der Theologie, er löste die vermeintlichen historischen und dogmatischen Grundlagen der Theologie auf und reducirte ihren Inhalt auf die philosophischen Begriffe der Substanz und der Gattung."

„Feuerbach geht von der Erkenntniß des historischen Bruchs der modernen Wissenschaft und historischen Geistesbildung mit dem Christenthum aus und giebt eine Kritik der christlichen, als der unreinen, Vernunft; er untersucht die psychologische Genesis der christlichen Vorstellungen, löst sie in psychologische Phänomene auf und stellt die Theologie als Anthropologie dar."

„Ruge entwickelt den positiven anthropologischen Inhalt der modernen Religion und zeigt als denselben die bewegenden Mächte des modernen Geisteslebens überhaupt auf, indem er die Religion als den ethischen Trieb der Menschheit, als das Streben nach dem Ideal nachweist."

Dazu wird noch bemerkt:

„Dies ist der Fortschritt, welchen unsere Triarier unter einander bilden. Sie theilen ein Jeder ebenso die Größe, wie die Mängel und Einseitigkeiten aller genialen Persönlichkeiten, welche im Gebiete des geistigen Lebens der Menschheit revolutionär und epochemachend auftreten und mit einem gewaltigen Ruck die Menschheit auf der Bahn ihrer Entwickelung weiter führen." H.

Jugend- und Volksschriften,

Verlegt von Jm. Tr. Wöller in Leipzig.

Wir haben erst kürzlich unsere Leser auf die in dem obengenannten Verlage erschienene Schrift: „Guttenberg und seine Erfindung", aufmerksam gemacht und ihnen dieselbe bestens empfohlen. Gleich empfehlungswerth für die Jugend und für Erwachsene sind nun auch die folgenden, alle sehr hübsch ausgestalteten, mit schönen Stahlstichen versehenen und wohlfeilen Bücher. Wir bedauern, daß bei dem uns augenblicklich sparsam zugemessenen Raume, wir uns auf die Angabe der Titel und einige kleine Notizen beschränken müssen, halten es jedoch für Pflicht, ausdrücklich zu versichern, daß wir uns mit den anzuführenden Schriften nicht blos oberflächlich bekannt gemacht haben, und sie, eine jede in ihrer Art, ungemein belehrend und unterhaltend gefunden und mit Interesse gelesen haben.

Seppel, oder: der Synagogen-Brand zu München. Zu Nutz und Frommen für Jung und Alt erzählt von Gustav Nieritz. Dritte Auflage. Mit einem illum. Titelkupfer. VI (bemerkungswerthe Vorrede) und 156 (150) SS. 8.

Der Tyroler Kampf für ihr Vaterland unter Andreas Hofer. Eine unterhaltende und belehrende Erzählung für Jung und Alt. Von Eberhard Stein. Neu bearbeitet und erweitert von Gg. A. Winter. Zweite sehr vermehrte Auflage. Mit Stahlstich. 138 (133) SS. 8.

Die Pilgerreise nach dem heiligen Lande, oder: Erlebnisse und Schicksale im Orient. Eine unterhaltende und in Bezug auf biblische Geschichte und Geographie belehrende Erzählung für die Jugend und deren Freunde. Von Dr. Fr. Schwed. Zweite neu bearbeitete Auflage. Mit illum. Titelkupfer. VII und 160 (156) SS. 8.

Der Stoff ist in der gewählten Weise bisher noch für die Jugend nicht bearbeitet. Die Schilderung gewährt ihr nicht allein Belehrung, sondern erhält sie durch die eingeflochtene Erzählung der Schicksale und Reiseabenteuer eines jungen Mannes in steter Spannung.

Blüthen und Früchte aus dem Garten des Lebens. Eine Reihe unterhaltender und belehrender Jugend- und Volkserzählungen von Fr. Ahlfeld, W. O. v. Horn, Wilhelm Müller u. A. (Jm. Tr. Wöller). Mit Stahlstich. 164 (159) SS. 8.

Die Namen der Verfasser bürgen schon für den Werth der Erzählungen; besonders gefallen hat uns: „Befiehl dem Herrn Deine Wege", von Jm. Tr. Wöller.

Die in früheren Auflagen erschienenen Werke erhielten in zahlreichen Anzeigen und Besprechungen allgemeinen Beifall; „Seppel" ist, sowie „Guttenberg" auf Veranlassung Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Stephan von Oesterreich in's Böhmische übertragen; auch eine französische Uebersetzung des Buches ist vorhanden.

Nur der Jugend bestimmt, und zwar der erste Theil dem Alter von 7—10, der zweite dem Alter von 10—14 Jahren, ist eine der trefflichen, längst bekannten und geschätzten Leistungen Gg. A. Winter's (Oberlehrer's an der Bürgerschule zu Kirchberg), dessen „Allgemeines Lesebuch", zweite Auflage, welche jetzt als besondere Festgeschenks- und Prämienausgabe unter dem Titel veröffentlicht wird:

Jugend-Hain. Klassische Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen aus dem Natur- und Menschenleben. Ein lehrreiches Bildungs- und Unterhaltungsbuch für die deutsche Jugendwelt. Bearbeitet und zusammengestellt aus den Werken der

ausgezeichnetsten mustergültigsten ältern und neuern Jugend- und Volksschriftsteller. Zwei Theile. Mit 5 illum. Stahlstichen. XVI u. 192 (188), XII u. 420 (417), SS. 8. H.

Catalogi bibliothecae secundi generis principalis dresdensis specimen octavum Joanni serenissimo duci Saxoniae etc. etc. etc. rite pie offert Dr. Julius Petzholdt, bibliothecae custos etc. Dresdae sumptus fecit Rudolphus Kuntze. 1851. Gr. 8.

Die zweite Fortsetzung des Katalogs der trefflichen Dante-Bibliothek Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann nimmt die Seiten IV — VIII ein, dann folgt mit besonderem Titel: „Verzeichniss sächsischer Klöster und Stifter mit Rücksicht auf ihre Bibliotheken. Neue Bearbeitung. Dresden, Rudolf Kuntze 1851." (31 Seiten.) „Es sind nun bereits über sieben Jahre," sagt der Verfasser, „seit ich, als Vorarbeit zu einer Geschichte der sächsischen Klosterbibliotheken, ein Verzeichniß sächsischer Klöster und Stifter in Bezug auf Bibliothekenkunde in Gautsch's Archiv für sächsische Geschichte und Alterthumskunde (auszüglich daraus in meinem Anzeiger für Literatur der Bibliothekwissenschaft J. 1844. Nr. 458, mit Berichtigungen das. J. 1845. Nr. 1) habe abdrucken lassen. Seitdem bin ich nach Kräften beflissen gewesen, dasselbe weiter zu berichtigen und zu vervollständigen. Dieses berichtigte und vervollständigte Verzeichniß bringe ich, unter Beifügung der von mir veröffentlichten betreffenden Literatur, hier nochmals zum Abdrucke, theils in der Voraussetzung, daß es so manchem der Leser nicht unwillkommen sein werde, theils mit dem Wunsche, daß wer zur Ergänzung meines Verzeichnisses noch Etwas beizutragen im Stande ist, dies gefälligst thun möge.

Die Zahl der im Verzeichnisse aufgeführten Klöster und Stifter beläuft sich im Ganzen auf 94 (doch ist die Existenz von 16 derselben ungewiß); der Monachus Pirnensis führt nur 52 und Albinus 55 an. Es kommen hier 78 vor, deren Dasein sicher und verbürgt ist: ein Kloster des Antonier-Ordens, 13 Klöster des Augustiner O., 13 des Benedictiner O., ein Kloster des Carthäuser O., 11 Klöster des Cistercienser oder Bernhardiner O., 2 des Cölestiner O., 14 Comthureien des Deutschen O., 4 Klöster des Dominicaner O., 17 Klöster des Franciscaner O., 2 Commenden des Kreuzherren- oder Johanniter O., 10 Hoch- und Collegiatstifter. Viele derselben besaßen Bibliotheken, die zum Theil in andere Landesbibliotheken übergingen. So wurde z. B. mit der Bibliothek des Dominicaner Klosters in Leipzig, bei der Säcularisation desselben im Jahre 1543, die jetzige Universitätsbibliothek begründet; der größte Theil der Bibliothek des Cistercienser Mönchsklosters in Grünhain, kam 1522 an die wittenberger Universität; die Bibliothek des Franciscaner Mönchsklosters zu Oschatz wurde 1653 vom Rath dieser Stadt in Besitz genommen und später in der St. Aegidienkirche aufgestellt, 1842 aber an die Prinz. Secundogenitur-Bibliothek nach Dresden verkauft. Die Büchersammlung des Cölestiner Klosters auf dem Oybin bei Zittau, welche 1560 nach Prag in den Besitz des dortigen Jesuiten-Collegiums, der jetzigen Universität, gekommen ist, bildet die Grundlage der Bibliothek derselben; sie war bereits 1556 vom Kaiser Ferdinand den Prager Jesuiten überlassen worden.

Petzholdt's Zusammenstellung ist eine der literärischen Arbeiten, die, obgleich nur wenige Blätter füllend, ohne sorgsames und nachhaltiges Forschen und verhältnißmäßig bedeutenden Zeitaufwand nicht geleistet werden können, und die deshalb, mögen sie zunächst auch nur eine beschränkte Bedeutsamkeit haben (wie hier für die Kirchen- und Cultur-Geschichte Sachsens), mit dankbarer Anerkennung entgegenzunehmen sind. H.

Miscelle.

Ein nürnberger Kreistagsschluß. Folgender merkwürdiger Kreistagsschluß wurde am 14. Februar 1650 zu Nürnberg gefaßt:

„Demnach auch die unumgängliche deß heyl. Römischen Reichs Notthürfft erfordert, die in diesem 33. Jerig blutigen Krieg ganz abgenommene, durch das Schwerdt, Krankheit und Hunger verzehrte Mannschaft wiederumb zu ersetzen und in das khünfftig eben desselben Feinden, besonders aber dem Erbfeind des christlichen Namen, dem Türckhen, desto stattlicher gewachsen zu sein, auf alle Mitl, Weeg und Weiß zur gedenkhen, Als seindt uf reiffe Deliberation und Berathschlagung folgende 3 Mittel vor die bequembste und beyträglichste erachtet, und allerseits beliebt worden: 1) Sollen hinfüro innerhalb den nechsten 10 Jahren von Junger mannschaft oder Mannßpersonen, so noch unter 60 Jahren sein, in die Clöster ufzunemmen verbotten, vor das 2te denen Jenigen Priestern, Pfarrherrn so nicht ordensleuth, oder auff den Stifftern Canonicaten sich Ehelich zu verheyrathen; 3) Jedem Mannßpersohnen 2 Weiber zur heyrathen erlaubt sein; dabey doch alle und Jede Mannßpersohn ernstlich erinnert, auch auf den Canzeln öffters ermanth werden sollen, Sich dergestalten hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich völlig und gebürender Discretion und versorg befleiße, damit Er als ein Ehelicher Mann, der ihme 2 Weiber zu nemmen getraut, beede Ehefrauen nicht allein nothwendig versorge, sondern auch under Ihnen allen Unwillen verhüette."

(Aus: „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Herausg. v. F. Bülau. 3. Band.")

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 100. **Sonnabend, den 13. December.** **1851.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Geschichte des Directoriums.

(Fortsetzung.)

Nach den Unfällen von 1813, am 24. Januar 1814, bot Carnot dem Kaiser seine Dienste an und wurde zum Gouverneur von Antwerpen ernannt. Dies Benehmen gegen das Unglück würde rührend seyn, wenn ihm nicht in weniger als drei Monaten folgender, am 17. April an die Garnison von Antwerpen gerichteter Tagesbefehl, in welchem die Rechte Ludwig's XVIII. proclamirt wurden, gefolgt wäre:

„Soldaten, wir sind dem Kaiser Napoleon getreu gewesen, bis er uns selber verlassen hat. Er hat sich endlich einer Gewalt begeben, die er so lange gemißbraucht. Er hat auf ein Reich verzichtet, dessen Zügel er nicht mehr halten konnte; wir sind in Betreff Seiner des Eides der Treue entbunden."

„Was den neuen Souverain betrifft, der bald proclamirt werden wird, so läßt sich vernünftiger Weise nicht zweifeln, daß dieses Ludwig XVIII. seyn wird. **Die alte Dynastie wird ihre Rechte wiedernehmen; die Nachkommen Heinrich's IV. werden den Thron ihrer Väter auf's Neue besteigen."**

„Unter diesen wichtigen Umständen darf die Garnison es nicht aus dem Gesicht verlieren, daß es nicht ihre Sache ist, irgend einen Wunsch laut werden zu lassen. Die bewaffnete Macht deliberirt nicht, sie gehorcht den Gesetzen und läßt sie in Ausführung bringen. Sie würde strafbar seyn, wenn sie sich aus eignem Antriebe oder individuell ausspräche; denn in der Einheit besteht ihre ganze Stärke, und sie darf nie eine Verschiedenheit der Meinungen riskiren."

„Der Augenblick nähert sich unstreitig, wo wir Demjenigen einen neuen Eid zu leisten haben werden, den die allgemeine Zustimmung der Nation als deren König bezeichnet hat; aber wir müssen jeder Unordnung vorbeugen, jeden Stoß vermeiden, einmüthig gehorchen. Der präcise Augenblick wird also durch uns bestimmt, und durch eine Feierlichkeit geweiht werden. Bis dahin werden wir uns keine Veränderung, keine partielle Handlung erlauben; wir werden standhaft unsere Posten behaupten, gewissenhaft das heilige Depot bewahren, das in unsern Händen ist, und als getreue und unbestechliche Soldaten die Stunde erwarten, wo wir es seinem rechtmäßigen Souverain zu übergeben haben."

„Der Divisions-General und Gouverneur Carnot."

Dieser Tagesbefehl erschien Carnot noch nicht genügend; er erließ den andern Tag, am 18. April, folgende Proclamation:

„Soldaten, da kein vernünftiger Zweifel über den Wunsch der französischen Nation zu Gunsten der Dynastie der Bourbons mehr obwalten kann, so würde es uns gegen die gesetzgebende Behörde empören heißen, wenn wir sie anzuerkennen länger anstehen wollten. Wir haben mit Umsicht verfahren können, verfahren müssen; wir mußten uns überzeugen, daß das französische Volk dies große Gesetz von niemand anders als von ihm selbst erhielt .... Ehre denen, die in ihrer Begeisterung einen indiscreten Eifer zurückzuhalten gewußt haben, der die Disciplin und die Sicherheit des uns anvertrauten Depôts hätte gefährden können. Die Besitznahme des Thrones seiner Vorfahren durch den neuen König wird glorreicher seyn, wenn er durch die Liebe der Völker dazu berufen ist, als wenn durch den Schrecken der Waffen herbeigeführt."

„Wir, Gouverneur des Platzes von Antwerpen, Generale, Officiere aller Grade, Unterofficiere und Soldaten jeder Waffe, so zu Lande als zur See, erklären, daß wir, vom 1., 2. und 3. dieses Monats ab, einfach und ohne Vorbehalt den Schritten des Erhaltungssenats, des gesetzgebenden Corps, und der provisorischen Regierung beistimmen; wir schwören überdem insgesammt, daß wir diesen Platz im Namen Ludwig's XVIII. behaupten und auf's Aeußerste vertheidigen wollen."

„Der Herr Divisions-General, der Waffen-Commandant, der das Schelde-Geschwader befehligende Vice-Admiral, und der Herr Präfect zu Antwerpen sollen morgen jedem der Corps unter ihrem unmittelbaren Befehl gegenwärtige Adhäsions-Acte vorlesen lassen, und nächsten Sonntag, auf der Parade, müssen sämmtliche Militairs mit weißen Kocarden erscheinen."

„Antwerpen, den 18. April 1814."

„Der Divisions-General und Gouverneur
Carnot."

Man hätte glauben sollen, daß dieser Tyrannenfeind und vormalige Gehülfe Robespierre's es dabei hätte bewenden lassen; aber man sehe, was die, nach seinen Manuscripten, seiner noch nicht im Druck erschienenen Correspondenz, und seinen sonstigen Schriften verfaßten Memoiren sagen:

„Nach Paris zurückgekehrt, fand Carnot sich bei dem Könige und den Prinzen ein. Er sah sich kalt aufgenommen, und meinte daraus entnehmen zu können, daß seine Anwesenheit beim Hofe nicht angenehm sey. . . . . Er war nun darauf bedacht, seine Bemerkungen vor den König gelangen zu lassen, indem er sich des vulgairen, aber seiner scheinbaren Einfachheit ungeachtet doch tiefen Sinn bergenden, Spruches: „wenn es der König wüßte," erinnerte."

„Es schien ihm unmöglich, eine Audienz beim Könige zu erhalten, und noch mehr, demselben hinlängliches Vertrauen einzuflößen, um daß er ihn mit dem Wohlwollen anhöre, welches einige Hoffnung auf Erfolg versprache. Er glaubte daher, der beste Weg, dem Könige seine Bemerkungen in all ihrer Wahrheit zu Gesicht zu bringen, würde der seyn, ein Werk herauszugeben. Er gab sodann dies Werk, das den Titel „Kennzeichen einer gerechten Freiheit und einer legitimen Gewalt" führte, in Druck."

„Auf Verlangen des General-Polizei-Directors ließ Carnot aber mit dem Druck seines Werkes inne halten, um es eigenhändig ganz umzuarbeiten und einige Stellen auszumerzen, die möglicher Weise den Monarchen verletzen konnten. . . ."

Sind wir denn nun in Betreff der Distraction und der Originalität am Ende? Ach nein, noch immer nicht!

Der Tagebefehl vom 17. April 1814, in welchem Carnot sich des dem Kaiser geleisteten Eides der Treue entbunden erklärt hatte, weil derselbe so lange Mißbrauch von seiner Gewalt gemacht, war nur noch ein todtes Wort von dem Tage an, wo Ludwig XVIII. und die Prinzen ihn kalt empfangen und seine officiösen Rathschläge verschmäht hatten. . . . In der Nacht nach dem Wiedereintreffen Napoleons in den Tuilerien, nach seiner Rückkunft von Elba, nahm Carnot von dem Kaiser das Ministerium des Innern und den Grafentitel an. Einige Tage später ließ er sich auch noch mit dem Titel und den Functionen eines Pairs von Frankreich belehnen.

Die Schlacht von Waterloo und die Ereignisse von 1815 rissen Carnot noch einmal mit sich fort. In dem Augenblick, wo der Kaiser die Absicht, sich den Engländern zu überantworten, zu erkennen gab, widerrieth Carnot dies auf's Lebhafteste, und sagte zu ihm: „Es liegen zwei Fregatten zu Rochefort zu Ihrer Verfügung; schiffen Sie sich dort eiligst nach den Ver. Staaten von Nordamerika ein, und Sie werden auch von dort aus noch Ihre Feinde zittern machen."

Worte wie diese lassen glauben, daß Carnot diesmal doch dem unglücklichen Napoleon seine Treue bewahrt haben würde. — Im nächsten Monat Januar aber stellte er sich, von den Bourbons verbannt, zu Warschau dem Großfürsten Constantin vor, und der Kaiser von Rußland ließ seiner Armee darnach durch einen Tagebefehl anzeigen: daß Carnot ihr fortan als Generallieutenant angehöre.

Alles, was Carnot noch thun zu müssen meinte, war, keinen activen Dienst zu leisten.

Zurückgezogen nach Magdeburg, starb Carnot dort am 2. Aug. 1823. Er hatte schließlich wieder seinen Lebenslauf als Dichter und als Academiker von Dijon aufgenommen, und in den Leipziger Blättern u. a. eine Romanze unter dem Titel: „der Traum" abdrucken lassen.

So war Carnot, aus welchem die Parteien einen Mann des Alterthums haben machen wollen. Er gehört Denen an, zu welchen die unparteiische Geschichte nach Recht und Pflicht sagen muß: „Fordere, daß man Dich vergesse, aber verlange nicht, gelobt zu werden!"

Wir haben den Leser mit dem Schauplatz bekannt gemacht, auf welchem sich die Politik des Directoriums entfalten wird. Wir haben es versucht, die Orte, die Umstände, die Charaktere zu erklären — nun kommen die Begebenheiten an die Reihe.

Ende des ersten Bandes.

Die Kaiserliche öffentliche Bibliothek zu St. Petersburg und Baron v. Korff.

(Abgedruckt aus Petzholdt's Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft. 1851. Heft 9.)

Seit der Reichsrath und Staatssecretair Baron v. Korff das Directorat der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg angetreten hat, scheint dieselbe, soweit ich aus den mir darüber zugekommenen Mittheilungen aus der Ferne zu urtheilen im Stande bin, ein ganz neues und regeres Leben als früher begonnen zu haben. Der neue Director, ein Mann, dem sein Amt nicht als bloßer Ehrenposten gilt, sondern der von dem lebhaftesten Interesse für die seiner Obhut untergebene Anstalt beseelt, ist mit Eifer und Sachkenntniß, unterstützt von einem tüchtigen und unterrichteten Bibliothekspersonal, beflissen gewesen, mehrere Einrichtungen ins Leben zu rufen, die nicht allein das Wohl der Bibliothek bezwecken, sondern und vorzüglich auch zum Vortheile des Publikums gereichen werden. — Einrichtungen, welche so mancher Bibliothek des Continentes, der sich in wissenschaftlicher

Hinsicht als weit über Rußland erhaben nur allzu selbstgefällig preisen hört, zur Nachahmung dienen können.

In einsichtsvoller Erwägung dessen, was einer wohleingerichteten Bibliothek erfahrungsmäßig Noth thut, hat der Director hinsichtlich der Kataloge als obersten und, wie ich mich im Anzeiger wiederholt erklärt habe, einzig richtigen Grundsatz festgestellt, daß die Bibliothek drei Arten von Katalogen haben müsse, nämlich: „einen kurzen Standorts-Katalog oder Inventarium, als Mittel der Revision und totalen Uebersicht, einen Nominal- (oder alphabetischen) Katalog, zum Nachschlagen für die Bibliothekare, und einen Real-Katalog (catalogue raisonné oder systematisch nach den Wissenschaften geordneten Katalog) zum Gebrauch für das Lesepublikum.“ Demzufolge ist die Bearbeitung dieser Kataloge mit sowohl materiell als intellectuell ausreichenden Kräften unverzüglich in Angriff genommen worden, und zwar in der Weise, daß jeder Bibliothekar unter persönlicher Verantwortung für die regelrechte Ausführung der Arbeit eine besondere Section der Bibliothek zum Katalogisiren zugetheilt erhalten hat.

Ferner hat der Director in gewissenhafter Berücksichtigung der Zwecke einer öffentlichen Bibliothek — die natürlich in der Hauptsache darauf gerichtet sein müssen, daß das Publikum nicht nur eine möglichst allgemeine und ungehinderte, wenn nur mit der Sicherheit und Erhaltung des Besitzthumes der Bibliothek vereinbare Benutzung derselben gestattet, sondern auch von den in der Bibliothek vorhandenen Gegenständen eine möglichst umfassende Kenntniß erhält — dahin Veranstaltung zu treffen gewußt, daß das Reglement der Bibliothek durch eine neuere Verordnung ergänzt, und als deren „Hauptprinzip und Hauptelement der allgemeine Nutzen“ aufgestellt, sowie der Druck von Katalogen der Bibliothek genehmigt worden ist. Auf Grund dieser Genehmigung werden, außer dem Dorn'schen Kataloge der orientalischen Handschriften, wovon bereits ein großer Theil im Drucke vollendet ist, zunächst eine historisch-kritische Beschreibung der typographischen Seltenheiten (Inkunabeln u. s. w.) von Minzloff und Kataloge der ausländischen Landkarten und Atlanten, mit Einschluß der ältesten Erzeugnisse dieser Art, wie auch der in fremden Sprachen verfaßten Kalender von Hrn. v. Muralt erscheinen. Sämmtliche im Drucke erscheinende Kataloge werden in französischer, „als der jetzt auf wissenschaftlichem Gebiete allgemeinsten Sprache“, abgefaßt. Ueberdies ist im aufmerksamen Hinblicke auf die Richtung des Publikums, welches sich in der letzten Zeit merklich den historischen Studien zugewendet hat, die Veröffentlichung der wichtigsten geschichtlichen Materialien und Documente der Bibliothek für angemessen erachtet, und deshalb der Druck der bemerkenswerthesten derartigen Handschriften nach Gutbefinden des Directors beschlossen, auch zu diesem Endzwecke die Anstellung eines besonderen Redacteurs der gelehrten Arbeiten der Bibliothek angeordnet worden. Nicht minder hat man bei dem Drucke des jährlichen Rechenschaftsberichtes der Bibliothek in deutscher und französischer Sprache hauptsächlich den Nutzen des Publikums im Auge.

Ein anderer Gegenstand der besonderen und verständigen Sorgfalt des Directors ist der Bibliothekserwerb. Eine wenn noch so große und mit den werthvollsten Schätzen ausgestattete Bibliothek wird, so lange sie blos ein Aggregat mehr durch Zufälligkeiten veranlaßter und bedingter Erwerbungen, und nicht ein planmäßig gesammeltes Ganzes bildet, unter den wissenschaftlichen Instituten immer nur eine untergeordnete Stellung einnehmen. In Betracht dessen hat der Director beschlossen, „dem Zuwachse des Bibliotheksbestandes in Zukunft, soweit dies von der Verwaltung der Bibliothek selbst abhängt, eine mehr systematische und speciellere Richtung zu geben“, als es bisher der Fall gewesen ist. Zudem hat der Director, um der Bibliothek nicht blos den Charakter einer achtenswerthen wissenschaftlichen Anstalt, sondern auch den einer „vaterländischen Bibliothek“ zu geben, in patriotischem Gefühle für angemessen erachtet, daß in dem allgemeinen alle Zweige des menschlichen Wissens in sich begreifenden Umfange noch ein anderer in sich abgeschlossener Kreis abgegrenzt, und darin „1) alles was in Rußland seit Einführung der Typographie gedruckt, und 2) alles was zu irgend einer Zeit irgendwo in allen Sprachen der Welt über Rußland veröffentlicht worden“, vereinigt werden solle. Behufs der Instandsetzung einer solchen vaterländischen Bibliothek, wozu bereits ein Anfang gemacht worden ist, und für welche der Director selbst auf seiner jüngsten Reise im Auslande thätig gewirkt hat, ist ein besonderer Katalog sämmtlicher über Rußland in fremden Sprachen herausgegebener Werke im Drucke erschienen, der, mit Hilfe Sachverständiger berichtigt und ergänzt, den besten und zuverlässigsten Rathgeber bei den Anschaffungen der Bücher abgeben wird,

Ein großes Verdienst um die Bibliothek sowohl als die gelehrte Welt hat sich der Director ferner noch dadurch erworben, daß er die obwohl längst gewünschte, aber immer verzögerte Veräußerung der in der Bibliothek massenhaft angehäuften Doubletten ins Werk zu setzen begonnen, und dadurch nicht nur dem gelehrten Publikum Gelegenheit zum Erwerbe einer Menge seltener und anderwärts kaum käuflicher Bücher gegeben, sondern und namentlich auch der Bibliothek zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse ohne alle Belastung der Staatskasse eine sehr bedeutende Geldquelle eröffnet hat; welche Quelle übrigens um so reichlicher zu fließen verspricht, je umsichtiger bei dem Verkaufe der Doubletten alle Wechselfälle eines für die Bibliothek möglichst vortheilhaften Absatzes in Berechnung gezogen zu werden scheinen. Die historische Section der Doubletten (in ausländischen Sprachen), die zuerst zum Verkaufe gekommen ist, hat der Bibliothek allein schon eine Summe von weit über 10,000 R. S. eingebracht.

Endlich und zuletzt ist noch einer sehr klugen unter dem neuen Director ins Leben getretenen Einrichtung zu gedenken, die für die Bibliothek, ohne daß dieselbe dadurch einerseits in ihren Interessen irgend einen Abbruch erleidet, andererseits möglicherweise sehr nutzenbringend werden kann — ich meine die Einrichtung, welcher zufolge kraft Kaiserlicher Verordnung „aus der Zahl von Männern, die sich durch ihre Liebe zur Bibliographie und zur Aufklärung überhaupt Ruhm erworben, Ehrenmitglieder, sowie Ehrencorrespondenten aus der Zahl der bekanntesten Bibliothekare und Buchhändler“ von der Bibliothek ernannt werden. Die Bibliothek darf von den Arbeiten, Mittheilungen oder Darbringungen, wenn nicht Aller, doch sicher Einiger von Denen, mit denen sie sich auf diese Weise in Verbindung gesetzt hat, eine nützliche Mitwirkung erwarten. *)

---

*) Der hier mitgetheilte Aufsatz ist vom Verfasser auch in einigen Separatabdrücken vertheilt worden. Durch diesen dritten Abdruck in unserer Zeitschrift, den wir uns, die Genehmigung unseres verehrten Freun-

Caesarius von Heisterbach. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Von Alexander Kaufmann. Cöln. 1850. J. M. Heberle. (H. Lempertz). 56 Seiten 8.

Es sind zwar nur wenige Bogen, die uns hier vorliegen, aber der Stoff, welcher auf denselben bearbeitet ist, und besonders diese Bearbeitung selbst, geben ihnen eine nicht geringe Bedeutsamkeit! — Caesarius, gegen Ende des Jahres 1198 oder zu Anfang des Jahres 1199 als Mönch in das Kloster zu Heisterbach (Heister, französisch hêtre, junger Baum, daher das Wappen: Bach und Baum) eingetreten, wurde dort Prior und Novizenmeister; sein Tod — eine bestimmte Nachricht darüber fehlt — muß im vierten Jahrzehend des dreizehnten Jahrhunderts erfolgt sein. Schon frühe entwickelte sich seine literarische Thätigkeit. — Das Wenige, was von dem äußeren Leben des Caesarius uns überliefert worden, ist von dem Verfasser sorgfältig zusammengestellt; aber daran sind so viele, für die Kulturgeschichte der beiden Jahrhunderte, in deren letzten und ersten Hälfte Caesarius lebte, beachtungswerthe und interessante Notizen geknüpft, daß dieses biographische Gemälde zu den besten Monographien der Art zu zählen ist. Im ersten Abschnitt wird der Boden, auf welchem Caesarius sich bewegte, die Umgebung, welche auf ihn eingewirkt, das politische und geistige Treiben, das ihn angeregt, geschildert und vor den Blicken des Lesers vorübergeführt; der zweite Abschnitt lehrt uns seine Lebensschicksale, der dritte seine Bedeutung als Schriftsteller kennen. Wenn am Schlusse des ersten Abschnitts („die Abtei Heisterbach") gewünscht wird, daß es dem Ganzen gelungen sein möge, in der Entwickelung eines Einzelnen die Entwickelung einer Periode, im Bilde einer kleinen Welt das Bild der großen Welt, darin der Einzelne nur unbedeutendes Glied einer unendlichen Kette gewesen, getreu und mit scharfen, charakteristischen Zügen gezeichnet zu haben; daß man dem Gemälde nachsagen möge, es sei voll Wahrheit und Lebenswärme; so muß man bereitwillig dem Verfasser dieses Gelingen, diese lebendige Vergegenwärtigung der damaligen Zeit, namentlich in den Rheinlanden, zugestehen.

Aber gerade weil die Skizze so reich an kleinen, Land und Menschen charakterisirenden, zum größten Theil aus der unten näher zu besprechenden wichtigsten Schrift des Caesarius entlehnten Zügen ist, eignet sie sich nicht zu einer weiteren Analyse und kann nur auf eigene Lesung des Heftes hingewiesen, nur einzelnes, zunächst Caesarius selbst Betreffende, hervorgehoben werden. Aufmerksam machen wollen wir jedoch z. B. auf die treffliche Darstellung des bunten und bewegten Lebens des damaligen Köln (S. 17—21), (von welcher Stadt vermuthet oder angenommen, aber mit Gewißheit nicht zu ermitteln ist, daß Caesarius dort geboren; er selbst berichtet, daß er in dieser Kapitale der Rheinlande auf der Schule von St. Andreas, seine erste Erziehung und gelehrte Bildung erhalten habe,) und ein kleines Bruchstück derselben geben: „Die kölnischen Kaufleute (— nach Lamb. Hersf. ad 1074 entfliehen „sexcenti aut eo amplius mercatores opulentissimi," um gegen die „saevitia" des Bischofs die Hülfe des Königs zu erflehen —) handelten nach England und bis zum höchsten Norden, gründeten die Guildhalle in London und holten Bärenfelle in Norwegen (— Caes. Dial. VIII, 57 —) Das Gemälde, welches Rudolf von Ems in seinem bekannten Gedicht: „Der gute Gerhard," von einem kölnischen Handelsherrn entwirft, zeigt schon einen höfisch gebildeten, feinen Weltmann (V. 807 ff. S. 29. 30. d. Ausg. v. M. Haupt), der sich im Umgange mit Bischöfen und Fürsten so frei zu bewegen weiß, wie im Verkehr mit Seinesgleichen, mit Bürgern und Gewerbleuten. Bei aller Bescheidenheit, die ihn verziert, spricht er doch auch von der Würde,

die ein man sol hân,
der sich koufes soll begân;

und meint, selbst für eine Königstochter sei es zuletzt doch nicht das schlimmste der Loose, durch Vermählung mit einem kölnischen Kaufmannssohne ein „riches koufwîp" zu werden."

Caesarius war so glücklich, zwei Männer zu Lehrern zu erhalten, die sich durch Wissenschaft und einen unbescholtenen Lebenswandel vor allen Andern auszeichneten, den Domscholastikus Rudolf, der in Paris gelesen hatte, und als oberste Autorität galt, wo es sich um Beseitigung wichtiger geistlicher Zweifel handelte, und den früheren Pfarrer in Siegburg und nunmehrigen Dechanten von St. Andreas, Ensfrid. „Er war," heißt es S. 21. 22. „eine der originellsten, aber auch zugleich liebenswürdigsten Erscheinungen, welche Köln damals aufzuweisen hatte. Caesarius, der seiner in freundlichster Gesinnung gedenkt, rühmt ihn als einen Erzieher, welcher eben so sehr durch sein Beispiel, als durch Worte nicht allein zur Wissenschaft, sondern, was mehr sei, zu einem tugendhaften Lebenswandel ermuntert habe. Einem Lehrer, der einen Schüler schlug, warf sich Ensfrid entgegen mit erhobenem Stab: „Tyrann, du bist da, deine Zöglinge zu lehren, nicht zu tödten!" (— Walther v. d. Vogelweide sagt:

Niemand kann mit gerten
Kindeszucht beherten.

Das Schlagen in den Schulen war auch Gegenstand der Gesetzgebung. Schwab. Spiegel, Ausg. von Laßberg. 185. 247. vergl. mit Sachs. Spiegel, Ausg. von Homeyer, II, 65, 2. —) Seine Originalität äußerte sich vor Allem in einem fast unbezwingbaren, häufig jedoch in's Frazzenhafte ausartenden Drange, wohlzuthun. Gleich jenem Heiligen, der, um den Armen Schuhe zu machen, das Leder stahl, entwendete Ensfrid seinen Kollegen Schinken und sonstige Speisen und vertheilte den frommen Raub unter die Bedürftigen; auf offener Straße schenkte er einem Armen seine Hosen. Lud er Freunde zu Tische ein, so fanden sie meistens, wenn ein Armer vorübergegangen, nur leere Schüsseln vor. Dieses und Aehnliches entschuldigt indessen sein Schüler Caesarius mit den Worten: Multa licent sanctis, quae his, qui sancti non sunt, non licent. Als der Domdechant Adolf, nachher Erzbischof, den Ensfrid einst zur Tafel gebeten, entschuldigte dieser sich, weil er selbst schon Gäste habe: Es waren seine Armen und Gebrechlichen. (— Caes. Dial. VI, 5. —)" (Unsere, der lateinischen Sprache kundige Leser, bitten wir sich mit der

des voraussetzend, erlauben, beabsichtigen wir, den sehr beachtungswerthen Inhalt desselben auch zur Kenntniß solcher Leserkreise zu bringen, welchen er sonst schwerlich bekannt werden dürfte. Wie interessant diese Nachweise in mehrfacher Beziehung, wird man leicht erkennen. H.

höchst eigenthümlichen, in psychologischer Beziehung merkwürdigen Vita domini Ensfridi Decani sancti Andreae in Colonia, in dem Dialogus des Caesarius, neueste Ausg., erster Band, S. 345—355 selbst bekannt zu machen.)

Werfen wir jetzt einen Blick auf die schriftstellerischen Leistungen des heisterbacher Novizenmeisters! Neben mehreren geistlichen Traktaten verfaßte er Homilien, die, in der Bildersprache der Zeit geschrieben, namentlich wo die Bilder dem Pflanzenleben entnommen, nicht ohne Anflug von Farbe und Poesie, meistens sinnig, oftmals tief sind; allegorische Erklärungen der h. Schrift bilden den Hauptinhalt; die eingeflochtenen Beispiele finden sich fast alle im Dialogus wieder; an Spielerei fehlt es freilich auch nicht (S. 32. 33); ferner eine Lebensgeschichte der h. Elisabeth, von der nur Fragmente veröffentlich sind; einen Katalog der kölnischen Erzbischöfe redigirte er neu und setzte ihn selbstständig bis auf Heinrich von Molenarken fort. Die erste Stelle unter seinen Schriften nehmen aber eine Biographie des h. Engelbert (über welchen ein Artikel des Verfassers in Aschbach's „Kirchenlexikon" enthalten), die von Troß in seiner Abhandlung über den Caesarius, in der „Westfalia" vom Jahre 1825, November, und besonders von Böhmer im zweiten Bande der Fontes, wo die beiden ersten Bücher des Werkes in erneuertem Abdruck erschienen, sehr gerühmt wird, und der „Dialogus miraculorum" ein. Dieses Zwiegespräch zwischen Mönch und Novize, Caesarius und Apollonius, bei welchem ihm die Dialoge Gregors des Großen als Muster vorschwebten, beschäftigt den Verfasser vorzugsweise im dritten Abschnitt und hat er dieses Wunderbuch nach mehreren Seiten hin mit umsichtiger Wahl ausgebeutet und so, wie überhaupt durch seine Abhandlung, eine belehrende Einleitung zu der neuesten, vor Kurzem erschienenen Ausgabe desselben geliefert. Ihr Titel ist:

Caesarii Heisterbacensis Monachi Ordinis Cisterciensis **Dialogus Miraculorum.** Textum ad quatuor codicum manuscriptorum editionisque principis fidem accurate recognovit Josephus Strange. Volumen primum et secundum. Accedunt specimina codicum, in tabula lithogr. Coloniae, Bonnae et Bruxellis, sumptibus J. M. Heberle (H. Lempertz & Comp.). MDCCCLI. Typis J. S. Steven. VI, 403 (407) und 381 Seiten 8.

In der Vorrede wird bemerkt, daß von Gelehrten, die sich um die Herausgabe und Erläuterung der Quellen der deutschen mittelalterlichen Geschichte verdient gemacht, vorzüglich von Böhmer und J. Grimm, eine neue kritische Ausgabe des Dialogs als Bedürfniß anerkannt sei. Weil überdies die älteren Editionen selten und fehlerhaft, so habe der Herausgeber sich auf Veranlassung des Verlegers entschlossen, eine neue, nach Handschriften berichtigte, zu besorgen. Das Leben und die Schriften des Caesarius betreffend wird auf Hrn. Kaufmann's Beitrag verwiesen und dann eine Beschreibung der benutzten Handschriften und Ausgaben gegeben. Die ersteren sind: zwei düsseldorfer, eine bonner und eine kölner (eine koblenzer und aachener konnten nur bei den letzten Bogen verglichen werden); die letzteren: die editio princeps, ohne Ort, Jahr und Name des Druckers (Köln, Ulrar. Zell, um 1475),*) von welcher sich in Köln drei Exemplare befinden: eins besitzt Hr. Dr. v. Bianco, das zweite Hr. Dr. Merlo und das dritte der Verleger; die Koelhoff'sche, Köln 1481, die kölner von 1591 (nach welcher von Hrn. Kaufmann die Belegstellen citirt sind), und von 1499, so wie die antwerpener von 1605. Facsimile's der düsseldorfer Codices und der ersten Ausgabe sind beigefügt.**) — Die abweichenden Lesarten findet man unter dem Texte, dort auch die von Caesarius, bisweilen nicht wörtlich, sondern nur aus der Erinnerung angeführten Bibelstellen nachgewiesen, kleine Bruchstücke aus den Homilien, die jetzigen Namen der Städte, Dörfer ꝛc. und sonstige Anmerkungen. Der Dialog ist in zwölf Distinktionen, diese sind wieder in Kapitel getheilt: sie haben zum Gegenstande: die Bekehrung, die Reue, die Beichte, die Versuchung, die bösen Geister (Dämonen), die Einfachheit (simplicitas), die h. Maria, verschiedene Erscheinungen, das Sacrament des Leibes und Blutes Christi, die Wunder, die Sterbenden, Belohnung und Strafe der Todten. — Voran geht ein Prolog.

*) In dem Catalogue of the library of Dr. Kloss. Lond. 1835 befindet sich nebst der Ausgabe von 1481 auch diese, mit der Bemerkung, daß sie, eine große Seltenheit, allen Bibliographen unbekannt geblieben zu sein scheine; Ebert hat die Editio princeps freilich nicht, aber schon Fabricius (Biblioth. lat. med. aevi) kannte sie aus Tobias Eckhard's Codices manuscripti quedlinburgenses (Quedlinb. 1723. 4. S. 46), der auch den Schlußvers giebt. (Es sind in dem Verzeichnisse die alten Drucke unter den Handschriften mit aufgeführt.) Hain giebt Nr. 4230 den Titel, aber ohne *, also nicht nach Autopsie. Ein Exemplar derselben ist aus der Oschatzer in die Prinzliche Secundogenitur-Bibliothek in Dresden gekommen. (S. Jul. Petzholdt's Bibliotheca Oschatziensis Nr. 64.) — Der spanische Index (Madriti, ex typographaeo Didaci Diaz) von 1640 nennt nur die kölner Ausgabe von 1591 und die antwerpener von 1604 als verboten donec prodeat expurgatio; die früheren Ausgaben waren vermuthlich nicht zur Kunde der Verfertiger desselben gelangt.

**) Die hamburger Stadtbibliothek besitzt eine niederländische handschriftliche Uebersetzung der siebenten bis zwölften Distinctio, auf Papier, in Folio. Das Manuscript stammt aus der von Uffenbach'schen Bibliothek und ist sowol in der Bibliotheca Uffenbachiana mssta. Hal. 1720, F., als im 3. Bande der Biblioth. Uffenbachiana univers. Francof. ad M. 1730, und dem Catal. mss. codic. biblioth. Uffenbach. Francof. ad M. 1747, 8. verzeichnet und beschrieben, aber ungenau. Es heißt dort: Chartaceusl iber, qui inscribitur, Caesarius dialogus. Non est autem Dialogus, sed historia variorum miraculorum, imprimis S. Mariae virginis, lingua belgica. — — In septem partes distinctus liber est videlicet. Die erste (!) distinctie van de hailighe Moder Gods etc. u. s. w. Diese Angabe ist aus Mißverständniß oder flüchtiger Lesung des Prologus zu Dist. VII entstanden; das Manuscript enthält allerdings eine Uebersetzung des Dialogus; es scheint in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschrieben zu sein. Als Scriptor nennt sich am Schlusse: Fredericus Martini filius et Sanctae Luciae minister. Diese kurze Notiz mag hier genügen; ist die Uebersetzung unbekannt, worüber zu entscheiden wir augenblicklich nicht im Stande, da uns Hartzheim's Bibliotheca coloniensis und die vom Hrn. Prof. Braun angefangene Schilderung des Caesarius in der „Zeitschrift für Phil. u. kath. Theol. Jahrg. 6. Heft 3, nicht zugänglich sind, so soll Näheres im Bulletin du Bibliophile Belge gelegentlich erfolgen.

welcher mit den Worten Joh. 6, 12: „Colligite fragmenta ne pereant“ beginnt. Caesarius erzählt, er sei ersucht worden, Dasjenige, was er den Novizen von dem Wunderbaren, welches sich in seinem Orden (den cistercienser) zu seiner Zeit ereignet und noch täglich ereigne, vorgetragen, niederzuschreiben, um es vom Untergange zu retten. Wegen nicht hinreichender Kenntniß der lateinischen Sprache und des Tadels neidischer Menschen habe er sich dazu nur wenig bereitwillig gezeigt, aber dem Befehle seines, und dem Rathe des Abtes von Marienstadt (bei Hachenburg an der Nister auf dem Westerwalde, Tochterkloster von Heisterbach) nicht widersprechen dürfen.

Von dem Dialog des Caesarius, welcher nicht mit dem Abt Caesarius von Prüm zu verwechseln ist, der sich nach Heisterbach zurückzog und hier, gerade um dieselbe Zeit, als unser Caesarius sein Werk verfaßte, das rechts- und kulturgeschichtlich bedeutende registrum prumiense, ein Güterverzeichniß seiner Abtei, schrieb, welches besonders von Stenzel in seiner Geschichte der fränk. Könige benutzt worden, giebt Hr. Kaufmann folgende Schilderung:

„Dem heitern, genußstrebigen Dasein, wie es sich unter dem schönen Himmel der Provenzalen oder an den Höfen der prachtliebenden Hohenstaufen entfaltete, stellt sich in Mönchthum und Ascese das schroffste Widerspiel gegenüber. Das Mittelalter ist ja die Periode der Gegensätze und ungelösten Widersprüche: Staat und Kirche, Kaiser und Pabst, Ritter und Mönch — Alles nur verschiedene Benennungen für den einen, gewaltigen Gegensatz, welcher eine Reihe von Jahrhunderten durchzieht, ohne daß sich ein versöhnendes, Irdisches und Himmlisches in gleicher Berechtigung verknüpfendes Mittelglied gefunden hätte. Daher auch die vielen Beispiele der plötzlichsten, durch die Wirkung eines Augenblicks herbeigeführten Sinnesänderung! Rasch wie der Moment es gab, verwandelte sich der stolzeste, genußsüchtigste Ritter in den demüthigen, mit den schmählichsten Kasteiungen sich abquälenden Klosterbruder; die leichtsinnige Schöne wurde eben so rasch zur geknickten Büßerin, die, den Leib in schwere Ketten geschlossen, Tage und Nächte durch, ihre in der Zeit der Gottvergessenheit begangenen Vergehen beweinte. Ein Ritt durch einen Ziergarten, eine Viertelstunde vor einer welkenden Blume reichte hin, um bei diesen leicht erregbaren Menschen den Gedanken irdischer Vergänglichkeit zur höchsten Lebendigkeit zu steigern.

Diu menscheit muoz verderben,
sulo wir den lôn erwerben —

so lautet ein Spruch von Walther; und seine Kunstgenossen variiren den Gedanken in manchfaltigster Weise. Daß aber neben und über diesem noch ein höheres, beseligenderes Ziel menschlichen Strebens denkbar sei, haben nur Wenige geahnt; Freidank wußte es und hat's in folgenden Versen ausgesprochen:

Swer got und die werlt kan
behalten, derst ein saelic man.

Wie sich jene heitere, sinnliche Seite des mittelalterlichen Lebens nirgendwo so licht und farbenprächtig entfaltet, als in dem herrlichsten Gedichte, das je ein rheinischer Sänger gesungen, im Tristan des Gottfried von Straßburg, so tritt uns die düstere Seite, vor Allem das Mönchthum und seine Ascese, kaum irgendwo so klar und lebendig, so ganz als ein den Augen des Beschauers nahe gerücktes Bild der Wirklichkeit entgegen, als in dem Werke eines anderen, jenem Dichter gleichzeitigen Rheinländers, in dem Zwiegespräch des Caesarius von Heisterbach. Da sehen wir das Mönchthum, seine Selbstquälerei, seinen Aberglauben, seinen Wohlthätigkeitssinn, seinen Aufopferungstrieb, seine wundervolle Mystik*) — Alles wie es leibt und lebte, so frisch, so naiv, so unmittelbar, daß nur Derjenige, welcher wie Caesarius ganz und gar mit diesen Zuständen verwachsen wäre, es mit gleicher Anschaulichkeit zu entwerfen vermöchte. Es gibt Zauberspiegel, welche die Zukunft malen, gäb' es ähnlichen Zauber für die Vergangenheit, so dürfte man für jenes Buch nach keinem besseren Bilde suchen: Es ist ein Zauberspiegel für die Vergangenheit.

Aber wenn der Mönch auch durch die Abgeschiedenheit seines Klosters von der ihm so feindlich gegenüberstehenden Welt getrennt war, innerlich verkehrte er immer noch mit der wilden Gegnerin, die draußen lärmte und rauschte. Mancher wurde durch ihre die Mauern des Klosterhofes überhärfenden Stimmen wieder hinausgerissen; Andere, welche der Wohlstand ihres Hauses von den Sorgen um die täglichen Lebensbedürfnisse befreit, konnten sich nun mit um so größerer Freiheit der Betrachtung und Würdigung des einst Durchlebten überlassen. Die Mönche wurden die Schriftsteller und die Geschichtschreiber ihrer Zeit; wollten wir ein Bild des Mittelalters aus Dem entwerfen, was uns Laien überliefert, wie mager würde es ausfallen — nur die dürftigste Skizze, nur ein Schattenbild, ein Schein der Wirklichkeit, nicht diese Wirklichkeit selbst, die uns jetzt aus mehr als einem Werke jener fleißigen Honigsammler entgegentritt.

So regt und bewegt sich denn auch in dem Mönchsbuch des Heisterbachers seine Zeit in ihrer buntesten Mannigfaltigkeit; mit Allem, was sie an Alltäglichem und Wunderbarem, Fröhlichem und Traurigem, an Großem und Niedrigem, an Hoffnungsgrünem und Ablebendem besessen hat. Kaiser wie Päbste, Ritter wie Mönche, Ketzer wie Gläubige, Edle wie Schurken — ein ganzes Leben zieht in diesem Werke an uns vorüber, im Hintergrunde des Gemäldes aber funkelt die wunderbare Welt des fernen Orients, wo sich Saladin auch hier als Heldengestalt voll Milde und Edelmuth**) erhebt. Ueberwiegend ist in dem weiten Bilde freilich das Düstere, Trübe, Verstimmende: Drangsale des Krieges, wahnsinnige Häresien, blutige Verfolgungen bilden nur zu häufig die den Totaleindruck bestimmenden Hauptgruppen, und einzelne heitere, glaubensfreudige, selbst humoristische Nebenscenen sind nicht stark genug, diesen Gesammteindruck zu mildern.

Die nächste Umgebung bietet dem Beobachter die nächsten Züge, und so ist auch das Werk des Caesarius, wie hoch man seine Wichtigkeit für Geschichte der Zeit und des weiteren Vaterlandes anschlagen mag, doch für unser Rheinland und sein damaliges Kostum von weit größerer Bedeutung. Kaum gibt es eine Stadt, ein Dorf, ein Kloster, vorzüglich um den Niederrhein herum, von wo nicht eine Anekdote, ein Schwank, ein heiteres,

---

*) Ueber Caesarius als Vorgänger des Thomas Cantipratanus u. A. vergl. man Görres, christl. Mystik I. S. 303.

**) Caes V, 15, ein für die christlichen Zustände im Königreich Jerusalem überhaupt sehr bedeutendes Kapitel. Darin wird dem Sohne Saladins, Nuredin, u. A. eine Schilderung des sittlichen Lebens jener Christen in den Mund gelegt. „Der Erzähler ist ein heisterbacher Mönch Wilhelm.“

trauriges oder wunderbares Ereigniß berichtet würde — oftmals unbedeutende, dem gewöhnlichsten Leben entnommene Dinge, welche aber für den Geschichtsschreiber, eben weil sie diesen so selten gebotenen Blick in das Alltagstreiben gewähren, von einem nicht bezahlbaren Werthe sind. Wer den Caesarius kennt, für den erhält jene ganze Gegend ein erneutes Leben; überall begegnet ein Bekannter, ein Ritter, ein Pfarrer, ein Mönch, ein Landmann, immer Einer, mit dessen Verhältnisse wir befreundet, dessen Physiognomie uns keine fremde ist; und so könnten wir den Caesarius, wenn wir dem frommen Manne den Verdruß anthun wollten, mit jenem Teufel vergleichen, der in dem Mährchen des Lesage die Dächer abdeckt und uns in die innersten Geheimnisse der Wohnungen schauen läßt."

Am Schlusse seiner Abhandlung sagt Hr. Kaufmann noch: „Die Vorliebe für die Sage, welche in allen Gauen unseres Vaterlandes lebendig geworden, berechtigt uns zu der Hoffnung, daß man diesem Schriftsteller, statt in ihm, wie es bisher nur zu häufig geschehen, den leichtgläubigen Mönch zu bespötteln, die Aufmerksamkeit zuwenden wird, welche der Verfasser des ältesten und umfangreichsten, rheinischen Sagenbuchs wohl in Anspruch nehmen darf. Nirgendwo ist vielleicht so viel gesündigt, d. h. so vieles Unächte eingeführt worden, als gerade auf dem Gebiete der Rheinsage. Geschichtschreiber, Dichter, vor Allem die Touristen tragen die Schuld; fast ein Drittel Dessen, was die gangbaren Bücher bieten, müßte ausgemerzt und könnte durch Besseres ersetzt werden. Des Aechten, aber Unbeachteten gibt es noch so viel, daß wir des Erfundenen und Eingeschleppten nicht bedürfen, aber man gehe zur rechten Quelle, sammle im Volk oder bei den alten, treuen Aufzeichnern, deren ältester und treuester kein anderer ist, als Caesarius. Solch ein Aufzeichner gleicht einem Strom, welcher lange Goldkörner trieb, ohne daß man davon wußte und das Gold als Gold erkannte. Die Körner bedürfen nur der Bearbeitung und Präge, um als Münze wieder unter das Volk zu kommen und Jahrhunderte lang aus einer Hand in die andere zu gehen. Prägemeister der Sage sind Dichter und Erzähler: Ihnen sei Caesarius vor allen Anderen empfohlen!"

Die Schwächen und Laster des Klerus werden von Caesarius in seinem Zwiegespräch freimüthig aufgedeckt und gerügt, furchtbare Verdammungsurtheile über einzelne Prälaten, z. B. Lupold von Worms, Adolf von Köln, gesprochen und besonders von der bonner niederen Geistlichkeit eine Menge skandalöser Geschichten erzählt; dagegen führt er aber auch eine Reihe von Geistlichen, die sich durch Sittenreinheit und Geistesbildung vortheilhaft auszeichneten, dem Novizen als glänzende Gegenbilder, als nachahmungswürdige Muster vor. Die übrigen Stände, Adel, Bürger und Bauern, dienen gleichfalls häufig, um aus ihrem Treiben und Thun Belege und Erläuterungen der einzelnen Lehrsätze zu entnehmen. — „Was andere ähnliche Sammlungen allgemein, sagenhaft, ohne Angabe von Zeit, Ort oder Person erzählen, wird bei ihm individuel, lokal, historisch" (Kaufmann S. 45); Caesarius ist ungemein wahrheitsliebend; ersonnen habe er Nichts, versichert er, wenn sich dennoch Etwas anders zugetragen, als er es niedergeschrieben, so sei die Schuld Denen beizumessen, die es ihm berichteten. In manchen Erzählungen leben Spuren des untergegangenen Heidenthums fort: „In der schönen Sage vom Lichtalb (Dist. V, 36) — Teufel nennt ihn Caesarius — athmet noch ganz die Wehmuth, von welcher ähnliche, aus dem Kampf zwischen dem verblutenden Heidenthum und der siegreichen Christusreligion hervorgegangene Erzählungen durchzuckt sind. Als sich der leuchtende Geist von dem Ritter, dem er sich liebebedürftig und nach Trost verlangend, angeschlossen, trennen muß, läßt er für seinen Dienerlohn eine Glocke gießen." (Kaufmann S. 46.) — „Auch die h. Jungfrau ist oftmals nur ein Nachklang aus vergangener, Mythen bildender Zeit. Wo sie sich als herrliche Frau, doch ohne jedes Abzeichen ihrer Würde und Heiligkeit, dem jungen Krieger mit tödtendem Kusse verlobt, ist sie an die Stelle der Valkyrie getreten, des Helden Schutz- und Todesengel; wenn sie für ihren Liebling, Walther von Birbach, glänzend bewaffnet zum Ritterspiele reitet, erinnert sie lebhaft an Odins Schlachtmädchen, die mit Helm und Schild gerüstet, funkelnden Auges zum Kampfe stürmen. Für Beatrix tritt die h. Jungfrau handelnd ein, lebt viele Jahre in ihrer Gestalt und verläßt diese Hülle erst, als die wirkliche Beatrix, die während dessen ein Sündenleben geführt, gebessert zurückkehrt." (S. 49. 50.) Zaubereien verschiedener Art, Gespenster, der Teufel, der Tod und die Sterbenden, das Paradies, das Fegefeuer, die Hölle, liefern dem Caesarius Stoff zu wunderbaren Geschichten, aber auch zu erbaulichen Nutzanwendungen, die seinen frommen und rechtlichen Sinn und nicht selten seinen klaren und gesunden Verstand beurkunden. Ergötzliche Anekdoten und Schwänke fehlen nicht. (So z. B. die Erzählung von einer Dame in Mainz, die pomphaft und einem Pfau gleich mit allerlei buntem Zierrath geschmückt zur Kirche ging. Auf der Schleppe (cauda) ihres Kleides, welche lang hinter ihr her schleifte, sah man eine Menge Teufelchen springen. Bestürzt änderten die Frauen von Mainz ihre Tracht. Die cauda ist mittelhochd. swanz, worüber ein Bischof von Terouanne predigte: „Bedürftet ihr solcher, so hätte Euch die Natur mit Etwas dieser Art versehen." An einer andern Stelle kommt eine Geschichte von der Frau von Wied vor, die im Putz durch eine Pfütze wandert, weil ihr Gemahl, als sie sich über Mutter Eva lustig gemacht, es ihr, der Probe halber, verboten; vgl. Kaufmann S. 43 u. 39.) Eine mit richtigem Tact und umsichtiger Auswahl aus dem Dialog veranstaltete Blumenlese in deutscher Uebersetzung, könnte auf Beifall rechnen: sie würde durch erläuternde Bemerkungen und Hinzufügung von Parallelstellen aus gleichzeitigen oder nahestehenden Schriftstellern, wie es in der Kaufmann'schen Schrift hin und wieder geschehen, an Werth gewinnen.

Die große Sorgfalt, die Herr Strange auf seine Arbeit verwandt hat, ist anerkennungswerth; die Codices und die älteren Ausgaben sind gewissenhaft verglichen, seine Verbesserungen des Textes in der Regel gelungen, wie durch einzelne Beispiele leicht zu beweisen sein würde, wenn die Tendenz unserer Zeitschrift dergleichen kritische Erörterungen gestattete.

Die Verlagshandlung hat es sich bestens angelegen sein lassen das Wunderbuch des wackern heisterbacher Mönchs typographisch ansprechend auszustatten.

Hoffmann.

Die Sternenwelt. Leichtfaßliche Vorträge über die Astronomie, von Dr. G. A. Jahn, Director der astronomischen Gesellschaft in Leipzig. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Verlag von Ambr. Abel. 1852. VIII und 309 Seiten. 8.

Der Plan, wie aus der Einleitung im ersten Vortrage zu ersehen, nach welchem der Verfasser dieser Vorlesungen mit seinen Zuhörern durch das große und herrliche Gebiet der Astronomie zu wandern gedenkt, fordert von denselben weder gelehrte Vorkenntnisse als unentbehrliche Hülfsmittel zur Reise, noch zielt er darauf hin, vorzugsweise ihre Sinne zu beschäftigen und ihrem Gemüthe allein, ohne Mitwirkung eines verständigen Nachdenkens, beständig Nahrung zu reichen, ja wol gar eine Menge erkünstelter Gefühle in ihnen zu erwecken und in steter Spannung zu erhalten. Er beabsichtigt, von den allerersten und gewöhnlichsten Erscheinungen anfangend, sie Schritt für Schritt weiter zu führen, bis zu den verwickeltsten Phänomenen des Himmels und seinen erhabensten Gegenständen, wie es das beobachtende Auge und der forschende Verstand des Menschen vom Anfange seines Geschlechtes an bis auf die neueste Zeit allmälig, bald langsamer bald schneller, gethan haben. Nur auf diese Weise werde es, meint er, möglich sein, zu einer allgemeinen und klaren Einsicht und Uebersicht alles Dessen zu gelangen, was die Astronomie als die bis jetzt gewiß schönste und vollkommenste aller Wissenschaften darzubieten hat.

Wir müssen uns begnügen, den Verfasser und seine Zuhörer auf ihrer belehrenden und interessanten Wanderung durch die Sternenwelt in einer Weise zu begleiten, die ganz einfach über das berichtet, was ihren Blicken vorgeführt wird, und auch hier, wenn wir den Inhalt der siebenundzwanzig Vorträge angeben, uns nur auf das Wesentlichste beschränken. 1. Horizont. Mittagskreis. Mittagslinie. 2. Himmelsgegenden. Weltaxe und Pole. Himmelsglobus. Gestalt der Erde. 3. Geographische Breite und Länge. Erdglobus. Land- und Seecharten. 4. Eigene Bewegung des Mondes und der Sonne. Thierkreis. Tages- und Nachtlängen. Jahreszeiten. Zonen. 5. Refraction. Dämmerung. Barometer. Höhe der Atmosphäre. 6. Declination und Rectascension. Länge und Breite eines Sterns. Zeichen der Ekliptik. Sterndeutekunst. 7. Lichtgestalten des Mondes. Mondknoten. 8. Mond- und Sonnenfinsternisse. 9. Interessante Erscheinungen bei Sonnenfinsternissen. 10. Parallaxe. Entfernung der Fixsterne. 11. Sternzeit. Wahre und mittlere Sonnenzeit. Uhren; Gang und Stand derselben. 12. Die Ellipse. Keplers Gesetze. Elemente einer Planetenbahn. 13. Untere und obere Planeten. Heliocentrische und geocentrische Bewegung. Elongation, Conjunction und Opposition. 14. Nähere Betrachtung der Haupt- und Neben-Planeten. 15. Entdeckungsgeschichte des transuranischen Planeten. Neptun und dessen zwei Monde. 16. Die Fixsterne. Sternbilder. Sterncharten u. s. w. Die Milchstraße. 17. Die Doppelsterne. 18. Vielfache, veränderliche und neue Sterne. Die Centralsonne. 19. Die Nebelflecke und Sternhaufen. 20. Die Sternschuppen. 21. Die Sonne. Sonnenflecken und Sonnenfackeln. 22. Der Mond. Optische Täuschung. Sternbedeckungen. Tages- und Jahreszeiten des Mondes. Die Mondoberfläche. Ebbe und Fluth. 23. Die Kometen. Bahnen und Beschaffenheit der Kometen. Die fünf periodischen Kometen. Das Aufsuchen neuer Kometen. 24. Eigenschaften und Fall der Körper. Störungen der Planeten; periodische und säculäre. Präcession, Nutation und Aberration. 25. Der Kalender. Kalender der Griechen, Römer, Juden und Christen. Die chronologischen Kennzeichen und cyklischen Zahlen. 26. Die astronomischen Instrumente. Fernröhre, Winkelmesser und Uhren. 27. Geschichte der Astronomie. Nutzen dieser Wissenschaft. — Im Anhange ist ein Nachtrag geliefert über den Mond und über die Lage der Bahnen der 15 kleinen Planeten.

Alle Gegenstände sind klar und allgemein verständlich erörtert; wer bisher ganz ohne Kenntniß der Astronomie war, wird sie aus diesen Vorträgen sich zu erwerben, in den Stand gesetzt; dem schon früher mit der Wissenschaft Vertrauten können sie als nützliches Repetitorium dienen, und es bietet sich ihm gewiß in einzelnen Vorlesungen noch manches, auf die neuesten Beobachtungen der berühmtesten Astronomen Begründetes dar, was ihm unbekannt geblieben sein und wissenswerth erscheinen dürfte. — Ursprünglich wol nur auf einen Kreis gebildeter erwachsener Zuhörer und Leser berechnet, halten wir das Werk des durch mehrere mathematische und astronomische Schriften, z. B. der „Praktischen Astronomie, oder Beschreibung und Gebrauch der vorzüglichsten astronomischen Instrumente und Tafeln", des „Verzeichniß aller bis zum Jahre 1847 berechneten Kometenbahnen" u. s. w. rühmlichst bekannten Verfassers, auch ganz besonders zur Belehrung der reiferen Jugend und zur Aufnahme in Schul- und Volksbibliotheken geeignet.

Wir können uns nicht versagen, noch zu erwähnen, daß wir in der kurzen Geschichte der Astronomie, die umsichtig als Schluß der Vorlesungen vorgetragen ist, die Namen unserer Bode, Encke, Rümker, Gerling, Repsold, in den Reihen der um die Wissenschaft vorzüglich verdienten Männer mit Freuden gelesen haben; sie allein, aus einer Stadt entsprossen, in ihren Lehranstalten gebildet oder in ihr wissenschaftlich und künstlerisch wirkend, genügten schon, um den Voreiligen, die bisweilen, wenn es sich um geistige Bildung handelt, fragen: Was kann von Hamburg Gutes kommen? ihren Zweifel zu benehmen. Unsere Sternwarte fehlt natürlich nicht in der Aufzählung der großartigsten und am zweckmäßigsten eingerichteten Observatorien. Bemerkt ist auch, daß die Gemahlin des verdienstvollen Directors derselben sich gleich Maria Mitchel in Nantucket, des Aufsuchens von Kometen befleißige.

Das Buch ist äußerlich geschmackvoll ausgestattet und die eingedruckten Holzschnitte sind gut ausgeführt. H.

Miscelle.

Unter den neuen Werken, welche jüngst in Frankreich angekündigt sind, ist eins, das den Titel führt: „Die verbrecherische Geschichte der englischen Regierung, von ihrer Niedermetzelung der Irländer ab bis zu ihrer Vergiftung der Chinesen." Der Charivari macht dazu die Bemerkung: Das muß ein recht unterhaltendes Buch seyn; für einen englischen Leser würde es jedenfalls den Reiz — der Neuheit haben.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 101. **Mittwoch, den 17. December.** **1851.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Die letzten Zecher.

Kommt Dirnen, und schmückt eure Schläfen,
Bringt Rosen und Veilchen her,
Wir tranken bis auf die Hefen
Den Becher der Liebe leer.
Was soll das Jammern und Beten?
Was soll am Schwerte die Hand?
Es liegt im Staube zertreten
Das heilige Vaterland.

Kommt Dirnen, und schmückt eure Schläfen,
Bringt Rosen und Veilchen her,
Wir tranken bis auf die Hefen
Den Becher der Liebe leer.
Wir sehn nicht die glänzende Taube
Das grünende Oelblatt im Mund,
Die Liebe, die Treue, der Glaube
Verschwanden vom Erdenrund.

Kommt Dirnen, und schmückt eure Schläfen,
Bringt Rosen und Veilchen her,
Wir tranken bis auf die Hefen
Den Becher der Liebe leer.
Wir hören in grollenden Wettern
Den Herrn, der im Donnerklang spricht,
Er wird die Lüge zerschmettern,
Er ruft uns zum jüngsten Gericht.

Kommt Dirnen, und schmückt eure Schläfen,
Bringt Rosen und Veilchen her,
Wir tranken bis auf die Hefen
Den Becher der Liebe leer.
Die Wangen nicht wollen wir schminken
Mit eitlem, mit prunkendem Roth,
Wir haben die Becher zum Trinken,
Und rufen: „willkommen, o Tod!"

H. Zeise.

Ueber den Handelsverkehr zwischen Europäern und den Negern der afrikanischen Küste.

(Aus „Trade and Travels in the Gulph of Guinea, Western Africa; with an Account of the Manners, Habits, Customs, and Religion of the Inhabitants. By J. Smith.")

Nichts verwundert einem Weißen, der zum ersten Male diese Orte besucht, um Geschäfte zu machen, mehr, als die Masse von Waaren, welche die Neger sich auf Credit geben lassen und die ihnen anvertraut werden. Mit der größten Unbefangenheit verlangt ein fast nackter Bursche, daß man ihm Waaren zum Belauf von drei, vier, ja fünf Tausend Lstrl. überlasse, was auch in der That zum öfteren geschieht. Ich selber habe mehr als Einem dieser Leute für 2 bis 3000 Lstrl. Waaren ohne

weiteres anvertraut. Dennoch ist nicht Einer unter Zehn des Credits von eben so viel Hellern werth. Einige wenige der Häuptlinge sind wahrhaft Kaufleute ersten Ranges. Genau in ihren Einkäufen, sind sie auch pünktlich in ihren Zahlungen, und kommen so in ihrem Handelsbetriebe ihren Fachbrüdern in Europa und in den civilisirten Theilen von Asien und Amerika nahe. Wenn einer von ihnen einen Handel abschließen will, so sagt er: Capitain A oder B, wollt ihr mir Credit geben? Und wenn er, wie man kaufmännisch zu sagen pflegt, gut ist, so wird er seinerseits gefragt, wann er die Waaren zu bezahlen gedenkt, die er kaufen möchte, und wie seine Mittel beschaffen sind. Darauf wird er erwiedern, ob man nicht wisse, daß er die ihm anvertrauten Waaren gut unterzubringen wisse, daß er unter den Weißen in gutem Rufe stehe, und daß er seine Zahlungen stets rechtzeitig leiste. Wenn man gegen Alles das, was er über sich selber gesagt, nichts einzuwenden weiß, so giebt er an, wie viele Fahrzeuge er hat, und wie viele Sclaven, dieselben zu bemannen, worunter mehrere, die sich darauf verstehen ihre Führung zu übernehmen und den Absatz der Waaren im Innern zu betreiben, er also nur dieser bedürfe, um sie auf den Markt zu schicken. Ob Credit zu einem hohen Belaufe oder überall zu geben ist, das hängt gänzlich von Umständen ab. Wenn ein Afrikaner in gutem Rufe steht und ein großes Haus macht, d. h. viele Weiber und Sclaven hat, was ein ziemlich gutes Kriterium seiner Wohlhabenheit ist, so kann ihm schon creditirt werden. Doch giebt es auch junge Aspiranten, die nach einem kaufmännischen Rufe streben und welchen man ebensowohl als den großen Häuptlingen trauen kann. Sie wissen, daß sie, um zu Reichthum zu gelangen, sich eines guten Rufes befleißigen, folglich aufmerksam auf ihr Geschäft und prompt im Zahlen seyn müssen. Mit ihnen ist auch leichter ein Handel zu Stande zu bringen, als mit den wohlhabenderen Handelsleuten.

Wenn Alles zur Uebernahme der Waaren vorbereitet ist, nimmt das Geschäft seinen Anfang, indem alle Welt sich darum bemüht, Waaren auf Credit zu erhalten. Wenn man zuerst mit einer Ladung Waaren ankömmt, so gehen die Häuptlinge und die kleineren Handelsleute sehr umsichtig zu Werke. Sie sprechen von ihrem großem Reichthum und von den ansehnlichen Geschäften, die sie gemacht haben, als der Chef der Ladung als Capitain, Wundarzt oder Kargadör dieses oder jenes Schiffes da gewesen; wie pünktlich sie ihre Schuld entrichtet, ohne das Schiff um einen einzigen Tag aufzuhalten; (während die Schelme vielleicht nie Zahlung geleistet haben) wie gut sie mit dem Ankömmling befreundet gewesen. Sie erkundigen sich auch wohl nach dem Affen oder dem Papagey, den sie ihm bei seiner früheren Anwesenheit geschenkt, äußern daß sie es wohl gewußt hätten, daß er selbst mit einem Schiffe habe herüberkommen wollen; daß er ein gescheuter Gesell sey, und wohlbekannt mit der Weise der Schwarzen, was sie auch zum öfteren gegen ihre Frauen und Knaben geäußert.

Nach einer langen derartigen Vorrede, sprechen sie um Credit an, und wenn man sie nicht ohne weiteres abschlägig bescheidet, so verlangen sie vier mal mehr, als sie wissen, daß man ihnen geben wird, in der Voraussetzung, doch jedenfalls ein ansehnliches Quantum zu erhalten. Wenn die Waaren besichtigt, der Handel abgeschlossen, und ein Buch (Schein) unterschrieben ist, worin der Käufer sich zu einem gewissen Schadenersatz verpflichtet, wenn er nicht zu der stipulirten Zeit zahlt, so feiern die Käufer den Tag durch einen fröhlichen Abendschmaus.

Die Haupthandelsartikel sind: Manchester Baumwollwaaren, Gewehre, Pulver, Taback, Rum und Kauries; aber auch Eisenbarren, Kupfer und Messingstangen, Glasperlen, Messer, Beile, Seife, Irdengut, Krystalle, Krüge, eiserne Töpfe, Perlmutterknöpfe, seidene Taschentücher, ꝛc. finden guten Absatz.

Wenn alles verkauft ist, was man außer dem, was man auf Credit gegeben, gehabt hat, so werden die hohen Masten, welche niedergelegt worden, nachdem man vor Anker gegangen ist, wieder aufgerichtet, zum Zeichen, daß man sein Geschäft beendigt habe und nun Zahlung für die creditirten Waaren erwarte. Damit beginnt aber die rechte Noth des Verkäufers. Einige von denen, die so glänzende Versprechungen gemacht hatten, als das Schiff eben angekommen war, haben sich nie wieder bei demselben blicken lassen seit ihnen Waaren auf Credit gegeben worden, während sie diese gegen baar Geld an andere Schiffe verkauften. Vorfälle dieser Art sind höchst verdrießlich; denn man riskirt, vielleicht einen guten Kunden zu verlieren, eben weil man ihm Credit gegeben hat, und sein Eigenthum dazu, oder doch mindestens viele Scherereien zu haben, um zu seinem Rechte zu gelangen; wenn man andererseits aber nicht creditiren will, so kann man mit den größeren Handelsleuten auch kein Geschäft machen.

Wenn jemand, dem man Waaren auf Credit gegeben, diese, um das Capital so oft als möglich umzusetzen, an andre Schiffe verkauft hat, oder seine Kähne auf den verschiedenen Oelmarkten aufgehalten worden sind, dann geht es an ein ernstliches Mahnen, wozu ein mehrfältiger Besuch an einem Tage, den man seinem Schuldner macht, als Einleitung dient. „Ihr schon wieder da, Capitain?“ sagte einer meiner Schuldner zu mir, als ich an einem Tage zum drittenmal bei ihm einsprach. „Wenn der Hahn kräht, sehe ich Euer Gesicht; wenn die Sonne am Höchsten steht, (Mittags) sehe ich wieder Euer Gesicht, und jetzt, wo es Zeit zu schlafen ist, sehe ich noch einmal Euer Gesicht; was soll das heißen?“ — Nun Freund, was anders, als daß ich mein Geld brauche! Und seht ihr nicht, daß schon die Masten meines Schiffes wieder aufgerichtet sind?

Wenn die schwarzen Schuldner irgend einen bestimmten Tag angeben, an welchem sie bezahlen wollen, so kann man in der Regel darauf rechnen, daß sie Wort halten. Wenn sie des Verkäufers Geduld gar zu sehr auf die Probe stellen, so wirft er ihnen Schmähnamen, als: Nigger, Buschmänner, ꝛc. an den Hals, und droht, sie allen Weißen als Spitzbuben zu offenbaren, und die Kaufleute in England aufzufordern, ihr Agenten vor jedem Geschäfte mit ihnen zu warnen. Sind die Schuldner zahlungsfähig, so wird eine derartige Sprache schon Erfolg haben, man muß jedoch, gerade wie sie es auch machen, den Character eines jeden studiren, mit dem man zu thun hat, und darnach handeln . . . Einzeln bleibt nichts anderes übrig, als das man seine Böte, mit Weißen bemannt, sie über Nacht einige Meilen die Buchten hinauf sendet, um Böten aufzulauern, die beladen aus denselben herabkommen; sich ihrer zu bemächtigen, und sie ans Schiff zu bringen, wenn sie Leuten angehören, welche uns schuldig sind. Dergleichen Expeditionen sind aber gefährlich, sowohl wegen der Zufälligkeiten, die dabei vorkommen können, als auch in Hinsicht auf Gesundheit. Ich bin von solch einer Expedition, bei der ich eine ganze Nacht in einem

offnen Boote zugebracht hatte, einst so von Muskitos zerstochen zurückgekehrt, daß ich fast nicht zu erkennen war. Wenn alle anderen Mittel fehlschlagen, so bleibt nichts anderes übrig, als es abzuwarten, daß der Schuldner in die Nähe des Flußes kommt, um irgend ein Schiff zu besuchen, und ihn dann so zu sagen gefangen zu nehmen. Da wird er dann ein sehr ernstes Palaver beginnen, sich in Fluchen und Schimpfen erschöpfen, selbst wohl drohen uns zu tödten, wenn wir uns wieder am Ufer würden blicken lassen. Man muß aber seinerseits immer die größte Kaltblütigkeit zeigen, und nicht die geringste Furcht verrathen. Sieht er also, daß ihm sein Toben und Auftrumpfen zu nichts hilft, so versucht er es auf eine andere Weise, seine Freiheit wieder zu erlangen. Er legt es auf unser Mitleiden an, wirft sich uns zu Füßen, betheuert, uns heute oder morgen bei Heller und Pfennige bezahlen zu wollen, jammert, daß er von seinen Frauen, seinen Kindern, seinen Sclaven verlacht und verachtet, bei seinen Landsleuten aus der Classe gestoßen werden und bei den Weißen um den Credit kommen würde. — Wird von all diesen Ausreden aber keine Notiz genommen, so bricht unser Afrikaner vielleicht in ein schallendes Gelächter aus, sagt, wir Weiße wären alle Teufelskerle, und beordert den Hauptsclaven in seiner Umgebung, sich nach der Bucht zu begeben und die Mittel zur Bezahlung seiner Schuld herbeizuholen.

Ich bin wenige Stunden nach einem Palaver vorbeschriebener Art ans Ufer gegangen, und man hat mich aufs artigste behandelt, ohne jenes Umstandes einmal zu erwähnen.

England's Geschichtsschreiber. Von der frühesten bis auf unsere Zeit. Von Friedrich W. Ebeling. Mit einem Register und zwei Beilagen. (Der Autor behält sich das Recht der Uebersetzung in's Englische vor.) Berlin. Verlag von F. A. Herbig. 1852. XIV und 197 (198) Seiten. Gr. 8.

Aus der Vorrede erfahren wir, das Werk sei das erste Resultat einer vor sieben Jahren begonnenen und seitdem neben anderen dem Publikum überreichten Arbeiten (unter denselben befindet sich auch eine günstig aufgenommene und beurtheilte Leistung: „Machiavelli's politisches System. Berlin 1850") fortgesetzten Unternehmung, die in ihrem ursprünglichen Plane auf nichts weniger als eine Geschichte der Gesammt-Literatur Englands hinzielte. Ein riesiges Material sei dem Verfasser in dieser Zeit durch eigene Bemühung, wie durch die Unterstützung mehrerer deutscher und englischer Gelehrten zu Theil geworden. Nichts destoweniger bezweifle er, jetzt schon in den Stand gesetzt zu sein, den ursprünglichen Plan mit der Vollständigkeit und Würde durchführen zu können, die man der Wissenschaft und dem Publikum schulde. Er habe deshalb aus dem ganzen vorhandenen Stoff manches Schätzenswerthe verarbeitet und in selbstständige, in sich abgerundete Theile gebracht, deren erster die „Geschichtsschreiber Englands" sei. — Ueber die Ausdehnung des Begriffs der Geschichtschreibung, wie der Verfasser ihn aufgefaßt, u. s. w. ist gleichfalls in der Vorrede gesprochen. — Außer den im Buche selbst aufgeführten Werken und Schriftstellern, welche als hauptsächlichste Quellen und Hülfsmittel dienten, ist noch eine ansehnliche Zahl von Büchern benutzt, deren Titel ganz kurz angegeben sind. Von einigen derselben (z. B. Freyer's Universalhistorie) ist es uns nicht klar, welchen Nutzen sie dem Verf. bei seiner bio-bibliographischen Zusammenstellung gewähren konnten; auch nicht, warum die Zuverlässigkeit von Hamberger's Nachrichten, die zwar nicht fehlerfrei, aber, besonders der berichtigte Auszug, ein noch jetzt sehr nützliches Werk sind, das Ebert als werthvoll und wegen seiner bibliographischen Genauigkeit rühmt. Die drei Kreuze bei dem Titel: „Blätter für literarische Unterhaltung", werden den meisten Lesern ein Räthsel bleiben.

Vierzehn Zeiträume, das 6., 7. bis 8., 8., 9. bis 10., 10. bis 11., 11. bis 12., 12., 13., 14., 15., 16., 17., 18., 19. Jahrhundert umfassend, hat der Verf. als Abschnitte gewählt, in welchen die Geschichtsschreiber vorgeführt werden. Die typographische Einrichtung des sehr schön ausgestatteten Werkes erleichtert die Uebersicht. Die Namen sind mit großer Schrift, abgesondert gedruckt; dann folgen die absichtlich kurz gehaltenen biographischen Notizen (einige sind jedoch ziemlich ausgedehnt), auf diesen die bibliographischen Angaben, für welche der Verfasser „die Authenticität beansprucht". Hören wir ihn selbst: „Die überwiegende Mehrzahl derselben gründet sich auf Autopsie, und wo diese nicht ermöglicht werden konnte, ist die gewissenhafteste Vergleichung geschehen, nebst mehrfachen schriftlichen Anfragen, wo genügende Auskunft zu erwarten stand. Wo Zweifel und Ungewißheit nicht beseitigt zu werden vermochten, haben wir uns lieber unvollständige und wahrscheinliche, als ganz gewagte und irrige Notificationen erlaubt." Es muß den bibliographischen Zeitschriften anheim gegeben bleiben, hier eine nähere Prüfung anzustellen; wünschenswerth wäre es jedenfalls gewesen, wenn die Titelangaben, wenigstens der älteren und unbekannteren Werke, etwas ausführlicher geliefert, bei denen aus dem 16. Jahrhundert die Namen der Verleger oder Buchdrucker hinzugefügt wären; eine kleine, und doch verdienstliche Arbeit, wenn man die Bücher wirklich zur Hand hat!

Obgleich wir, mit dem bearbeiteten Stoff nur einseitig (in bibliographischer Beziehung) vertraut, uns kein entscheidendes Urtheil erlauben wollen, scheint es uns doch, daß die angehäuften Materialien des Verf. nicht genug gesichtet und viel zu eilig zum Abdruck befördert sind. Es ist nicht schwer, wenn man nur etwas Ausdauer besitzt, dergleichen zu sammeln; aber sie zu einem gleichmäßigen Ganzen zu verschmelzen, ist eine schwerer zu lösende Aufgabe. Ist man in dieser Lösung nicht glücklicher als der Verf., so producirt man ein buntes Gemisch von allerlei Notizen, aber kein selbstständiges, brauchbares Werk. Wozu z. B. das lange Verzeichniß der von Robertson benutzten Bücher über Amerika (S. 82—92), welches überdies, wie der Verf. selbst richtig andeutet, nicht einmal genau ist? Die History of America ist ja ein Jedem zugängliches Buch. Wozu die Auszüge aus James Montgomery's Gedichten (S. 121 bis 128) und aus Robert Southey's Dichtung: Roderick (S. 131—139)? abgesehen davon, daß sie nebst mehreren der Bemerkungen 2c. sich alle schon in Jacobsen's „Briefen an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter, Altona 1820", S. 101 ff., 699 ff., und 195 ff., befinden!

Die Beilagen enthalten 1) S. 145—173, eine allerdings für Theologen interessante, aber sehr fremdartige Zugabe: Den Candidaten der Theologie des Lancashire Independent-College

1844—46 unter dem Präsidium des Dr. Robert Vaughan bei der Prüfung vorgelegte Fragen, lateinisch und deutsch, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden, und 2) S. 174—185, einen Nachtrag zu den Geschichtsschreibern des 18. Jahrhunderts. S. 176—182 ist eine Analyse des Inhalts von John Hawkin's General History of the science and practice of music gegeben.

Indem wir noch bemerken, daß gleichfalls im Verlage von F. A. Herbig vom Verf. „Englands historische Literatur seit den letzten fünf Jahren (Supplement zu Englands Geschichtsschreibern)" erscheinen wird, entlehnen wir aus dem besprochenen Werke die folgenden zwei Artikel:

Horace Walpole:

geboren 1718, gestorben am 2. März 1797, widmete sich ausschließlich der Literatur, und erwarb seinen Ruhm u. A. durch:

Historic doubts on the life and reign of king Richard III. Lond. 1768.

Man weiß, wie häßlich Richard III. von den Geschichtsschreibern geschildert wird, ein Monstrum an Leib und Seele. Die Dichter haben sich dieses Charakters bemächtigt, und Shakespeare und Weiße setzen ihn als bekannt und ausgemacht voraus. Walpole tritt nun in Obigem als Apologet des Königs auf. Morus ist unter andern ein Gewährsmann von den Lastern desselben. Walpole aber wirft ihm vor, daß er seine Geschichte völlig im Geiste seiner „Utopia" geschrieben, nicht als Historiker, sondern als Phantast. Alle Verbrechen Richard's, selbst seine persönliche Häßlichkeit, macht Walpole problematisch: er sei kein vorzüglicher König, aber auch weder Tyrann noch Schurke gewesen. Dagegen sei Heinrich VIII. ganz das Ungeheuer, wozu man Richard habe machen wollen, und mit Unrecht auch hätten die Lancastrier ihn den englischen Salomo gepriesen.

A catalogue of the royal and noble authors of England. Lond. 1758.

(Works. V Vol. Lond. 1798. Historische, liter. und unterh. Schriften, deutsch von Schlegel, Leipz. 1800.)

Thomas Arnold:

geboren am 13. Juni 1795 zu West-Cowes auf der Insel Wight, gestorben am 12. Juni 1842, war Rector der Schule zu Rugby und Professor der neueren Geschichte zu Oxford. Von seinen Schriften nennen wir:

The history of the Peloponnesian war by Thucydides. Oxf. 1830—35. III Vol. ed. 2. 1840—42.

Roman history. Lond. 1838—42. III Vol.

Durch Arnold's Tod beim zweiten punischen Kriege abgebrochen.

Der ursprüngliche Plan des erstgenannten Werkes ist: die Geschichte und Geographie zu erläutern, ohne in Fragen der philologischen Kritik einzugehen. Dabei zeigt Arnold eine gründliche Kenntniß der deutschen Literatur. Neue kritische Hilfsmittel sind hinzugekommen, daher auch eine zweckmäßige Aenderung des Textes. Inzwischen bietet die Varianten-Sammlung nur einen Abdruck des Bekker'schen mit ihren zahlreichen Fehlern. Seine eigenen Anmerkungen sind theils sprachlich, theils sachlich; die kritischen sind nicht zahlreich, die grammatischen stehen nicht auf der Höhe der Wissenschaft, besonders bei Modi und Partikeln. Viele historische und geographische Fragen sind entweder unerörtert geblieben oder nur höchst dürftig. In England hat das Werk mehr Beifall gefunden als in Deutschland.

Auch die zweite Ausgabe, deren ersten Theil Arnold noch selbst besorgt hat, ist wenig besser, höchstens haben sich falsche grammatische Ansichten und Erklärungen darin vermindert.

Ueberhaupt ist Arnold überschätzt worden. Neander nennt ihn einen „der edelsten und erleuchtetsten Männer dieses Jahrhunderts". Das erste wollen wir nicht bezweifeln; das andere aber ist unwahr. Denn obschon bei der neueren kirchlichen Bewegung in England stark betheiligt, und zwar im Sinne eines liberalen Protestantismus, war er als Theologe namentlich ein höchst beschränkter Kopf und von geringfügigem Wissen. Neander und Heintz sind übrigens in ihren Urtheilen höchst unselbstständig, sie haben lediglich nachgesprochen, was der befangene und unkritische Biograph A. P. Stanley, Arnold's Schüler, in seinem: Life and correspondence of Th. A. Lond. 1845, II Vol., vorgesprochen, zum Theil erfunden hat. Als Geschichtsschreiber nimmt er hier nur die unterste Stufe ein. H.

Dr. Fessler's **Rückblicke** auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Ein Nachlass. Zweite Auflage herausgegeben und mit einem Vorworte eingeleitet von Prof. Friedrich Bülau. Leipzig, Verlag von Carl Geibel. 1851. XVI und 318 Seiten. Gr. 8.

Herr Professor Bülau hat in seinem Vorworte den Inhalt des Buches vollständig angegeben und auf die Bedeutsamkeit desselben aufmerksam gemacht. „Die Schrift", heißt es dort, „welche hier dem Publikum in neuer Ausgabe vorgelegt wird, hat zur Zeit ihres Erscheinens in weiten Kreisen verdiente Aufmerksamkeit erregt, und ist im Buchhandel gänzlich vergriffen. Dasselbe ist mit manchen andern Schriften ihres Verfassers der Fall, an deren Neuerscheinen schwerlich gedacht wird, weil sie zum Theil einem uns kaum noch verständlichen Zeitgeschmacke angehörten, zum Theil auch Standpunkte nahmen, die der Verfasser bei weiterer Entwickelung selbst überwunden hat. Die vorliegende Schrift aber stellt uns den ganzen Entwickelungsgang eines jedenfalls sehr merkwürdigen und bedeutenden Menschen bis zu der Stufe desselben dar, von wo er sich nur noch in dem endlich Erfaßten befestigen konnte. Sie enthält viel Interessantes aus dem Heimathlande des Verfassers und aus den Staaten, in die ihn später sein Lebensgang geführt hat; viele beachtenswerthe Beiträge zur Geschichte einer denkwürdigen Zeit, und zur Charakteristik einer großen Reihe bedeutender Zeitgenossen, mit denen Feßler in persönlicher Bekanntschaft, zum Theil im regsten Verkehre gestanden. Bei der josephinischen Reform, soweit sie sich auf Kirchen- und Unterrichtswesen bezog, war er selbst in denkwürdiger Weise wirksam gewesen, hatte dem Kaiser Klostergräuel angezeigt, die an die finstersten Jahrhunderte erinnern, hatte umfassendere Reformpläne vorgeschlagen, als die Staatsverwaltung, die sich zum Theil vom finanziellen Interesse leiten ließ, auszuführen für gut fand, hatte von dem Kaiser und dessen helldenkendsten Rathgebern Schutz und Förderung erfahren, und war mit ihnen in persönliche Beziehungen getreten, welche viel bedeutsames Licht auf Charakter und Wesen Joseph's II. und eines Theiles seiner Umgebungen werfen. Später nach Preußen verpflanzt, gab er wiederholt den Königen Friedrich

Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III., sowie einflußreichen Persönlichkeiten in ihrer Nähe Veranlassung, sich auch gegen ihn ihren Richtungen entsprechend zu bethätigen. Wenn er während seiner Jugendjahre in Oesterreich hauptsächlich mit dem geistlichen Ordenswesen zu thun und zu kämpfen hatte, so war es in Preußen ein Orden ganz anderer Art: die Maurerei und ihr analoge Verbindungen, worin sich Feßler mit Ernst, Eifer und Einsicht in einflußreicher Weise bewegte. Zwar gingen nur sehr Wenige in den ganzen Sinn seiner Bestrebungen ein und von Vielen ward er verkannt und mißverstanden; die von ihm zugebahnte Reform ist aber gleichwohl in vielen Logen siegreich durchgedrungen und hat wesentlich zur Reinigung des im 18. Jahrhunderte so vielfach gemißbrauchten Maurerthums beigetragen. Die letzte Periode seines Lebens verbrachte er in Rußland und den zweiten Theil derselben in leitender kirchlicher Wirksamkeit. Seine Berichte darüber sind von höchstem Interesse für die wichtigen Fragen über echt evangelisches Kirchenregiment, sowie zur Kenntniß der Verhältnisse der lutherischen Kirche in Rußland.

Doch nicht bloß dieser Reichthum an anziehenden und bedeutsamen Mittheilungen über Zeiten, Zustände und Persönlichkeiten, nicht bloß der wechselvolle und merkwürdige Lebensgang, welcher Feßler von der Stellung des ungarischen Capuzinermönchs zu der eines evangelisch-lutherischen Generalsuperintendenten in dem russischen Kaiserreiche führte, wird dieser Schrift zu jeder Zeit hohen Werth und verdiente Beachtung sichern. Nicht minder, ja hauptsächlich ist es der Mann selbst, ist es die merkwürdige, sich mit voller Treue darlegende Entwickelung eines nach Wahrheit ringenden und in diesem unablässigen Streben mannigfaltige Phasen durchlaufenden Geistes, ist es die Entfaltung eines sich in allen Verhältnissen gleichbleibenden, überall edel und tüchtig bewährenden, eben so eigenthümlichen, als gediegenen Charakters, was diese Schrift zu einer so überaus anziehenden und lehrreichen macht, was so viel Aufschlüsse über das innerste Leben des Geistes, über Philosophie und Religion und ihr Wechselverhältniß aus ihr schöpfen, und so aufrichtige, herzstärkende Freude an dem harmonischen Bilde dieses kernhaften Ehrenmannes, dieses furchtlosen Streiters für Wahrheit und Recht, dieses von Kindheit auf bis an's Ende in reiner Sittlichkeit waltenden, unablässig dem Hohen und Himmlischen zugewendeten, vielgeprüften und immer bewährt gefundenen Geistes gewinnen läßt. Er hat viel zu wenig gesagt, wenn er in seiner später erschienenen Schrift:

„Dr. Feßler's Resultate seines Denkens und Erfahrens als Anhang zu seinen Rückblicken auf seine 70jährige Pilgerschaft" *)

nur erwartet, die Leser würden die Ueberzeugung fassen: „daß er als redlicher Wahrheitsforscher unter und mit ihnen gelebt, die mannichfaltigen Erscheinungen seiner Zeit immer mit offenen Augen und unbefangen angesehen, seinerseits unter dem Drucke mancherlei Schwierigkeiten und Hindernisse nichts unterlassen, um die Höhe einer vielseitigen Geistesbildung zu erreichen, der Religion Jesu Christi und seiner unverfälschten Kirche getreu anhängend, keiner kirchlichen Secte angehört habe". Wir meinen, die Leser dieser Schrift werden in Feßler, seinem Denken und Streben, seinem Empfinden und Wollen, seinem Dulden und Handeln unter den mannichfaltigsten Verhältnissen des Lebens, noch Bedeutenderes erkennen, als in jenen Worten genannt ist, und mit dem Gefühle der achtungsvollsten Theilnahme bei dem Bilde des edlen Mannes verweilen.

Da die vorliegende Selbstbiographie nur bis zum Jahre 1824 reicht, so hat der Herausgeber, zur Ergänzung, nur noch anzuführen, daß Feßler gegen das Ende des Jahres 1833, wo das Consistorium zu Saratow, dessen Vorstand er war, aufgehoben wurde, zum Generalsuperintendenten und Kirchenrath der lutherischen Gemeinde zu St. Petersburg ernannt worden, und daselbst am 15. December 1839 im 84sten Lebensjahre gestorben ist. Daß sein festes und ernstes Wirken ihm manche Feinde zuzog, ist erklärlich. Wenn sie ihn aber des Jesuitismus, Herrnhutianismus und Mysticismus beschuldigten, so wird das alles durch diese Schrift und das treu und klar in ihr hervortretende Wesen und Leben Feßler's auf das Bündigste widerlegt. Der Vorwurf des Jesuitismus ist geradezu lächerlich. Ob das Beimessen des Herrnhutianismus als ein Vorwurf zu betrachten ist, das ist Meinungssache. Daß Feßler die schwachen Seiten der achtbaren Brüdergemeinden sehr wohl kannte, ergiebt sich aus dem, was er S. 147 bis 149 sagt, sehr deutlich. Für einen Mystiker aber können ihn nur die halten, welche alles, was ihnen zu hoch und zu tief ist, sobald sie ihm eine religiöse Tendenz anmerken, für Mysticismus ausgeben, wie sie auf der andern Seite vieles ihnen Unverständliche, wenn sie Antireligiöses darin spüren, als Philosophie preisen."

Die erste in Breslau bei dem Freunde Feßler's, Korn, erschienene Ausgabe der „Rückblicke" fand damals sehr verschiedenartige Beurtheilungen, die leicht erklärlich, wenn man den Inhalt des Werkes kennt und erwägt; auch jetzt wird es daran nicht fehlen. — In psychologischer Hinsicht erscheinen diese Selbstbekenntnisse des siebzigjährigen Mannes höchst interessant; man lese z. B. das lange Schreiben an seine erste Verlobte, kurz vor der Heirath, S. 163—170; was Feßler von berühmten und namhaften Zeitgenossen erzählt, bedarf hin und wieder der Berichtigung; nach einem so kurzen Zusammenleben mit einigen derselben, wie es ihm häufig nur gestattet war, hätte er sich weniger entschieden über sie und ihre Verhältnisse aussprechen sollen, z. B. über Klopstock's zweite Gattin, die göttinger Professoren zc. Den Gegnern bekannter kirchlicher Bestrebungen der Gegenwart bietet das Buch Thatsachen in Fülle dar, die geeignet sind, ihren Kampf und ihre Befürchtungen zu unterstützen und zu rechtfertigen; nur mögen sie den Zeitraum, der zwischen dem Damals und Jetzt liegt, nicht vergessen. — Der Herausgeber hat, wie wir gesehen, schon darauf hingedeutet, daß manche Erzeugnisse der schriftstellerischen Thätigkeit Feßler's in unseren Tagen auf Theilnahme keinen Anspruch machen können; aber beachtungswerth dennoch sind die Darlegungen ihres Verfassers über deren Entstehung, Zweck und Geist, so z. B. über das Trauerspiel „Sidney" (1784). Von seinem „Marc-Aurel" sagt er: „Ich sah, daß das lesende Publicum richtiger, als gelehrte Kritiker, begriff, was ich mit dem Buche wollte. Jenes nahm das Werk für das, was es ist, für Lösung des Problems, wie nach psychologischen Gesetzen, unter den gegebenen, nicht erdichteten Zeit- und National-Verhältnissen, ein Re-

*) Von diesem 392 Seiten gr. 8 starken, mit Feßler's wohlgetroffenem Bildnisse versehenen Werke sind noch einige Exemplare bei dem Verleger der „Rückblicke" vorräthig und zu ermäßigtem Preise von ihm zu beziehen.

gent, wie Marc-Aurel war, werden konnte und mußte; gelehrte Kritiker, die nur rein historische Notizen lesen wollten, nahmen das Werk für Historie und erklärten es für einen Zwitterroman, für Geschichtsverderbung, für schlecht; hingegen das ganz aus meinem Marc-Aurel wörtlich ausgeschriebene Flugerwerk des C. A. Buchholz, betitelt: Marc-Aurel (Berlin 1806), für ein ächtes Werk der schönen Kunst, und rühmten sogar die antike Grabschrift auf Antoninus Pius, als von ihm aufgefunden, welche nur von mir erdichtet worden war." (Im Jahre 1797 wurden dem Könige Friedrich Wilhelm II. die Papiere der Evergeten [m. s. Feßler's Aufschlüsse über den Evergeten-Bund in Schlesien, herausg. von Fr. Moßdorf. Freiberg 1804] mit dem Verzeichnisse der angeblichen Rädelsführer vorgelegt und ein Verhaftsbefehl gegen sie vom Minister H** erbeten. Wenige Tage vorher hatte der General Bischofswerder dem Könige einige Stellen aus Feßler's Marc-Aurel vorgelesen; sie waren ihm noch in frischem Andenken; als er das Namenverzeichniß der zu Verhaftenden in Bischofswerder's Anwesenheit übersah, und darin obenan Feßler's Namen fand, griff er nach seinem Rothstift und strich den Namen durch, mit den Worten: „Der ist kein Schwindelkopf! er ist monarchisch gesinnt, wie sein Marc-Aurel!" Die Verhaftsbefehle gegen die Uebrigen wurden erlassen, Feßler aber unter polizeiliche Aufsicht gestellt, bis seine unter den Papieren gefundenen Briefe allen Verdacht wider ihn aufhoben.) Man vergleiche ferner S. 217—219 und S. 268. 269, wo es unter Anderm heißt: „Ich wünschte, daß nie bloße Aesthetiker zur Beurtheilung übernommen hätten, was nur für den religiösen Philosophen einigen Werth haben konnte. Ich wünschte, daß sie Niemand zum Zeitvertreib in die Hand genommen hätte, noch in Zukunft zum Zeitvertreib in die Hand nehmen möge; denn nicht dazu, sondern zur Zeitbenutzung für mich und für Andere, denen das Leben des Geistes, wie mir, hoher Ernst, nicht leichtsinniges Spiel ist, und die auf denselben Wegen wie ich irren oder schwanken, sind sie geschrieben."

Feßler hat seine „Rückblicke" in acht Abschnitte getheilt: 1. Meine Kindheit und erste Jugend bis in das siebzehnte Jahr meines Alters. 2. Meine Verirrungen. Jahr 1773 — 1783. Alter 17 — 27. 3. Schwankungen zwischen Finsterniß und Licht. Jahr 1784—1791. Alter 27—35. (Hier S. 126—130 eine merkwürdige Unterredung mit Kaiser Joseph II.) 4. Zerrüttung und Zerstückelung meines äußeren Lebens unter mannichfaltigen Verhältnissen. Jahr 1792—1802. Alter 36—46. (In diese Periode [1797] fällt die Begründung seines Erziehungsinstitutes; als seines damaligen Zöglings gedenkt er des talentvollen hebräischen Jünglings Liebrecht Lipmann aus Hamburg, als Feßler die „Rückblicke" schrieb, Doctor Jung genannt und geachteter Lehrer in St. Petersburg, sowie 1799 eines anderen, gleichfalls aus Hamburg, Julius Haymann, den sein Vater zum Pferdehändler machen wollte, der sich aber selbst nachher auf der Heidelberger Hochschule, durch Entwickelung seiner ausgezeichneten Talente zum Christen, zum Doctor und zum Gelehrten bildete.) 5. Licht, Wärme und Ruhe in der Einheit und Einsamkeit. Jahr 1803—1809. Alter 46—53. 6. Wechsel der Dinge. Jahr 1809—1819. Alter 53—63. (Berufung zur Professur der orientalischen Sprachen und der Philosophie bei der geistlichen Alexander-Newski'schen Akademie in St. Petersburg, zu welcher Feßler's, vor 23 Jahren geschriebene Institutiones linguarum orientalium und Anthologia hebraica die Veranlassung waren.) 7. Meine kirchliche Wirksamkeit. Jahr 1819—1825. Alter 63 bis 70. 8. Mein gegenwärtiges Sein. — Die Seiten 271 bis 318 enthalten 9 Beilagen, unter welchen die aus dem Lateinischen übersetzte, vom Papste Pius VI. zu Wien gehaltene Homilie und eigenthümlich stilisirte Briefe des galizischen Gouverneurs Grafen Joseph Brigido.

Der Verleger hat das Werk sehr ansprechend ausgestattet.

H.

Geschichte der deutschen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt von den vorzüglichsten Künstlern Deutschlands. Zweite Lieferung. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1851. S. 65—128. Gr. Royal-8.

Diese zweite Lieferung der „Geschichte der deutschen Literatur" welche der ersten, in Nr. 95 dieser Zeitschrift besprochenen rasch gefolgt ist, steht derselben an Interesse nicht nach und führt uns eine Reihe bedeutender Dichter des zweiten Zeitraums: Von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, vor. Sie enthält die Fortsetzung der Biographie Wolfram's von Eschenbach (4 seiner Tageweisen oder Wächterlieder). Ulrich von Singenberg (5 Gedichte). Albrecht von Johannsdorf (4). Nithart (6). Süßkind von Trimberg (3). Graf Otto von Botenlauben (4). Christian von Hamle (5; von dem zweiten Gedichte: „der Anger" hat Herr Carl Barthel in Braunschweig in Nr. 54 unserer Blätter eine Uebersetzung geliefert). Gottfried von Nifen (6). Bruder Werher (19). Der Tanhäuser (3). Der Marner (18). Ulrich von Lichtenstein (4 Bruchstücke aus dem „Frauendienste; ein Leich mit hohen und schnellen Noten). Schenk Ulrich von Winterstetten (4). Burkhard von Hohenfels (2). Herzog Heinrich von Breslau (von seinen zwei in deutscher Sprache verfaßten, auf uns gekommenen Liedern, „der Minnehof;" gleichfalls von Hrn. Barthel übersetzt in Nr. 55) Reinmar von Zweter (37). Konrad, Schenk von Landegge (2). Meister Friedrich von Sonnenburg (8). Meister Rumeland (8). Bruder Eberhart von Sax (Geistliches Minnelied). Konrad von Würzburg (10).

Die biographischen Notizen sind zum Theil, aus den Dichtungen entnommen, sehr ausführlich; es wird, wenn der Dichter eine neue Weise erfunden, darauf aufmerksam gemacht, z. B. bei Wolfram, dem Erfinder der Liedergattung, welche man „Tageweisen" oder „Wächterlieder" nennt, und bei Reinmar von Zweter, der außer zwei größeren Gedichten nur Sprüche geschrieben hat, die sämmtlich in einer und derselben Strophenart gedichtet sind, welche später nach ihm „Reinmars Frau Ehrenton" genannt wurde, u. s. w. In der kurzen Nachricht von Bruder (er war Predigermönch oder Dominikaner) Eberhart von Sax, der aus dem Geschlechte der Freiherren dieses Namens, deren Burg im Rheinthale am Fuße

der Appenzellischen Gebirge stand, entsprossen, wird bemerkt, daß ein späterer Nachkomme dieses Geschlechtes, der kurpfälzische Geheime Rath Johann Philipp von Sax die Manessische Handschrift besaß, welche von seiner Witwe dem Kurfürsten von der Pfalz überlassen wurde, und auf diese Weise nach Heidelberg kam u. s. w. — Der wesentliche Inhalt der bedeutendsten, charakteristischsten Lieder ist häufig in freier hochdeutscher Uebertragung mit Verweisung auf die Urschrift angegeben.

Die bildlichen Darstellungen dieser Lieferung sind folgende: bei Nithart, die Abbildung der St. Stephanskirche in Wien, in welcher sich sein jetzt sehr verstümmeltes Grabmal befindet; bei Graf Otto von Botenlauben sein Bild auf dem Grabmale in dem von ihm und seiner Gattin, einer Königstochter, die er im heiligen Lande heirathete, gestifteten Benedictiner-Kloster Frauenrode bei Kissingen; bei Ulrich von Lichtenstein das Gemälde der Manessischen Sammlung, welches ihn in voller Rüstung zu Pferde darstellt; bei Herzog Heinrich von Breslau, die Collegiatkirche zum Heiligen Kreuz in Breslau, deren Bau er 1288 beginnen ließ; bei Reinmar von Zweter das schöne und bedeutsame Gemälde der Manessischen Handschrift.

Wir theilen nun einen Artikel mit, der freilich zu den kleinsten gehört und nicht als Maßstab der Behandlung des Stoffes in andern Artikeln anzunehmen, aber seiner Kürze wegen gewählt werden mußte und übrigens in mancher Beziehung interessant ist.

Süßkind von Trimberg.

Der Merkwürdigkeit wegen erwähnen wir auch den Juden Süßkind mit dem Zunamen von Trimberg, der im Anfang des 13. Jahrh. in Würzburg lebte. Es mögen sich die verachteten Juden damals wohl nur selten mit der edlen Sangeskunst beschäftigt haben, auch ist Süßkind der einzige von welchem wir Lieder besitzen; diese gehören aber nicht zu den schlechtesten, und so viel wir aus den wenigen Strophen urtheilen können, die auf uns gekommen sind, behandelt er die Sprache und die Form mit anerkennungswerther Leichtigkeit. Der schöne Spruch über die Freiheit der Gedanken mag wohl durch den Druck der Verhältnisse hervorgerufen sein, unter dem er mit seinen Glaubensgenossen schmachtete (1), und wenn er sich beklagt, daß die Großen ihm keine milde Gaben zukommen lassen, weshalb er sich auch entschließt, der Kunst zu entsagen und fürderhin als ein Jude zu leben; so ist wohl anzunehmen, daß ihm seine Religion manche Unbill zugezogen haben wird, die der tief fühlende Mann schmerzlich empfinden mußte. (2) Offenbar bezieht sich auch die Fabel vom Wolfe auf seine eigenen Verhältnisse, oder wenigstens auf die seiner Stammes- und Religionsgenossen. Es wird diesen, denn dieß ist ohne Zweifel der Sinn der Fabel, mit Unrecht vorgeworfen, daß sie sich durch Handel und Geldgeschäfte bereichern; sie sind eben so gut dazu gezwungen, als der Wolf genöthigt ist, seinen Hunger durch Raub zu stillen. „Manche, sagt der Wolf, sind angesehen und geachtet, die in sündlicher Weise Gut gewinnen; der Falsche ist viel schädlicher als ich; und will doch dabei für unschuldig gelten“ (3).

1. **Gedankenfreiheit.**

Gedenke nieman kan erweren den tören noch den wisen,
dar ümbe sint gedenke vri ûf aller hande sache;
herz unt sin dur gemach
dem menschen sint gegeben,
Gedenke slüffen dur den stein, dur stahel und dur isen;
gedank klein ahte, wie diu hant diu unde daz gemache;
swie man gedenke nie gesach,
si doch hörte streben,
Gedank ist sneller über velt,
den der blic eins ougen;
gedank glust bringet nâch der minne gelt,
nâch der gesihte tougen,
gedank kan wol ob allen am hôch in dien lüften sweben.

2. **Abschied von der Kunst.**

Ich var ûf der tören vart
mit miner künste zware,
daz mir die hêrren niht welnt geben,
daz ich ir hof wil vliehen,
Unt wil mir einen langen bart,
lân wahsen griser hâre,
ich wil in alter Juden leben
mich hinnan vür wert ziehen.
Min mantel der sol wesen lanc,
tief unter einem huote,
demüeteclic sol sin min ganc
unt selten mê gesingen hovelichen sanc,
sit mich die hêrren scheiden von ir guote.

3. **Falschheit.**

Ein wolf vil jaemerlichen sprach:
„Wâ sol ich nû beliben,
Sit ich dur mines libes nâr
muoz wesen in der âhte?
Darzuo sô bin ich geborn, diu schult, diun ist niht min.
Vil manic man hât guot gemach,
den man siht valscheit triben
unt guot gewinnen offenbâr
mit sündeclicher trâhte;
der tuot wirser vil, dan ob ich næm ein genselin.
Jan hab ich niht des goldes rôt
ze gebene umb mine spise,
des muoz ich rouben ûf den lip durch hungers nôt.
Der valsch in siner wise
ist schedelicher vil, dan ich, unt wil unschuldic sin.“

H.

Was der Frühling, Sommer, Herbst und Winter erzählten. Geschichten für die Jugend von einer Ungenannten. Mit einem Vorworte von Dr. Alex. Detmer. Mit 20 colorirten Abbildungen von J. Popper. Hamburg. B. S. Berendsohn. VIII und 174 Seiten. Gr. 12.

Wir können diese neue, von der Verlagshandlung sehr geschmackvoll und ansprechend ausgestattete Jugendschrift, Allen, welche ihren Kindern ein willkommenes Weihnachtsgeschenk machen

wollen, nicht besser empfehlen, als wenn wir die folgenden Worte des Vorredners, des competentesten Richters, wiederholen: „Sie bietet in einfach kindlicher Weise Belehrung und Warnung, Unterhaltung und Anregung, und wird sich gewiß recht bald viele Freunde erwerben. Als Hintergrund ihrer Gemälde dient ihr das Mährchen. Die Kinder sind kleine Morgenländer. Die Natur redet zu ihnen und sie zu ihren einzelnen Wundern. So erzählen auch hier der Winter, der Frühling, der Sommer und der Herbst den Kindern mannigfache Geschichten, die in bunter Abwechselung des Lebens Ernst und des Lebens Friede und Freude an ihnen vorüberführen."

Es werden den Kindern zwanzig ihrer Fassungskraft angemessene, gut erzählte Geschichten dargeboten, die, nebst den sie begleitenden illuminirten Lithographien, ganz geeignet sind, ihren Beifall und ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

H.

Volksliederquellen in der deutschen Literatur. Von Kertbeny, Halle, Druck und Verlag von H. W. Schmidt. 1851. 15 Seiten. 8.

Der unsern Lesern aus seinen interessanten Beiträgen zu den „Literarischen und kritischen Blättern" und mehreren in denselben besprochenen Uebersetzungen ungarischer Dichterwerke bekannte Verfasser hatte diese bibliographischen Nachweise Hrn. Dr. **Petzholdt** für seinen „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft" mitgetheilt, aus welchem sie jetzt mit obigem Titel versehen besonders abgedruckt sind. Die Eintheilung ist folgende: Sammlungen von Volksliedern mehrerer Nationen. — Sammlungen von Volksliedern einzelner Nationen. I. **Germanen.** 1. Deutsche. 2. Vlämen. 3. Holländer. 4. Engländer und Schotten. 5. Dänen. 6. Norweger und Isländer. 7. Faröer. 8. Schweden. II. **Romanen.** 1. Italiener. 2. Franzosen. 3. Spanier und Portugiesen. III. **Slaven.** 1. Allgemeine Sammlungen. 2. Böhmen. 3. Russen. 4. Kleinrussen und Polen. 5. Serben. 6. Lithauer. 7. Letten. 8. Ehsten. 9. Finnen. 10. Wenden. 11. Krainer. 12. Wasserpolaken. IV. **Magyaren.** V. **Neugriechen.** VI. **Basken.** VII. **Kelten.** VIII. **Araber.** IX. **Mongolen.** X. **Chinesen.** XI. **Tscherkessen.** XII. **Malayen.** — Herr **Kertbeny** hat bemerkt, daß sein Verzeichniß, wenn es auch nicht vollständig allen Anforderungen genüge, doch wenigstens die ersten Umrisse geben dürfe, auf deren Basis ein Berufenerer und im Auffinden Glücklicherer leicht das Mangelnde ersetzen und das Irrige berichtigen könne. Er bitte, Berichtigungen der Redaktion des Anzeigers oder ihm selbst durch die Verlagsbuchhandlung F. L. Herbig in Leipzig zuzusenden. — (Es möchten besonders mehrere Druckfehler zu berichtigen sein.)

H.

Illustrirtes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd zu Triest.

(M. s. Nr. 97 der „Literar. und Kritisch. Blätter".)

Die Redaction des **Illustrirten Familienbuches** hat das Ergebniß ihrer **Preisausschreibung** vom 1. Juni, unterzeichnet: **Grillparzer, Friedrich Hebbel, Hermannsthal**, wie nachstehend (Wien, den 29. November) bekannt gemacht:

Von der in Folge der erlassenen Preisausschreibung eingegangenen und uns Unterzeichneten vorgelegten Novellen haben wir der Novelle: „**Taubstumm**", den **ersten Preis** mit 30 Ducaten und der Novelle: „**Anna Marie**", den **zweiten Preis** mit 20 Ducaten zuerkannt. Bei Eröffnung der Devise ergab sich, daß **Friedrich Uhl** in Wien, Verfasser von „Taubstumm", und **Ernst Ritter** in Aussee, Verfasser von „Anna Marie" ist. Dabei bemerken wir, daß außer diesen beiden Productionen, die wir mit dem Preis betheilen zu müssen glaubten, noch die Novellen: **Katiza, der Ruthengänger** und **die drei Eichen** als fast ebenbürtig hervorgehoben zu werden verdienen, so wie, daß wir der Novelle: **Geschichte des Scharfrichters Rosenfeld und seines Pathen** aus Rücksicht auf das entschiedene Darstellungstalent, das sie beurkundet, den ersten Preis zuerkannt haben würden, wenn sie nicht aus stofflichen Gründen durchaus von der Aufnahme in's Familienbuch ausgeschlossen wäre.

Miscellen.

In einem von dem Dr. Guy in der Londoner statistischen Gesellschaft in deren Sitzung vom 17. v. M. verlesenen Aufsatze über „die Lebensdauer unter der Geistlichkeit," wurde u. a. nachgewiesen: daß die Geistlichen auf dem Lande die in den Städten im Durchschnitt reichlich 2 Jahr überleben, so auch, daß die verheiratheten Geistlichen gegen die unverheiratheten in Hinsicht auf Lebensdauer im Durchschnitt um mehr als 5 Jahre im Vortheil sind.

Zu Anfang dieses Monats sind laut dem Ipswich Express aus einer Domaine in der Nähe von Woodbridge 200 lebendige Hasen nach Paris exportirt worden, ob zur Zucht oder nur um zum Jagdvergnügen verwandt zu werden, wußte man nicht.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 102. **Sonnabend, den 20. December.** **1851.**

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Unmuth.

Ich muß hinaus aus dem dumpfen Gewühl
In der Berge freiere Luft,
Wo die Gemse springt, wo der Morgenwind rauscht
Ueber Felsen, Waldung und Kluft;
Wo die Büchse knallt, wo das Echo schallt
An der zackigen Bergeswand,
Wo der Gießbach braust, wo ein dunkler Tann
Säumt der Klippen gähnenden Rand.

Hier erlahmt mir der Geist, und es sieht der Blick
Weder Berge noch wogendes Meer,
In der Luft schwebt kein Aar, und die Brandung trägt
Auf den Wogen kein Schiff daher.
Kein Getöse der Fluth, in der Ferne kein Schiff,
Das am Felsen zerschellen soll,
O, wie öde und tod, o, wie starr und kalt,
Weder Sturmwind noch Donnergroll.

Der Himmel so blau, und die Sterne so klar,
Sie belächeln der Menschen Noth,
Unter Blumen versteckt kriecht die Schlange einher,
Unter Blumen lauert der Tod.
Und Du wirkest und schaffst, o Du eitler Thor,
Für des Lebens nichtigen Tand,
Im Meere tummeln sich Hai und Delphin,
Doch die Muschel modert am Strand.

Hinaus, hinaus in den wirren Kampf,
In die freie, wilde Natur,
Flieh das heimische Dach, das Dich schirmte und barg,
Und die stille, friedliche Flur.
Hier lebst Du in Deiner idyllischen Ruh
Des Menschen lebendiger Tod,
Dort ein zwiefach Leben in Kampf und Sturm,
In Wonnen, Jubel und Noth.

H. Zeise.

Ludwig XV. und seine Zeit.

Fs. Barriere hat das interessante Werk E. J. F. Barbier's: Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV., Tomes II et III,“ in dem Feuilleton des Journal des Debats nicht minder interessant besprochen, und wir zweifeln nicht, durch die Mittheilung dieser so geistreichen und lebendigen Besprechung auch unsern Lesern angenehm zu seyn.

O Regierung Ludwig's XV., da wärst du denn noch einmal wieder, mit deinen religiösen Debatten und deinen galanten Abenteuern, deinen Beichtzetteln und deinen Liebesbriefchen, deinen kleinen Versen und deinen großen Unfällen, deinen verfallenen Künsten und deinen zu Ehren gelangten Wissenschaften; mit dem Luxus deiner Finanzmänner, der Vermessenheit deiner hohen Herren,

dem lockeren Lebenswandel deiner Herzoginnen, dem Glanze deiner Festlichkeiten; mit deinen Verschwendungen und deinen Anleihen, deinen philosophischen Bürgern, deinen interessirten Prälaten, deinen aufwieglerischen Parlamenten! Da es aber diesmal weder der Geschichtschreiber, noch der Jansenist, noch der Poet, noch der Hofmann ist, der dich schildern wird, sondern ein Mann des Gerichts, ein Advocat, der nachdem eine obrigkeitliche Person geworden, so wird derselbe in deinen Familien-, Professions- und Gesellschafts-Beziehungen fesselnde Details, neue Züge ermittelt haben, die der Aufmerksamkeit seiner Vorgänger entschlüpft waren. Man wird demzufolge um so besser erfahren, von wo die Streiche ausgegangen sind, welche die Gewalt erlitten hat, und was sie thun muß, um sich zu allen Zeiten davor zu schützen.

Es ist eine schöne Zeit, womit der zweite Band von Barbier's Tagebuch beginnt, das Jahr 1733. Stanislaus, der Schwiegervater Ludwig's XV., steht im Begriff, die Zufälligkeiten einer neuen Wahl in Polen zu bestehen. Fleury reißt sich seufzend aus der erquicklichen Ruhe auf, in welcher sein Alter und Frankreich schlummerten; ein alter Minister entschließt sich zum Kriege, den alte Generale, Villars in Italien, Berwick an den Ufern des Rheins führen sollen, während ein junger König sich nach wie vor in den Freuden seines Hofes tummelt. Was treibt Ludwig XV., während man sich zu Kehl, zu Philippsburg, zu Prag, zu Guastalla schlägt? Er maskirt sich in einen rosenfarbenen Domino. Auf dem Wege zu oder von einem Opernballe erfährt er eine Retirade oder einen Sieg. Solche Vergnügungen zu unpassender Zeit, müssen das Gefühl der Pariser wohl verletzt haben, denn Barbier, der bürgerlichst gesinnte Pariser, hat in dieser Beziehung die kleinsten Umstände gesammelt.

Es war aber damals nicht mehr wie zu den Zeiten, wo der König, schüchtern, zurückhaltend, schamhaft, erröthend und die Augen niederschlagend wie ein junges Mädchen, sich kaum von der Robe des Cardinals trennen mochte und jede andere Robe wie die Pest floh; es war nicht mehr wie zu den Zeiten, wo die Dlle. Charolais, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, um ihn zu Leidenschaften aufzureizen, ihm heimlich folgende Verse in die Tasche steckte:

Si l'amour prétend vous instruire,
Cédez; ne lui disputez rien,
Car on n'a fondé votre empire
Que bien longtemps après le sien. *)

Der König machte der Liebe nichts mehr streitig, er hatte vielmehr, ziemlich unvorsichtig, selbst beschlossen, deren Abenteuern in dem Wirrwarr eines Maskenballs nachzugehn. Aber wir wollen nun Barbier selbst reden lassen:

„Der Herzog von Ayen, Sohn des Marschalls von Noailles, in Anwartschaft als Capitain der Garde aufgenommen und im Dienste, hatte mit dem Könige zu Abend gespeis't, dieser ihm aber nichts von einer Partie, die er vorhatte, gesagt. Als sich nun Jedermann zurückgezogen hatte, da stieg der König, von einem Kammerlakaien vorgeleuchtet, hinauf zu dem Zimmer des Herzogs, der sich schlafen gelegt hatte, und pochte an. Auf die Frage des Herzogs, wer da wäre, antwortete der König: ich bin es. „Welches Ich?" fragte der Herzog wieder, und setzte hinzu: „ich liege schon zu Bette." Darauf nannte sich der König, und der Herzog, der nun auch seine Stimme erkannt hatte, öffnete ihm, und sagte: „Aber Sire, wohin wollen Sie in so später Stunde?" — Kleide Dich nur rasch an! — „Wohin soll's denn gehen?" — Darum bekümmere Dich nicht weiter. — „Nun, so will ich nur klingeln, daß man mir Schuhe bringen soll." — Nein, nein, es soll Niemand herbeigerufen werden; wir wollen zum Opernball. — „Wohl denn, so will ich die Schuhe wieder anziehen, die ich angehabt habe."

„Als der Herzog sich angekleidet hatte, gingen sie mit einander zu den Höfen hinab. Der König, der sein blaues Band nicht angelegt hatte, hatte den Herzog unterm Arm gefaßt, um die mit Schildwachen besetzten Thore passiren zu können. „Ich bin's, der Herzog von Ayen," sagte der Herzog zu dem Soldaten, der auf dem Posten stand, und dieser erwiederte: „ich habe die Ehre, Sie zu erkennen, Monseigneur." Beide erreichten denn auch unbehindert die Kaleschen, welche für sie in Bereitschaft gehalten wurden und in welchen sich die Herren befanden, die mit in dem Complotte waren.

Zu Paris angekommen, gingen der König und die Herren, welche zu dem Complott gehörten, zu Fuße von der Straße Saint-Nicaise bis zu dem Opernhause, das sich damals auf dem Platze des Palais-Royal befand; sie hatten sich aber unachtsamer Weise nur mit sieben Entreebilleten versehen, während ihrer neun Personen waren, und mußten sich nun an der Thür noch zwei Billette, jedes zu einem Sechslivrethaler lösen, was Aufenthalt verursachte und wobei der König nicht wenig geschuppt ward; doch amüsirte ihn dies nur. Zurück ging der König ebenfalls zu Fuße bis dahin, wo die Wagen hielten, und ließ sich von einem der Savoyarden leuchten, die ihren Standpunkt vor dem Opernhause hatten. Derselbe mußte ihm auch sein Fußzeug reinigen, was er ihm mit einem Sechslivrethaler lohnte. Aber nun handelte es sich noch darum, wieder in Versailles hinein zu kommen, und darüber wollen wir Barbier wieder hören:

„Er (der König) hatte Gemächer zu passiren, die verschlossen und bewacht waren. Auf die Frage des Leibgardisten, wer Einlaß begehre, antwortete der König: „Oeffne, Schildwache, es ist der König!" Diese sagte da aber: „Der König muß um diese Zeit schlafen gegangen seyn, ich öffne Euch deßhalb nicht und lasse Euch nicht ein, wer Ihr auch seyn mögt, außer wenn Ihr Licht mitbringt." Da half nun nichts weiter, als sich gedulden und erst Licht anschaffen. Als der Gardist dann öffnete und den König erkannte, da sagte er zu ihm: „Sire, ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung; aber ich darf hier Niemand passiren lassen. Haben Sie die Güte, mich dieser Ordre zu entbinden." — Der König war mit der Pünktlichkeit seines Gardisten vollkommen zufrieden; aber konnte er das auch wohl mit sich selber seyn? Wohin war man schon gekommen! Die Monarchie ließ sich unter einem Thorwege von einem Savoyarden säubern! Was hält man davon? konnte sie wohl tiefer in den Koth gezogen werden? Ha! der Herzog von Ayen hatte wohl Recht, als er sagte: aber Sire, wohin wollen Sie in so später Stunde? Und wie passend sprach sich der Leibgardist in den Worten: „Der König muß um diese

---

*) Wenn Amor Dich in die Schule nehmen will,
So sträube Dich nicht, folge ihm in Allem;
Denn Dein Reich ist erst begründet worden,
Als das seinige längst bestanden hat.

Zeit schlafen gegangen seyn;" so wie: „haben Sie die Güte, mich meiner Ordre zu entbinden," aus. Ludwig XV. sah es nicht ein, wie wohlverdient die, wenn auch zufällige, Lection war; denn auch die Könige, diese illustren Schildwachen, haben eine Ordre, die ihnen die Aufrechthaltung des Anstandes, der Ordnung und der Sicherheit in ihren Staaten zur Pflicht macht."

Ludwig XV. belobt die Pünktlichkeit seiner Garde; er hätte in den Lagern auch ihre Tapferkeit rühmen können. Unsere Armeen waren, wenn auch ohne Disciplin, doch nicht ohne Erfolge. Was aber unserer heutigen Armee, so unermüdet als verläßlich und tapfer, ein Lächeln abnöthigen würde, ist, daß die Officiere von 1734 und 1735 nicht anders als pr. Postchaise zu marschiren verstanden. Berwick nahm zu Straßburg 1500 solcher Fuhrwerke in Beschlag. Die Gebräuche waren damals so verschieden von den unsrigen am Hofe (das versteht sich schon von selbst), in den Städten und in den Lagern! So ersieht man aus der Abhandlung von den Rechten, daß ein Leibgardist einer bürgerlichen Sache wegen nicht verhaftet werden durfte, wenn er sein Bandelier um hatte. Wenn eine hohe Person verstorben war, so mußte die Armee ihretwegen Trauer anlegen, und dieses in schwarzen Westen, dergleichen Beinkleider und Strümpfen. Wenn Fahnen, die dem Feinde abgenommen worden waren, in Notre-Dame aufgehängt werden sollten, so fand bei dem Te Deum eine Ceremonie statt, welche von den gefühlvollen Herzen unserer Zeit nicht gutgeheißen werden würde. Unser Verfasser läßt sich hierüber folgendermaßen vernehmen: „Die Fahnen wurden „von den Hundert Schweizern der königlichen Garde getragen. „Man sagt, daß sie auf die Erde, vor dem Hauptaltar niedergelegt wurden, während der Erzbischof die Messe las, und daß er, „wenn er nach seinem Kirchenstuhl zurückkehrte, zum Zeichen der „Verachtung darüber hin schritt." Man sieht, daß der Erzbischof nicht gewußt hat, was es gekostet, sie zu nehmen. Es ist rühmlich, sie zu erobern, und ehrenvoll, sie zu respectiren.

Da eben von militairischen Eigenthümlichkeiten die Rede ist, so will ich noch der Aufnahme einer Frau in den Maltheserorden erwähnen. Damit verhält es sich folgendermaßen: Der Herzog von Arpajou hatte dem ganzen Orden im Jahr 1645 einen höchst wichtigen Dienst erwiesen, indem er dem von den Türken bedrohten Malta 2000 Mann zuführte, die er auf eigene Kosten geworben. „Der Großmeister und der Orden", sagt Barbier, „haben darnach den Herzog von Anjou aus Dankbarkeit zum Großkreuz des Ordens ernannt, mit der Berechtigung, daß diese Würde und dieser Titel auf ewige Zeiten seinem Hause verbleiben sollten. Als aber der Graf von Arpajou, der Letzte dieses großen Hauses, vor einigen Jahren mit Hinterlassung einer einzigen sehr reichen Tochter, mit dem Grafen von Noailles, dem zweiten Sohn des Marschalls vermählt, gestorben war, da wäre jenes Recht in Ermangelung von männlichen Erben dem natürlichen Verlauf der Dinge gemäß erloschen gewesen; aber der Marschall von Noailles hat vermöge seines großen Credits den Malteserorden vermocht, die so schöne Berechtigung auf sein Haus zu übertragen."

Die Frau Gräfin von Noailles ist demnach, als die einzige Erbin des Hauses Arpajou, am 18. December 1745 mit dem Großkreuz des Malteserordens belehnt worden. Der Herausgeber des Barbier'schen Tagebuches, Herr von La Villegille, ein unterrichteter und in seinen Forschungen sehr genauer Mann, bemerkt in einer Notiz, daß zu jener Zeit auch noch drei andere Frauen in Europa eines gleichen Vorrechts genossen, nämlich: die Fürstin von Rochelle, in Italien, die Herzogin von Würtemberg, und die Fürstin von Thurn und Taxis. Diesem ungeachtet erschien der Fall in Frankreich nicht minder außerordentlich. Schmeichelhaft für das edle Haus Noailles, fand die Aufnahme der Gräfin in dem zugleich religiösen und kriegerischen Orden, unter großem Pompe und im Beiseyn der Komthure und Ritter des Ordens, in der Tempelkirche statt. Paris sah dieser Ceremonie, wenn auch ein wenig verwundert, doch mit Interesse zu.

Aber Paris sah noch mancherlei Anderes. Es gab dort, mitten auf den Straßen und mitten unter dem Volke, Gebräuche, die heutigen Tages sehr überraschen würden. Zur Zeit Ludwigs XV. hatten unsere Waffen Algier wohl in Schrecken gesetzt, aber es nicht unterworfen. Seine Piraten machten noch die Meere unsicher, und schleppten auch Franzosen in Gefangenschaft, um deren Loskaufung sich die Väter der Barmherzigkeit verdient machten. Sie zogen mit den ranzionirten Sclaven in Prozession durch die Straßen von Paris, und das Geld, was sie bei dieser Gelegenheit einsammelten, wurde theils benutzt, die armen Erlös'ten in ihre Heimath zurück zu senden, theils neue Loskäufe zu bewerkstelligen. Von Mitleid bewegt, gab das Volk gern; sollte aber ein Delinquent gehangen, geköpft oder gerädert werden, so war der Andrang der Masse noch ungleich stärker. So lies't man bei Barbier, in Bezug auf einen Crimirten, einen Adelichen, der wegen einer Mordthat zur Enthauptung verurtheilt worden war: „Unser Crimirter ist also am Montag, den 15., hingerichtet worden, und da seit lange Niemand geköpft worden war, so war die Masse Zuschauer an den Fenstern und auf den Straßen außerordentlich groß. Da der Platz am Croix-du-Trahoir ziemlich beschränkt ist, so sind mehrere Menschen zu Schaden gekommen und selbst Pferde erdrückt worden. Der Scharfrichter hat seine Sache vortrefflich gemacht, und das Haupt mit einem Schlage vom Rumpfe getrennt; auch hat ihm das gesammte Volk als Compliment für seine Geschicklichkeit applaudirt, als er ihm solches hingehalten."

Merkwürdig ist, daß die Töchter des Königs, sechszehn und siebenzehn Jahre alt, und der Dauphin, der Thronerbe, der funfzehn Jahre zählte, vor 1744, wie Barbier behauptet, noch nie nach Paris gekommen waren. Woran hat man denn da gedacht? Nun, wer weiß, ob Paris sie nicht deßhalb eben noch lieber gehabt hat! Groß war die Demonstration bei der Art feierlichen Einzugs, den die vierte Prinzessin im Jahr 1749 hielt. Der Herzog von Gesvres, der Stadtschultheiß und die Schöffen gingen ihr bis an's Ende des Tuilerienkay's entgegen und überreichten ihr die Schlüssel der Stadt. Die Kanonen wurden gelös't, und der Erzbischof, in seinem Ornate, empfing sie an der Spitze der Geistlichkeit unten im Schiffe von Notre-Dame. Ihre Schwestern gesellten sich in der Kirche zu ihr, und die vier Prinzessinnen dinirten darnach gemeinschaftlich in den Tuilerien. Abends gingen sie in dem Garten spazieren, wo sich eine Menge Neugieriger eingefunden hatte, um sie zu sehen. „Sie strahlten", sagt der gute Barbier, „in der Sonne, als ob sie selber Sonnen gewesen wären. Alle vier waren in der That prächtig gekleidet, und mit Diamanten und anderen Edelsteinen übersäet."

Paris war damals nicht, was es jetzt ist. Die verständige Fürsorge des Herrn von Rambuteau sollte ihm erst hundert Jahre

später breite Straßen, ein großes und prächtiges Stadthaus, und hohe schattige, die Gewässer in ihrem Bette einzwängende Kayen geben. Im Jahr 1740 war ganz Paris überschwemmt. Der ausgetretene Fluß bedeckte die Heerstraße von Chaillot, den Cours-la-Reine und die elysäischen Felder. „Das Wasser strömt", sagt Barbier, „durch das Thor Saint-Honore bis zu dem Vendome-Platze. Die Kayen des Louvre, der Goldschmiede, des Alteisenmarktes, der Augustiner, und die Straße Fromenteau bis zum Platze des Palais-Royal, Alles steht unter Wasser. Man kann nur in Böten passiren. Die Seite nach Bercy, la Rayne, dem allgemeinen Hospital, dem Thor und dem Kay Sct. Bernhard bildet ein offenes Meer. Der Mauberts-Platz und die Straßen Bievre, Perdue, Galande, des Raths und Fouarre sind förmliche Flüsse. Alle Laden sind geschlossen. Man hat in das erste Stockwerk flüchten müssen, und die Böte kreuzen sich überall wie im Sommer bei der Ueberfahrt der Quatre-Stations. Am Getraidehafen strömt das Wasser über die Thorwege hin. Der Greveplatz ist auch ganz überlaufen, und das Wasser schießt dort über die Brustwehr hinab."

Der Verfasser entwirft ein trauriges Bild von dem Unheil, welches die Ueberschwemmung angerichtet hat, schildert aber hinterher sehr grotesk die Verlegenheit, in welcher sich der Schultheiß und die Schöffen befunden, als sie in dem engen Raume und auf dem überfüllten Platze des Stadthauses Feste geben wollten. Der Prunk jener Feste würde uns heutzutage sehr geschmacklos erscheinen.

„Der Greveplatz war mit einer pappnen, marmorartig gemalten Colonade umgeben, obenauf mit goldnen Trophäen geschmückt und durch Illuminationsguirlanden mit einander verbunden. Vornen auf dem Platze, der großen Arcade gegenüber, war ein aus Holz gezimmerter großer Triumphbogen von derselben Höhe aufgeführt worden, mit gemalter Leinwand überzogen. Obenauf befand sich ein vierspänniger weißpappner Wagen, in welchem der König saß und von der hinter ihm stehenden Victoria bekränzt ward. Der König hatte sich zu Pferde mit seinem gesammten Hofstaate zu dem Feste eingefunden. Das Mahl soll höchst prachtvoll gewesen seyn, insbesondere in den Zuckerfiguren des Nachtisches. Weder die Königin noch die Hofdamen, und folglich auch keine andere Frau haben dem Diner auf dem Stadthause beigewohnt. Es heißt im Publikum, daß dieserhalb eine Ceremonie besteht, und die Königinnen von Frankreich nicht auf dem Stadthause speisen, wenn sie nicht einen feierlichen Einzug in Paris gehalten haben."

Wie! konnte das Barbier, dem Advokaten, der Magistratsperson, der den Schöppenstuhl zu besteigen hoffte, und der sich überdem um alles Ceremonielle sehr zu bekümmern gewohnt war, unbekannt seyn? Das Ceremonielle folgte den Königen und den Königinnen auf das Stadthaus, und hielt sie von Kindheit an zu Versailles in Fesseln. „Es ist ein wahres Wunder," sagt in dieser Beziehung der Autor, „daß ein Prinz oder eine Prinzessin groß gezogen werden kann. Die Amme ist nur befugt, dem Kinde die Brust zu geben, wenn es ihr zu dem Ende hingereicht wird; außerdem darf sie es nicht anrühren. Dazu sind wieder besondere Frauen da, über welche die Amme nicht zu gebieten hat. Es sind bestimmte Stunden angesetzt, um das Kind aus der Wiege zu nehmen, und wenn es um diese Zeit schläft, so wird es geweckt. Wenn das Kind eine Nadel sticht, so darf die Amme es nicht davon befreien, sondern muß deßhalb erst eine andere Frau abwarten oder aufsuchen."

Ludwig XV. war in gleicher Weise und unter gleichem Zwange erzogen worden und aufgewachsen. Deßhalb machte er denn auch die Wissenschaft und die Wucht des Ceremoniells aller Orten geltend. In der Kirche schmälte er die Prälaten, die es in der Liturgie in etwas versahen. Bei der Tafel wurde auf's strengste auf Etikette gehalten, und die Etikette barg hier häufig noch abergläubische Befürchtungen. In den Memoiren eines vornehmen Herrn findet sich folgender, Barbier unbekannt gebliebener Zug verzeichnet:

„Eines Abends, nach der Heimkunft von der Jagd, sagte der König zum Herzog von Gesvres: „Wir sind unserer Dreizehn an der Tafel, ich habe aber nur zwölf Couverts beordert; da ist also Einer zu viel. Ich glaube, das wird der Herr von Leon seyn; geben Sie mir das Verzeichniß, ich will das wissen." Der Herzog von Gesvres, der Leon gern aus der Affaire ziehen wollte, erwiederte darauf, er wolle sich das Verzeichniß von dem aufwartenden Huissier Duport holen. Statt diesen aber aufzusuchen, schlug er eine entgegengesetzte Richtung ein, und sagte bei seiner Rückkunft: „Sire, ich habe Duport und somit auch das Verzeichniß nicht gefunden." Da stieg aber dem Könige das Blut zu Kopf, und er sagte gereizt zu dem Herzog: „Ich habe es wohl gesehn, daß Sie links gegangen sind, während Duport sich rechts befindet; nun suchen Sie ihn da, wo er ist!" Nicht minder verlegen als Leon, mußte der Herzog den königlichen Befehl diesmal genauer als zuvor ausrichten, und da wies es sich denn aus, daß der Name des Herrn von Leon in der That nicht auf dem Verzeichnisse stand. Er blieb nun zwar an der Tafel, aber der König that, als ob er gar nicht zugegen wäre, richtete weder das Wort an ihn, noch bot ihm etwas an. Er ließ vielmehr eine Schüssel mit Rothfedern (Seefisch) rechts herumgehen, so, daß Leon's Nachbar das letzte Stück bekam. Der arme Mann nahm sich dies dermaßen zu Herzen, daß er vor Gram darüber starb."

(Schluß folgt.)

Das Buch der Welt, ein Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre rc. Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen. Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung. 1851. 380 Seiten und ein Blatt: Alphabetisches Register. Gr. 4.

Sehr vielen unserer Leser wird „Das Buch der Welt", welches seit 1842 ununterbrochen erscheint, längst bekannt sein, bekannter als uns, die wir nur, wie es denn bei dem reichen Zuwachs, den unsere vaterländische Literatur von Jahr zu Jahr hervorkeimen läßt, bei so manchem Neuen, was, unseren speciellen Studien nahe liegend, zur ernsteren Beschäftigung mit demselben einladet, kaum anders möglich ist, bisweilen einem der früheren Bände einen flüchtigen Blick widmen konnten. Jetzt ist uns die Gelegenheit dargeboten, den neuesten Jahrgang des Werkes

genauer kennen zu lernen, und was wir gefunden, darüber wollen wir nunmehr berichten.

Auch ohne die vorhergehenden Bände verglichen zu haben, erkennen wir leicht aus dem gegenwärtigen, daß es sich hier nicht darum handelte einzelne Aufsätze oder Bruchstücke, wie sie gerade eingesandt oder gefunden werden, zusammenzustellen, sondern darum, ein mehr oder weniger mit einander verbundenes Ganze zu geben, eine kleine, aber dennoch reichhaltige Familienbibliothek eigenthümlicher Leistungen zu begründen. Eben so leicht überzeugt man sich, daß nach einem mit Umsicht entworfenen Plane gearbeitet, die Ausführung sorgfältig und gewissenhaft überwacht, und nach tüchtigen Mitarbeitern sich bestens umgesehen wird. Es sind dies freilich unerläßliche, doch nicht immer hinreichend erfüllte Bedingungen, wenn man ein Buch, wie das vorliegende, welches für Erwachsene und junge Leute, namentlich auch für die Letzteren bestimmt ist, in die Welt schicken will. Zum gediegenen Innern muß sich aber das schöne und allgemein ansprechende Aeußere gesellen, und auch in dieser Beziehung befriedigt „das Buch der Welt" alle Ansprüche. Papier und Druck (aus der Officin des Herausgebers und Verlegers, deren kunstfertigen Mitgliedern wir erst kürzlich in der Anzeige von „Eisenlohr's Physik" das verdiente Lob gespendet), sind vortrefflich, die artistischen Beilagen, sowol was die Wahl der Gegenstände, als die künstlerische Behandlung betrifft, den besten Arbeiten beizuzählen. Der Jahrgang 1851 enthält 48 bildliche Darstellungen: Portraits (Columbus, S. Hearne, Hofer, Katharina II., W. Scott, Spohr) und Ansichten (New-Harmony, Naturbrücke bei Kilkee, Salzburg, Stuttgart, Venedig, Waterford) in Stahlstich, Abbildungen naturhistorischer Gegenstände, getreu und sauber colorirt, und ein Thierstück, die Wölfe, in Stahlstich. Auch der emblematische, geschmackvoll lithographirte zweite Titel des Buches ist nicht unerwähnt zu lassen.

Erzählungen, die zum Theil eine historische Grundlage haben, z. B. die Belagerung von Harlem, Hyder Naig, Horiah rc.; Volkssagen und Mährchen, von denen uns besonders „Die Abenteuer des einfältigen Nikolaus, oder: Warum ist die See gesalzen?" gefallen; Schilderungen von Jagd- und Reise-Abenteuern, von Schlachten, Seebilder rc., Biographien, Beschreibungen ausländischer und einheimischer Thiere, Pflanzen und Mineralien, eine Uebersicht der nordischen Mythologie mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten, rc., welche das Werk in zweckmäßiger Abwechselung liefert, gewähren eine sehr belehrende und unterhaltende Lectüre. Von folgenden hervorragenden Persönlichkeiten finden wir Lebensskizzen: Columbus, Suworow, Spohr, Gustav Schwab, Katharina II., Galilei, Mengs, S. Hearne, Hofer, Keppler, Blücher, W. Scott, Alfred d. Große, Pascal und Pestalozzi. Ein interessanter Aufsatz schildert „die süddeutsche oder rhein-mainländische Dichtergenossenschaft;" als lehrreiche Beiträge zur Städtekunde führen wir die Artikel: New-Harmony am Wabash, Salzburg, Stuttgart, Valparaiso, Venedig und Waterfort an. — Der naturhistorische Theil, schon an sich werthvoll, erhält durch die erläuternden, zahlreichen Tableaux, auf welchen z. B. die Thiere in angemessener Umgebung gruppirt sind (die Gemse, das Ichneumon, das Flußpferd, die Baumschlange vom Kap, die Robben der Südsee, der Moholi oder Ohrenaffe, die Colibrits rc.) noch größeren Werth; bei den Pflanzenabbildungen ist besonders auch Rücksicht auf neue Arten (Kirsche, Johannisbeere, Erdbeere) genommen. Auf Tafel 31 sind Austernmuscheln aus der Gruppe Ostreae plicatae, sämmtlich, wie bemerkt wird, der schönen Conchilen-Sammlung des Hrn. A. B. Meyer in Hamburg entlehnt, dargestellt.

Absichtlich wurde das Beste, was an dem Buche noch zu rühmen, zum Schlusse aufgespart, nämlich die Versicherung, daß in Allem, was es bringt, ein sauberer, guter Geist herrscht, d. h. daß strenge fern gehalten ist, was jungen Gemüthern eine falsche Richtung geben und die Reinheit derselben gefährden könnte.

H.

Der Berber oder die Bergbewohner des Atlas. Eine Erzählung aus Marokko von William Starbock Mayo, Autor von Kaloolah rc. Aus dem Englischen übertragen von L. du Bois. Lemgo und Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung. 1852. IV und 417 Seiten. 8.

Es ist ein gewagtes Unternehmen solchen abenteuerlichen und wunderbaren Ereignissen, wie in diesem Roman erzählt werden, einen wirklich vorhandenen Grund und Boden zu geben, die Scenerie der Natur, manche Züge der Geschichte, dem Völkerleben, zu entnehmen und so Wahrheit mit Dichtung in eigenthümlicher Weise zu verschmelzen. Der Verfasser erklärt, daß Unterhaltung der Hauptzweck seiner Erzählung, er jedoch gleichzeitig darauf bedacht gewesen sei, eine getreue Schilderung der maurischen Sitten, Gebräuche, Geschichte und Geographie zu liefern und zwar so wie sie gegenwärtig in der Berberei wirklich zu finden sind, nicht wie sie in den unklaren, poetischen Bildern der gewöhnlichen maurischen Dichtungen erscheinen; es war seine Absicht, den Leser mit einem Volke bekannt zu machen, das eine sehr wichtige Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat, von dem aber selbst wenig Gebildete mehr als den Namen kennen.

Ob der Verf. den Stoff seiner Erzählung aus irgend einer spanischen oder englischen Quelle genommen, wie wir vermuthen, oder sie eine reine Schöpfung seiner Phantasie, darüber hat er uns nicht belehrt. Sie ist zu verwickelt und so reich an, eins das andere überbietenden Abenteuern auf dem Wasser und zu Lande, daß wir darauf verzichten müssen, über ihren Inhalt näher zu berichten. Die Liebe ist das Element, welches seine Helden und Heldinnen, Henry und Edward Carlyle, zwei Brüder, Söhne eines englischen Kaufmanns, der sich 1671 oder 1672 in Cadix niedergelassen, von denen einer, Henry, von den Mauren geraubt und später als kühner Seeräuber Hassan Herach erscheint, zwei Schwestern, Isabelle und Juanita, Töchter des Don Pedro de Estivan, den Berber- (richtiger Breber-) Häuptling Casbin, die Tochter des freisinnigen und gelehrten Mauren Abdallah, Xaripha, beseelt und ihnen Muth verleiht, die vielen Hindernisse und Gefahren, die sich ihnen entgegen stellen, stets schnell zu beseitigen und zu überwinden, dem grausamen Sultan Muley Ismael (— regierte bis an seinen Tod 1727 —) Trotz zu bieten. Daß es dabei nicht ohne Blutvergießen abgeht, daß manche Köpfe springen, Harems-Intriguen sich in die Handlung mischen, wie wäre das anders möglich, da diese in Magrib el Akßa spielt? Aber die Liebe siegt. Isabelle wird Hassan Herrach's, Juanita Casbin's, Xaripha Edward's Gattin. Der Berber nimmt sein Weib mit in

die Berge; die übrigen nebst Xaripha's Vater, der noch viele Jahre, so versichert der Verf., eine ausgezeichnete Stellung unter den vermögendsten Handelsherren der City als Mr. Aeken einnahm, begeben sich nach England. Der aufgeklärte Berberhäuptling, dessen Streben einzig und allein dahin ging, sein Volk von der maurischen Herrschaft zu befreien, die sich feindseligen Stämme zu vereinigen, fand in Juanita, eine treue Gefährtin. „Der Reisende," so schließt Mayo seine Erzählung, „kann heutigen Tages noch manche Beweise des Einflusses finden, den sie auf das Volk der Beni Mozarg ausübte, obgleich dieser Stamm jetzt getheilt und zerstreut ist und seine alten Landmarken beinahe vernichtet sind. Er wird noch in mancher Familie der Ait Amore ihren Namen mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen und die allgemein geglaubte Sage hören, daß sie mit mächtigen Armeen unter ihrem Befehle zurückkehren werde, um die Erbfehden der Berber mit Gewalt zu unterdrücken und die Mauren aus Marokko zu vertreiben. Es rührt diese Annahme von dem Umstande her, daß sie nach Casbin's Tode, da er keinen Sohn hinterließ, und für immer dem Atlas Lebewohl sagend, sich von Tetuan (— der bedeutenden Handelsstadt in Magrib el Aksa, am Fluße Martil —) aus nach England einschiffte, wo sie in der Erziehung ihrer Kinder, im Umgange mit Xaripha und ihrer Schwester und der Ausübung jeder weiblichen Tugend den Rest ihrer Tage verlebte."

Das Buch hat die gute Eigenschaft, daß es nicht langweilig ist. Als Kunstwerk freilich nimmt es keine hohe Stelle ein. Daß der Verf. mit Land und Volk, in welchem und unter welchem er seine Personen handelnd auftreten läßt, bekannt ist, obgleich er sich auch manche poetische Licenz gestattet hat, kann man schon aus einer Vergleichung mit der kleinen, sehr belehrenden Schrift „Kurze Beschreibung von Magrib el Aksa oder Schilderung der Staaten von Marokko in geographischer, statistischer und politischer Hinsicht von A. D. Mordtmann. Hamburg. 1844. Agentur des Rauhen Hauses (zu Horn bei Hamburg)" ersehen, wenn man keine größere Hülfsmittel, z. B. das klassische Werk von Gråberg af Hemsö, dessen Mayo auch gedenkt, zur Verfügung hat. Die kleine Karte in Mordtmann's Buche wird auch gute Dienste leisten.

Druck und Papier sind gut. H.

Lehrgeld oder Meister Conrad's Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selbst niedergeschrieben und herausgegeben von W. O. von Horn, Verfasser der „Spinnstube." Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1851. 152 Seiten. 8. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

In Nr. 41 dieser Blätter ist des Verfassers (— Superintendent Wilhelm Oertel in Sobernheim bei Kreuznach, geboren zu Horn auf dem Hundrück —) und seiner schriftstellerischen Leistungen unter der Ueberschrift: „Der Volksschriftsteller W. O. von Horn" bereits von Hugo Goering so genügend und anerkennend gedacht, daß uns Nichts hinzuzufügen bleibt. Das vorliegende Buch ist eine neue schöne Gabe desselben. Aufgefordert von einem Freunde, hat Meister Conrad Jacoby die Geschichte seiner Lehr- und Wanderjahre klar und wahr, warm und treu niedergeschrieben und der Freund sie herausgegeben. „Lehrgeld," diesen Titel hat der Meister gewählt, weil er keinen bessern wußte. „Ich hab's bezahlt," sagt er im ersten Kapitel, das auch als eine Vorrede gelten kann, „oft mit blutendem Herzen, aber es war doch heilsam, und darum schrieb' ich's hier nieder für Euch, Ihr lieben Genossen in jeder Zunft, daß Ihr es ersparen möget, und doch gewinnen möget, was ich erst mit saurem Lehrgelde habe erkaufen müssen. Wenn Ihr mit diesen Gedanken das Büchlein leset, so findet Ihr bald heraus wie man's machen müsse, um theures Lehrgeld zu ersparen, sowohl im Umgange mit den Menschen, als in besonderen Lebenslagen, auch wenn ich nicht immer die Nutzanwendung dahintersetze, wie sie bei den Fabeln im ABC-Buche steht." Die Erlebnisse Conrad's sind in neun Kapitel zusammengestellt. Der Inhalt des ersten ist bereits angegeben. Im zweiten ist von Meister Conrad's Herkommen und Jugend zu lesen; im dritten von der Meisterwahl (der Wahl eines Meisters für den Knaben) die Rede und was dann weiter folgt; im vierten von eines Jungen Leben; im fünften ist der Wanderschaft Anfang beschrieben; im sechsten hören wir, wie Conrad betet: Führe uns nicht in Versuchung; im siebenten ist zu lesen, wie man oft, wenn man Einem Uebel entrinnen will, dem Andern in die Arme fällt; im achten, wie es derweilen in der Heimath stand; im neunten ist zu lesen, wie es weiter gegangen bis zu dem Tage, wo Conrad (jetzt ein wohlbehaltener Schneidermeister, glücklicher Ehemann und Vater in Mainz) dies Kapitel schrieb.

Wer Lehrgeld zahlt, und wer von uns hat es nicht im Leben gezahlt? kommt natürlich nicht blos mit edlen und braven Menschen zusammen; so sehen wir denn auch schon den Jungen, noch mehr den Gesellen Conrad in recht schlechter Gesellschaft, in den Schlingen Nichtswürdiger oder Leichtsinniger, die Alles besser kennen als die einfachen Recepte des alten Jacoby: „Bet' und arbeite!" „Halt zu Rath, früh und spat, so Jeder etwas übrig hat!" „Klein und rein!" „Behalte die Freude im Hause!", Recepte, die jedoch, und Das legte er seinem Conrad ganz besonders an's Herz, taube Nüsse, wenn Glaube und Gottesfurcht fehlen. Conrad erliegt wol augenblicklich, rafft sich aber doch, von seinem Gewissen und einem alten treuen Freunde, dem Postillon Joseph Pfeiffer gemahnt, rasch wieder empor und weicht nicht mehr von des Vaters Grundsätzen; sein Lehrgeld hat ihn weise gemacht.

Jeder Meister sollte das Büchlein kaufen, und seinen Lehrlingen zum Lesen geben; auch wol mancher Geselle würde es nicht zurückweisen. Wer aber einer Zunft nicht angehört, auch der versäume nicht, wenn er die Lehr- und Wanderjahre noch vor sich hat, Meister Conrad's Lebensgeschichte kennen zu lernen. Wir können Alle unsern Theil daraus nehmen.

Papier, Druck, Holzschnitte, das ganze Aeußere sind schön; das „Lehrgeld" ist also auch in dieser Hinsicht ein treffliches Weihnachtsgeschenk. Reiche Leute dürften auf Dank rechnen, wenn sie, so viele Exemplare aus dem Buchladen holen ließen, als sie Meister beschäftigen, und jedem eins für seine Lehrburschen in's Haus schickten. Große Summen brauchen sie nicht darauf zu verwenden; der Preis ist sehr billig. H.

Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Dr. A. Kirsten. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1851. XX (XXII) und 347 Seiten. 8.

Die Zahl der Werke über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, schon immer groß, ist in den letzten Jahren noch bedeutend angewachsen. Ein besonderer Werth ist solchen Schriften beizulegen, deren Verfasser an Ort und Stelle, und zwar während längerer Zeit, Gelegenheit hatten selbst zu sehen und zu beobachten. Zu ihnen gehört denn auch das anzuzeigende Buch. Herr Dr. Kirsten lebte von 1846 an bis zum Tage, an welchem die Nachricht des badischen Aufstandes in Neuyork eintraf, in Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Poughkeepsie, (einer Landstadt im Staate Neuyork) und zuletzt wieder in Neuyork. Der Widerspruch, in welchem seine Auffassung und Beurtheilung des Lebens und der Verhältnisse in den Vereinigten Staaten mit den gewöhnlichen Nachrichten steht, hat ihn bewogen, der Veranlassung und des äußern Einflusses, unter denen sie hervorgegangen sind, in dem Vorworte, welches wir die Leser zu beachten bitten, zu gedenken.

Das Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte: 1. Die natürliche Beschaffenheit des Landes. Hier werden das Klima, der Boden und die Landschaft, das Thierreich, das Pflanzenreich geschildert. 2. Die Bewohner, betrachtet hinsichtlich ihrer hervorragendsten Charakterzüge und ihrer Geistesrichtung. Der Verf. zeigt dann den Einfluß derselben auf die Erziehung der Kinder, die Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung, die Gesittung, den Gemeingeist und die Vaterlandsliebe, die Sitten und Gewohnheiten, sowie auf das gesellige Leben und die durch die Verfassung verbürgten Rechte und Einrichtungen. 3. Eigenthümliche Verhältnisse der übrigen Bewohner der Vereinigten Staaten, und zwar der Farbigen, der Irländer, der Deutschen.

Der erste Abschnitt umfaßt nur wenige Seiten (1—28), giebt aber eine genügende Uebersicht Dessen, was zum Verständniß des folgenden Abschnittes (S. 29—253) zu wissen nöthig ist. Der dritte Abschnitt (S. 255—347) enthält eine sehr zweckmäßige Ergänzung und weitere Ausführung im zweiten gelegentlich erwähnter socialer und anderer Verhältnisse.

Dem Verf. war, wie er im Vorworte erklärt, nicht darum zu thun, rein wissenschaftliche, sondern nur Jedem, der an den Vereinigten Staaten ein Interesse findet, wissenswerthe Kenntnisse über dieselben zu verbreiten, und ist er deshalb nicht entfernt bemüht gewesen, seinen Skizzen den Anstrich von Gelehrsamkeit zu verleihen, sondern sein Streben war im Gegentheile, so ungeschmückt und einfach als möglich zu schreiben. — Aus dieser Erklärung muß man nun jedoch nicht schließen, daß, auf der einen Seite, das Buch blos auf Belehrung, wenn diese auch der nächste Zweck, berechnet sei, es bringt im Gegentheil auch recht viel Unterhaltendes; auf der andern Seite, daß es für Den, der sich mit den vielen Schriften, deren Gegenstand die Vereinigten Staaten sind, bekannt gemacht, nichts Neues darbiete.

Unendlich Vieles, was seine Vorgänger unbedingt gelobt, hat der Verfasser in anderem, weniger günstigen, oft ungünstigem Lichte aufgefaßt und dargestellt; die Lust nach den Vereinigten Staaten überzusiedeln wird den Lesern der Skizzen schnell schwinden. Aber man kann ihm den Vorwurf nicht machen, das wirklich Lobenswerthe, z. B. die außerordentlichen Fortschritte der Amerikaner in den mechanischen und technischen Künsten, das Vorzügliche der Verfassung u. s. w. verschwiegen zu haben. Wo er tadelt und rügt, sind mehrfache Beispiele von Vorfällen, die sich während seines Dortseins zutrugen, angeführt; überhaupt ist durchaus kein Grund vorhanden, es zu bezweifeln, daß der Verf. nach seiner Ueberzeugung geurtheilt hat. Ob jedoch das Mißbehagen, von welchem er schon bald nach seiner Ankunft ergriffen zu sein scheint, ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben, ob die Schilderung des amerikanischen Lebens nicht dadurch, daß er nur einen sehr kleinen Theil des Landes näher und aus Selbstanschauung kennen lernte, etwas einseitig geworden, mag dahingestellt bleiben. Was das letzte Bedenken betrifft, sucht er es zu beseitigen, indem er bemerkt, daß gerade der Theil der Vereinigten Staaten, in welchem er wohnte, der bevölkertste und geordnetste, mit Fremden am meisten in Verbindung stehende, daß er derjenige sei, wo Bildung und Gesittung sich mit auf der höchsten Stufe befänden.

Besonders interessant ist die Partie, in welcher von den Deutschen in Nordamerika gesprochen wird, deren Zahl allein in Neuyork auf 60,000 (— ungefähr der sechste Theil der sämmtlichen Einwohner —) anzuschlagen ist. Der Verf. beklagt es, daß sie sich so sehr deutscher Sinnesweise und Gebräuche entschlagen, viele die deutsche Sprache und damit ihre Nationalität aufgeben; daß nicht allein keine Innigkeit und kein Zusammenhang unter ihnen stattfinde, sondern sie sich sogar noch dazu oft unter einander anfeinden; „in der überwiegendsten Mehrheit,“ sagt er, „beschränken sie sich nicht darauf, die deutschen Regierungs- und staatlichen Verhältnisse herabzusetzen, sondern sie scheuen sich nicht, alles was Deutsch ist und heißt, selbst den deutschen Charakter, zu verunglimpfen.“

Wenn wir die Lektüre der „Skizzen“ vorzugsweise Denen empfehlen, die sich nach dem Gelobten Lande sehnen oder die gezwungen sind dahin zu wandern, so ersuchen wir auch von dort Heimgekehrte sie nicht ungelesen zu lassen und ihre Meinung über dieselben zu veröffentlichen. Der Gegenstand ist wahrlich wichtig genug, um möglichst vielseitig besprochen zu werden.

H.

Der erste Betrug. Gabe für die Jugend auf Lebenszeit. Von A. v. Möller. Mit acht Holzschnitten von Gubitz und unter dessen Leitung. Berlin. In der Vereins-Buchhandlung. 29 Seiten. 12.

Das Büchlein besteht nur aus wenigen Blättern, die Geschichte welche der Verfasser der Jugend erzählt, ist aber eine recht gelungene und wird von ihr nicht gelesen werden, ohne einen wohlthätigen Einfluß zu hinterlassen. Ein fünfzehnjähriger Knabe wackerer Eltern, hat die Zeichnung der Schwester für die seinige ausgegeben um sich ein günstiges Zeugniß zu erwirken. Der Vater war dem Betruge seines Otto bald auf die Spur gekommen, er hatte ihn eingestanden und durch die strengste Gewissenhaftigkeit sich sein und der Mutter Vertrauen schnell wieder gewonnen. Während eines Spazierganges gedachte der Vater, ein

würdiger Dorfprediger, im ernsten Gespräche des Sohnes Fehler und seiner Besserung; er erwähnte bei dieser Veranlassung eines berüchtigten Bösewichts des vorigen Jahrhunderts, der mit kleinen Lügen und dem Diebstahl eines Apfels angefangen und unter dem Beile des Henkers geendet hatte. Es war am Vorabend von Otto's Geburtstage; von der Lebensgeschichte des Verbrechers mächtig aufgeregt, entschlief er und im Traume erschien ihm eine Reihe warnender Bilder, in welchen er sich selbst, vom kleinen Betruge (dem Umtausch der Zeichnung) zum Kassendiebstahl und Morde fortgeschritten, der Strafe harrend erblickte. — Was wir vorangestellt haben, folgt als Schluß der Warnungsgeschichte oder des Warnungstraumes, indem nur der erste Betrug der Wirklichkeit angehörte. Die acht hübschen Holzschnitte erläutern die einzelnen Momente des Traumes.

Von dem Verfasser sind in der Vereins-Buchhandlung mehrere ähnliche kleine Jugendschriften erschienen: „Erziehung thut noth!" — „Hans und Kätchen." — „Die ungleichen Schwestern oder Kern und Schale." — „Schön und häßlich." In den von C. Nieritz herausgegebenen „Neuen Volksbüchern" befinden sich ferner von ihm: „Mir ist's nicht um's Geld, sondern um's Worthalten" und: „Der Schatzgräber." H.

Bücher-Auction in Hamburg.

Den 12. Januar 1852.

Verzeichnisse von öffentlich zu verkaufenden Büchersammlungen, auf deren Titel ein berühmter oder doch bekannter Name fehlt, haben oft das Schicksal wenig beachtet zu werden. Wir machen daher auf den Behufs der oben bemerkten Versteigerung gedruckten Katalog (163 Seiten 8.) besonders aufmerksam. Es sind in demselben Werke aus fast allen Wissenschaften verzeichnet, sehr viele belletristische, mehrere geographische, und vorzüglich ältere und neue juristische, unter denen wieder die das Handelsrecht, namentlich das See- und Wechselrecht betreffenden sich auszeichnen. Die zweite Sammlung (der Katalog enthält acht verschiedene kleine Büchersammlungen) besteht großentheils aus älteren mathematischen, hauptsächlich von Mitgliedern der hamburg. Kunst- und Rechnungs-Societät (jetzt Gesellschaft zur Verbreitung der mathematischen Wissenschaften) herausgegebenen Schriften, von denen einige schon früher als selten galten z. B. die Uebersetzung der zwei ersten Bücher des Euclides von Heinrich Meißner, in Folio. Die achte Sammlung enthält zwar nur 133 Nummern, aber von diesen sind Nr. 1—105 in Deutschland nicht häufig vorkommende spanische und einige portugiesische Bücher. Von den spanischen nennen wir nur: J. de Covarrubias Máximas sobre recursos de fuerza y proteccion; Feyjoó y Montenegro Teatro critico universal; Hurtado de Mendoza Guerra de Granada, die unverstümmelte Ausgabe (Nr. 50; die Jahreszahl 1766 ist ein Druckfehler, es muß 1776 heißen); Los sonetos y canciones del poeta F. Petrarcha, que trad. H. Garzes, Madr. 1591; F. de Quevedo Villegas Obras. T. 1—11. Madr., die beste Ausgabe. H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 103. Mittwoch, den 24. December. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Ein Bild aus Schleswig-Holstein.

von

Hugo Staacke.

(Wahrheit und Dichtung.)

I.

Ein weiter Wald, von stolzen Eichen,
Zieht sich an Schleswigs Ostseestrand,
Der Welt ein Mal, ein Gotteszeichen,
Daß dieses Land ein deutsches Land!

Ein Paradies, ein zweites Eden,
Ein lieblich, süßer Aufenthalt,
Es füllt mit tiefer Sehnsucht Jeden,
Der diesen grünen Dom durchwallt.

Bald fühlt die Seele bangen Schrecken
Beim Wasserfall aus dunkler Kluft,
Bald Lust bei langen Blumenstrecken
Mit heit'rem Sang aus blauer Luft.

Von dem Geräusch der Welt geschieden
Lebt Förster Lerkem hier allein,
Schon zwanzig Jahr, in Ruh' und Frieden,
Mit seinem einz'gen Töchterlein.

Marie hieß die holde Blume,
Die Königin von Wald und Flur;
Vielleicht allein zu ihrem Ruhme
Schmückt sich so herrlich die Natur.

Und lieblich war sie, blonde Haare
Der Rahm zum blassen Angesicht,
Und Augen wie der Himmel, klare,
Nachts bei der Sterne sanftem Licht.

Nicht mit der Rose zu vergleichen,
Die üppig prangt in heißer Gluth,
Nein, mit der Lilie, der bleichen,
So zart, demüthig, fromm und gut.

Ein weißes Kleid, ein Blumensträus'chen,
Ein einfach Lied aus voller Brust,
Zu schmücken ihr geliebtes Häus'chen
War ihres Herzens höchste Lust.

II.

An einem schönen Sommerabend,
Der Hirt trieb schon die Heerden heim,
Und milde Lüfte kühl und labend,
Umspielten kosend Flur und Hain,

Ging still Marie, einsam träumend,
Zum Lieblingsplatz am Waldesbach,
Dort wo er donnernd, wild und schäumend
Stürzt losgeriss'nen Steinen nach.

Da plötzlich will zurück sie eilen,
Denn wo der Bach dem Fels entspringt,
Sieht sie den schönsten Jüngling weilen,
In seiner Hand die Harfe klingt.

Doch hält ein Zauber sie gefangen,
Die Zaubermacht der Melodie,
Solch' Lied und solche Töne klangen
In ihrer Nähe, früher, nie.

III.

O, schöne Zeit der ersten Liebe,
O, reine, gold'ne Jugendzeit,
Wo keine niedere Erdentriebe
Des Herzens Heiligthum entweiht,

Wo sich dem wonnetrunk'nem Blicke
Ein Leben voller Rosen zeigt,
Und auf der Hoffnung Freudenbrücke
Man in den off'nen Himmel steigt.

O, schöne Zeit auch hier im Schatten
Der Bäume zogst du siegreich ein,
Auch hier, auf anmuthsvollen Matten,
Woll'n deinem Dienst sich Herzen weih'n.

Oft kehrt zum Wald der Jüngling wieder,
Marie wandert oft zum Quell,
Es trägt das Echo Beider Lieder
Weit durch die Bäume, frisch und hell.

Bald singen sie in süßen Weisen
Der treuen Liebe stilles Glück,
Und bald in Thränen traurig, leisen,
Den harten Abschiedsaugenblick.

Dann drängen Wolken heißer Thränen
In's lichte Blau der Augen sich,
Sein Haupt läßt er an ihres lehnen
Und flüstert sanft: „ich liebe Dich!"

IV.

Es kam der März! zum drittenmale
Erscholl der Ruf: „das Volk steht auf!"
Tief sank der Freiheit gold'ne Schaale,
Sie nahm durch Deutschland ihren Lauf.

Es kam der März! das Volk gebunden,
Verdammt zu Sklaverei und Schmach,
In heiliger Begeisterung Stunden
Die schwere Last der Ketten brach.

Es kam der März! auch hier im Norden,
Auch hier in Deutschlands letztem Gau,
War nach der Nacht ein Tag geworden
Und frei die deutsche Königsau.

Bekränzt zog sie dem Feind entgegen
Die kleine Schaar zur blut'gen Schlacht,
Eh' opfernd sie in's Grab sich legen
Klingt noch das Lied von Lützow's Jagd.

V.

Des Kampfes Toben ist verschwunden
Und Grabesruh' deckt das Gefild',
Aus tausend tiefen Todeswunden
Das Blut, die Erde feuchtend, quillt.

Marie stürzt, mit bangem Herzen,
Kein Himmelsspruch zurück sie hält,
Zum Feld des Bluts, der Thränen, Schmerzen,
Zum mondbeschienen Leichenfeld.

Sie eilt, sie fliegt von Leich' zu Leiche
Und findet, suchend, endlich ihn,
Der Mond noch auf das schöne, bleiche,
Todte Haupt mild herniederschien.

Sie nimmt ihn in die zarten Arme,
Sie drückt ihn an die treue Brust,
Daß er zu neuer Gluth erwarme,
Zu neuer, frischer Lebenslust.

Sie herzt, sie küßt ihn, wie noch nimmer,
Bis schon im Wald die Vögel wach,
Bis schon der Sonne erster Schimmer
Verkündete den jungen Tag.

Doch ist umsonst ihr Liebesmühen,
Er bleibt erstorbt und kalt und todt,
Da, als die letzten Sterne fliehen,
Beim rosig glüh'ndem Morgenroth.

Da sinkt auch sie erschöpft zusammen,
Ihr blaues Auge sterbend bricht,
Und in den Glanz der Sonnenflammen
Haucht sie: „ich lass' Dich ewig nicht!"

Ein Grab, an der geliebten Quelle,
Ein Sarg deckt die Vereinten zu;
Im Mund des Volkes heißt die Stelle
Von jetzt an nur: Marienruh.

Ludwig XV. und seine Zeit.

(Beschluß.)

Inzwischen kann man nicht sagen, daß das Ceremoniell nicht seine Wichtigkeit, seinen Nutzen hätte. Es läßt sich eben so wenig ein Königthum ohne Hofhalt, als ein Hofhalt ohne Ceremoniell denken. Das Ceremoniell bestimmt die Würde der Ränge, indem es deren gegenseitigen Abstand feststellt, und es bringt durch die

Autorität der Gebräuche dem Fürsten gegenüber der Familiarität vor. Aber das Ceremoniell ist nur das Bild der Ordnung, des Respects und des Gehorsams, nicht die Ordnung, der Respect und der Gehorsam selber. Alle drei existiren factisch nur da, wo die Autorität sie aufrecht erhält, und dieses weit weniger durch ihr Recht und ihr Thun, als durch die Idee der Kraft, der Geschicklichkeit, der Größe und der Entschlossenheit, die sie den Gemüthern einzuflößen gewußt hat. Die Monarchie Ludwig's XV. lebte nur in den Erinnerungen an Ludwig XIV. fort, und diese Erinnerungen begannen schon in den ersten Jahren der neuen Regierung zu erlöschen. Die gegen die Jansenisten verübten Gewaltthätigkeiten, die gezwungene Annahme der famosen Bulle Unigenitus, die Sacramentsverweigerungen boten dem Parlamente die Gelegenheit dar, sich eines Rechts des Widerstandes wieder zu bemeistern, dessen es sich ungeschickter Weise begeben hatte.

Sollte es wahr seyn, daß Fleury, der Cardinal, in seinen jüngeren Jahren dem Abbe Pucelle eine Geliebte entführt hatte? Sollte es wahr seyn, daß dieser Umstand für Beide noch der Zunder der Zwietracht gewesen, als sie schon hochbejahrt waren? Gewisser scheint es zu seyn, daß die Forderungen der Geistlichkeit das Parlament zu Einreden veranlaßten. Es drohte, die Justiz nicht mehr handhaben zu wollen, und Pucelle sprach, mit Thränen in den Augen, vor allen versammelten Kammern folgende beredte, aber gefährlichen Worte, die ich bei Barbier nicht finde:

„Von unseren Plätzen aus sehen, wie das Feuer auf allen Seiten ausbricht, den Palast, den Thron unserer Könige ergreift, und nicht allein gegen die Brandstifter nicht einschreiten zu können, sondern selbst über die Mittel, wie der Brand zu löschen sey, kein Gehör zu finden; zu Füßen des Gerichts religiöse Gesellschaften versprengt, Privatpersonen beraubt sehen, Lebende und Sterbende nach der Gerechtigkeit der Gesetze, deren Bewahrer wir sind, rufen hören, und ihnen keine hülfreiche Hand bieten können; uns entwürdigt, vernichtet sehen — denn es heißt uns das Daseyn nehmen, wenn man uns zu deliberiren verbieten will; heißt das nicht die Seele von dem Körper trennen, sie in die Unmöglichkeit versetzen, ihren Pflichten nachzukommen? Der Rath des Königs urtheilt uns ab, ohne uns zu hören. Wenn wir reden wollen, nimmt man uns das Wort, und wenn wir deliberiren, werden wir bedroht! Nein, ich kann nicht schweigen, wenn ich sehe, wie des Königs Räthe die Hand zu Dingen bieten, welche den Frieden vertreiben, die Gesellschaft erniedrigen können. Was bleibt uns nun in solcher bedauerlichen Lage anderes übrig, als dem Könige die Unmöglichkeit vorzustellen, ohne die Erlaubniß, zu reden, in der Form als Parlament zu bestehen und unsere Functionen fortzusetzen?"

Fleury verbannte das Parlament, rief es aber bald darnach wieder zurück. Er that Unrecht in seiner brüsken Strenge, und vergab sich seiner Würde in seinem Umsatteln. Der Herr von Tocqueville hat das in seiner aufrichtigen und merkwürdigen Geschichte der Regierung Ludwig's XV. sehr wohl ausgedrückt. Es heißt daselbst, im zweiten Bande, Seite 59: „Das Königthum „befiehlt, und es findet keinen Gehorsam; es wendet Strenge an, „und man rühmt sich dieser Strenge; da giebt es nach, und man „verachtet es. Da entwickelte sich auch die Opposition in der „Geistlichkeit, in den Parlamenten, in den Provinzialständen, ja „selbst in der Familie des Monarchen, indem der Prinz von Conti „ein eifriger Parlamentist war." — Die Rede des Abbe Pucelle hatte das Signal gegeben. Der Geist des Aufstandes findet überall Ursachen oder Vorwand zu Unruhen. Eine ungeschickte Polizei geht bei der Ausführung von Befehlen, die der Bettelei steuern sollen, verkehrt zu Werke, indem sie Kinder ihren Familien nimmt. Da macht sich die Empörung eine Waffe aus der Mutterliebe, und die Schaarwache, die Eximirten, die Commissarien sehen sich bedroht, geschlagen, zurückgeworfen, selbst das Hôtel des Polizeilieutenants ist in Gefahr. Nun erscheinen die Haustruppen des Königs, und das Volk ergreift die Flucht. Aber Emeuten in Paris, wo unter Ludwig XIV. funfzig Jahre hindurch allein unter dem Schatten seines Namens Ruhe geherrscht hatte! Emeuten, während doch eine langgewohnte Unterwürfigkeit und die legitime Furcht vor den Gesetzen der Gewalt noch Kraft verlieh! Welch ungewöhnliche Maaßregeln wird sie ergreifen? Wird sie, wie es heutigen Tages geschieht, nicht bloß Regimenter, nein ganze Armee-Corps nach der Hauptstadt berufen? Man wird's sehen. Die Macht der Schaarwache für ganz Paris überstieg nicht 175 Mann. Welchen furchtbaren Succurs wird ihr das Ministerium also geben? Das erfahren wir durch Barbier. Er berichtet:

„Es sind hundert Invaliden, die einen täglichen Sold „von zehn bis zwölf Sous bekommen, zur Bewachung des Tuile„rienschlosses in das alte Louvre gelegt worden, so, daß nun alle „Thore und Ausgänge sowohl der Tuilerien als des Louvre außer „den gewöhnlichen Thürhütern eine Wache und einen Posten haben. „Im Nothfall hätte man diese Truppe, die gut ist, zur Hand. „Auch ist die Thorwache um 60 oder 70 Mann vermehrt worden. „Seit längst giebt es auch eine Schaarwache zu Fuß für den „Tagdienst. Es sind nun noch acht solcher Corps, jedes zu „fünf Mann, und fünf berittene Corps, ebenfalls von fünf Mann „und für den Tagedienst errichtet worden. Es scheint selbst, daß „diese Truppen einige Runden in der Stadt machen." (Welch eine Militairmacht, welch eine Garnison!) Der Art war der Belagerungsstand unter der Monarchie.

Nach diesen außerordentlichen Maaßregeln und dieser Machtentwickelung herrscht wieder Friede im Volke und in der Stadt; doch scheint eine fieberhafte Aufregung unter die höheren Classen und die größeren Körperschaften gekommen zu seyn. Weder der Hof, noch die Parlamente, noch die Staatsmänner, noch die Philosophen sind mächtig genug, um den Gemüthern nach Innen oder nach Außen einen lebendigen und insbesondere gleichmäßigen Impuls zu geben. Die Kräfte spalten sich, statt sich zu assimiliren. Da ist nicht ein Corps, nicht eine Partei, nicht ein Mann, die das Interesse Frankreichs im Auge hätten, alle sehen nur, eben so wie es jetzt geschieht, separat auf sich. Innerliche Kriege waffnen im Rathe Machault gegen d'Argenson, in der Kirche die Anhänger der Bulle gegen die Jansenisten, im Parlamente die hohe Kammer gegen die Untersuchungskammer, in den Wissenschaften Rousseau gegen Voltaire und diesen gegen Alle. Ueberall die Verwirrung, der Zwiespalt, die Anarchie, welche, wie auch heutigen Tages, die Symptome der verderblichsten Katastrophen sind.

Es abwartend, späterhin mit Revolutionen zu spielen, amüsirte sich die Pariser Bevölkerung einstweilen damit, Gliedermännchen, eine neue Erfindung, die Barbier folgendermaßen beschreibt, tanzen zu lassen: „Es sind dieses kleine, aus Papp zusammengesetzte Figuren, deren einzelne Gliedertheile mit Fäden

befestigt sind, so daß sie sich bewegen können. Ein hinten angebrachter Faden setzt den Kopf, die Arme und die Beine der Figur in Bewegung, als ob sie tanzte. Diese kleinen Figuren stellen einen Harlekin, Pickelhäring, Bäckerburschen, Schäfer oder Schäferin dar, und sind demgemäß gemalt. Es giebt welche, die von sehr guten Malern, unter anderen von dem Herrn Boucher, eines der berühmtesten Mitglieder der Akademie, gemalt sind und sehr theuer bezahlt werden."

Ist es nicht, als ob diese Parisische Bevölkerung, damals leichtfertig, geistreich, spottlustig und galant, sich in ihren Spielereien hätte darstellen wollen? Marionetten mit mehreren Fäden, die, wie auch heute, von mehr oder minder geschickten Händen und Interessen in Bewegung gesetzt wurden!

Ein Ausflug nach Therapia.

(Aus „Souvenir de la Turquie, par Mr. Ch. Rolland".)

Ein Ausflug nach Therapia, dem Sommeraufenthalt des franz. Gesandten, ist die reizendste Spazierfahrt zu Wasser, die man zu Constantinopel, und, wie ich glaube, in der ganzen Welt machen kann. Die Dardanellen erscheinen nicht mehr als schön, wenn man sie mit diesem maritimen Thal des Bosphorus vergleicht, das mit den Wundern der Natur und Kunst verschwenderisch ausgestattet worden ist. Kaum hat man Tophana verlassen, und die hohen Masten der vor Anker liegenden türkischen Schiffe hinter sich, so nimmt die Landschaft eine unglaubliche Größe und Schönheit an. Das ist erhaben und harmonisch, wie Gottes Wort, und interessant, wie das mit Erfolg gekrönte Streben der Menschen, sich die Schöpfung anzueignen! — Die Hügel, welche sich bis zu den blauen und klaren Gewässern hinab erstrecken, sind auf ihren Gipfeln mit Waldungen und Grün bekränzt, und inmitten ihrer Abhänge prunken Felder, Dörfer, Lusthäuser, reiche Vegetationen. Längs des Gestades zieht sich eine ununterbrochene Reihe von Palästen und Gärten hin, mit Redouten und anderen Vertheidigungsanstalten untermischt; denn der Sultan scheint entschlossen zu seyn, die Schlüssel seines Hauses wohl zu bewahren. Beide Ufer, von welchen das europäische das volkreichste, das asiatische das schattigste ist, werden vielfältig durch tiefe Buchten, durch kleine Häfen unterbrochen, voller Schiffe in Ladung oder im Bau begriffen, mit Kay's, deren Magazine von Waaren strotzen, mit Caffeehäusern, die von Kaidschis und Matrosen wimmeln, und mit Boutiken, die ihre Reichthümer und insbesondere köstliche Früchte zur Schau stellen. Hier herrscht das Leben, die Bewegung, die Arbeit, welche durch den glücklichen Contrast ihres Geräusches die stummen Gärten, die geschlossenen Wohnungen, die einsamen großen Parks munter und lieblich machen. Größere Schiffe, Barken, Kaïken, Dampfböte und eine Art von Galeeren fahren diese Seestraße unablässig auf und ab; denn die wohlthätige Natur hat diesen Meeresarm, als ob sie ihn für die Winde, woran es ihm gebricht, hätte schadlos halten wollen, nach allen Richtungen hin mit reißenden Strömungen ausgestattet. Man fährt die asiatische Küste entlang, wenn man von dem schwarzen Meere herkömmt, und die europäische Küste, wenn man dahin will. Nur einzeln ist man der Gegenströme halber genöthigt, sich ziehen zu lassen. Dies ist ein Erwerbszweig für einige Männer, die für den Lohn von einem oder ein Paar Piastern die Barken an langen Stricken längs den Kayen über die schlechten Stellen hinweg bugsiren. Häufig, und ganze Monate hindurch, ist auch der Nord- und der Südwind, deren einer des Morgens und der andere des Abends weht, den Seeleuten zur Ein- und Ausfahrt der Meerenge förderlich.

Indem man sich von Constantinopel entfernt, erblickt man zuerst auf der europäischen und auf der asiatischen Küste den Winter- und den Sommer-Palast des Sultans, Beschicktasch und Beylerbey. Ersterer, der kaum fertig ist, verräth den europäischen Geschmack Abdul Medschid's und seines Vaters. Das ist nicht mehr die zarte und malerische ottomannische Architectur, sondern der orientalisirte italienische Geschmack. Ein großes Perystil von Marmorsäulen, terrassenförmige Dächer, und Gallerien, welche an die Paläste zu Rom, Florenz und Neapel erinnern, dienen zu Beschicktasch den schwarzen Eunuchen, den Odalisken und den Pagen des Großherrn zur Wohnung. Das eigentlich Muselmännische giebt sich nur in der Größe der mit der kaiserlichen Wohnung verbundenen Bäder, die einen Palast für sich zu bilden scheinen, kund. Wohl möglich, daß ich, weil ich neben diesem Bau, wie schön er auch ist, die Villa Beylerbey, die Reihe ihrer Pavillons, welche sich in vorspringenden Winkeln aus der Tiefe der Gärten bis an's Meer erstrecken, gleich einer Armee, deren Corps sich einander decken, betrachte, die Kuppeln ihrer Dächer glänzen, die eclatanten Nüanzen ihrer Façaden sehe, der abendländischen Architectur die Palme nicht gereicht habe. — Als wir an dem von dem Sultan bewohnten Palaste vorüberfuhren, bedeuteten unsere Ruderer einer Frau, daß sie ihren Sonnenschirm zusammenlegen müsse, und uns, ein Gleiches mit dem großen Regenschirm zu thun, mit welchem jeder Kaïk Vorsichts halber versehen ist, und dessen wir uns gegen die glühenden Sonnenstrahlen bedienten. Gestern mußte ich auch, als ich in die Nähe eines Kiosks kam, in welchem eben der Kaiser verweilte, mein Pferd im Schritt gehen lassen. Jedes Land hat seine besondere Etikette, und warum nicht eben sowohl seinen Schirm zusammenlegen, als seinen Hut ziehen!

Von Beschicktasch bis nach Therapia bietet der Bosphorus nur ein langes Zauberfeld dar. Wir streichen an all den reizenden Dörfern, dem Weichbilde von Constantinopel, vorbei, wo die Pascha's, die Veziere, die Fremden, und die eingebornen Kaufleute ihre Landhäuser haben. Man passirt nach einander Ortakoï, dessen am Gestade liegenden Häuser mit einem prächtigen Grün bekränzt sind; die kleine Insel Kara-Tscheme, die vermittelst der vegetabilischen Erde, womit man sie zu bedecken Sorge getragen hat, ein riesiger Rosenkorb geworden ist; Arnaoutkoni, dessen angemalten Häuser sich auf den Absätzen seines Berges stufenweise über einander erheben; Bebeg, das mit seinen Terrassen voll blühender Rosensträuche über die balsamischen Abhänge hinausragt, wo der Jasmin cultivirt wird. Darnach kommen Rumeli und Anatoli-Hissar, die famosen Schlösser von Europa und Asien, der feudalistische Orient, der vor unsern Augen die zarte Poesie seiner Ruinen entfaltet. Im Schatten der alten verfallenen Thürme würden die Veziere und die Pascha's sich unheimlich gefühlt haben; sie haben ihre Villa's weiter weg verlegt; die Plateau's des Berges haben Hirten, das schmale Ufer Fischer in Besitz genommen, und

rundum flotiren muntere Caffeehäuser unter Weinlaub. Zu Baltalimon erkannte ich den Palast von Reschid, weiterhin den von Ali-Pascha, und auf der anderen Seite des schönen Golfs von Steniah die glänzenden Gärten des Ex-Veziers Koschrew, des furchtbaren Hinkefußes, der seiner Zeit in seinem 92sten Jahre dem Herrn Andreossy noch ganz wohlgemuth erklärte, wie man es anfangen müßte, um jemand mit einem einzigen Säbelhiebe das Haupt vom Rumpfe zu schlagen. Endlich bekömmt man noch Yenikoy, mit seinen düster angestrichenen Häusern, Kalender, den Stapelplatz der Fischereien, und das anmuthige Dorf Therapia zu sehen, wo das Dampfboot der Gesandtschaft liegt, von dessen Masten, so wie auf den Mauern des Palastes Frankreichs Flagge weht. — Von all diesen zauberischen Orten ist Bebeg aber unstreitig der reizendste. Wie stoischen Sinnes man auch seyn mag, kann man sich doch des Wunsches nicht erwehren, eins der reizenden Kiosks an dem Ufer der murmelnden Gewässer, Angesichts des Meeres, im Schatten von Platanen, Cypressen und Pappeln zu besitzen. Die Krümmung der Ufer des Bosphorus scheint aus demselben an dieser Stelle einen See zu bilden, und, den Eingang und den Ausgang verbergend, zum Bleiben einzuladen. Hohe Berge umgeben einen und schließen den Horizont ab; ein lauer Hauch der östlichen Winde, die aus den mit grünen Eichen tapezierten malerischen Thälern kommen, dämpft die Tageshitze. Die Minarette einer Moschee ragen über einer Gruppe von Maulbeerfeigenbäumen hervor. Heerden Schaafe und großer Büffel mit schwarzen Hörnern löschen ihren Durst an einem Springbrunnen, der aus den köstlichen Gärten des Chefs der Aerzte des Sultans abfließt. Gegenüber, auf der asiatischen Küste, erhebt sich der zierliche Kiosk, womit der famose Tahir Mahmud ein Geschenk gemacht hat. Die zarte Weise, mit welcher diese Gabe dargeboten worden, scheint zu beweisen, daß sich die ingenieuse Eleganz der Hofleute von Versailles ganz gut auf die rauhen Söhne Othman's würde pfropfen lassen. Mahmud hatte auf einem seiner Spaziergänge mit seinem Günstling die Schönheit der Lage dieses beschatteten Hügels, im Angesicht der Parks von Bebeg und über dem Flusse der süßen Wasser gelobt. Er hatte geäußert, daß ein Pavillon an dieser Stätte sich gut machen müßte.... Vierzehn Tage darnach führte der Vezier seinen Herrn wieder dahin: der Pavillon war fertig, und Tahir bot ihn seinem Kaiser an. Hätten Fouquet, der Herzog von Antin, oder Lafeuillade in ihren schönen Tagen wohl Besseres thun können?

Als wir bei dem französ. Palaste an's Land stiegen, war uns, als ob wir leiblich und geistig geblendet wären. Diese Berge, diese Thäler, diese Waldungen, dies Grün, dieser so klare Himmel, dies so sanfte Meer, diese unentwirrbare Masse blühender Gärten, duftiger Terrassen, italienischer Paläste, ottomannischer Bauten; diese Kuppeln, diese bemalten Häuser, diese vergitterten Fenster, diese über die Fluthen hinausragenden Balcons, diese großen, unter dem sculptirten Schirmdache der Portale zum Wasser führenden Treppen, diese vergoldeten Laternen vor den Thüren der Minister, diese Kay's, die zuweilen wie Zugbrücken aufgehoben werden, um die Kaiken der Wohnungen durchzulassen, welche auf diesem Wege mit dem Meere in Verbindung stehen; der Tumult der Marine und der Geschäftigkeit an den Ufern, die Stille der Harems hinter den immerwährend geschlossenen Jalousieen der Paläste, das unendliche Gewühl von Barken und Schiffen, die sich nach allen Seiten hin durchkreuzen — alles dieses hatte auf unsere Einbildung und unser Auge einen Eindruck gemacht, wie ein unerwarteter Schlag, zu mächtig für unsere Schwäche. Wir mußten uns erst wieder sammeln und erholen.

Herr und Madame Aupick hatten schon früh Morgens einen Spazierritt nach dem Belgrader Gehölz unternommen. Ihre Abwesenheit veranlaßte uns, auf Anrathen unseres Führers, uns ebenfalls nach den asiatischen süßen Wassern, der modischen Promenade der orientalischen schönen Welt, zu begeben, wo wir sicher seyn konnten, eine zahlreiche Gesellschaft anzutreffen, da es eben Freitag war, welches der Türken Fest- und Ruhetag ist. Ehe wir aber unsern Kaik wieder bestiegen, durchstrichen wir die berühmten Gärten des Palastes, mit dem köstlichen Schatten seiner hundertjährigen Bäume, mit seinen eine die andere überragenden Terrassen, von welchen aus man beliebig das schwarze Meer, den Bosphorus und das romantische Thal von Unkiar Skelessi erschauen kann. Diese Wohnung, eine der schönsten der Küste, ist ein Geschenk, das Selim III. uns aus Dankbarkeit für die schöne Vertheidigung Constantinopels durch Sebastian gegen die Engländer gemacht hat. Frankreich ist bis jetzt das einzige Volk, das die Türken mit solch einem Geschenk bedacht haben. Rußland und England haben Sommerhäuser für ihre Gesandten gekauft, Oesterreich und Preußen miethen deren für die ihrigen. Eine Sommerwohnung am Bosphorus ist den verschiedenen Gesandtschaften eben so unerläßlich als ein Palast in Pera. Der Sultan, die Minister, die Veziere, die Pascha's, die hohen Beamten bringen jedes Jahr die schöne Jahreszeit in ihren Gärten an der Meerenge zu; mit ihnen verpflanzen sich das politische Leben und die Geschäfte dahin, und das diplomatische Corps muß ihnen schon aus Nothwendigkeit und aus Schicklichkeit dahin folgen.

(Schluß folgt.)

Bulletin du Bibliophile Belge, fondé par M. le Baron de Reiffenberg, publié par J. M. Heberlé, sous la direction de M. Ch. de Chênedollé. Tome VIII No. IV. Bruxelles, Cologne et Bonn, J. M. Heberlé, librairie ancienne et moderne. 1851. Gr. 8. Seite 265 bis 352.

Zuerst begegnen wir in diesem Hefte einer Fortsetzung der nicht allein in bibliographischer, sondern auch in socialer, politischer und geschichtlicher Beziehung ungemein anziehenden Uebersicht der belgischen Kalender, von Herrn A. Warzée. Die Kalender-Literatur Brüssels von 1693 an (66 Nummern), welche Gegenstand des 5. Capitels der Forschungen ist, wird hier ausführlich behandelt; der Inhalt der bedeutendsten Erscheinungen derselben, ihre Schicksale, u. s. w. sind angegeben und bisweilen kleine, sie näher charakterisirende Bruchstücke abgedruckt. In dem vierten Hefte finden wir noch, S. 337—352, den Anfang des fünften Heftes, die weitere Fortsetzung der erwähnten verdienstlichen Arbeit (Brüssel, Nr. 67—121) bis 1834 enthaltend. — Ueber die Originalausgaben der Werke Rabelais', namentlich über eine von

Hrn. G. Brunet entdeckte und von ihm an die Nationalbibliothek
überlassene, bis dahin gänzlich unbekannte Ausgabe (Manuel, t. IV,
S. 827), und die Nothwendigkeit der sorgfältigen Vergleichung
dieser ältesten Ausgaben, ist ein durch Belege (verglichene
Lesarten) erläuterter Aufsatz von ihm mitgetheilt. Am Schlusse
wird eine Notice sur la géographie rabelaisienne, bei
welcher die Abhandlung des Herrn Cartier über Rabelais'
Numismatik (Revue de numismatique 1847, No. 5, t. XII,
S. 336—349) zum Muster dienen soll, in Aussicht gestellt. Herr
de Chênedollé hat dabei bemerkt, daß gleich belehrende biblio-
graphische Untersuchungen über Rabelais von demselben Verfasser
dem Bulletin du Bibliophile des Herrn Techener, 10. Série,
mai 1851, S. 257—263 geliefert seien. — Zu den Notizen
des gelehrten Archivars in Namur, Herrn J. Borgnet, in 6
Bände des Bulletin, über die Buchdrucker Namur's, fügt Herr
Ulysse Capitaine einen reichhaltigen Nachtrag hinzu. — Herr
Victor Gaillard macht auf ein merkwürdiges, in der Univer-
sitäts-Bibliothek zu Gent vorhandenes Buch in 4 von 43 Blättern
ohne Titel aufmerksam, welches in der Mitte des 18. Jahrhun-
derts erschienen ist und die Grabschriften in Rom begrabener
Niederländer von 1390 bis 1736 darbietet; ein Theil der-
selben soll nächstens veröffentlicht werden. (Der unvergeßliche Be-
gründer des Bulletin entnahm für den dritten Jahrgang seines
Annuaire de la Bibliothèque Royale de Belgique, S. 287
bis 291, aus des hamburgischen Gelehrten Theodor Anckel-
mann's Inscriptiones urbis hamburgensis die Grabschriften,
welche einigen in Hamburg verstorbenen Belgiern gewidmet wur-
den; der Abdruck, wenigstens der deutschen Grabschrift, ist nicht
frei von Druckfehlern; vielleicht findet sich eine Gelegenheit, sie
berichtigt und erläutert im Bulletin zu wiederholen.) — Hr. X.
Heuschling, der berühmte Statistiker, hatte in der Indépendance
belge vom 21. September 1849 (Abend-Ausgabe) in einem
Berichte über die bekannte amtliche Publication: Bulletin admi-
nistratif du ministère de l'intérieur, den Wunsch geäußert, daß
man diese Sammlung auf die frühere Periode, von der Revolu-
tion des Jahres 1830 bis zum August 1847 zurückführen möge;
er verzeichnet jetzt die einzelnen dahin gehörigen Arrêtés, welche
er selbst besitzt. — Herr de Chênedollé berichtet, er habe in
den 9 neuesten Exposés de la situation administrative nur
unbedeutende Nachweise gefunden, die sich für seine Zeitschrift
eigneten; der Résumé décennal, welcher augenblicklich in der
Presse, werde in dieser Beziehung hoffentlich mehrere Ausbeute
gewähren. Das Wenige, was Bibliotheken, Museen, Zeitschriften,
und Bücher in den Provinzen Antwerpen, Brabant, West-
Flandern, Luxemburg und Namur betrifft, ist sorgfältig ausge-
zogen. — Un manuscrit de Jacques de Hemricourt ist ein
Beitrag des Unterzeichneten überschrieben, in welchem die Beschrei-
bung einer sauberen Abschrift des Miroir des nobles de Hes-
baye, die aus der von Uffenbach'schen Sammlung in die Wolf-
sche und aus der letzteren in die hamburgische Stadtbiblio-
thek übergegangen, versucht ist. Die Aufzählung der verschiede-
nen Kataloge der von Uffenbach'schen Bücher und Handschriften
in der Anmerkung wurde natürlich nur im Interesse des nächsten
Leserkreises des Bulletin geschrieben. — Mit der Ueberschrift:
Addition aux Mémoires de Paquot ist eine kleine Bemerkung
über Jakob Verding und seinen gleichnamigen Sohn, welche dem
dritten Hefte des „Lexikons der hamb. Schriftsteller bis zur Ge-
genwart" entlehnt ist, versehen. Herr de Chênedollé versichert,
daß Einzelnes derselben Paquot (Mémoires, t. XVI, S. 70
bis 75) und dem gelehrten und gewissenhaften Geschichtschreiber
der belgischen Arzneiwissenschaft, Hrn. Doctor C. Broeckx (Essai
sur l'histoire de la médicine belge, avant le XIXe siècle.
Bruxelles, 1838, gr. 8., S. 252) unbekannt geblieben sei. —
Es folgen dann: Biographische Nachrichten über den in Frankreich
lebenden poëte-bibliophile belge, Hrn. Lambert Ferdinand
Joseph Van den Zande, dessen Gedicht an die Gattin des
Hrn. Techener in Paris in der Anzeige des dritten Heftes des
Bulletin gedacht ist; ferner eine Quittung des belgischen Buch-
händlers Rynier Pauwleez van Putte von 1536, und Auszüge
aus einem officiellen Memoire über verschiedene Zweige der In-
dustrie und des Handels Belgiens im Jahre 1776, Schriftgießerei,
Spielkarten, Bücher, Landkarten, Kupferstiche und Gemälde be-
treffend, von Hrn. A. Pinchart.

In der Abtheilung: Chronique et variétés befinden sich
interessante bibliothekarisch-bibliographische Miscellen; in der Revue
bibliographique ausführliche Analysen und Besprechungen der
Nr. 7—10 des Naumann'schen „Serapeums", der Nr. 4—6
des Petzholdt'schen „Anzeigers", der 2.—4. Lief. des ersten
Bandes der dritten Serie des reichhaltigen Journals: Archives
historiques et littéraires du Nord de la France et du Midi
de la Belgique, par A. Dinaux, und der ersten Lieferung der
für die Geschichte der Typographie sehr wichtigen, auch kürzlich
im Athenaeum, Nr. 1253, 1. November, S. 1151, mit Lob
erwähnten Arbeit des Herrn C. Pieters: Annales de l'impri-
merie elsevirienne (Gand 1851).

Der Verleger und die Leser des Bulletin können sich Glück
wünschen, daß die Redaction desselben von einem Gelehrten geleitet
wird, der nicht blos auf dem Gebiete der Bibliographie ganz
einheimisch ist, sondern auch vielseitige andere Kenntnisse, einen
ausgezeichneten Scharfsinn und das Talent einer geistreichen
und geschmackvollen Darstellungsweise besitzt.

Hoffmann.

**Franz Hoffmann's illustrirter Volkskalender in Mo-
natsheften für 1852; u. s. w. Die Illustrationen von
Düsseldorfer Künstlern. Februar-, März- und April-Heft.
Stuttgart. Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
Seite 21—80. Gr. 4.**

Wir haben in Nr. 89 unserer Blätter auf dieses neue
Volks- und Familienbuch aufmerksam gemacht, den Inhalt
des Januar-Heftes mitgetheilt, und die Mitarbeiter bei der
Titelangabe genannt; ihnen haben sich jetzt noch zugesellt:
Rob. Heller, Gust. Pfarrius, Pfyffers, H. Pröhle,
G. Rasmus. (Statt G. König, ist dort H. König zu lesen.)
Unser Versprechen von Zeit zu Zeit über den Fortgang dieser
beachtungswerthen Unternehmung zu berichten, erfüllen wir jetzt.
Wie sorgsam sie vorbereitet und daß ein reicher Vorrath vor

Materialien vorhanden, ersieht man auch daraus, daß drei Hefte in kurzer Frist dem ersten folgten, die demselben an Interesse gleich sind und, was versprochen wurde, wirklich bringen. Zuerst die größeren Erzählungen! Da erhalten wir, nach den Berichten des alten Thürmers von Franz Hoffmann den Schluß der Geschichte: „Das graue Haus“ und eine neue „Verkaufte Ehre;“ „Die Kegelbahn“ von Levin Schücking ist auch beendigt. August Wildenhan hat eine Erzählung aus dem Handwerkerleben begonnen: „Der schwarze Mann“, und Schmidt die Geschichte des Lips Tullian („Das Lipsloch.“) Hackländer hat „Bilder aus dem Reiseleben“ geliefert, die sehr ergötzlich, und in welche die Erzählung eines alten Portiers: „Allein auf der Welt“ eingeflochten ist. Drei Gedichte sind von G. Rasmus und Franz v. Kobell. An der „Wirthstafel“ treffen die Herren Felix Schmidt und Lebrecht Finke regelmäßig zusammen, erzählen sich allerlei Schnurren und geben sich Räthsel zu lösen auf. — Ferner erfahren wir noch manches Nützliche für's Haus und den Garten u. s. w. Der beigelegte Monatskalender für Februar, März und April ist mit charakteristischen, hübschen Holzschnitten geziert und enthält auf der Rückseite brauchbare und zweckmäßige Nachweisungen. Den drei humoristischen Bilderbeilagen (—Quartblätter—) wird es nicht an Beifall fehlen; namentlich die zum Märzhefte (Erster Betteljunge: Sagt Herr, schenkt mir was! — — Herr: Ich habe nichts bei mir. — Zweiter Betteljunge: Was hat er gesagt? — Erster: Er hätt' nix. — Zweiter: Dann los den Lump loose! —) ist sehr gelungen.

Die Bitte, welche der Herausgeber und der Verleger, im Prospectus an ihre lieben Landsleute und guten Freunde richteten: daß sie von ihnen freundlich möchten aufgenommen und ihnen mit Vertrauen ein Plätzchen in ihrem Hause möge vergönnt werden, ist bereits, wie wir gerne hören, von Vielen gewährt; es werden bald noch Mehrere nachfolgen! H.

Somnolismus und **Psycheismus** oder die Erscheinungen und Gesetze des Lebens-Magnetismus oder Mesmerismus. Nach eigenen Beobachtungen und Versuchen von Joseph W. Haddock, M. D. Nach der zweiten Ausgabe des englischen Originals bearbeitet von Dr. C. L. Merkel, prakt. Arzte und Privatdocenten an der Universität zu Leipzig. Mit 8 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig. Verlag von Ambr: Abel. 1852. XV (XVI) und 287 (288) Seiten. 8.

Die erste Auflage des Originals dieses Werkes, welche 1848 erschien, wurde bald vergriffen, auch in Amerika nachgedruckt; die zweite sehr vermehrte, und theilweise völlig umgearbeitete im Juni 1851 veröffentlicht. Der Uebersetzer hat sich bemüht das Original so treu als möglich wiederzugeben; Nichts hinzugefügt, Nichts weggelassen. Herr Haddock hatte ursprünglich das Buch gleichsam als Manuscript drucken lassen, um dem Verlangen derer, die seinen Vorlesungen über den thierischen Magnetismus beigewohnt hatten, sowie einiger Freunde, welche eine nähere Aufklärung über einzelne Umstände wünschten, entgegenzukommen. In der zweiten Auflage hat er namentlich die Capitel über die Physiologie und die Erscheinungen des Mesmerismus vermehrt und eine größere Anzahl von Fällen aus seiner mesmerischen und psycheistischen Erfahrung beigegeben.

Das erste Capitel enthält die Einleitung, im zweiten erzählt der Verfasser den Ursprung und die Geschichte des vitalen Magnetismus oder Mesmerismus, im dritten handelt er von den Erscheinungen und der Physiologie, im vierten ferner von der Physiologie und von der Psychologie desselben, der Hellsichtigkeit und Verzückung oder Ekstase. Im fünften Capitel werden specielle mesmerische Beobachtungen und Versuche und der Fall von C. L., im sechsten erfolgreiche Versuche mit Hellsichtigen mitgetheilt; im siebenten wird die Hellsichtigkeit in ihrer Anwendung auf Psychologie und Medicin erörtert; Gegenstand des achten Capitels sind elektrochemische und magnetische Experimente mit Hellsehenden; das neunte Capitel ist der Ekstase oder Verzückung gewidmet und das zehnte der Ausübung und Anwendung des Lebensmagnetismus oder Mesmerismus. Ein Anhang besteht aus Folgendem: Beweise für die Thätigkeit des inneren Gedächtnisses; ein sonderbarer Traum, zur Erläuterung des Gesetzes der geistigen Association; Dr. Vaughan über Wunder u. s. w.; Bestätigung der Theorie des Schlafes, vom Baron von Reichenbach; Entwickelung neuer Zustände bei Emma; Atkinson und Frau Martineau über die Gesetze des Wesens und der Entwickelung der Menschen.

Der Grund, weshalb der Verfasser seinem Werke den Titel „Somnolismus und Psycheismus“ (— Ausdrücke die der Uebersetzer mit Recht keine glücklich gelungene nennt —) gegeben, liegt darin, daß er die Seele oder Psyche, die äußere Sphäre des Geistes für den wahren Sitz des höhern mesmerischen Ausdrucks hält; „die Psyche, oder animalische Seele des Operatörs,“ sagt er, „ergießt dasselbe äußere geistige organische Princip in das Subjekt, und von diesem Animus fließt jener Einfluß, um mich eines gebräuchlichen natürlichen Ausdrucks zu bedienen, abwärts und afficirt sonach das Gehirn und Nervensystem. Aus diesem Grunde wollen wir den Theil des Mesmerismus, welcher sich mit den mentalen und übersinnlichen Phänomenen beschäftigt, mit dem Namen Psycheismus oder die Wissenschaft der in der Natur sichtbaren Manifestationen der Seele, bezeichnen; während für die niedrigen, mehr physischen Grade der Name Somnolismus angemessen erscheint, insofern er den Schlaf- und Traumähnlichen Charakter derselben anzeigt.“

Der theoretische Theil des Buches ist der kleinere; in wiefern die physiologischen Ansichten und Schlußfolgerungen des Verfassers, namentlich hinsichtlich des Gehirn- und Nervensystems, begründet sind, darüber muß die Entscheidung Sachverständigen anheim gestellt werden; er hat sich ersichtlich bestrebt auch Laien verständlich zu sein und dieses Verständniß wird durch die noch mit besonderen Erklärungen versehenen Abbildungen erleichtert. Den größten Raum nimmt die Erzählung der vorgenommenen Experimente und der dabei gemachten Erfahrungen ein, die sich jedoch nur auf ein einziges Individuum, ein in Herrn Haddock's Hause le-

bendes junges, ungebildetes Mädchen, hier Emma genannt, beschränken. Wir gehören nun wahrlich nicht zu Denjenigen, „welche," wie es in der Vorrede heißt „Alles ohne Unterschied, was bisher im Gebiete des animalischen Magnetismus beobachtet worden ist, für Täuschung, und die sogenannten Hellsehenden sammt und sonders für Betrüger zu halten geneigt sind;" aber, wenn wir auch recht gut wissen, daß für mesmerische Einwirkungen Empfängliche und Hellsehende nicht bei Dutzenden aufzufinden sind, hätten wir doch statt des fortwährenden Vorführens der Hausgenossin des ehrenwerthen Doctors gerne mehrere anderweitige Belege gelesen. Wie erwähnt: wir glauben; allein der Bericht über den aus englischen Zeitschriften gewiß auch in deutsche übergegangenen Fall Wood's, dem eine Geldkasse nebst Inhalt genommen, wo der Dieb von Emma entdeckt und das Eigenthum restituirt wird; die Wiedererlangung von 650 Pf. Sterling, die in der Bank zu Bolton verlegt worden waren, auf des Mädchen's Nachweis; ihre Nachforschungen über Franklin; die Beschreibung von Turner's Laden in Manchester mit der Büste Hahnemann's im Fenster; die Erforschung eines geheimnißvollen Mordes und die Bestätigung ihrer Angaben durch die Thatsachen, so weit sie bekannt; grenzen doch zu nahe an das Unglaubliche; unangenehm, wir können es nicht verhehlen, berührt uns auch die körperliche und geistige Anstrengung, welcher das, wie Herr Haddock selbst sagt, nicht kräftige, nur leidlich gesunde Mädchen bei den Experimenten unterworfen, die Tortur, auf welche es gewissermaßen zur Schaustellung gespannt wird. — Konnten wir diese Bemerkungen nicht unterdrücken, so halten wir uns dagegen verpflichtet auch die Aeußerungen des Herrn Dr. Merkel, der bei seiner Uebertragung gewiß keine leichte Arbeit und mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, über Dasjenige, was man in Herrn Haddock's Werke zu erwarten hat, und mit welchem Manne man es zu thun bekommt, zum Schlusse unserer Anzeige, der Vorrede zu entnehmen. Er bemerkt: Das Verständniß dieses Buches setze keine tiefe physiologische oder psychologische Kenntnisse voraus, es sei geeignet, ebensowohl vom Arzte, der ja in der Regel sich um dergleichen Dinge noch nicht viel bekümmert habe, als auch vom gebildeten Nichtarzte mit Nutzen und Vergnügen gelesen zu werden, und dürfe überhaupt Jedem, welcher über die geistige Sphäre des Menschen Belehrung suche, um so mehr empfohlen werden, je mehr der Verfasser bemüht gewesen sei, allen steifen Lehrton und alle so leicht in's Blaue hinausführende Hypothesenkrämerei sorgsam zu vermeiden, und mehr als treuer Berichterstatter, denn als Zeichendeuter aufzutreten — — — „Man braucht", fährt er fort, „nur wenige Seiten in diesem Buche gelesen zu haben, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß Herr Haddock nicht nur ein wohlunterrichteter, wissenschaftlich gebildeter Arzt ist, sondern auch ein aufmerksamer, ruhiger, unbefangener Beobachter; kein phantastischer, leicht in Aufregung zu bringender und dadurch zu unklaren Auffassungen disponirter Gefühlsmensch, wie mehrere seiner früheren Kollegen des Kontinents, sondern ein echt englischer, im größten Feuer der ekstatischen ihm vorgeführten Entzückungen ruhig auf seinem Posten verbleibender Charakter. Es imponirt zuweilen förmlich, wenn man lies't, wie Herr Haddock nach Erzählung von Dingen, bei welchen dem gewöhnlichen Menschen der Verstand still stehen bleibt, ganz ruhig in seinen Betrachtungen und Erklärungen fortfährt und dem Leser nicht einmal Zeit zu lassen scheint, von dem Schwindel seines Gehirns einigermaßen zurückzukommen. Dabei giebt der Verfasser überall zu erkennen, daß er, so weniger selbst sich durch die außerordentlichen Phänomene, die er beobachtete, irre machen oder auf falsche Fährten bringen ließ, eben so wenig den Leser mit falschen oder fingirten Erzählungen zu hintergehen fähig ist. Ueberall ist er bemüht, Alles, was nur den Schein der Unwahrheit, wenigstens Unwahrscheinlichkeit an sich tragen könnte, sorgsam zu beseitigen, und nichts für wahr auszugeben, als was er wirklich beweisen kann. Obwohl ich in der Literatur des animalischen Magnetismus ziemlich bewandert zu sein glaube, so kann ich doch versichern, daß bis jetzt mir noch keine Schrift vorgekommen ist, welche in gleichem Maaße, wie die vorliegende, Licht und vernünftige Begriffe in dieses noch so dunkle Gebiet des menschlichen Wissens zu bringen geeignet wäre."

Druck und Papier sind schön. H.

Miscellen.

Der Herausgeber eines Neuyorker Schmähblattes wurde im vergangenen Jahre von einer Dame dafür, daß er sie in jenem auf das Unwürdigste beleidigt hatte, am hellen Tage, gerade um die Mittagszeit, auf der Hauptstraße von Neuyork, während die schöne Welt auf derselben lustwandelte, mit einer Hetzpeitsche auf das Jämmerlichste durchgepeitscht. Ihre Gereiztheit ging so weit, daß sie ihn Straßen weit verfolgte und ihm fortwährend mit Hieben zusetzte. Die Sache kam auf Antrag des Durchgepeitschten vor die Geschworenen, welche, da die Dame die That durchaus nicht in Abrede stellte, sie schuldig erkannten, worauf das Gericht sie zu einer Strafe von sechs Cent, der kleinsten Silbermünze in den Vereinigten Staaten, oder zwei Groschen verurtheilte. (Aus: „Skizzen aus dem Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Dr. A. Kirsten. Leipzig, Brockhaus, 1851.")

Von Herrn H. W. Schmidt's in Halle antiquarischem Bücherlager ist ein Katalog (Nr. LV.) erschienen, welcher enthält: Genealogie, Heraldik, Ritterorden, Mönchsorden, Specialgeschichte einzelner Familien; Numismatik, Gemmenkunde, Siegelkunde, Dactyliothek, Museen, Curiosa, Turnier-Uebungen und Reitbücher ꝛc. (1291 Nummern), und sehr viel Interessantes darbietet. Wir machen aufmerksam auf eine in dem Kataloge näher beschriebene Sammlung von Abdrücken allerhand Münzen in Gips und zum Theil in Metall, circa 7680 Stück, welche sich in einem Schranke mit Doppelthüren und 100 Kästen von Eichenholz befindet, und auf eine Lippert'sche Dactyliothek (3049 Gemmen in 3 Schränken, nebst Text in 4 Bdn.) 4. compl. und wie neu (Text von Lippert, die Abdrücke von G. L. Rabenstein in Dresden).

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.

Hamburger
Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 104. Sonnabend, den 27. December. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ℔ Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — **Anzeigen** pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Der Liebe Bronnen.

O, sollte nie erscheinen der Liebe sel'ge Zeit,
Von der die Dichter sangen in hehrer Freudigkeit?
Wo alle Kämpfe schweigen, wo unbekannt der Schmerz,
Wo treue Liebe waltet in jedem Menschenherz'.

O, jene Zeit der Liebe, wo Dir nur Rosen blühn,
Wo tausend Blumenknospen im saftig frischen Grün,
Wo alle Wesen leben in sel'ger Harmonie,
Wo Erde, Meer und Himmel voll Duft und Poesie.

O, schmücke in Gedanken Dir stolze Schlösser aus,
Und winde Ros' und Myrthen zum duftig-schönen Strauß,
Und kniee freudetrunken im Wald und auf der Flur,
Der Quell der höchsten Liebe strömt Dir in der Natur.

Es schmettern Dir die Lerchen, Dir singt die Nachtigall,
Dir schäumt im Silberstrahle vom Fels der Wasserfall,
Dir summt im Feld die Biene, ihr schwacher Freudenton
Schwingt sich wie Orgelklänge hinauf zu Gottes Thron.

Und suchst Du nur die Liebe, so ist sie auch schon da,
Sie ist dem reinen Herzen zu jeder Stunde nah,
Sie reicht der Jugend Kränze Dir freundlich lächelnd dar,
Und überall erhebt sich ihr dampfender Altar.

O, sollte nie erscheinen der Liebe sel'ge Zeit,
Von der die Dichter sangen in hehrer Freudigkeit?
Greif' in den eignen Busen, es ruht in jeder Brust
Ein reicher Quell des Schmerzes, ein reicher Quell der Lust.

H. Zeise.

Haideritt.

Ich ritt durchs öde Haideland,
Ließ weit die Blicke schweifen,
Der Ginster blüht' im dürren Sand,
Die Amsel hört' ich pfeifen.
Verkrüppelt standen hie und da
Die Tanne und die Fichte,
Und purpurn prangt die Erika
Im gold'nen Sonnenlichte.

Die Haide vor mir, öd' und todt,
Ließ mich mein Leben schauen,
Das mir nur selten Blüthen bot
Auf duftdurchwirkten Auen.
Die Erika war mir ein Lied,
Das einsam ich gesungen,
Ein Ton, der schnell vorüberzieht,
Und ewig dann verklungen.

Drum ist die Blüthe mir so lieb,
Die Erika der Haide,

Die meinem Aug' und Herzen blieb
Die liebste Augenweide.
Und so wie sie die Haide schmückt
Mit purpurrother Krone,
So hat mich stets mein Lied beglückt
Mit einfach schlichtem Tone.

Der braunen Haide, einsam, still
Laßt mich mein Lied nur klagen,
Doch keinem, keinem Menschen will
Ich meinen Kummer sagen.
Hier grüßt mich nur der Lerche Sang,
Und weckt im tiefen Herzen,
Der Wehmuth Ton, der Wehmuth Klang,
Das Lied der bittern Schmerzen.

H. Zeise.

Ein Ausflug nach Therapia.

(Beschluß.)

Eine Fahrt von zwanzig Minuten, mit den Strömungen auf der asiatischen Küste, bringt uns zu den süßen Wassern zurück, an welchen wir vor einer Stunde vorbei gefahren sind. Wir landen auf einer Wiese, die an den Seiten mit prächtigen Platanen bepflanzt ist. Rechts schließen einige Häuser, eine kleine Moschee, ein Marmorbrunnen so zu sagen die Composition des Gemäldes ab, und bilden eine Scenerie, wie das Decorationsgenie der Opern-Maler sie gerne schafft. — Ein staubigter Weg im Schatten eines hohen Gebüsches von Feigen- und Granat-Bäumen, eine hölzerne Brücke über einen kleinen Fluß, dessen Ufer ganz von gelben blühenden Iris und von hohem grünen Schilf eingefaßt sind, führen uns zu der eigentlichen Promenade, einer großen lichten Stelle in einem Walde von Ulmen, Eichen und riesigen Platanen, wo die Natur selber für Rasen und schlängelnde Allee'n gesorgt hat. Wir sind sonder Zweifel zu früh gekommen, denn wir werden nur erst noch einer reisenden Familie ansichtig, die sich um ihren mit Leinwand bedeckten Wagen her gelagert hat und ihr Mittagsmahl hält, während der magere Gaul in der Nähe seiner Herren frei graset. Uns thut diese Isolirung nicht Leid, indem sie uns ein malerisches Bild des orientalischen Lebens giebt. Durch die lichten Stellen des Gehölzes erblicken wir noch das blaue Meer, wie einen Spiegel von damascirtem Stahl, und von einigen Segeln durchfurcht. Ueber einander aufgeschichtete Hügel von gelbem Oker schließen den Horizont vor uns ab. Einige Reisende, zu Fuß oder zu Pferde, ziehen ihre Straße. Zur Rechten, in einer Art von Hohlweg, den plötzlich die jähen Wände des Gebirges absperren, üben sich einige Griechen im Schießen mit dem Gewehr, links umgiebt ein breiter Graben einen Rasenplatz, aus welchem sich das Gemäuer einer langen Terrasse mit einer, fast im Geschmacke Ludwig's XV. verzierten, Balustrade erhebt, wie ich es bei den Osmanlis nicht erwartet hätte. Aus der Mitte der Terrasse ragt ein halbchinesischer Pavillon mit seinen kleinen Glocken empor. Dort ruhen die Frauen des kaiserlichen Harems aus, die zum öfteren in diesem reizenden Landsitze spazieren gehen.

Allmählig vermehrt sich die Menge, und die türkische schöne Welt erscheint uns in der ihr eigenthümlichen Eleganz. Einige ottomannische Dandy's, einige europäische Löwen der Gesandtschaft oder der Gesellschaft von Pera tummeln ihre englischen oder deutschen Pferde, die zu Stambul ein großer Luxus sind — so legt die Mode überall Dem einen besonderen Werth bei, was weit her kömmt. Einige wenige abendländische Kaleschen fahren auch ihre Promenirenden, die Frauen von den der Reform beflissenen Pascha's, oder von fremden, im Lande ansässigen Kaufleuten. Diese schwachen Zeichen des Gefallens am christlichen Geschmacke verlieren sich aber in der Masse von einheimischen Pferden, Wagen und Trachten. Ueber die kleine Brücke, die wir passirt sind, strömt von diesen eine immer mehr anschwellende Fluth herbei. Junge Männer, die oft nach englischer Weise feurige türkische Pferde reiten, jagen mit einander in die Wette, nicht allein in den freien Räumen, wo ihnen nichts im Wege ist, sondern auch mitten zwischen den unregelmäßig gepflanzten großen Bäumen hindurch. — Harems, das heißt ganze Familien, Frauen und Kinder, so auch, wenn sie Wittwe ist, die Mutter des Hausherrn, mit den Sclaven ihrer persönlichen Bedienung, kommen in charakteristischen, glänzend verzierten Fuhrwerken herbei, die man ihrer Sonderbarkeit ungeachtet schön finden muß, und die einen unwillkürlich an Darius und Xerxes, an all den Pomp des alten Asiens erinnern. Da giebt es Fuhrwerke mit einem oder zwei Pferden, Talikas genannt, die einen durch den Glanz ihrer Vergoldungen blenden. Es ist dieses eine Erfindung der neueren Eleganz, das Fuhrwerk der civilisirten Türken, die mit herabhängenden Beinen sitzen und die sich mehr und mehr des Liegens und des Kauerns entwöhnen. Das Innere dieser Wagen ist wie unsere Kaleschen in zwei Sitzreihen abgetheilt, der Kasten, in der Form einer Gondel, mit Getäfel und Spiegelscheiben geschlossen, mit Vorhängen geschmückt, und mit einer Decke gleich unseren ehemaligen Betthimmeln, ruht auf schwanenhälsigen Springfedern. Einen Wagenschlag haben die Talikas nicht, und man muß über die niedrigste Stelle der Einfassung wegsteigen, um in sie hinein zu kommen. Aber welch ein zarter und reizender Geschmack in dem Schnitzwerke, womit die Pannele verziert sind, in den endlosen Schnörkeln ihrer capriziösen Zeichnungen, in der Harmonie der Nüanzen, welche die Malerei aus dem rothen, dem grünen, dem gelben, oder zum öftersten dem türkisch-blauen — die Lieblingsfarbe der Ottomanen — Grunde hervortreten lassen!

Neben diesen halbcivilisirten Fuhrwerken brüstet sich die Araba, das Vehikel, über welches der furchtsame Armenier in seinem Streben nach Aufwand nicht hinaus zu gehen wagt, der Wagen nach altem Schnitt, der antike Wagen des Alterthums, von Büffeln und Ochsen gezogen. Bei ihnen ist von Springfedern keine Rede. Der Boden, welcher zehn oder zwölf Personen trägt, ruht auf den hohen Achsen hoher Räder. Vier, acht bis zwölf Zoll hohe Seitenwände, wundersam gerundet, vergoldet, geschnitzt, dienen zum Schutz vor dem Hinausfallen bei zufälligen Stößen. Immense Bogen tragen Behänge von scheinigen Farben, mit goldenen oder seidenen Frangen, zum Schutz gegen den Staub oder

die Sonne. Einen Sitz im Innern giebt es nicht. Man legt sich der Länge nach hin, oder kauert sich auf Kissen, wenn man es nicht vorzieht, sich aufrecht zu halten, um zwischen den zurückgeschobenen Vorhängen hervor zu schauen. Man steigt auf einer kleinen Leiter, die zwischen den Rädern unter dem Wagen festgemacht wird, zu diesem hinauf. Zwei große Ochsen oder Büffel mit gekrümmten Hörnern und wildem Blick bilden das Gespann. Ihren Kopf, der mit Pompons, Eicheln, Netzen und Stickereien geschmückt ist, tragen sie frei, aber um den Hals haben sie ein an der Deichsel befestigtes hölzernes Joch. Sie ziehen so mit den Schultern. Sie traben, und dieses rascher und unausgesetzter, als man es glauben möchte, mit der zugleich muthigen und gezähmten Miene der chinesischen Verbrecher, die zu der Strafe des Kangs verdammt sind, welche auch das Loos dieser armen Thiere zu seyn scheint. Der Führer verschmäht es, sich gegen sie des klassischen Stachels zu bedienen. Er leitet sie an einer leichten Kette, die ihnen um die Schnauze läuft, und sie halten folgsam mit ihm Schritt. Das Joch, die Deichsel, die Hörner der Thiere sind in jeglicher Weise geschmückt. Den letzten physionomischen Charakter des Eigenthümlichen des Ganzen endlich bilden ein Paar lange, ein wenig gekrümmte Stangen, die aus dem Wagen bis zu den Köpfen der Thiere reichen und über welchen ein in dicken Maschen geflochtenes Netz, das in Knotenfrangen ausläuft, ausgespannt ist. Indem diese bewegliche Draperie, blau, roth oder grün, den ganzen Körper des Gespanns berührt, verscheucht sie die Fliegen und scheint die Fahnen dieser rollenden Citadellen vorzustellen. Sclaven zu Fuß und zu Pferde, mit Säbeln bewaffnete Eunuchen escortiren sie und leiden es nicht, daß irgend jemand diesen Menschenschätzen, die selbst zu sehen nicht erlaubt ist, nahe kommt. — Es war mir, als sähe ich die Lager und die barbarischen Völkerschaften der Meder und der Assyrier an mir vorüber ziehen.

Allmählig haben die Equipagen auf den Lieblingsplätzen Halt gemacht, die Frauen sind abgestiegen, und lagern sich, von ihren Negerinnen und übriger Dienerschaft umgeben, auf Teppichen und Kissen. Sehr selten macht der Ehemann, der Hausherr oder Pater familias, wie der Lateiner sagen würde, selbst wenn ein Grieche oder Armenier, die Fahrt mit: ein Mann verschmäht noch jede andere Förderungsweise als die des Reitens. Die Türken zeigen sich überhaupt nicht gerne öffentlich in Gesellschaft ihrer Frauen und verlassen so zu sagen nie mit ihnen zugleich das Haus. Aber häufig übernimmt die Mutter des Ehemanns seine Stelle und seine Ueberwachung, die sie strenge wahrnimmt. Griechische oder armenische Familien schließen sich zuweilen einander an, ein jeder Harem bleibt aber immer isolirt und von seinen Hütern strenge überwacht. Dank aller dieser Umstände, hat dieser Promenadeplatz, eine immense Lichtung eines großen natürlichen Parkes, nicht die geringste Aehnlichkeit mit den abendländischen Promenadeörtern; er ist vielmehr eine zahlreich besuchte und malerische Lagerstätte. Man verhält sich daselbst mehr sitzend, als daß man spazieren geht, namentlich gehen die Frauen im Allgemeinen nicht weiter, als von ihrem Wagen zu dem Baume, in dessen Schatten sie ausruhen wollen. — Die armen Gefangenen! Sie können die freie Luft athmen, der schönen Natur und des Schauspiels genießen, das sie einander gewähren, aber das unsichtbare Band ihrer Knechtschaft beraubt sie jedes anderen Genusses. — Die jüngsten und kokettesten benutzen zu ihrer Toilette die niedlichen runden Spiegel, deren Glas mit rothem gestickten Tuch eingefaßt ist; die Mütter spielen mit ihren kleineren Kindern. Im Allgemeinen hübsch von Gesicht, verunzieren sie sich durch ihre Tracht, indem ihnen die aufgeschlagenen und unter ihrem Gürtel befestigten Roben gewaltig dicke Leiber geben. Andere Frauen laben sich an Früchten oder Backwerk, das sie mitgebracht oder gekauft haben. Diese Art von Vesperbrodschmausereien scheinen ihr Hauptvergnügen zu seyn. Verkäufer von Erfrischungen und Bonbons bieten ihnen die Gelegenheit dazu dar. Wir selber wollten deren kosten, und kauften uns abwechselnd Limonaden, Kuchen, Malebi, eine Art ziemlich angenehmen Eis-Käses, und Roatlucum, eine Art festen Gelee's von trockener Confiture mit Mandeln, in Wurstform, und nicht mit Unrecht bei den Türken sehr beliebt. Musikbanden, welche die Geige, Guzlas und die baskische Trommel spielen, kommen wechselsweise zu den Gruppen, wo sie am besten honorirt zu werden hoffen, heran und begleiten ihr Spiel mit schmachtenden Gesängen. Um die Executirenden her treibt ein Zwerg als Buffon sein Wesen mit dem Air eines Gracioso. Auf den Wunsch ihrer Gebieterinnen wird diese Harmonie, deren Naivität ihren Reiz hat, von Sclavinnen herbeigerufen oder zurückbehalten. Es gehört mit zum Luxus, so vor sich spielen zu lassen. — Frauen, die in der Gesellschaft minder hoch gestellt sind, aber in ihrer Mittelmäßigkeit den Vortheil haben, des genirenden Luxus einer männlichen Ueberwachung überhoben zu seyn, wandeln zu Dreien oder Vieren umher, bleiben stehen, wo Musik ist, um zuzuhören, oder setzen sich, um mit einander zu plaudern, unter irgend einen Baum oder an eine Mauer der kaiserlichen Terrasse, auf welcher an diesem Tage niemand ist. — Einige Männer, Türken, Griechen und Armenier, sind in der neuen Tracht: Feß und Ueberrock, oder nach der alten Weise — mit Turban, Pelz und Papuschen — unter dem Haufen gemischt, und gehen zu Zweien, höchstens zu Dreien, rauchend oder plaudernd umher, ohne anscheinend einen Blick auf die Harems zu werfen und ihnen vielmehr so viel als möglich auszuweichen.

Wir unsererseits verfuhren ganz entgegengesetzt. Es war das erste Mal, wo uns die Gelegenheit geboten war, das ottomannische schöne Geschlecht so zahlreich und in so eleganter Toilette zu sehen, und wir waren im höchsten Grade begierig, die Moden, die Costüme, und, wo möglich, insbesondere den Typus der Schönheit dieser Frauen, ein für uns Europäer noch immer ungelös'tes Räthsel, kennen zu lernen. Wir versuchten im Vorbeigehen sie flüchtig zu mustern, und erkannten die Lieblingsfarben ihrer Kleidung, als: lebhaftes Rosa, zartes Gelb oder Blau, blaßgrün, fleischfarben, Lilas, alles Farben, die zugleich licht und sanft sind. Wir nahmen von der Vertheilung und dem Schnitt ihrer Kleidungsstücke Notiz, bestehend aus Pantalons, Roben und Mäntel, fast immer von gleichem Stoffe und derselben Farbe. Wir studierten die Form der langen, etwas breiten Roben, ohne Kragen, von oben bis auf den Magen offen, nach unten zu beiden Seiten aufgeschlitzt, und, am Gürtel befestigt, nach hinten und vorn anmuthig aufgeschlagen. Wir bewunderten die kokette Eleganz der Pantalons, die vom Knie ab aus dem bauschigen Gewande heraustreten, um sich in den gelben Papuschen oder Halbstiefeln, ein Zeichen des nationalen Adels und nur den Frauen von dem Geschlechte der Osmanlis vorbehalten, wieder zu verlieren. Da wir

die zarteren Farben immer nur da wahrnahmen, wo Rang und Reichthum zu herrschen schienen, so wären wir beinahe auf die Vermuthung gekommen, daß irgend eine Kleiderordnung existire, welche denjenigen, die auf der untersten Stufe der sociellen Leiter stehen, auch für ihre Kleidung die schwarze und die braune Farbe vorschriebe, so wie es mit den Armeniern und den Griechen in Betreff ihrer Häuser der Fall ist. Nach dem, was uns Williams sagte, scheint es jedoch, daß dies Gesetz von den Sitten und nicht von den öffentlichen Gewalten ausgegangen ist. Wir machten gar gewaltige Anstrengungen mit dem Geiste, den Augen, selbst der Lorgnette, — die uns der Führer aber eiligst wegstecken hieß — eine Einsicht von der Gruppirung des Jasmak zu bekommen, der zugleich Schleier und Kopfputz ist. Es ist dies ein Stück Gaze, das die Stirn und das Haar bedeckt, fast wie die Brustschleier unserer Nonnen, und sich darnach über den Lippen kreuzt, so daß nur der Raum zwischen dem Munde und den Augen frei bleibt. Die Zipfel verlieren sich in der Robe. Diese sollen den fast entblößten Busen verbergen, eine Aufgabe, deren sie sich aber nur sehr unvollständig entledigen. Nur der Mantel, der ziemlich enge ist, bedeckt ihn, wenn er geschlossen ist. Auch was das Gesicht betrifft, so ist dasselbe bei weitem nicht so verschlossen, als bei den smirnotischen Frauen mit ihren undurchdringlichen schwarzen Masken. Die Gaze des Jasmak ist zuweilen, und vor allem, wenn diejenige, die ihn trägt, hübsch ist, so durchsichtig, daß man deutlich die Züge erkennen kann. Vielleicht ist es eben zu ihrem Vortheil, mit ihren großen schwarzen Augen voll Feuers zwischen diesem weißen Dunste hervorzuschauen, weil derselbe den gelblichen Teint ihrer Haut in etwas mildert. So weit wir darüber urtheilen können, fehlt es den Türkinnen, die im Allgemeinen bewundernswürdige Augen, ein edles Profil und ein offnes und stolzes Gesicht haben, an Zartheit und Glanz des Teints. Möglich und selbst wahrscheinlich, daß dies von all den Schönheitsmitteln herrührt, deren sie sich in Uebermaaß bedienen. Auf den ersten Blick erkennt man bei Vielen unter ihnen die schwarzgefärbten Augenbrauen, die weißbemalte Brust, das Karmin auf den Lippen, die Schminke auf den Wangen, das Geld auf den Nägeln und an den Fingerspitzen. Dies steht ihnen indessen nicht übel. Diese forcirten Schönheitsmittel passen sowohl zu ihrer Physionomie als zu ihrer ganzen Umgebung, als: die Negerinnen in ihrem Gefolge, die Eunuchen, welche sie bewachen, das sonderbare Gespann, das ihrer harrt, die glänzenden Wagen, in deren Schatten sie sitzen; dazu das Blendende ihrer eigenen Toilette: scheinende Roben, mit Colliers von Goldstücken, Armbänder mit Turquisen und Perlen, geweihte Amulette um ihren eignen und ihrer Kinder Hals, und Fächer von Federn in den Händen. Sie strahlen so in einer barbarischen und verführerischen Schönheit, und wir können uns die Möglichkeit erklären, daß mehr als ein Europäer aus Liebe für solch eine Zauberin mit feurigen Augen sein Leben gewagt hat.

Wiewohl wir sie nur aus dem Gesichtspunkte der Kunst anschauten, schien es, daß man auch uns für von einer unvorsichtigen Leidenschaft bethört hielt. Die Herren Eunuchen fletschten die Zähne, wie Hunde, wenn sie beißen wollen, wenn wir den ihrer Huth anvertrauten Gruppen ein wenig nahe kamen, und selbst die kleinen Buben, sehr orthodoxe Bürschchen, wie man sieht, droheten uns mit der Faust. Dagegen schienen einige junge Muselmänninnen uns mit Wohlbehagen nachzublicken, vor uns alle ihre Grazie zu entfalten, und ihre Mäntel etwas öffnen, daß wir sie in all ihrer Schönheit sehen sollten. Von alle dem nahm unsere Eitelkeit jedoch nichts auf ihre eigne Rechnung. Es war klar, daß meine Frau noch mehr Neugier erregte, als wir deren fühlten, und das alles, was verging, nichts weiter als ein Sturmlauf weiblicher Kokketterie war. Als wir aber, allerdings schon zum dritten Mal, uns unter eine Gruppe mischten, die sich um Musiker her gebildet hatte, welche eine junge, prächtig geputzte Frau schon zum dritten Mal hatte herbeirufen lassen, da stürzte ein gräulicher Neger, so häßlich, daß man ihn als Kislar-Aga hätte brauchen können, brutaler Weise auf uns los, um mich und meinen Schwager zurück zu treiben. Wir packten ihn aber auf beiden Seiten beim Arm, so daß er sich nicht rühren konnte, und hießen Williams, der über diesen Auftritt fast zur Bildsäule geworden war, ihm bedeuten, daß er, wenn auch ein Eunuche, darum doch nicht der Höflichkeit überhoben sey; daß uns frei stehen müßte, was wir dreißig andere Leute thun sähen, und daß endlich unser Gesandter, der Gesandte von Frankreich, ihn schon zur Strafe zu ziehen wissen würde, wenn er uns insultire. — Ob Williams dem Burschen das Alles getreu und wörtlich übersetzt haben mag, weiß ich nicht, doch ging er seiner Wege, ohne ein Wort zu sagen.

Die Eunuchen der Großen sind es so gewohnt, Gehorsam und Respect zu verlangen, daß dieser wie verduzt war, als er sah, daß man sich ihm widersetzte. Unser Führer ermahnte uns jedoch, uns fortzubegeben. Ein ähnlicher Auftritt hatte einem jungen Engländer vor einem halben Jahr vier und zwanzig Stunden Arrest eingebracht. Trotz des Gefühls, daß wir im Rechte waren, und wie weh es unserer Eigenliebe auch that, das Feld zu räumen, sahen wir doch bald ein, daß dies das Klügste war. Wir erblickten nämlich zwischen den Bäumen durch eine Patrouille von acht Mann, mit unserem Antagonisten an der Spitze, von einer Wache her kommend und in der Richtung auf uns zu marschirend. Meine Frau war darüber auf den Tod erschrocken, um so mehr, da den Leuten um uns her unser Loos bedenklich erscheinen mußte, weil sie sich rasch von uns absonderten .... Wir waren aber, als wir uns, wie schon gesagt mit großem Widerwillen, zum Rückzug entschlossen hatten, noch keine zwei hundert Schritte weit gekommen, als uns ein zweiter Diener, diesmal ein Weißer, einholte, um unserem Führer zu sagen, daß seine Gebieterin gar nicht verlange, daß wir uns entfernen sollten; daß sie ihren schwarzen Sclaven wegen seines gewaltsamen Verfahrens strafen lassen werde; daß wir gern umher spazieren und der Musik zuhören könnten, nur dürften wir uns ihr nicht nähern und auch nicht sie anreden. Wir kehrten dann triumphirend auf das Schlachtfeld zurück, und machten der schönen jungen Frau ein recht graziöses Compliment. Meiner Frau verlangte jedoch nach Hause, wir suchten deßhalb bald unsere Kaïke auf und machten uns wieder auf den Weg nach Pera.

Wir waren entzückt über alles das, was wir in diesen elysäischen Feldern der Osmanlis gesehen hatten, selbst über den kleinen Zufall, von dem wir persönlich betroffen worden waren. Er belehrte uns, daß der Fanatismus nach unten, die Toleranz aber oben herrsche.

Als wir an den weißen Façaden eines in's Meer hineingebauten reizenden kleinen Palastes vorüberfuhren, klangen uns durch ein offenes Fenster desselben die Laute des prächtigen Duo aus

der Favorite, auf einem Fortepiano vorgetragen, entgegen. Wir erfahren von Williams, daß dies die Wohnung Abdul-Azis, Bruders des Sultans, und dieser auch der Spielende sey. Funfzig Jahre früher würde das Erste, was Abdul-Medschid gethan hätte, wenn er Kaiser geworden wäre, gewesen seyn, daß er seinen Bruder hätte erdrosseln lassen. Statt dessen hat er es sich zuvörderst angelegen seyn lassen, ihm einen Palast, Dienerschaft, einen Harem und Vermögen zu geben, unter der alleinigen Restriction, sich nicht mit Politik zu befassen und den Umgang mit Leuten zu meiden, die damit zu thun gehabt haben. Der junge Prinz hat sich auf das Studium der Künste gelegt. Er hat einen Bruder Donizetti's zum Musiklehrer. Er lebt wie die vornehmen Türken, die keine Ehrsucht haben. Er kömmt oft mit seinem Bruder und der Sultanin-Mutter zusammen, und es scheint eine große Zärtlichkeit und Einigkeit in der kaiserlichen Familie zu herrschen.

Welt und Wahrheit. Roman von **Mathilde Raven**, geb. **Beckmann** (Verf. des Romans: „Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.") Dritter Band. Düsseldorf. Druck und Verlag von Wilhelm Kaulen. 1850. 275 Seiten. 8.

Wir können über diesen dritten Band (der vierte ist wahrscheinlich auch bereits erschienen, aber uns noch nicht zugekommen) nur kurz berichten, daß Emma's Verhältniß zu ihrem Bräutigam sich noch immer in demselben Stadium befindet, in welchem wir es am Schlusse des zweiten Bandes antrafen. (Vergl. diese Blätter Nr. 99). Die Verfasserin hat gleich auf der ersten Seite die junge Dame sehr richtig characterisirt: „Die geheime Triebfeder zu Allem was Emma that und unterließ, war der Wunsch, zu gefallen. So wie sie ihr Haar künstlich kräuselte, weil es von der Natur schlicht war und weil Locken ihr Gesicht hübscher machten, wie sie sich geschminkt haben würde, wenn ihre natürliche Farbe nicht lebhaft genug gewesen wäre, so schmückte sie sich auch mit dem Scheine von Eigenschaften aus, die sie in der Wirklichkeit nicht besaß, wenn diejenigen Menschen, denen sie gefallen wollte, gerade diese Eigenschaften liebenswürdig fanden. Sie war weit entfernt sich diese geistigen Toilettenkünste als Verstellung, Heuchelei, Lüge anzurechnen; sie gab sich fast noch mehr Mühe, sich selbst, als Andern zu gefallen, und wußte sich selbst eben so gut zu täuschen, wie Andere." In weniger schonender Weise wird sie von der adelichen Gesellschaft, mit welcher sie fortwährend verkehrt und nicht allein in einer Wohlthätigkeits-Vorstellung im Schauspielhause der Stadt, sondern auch sonst Comödie spielt, mit zu Grundlegung von Montaigne's Worten: „Wenn ich mit meiner Katze spiele, so bin ich häufig zweifelhaft, ob nicht die Katze eigentlich mit mir spielt," mit einer Katze verglichen. Die Spannung zwischen den Verlobten veranlaßt manche böse Scene; dieser Candidat Wild hat einen Bräutigamsstand, wie wir ihn Keinem wünschen möchten. Angenehme Eindrücke läßt das Alles nicht zurück, entschädigt werden wir aber vollkommen durch Marien's Bild, welches die Verfasserin in immer mehr sich entwickelnden Zügen, man sieht es, mit Vorliebe zeichnet. Wild, um seinen Hochzeitstag schneller herbeizuführen, Emma's Widerwillen als Frau Dorfschulmeisterin aufzutreten, berücksichtigend, bewirbt sich um eine erledigte Predigerstelle in der Stadt; da werden dann neue Intriguen eingeleitet, Julius, Emma's Bruder, auch Theologe, muß sich gleichfalls melden, angeblich weil es doch hart sei, wenn ein anderer, als der Sohn des seligen Consistorialsraths seinen Platz auf der Kanzel einnehme. Beide halten Probepredigten; Julius erscheint hier als ein leichtsinniger Heuchler; Ernst spricht die Wahrheit und straft die Lüge. Soweit ist alles gut; es gehört zum Roman. Wenn wir jedoch S. 202—210 einen Entwurf von Wild's Predigt über die Versuchung Jesu durch Satan, lesen müssen, so wird die Grenze ungebührlich überschritten. Die Mittheilung eines dramatischen Gedichtes: „Die Sendung der Wohlthätigkeit" (S. 65—79), kann dagegen Niemand mißbilligen; sie gewährt, von ihrem poetischen Werthe abgesehen, Abwechslung; auch nicht die nationalökonomistischen und handelspolitischen Gespräche, die, durch eine erschütternde Schilderung Wild's von dem Jammer und Elende, welche ihm in der Hütte eines Heuermanns entgegentraten, hervorgerufen, am Abend des ersten Weihnachtstages geführt werden. Die Erzählung selbst würden wir zum Nutzen und Frommen mancher Leute abdrucken lassen, wenn wir mit dem uns zugemessenen Raum nicht etwas sparsam sein müßten; doch theilen wir sie vielleicht einmal später mit.

H.

Unterm Schindeldach. Von **Waldmüller**. Hamburg. Meißner & Schirges. 1851. 54 Seiten. 8.

Mit diesem Titel sind fünf kleine ländliche Dichtungen versehen, bezeichnet: Im Posthause. Im schiefen Küsterwege. Vor dem Kruge. „Der Eimer liegt im Brunnen." Auf der Senne. Wir geben als Probe die kürzeste:

Vor dem Kruge.

Die Mutter sitzt im Sorgenstuhl, hart an der Ofen-Ecke;
Des Ofenfeuers flackernd Licht tanzt an der Stubendecke;
Der Gerhard starrt gedankenlos durch die gefrornen Scheiben,
An denen Flocken ohne Zahl im Wind vorüber treiben.
Der Holzwurm pickt; es schnarrt die Uhr; — bald über ihre Brille
Blickt nach dem Sohn die Mutter hin; — unheimlich ist die Stille.

Am äußern Rand des Dorfes liegt des Haidemüllers Schenke,
Da locken aus geschliff'nem Glas hellblinkende Getränke;
Da tönt der Fiedel lauter Klang, da klappern Glas und Flasche,
Da wandert mancher Wochenlohn glatt in des Wirthes Tasche;
Da wird getanzt, gelärmt, juchheht; aus Bowlen und Terrinen
Dampft rother Glühwein, Meth und Punsch; — die Liesbeth muß bedienen.

Der Sonntag ist ein schlimmer Tag für manche arme Hütte;
Der Vater muß zur Schenke hin, weil's einmal Brauch und Sitte.
Die Schenke ist ein schlimmer Ort; — wer Schulden macht und Streiche,

Ist allemal dort Hans im Chor' und spielt die erste Geige. —
Der Sonntag und die Schenke sind zwei bitterböse Worte
Für Einen, dessen Liebstes muß Dienst thun an solchem Orte.

Der Schnee liegt hoch und flockenleicht; am Himmel steh'n die Sterne;
Vom Kirchthurm brummt die Glocke Neun, ein Posthorn tönt von ferne.
Die Post, die liebe traute Post, voll lust'ger Passagiere!
Wie zieh'n sie durch den hohen Schnee die schaumbedeckten Thiere!
Sie saust herein, sie saust hinaus; — fern tönt des Schwagers Liedel, —
Das Dorf ist wieder todtenstill; im Wirthshaus klingt die Fiedel.

Den Gerhard läßt der Fiedel Ton nicht mehr zu Hause bleiben;
Er schleicht zur Schenke hin und lauscht durch die beschlag'nen Scheiben;
Er sieht im Qualm und Pfeifendampf, zu rauhem Liederbrüllen,
Die Liesbeth rastlos hier und dort die Krüg' und Gläser füllen,
Und hört manch' angetrunk'nen Gast mit lautem Witz sie necken,
Und sieht manch' schmutzigen Gesell'n nach ihr die Arme strecken.

Doch nun die Krüge alle voll, schlüpft sie hinaus in's Freie,
Wo sie den Gerhard wartend weiß, — denn zäh' ist Bauerntreue; —
Sie weint sich aus an seiner Brust, — er küßt die harten Hände; —
Sie sind sich gut — ach! wie so gut! — und damit hat's ein Ende.
— — Und wenn nun wieder Sonntag ist, wird's just so wiederkehren —
Ein tiefes Leid, ein heißer Kuß — und recht, recht viele Zähren.

Das Büchlein ist sauber ausgestattet. H.

Handbuch der Fremdwörter nebst der Aussprache, von J. Schuberth. Hamburg und New-York. Verlag von Schuberth & Co., 1851. IV und 383 Seiten. 8.

Ein Buch, wie das vorliegende, wird gewiß Vielen sehr willkommen sein, da es so reichhaltig ist, daß es nur in seltenen Fällen die gewünschte Auskunft versagen dürfte; so haben wir z. B. auf einer zweispaltigen Seite 66 Artikel gezählt. Wie die Fremdwörter ausgesprochen werden müssen, ist überall angegeben. Die fremden Sprachen angehörigen Wörter, die in ihrer Urform verblieben, sind aus der Antiqua gesetzt und so leicht von denen zu unterscheiden, welche in die deutsche Sprache übergegangen. Wir haben manches Wort gefunden, das in größeren ähnlichen Werken fehlt. Dem Vernehmen nach verdanken wir die Fortsetzung der von Hrn. Julius Schubert begonnenen beachtungswerthen Arbeit vom Buchstaben D an, dem Fleiße des Hrn. Heinrich Meyer, von welchem auch mehrere häufig vorkommende türkische und arabische Wörter, so wie die medicinischen und chirurgischen Kunstausdrücke berücksichtigt sind. Der Satz ist ökonomisch, aber ohne der Deutlichkeit des Drucks (von G. F. Thiele) und dem leichten Auffinden zu schaden, eingerichtet. H.

Album lyrique de la **France moderne** par Eugène Borel. Stuttgart. Edouard Hallberger. XVI und 434 Seiten. 12.

Wir erhalten hier eine Anthologie, eine Sammlung französischer lyrischer Poesieen, welche mit Ausnahme der Gedichte von André Chénier, von Gilbert und einer kleinen Anzahl anderer aus neuerer Zeit, dem neunzehnten Jahrhundert angehören. Der Herausgeber entschuldigt diese beschränkte Auswahl mit seiner Ueberzeugung, daß bei uns Deutschen nur die neuesten, besonders die romantischen Dichtungen der Franzosen auf eine günstige Aufnahme rechnen dürften, und die älteren nicht mehr gelesen würden. Im Allgemeinen mag Dies richtig sein, doch giebt es in Deutschland noch immer auch Verehrer der älteren französischen Poesie. Doch davon abgesehen, wird diese Sammlung, die zunächst den Frauen und Jungfrauen, sowie jüngeren Leuten, deren Erziehung beendigt und die, ohne eine Menge Bücher zu durchblättern, die besten Erzeugnisse der lyrischen Dichter Frankreichs kennen zu lernen wünschen, gewidmet ist, gewiß mit Beifall aufgenommen werden und sich Freunde erwerben. Es bedarf wol kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß dies lyrische Album den gewöhnlichen Sammlungen französischer Gedichte für die Jugend nicht gleichzustellen ist, also Empfindungen und Gefühle in mehreren der Poesieen ausgesprochen und dargelegt werden, die jenen fremd bleiben müssen. Aber auch in dieser Beziehung ist die Wahl sehr vorsichtig getroffen; es ist Alles fern gehalten, was den Zartsinn, die Sitte und den Anstand irgend verletzen könnte.

Die Namen der Verfasser und Verfasserinnen bilden eine lange Reihe; es sind unter ihnen mehrere, die in einer lyrischen Anthologie wol zuerst erscheinen, die Schöpfungen der Muse einiger derselben übertreffen jedoch manche der gefeiertesten Dichter. Wir lassen das Verzeichniß Aller, welches vielleicht auch in literaturgeschichtlicher Hinsicht nicht ganz ohne Interesse ist, folgen: André Chénier, Millevoye, Béranger, Lamartine, Casimir Delavigne, Victor Hugo, Châteaubriand, Baour Lormian, A. Dumas, A. de Vigny, Delphine Gay, Brizeux, Sainte Beuve, Reboul, Emile Deschamps, Antony Deschamps, Graf Jules de Rességuier, Madame Desbordes Valmore, Edouard Turquety, Barbier, Madame Tastu, Belmontet, Olivier, Arsène Houssaye, Ducis, Campenon, A. de Beauchesne, Gustave Drouineau, Madame Mélanie Waldor, Fontaney, Madame Guinard, Gaspard de Pons, St. Felix, Bailly, Théophile Gautier, Népomucène Lemercier, Charles Nodier, Chênedollé, Jules de Fèvre, Marie Nodier Mennessier, Guiraud, Mourier, Pauline Flaugergues, De Ley, Elise Moreau, Eugène Faure, Gilbert, Arnault, Parny, Donalle, Latour, Justin Maurice, Pauthier, Petit-Senn, Eugène Lesage, Constant Dubos, Souvestre, Marmier, Alfred de Musset, E. Debraux, Halevy, Félicie d'Ayzac, Madame Anaïs Ségalas, Hippolyte Rolle, Pierre Lebrun, J. J. Ampère, Gaillon, Elisa Mercoeur, Chaumont, Graf X. de Maistre, Ulric Guttinguer, Eugène Borel, und ein Anonymer.

Eine Kritik der einzelnen Leistungen der genannten Dichter und Dichterinnen wird man von uns nicht erwarten; daß in einer so reichhaltigen Zusammenstellung sich Gedichte finden, die deutschen Ansprüchen unmöglich genügen können, ist nicht die Schuld

des Herausgebers, dessen Zweck es ersichtlich war, eine möglichst vollständige Uebersicht der französischen Lyrik der Neuzeit (die demselben nicht entsprechenden Productionen natürlich ausgenommen) zu geben. Dahin rechnen wir übrigens durchaus nicht, was er selbst beigetragen; im Gegentheil, das folgende Gedicht: Le jeune aveugle à sa mère, gehört zu den besten der Sammlung.

Dis, pourquoi pleures-tu quand ton enfant s'éveille?
Pourquoi, quand sur ma main j'avais penché mes yeux,
Un soir, répétais-tu: Pauvre enfant, il sommeille . . .
„En rêve il est peut-être heureux!“

Pourquoi reprenais-tu: „Cachez-lui sa misère!
„Qu'il ignore, s'il peut, la douleur où je suis,
„Quand mes yeux, le matin, inondés de lumière,
„N'ont pas un rayon pour mon fils.“

Et ta voix redisait plus doucement encore:
„Les mots „grâce, beauté,“ rendent ses traits rêveurs;
„Parlez de chants d'oiseaux en lui peignant l'aurore,
„De parfums en cueillant des fleurs.

„Quand il devient pensif, accordez une lyre;
„Sur l'aile de nos chants son désespoir s'enfuit.
„Aimons-le, . . . notre amour éveille son sourire;
„C'est son aurore dans sa nuit.“ —

Feignant un doux sommeil, j'éprouvais la tristesse,
Et le cri de ton coeur venait briser le mien:
Oh! que n'ai-je un regard, pour voir avec ivresse
Le bonheur briller dans le tien!

Puis vous avez prié, toi, mes soeurs et mon père;
J'entendais murmurer: „Grâce! Dieu des humains!“
Jusqu'à l'ange au berceau qui disait: „Viens, ma mère,
„Joindre aussi mes petites mains.“

Alors je me souvins qu'il est un jour suprême,
Qui, même au pauvre aveugle, est un jour de réveil . . .
Sèche tes pleurs, attends: je verrai ceux que j'aime
Quand j'aurai fini mon sommeil.

Das Buch ist typographisch sehr schön ausgestattet, der Einband, mit Goldschnitt, elegant. H.

Die hamburgische Oper
im Jahre 1710
(Februar—März.)

Ich finde zufällig im zweiten Theile des bekannten Werkes: „Herrn Zacharias Conrad von Uffenbach Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und England. M. KK. Ff. u. Lpz. 1753“ die folgenden Notizen, die für unsere hiesigen Leser vielleicht ein Interesse, wenn auch nur als Curiosum, haben dürften. „Abends (den 19. Februar 1710) gingen wir (v. Uffenbach und sein Bruder) noch in die Opera, davon das Haus jenseit der Elbe sehr weit entfernt lieget. Es kam uns fast ganz so vor, wie das Braunschweigische, aber etwas größer, doch ein gutes kleiner, und sehr viel niedriger als das Leipziger, das auch beyde an Zierlichkeit übertrifft, doch mag das Theatrum an beyden Orten viel größer als das Leipziger seyn. Wir funden, wie wir schon, ehe wir hieher gekommen, gehört hatten, daß, seit dem der Rathsherr Schott verstorben, und die jetzigen Actores und Director alles von der Wittwe nur gepachtet hätten, die hiesigen Opera sehr in Abgang gerathen, sonderlich auch, nachdem die besten Sänger vor kurzem hinweg gekommen, als die berühmte Conradine, so einen Pohlnischen Grafen geheurathet, der treffliche Bassist Grünewald, der Capell-Director zu Weissenfels worden, die Kayserin und Schoberin, welche nach Darmstadt gekommen &c. Jedoch sind noch einige gute Manns-Personen allhier, worunter Bendler der vornehmste, der sich, seit dem ich ihn in der Leipziger-Opera gar oft gehöret, sehr gebessert, und nicht mehr so hart singet, sondern seine Stimme sehr moderiret, auch viele gute Manieren hier angenommen. Unter denen Weibs-Leuten waren nur zwey, so noch zimlich sangen, aber doch keine so wohl als die Debrichin, welche ich in Leipzig öffters gehöret, obgleich ihre Schwestern allhier waren. Es wurde diesesmal Arsinoe agirt, welche sowohl an Worten als Music wohl componirt war, wiewohl die Music anjetzo viel schwacher und schlechter ist als in Leipzig. Die Veränderungen der Scenen und Theatri waren auch gar einfältig und schlecht, die Maschinen selbsten aber noch ziemlich. In dem Stücke von Arsinoe wurden zwey Wasserfälle oder Cascaden sehr artig durch ein weiß gemaltes Tuch, so auf zwo Rollen stets herum liesse, und sich bewegte, vorgestellet. Die Entreen und Tänze waren verschiedentlich und gut, sonderlich von zween gar kleinen Scaramouches, die ihre Sache sehr wohl machten, vornehmlich der eine, so nach seiner Größe nicht über acht Jahre alt sein konnte.“

Den 20. Februar. „Abends gingen wir wieder in die Opera von Lucretia, so der wegen jetziger Unruh allhier berussene Lic. Feind ehedem verfertiget, wie sie dann auch unter seinen Gedichten sich befindet. Sie ist sowohl nach den Worten, als auch der Music nach von Herrn Capellmeister Kayser sehr wohl componirt, sie übertraff die vorher gehende in allem sehr weit.“

Den 21. Februar. „Abends sahen wir eine Opera, das Carneval von Venedig genannt, in welcher die Music das beste, die Invention aber mehr lächerlich als sinnreich war. Wiewol man uns versicherte, daß diese Opera mit gutem Gewinnst sehr offt gespielt, und mehr damit verdient worden, als von jeden anderen. Die platt-teutsche Scene, ob sie sich hieher nicht wohl schickt, ist sehr artig.“

Den 25. Februar. Carneval von Venedig. Wiederholung des früheren Urtheils, mit dem Zusatze daß in den besten andern Opern „manchmal sonderlich gegen den Sommer sich so wenig Personen eingefunden, daß sie nicht einmal spielen können, sondern das Geld wieder gegeben. Die Compositionen und Music war diesesmal zimlich.“

Den 26. Februar. Die Oper Orpheus, „welches ein gutes Stück war.“

Den 27. Februar. „Wir gingen — — in die neue Opera, le bon vivant, oder die Leipziger Messe zu sehen, und fanden

faſt keinen Platz mehr, ſo voll war es, wiewohl dieſes Stück, wie leicht zu erachten, mehr eine lächerliche Comödie, als rechte Opera iſt, dazu es ganz keine Materie war.“

Den 28. Februar. L'amore ammalato, die krankende Liebe, oder Antiochus und Stratonica, „welches ſowohl an Worten als Muſick wohl componirt war.“

„Den 4. Martii Morgens beſahen wir das Opern-Haus. Das Theatrum iſt zwar ſehr tief, aber niedrig, deßgleichen ſind auch die Maſchinen alt, und beynahe ſehr ſchlecht. Das Modell vom Tempel zu Jeruſalem, welches hinter dem Theater ſtehet, iſt gewiß ein ſolches Kunſtſtück, das verdienet geſehen zu werden. Es hat ihn Herr Schott zu einer Opera von der Zerſtörung Jeruſalems mit ungemeinen Koſten machen laſſen, wie denn ſechs Jahre daran gearbeitet worden.“ Es folgt nun die Beſchreibung des Tempels; wobei bemerkt wird, „ob man gleich die Opera vielfältig vorgeſtellt, iſt doch der Tempel wenig dazu gebraucht worden, weil man befürchtet er möchte vom Feuer und ſonſten leichtlich Schaden nehmen. Nunmehro aber, weil Herr Schott tod iſt, laſſen ſolches die Erben gar nicht zu, ſondern wenn dieſe Opera geſpielt wird, bedienen ſie ſich eines gemalten Tempels.“ Abends ſahen die Reiſenden noch einmal Arſinoe.

H.

Miscelle.

Das Pariſer Elyſee, im Jahr 1718 für den Grafen d'Evreux gebaut, iſt ſeitdem, auf längere oder kürzere Zeit, bewohnt worden: von der Frau von Pompadour, der Geliebten Ludwigs XV; dem Marquis de Marigny; dem Herrn Beaujon, einem großen Banquier; Murat; Napoleon; dem Kaiſer von Rußland; Napoleon noch einmal; dem Herzog von Wellington; dem Herzog von Berri, dem Herzog von Bordeaux, und, augenblicklich, dem Prinzen Ludwig Bonaparte.

Herr Auguſtus Petermann theilt in dem Athenaeum folgenden Auszug aus einem Schreiben der bekannten deutſchen Reiſenden, Madame Ida Pfeiffer, vom 20. Auguſt d. J. aus der Capſtadt mit, wo ſie am 11. deſſelben Monats von London ab angekommen war:

„Der Eindruck, den dieſer Platz auf mich gemacht hat, war kein angenehmer. Die Berge um die Stadt her ſind kahl, und die Stadt ſelber kömmt mir wie ein Dorf vor, weil mir die Erinnerung an London noch zu neu iſt. Die Häuſer haben nur einen Stock, und Terraſſen ſtatt der Dächer. Vom Bord des Schiffes aus war nur ein einziger Baum zu ſehen, der auf einem Hügel ſteht. Ich habe mich, mit einem Worte, gleich bei meiner Ankunft in meinen Erwartungen getäuſcht geſehn, und dieſe Täuſchung nimmt noch eher zu als ab. In der Stadt iſt die europäiſche Lebensart vorherrſchend, mehr als an irgend einem anderen außereuropäiſchen Orte, wo ich geweſen bin. Ich habe viele Erkundigungen über das Reiſen im Innern eingezogen, und es iſt mir von allen Seiten verſichert worden, daß die Eingeborenen überall ſehr freundlich gegen Reiſende geſinnt ſeyen, und daß ich, als Frau, viel tiefer als ein Mann in das Land würde eindringen können; deßhalb hat man mir auch ſtark zugerathen, eine Reiſe bis zu den unbekannten See'n und ſelbſt darüber hinaus zu unternehmen. Trotz all dieſer ſchönen Ausſichten und Hoffnungen fürchte ich aber doch, daß ich hier zu Lande weniger werde reiſen können, als in irgend einem andern. Das Erſte was einem hier geſagt wird, iſt, daß man ſich Wagen, Ochſen, Pferde, Eſel kaufen und koſtſpielige Führer miethen muß. Wie weit würde ich da nun wohl mit meinen 100 Lſtl. ausreichen? Wie theuer hier Alles iſt, das mögen Sie daraus abnehmen, daß ich für den Transport meines unbedeutenden Gepäckes nach meinem Logis 10½ engliſche Schillinge habe bezahlen müſſen. An den Plätzen, die ich für die theuerſten der Welt gehalten hatte, als: London, Calcutta, Canton, ꝛc. hat man mir nicht die Hälfte für den Transport meiner Sachen abgefordert, wie hier, obwohl der Weg von den Schiffen bis zu meinem Logis überall viel weiter war. Koſt und Wohnung habe ich ebenfalls ſehr theuer gefunden. Glücklicher Weiſe bin ich in dem Hauſe des hamburgiſchen Conſuls, Herrn Thalwitzer, ſehr freundlich aufgenommen und lebe daſelbſt ſehr angenehm, doch komme ich in dem Zwecke, der mich hierher geführt hat, wenig weiter. Im Laufe dieſes Monats werde ich mit einigen holländiſchen Boers eine kurze Reiſe nach Klein Williams antreten, und fürchte, daß dieſelbe der Anfang und das Ende meines Reiſens hier zu Lande ſeyn wird.

Katalog der von dem verſtorbenen Herrn Amtsverwalter Dr. J. B. W. Lindenberg zu Bergedorf hinterlaſſenen Bibliothek (188 Seiten, 6813 Nummern.) — Der Name des verſt. Beſitzers iſt allen Botanikern hinreichend bekannt; neben anderen ſeiner botaniſchen Leiſtungen nimmt das von ihm mit Gottſche gemeinſchaftlich herausgegebene Werk Species Hepaticarum einen ehrenvollen Platz in der botaniſchen Literatur ein. Man wird alſo durch die ausgewählte Sammlung von Büchern ſeines Lieblingsfaches, welche der Katalog Nr. 5483—6677 darbietet, und unter denen ſich viele größere Kupferwerke befinden, nicht überraſcht werden. Aber auch für einen anderen Wiſſenſchaftszweig, die Geſchichte nebſt Biographien und Memoiren, Nr. 1804—4950, hat der Katalog Bedeutſamkeit. Beſonders die Memoiren-Literatur iſt ſehr gut ausgeſtattet. Aus den übrigen Fächern iſt manches Werthvolle, ſo Seltene vorhanden; wir bemerken nur, da es im Verzeichniſſe nicht geſchehen, als Solches: Nr. 32. W. Jones, Grammar of the Persian language. Lond. 1804., Nr. 34. (J. C. Amaduti) Alphabetum Brammhanicum s. Indostanicum. Rom. 1771., Nr. 37. Alphabetum Armenicum. Rom. 1784., Nr. 41. Th. S. Bayer, Museum Sinicum. Petrop. 1730, Nr. 42 (J. C. Amaduti) Alphabetum Grandonico-Malabaricum s. Samscrudanicum. Rom. 1772, Nr. 43. Larey, Grammaire of the Mahratta Language. Serampore 1805, Nr. 88. Astarloa, Apologia de la lengua Bascongada. Madr. 1803, Nr. 93. Ludolphi, Lexicon aethiopico-latinum. Francof. 1699, Nr. 96 u. 97. Fourmont, Meditationes sinicae und Luguae Sinarum grammatica, Par. 1737 u. 1742, Nr. 104. Al Coranus ex museo Hinkelmanni. Hamb. 1694; mehrere der ſpaniſchen und portugieſiſchen Werke Nr. 1412—1477, ꝛc. — Der Verkauf beginnt am 19. Januar in Hamburg.

H.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenſtraße No. 6. Expedition ebendaſelbſt.

Hamburger Literarische und Kritische Blätter.

Verlegt und redigirt von F. Niebour.

№ 105. Mittwoch, den 31. December. 1851.

☞ Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich zwei Mal: Mittwochs und Sonnabends. Abonnement vierteljährlich; Preis des ganzen Jahrganges hier am Orte 15 ß Cour. — Hiesige belieben ihre Bestellungen in der Expedition, große Reichenstraße No. 6, Ecke der Rolandsbrücke in der Buchdruckerei des Herrn A. F. M. Kümpel, zu machen, Auswärtige aber sich deshalb an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter oder Buchhandlungen zu wenden. — Anzeigen pr. Corpus-Zeile 2 Silbergroschen.

Inhalt.

Die heutigen Kaffern und Hottentotten.

(Aus „A Tour in South Africa, &c. By J. J. Freeman.“)

Die Kaffern, mindestens zwei Millionen Seelen, leben zerstreut von der östlichen Gränze der Cap-Colonie bis über die Delagoa-Bay hinaus, und dann ununterbrochen queer über das ganze Festland bis zu dem atlantischen Meer im 20. Breitengrade, und zu den Damaras, der Wallfischbay zu. Der ebengenannte Afrikanerstamm, 40,000 Köpfe stark, steht in häufigem Verkehr mit den Europäern.

Außer den jüngst entdeckten Kafferstämmen, zählen die Amakosäer, der Cap-Colonie am nächsten, und die Tambuckies, die hauptsächlich in den gegenwärtigen Krieg verwickelt sind, über 250,000 Seelen, so wie die Amapondas und die übrigen Stämme von Natal 150,000, die Zulas und anderen im Natal 100,000, die unabhängigen Zulas mindestens 500,000, die Bechuanas, Mantatis, Basutus und sonstigen Stämme zwischen Lattaku und Natal 300,000, die Matabels und anderen Stämme von den Zulas ab bis zu den Stämmen des See's 500,000, was zusammen die zwei Millionen Kaffern ergiebt, die uns bis jetzt bekannt sind.

— Wir gelangten bald zu einer Anzahl Hütten, die den Zula-Kaffern gehörten. Einige der Männer, die uns zu Gesicht kamen, trugen nach der Weise der Zulas ein Stirnband auf dem geschorenen Kopfe, das aus dünnem Ried geflochten war und förmlich in der Kopfhaut steckte. Es ist ungefähr drei Viertel Zoll dick, und sieht einem gewundenem Tau ähnlich, nur daß es schwarz, und in kleinen Knoten geflechten ist. Wir kamen durch zehn oder zwölf Kraals oder Dörfer.

Einige der Männer kamen ab und an zu unseren Wagen. Sie benahmen sich sehr gutmüthig, und führten keine andere Waffen bei sich als Zuckerrohr, das sie gerne zu essen schienen. Ich war gegen sie doch sehr auf meiner Huth, denn es sind schlaue Schelme, und sie würden uns, wenn nicht sorgfältig im Auge gehalten, doch eins oder das andre gemaust haben. Ihre einzige Bekleidung bildeten einige Streifen Putzfelle, die sie um den Hüften trugen. In einigen der Dörfer, die wir passirten, kamen auch Weiber und Kinder zum Vorschein, um uns zu sehen. Die Frauen waren etwas mehr bekleidet als die Männer. Auf unsrer Weiterreise kamen wir durch viele verlassene Dörfer, die muthmaßlich von den Ur-Einwohnern bewohnt gewesen, welche durch die Tyrannen Chako, Dingaan und andre aufgerieben sind oder sich nach Höhlen und ins Gebirge geflüchtet haben.

In der Colonie Natal befinden sich ungefähr 100,000 Zulas Kaffern, die unter brittischem Schutz und brittischer Herrschaft stehen, jedoch nach ihren eignen Bräuchen leben und ihre besondere Gerichtsbarkeit haben. Viele von ihnen sind Ueberläufer von Panda, dem Zulas-Häuptling, und haben sich freiwillig unter brittischen Schutz gestellt. Diese große Anzahl Ur-Eingeborner scheint aus den Trümmern vieler Stämme zusammengesetzt zu seyn, indem ihre Dialecte sehr verschieden sind. Die Stämme selber sind in den verheerenden Kriegen der letzten Jahre unter Chako, Dingaan und anderen ausgerottet worden. Panda ist grausam, tyrannisch und unpopulair, auch reißen seine Unterthanen sich gerne von ihm los, so oft sie es nur mit einiger Sicherheit thun können. Er soll noch jüngst arge

Grausamkeiten unter seinem eignen Volke verübt haben, ja ein und alle Tage so gegen dasselbe verfahren.

Unter den Hottentotten giebt es Individuen, die sich moralisch und geistig auszeichnen. Viele von ihnen sind gute Christen und ehrenwerthe Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft geworden. In dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts waren die östlichen Hottentotten noch im Besitz von Rinderheerden und Ländereien, sie sind aber durch eine verkehrte Anwendung der Gesetze, unter einem System der Politik, das eben so albern als grausam war, und unter plumpen Vorurtheilen, welche von einer verkehrten Politik und Ungerechtigkeit begünstigt wurden, durchgängig rasch heruntergekommen. Sie mußten gezwungen um erbärmlichen Lohn dienen, daher sie denn in Bekleidung und Wohnung schlecht bestellt waren und sich den nöthigen Unterhalt durch Stehlen zu verschaffen genöthigt sahen. Das Schaaffell aus der Zeit ihrer Unabhängigkeit war ein Prachtmantel im Vergleich mit den Lumpen, in welchen sie nun einhergehen, so wie ihre wohlgefüllte, einem Bienenkorbe ähnliche, Wohnung früherer Zeiten ein Palast, gegen die kahle Hütte, welche ihnen der Colonist heutigen Tages als Obdach anweist und ihnen von dem Abfall seines Schlachthauses eben genug giebt, um nicht Hungers zu sterben.

Durch die Bemühungen einiger philantropischen Freunde ist die Lage der Hottentotten im Jahre 1825 etwas verbessert und ihnen durch den Gouverneur Bourke eine eigne Magna Charta gegeben worden. Doch wird es ihnen noch schwer gemacht, Land angewiesen zu bekommen. Im Jahr 1829 bildete sich eine Hottentotten-Colonie an dem Katfluße, an der Gränze. Selbst nach den Kafferkriegen von 1835 und 1846, mußten die Hottentotten noch den alten Kampf gegen ein wider sie unterhaltenes Vorurtheil bestehen. Vergebens stellten sie sich in die Bresche, und deckten die Colonisten vor manchen Angriffen. Eine mächtige Partei ist von Haß auf sie erfüllt, und die Regierung ist noch diesen Augenblick schwankend in ihrer Meinung über sie. Sie wagt es nicht, und kann es auch unmöglich wollen, auf die offenkundige Absicht so Mancher, den Hottentotten den letzten Rest ihrer Freiheit zu nehmen, einzugehn; dennoch handelt sie aber so, daß es zu ihrem Untergange führen muß. Sie setzt Behörden über sie ein, die es mit den Feinden von ihnen halten müssen. Es wird unausgesetzt ein Vagabonden-Gesetz, was nichts weiter als das frühere System des gezwungenen Dienstes bezweckt, verlangt, und die Regierung muntert dazu auf, indem sie die Frage immer unentschieden läßt, so wie den Hottentotten den Antheil an dem öffentlichen Lande vorenthält, der ihnen von Rechts wegen zukäme und wodurch ihrem Vagabondenleben am besten ein Ende gemacht werden würde. Durch alles dieses sind die Hottentotten dermaßen allarmirt worden, daß das Schlimmste von ihnen zu gewärtigen ist.

Ihre Zahl mit Inbegriff der Griquas, der Coraas, der Namaquas, der Buschmänner und der entfernteren Familien, welche die Hottentottensprache sprechen und die man in den letzteren Jahren im Norden von Lattaku aufgefunden hat, übersteigt nicht 150,000 Seelen. Es leben davon aber 50,000 in dem Victoria-Districte, was schon eine bedenkliche Masse ist, da die gesammte europäische Bevölkerung innerhalb der Colonie sicherlich keine 80,000, muthmaßlich kaum 60,000 Seelen stark ist.

Leipziger Leihanstalt für Musik. Systematisch geordnetes Verzeichniss derjenigen **Musikalien**, welche stets vorräthig sind in der Musikalien- und Instrumenten-Handlung von C. A. Klemm. Vollständiger Haupt-Catalog. X und 547 Seiten. Gr. 8.

Es würde uns nie einfallen, den Katalog einer Musikalien-Leihanstalt, selbst einer so bedeutenden wie die Klemm'sche, in diesen Blättern zu besprechen, veranlaßten uns nicht eigenthümliche, sofort näher anzugebende Gründe dazu.

Die Anstalt, deren Haupt-Katalog hier Gegenstand unserer Anzeige ist, wurde im Jahre 1821 von dem Vater des jetzigen Inhabers begründet, und bot damals eine fast in allen Fächern der musikalischen Literatur möglichst vollständige Sammlung dar. Im Laufe der Zeit fortwährend unter den günstigsten Umständen ergänzt, und zwar mit dem Vorzüglichsten der jährlichen Erscheinungen auf dem ganzen musikalischen Gebiete, gelang es, ein hinter ähnlichen Anstalten der bedeutendsten Hauptstädte Deutschlands mindestens nicht zurückbleibendes ständiges Musikalien-Museum, das vorzugsweise die Publicationen des neunzehnten Jahrhunderts umfaßt, aufzustellen. Die bisherigen, in verschiedenen Zwischenräumen erschienenen sechs einzelnen Kataloge genügten nicht, und ein neuer Gesammt-Katalog wurde nothwendig. Ungeachtet der seit mehreren Jahren beschafften Vorarbeiten, dauerte der Druck desselben (35 Bogen) fast zwei volle Jahre. So wie er nun jetzt vor uns liegt, unterscheidet er sich von den gewöhnlichen Musikalien-Katalogen nicht allein hinsichtlich des dabei in Anwendung gebrachten Systems, sondern auch der bei Befolgung desselben angewandten Sorgfalt und Genauigkeit und erfüllt so, neben dem nächsten Zwecke, der speciellen Leitung für die Interessenten der Anstalt zu dienen, auch einen zweiten: als bequemes Handbuch die allgemeine Uebersicht für den Musikfreund bei beabsichtigtem Ankauf von Musikalien zu erleichtern. Diese zweite Bestimmung des Klemm'schen Katalogs ist einer der Gründe, der uns veranlaßt, ihn durch eine besondere Anzeige zur allgemeinen Kunde zu bringen. Aber auch die wirklich treffliche, umsichtige Abfassung und Anordnung giebt ihm Anspruch auf unsere Theilnahme und Beachtung. Die Nummern laufen fort von 1—24,144; die in zweifelhaften Fällen oft allein entscheidende Tonart, sowie die Anfangs-Worte oder Inhalts-Ueberschriften von Gesangstücken sind sorgfältig angegeben, in der dritten Abtheilung (Vocal-Musik) außerdem noch einige andere Bezeichnungen in Anwendung gebracht, nämlich p: Parallele (oder Hinweis auf Gleichartiges von einer zur andern Klasse); d: Duette; f: für Frauenstimme (n); m: für Männerstimme (n). Was nun die Klassen-Ordnung des Katalogs betrifft, die ein getreues und vollständiges Bild von der Aufstellung der Leihanstalt-Musikalien giebt, so möchte schwerlich eine zweckmäßigere und übersichtlichere aufgefunden werden können. Die

bekannten drei Theile der Literatur der Musik: A. Instrumental-Musik, B. Vocal-Musik, C. Theoretische Werke, nebst Zeitschriften und Sammlungen von Meisterwerken sind beibehalten und folgendergestalt in drei, auch einzeln abzugebende Abtheilungen oder Bände gebracht worden. Die erste Abtheilung enthält: A. Instrumental-Musik. Erste Hälfte. Erste bis fünfzehnte Klasse (Orchester, Harmonie, Violine, Bratsche, Violoncello, Contrabaß, Flöte, Clarinette, Bassethorn, Hoboe, Fagott, Serpent, Flageolet, Czakan, Horn, Trompete, Posaune, Cor à Pistons, Signalhorn, Englisches Horn, Bombardon, Ophicleide, Pauke, Mandoline, Zither, Guitarre); 6133 Nummern; die zweite Abtheilung: A. Instrumental-Musik. Zweite Hälfte. Sechszehnte bis neunzehnte Klasse (Pianoforte, Orgel, Harfe, Harmonika); 12,282 Nummern; die dritte Abtheilung: B. und C., die ganze Vocal-Musik und Anhang; 5729 Nummern. Die erste Klasse von B. (die zwanzigste der ganzen Sammlung) umfaßt die geistliche Musik in drei Unterabtheilungen; die zweite (die einundzwanzigste) die weltliche Musik in sieben Unterabtheilungen. Namentlich bei B. sind die strenge Durchführung des gewählten Systems und der Fleiß, welcher der gewiß nicht leichten Arbeit gewidmet worden ist, nicht zu verkennen. Der Anhang oder C. begreift in sich die zweiundzwanzigste Klasse: Auswahl theoretischer Werke (über Harmonie, Composition, Akustik, Geschichte, Kritik, Literatur u. s. w., Biographieen, Kataloge, Encyklopädien u. s. w.); die dreiundzwanzigste: Musikalische Zeitschriften, und die letzte oder vierundzwanzigste: Sammlungen von Meisterwerken. Ein Inhaltsverzeichniß der Hauptabtheilungen, der Klassen und deren Bestandtheile, sowie eine Aufstellung des Inhalts nach der Nummern-Anzahl gewähren eine vollständige Uebersicht des Museums.

Der Inhaber der musikalischen Leihanstalt, Herr Bernhard Klemm, ist auch Bearbeiter des Katalogs; eine langjährige Erfahrung und die genaue Erkenntniß der Mängel, an denen manche Musikalien-Verzeichnisse leiden, mögen ihm allerdings seine Arbeit erleichtert haben, wie mühevoll sie aber dennoch gewesen, lehrt schon der flüchtigste Durchblick einiger der vierundzwanzig Klassen. Wenn es bei Weitem keine so leichte Sache, wie man bisweilen glaubt, einen guten Bücher-Katalog anzufertigen, so ist die Aufgabe, eine zahlreiche Sammlung von Musikalien aller Art systematisch und eine schnelle Orientirung vermittelnd zu ordnen, noch weniger leicht zu lösen. In beiden Beziehungen ist der vorliegende Katalog befriedigend und zweckmäßig abgefaßt, daher als Nachschlagebuch ungemein brauchbar, und wird, dem Vernehmen nach, im musikalischen Geschäftsleben bereits als solches benutzt. Die fehlende, allerdings wünschenswerthe Angabe der Verleger ließ sich mit dem speciellen Zwecke des Verzeichnisses nicht vereinigen; die Ladenpreise sind angegeben, indem, mit Ausnahme derjenigen Musikalien, die, im Handel vergriffen, nicht wieder zu ergänzen sein würden und daher für die Anstalt einen besonderen Werth haben, alle übrigen verkäuflich sind. Von Zeit zu Zeit sollen Nachträge folgen.

Der Preis des typographisch schön ausgestatteten Katalogs ist billig gestellt. H.

Bibliotheca historico-naturalis et physico-chemica, oder systematisch geordnete Uebersicht der in Deutschland und dem Auslande auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften neu erschienenen Bücher, herausgegeben von Ernst A. Zuchold, Mitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins in Halle, des entomologischen in Stettin und der Entomological Society in London. Erster Jahrgang. 1s Heft. Januar bis Juni 1851. Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. 46 Seiten. Gr. 8.

Es schließt sich diese Uebersicht an ähnliche der medicinisch-chirurgischen ꝛc., der philologischen und der theologischen Literatur an, welche seit einigen Jahren, von Carl Joh. Fr. W. Ruprecht und Ludw. Ruprecht bearbeitet, im Verlage von Vandenhoeck u. Ruprecht erschienen sind und deren Brauchbarkeit sich bewährt hat und allgemein anerkannt ist. Die vorliegende Zusammenstellung bekundet denselben Fleiß und dieselbe Sachkenntniß, die wir bei anderen Arbeiten des Herausgebers zu rühmen Gelegenheit fanden. Die Anordnung ist die folgende: I. Naturwissenschaften im Allgemeinen. 1. Museen. 2. Mikroskopie. 3. Geschichte der Naturwissenschaften. 4. Schriften gelehrter Gesellschaften. 5. Vermischte naturhistorische Schriften. II. Zoologie. 1. Vergleichende Anatomie und Physiologie. 2. Vermischte zoologische Schriften. 3. Die Thierklassen (acht) besonders. III. Botanik. 1. Allgemeines. 2. Physiologie. 3. Systematik. (3 Unterabtheilungen.) 4. Monographieen. (2 Unterabtheilungen.) IV. Geologie und Mineralogie. 1. Allgemeines. 2. Geologie. (2 Unterabtheil.) 3. Geognosie. Geognostische Charter 4. Paläontologie. 5. Oryktognosie. V. Physik und Meteorologie. VI. Chemie und Pharmacie.

Das Verzeichniß beschränkt sich nicht blos auf die in dem laufenden Jahre ausgegebenen naturwissenschaftlichen Werke, sondern es sind auch mehrere, namentlich im Auslande in den nächstvorhergehenden Jahren erschienene, mit aufgenommen, z. B. Antonio Blanco, Introduccion al estudio de las plantas. 3 tomos. Madrid, 1845. 1846. 8. C. L. Blume, Flora Javae nec non insularum adjacentium. Fasc. 36—39 Lugd Batav. 1849. Fol., D. Miguel Colmeiro, Catalogo metódico de plantas observadas en Cataluña etc. Madrid 1846. 8., F. Parlatore, Flora Italiana etc. Fasc. 1—5. Firenze 1848—50., J. Jos. Bianconi, de mari olim occupante planities et colles Italiae, Asiae minoris etc. et de aetate terreni quod geologi appellant marnes bleues dissertationes. Bononiae 1846—50. 4., James Hall, Palaeontology of New-York. Vol. 1. Albany 1847. 4., Mata, Sinópsis filosofica de la Quimica. Madrid 1850. 8. etc.

In die Abtheilung: „Vermischte naturhistorische Schriften“, ist Einiges gestellt, welches vielleicht eine eigene Rubrik verdient hätte, z. B. die Systeme, Hand- und Lehrbücher der Naturgeschichte, sowie die periodischen Schriften. Doch spricht der nicht bedeutende Vorrath allerdings für die Vereinigung, und wollen wir mit der obigen Bemerkung weder einen Tadel, noch eine be-

sondere und entschiedene Passion für angehäufte Unterabtheilungen aussprechen.

Dem zweiten Hefte, mit welchem der Jahrgang geschlossen, wird ein alphabetisches Register beigegeben werden. H.

Neueste belgische Literatur.

Aus C. Muquardt's Bibliographie de la Belgique Nr. 10 entnehmen wir die folgenden Titel kürzlich in Belgien erschienener beachtungswerther Werke: **Cahour** (le P. A.) de la Compagnie de Jésus. Baudouin de Constantinople, chronique de Belgique et de France. Tournai. 348 Seiten 8. m. KK. — **Crocq** (J.) Du traitement des fractures des membres. Mémoire couronné en 1849 par l'Académie royale de médecine de Belgique. (Extrait des Mémoires de l'Academie r. d. m. d. B.) Bruxelles. 544 Seiten 4. — **Debruyne** (Philippe). Précis de l'histoire de Charles-Quint ou recueil chronologique des principaux faits et principaux événements qui ont illustré son règne, dédié à S. M. Léopold Ier, roi des Belges. Namur. 257 Seiten 8. — **Dictionnaire de l'économie politique**, contenant par ordre alphabétique l'exposition des principes de la science, l'opinion des écrivains qui ont le plus contribué à sa fondation et à ses progrès, la Bibliographie générale de l'économie politique etc. par une réunion d'économistes. Bruxelles. Das Werk wird aus zwei Bänden, jeder von ungefähr 800 Seiten sehr großes Octavformat in 2 Col. bestehen und in 32 Lieferungen ausgegeben werden, von welchen die erste Lieferung erschienen ist. — **Dubois** (Ch. F.) Planches coloriées des oiseaux de la Belgique et de leurs oeufs. 6e livraison. Bruxelles, Leipzig, Gand. Gr. 8. — **Lambillotte** (le R. P. L.) de la Compagnie de Jésus. Clef des mélodies Grégoriennes dans les antiques systèmes de notations et de l'unité dans les chants liturgiques. Bruxelles. 60 Seiten 8. — Lettres inédites de Maximilien, duc d'Autriche, roi des Romains et empereur, sur les affaires des Pays-Bas, publiées par M. **Gachard**, archiviste général du royaume. 1e partie, 1478—1488. Bruxelles, Leipzig, Gand. 192 Seiten 8. — **Minard**, inspecteur divisionnaire des ponts et chaussés. Cours de construction des ouvrages qui établissent la navigation des rivières et des canaux, professé à l'école des ponts et chaussés de 1832 à 1841. Liège. VIII u. 264 Seiten 4., nebst Atlas von 25 Tafeln in Klein-Folio. — **Romacle** (C.) Dictionnaire wallon-français etc. Livr. 21 à 25 et dernière. Liège. 8. Das Werk besteht aus zwei Bänden. — **Renouard** (A. Ch.), conseiller à la cour de cassation de France. Traité des faillites et banqueroutes, entièrement refondu et mis en harmonie avec la loi belge du 18 avril 1851, sur les faillites, banqueroutes et sursis etc. etc., par J. **Bering**, avocat à la cour d'appel de Bruxelles. 1re livraison. Bruxelles. Gr. 8., in 2 Col. — **Rogron** (J. A.) Code de commerce expliqué par ses motifs, par des exemples, et par la jurisprudence etc. etc. nouv. édit., augmentée de la législation et de la jurisprudence de Belgique, du texte du nouveau Code de commerce de Hollande etc. etc. Bruxelles. Etwa 400 Seiten 8., in 2 Col. — **Wauters** (Alphonse), archiviste de la ville. Histoire des environs de Bruxelles, ouvrage faisant suite à l'**Histoire de Bruxelles**, par Alex. Henne et A. Wauters. 1e et 2e livr. Bruxelles. Gr. 8., m. Holzschn.

Noch bemerken wir, daß die zweite Ausgabe von den höchst interessanten, früher in dieser Zeitschrift besprochenen Verlagswerken von C. Muquardt: „Die Indianer Nord-Amerika's, von G. Catlin", und „Spanien und die Spanier, von Emm. v. Cuendias", beendigt ist, und von dem mit verdientem Beifall aufgenommenen, gleichfalls von uns erwähnten belehrenden ethnographischen Kupferwerke: „Die Völker des Erdballs, von Dr. Heinrich Berghaus", eine zweite Auflage in 50 Lieferungen, mit 150 sauber illum. Tafeln erscheinen wird. Hoffmann.

Miscellen.

Die von dem verst. Instituts-Vorsteher J. D. Steinweg in Altona hinterlassene Bibliothek, deren Verzeichniß 190 eng gedruckte Seiten füllt (6870 u. 350 Nummern), ist in vielen Wissenschaftsfächern sehr reichhaltig; ganz besonders hervorzuheben ist jedoch die große Anzahl spanischer und portugiesischer, besonders die Geographie und Geschichte, Finanzen, Handel und Literatur Spaniens und Portugals betreffender Werke, unter denen sich viele finden, die in deutschen Bücher-Auctionen selten oder nie vorkommen. Wir wissen, daß der mit ersichtlichem, anerkennungswerthem Fleiße abgefaßte Katalog möglichst verbreitet worden ist und wollen durch diese Zeilen nur an denselben erinnern, oder die Aufmerksamkeit derjenigen Herren Bibliothekare, denen er zufällig nicht zugekommen sein sollte, auf denselben lenken. Der Verkauf wird in Altona am 26. Januar stattfinden.

H.

Den jüngsten Berichten vom Vorgebirge der guten Hoffnung zufolge, schätzte man die Masse der feindlichen Kaffern in jener englischen Colonie auf circa 6000 Mann, in zwei Corps abgetheilt, von welchen das eine am Fischfluß-Busch, ungefähr dreißig englische Meilen nordöstlich von Grahams-Town, das andere im Waterkloof, ungefähr funzig Meilen nordwestlich von derselben Stadt postirt ist.

Gedruckt bei A. F. M. Kümpel, große Reichenstraße No. 6. Expedition ebendaselbst.